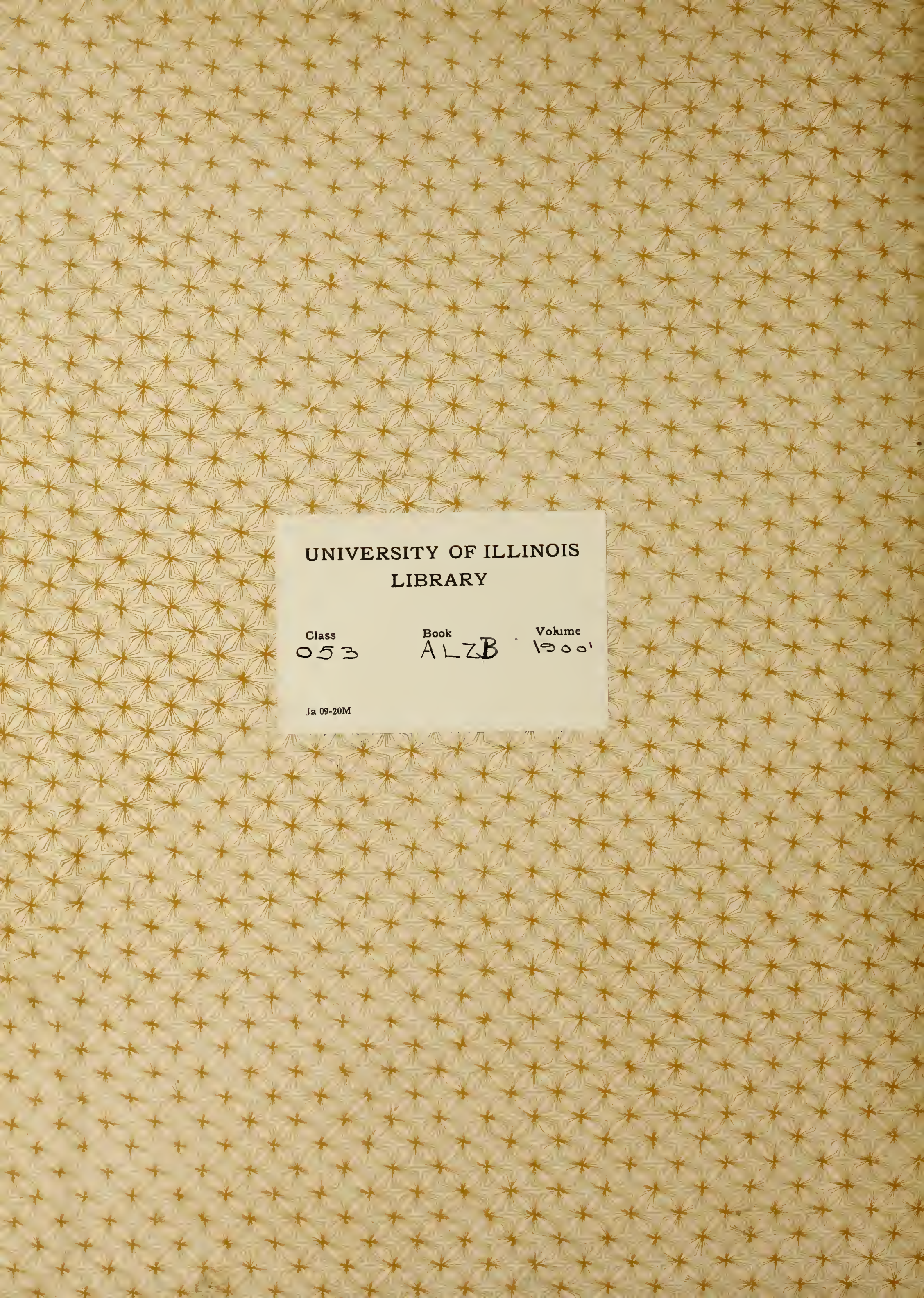














Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

Januar, Februar, März 1900.



München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung,

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 2. Januar. Nummer 1.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Religiöse Bewegungen in England.

II.

London, 10. Dez. Unser erster Londoner Brief (Nr. 275 v. J.) gab eine Darlegung des Wiederhalles, welchen neuere innerkirchliche Ereignisse in der katholischen Publizistik Englands, zunächst namentlich in den Ausführungen Gibsons und Dr. Barry's gefunden haben. Wir fahren in diesen Mittheilungen fort, um das Bild der heutigen Stimmung, so wie es sich hier an der Themse darstellt, zu vervollständigen.

Da ist vor allem einer Aeußerung zu gedenken, welche Hr. James F. Hope dem „Weekly Register“ (26. Aug., Nr. 2592, S. 282) zugesandt hat und die durch die Persönlichkeit des Absenders nicht weniger als durch den Tenor ihres Textes beachtenswerth erscheint. Mr. Hope ist ein sehr enger Verwandter des Herzogs von Norfolk, des heutigen Ministers, welcher bekanntlich seit langen Jahren das wirkliche Haupt der katholischen Laienwelt in England ist. Hören wir, was Mr. Hope uns zu sagen hat und was, wie man annehmen darf, auch die Meinung des Herzogs von Norfolk in diesen Dingen sein dürfte.

Die Einsendung, welche aus Herons Ghyll, Uckfield, datirt ist, trägt die Ueberschrift: „A Plea for Habeas Corpus in The Church.“ Sie lautet:

„Allen denjenigen, welche auf die Wohlfahrt der Kirche bedacht sind und welche in den letzten Monaten dieses 19. Jahrhunderts deren innere Lage beobachtet haben, muß sich aufdrängen, daß diese Situation Anlaß zu ernsten Befürchtungen und Bedenken gibt. Auf der einen Seite bemerken wir die ausschweifendsten Pläne (the wildest speculation), auf der anderen blindesten Widerstand gegen jede neue Idee, während so Manche, die gern in Frieden ihres Weges gehen wollten, sich mit Unbehagen einer alles ergreifenden Unruhe gegenüber und durch die Tyrannei der Verhältnisse in diese einbezogen sehen. Nach außen scheint alles sehr schön und friedlich zu liegen; im Innern aber herrscht Unzufriedenheit, Gährung, Unruhe, die bedenklichen Symptome kommenden Sturmes. Daß Schulmeinungen gegeneinander kämpfen, daß Fragen, wie der Tag sie mit sich bringt, frisch und selbst heiß verhandelt werden, ist an sich natürlich und ein Beweis von gesundem Leben. Aber heute tritt ein Faktor in die Situation ein, welcher jede Kontroverse verbittert, der Verleumdung Thür und Thor öffnet und den Bessergesinnten den Mund verschließt. Ich meine damit die geheimen Prozeduren der mit den Angelegenheiten der Lehre und des Glaubens befaßten römischen Kongregationen. Es kommt nicht darauf an, wie richtig die Entscheidungen dieser Stellen sind, noch darauf, mit wie viel Sorgfalt sie vorbereitet wurden — solange ihre Argumente unbekannt sind und die Begründung ihrer Urtheile nur Sache der Vermuthung ist, ist jeglichem Argwohn, jeglicher Insinuation Raum gegeben. Was man darüber auch in klerikalen Kreisen, wenn sie offen sich aussprechen, unter uns Katholiken zu hören bekommt, läßt keinen Zweifel daran, daß diese Tribunale, welche Gehorsam für ihre Entscheidungen fordern, das Vertrauen der Gläubigen völlig verloren haben.“

„Ich persönlich glaube nicht den zehnten Theil dessen, was ich höre. Ich glaube — was Andere nicht thun — an die Gewissenhaftigkeit und den Rechtssinn der römischen Prälaten. Ich bin überzeugt, daß sie an ihrer gegenwärtigen Methode des Verfahrens mehr aus angeerbter Tradition als aus freier Wahl festhalten. Ich glaube sogar, daß nur ihr hoher Charakter ein solches System so lange noch halten konnte; wahrscheinlich würde bei einer Oeffentlichkeit des Verfahrens mit einigen seltenen Ausnahmen das gleiche Resultat erreicht worden sein. Gleichwohl ist gewiß, daß, wo Gerichtsverhandlungen das Licht der Oeffentlichkeit scheuen, keine Bürgschaft gegen außergerichtliche Einwirkungen und illegitime Motive besteht. Ich kann daher, so anmaßlich meine Ansicht sein mag, nur sagen: der heilige Vater könnte, um Allen den Glauben an die Loyalität seiner Kongregationen zurückzugeben, nichts besseres thun, als ein Prozeßverfahren einzuführen, welches auch dem geringsten seiner geistlichen Untergebenen das Recht auf eine öffentliche Verhandlung sicherte.“

„Es wäre absurd, zu unterstellen, daß die Stimme eines unbekannten Individuums in einer fernen Gegend irgend ein Gewicht am Sitz der kirchlichen Regierung hätte. Indessen, es ist besser, offen auszusprechen, was allgemein gedacht und geflüstert wird, als daß die Autorität von der thatsächlichen Empfindung des Publikums gar nichts erfährt. Wartete man immer, bis der rechte Mann und die beste Gelegenheit zu sprechen kommt, so wird das Mißverständniß leicht nur um so größer. Auf mir lastete diese Sache zu stark, um zu schweigen, und ich trage für das, was ich sage, die Verantwortung ganz allein. Ist das Prinzip, für welches ich eingetreten bin, falsch, dann mag die Sache auf sich beruhen; ist es richtig, so wird es sich Bahn schaffen — praevaleat, oder vielmehr praevalebit.“

Der Brief des Mr. Hope ist reichlich kommentirt worden. Schon die folgende Nr. 2593 (S. 302 f.) des „Weekly Register“ brachte drei Erwiderungen. Ein „Laicus“ fand Hope's „modesty“ impertinent und seine Bedenken für die römischen Kongregationen injuriös. Mit Recht macht er auf die Schwierigkeiten aufmerksam, welche sich thatsächlich einstellen würden, sollten Theologen und Schriftsteller aus den fernsten Ländern nach Rom gehen, um sich zu verantworten: hier ist der Punkt, an dem an sich schon, practice loquendo, die Barry'schen Forderungen scheitern müßten.

In derselben Nummer der nämlichen Wochenschrift verbreitet sich ein anderer Anonymus, der sich Laicus ignotus nennt, über den Schell'schen Fall und sucht Hope's Plea durch die Berufung auf Kardinal Manning zu stützen.

Hinsichtlich des ersteren beklagt er, daß Niemand erfahren habe, was denn eigentlich in den Schriften des Würzburger Professors Tadelnswerthes gefunden wurde, und daß diesem keinerlei Gelegenheit gegeben worden sei, sich zu vertheidigen. In diesem Punkte ist der Laicus ignotus offenbar nicht genau unterrichtet; es liegt kein Anlaß für uns vor, auf diese Vorgänge näher einzugehen, solange Hr. Prof. Schell darüber Stillschweigen beobachtet. Was Manning angeht, so erzählt er, nach gewissen mit dem Kardinal Vilio als Sekretär des hl. Uffizio gepflogenen Unterhaltungen, daß „er jetzt von der Uncapacität der Inquisition in der betreffenden Frage und der Ungerechtigkeit ihrer Prozeduren und ihrer Geheimnißkrämerei“ völlig überzeugt sei (these three conversations have more profoundly convinced me of the incapacity of the Holy office in such cases, and the essential injustice of its procedures and its secrecy).[1] Wir möchten unsrerseits auch auf diese Expektoration nicht allzuviel Gewicht legen. Seit Manning nicht mehr die erste Violine im Vatikan spielte und den Schlüssel zu allen Hinterthüren desselben in der Hand hielt, hatte er, auch abgesehen von seinen persönlichen Mißhelligkeiten mit den Kongregationen, vieles an der Kurie auszusetzen; zu allen Zeiten launenhaft und unberechenbar, war der Kardinal in seinen alten Tagen eine etwas griesgrämige Eminenz geworden.

Ein redaktioneller Artikel der „Weekly Press“ (Nr. 2596, S. 425) sucht die Aeußerungen des Mr. Hope richtig zu stellen; sehr gemäßigt und verständig gehalten, warnt dieser Aufsatz („The Roman Curia“) vor Uebertreibungen und Ungerechtigkeiten und sucht darzulegen, die Hauptgefahr der heutigen Lage liege darin, daß die Indexkongregation, nicht hinreichend über fremde Zustände und Persönlichkeiten informirt, leicht dazu komme, einen angesehenen und in seiner Heimath einen nützlichen Einfluß übenden Mann durch eine Zensur plötzlich bloßzustellen und in den Augen der Gläubigen zu kompromittiren. An dem Sermon des Dr. Wilhelm (eb. 430) kann vorübergegangen werden, da er nur eine Paraphrase einer jüngst erschienenen Broschüre ist, und auch der „Tree Speech“ in Nr. 2602, S. 618, bedeutet nicht viel. Wohl aber müssen zwei Stimmen aus dem entgegengesetzten (ultramontanen) Lager gehört werden, diejenige des Hrn. Wilfrid Ward und diejenige des P. Tyrell. Unter der Ueberschrift „The Peril of the Roman Church“ schreibt der geistvolle Sohn William Georges Ward, des einstigen Führers der extremen Ultramontanen in England, an den Herausgeber des „Spectator“ (28. Okt.), um gegen die Vorstellung zu protestiren, als ob der durch „La Croix“ vertretene populäre Journalismus ein richtiges Bild der katholischen Kirche in Frankreich darstelle. Mit Hrn. Bodley („Times“ vom 17. Okt.) leugnet er, daß die Katholiken vorzugsweise sich gegen Dreyfus ausgesprochen, und er nimmt ebenso entschieden Partei gegen Mr. Mivart, dessen Steckenpferd seit 15 Jahren die Verurtheilung Galilei's und die römischen Kongregationen seien. Wenn Professor Mivart das Stillschweigen des Papstes in der Dreyfus-Sache erschreckend („appaling“) nenne, so gehe er dabei von ganz unrichtigen Voraussetzungen hinsichtlich der Lage Frankreichs aus. Man solle nicht von einer hier verfallenden Kirche, sondern von der Kirche einer in sich zerfallenden Nation sprechen. Nur blinder Parteigeist könne in dem Verhalten des französischen Klerus den Beweis einer verfallenden Kirche sehen. Das Geschrei der Engländer über die Verschwörung des Titus Oates u. s. f. sei doch auch kein Erweis für den Verfall Englands gewesen. Solche Vorkommnisse stellen keine Gefahr für das Leben einer Nation dar. Es sei freilich zu konstatiren, daß, wie Mivarts und Anderer Auslassungen zeigen, in gewissen katholischen Kreisen eine gereizte Stimmung gegen Rom platzgegriffen habe und vielfach angenommen werde, die letzten sechs Jahre dieses Pontifikats stellten eine Reaktion gegenüber der liberalen Politik der früheren Jahre Leo's XIII. dar. Diese Empfindung habe eine gewisse Bedeutung, sei aber nicht auf eine Dekadenz der Kirche, sondern auf das Vorwiegen eines gewissen, manchem Katholiken als veraltet erscheinenden Konservativismus zurückzuführen. Die Art aber, wie manche Katholiken (so namentlich der Catholicus im Londoner „Spectator“ des September) sich aussprächen, überschreite die Grenzen des Zulässigen und stelle diese Stimmen auf die Seite der Feinde der Kirche: hatte doch jener „Catholicus“ von einer „deep-seated rottenness, the equal absence of sanity and moral sense“ gesprochen. Diese Erscheinung trete uns bei englischen Katholiken öfters entgegen, sei aber nicht allzu ernst zu nehmen. In den 60er Jahren habe ein Katholik in der „Home and Foreign Review“ den Gegensatz von „katholischer“ und „christlicher“ Moral behandelt. Vor 100 Jahren hätte man im katholischen Komitee und dem Cisalpine Club ähnliche Dinge und Anklagen gegen die Kurie und den Papst gehört, und doch habe die Geschichte Männer wie Pius VI. und Pius VII., Bischof Milner und Bischof Douglas nicht tiefer als ihre Ankläger gestellt. Neu sei nur das Phänomen, daß angesehene Blätter solchen Tiraden eine Bedeutung zuschrieben, welche ihnen nicht zukomme! Wozu denn die Redaktion die Bemerkung macht, das Bedauernswerthe sei nicht sowohl die Haltung der „Croix“, als die Weigerung des Papstes, sie zurechtzuweisen, und der ehrenvolle Empfang, den er ihrem Herausgeber bereitet habe. Sollten heute anglikanische Bischöfe und der anglikanische Klerus den Antisemitismus ermuthigen, so werde der „Spectator“ nicht anstehen, dies als ein Anzeichen der Dekadenz und tödlicher Erkrankung der englischen Kirche zu erklären.

Hr. Mivart zeigte sich von dieser Entgegnung nicht sehr erschüttert: schärfer als je tritt er in der vorletzten Samstags-Nummer des „Spectator“ mit der Erklärung auf: „Gewiß wäre Hrn. Ward und den übrigen Parteigängern des Ultramontanismus höchst erwünscht, wenn dieser Gegenstand (der Galilei-Fall) in Vergessenheit geriethe. Das wird nie geschehen, solange die Kurie nicht ihr Unrecht eingesehen und öffentliche Buße dafür gethan hat. Der Fall Galilei ist gerade einer derjenigen, auf welche man immer zurückkommen muß, weil durch ihn absolut sichergestellt ist, daß die römischen Kongregationen, die Inquisition wie der Index, auch in Dingen, die als ihrer Kompetenz geradezu unterstellt gelten, sich einen Schnitzer zuschulden kommen ließen (have blundered). Sie zeigten in dieser Sache ihre Inkompetenz hinsichtlich der Auslegung der hl. Schrift und ihre Verachtung für die Ehrlichkeit in der wissenschaftlichen Forschung (for scientific truth), durch die Leben, Gesundheit und Wohlfahrt der gebildeten Menschheit bedingt sind.“

An diesen Verhandlungen betheiligte sich des weiteren ein anderer Mann, auf den ich im Gegensatze zu den leidenschaftlichen und weit über das Ziel hinausschießenden Aeußerungen Mivarts unsre Leser auf das nachdrücklichste aufmerksam gemacht haben möchte.

Es ist längst die Beobachtung gemacht worden, wie verschieden die Haltung der englischen Jesuiten gegenüber derjenigen ihrer kontinentalen Ordensbrüder ist. Die freie Luft Englands hat auch bei ihnen ihre Wirkung gehabt. In neuem Lande und unter einem Volk, wo offene Aussprache, Klarheit und Durchsichtigkeit aller Verhältnisse ein allgemeines und zur zweiten Natur gewordenes Gesetz darstellen, mußten die dem Orden eigenen, dem spanischen Temperament entlehnten Züge doch einer starken Veränderung

---

[1] *Purcells* Life of Cardinal Manning, II, 583.

unterliegen. Wir sehen dasselbe in den Niederlanden, wo die Bollandisten von jeher und bis auf den heutigen Tag eine Ausnahmsstellung in dem Orden einnehmen. So konnte es möglich sein, daß ein uns bekanntes Haupt der liberalen Partei in England Jahre lang einen Jesuiten zum Beichtvater hatte, der noch weit liberaler war als er. Wir wollen den P. George Tyrell nicht damit schädigen, daß wir ihn in den Ruf eines liberalen Katholiken bringen. Aber seine Schriften stellen ihn in die Reihe der gebildetsten, das innere Wesen des Christenthums am tiefsten erfassenden und am liebenswürdigsten darstellenden Christen der Gegenwart. In seinem schönen und köstlichen Werke „Nova et Vetera"[1]) hat er Betrachtungen niedergelegt, welche das herauskehren, was seiner Meinung die Aufgabe und das Werk seines Ordens (im Gegensatz zu der rigoristischen Strenge und Schroffheit des Jansenismus) war: Benignitas et Humanitas Dei Salvatoris nostri. Ein neueres Schriftchen „External Religion"[2]) wendet sich gegen die Veräußerlichung und Mechanisirung der Religion und bekämpft also das, was heutzutage wirklich die Hauptgefahr des Kirchenthums ist. Wir treffen hier die Vorstellung zurückgewiesen, als ob der Katholik mit der einfachen Annahme des Kirchenglaubens seiner Pflicht genüge und damit von jeder subjektiven intellektuellen und sittlichen Arbeit entbunden sei: „There are Catholic Christions who are satisfied with the knowledge that in the Church they have ready as hand divinely-reveald standard of spiritual truth, and who imagine that Christianity consists in the profession and acknowledgement of this fact; forgetting that the Christ and the Religion outside them is but a mean to make up and developed the Christ and the Religion latent within them." Diese Auffassung rückt Kirche und Religion wieder in ihr rechtes Verhältniß, indem sie erstere nur als Mittel zur Erhaltung der Religion begreift und so mit jener Ueberspannung des kirchlichen Begriffs bricht, welche die eigentliche Quelle des Dissenses und der Kirchentrennung ist. Jetzt kommt P. Tyrell mit einem Aufsatz in „The Weekly Register" (Nr. 2584, p. 5 f.), welcher die Frage behandelt, wie sich der Katholik fehlbaren Entscheidungen gegenüber zu verhalten habe (Our Duty to faillible Decisions). Er sagt da im wesentlichen folgendes. Solche Entscheidungen (also nichtkathedratische Papstedikte, Aussprüche von Kongregationen, nicht ökumenischen Konzilien, Erlasse von Bischöfen und selbst einfachen Pfarrern) haben immer einen Anspruch auf eine gewisse äußere Obedienz in Bezug auf unser Sprechen oder Schweigen u. s. f. Verlangen aber solche fehlbare Entscheidungen eine innere Zustimmung (be some inner bending of the understanding into agrement), so liegt die Sache viel schwieriger. Man kann eine solche Unterwerfung in dem Sinne vollziehen, wie wir uns in einer Sache, die Andere notorisch besser verstehen, ihrem Urtheil, z. B. dem des Arztes oder unsres Rechtsbeistandes fügen, ohne dabei eine moralische Verpflichtung, ihre Entscheidung uns anzueignen, auf uns zu nehmen. In religiösen Dingen stellen sich aber noch andere Rücksichten ein als in profanen und rein intellektuellen. Der Christ lebt in einer großen religiösen Familie, zu deren Bestand das Vertrauen des Einzelnen auf die Leitung des Ganzen gehört. Auch das Kind muß, um im Schoße seiner Familie zu gedeihen, vieles, wenn nicht alles zunächst gläubig und ohne Erkenntniß der Gründe des ihm auferlegten Befehls oder Willens annehmen. Die moralische Autorität der Eltern und Erzieher bleibt auch für das heranwachsende Kind in ihrem Recht bestehen: und eine solche moralische Autorität beanspruchen auch die Organe der kirchlichen Leitung. Man zollt ihnen ein rationabile obsequium, weil ein solches auf guten allgemeinen Gründen ruht und angewohnt ist und die Wahrscheinlichkeit, das Rechte zu treffen, diesen kirchlichen Organen zur Seite steht. Neben dem infalliblen Organ der Kirche steht ein fallibles Magisterium, das aber doch in einem beschränkten Maße das qui vos audit me audit auf sich beziehen darf: sicher vor allem in dem was einen prompten Gehorsam fordert, ohne welchen die Zwecke der Kirche nicht erreicht werden könnten. Nachdem sich P. Tyrell auf den Brief des hl. Ignatius über den Gehorsam berufen, was eigentlich nicht zur Sache gehört, da es sich hier nicht um klösterliche Ordensregeln handelt, kommt er zu diesem Schluß: das Maß unsrer freiwilligen Zustimmung, mit dem wir den Entscheidungen einer fallibleu Auktorität beitreten, ist nicht wie bei Glaubenssachen ein solches, welches uns zwingt, uns der göttlichen Wahrheit zu unterwerfen; sondern es steht im Verhältniß zu den mannichfachen Graden der Auktorität, über welche die betreffenden Lehrinstanzen verfügen. Ein Verwandter spricht in religiösen Dingen mit weniger Auktorität zu uns als der Pfarrer; und dieser mit weniger als der Bischof u. s. f. . . . . Was wir aufweisen wollten, war, daß, abgesehen von der intellektuellen Auktorität, welche eine Kongregation oder ein Konzil als Körperschaft für sich in Anspruch nehmen kann, eine solche Körperschaft auch als autorisirte Lehrinstanz ein Recht auf dasjenige Maß innerer Zustimmung, als statthaft ist und als den Entscheidungen aller Lehrer und Obern in Dingen, die ihrer eigenen Kompetenz unterstehen, zugestanden wird.

In dieser Auslassung übergeht P. Tyrell zwei essentielle Punkte mit völligem Stillschweigen: erstens die Frage, ob derjenige, welcher die Zustimmung zu einer solchen falliblen Entscheidung verweigert, weil der betreffenden Lehrinstanz notorisch die Befähigung zum Erlaß der in Frage kommenden Entscheidung fehlte oder seiner Ueberzeugung nach abging, mit kirchlichen Zensuren und eventuell der Ausschließung aus der kirchlichen Gemeinschaft bestraft werden kann. Hr. Mivart wird voraussichtlich sagen: die kirchliche Gemeinschaft beruht auf der fides divina; eine solche kommt gegenüber den falliblen Entscheidungen nicht in Betracht, folglich kann die Verweigerung des Assenses nicht gestraft werden. Zweitens: wenn die Entscheidungen solcher Lehrinstanzen Dinge betreffen, die überhaupt nicht dem Depositum fidei angehören und deren Beurtheilung außerhalb der Kompetenz jener Körperschaften liegen — welcher Grad von Assens kann da noch gefordert werden, ohne daß das Gesetz der Sittlichkeit verletzt wird?

Wir wissen nicht, ob und was P. Tyrell auf diese Fragen antworten würde; vermuthlich würde er, ohne eine Miene zu verziehen, seinen oben erwähnten Satz einfach wiederholen: in solchem Falle wäre der Assens proportioned to the various degree of authority possessed by the teacher in question.

Mit diesem Holze, das sieht Jedermann sofort ein, kann man keinen Scheiterhaufen anzünden, und wenn P. Tyrell unter den Richtern Galilei's gesessen hätte, wäre ihm nichts übrig geblieben, als seinen Kollegen von jeder Verhandlung mit diesem „Häretiker" bedeutend abzurathen und den Angeklagten mit nächster Post nach Toscana zurückreisen zu lassen.

Die Ausführungen des P. Tyrell sind wesentlich beachtenswerth durch das, was sie nicht sagen und durch das, was sie zwischen den Zeilen lesen lassen. In ganz anderem Maße bedeutsam aber ist die Stimme, welche uns aus dem Grabe John Henry Newmans emporgestiegen ist.

Mr. J. R. Mozley, der Neffe des Kardinals Newman, hat kürzlich in der „Contemporary Review" (1899, Sept.,

[1]) Tyrell, George, S. J., Nova et Vetera. Informal Meditations for times of spiritual dryness. London 1897.

[2]) Derselbe. External Religion: its Use and Abuse. London 1899. St. Louis, Herder.

Nr. 405, p. 357 ff.) einige Briefe desselben aus dem Jahre 1875, also drei Jahre vor seiner Aufnahme ins Sacro Collegio, herausgegeben, deren Bekanntwerden, wie alles, was von Newman kommt, hier in England mit großem Interesse aufgenommen wurde. Hr. Mozley erzählt uns, daß er seinem berühmten Oheim einige Fragen vorgelegt hatte, welche ihn beschäftigten und auf welche Father Newman sich nicht weigerte, dem Neffen Antwort zu geben. Die erste dieser Fragen war diese: steht das thatsächliche Verhalten der sichtbaren Kirche, d. h. also hier der römischen — mit jenem Geiste der Sittlichkeit und Herzensgüte überein, welcher eine göttliche Stiftung und Führung bezeichnen sollte? Mozley wies auf historische Thatsachen hin, welche ihm als symptoms of a faulty nature erschienen. Er bezog sich auf Spanien unter Philipp II., Frankreich vor der ersten Revolution, Italien vor der Mitte des 19. Jahrhunderts, als auf Länder, welche in ihrem Gesammthabitus eine unheilvolle Lage darboten, die theils dem unmittelbaren Einfluß der römischen Kurie zu danken war, theils ohne Protest oder Tadel von dieser ertragen wurde. Wie kam es, fragt er, daß das ersichtliche Glück und die augenscheinliche Wohlfahrt mancher Gegenden Europa's im umgekehrten Verhältniß zu dem Grade von Glauben und Vertrauen stand, den ihre Bewohner dem römischen Stuhl entgegenbrachten? Und wie kommt es, daß die Mitglieder einer Organisation, welcher, wie man annimmt, göttliche Verheißungen zur Seite stehen, nicht bloß in der Vergangenheit so schwer gefehlt, sondern auch heute noch so wenig geneigt sind, frühere Fehler einzugestehen und sich nicht darum kümmern, daß die Gesellschaft, welche sie als eine göttliche ansehen, durch ihr Verhalten so schwer diskreditirt wird? Mr. Mozley glaubt weiter darauf hinweisen zu sollen, daß in dem Brief des Kardinals vom 3. Dezember 1875 die Identität des apostolischen und des gegenwärtigen „Ethos" der Kirche behauptet wird und er stellt auch seinerseits als Kern der Frage den heraus: kann nachgewiesen werden, daß der Geist der heutigen römischen Kirche in dieser oder jener Hinsicht abweicht von demjenigen des hl. Petrus und Paulus?

Manche Leser, besonders unsre anglikanischen Landsleute, werden sich hier gefragt haben, weßhalb Hr. Mozley nicht gleich einen Schritt weitergegangen und nach der Identität des heutigen „Ethos" mit dem Geiste Christi fragt. Andere werden gefunden haben, daß es doch eigentlich recht „fürwitzige" Fragen waren, die der junge Neffe dem alten Onkel zu beantworten gab, und sicher würde mancher gute Onkel durch Stillschweigen den Neffen zur Ordnung verwiesen haben. John Henry Newman war aber ein Mann, der alles, was das religiöse Leben der Menschheit anging, zu ernst nahm, um einer von solchen Zweifeln gequälten Seele nicht Rede und Antwort zu stehen. Sehen wir, was er im wesentlichen zu sagen hatte.

Father Newman schreibt am 1. April 1875 aus dem Oratory (zu Birmingham): „ich betrachte Deinen Brief als an mich persönlich gerichtet, denn Du sagst: Ich bin erstaunt zu sehen, wie ein Mann wie Sie, der Zeit und Gelegenheit zur Beobachtung und Erwägung hatte, eine abstrakte Idee zur Grundlage des Satzes von der Nothwendigkeit einer sichtbaren Kirche macht, statt in die Welt der Erscheinungen herabzusteigen und an der Hand der geschichtlichen Thatsachen über Werth und Wesen der römischen Kirche zu urtheilen. Meine Antwort wird demnach auch einen rein persönlichen Charakter haben und sich nur mit denjenigen Argumenten beschäftigen, welche mich persönlich überzeugen."

„Zunächst stelle ich also fest, daß es gewisse (a priori mir feststehende) Prinzipien gibt, von denen meine Ueberzeugungen ausgehen: ich sehe nicht, wie man ohne von gewissen Annahmen (assumptions) auszugehen, zu irgend einer Ueberzeugung gelangen kann. Ich nehme also an, daß es einen religiösen Glauben (a truth in religion) gebe und daß derselbe uns erreichbar ist; daß es einen Gott gibt, dem wir uns selbst nahen können und dem wir verantwortlich sind. Andrerseits finde ich hinsichtlich des Thatsächlichen und durch die Erfahrung, daß der Zulassung dieses ersten Prinzips namhafte Schwierigkeiten entgegenstehen; doch sind sie nicht stark genug, um mein Vertrauen auf das Recht desselben zu zerstören. Die größte Schwierigkeit, welche sich dem Theismus entgegenstellt, ist die Existenz des Bösen. Ich kann darüber nicht hinauskommen, ich muß es stehen lassen wie es steht (leave it alone), indem ich bekenne, daß die Lösung dieser Schwierigkeit meine Kräfte übersteigt und daß hier mit einem Argumentum ab ignorantia, mit anderen Worten, mit einer Evasion oder unbefriedigenden „excuse" zu antworten ist. Damit kann der Gegenstand nicht erschöpft sein: wir können nur Hypothesen aufstellen, um der Schwierigkeit zu begegnen und anderen Hypothesen den Weg und die Aussicht zu eröffnen, die jetzt noch nicht beigebracht sind, aber vielleicht bestimmt sind, eine befriedigende Erklärung zu geben."

Newman erzählt dann, als er zum Christenthum kam, habe er diese Schwierigkeit selbst ungelöst, aber in ihrer Bedeutung vollauf anerkannt gefunden. Da sie ebenso für den Theismus wie für das Christenthum bestehe, habe er eine Bestätigung der Wahrheit des letzteren in diesem Umstand gesehen.

„Unsres Herrn Tod, durch welchen das Uebel aufgehoben werden sollte, ist ein schreckliches Zugeständniß seiner Existenz und seiner Macht."

Aus dieser zentralen Lehre von der Versöhnung zieht er dann zwei Schlüsse: erstens daß von dem Augenblicke des Todes des Herrn alles Uebel (ideell) aufgehoben war; zweitens daß, da er selbst in Person dies Uebel nicht thatsächlich sogleich aus der Welt schaffte, es nicht überraschen kann, wenn es lange dauert, ehe es aus der Welt oder der Kirche herausgebracht ist.

Er hätte, sagt Newman, nicht ungern an das Eintreten einer sofortigen Vernichtung des Uebels oder eine Art Millennium geglaubt, aber er habe diesen Gedanken aufgeben und sich überzeugen müssen, daß das Böse sehr langsam aus der Welt und der Kirche verschwinde, daß ähnlich wie bei den physischen Umwälzungen des Universums, eine oder zwei Generationen oder Jahrhunderte gar keinen Maßstab zur Berechnung der Dauer dieses Reinigungsprozesses an die Hand geben. Vom Tage der Kreuzigung an sind Lamm und Löwe aneinander gebunden, und neben jener kleinen und auserwählten Zahl, die der Herr hinter sich ließ, liegt thatsächlich in der Geschichte der Kirche eine Geschichte großer Verbrechen vor.

„Ich gebe also die Existenz dieser Fluth des Bösen, was Dich beim Anblick der sichtbaren Kirche verletzt, zu, aber ich sage, für mein Theil: berührte diese Thatsache tödlich meinen Glauben an die Göttlichkeit des Katholizismus, so müßte sie auch ebenso meinen Glauben an einen persönlichen Gott und an eine sittliche Leitung der Menschheit berühren. Für mich ist die große Frage nicht, wie viel Uebles in der Kirche besteht, sondern wie viel Gutes sie gewirkt hat und in ihr gewirkt wurde und welchen Stempel sie in dieser Hinsicht der Zukunft hinterlassen hat. Die Kirche weist sich aus durch das positive Gute, was sie geleistet hat, wenn auch das Böse dadurch nicht sofort aufgehoben wurde."

„Das Gute, wird dann weiter ausgeführt, bleibt dem Auge meistens verborgen; wenn man es prima facie nicht sieht, ist das kein Beweis gegen den göttlichen Ursprung der Institution. Indeß kann man sich auf Zeugnisse berufen, wie des Lord Russels, der in seinem „Essay on the

Christian Religion" den Katholiken das Zeugniß ausstellt, sie seien unter sich von einer Liebe erfüllt, wie wir deren bei Griechen und Römern nicht begegnen: demüthig, herzlich, mitleidig, reich an guten Werken, bereit, ihr Gut mit dem Nächsten zu theilen und in Demuth vor ihrem Schöpfer niederzuknieen. Die Kirche hat, wie ihre Geschichte ausweist, wie eine dunkle, so auch eine lichte Seite, und diese ist stärker, permanenter und innerlich evidenter denn die Seite des Bösen. Es wäre sehr zu wünschen, daß einmal nachgewiesen würde, wie das Christenthum das Niveau der Moral gehoben und die Sitten der menschlichen Gesellschaft verbessert hat; und man muß daran erinnern, daß vor 1500 Jahren Christenthum und katholische Kirche identisch waren. Die Erhebung der niederen Klassen, die Vertheidigung des Schwachen gegen den Starken, die Abschaffung der Sklaverei, die Errichtung von Spitälern, der Loskauf der Sklaven, die bessere Erziehung der Jugend, die Begünstigung der Landwirthschaft, Literatur, der Werke der Charitas, der Gerechtigkeit, der Sittenreinheit, des Familienlebens — alles das sind geschichtliche Monumente für den Einfluß und die Lehre der Kirche. Die nichtkatholischen Schriftsteller, wie Gibbon, Voigt, Hürter, Guizot, Ranke, Waddington, Bowden, Milman geben das zu. Guizot behauptet, das Christenthum habe nur durch die Kirche die Barbarei des Mittelalters besiegt. Ebenso Milman. Neander singt das Lob der Mönche. Hurter ward durch seine historischen Studien bekehrt. Ranke zeigt, wie die Päpste die Wildheit der spanischen Inquisition bekämpft haben. Bowden kehrt hervor, wie die Sache Hildebrands die der Religion und Moral war. Die Wohlthäter des Menschengeschlechts von S. Patrick herab bis zu S. Vincenz von Paul vertreten das Leben der Kirche."

In einem zweiten Brief, vom 4. April 1875, führt Newman das angeschnittene Thema weiter durch. „Ich gebe zu, daß es Böses in der Kirche gibt, aber nicht, daß dies Böse aus der Lehre oder dem System der Kirche entspringt; es ist, wie der Herr und seine Apostel es vorausgesagt, in der Kirche, aber es geht nicht aus ihr hervor." Der Neffe hatte sich namentlich auf die Inquisition bezogen. „Die Frage ist, ob eine solche enorme Grausamkeit, wie gewöhnlich behauptet wird, der Kirche zuzuschreiben ist. Die Frage ist nicht, wie grausam das Institut, z. B. in Spanien, sondern wie ungerecht es war." Und da erinnert Newman daran, daß das mosaische Gesetz die Todesstrafe auf Götzendienst, Blasphemie und Zauberkünste gesetzt und der hl. Paulus den christlichen Magistraten die Gewalt über das Schwert zugewiesen, so daß doch kaum hier von Ungerechtigkeit gesprochen werden könne. Diese Gesichtspunkte, welche Dr. Ward in der „Dublin Review" betont habe, würden ihn, glaubt Newman, nicht abhalten, ein so grausames Blutbad, wie das der Bartholomäusnacht zu verurtheilen. Im übrigen nimmt Newman an, dies Ereigniß, gleich ähnlichen (such insane acts) wahnsinnigen Vorkommnissen, sei, wie er das seinerzeit auch gegen Lord Acton behauptet, nicht auf Berechnung und Abmachung mit Rom, sondern auf die seitens der Hugenotten dem französischen Hof eingeflößten tödliche Furcht zurückzuführen. Auch die nachträgliche Sanktion des Ereignisses spreche nicht dagegen. „Eine so große Gesellschaft wie die Kirche ist nothwendigerweise auch eine politische Macht, und Politik anrühren heißt Pech anrühren. Ein katholischer Privatmann kann für die politischen Irrthümer des Papstes nicht verantwortlich gemacht werden, so wenig wie ein Eisenbahnaktionär von 1875 für Eisenbahnunfälle aus dem Jahre 1860 oder auch 1875 verantwortlich ist."

Man werfe dem Papst vor, daß er begangenes Unrecht nicht zugestehe. Gestehe die Königin Victoria die Sünden George's IV. zu? Sich aussprechen, ist auf die Dauer die weiseste und nobelste Politik, aber selten eine mögliche oder natürliche. Doch ist zu konstatiren, daß katholische Geschichtschreiber wie Baronius, Raynaldus, Päpste wie Hadrian VI., auch Paul IV. (?) sich offen genug über die Schäden vergangener Zeiten ausgelassen haben.

„Was nun den Zustand des katholischen Europa in den letzten drei Jahrhunderten anlangt, so muß ich zunächst zugeben, ja betonen, welch schweren Verlust die Kirche durch die Abkehr der englischen und deutschen Nationen von ihr erlitten hat, was andrerseits auch diese Nationen verloren. Und es war nicht das geringste der daraus sich ergebenden Uebel, daß das lateinische Element, von da ab aufsteigend, nicht einsehen kann und will, was es verloren hat. Dies ist ein Uebel, welches durch den gegenwärtig eingeleiteten Zersetzungsprozeß (disestablishment — der Kardinal meint offenbar den Sturz des Temporales) auf die Dauer beseitigt werden wird. Einflußreiche Theile der lateinischen Rasse werden abfallen; und wenn einmal wieder Päpste aus anderen Nationalitäten gewählt werden, so werden andere Ideen unter uns in Umlauf kommen und allmählich Einfluß gewinnen."

„In religiösen Dingen erlebt man auch die Geschichte vom Krug und dem Kessel. Der eine geht hinauf, während der andere heruntergeht. England hat im 17. und 18. Jahrhundert die Fahne des Deismus erhoben, Deutschland, welches die der Reformation trug, ist jetzt der normale Sitz der intellektuellen Irreligion geworden (??)."

„Was die Papstherrschaft anlangt, so hat offenbar ein die Welt beherrschender geistlicher Souverän weder Zeit noch Interesse genug, um sich der weltlichen Materie zuzuwenden. Indessen war die weltliche Herrschaft der Päpste nicht schlechter als die ihrer Nachbarn. Heute hat die Pflege aller Zweige der Administration solche Ausdehnung und Vertiefung gewonnen, daß freilich Geistliche und Theologen nicht mehr dafür ausreichen würden (have no head for)."

„Alle Staaten haben ihre Lebenszeit. Diejenigen, welche vor 300 Jahren blühten, sind jetzt dahin oder am Absterben. Ein Unglück ist, daß die katholische Kirche gerade mit sterbenden Nationen eng verbunden ist, und insofern kann Keble's Anwendung des Mortua quinetiam wohl auf sie bezogen werden. Aber wie das zeitliche Glück, der Erfolg und der Ruhm des Papstthums mich nicht zum Katholiken gemacht haben, so vermögen seine Irrthümer und Mißgeschicke mich auch nicht von ihm abfallen zu machen. Ihre Betrachtung kann nur dazu beitragen, die Ursache seines Verfalls zu beheben."

Der Neffe war mit diesen Antworten nicht ganz zufriedengestellt und stellte neue Fragen, die Father Newman am 21. April 1875 mit folgendem beantwortete.

„Du fragst mich, ob ich anerkenne, daß die römische Kirche als Körperschaft zu öfternmalen Handlungen, welche an sich böse und für die Menschheit schädlich (injurious) waren, verführt oder gutgeheißen habe. Ich finde keine Schwierigkeit darin, darauf zu antworten. Die Kirche hat, wie ich vorausschicken muß, zwei Seiten: eine menschliche und eine göttliche; alles Menschliche aber ist dem Irrthum unterworfen. Und so finde ich keine Schwierigkeit einzuräumen, daß Päpste und Konzilien, daß ganze Völker nach der menschlichen Seite (in human aspects) geirrt haben, wie denn S. Paulus sagt: wir tragen unsern Schatz in gebrechlichen Gefäßen, indem er von den Aposteln selbst spricht. Niemand ist der Sünde nicht unterworfen (no one is impeccable), auch keine Körperschaft."

„Ich räume also ein, daß die nach ihrer formalen Seite (oder: in ihren förmlichen Kundgebungen: in its formal exhibition) göttliche Lehre der Kirche zu Zeiten durch die menschlichen Beamten, Repräsentanten, Subjekte der Kirche alterirt (perverted) worden ist. Ich räume ein, daß in dieser Hinsicht vielfach nicht so gehandelt wurde, wie gehandelt werden sollte. Ich räume ein, daß die kirchliche Aktion, welche eine menschliche ist, der Kritik und dem Tadel breiten Raum läßt. Aber was ich behaupte ist dies: daß die Kirche unermeßlich viel Gutes gethan hat und daß dies Gute derart ist, wie keine in der Geschichte aufgetretene Verwaltung oder Lehre oder Religionsgenossenschaft, vielmehr Kultus (worship) es vollbracht hat, und daß ihre Mängel und Unterlassungssünden auf Vernachlässigung oder Nichtbeobachtung ihrer Prinzipien zurückzuführen sind."

„Die Frage bleibt zu erörtern: hat die Kirche mit angeblich göttlicher Sanktion Dinge umgeben, welche menschlich fehlerhaft sind? Ich leugne dies und behaupte, in den in Betracht kommenden Fällen hat der kirchliche Akt nicht den Charakter einer göttlichen Entscheidung oder der betreffende Akt war kein Fehlgriff. Die Dinge liegen in der Welt so, daß die Fähigkeit, Gutes zu verrichten, auch einem Maximum unterworfen ist. Auch die Kirche war nicht in der Lage, in jeder Zeit zu thun, was, abstrakt genommen, das Beste war, und so denke ich auch nicht daran zu leugnen, daß mit dem Fortschritt der Zeiten die autoritativen Ansichten über Moral und religiöses Glaubensleben klarer, weiter und exakter sich gestalten werden."

Zur Entschuldigung desjenigen, was unterblieben, glaubt Father Newman am Schluß dieses Schreibens noch darauf hinweisen zu sollen, daß in den letzten drei Jahrhunderten die Aktion der Kirche gänzlich durch den Kampf gegen den Protestantismus in Anspruch genommen worden sei. Wo ein großes Werk, wie in den Missionen, zur Erhaltung des Christenthums geschehen sei, sei es doch die katholische Kirche, von welcher es (z. B. in Indien) ausgegangen sei, und das Christenthum sterbe heute dahin, überall da, wo der Katholizismus unterdrückt wird.

Der Neffe ist offenbar auch damit nicht zufriedengestellt und macht neue Bemerkungen über die Differenz zwischen Katholizismus und Protestantismus. Newman (Brief vom 3. Dezember 1875) bemüht sich, diese Differenz auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. „Ich stimme," schreibt er, „Dir darin bei, daß die Katholiken und Protestanten scheidende Differenz eine wesentlich ethische ist. Aber in ‚reinen' Katholiken und Protestanten (die meisten Protestanten sind nämlich mit Katholizismus und die meisten Katholiken mit Protestantismus tingirt, [!]) ist diese Differenz so radikal und unveränderlich, wie die Natur z. B. des Adlers und des Pferdes; zwei logisch total verschiedene Dinge. Opposition gegen die Naturwissenschaft, gegen sozialen und politischen Fortschritt auf katholischer Seite ist nur eine accidentelle und thörichte Form, in welcher sich dieser vitale Antagonismus bethätigt — eine Form, für deren populäres Auftreten und Gebahren meine eigene Vernunft keine Antwort hat (does not respond). Ebensowenig, wie ich Notiz von jenen Einwendungen nehme, wie sie seitens der modernen Wissenschaft und Politik zumeist gegen die Katholiken ins Feld geführt oder auch von großen Professoren in Belfast und anderwärts aufgebauscht werden."

„Ziehe ich das Thatsächliche, nicht Einbildungen, Vorurtheile, Voreingenommenheit und auch Parteischlagwörter in Betracht, so halte ich nachstehende Sätze für unleugbar:

„1. Als das Christenthum in der Zeit des römischen Reiches sich erhob, erhob es sich mit einem ganz bestimmten ethischen System, von welchem es behauptete, es sei für das gegenwärtige und zukünftige Heil des Menschengeschlechts und für jedes Mitglied desselben unentbehrlich und allein gültig, leicht zu definiren und nicht mißzuverstehen. Ich habe weiter die klare Empfindung, die immer wächst, daß dies ethische System (wir nannten das in Oxford so, wie es im Individuum realisirt ist, ἦθος) das lebendige Prinzip des Katholizismus ist und nicht irgend einer Form des Protestantismus als Lebensprinzip oder bewegende Kraft eignet. Damit war mir die Wahrheit des Katholizismus sichergestellt. Aeußere Umstände mögen seine Daseinsformen modifiziren oder nicht; der Papst mag Unterthan oder Souverän sein; er mag früher primus inter pares gewesen sein und jetzt als episcopus episcoporum auftreten; die Andachtsübungen zur seligsten Jungfau mögen bis jetzt über das Richtige hinausgegangen sein oder in Zukunft wegfallen; die Eucharistie mag im ersten Jahrhundert nur eine Kommemoration gewesen und jetzt im 19. Jahrhundert als Opfer gefeiert werden, über welche Dinge ich meine eigenen bestimmten Ansichten habe, die hier aber zur Sache nicht in Betracht kommen, wo es sich nur um allgemein anerkannte Thatsachen handelt[1]); ich sage: selbst angenommen, daß in Lehre und Praxis Aenderungen eingetreten seien, das „Ethos" der katholischen Kirche ist, was es in alten Zeiten war, und wo immer Kontroversen gegen sie sich erhoben, so treffen diese ebenso die Zeit der Apostel und Evangelisten wie das Jahr 1800."

„2. Untersucht man, worin denn eigentlich dieser ethische Charakter der alten Christenheit wie des heutigen Katholizismus besteht, so liegt er in dem Antagonismus zwischen Welt und Kirche. In den ersten Zeiten tritt dieser Antagonismus klar hervor; im heutigen Katholizismus bildet er das augenfällige Faktum, wie man es in England, Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien beobachten kann. In der apostolischen Zeit hießen die Christen hostes humani generis, wie heute das „Quarterly Review" uns genannt hat. Dieser Antagonismus ist aber auch andrerseits anerkannt. Die „Welt" ist neben Fleisch und Teufel einer der drei großen Feinde der Kirche. In den ersten Jahrhunderten rühmte man sich des von der Welt erfahrenen Martyriums; im 4. Jahrhundert war das Losungswort Athanasius contra mundum; im 11. schrieb ein Hildebrand seinen Dictatus. In neueren Zeiten tritt der Gegensatz uns entgegen in der Geschichte der Jesuiten. Ueberall ist die Kirche die „streitende".

„3. Das Eigenthümliche in diesem Kampf aber ist, daß die Kirche die Welt bekämpft, weil sie sie liebt. Das Charakteristische des Romanismus ist der Proselytismus, ihr technischer Ausdruck conterere, was niederwerfen, aber auch zur Umkehr, Reue bringen, bedeutet. Für die Erkenntniß des christlichen Geistes in der ersten Zeit der Kirche haben wir drei große Urkunden: die synoptischen Evangelien, die Briefe Pauli, das Evangelium, die Briefe und die Apokalypse des Johannes. Alle drei drücken sich übereinstimmend über den Gegensatz des Christenthums und der Welt aus. Es wird schwer sein, eine Differenz zwischen ihrer Sprache und der heutigen Lehre zu finden."

„4. Eine Untersuchung unsres Ethos im einzelnen wird dies nur um so klarer herausstellen. Die erste und direkte Absicht der Kirche geht auf die Verehrung des unsichtbaren Gottes. Die Hauptabsicht dieser Welt ist auf das diesseitige Leben gerichtet. Ich denke nicht, daß diese Antithese eine Uebertreibung ist, wenn man das Ganze und die großen Linien der beiderseitigen Aktion ins Auge faßt.

[1]) Daß diese Sätze nicht, wie es den Schein haben könnte, im Sinne einer latitudinarischen Theologie gemeint sind, zeigen Newmans Schriften aus der katholischen Zeit, welche in Hinsicht derselben den orthodoxen Standpunkt überall festhalten.

In unsrer Zeit sind die Katholiken unleugbar zurück in politischer, sozialer Hinsicht, an naturwissenschaftlicher und staatswirthschaftlicher Erkenntniß (und das mehr als nöthig ist, setzt der Kardinal hinzu — NB. man bemerke, daß ein Vierteljahrhundert, ehe in Deutschland über Inferiorität der Katholiken den Protestanten gegenüber geklagt wurde, diese Inferiorität hier in England durch Father Newman erkannt und zugestanden wurde!) und die Männer der Welt machen uns das zum großen Vorwurf. Und doch ist dieser Zustand der Dinge eine einfache Folge der apostolischen Predigt. Zu Anfang des Christenthums wurde gesagt: Sorget nicht für das Morgen. Wehe den Reichen. Selig die Armen. Das Evangelium gehört den Armen. Nicht die Weisen, noch die Mächtigen und Vornehmen sind berufen. Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt. Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach. Niemand kann zwei Herren dienen; wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth. Das ist der Sieg über die Welt, unser Glaube u. s. f. Das Alles ist ein ethisches System, sehr verschieden von demjenigen der Beatham oder Paley."

„5. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, das strikte System der christlichen Ethik sei nicht, wie es thatsächlich gewesen, elastisch genug, um nicht auch zeitliche Ziele, Werke und Institutionen als dem Magisterium der Religion untergeordnet in sich aufzunehmen, und ich bin ebenso weit entfernt von der Behauptung, Lehre und Aktion dieser Welt seien in ihren ersten Elementen (so hinsichtlich der Gesellschaft, der Regierung, des Gesetzes, des intellektuellen Gewissens — alles Dinge, die von Gott sind) geradezu böse (unmixed evil); und ich ignorire gewiß nicht den sittlichen Werth und die Tugend der Protestanten als Individuen betrachtet: ihre Sittlichkeit kommt von demselben Gott wie die Heiligkeit der Kirche. Aber was ich meine, ist dieses. Betrachtet man die jahrhundertlange Geschichte Englands und Frankreichs, so muß man eine starke Differenz zwischen den beiden Völkern, ihrem nationalen Leben und ihrem sittlichen Charakter, wie in ihren Erlebnissen zugeben. Ebenso wird man das Ethos der Katholiken und Protestanten unterscheiden müssen; es läßt sich nicht wie Essig und Oel mischen. Die Katholiken besitzen ihr eigenes sittliches Leben, ebenso wie die alten Christen ein solches hatten, und ihr Leben ist das gleiche wie das der alten Christen, unsre Lehre und Praxis kommt von ihnen. Wir kämpfen gleich ihnen gegen die Welt und deren Geist."

Hr. Mozley sagt uns nicht, ob er sich bei diesen Ausführungen seines Oheims beruhigt hat.

Inzwischen hat man sich im Sinne der von uns geschilderten Bewegung sofort auf sie berufen. Ein Korrespondent des „Weekly Register" (Nr. 2595, 16. Sept., 389) knüpft an die Worte Newmans an, welche beklagen, daß die Kirche an sterbende Nationen gebunden ist, und führt die Klage darüber weiter aus, daß die Regierung der Kirche sozusagen ausschließlich in der Hand dieser sterbenden Nationen liegt. Der Briefsteller beruft sich darauf, daß er nicht bloß Newman und Manning, sondern selbst das Konzil von Trient auf seiner Seite hat, wenn er fordert, die Leitung der Kirche solle allen anderen Nationen zugänglich sein. In der That liest man in dem Decretum de Reformatione (Sess. XXIV, Cap. 1): „Quos [Cardinales] Sanctissimus Romanus Pontifex ex omnibus Christianitatis nationibus, quantum commode fieri poterit, prout idoneos repererit, assumet." Die Absicht des Konzils ginge also darauf, die römische Kurie zur Vertreterin aller Völker zu machen. Die Ernennung einzelner Kardinäle in den fremden Ländern erfüllt diese Forderung nicht. „Sie würde erst erfüllt, wenn wir eine kosmopolitische Kurie und kosmopolitische Kongregationen hätten, in welchen keine Nationalität vorherrschte. Indem wir das fordern, verlangen wir nichts Unkirchliches: We may, I think, console ourselves for the abuse of the „insolent and aggressive faction", and for the false accusations of disloyalty to the Holy See, which the members of that faction will bring against us for their own purposes, by the consciousness that whe have on our side the authority, not only of Newman and Manning, but also of the Council of Trent."

* * *

Man hat von der „Skepsis" Newmans gesprochen. Mit Unrecht, wenn man damit den Mangel einer starken und festen persönlichen Ueberzeugung meinte. Mit einem gewissen Recht, wenn man seine eigenthümlich zaudernde und zurückhaltende Stellung gegenüber dem, was man die Grundlagen der philosophischen und theologischen Gewißheit nennt, beobachtet. Noch Niemand hat den spekulativen Gedanken des englischen Theologen nach dieser Seite genügend analysirt; wir besitzen kein Buch über Newmans Gewißheitslehre, wie uns Eduard Droz ein solches betreffs des Skeptizismus Pascals geschenkt hat (1886). Manche Analogien zwischen diesen beiden großen Geistern würden sich aufdrängen, und eine Untersuchung über diesen Gegenstand wäre um so zeitgemäßer, als ein vielgenanntes und auch vielfach überschätztes Werk der neuesten Gegenwart in dem, was es Brauchbares bietet, doch zum großen Theil auf Newmans Schriften und insbesondere seiner Grammar of assent beruht: was freilich Hr. F. Brunetière, wie so vieles andere, in seiner Vorrede zu Mr. Balfours „Bases de la Croyance" nicht gesehen hat.

Father Newmans enormes Wissen hatte zwei empfindliche Lücken. Einmal war er ganz außer Zusammenhang mit der Entwicklung, welche die biblischen Studien in Deutschland genommen hatten, und sein Urtheil über die Anfänge des Christenthums lag darum nothwendigerweise etwas abseits von jenen Gesichtspunkten, welche, allerdings zum großen Theil erst seit den 70er Jahren, seitens der kritischen Forschung (nicht ohne mannichfache Uebereilung und Vordringlichkeit) hervorgekehrt worden sind. Andrerseits war Newman zu wenig Historiker, um manche Frage zu entscheiden, die in der hier beregten Debatte zur Verhandlung kommen mußte. Die Frage z. B., inwieweit kirchliche Autoritäten und Behörden für unheilvolle oder sittlich anfechtbare Entscheidungen und Handlungen verantwortlich sind oder waren, mußte er thatsächlich offen lassen oder er konnte sie nur sehr ungenügend beantworten. Der Trost, den er uns hinsichtlich der vielberufenen Inferiorität gibt, ist sehr berechtigt, aber erledigt die Sache nicht. Gewiß ist, daß bei den Kindern dieser Welt das Ringen nach irdischen Gütern stärker und erfolgreicher sein muß als bei den von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit dieser Erscheinungswelt tief überzeugten und durchdrungenen Christen.

Würde die angebliche Inferiorität der Katholiken auf dem Gebiete des irdischen Realismus (Handel, Gewerbe, Industrie u. s. f.) demnach keinen absoluten Vorwurf in sich schließen, so könnte man immer die Frage erheben: weßhalb sie auf rein geistigem Gebiete und in der sozialen Ordnung nicht gleichen Schritt halten mit den Protestanten. Wir glauben, daß hier wesentlich ethnologische und nicht konfessionelle Faktoren mitreden. Wo aber an letztere zu denken wäre, suchen wir den Grund nicht in dem Prinzip des Glaubens. Er kann — abgesehen von den hier in Betracht kommenden ethnologischen Faktoren — nur liegen in dem Obsiegen krankhafter und dem Ideal ab-

gekehrter Richtungen, welche sich — vorübergehend — auf der Oberfläche des kärglichen Lebens ausbreiten wie jene Wasserpflanzen, welche an gewissen Stellen den gesunden Fluß behemmen. Ich sage vorübergehend, denn was sind selbst Jahrhunderte in dem Leben der Menschheit? Und ich sage, an der Oberfläche nur lagern sich diese Sumpflilien, denn der innerste Herzschlag unsrer Bevölkerungen wird davon wenig oder gar nicht berührt, und fort und fort lebt und bewährt sich die Kraft des christlichen Prinzips, vielleicht am meisten da, wohin der Blick der Zeitgenossen am spätesten fällt.

Ich habe, kurze Zeit, nachdem Father Newman jene Briefe an seinen Neffen geschrieben, mich mit diesem großen, mir unvergeßlichen Mann über diese und ähnliche Gegenstände im Birminghamer Oratory unterhalten. Ich konnte auch hier, in unsern Gesprächen, jenes eigenthümliche Schweben des Newman'schen Geistes hoch über all den Erbärmlichkeiten und Miseren des Tages sowohl wie der geschichtlichen Vergangenheit beobachten, ganz so, wie es uns in seinem Brief vom 3. Dezember 1875 entgegentritt. Mit unsäglichem Mitleid und fast mit einer Art heiligen Humors stand er über diesen Dingen, von ihnen unberührt und unbeirrt.

Newmans Anschauung des „Ethos" und der Identität desselben in der Kirche alter und neuer Zeit ist in der That der Kern und das Rückenmark seiner ganzen Theologie. In der Klarheit und Bestimmtheit, wie sich diese Idee bei ihm herausgebildet hatte, lag etwas überaus großes und fesselndes. Sprach er darüber, so lag auf jenen Lippen, welche Disraeli die beredtsten in ganz England genannt hat, ein überirdischer Friede.

Diese Zeilen gehen aus in den ersten Tagen des neuen Jahres und, wenn man es so will, des neuen Jahrhunderts: mögen sie, mit dem Namen und dem Gedanken John Henry Newmans, ein Gruß des Friedens und der Verständigung sein.

In den Verhandlungen, welche unser kurzer Bericht hier geschildert, ist manchen harten Wortes und mancher Bitterkeit Erwähnung geschehen. Man sagt uns, daß noch weitere und tiefer greifende Bewegungen zu erwarten sind. Möge der Geist des Friedens dabei walten, wie ihn Newman — mit seinem Reden und seinem Schweigen — vertreten hat. Ist überhaupt an eine Verbesserung reformbedürftiger Institutionen zu denken, so kann sie schwerlich dadurch erzielt werden, daß die Empfindlichkeit der in Betracht kommenden Instanzen erregt und diejenigen Faktoren mit Demüthigungen bedacht werden, von denen man Entgegenkommen erwartet. Ein selbstloses, geduldiges, der Mäßigung nie entrathendes Verhalten derjenigen, welche Reformen verlangen, muß jene maßgebenden Faktoren überzeugen, daß feindselige Absichten nicht bestehen und nur die Sache der Kirche und ihres Meisters gesucht wird. Solch friedliche Gesinnung wird vieles Schwere lösen.

Ich bin auf Newmans Aeußerungen so ausführlich eingegangen, weil sie gerade, inmitten des gegenwärtigen Tumults, eine Mahnung des Friedens darstellen. Eine Stimme, die aus dem Grabe zu uns dringt, sollte nicht so leicht überhört werden, weder von der einen noch von der anderen Seite. Und wer möchte nicht vordringen zu jenem Frieden, den der Hingegangene uns in seinem Traum schildert:

„My soul is in His hands: I have no fear, —
In His dear might prepared for weal or woe.
But hark! a grand, mysterious harmony:
It floods me like the deep and solemn sound
Of many waters."

GERONTIUS.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Noch einmal die „Frage" nach dem Beginn des neuen Jahrhunderts.** Zu unserer Bemerkung in der letzten Nummer des alten Jahres, daß der Jahrhundertwechsel mindestens schon seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts eine „Frage" gewesen sein, erhalten wir von einem Astronomen folgende Zuschrift:

„Demgegenüber konstatire ich, daß noch niemals Jemand, der mit Zeitmessung wirklich zu thun hat, daß noch niemals einer der Astronomen, deren Rechnungen sich ja doch über Jahrhunderte und Jahrtausende hin erstrecken und denen eine scharfe Datirung unerläßliche Vorbedingung ist, daß noch niemals einer der Historiker, die doch wissen müssen, wie die Jahreszahlen zu verstehen sind, im Zweifel gewesen ist über den Anfangstermin der Jahrhunderte, oder im Zweifel hätte sein können, ohne sich vor seinen Fachgenossen lächerlich zu machen. Ich betone hier nochmals [1]) die Hauptsache so anschaulich, wie es irgend möglich ist:

das Jahr 752 nach Erbauung der Stadt Rom ist identisch mit dem Jahre 2 vor Christo;

das Jahr 753 nach Erbauung der Stadt Rom ist identisch mit dem Jahr 1 vor Christo

Das Jahre 754 nach Erbauung der Stadt Rom ist identisch mit dem Jahre 1 nach Christo u. s. w. Daraus folgt für Jeden, der zählen kann, daß bis zum 31. Dezember 1899 19 Jahrhunderte verflossen sind seit dem 31. Dezember des Jahres 2 vor Christo, und ebenso, daß seit der Nacht vom 31. Dezember 1 vor Christo zum 1. Januar 1 nach Christo 19 Jahrhunderte erst verflossen sein werden in der Nacht vom 31. Dezember 1900 zum 1. Januar 1901.

Eine „Frage" ist nur scheinbar und zwar dadurch entstanden, daß plötzlich alle möglichen Leute, die in anderer Zeit niemals daran gedacht hätten, daß das Jahrhundert einen Anfangstermin haben muß, streiten zu müssen glauben, ob die Zeitrechnung mit Null oder mit Eins beginnt, gerade als ob unsre Zeitrechnung erst jetzt festzustellen wäre. Alles dreht sich um den einen Punkt: existirt ein Jahr Null oder nicht; und hierüber ist nichts zu streiten, sondern das ist einfach zu konstatiren: nämlich, daß ein Jahr Null niemals gezählt worden ist.

Für den Fachmann ist diese Thatsache etwas so geläufiges, daß er es — und das geschieht auch zumeist — für überflüssig halten muß, sie eigens zu betonen. Und mit Recht: denn eine sachliche Erörterung wird übertönt durch das Lärmen derjenigen, die niemals einen Kalender herstellen oder richtig die Zeitpunkte verschiedener Aeren miteinander verknüpfen können."

Wir haben diese Bemerkungen gern zur Klarlegung auch unsres eigenen Standpunkts in dieser Erörterung wiedergegeben, obgleich sie die Thatsache, daß die „Frage" — wenn auch nur mit sehr scheinbarer Berechtigung — die nicht fachwissenschaftlichen Gemüther schon seit mehreren Jahrhundertwenden bewegt, nicht aus der Welt schaffen.

* **Rostock.** Die juristische Fakultät der hiesigen Universität hat vier hervorragenden Juristen des Landes, und zwar dem Staatsrath v. Amsberg (Schwerin), dem Präsidenten des Oberlandesgerichts Frhrn. v. Maltzan, dem Präsidenten des Rostocker Landgerichts und Konsistorialdirektor Ahmsetter und dem Oberlandesgerichtsrath Altvater in Rostock den Grad eines Doctor honoris causa verliehen.

* **Paris,** 29. Dez. Die „Académie des inscriptiens et belles-lettres" wählte den Professor an der Berliner Universität Hermann Diels zum korrespondirenden Mitgliede.

[1]) Vergl. Nr. 357 (vom 25. Dez.) des Hauptblattes der Allg. Ztg.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 3. Januar. Nummer 2.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Geschichte der deutschen Renaissance.

Nachdem um die Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts derjenige, welcher sich über die Kunst des Mittelalters und der Renaissance unterrichten wollte, sich auf ein paar Handbücher angewiesen gesehen, hält man jetzt zusammenfassende Handbücher vielfach für verfrüht. So seltsam dies klingt, wenn man erwägt, daß in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine Fluth kunsthistorischer Detailarbeiten erschienen ist, welche der Literatur keiner anderen Wissenschaft nachsteht, so hat es doch eine gewisse Berechtigung. Denn wir finden noch überall, insbesondere aber in dem schwierigsten Theil der Kunstforschung, der Architekturgeschichte, große und augenblicklich noch kaum überbrückbare Lücken. Sollte man aber wirklich darum, daß es noch nicht möglich, eine zusammenfassende Arbeit aere perennius herzustellen, überhaupt darauf verzichten, die eigenen Erfahrungen wie die Einzeluntersuchungen zusammenzufügen und von Zeit zu Zeit dem Bedürfnisse der Interessenten auch weiterer Kreise Rechnung zu tragen?

Daß dies, wenn von berufener Hand, mit Erfolg geschehen kann, lehrt der von dem „Handbuch der Architektur“ von Durm, Ende und Schmitt vorliegende VII. Band der II. Abtheilung.[1] Welcher gewaltige Fortschritt seit Lübke's bahnbrechender Geschichte der deutschen Renaissance 1873, die doch, wenngleich noch immer brauchbar, jetzt kaum mehr als eine etwas lückenhafte Statistik der Denkmäler darstellt! Freilich hatte dann Dohme in seiner Geschichte der deutschen Baukunst 1887 Gelegenheit, die Denkmäleraufnahmen in Ortwein und Scheffers deutscher Renaissance 1871—1887 und vieles andere zu benutzen, die es ihm möglich machten, die Verzweigungen der Wege im allgemeinen zutreffend zu charakterisiren, aber weitere zwölf Jahre haben namentlich durch die mittlerweile entstandenen Landes-Inventare einer Reihe von deutschen und benachbarten Gebieten das Material in dem Maße vermehrt, daß jetzt beträchtlich reichere Grundlagen zu Gebote stehen. G. v. Bezold, durch seine bekannten Arbeiten auf dem Gebiete der Architektur des Mittelalters in umfassendem Sinne und durch seinen Antheil an den Untersuchungen der Baudenkmäler Bayerns im besonderen vorgeschult wie wenige andere deutsche Forscher, hat es auch verstanden, den reichen Stoff nicht bloß klar und zutreffend anzuordnen, sondern ihn auch genießbar und faßlich darzustellen.

Zu knapp ist wohl seine einleitende Uebersicht über das Ausleben der mittelalterlichen Architektur in Deutschland, zu welcher ihn seine obengenannten, mit Dehio veröffentlichten Arbeiten besonders befähigen mußten. Er würde es auch weiter zu begründen vermocht haben, warum die deutsche Renaissance-Architektur hinter der übrigen deutschen Renaissance-Bewegung zurückblieb. Aber er charakterisirt den Vortritt der deutschen Malerei auch in der neuen Baukunst unzweifelhaft richtig dahin, daß die Renaissance-Architektur in Deutschland früher gemalt als wirklich gebaut wurde (Burgkmair, Holbein sen., Dürer, Holbein jun.). Es ist — und bleibt — daher auch das malerische Element in der deutschen Renaissance im Gegensatz zu der raumbildenden italienischen vorherrschend und stilbedingend. Als Ausgangspunkte sind Venedig und die Lombardei die bedeutendsten, und sehr zutreffend stellt Bezold die von der Certosa von Pavia ausgehenden Anregungen unter den lombardischen als die wichtigsten hin. Auch als die weittragendsten, da davon nicht bloß Deutschland, sondern auch die Niederlande, Frankreich und insbesondere Spanien (?) berührt werden. Das Letztere führt Verfasser nicht näher aus, obwohl ihm sicher seine letzten Reisen in Spanien die bezüglichen Grundlagen geboten haben. Wir mußten ihm in Erinnerung an den Ayuntamiento und an gewisse Details des Doms zu Sevilla wie der Kuppel der Kathedrale von Burgos recht geben, wenn auch gerade Hauptbauten Spaniens der Zeit Karls V. und Philipps II., wie das Tournierhaus zu Granada, der Palast zu Toledo und der Escorial, diese Richtung bereits wieder als überwunden zeigen. Wie aber Bezold mit Grund es dahingestellt sein läßt, ob der Certosastil unmittelbar, oder über Frankreich und die Niederlande mittelbar, auf Deutschland eingewirkt habe, so schätzt er auch mit Recht die Bedeutung der Schule von Fontainebleau in dieser Beziehung für geringer als jene der Certosa.

Wie die Renaissance nach Deutschland getragen wurde, ist nur selten speziell nachzuweisen. Gelegentlich kamen wohl deutsche Bauhandwerker nach Italien oder Frankreich, wie jener Hieronymus, der den Fondaco de' Tedeschi gebaut hat. Häufiger mag es gewesen sein, daß deutsche Maler, Bildhauer und Kleinmeister in Architekturhintergründen von Gemälden, in Umrahmungen von Epitaphien in Kupferstichen und Holzschnitten, vorab Büchertiteln, Randleisten und Signeten, die neuen Elemente nach Deutschland brachten, wobei es unvermeidlich war, daß ihre Erzeugnisse nur sehr mangelhaft ins Architektonisch-Ornamentale zurückübersetzt wurden. Endlich aber kamen auch italienische Maurer und Steinmetze, zum Theil wohl unter ihren eigenen Palieren, nach Deutschland, wie ja z. B. die Magistri comacini schon im Mittelalter auch diesseits der Alpen thätig gewesen waren. Aus dieser Doppelform des Imports entwickelten sich daher von vornherein zwei Strömungen, welche v. Bezold als „deutsche Renaissance“ und als „italienische Renaissance in Deutschland“ unterscheidet.

Außerdem finden wir einen Unterschied zwischen Nord und Süd. Im Norden sind direkte italienische Einflüsse selten, wie auch die Einwirkung Süddeutschlands auf den Norden nicht häufig ist. Niedersachsen und Westfalen scheinen von Obersachsen beeinflußt zu sein, die Rheinlande von den

[1] G. v. Bezold: Die Baukunst der Renaissance in Deutschland, Holland, Belgien und Dänemark. Stuttgart 1900.

Niederlanden, von welchen von 1550 an eine mächtige Strömung durch ganz Norddeutschland zieht, das damit einen in den Niederlanden bereits fertig gewordenen Stil einfach übernimmt.

Die deutsche Renaissance ermangelt ganz großer Genies. Die meisten Baumeister stehen auf dem Uebergang vom Handwerk zur Kunst und bleiben Handwerker, auch wenn sie, wie H. Schickhardt oder J. Wolf, italienische Studienreisen gemacht haben. Sie finden auch selten Bethätigung in monumentalen Aufgaben, da namentlich auch der spärlicher gewordene Kirchenbau noch am gothischen System festhält. Es handelt sich in erster Reihe um das bürgerliche Wohnhaus der aufblühenden Städte, in zweiter um gemeindliche und genossenschaftliche Zwecke, um Rathhäuser, Zunft- und Kaufhäuser, wobei in der Regel neben dem Zwecklichen für künstlerische Komposition wenig abfällt und eher das Reiche des Aufputzes gilt als das einfach Schöne. Nicht viel anders verfahren anfangs die Fürsten. Kaiser Maximilian I. beschäftigt die großen Meister an kleinen Aufgaben, wie Randzeichnungen, Holzschnitten und nur ausnahmsweise einen P. Vischer an statuarischen Werken. Ebenso Albrecht von Brandenburg, dessen eigentliche Bauten, zu denen man den Marktbrunnen zu Mainz von 1526 nicht zählen kann, noch spätgothisch sind (Halle). Erst die pfälzischen Wittelsbacher treten mit größeren Ansprüchen auf, vor Allen Otto Heinrich, dessen Schloßbau zu Neuburg a. D. noch recht unsicher ist, dessen 1556—1563 entstandener Bau zu Heidelberg jedoch wie der seines Nachfolgers Friedrich IV. sich zu den monumentalsten Erzeugnissen der deutschen Renaissance entwickelten. Länger zögerte die bayerische Linie der Wittelsbacher, bis Wilhelm V. und Maximilian, sich erst italienischer, dann italienisch-niederländischer Kräfte bedienend, ihre glänzenden und gediegenen Bauwerke schufen.

Die Kirche blieb etwas lahmgelegt durch die Reformationskämpfe. Zwar waren auch da frühzeitig Renaissanceformen in die Gothik eingedrungen, wie dies die Hallen des bischöflichen Hofes zu Freising 1519, die etwa gleichzeitigen Fenster des Domkreuzgangs zu Regensburg von Ulrich Heidenreich und das Thurmoktogon des Hans Schweiner v. Weinsberg an S. Kilian zu Heilbronn (1513—1529) zeigen. Die Mischung tritt erst um 1550 zurück, verliert sich jedoch keineswegs ganz. Das von P. Vischer am Sebaldusgrab gegebene Mischungssystem hält in gleicher Weise an Grabmälern und Altären vor.

Daneben fehlt es freilich auch nicht an vereinzelten Werken italienischer Frührenaissance. Zunächst begegnen die Fuggerkapelle, welche Joh. Jak. Fugger 1509—1512 in St. Anna in Augsburg hatte erbauen lassen, nach Weinbrenner durch Meister Hieronymus, den Erbauer des Fondaco in Venedig, oder die Vorhalle der Hofkirche zu Venedig. Gehen diese Bauten auf Venedig zurück, so zeigt die sächsische Kunst mehr Einflüsse der lombardischen Kunst (Certosa). Ueberzeugend ist die Zusammenstellung einer Ansicht des Georgsthores an dem von Hans Schlickentanz 1530 erbauten Georgsflügel des Schlosses zu Dresden mit der Porta della Rana am Dom zu Como. Am höchsten steht der Portalbau des Schlosses zu Brieg, an welchem sicher italienische Hände mitgewirkt und in dem Bezold speziell und mit Recht die Einwirkung des Municipio in Brescia erkennt.

Von 1530 an wird die Renaissance in Süd- und Mitteldeutschland allgemeiner, wobei zuweilen die dekorative Richtung, die ihr in Deutschland von Haus aus eignet und sich erhält, schon zu verwildern beginnt. Noch besteht aber, und zwar bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts, die Verbindung mit der Gothik, wie in den benachbarten in den 30er Jahren entstandenen Häusern Tuchers in der Hirschelgasse und Hirschvogel, im Toplerhaus am Paniersplatz und im Herdegenhaus an der Karolinenstraße, sämmtlich in Nürnberg, während manche Nürnberger Hallenhöfe, wie der des früheren Imhoff'schen Hauses an der Tucherstraße oder des Krafft'schen Hauses an der Theresienstraße, noch durchaus gothisch bleiben. Auch einige Rathhäuser, wie zu Rothenburg a. T., von 1572 an von dem Nürnberger J. Wolf erbaut, und das seit 1570 entstandene zu Halle, das Werk des Hallensers N. Hofmann, haften noch stark an der Gothik. In Thüringen, Hessen und Schwaben hemmt übrigens auch der Holzbau die Entwicklung. Mehr erreichen die oberrheinischen Städte und die Schweiz, wo die Façadenmalerei der Architektur vieles abnimmt. Erst um 1600 entledigt sich die Renaissance ihrer mittelalterlichen Fessel, wie in der alten Residenz von 1591 zu Bamberg oder im Pellerhaus zu Nürnberg.

Einen etwas anderen Weg als der deutsche Süden beschreitet Norddeutschland. Dort werden besonders in den Seestädten niederländische Einflüsse so überwiegend, daß die Architektur der norddeutschen Küstengebiete der niederländischen Renaissance fast unmittelbar zugezählt werden kann. „Der zu Uebertreibungen und Seltsamkeiten neigende Grundzug der letzteren ist in der niederdeutschen fast noch gesteigert, und die barocke Verwilderung der Formen tritt schon in der Frühzeit des 17. Jahrhunderts so stark auf, daß man von einem Barock der deutschen Renaissance sprechen kann." Obenan steht auch da wie in Oberdeutschland der Schloßbau, im allgemeinen mit rechteckigem Hof, doch sonst sehr mannichfaltig; typischer bleibt das Wohnhaus, das den mittelalterlichen Ausgang vom niedersächsischen Bauernhaus nie ganz vergißt. In den Seestädten sind niederländische Baukünstler nicht selten. So Voedemann de Vries (Rathhaus zu Danzig), Anth. van Obbergen (Zeughaus daselbst), Abraham van den Block (Langgasserthor ebenda), Marten Arens von Delft (Rathhaus zu Emden). Selbständiger ist das westliche Binnenland, wo der Holzbau in hoher Vollendung fortbesteht und der Hausbau vorherrschend ist (Rattenfängerhaus zu Hameln, Haus in der Osterstraße daselbst, Leibnizhaus in Hannover). Dem Haustypus fügen sich auch öffentliche Gebäude, wie das Stadtweinhaus zu Münster i. W. und das herrliche, 1590 von Magnus Klinge und Balzer Kircher ausgeführte Gewandhaus zu Braunschweig. Direkte italienische Studien zeigt die von W. Wernicke 1565 begonnene Vorhalle des Rathhauses zu Köln. Daß dagegen die norddeutsche Terracotta-Architektur wieder starke niederländische Einflüsse verräth ist durch das Zentrum dieser Technik, Lübeck (Werkstatt des Gert Nüter und Statius von Düren) bedingt. Das Hauptwerk der ganzen früh entwickelten Gruppe ist der 1553/54 von Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg erbaute Fürstenhof zu Wismar.

Wie in Süddeutschland, ergeht sich auch in Norddeutschland die Innenausstattung in Holztäfelwerk. Vorzügliche Leistungen zeigen hierin der Friedenssaal im Rathhaus zu Münster von 1587, die Kriegsstube im Rathhaus zu Lübeck 1575—1608, das Fredenhagen'sche Zimmer im Kaufhaus daselbst 1572—1578, der rothe Saal im Rathhaus zu Danzig, Schloß Jever in Ostfriesland u. s. w.

Mit dem völligen Ausleben gothischer Nachwirkungen um 1600 geht die deutsche Renaissance fast an allen Punkten in den Barock über. Der Verfasser erörtert sehr ansprechend die Frage, ob man in der deutschen Renaissance, welche von vornherein so viel des Irrationellen enthält, von Barock überhaupt als von einem Stil sprechen kann, welcher sich wie in Rom und Florenz bestimmt von dem vorausgegangenen unterscheidet. Er kommt dabei zu dem Ergebniß, daß es doch auch in Deutschland ein Hinarbeiten auf gesteigerte Wirkungen durch Häufung, Uebertreibung und Eindringlichkeit der Formen, ein Suchen nach Originellem um seiner

selbst willen, selbst auf Kosten der Klarheit des Ausdrucks im einzelnen gab, und daß auch da das Kapriziöse und der Mangel an Naivetät sich ähnlich geltend machte, wie in Italien. In diesem Sinn ist freilich Barock überhaupt kein bestimmter Stil, sondern eine Phase der Stilentwicklung, welche in ihrer Art auch die Gothik durchzumachen hatte.

Einen Künstler aber, welcher die schwülstigen Formen mit vollem Leben zu füllen vermocht hätte, wie Rubens oder Shakespeare, konnte das ermattete Deutschland nicht hervorbringen. Wendel Dietterlins „Architectura“ (1593) wird sehr ansprechend neben Fischarts „Gargantua“ (1575) gestellt, da bei Beiden einerseits Formenreichthum, andrerseits Sprachreichthum gleich zu bewundern sind, aber bei Beiden auch gleich zu bemängeln ist, daß sie mit ihrem Vorrath wahl- und zuchtlos wirthschaften und ihn mit Scheffeln ausgießen. Merkwürdig ist, daß Dietterlin als Architekt maßvoller war denn als Theoretiker, wie dies das neue Lusthaus in Stuttgart beweist. Auch daß seine zeitgenössischen Landsleute, wie die Straßburger Dan. Specklin, der Erbauer der Façade des um 1585 entstandenen Rathhauses in Straßburg, und Joh. Schock, der Urheber des Schloßbaues Friedrichs IV. in Heidelberg, die neue Lehre noch keineswegs buchstäblich befolgen, wenn auch der Vergleich des Baues Friedrichs IV. mit dem 30 Jahre älteren Ottheinrichbau den künstlerischen Abstand und das Stürmische, Wuchtige, Unruhige, Gedrängte und Ueberfüllte des jüngeren Werkes nicht verkennen läßt. Mehr in die neue Bahn lenkt das Werk eines dritten Straßburgers, Georg Riedinger, nämlich das 1605—1614 für Erzbischof Johann Schweikard von Mainz erbaute Schloß zu Aschaffenburg. Doch bleibt auch dieses noch relativ maßvoll, wie dies auch bei dem Flügelbau des Rathhauses und dem Universitätsbau (von dem Freiburger W. Beringer?) oder an dem kurfürstlichen Schloß zu Mainz (1626—1629 und 1675 bis 1678) der Fall ist. In allen sieht man die Wirkung der Lehrbücher von Scamozzi und Serlio, in dem Schloßbau Friedrichs V., des böhmischen Winterkönigs, zu Heidelberg, 1615 vollendet, den direkten Einfluß Palladio's.

In entschiedenem Gegensatz zu den Genannten stehen die ersten Meister des Barockstils Norddeutschlands. Denn hier tritt die Ausartung in dem sogenannten Knorpelstil, wie er in Rutger Kaßmanns Architektur nach antiquitetischer Lehre und geometrischer Austheilung, Köln 1659, zusammengestellt wird, drastischer in die Erscheinung. Das ist nun freilich mehr eine Ausstattungs- als eine Baukunst, in letzterer nahezu unmöglich, in ersterer aber an den einzelnen Werken durch Schwulst und gequetschte Ueberladung sich gegenseitig überbietend. Am anschaulichsten und auch noch geschmackvollsten stellt sich dieser Stil in der Jesuitenkirche zu Köln dar. Manche Baukünstler bekunden allerdings auch im Norden eine gewisse Zurückhaltung, wie Paul Franke in Wolfenbüttel (Marienkirche daselbst) und Ludger von Bentheim in Bremen (Umbau des dortigen Rathhauses).

Der national deutschen Renaissance in ihrer entschiedenen Eigenart gegenüber steht aber die italienische Renaissance Deutschlands, wie sie durch Bauten von über die Alpen gerufenen Italienern oder von in Italien geschulten deutschen Baukünstlern vertreten ist. Sie sind zunächst von geringer Einwirkung, werden aber vom 17. Jahrhundert an dadurch wichtig, daß sie dem Barock zu einem überwiegend internationalen Gepräge verhelfen.

Von den frühesten hieher gehörigen Werken sind die hervorragendsten das 1536 von Paolo della Stella begonnene Lustschloß Belvedere auf dem Hradschin in Prag, der von demselben Künstler herrührende Ausbau des Schlosses Stern bei Prag und das Stadtschloß des Herzogs Ludwig von Bayern in Landshut, seit 1537 zwar in der jetzt sehr veränderten Altstadtfaçade von zwei Deutschen, N. Ueberreiter und B. Zwitzel, im übrigen aber von Antonelli aus Mantua, einem Schüler Sammicheli's, erbaut. Die rein italienischen Arbeiten am Fugger-Haus zu Augsburg beschränken sich auf die schönen Dekorationen der jetzt zu Kunstvereinszwecken dienenden Räume, welche von dem durch Jak. Fugger nach Augsburg berufenen Ant. Ponzani (Ponzone) herrühren. Wichtiger wird der italienische Barockimport, an dessen Spitze der Bau des Doms von Salzburg steht, 1604/1606 von Scamozzi entworfen und von dessen Schüler Santino Solari aus Como verändert ausgeführt, nachdem schon der gleichfalls von italienischer Hand herrührende bischöfliche Palast 1592 begonnen worden war. Italienisch ist auch der Wallenstein'sche Palast in Prag (von Giov. Marini oder Bart. Bianco?) und das Mausoleum des Erzherzogs Ferdinand II. in Prag, 1614—1622 von Gio. Pietro de Pomis erbaut. Vom italienischen Barock abhängig ist dann auch die Münchener Bauthätigkeit dieser Zeit, von welcher das Antiquarium der Residenz, noch in anerkennenswerther italienischer Renaissance gebaut, wenigstens in seiner Ausstattung hieher zählt. Obenan steht dann die imposante Michaelskirche, deren Entwurf Bezold dem Niederländer Fried. Sustris, welcher mit seinem Mitschüler bei Vasari, Pet. Candid, der führende Meister bei den Bauten Wilhelms V. und Maximilians I. wurde, zuschreibt. Von Sustris ist wohl auch der Grottenhof der Residenz mit dem einst reizvollen, von Ph. Hainhofer und Diesel beschriebenen Garten des Perseus-Brunnens. Die Bauten der Umgebung des Kaiserhofes mit der großartigen Haupttreppe des Nordtrakts glaubt Bezold dem P. Candid zutheilen zu müssen, wozu namentlich die sogenannten Steinzimmer und die Trier'schen Zimmer im Ost- und Westflügel, vielleicht das Beste, was Deutschland in dieser Zeit hervorgebracht, gehören.

Waren es in München Niederländer, welche die Anfänge des italienischen Barock nach Deutschland vermittelten, so gebührt dies Verdienst in Augsburg einem Deutschen, Elias Holl. Unter Leitung seines Vaters Hans Holl in Augsburg erst Renaissance-Architekt deutscher Observanz, hatte dieser 1600 den Studien Vignola's und Serlio's die Anschauung der Werke Palladio's folgen lassen. Seine Hauptschöpfung, das 1614—1620 erbaute Rathhaus zu Augsburg, kann freilich auf ein vollgelungenes Werk so wenig Anspruch erheben wie auf ein originelles, wie denn auch der Werth des sogenannten Goldenen Saales vorwiegend auf seinen großen Verhältnissen beruht. Wir glauben namentlich, daß dem Zeughaus desselben Meisters, obwohl dieses wesentlich barocker, in der Entwicklung seiner Façade der Vorzug gebührt. Unter Holl steht übrigens Jak. Wolff in Nürnberg, der Erbauer des Barocktraktes des Rathhauses daselbst, wie auch der mehr durch den Umfang seiner Thätigkeit hervorragende Stuttgarter Meister H. Schickhardt, † 1634.

Bemerkenswerth bleibt, daß man, nachdem die deutsche Frührenaissance die italienische Hochrenaissance zurückgehalten, in Deutschland erst wieder begriff, was Architektur im engeren Sinne sei, als die Renaissance in ihrer Heimath schon in einer Zersetzung begriffen war, die auch ein Genius wie Palladio nicht mehr aufzuhalten vermochte. Man kann deßhalb wohl sagen, daß es in Deutschland, wo der dekorativen Frührenaissance im großen und ganzen unmittelbar der Barock gefolgt ist, eine Hochrenaissance im Sinne Italiens kaum gegeben habe.

Wir würden den zulässigen Raum überschreiten, wenn wir auch auf die Einzelausführungen v. Bezolds eingehen würden, mit welchen er seine geschichtliche Darstellung entlasten wollte. Umsomehr verweisen wir namentlich die ausübenden Künstler auf die überaus belehrenden Kapitel:

Kirchenbau, Holzbau, Erker, Giebel, Innere Ausstattung und Ornament. Dieser Theil ist auch reich und vorzüglich illustrirt, wie überhaupt der Illustration (347 Abbildungen) alles Lob und insbesondere das gespendet werden muß, daß Wort und Bild sich in sonst selten erreichter Weise decken.

F. v. Reber.

Riezlers „Geschichte Bayerns".

Nach zehnjähriger Pause ist im Verlage von Friedrich Andreas Perthes in Gotha auf den dritten Band (1889) der vierte Band (1899) von Sigmund Riezlers „Geschichte Bayerns" gefolgt. Er umfaßt den Zeitraum von 1508 bis 1597 und behandelt denselben auf 680 Seiten (43 Druckbogen in Großoktav). Gleich in der Vorbemerkung bereitet der Geschichtschreiber den Leser vor, daß er in diesem Bande manches vermissen werde, was er in demselben zu finden erwarte. Leider fehlen in der That in diesem Bande zum erstenmale in Riezlers Werk die inneren Zustände, die Wandlungen in Staat, Kirche und Gesellschaft, die Entwicklung der Literatur und Kunst für diesen Zeitraum. Es sind dies gerade jene Abschnitte, die das Werk dieses Autors vor anderen Arbeiten über die Geschichte Bayerns so ganz besonders auszeichnen. Darüber zu entscheiden, ob diese Abweichung von dem Plane des umfangreichen Unternehmens vortheilhaft für dasselbe ist oder nicht, dürfte hier nicht der Platz sein. Sicherlich werden den Autor schwerwiegende Gründe hiezu veranlaßt haben, schreibt er ja doch selbst, daß diese Trennung seinen eigenen Wünschen widerspricht.

Dem Zeitraum, welchen uns der bedeutende Geschichtschreiber Bayerns schildert, gibt „das Vorwalten des religiösen Faktors in Politik und Kultur ein einheitliches Gepräge". Daß dieser dem Schriftsteller eine objektive Darstellung der politisch oft sehr verwickelten Ereignisse bedeutend erschwert, wird wohl Niemand bezweifeln. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß es Riezler auch dieses Mal gelungen ist, die Objektivität zu wahren und sein Urtheil unabhängig von den religiösen und politischen Zerwürfnissen zu bilden und zum Ausdruck zu bringen.

Von den drei bedeutenderen Wittelsbacher Fürsten, welche in dem in Frage kommenden Zeitraum die Geschicke des bayerischen Herzogthums leiteten, Wilhelm IV., Albrecht V., Wilhelm V., ist die Regierungszeit des Erstgenannten am ausführlichsten behandelt. Ihr ist das zehnte Buch und zwei Drittheile des Werkes gewidmet. Hier sind eine Reihe zum Verständniß der Politik nöthiger Details in die Darstellung verflochten, ohne daß der Ueberblick derselben beeinträchtigt worden ist. Möge aus dieser Zeit auf die Erneuerung des Schwäbischen Bundes (S. 8), auf das Versagen der Primogeniturordnung (S. 3 u. 10), auf den Sturz des Altkanzlers Neuhauser (S. 24), auf den Hochverrathsprozeß und die Hinrichtung des Hofmeisters Hieronymus von Stauf (S. 27), auf das Verhältniß Bayerns zu Württemberg (S. 39), die Wahl Karls V. (S. 46), auf „die gewaltigste soziale Bewegung", den Bauernkrieg (S. 116—160), auf die Ziele der bayerischen Politik, den Gegensatz zwischen Eck und Herzog Ludwig und dessen Rath Weissenfelder (S. 309), auf die Beziehungen der Schmalkalder und Bayern (S. 320, 376, 393), auf die Belohnungen des Herzogs durch die Kurie für seine religiöse Haltung (S. 93, 96), auf den Grund der Doppelzüngigkeit und Verschlagenheit in Wilhelms Politik, sowie auf Leonhard Ecks Leben und Charakter (S. 416 u. 421) insbesondere hingewiesen werden.

Die Behandlung der Reformation durch Riezler (vgl. S. 52 ff.) ist ebenso freidenkend wie wissenschaftlich, ebenso gründlich wie — fast möchte ich sagen — neu. „Bei Luther bewährte sich nun (auf der Leipziger Disputation 27. Juni bis 15. Juli 1519), daß der am weitesten kommt, der nicht weiß, wohin er geht." (S. 60.) Auch die am 9. April 1521 zu Augsburg erfolgte Aeußerung Herzog Wilhelms ist charakteristisch: „Von ganz Deutschland wäre Luther nicht bloß begünstigt, sondern geradezu angebetet worden, hätte er sich auf seine ersten Aufstellungen beschränkt und nicht in offenbare Irrthümer bezüglich des Glaubens verwickelt." (S. 68.) Von besonderem Interesse ist auch die Stellung des bayerischen Episkopats (S. 60, 67, 70) zur Reformation, sowie Hans Denck und dessen religiöses System (S. 177 ff.).

Mit dem Beginne der Regierung Herzog Albrechts V., des „Monarchen" von Bayern, und dem Einflusse seines Rathes Dr. Georg Stockhammer (1550) wird die protestantenfeindliche Tendenz abgeschwächt, erlischt die Opposition gegen das verschwägerte Habsburg (S. 436). Diese Stimmung hält auch noch unter Stockhammers Nachfolger, dem bekannten Geschichtschreiber und fürstlichen Rath Dr. Wiguleus Hundt an, bis an dessen Stelle Kanzler Simon Thaddäus Eck als einflußreichste Persönlichkeit trat (1558). Sachlich und gerecht ist der Protestantismus im Adel und in der Landschaft, die Bewegung für den Laienkelch (S. 501 ff.), die Ergebnisse der Kirchenvisitation von 1558, die Entartung der Seelsorger, Albrechts Verhältniß zur Kurie (S. 508 ff.) behandelt. Mit dem Gerichte über die protestantische Landsassenopposition, nach der angeblichen Adelsverschwörung und den Streitigkeiten mit dem Grafen von Ortenburg (S. 529 ff., 534 ff.) erscheint Herzog Albrecht V. als Schirmherr und Restaurator des Katholizismus (S. 541 ff.). Als Vorkämpfer der Gegenreformation kommen die Jesuiten nach Bayern (S. 568 ff.).

Ein Vorzug des Riezler'schen Werkes, die Reichsgeschichte nur insoweit sie unentbehrlich ist, bei der Darstellung der Territorialgeschichte zu verwerthen und beide mit Geschick so zu verschmelzen, daß letztere nicht in der ersteren untergeht, tritt auch in diesem Bande und in der Geschichte Albrechts V. wohlthuend hervor, wie z. B. bei der Schilderung der Verhandlungen zu Linz und Passau, des Heidelberger Bundes, des Landsberger Schirmvereins, der Reichstage zu Augsburg (1555, 1559), zu Regensburg (1556, 1576).

Wenn dagegen Riezler auf S. 607 schreibt: „Am Sterbebette Kaiser Maximilians (II.) vereinigte seine Schwester, die bayerische Herzogin, ihre Bemühungen mit der Gemahlin, dem Legaten Morone und Anderen, den Sterbenden zum Empfang der katholischen Sakramente zu überreden — doch der Unglückliche, so berichtet der spanische Gesandte — starb wie er gelebt hatte (12. Okt. 1576)", oder auf Seite 495 angibt, daß Maximilian „auf dem Sterbebette die katholischen Sakramente von sich wies", so hat er vielleicht doch eine Quelle unbenutzt gelassen, mit der er sich hätte auseinandersetzen müssen. Nach dieser scheinen die Bemühungen der fürstlichen Frauen nicht so ganz ohne Erfolg gewesen zu sein. Die bayerischen Räthe Dr. Wiguleus Hundt und Dr. H. Nadler schreiben zwar schon unterm 4. September 1576 aus Regensburg an Herzog Albrecht V. (Original, kgl. bayer. Geh. Staatsarchiv k. schw. 162 11 Fel. 134): „Die Kayserliche Majestät hat abermalen eine böse Nacht gehabt und steht die Sach des Stains halber, so noch nit fortgeehen will, gefärlich genug. Man laßt außer den geheimen Räth und Aerzt kein Mensch in das palatium. Gott verleihe Pesserung.... So hat sich Ir Majestät mit dem hochwürdigen Sakrament in der Still versehen lassen. Der Allmechtig gib, das esobald besser werde." (Gedruckt bei M. Mayer, Wiguleus Hundt, S. 317.) Hienach erscheint die spätere Weigerung zum mindesten in einem sehr abgeschwächten Lichte.

Daß Riezler auf S. 476 ff. dem fünften Bande vorgreift und schon hier Albrechts Kunstliebe, dessen Sammeleifer, seine Liebe zur Musik, die Anlage der Münchener Bibliothek, die Förderung des Kunstgewerbes, den höfischen Prunk schildert, vermag allenfalls mit dem allgemeinen Zusammenhang dieser Dinge mit der Schuldenlast entschuldigt werden, streng genommen hätten sie nicht hieher gehört. Eigenthümlich berührt es, wenn Riezler Albrechts Verhältniß zu Orlando als Seitenstück zum Verhältniß König Ludwigs II. zu Wagner bezeichnet. Die Aufstellung solcher Analogien hat Wilhelm Giesebrecht mit Recht geradezu verworfen. Ueberhaupt ist Albrechts V. Thätigkeit nicht abschließend behandelt — seine Charakteristiken (auf S. 487 u. 492) sind nicht erschöpfend —, und es gilt für diese Zeit ganz besonders, den Wunsch des Autors zu berücksichtigen und sein Urtheil bis zum Erscheinen des nächsten Bandes zurückzuhalten.

Räumlich am kürzesten ist im vierten Bande die Geschichte Wilhelms V. dargestellt; dessen Eingreifen in die Kaufbeurer Religionshändel u. a. ist für den folgenden Band zurückgestellt! (Seite VI.) In Wilhelms Charakterbild hat uns Riezler wiederum eine seiner meisterhaften Charakterschilderungen der Wittelsbacher Fürsten vorgeführt. Wenn er in seiner Beurtheilung Wilhelms in der Zeit, wo sich die Lage für die Katholiken bedrohlich zu gestalten schien, von jener Stieve's abweicht (S. 652, Note 2), so wäre es vielleicht von Interesse gewesen, auf diese Abweichungen noch näher einzugehen und dieselben ausführlicher zu begründen. Sachgemäß verbreitet sich der Autor über den Augsburger (1582) und über den Regensburger Reichstag (1594), über die Beziehungen Wilhelms zu den protestantischen Fürsten (S. 632), über Kölner Erzbischofswahl und Krieg (S. 639 ff.), über Wilhelms V. Reichspolitik und Bündnißpläne (S. 650), über den Straßburger, den Passauer Bisthumsstreit (S. 654 ff., 662 ff.), den Berchtesgadener Streit (S. 658), über die Kommission zur Verhütung des Staatsbankerotts (S. 676).

Den neueren Forderungen von Ottokar Lorenz in dessen Lehrbuch für Genealogie (S. 109), auch die körperlichen Eigenschaften der Geschlechtsgenossen hervorzuheben, wurde von Riezler Rechnung getragen, z. B. bei Herzog Wilhelm IV. (S. 36), „er sei schön von Angesicht, schlank sein Wuchs, anmuthig die Harmonie seiner Glieder", oder bei Herzog Ernst (S. 253). Dagegen wären die kleinlichen Nörgeleien (vgl. S. 485 Note 1 u. 508, Note 2) wohl besser unterblieben. Zum mindesten sollten sie richtig sein; aber unter dem aus „Viehwecken" von Riezler in „Viehweck" korrigirten Namen ist Dr. Wolfgang „Viehbeck" zu verstehen.

Wenn hier zum Schlusse nochmals auf Riezlers Wunsch hingewiesen wird, mit dem Urtheil über den vierten bis zu dem Erscheinen des nicht in allzu langer Frist in Aussicht gestellten fünften Bandes zurückzuhalten, so soll hiemit keineswegs gesagt sein, auch mit dem Lesen des vierten Bandes von Riezlers Geschichte Bayerns bis zu diesem Zeitpunkte zu warten. Ganz im Gegentheil! Der Leser wird schon jetzt aus der Lektüre dieses Buches Interesse, Vergnügen, Anregung, Belehrung und wissenschaftliche Förderung schöpfen! Nehmt darum die Börse zur Hand und wandelt zum Buchhändler. Die kleine Ausgabe ist durch den Ankauf dieses Buches gut gerechtfertigt.

Dr. Manfred Mayer.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat Januar (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Die Milchstraße zieht als breites, hellleuchtendes Band, umrahmt von einer Reihe der glänzendsten Sternbilder, vom südöstlichen Horizont aus südlich vom Zenithpunkt vorbei, macht hier eine scharfe Biegung und geht dann in gerader Richtung, parallel zum Meridian und nur wenig westlich desselben bis zum nördlichen Horizont. Im Zenith steht das schöne Sternbild des Fuhrmanns mit dem Stern 1. Größe Capella, südlich der Milchstraße kulminirt das Sternbild des Orion, in welchem uns die Sterne 1. Größe Beteigeuze und Rigel durch ihren Glanz auffallen; der zuerst genannte, am südwestlichen Rande der Milchstraße stehende und in rothem Lichte erglänzende Stern (α Orionis) geht eben durch den Meridian. Nur wenig südlich vom „Jakobsstab" (Gürtel des Orion) ist mit einem Opernglas, in dunklen Nächten schon mit freiem Auge, der berühmte Orionnebel zu bemerken.

Nordwestlich vom Orion steht das Sternbild des Stiers mit dem Stern 1. Größe Aldebaran und dem bekannten Sternhaufen der Plejaden; oberhalb der letzteren breitet sich, zum größten Theil innerhalb der Milchstraße, das Sternbild des Perseus aus, in welchem zwei besonders reiche Sternhaufen und (nahe dem westlichen Rande der Milchstraße) der kurzperiodisch veränderliche Stern Algol bemerkenswerth sind. Nördlich vom Perseus und ebenfalls innerhalb der Milchstraße erblicken wir das Sternbild der Cassiopeja, deren fünf hellste Sterne ein W bilden, westlich hievon steht das Sternbild der Andromeda, leicht kenntlich an drei fast auf einer Geraden liegenden Sternen 2. Größe (α, β, γ Andromedae); etwas nordöstlich vom mittleren Stern befindet sich der ebenfalls schon mit freiem Auge sichtbare, längliche Andromedanebel. Zwischen Stier, Perseus und Andromeda stehen die Sternbilder des Widders und des Dreiecks. Im Westen neigt sich das Sternbild des Walfisches, im Nordwesten das der Fische und des Pegasus dem Untergange zu.

Südöstlich vom Orion steht ziemlich tief das Sternbild des Großen Hundes mit Sirius, dem hellsten Stern des Fixsternhimmels. Ihm gegenüber, jenseit der Milchstraße und in etwas größerer Höhe, erblicken wir das Sternbild des Kleinen Hundes mit dem Stern 1. Größe Procyon, ferner zwischen dem letztgenannten Sternbild und dem Fuhrmann die Zwillinge mit den beiden hellen Sternen Castor und Pollux. Im Osten bemerken wir das Sternbild des Krebses; im Nordosten steht, noch ziemlich tief am Horizont, das Sternbild des Großen Löwen mit dem Stern 1. Größe Regulus, darüber, in der Richtung gegen den Polarstern, der Kleine Löwe und der Große Bär. Tief am nördlichen Horizont stehen endlich die Sternbilder der Jagdhunde, des Mauerquadranten, des Drachen und des Schwans.

Die Sonne bewegt sich nunmehr wieder langsam dem Himmelsäquator zu, immerhin beträgt ihre Kulminationshöhe am Ende des Monats in unsern Breiten noch nicht mehr als 24°. Am 2. Januar früh erreicht die Erde ihre größte Sonnennähe (das Perihel ihrer Bahn) mit 19.8 Millionen Meilen, im Laufe des Monats wächst ihre Entfernung von der Sonne wieder um rund 45,000 Meilen. Der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe beträgt dementsprechend am 1. Januar 32′ 31.9″, am 31. Januar 32′ 27.4″.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Januar	Aufgang	Untergang
1.	8 h 6 m vorm.	4 h 28 m nachm.
8.	8 5 „	4 36 „
15.	8 1 „	4 45 „
22.	7 56 „	4 55 „
29.	7 48 „	5 6 „
31.	7 45 „	5 9 „

Die Tageslänge nimmt während des Monats Januar um etwas mehr als eine Stunde zu; am Ende des Monats steht die Sonne in der Breite von München während der Dauer von 9 Stunden 24 Minuten über dem Horizont.

Bemerkenswerth ist die gegenwärtige Fleckenarmuth der Sonnenoberfläche. Das letzte Sonnenflecken-Minimum fand nach R. Wolf um die Mitte des Jahres 1889 statt, entsprechend der von demselben ermittelten durchschnittlichen Periodenlänge der Sonnenflecken-Häufigkeit von 11¼ Jahren

würde demnach das nächste Minimum erst im Herbst dieses Jahres zu erwarten sein. Da aber nach den übereinstimmenden Berichten der mit der regelmäßigen Beobachtung der Sonnenoberfläche sich befassenden Observatorien seit Monaten fast keine Flecken mehr auf der letzteren wahrgenommen wurden, hat es den Anschein, daß das erwähnte Minimum diesmal (wie schon öfters) verfrüht eintritt.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Januar sind folgende:

1. Januar	3 h	nachm.	Neumond
3. „	6	abends	Erdnähe
8. „	7	vorm.	Erstes Viertel
15. „	8	abends	Vollmond
19. „	6	„	Erdferne
24. „	1	nachts	Letztes Viertel
31. „	2	„	Neumond.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Januar	Aufgang			Untergang		
1.	7 h	46 m	vorm.	4 h	38 m	nachm.
8.	11	18	„	12	33	nachts
15.	4	48	nachm.	7	28	vorm.
22.	11	10	nachts	10	7	„
29.	6	19	vorm.	3	27	nachm.
31.	7	34	„	6	10	abends.

Am 28. Januar findet eine Bedeckung des Planeten Saturn durch den Mond statt, die jedoch in unsern Breiten nicht sichtbar ist.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind im großen und ganzen während des Monats Januar ziemlich günstig.

Merkur durcheilt in rascher rechtläufiger Bewegung die Sternbilder des Schlangenträgers und des Schützen und kommt gegen den Schluß des Monats im Sternbild des Steinbocks an. Sein Abstand von der Erde steigt im Laufe des Monats von 23.0 auf 28.4 Mill. Meilen an, der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zu etwa 70 Proz. beleuchteten Scheibe sinkt dementsprechend von 5.8″ auf 4.8″. Am 9. Januar geht Merkur durch den niedersteigenden Knoten, am 19. durch das Aphelium seiner Bahn; am 8. Januar nähert er sich dem Planeten Saturn bis auf etwa $1\frac{1}{2}$ Vollmondbreiten, am 30. Januar steht er in Konjunktion mit dem Monde. Merkur geht im Januar durchschnittlich eine Stunde vor der Sonne auf, er ist somit in den frühen Morgenstunden unter günstigen Umständen ziemlich tief am südöstlichen Himmel als Morgenstern sichtbar.

Venus setzt ihre rechtläufige Bewegung im Sternbild des Steinbocks fort, um gegen den Schluß des Monats im Sternbild des Wassermanns einzutreffen. Ihre Entfernung von der Erde sinkt im Laufe des Monats von 29.5 auf 26.4 Mill. Meilen herab, der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 87 Proz. beleuchteten Scheibe steigt infolgedessen von 11.4″ auf 12.9″ an. Venus erreicht am 2. Januar ihre größte südliche heliozentrische Breite. Sie geht durchschnittlich $2\frac{1}{2}$ Stunden nach der Sonne unter und ist daher während des Monats Januar annähernd zwei Stunden lang am westlichen Himmel als hellglänzender Abendstern sichtbar. Am 3. Januar kommt sie in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Mars gelangt in rechtläufiger Bewegung vom Sternbild des Schützen in das des Steinbocks. Sein Abstand von der Erde beträgt durchschnittlich 48 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner voll beleuchteten Scheibe 4.0″. Da Mars am 16. Januar in Konjunktion mit der Sonne zu stehen kommt (wobei sein Abstand vom unteren Sonnenrand nur etwa 45 Bogenminuten beträgt), bleibt er während des ganzen Monats unsichtbar.

Jupiter geht rechtläufig vom Sternbild des Skorpions in das des Schlangenträgers. Seine Entfernung von der Erde beträgt am 1. Januar 123, am 31. Januar 115 Mill. Meilen; der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe steigt im gleichen Zeitraum von 29.8″ auf 32.0″ an. Jupiter geht im Monat Januar durchschnittlich um 4 Uhr morgens auf, er ist daher bis zum Anbruch der Morgendämmerung am südöstlichen Himmel als überaus hellstrahlendes Gestirn während des ganzen Monats wahrzunehmen. Am 26. Januar steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Saturn besitzt ganz geringe rechtläufige Bewegung im Sternbild des Schützen. Sein Abstand von der Erde sinkt im Laufe des Monats von 222 auf 217.4 Mill. Meilen, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe beträgt durchschnittlich 14.1″. Die scheinbaren Dimensionen seines elliptischen Ringes sind im Durchschnitt: große Achse 34.3″, kleine Achse 15.3″. Saturn geht im Monat Januar durchschnittlich gegen 6 Uhr morgens auf, er ist somit, an seinem matten, gelblichen Lichte leicht erkennbar, ebenfalls während des ganzen Monats in den frühen Morgenstunden tief am südöstlichen Himmel sichtbar. Am 28. Januar nähert er sich dem unteren Mondrande bis auf einige Bogenminuten, für südlicher gelegene Gegenden wird er vom Monde bedeckt.

Uranus bewegt sich im Sternbild des Skorpions nur um etwa $1\frac{1}{2}^0$ rechtläufig vorwärts. Seine Entfernung von der Erde sinkt im Laufe des Monats von 399 auf 392 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe beläuft sich auf 3.6″. Uranus geht durchschnittlich um $4\frac{3}{4}$ Uhr morgens auf, er ist daher ebenfalls in den frühen Morgenstunden am südöstlichen Himmel aufzufinden.

Neptun besitzt ganz geringe rückläufige Bewegung im Sternbild des Stiers. Seine durchschnittliche Entfernung von der Erde beträgt 585 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe 2.3″. Neptun geht bereits in den Nachmittagsstunden auf und durchschnittlich erst nach 6 Uhr morgens unter, er ist somit (in besseren Fernrohren) die ganze Nacht hindurch am Himmel sichtbar.

Sternschnuppen. Regelmäßige Sternschnuppenfälle finden um die Zeit des 2. und 3. Januar statt, ihr Ausstrahlungspunkt liegt im Mauerquadranten, weßhalb sie Quadrantiden heißen. Ferner sind nach E. Weiß (Wien) vereinzelte Sternschnuppen zu beobachten in der Zeit vom 4. bis 11., am 18. und 28. Januar, deren Radiationspunkte in den Sternbildern der Jagdhunde und der nördlichen Krone liegen. -rt-

König Albert und das Sachsenland. Ein literarisches Denkmal des König Albert-Festes. (Berlin, Reinhold Schwarz.) — Als bei den vielen verschiedenartigen festlichen Veranstaltungen in Dresden und draußen im Lande anläßlich des 70. Geburtstages der allbeliebte Monarch in allen Tonarten und nach allen Seiten seiner Wirksamkeit gepriesen und geschildert wurde, mag sich gewiß vielerorts der lebhafte Wunsch geregt haben, in einem gediegenen, umfassenden Werke über König Albert und den ganzen Kreis seines Lebens und Einflusses, das zugleich künstlerischen Werth und die Ansprüche allgemeiner Verständlichkeit besitze, ein Erinnerungszeichen bedeutsamsten Schlages zu erhalten und damit ein Spiegelbild des heutigen Standes sächsischer Kultur. In der Fluth der Jubiläumsliteratur befinden sich ja viele Schriften, die bescheidenere Bedürfnisse befriedigen, und sogar etliche mit tieferem Eindringen und glücklichem Gelingen; eine Nummer daraus, geliefert vom Geh. Regierungsrath Dr. Paul Hassel, dem Direktor des Dresdener Haupt-Staatsarchivs, also von berufenster Hand, muß sogar mit dem Maßstab historischer Wissenschaft gemessen werden. Eine auf die breite Masse der Gebildeten, alle guten Sachsen und Jeden, der sich für Zeitgeschichte interessirt, berechnete kulturgeschichtliche Darstellung steht dieser rein historischen Schrift würdig zur Seite. Es ist die obengenannte, die von dem rührigen Geh. Hofrath Prof. Kürschner in Eisenach unternommen und mit Unterstützung vieler bewährter Mitarbeiter aus den verschiedensten Gebieten glänzend durchgeführt wurde. Sie kann, um das gleich vorauszuschicken, auch in typographischer Hinsicht als ein standard work bezeichnet werden und erfüllt jede Voraussetzung, mit der wir an eine solche Festschrift heranzutreten pflegen. — Ein Blick auf die Anordnung stellt die Fülle des Geleisteten deutlich vor Augen. Auf einen einleitenden Abschnitt über das Haus Wettin, den Oberstleutnant a. D. Fedor v. Köppen, längstbekannter Fachmann, geschrieben hat, folgt als erster Haupttheil eine Biographie des Königs, die sich gliedert in eine fesselnde Skizze der äußeren und inneren Erlebnisse, von Oberst z. D. v. Schimpff beigesteuert; eine höchst packende Schilderung „König Albert als Soldat und

„die sächsische Armee" von dem erprobten Spezialisten Max Dittrich, darauf Volkmar Müllers Studie „König Albert als Regent". „Sachsenland unter König Albert (1873 bis 1898)" betitelt sich der andere Haupttheil und damit empfangen wir gleichsam eine eingehende Ausführung der in dem letztgenannten Artikel „König Albert als Regent" mehr angedeuteten Gesichtspunkte. In acht Rubriken zerfällt diese überaus sorgfältige Schilderung des sächsischen Staatslebens nach seinen sämmtlichen vielverästelten sozialen und kulturellen Beziehungen, wie sie das Vierteljahrhundert der Regierung Alberts I. umspannt. Darin unterrichten über: Land- und Forstwirthschaft Oekonomierath K. v. Langsdorff, Bergbau und Hüttenwesen Bergmeister Georg Eduard Tittel, Industrie Handelsschul-Oberlehrer Heinrich Gebauer, Handel und Verkehr Dr. F. G. Wächter, Leben und Entwicklungsgeschichte der sächsischen Städte derselbe, Schulwesen und Wissenschaft Schulrath D. Dr. Georg Müller, die Literatur Karl Meißner, die Kunst Karl Söhle. Im entsprechenden Verhältnisse erhält da jedes Feld des öffentlichen Lebens und der Zivilisation geziemenden Raum, und nirgends greift die Betrachtung über die Grenze hinaus, die ihr die Rücksicht auf den besonderen Anlaß zieht. Diese Beschreibung des sächsischen Lebens und Strebens am Ausgange des 19. Jahrhunderts krönt überall der Gedanke an den warmherzigen Fürsten, dessen Hand gleichmäßig über alle Zweige der blühenden Kultur seines theuren Landes waltet. Wahrlich, kein schönerer Ehrenstein erscheint denkbar für einen Herrscher, als solch ein greifbares Facit an einem scharfen zeitlichen Einschnitt seines Daseins! — Daneben ein erstaunlicher Reichthum an Hauptbildern und illustrativem Kleinmaterial, der all das in anschaulicher Rede Erzählte verkörpert und mit dem Reiz intimerer Vorstellung dem Leser vorzaubert! Als besonders interessant erwähnen wir unter diesen Bildern je ein eigenes Kunsterzeugniß des hohen Paares selbst, dem der Band gewidmet ist: nämlich Seite 61 eine Partie aus der Edmundsklamm in der sächsisch-böhmischen Schweiz, nach einem Gemälde Ihrer Majestät der Königin, und Seite 322 eine Kupferstichnachbildung des Bildes seines Vorfahren Albrechts des Beherzten im Dresdener Kupferstichkabinet von der Hand des erlauchten Jubilars aus dem Jahre 1841, also als er erst 13 Jahre alt war. L. Fr.

w. Dem jetzigen italienischen Unterrichtsministerium rühmt man u. a. nach, daß es mit allem Eifer daran arbeite, das Italienische zu einer Weltsprache zu machen. Und so ist denn folgendes Ereigniß in den nationalen Kreisen Italiens sehr freudig begrüßt worden: Es ist bekannt, daß unter den Weltkongressen der nahen Pariser Ausstellung auch ein internationaler medizinischer Kongreß erscheint, eine Versammlung, die wohl unter allen wissenschaftlichen Tagungen, welche in diesem Jahr in Paris stattfinden werden, sowohl nach dem Umfang der Vorbereitungen als auch nach der Zahl der zu erwartenden Besucher (6000 bis 8000) die erste Stelle einnimmt. Baccelli hat nun durch seinen Abgesandten Dr. Mariani bei dem Präsidenten jenes Kongresses, Prof. Lannelongue, nach längeren Verhandlungen durchgesetzt, daß sowohl in Paris als auch bei allen späteren medizinischen Kongressen das Italienische zu den ordnungsmäßigen Kongreßsprachen gehöre. — Es ist sehr lehrreich, bei dem gegenwärtigen englischen Mißgeschick in Südafrika das Schwanken der italienischen Presse zwischen der Liebe zu ihren alten Gönnern und der Hinneigung zur gerechten Sache zu verfolgen; jener Standpunkt wird vorzüglich von der „Tribuna", dieser von dem neuen großen Tagesblatt „Il Giorno" vertreten. Es gibt aber einen Ort, wo das italienische Nationalgefühl von den Engländern nicht gering verletzt wird, nämlich Malta, allwo, besonders in der jüngsten Zeit, die englische Sprache die ältere italienische mehr und mehr zu verdrängen sucht.

* **Berlin.** Prof. Dr. Gustav Fritsch, bisher außerordentlicher Professor für mikroskopische Anatomie an der Berliner Universität und Vorsteher der Abtheilung für Histologie am physiologischen Institut, ist zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt worden.

* **Basel.** Die außerordentlichen Professoren an der hiesigen Hochschule Dr. L. G. Courvoisier (Chirurgie), Dr. Karl Mellinger (Ophthalmologie), Dr. Albert Riggenbach (Astronomie und Meteorologie) und Dr. G. A. W. Kahlbaum (Chemie) wurden zu ordentlichen Professoren ernannt. In der theologischen Fakultät wurde Licentiat Ed. Riggenbach zum außerordentlichen Professor ernannt.

* **Aus Oesterreich.** Der Privatdozent Dr. Johann Zukowski ist zum außerordentlichen Professor der christlichen Philosophie und Fundamentaltheologie an der Universität in Lemberg und der außerordentliche Professor der Ohrenheilkunde an der Universität Graz Dr. J. Habermann zum ordentlichen Professor daselbst ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Für Freunde der Natur zur Beförderung der Kenntniß der Heimath. Festgabe zur Bayerischen Landes-Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung in Nürnberg 1896. Weißenburg a. S., Friedr. Kohl, Bayer. Petrefakten- und Mineralien-Comptoir 1896. — Jonas Lie: Auf Irrwegen. Roman. München, Albert Langen 1900. — Dr. H. Neumann: Handausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich. 9. Lieferung. Berlin, Franz Vahlen 1900. — Dr. Franz Klein: Vorlesungen über die Praxis des Zivilprozesses. Wien, Manz'sche k. k. Hof- u. Universitätsbuchhandlung 1900. — Hartmann Grisar S. J.: Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. 8. Lfg. Freiburg i. Br., Herder'scher Verlag 1899. — Bernh. Duhr S. J.: Jesuiten-Fabeln. Beitrag zur Kulturgeschichte. III. Auflage, 8. u. 9. Lfg. Ebd. 1899. — Dr. Robiling: Ueber die Entwicklung einzelner Verknöcherungskerne in unreifen und reifen Früchten. München, Seitz u. Schauer 1899. — Dr. Biedert: Die Versuchsanstalt für Ernährung, eine wissenschaftliche, staatliche und humanitäre Nothwendigkeit. Ebd. 1899. — Ernst E. Hoffmann: Das Gefängnißwesen in Hessen. Seine geschichtliche Entwicklung und jetzige Lage. (Sonderabdruck aus den „Blättern für Gefängnißkunde".) Heidelberg, G. Weiß 1899.

Philosophie.

Windelband, W., Die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Kultur und den besonderen Wissenschaften. 2 Bde. 2. durchg. Aufl. Jeder Band M. 9.—, geb. M. 10.50

Theologie.

Hase, Karl v., Kirchengeschichte. 12. Auflage. Herausgegeben von G. Krüger. M. 5.—, geb. M. 6.50

Medicin und Naturwissenschaften.

Atomgewichte der Elemente. Nach den Beschlüssen der Atomgewichts-Komm. der Dtschn. Chem. Gesellsch. Herausg. von Karl Seubert. Plakat-Ausgabe 2 Blatt M. 1.—
Tafel f. d. Handgebrauch im Laboratorium M. —.25

Centralblatt für Chirurgie, herausgegeb. von E. v. Bergmann, F. König, E. Richter. XXVI. Jahrg. M. 20.—
Einbanddecke M. 1.—

Centralblatt für Gynäkologie, herausg. von Heinrich Fritsch. XXIII. Jahrgang. M. 20.—
Einbanddecke M. 1.—

Centralblatt für innere Medicin, herausg. von C. Binz, Th. Gerhardt, W. O. v. Leube, E. v. Leyden, C. Liebermeister, B. J. G. Naunyn, H. Nothnagel, red. von H. Unverricht. XX. Jahrgang. M. 20.—
Einbanddecke M. 1.—

Centralblatt für die gesammte Medicin. (Gesammtausgabe der Centralblätter für Chirurgie, Gynäkologie und innere Medicin.) XVII. Jahrgang. M. 50.—

Sammlung klinischer Vorträge, begründet von Richard v. Volkmann. Neue Folge. Herausgegeben von Ernst v. Bergmann, Wilhelm Erb und Franz v. Winckel. Nr. 233—262. Lex.-8⁰. Preis bei Abnahme einer Serie von 30 Heften für jed. Heft M. —.50
Einzelpreis für jedes Heft M. —.75

Verhandlungen d. dtschn. Gesell. für Gynäk. Achte Versammlung, abgehalten zu Berlin am 24.—27. Mai 1899. Im Auftr. des Ausschusses herausg. von Dr. R. Olshausen und Dr. J. Pfannenstiel. Mit Abbildgn. im Text. M. 12.—, geb. M. 13.50

Verhandlungen d. Gesellsch. für Geburtsh. zu Leipzig i. d. J. 1898. Mit 10 Abbldgn. kart. M. 1.—

Rechtswissenschaft.

Ihering, Rudolph v., Der Zweck im Recht. II. Bd. 3. Aufl. Band I u. II zusammen M. 18.—, geb. M. 21.—

— Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung. II. Teil, 2. Abt. 5. Aufl. M. 9.—, geb. M. 10.50

Musikalische Schriften.

Becker, Albert, †. Rede zur Trauerfeier am 13. Januar 1899 von J. Kritzinger, Hof- und Dompred., Kons.-Rath. 8⁰. M. —.30

Breitkopf & Härtels Sammlung musikwissenschaftl. Arbeiten von deutschen Hochschulen. II. Band: Hermann Abert, Die Lehre vom Ethos in der griechischen Musik. Ein Beitrag zur Musikästhetik des klassischen Altertums. M. 4.—

Bülow, Hans v., Briefe und Schriften, herausg. von Marie v. Bülow. Briefe, Band I und II. 2. Aufl. I. Band (1841—1853). II. Band (1853—1855).
geh. M. 10.—, Ganzleinwandbd. M. 12.—, Halbfranzbd. M. 14.—

Correspondance entre Franz Liszt et Hans v. Bülow. Publié par La Mara. M. 6.—, geb. M. 7.—

Ephraim, Alfred, Die Hygiene des Gesanges. M. 3.—, geb. M. 4.—

Gabler, Joseph, Bemerkungen zu dem von den hochehrwürdigsten Ordinariaten in Wien, Linz und St. Pölten approb. kath. Gesangbuche: Te deum laudamus. 2. Aufl. M. 3.50

Glasenapp, Carl Fr., Das Leben Richard Wagners in sechs Büchern. 3. gänzlich neu bearb. Ausg. von Richard Wagners Leben und Wirken. II. Bd. 2. Abt. (1853—1864). M. 7.50, geb. M. 9.—

Habert, Joh. Ev., Werke. Gesammtausgabe. Serie XIII.
Erstes Buch: Harmonielehre. M. 6.—, geb. M. 7.—
Zweites Buch: Die Lehre von dem einfachen Kontrapunkte. M. 3.—, geb. M. 4.—
Drittes Buch: Die Lehre von der Nachahmung. M. 3.—, geb. M. 4.—
Viertes Buch: Die Lehre von dem doppelten und mehrfachen Kontrapunkte. M. 4.—, geb. M. 5.—

Jadassohn, S., A course of instruction in instrumentation. Transl. fr. the Germ. by Harry P. Wilkins.
M. 8.—, Schulband M. 8.50, Halbfranzband M. 9.—

— Erläut. der in Joh. Seb. Bachs Kunst der Fuge enthaltenen Fugen nnd Kanons. M. 1.—

— Ratschläge und Hinweise für die Instrumentationsstudien der Anfänger. M. 1.50, geb. M. 2.50

— Das Tonbewusstsein. Die Lehre vom musikalischen Hören. M. 2.—, Schulband M. 2.50, Leinwandband M. 3.—

— A practical course in ear training or a guide for acquiring relative and absolute pitch. Transl. fr. the Germ. by Le Roy B. Campbell. M. 2.—, Schulband M. 2.50, Leinwandband M. 3.—

Jadassohn, S., Das Wesen der Melodie in der Tonkunst. M. 2.— geb. M. 3.—

Kastner, Emerich, Die dramatischen Werke Richard Wagners. Chron. Verzeichnis der ersten Aufführungen. 2. verm. u. verb. Aufl. M. 1.—

Kretzschmar, Hermann, Führer durch den Konzertsaal. II. Abteilung, 2. Teil: Oratorien und weltl. Chorwerke. 2. Auflage. M. 7.—, geb. M. 9.—

Franz Listzs Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. Herausg. v. La Mara. (Liszts Briefe Bd. IV.) M. 8.—, geb. M. 9.—

— Gesammelte Schriften. Herausg. v. Lina Ramann. III. Band: Dramat. Blätter. 2. Abteilung: Richard Wagner. 2. durchges. Aufl. M. 6.—, geb. M. 7.50

Lobe, J. C., Manuel général de musique. Adaptation franç. du „Katechismus der Musik" de Lobe (23ᵉ éd.) par Gustave Sandré. 3ᵉ édition. geb. M. 2.—

Roth, Philipp, Führer durch die Violoncell-Litteratur. 2. verm. Ausg., bearb. von Carl Hülweck. M. 1.50

Seiffert, Max, Geschichte der Klaviermusik. Herausgegeb. als 3. vollst. umgearb. u. erweit. Ausg. von: C. F. Weitzmanns Gesch. des Klavierspiels und der Klavierlitteratur. Nebst ein. Anh. Gesch. des Klavierspiels v. Oskar Fleischer. I. Bd. Die ältere Geschichte bis um 1750. M. 8.—, geb. M. 9.—

Thouret, G., Friedrich der Große als Musikfreund u. Musiker. M. 3.—

Wagner, Richard, Tristan und Isolde. Erklärung der Kostümbilder und Dekorationen mit Abbildgn. In deutsch., engl., französ. und russ. Sprache. gr. 4⁰. In Lwd.-Mappe n. M. 24.—

— Tristan et Isolde. Traduction nouvelle en prose rythmée. Par Jacques d'Offoël. 2ème édition revue et corrigée. M. —.80

— Tristan und Isolde. Ins Russ. übers. von W. Tschetschichin. geh. M. 1.—

Wolff, C. A. Herm., Meth. Unterr.-Briefe der Harmonie- nnd Kompositionslehre.
M. 15.—, geb. M. 16.50, auch in 30 Liefgn. je M. —.50

Zeitschriften.

Deutscher Bühnen-Spielplan. (Theater-Programm-Austausch.) III. Jahrg. Einzelpreis je M. 1.— Im Abonnement je M. —.75

— Band III (Sept. 1898—Aug. 1899). M. 6.—, geb. M. 7.—

Konzert-Programm-Austausch. Jährlich M. 15.—

Monatshefte für Musikgeschichte, herausg. von der Gesellsch. für Musikforschung unter Red. von Robert Eitner.
M. 9.— Register z. Jahrg. XXI—XXX M. 2.—

Zeitschrift der Internationalen Musikgesellschaft. Monatlich 1 Heft. Abonn.-Preis f. Nichtmitgl. jährl. M. 10.—

Sammelbände der Internationalen Musikgesellschaft. Vierteljährlich 1 Band. Abonn.-Preis für Nichtmitgl. M. 20.—
Mitgl. erhalt. beide Publik. gegen einen jährl. Mitgliedsbeitrag vor M. 20.— kostenfrei zugesandt.

Breitkopf & Härtels Musikbücher.

I. Abteilung Nr. 1—500: Breitkopf & Härtels Textbibliothek.
Nr. 119. Otto Lohse, Der Prinz wider Willen. M. —.50
„ 125. August Enna, Kleopatra. (Französische Uebersetzung von Gustav Sandré.) M. —.80
„ 259. Paul Gläser, Giselhers Brautfahrt. M. —.20
„ 260. W. A. Mozart, Figaros Hochzeit. Die Uebersetzung theils rev., theils neu bearb. von Hermann Levi. M. —.40
„ 262. Requiem (Missa pro defunctis). Lat. u. deutsch M. —.10
„ 263. Volbach, Vom Pagen und der Königstochter. M. —.10
„ 264. Otto Taubmann, Eine deutsche Messe. M. —.10
Zöllner, Heinrich, Op. 80. Die versunkene Glocke. Musikdrama in 5 Aufzügen nach der Märchendichtung Gerhart Hauptmanns. M. —.75

II. Abteilung: Nr. 501 u. fg.:
Kleine Konzertführer. Herausg. von Prof. Dr. Hermann Kretzschmar. Nr. 545—582.
Preis jeder Nummer in schmuckem Hefte M. —.10
Kleine Konzertführer mit Text. Preis jeder Nummer M. —.20
541. (31) Händel, Messias. | 543. (35) Haydn, Worte des Erlösers.
Weitere Konzertführer werden in rascher Folge erscheinen. Werke, die noch nicht ausgegeben sind, liefert die Verlagshandlung auf Wunsch von Konzertanstalten bei rechtzeitiger Mitteilung schon vorher.

Kunstwissenschaft.

Froriep, August, Anatomie für Künstler. 3. verb. Auflage. Pappband M. 10.—, Halbfranzband M. 12.—

Bildende Kunst.

Wagner, Richard, Tristan und Isolde. Illustr. Prachtausg. des Klavierauszuges mit Text. Illustr. v. Franz Stassen. Folio-Form. auf Japan-Papier. geb. M. 100.—

Zöllner, Heinrich, Die versunkene Glocke. Musikdrama nach Gerhart Hauptmann. Illustr. Ausg. des Klavierauszuges mit Text. Illustr. von Heinrich Vogeler Worpswede. gr. 4⁰. M. 12.—

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 4. Januar. Nummer 3.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Friedrich Vischers akademische Vorträge: Das Schöne und die Kunst.

„Lang steht er schon auf der Höhe des Lebens unter der Halle seiner Werke; der goldene Abendschein liegt in dem Gebälke, doch die Sonne weilt über dem weiten Horizont und will nicht scheiden. . . .

Heil dir, theuerster Mann! Bleibe noch manches geräumige Jahr der große Repetent deutscher Nation für alles Schöne und Gute, Rechte und Wahre!“

Der diese Worte schrieb, Worte, getränkt von Liebe und kunstvoll gleich getriebenem Silber, ist Gottfried Keller; der, dem sie galten, war Friedrich Vischer. Damals, als wir zuerst sie vernahmen, am 30. Juni 1887, beging die schwäbische Hauptstadt festliche Tage; damals ließ es sich Deutschland, ließ es sich Württemberg nicht nehmen, den Dank für empfangene ideelle Güter, den die Menschen so gern für sich behalten, so gern vergessen, einem seiner besten Söhne einmal zu zeigen. Und während anschwellend zu einem Berge von Schriftstücken tausend Grüße und Huldigungen sich vereinigten, während im Banketsaal Rede an Rede sich drängte, Toast an Toast, die Bedeutung des Festes verkündend, die Enthüllung der Büste des Gefeierten begleitend; während im Hause des Jubilars glückwünschende Schaaren erschienen, Alte und Junge, städtische und gelehrte Körperschaften, Künstler und Musensöhne — schien der Achtzigjährige die Last solcher Ehren, die Mühen augenblicklich gebotener Erwiderung, die Unruhe der Tage kaum zu empfinden. Geistesfrische, leibliche und seelische Elastizität, Theilnahmefähigkeit waren lebenslang sein eigen gewesen, und jetzt machte die Freude, tiefe Herzensfreude über das Fest, in welches er selbst nur widerstrebend gewilligt hatte, den Greis wieder jung und stark. Wer damals Friedrich Vischer beobachtete, wer wieder und wieder ihn sprechen hörte, der kämpfte die bange Sorge, daß ein Uebermaß der Erregung dem Hochbetagten zum Nachtheil werden könne, nieder und erhoffte für ihn mit dem großen Züricher Dichter „noch manches geräumige Jahr“. Aber es war dennoch ein Sonnenuntergang. Denn nur $2^1/_2$ Monate nach den Festtagen von Stuttgart, am 14. September 1887, in Gmunden am Traunsee, sank Friedrich Vischer in die Arme des Todes.

Zwölf Jahre sind seitdem ins Land gegangen und allzu still wollte es manchmal über Vischer werden; schien es doch, daß die vordringlich moderne Geistesbewegung mit ihm wenig Fühlung habe, daß er einer Generation von Denkern angehöre, deren Hülfe ein ungeduldig nach Neuem ringendes Geschlecht nicht sonderlich bedürfe. Gleichwohl erhielt sich bei den Kennern seines Wirkens die Meinung, daß er unter den unvergänglichen Größen unsrer Literatur seine Stelle habe; gleichwohl lehrte jede erneute Beschäftigung mit seinen Schriften, daß zwar im Weiterrollen der Zeit nicht alles, was er bestritt oder verfocht, unser unmittelbares Interesse noch haben könne, daß aber die Fülle seiner Erfahrung und Lebenskenntniß, die Freiheit seines Geistes, die Klarheit, Tiefe und Umsicht seines Urtheils auch da einen Fingerzeig geben könnten, wo um Fragen, die anscheinend außerhalb seines Betrachtungsfeldes liegen, gekämpft wird. Und wenn das Ganze seiner Persönlichkeit dem ruhigen Ueberblick mehr und mehr einen der vertrauenswürdigsten geistig-sittlichen Erzieher unsres Volkes zeigte, so hat auch alles Partei- und Prophetenwesen der jüngsten Zeiten die Thatsache nicht umzustoßen vermocht, daß wir für die reine Erkenntniß des Dichterisch-Schönen in Deutschland keinen besseren Führer haben als ihn.

An der Stätte, wo Friedrich Vischer als akademischer Lehrer zuletzt gesprochen hat, vor dem Polytechnikum zu Stuttgart, steht heute neben der Büste Robert Mayers die seinige. Und nun ist es, als ob ein Wunder geschehe: noch einmal sehen wir ihn, als ob er aus dem Grabe wiedergekehrt sei, an den dichtgedrängten Reihen lernbegieriger Männer und Frauen vorbeischreitend, den Katheder besteigen, noch einmal hören wir ihn reden, wie er vor Jahren als Lehrer gesprochen hat, genau so, nicht anders. Es ist kein Schall der Rede, der an unser sinnliches Ohr schlägt, es ist nicht das sinnliche Auge, das seine Erscheinung wahrnimmt. Und doch ist er wiedergekommen und spricht zu uns in der nämlichen Eigenart der Gedankenformung wie ehedem, in der nämlichen Eigenart der Vortragsweise wie ehedem — sei uns gegrüßt, du Unsterblicher!

Es ist das Werk des Sohnes, das diese Illusion ermöglicht hat. Aus leidenschaftlich erregter, großartiger, den Trieb zu eigenem Schaffen zurückdrängender Pietät hat Robert Vischer, der Göttinger Kunsthistoriker und Aesthetiker, nach dem Tode seines Vaters den Plan gefaßt, den literarischen Nachlaß herauszugeben, ältere, heute zerstreute und schwer zugänglich gewordene Arbeiten Vischers in neuen Sammlungen zu vereinigen, und was von seiner Lehre nur als flüchtig verhallendes Wort geschaffen war, was nur in der Erinnerung, in den Nachschriften der Schüler sich erhalten hatte, durch literarische Veröffentlichung in den dauernden Besitz Aller zu bringen. Der Plan war von weitem Umfang: auf die zuerst ins Werk gesetzte Nachlaß-Herausgabe eines Heftes von „Altes und Neues“ und der „Allotria“ sollte ein Neudruck des längstvergriffenen vierbändigen Lehrbuchs der Aesthetik folgen, die „Kritischen Gänge“, in ihrem Inhalt namhaft vermehrt, sollten in Neuauflage erscheinen, eine Sammlung der Briefe wurde ins Auge gefaßt. Die Hauptsorge aber galt der Herausgabe der akademischen Vorträge; in mehreren Bänden, doch unter Beschränkung auf diejenige Stoffmasse, welcher die Lehrthätigkeit Vischers mit nachhaltigster Vorliebe, mit intensivster Gedankenarbeit zugekehrt war, sollten sie ver-

öffentlicht werden. Von den Vorlesungen über Goethe's „Faust“ I und II ließ sich hiebei absehen, da über diesen Gegenstand Vischer selbst in mehreren Schriften sich ausgesprochen hatte; keinenfalls aber durften die Vorlesungen über Aesthetik, die über Shakespeare und die über Geschichte der neueren deutschen Poesie fehlen. Die Vorträge über Aesthetik oder über „das Schöne und die Kunst“ haben denn auch den Anfang des großen Unternehmens gemacht.[1])

Lange erwartet, langsam vorbereitet und ausgestaltet ist dieser erste, 20 Bogen starke Band ans Licht getreten, und mit einem „Endlich bin ich so weit“ eröffnet der Herausgeber seine Vorrede. Aber nicht nur auf das alte, treffliche, in der gedanken- und liebelosen Hast unsrer Tage nur zu oft mißachtete Wort „Gut Ding will Weile haben“ hätte er sich dabei berufen dürfen; Schwierigkeiten besonderer Art sind es vielmehr, die zu bewältigen waren. Worin sie bestanden, läßt sich mit einem Satz sagen: Vischer hat ein ausgeführtes Manuskript dieser Vorträge nicht hinterlassen. „Mein Vater,“ bemerkt Robert Vischer im Vorwort, „lehrte nicht ablesend und nichts auswendig Gelerntes. Seit seiner Reise in Griechenland (1840) schrieb er nie mehr einen Vortrag, sondern entwarf nur eine Skizze, die im wesentlichen aus einer Disposition bestand, durchdachte sie öfters und sprach dann frei. Aber diese Vorlagen wurden immer wieder verändert, ergänzt und vielfach durch neue ersetzt, zumal diejenigen ästhetischen Inhalts. Darüber äußert er sich in seiner kurzen Selbstbiographie mit folgenden Worten: ‚Wer meine Hefte sähe, würde in ihrem Zustand das Bild meiner Mühen erkennen. Nie war ich zufrieden mit einem vermeintlichen Abschluß meines Denkens über das Geheimniß des Schönen, das alte Mannskript wurde je, wenn ich die Vorlesung wieder aufnahm, ganz oder zum Theil wieder umgestoßen, neue Manuskripte haben sich mit brauchbaren Theilen der alten und Einschiebeblättern so gewirrt, daß ich im Vorstudium zu jeder Stunde keine kleine Spanne Zeit brauche, um nur aus den Heften zu kommen.‘“ Ich selbst bin Zeuge der hier geschilderten Vortragsweise gewesen. Als ich um die Mitte der 60er Jahre in Zürich das Kollegium über Aesthetik hörte, pflegte Vischer zu Anfang der Stunde in kurz gefaßten, gedrängten, wenige Zeilen abgebenden Sätzen den abstrakten Hauptinhalt des Vortrags, der die Stunde ausfüllen sollte, zu diktiren; die darauf folgende Verständlichmachung, Erläuterung, Ausführung im Einzelnen und Konkreten sprach Vischer völlig frei, wobei er nur ab und zu einen raschen Blick auf kleine Blättchen warf, die ihn mittelst einzelner Worte zu erinnern schienen, was in seinen Gedankengang zu verflechten er sich vorgenommen hatte. Auf diesem freien Sprechen und halben Improvisiren, auf diesem augenblicklichen Finden und Bilden des Worts beruhte ein großer Theil der ungeheuren Wirkung, welche Vischer als Dozent ausübte. Der energische geistige Impuls, die innere Konzentrirtheit und Spannung, ohne welche bei der außerordentlichen Schwierigkeit des Lehrgegenstandes eine Durchführung der gestellten Aufgabe gar nicht möglich war, ging vom Vortragenden auf die Zuhörer über, seine „Stimmung“, die Stimmung des Produzirens theilte sich ihnen mit, die starke psychische Erregung des Lehrers wirkte suggestiv und man hing an dem Munde, der als ein eben fertig Gewordenes auszusprechen schien, was man mitdachte, mit auszudenken versuchte. Und er selbst formte und entwickelte seine Gedankenreihen, soweit dies anging, je nach den Minen der Zuhörer; denn er sah ihnen auf die Stirne, auf die Augen, und wo er nicht hinreichend deutlich geworden zu sein glaubte, ging er auf Vorbegriffe zurück, wiederholte, betonte Wichtiges zum zweiten Mal, zog zur Erläuterung neue Beispiele herbei. In diesem Hinüber und Herüber intellektuellen Kontakts verrann die Stunde, eine geistige Lust und eine Palästra des geistigen Ringens für die Schüler und auch den Lehrer, der aus solchem Empfinden heraus an den württembergischen Obersten v. Günthert einmal das Wort schrieb: „Frage ich mich, welches sind (diesen Winter) die einzigen Stunden gewesen, wo ich Freude fühlte, so sind es die der Vorlesung über den Faust. Die 200 oder 300 Augen, die nach mir sehen, beleben mich; die theilweise sehr große Schwierigkeit des Gegenstandes fordert die ungetheilteste Anspannung und jedesmal gehe ich vom Katheder, wie man neu belebt nach flottem Ritt vom Pferde steigt.“ Das war nun freilich das Ideal eines akademischen Unterrichts; wer aber nach Jahren diese Vorträge in Druck bringen wollte, mußte in mißlicher Lage sein. Denn ihr Wortlaut mußte doch gegeben werden, und wo war dieser erhalten? In skizzenhaften Aufzeichnungen ihres Urhebers, die dem Umfang nach nicht den hundertsten Theil des lebendigen Vortrags ausmachten und, aus einer Reihe von Jahrgängen stammend, in der Fassung ihres Inhalts voneinander vielfach abwichen; in Niederschriften der Schüler, die, wenn auch zumeist Stenogramme, doch mehr oder weniger unvollständig, auch nicht immer korrekt waren und, wiederum verschiedenen Jahrgängen angehörig, im Ausdruck und Gedankengang die Wahl zwischen verschiedenen Formungen ließen. Aus zerstückten, ungleichartigen, in sich selbst nicht völlig übereinstimmenden Materialien mittelst Auswählens, Ausscheidens, Umtauschens, Neuverbindens eine neue Einheit zu schaffen, wurde also die verantwortungsvolle Aufgabe des Herausgebers. Und dabei galt es, den Sprechton Vischers durchweg festzuhalten: nicht nur beim Redigiren des Textes nicht aus der Art eines Lehrvortrags in den einer schriftlichen Abhandlung zu fallen, sondern auch die individuelle Redeweise Vischers in Wortschatz und Satzgefüge zum Ausdruck zu bringen. Beides aber, die Umbildung des überlieferten Stückwerks zu einem organischen Ganzen, wie auch die Tönung dieses Ganzen mit der Sprachfarbe Vischers, ist dem Herausgeber in einem so hohen Maße gelungen, daß jenes Wort, der Abgeschiedene sei wiedergekommen und man glaube ihn noch einmal auf dem Katheder zu hören, keine Floskel, sondern Wahrheit ist.

Nicht die ganze Aesthetik, wie sie Vischer in seinen Vorlesungen lehrte, bietet uns der von seinem Sohne geschaffene Band; nur die grundlegenden Theile, nur zwei große Abschnitte, deren einer betitelt ist „Die allgemeinen Begriffe des Schönen“, während der zweite die Bezeichnung „Die Kunst überhaupt“ trägt, enthält er. Die Lehre von den einzelnen Künsten dagegen, ein Drittel etwa des vom Vortragenden behandelten Stoffes, ist weggeblieben. Das Vorwort Robert Vischers rechtfertigt diese Beschränkung mit dem Hinweis, daß sich die Lehre von der Architektur, Plastik, Malerei, Musik und Poesie, wie sie sein Vater in den Vorlesungen gegeben habe, inhaltlich nur unwesentlich vom dritten Theil des 1857 vollendeten Lehrbuchs unterscheide. Wer also Vischers Theorie der Aesthetik irgendwie vollständiger kennen lernen will, muß das schwergepanzerte vierbändige Lehrbuch mitheranziehen, und es ist dieser Sachlage nur angemessen, daß Robert Vischer dem mit dem Titel „Das Schöne und die Kunst“ in die Oeffentlichkeit gehenden Buche den Untertitel „Zur Einführung in die Aesthetik“ beigesetzt hat. Und zwar repräsentirt unser Text im großen und ganzen diejenige Fassung, welche Vischer als Dozent während der letzten Periode seiner Lehrthätigkeit, d. h. nach der Rückkehr aus Zürich, seinen Vorträgen über Aesthetik gegeben hat.

[1]) Vorträge von Friedrich Theodor Vischer. Für das deutsche Volk herausgegeben von Robert Vischer. Erste Reihe: Das Schöne und die Kunst. Stuttgart 1898, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Das System der Aesthetik, wie es Vischer in seinem großen Lehrbuch entwickelt hatte, stand unter dem Zeichen der Hegel'schen Philosophie. Als „die Idee in der Form begrenzter Erscheinung“ wird das Schöne definirt, die Hegel'sche „Idee“, das Absolute, ist es, mit der wir es in dieser Bestimmung zu thun haben, und der dialektischen Methode Hegels gemäß, unter dem Gesichtspunkt einer durch Gegensätze fortschreitenden Bewegung und Selbstentwicklung erfolgt der Aufbau des ganzen Systems. Dreigliedrig ist es: der erste Theil behandelt die „Metaphysik des Schönen“, der zweite „das Schöne in einseitiger Existenz“ und zwar das Naturschöne als die einseitig-objektive Existenz des Schönen und die Phantasie als die einseitig-subjektive Existenz des Schönen. Der dritte Theil handelt von der „subjektiv-objektiven Wirklichkeit des Schönen oder der Kunst“. Und dasselbe Eintheilungsprinzip kehrt in der Gliederung der Abschnitte wieder. Das Erhabene wie das Komische spaltet sich in eine objektive, subjektive und subjektiv-objektive oder absolute Erscheinungsform; als das Erhabene des Subjekt-Objekts gilt das Tragische, als das absolut Komische der Humor. In der Geschichte der Phantasie oder der Geschichte des Ideals wird das Ideal der objektiven Phantasie des Alterthums unterschieden vom Ideal der phantastischen Subjektivität oder der romantischen Phantasie des Mittelalters und vom modernen Ideal oder „der Phantasie der wahrhaft freien und mit der Objektivität versöhnten Subjektivität“. Auch die Kunst gliedert sich in drei Gattungen von Künsten: der objektiven Kunstform gehören die bildenden Künste an, nämlich Baukunst, Bildnerkunst und Malerei, die subjektive Kunstform vertritt die Musik, die subjektiv-objektive Kunstform die höchste der Künste, die Dichtkunst.

Daß in der Art dieser Gliederung das architektonische Bedürfniß eine gewisse Befriedigung fand, ist verständlich, und es liegt auch ein bleibender Wahrheitsgehalt in der Einführung jener Gegensätze. Dennoch ist das Eintheilungsprinzip, der Gegensatz von Subjekt und Objekt nebst der höheren Einheit beider, dem sogenannten „Subjekt-Objekt“, mehr ein allgemein logisches Schema als ein aus der Natur der ästhetischen Erscheinungen und Formen unmittelbar abgeleiteter Eintheilungsgrund; es konnte somit ohne Gewaltsamkeiten im einzelnen nicht abgehen. Aber dieser Vorwurf des gewaltsamen Konstruirens trifft ja die Hegel'sche Methodik und Hegels Versuch, die gesammte Entwicklung der Welt in das „diamantene Netz“ eines Logischen zu schmieden, überhaupt. Der ungeheure Irrthum des Hegel'schen Denkens war die Verwechslung der Entwicklung des Realen mit der Entwicklung des Logischen, und zwar eines von uns gedachten Logischen, die Hypostasirung logischer Formen und Beziehungen des menschlichen Denkens zu einer objektiven und im Transscendentalen ruhenden Macht: der Gedankenprozeß, dessen das philosophische System zu seinem Fortschritt bedurfte, wurde als die Form der Selbstbewegung des Absoluten, als das Bild eines objektiven Weltprozesses ausgegeben. Es war ein erhabener Traum, auf diesem Wege die Einheit der Welt zu schauen, es war vielleicht der geistreichste Traum, den die Menschheit jemals geträumt hat; aber es war ein Traum, auf den das Erwachen und die Ernüchterung folgen mußte und das ehrliche Bekenntniß, daß bei dieser Lösung des Welträtsels auch einige Sophistik mit im Spiele gewesen war.

Heute trennen uns von der Vollendung der „Aesthetik“ Vischers mehr als 40 Jahre; in dieser Zeitspanne hat sich ein Umschwung der Denkweise vollzogen, der auch im Betrieb der philosophischen Wissenschaften zum Ausdruck kommen mußte. Der Hegelianismus, als Identitätsphilosophie und als Methode, ist uns weltfremd geworden. Wir sind mißtrauisch gegen jedes philosophische „System“, gegen alle philosophische Spekulation geworden. Wir lassen uns nicht nehmen, daß hinter dieser Erscheinungswelt ein „Ding an sich“ sei, dessen Kenntniß erst den Schlüssel zu der Erscheinungswelt gäbe, aber wir scheuen jede Siegesgewißheit, jede Selbstherrlichkeit in der gedanklichen Konstruktion dieses „Dinges an sich“, dieses „Absoluten“, dieses „Weltgrundes“. Die philosophische Signatur des Zeitalters ist der Kritizismus, und so wenig wir den bornirten Verächtern der philosophischen Arbeit und den Denkfaulen Raum geben, so skeptisch oder zögernd machen wir jeden Schritt mit, der uns dem Weltgeheimniß näher zu bringen verspricht. Wir ehren die Vernunft, „des Menschen allerhöchste Kraft“, und geben dem Wahrheitstrieb unbedingte Freiheit; aber wir verlangen von ihm auch das Eingeständniß eines „ignoramus“, wo unser Wissen thatsächlich am Ende ist. Wir stehen unter dem Einfluß der naturwissenschaftlichen Methode, unter ihrem Bann, obgleich die Untersuchungsmittel der Naturwissenschaft nur des Sinnlich-Wahrnehmbaren sich bemächtigen können und es an argen Selbsttäuschungen auch auf diesem Forschungsgebiet bis heute nicht gefehlt hat. Wir wollen Erfahrung, Empirie, Induktion. Wir wollen in aller Wissenschaft vom Nächstliegenden und unmittelbar Erweislichen stetigen Schrittes zum Umfassenderen und Allgemeineren aufsteigen. Wir wollen auch in der Aesthetik von unsrer Erfahrung ausgehen, von der Beobachtung und Zergliederung unsres ästhetischen Empfindens, der Untersuchung der ästhetischen Eindrücke, der ästhetischen Lusterregung, von empirisch-psychologischer Grundlage also; eine „Metaphysik des „Schönen“, ein Fragen nach seiner metaphysischen Bedeutung verweisen wir vom Anfang hinweg an das Ende.

Friedrich Vischer hat viel zu lange gelebt, war auch ein viel zu ehrlicher Arbeiter auf dem Felde der Wissenschaft, als daß ihn jener Umschwung nicht zu einer Neuprüfung seiner Lehre der Aesthetik gedrängt hätte. Er entwuchs dem orthodoxen Hegelthum mit der ganzen Zeit und gab die ganze Methode Hegel'scher Begriffsbewegung, welche „die immanente logische Bewegung der Sache selbst sein sollte“, in einer Selbstkritik seiner Aesthetik ausdrücklich preis; er setzte in seinen akademischen Vorlesungen an einzelne Theile seines Systems unermüdlich die verbessernde Hand und nahm in seiner letzten theoretischen Arbeit, in der Schrift „Das Symbol“, eine bedeutsame Wendung zu einer psychologischen Erfassung des Schönen. Aber zu einer völligen Neubearbeitung seines ästhetischen Systems, zu einer Neuherausgabe seines Lehrbuchs ist Vischer nicht mehr gelangt. Die Frage, ob er sich dieser Aufgabe unterziehen solle, hat lange als eine Gewissensangelegenheit auf ihm gelastet und er hat sie auch Freunden gegenüber oft abgewogen. Ich werde mir erlauben dürfen, aus seinen Briefen an mich einige Stellen hier anzuführen, welche dieses Schwanken bezeugen. Am 14. Februar 1880 schrieb mir Vischer: „Aesthetik? Ja, wer weiß! Es geht immer mit mir um. Augenblicklich stellt sich die ruhelos in mir grabende Kontroversfrage z. B. so: ist es schader für die Aesthetik, wenn ich — bei der kurzen Zeit, die ich noch zu leben habe — an die Sammlung der lyrica (seiner Gedichte) gehe, oder schader für die lyrica, wenn ich jetzt alle Kraft für die Aesthetik zusammenfasse? Die Neigung ist für die lyrica. Hat sie recht? Oder ist sie mehr Bequemlichkeit? Führt in mediam rem: getheiltes Talent!“ Und wiederum am 15. April 1880: „Aesthetik? Möglich, daß, wenn ich diesen 3. Band („Altes und Neues“ ist gemeint, das ursprünglich als ein dritter Band der „Kritischen Gänge“ gedacht war) und das Lyrische hinter mir habe, ein raptus kommt. Oefters habe ich es schon erlebt, daß, nachdem lange gezögert und gezweifelt war, ich auf einmal absolut unmotivirt hinsaß und anfing. Aber ob das Natur-

ereigniß auch hier kommt? — da ich eben nicht weiß, was das Schöne ist —." Am 23. Juni 1882: „Ich stecke seufzend, durch die eine meiner Vorlesungen genöthigt, wieder in der Aesthetik, stocke genau wieder da, wo ich vor 4 Jahren stockte — am „Formalen" — Mathematischen, Quantitativen, an der Frage seiner Geltung und ihren Grenzen; soll überdies die Psychologie der Herbartianer, Psychophysiker studiren, gerathe überall auf mathematische Formeln, kann nicht weiter, und stehe vor dem Schwindelabgrund der Frage: noch an die Umarbeitung gehen? Ja, nein, nein, ja, und so fort und so fort." Mißverstehen könnte solche Aeußerungen nur derjenige, der von der Geschichte der Aesthetik und von der Schwierigkeit ihrer Probleme nichts weiß, nur derjenige, dem man erst zu sagen hätte, daß es etwas ganz anderes bedeutet, begrifflich zu wissen, was „das Schöne" ist, als zu wissen, ob etwas schön oder nicht schön ist. Wenn nun aber auch der Bau der von Vischer errichteten Aesthetik von ihm selbst in seinen Grundfesten erschüttert worden ist, so besteht doch, das Werk heute veraltet zu nennen, kein Recht; denn einen bleibenden Werth gibt ihm nicht nur eine Reihe allgemeiner theoretischer Bestimmungen, die es enthält, sondern auch der in ihm ausgebreitete, geradezu beispiellose Reichthum von tiefgeschöpften Urtheilen und Aeußerungen über das konkret Schöne, über Künstler und Kunstwerke.

Im Lehrbuch der Aesthetik hatte das Naturschöne einen großen Raum eingenommen und Vischer hatte den von ihm handelnden Abschnitt der Lehre von der Phantasie vorangestellt, in der Erwägung, es müsse, bevor das thätige Subjekt, die Phantasie, eingeführt werde, zuerst der Stoff oder Boden, an oder auf dem sie ihre Thätigkeit entfalte, geschildert werden; so war der „Schein", als ob ein Schönes ohne Zuthun des anschauenden Subjekts existire, belassen, wenn auch später aufgelöst worden. Man hatte Vischer auf seiner Wanderung durch die Reiche der anorganischen und organischen Natur und die geschichtlichen Formen der Menschheit „gern begleitet", sie war eine der anziehendsten, glänzendsten, farbenreichen Partien des Buches. Aber die Selbstkritik machte hier einen scharfen Schnitt; jenen „trügerischen Schein" schon von der Schwelle an abzuweisen, hielt Vischer nachmals für ein Gebot der wissenschaftlichen Strenge und systematischen Folgerichtigkeit, und so wurde schon in den Züricher akademischen Vorträgen für das Naturschöne nirgends mehr eine besondere Stelle gelassen. Eine andere Frage ist es nun freilich, ob ein Naturschönes als solches in der That nicht existirt, ob es für die ästhetische Erfassung der Natur schlechthin eines „Leihens", einer Zuthat aus dem menschlichen Geiste bedarf, ob es immer und überall nur das naive Empfinden ist, das in der Natur volle Schönheit kennt und genießt, und ob wirklich erst im Kunstwerk, im Schaffen des Künstlers das Schöne als ein in sich Fertiges uns gegenübertritt. Gewiß: in die Landschaft legen wir unsre Seelenstimmung hinein oder suchen sie in ihr wieder, und schon das Auge ist es hier, welches komponirt, perspektivisch zurechtrückt und das Gegenständliche zu einem Bilde macht. Aber ist ein solches Zuthun auch dem organischen Einzelgebilde gegenüber die Bedingung des ästhetischen Eindrucks? Ist nicht in der Natur selbst, in ihrem Schaffen organischer Wesen, etwas wie ein Schönheitstrieb zu spüren, so daß sie in Wahrheit mehr thut, als Organismen nur zu zeugen und nach Möglichkeit zu erhalten? Und gibt es nicht in der Natur zum mindesten als eine untergeordnete Gattung des Schönen auch ein unbeseeltes Form- und Farbenschönes? Fände hiebei überall eine Verwechslung mit dem Sinnlich-Angenehmen statt? Ich kann auf diese Fragen hier nicht weiter eingehen, kann mich nur zu der Meinung bekennen: der Unterschied des Natur- und des Kunstschönen besteht im letzten Grunde nur darin, daß im Kunstschönen das Schöne Selbstzweck ist, im Naturschönen nur begleitendes Moment.

Mit dem Abstoßen des Naturschönen als eines Hauptabschnitts, eines vollen Systemglieds, mit dem Wegfall der zweiten Hälfte des zweiten Theils war das System Vischers zweigliedrig geworden: die Lehre vom Schönen an sich, wie sie im ersten Theil entwickelt war, führte nun ohne Zwischenstück in die Lehre von der Phantasie über. Demnach war schon in den Züricher Vorträgen des Jahres 1863/64 die Anordnung diese: auf eine Einleitung folgte als erster Haupttheil „Das Wesen des Schönen an sich (d. h. außer der Kunst)", und der erste Abschnitt dieses Theiles lautete: „Das Schöne überhaupt, d. h. vor der näheren Untersuchung des thätigen subjektiven Moments in diesem Begriff, nämlich der Phantasie." In drei Kapitel: „Das Schöne vor der Unterscheidung der allgemeinen in ihm auftretenden Gegensätze und Unterschiede", „Die allgemeinen Gegensätze im Schönen" und „Das einfach Schöne neben dem gegensätzlich Schönen und die Vereinigung beider" gliederte sich wiederum dieser erste Abschnitt. Der zweite Abschnitt handelte von der Phantasie und zerfiel in zwei Kapitel: das erste, „Die Phantasie überhaupt", hatte die Unterabschnitte „Das Wesen der Phantasie", „Die Arten der Phantasie", „das Maß der Phantasie"; das zweite Kapitel war betitelt „Die Geschichte der Phantasie oder des Ideals". Hierauf folgte als zweiter Haupttheil die Kunstlehre, deren erster Abschnitt „Die Kunst überhaupt" hieß. Der erste Haupttheil und der erste Abschnitt des zweiten Haupttheils zählten zusammen 96 Paragraphen; was sie an Lehre boten, bildet ungefähr den Inhalt des von Robert Vischer herausgegebenen Buchs. Nur in 17 Paragraphen zerlegt sich in diesem der Stoff: die äußere Anordnung hat sich also späterhin gelockert, die Gedanken überlassen sich ungezwungener ihrem Zug; die Züricher Vorträge waren in ihrer Form noch mehr esoterisch. Man könnte beklagen, daß dabei die Lehre von der Phantasie immer kürzer geworden ist, daß auch die Lehre vom Tragischen, die (neben der vom Komischen) noch in den Züricher Vorlesungen mit einiger Ausführlichkeit behandelt worden war, hier so sehr zusammengeschrumpft ist — weil Vischer es nachmals vorzog, in der Lehre von den Einzelkünsten, an der Welt des Konkreten die Merkmale des Tragischen gelegentlich zu verdeutlichen; im ganzen aber ist diese freiere Bewegung des Denkens sowohl der inhaltlichen Ausgestaltung wie auch der rednerischen Wirksamkeit des Vortrags zustatten gekommen. Ehedem sprach, wenn ich so sagen darf, der Mann der Schule, der ein regelmäßiges und lückenloses Lehrgebäude erstehen lassen wollte; jetzt spricht ein Mann von Welt, der alle Weisheit der Schule in sich aufgenommen hat, nun aber aus dem großen Gebiet der ästhetischen Theorie dasjenige hervorhebt, was ihm als das Wichtigste, Wesentlichste, mit dem sichersten Wahrheitsgehalt Erfüllte erscheint, ein Mann, der aus der Erfahrung eines langen Lebens weiß, was fürs erste noththut, in welcher Richtung die Begriffe der Menschen fürs erste zu klären sind, wenn sie zu einer künstlerischen Aufnahme, einer objektiven Beurtheilung des Schönen gelangen sollen. Dabei wird freilich gar manche große Streitfrage der Aesthetik, gar manches Problem, das den Scharfsinn vieler Köpfe herausgefordert hat, nur eilig gestreift, so daß der Laie kaum merkt, über welche Kriegsfelder er wandelt; einen gewissen Verzicht auf eine breite Darlegung fachwissenschaftlich-gelehrter Untersuchung und Diskussion bedingte ja schon die Rücksicht auf das Stuttgarter Auditorium, das nicht aus Studirenden der Universität, sondern aus Studirenden des Polytechnikums und auch aus bildungsdurstigen gereiften Männern und Frauen, deren Vorkenntnisse doch ungleich waren, bestand: hier war zuweilen, was Vischer

ein „Descendiren“ zu nennen pflegte, geboten. So hat denn bei ihm, soweit er als Dozent wirkte, mit den Jahren die Popularisirung des Lehrstoffs mehr und mehr zugenommen. Aber es ist eine Popularisirung der edelsten Art, und wenn uns in der Sprache mitunter Wendungen begegnen, die in der wissenschaftlichen Ausdrucksweise nicht eben üblich sind — ich denke an Wendungen wie: „Wir ... meinen, der Gegenstand sei bitter, süß, sauer. Fällt ihm nicht ein“ — so möge sich der Leser erinnern, daß er hier die Lebhaftigkeit und Unmittelbarkeit der improvisirten Rede vor sich hat, und möge sich hüten, zu glauben, daß ihm Gedankenarbeit irgendwo erspart sei oder daß es am hohen Ernst des Geistes je mangle. Dieses Buch liest sich schlicht und unnöthiges Pathos liegt ihm weltfern; aber den Meister des Worts, der die sprachlichen Mittel, um das eigene Denken in die Denkwerkstatt Anderer überzuleiten, beherrscht, zeigt es überall. Hatte in den Züricher Vorträgen das Abstreifen der Hegel'schen Terminologie schon begonnen, so waren sie von Gedankensträngen spekulativer Herkunft doch noch auf große Strecken durchzogen und in den Formulirungen, die an die Spitze der Paragraphen gestellt waren, steckte noch manches überhart Abstrakte; in den Sätzen, die wir ihnen heute vorangestellt finden, ist zugunsten einer allgemein verständlichen Sprechweise auch dieses getilgt. Die Definition des Schönen bildet für die Wandlung, die sich in Vischer, dem Aesthetiker, vollzogen hat, ein Kennzeichen. Von der Hegel'schen „Idee“ hören wir in ihr nun nichts mehr, und wenn es in den „Kritischen Gängen“ hieß: „Das Schöne ist das in sich selbst gespiegelte, im Spiegel verklärte Leben“, so lautet die Definition jetzt: „Das Schöne ist sinnenfällige, ausdrucksvoll harmonische Form.“ Damit sind spezifische Merkmale des Schönen bestimmter, greifbarer, sachlicher herausgestellt. Indessen bleibt sich Vischer bewußt, daß eine Definition „immer etwas Fragwürdiges“ ist, daß sie „nur dem dient, der die ganze Reihe von Begriffen durchläuft, welche in der Definition destillirt sind“; und so hat er den Freimuth, hinzuzusetzen: „Ich will Ihnen noch einige Definitionen des Schönen geben; es kommt mir so viel nicht darauf an; Sie können auswählen.“ Der heutigen psychologischen Richtung nähert sich die in den Vorträgen entwickelte Lehre schon dadurch, daß von der „Anschauung“ der Ausgang genommen wird. Die neueste Aesthetik will die voraussetzungslose Linie der psychologischen Beobachtung und Zergliederung ausschließlicher einhalten, und ihr Bemühen hat Früchte gezeitigt; aber unterwegs begegnet sie sich mit der älteren doch wieder, und für eine Reihe von Begriffen, die in aller Aesthetik unentbehrlich sind, schöpft sie von den lichtvollen Ausführungen Vischers Gewinn. Denn das letzte Ergebniß eines 40jährigen Ringens, das Reichste und Abgeklärteste eines mit der Phantasiethätigkeit vollkommen vertrauten Denkens ist in ihnen enthalten. Und wiederum ist es die blitzende Fülle von geistvollen Urtheilen über Künstler und Kunstwerke, insbesondere über Dichter, durch die uns das Buch Vischers von Seite zu Seite anregt, unterrichtet, gewinnt. Hier wird der Herausgeber ungetheilten Dank ernten. Vielleicht hätte Friedrich Vischer selbst nur eine Stelle in Druck irgendwie geändert, den Satz nämlich (S. 114): „... sonst wäre der bessere Mensch auch der bessere Künstler, Schiller größer als Goethe“. Denn der Beweis für die Richtigkeit dieser moralischen Wägung läßt sich schwer führen und leicht entsteht mit ihr der allen Goethe-Nörglern von heute, allen Obskuranten willkommene Schein, als habe Vischer sagen wollen, daß Goethe kein guter Mensch gewesen sei — was seine Meinung unzweifelhaft nicht war. Fährt er doch selbst an einer andern Stelle, welche davon spricht, daß Schiller ein sittlich gehobener Charakter gewesen sei (S. 41 des Buches), mit vorsichtiger Wendung des Ausdrucks fort: „Angenommen, daß er dies mehr war als Goethe, so war er deßhalb nicht der größere Dichter.“

Dem Buch ist ein Bildniß beigegeben, das nach einer im letzten Lebensjahr Vischers aufgenommenen Brandseph'schen Photographie gefertigt wurde. Wer gar nicht wüßte, was Vischer ist, hätte nur nöthig, sich in diese Kopfform, diese Haltung, dieses Antlitz zu vertiefen. Eine unwidersprechliche Großheit liegt in ihm, etwas ehrfurchtgebietendes und zugleich die höchste Schlichtheit, die höchste Wahrhaftigkeit, Lauterkeit, Milde und Ernst. Und eben darum, weil der Geist, der diesen Körper sich baute, so beschaffen war, trägt sein Buch mit Recht den stolzen Titelbeisatz: „herausgegeben für das deutsche Volk“.

Mit einer auf den ersten Anschein persönlichen Erklärung bitte ich diese Zeilen schließen zu dürfen. Ich habe im Artikel „Vischer“ der „Allgemeinen deutschen Biographie“ gesagt, daß ich eine Biographie Friedrich Vischers vorbereite. Ich habe Materialien gesammelt, habe einen nicht geringen Schatz von Erinnerungen an Vischer; aber ältere inzwischen dringlicher gewordene literarische Verpflichtungen werden auf Jahre mich binden. So lange der Nachlaß und die akademischen Vorträge unveröffentlicht waren, mußte die Ausführung einer größeren Vischer-Biographie als verfrüht erscheinen; jetzt liegen die Dinge anders und darum glaube ich meinen Verzicht auf diese Aufgabe nicht verschweigen zu sollen. Die Bahn ist frei und der Schütze mag kommen, der den Bogen spannt.

Richard Weltrich.

Das „neue Jahrhundert“ in sprachlicher Hinsicht.

Von Hugo Schuchardt.

Daß erst nach 19 Jahrhunderten, d. h. nach 19 × 100 Jahren, also nach Ablauf des Jahres 1900 das 20. Jahrhundert beginnt, das liegt in den Worten selbst und kann wissenschaftlich nicht bestritten werden. Aber es gewährt ein wissenschaftliches Interesse, zu untersuchen, warum es thatsächlich von Manchen bestritten wird.

Unter den verhältnißmäßig Wenigen, welche für den 1. Januar 1900 als den Beginn des neuen Jahrhunderts eintreten — das „Neue Wiener Tagblatt“ vom 24. und 28. Dezember bringt 28 Briefe in dieser Sache — verzichten wiederum Einige ganz auf Angabe von Gründen, so sagt Max Halbe: „am kommenden Neujahr sind 1900 Jahre nach Christi Geburt verflossen“. Andere ziehen unerwartete Schlüsse; die Baronin Suttner bezieht sich darauf, daß, als sie 19 Lebensjahre vollendet hatte, ihr 20. Jahr begann, also sollte man meinen: nach Vollendung von 19 mal 100 Jahren beginnt das 20. Jahrhundert, doch ihr zufolge beginnt es mit dem Beginn von 1900. Noch Andere verweisen auf die Unsicherheit bezüglich der Zeit von Christi Geburt oder auf die späte Einführung der christlichen Zeitrechnung, doch nur nebenbei; denn sie sehen selbst ein, daß das für 1901, um kurz so zu sagen, von gar keinem Belang ist, sie wünschen nur, gleichsam vorbereitend, der ganzen Angelegenheit den Charakter der Einfachheit zu benehmen und sie als sehr verschiedener Auffassungen fähig darzustellen.

Zwei Quellen des Irrthums verdienen gründliche Beachtung; sie liegen weit auseinander. Historiker vergewaltigen den Sprachgebrauch; Astronomen und Physiker verkennen ihn.

Jene geben zu, daß mit Ansetzung von 1900 als Jahrhundertanfang ein Rechnungsfehler begangen werde, aber der Psychologie sei der Vortritt vor der Arithmetik zu lassen. Die Aenderung von drei Ziffern in der Jahreszahl (1899—1900) erwecke das Gefühl von etwas Neuem und dieses Neue könne nur das 20. Jahrhundert sein.

Die überlieferte Auffassung gewährt hiefür keine feste Stütze; unsre Vorfahren haben geschwankt und, so viel ich sehe, sich der Mehrzahl nach der Ansicht zugeneigt, daß das Jahrhundert mit der Eins beginne. Und noch weniger darf man sich auf die volksthümliche Auffassung berufen; der Ungebildete kümmert sich nicht um das Jahrhundert. Aber 10, 100, 1000 und ihre Vielfachen pflegen, gesprochen und geschrieben, den Schluß, nicht den Anfang einer Reihe zu bilden; 7, 8, 9, 10 — 11, 12, 13, nicht 7, 8, 9 — 10, 11, 12, 13; demzufolge wäre zu zählen 1897, 1898, 1899, 1900 —1901, nicht 1897, 1898, 1899 — 1900, 1901. Bei denjenigen, welche von der Zahlenfolge eine sinnliche Anschauung besitzen — das sind natürlich mehr oder weniger Gebildete — verhält es sich allerdings manchmal anders; so sehen wir bei Flournoy, Des phénomènes de synopsie, Genève 1893, S. 166, Fig. 54 die treppenförmig aufeinanderfolgenden Reihen mit 1, 10, 20, 30 beginnen. Was die Jahrhunderte anlangt, so wurden sie uns Kindern in Tafeln als große Quadrate vorgeführt, die sich aus hundert kleinen Quadraten, den Jahren, zusammensetzten; 1800 z. B. war rechts unten in dem einen Quadrat, 1801 links oben in dem rechts sich daran schließenden. Andere sehen diese Dinge anders. Der Baron Osten-Sacken sagt, wie ich dem eben angeführten Buch S. 134 entnehme: Chaque siècle a pour moi une couleur à lui, déterminée par la couleur du chiffre centenaire. Ainsi la couleur du 18me siècle est verte, déterminée par le chiffre 7 qui a cette couleur; la couleur du 17me siècle est déterminée par le brunâtre du chiffre 6; quand je pense aux évènements du 17me siècle, je me les représente sur un fond brunâtre qui, à l'année 1700, passe brusquement au verdâtre du chiffre 7. Gewiß wurzelt in uns die Neigung sehr tief, die Jahreszahl, die zwei Nullen am Ende hat, mit den folgenden und nicht mit den vorausgehenden zusammenzufassen; aber warum sollen wir ihr eher nachgeben als der noch stärkeren und trotz so viel häufigerer Uebung noch schwerer zu bewältigenden, das Jahrhundert nach den beiden ersten Ziffern seiner Jahreszahlen zu bezeichnen, z. B. 17.. als 17tes? Wir könnten in beiden Punkten unsrer Bequemlichkeit fröhnen und von 1700—1799 als einem Jahrhundert sprechen, das etwa das „Siebzehnhundert“ zu benennen wäre; jedenfalls aber würde sich dies von 1701 bis 1800 als dem 17. Jahrhundert unterscheiden. Freilich nur um ein Jahr; es wäre aber doch, wenn es auch auf der christlichen Zeitrechnung beruht, kein Jahrhundert nach Christi Geburt, kein solches nämlich, das von diesem Zeitpunkte nur durch ein Vielfaches von Jahrhunderten getrennt wäre. Irgendwo, im Anfang, in der Mitte oder am Ende, würde ein Jahrhundert durch einen Zeitraum von 99 Jahren vertreten sein. Wenn wir sagen, 1700 ist das erste Jahr des 18. Jahrhunderts nach Christi Geburt, so vergewaltigen wir den Sprachgebrauch. Bei den Italienern ist die eben vorgeschlagene Ausdrucksweise sehr im Schwang, sie gebrauchen sie jedoch, der Uebereinstimmung mit der allgemeinen Zeitrechnung zuliebe, in etwas anderem Sinne als dem, der dem Wortlaut entsprechen würde: „*trecento*, il secolo che va dal 1301 al 1400; *settecento*, secolo diciottesimo, che corre tra il 1701 e il 1800“ (im großen Wörterbuch von Tommaseo und Bellini). Und wir sollten zur Abänderung der richtigen und klaren Zählweise uns durch solche Associationen bestimmen lassen, wie wir sie in weit weniger einfachen Fällen nachdrücklichst zurückweisen?

Astronomen, Physiker und Vertreter anderer Naturwissenschaften nehmen hier ein Schwanken des Sprachgebrauchs an, welches nicht im entferntesten besteht. Boltzmann schreibt: „Ich halte die Frage für eine solche, die durch rein logische Beweisgründe nicht entscheidbar ist, vielmehr durch willkürliche Definition festgelegt werden muß.“ Ich vermuthe, er hat dasselbe im Sinn wie E. Mach, welcher deutlich sagt: „Es kommt alles darauf an, ob man mit der Jahreszahl die Zahl der bereits voll abgelaufenen Jahre oder das so und so vielte laufende Jahr meint. Das ist Konvention.“ Dem entgegne ich, daß immer und überall „das Jahr 1900“ nichts anderes bedeutet als „das 1900. Jahr“, daß die Grundzahl nur eine Abkürzung für die Ordnungszahl ist (wie bei den Franzosen „Ludwig Vierzehn“ = „Ludwig der Vierzehnte“), daß die letztere früher im Deutschen und noch jetzt in manchen Sprachen üblich ist. Das Feuilleton der Berliner „National-Zeitung“ (Morgenblatt) vom 28. Dezember aus der Feder von F. Poske ist mit gänzlicher Verkennung dieser sprachlichen Thatsachen abgefaßt und daher sehr geeignet, die größte Verwirrung anzurichten. Es wird da behauptet, daß „am 1. Januar 1900 nach älterer Auffassung 1899 Jahre, nach moderner aber 1900 verflossen sind“. Wann in aller Welt hat sich denn diese Aenderung vollzogen? Es müßten dann zwei Jahre mit gleicher Benennung aufeinander gefolgt sein, etwa 1890 als 1890stes Jahr und 1890 = 1890 Jahre + x. Nein, sagt Poske, die Aenderung ist ganz unmerklich vor sich gegangen: „Stillschweigend ist aus der Schrift jenes Zeichen fortgefallen, das auf Ordnungszahlen hinweist.“ Wie sich die Chronologie damit abfinden würde, lasse ich unerörtert; aber Niemand, der die Sprache sorgfältig beobachtet und über sie nachdenkt, wird sich davon überzeugen lassen, daß jene grammatische Erscheinung aus einem „Umschwung im Denken und Empfinden der Kulturmenschheit“ hervorgegangen ist, noch daß sie ihn hervorgerufen hat. Wenn Poske andere Zeitbestimmungsweisen anführt, so übersieht er auch die Verschiedenheit der sprachlichen Form. Er sagt: „Am 1. Januar 1900 ist die Welt seit Christi Geburt um 1900 Jahre älter, ebenso wie Jemand vierzig volle Jahre gelebt, wenn er sich anschickt, zu sagen, sein Lebensalter sei vierzig Jahre.“ Es muß heißen: „Am 1. Januar 1900 steht die Welt seit Christi Geburt 1899 Jahre und tritt in das 1900. Jahr, ebenso wie Jemand, der am 1. Januar 1860 geboren ist, am 1. Januar 1900 40 Jahre alt ist und in sein 41. Jahr tritt.“ Wir sagen: „Der Zug geht um 12 Uhr 20 Minuten ab“ und vielleicht werden wir dereinst sagen: „Um 1899 Jahr, 2 Monat, 19 Tage, x Stunden geschah das oder jenes“ = „am 20. März 1899“. Solange wir aber sagen: „um 12 Uhr“ und „im Jahre 1899“, ist es klar, daß dort ein Zeitpunkt, hier ein Zeitraum gemeint ist. Die Verwechslung zwischen beiden kehrt auch bei denjenigen wieder, welche zugunsten von 1900 mit dem Jahre 0 operiren. Kurz, mag auch die Forderung, die Zeit zu messen und nicht zu zählen, noch so berechtigt sein, vorderhand ist sie nur eine Forderung und unser Sprachgebrauch steht zu ihr großentheils in scharfem Widerspruch; überdies kann eine Aenderung nur in feierlicher offenkundiger Weise erfolgen, nicht hinter dem Rücken Aller.

Viele sind geneigt, diese Erörterungen als ganz gleichgültig zu betrachten; es wohne ihnen keine praktische Bedeutung bei. Eine unmittelbare meinetwegen nicht, sicherlich eine mittelbare. Wenn es im Belieben eines Jeden steht, den Beginn oder das Ende von 1900 als den Beginn des 20. Jahrhunderts zu setzen, so wird man auch von einem Kinde, das sein 9., ebensogut wie von einem, das sein 10. Lebensjahr zurückgelegt hat, sagen dürfen, es sei in sein zweites Jahrzehnt getreten, und schließlich wird man auch die Eindeutigkeit eines Ausdrucks wie: „Das fand am dritten Tage nach seinem Tode statt“ in Abrede stellen. Und wie können wir, die wir die einfachste Frage der Welt mit allen Künsten und Spitzfindigkeiten zu einer verwickelten machen, in den wirklich verwickelten Fragen, die uns umdrängen, uns zu einigen hoffen?

Graz, 31. Dezember.

Mittheilungen und Nachrichten.

-ch. **Die Bastille in der Legende und nach historischen Dokumenten.** Von Franz Funck-Brentano. Mit einer Vorrede von Victorien Sardou. Uebersetzt von Oskar Marschall v. Biberstein. Breslau (Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt) 1899. 303 S. — Es ist eine sonderbare Erscheinung in der Geschichte der Völker und Nationen, daß sie oft Handlungen in bombastischen Lobeshymnen als Ruhmesthaten feiern, welche, bei näherem Lichte besehen, am besten einer schonenden Vergessenheit anheimfallen sollten. Bald ist es blinder Fanatismus, der solch traurige Gebilde erzeugt, bald Chauvinismus, oft auch eine im Gefühl patriotischer Erniedrigung gereizte Phantasie, die sich durch derartige Elukubrationen über die schmachvolle Gegenwart hinwegzutäuschen sucht. Wehe dem Geschichtsforscher, der es wagen würde, diesen von der Masse geschaffenen legendarischen Traditionen gegenüber die nüchterne Sprache der Kritik reden zu lassen, den Sachverhalt klarzustellen und zu zeigen, wie ungerechtfertigt oft solche Volksehrungen, solche Massenbegeisterungen sind. Man braucht nicht in die Vergangenheit zu greifen, um an Beispielen zu zeigen, wie es so vielen ehrlich denkenden, nach der Wahrheit ringenden Forschern und Gelehrten geht, wenn sie sich unterfangen, an derartigen Lügenbauten zu rütteln. Im einen Lager werden sie als Häretiker verdammt, im anderen als Vaterlandslose oder Umstürzler gebrandmarkt. Solchen Strömungen gegenüber nicht Rechnung zu tragen, wäre thöricht. Ihnen in Augenblicken hochgehender Fluth entgegenzutreten, hieße seine Kräfte vergeuden, sich mit Absicht die Opposition einer verständnißlosen Menge heraufbeschwören. Wenn dagegen eine Uebersättigung eingetreten, werden auch größere Volksschichten für nüchterne Auffassungen zugänglicher. Ein Beispiel dafür bietet das angezeigte Buch, das von Oskar Marschall v. Biberstein ins Deutsche übertragen worden ist. — Funck-Brentano's „Bastille“ hat viel von sich reden machen. Fast die ganze französische Presse, und an ihrer Spitze der „Figaro“, beschäftigte sich mit der interessanten Schrift. Und sie mußte ruhig gestehen, daß das „vornehme Staatsgefängniß“ erheblich besser war als sein Ruf, daß dagegen das gute Volk von Paris bei der sogenannten „Erstürmung der Bastille“ vor 110 Jahren eine recht klägliche die sogenannten Helden selbst eine fluchwürdige Rolle gespielt haben. „Man hat zwei Gruppen in der sich auf die Bastille stürzenden Volksmasse zu unterscheiden. Die eine ist eine Rotte verluderter Menschen (brigands), die andere respektable Bürger, die Waffen haben wollten, um eine Bürgergarde formiren zu können, und es ist unzweifelhaft, daß der einzige Grund, welcher den Zug nach der Bastille veranlaßte, der Wunsch nach Waffen war. Es handelte sich nicht um Freiheit, nicht um Tyrannei, nicht um die Befreiung von Gefangenen, nicht um einen Protest gegen königliche Machtvollkommenheiten! Die Bastille ist **nicht** mit Gewalt genommen, sie hat sich ergeben, **ehe** sie angegriffen wurde.“ Das Gesindel war in seiner Verthierung wie mit Blindheit geschlagen, die Plünderer in der Wohnung des Majors der Bastille, den man soeben in bestialischer Weise getödtet hatte, wurden von ihren draußen stehenden Gefährten irrthümlich erschossen. An die Gefangenen dachte Niemand. Es waren ihrer **sieben** „Opfer der Tyrannen“, vier Fälscher, der junge Graf Polage, abscheulicher Verbrechen schuldig, und zwei geistig Gestörte. „Der größte Theil der Helden versteckte sich nach verflogenem Siegesrausch.“ Etwas weiter lesen wir in dem vorzüglich übersetzten Buch: „Noch im Jahre 1848 ist von einigen „Siegern“, ja sogar 1874 noch von Pensionen für die Bastillehelden bei der Budgetberathung die Rede.“ Und wir fügen hinzu, die derzeit noch herrschende dritte Republik hat eben diese fluchwürdige That eines verrohten, feigen Gesindels zu ihrem höchsten Nationalehrentag gemacht. Wird die durch das vorliegende Buch gewonnene Erkenntniß über die Greuelthaten des 14. Juli 1789 das einmal bestehende Nationalfest beseitigen?

England als Weltmacht und Kulturstaat. Studien über politische, intellektuelle und ästhetische Erscheinungen im britischen Reich von Gustaf F. Steffen. Aus dem Schwedischen von Dr. Regher. Stuttgart, Hobbing u. Büchle 1899. — Nirgends fehlt dem Deutschen die ihm sonst eigene Ruhe der Beurtheilung so sehr wie gegenüber seinem englischen Vetter: ist er ihm fern, so ist er geneigt, ihn zu unterschätzen; ist er aber englischem Einfluß nahegerückt, so wird der Deutsche nur allzu oft zum Parteigänger des Anglizismus. So können wir denn a priori dem Schweden ein durch Parteinahme ungetrübtes Urtheil zuerkennen; umsomehr als ihm, dem Angehörigen eines Mittelstaats, der Gesichtspunkt des politischen Wettbewerbs mit der britischen Großmacht fernsteht.

Aber wie viel neben einer unbefangenen Beobachtungsgabe noch dazu gehört, um die vielseitigen Aeußerungen nationalen Lebens, die verborgenen Kräfte, welche in Politik, Wirthschaft, Kultur eines modernen Volkes wirken, zu belauschen, zu verstehen und zu erklären, das zeigt ein Blick auf den reichen Inhalt des Buches, das über die vom Autor gehegte Absicht anzuregen, hinausgeht — denn es belehrt auch. Ein Zeitraum von zehn Jahren ununterbrochenen Aufenthalts, wie er dem Verfasser das Material für seine Untersuchungen geliefert hat, ist wohl das ungefähre Maß, welches für eine unbefangene, sachkundige Beurtheilung am besten sich eignet. Denn ein kürzerer Aufenthalt genügt vielleicht nicht, um alles Umgebende verstehen zu lernen; bei einem längeren Aufenthalt besteht die Gefahr einer Beeinflussung des Standpunktes als landesfremder Beurtheiler durch die von allen Seiten einwirkenden nationalen Kräfte des zu beobachtenden Volkslebens. — Aber auch ein umfassendes, Vergleiche ermöglichendes Wissen gehört zu den Requisiten des Verfassers, Kenntnisse, die ihm ermöglichen, innere und äußere Politik, Nationalwirthschaft, Wissenschaft und Kunst, Volksbildung und Volkscharakter gleicherweise zu würdigen. Wenn der Verfasser seine „Studien“ dem deutschen Leser selbst nur als Vorläufer seiner erst der Uebersetzung harrenden **sozialwissenschaftlichen** Untersuchungen bezeichnet, so betrachten wir die „Studien“ als werthvollen Wechsel auf die Zukunft und freuen uns, dem Verfasser in rein wissenschaftlichem Gewand nochmal begegnen zu können.

H.

H. Schm. Der **Verein für Schulreform in Bayern** hielt seine diesjährige Hauptversammlung am Freitag, dem 29. Dezember, zu München im Hotel Stachus ab. Das steigende Interesse für die Fragen der Schulreform und die Reichhaltigkeit des angekündigten Programms hatten zahlreiche Mitglieder und Gäste herangezogen. Der Vorsitzende, Rektor G. Recknagel vom Realgymnasium zu Augsburg, legte dem Vereinsplenum die vom Ausschuß vorberathene **Statutenänderung** vor, die dem Grundparagraph eine straffere und unverbindlichere Fassung gab und die denn auch ohne weiteres angenommen wurde. („Der Verein für Schulreform hat den Zweck, eine zeitgemäße Verbesserung des Mittelschulwesens herbeizuführen. Insbesondere erstrebt derselbe die Errichtung eines **gemeinsamen Unterbaues** für sämmtliche Mittelschulen [Realschulen, Realgymnasien und humanistischen Gymnasien], wofür die an den sogenannten Reformschulen [nach Frankfurter System] gemachten Erfahrungen zur Grundlage dienen.“) — Sodann gab der Vorsitzende einen Ueberblick über die jüngsten Vorgänge in Sachen der „**Berechtigungsfrage**“ und zeigte namentlich durch Anführung von Parlamentsverhandlungen, wie weit bereits die Stimmung maßgebender Kreise zugunsten einer Gleichberechtigung der verschiedenen Gattungen mittlerer (in Norddeutschland „höherer“) Schulen fortgeschritten ist, wie weit jedoch die thatsächlichen Verhältnisse namentlich in Bayern, trotz der Reformvorbildlichkeit der drei unteren Klassen der hiesigen Realschulen, hinter diesen Fortschritten und hinter den zumal in Frankfurt a. Main gemachten Erfahrungen mit den Reformgymnasien zurückgeblieben sind. — Den ersten Vortrag hielt Dr. Hans Schmidkunz aus Berlin über „**Die Hochschulpädagogik und ihr Verhältniß zur Mittelschule**“. Der Vortragende, der damit die „hochschulpädagogische Bewegung“ zum erstenmal an diesem Ort einem größeren Kreis von Pädagogen, darunter mehrere Universitätsprofessoren, ausführlicher darzulegen die Möglichkeit hatte, ging von dem Gedanken aus, daß zunächst in der physischen Welt die vorhandenen Energien für uns

erst dann von Bedeutung werden, wenn sie an die Orte, an denen sie wirken sollen, übertragen und in die Formen, in denen wir sie brauchen, verwandelt werden. Ein gleicher Bedarf eines Uebertragens waltet nun auch in der geistigen Welt, und insbesondere wollen wir die Gesammtheit unsrer geistigen Schätze an die nächste Generation übertragen. Dieser Absicht dient vornämlich die Pädagogik. In diesem Sinn kann sie sich jedoch nicht damit begnügen, Elementares zu übertragen und ihre Angriffspunkte lediglich in den untersten Altersstufen der Jugend zu suchen. Vielmehr gilt ihre Uebertragungskunst auch allem rein wissenschaftlichen und künstlerischen Besitz unsrer Generation und jeglichem Menschen, der in unsrer Mitte die nächste Generation vertritt. Darum haben wir auch von altersher neben den übrigen Schulen die ganz eigens dem Uebertragen von Wissenschaften und Künsten gewidmeten Hochschulen; und die Geschicklichkeit dieses Uebertragens zu einer eigenen pädagogischen Künstlerschaft auszubilden und zum Gegenstand einer eigenen pädagogischen Erkenntniß, systematisch wie historisch, zu machen, diese Aufgabe ist bisher trotz aller einzelnen Fortschritte vernachlässigt worden, und bedarf nunmehr einer energischen Erfassung. Die Einwände, dagegen, wie sie namentlich ein Herabdrücken der akademischen Lehrweise auf ein Schulmeisterniveau befürchten, lassen sich besonders aus zwei Ursachen erklären: erstens aus der Vernachlässigung der Pädagogik überhaupt, zumal als eines wissenschaftlichen Universitätsfaches, und zweitens aus der irrigen Meinung, die neue Bewegung wolle die Specialpädagogik der unteren Schulen ohne weiteres auf die Hochschulen hinüberführen. Indessen soll vielmehr nur die Pädagogik, sofern sie über alle Besonderungen hinweg die nämliche ist, ohne weiteres herübergenommen und ihre Besonderung nach den verschiedenen Anwendungsgebieten durch eine spezifisch hochschulpädagogische Besonderung ergänzt werden. Für diese Besonderung, zumal im Gegensatz zu den Eigenarten der gymnasialen Pädagogik, führte der Vortragende zahlreiche Beispiele an, theils ideal geforderte, theils empirisch gegebene, welche letztere zeigten, daß die Universitäten bereits thatsächlich nach der pädagogischen Seite vorgeschritten sind, während die übrigen Hochschulen dahinter in der Hauptsache zurückgeblieben sind. Redner verwies dabei auch auf die universitätspädagogischen Bestrebungen Professor Ernst Bernheims in Greifswald, sowie auf den „Verband für Hochschulpädagogik", dessen Veröffentlichungen den Zuhörern vorlagen. Schließlich besprach der Vortragende die Folgerungen, die sich aus den Grundgedanken der Hochschulpädagogik für die Probleme der Mittelschulen ergeben. Er trat dabei für eine „psychogenetische Pädagogik" ein, d. h. für eine auf die natürliche Entwicklung der jungen Seele gegründete Pädagogik und empfahl — in abgekürzter Ausdrucksweise — eine „realistische" Allgemeinbildung für die Zeit vor dem Pubertätseintritt und eine „idealistische" Vorbildung zur Universität für die Zeit nach diesem. (Vgl. „Die Mittelschulfrage als Sache der Hochschulpädagogik und Psychogenesis", Beilage vom 14. Januar 1899.) Redner bat, das Studium des Griechischen für jeden an die Universität Kommenden zu wahren und die gemeinsamen Reformideale auf Wege zu leiten, auf denen sie ohne Abbruch an der zur Universität führenden Vorbildung durchgesetzt werden können. Mit einem Appell an die Mithülfe zur Erreichung des von der hochschulpädagogischen Bewegung Gewollten schloß der Redner seine Ausführungen. — Nach einer kurzen, die Uebereinstimmungs- und Differenzpunkte markirenden Diskussion ergriff das Wort Professor Dr. Sigmund Günther von der Technischen Hochschule zu München. An die psychogenetischen Ausführungen des Vorredners anknüpfend und auf Comenius' vier Schulstufen verweisend, trat er ein für eine einheitliche Betrachtung des gesammten Schulwesens statt des jetzt bestehenden Gegensatzes der Schulgattungen. Bei unsern Prüfungen wird vor allem Gewicht darauf gelegt, woher das vorhandene Wissen stamme, einem Vorbild wie dem A. v. Humboldts mit seinem bunten und examenlosen Bildungsgang zum Trotz. Größer als die durch den Pubertätswandel gegebene Verschiedenheit ist die der Individualitäten. Ein besonderer Schaden ist durch den übergroßen Eifer der „Realisten" angerichtet worden. Wir bekämpfen vielmehr nur die irgend einer Schulgattung angethane Ungerechtigkeit. Gegenüber dem historisch gegebenen Werth des humanistischen Gymnasiums ist die Ueberspannung seines Bildungsideals und seine jetzige Verwischung zu bedauern; das Bestreben, in das eine Gymnasium alles hineinzupfropfen, muß verderblich werden. Dieses Gymnasium kann heute das nicht leisten, was es leisten soll: sein Ideal erfüllen, ohne daß ihm Schüler aufgezwungen werden, die zu ihm nicht passen. Das Realgymnasium bietet eine so abgeschlossene Bildung dar, daß seine Schüler ganz wohl bestehen können. Wir wollen ein Ganzes, und hier kann ein solches gegeben werden. Während jetzt die Schüler in der allerfatalsten Situation sind, wird durch eine Gleichberechtigung, durch eine gleiche Vertheilung von Wind und Sonnenschein, eine größere Zufriedenheit kommen und wird das Realgymnasium einen ganz anderen Aufschwung nehmen. Jedenfalls bedenke man die große Verschiedenheit der jungen Menschen. Der Redner schloß mit dem Verlangen, die Abiturienten aller Schulgattungen zu allen Fächern der Universität zuzulassen, mit der einzigen Frage an sie: „Was bist du und was kannst du?" — Die Schlußworte des Vorsitzenden gipfelten in einer Anerkennung des bereits anderswo gefallenen Wortes von der „phantastischen Verallgemeinerung phantastischer Analogien", wie sie durch ein einseitiges Studium der Sprachen erzeugt werde, und in einer Forderung nach dem Ergänzen dieses Studiums durch realistische Bildung.

* Die Professoren Fessender und Kintner von der Western-Universität von Pennsylvania behaupten, für drahtloses Telegraphiren einen Aufnahmeapparat konstruirt zu haben, welcher zweitausendmal empfindlicher als der Marconi'sche ist. Sie sagen, daß, wenn Marconi auf 90 englische Meilen drahtlos telegraphiren könne, der von ihnen erfundene Apparat ein drahtloses Telegraphiren über den Atlantischen Ozean und noch weiter erlauben werde. Die Grenze der Entfernung würde sich erst durch praktische Versuche mit ihrem Apparat feststellen lassen.

-st. Die buddhistische Maha-Bodhi-Society in Calcutta ernannte folgende Indologen zu Ehrenmitgliedern: Sir Edwin Arnold (London), Professor Max Müller (Oxford), Colonel H. S. Olcott (Madras), Prof. Rhys-Davids (London), Dr. Paul Carus (Chicago), Dr. Karl Eugen Neumann (Wien), Dr. Arthur Pfungst (Frankfurt a. M.), Pandit M. Dharmaratna (Calcutta).

** **Rußland.** In einem Privatarchiv sind 39 Briefe von A. W. Suworow an den Prinzen von Nassau aufgefunden worden; die Briefe sind in französischer Sprache geschrieben und bieten viel werthvolles Material zur Charakteristik des berühmten Feldherrn. Sie bekunden u. a., daß Suworow auf die Ausbildung der Infanterie im Schießen großen Werth legte, also den Bajonettangriff durchaus nicht als das einzige Erfolg verbürgende Kampfmittel ansah. Die Briefe werden in besonderer Ausgabe publizirt werden, zum Theil in dem vom Stab des Warschauer Militärbezirks herausgegebenen „Suworow-Sammelband". — Aus Anlaß des 10jährigen Todestags des berühmten russischen Mediziners S. P. Botnik hat die Militär-medizinische Akademie beschlossen, dem großen Kliniker ein Denkmal zu errichten.

* **Berichtigung.** In dem Artikel „Geschichte der deutschen Renaissance" in der vorigen Nummer muß es auf Spalte 3 Zeile 18 von unten heißen: „der Hofkirche zu Innsbruck statt: der Hofkirche von Venedig, und auf Spalte 4 Zeile 31 von oben: Vredemann de Vries statt: Voedemann de Vries.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

A. Boetzel: Methode einer neuen Geheimschrift, Geheimtelegraphie, Geheimsprache, Geheimtelephonie und Geheimdruck. Leipzig, F. A. Berger 1900. — Dr. J. Unold: Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, B. G. Teubner 1899. — Max Geißler: Johanniszauber. Dichtung. Frankfurt a. M., „Rennsport" 1900. — 21. Jahresbericht über die Thätigkeit der deutschen Seewarte für das Jahr 1898. (Beiheft II zu den „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie" 1899) Hamburg 1899.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 5. Januar. Nummer 4.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Montag.

Uebersicht.

Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher.

Von Paul Holzhausen.

III.[1])

Die Residenzen des ersten Konsuls.

Als Bonaparte durch den Staatsstreich des 18. Brumaire das Direktorium gestürzt und sich selber an die Spitze des französischen Gemeinwesens gestellt hatte, bezog er zunächst die Wohnung der früheren Regierungsbehörde, den von der Wittwe des großen Heinrich erbauten Luxembourgpalast, um bald darauf, zu Anfang 1800, in das alte Königsschloß der Tuilerien überzusiedeln.

Eine Art von Sommerresidenz, in die der erste Konsul sich auch sonst an schönen Tagen gern zurückzog, war das ein paar Stunden von Paris entfernte Lustschlößchen La Malmaison, in der Gegend von St. Germain, unweit Rueil und der großen Maschine gelegen, deren brausende Räder das Wasser in die Gärten von Versailles pumpen. Später trat an die Stelle von Malmaison das auf der Höhe von Meudon erbaute, von den Bäumen des prächtigsten Parkes umschattete St. Cloud, ein charakteristischer Wohnungswechsel, der als Vorbote für den baldigen Uebergang der wenigstens scheinbar noch republikanischen Staatsform zum Kaiserthum symptomatisch erscheinen konnte.

La Malmaison, dessen ominöser Name uns Heutigen wie ein Fingerzeig auf Josephinens einsames Ende und Napoleons unglückliche Tage vor der Gefangenschaft des weltentlegenen Inselkerkers von St. Helena erscheint, war selbst im uneigentlichsten Sinn kaum ein Schloß zu nennen. Wird man es auch nicht gerade mit dem in der letzten Zeit vielgenannten Landhause des Präsidenten Paul Krüger in Pretoria vergleichen wollen, so ist es doch unverkennbar den Zeitgenossen als ein bürgerliches Haus vorgekommen, gewissermaßen als ein letztes Wahrzeichen des trotz allem, was sich auf dem Gebiet der hohen Politik abspielte, noch immer bestehenden freistaatlichen Regiments. Schon die Lage des Hauses war von der der königlichen Schlösser, des im schönsten Waldgrunde Frankreichs gelegenen Fontainebleau, des auf malerischer Höhe thronenden St. Cloud, der von Le Nôtres kunstreichen Werken umrahmten Residenzen zu Versailles und Trianon, ganz und gar verschieden. Wem auf der Wanderung durch Lutetias prangende Umgebung der Zauber des Namens von La Malmaison auf der königlichen Terrasse von St. Germain keine Ruhe ließ, bis er in die verhältnißmäßig reizlose Niederung zu Bonaparte's Wohnhaus hinabgestiegen, der weiß, was ich meine. „Unfern einer staubigen Straße“, sagt freilich nicht ohne Uebertreibung Johann Friedrich Reichhardt,[1]) „lag das unansehnliche, alte, schlecht gebaute Landhaus in ebenem, offenem Felde.“ Dem schmucklosen Aeußern entsprach, wenn auch nicht ganz, das Innere. Wir folgen, um den Eindruck von damals möglichst unmittelbar zu genießen, der hübschen Schilderung im Journal „London und Paris“,[2]) die wir hier und da aus einer etwas späteren, aus der Feder Helmina's v. Hastfer,[3]) ergänzen.

Ehe der Fremde das Innere des einfachen Präsidentenhauses betrat, pflegte er dem Garten einen kurzen Besuch abzustatten, auf dessen Weihern sich die „schönhalsigen“ Schwäne wiegten, während die bunten Federn der Fasanen durch das Gitter der Umfriedigung leuchteten. Ein neues Element tritt uns in diesem Garten entgegen, das den Eindruck des bürgerlichen noch erhöht. Der kleine Park ist die Schöpfung Josephinens, die das Landhaus von dem Bankier Lecoulteux gekauft und nach ihrem Geschmack eingerichtet hatte, während da draußen in Aegypten am Wüstenrande die Fata Morgana Riesenbilder von Alexanderzügen und Welteroberungsplänen vor das Auge des von Rousseau'schen Phantasien erfüllten Helden zauberte. Ein malerischer Kontrast, den wir verschwinden sehen, wenn wir einige Jahre später mit der blonden Helmina wiederum den Park von Malmaison betreten. Der hat sich inzwischen merklich verändert; die Tage der Orientfahrt sind auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen, und neben den einheimischen Vögeln treibt allerlei seltsames Gethier in den Gehegen sein Wesen, Gazellen und Känguruh's und selbst ein zottiges Gnu, damals in Europa eine so große Seltenheit, daß der langsam trottende Gnuochse selbst in den „Französischen Miscellen“ sein literarisches Ruheplätzchen gefunden hat.

Auch das Innere des Schlosses, vornehm bürgerlich wie es war, hat von der Lebensführung seines Bewohners nicht unberührt bleiben können. Der vorhin genannte Beobachter durchwandert die nicht allzulange Reihe der Gemächer, die er in italienischem Geschmack eingerichtet findet. Tische von schönem florentinischem Mosaik findet er da und besonders Kupferstiche und Bilder der großen Meister Italiens, Geschenke, die Josephine aus der Heimath Tizians und Michel Angelo's mitgebracht hatte, als sie 1796, zum erstenmal in ihrem Leben, im Palaste des Herzogs Serbelloni zu Mailand Hof gehalten. Man fühlt, daß man in eines Siegers, eines Triumphators Hause weilt; in dem antiken Geschmack der Möbel treten dem Beschauer die Anfänge jenes Empirestils entgegen, dessen geradliniger, steifbeiniger Hausrath in seinem Pseudorömerthum den Cäsaren ankündigte, wie die Imitation griechischer Nacktheit den Freiheitsmännern der Revolutionszeit zu den unerläßlichen Requisiten für die Theaterfestlichkeiten eines republikanischen Staatswesens gehört hatte.

[1]) S. Beilage Nr. 260 u. 274 v. J.

[1]) Reichhardt, Vertr. Briefe, III, 258.
[2]) London und Paris, V (1800), 299 ff.
[3]) H. v. Hastfer, Leben und Kunst in Paris, I, 11 ff.

Aber trotz dieses cäsaristischen Anflugs blieb der bürgerliche Charakter in dem Hauswesen von La Malmaison vorwiegend. Der Zeichner obiger Skizze findet die Domestiken, die bei Tisch aufwarten, sehr einfach, nicht einmal „anständig“, und schließt seine Betrachtung mit dem Vermerk, daß „das Ganze den Ton eines reichen Banquiers habe, bei weitem nicht den auch des kleinsten deutschen Fürsten“. Welcher Gegensatz zu der Pracht, die diese guten Deutschen in den überladenen Prunksälen der Pariser „Neureichen“ gesehen hatten, von deren Luxus sie in seiten- und kapitellangen Schilderungen zu erzählen wußten. Bonaparte strafte also den Ruf der Einfachheit, der ihn schon seit seinen Generalsjahren als epitheton ornans et significans begleitete, auch als Konsul nicht Lügen! Kein Wunder, daß dieser Ruf nunmehr feststand und sich in legendarischer Vergrößerung auch auf die deutsche Anschauung übertrug, mochte auch die spätere Pracht, die namentlich den Kaiser umgab, hiegegen noch so lauten Widerspruch erheben.

Wir würden uns einer Unterlassungssünde zu bezichtigen haben, wenn wir das literarische Bild von La Malmaison hiemit für abgeschlossen erklären wollten, von La Malmaison, das man nicht mit Unrecht das Idyll in Napoleons Leben genannt hat — soweit in dem Leben dieses Mannes eine Idylle Platz finden konnte. Noch einmal müssen wir darauf zurückkommen, daß das Schlößchen Josephinens Schöpfung und diejenige der napoleonischen Residenzen war, wo sich ein spezifisch weiblicher Einfluß der schönen Kreolin am ehesten bemerkbar machte. Auch den Zeitgenossen ist das nicht verborgen geblieben, und nicht Zufall darf man es nennen, wenn ihr Name bei den Besprechungen des Lustschlosses selbst gegen den ihres Gemahls in den Vordergrund tritt. Sie gilt als die Hausmutter des noch kleinen und verhältnißmäßig gemüthlichen Kreises, der sich um den Konsul versammelt. In der Zeit nach dem Höllenmaschinenattentat, die eine unausgesetzte Steigerung der Vorsichtsmaßregeln erheischte, schrumpft er immer mehr und mehr zusammen, so daß von den in dem Hause des Staatslenkers verkehrenden Künstlern und Gelehrten außer Denon, dem Herausgeber verdienstlicher Arbeiten auf dem Gebiete der ägyptischen Forschung, und dem feinen Portraitmaler Isabey nur wenige übrig blieben. Das Bild der Gemahlin des Konsuls, der übrigens keiner der deutschen Besucher La Malmaisons persönlich näher getreten ist, erscheint in deren Berichten vielfach idealisirt, und der Zauber gewinnender Liebenswürdigkeit, den nachgiebige, sanftmüthige, selbst etwas indolente Naturen auf anders Geartete auszuüben pflegen, hat offenbar schon in damaliger Zeit den Grund zu jenem legendarischen Josephinentypus gelegt, der sich dann unter dem Eindruck der Scheidung und des einsamen Todes der Verlassenen weiter ausgestaltete und zur Sage wurde, bis ihn das unerbittliche Secirmesser der Kritik größtentheils zerstörte. Merkwürdig dabei ist, wie das schon damals nicht unbekannte[1]) sittenlose Vorleben der Gefeierten hinter dem Schleier wohlthuender Weiblichkeit völlig verschwindet. Nicht allein daß Helmina in ihrer frauenhaften Weise für die Gattin des Konsuls bis zur Ekstase schwärmt, auch Anderen gilt sie als das Ideal einer freundlichen Wirthin, als Frau von Geschmack und Geist — von letzterem besaß sie im Grunde nur wenig —, ja, ihre zoologischen und botanischen Liebhabereien in La Malmaison haben ihr bei Manchen den Ruf einer tiefgelehrten Kennerin der Pflanzenkunde und einer zartsinnigen Freundin der Natur eingetragen;[2]) endlich hat eine oft bethätigte gefällige

[1]) Neues Paris, 242 (Hans v. Held), Sendschreiben an Bonaparte, von einem seiner ehemaligen eifrigsten Anhänger in Deutschland, Deutschland Anfang Juni 1804, 41.

[2]) Fr. Chézy, Unvergessenes, I, 206, vergl. auch Leben und Kunst in Paris, I, 13.

Hülfsbereitschaft und eine wohl noch über das bei Fürstinnen übliche Maß hinausgehende Betheiligung an öffentlichen Liebes- und Wohlthätigkeitswerken ihr den Ruhm einer sprichwörtlichen Seelengüte verschafft,[1]) der sich durch das Sprachrohr der von uns behandelten Berichterstattung auch nach Deutschland verpflanzte.

Noch immer würde das Idyll von La Malmaison unvollständig sein, wollten wir nicht wenigstens einen Augenblick auch Hortensens gedenken, des unglücklichen Kindes unglücklicher Eltern, deren schlanker Körper heute unsern dem Schlosse in der kleinen Stadtkirche von Rueil neben den Gebeinen der Mutter ruht. Auch der Zauber dieser trotz mangelnder Schönheit von einem gewissen Dufthauch umschwebten Mädchengestalt spielt gelegentlich in die Berichte unsrer Autoren hinein, die verschiedentlich des innigen Verhältnisses gedenken, in dem dieser gute Genius des „bösen Hauses“ zu dem Stiefvater stand.[2]) Zu Hortensen hatte Reichardt Beziehungen, der öfter mit ihr musizirte, auch Domherr Meyer, der es schmerzlich bedauert, bei einem Besuche des Lustschlosses die liebenswürdige Haustochter nicht angetroffen zu haben.

Wesentlich verschieden war der Eindruck, den die spätere Sommerresidenz des Konsuls, das heute leider verbrannte Schloß von St. Cloud, auf die Besucher machte.[3]) Schon äußerlich. War es doch eines der alten Königsschlösser, das der Artillerieleutnant von Valence da oben auf dem Waldhügel bei Meudon bezogen hatte! Uebrigens war es nicht Jedermann vergönnt, den feinen, schlanken Bau zu betreten, und der alte Campe erzählt voller Betrübniß, daß er habe umkehren müssen, „da die Schildwachen nicht erlauben, sich diesem Heiligthum zu nähern, ungeachtet die Gottheit, der es nunmehr gewidmet ist, selbst noch nicht da wohnt“.[4]) Aber Helmina, die an einem klaren Septembertage des Jahres 1802 die Fahrt unternahm, und der Korrespondent des Journals „London und Paris“ drangen in das Innere, und sie haben uns von allem getreulich berichtet[5]) und sogar den Nachttisch der Madame Bonaparte nicht vergessen. Wenn vielfach, auch von Manchen, die nicht selbst Zutritt fanden, die Pracht des damaligen St. Cloud übertrieben, ja, bisweilen gar ins Unermeßliche erhoben ward,[6]) so steht wenigstens der Bericht der erstgenannten Augenzeugin hiermit in einem gewissen Widerspruch. Die Gemächer des Konsuls findet Helmina „sehr prunklos“, wenn auch mit Geschmack eingerichtet. Nur die Aussicht auf den reizenden Park und Paris mit seinen hochragenden Thürmen und die die riesige Stadt beherrschenden Höhen bewundert sie, das grüne Sopha und der Schreibtisch in dem Zimmer des Einzigen sind daneben kaum der Erwähnung werth. Zwar ist in dem

[1]) Auch bei zahlreichen Gegnern oder strengen Beurtheilern Napoleons und seiner Familie, Deutschen wie Franzosen: Madame de Rémusat passim, Chaptal, Mémoires, 259—60. Selbst vor den Augen des eifrigen Royalisten Hyde de Neuville (Mémoires et Souvenirs V, vol. I) findet die huldreiche Beschützerin der Emigranten Gnade. Von den Deutschen waren besonders Graf Schlabrendorf und Bülows Gegner Hans v. Held auf Josephine schlecht zu sprechen. Andere Urtheile, meist in entgegengesetztem Sinn: Meyer, Briefe, I, 116 (v. Sierstorpff), Bemerkungen, I, 494 ff., v. Chézy, Unvergessenes, I, 205, 206 u. ö., Franz. Misc., I, 31, II, 21 u. ö. — Josephinens Bild im Spiegel der neuesten Forschung in: *Frédéric Masson*, Joséphine de Beauharnais 1763—1796, Paris 1899.

[2]) Neues Paris, 243.

[3]) (v. Sierstorpff), Bemerkungen, II, 69.

[4]) Campe, a. a. O., 34, 15—16.

[5]) Franz. Misc., I, 25 ff., „London und Paris“, X (1802), 135 ff.

[6]) Campe, der nach seiner eigenen Angabe nicht in dem Schloß war, nennt sie „ohne Beyspiel“, und in dem Buch „Napoleon Bonaparte“ (193) wird von „ungemeßnen Ordres und einer unbeschränkten Vollmacht zu jedem Aufwande“ gesprochen, „um St. Cloud zu einem weit glänzenderen Königssitze zu machen, als es je vorher war“. Aehnlich: Reichardt, Vertr. Briefe, I, 310.

Flügel, den Madame bewohnt, „mehr Pracht als in den Zimmern des Konsuls", aber auch hier wird das „Gepräge der Simplizität und prunkloser Schönheit" hervorgehoben, „die ein hübsches Landschloß charakterisirt".

Also wieder die legendarische Einfachheit des Helden, wenigstens in dem, was die Umgebung seiner eigenen Person anbetrifft! Inzwischen hat sich mit den Jahren die Pracht des Schlosses gesteigert. Immer neue kostbare Erzeugnisse des französischen Kunstfleißes, zumal der Pariser Möbeltischlerei, der Glas- und Spiegelfabriken haben den Glanz erhöht. Sierstorpff und eine spätere Beschreibung Helminens bestätigen es.[1] Aber nicht das ist für uns wesentlich, ebensowenig wie der Streit der Beschauer über das Maß des entfalteten Luxus, über den sie, je nach Herkunft, Stand und eigener Lebensführung verschiedener Ansicht waren und sein mußten. Der Umzug von La Malmaison nach St. Cloud war, wie der aus dem Luxembourg in die Tuilerien, symptomatisch für die fortschreitende Entwicklung der persönlichen Machtstellung und Selbstherrlichkeit des neuen Herrschers. Höchst charakteristisch ist in diesem Sinn eine gelegentliche Bemerkung v. Sierstorpffs,[2] der den Aufenthalt in dem eleganten Schlößchen geradezu als eine Vorstufe für die Wohnung des Konsuls in Versailles' prunkendem Königssaale betrachtet: „Es wird nicht lange dauern, so wird dieser unter der Maske als erster Bürgermeister wie ein König residirender (sic) Mann mit einem förmlichen Hoflager in Versailles residiren." Eine damals schon billige Prophezeihung, die zwar nicht dem Wortlaut, wohl aber dem Sinne nach bald eintreffen sollte.

Auch das Heroenthum ist gegen La Malmaison noch mehr in den Vordergrund getreten. In der Gemäldegalerie von St. Cloud hängen neben schönen Beutestücken aus Italien Bilder aus den Feldzügen des Generals, vor allen anderen hervorleuchtend das berühmte Gemälde Davids, auf dem der erste Konsul mit im Sturme flatterndem Mantel über die eisige Höhe des St. Bernhard-Berges dahinreitet. Und daß es Cäsars Hoflager war, zeigte den Besuchern ein Blick auf die schweigsam unter den Fenstern auf- und niederwandernden Schildwachen, deren Anblick wie das in der Umgegend angehäufte Militär schon im Jahre 1801 dem Domherrn Meyer den heiteren Genuß des Idylls von La Malmaison verkümmert hatte.

Nach der Streife in die Umgegend betreten wir nun, uns der Person des Konsuls immer mehr nähernd, jenes Stadtviertel von Paris, wo sich am rechten Seine-Ufer Palast an Palast reihte und wo damals, mehr noch als heutigestags, der Mittelpunkt des hauptstädtischen Lebens war. Das Palais Egalité seligen Angedenkens aus der Revolutionszeit, das jetzt wieder Palais Royal hieß und eigentlich Palais du Tribunat genannt werden sollte, hat für uns nur insofern Interesse, als sich im Innern dieses von dem Autokraten eines abgelaufenen Jahrhunderts errichteten Prachtbaues die letzten konvulsivischen Zuckungen des Parlamentarismus gegen die Diktatur Bonaparte's geregt haben. Wir werden davon an einer späteren Stelle berichten. Anders der Louvre.[3] Gewiß, auch die Krone der französischen Renaissancebauten stand zu Cäsars Person, dessen Fuß die weiten Räume nur selten betrat, in keiner so engen Wechselbeziehung wie die Tuilerien, und doch mag es fraglich sein, wo öfter sein Name erklang, aber kaum fraglich, wo er mit größerer Bewunderung von den Lippen der deutschen Kunstfreunde ausgesprochen wurde. Denn hier war die edelste Beute des ruhmreichen Kriegers und seiner Franken aufgespeichert, „dieser reichste Kunstschatz auf dem ganzen Erdboden" (Kotzebue), hier hingen in langen Galerien neben den Italienern die Niederländer, neben den Raffaels und Correggio's die Ruysdaels und Rubens. Wohl hatte es den deutschen Patrioten v. Sierstorpff geschmerzt, als er in Köln erfahren, daß der Apostelfürst seinen Platz in der spitzthürmigen St. Peterskirche an der Sterneugasse hatte verlassen müssen, um die Pilgerfahrt nach dem Seine-Babel anzutreten. Wohl suchte das Auge des Kunstfreundes an den Wänden des Antwerpener Domes vergeblich nach der „Kreuzabnahme" des großen Peter Paul; es war alles, alles nach Paris gewandert, auch die granitenen Säulen und der Sarg des Franken Karl aus dem Münster zu Aachen. Aber wenn man diese überwältigende Fülle köstlicher Bilder, diese endlosen Reihen von herrlichen Marmorleibern aus dem Alterthum hinunterschaute, unfähig, dem entzückten Auge zu ernster Betrachtung einen Ruhepunkt zu geben, hier die mediceische Venus aus den Florentiner Uffizien gewahrte, dort den Laokoon und den Apoll vom Belvedere aus den vatikanischen Sammlungen antraf, dann änderte sich das Urtheil, dann vergaß man über dem bequemen Genuß all der Herrlichkeit selbst Raub und Gewaltthat. „Man mag die große Nation," sagt der aller Schwärmerei abholde Sierstorpff,[1] „der Entführung dieser Kunstwerke noch so sehr anklagen und dabey über Raub und Entwendung schreien, so viel man will: so hat doch die Kunst und alles, was sich damit befaßt, im allgemeinen dadurch sehr gewonnen, daß diese Kunstschätze hier beysammen gebracht sind, so wohl erhalten und von Jedermann mit so vieler Bequemlichkeit gesehen und benutzt werden können." Derselbe Schriftsteller ist des Lobes voll über die Liberalität, mit welcher Anblick und Studium dieser Schätze dem Fremden ermöglicht wird.[2] Das waren ganz andere Urtheile, als man noch vor wenig Jahren in Deutschland gehört hatte, wo die Schiller und Schlegel gegen die Entführer geeifert und der alte Klopstock in der einzigen Ode, wo auf Bonaparte namentlich angespielt wird, von den „plastischen Gewaltsamkeiten" gesprochen hatte. Auch Domherr Meyer, der damals die Franzosen unter die Vandalen gestellt wissen wollte, gesteht heute ein, daß er sich mit der „Versezung der Gemälde von Italien nach Paris" mehr und mehr versöhne; er und Kunstfreund Sierstorpff sprechen jetzt auf einmal von der „Vernachlässigung in Italien" und von „dunklen Kirchen", in denen man die Sachen selten im rechten Lichte gesehen habe.[3] Ja, an einer späteren Stelle seines Buches[4] empfiehlt derselbe Sierstorpff den Deutschen geradezu die Nachahmung des von dem großen General inaugurirten Kunstraubes. So hatte der Eindruck des Louvres diese Fremden gepackt! Und das Gefühl eines engen Zusammenhangs seiner Kriegsbeute mit der Person des erobernden Helden ward beständig wach gehalten durch die zwischen Italienern und Holländern hängenden Schlachtenbilder, der Bilder seiner Schlachten, vor denen mit Orden geschmückte Soldaten und narbenbedeckte Veteranen in lebhaftem Zwiegespräch die Taktik des neuen Alexanders erörterten.[5]

Die Seele auf den Satz einer Sinfonia Eroica gestimmt, die in jenen Tagen Deutschlands größter Tondichter dem Helden weihte, betraten unsre deutschen Lands-

[1] (v. Sierstorpff), Bemerkungen, II, 37, 38, 39, H. v. Haßler, Leben und Kunst in Paris, I, 27.

[2] (v. Sierstorpff), Bemerkungen II, 69.

[3] Ueber den Louvre und den Eindruck seiner damaligen Sammlungen: Hase, D. Rundschau, 1880, 289, Meyer, Briefe, I, 87 ff., (v. Sierstorpff), Bemerkungen, I, 160 ff., Rist, Lebenserinnerungen, I, 254, Kotzebue, Erinnerungen, 207 ff., Franz. Misc., I, 112. Eine eingehende Würdigung, außer bei Sierstorpff, besonders in: H. v. Haßler, Leben und Kunst in Paris („Das Musäum Napoleon"), I, 213 ff., II, 3 ff.).

[1] (v. Sierstorpff), Bemerkungen, I, 166.

[2] (v. Sierstorpff), Bemerkungen, I, 167.

[3] Meyer, Briefe, I, 91, (v. Sierstorpff), Bemerkungen, I, 168.

[4] ib., II, 260.

[5] ib., I, 343.

leute den an den Louvre anstoßenden Schloßhof der Tuilerien, hinter denen sich der lauschige Garten ausbreitete, das Werk Le Nôtre's, von dessen Terrassen, wie Kotzebue auffiel, in warmer Sommerzeit süßer Resedaduft zu den Fenstern des allzeit beschäftigten Staatslenkers emporquoll. Zwischen Louvre und Tuilerien lag der Carrouselplatz, vor dem sich ein hohes Eisengitter hinzog, anscheinend ein geringfügiger Umstand, der gleichwohl nicht ohne Bedeutung war. Hier hatte man zur Revolutionszeit eine Inschrift gelesen, die besagte, daß das Königthum abgeschafft worden sei; aber nach dem 18. Brumaire waren die Worte verschwunden und in jener Gegend das Gitter gezogen, das allabendlich geschlossen ward und den Zugang zu dem eigentlichen Tuilerienhofe für das Publikum absperrte. Als Reichardt an einem kühlen Sommerabende einen „schönen, einsamen Gang durch die Thuillerien" machen wollte, ward er von den Wachen unerbittlich fortgewiesen. Das konnte den denkenden Betrachter zu einem Vergleiche mit Sanssouci und dem philosophischen Könige herausfordern, der da „ohn' alle militärische Bewachung, von wenigen dienenden Personen umgeben, in der höchsten Sicherheit und Ruhe sein schönes Leben genoß". „Wie oft," setzt der weiland Berliner Kapellmeister hinzu, „wie oft lauschten da nicht an seinen Fenstern Fremde, die näher ihm nicht zu kommen wagten, um den großen König in seiner Einsamkeit am Schreibtische oder Instrumente mit den Musen still und froh beschäftigt zu sehen."[1])

Das war hier freilich anders, wie denn überhaupt in diesem Lande manches anders war, als biedere Deutsche vom Schlage des Frhrn. Arminius von der Eiche sich hatten träumen lassen. Dies Eisengitter, auf dessen Thorpfeilern sich die Beutestücke aus der 1797 durch Lug und Trug überlisteten Lagunenstadt, die Bronzepferde von der Markuskirche in Venedig erhoben, erscheint wie eine Grenzlinie, die der Diktator der großen Republik zwischen sich und dem profanum vulgus der Mitwelt gezogen, und daß es auch von unbetheiligten Ausländern so angesehen wurde, beweisen die zahlreichen Erwähnungen dieser Einrichtung und die Betrachtungen, die jene Fremdlinge daran knüpften.[2])

Als Bonaparte im Februar 1800 die Tuilerien bezog, war es aufgefallen, daß die Gemächer des Schlosses mit einer Eilfertigkeit hergerichtet wurden, die der ganz einzigen Stellung des neuen Bewohners wenig angemessen zu sein schien, jedenfalls mit allem, was man bei ähnlichen Gelegenheiten an fürstlichen Höfen zu sehen gewohnt war, in scharfem Gegensatze stand. Konnte es schon sonderbar erscheinen, daß der neue Herr, dessen Maßnahmen auch sonst manchmal den Vorwurf der Ueberstürzung herausforderten, in eigener Person die Arbeiter zu unausgesetzter Eile antrieb, ein bemerkenswerthes Symptom seines hastigen, unruhigen Schaffens, so machte es einen nicht minder seltsamen Eindruck, wenn man bemerkte, daß nicht allein die Decken und Fußböden, die Thüren und Verzierungen im ehemaligen Königsschlosse dieselben geblieben, sondern selbst die Stellen noch zu sehen waren, wo man die königlichen Lilien abgenommen hatte. Desto vollständiger trugen allerdings die Möbel das Gepräge einer neuen Zeit, einer Zeit, die Legionen aussandte, um den Hausrath eroberter Provinzen nach Rom zu führen. Da waren kostbare Tische von Porphyr, von lapis lazuli, verde antico — Kunstfreund Sierstorpff hat uns auch diese Herrlichkeiten recht hübsch beschrieben[3]) — aus den königlichen Schlössern Frankreichs die einen, die anderen wieder aus Italien, die Füße in ägyptischem Geschmack, als Sphinxe, Greife oder Drachen geformt. Auch hier die der Zeit eigenthümliche Mischung

[1]) Reichardt, Vertr. Briefe, III, 217.
[2]) London und Paris, V (1800), 193 ff., IX (1802), 132—134, (v. Sierstorpff), Bemerkungen, II, 189 ff., Offne Briefe, 46, 178 f.
[3]) (v. Sierstorpff), Bemerkungen, I, 499 ff.

des Klassischen mit dem Orientalischen: antike Vasen auf Konsolen und Kaminen, unter einem Tische Bruchstücke einer Isis aus Basalt. Bei alledem findet Kotzebue, dessen Auge immerhin schon zu den verwöhnteren gehörte, keine übermäßige Pracht.[1]) Aber ein charakteristischer Zug: auf dem Tische ließ der erste Konsul Montfaucon und Winckelmann liegen, in denen er nur selten geblättert haben mochte. Ein kleines Mittel, das seine Wirkung nicht verfehlte. In einem Aufsatze des Journals „Frankreich" wird der Held als „Freund der Künste" gepriesen[2]) und auch Sierstorpff versichert, von seiner „Kunstkenntniß" gehört zu haben.[3]) Wer die Sorgfalt und den feinen Geschmack zu beobachten Gelegenheit hatte, mit der die Auswahl der Bilder namentlich in den Tuilerien getroffen war — auch ein Schmuckstück des Palazzo Pitti, Raffaels Madonna della Sedia, war darunter —, mochte mit Helmina[4]) ernsthaft „an den vielen Schönheitssinn" des Konsuls glauben.

Wir werden über diesen Punkt noch an einer späteren Stelle zu reden haben. Für jetzt muß er gegen andere Betrachtungen zurücktreten, die sich den Beschauern des alten Königsschlosses mit zwingenderer Gewalt aufdrängten als der Gedanke an den Kunstsinn des Konsuls. Den einen scheint der Anblick zu einem Vergleiche des neuen Bewohners mit der ränkevollen Frau herauszufordern, die den Grundstein zu dem imposanten Bauwerk gelegt, und mit dem besten Bourbonen, der einst vor dem großen Usurpator darin gehaust hatte. Wenn einer der Chauffeurs, der unter dem neuen Regiment hingerichteten grausamen Räuber, in Dante's Hölle das böse Weib, die Mediceerin, träfe, so würde er ihr erzählen können, für wen sie diese prächtigen Steinmassen, Kolonnaden und Galerien erbaute. Und wenn auch nicht sie, so würde doch zweifellos „der gute Vater des Volkes und zwietrachtstillende König" Heinrich IV. in Bonaparte „einen ihm verwandten Geist erkennen".[5])

Derselbe Schriftsteller, der diese Worte geschrieben, hat das Residenzschloß des ersten Konsuls mit treffender Kürze als den „Mittelpunkt und das Foyer der elektrischen Schläge" bezeichnet, „die von hier aus über ganz Europa ausgehen".[6]) Aehnlich Jens Baggesen, wenn er am 27. Juni 1801 an Freund Jacobi schreibt:[7]) „Der Kern von Paris, Paris in Paris, sind dermalen die Tuilerien. Hier äußert sich sichtbar und fühlbar die Centralkraft der neuen Sonne."

Der neuen Sonne! Um über ihren Glanz und ihre Lichtstärke ein Urtheil zu gewinnen, mußte man gesehen haben, wie sie in blanken Helmen und schimmernden Panzern sich spiegelte. Wer Cäsars Größe ermessen will, muß ihn schauen, wie er seinen Marmorblick auf die Legionen richtet, die, stummen Schrittes, todesmuthig:

Ave imperator, morituri te salutant,

vorüberziehen. Wir werden unsre deutschen Landsleute zur Parade des ersten Konsuls begleiten.

[1]) Kotzebue, Erinnerungen, 125. Andere urtheilten freilich wieder anders.
[2]) Frankreich, 1801, III, 116.
[3]) (v. Sierstorpff), Bemerkungen, II, 50.
[4]) Franz. Misc., I, 31.
[5]) London und Paris, VI (1800), 129.
[6]) London und Paris, l. c.
[7]) Jens Baggesens Briefwechsel mit Reinhold und Fr. H. Jacobi, II, 335.

Zur Geophysik und Physikalischen Geographie.

Mit Freude würdigen wir die energische und reiche Geistesarbeit, welche seit Jahren und heute im weiten Bereich der Erdkunde vor allem in englischer (amerikanischer), deßgleichen in französischer, auch russischer und in anderen Kultursprachen vollbracht wird. Aber wir dürfen uns, ohne des hier durchaus abzuweisenden Nationalismus beschuldigt zu werden, doch wohl auch dessen freuen, daß die in deutscher Sprache erscheinende geographische Literatur innerhalb der Bewegung genannten Faches ersichtlich zu einer führenden Stellung gelangt ist. Diese beruht auf ihrer Vielseitigkeit, Reichhaltigkeit und Methodik. Die ersteren dieser Vorzüge werden großentheils schon ersichtlich aus den gründlichen Literaturberichten der angesehensten älteren Zeitschriften und aus besonderen bibliographischen Veröffentlichungen, unter welche die jährlich berichtende „Bibliotheca Geographica" der Berliner Gesellschaft für Erdkunde eigens genannt werden mag. Doch wird man zur Gewinnung eines bestimmteren Urtheils immerhin auch das Bedürfniß empfinden, nähere Kenntniß vom Inhalt der Hauptarbeiten zu nehmen, welche unverkennbar die Disciplin weiter ausgestalten oder ihrer Festigung und Durcharbeitung wesentliche Dienste leisten.

Das Werk, welchem wir uns sogleich zuwenden, erweist sich allerdings weder als wirkungsvolle Neuschöpfung eines Theilfaches, wie sie zum Beispiel vor zwei Jahren Ratzels Politische Geographie so ideenreich gebracht, noch als ein durchgreifender Reformbau, wie ihn kurz vorher Pencks „Morphologie der Erdoberfläche" für den Haupttheil der Physikalischen Geographie herstellte. Wohl aber erfuhr letztere jüngst durch S. Günthers „Geophysik"[1]) eine fast vollständige Vorführung dessen, was auf ihren Arbeitsfeldern erreicht wurde oder zur Zeit erstrebt wird. Wir sagen „fast vollständig", weil ja, wie schon die Bezeichnung Geophysik andeutet, die beiden einander so nahestehenden Disciplinen nicht durchweg, sondern nur größtentheils in ihren Stoffen sich decken; aber jedenfalls können wir aus letzterem Grund Günthers Werk als ein geographisches ansprechen. Ja wir können nicht zweifeln, daß diese Arbeit bei denen, welche sich mit Geographie beschäftigen, auf eine lange Jahresreihe eine hervorragende Geltung behalten und fleißige Benutzung finden wird.

Der Autor bezeichnet diese seine jetzige Bearbeitung des Gegenstandes als „Handbuch", womit er von vornherein die große Verschiedenheit derselben von jener erstmaligen andeutet, welche er im Jahre 1885 als „Lehrbuch" veröffentlichte. Mit letzterem ist das heutige Werk meist nur durch Wiederverwendung der dortigen historischen und bibliographischen Materialien verknüpft.

Als das nächste begrüßenswerthe Verdienst unsres „Handbuches" tritt uns wohl dies ins Auge, daß es eine nach vielen Richtungen weit ausgreifende naturwissenschaftliche Disciplin ihrem neuesten Stand nach als ein einladendes Gebäude vorführt, in Verwendung des Materials und in der Modellirung eine individuelle Erscheinung. Letzteres ergibt sich daraus, daß wir weder auf physikalischer Seite, wo wir etwa J. Müller-Peters' „Kosmische Physik" zum Vergleich heranziehen, noch auf geographischer, wo wir Supans meisterliche „Grundzüge der physischen Erdkunde" uns vergegenwärtigen, eine ähnlich angelegte, für Günther vorbildliche Bearbeitung des zumeist gleichen Gegenstandes vorfinden.

Die in vorliegender „Geophysik" verarbeitete Stoffmenge wird allerdings erst dann in vollem Ausmaß eindrucksvoll, wenn der Leser der Einzelausführung des gesammten Werkes oder doch größerer Theile desselben achtsam nachgegangen ist. Aber man erhält, letzteres als hinzutretend vorausgesetzt, schon durch Würdigung der Themata, welche in acht Abtheilungen behandelt werden, einen deutlichen Hinweis auf eine gewichtige Summe des Inhalts. Günther stellt nacheinander dar: 1. Die kosmische Stellung der Erde. 2. Allgemeine mathematische und physikalische Verhältnisse des Erdkörpers. 3. Geophysik im engeren Sinn. Das Erdinnere und seine Reaktionen gegen die Außenwelt. 4. Magnetische und elektrische Erdkräfte. 5. Die Lehre von der Atmosphäre. 6. Ozeanographie und ozeanische Physik. 7. Dynamische Wechselbeziehungen zwischen Meer und Land. 8. Das Festland mit seiner Süßwasserbedeckung. (Die der dritten Abtheilung vorausgesetzten Worte „Geophysik im engeren Sinn" beziehen sich sicherlich nur darauf, dem Vorausgehenden eine mehr einleitende, grundlegende Natur zuzuschreiben.) Die acht Abtheilungen gliedern sich in 41 Kapitel und diese wiederum in 492 Paragraphen. Dabei ist an hundert Stellen statt einer sozusagen plastischen, vollständigen Darstellung nur in Kürze gleichsam auf diesen und jenen Minengang hingewiesen, in welchem wissenschaftliche Förderungsarbeiten geschahen, bezw. noch betrieben werden, oder es wurde vom Autor nur rasch ein Aufriß gezeichnet, so daß dem Leser die anregende Thätigkeit überlassen bleibt, mit voller Anschaulichkeit die Vorführung noch auszugestalten. Solche Knappheit erscheint uns jedoch unweigerlich geboten durch den maßgebenden Zweck eines derartigen Handbuches, in die Hände Vieler zu gelangen und bei Vielen in Gebrauch zu bleiben: durch Außerachtlassen der thunlichsten Raumökonomie würde dieser Zweck vereitelt. Um so stärker freilich mußte die Summe der bearbeiteten Einzelheiten sich erhöhen!

Allein gerade die Menge des vorgeführten Wissens würde eine empfindliche Erschwerung beim Konsultiren des Werkes sein, wenn letzteres nicht durch eine überaus umsichtige An- und Einordnung der Stoffe sehr erleichtert wäre. Dies ist ein hoher formaler Vorzug der Günther'schen Arbeit. Wer sich mit dieser methodologischen Seite der physikalischen Geographie wiederholt befaßt hat, kennt das Schwankende in der Aufeinanderfolge vieler ihrer einzelnen Theilgegenstände, namentlich im Hinblick auf eine kausale Aneinanderfügung. Bei Günther beobachtet man überall ein folgerichtiges Nacheinander, sei es, daß die innere Verbindung durch die Kausalität, sei es, daß sie durch die vorbereitende Berührung des nachfolgenden Gegenstandes innerhalb der Behandlung des vorhergehenden hergestellt wird. Rationelle Ordnung wird man auch an den wenigen Stellen anerkennen müssen, an welchen man eine Aenderung für sachgemäßer halten muß. Wenn zum Beispiel Günther die Vulkanität bereits in Abtheilung 3 vorbringt, so bestimmte ihn der dortige Hauptbetreff: Reaktionen des Erdinnern gegen die Außenwelt. Wir halten allerdings dafür, daß die Gegengründe mehr Gewicht haben, nicht nur, weil die eruptiven Vorgänge nicht infra-, sondern intrakrustaler Natur sind, sondern namentlich deßhalb, weil eine beträchtliche Anzahl von Formen der Festbodenoberfläche und die Neubildung solcher nur ein Werk der Vulkanität sind, so daß letztere der Abtheilung „Das Festland 2c." untrennbarer angehört. Wenn man sodann auch einen Paragraphen in Günthers Darstellung der Atmosphäre und in der des Meeres örtlich verschieben würde, so sind dies lediglich äußerliche Dinge, deren Hervorkehrung immerhin den Schlußerfolg mit sich bringen wird, die Anordnung des Stoffes dieser Geophysik als ernstlich durchdacht zu erweisen. Diese Eigenschaft zeigt sich namentlich auch gegenüber der Schwierigkeit, einerseits die einzelnen Abtheilungen oder doch mehrere derselben als Monographien über das betreffende Thema durchzuführen und andrerseits die Erkenntnisse, welche

[1]) Dr. Siegmund Günther: „Handbuch der Geophysik." 1. Band. 1897. 648 Seiten und 157 Abbildungen. 2. Band. 1899. 1009 Seiten und 230 Abbildungen. Stuttgart, Ferd. Enke.

mehreren dieser Abtheilungen gemeinsam, bezw. bei mehreren zu verwenden sind, nicht wiederholt auseinanderzusetzen: Günther weiß das Material im betreffenden Fall sachgemäß auf die anspruchmachenden Kapitel zu vertheilen und unermüdlich durch Pagina-Hinweise dem Leser zur Seite zu stehen. Daß uns, wenn Anordnung und inhaltliche Durcharbeitung gut sind, hier sehr erwünschte Monographien geboten werden, deutet wohl mehrmals schon der Umfang an. Zum Beispiel wird die Lehre von der Atmosphäre von Seite 1—373 in 11 Kapiteln und in 127 Paragraphen gegeben, die Ozeanographie auf 181 Seiten (6 Kapiteln, 62 Paragraphen), die magnetischen und elektrischen Erdkräfte auf 63 Seiten, wobei überall große Partien dem Kleindruck zugewiesen sind. Freilich ist letzterer nicht immer durch den Inhalt geboten, sondern wohl nur vom Raumbedürfniß veranlaßt.

In der stofflichen Ausführung treten aber noch zwei besondere Bereicherungen aller Paragraphen des Werkes mit in den Vordergrund.

Die eine dient sowohl der kausalen Begründung der einzelnen Lehren oder Ergebnisse, als auch der Anschaulichkeit: es ist die geflissentliche Berücksichtigung der experimentellen Forscherarbeiten, der wichtigeren Apparate und Instrumente, welche der Feststellung der Erkenntnisse oder als Mittel zu ihrer Erreichung und zu Gegenproben der theoretisch erreichten Wissensstufen dienen oder dienten. Ein sehr großer Theil der Abbildungen des Werkes war hiedurch veranlaßt; sie konnten freilich, soweit der Raum es erlaubte, noch konsequenter eingefügt werden. Wie schon in diesem Zusammenhang das Schrittweise der Forschungen vielenorts in Betracht gezogen wurde, so lag es bei der langjährigen, hervorragenden Thätigkeit Günthers auf dem Felde der Geschichte naturwissenschaftlicher Leistungen freilich nahe, daß er von eben dieser Richtung hier in seinem Hauptwerk ausgiebig Gebrauch mache. Unverdrossen sehen wir ihn für jede belangreichere Einzelheit der Geophysik und der physikalischen Geographie eine Skizze des Weges bieten, auf welchem die betreffende Erkenntniß gewonnen ward, oder doch der Wege, welche bisher, ohne daß man zu einem bereits befriedigenden Ziel kam, beschritten wurden.

Dieses Verfolgen des Werdegangs gab die hauptsächlichste Anregung zu der ganz bedeutenden bibliographischen Gesammtleistung unsres Buches. Wir können letztere Aussage vollgenügend schon mit dem äußerlichen Umstand begründen, daß sich im ersten Band 4423 Citate, im zweiten deren 8837 vorfinden, d. i. gegen 13,300, größerentheils aus Zeitschriften, einer noch besonderen Erschwerung, freilich wohl auch für das Nachschlagen der citirten Arbeiten durch den Leser. Berichterstatter hat an sich keine sehr hohe Meinung von der Dekorirung einer Schrift mit vielen Citaten, wenn solche nicht per se von dem Zweck der Arbeit begehrt werden; wir pflichten im ganzen Ratzel bei, wenn er in seiner Neubearbeitung der Anthropogeographie (1. Theil) erklärt: „Jede Thatsache mit einem Ursprungszeugniß in Form eines Citats zu versehen, wie es vielfach üblich geworden, halte ich weder für nothwendig noch für gut." Allein hier, wie zum Beispiel auch in encyklopädischen Arbeiten, hat ja das Aufzeigen der Literatur eine gewichtige hodegetische Bedeutung und ist eine positive Theilaufgabe des Verfassers gewesen. Würde das Günther'sche Werk seiner sonstigen Vorzüge entbehren, so wäre ihm allein schon durch seinen bibliographischen Inhalt eine vielbeachtete Stellung gesichert, da kein verwandtes Buch als Ersatzmittel vorhanden ist. Hiemit ist ja nicht behauptet, daß man wegen Belanglosigkeit nicht einzelne Citate, bezw. ihre Veranlassung, für leicht entbehrlich erachten könnte (z. B. über das Schwanken der Fixsterne oder über dasjenige der Pfeiler, welche das Hauptinstrument einer Sternwarte tragen). Ebenso bleiben wir abseits von dem Lob für solche, welche einer bereits verstandenen Thatsache, lediglich, um es auch anders zu versuchen, eine komplizirtere Erklärung zu geben Muße haben. Es wird doch wohl daran festzuhalten sein, daß eine künstliche, auf viele Momente angewiesene Erklärung einer naturwissenschaftlichen Thatsache nicht gleichberechtigt sei mit der einfachen, die kritische Prüfung befriedigenden Darlegung; so wenig gleichberechtigt, wie etwa eine interessant komplizirte Maschine mit einer einfachen von mindestens gleicher Leistungsfähigkeit. Offenbar wird von Günther auch zuweilen bei nicht belanglosen Erkenntnißpunkten die nur von einem einzigen Autor vertretene Aufstellung zu bereitwillig approbirt. Doch durch derlei wird ebensowenig etwas belangreiches berührt, wie wenn man es vermag, innerhalb dieses oder jenes Paragraphen unsres Werkes einzelne Belege oder Beispiele neueren Charakters an die Hand zu geben, als ihn die hier vorgefundenen besitzen; dies kann dem hochmodernen Wissensstand des Handbuches keinen Abbruch thun.

Anders scheint es mit der in der Einleitung dieser Geophysik ausgesprochenen Identifizirung dieses Faches mit der physikalischen Geographie zu stehen. So wenig Günther sich selbst für diese Behauptung durchgängig erwärmt, wie nachher erhellen wird, so wird doch das Nachtheilige solcher Grenzverwischung der Geographie hier umsoweniger zu übergehen sein, weil derselben gerade aus unsrer Hervorhebung der inneren Ordnung des Werkes ein günstiger Schein zugute kommen könnte.

In Wahrheit geht die Geophysik begriffsgemäß mannichfach über das Bereich der physikalischen Geographie hinaus. Letztere, ein Theil der Erdkunde, hat wie das Gesammtfach nur die Erscheinungen und Vorgänge der Erde wissenschaftlich zu behandeln, welche sinnlich wahrnehmbar sind. Seinen inneren Zusammenhang bekundet unser Fach als Theilgang einer Wissenschaft methodologisch dadurch, daß sich im Aufbau die nachfolgenden Bestandtheile durch vorausgehende bedingt erweisen, wobei weder durch das Fehlen von Darlegungen Lücken veranlaßt werden noch Stoffe auftreten, deren Wegfall keine Lücke fühlbar machen würde. Dann aber bedarf es wohl nicht einer näheren Begründung, daß manche in vorliegender Geophysik dargelegte Wissensstoffe sich jenseits der Grenze der Geographie befinden, wie z. B. die Bewohnbarkeit anderer Himmelskörper, deßgleichen „Sphäroidische Formeln und Rechnungen", ebenso fast die ganze vierte Abtheilung, „Magnetische und elektrische Erdkräfte", in welcher nur die Erörterung des Polarlichts uns zu beschäftigen hat. Wollte man hier aus Kausalitätsgründen weitergehen, so würden andere Wissensgebiete zweifellos vordringlichere Ansprüche der Zugehörigkeit zur Geographie besitzen, weil sie mit mehreren Einzelstoffen derselben ursächlich verknüpft sind, z. B. die anorganische Chemie, deßgleichen die Physiologie der Pflanzen u. a. Dazu tritt noch eine andere Schranke. Wir erinnern daran, daß jeder Bestandtheil einer Disciplin zugleich ein Gebiet selbständiger Forschung und Förderung von Seiten ihrer Vertreter bildet. Mit welcher inneren Berechtigung aber wollte man es als Aufgabe des Geographen erklären, als solcher die Vorwärtsleitung der Lehre von den erdmagnetischen Elementen, von der Polarität u. dergl. zu betreiben? Ist ja auch zudem das wohlumgrenzte Arbeitsfeld der Geographie so ausgedehnt, daß wir heute keinen Fachgelehrten auf allen Theilgebieten desselben sich selbständig gestaltend erweisen sehen! Wir können demnach die beiden einander stofflich so nahe stehenden Disciplinen nicht identifiziren, sondern nur zwei sich schneidenden Kreisen mit kurzer Zentrale vergleichen. Es hat ja die physikalische Geographie gleichfalls Aufgaben, welche die Geophysik kaum berührt; wir verweisen nur auf das Beispiel der Bodenkunde, der Lehre von den Bodenarten, welche noch so reger Pflege bedarf.

Zu dem Wesentlichen dieser Auffassung aber bekennt sich denn auch Günther selbst in unserm Werk mehrfach. Denn völlig zutreffend erklärt er in demselben den Inhalt der Geophysik als „ein Grenzgebiet zwischen Erd- und Naturkunde“. Demnach ist dasselbe doch nicht nur diesseits der Grenze der Erdkunde gelegen! Ebenso findet man unsre oben gegebene Definition bestätigt, wenn Günther „die Dinge, welche auf, unter und über der Erdoberfläche in die Erscheinung treten“, als Objekt der physikalischen Geographie ersehen läßt. Zutreffend, wenngleich nicht ausreichend, erscheint auch die Angabe des Ziels, „alle jene Kräfte kennen zu lernen, durch deren Zusammenwirken die Erdoberfläche von ehemals in die Erdoberfläche von heute übergeführt ward“. Wenn endlich der Autor z. B. bezüglich der theoretischen Meteorologie und der Lehre vom Erdmagnetismus nur dies fordert, daß „ihnen die Erdkunde unmöglich interesselos gegenüberstehen kann,“ so sehen wir uns ganz in seinem Geleise. Deßhalb können wir uns dessen freuen, daß auch die erwünschte methodologische Unterscheidung der beiden nächstbetheiligten Wissensgebiete im Handbuch wiederholte Anerkennung gefunden.

Unbedingt erweist sich uns nach dem allen dieses Werk als ein hervorragendes Förderungsmittel des Studiums der physikalischen Geographie, als ein überaus erwünschtes Handbuch für jeden in Erdkunde oder in Physik lehrthätigen oder sonst für diese Fächer interessirten Gebildeten, als eine ehrenvolle Repräsentation deutschen Gelehrtenfleißes und deutscher literarischer Methode.

München. **W. Götz.**

Mittheilungen und Nachrichten.

fb. Juristische Neuerscheinungen. Der Verlag von Siegfried Cronbach (Berlin 1900) hat kürzlich eine neue Ausgabe der Reichskonkursordnung veröffentlicht, welche von Max Gottschalk, dem Direktor des Deutschen Kreditoren-Verbandes, für den allgemeinen Verkehr erläutert ist und in erster Linie dem Praktiker eine Handhabe bieten soll, sich ohne große Mühe in die Veränderungen der Rechtsbestimmungen einzuarbeiten. Man hätte zur Kommentirung des Gesetzes keine geeignetere Persönlichkeit finden können als Gottschalk — war ihm doch in seiner Stellung die beste Gelegenheit geboten, auf diesem Gebiet eine reiche Fülle von Erfahrungen zu sammeln, die es ihm übrigens auch — nebenbei bemerkt — möglich gemacht haben, durch persönliche Anträge und Vorschläge, die im Gesetz Berücksichtigung fanden, auf eine Umgestaltung des bestehenden Konkursrechtes hinzuwirken. Gottschalks Kommentar stellt sich als ein praktisches Handbuch im weitesten Sinne des Wortes dar und zeichnet sich hauptsächlich durch Klarheit und verständliche Erläuterung der Bestimmungen aus. Was ihm noch einen besonderen Werth verleiht, ist das Sachregister, welches so eingehend bearbeitet wurde, daß es schließlich zum Spruchregister geworden ist, und damit die Uebersichtlichkeit des umfangreichen Buches wesentlich erhöht. Wer in geschäftlicher oder persönlicher Beziehung mit den Bestimmungen des Gesetzes in Berührung kommt, wird in Gottschalks Kommentar einen brauchbaren und zuverlässigen Führer finden. — Von J. Boehms Das Erbrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches (Hannover, Helwing) liegt bereits eine zweite, völlig neu bearbeitete Auflage vor. Das Werk — eine der besten Darstellungen der genannten Materie — hat, abgesehen von zahlreichen anderen Verbesserungen, gegen die erste Auflage hauptsächlich dadurch an Werth gewonnen, daß die preußischen Ausführungsgesetze vollständig berücksichtigt worden sind, und wird deßhalb in seiner neuen Gestalt einer besonders freundlichen Aufnahme in Fachkreisen gewiß sein können. — Mit dem Preußischen Gesetze über die freiwillige Gerichtsbarkeit vom 21. Sept. 1899 (Hannover und Berlin, Carl Meyer [Gustav Prior] 1900) bietet Amtsgerichtsrath C. Kurtz eine auf Grund der amtlichen Quellen zum praktischen Gebrauch sorgfältig bearbeitete, mit zahlreichen Anmerkungen versehene Textausgabe, welcher eine orientirende, hauptsächlich die Beziehungen des preußischen Gesetzes zum Reichsgesetz über die die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit vom 17. Mai 1898 klarstellende Einleitung vorangeschickt ist. Der Anhang enthält den Textabdruck des genannten Reichsgesetzes. Ein ausführliches Sachregister ist dem Bande beigegeben. — Von dem in der Guttentag'schen Sammlung deutscher Reichsgesetze als 30. Bändchen veröffentlichten Invalidenversicherungsgesetz liegt eine sechste, von dem Direktor im Reichsamt des Innern, Dr. E. v. Woedtke, völlig umgearbeitete Auflage vor, und zwar in der Fassung der Bekanntmachung vom 19. Juli 1899, welche die Invalidenversicherung in zahlreichen wesentlichen Punkten verändert hat. Um die Unterschiede des neugeschaffenen Rechtszustandes gegenüber dem bisherigen leicht konstatiren zu können, sind zahlreiche Anmerkungen neu hinzugefügt und in den einzelnen Paragraphen die Veränderungen durch fetten Druck hervorgehoben worden. Zur weiteren Erleichterung für die Praxis ist dem Buch eine vergleichende Gegenüberstellung der neuen Paragraphen mit den Paragraphenziffern des Gesetzes von 1889 beigegeben und außerdem bei jedem einzelnen Paragraphen unmittelbar nach dessen Schluß darauf hingewiesen worden, wo die in dem betreffenden Paragraphen enthaltenen Bestimmungen in dem Gesetz von 1889, in dem Entwurf der Novelle und in der vom Reichstag angenommenen und im Reichsgesetzblatt ohne fortlaufende Nummernfolge der Paragraphen veröffentlichten Novelle selbst sich finden. Der Bearbeiter hat durch diese Maßnahmen alle der praktischen Handhabung des Gesetzes entgegenstehenden Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt. Dem Gesetz geht eine klar geschriebene Einleitung voraus, welche über die Geschichte der auf der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 beruhenden Arbeiterschutzgesetzgebung einen kurzen Ueberblick gibt.

γσ. **Berlin,** 4. Jan. Der durch seine Reisen in Transkaukasien, Persien, Mesopotamien und Transkaspien bekannte Kunsthistoriker Dr. F. Sarre, der hier im Vorjahr eine bedeutende, für die kunstgeschichtlichen Studien wichtige und viel beachtete Ausstellung im „Kunstgewerbe-Museum“ veranstaltet hatte, die das Kunstgewerbe des Orients veranschaulichte, hat neuerdings zur Erweiterung und Vertiefung dieser kunsthistorischen Studien eine Forschungsreise durch Persien ausgeführt, über die wir nach einem Briefe des Forschers selbst aus Teheran, vom 5. Dezember 1899 datirt, der uns vorliegt, berichten. Dr. Sarre hatte im September vorigen Jahres einen Architekten in Konia zur Aufnahme seldschukischer Bauten zurückgelassen, und diese Aufnahmen haben erfreuliche Resultate geliefert. Ende September wandte er sich dann über das Schwarze Meer, den Kaukasus, das Kaspische Meer auf der neuen, durch eine russische Gesellschaft eingerichteten Fahrstraße vom Hafen Rescht aus nach Teheran. Daselbst konnte er eine Studienreise in die Landschaft Mazenderan vorbereiten, zu der er am 24. Oktober aufbrach. Nachdem Dr. Sarre in Begleitung eines Dieners auf dem Passe von Imamzada-Hachins die Elburzkette überstiegen, gelangte er durch das wildromantische Larthal am Fuße der schon tief hinab mit Schnee bedeckten Pyramide des Demavend (über 6000 m hoch) in vier Tagmärschen zur Ebene von Mazenderan hinab, die gegenüber der öden, durch kahle Felsgebirge und durch Steppen gebildeten Hochebene, die nur mittelst künstlicher Bewässerung Vegetation zu tragen vermögen, eine völlig andere Welt dem Reisenden bietet. Neben Reis-, Zuckerrohr- und Baumwollplantagen finden wir Ebenen, bedeckt mit dichtem Wald, dessen Baumflora der des deutschen Waldes entspricht, und an einigen Stellen südliche Pflanzen, wie Mimosen und Zypressen trägt. Der Wald zieht sich in der Höhe von über 2000 m an den Hängen des Randgebirges empor. Aus der Ebene richtete Dr. Sarre seinen Kurs ostwärts über Amal Barferusch, Sari, Aschraf bis nach Asterabad, das nicht weit von der Südecke des Kaspischen Meeres, am Rande der großen, bis zum Aral-See sich erstreckenden Turkmenen-Steppe gelegen ist. Nach einem zweiten Uebergang über die Elburz-Kette auf dem Passe von Kuzluh erreichte Dr. Sarre bei der Stadt Schahrud die östlich nach Mesched führende Pilgerstraße, auf der er über Damghan und Sannan nach einer Reise von

fünf Wochen nach Teheran zurückgelangte. Mehrere gar nicht oder nur wenig bekannte mittelalterliche Bauten konnten aufgedeckt werden, deren wissenschaftliche Ausbeute namentlich für die Erkenntniß der Entwicklung des orientalischen Backsteinbaues und der Verwendung der buntglasirten Ziegel sich wird verwerthen lassen können. Die von starker Vegetation heute bedeckten Palastruinen von Aschrelf konnte Dr. Sarre genauer untersuchen. Sie stellen sich als Reste alter großer Schloßanlagen dar, die Schach Abbas der Große hier inmitten weitgedehnter Gärten als königlichen Sommeraufenthalt errichtet hat und von denen uns detaillirte Beschreibungen in den Reiseberichten der europäischen Gesandten aus dem beginnenden 17. Jahrhundert aufbewahrt sind. Zu den Moscheen der Sefiden-Zeit, deren großartigste, die in Ardebil, dem Stammsitze der Sefiden-Dynastie, Dr. Sarre schon vor zwei Jahren aufgenommen hatte, treten diese Profanbauten als eine wichtige Ergänzung. Die Reise hat naturgemäß gute Gelegenheit zu zahlreichen photographischen Aufnahmen geboten, die sich den 85 Lichtbildern, die der Forscher jüngst (Berlin 1899, bei D. Reimer) von seiner früheren Expedition leider noch ohne begleitenden Text geboten hat, in instruktiver Weise anreihen werden. Ueber Ispahan, Persepolis, Schiraz soll die Expedition bis zum Persischen Meerbusen fortgesetzt werden. Die Rückkehr über Bagdad, Mossul, Diabekr dürfte davon abhängen, ob im Februar dieses Jahres noch an der türkischen Grenze eine Quarantäne bestehen wird. In diesem Fall wird Dr. Sarre über Bombay-Aegypten nach Europa zurückkehren. Wir dürfen dem Werke Dr. Sarre's, das dessen kunsthistorische Forschungen bringen wird, wohl mit dem höchsten Interesse entgegensehen.

* **Berlin.** Das Seminar für orientalische Sprachen an der hiesigen Universität hat in diesem Winter eine bisher unerreichte Besuchsziffer aufzuweisen. Die Zahl der Seminaristen, unter denen sich auch eine Lehrerin befindet, beträgt 186, gegen 118 im vorigen Halbjahr. Aus dem Auslande stammen 8. Dem Beruf nach sind 102 Assessoren, Referendare und Angehörige der juristischen Fakultät, darunter 62 Dragomanats-Aspiranten, von denen 4 bereits die Diplomprüfung bestanden haben. 35 sind Lehrer, Gelehrte und Angehörige der philosophischen Fakultät. Weiter reihen sich 25 Beamte, Privatpersonen und Kaufleute an, sodann 14 Offiziere (1 Hauptmann), 3 Mediziner, 5 Theologen und 2 Techniker. Aus einer Uebersicht nach den einzelnen Klassen ergibt sich, daß die Vorlesungen über Realien von 69 Seminaristen, und die sprachlichen Kurse wie folgt besucht werden: Russisch 34, Arabisch 32, Chinesisch und Spanisch je 27, Suaheli 26, Türkisch 25, Neugriechisch und Persisch je 9, Japanisch 8, Guzerati 5, Hindustani 2, andere Kolonialsprachen 6. Als Hospitantinnen nehmen 3 Damen am Unterricht theil.

* **Wien.** Wie das „Wiener Tagbl." meldet, wird in den hiesigen Universitätskreisen nachstehende Angelegenheit vielfach besprochen: In einem Theil des medizinischen Professorenkollegiums war schon seit geraumer Zeit eine Bewegung gegen den Vorstand des embryologischen Instituts, Professor Schenk, bemerkbar, um diesen zwangsweise aus dem Kollegium zu entfernen. Schenk hatte, wie noch in allgemeiner Erinnerung ist, vor etwa zwei Jahren in Wiener Blättern die Ergebnisse einer wissenschaftlichen Entdeckung, die sich auf die Geschlechtsbildung bezog, veröffentlicht. Diese Veröffentlichung erregte unter den Professoren der medizinischen Fakultät Unwillen, und Schenk erhielt nach durchgeführter Disciplinaruntersuchung wegen Ausnützung einer wissenschaftlichen Entdeckung zu geschäftlichem Vortheil vom akademischen Senat eine Rüge. Damit begnügte sich aber das medizinische Professorenkollegium nicht, sondern übermittelte im letzten Sommer dem Unterrichtsminister einen Bericht, worin es hieß, das Kollegium dulde den Prof. Schenk nicht mehr in seiner Mitte und bitte um die Entfernung Schenks bei gleichzeitiger Versetzung in den Ruhestand. Das Ministerium schickte sodann Schenk für unbestimmte Zeit auf Urlaub und verfügte, daß er die Leitung des embryologischen Instituts niederzulegen habe. Professor Schenk hatte im Verlauf des wider ihn eingeleiteten Disciplinarverfahrens Anstrengungen gemacht, um sich zu rechtfertigen. Hiemit drang er jedoch nicht durch. Das Unterrichtsministerium schloß sich vielmehr der Anschauung des medizinischen Professorenkollegiums an, und nun ging seitens des medizinischen Dekanats an Professor Schenk der Akt ab, durch den ihm nahegelegt wurde, um seine völlige Pensionirung einzuschreiten. Schenk wird diesem Akt Folge geben und unter Verzicht auf jedes Rechtsmittel in den nächsten Tagen sein Rücktrittsgesuch überreichen. — Der Privatdozent Dr. Max Hermann Jellinek ist zum außerordentlichen Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität in Wien ernannt und dem Privatdozenten für neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität in Wien, Dr. Alexander Weil Ritter v. Weilen, der Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors verliehen worden.

-r. **Laibach.** Das jüngste zerstörende Beben von Tiflis (am 31. Dez.) ist auch von den empfindlicheren Instrumenten der Laibacher Erdbebenwarte verzeichnet worden, wo die Bewegung gegen Mittag begonnen hat und nahezu eine Stunde anhielt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Bericht über die 52. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung. Gehalten zu Braunschweig vom 19. bis 21. September 1899. Leipzig, Selbstverlag 1899. — Max Löwenherz: Was der Landwirth aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch wissen muß. Berlin, Paul Parey 1900. — Die Gesetze über die direkten Steuern im Königreich Bayern vom 9. Juni 1899 mit Erläuterungen und Vollzugsvorschriften. Herausgegeben von F. Klemm. 1. Band. München, C. H. Beck 1900. — Das bayerische Gesetz über das Gebührenwesen in der Fassung der Bekanntmachung vom 11. Nov. 1899. Hggb. von H. v. Pfaff und A. v. Reisenegger. 4. Aufl. Ebd. 1900. — Oesterreichische Monatsbilder. 25 Kompositionen von H. Lefler und J. Urban. Wien, Artaria u. Comp. — Jak. Grimm und Wilh. Grimm: Deutsches Wörterbuch. 10. Band, 2. Lfg. Leipzig, S. Hirzel 1899. — Rich. Frhr. v. Eisenstein: Reise über Indien und China nach Japan. Tagebuch. Wien, in Kommission: Karl Gerolds Sohn 1899. — Hans Hoffmann: Unter blauem Himmel. Novellen. 2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel 1900. — Engelb. Keßler: Elisabeth. 1837—1898. Ein Denkmal. Dichtung. 2. Aufl. Wien, Selbstverlag 1899. — Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1899. Nr. 4—5. Nürnberg, „Germanisches Museum" 1899. — Dr. Eug. Jäger: Die bayerische Steuerreform von 1899. Ein Beitrag zur Mittelstandspolitik. Speyer, Dr. Jäger 1900. Karl Jos. Fromm: Im Frühschein. Gedichte. Thron und Altar. Weihefestspiel. Wien, St. Pölten, Preßvereinsdruckerei (F. Chamra) 1899. — Franz Woas: Im Namen des Königs. Schauspiel. Leipzig, E. Enobloch 1899. — J. Strandes: Die Portugiesen-Zeit von Deutsch- und Englisch-Ostafrika. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1899.

Jahrgang 1900. München, Montag, 8. Januar. Nummer 5.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aus dem Lande der Ueberraschungen.

Eine nachträgliche Neujahrsbetrachtung.

Von Albert Pfister.

Von allen Leiden, die der Mensch über den Menschen je verhängte, hat wohl, wenn man Krieg und Religionsverfolgung ausnimmt, der Sklavenhandel den größten Beitrag zu der Summe menschlichen Elends geliefert, und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahm derselbe im englischen Handel die erste Stelle ein. Sehr häufig begegnet man der Ansicht, als wären die Spanier die wahren Sklavenhändler gewesen. Wahr ist es, die Spanier waren die ersten, welche in ihren amerikanischen Kolonien Negersklaven begehrten. Im Jahre 1517 wurde das erste Monopol zur Negereinführung nach Westindien verliehen. Zunächst waren die Portugiesen in diesem Handelszweig thätig; von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab sehen sie sich jedoch durch die englischen Sklavenhändler vollständig verdrängt. Von da an ist Sklaveneinfuhr aus Afrika nach Amerika das im englischen Seehandel am meisten blühende Geschäft. Englische Gesellschaften wurden zum Sklavenfang ermächtigt; die Könige Karl II. und Jakob II. erscheinen als Aktionäre, ja als Präsidenten solcher Gesellschaften. Im Frieden von Utrecht 1713 hat Spanien mit England neue „Asientos", Lieferungsverträge, abgeschlossen, um seine Kolonien mit Sklavenzufuhren zu versorgen. — Die Einzelheiten erfahren wir durch die englischen Geschichtschreiber (z. B. durch Lecky). Es ist überhaupt als eine der eigenthümlichsten Erscheinungen im englischen Volksleben zu bezeichnen: eine Zeitlang, oft recht lange, geht alles, hoch und nieder, rechts und links einträchtig zusammen auf einem und demselben moralischen Abweg; dann steht Einer auf, dann Mehrere, dann Alle zusammen, um alles das zu verurtheilen, was seither geschehen. So sind von jeher die Engländer die aufgeklärtesten und unerbittlichsten Selbstkritiker gewesen, immer aber erst nach Ablauf eines gewissen Zeitraums. Wie aber der Umschlag vom Schlimmen zur besseren Erkenntniß geschah, so vollzog sich natürlich auch zu gewissen Zeiten das Umgekehrte. — Der erste Engländer, der sich am Sklavenhandel betheiligte, scheint John Hawkins gewesen zu sein, der 1562 mit drei Schiffen nach Sierra Leone segelte, wo er sich „theils durchs Schwert, theils durch andere Mittel" mehrere Hundert Neger verschaffte, die er nach Hispaniola brachte; 1564 unternahm er eine bedeutendere Expedition nach der Küste von Guinea, wo „die Engländer Tag für Tag ans Land gingen, um die Einwohner zu fangen, wobei sie deren Städte niederbrannten und plünderten"; solches Thun wurde in England so hoch geschätzt, daß John Hawkins von Elisabeth zum Ritter gemacht wurde und zu seinem Wappen einen gefesselten Neger wählte. Für die besondere Art der Gefühle in dem damaligen England ist bezeichnend, daß der Sklavenhändler sein Hauptschiff, mit dem er das Geschäft eröffnete, „Jesus" nannte.

Der Handel mit Menschenfleisch wurde bald sehr beliebt. Das englische Parlament begünstigte ihn mit vielen Privilegien. Ums Jahr 1690 erhielt England ein Monopol für Versorgung des spanischen Westindiens mit schwarzen Sklaven. Man hat berechnet, daß die Engländer von 1680 bis 1700 im ganzen 300,000 Neger aus Afrika wegschleppten. Die Blüthezeit des englischen Sklavenhandels war indeß noch nicht gekommen. Einer der wichtigsten und beliebtesten Theile des Utrechter Friedens 1713 war der unter dem Namen „Asiento" bekannte Vertrag, durch welchen die englische Regierung ihren Unterthanen auf 30 Jahre (verlängert bis 1778) ein unbeschränktes Monopol für die Zufuhr von Sklaven nach den spanischen Kolonien sicherte. Das betreffende Monopol wurde in England der Südseekompagnie übertragen und „von dieser Zeit an ist es ein Hauptziel der englischen Handelspolitik gewesen, den Sklavenhandel aufrechtzuerhalten und ihn, sowohl für die spanischen Besitzungen als für die eigenen Kolonien, zu erweitern". (Lecky.) Im Laufe von drei Jahren haben die Engländer 40,000 Neger allein nach Guadeloupe gebracht. In einer Diskussion, welche 1750 im englischen Parlament über die verschiedenen Methoden, dem Handel zu größerer Wirksamkeit zu verhelfen, stattfand, wurde nachgewiesen, daß um diese Zeit 46,000 Neger allein nach den englischen Kolonien verkauft wurden. Ein ausgezeichneter neuerer Historiker (Bancroft) kommt nach sorgfältiger Vergleichung alles vorhandenen Materials zu dem Resultat, daß in dem Jahrhundert von 1676—1776 die Zahl der von den Engländern in die spanischen, französischen und englischen Kolonien eingeführten Neger nach der niedrigsten Berechnung sich fast auf 3 Millionen beläuft und daß dazu über eine Viertelmillion kommt, die auf der Reise umkam. Dagegen verschwindet die Betheiligung der Spanier, Portugiesen, Franzosen am Sklavenhandel vollständig. In England erschien dies Geschäft eben als Monopol und Regierungsangelegenheit.

Die angeführten Zahlen sind an sich beredt genug. In der That kann keine menschliche Phantasie das Elend, welches sie darstellen, fassen, keine Feder dasselbe genügend schildern. Ganz Afrika wurde von inneren Kriegen durchwühlt und von Banden eingeborener Sklavenhändler durchstreift, welche Opfer für den englischen Käufer aufjagten. So erstreckte sich der Einfluß des unheilbringenden englischen Sklavenjägers, wie der einer feindseligen Vorsehung, über die weiten Landstriche des mittleren Afrika, überall die schwarze Bevölkerung mit Abscheu und Entsetzen vor dem weißen Mann erfüllend. Daß Afrika solange sich verschloß, daran trägt der englische Sklavenhändler die Schuld. — Vom Utrechter Frieden 1713 an war es auch ein Gegenstand der englischen Kolonialpolitik, die Sklaverei in den nordamerikanischen Kolonien zu ermuthigen. Schon aber hatte sich, namentlich in den Neuenglandstaaten, eine Agitation

gegen jede Art von Sklaverei geltend gemacht. Die Lust der Engländer am Sklavenhandel und der riesige Gewinn dabei trugen die Schuld, daß die Kolonien Nordamerika's förmlich mit importirten Negern überschwemmt wurden. Man wehrte sich gegen die massenhafte Zufuhr. Vergeblich; der Handel mit Menschen brachte zu viele Vortheile für den englischen Wohlstand mit sich. Die Handelsgröße der Stadt Liverpool insbesondere gründete sich wesentlich auf den afrikanischen Menschenhandel. Im Jahre 1761 erließ die gesetzgebende Versammlung der Kolonie Südkarolina eine Verordnung, nach welcher die weitere Einfuhr von Negern hoch besteuert wurde; denn mit ihr verbinde sich eine soziale und politische Gefahr. Allein die englische Regierung als Oberherrin hob sofort diese Verordnung auf, weil der Sklavenhandel einer der gewinnbringendsten Zweige des englischen Handels sei. Viele englische Parlamentsakten munterten den Sklavenhandel auf, den Gouverneuren der Staaten wurde untersagt, irgendwelchen Maßregeln zur Beschränkung desselben die erforderliche Genehmigung zu ertheilen, und England verfolgte diese Politik beharrlich bis zum Ausbruch des Freiheitskrieges in Nordamerika. Noch 1775 stellte Lord Dartmouth, der englische Kolonialminister, den Satz auf: „Wir können nicht zugeben, daß die Kolonien einen für die englische Nation so vortheilhaften Vertrieb irgendwie hemmen oder entmuthigen.“ Widerlicher noch wird das von England der Menschheit gebotene Schauspiel dadurch, daß die Geistlichkeit der Hochkirche, stets bereit, jedes Mittel zur Steigerung des Reichthums gutzuheißen, auch über den Sklavenhandel ihre segnende Hand hielt, unter dem erklärenden Hinzufügen, daß dadurch der Neger in den Bereich der evangelischen Lehre gebracht werde.

Die Vorliebe für den Sklavenhandel und den damit verbundenen Gewinn war bald so sehr ins englische Blut übergegangen, daß man keinen allzu ängstlichen Unterschied zwischen schwarzer und weißer Haut des Menschenfleisches mehr machte. Im Jahre 1652 war der Krieg gegen die Irländer mit der vollständigen Unterwerfung und Beraubung des unglücklichen Volkes geendigt worden. Ein Dritttheil der Bevölkerung war vertilgt. „Hunger und Schwert,“ erzählt Lecky, „hatten ihr Werk so gut gethan, daß in einigen Distrikten der Reisende 20 und 30 Meilen machen konnte, ohne eine Spur menschlichen Lebens anzutreffen. Kräftigen Männern wurde freigestellt, das Land zu verlassen und fremde Dienste zu nehmen, und 30,000—40,000 machten von dieser Erlaubniß Gebrauch. Sklavenhändler wurden auf das Land losgelassen und viele Hunderte von Knaben und heirathsfähigen Mädchen, die nicht das mindeste verbrochen hatten, wurden ihrer Heimath entrissen, nach Westindien verschifft und an die Pflanzer in die Sklaverei verkauft. Kaufleute aus Bristol ließen sich gierig auf diesen Handel ein. Die Opfer scheinen meist die Kinder oder jungen Wittwen der Getödteten oder Verhungerten gewesen zu sein, allein mit der Zeit fingen die Händler an, auch Engländer auf ihre Schiffe zu locken, und die Mißstände wurden so arg, daß die Regierung, die eine Zeitlang das System eifrig unterstützt hatte, sich vergeblich bemühte, Einhalt zu thun. Wie viele von den unglücklichen Gefangenen die Beute der Haifische wurden, wie viele den Lüsten der Pflanzer zum Opfer fielen, läßt sich unmöglich sagen.“ Genug, der afrikanische Sklavenhandel und die Ausraubung Irlands bildeten die hauptsächlichsten Grundlagen für die Wohlfahrt Englands.

Der schamlose Handel mit irländischen Sklaven fällt in die Mitte des 17. Jahrhunderts; das Ende desselben Jahrhunderts brachte in der leidenschaftlichen Vorliebe für den Sklavenhandel bei den Engländern noch eine eigenthümliche Wendung hervor. Das Treffen bei Sedgemoor war 1685 geschlagen, der Aufstand des Herzogs von Monmouth im Westen Englands unterdrückt. Der Oberrichter Jeffreys durchzog das Land mit Galgen und Rad; die „blutigen Assissen“ vollzogen ihr Werk. Viele Hunderte wurden hingerichtet. „Die Zahl der Gefangenen aber,“ berichtet uns Macaulay, „belief sich auf 841. Diese Leute, noch unglücklicher als ihre Genossen, die den Tod erlitten, wurden in Rotten abgetheilt und an Personen verliehen, welche bei Hof in Gunst standen. Die Bedingungen der Uebergabe waren: Die Verbrecher sollen als Sklaven übers Meer geführt und nach Westindien verkauft werden.“ Es wurde darauf gehalten, daß die Unglücklichen gewiß auch nach Westindien kamen; denn man fürchtete, in den Kolonien Nordamerika's werden sie den Sympathien der Puritaner begegnen. „Der Sklavenmarkt in Westindien,“ fährt Macaulay fort, „war aber in solchem Stand, daß die englischen Leibeigenen, so lang auch die Reise war, doch noch sehr hoch im Preise standen. Jeffreys schätzte, daß nach Abzug aller Unkosten noch jeder englische Sklave 10—15 Pfund werth sei. Es fanden sich daher viele eifrige Bewerber um Anweisungen auf solche Sklaven.“ Das gute Geschäft scheint die Zahl der zum Verkauf nach Westindien Verurtheilten wesentlich erhöht zu haben, so daß die oben aufgeführte Zahl bedeutend überschritten wurde. Namentlich die Königin und ihre Hofdamen thaten sich durch Raubsucht und Hartherzigkeit hervor. Die Königin, Gattin Jakobs II., ließ sich eine große Zahl englischer Sklaven schenken, machte mit ihnen selbst wieder ihren Damen Geschenke und verkaufte eine Schiffsladung von ihnen nach Westindien. „Wenn man auch einen starken Abzug für Todte macht, so kann der Gewinn, den die Königin aus dieser Schiffsladung zog, nicht unter 1000 Guineen geschätzt werden. Die Ehrendamen der Königin erhielten die königliche Erlaubniß, den Eltern der mit Sklaverei bedrohten Kinder Geld abzupressen. Das Elend der englischen Sklaven kam dem der aus Afrika herbeigeschleppten Neger vollkommen gleich. Von 99 englischen Sklaven, die in ein einziges kleines Schiff gepackt waren, starben 22, bevor sie Jamaika erreichten. Die Ueberlebenden, wenn sie in dem Lande der Knechtschaft eintrafen, waren nur noch Gerippe. Sie kamen in einem Zustande an, daß der Kaufmann, für dessen Markt sie bestimmt waren, es für passend fand, sie zu mästen, ehe er sie verkaufte.“

Es geschah das wenige Jahre vor der Thätigkeit Wilhelms III., des Oraniers, der von 1689 an der Stuarttyrannei ein Ende machte und als Englands größter König die Neuordnung des englischen Staatswesens in die Hand nahm. Davon wurden freilich die Gewaltthätigkeiten in Irland so wenig berührt wie der afrikanische Negerhandel. Gegen dies greuliche Geschäft hatten sich längst Stimmen erhoben in Nordamerika wie in England. Immer lebhafter wurde die Abolitionsbewegung, die Agitation gegen Negerhandel und Sklaverei. Noch konnten sie in England zu keiner rechten Bedeutung kommen trotz der Bemühungen von Wilberforce, Pitt, Fox, Smith. Erst mußte der englischen Handelswelt, den beim Sklavenhandel betheiligten Großen deutlich gezeigt und nachgewiesen werden: wie läßt sich im englischen Güterleben der Ausfall decken, wenn einer der gewinnbringendsten Zweige, der Negerhandel, unterdrückt wird? Allmählich kam man so weit; es zeigte sich von 1792 ab mit jedem Jahre mehr, daß alle Handelsthätigkeit der Festlandvölker in Europa auf die Engländer überzugehen anfing. In immer steigendem Maße vollzog sich das. Auf dem Festland brachen sie sich mit jedem neuen Jahr, in neuem Grimme ausholend, die Hälse; Handel, Kolonien, Industrie, alles gaben sie auf, um am Po, am Rhein, an der Donau, an der Weichsel, am Ebro und an der Moskwa sich zu befehden. Es lag am Tage, auch wenn der Negerhandel, der so viel Anstoß erregte, aufgegeben wurde, jetzt

gab es kommerzielle Interessen in Hülle und Fülle, welche das Ausgegebene mehr als ersetzten und zugleich gestatteten, mit nie gesehener Tugendprotzerei vor die Welt hinzutreten. So kam es 1807 in beiden Häusern des englischen Parlaments zu dem Beschluß, daß der englische Negerhandel mit dem 1. Jan. 1808 aufzuhören habe.

Auf dem Wiener Kongreß 1814 verhandelte England erstmals mit den Mächten behufs gemeinschaftlicher Maßregeln gegen den jetzt als abscheulich bezeichneten Negerhandel. Man erlebte das fast Unglaubliche, daß diejenige Macht, welche den afrikanischen Negerhandel eben noch als werthvolles Privileg, als den gewinnbringendsten Theil ihres nationalen Handelslebens bezeichnet hatten, jetzt denselben Handel vollständig verdammte und Maßregeln anstrebte, welche den englischen Kriegsschiffen Befugniß gaben, mit allen Mitteln der Gewalt und Durchsuchung der Schändlichkeit des Negerhandels entgegenzuarbeiten. So besorgt war man in England plötzlich geworden um die Ehre anderer Leute. Dieselben Leute, welche eben noch fanatische Vertheidiger des Negerhandels gewesen waren, begannen die Leiden der armen Schwarzen auszumalen und die Herzen in allen Welttheilen zu rühren. Es vollzog sich das alles mit einer Vollkommenheit und Natürlichkeit, als hätte man in dieser Angelegenheit in England nie ein Wässerchen getrübt, als wären Angelsachsenthum und Freiheit der Neger von jeher untrennbare Begriffe gewesen. In manchen Gemüthern setzte sich in der That solcher Glaube fest und die englische Welt wußte aus der Rührseligkeit der Leute nicht wenig moralisches Kapital zu schlagen.

Der vollzogene Umschwung ist einer der größten gewesen in diesem an Gegensätzen und Ueberraschungen reichen Lande. Außerordentlich gut machte es sich auch in den Augen der Welt, daß sich die Engländer, ohne sich durch die fortgesetzte Knechtung Irlands im geringsten beirren zu lassen, so eifrig für die Freiheit der Polen interessirten. Ja, sie verwendeten sich in unsern Tagen für die von Rußland bedrohten Sonderrechte der Finnländer genau zu derselben Zeit, da sie in Südafrika das freie Burenthum zu knebeln sich unterfingen. Entsetzt hatte man sich in ganz England über das Programm des Zaren: Finnland muß russisch werden und das am gleichen Tage, da man in London den allgemeinen Ruf vernahm: Südafrika muß englisch werden, es darf nicht holländisch bleiben! In Deutschland hatte man durch alle Volkskreise hindurch warme Sympathien mit den stammverwandten, freiheitliebenden, opferfreudigen Buren gezeigt; man hatte zu Ende des Jahres 1897 an der Küste China's die Bucht von Kiau-tschou für Deutschland in Besitz genommen als Stützpunkt eines weit verbreiteten Handels. Diese Thätigkeit und die Empfindungen der Deutschen riefen sofort einen vollständigen Umschag der Stimmung in England hervor. Es ist schwer zu beschreiben, bis zu welchen Tonarten sich der natürliche und künstlich gesteigerte Unwille in England verstieg. Ganze Breitseiten der ausgesuchtesten Schimpfworte entluden sich gegen den Deutschen Kaiser; durch das kecke Vorgehen der Deutschen in China werde alles Gleichgewicht zerstört, Sühne müsse so bald wie möglich geleistet werden. Unter der Parole: Germaniam esse delendam? wurde ein wahrhaftiges fliegendes Geschwader ausgerüstet und die englische Phantasie erging sich in höchst erbaulichen Bildern, wie in Bälde die deutschen Häfen an der Nordsee und am Baltischen Meere von englischen Kriegsschiffen zerstört werden, wie der deutsche Handel eingehe, wie Deutschland zu dem früheren harmlosen Dasein zurückkehre.

Da nahmen die Dinge in Südafrika einen gar bösen Lauf, und urplötzlich fand man, daß der Ausdehnungspolitik des Deutschen Reichs jeglicher Vorschub zu leisten sei, daß es für England keinen natürlicheren Bundesgenossen gebe als gerade dies Deutsche Reich. Und als der Deutsche Kaiser, hochherzig des alten Haders vergessend, im November 1899 seiner Großmutter in Windsor längeren Besuch machte, da begegnete er den Versicherungen überschwänglichster Freundschaft und dem Bilde eines in drolligster Weise zusammenphantasirten Bündnisses.

Woher dieser Mangel an Stetigkeit und Logik, diese Umstürze und Ueberraschungen, welche jedes Einvernehmen mit dem englischen Staatswesen verhindern, welche England als Bundesgenossen gefährlicher machen denn als offenen Feind? Die letzten Ursachen, die Erzeuger so hochwichtiger nationaler Eigenthümlichkeiten, müssen offenbar von jeher gewesen sein, müssen in der Natur der Dinge liegen. In der That, es wachsen diese Erreger der englischen Eigenart immer wieder neu aus dem Boden heraus, sind aufs innigste mit ihm verknüpft, entspringen aus der Jahrhunderte alten Gewöhnung, niemals mit den Gefühlen eines eng angeschlossenen Kameraden, eines Nachbarn, eines Angrenzers rechnen zu müssen; sie entspringen aus dem Bewußtsein, daß man keinem einzigen anderen Anstoß zu folgen habe als nur den eigenen Umschlagsfaktoren, daß man auf der meerumschlungenen Heimath ebenso gesichert und unangreifbar sei, ob man in treuer, aufrichtiger Stetigkeit an den seitherigen Prinzipien des Handelns festhalten oder ob man mit jähem Umschwung neue Bahnen betrete. So kommt es, daß es keine Rücksicht auf der ganzen Welt gibt, die irgend einmal England verhindern könnte, mit Verleugnung jeder seitherigen Freundschaft, mit Beiseitewerfung jedes naiven Vertrauensmannes, unentwegt dem eigenen Vortheil nachzugehen und hiezu unbedenklich Mittel zur Anwendung zu bringen, die ihm kurz vorher noch äußerst gefährlich für die Ehre anderer Leute erschienen sind. Es kann dies Verfahren von England um so leichter eingeschlagen werden, da im eigenen Volksthum durch die ewige Wiederholung sich die unumstößliche Ueberzeugung festgesetzt hat, daß alles, was England unternehme, selbstverständlich im Namen der Gesittung und Freiheit geschehe. Seit der Ueberraschung, welche England der Welt geboten durch den radikalen Umschwung in der Angelegenheit des Negerhandels, seit dieser Ueberraschung, bei der übersehen wird, daß sie durch den Umschwung im gesammten Handelsleben geboten war, ist England in den Ruf eines helfenden Menschenfreundes gekommen. Dazu treten noch die von altersher sich schreibenden akademischen Ausführungen über die englische Konstitution, die ohne jegliche Unkosten geoffenbarten Kundgebungen für Polen und Finnländer. So kann es geschehen, daß heute noch kindliche Seelen außerhalb der englischen Insel existiren, welche an den Beruf Englands glauben, der Freiheit und Gesittung auf der Erde die Wege ebnen zu müssen. Solchen Schwärmern pflegte man bisher ein einziges Wort entgegenzuhalten: Irland; heute kann man deren zwei anwenden: Irland und Südafrika.

Kein Land hat sich wohl mit so viel Grund vor den von England ausgehenden Ueberraschungen zu hüten wie das Deutsche Reich, vor den Umschlägen von Freundschaftsbetheuerungen in pöbelhafte Anfeindung, vor plötzlicher Abschüttelung und Verleugnung. Es ist ja schon höchst verdächtig, daß in guten Tagen England gegen Deutschland überfließt von Hohn und Geringschätzung, daß es um seine Freundschaft zu werben beginnt, sobald es in der Klemme sitzt. Für das Deutsche Reich, für seine Weise zu handeln, gibt es einen einzigen Gesichtspunkt, der gebieterisch sich in den Vordergrund drängt: Wie ist es möglich, für das deutsche Zukunftsvolk Wohnsitze und Nahrungsquellen zu sichern? In zwei Jahrzehnten werden wir Deutsche 80 Millionen Menschen zählen, wenn die Franzosen die 40 und die Engländer die 50 kaum erreicht haben. Das

Ueberschäumen unsres jugendlichen Volksthums sucht Abflußwege. Der natürlichste von allen würde, den Spuren von Verwandten folgend, nach Südafrika führen. Heute halten die Büchsen der Buren Weg und Land noch offen; sobald die brutale Forderung der fremden Eindringlinge erfüllt ist: Südafrika muß englisch werden! dann ist auch dies Gebiet mit seiner wunderbaren Weltstellung dem Deutschthum verloren. Dann wird England auch für Deutschland eine neue Ueberraschung bereithalten und den heute so willkommenen und für höchst achtbar erklärten Freund abschwören. Im neuen Jahrhundert muß sich zeigen: Tritt mit dem befreiten Südafrika ein neuer germanischer Staat mit selbständigem Eigenleben auf den Schauplatz? Wird neben den großen Nationen der Russen, Deutschen und Nordamerikaner auch die bei weitem weniger volkreiche der Engländer noch einen Platz finden; wird England, beladen mit dem Haß aller gesitteten Völker und niedergedrückt von der Last einer bösen Abrechnung seinen Nacken wieder zu erheben vermögen?

Johann Hübner und die Christ-Komödie.

Unter den Männern, die im 17. Jahrhundert deutsche Sprache und deutsche Dichtung mit Wort und That förderten, nimmt nicht die letzte Stelle ein Christian Weise, der von Thomasius als gescheit und gelehrt geschätzt wurde. Wir besitzen von ihm Romane und Dramen. Letztere hat er verfaßt, um seiner Pflicht als Rektor in Zittau zu genügen. In dieser Eigenschaft hatte er jährlich drei Dramen zu verfassen und sie von den Schülern aufführen zu lassen. Er behandelte die Themata, die ihm das praktische Leben entgegenbrachte, in anspruchsloser, praktischer Art. Auch die ihm anvertraute Jugend leitete er zum Dichten an. Die Anweisungen, die ihm für solches Schaffen erforderlich erschienen, gab er auch in Buchform heraus. Wohl sind sie vielfach platt und seicht und haben auch Andere zur Plattheit verführt. Indessen, sie haben auch Gutes gewirkt; und der Mann, von dem wir hier weiter handeln wollen, Johann Hübner, von 1711—1731 Rektor des altehrwürdigen Johanneums in Hamburg, ist dafür ein vollgültiger Zeuge. Weithin bekannt ist er durch seine zweimal 52 biblische Historien, das erste, fast ein Jahrhundert lang verbreitetste biblische Geschichtsbuch. Weltgeschichte und Geographie hat er „in anmuthiger Form, von allerlei Anekdoten umrankt", seinen Lesern dargeboten: kein Geringerer als Carlyle hat noch im Jahre 1870 seiner Verehrung für den gelehrten Pädagogen beredten Ausdruck gegeben. Als Dichter hat er dem deutschen Volk geschenkt geistliche Lieder und Sprüche, Epigramme, Fabeln, Gelegenheitsgedichte, Singspiele und Schuldramen. Wir heben zunächst ein Epigramm hervor, welches das Ueberhandnehmen der Reisen nach Frankreich geißelt. Es lautet so:

> Wenn Salomons Schiff
> Einmal nach Ophir lief,
> So bracht es Gold ins Reich;
> Doch Affen auch zugleich.
> Merkt, die ihr gerne reist,
> Das Ophir — Frankreich heißt.

Wir besitzen von Hübner acht Singspiele und Schuldramen. Ein Kritiker nennt sie im Sinn jener Zeit geniale Dichtungen. Bedeutender als diese ist aber der obersächsische Christ-Aktus, dessen zweiter Theil besonders zu rühmen ist. Hier stellt der Engel Gabriel mit den von Rupertus verklagten Kindern ein Examen an, das unwillkürlich an die Komödie von Hans Sachs „Die ungleichen Kinder Evä" erinnert. Da haben wir volksthümliche Dichtung im besten Sinn des Wortes. Gabriel schließt die Prüfung mit den Worten:

> Gottlob! den Platz will ich behalten,
> Die Kinder respondiren wohl:
> Es fragt sich noch, ob von den Alten
> Auch mancher so bestehen soll.

„Rupertus spielt hier nicht die Rolle eines Freundes der Kinder, die von ihm reich beschenkt werden, wenn sie ihren Spruch gut aufsagen können und als fromm und fleißig beleumdet werden, vielmehr tritt er uns als ein finsterer Geselle entgegen, der überall nur Beute für sich einzuheimsen bestrebt ist." In derselben Art begegnet er uns auch in der Christ-Komödie Hübners, die als Nr. 82 der deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts vor kurzem erschienen ist.[1])

Hübner kann sich in diesem Stück nicht als Schüler Weise's verleugnen: der in Prosa geschriebene Dialog schreitet rasch vorwärts, die verschiedenen Persönlichkeiten drücken sich, ihrem Stand entsprechend, verschiedenartig aus. Drollige Scenen und lustige Einfälle befriedigen die Lachlust der Leser oder Zuschauer, Sprichwörter und sprichwörtliche Redewendungen geben dem Spiel einen volksthümlichen Anstrich. Realist ist Hübner durch und durch: die Wirklichkeit wird in örtlichen und zeitlichen Beziehungen überall in ihre Rechte eingesetzt. Hirten und Bauern klagen über ihre Junker und Verwalter und erzählen zwei an ihren Peinigern verübte scheußliche Racheakte.

Die volksthümlichsten Weihnachtsspiele aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands zeigen in den meisten Punkten große Uebereinstimmung. Hübner emanzipirt sich von dem Hergebrachten insofern, als er sich kürzer faßt. Dies aber gelingt ihm dadurch, daß er selbständige Theile in den Spielen seiner Vorgänger gelegentlich in die Handlung einzuflechten weiß.

Im ersten Akt seiner Christ-Komödie läßt der Dichter Joseph und Maria spät abends wegemüde in Bethlehem ankommen. Daß sie dort nur mit Mühe und Noth Herberge finden werden, darauf hat er vorher hingewiesen, indem er uns mit dem Hause des Wirthes und mit diesem selbst, sowie mit seiner bösen Frau Crocodilla und dem Knecht Schurek bekannt macht. Weiter hat er uns in den Gesprächen der Bürger von Nazareth, die zur Schatzung nach der Davidsstadt gekommen sind, und in den Worten Josephs und Maria's gezeigt, wie tiefe Wurzeln die Hoffnung auf den Messias in den Herzen der Juden geschlagen hatte.

In dem zweiten Akt treffen wir Hirten und Bauern im Gespräch auf dem Felde bei Bethlehem. Jene ergehen sich in Reden voll radikaler Umsturzpläne, die Bauern sind konservativer. Mitten in ihre Unterhaltung hinein ertönt plötzlich der Gesang des Engels Gabriel, der Luthers „Vom Himmel hoch, da komm' ich her" anstimmt. (Daß der Text nicht überall der ursprüngliche ist, kann uns bei der an den Kirchenliedern verübten Verstümmelung nicht wundern.) Der Aufforderung des Engels, nach Bethlehem zu gehen, kommen diese Hirten nicht allzu eilig nach, ebensowenig nehmen sie Geschenke mit für das Christkind, wie uns das sonst so reizend geschildert wird. Auch darin weicht die Spieltradition von unserm Stück ab, daß sie die Hirten im Schlaf von dem Engelsgesang überrascht werden läßt.

Im dritten Akt zeigt uns Hübner, entgegen dem gewöhnlichen Volksdrama, Maria von der ganz veränderten Crocodilla in einem warmen Zimmer untergebracht. Auch die Unterredung der Hirten mit Schurek hat mit dem volksthümlichen Weihnachtsspiel nichts zu thun: diese Partie ist, dem Geschmack der Zeit entsprechend, dem Pickelhering

---

[1]) Christ-Komödie. Ein Weihnachtsspiel von Joh. Hübner. Herausgegeben von Friedrich Brachmann. Berlin, B. Behr 1899.

gewidmet. Wie Crocodilla, so werden auch die Hirten anderen Sinnes, als sie das Christkind sehen: sie herzen es. Sicher hat Hübner damit auf die umwandelnde Macht des Christenthums hinweisen wollen. Die Belehrungen des Engels Gabriel am Schluß des Aktes erinnern an die Paradiesspiele mit den Prozeßscenen im Himmel.

Der vierte Akt ist eine Art Nachspiel. Der Raum verbietet mir, auf diese Rupertusscenen einzugehen. Erwähnt mag nur werden, daß Hübner den Rupertus zu einer Teufelsgestalt gemacht hat. Wenn der Letztere seine Söhne aussendet auf Beute, so erinnert dies an das Redentyner Osterspiel, wo (im zweiten Theil) Luzifer die Teufel ausschickt, neue Seelen zu fangen. Weiter weise ich hin auf zwei Arnstädter Christ-Komödien von 1705, wo die Ruprechte unter dem Namen Pfriemen auftreten. Pfriemen aber war in den alten Thüringer Christ-Komödien der Kutscher des heiligen Christ. Endlich registrire ich die Ausführungen Weinecks in den Niederlausitzer Mittheilungen (V, 1—4), nach denen sich unter Ruprecht und seinesgleichen der altgermanische Donar verbirgt, der Gott der Bauern, der sich als solcher im Volk um so fester behauptete. Gerade deßhalb hat ihn die Kirche zum Teufel oder zum volksthümlichen Heiligen (St. Peter) gestempelt. Nähere Aufschlüsse über das vorstehend nur kurz Angedeutete finden die Leser in der gut orientirenden Einleitung zu der von Brachmann herausgegebenen Hübner'schen Christ-Komödie und in desselben Verfassers Abhandlung über „Johann Hübner, Johannei Rector 1711—1731. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur", die als wissenschaftliche Beilage zu dem Programm der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg, Ostern 1899, beigegeben ist. (Nr. 778.)

Heinrich Rinn.

Russische Literaturbilder.

Unter den wenigen deutschen Kennern der russischen Literatur ist Eugen Zabel unstreitig als einer der gründlichsten längst anerkannt. Sein neuestes, vom Allgemeinen Verein für die deutsche Literatur herausgegebenes und bereits in zweiter Auflage erschienenes Buch „Russische Literaturbilder" enthält biographische und literarhistorische Studien über Puschkin, Gogol, Dostojewskij, Gontscharow, Leo Tolstoj und eine Abhandlung „Iwan Turgenjew und die Frauen". Der Inhalt dieses Buches bestätigt nicht nur den bisherigen Ruf des Verfassers, sondern er ist sogar, unsres Erachtens, das Reifste und Beste, was der talentvolle Autor und gründliche Forscher auf diesem Gebiet bisher geleistet hat. Die „Russischen Literaturbilder" sind offenbar reife Früchte eines langjährigen, eingehenden Studiums, sie sind eine schriftstellerische Leistung ersten Ranges. Durch seine künstlerische Darstellungsweise versteht es der Verfasser, den Leser so sehr zu fesseln, daß die Lektüre dieses inhaltreichen Buches zu einem wahren Genuß wird, und wollten wir es versuchen, Einzelheiten hervorzuheben, um unser summarisches Urtheil zu bekräftigen, so fänden wir kein Ende. Wir müssen uns daher begnügen, zu konstatiren, daß Zabels Analyse der Werke jener russischen Autoren — Werke, die nicht nur zu den besten der russischen, sondern auch der Weltliteratur gehören — verständnißvoll und geistreich ist und daß die Charakterbilder, die er von den russischen Dichtern gibt, an Wahrheit und Authentizität kaum noch übertroffen werden können. Es war übrigens eine dankbare Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hatte, denn die Lebensschicksale der obengenannten russischen Dichter sind theilweise so dramatisch, daß ihre Biographien schon an und für sich ein hohes Interesse beanspruchen können. Wir brauchen nur an den Entwicklungsgang und den jähen, gewaltsamen Tod Puschkins, des größten russischen Dichters, zu erinnern, an Gogols ätzende Satire, an seinen köstlichen Humor und dann an seine Geistesumnachtung zu denken, wie er sein herrliches Talent für eine sündhafte Eingebung hielt und, noch bevor er, versunken in Bigotterie, vor den Heiligenbildern knieend, verschmachtend sein Leben aushauchte, schon einen geistigen Selbstmord verübt hatte; wir brauchen nur die Schicksale des genialen Verfassers des „Raskolnikow" zu erwähnen, der, als Staatsverbrecher zum Tode verurtheilt, zur Zuchthausstrafe und Verbannung nach Sibirien begnadigt wurde, wo er jahrelang unter dem Abschaum der Menschheit vegetiren und schließlich als Epileptiker in seine Heimath zurückkehren mußte — um uns zu überzeugen, daß es kaum eine Dichtung geben kann, die ergreifendere und fesselndere Schicksale schildert, als es diejenigen sind, die uns hier wahrheitsgetreu erzählt werden.

Zabels Urtheil über Leo Tolstoj als Künstler und Dichter können wir gleichfalls unterschreiben, müssen jedoch bekennen, daß wir den Moralphilosophen Tolstoj höher taxiren als Zabel es thut. Es fehlt uns hier an Raum, um über diesen hochwichtigen Gegenstand zu polemisiren, wir wollen daher nur betonen, daß der Denker Tolstoj — abgesehen von manchen extravaganten und utopistischen Ansichten, die wir durchaus nicht theilen — zu den bedeutendsten und überzeugtesten Anhängern einer reinen Christuslehre gehört, die ja, wie Tolstoj beweist, im Laufe der Jahrhunderte so sehr verunstaltet wurde, daß sie gar nicht wiederzuerkennen ist. Wir wissen auch, daß Tolstoj's Moralphilosophie von der deutschen Kritik nicht nur abgelehnt, sondern vielfach sogar lächerlich gemacht oder ignorirt wird, wir glauben aber dennoch, daß der Einfluß, den seine Sittenlehre nicht nur in seiner Heimath, sondern überhaupt ausübt, sich künftig immer mehr Bahn brechen wird. Die gegenwärtige egoistische und materialistische Zeitrichtung ist einer altruistischen und idealistischen Auffassung des Lebens so ungünstig wie nur möglich, und viele Menschen meinen alles, was sich mit den jetzigen Verhältnissen und Lebensbedingungen nicht vereinbaren läßt, bespötteln zu dürfen, aber an eine ernsthafte Widerlegung der moralphilosophischen Lehren Tolstoj's hat sich noch Niemand herangewagt, und daraus darf man doch gewiß den Schluß ziehen, daß sie entweder unwiderlegbar sind, oder daß man meint, sie seien so absurd, daß sie gar nicht bekämpft zu werden verdienen. Die letztere Annahme dürfte bei einem anerkannt scharfsinnigen Denker wie Tolstoj doch wohl unzulässig sein. Als Beweis, daß Tolstoj's Lehren bei uns in der Regel unbeachtet bleiben, kann auch die Thatsache dienen, daß das vor einem Jahr erschienene Buch „Reife Aehren. Betrachtungen, Gedanken und Bekenntnisse aus den Schriften und Briefen von Leo Tolstoj", das die Quintessenz seiner Lehren enthält, anscheinend geflissentlich von der Presse aller politischen Richtungen fast gänzlich todtgeschwiegen wurde. Widerlegen kann man Tolstoj nicht, rechtgeben will man ihm nicht, also schweigt man lieber.

Wenn wir noch auf einige belanglose Fehler des Zabelschen Buches aufmerksam machen, so geschieht es nicht, um zu tadeln, sondern damit sie in einer neuen Auflage berichtigt werden. Anstatt Zaporoger muß es heißen Saparoger; Ssetscha oder Ssetsch (nicht Setsch) heißen die ehemaligen kommunistischen Kosakengemeinden, die nicht nur auf der Dnjepr-Insel Chortiza, sondern auch an anderen Orten Südrußlands ihre Sitze hatten; der auf S. 126 citirte deutsche Schriftsteller heißt Haxthausen, nicht Jaxthausen; anstatt Bruder Karamassow muß es Brüder Karamasow heißen und auf S. 193 anstatt Cholmskij—Chowansky.

Schließlich möchten wir noch den Wunsch äußern, daß den „Russischen Literaturbildern" bald ein ebenbürtiger zweiter Band nachfolgen möchte, an Stoff dazu fehlt es ja nicht.

W. Henckel.

Das Museum im Palazzo dei Papi zu Orvieto.

Wer das zwischen Florenz und Rom auf hohem Felsen gelegene Städtchen Orvieto besucht, wird in erster Linie von dem Ruhm seines Domes und der in ihm erhaltenen großartigen Fresken Signorelli's und Fra Angelico's angezogen. Aber die Stadt birgt auch noch andere sehenswerthe Kunstschätze. In zwei Museen, einem privaten, dem Grafen Faina gehörig, und einem öffentlichen, dem Museo municipale, ist das vereinigt, was von den Fundgegenständen der alten Etrusker-Nekropole Orvieto's (Volsinii) an Ort und Stelle ver-

blieben ist, dazu einige mittelalterliche und neuere Kunstwerke. Die letztere Sammlung war bis vor kurzem in der dem Dome gegenüberliegenden Opera del Duomo wohl oder übel untergebracht. Dank der Rührigkeit der Gemeindeverwaltung von Orvieto und speziell des durch seine Ausgrabungen bekannten Architekten Riccardo Mancini sind die Alterthümer jetzt in den großen Saal des neurestaurirten Palazzo dei Papi, ebenfalls in unmittelbarer Nähe des Domes gelegen, übergeführt worden. Helles Licht und klare Disposition der Gegenstände erleichtern nunmehr das Studium. Von solchem Fortschritt ist in Italien, wo in der Regel alles beim alten bleibt, selten zu berichten. Gerade deßhalb wollen wir die Aufmerksamkeit auf das Museum lenken und denjenigen, denen diese Verbesserung verdankt wird, unsre Anerkennung nicht versagen. Auch das sei bemerkt, daß die Verwaltung das genauere Studium einzelner Gegenstände, Aufnahmen und Zeichnungen in liberalster Weise gestattet, was leider heutzutage nicht in allen italienischen Museen der Fall ist.

In verständiger Weise sind die aus den Ausgrabungen in und bei Orvieto stammenden Gegenstände, Bronzen, Vasen, Goldschmuck, Scarabäen, Waffen u. s. w., in verschiedene Gruppen getheilt. Die eine Gruppe umschließt alle diejenigen Gegenstände, deren Fundort bekannt ist; die einzelnen Gräber werden hierbei namhaft gemacht. Eine zweite Gruppe enthält Gegenstände, deren Provenienz unsicher ist. In einer dritten Gruppe hat man versucht, eine fortlaufende chronologische Serie von Fundgegenständen aus dem alten Volsinii, etwa vom 8. bis zum 2. vorchristlichen Jahrhundert, dem Besucher vor Augen zu stellen. Am Anfangspunkt dieser Serie finden wir Steinwaffen, einfarbige primitiv lokale Gefäße; dann wird der großartige Import von Gefäßen aus dem griechischen Osten, aus Chalkis, Korinth, Athen durch einzelne Typen markirt. Es folgen lokale Imitationen der importirten Waare, endlich auch Proben der auf dem Boden Italiens selbständig erwachsenen Keramik.

Eine willkommene Ergänzung zu den im Museum gewonnenen Eindrücken findet der Reisende beim Besuche der im Jahre 1874 aufgedeckten etruskischen Nekropole am Nordwestabhang des Städtefelsens. Eine große Anzahl Gräber aus mächtigen Tuffplatten sind vorzüglich erhalten. Freilich wurden sie seither ihres Inhalts an Vasen, Bronzen, Waffen u. dergl. beraubt. Doch hat der obengenannte Architekt Mancini, auf dessen Grund und Boden die Nekropole liegt, neuerdings dafür Sorge getragen, daß in einem der zuletzt aufgedeckten Gräber sowohl die Skelette der Verstorbenen als alles ihnen mitgegebene Geräth an Ort und Stelle verblieben sind. Man sieht da in höchst anschaulicher Weise, wie viele Dinge die alten Etrusker, ihrem Glauben nach, zum Gebrauche ins Jenseits mitgenommen haben; sie ahnten freilich nicht, daß diese Dinge noch nach Jahrtausenden einem ganz anderen Zweck dienen würden, nämlich demjenigen, unsrer Wissenschaft eine Fülle von Aufschlüssen, Belehrungen und Anregungen zu bieten. Wer den kleinen Weg zur Orvietaner Nekropole nicht scheut, wird übrigens auch durch einen herrlichen Blick in die Thäler der Chiana und der Paglia, Nebenflüsse des flavus Tiberis, erfreut werden.

Rom. P. Hartwig.

Mittheilungen und Nachrichten.

Giotto und die Kunst Italiens im Mittelalter. Von Max G. G. Zimmermann. Erster Band: Voraussetzung und erste Entwicklung von Giotto's Kunst. Leipzig. Verlag von E. A. Seemann 1899. — Es ist ein groß angelegtes, auf zwei Bände berechnetes Werk, in dem der bekannte Kunsthistoriker uns ganz neue Aufschlüsse über Giotto darbietet. Es greift weit zurück auf die Entwicklung der Malerei in Italien vor Giotto und sucht ihm im Zusammenhang mit der letzteren gerecht zu werden. Bekanntlich pflegen Giotto und die Pisaner Bildhauer gewöhnlich als eine Art Vorrenaissance, als die Begründer und Anbahner einer neuen Entwicklungsstufe der Kunst angesehen zu werden. Gegen diese Auffassung, wie sie sich in der Kunstgeschichte seit langem festgesetzt hat, wendet sich Zimmermann in seinem neuen Werk. Nach ihm ist Giotto so wenig der Anfang eines Neuen, im Gegensatz zum Früheren, wie Franz von Assisi, dessen Leben der Künstler zum Gegenstand seines Hauptwerkes gemacht hat, sondern Beide sind für Italien als höchste Blüthe des Mittelalters aufzufassen. Schon vor Giotto hatten Maler in Assisi geschaffen und einen gedanklich großartigen, in seinen Resten noch jetzt erhaltenen Bildercyklus zustande gebracht, in dem sich das neue Leben, welches in Giotto zur vollen Entfaltung kommen sollte, zum Theil schon mächtig regte. Sie bilden die Brücke von der alten Zeit zu Giotto hinüber. Die Beziehungen zwischen diesen vorgiottosken Werken der Oberkirche und der bisherigen Entwicklung der Kunst im einzelnen nachzuweisen, das bildet daher zunächst den Gegenstand von Zimmermanns Untersuchung. — Der Verfasser beginnt seine Darstellung damit, daß er uns die gedankliche Entwicklung des Kirchenschmucks von der altchristlichen Zeit an vorführt. Er zeigt, welche hauptsächlichsten Typen der Kirchenausschmückung in Italien und im Morgenlande üblich waren und wie sich dieselben unter dem Einfluß der geschichtlichen Entwicklung verändert haben. Im Anfang walten die symbolischen Motive der Katakombenmalerei vor. Aber dann beginnt alsbald das Historische immer mehr in die Mosaikkunst der Kirchen einzudringen, und nachdem es eine Zeitlang mit dem Symbolischen um die Herrschaft gerungen hat, behauptet es schließlich, wenigstens in Rom, fast allein das Feld, während in Ravenna sich aus dem symbolischen das dogmatische Element entwickelt. Im 7. Jahrhundert etwa beginnt in Italien der Verfall der Kunst, der das ganze nächste halbe Jahrhundert kennzeichnet. Byzantinische Einflüsse ersticken die verheißungsvollen Ansätze zu einer neuen selbständigen Kunst, wennschon sich die verschiedenen Kunstarten diesen Einflüssen gegenüber durchaus nicht gleich verhalten und es keineswegs angeht, die Verfallsepoche schlechtweg als eine byzantinische zu bezeichnen. Die eingehende Darstellung der byzantinischen Mosaikkunst und Malerei ist ein besonderes Verdienst des Zimmermann'schen Werkes, und es ist sehr zu billigen, daß er hiebei auch die wichtigsten Denkmäler dieser Kunst im Morgenlande zum Vergleich heranzieht und zeigt, welch reichen künstlerischen Wechsel, welche Fülle von Leben diese Kunst in ihrer guten Zeit zu entfalten vermochte, und wie es ihr gelungen ist, das spezifisch Kirchliche zu hoheitsvollem Ausdruck zu bringen. Es ergibt sich dabei, daß wenigstens die römische Kunst lange Zeit von byzantinischen Einflüssen unberührt geblieben ist und in der Hauptsache an den altchristlichen Traditionen festgehalten hat. Erst mit dem beginnenden 13. Jahrhundert trägt die byzantinische Kunst auch über die römische den Sieg davon und führt in dieser eine Wandlung herbei, die bisher in der Kunstgeschichte noch keine genügende Beachtung gefunden hat. Aber auch hier betrifft die Wandlung nicht das Inhaltliche und wird die Einheitlichkeit der Tradition selbst durch die Thätigkeit byzantinischer Künstler, z. B. eines Jacopo Torriti, in der Hauptsache nicht unterbrochen. — Auch der ursprüngliche Bilderschmuck der Oberkirche von S. Francesco zu Assisi steht gedanklich in engstem Zusammenhang mit der ganzen Entwicklung des Kirchenschmuckes von der altchristlichen Zeit an. Der Verfasser geht an dieser Stelle sehr ausführlich auf die Kunst des Cimabue ein, von dem der Bilderschmuck im Querhaus und Chor der Oberkirche herrührt. Er stellt die Entwicklung der toscanisch-umbrischen Kunst bis Cimabue dar und zeigt, welche Einflüsse die byzantinische Kunst, sowie vor allem die Weltanschauung des Franz von Assisi auf jene ausgeübt haben. Giunta di Pisano, Guido da Siena und Margaritone von Arezzo, die vor und neben Cimabue wirken, werden in ihrer Eigenart charakterisirt und lassen den Abstand der bisherigen Kunst von dem Letzteren deutlich hervortreten. Und dann werden wir in die eigenthümliche neue Kunstweise desjenigen Malers eingeführt, in welchem uns, wie der Verfasser bemerkt, zuerst eine Persönlichkeit entgegentritt, für die wir uns interessiren, ein Mensch, nach dessen Lebensschicksalen wir fragen. Er ist die erste Individualität der neueren Kunstgeschichte. Aus der byzantinischen Malerei hervorwachsend, erfüllt er diese mit neuem Leben, haucht ihr den Athem seines Geistes ein und läßt sich dabei zu den großen Gedanken, welche seiner Ausschmückung der Oberkirche von Assisi zu-

grunde liegen, durch den Anblick der früheren Kunstwerke Roms begeistern. Dieser Einfluß Roms auf die Kunstwerke in Assisi ist von Zimmermann wohl zum erstenmal in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt worden. Zimmermann weist überzeugend nach, daß die so lange gläubig übernommene Behauptung Vasari's, die vor Giotto entstandenen Wandmalereien des Langhauses seien ein gemeinsames Werk der Schule Cimabue's, unhaltbar, und daß es vielmehr römischer Kunstgeist, vor allem des Torriti ist, der uns in der Mehrzahl dieser Werke entgegentritt. Damit gewinnt auch das Verhältniß Giotto's zu seinen Vorgängern, der bisher immer einfach als ein Schüler Cimabue's angesehen wurde, ein neues Aussehen. Eine eingehende Betrachtung seiner ersten Gemälde in Assisi ergibt nämlich, daß Giotto nicht bloß der Schüler eines römischen Meisters war, sondern daß er auch seine Lehrzeit in Rom selbst durchgemacht hat. Während Cimabue sich von byzantinischen Einflüssen niemals ganz frei gemacht hat, findet sich bei Giotto schon in seinen Jugendwerken keine Spur von byzantinischer Formgebung, sondern seine Form ist rein lateinisch. „In Giotto's Wandbildern weht uns die heitere Luft entgegen, welche noch ein Erbtheil von der Antike ist. Demnach erweist sich Giotto's Schülerschaft bei Cimabue als eine der vielen Erfindungen, welche in der früheren Kunstgeschichtschreibung gemacht worden sind, um Künstler miteinander in Beziehung zu setzen.“ In der That eröffnet sich hiemit eine ganz neue Perspektive. Wir sehen die große Florentiner Kunst, deren erste Vertreter Cimabue und Giotto sind, auf den Schultern der römischen Kunst sich aufbauen. Es zeigt sich also, daß die mehr als tausendjährige Thätigkeit derselben für die Folgezeit doch nicht verloren gewesen ist, sondern die Entwicklung der neuen Schöpferkraft in toscanischen Künstlern gefördert hat, die herbeikamen, um von ihnen zu lernen. — Man darf nach diesem Ergebniß des ersten Bandes von Zimmermanns Werk dem Erscheinen des zweiten Bandes, worin das Vorliegende eine noch eingehendere Begründung erhalten wird, mit Spannung entgegensehen. Die Verlagsbuchhandlung hat alles gethan, um das bedeutsame Werk auch dadurch noch zu einem überaus lehrreichen zu machen, daß sie dasselbe mit zahlreichen Abbildungen versehen hat. Die altitalische Mosaikkunst dürfte kaum vorher eine annähernd reichhaltige Illustration gefunden haben. Dadurch hat das Werk nicht bloß ein rein wissenschaftliches Interesse für Kunstgelehrte, sondern auch kunstverständige Laien werden an ihm ihre Freude haben. A. D.

-nn- Mit gewohnter Pünktlichkeit hat sich wieder zum Jahreswechsel das Neujahrsblatt der badischen historischen Kommission eingestellt. Privatdozent Dr. Konrad Beyerle in Freiburg i. B. behandelt die Schicksale der Stadt Konstanz im 30jährigen Krieg, speziell in der Zeit von 1628—1633.[1] Der Verfasser, dem wir bereits mehrere tüchtige Arbeiten zur Geschichte seiner Vaterstadt verdanken, hat es glücklich verstanden, dem an sich lokal beschränkten Thema allgemein interessante Seiten abzugewinnen. Die Schilderung der Kriegsereignisse in und um Konstanz ist geschickt aufgebaut und verwoben in die Darstellung der politischen Lage um den Bodensee und am Oberrhein. Der Verlauf der mehr als dreiwöchigen Belagerung der Stadt durch die Schweden, die während dieser Zeit erfolgten militärischen und diplomatischen Bemühungen der antikaiserlichen Kriegsparteien, den Ort zu gewinnen, die merkwürdige Haltung der Eidgenossen diesen Bemühungen gegenüber, die zähe Energie der Oesterreicher in der Vertheidigung — das alles stellt die Bedeutung des durch vortreffliche Lage begünstigten Platzes in helles Licht. Der Ausgang der Belagerung mußte entscheidenden Einfluß gewinnen auf die Stellung der einen oder anderen Partei am Oberrhein: nicht nur die paar tausend Einwohner der Stadt Konstanz waren daran interessirt, mehr noch die Mächte Oesterreich, Schweden, Frankreich und die Eidgenossen. Der Abzug des schwedischen Feldmarschalls Gustav Horn, der alle Kraft eingesetzt hatte, die Stadt zu erobern und sie zur Operationsbasis seiner militärischen Absichten auf Vorderösterreich und die Schweiz zu machen, bedeutete für die Sache der Kaiserlichen einen glänzenden Erfolg, der in seiner praktischen und moralischen Wirkung den weiteren Verlauf des Krieges in jenen Gegenden nachhaltig beeinflußte. Die Seele der ruhmvollen Vertheidigung von Konstanz war der kaiserliche Oberst Franz Frhr. v. Mercy, dessen Name noch mit manch anderer Heldenthat im badischen Oberland verknüpft ist.

[1] K. Beyerle: Konstanz im 30jährigen Krieg. Schicksale der Stadt bis zur Aufhebung der Belagerung durch die Schweden. 1628—1633. Neujahrsblätter der badischen historischen Kommission. Neue Folge. 3. Heidelberg, C. Winter 1900.

W. Die häufigsten Unarten eines Reitpferdes und deren Korrektur. Von Ritter v. Xylander, Oberleutnant im 3. schlesischen Dragoner-Regiment Nr. 15. Berlin 1898, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, kgl. Hofbuchhandlung, Kochstraße 68—71. — Der Werth eines Reitpferdes hängt in erster Linie mit davon ab, daß es keine hervorragenden Untugenden besitzt. Ein Thier, welches steigt, bockt, klobt oder durchgeht, wird oft dem besten Reiter gefährlich werden und ist als Jagd-, Soldaten- oder Gebrauchspferd, also überall dort, wo ein treuer, zuverlässiger Dienst gefordert werden muß, nicht gut zu verwenden, wenn es auch den besten Bau und die größte Leistungsfähigkeit besitzt. Die Zahl jener Pferde aber, welche Untugenden der geschilderten Art besitzen, ist eine sehr bedeutende, und man muß sich nur wundern, daß es in der reichen hippologischen Literatur so wenig Werke gibt, die sich ausführlich mit der Korrektur der verschiedenen Unarten beschäftigen. Die vorliegende kleine Schrift füllt deßhalb eine bestehende Lücke aus und wird selbst von denen, welche eine weitreichende Erfahrung in der Behandlung ungezogener Pferde besitzen, als willkommene Gabe begrüßt werden. Der Verfasser, welcher der Ansicht ist, daß die meisten Unarten auf eine frühere fehlerhafte Behandlung zurückzuführen sind, und sich an vielen Orten auf die Autorität des berühmten Schulreiters Tillis beruft, hat sein Werk in zwei Abschnitte getheilt, der erste Abschnitt handelt von den Unarten während der Dressur, der zweite von den Unarten während des Reitens im Gelände und deren Behandlung.

w. Im Jahre 1626 fanden jesuitische Missionäre in Oodeypure bei Sagur in Ostindien eine wichtige, in die Mauer einer brahminischen Pagode eingegrabene Inschrift. Diese Inschrift bildet das vornehmste Zeugniß der Ausbreitung der altchristlichen Religion in Indien. Sie zeigt, wie im 7. Jahrhundert das Christenthum eine stattliche Anzahl von Anhängern hatte, und gibt bemerkenswerthe Aufschlüsse über Dogmen und Zeremonien, ähnlich wie die Inschrift von Se-gan-tu über die christliche Religion in China. Jener indische Stein ward unlängst von dem Mitgliede der französischen Asiatischen Gesellschaft, Baron Textor de Ravisi, auf dem Orientalistenkongreß zu Rom eingehend behandelt, und diese Arbeit ist nun auch veröffentlicht worden. Sie verbreitet sich insbesondere über die Evangelisation des Apostels Thomas in Indien, über die Synode von Diamper, über die Verbindung zwischen den Thomaschristen und Rom und bietet eine Menge von neuen Aufschlüssen und Gedanken auf einem bis jetzt noch wenig bekannten Gebiete.

* Die Zusammenstellung eines Wörterbuches telegraphischer Abkürzungen für den Bedarf der Zeitungen bildet den Gegenstand eines interessanten Preisausschreibens. Das Direktions-Komitee des Zentral-Bureaus der internationalen Preß-Vereine hat für den ersten Wettbewerb folgendes Programm beschlossen: 1. Der Wettbewerb ist für die Ausarbeitung eines Planes eines Wörterbuchs telegraphischer Abkürzungen für den Bedarf der Zeitungen eröffnet. 2. Der Plan muß einfach und klar sein, darf also keine langen Vorreden erheischen. Das Chiffriren und Dechiffriren muß rasch und leicht geschehen. Der Plan muß sich auf alle Sprachen anwenden lassen. 3. Der Wettbewerb steht allen Personen ohne Unterschied der Nationalität und des Standes offen. 4. Jeder Mitbewerber muß seine Arbeit vor dem 30. Mai 1900 an Hrn. E. Torelli Viollier, Vizepräsidenten des Zentral-Bureaus der Preß-Vereine, Mailand, Via Paleocapa 6, einsenden. 5. Die für den Wettbewerb eingesandten Arbeiten können in allen europäischen Sprachen abgefaßt sein, vorgezogen wird hingegen deutsch, englisch oder französisch. 6. Eine von dem Direktions-Komitee des Zentral-Bureaus bestellte Jury wird die eingesandten Arbeiten prüfen. 7. Das Ergebniß der Preisbewerbung wird auf dem Pariser Preßkongreß vom

Jahre 1900 verkündet werden. 8. Dem Sieger in dem Wettbewerbe wird eine goldene Medaille im Werthe von 300 Fr. verliehen.

* Das Oeffnen des Mundes bei der Ueberraschung und im Erstaunen. Darwin schreibt das Oeffnen des Mundes bei der Ueberraschung und im Erstaunen verschiedenen Ursachen, z. B. der Wirksamkeit des Athemholens und bloßer Erschlaffung der Muskeln zu. Hiram M. Stanley meint jedoch in einer Zuschrift an „Science“ (Bd. 10, S. 219), daß die Erscheinung auf tiefere organische Ursachen zurückzuführen, daß der offene Mund ursprünglich ein Zeichen der Erwartung sei. Die Jungen von Thieren öffnen den Mund, wenn sie spüren, daß sie Nahrung bekommen sollen; so die jungen Vögel ihren Schnabel, wenn sie ein Geräusch hören. Es sei auch beobachtet worden, daß ganz junge Kinder bei jeder Einwirkung auf den Gehörs- oder Gesichtssinn den Mund aufmachen, und zwar in saugender Form, offenbar, um etwas entgegenzunehmen. Diese Neigung vererbe sich auf die späteren Jahre und gebe sich dann bei Reizen von größerer Stärke und ungewohnter Art kund, und so werde der offene Mund zum Kennzeichen des Erstaunens und der Ueberraschung. Eine genauere Beobachtung von Säuglingen und jungen Thieren würde hierüber vielleicht nähere Aufschlüsse liefern. (Globus, Nr. 1, Band LXXVII.)

-rt- Hochherzige Schenkung. Vor etwa 20 Jahren ließ der auch in weiteren Kreisen bekannte Pariser Finanzier M. Raphael Bischoffsheim auf dem 375 m hohen Mont Gros bei Nizza auf seine Kosten eine allen modernen Anforderungen entsprechende, vortrefflich eingerichtete Sternwarte erbauen, in der sich, begünstigt von dem vortrefflichen Klima, unter der Leitung des Direktors Perrotin alsbald eine außerordentlich rege und erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. Eine Art wissenschaftlicher Oberaufsicht über diese Sternwarte hatten auf Wunsch des Begründers derselben drei Mitglieder des französischen Längenbureaus übernommen. Wie nunmehr bekannt wird, hat M. Bischoffsheim vor kurzem nicht nur die ganze Sternwarte mit dem ganzen, zu ihr gehörigen werthvollen Grundbesitz sammt den beiden, auf den benachbarten Gipfeln des Mont Moumer und des Mont Macaron ebenfalls von ihm errichteten Bergobservatorien der Pariser Universität geschenkt, sondern er hat dieser Schenkung auch noch die respektable Summe von 2,500,000 Fr. hinzugefügt, deren Erträgnisse zur Unterhaltung der Sternwarte und zur Besoldung des an ihr thätigen Personals bestimmt sind. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die französische Regierung der Pariser Universität bereitwilligst die Ermächtigung zur Annahme dieser schönen, mit 5 Mill. Fr. sicher nicht zu hoch veranschlagten Schenkung durch einen besonderen Erlaß ertheilt hat.

* **Erlangen.** Der Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur an der hiesigen Universität Dr. Wiegand ist zum außerordentlichen Professor befördert worden.

* **Berlin.** Die an der hiesigen kgl. landwirthschaftlichen Hochschule angekündigten Vorlesungen und Uebungen werden im laufenden Wintersemester von 580 Studirenden besucht, und zwar von 199 Studirenden, welche an landwirthschaftlichen Vorlesungen, 218 Studirenden, welche an geodätischen und kulturtechnischen Vorlesungen, 69 Studirenden, welche an sonstigen Vorlesungen, wie Thierphysiologie, Physik, Chemie u. s. w. theilnehmen. — Der Privatdozent der Chemie an der hiesigen Universität Dr. phil. Willy Marckwald ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Greifswald.** An der hiesigen Universität wird für die zweite Hälfte des Juli auch dieses Jahres ein Aerztekursus geplant. Der Kursus soll von den Professoren der Universität in Verbindung mit den Privatdozenten und Assistenten abgehalten werden. Die Dauer des Kursus ist entsprechend den bei früheren Gelegenheiten geäußerten Wünschen der Theilnehmer auf 14 Tage festgesetzt. Nicht ohne Einfluß ist unzweifelhaft auf diesen Wunsch der Theilnehmer der Gesichtspunkt, daß die Aerzte, nachdem sie einen Theil ihrer Ferien dieser wissenschaftlichen Arbeit gewidmet haben, dann Greifswald als Ausgangspunkt theils zu den Seebädern in Wieck-Eldena, theils zu Ausflügen nach Rügen und der pommer'schen Küste benutzen. — Die Veröffentlichung des näheren Programms wird zu Beginn des Sommersemesters erfolgen.

* **Wien.** Die kürzlich erfolgte Abreise Slatin Pascha's nach Kairo resp. Omdurman wurde von einigen Blättern dahin gedeutet, daß der General seinen aktiven Dienst in der ägyptischen Armee wieder aufnehmen werde; man brachte diese Annahme sogar in Zusammenhang mit der Berufung des Sirdar Kitchener nach Südafrika. In der That wird aber Slatin sich an die Spitze einer Expedition zur Erforschung und wirthschaftlichen Ausbeutung des Sudan stellen. Diese Expedition wird von Naturforschern, Geologen, Ingenieuren, Landwirthen und Industriellen gebildet und unternimmt es auf eigene Kosten, die Ergiebigkeit des Sudangebietes zu ergründen und entsprechend zu verwerthen. Die Mitglieder der Expedition sind zumeist Deutsche und Engländer.

* **Lemberg.** Der außerordentliche Professor der Kirchengeschichte Dr. Johann Fijalek und der außerordentliche Professor des Kirchenrechts Dr. Blasius Jaszowski wurden zu ordentlichen Professoren ihres Fachs an der hiesigen Universität ernannt.

* **Neapel.** Hier starb am 30. Dezember der italienische Geograph und Forschungsreisende Manfredo Camperio im Alter von 74 Jahren. Er war ursprünglich sardinischer Kavallerieoffizier und hatte als solcher an den verschiedenen Kriegen um die Einigung Italiens theilgenommen. Seine Reisen erstreckten sich auf Australien, Nordafrika und Ostindien. Er war Gründer der „Gesellschaft für kommerzielle Erforschung Afrika's“ und bereiste in deren Dienst Tunis, Tripolis und Bengasi (1879 bis 1881).

W. H. Leo Tolstoj's neuester Roman „Auferstehung“ ist soeben in russischer Sprache bei A. F. Marcks in St. Petersburg vollständig erschienen. Die drei Theile sind in einem Oktavband von 520 Seiten vereinigt, dessen Preis außerordentlich billig (75 Kopeken = 1.65 M.) angesetzt ist. Eine illustrirte Ausgabe im Preis von 1 Rubel 50 Kopeken erscheint in wenigen Tagen im gleichen Verlag.

* **Berichtigung.** In Nr. 3 der Beilage im Artikel „Friedrich Vischers akademische Vorträge“ ist Spalte 9, Zeile 49 zu lesen „Reiffte“ statt: Reichste.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Theod. Henner: Altfränkische Bilder mit Text. 1900. Würzburg, H. Stürtz, kgl. Universitätsdruckerei. — Dr. Alex. Marki: Math. Corvinus und die Renaissance. (Sonderabdruck aus der Oesterr.-Ungar. Revue, 25. Bd., Heft 5—6.) Wien, 1900. — Heinr. Rendlin: Erbschleicher. Ein Sittenbild aus dem Herzen Deutschlands. Berlin, A. Hendebett. — H. Forsten und W. Kronecker: Kinderstimmen. Einakter-Cyklus. Berlin, Ed. Bloch, Theaterverlag 1900. — Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Hggb. von Dr. J. Conrad. Dritte Folge. 18. Band. 6. Heft. Jena, Gustav Fischer 1899. — Zu Heinrich Heine's Gedächtniß, 16. Dez. 1899. (Veröffentlichungen der Dramatischen Gesellschaft Bonn, Nr. 2.) Bonn, Selbstverlag 1899. — Gustav Lang: Von Rom nach Sardes. Reisebilder aus klassischen Landen. Stuttgart, in Kommission: J. F. Steinkopf 1899. — Mathematische und naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn. Hggb. von Baron Eötvös, J. König, K. v. Than. 16. Band. 1898. Budapest, Friedr. Kilian (Nachf.) 1899. — Die deutsche Politik der Zukunft. Von einem Großdeutschen; Paul Pacher: Die staatsbürgerlichen Rechte der Ostmärker. (Odins-Flugblatt Nr. 2 und 3.) München, Deutschvölkischer Verlag „Odin“. — Der schöne Mensch in der Kunst aller Zeiten. (Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben. 1. Serie. Lfg. 28—29.) München, Leipzig, G. Hirths Kunstverlag 1899. — Alb. Kretschmer: Probebilder aus Deutsche Volkstrachten. Leipzig, Hoffmann u. Ohnstein. — *Marchioness of Granby:* Portraits of men and women. Westminster, Archibald Constable and Company 1900. — Friedr. Adler: Moderne Lyrik. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 254—255.) Prag, in Kommission Fr. Härpfer, 1899.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 9. Januar. Nummer 6.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die deutsche Volkswirthschaft an der Wende des Jahrhunderts.

Von Dr. Friedrich Zahn (Berlin).

Das 19. Jahrhundert neigt sich seinem Ende. Auf allen Gebieten des Volkslebens sucht man sich Rechenschaft darüber zu geben, in welchem Zustand und in welcher Entwicklungstendenz sie in das neue Jahrhundert hinübertreten.[1]) Auch für das deutsche Wirthschaftsleben besteht dies Bedürfniß; am unbefangensten läßt es sich an der Hand der amtlichen Statistik, „des wirthschaftlichen Gewissens des Staates", befriedigen.

Es trifft sich günstig, daß eben eine große Erhebung zum Abschluß gebracht ist, die von der Reichsregierung vorgenommen wurde mit dem Zweck, neue Grundlagen für die Beurtheilung der volkswirthschaftlichen Verhältnisse im Reiche zu gewinnen. Wir meinen die Berufs- und Gewerbezählung vom 14. Juni 1895. In — nicht weniger als — 18 Bänden der Reichsstatistik (auf 10,000 Seiten gr. 4°) sind deren Ergebnisse nunmehr vollständig vom Kaiserlichen Statistischen Amt mitgetheilt. Keineswegs handelt es sich dabei lediglich um Zahlenwerk. Das Kaiserliche Statistische Amt ist nicht eine bloße Rechnungs- und Redaktionsstelle, sondern ein mit wissenschaftlichen Kräften ausgestattetes Reichsamt, das bestimmungsgemäß die Statistik den Zwecken der Verwaltung und der Wissenschaft nutzbar zu machen hat. Da nun selbst die besten Erhebungen ohne entsprechende Bearbeitung seitens des mit der Sache einmal befaßten Statistikers todtes Material bleiben, so hat das Kaiserliche Statistische Amt auch eine textliche Würdigung des Zahlenwerks, unter Berücksichtigung und Verwerthung von Anschauungen der Theorie und Praxis, besorgt und außerdem diesen Beschreibungen und Begutachtungen des gewonnenen Materials noch graphische Darstellungen beigegeben, die gewisse bedeutsame Ergebnisse durch Karto- und Diagramme weiter veranschaulichen. Die betreffenden Textbände sind erschienen unter dem Titel „Die berufliche und soziale Gliederung des Deutschen Volkes nach der Berufszählung vom 14. Juni 1895" (Band 111 der Statistik des Deutschen Reichs), „Die Landwirthschaft im Deutschen Reich nach der landwirthschaftlichen Betriebszählung vom 14. Juni 1895" (Band 112 d. St. d. D. R.), „Gewerbe und Handel im Deutschen Reich nach der gewerblichen Betriebszählung vom 14. Juni 1895" (Band 119 d. St. d. D. R.). In diesen drei Werken ist das Gesammtergebniß der Berufs- und Gewerbezählung einer allgemeinen Benutzung erschlossen, dergestalt, daß die — umfassend angelegte — 1895er Aufnahme in allen ihren Theilen thunlichst ausführlich besprochen wird, zugleich aber die Resultate der 1882er Berufs- und Gewerbezählung und anderweitige statistische Ergebnisse zur Berücksichtigung gelangen. Um deßwillen darf die neue Berufs- und Gewerbestatistik den Anspruch erheben, nicht etwa bloß nach den Bänden von Zahlen, die über sie veröffentlicht sind, sondern nach dem Umfang und Gehalt der Thatsachen und Kausalverknüpfungen, welche an der Hand ihrer Zahlen in sicherer und berechtigter Schlußfolgerung ans Licht gestellt wurden, beurtheilt zu werden. Und diese Feststellungen von Thatsachen erstrecken sich auf die meisten und hauptsächlichsten — wenn auch nicht auf alle — Zweige der deutschen Volkswirthschaft. Für sie wird der gegenwärtige Stand und ihre jüngste Entwicklung dargethan. Da, soweit möglich, auch die Erscheinungen der allerletzten Jahre, selbst des Jahres 1899, in Bezug genommen sind, ist somit ein Bild über unsre volkswirthschaftlichen Verhältnisse an der Jahrhundertwende geschaffen, ein Bild, wie es in dieser Ausführlichkeit und Gründlichkeit keiner anderen Nation zur Verfügung steht.

Was zeigt uns dies Bild?

Zunächst eine ungemein rasch anwachsende Bevölkerung. Während die Volkszahl des Reichs

im Jahre	Millionen
1816	24.8
1855	36.1
1870	40.8
1882 (Juni)	45.2
1895 „	51.8

beträgt, ist sie jetzt am Ausgang des Jahrhunderts auf rund 56 Millionen zu veranschlagen. Der Geburtenüberschuß, d. h. die Differenz zwischen Zahl der Geburten und der Sterbefälle, bezifferte sich im Durchschnitt der Jahre 1889/98 auf rund 700,000 und erreichte im Jahre 1898 rund 850,000, während beispielsweise Frankreich im nämlichen Jahre nur einige 30,000 Seelen aufzuweisen hat.

Hand in Hand mit dieser Bevölkerungszunahme ging eine Steigerung der Erwerbsthätigkeit. Es mehrte sich die Zahl der Erwerbsthätigen von 18.9 Millionen im Jahre 1882 auf 22.1 Millionen im Jahre 1895, also um über 3 Millionen oder 16.6 Proz., die prozentuale Zunahme war hier noch größer als die der Gesammtbevölkerung, welche im genannten Zeitraum um 14.5 Proz. sich erhöhte. Die Erwerbsthätigen bilden über zwei Fünftel der Bevölkerung (1895: 42.7, 1882: 41.9), für das männliche Geschlecht stellt sich die Erwerbsziffer auf 61, für das weibliche Geschlecht, von dem die zahlreichen nur in der Haushaltung thätigen Ehefrauen und Töchter hier außer Betracht bleiben, auf 25 Proz. Zum Verständniß dieses — nur in England höheren — Prozentsatzes muß daran erinnert werden,

[1]) Eine derartige Ueberschau vaterländischer Kultur und nationalen Lebens bietet „Das Goldene Buch des Deutschen Volkes an der Jahrhundertwende", Verlag J. J. Weber, Leipzig. Bezüglich der Volkswirthschaftslehre ist einschlägig ein daselbst abgedruckter Aufsatz von Ernst Halle, bezüglich der Volkswirthschaft Aufsätze von Francke, Zacher, Zahn, Helene Lange, v. Rümker, Ditges, Stegemann u. A.

daß der Theil der Bevölkerung, welcher sich in einem Alter befindet, in dem ein regelmäßiger Erwerb noch nicht oder nicht mehr ausgeübt wird, d. h. die unter 14- und über 60jährige Bevölkerung allein über 40 Proz. ausmacht; für die erwerbsfähige Bevölkerung verbleiben demnach drei Fünftel, und unter diesen hat wiederum ein Theil, weil eigenes Einkommen besitzend, nicht nöthig, durch Erwerb seinen Unterhalt zu beschaffen.

Die Erhöhung, die seit 1882 in der Erwerbsthätigkeit eingetreten, könnte für sich allein betrachtet nicht ohne weiteres als ein günstiges Symptom unsrer Volkswirthschaft angesehen werden. Man hat zu erwägen, daß der Lebensunterhalt einerseits theurer geworden und demgemäß mehr Mittel erfordert, die entweder durch vermehrte Arbeit oder größere Geschäftsgewinne 2c. beschafft werden, andrerseits, daß er auch qualitativ sich gebessert hat, und zwar nicht bloß für die oberen, sondern für alle Schichten des Volkes, die ihrerseits durch höhere Löhne in Stand gesetzt sind, ihre Lebenshaltung zu heben. Aber im Zusammenhalt mit anderen statistischen Feststellungen deutet jene Erhöhung der Erwerbsthätigkeit auf eine inzwischen erfolgte *Zunahme des Volkswohlstandes.*

Beispielsweise ergibt die sächsische Einkommensteuerstatistik, die bis 1894 alle Personen mit 1300 M. Einkommen, also annähernd die ganze erwerbsthätige Bevölkerung, umspannt, daß von 100 eingeschätzten Personen Einkommen hatten von

	1879	1894
unter 300 M.	7.1	5.6
300— 800 „	69.3	59.7
800—1400 „	13.2	21.3
1400—2200 „	5.2	6.7.

Bei einem Bevölkerungszuwachs von im ganzen 28 Proz. und einer Zunahme der überhaupt eingeschätzten Personen um 37.5 Proz. vermehrte sich in derselben Zeit die Zahl der Eingeschätzten mit einem Einkommen von

unter 300 M.	nur um	8.5 Proz.
300— 800 „	„ „	18.3 „
800—1400 „	dageg. „	122.5 „
1400—2200 „	„ „	122.7 „

In Preußen hatten im Jahre 1892/93 81.5 vom Tausend der Bevölkerung ein Einkommen über 900 M., 1897/98 war diese Ziffer auf 86.8 gestiegen. Das Gesammteinkommen der physischen Personen in Preußen vermehrte sich in diesem Zeitraum von 9.9 auf 10.7 Milliarden Mark. In ähnlichem Maße wird das gesammte deutsche Volksvermögen, das im Jahre 1887 auf 175 Milliarden Mark (3720 M. pro Kopf an Grund und Boden, Kapital und abschätzbarem Verbrauchsvorrath), geschätzt wurde, sich inzwischen vergrößert haben.

Im wesentlichen ist diese erhöhte Erwerbsthätigkeit, der vermehrte Nationalwohlstand, dem Aufschwung, den Industrie, Handel und Verkehr im letzten Jahrzehnt genommen haben, zu danken. Sie haben reichlich Beschäftigung gehabt und geboten, so zwar, daß *jetzt nicht mehr wie 1882 die Landwirthschaft, sondern die Industrie die stärkstbesetzte Berufsabtheilung* darstellt. Es vertheilen sich nämlich die Erwerbsthätigen auf die einzelnen Berufszweige wie folgt:

	Erwerbsthätige im Hauptberuf im Jahre 1895	Erwerbsthätige im Hauptberuf im Jahre 1882
Land- und Forstwirthschaft	36.19	43.38
Darunter Landwirthschaft	35.11	42.47
Industrie	36.14	33.69
Handel und Verkehr	10.21	8.27
Häusliche Dienste	1.89	2.10
Oeffentlicher Dienst, freie Berufe	6.22	5.43
Darunter Armee und Marine	2.75	2.38
Ohne Beruf und Berufsangabe	9.35	7.13
	100	100

Der industrielle Erwerb ist bei uns so mächtig entfaltet, daß nur Großbritannien uns darin übertrifft, und zwar ist auch die absolute Zahl der industriellen Erwerbsthätigen Deutschlands wesentlich größer als in anderen Staaten des europäischen Kontinents, auch als in den Vereinigten Staaten von Amerika, und kommt der von Großbritannien nahezu gleich, so daß neben dem britischen das Deutsche Reich als das gewaltigste industrielle Produktionsgebiet unter den Kulturstaaten erscheint. Umgekehrt ist der Antheil am landwirthschaftlichen Erwerb in Deutschland schwächer als anderwärts, nur Großbritannien hat einen noch geringeren Prozentsatz.

Was die *Landwirthschaft im speziellen* angeht, so haben hierin 8.3 Millionen Personen ihren ausschließlichen oder wenigstens hauptsächlichen Erwerb, mittelbar nähren sich von derselben weitere 10.3 Millionen, welche im Haushalt der Ersteren als Familienangehörige oder als Dienstboten sich aufhalten. Wie erwähnt, hat die landwirthschaftliche Bevölkerung seit 1882 abgenommen, und zwar bei den landwirthschaftlichen männlichen Arbeitern, sowie den Dienenden und Angehörigen beiderlei Geschlechts; abgesehen davon, daß die ausgiebigere Verwendung von Maschinen die Einstellung von Hülfskräften zum Theil entbehrlich machte, liegt der wesentliche Grund wohl an der besseren Entlohnung und freieren Lebensstellung in gewerblichen Berufen, wodurch eine Abwanderung vom landwirthschaftlichen in gewerblichen Dienst vielfach nahegelegt wurde.

Die genannten 8.3 Millionen Erwerbsthätigen, zu denen noch über 3 Millionen Personen kommen, die nebenher in der Landwirthschaft thätig sind, arbeiten in 5 1/2 Millionen landwirthschaftlichen Betrieben mit 43 Millionen Hektar Gesammtfläche.

Zwar sind von diesen Betrieben über die Hälfte Parzellen unter 2 ha; sieht man aber auf das Areal, so ist nur ein Zwanzigstel des landwirthschaftlichen Bodens in solche Parzellen zersplittert. Das andere Extrem, die Großbetriebe mit 100 und mehr Hektar umfassen 24 Proz. des ländlichen Areals, aber nur 0.45 Proz. der Betriebszahl. In der Hauptsache sind die landwirthschaftlichen Betriebe *Bauerngüter* in der Größe von 2—100 ha. Mit nahezu drei Vierteln (70.36 Proz.) ist nämlich der bäuerliche Besitz an der landwirthschaftlichen Fläche betheiligt, wobei der Zahl nach etwas über zwei Fünftel aller Betriebe auf ihn entfallen. In Wirklichkeit ist das Bauerngut noch etwas stärker vertreten, indem auch von den Betrieben *über* 100 ha etliche, namentlich im nördlichen Deutschland, einen ausgesprochen bäuerlichen Charakter tragen, andrerseits die Betriebe mit 2 ha zu einem Theil in den fruchtbaren Gegenden des Obst-, Wein-, Tabak- und Hopfenbaues noch eine selbständige bäuerliche Existenz ermöglichen. Im einzelnen vertheilen sich jene 41 Proz. Bauerngüter mit 70 Proz. landwirthschaftlicher Fläche auf

	Proz. der Betriebe	Proz. der Fläche
Kleine Bauerngüter (2—5 ha)	18.28	10.11
Mittlere Bauerngüter (5—20 ha)	17.97	29.90
Größere Bauerngüter (20—100 ha)	5.07	30.35

Von besonderer Wichtigkeit ist, daß die Betriebe *der kleineren und mittleren Bauerngüter* an der gesammten landwirthschaftlichen Fläche seit 1882 *nicht unerheblich gewachsen sind,* während die Parzellenbetriebe sowohl wie auch die großen Bauerngüter und die Großgüter einen Rückgang ihres Antheils erkennen lassen. Vergleicht man diese Verhältnisse mit dem Auslande, so findet man, daß die Zwergwirthschaften in Deutschland ziemlich ebenso entwickelt sind wie in anderen Ländern; nur in Großbritannien — hier gefördert durch die neuere Allotmentsgesetzgebung —, in Belgien und in den Niederlanden sind sie zahlreicher. Der Großbetrieb ist, abgesehen

von den Vereinigten Staaten, nirgends stärker als bei uns. Dessenungeachtet erfreut sich gerade Deutschland gegenüber dem Auslande einer besonders kräftig vertretenen Bauernwirthschaft, wobei einen besonderen Vorzug bildet, daß als Bauerngüter kleine, mittlere und große zahlreich nebeneinander bestehen.

In Bezug auf die Besitzverhältnisse in der Landwirthschaft bildet die Eigenbewirthschaftung in Deutschland die weit überwiegende Wirthschaftsform. 40.68 Proz. aller Betriebe bewirthschaften ausschließlich eigenes Land, dazu treten noch jene an Zahl ebenfalls erheblichen Betriebe, welche hinzugepachtetes oder sonst zur Nutznießung überlassenes Areal bebauen. So kommt es, daß nicht weniger als 86 Proz. der landwirthschaftlichen Fläche überhaupt im Eigenthum der Betriebsleiter stehen. Die Betriebe mit Pachtland sind zwar der Zahl nach sehr bedeutend — 47 Proz. aller Betriebe —, doch beträgt die gepachtete Fläche nur 12 Proz. des Gesammtareals. In Wirklichkeit sind auch unter den 47 Proz. Pachtbetrieben nur 16.43 Proz. lediglich auf Pachtland angewiesen, alle anderen haben daneben noch Eigenland oder unter einem anderen Rechtstitel ihnen zur Nutznießung überlassenes Land. Mit diesen Verhältnissen, die nur in Skandinavien ähnlich gelagert sind, unterscheidet sich Deutschland vortheilhaft von anderen Staaten, namentlich von Großbritannien und Belgien mit ihrem ausgeprägten Pachtsystem. Besonders erfreulich ist, daß bei uns gerade das Bauerngut vom Eigenthümer selbst, nur selten von einem Pächter bewirthschaftet wird, während in Großbritannien und auch in Frankreich das Gegentheil stattfindet.

Ueberhaupt empfängt die deutsche Landwirthschaft ihr eigentliches Gepräge vom Bauerngut. Welch bedeutende Stellung es innerhalb der landwirthschaftlichen Betriebe bei uns einnimmt, ist in der amtlichen Statistik wie folgt zum Ausdruck gebracht: Mit fast drei Vierteln an der gesammten landwirthschaftlich benutzten Fläche betheiligt, wird sein Areal zu neun Zehntel vom Eigenthümer selbst, und zwar im gleichen Verhältniß von — ihrem Hauptberuf nach — eigentlichen Landwirthen bewirthschaftet. Zu über drei Vierteln dient es als Acker, Wiese, bessere Weide rein landwirthschaftlichen Zwecken. Die Nutzviehhaltung, die auf demselben stattfindet, ist so ausgedehnt, daß bei fast sämmtlichen hieher gehörigen Betrieben Großvieh ermittelt wurde, wobei auf 100 ha landwirthschaftlicher Fläche an Pferde 9—13, an Rindvieh 47—85 Stück sich berechneten. Auch die Benutzung von landwirthschaftlichen Maschinen ist bei diesen Bauerngütern schon ziemlich eingebürgert, indem je nach der Größenklasse 14 bis zu 79 Proz. dieser Wirthschaften sich der — in die Erhebung einbezogenen — Maschinen im Lauf des Jahres Juni 1894/95 bedienten. Zugleich konnte gegenüber dem Jahre 1882 beim mittleren und größeren Bauerngut eine Verstärkung des Antheils an der gesammten landwirthschaftlichen Fläche festgestellt werden. Außerdem wurde in den letzten Dezennien die Nutzviehhaltung erheblich vergrößert und die Verwendung von landwirthschaftlichen Maschinen namhaft gesteigert.

Angesichts dieser seiner hervorragenden Stellung in der deutschen Landwirtschaft, seiner günstigen Entwicklung und in Anbetracht der ihm eigenen Widerstandsfähigkeit ist das Bauerngut nach wie vor für das Gedeihen unsres Staatslebens in politischer wie wirthschaftlicher Hinsicht von höchster Bedeutung. Der auf ihnen wirthschaftende Bauernstand ist und bleibt ein Bollwerk gegen umstürzlerische Pläne und insofern eine der festesten Säulen unsres Staatswesens, er bildet nach wie vor die Grundlage unsrer Wehrhaftigkeit und den Jungbrunnen, der den anderen Berufen und den Städten immer wieder neue Kräfte zuzuführen vermag.

Um welche Zahl von Personen es sich aber handelt, wird man inne, wenn man sich vergegenwärtigt, daß von 2.5 Mill. Personen, die die Landwirthschaft im Hauptberuf selbständig betreiben, fast 2 Millionen (1,965,212) einen Betrieb in der Größe von 2—100 ha haben und diese mit ihrer Familie (den mithelfenden und den lediglich von ihnen zu ernährenden Familienangehörigen) eine Stärke von 8.9 Mill. Personen, d. i. 84 Proz. aller zur Landwirthschaft zu rechnenden Selbständigen und Familienangehörigen repräsentiren.

Wenn im übrigen, wie vorher erwähnt, die landwirthschaftliche Bevölkerung infolge Abwanderung von Arbeitern in andere Berufe zurückgegangen ist, so braucht daraus nicht auf eine Minderung der Leistungsfähigkeit der Landwirthschaft geschlossen werden. Vielmehr beweisen die landwirthschaftliche Betriebs- und die Erntestatistik, daß dank der intensiveren und die Errungenschaften der modernen Technik ausnützenden Bewirthschaftung landwirthschaftliche Produkte, insbesondere Getreide, seit 1882 absolut wie im Verhältniß zur Anbaufläche wesentlich mehr geerntet wurden, wenn sie auch angesichts der Vermehrung der Bevölkerung keineswegs hinreichte, den Bedarf des Inlands vollständig zu decken. Müssen demzufolge noch weitere und größere Mengen vom Auslande zugeführt werden, so wird diese Abhängigkeit doch wett gemacht und überwogen durch die Entfaltung, welche Gewerbe und Handel des Reichs im Lauf der letzten Jahrzehnte genommen haben, und wodurch sie es vermochten, ihrerseits das Ausland zu einer ansehnlichen Abnehmerin ihrer Waaren zu gewinnen. Damit eröffnete sich den Kräften, die nicht genügende oder lohnende Beschäftigung in der Landwirthschaft fanden, die Gelegenheit, auf industriellem Gebiet produktiv thätig zu sein, es konnten statt Menschen von ihnen gefertigte Waaren ans Ausland abgegeben werden, die Konsumfähigkeit der Massen wurde gestärkt und dadurch für einheimische Produkte der Landwirthschaft aus der Industrie ein weiteres und zugleich sicheres Absatzgebiet erschlossen.

Welches ist nun die Entwicklung von Gewerbe und Handel im Reiche?

In der Industrie arbeiten mit ihrem Hauptberuf 8.3 Millionen Personen, im Handel und Verkehr 2.3 Millionen. Mittelbar nähren sich von diesen Berufszweigen noch 12 Millionen, beziehungsweise 2.6 Millionen als Familienangehörige oder Dienstboten der ebengenannten Erwerbsthätigen. Läßt man von diesen 10.6 Millionen in Industrie und Handel thätigen Personen, die wir kurzweg als gewerbliche Personen bezeichnen, für die weitere Betrachtung diejenigen weg, welche im Eisenbahn-, Post-, Telegraphenbetrieb und einigen anderen Gewerbszweigen (Theater, Schaustellungen 2c.) thätig sind, weil diese Zweige in den Rahmen der 1895er Gewerbestatistik nicht mit einbezogen waren, so verbleiben 10.3 Millionen Personen, sie waren in 3.1 Millionen Betrieben beschäftigt. 164,483 dieser Betriebe bedienten sich außerdem motorischer Kraft, als Kraftleistung dieser im Gewerbe verwendeten Elementarkräfte wurden 3.4 Millionen Pferdestärken ermittelt, sie repräsentiren die Arbeit von über 80 Millionen Personen (eine Pferdestärke gleich der von drei lebendigen Pferden und die Muskelkraft eines Pferdes gleich der von acht Männern gesetzt). Wie sehr diese Gewerbekraft Deutschlands gegen früher sich entfaltet hat, erhellt aus dem Vergleich mit den Resultaten der 1882er und 1875er Gewerbeaufnahmen. Es beträgt die Zunahme

	gegen das Jahr 1882	1875
der gewerblichen Betriebe	1.3 Proz.	13.2 Proz.
der gewerblichen Hauptbetriebe	4.6 „	7.4 „
der gewerblichen Personen	39.9 „	58.7 „
der Pferdestärken der Elementarkräfte	[1] „	178.3 „

[1]) Bezügliche Angaben aus dem Jahre 1882 fehlen.

und, während die Gesammtbevölkerung seit 1875 um 21.2, seit 1882 um 14.5 Proz. gewachsen ist, erweiterte sich der Antheil der gewerblichen Personen an der Bevölkerung von 15.1 Proz. im Jahre 1875 auf 16.2 (1882) und 19.8 Proz. (1895).

Die stärkst besetzten Gewerbezweige, d. h. solche, deren Personen mindestens 1 Proz. der Gesammtzahl ausmachen, sind:

	Gewerbthät. Pers.	1 Gewerbthät. auf ... Einw.
Schneiderei	445,347	116
Schuhmacherei	388,443	133
Bauunternehmung	364,746	142
Gasthöfe	322,625	160
Tischler	299,195	173
Handel mit Kolonial-, Eß-, Trinkwaar.	290,584	178
Maurer	284,265	182
Steinkohlenbergwerke	258,380	200
Gast- und Schankwirthschaft	257,333	201
Bäckerei	231,091	224
Gemischter Waarenhandel	221,343	234
Ziegelei	219,860	235
Näherei	211,501	245
Handel mit Manufakturwaaren	183,024	282
Fleischerei	178,873	289

Bei 1.7 Millionen Betriebe, also der Mehrzahl der Betriebe, arbeitet der Inhaber allein; 1.1 Millionen sind Gehülfenbetriebe, eine abgekürzte Bezeichnung für Mitinhaber-, Gehülfen- und Motorenbetriebe.

Von diesen Gehülfenbetrieben wissen wir, daß 95 Proz. (1,280,830) in Händen von Einzelinhabern, 5 Proz. (70,050) in Händen von Kollektivunternehmungen sich befinden. Die Mehrheit der Kollektivbetriebe sind sogenannte Kompagniegeschäfte, nächstdem folgen — aber in weitem Abstand — die Aktienbetriebe; es werden nämlich an Kollektivbetrieben gezählt:

	Betriebe	Personen
Kompagniegeschäfte	55,239	1,475,081
Aktienbetriebe	4,749	801,143
Betriebe von eingetr. Genossenschaften	2,212	17,952
Betriebe von Gemeinden	1,642	20,992
Betriebe von Vereinen	1,311	11,208
Betriebe von Kommanditgesellschaften	1,117	90,155
Betriebe von Gesellschaften mit beschränkter Haftung	1,028	66,055
Staatsbetriebe	782	135,157
Betriebe von anderen kommunalen Korporationen	542	4,406
Betriebe von Gewerkschaften	440	132,104
Betriebe von anderen wirthschaftl. Korporationen	336	5,609
Betriebe von Kommanditgesellschaften auf Aktien	334	42,945
Reichsbetriebe	277	28,057
Innungsbetriebe	41	833

Was die Größe der Betriebe anlangt, so sind die Kleinbetriebe nur der Betriebszahl nach in der Mehrheit; das thatsächliche Schwergewicht von Gewerbe und Handel ruht in den Mittel- und den Großbetrieben, in ihnen sind 54.6 Proz. des Gesammtpersonals, 88.5 Proz. der motorischen Kräfte thätig. Es treffen nämlich

	Betriebe		Personen		Pferdestärken	
auf die	absolut	%	absolut	%	absolut	%
Alleinbetriebe	1,714,351	55.9	1,714,351	16.7	—	—
Gehülfenbetriebe						
mit bis 5 Pers.	1,141,451	37.3	2,947,430	28.7	391,924	11.5
„ 6 „ 20 „	161,888	5.3	1,513,446	14.7	355,558	10.5
„ 21 u. mehr „	47,541	1.5	4,094,042	39.9	2,649,706	78.0
und zwar						
mit 21 bis 100	38,997	1.2	1,621,702	15.8	655,231	19.3
„ 101 „ 1000	8,248	0.3	1,909,712	18.6	1,329,210	39.1
„ über 1000	296	0.0	562,628	5.5	665,265	19.6
Gewerbe überh.	3,065,231	100	10,269,269	100	3,397,188	100

In dieser Zusammenstellung tritt die hohe Ueberlegenheit der Großbetriebe gegenüber den anderen drastisch zutage. In den Riesenunternehmungen (mit über 1000 Personen), die der Zahl nach nicht ein Zehntausendstel der Gesammtheit der Betriebe ausmachen, sind beispielsweise 5 Proz. des Personals, 20 Proz. der motorischen Kräfte vereinigt, auf einen dieser Riesenbetriebe entfallen durchschnittlich 1900 Personen und 2250 Pferdestärken; 100 Personen der Riesenbetriebe werden bereits durch 118.2 Pferdestärken in ihrer Leistung unterstützt, während dies im Kleinbetrieb nur durch 8.4 Pferdestärken der Fall ist. Von der Riesenhaftigkeit solcher Betriebe bekommt man übrigens erst eine richtige Vorstellung, wenn man einen konkreten herausgreift und ihn näher ansieht. Das Kaiserliche Statistische Amt ermöglicht dies dadurch, daß es zehn individuell vorführt, und zwar unter Berücksichtigung des allerneuesten Standes (September und Oktober 1899). Natürlich konnten bei dieser beschränkten Auswahl nicht alle Typen von Riesenunternehmungen, auch nicht einmal für eine einzige Stadt wie Berlin, in Betracht kommen.

Geschildert sind im einzelnen: 1. die Werke von Friedr. Krupp, 2. die Stettiner Werft Vulkan, 3. die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen, 4. die sächsische Weberei von Hermann Wünsche's Erben, 5. die Schultheiß'sche Brauerei in Berlin, 6. das Waarenhaus Wertheim daselbst, 7. die Berliner Elektrizitätswerke, 8. die Große Berliner Straßenbahn, 9. die Hamburg-Amerika-Linie, 10. die Deutsche Bank. Wir sehen da, mit welch ungeheurem Personal gewisse Geschäfte arbeiten — Krupp beschäftigt 44,000 Personen —, aus welch mannichfaltigen Betriebszweigen sich ein solches Riesenunternehmen heutzutage zusammensetzt, welche Kolosse in dergleichen Betrieben hergestellt werden — der Vulkan baut eben den (demnächst von Stapel gehenden) „Deutschland", einen Passagierdampfer, der an Schnelligkeit und komfortabler Einrichtung alles bisher Erreichte überflügeln wird —; [1]) man erkennt, in wie ausgedehntem Maß Motoren und Maschinen zur Verwendung gelangen, wie namentlich auch Elektromotoren in der mannichfachsten Weise gewerblich benutzt werden, man erhält eine Vorstellung davon, wie unsre großen Verkehrsinstitute organisirt sein müssen, um, wie die Große Berliner Straßenbahn, im Monat durchschnittlich 15 Millionen Personen zu befördern, oder um, wie die Hamburg-Amerika-Linie, auf dem Ozean im Lauf eines Jahres 3.5 Millionen Seemeilen zurückzulegen und 74,000 Personen, 2.4 Millionen Kubikmeter Güter zu befördern, man erstaunt nicht weiter über die 150 Millionen Aktienkapital, mit denen die Deutsche Bank arbeitet, wenn man erfährt, daß sie 1625 Angestellte beschäftigt, 53,800 Konten hält und einen Gesammtumsatz von 44 Milliarden aufweist. Man sieht deutlich, daß diese Riesenunternehmungen keineswegs bereits an der äußersten Grenze angekommen sind, indem z. B. die Badische Anilin ꝛc.-Fabrik im Jahre 1890 3500, 1895 4400, 1896 4800, 1897 4900 Personen beschäftigte und jetzt dies Personal auf 5400 erhöht hat.

Ueberhaupt steht unsre jüngste gewerbliche Entwicklung im Zeichen der Ausbildung zum Großbetrieb. Nur die allerkleinsten Betriebe, nämlich die Alleinbetriebe, sind zurückgegangen, die anderen haben nach Zahl der Betriebe wie nach Personal zugenommen, und zwar dergestalt, daß die größten Betriebe die bedeutendste Entwicklung aufweisen. Zahlenmäßig läßt sich dies darthun, wenn man die 1895er und 1882er Zahlen miteinander vergleicht, nur muß man bei der 1895er Statistik dann ebenso verfahren, wie dies 1882 geschehen ist, und Unternehmungen mit verschiedenartigen Betriebszweigen in mehrere Betriebe auflösen, also mehrfach in Ansatz bringen. Hernach ergibt sich folgendes Bild:

---

[1]) Dieser Doppelschraubendampfer bekommt eine Länge von 202 m, ein Deplacement von 23,000 Tonnen, 16,000 Reg.-Tons Brutto-Raumgehalt, 33,000 indizirte Pferdestärken, eine Besatzung von 550 Mann und vermag 1320 Passagiere (darunter rund 1000 Kajütenpassagiere) aufzunehmen.

	Betriebe		Personen		Zu-, Abnahme (in %) der	
	1895	1882	1895	1882	Betriebe	Personen
Kleinbetriebe . . (mit bis 5 Pers.)	2,934,723	2,882,768	4,770,669	4,335,822	1.8	10.0
Mittelbetriebe . (6—50 Pers.)	191,301	112,715	2,454,333	1,391,720	69.7	76.3
Großbetriebe . . (über 50 Pers.)	18,953	9,974	3,044,267	1,613,247	90.0	88.7
darunter mit 51— 200 Pers.	15,622	8,095	1,439,700	742,688	93.0	93.9
201—1000 „	3,076	1,752	1,155,836	657,399	75.6	75.8
über 1000 „	255	127	448,731	213,160	100.8	110.5

Von einem förmlichen Verschwinden der Kleinbetriebe ist freilich keine Rede, noch immer treffen von den 10 Millionen gewerbthätigen Personen 4.7 Millionen auf die Kleinbetriebe, ihre Zunahme hält nur nicht gleichen Schritt mit derjenigen der größeren Betriebe. Und wenn die Alleinbetriebe von 1.9 auf 1.7 Millionen zurückgingen, so ist auch hier der Grund nur zum Theil in einer Verdrängung des Kleinbetriebs durch den Großbetrieb zu suchen; ein Theil der Alleinbetriebe verschwindet aus rein natürlichen Ursachen ohne Nachfolger (der Inhaber stirbt oder zieht sich wegen Alters 2c. von der Erwerbsthätigkeit zurück, Erben oder Käufer des Geschäfts finden sich nicht), auch an Fälle der eigenen Erweiterung des Betriebs, also des Uebergangs zum Gehülfenbetrieb, ist zu denken.

Am mächtigsten sind die Großbetriebe entwickelt in der Textil-, Chemischen, Maschinenindustrie, namentlich aber im Bergbau. Fast zwei Drittel, im Bergbau sogar 95 Proz. aller Gewerbthätigen arbeiten da in Unternehmungen mit über 50 Personen. Faßt man nur die Unternehmungen mit über 200 Personen ins Auge, so treffen auf diese immerhin fast zwei Fünftel, im Bergbau über vier Fünftel des gesammten in den genannten Gewerben thätigen Personals. Ja selbst in den Riesenbetrieben, deren jeder mindestens über 1000 Personen beschäftigt, ist der Antheil des Personals am gesammten Betriebspersonal verhältnißmäßig noch sehr stark; er beträgt bei Textilindustrie 4.3 Proz., Chemische Industrie 12.6 Proz., Maschinenindustrie 13.9 Proz., Bergbau 45.3 Proz. Uebrigens sind von den 320 in der Statistik unterschiedenen Gewerbearten nicht weniger als 65 — mit fast 500,000 Personen —, in denen sich der Kolossalbetrieb nach dem 1895er Stand durch sein Dasein als möglich und entwicklungsfähig erweist; diese Gewerbe (unter denen sich auch eine Tabakfabrik, die Reichsdruckerei, zwei Straßenbahngesellschaften, vier Rhedereien befinden) bekunden also den höchsten technischen und organisatorischen Fortschritt, in ihnen sind die Grenzen der Weiterbildung des Großbetriebs am weitesten gezogen.

Theils Ursache, theils Folge dieser Ausbildung unsres Gewerbes zur Großindustrie ist die bereits erwähnte erhöhte Verwendung von motorischer Kraft zu gewerblichen Zwecken. 164,290 Betriebe, das sind 11.1 Proz. aller Gehülfenbetriebe, arbeiten jetzt mit einer Elementarkraft von 3.4 Millionen Pferdestärken. Nahezu ein Drittel dieser Betriebe bedient sich der Dampfkraft, fast ebensoviele der Wasserkraft, aber der Kraftleistung nach stellt Dampf nicht weniger als 2.7 Millionen Pferdestärken oder 79.4 Proz., Wasser 629,065 oder 18.4 Proz., sohin Dampf und Wasser nicht weniger als 97.8 Proz. aller Betriebskräfte unsrer Fabriken. Wie überwiegend die Benutzung von Motoren gerade in den Großbetrieben erfolgt, beweist der Umstand, daß, während die Betriebe mit über 20 Personen — für die Betriebe mit über 50 Personen fehlen entsprechende Daten — von der Gesammtzahl der Betriebe nur 1.6 Proz. ausmachen, sie 17.7 Proz. von den Motorenbetrieben und nicht weniger als 75.9 Proz. aller verwendeten Pferdestärken auf sich vereinigen. Unter der Gesammtzahl dieser größeren Betriebe benutzen über die Hälfte Motoren, wobei durchschnittlich auf jeden Motoren benutzenden Großbetrieb 87 Pferdestärken treffen. Zu statten kommt hiebei dem Großbetrieb, daß er Kraftquellen mit großer Leistungsfähigkeit — theils zur Erzeugung starker Kraftäußerungen, theils zur gleichzeitigen Bedienung mehrfacher Arbeitsmaschinen — zu verwenden vermag und daß gerade mit wachsender Leistungsfähigkeit der Motoren ihre Anschaffung und Unterhaltung sich relativ verbilligt.

Gerade um deßwillen — über andere Gründe vergleiche Band 119 (d. St. d. D. R.) S. 134 ff. — erscheint die Verwerthung von Motoren im Kleingewerbe verhältnißmäßig gering, und auch der weiteren Verbreitung des Elektromotors, der im übrigen den für das Kleingewerbe geeigneten Motoren in hohem Maß entspricht, ist einstweilen die Kostspieligkeit des Betriebs etwas hinderlich. Immerhin macht die Benutzung von Elektromotoren rasche Fortschritte. So waren Ende des Jahres 1895 an das Leitungsnetz der Berliner Elektrizitätswerke in ca. 300 Betrieben 930 Elektromotoren angeschlossen; diese Zahl ist bis Ende 1897 auf 1250 Betriebe mit 2460 Motoren, Ende September 1899 auf rund 2400 Betriebe mit 13,858 Elektromotoren angewachsen. Sicherlich wird sich mit der steigenden Verbesserung der Elektrizitätswerke und der damit verbundenen Verbilligung von elektrischer Energie deren Verwendung im Kleingewerbe weiter einbürgern. Auch die Ausnützung von Wasserkraft durch das Kleingewerbe wird in nächster Zeit an Umfang gewinnen, da sie mittelst der Kraftübertragungswerke und der Thalsperren wesentlich billiger und bequemer gemacht wird.

Aber der Großbetrieb ist außerdem im Vortheil durch die von ihm verwendeten, technisch vollkommenen Arbeitsmaschinen. Sie erlauben, größere Kräfte auszuüben, lassen größere Geschwindigkeiten erzielen, vermehren die Arbeitsquantität und gestalten die Produktion gegenüber der Handarbeit häufig besser und billiger. So setzt der mechanische Webstuhl den Textilarbeiter in den Stand, durchschnittlich mindestens das Dreifache von dem zu produziren, was er ehedem auf dem Handstuhl fertig brachte; die Nähmaschine liefert bei Motorenantrieb 1200—1500 Stiche (bei Handbetrieb höchstens 700—800) die Minute, bei Schnellpressen kommen bis 20,000 Abdrücke in der Stunde vor, auf gewissen Spinnmaschinen laufen mehr als 1000 Spindeln. Wie sehr diese Vorzüge ausgenützt werden, beweist die Thatsache, daß von den 41,000 Jacquardstühlen mit Kraftbetrieb 40,253 auf Betriebe mit über 20 Personen entfallen (nur 96 auf Kleinbetriebe mit bis 5 Personen); von den 10 Millionen Feinspindeln laufen 9.6 Millionen in Großbetrieben, Schnellpressen, deren insgesammt 15,460 in 5740 Druckereien benutzt werden, gelangen nur 2396 in (1915) Kleinbetrieben, dagegen 7922 in (1257) Großbetrieben zur Verwendung. Begreiflicherweise bedeutet die Benutzung von dergleichen technisch sehr vervollkommneten Arbeitsmaschinen eine namhafte Steigerung der Produktivkraft der Großbetriebe und erscheinen daher die Fortschritte, die neuerdings hinsichtlich der Arbeitsmaschinen erzielt worden, für die Entfaltung des Großgewerbes vielleicht noch wichtiger als die hinsichtlich der Motoren. Ohne Zweifel steht aber der Maschinenwirthschaft noch Größeres bevor, gewisse Ansätze lassen darauf schließen, man sucht Arbeitsprozesse, die bisher auf besonderen Maschinen ausgeführt wurden, mittelst sinnreicher Vorkehrungen auf einer einzigen zu erledigen, ich erinnere nur an die Rotationspressen in gewissen Druckereien, durch sie werden die Bogen nicht nur fertig gedruckt, sondern geschnitten, gefaltet und regelrecht übereinandergelegt, ferner an die Briefumschlagmaschinen, denen die fertig zugeschnittenen

Papierblätter zugeführt werden, sie besorgen das Abheben des einzelnen Blattes vom Vorrathshaufen, das Falten, Leimen, Kleben, das Trocknen der geleimten offenen Seite und das Auswerfen der fertigen Umschläge. Der Maschinenbetrieb gelangt so mehr und mehr zu innerer Geschlossenheit, er wird zum selbstthätigen Organismus, der der menschlichen Unterstützung immer weniger bedarf, er arbeitet mit fortgesetzt höherer Wirthschaftlichkeit; an Zeit und Kosten, insbesondere Arbeitslöhnen, wird zunehmend gespart.

Hiemit steht im engen Zusammenhang die rationell ausgebildete Arbeitstheilung und Arbeitsvereinigung in den Großbetrieben. An den eigentlichen Stammbetrieb sind Theilbetriebe mannichfaltigster Art angegliedert. Man denke an die großen Werftbetriebe, welche eigene Eisengießereien, Schlossereien, Schiffsschmieden, Tischlereien, Sägmühlen, Modellzeichnereien, Malereien 2c. aufweisen, an die Großbrauereien, wo mit dem eigentlichen Brauereibetrieb nicht selten eine Mälzerei, Faßböttcherei, Schlosserei, Schmiede, Tischlerei 2c. und ein Ausschank verbunden ist.[1]) Zweck dieser Kombinationen ist, dem Hauptbetrieb die Theilfabrikate anderer Gewerbe, die in ersterem viel und regelmäßig gebraucht werden (z. B. die Arbeiten von Tischlern, Böttchern, Buchbindern, Schlossern), möglichst billig und einfach zuzuführen, oder man will die eigenen Produkte weiter verarbeiten (daher neben Hütten- und Bergwerken Eisengießereien, Maschinenfabriken), oder man erzielt eine rationelle Verwerthung der Nebenprodukte, oder man sucht sich vom Markt überhaupt unabhängiger zu machen (weßhalb zum Beispiel Eisenhüttenwerke in ihrer Nähe belegene Kohlengruben erwerben).

Die in dem Gesagten hervortretende Entfaltung des deutschen Gewerbes hatte naturgemäß zahlreiche Rückwirkungen auf die sozialen Verhältnisse. Wenn die Zahl der Unternehmer auch keineswegs abnahm, so wurde deren Zunahme doch weit übertroffen von dem der unselbständigen Gewerbthätigen. Der Antheil der Angestellten und Arbeiter am Gesammtgewerbepersonal hat sich infolgedessen im Lauf der letzten Jahrzehnte erheblich verstärkt. Von einer Proletarisirung der Gesellschaft, von einer Verelendung derselben ist aber keine Rede. Insoweit aus dem bisherigen Mittelstand selbständige Handwerker 2c. auszuscheiden gezwungen sind, werden die Lücken ersetzt durch die nicht unbeträchtliche Kategorie von höheren in Landwirthschaft, Industrie, Handel und Verkehr thätigen Beamten und von sonstigen qualifizirten Arbeitern, deren Gehalt und Lohn den Verdienst des selbständigen Handwerkers nicht selten übersteigt; der Mittelstand ist nicht im Schwinden, sondern in der Umbildung begriffen. Eine weitere soziale Erscheinung ist die Zunahme der Frauenarbeit; hiebei widmen sich die Männer den neuen, von der Technik erschlossenen und den lohnenderen Arbeitsgebieten und die Frauen übernehmen, im allgemeinen wenigstens, die von jenen verlassenen minderwerthigen Arbeitsstellen und die von Natur mehr den Frauen als den Männern gelegenen Arbeitsverrichtungen. Auch die Arbeit der jugendlichen Personen ist im Wachsen begriffen. Damit keinerlei Schaden aus dieser Ausnützung von Frauen und Jugendlichen der Gesellschaft erwachse, hat die Arbeiterschutzgesetzgebung gewisse Beschränkungen in ihrer Verwendung eintreten lassen; einige in Bezug auf die fabrikmäßige Beschäftigung von verheiratheten Frauen und in Bezug auf die gewerbliche Beschäftigung von Schulkindern stehen bevor. Die Gefahr, daß nunmehr der Unternehmer die Arbeit wieder aus der Fabrik in die Hausindustrie verlegt, um sich den Lasten des genannten Arbeiterschutzes zu entziehen, hat zu — zum Theil noch in der Schwebe befindlichen — Erwägungen geführt, auch die Hausindustrie, welche thatsächlich, mit Ausnahme der Textil-Hausindustrie, an Ausdehnung gewonnen, der Arbeiterschutz- und Arbeiterversicherungsgesetzgebung zu unterstellen. Diese soziale Gesetzgebung gibt die Gewähr, daß trotz der fortschreitenden Industrialisirung des deutschen Volks seine Arbeitskraft nicht dezimirt, sondern dank der wirthschaftlichen, hygienischen, ethischen Einflüsse dieser Gesetzgebung das Leistungsvermögen der Arbeiterschaft in materieller und intellektueller Beziehung günstig sich fortentwickelt.

Weiterhin ging der gewerbliche Aufschwung Hand in Hand mit einer außerordentlichen Steigerung des Verkehrs — ich muß mir es aus Raumrücksichten leider versagen, auf die Ergebnisse der Eisenbahn-, Post-, Telegraphen- und der Binnenschiffahrtsstatistik einzugehen. Auch der Geldmarkt wurde von ihm zum Vortheil der Geldgeber beeinflußt; das anhaltende Bedürfniß der Industrie nach neuen Krediten führte zu einer Vertheuerung des Geldes und zu einer Erhöhung des Zinssatzes; einen prägnanten Ausdruck fand diese Wirkung in der nach Mitte Dezember 1899 — allerdings unter Hinzutreten von noch anderen Momenten (südafrikanischer Krieg) — erfolgten Erhöhung des Bankdiscontos auf 7 Prozent. Außerdem durfte die Steuerlast zugunsten der Landwirthschaft und zu Lasten von Industrie und Handel verschoben werden; dieser Verschiebung folgte aber zugleich eine Stärkung der Finanzkraft der Bundesstaaten und des Reichs, in dem Grade, daß ohne Beeinträchtigung der Lebenshaltung der Zensiten fortgesetzt höhere Mittel zur Durchführung der immer zahlreicher hervortretenden kulturellen Aufgaben, namentlich zur Hebung unsrer Wehrkraft bereitgestellt werden können.

Was endlich von besonderer Wichtigkeit, Deutschland ist im Laufe dieser seiner neuesten gewerblichen Entwicklung, die es im Innern des Reichs genommen, auch auf dem Weltmarkt zu einem mächtigen Faktor geworden. Am Gesammtwaarenumsatz, im internationalen Handelsverkehr, der für das Jahr 1898 auf 78 Milliarden Mark sich bewerthen läßt, ist es mit 8.8 Milliarden beteiligt und geht ihm lediglich Großbritannien mit — allerdings — 13 Milliarden vor. Während es in den 80er Jahren unter den handeltreibenden Nationen noch an dritter und vierter Stelle stand, nimmt es heute den zweiten Platz ein und erscheint daher als eines der wichtigsten Glieder der heutigen Weltwirthschaft.

Unser Außenhandel ist aber zur größeren Hälfte Seehandel und als solcher nach Lage der derzeitigen Verhältnisse keineswegs ungefährdet. Immermehr wird darum die Nothwendigkeit einer Verstärkung des bisherigen Schutzes durch Vergrößerung unsrer Flotte in weiten Kreisen des Volks anerkannt. Die heutige Reichsgewalt muß zugleich Seegewalt sein, wenn anders die vitalsten Interessen des Reichs, nicht bloß des Handels, sondern der zahlreichen von Gewerbe und Handel direkt und indirekt sich ernährenden Bevölkerung fernerhin gewahrt werden sollen. Im Zeichen des Dreizacks werden wir dann auch aufhören, unsre überschüssige Volkskraft als Völkerdünger auf fremdem Boden zu verschwenden, wir müssen die Expansionsbewegung rationell betreiben und durch Verstärkung unsres Kolonialbesitzstandes die auswandernden Kräfte auch in der Ferne dem Heimathland nutzbringend erhalten.

Und so ergibt sich denn bei Betrachtung des Standes unsrer wirthschaftlichen Entwicklung an der Jahrhundertwende als nächstes Ziel: ein Großdeutschland stark zu Land, mächtig zur See, groß im Rath

---

[1]) Ausführliches Material über diese sogenannte Morphologie der Großbetriebe enthält der vierte Abschnitt von Band 119 d. St. d. D. R. (S. 89 ff.); hier wird nachgewiesen, welch verschiedene Beschäftigungen in einem Großbetrieb vorkommen, andrerseits, in welch verschiedenerlei Gewerbezweigen Arbeiter der gleichen Beschäftigung Verwendung finden.

der Mächte, dem ersten Handelsstaat der Erde immer näher rückend! Ein Ziel, deutschem Fleiß und deutschem Geist mit Besonnenheit und Kühnheit in nicht zu ferner Zeit wohl erreichbar!

Weihnachten 1899.

Windelbands Platon.[1]

n. Die rüstig fortschreitende Sammlung „Frommanns Klassiker der Philosophie“ hat das Glück gehabt, für den Denker, der alles in allem doch wohl der größte in der ganzen Reihe der Philosophen ist, einen besonders hervorragenden Bearbeiter zu finden. Windelbands Werke zur Geschichte der Philosophie sind so bekannt und so anerkannt, daß es keiner näheren Schilderung seiner eigenthümlichen Art bedarf; es genügt zu sagen, daß alle Vorzüge dieser Art in dem neuen Werk über Platon zu glänzender Entfaltung kommen. Die Aufgabe gehört zu den schwersten, die sich auf diesem Gebiete denken lassen. Die wunderbare Persönlichkeit Platons mit ihren großen Kontrasten, der unerschöpfliche Reichthum seiner Gedankenwelt, die lange Dauer seiner literarischen Thätigkeit, die vielen Streitfragen über die Echtheit und die Reihenfolge der einzelnen Schrift, das alles macht, wie eine Darstellung überhaupt, so namentlich ein auf feste Grenzen angewiesenes Bild im höchsten Maße schwierig. Und der Verfasser ist den Schwierigkeiten durchaus nicht aus dem Wege gegangen, er hat mit ihnen tapfer gerungen, und er hat sie in glücklichster Weise überwunden. Damit ist nicht gesagt, daß wir bei dem so viel Kombination und Deutung verlangenden Gegenstande bis in alle Einzelheiten mit dem Verfasser übereinstimmen; es wird im folgenden hie und da eine Abweichung anzudeuten sein. Aber die Gesammtleistung ist ein Meisterwerk, sie ist ganz besonders geeignet, den großen Denker unsrer Zeit näher zu bringen.

Gleich der Beginn zeigt, wie der Verfasser seine Arbeit unter große Gesichtspunkte stellt. In Platon sieht er das Kulturideal der Menschheit, ihr Leben durch ihre Wissenschaft zu gestalten, vorbildlich für alle Zeiten verkörpert. Eine solche Schätzung der Wissenschaft konnte nicht entstehen ohne eine geschichtliche Vorbereitung durch das umgebende Volksthum; so wird es nöthig, die Geschichte der griechischen Wissenschaft und Philosophie bis Plato kurz zu durchmustern. Dabei erhalten die Sophisten eine Beleuchtung, welche ebenso ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung gerecht wird, wie die Schranken ihres Vermögens sicher bezeichnet. Die vortreffliche Charakteristik des Sokrates führt unmittelbar zu Plato; auch im Verlauf der Untersuchung wird im Interesse einer scharfen Erfassung der Eigenthümlichkeit Platons mehrfach auf seinen großen Lehrer zurückgewiesen. Eine kurze Skizzirung der in Platons geistiger Art zusammentreffenden Hauptzüge schließt diese Einleitung und bildet zugleich den Uebergang zu dem ersten Haupttheil der Untersuchung „Der Mann“. Was immer wir von der Lebensgeschichte Platons wissen, wird hier mitgetheilt, im besonderen wird sein inneres Verhältniß zu Sokrates, seine Verwandtschaft mit ihm in den politischen, seine Abweichung in den religiösen Ueberzeugungen geschildert. Ein tiefer Zwiespalt in Platons Wesen und Leben ist unverkennbar. „Hohe sittliche Zwecke erfüllen seine Seele, vor ihm schwebt das Ideal einer Neugeburt seines Volkes: geläutert in der ernsten Arbeit des Denkens, drängt ihn die politische Leidenschaft zu rettender und schöpferischer That. Das ist der Stachel, der ihn getrieben hat sein Leben lang. Aber dieser sittlich begeisterten Schaffenslust ist die Fähigkeit des realpolitischen Gestaltens versagt — versagt nicht nur durch die Ungunst der äußeren Umstände, in denen er keine geeignete Stätte seines Wirkens finden kann, sondern versagt auch durch seine eigene Natur, durch die Mischung der Eigenschaften in seiner Individualität.“

Aber dieser Zug zur That, der im eigenen Leben des Mannes keine volle Befriedigung fand, ward eine Macht innerhalb seines Denkens und hat gewaltig dazu gewirkt, es auf seine einzigartige Höhe zu erheben. „Gerade in dieser Verbindung eines kraftstrotzenden Bedürfnisses nach Handlung und Wirkung mit der bändigenden Macht des wissenschaftlichen und künstlerischen Geistes besteht der Reiz von Platons Persönlichkeit.“

Der zweite Abschnitt behandelt Platon als Lehrer und entwickelt sowohl die innere Bedeutung der Lehrthätigkeit für den Denker selbst wie die äußere Geschichte seiner Schule. Von besonderem Werthe ist III, „Der Schriftsteller“. Zunächst erhalten wir eine vorzügliche, ebenso warme wie feinsinnige Würdigung der gesammten schriftstellerischen Art und auch der wunderbaren Sprache Platons; dann werden, nach kurzen Bemerkungen über die Frage der Echtheit und der Reihenfolge, die einzelnen Schriften in knapper, aber eindringender und anschaulicher Charakteristik — einem Glanzpunkt des Buches — vorgeführt. Der Verfasser unterscheidet: 1. die Jugendschriften, 2. die Schriften gegen die Sophistik, 3. die Schriften der Blüthezeit („Politeia“ darunter die „Politeia“, die der Verfasser mit Recht aus mehreren Theilen zusammengesetzt findet), 4. die metaphysischen Hauptschriften (namentlich der „Phaidon“ und der „Timaios“), 5. die Gesetze. Mit lebhafter Anerkennung begrüßen wir bei diesem Abschnitt die große Sicherheit, mit der sich der Verfasser inmitten sehr verwickelter Probleme bewegt, die Frische der Beobachtung und die Besonnenheit des Urtheils. Ueberall erfreuen wir uns einer selbständigen Art, einer unbefangenen und undogmatischen Behandlung.

Es folgt dann unter IV „Der Philosoph“ eine summarische Darlegung der platonischen Philosophie. Sie beginnt naturgemäß mit der Ideenlehre, deren innere Motive mit einleuchtender Klarheit dargelegt werden. Bei voller Anerkennung der Größe der Leistung hält sich der Verfasser durchaus frei von einem panegyrischen Tone, wie ihm überhaupt die Schranken der antiken Denkweise stets deutlich vor Augen stehen. So konstatirt er „die eigenthümliche Gebundenheit des gesammten antiken Denkens, welche die Vorstellung von einer schöpferischen Energie des Bewußtseins nicht aufkommen ließ, sondern alles Erkennen immer nur als ein Abbild des Empfangenen und Vorgefundenen auffassen wollte“. Als die wesentliche Leistung der platonischen Dialektik erscheint die „Entdeckung der immateriellen Welt“. Ein Dualismus der Wirklichkeit und des Erkennens ist in diesen Zusammenhängen damit untrennbar verknüpft.

Es folgt 2. „Die Welt als Wesen und Werden (Metaphysik)“ und 3. „Die Ideen als Zweckursachen (Ethik und Politik)“. Es wird gezeigt, wie die Zweckidee aus dem Bestreben entspringt, die Idee zur Ursache der Erscheinung zu machen, ohne daß sie selbst sich bewegt und damit aufhört, Idee zu sein. Es führt das einerseits auf Platons philosophische Ethik, die wir gern etwas ausführlicher erörtert gesehen hätten, andrerseits auf die Naturphilosophie und das platonische Naturbild, das mit sicherer Hand dargestellt wird. Ueberall zeigt der Verfasser sein hervorragendes Geschick, die Gedankengewebe in ihre einzelnen Fäden aufzulösen und dadurch auch die schwierigeren Gebilde verständlich zu machen.

Es folgt ein sehr interessanter Abschnitt V „Der Theologe“. Daß die platonische Philosophie ein starkes religiöses Element in sich schließt, ist zweifellos und von

[1] Platon. Von Wilhelm Windelband. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1900. 190 S.

altersher anerkannt; der Verfasser aber sucht dies näher zu präzisiren und in höherem Grade als einen selbständigen Faktor zur Geltung zu bringen. Er findet, daß diejenigen Mythen, welche mehr sind als bloße Vergleiche und Allegorien, die religiösen Lehren einer bestimmten Sekte vertreten, daß sie, mit ihrer gemeinsamen Beziehung auf das Geschick der Menschenseele im Jenseits, den Einfluß der in den dionysischen Kulten vertretenen Seelenlehre zeigen. Platon hat den gedanklichen Inhalt jener Lehre seiner Dialektik angeglichen und ihn in die Zweiweltenansicht der Ideenlehre hineingedeutet. Die Zweiweltentheorie selbst erhielt dadurch eine weitere Stütze und eine gesteigerte Bedeutung; einen besonders starken Einfluß aber empfing von dort die Seelenlehre, ja es erscheint überhaupt Platons Psychologie nicht so sehr als eine „philosophische Doktrin", sondern als ein „theologisches Lehrstück". Auch scheint von hier aus neben der philosophischen Ethik Platons eine theologische zu erwachsen, die mit ihrem herben Dualismus zu jener in einem schroffen und unvereinbaren Widerspruch steht. Die Bedenken, welche wir gegen eine so starke Betonung des Theologischen in Platon hegen, lassen sich hier nicht entwickeln; nur das sei angedeutet, daß eine zweifache Lebensanschauung auch schon aus der Philosophie Platons hervorgeht. Wer die Welt des wahren Seins so scharf von der des Werdens ablöst, müßte konsequenterweise sein ganzes Interesse jener Welt zuwenden, die nächste Welt dagegen fliehen. Platon hat das in einem Zuge seines Denkens gethan, in einem anderen aber hat er sich, sowohl vorwiegender griechischer Art als starken Antrieben seiner eigenen Natur nachgebend, sich wieder der nächsten Welt zugewendet und mit ihr eine Versöhnung gesucht. Wir möchten meinen, daß dieser Gegensatz selbst in seine religiösen Ueberzeugungen hineinspielt und auch ihnen eine zweifache Färbung gibt.

Abschnitt VI „Der Sozialpolitiker" bringt eine tief eindringende, stets das Verhältniß der Theorie zur geschichtlichen Wirklichkeit behutsam abwägende Darstellung der politischen und sozialen Lehren Platons. Die einzelnen Hauptzüge dieses Bildes werden herausgehoben, immer aber der beherrschende Gedanke aufgewiesen, der sie alle zusammenhält. Damit wird in Platons Lehren und Forderungen auch das verständlicher, was auf den ersten Blick als bloße Paradoxie erscheinen mag.

Der letzte Abschnitt VII, „Der Prophet", zeigt in weltgeschichtlichem Ueberblick, wie Platon, der auf griechischem Boden unmittelbar zu keiner allgemeineren Wirkung kam, große Wendungen im Leben der Menschheit vorbereitet hat. Der Schluß faßt nochmals in schöner und kräftiger Sprache das eigenthümlich Große der platonischen Art zusammen. In direktem Gegensatz zu der bekannten Goethe'schen Schilderung Platons, die ihn viel zu sehr als einen Mann von weltüberlegener Hoheit und seliger Ruhe versteht, sagt Windelband — unsrer Ueberzeugung nach mit vollem Recht —: „Er ist kein stiller Forscher oder absichtsloser Denker: er gehört zu denen, welche die Wahrheit wissen wollen, um sie zu verwirklichen"; „weit entfernt, im Anschauen der übersinnlichen Welt zu ruhen, holt er vielmehr aus ihr die neuen Lebensideale, um sie der alten Wirklichkeit einzubilden. Mit leidenschaftlichem Muth nimmt er den Kampf gegen die Mächte der Erde auf und ringt mit allen Kräften der Seele danach, ‚die Welt zu bessern und zu bekehren'. Deßhalb gehört Platon nicht zu den seligen Geistern, die das große Bild des Wirklichen in sich aufnehmen und es in wunschlosem Frieden anschauen: aber von allen Geistern, die da wollen, ist er der vornehmste gewesen — und geblieben."

Möge das schöne Buch, das sich gleichmäßig durch eine große Auffassung des Gegenstandes, eine vollkommene Beherrschung der Sache, ein sicheres Urtheil, eine frische und klare Darstellung auszeichnet, seinen Weg in weite Kreise der Gebildeten finden! Wir wüßten nicht, welches Buch besser zugleich über Platon belehren und für Platon erwärmen könnte, als dies neue Werk Windelbands.

Mittheilungen und Nachrichten.

l. Eine höchst merkwürdige Mittheilung, die wir mit allem Vorbehalt wiedergeben, bringen amerikanische Zeitungen. Es soll hienach bei dem Kriegsamt in Washington die Nachricht eingegangen sein, daß gewisse Küstenindianer, die sich unter den amerikanischen Kämpfern auf den Philippinen befinden, im südlichen Theil der Insel Luzon auf malayische Eingeborene stießen, mit denen sie sich ohne alle Schwierigkeit in ihrer eigenen Sprache verständigen konnten. Bei näherem Zusehen soll sich dann gezeigt haben, daß beide Idiome fast vollkommen identisch sind, und die praktischen Amerikaner zögerten nicht, aus diesem Umstand Vortheil zu ziehen, indem sie im Verkehr mit den Eingeborenen sich fortan der Indianer als Dolmetscher bedienten. — Eine Bestätigung dieser vom ethnologischen Standpunkt aus gewiß höchst interessanten Mittheilung bleibt vorläufig abzuwarten.

* **Berlin.** Wie die „Berliner Börsenzeitung" berichtet, ist zum Nachfolger von Professor Dr. Dobbert im Lehramt für Kunstgeschichte an der hiesigen Technischen Hochschule Professor Dr. Wolfgang v. Oettingen ausersehen.

* **Halle a. S.** Der Privatdozent an der hiesigen Universität Dr. Otto Bremer ist zum Professor für deutsche Philologie ernannt worden.

oem. **Breslau.** Der Ordinarius der katholisch-theologischen Fakultät, Professor der Pastoraltheologie, Dompropst Dr. Ferdinand Probst, ist im Alter von 79 Jahren gestorben. — Der Privatdozent für Augenheilkunde Dr. Arthur Groenouw ist zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät ernannt worden. — Der Gerichtsassessor Dr. Hubert Naendrup hat sich als Privatdozent in der juristischen Fakultät habilitirt. — Der Universitätsrichter Oberlandesgerichtsrath Dr. Wilhelm Späing ist als Senatspräsident nach Königsberg berufen worden und an seine Stelle der Regierungs- und Schulrath Dr. Heinrich Mager zum Universitätsrichter ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten sind zugelassen worden: Dr. Moriz Sachs für Augenheilkunde an der Universität in Wien und Dr. Anton Heveroch für Psychiatrie und Neuralgie an der tschechischen Universität in Prag.

** **Rußland.** Mittwoch, den 3. Januar, starb im Alter von fast 78 Jahren der letzte Mohikaner aus der glänzenden Schaar der russischen Belletristen der vierziger Jahre Dmitrij Wassiljewitsch Gregorowitsch, nach dem Urtheil seiner Landsleute einer der Meister der russischen Sprache, einer der reinen Idealisten der russischen Literatur, die in der der Regierung Alexanders II. vorangehenden „vorreformatorischen" Periode wirkten. Am 31. März 1822 als Kind einer adeligen Gutsherrschaft in Simbirsk geboren, betrat er die literarische Laufbahn im Jahre 1841 schon mit der Erzählung „Petersburger Drehorgelspieler". Im Jahre 1846 erschien seine Sammlung von Dorfgeschichten „Das Dorf", die mit einem Schlag die Aufmerksamkeit der ganzen russischen gebildeten Welt auf ihn lenkte; gleiches Aufsehen erregte zwei Jahre später sein Roman „Anton der Arme". Aus der langen Reihe seiner Werke sind besonders erwähnenswerth die Erzählungen „Kapellmeister Suslikov" (1848), „Die Abenteuer Nakatovs" (1849), „Die Schule der Gastfreundschaft" (1852), „Seitenwege" (1852), „Zwei Generale" (1864); das Volksleben behandelten wiederum seine „Fischer" (1852). In den letzten Jahren schrieb er seine „Erinnerungen", größere Schriften späterer Jahre von ihm sind noch „Der Guttaperchaknabe" und „Die Akrobaten der Wohlthätigkeit".

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 10. Januar. Nummer 7.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Europäer in ihrem Verhältniß zu den Eingeborenen der Kolonien.

Von H. A. R.

I.

Nichts fällt dem beobachtenden erfahrenen Reisenden, der die Kolonien mehrerer europäischer Mächte nacheinander besucht, mehr auf, als die Verschiedenheit des Betragens an sich verwandter, ja selbst der gleichen eingeborenen oder zugewanderten Rassen gegenüber den respektiven weißen Herren des Landes. Kommt man z. B. auf der ostasiatischen Tournee, auf welcher man die angedeuteten Verhältnisse am besten kennen lernen kann, von den Philippinen nach Holländisch-Indien, so wird man auf das angenehmste berührt durch das respektvolle und doch zutrauliche Verhalten der Javanen, Malaien, ja selbst Chinesen, das so sehr gegen das scheue und gedrückte Wesen der den Ersteren stammverwandten Tagalen absticht, und geht man weiter nach der nächstgelegenen englischen Besitzung Singapur, so ist man erstaunt und empört über das freche und flegelhafte Auftreten derselben Rassen, um dann später in Saigon wiederum durch die Nonchalance und Schamlosigkeit abgestoßen zu werden, in der sich der Verkehr zwischen den Franzosen und Indochinesen abspielt.

Wenn man nun auch, soweit es sich um die eigentlichen Eingeborenen handelt, in gewissem Maße diese Verschiedenheiten auf den abweichenden Charakter der diversen Volksstämme zurückführen kann, so ist doch kein Zweifel darüber möglich, daß wir hier in der Hauptsache überall das Resultat der direkten Einwirkung der Europäer vor uns haben, und nichts dürfte uns so deutlich und zugleich so drastisch die weitgehende Verschiedenheit der europäischen Nationen vor Augen führen, als gerade diese Erziehungsresultate an Völkern, die sämmtlich gänzlich außerhalb unsrer Anschauungen stehen. Wir wollen hier von vornherein von den romanischen Nationen absehen, da wir von denselben nichts lernen können und nicht in Gefahr sind, in ihre Fehler zu verfallen. Die Spanier haben durch ihre Unduldsamkeit und Bigotterie und die daraus hervorgehende Knechtung und Verdummung der Eingeborenen ihre Kolonien eingebüßt, und die Franzosen verstehen es einerseits nicht einmal, den geringsten Nutzen aus den ihrigen zu ziehen, während sie andrerseits infolge ihrer Korruption und ihres Mangels an Würde keinen auf moralische Ueberlegenheit basirten Einfluß erlangen und daher nicht eigentlich festen Fuß fassen können. Die Portugiesen endlich, welche ähnliche Fehler aufweisen, wird man füglich außer acht lassen können, da voraussichtlich auch ihre Kolonien in absehbarer Zeit in den Besitz der einen oder anderen Großmacht übergehen werden.

Es bleiben uns also die Engländer und Holländer zu näherer Betrachtung übrig, um dann zum Schluß für die deutschen aufstrebenden Kolonien aus dem Gesehenen die Nutzanwendung zu ziehen. Die genannten beiden Nationen sind die stärksten Kolonialmächte in Süd- und Südostasien und sie allein besitzen heutzutage eine festgefügte, auf lange Erfahrung sich stützende Kolonialverwaltung. Ihr Verhältniß zu den Eingeborenen jedoch ist trotz des hohen Verständnisses, welches wir bei beiden für koloniale Interessen vorfinden, das denkbar verschiedenste, und wir sehen uns hier vor der Thatsache, daß sowohl der energische Engländer als auch der zähe Holländer, Jeder auf seine Weise, eine Aufgabe zufriedenstellend gelöst hat, welche den jungen Kolonisatoren meist erhebliches Kopfzerbrechen verursacht. Wenn wir sagen zufriedenstellend, so meinen wir damit allerdings nicht im umfassenden allgemeinen, aber doch im Sinne der betreffenden Nation, welche sich ihre farbigen Brüder so erzieht und in Ordnung hält, wie es ihr eben zusagt und ihrem eigenen Charakter entspricht. Indessen dürfte kaum ein Zweifel darüber herrschen, daß die holländische Methode den Deutschen im großen Ganzen ebenso anspricht, wie die englische ihm in mancher Hinsicht mißfällt, denn er vermißt bei allem durchgreifenden Auftreten der Engländer das Ziehen der letzten Konsequenzen, sieht sich also seinem Gefühl nach einer nur halb oder lückenhaft gethanen Arbeit gegenüber, während er das zielbewußte und von hoher Staatskunde zeugende, dabei aber doch humane Vorgehen der Holländer sowohl in seinem sicheren, wenn auch langsamen Gang, als auch in den Resultaten bewundern muß.

Vergegenwärtigen wir uns vor allem einmal die Thatsache, daß Holland mit einem bunt zusammengewürfelten Heer von 30,000 Mann, das zum weitaus größten Theil aus Eingeborenen besteht, in den großen und kleinen Sunda-Inseln, Molukken und seinem Antheil an Neu-Guinea ein Reich besetzt hält, das an Umfang über 2 Millionen Quadratkilometer beträgt und von 28 Millionen Menschen bewohnt wird! Welche andere Macht bringt das fertig? Die Nebenbuhler der Holländer, die Engländer, unterhalten in ihrem indischen Reich, das mit sämmtlichen asiatischen Besitzungen zusammen nur doppelt so groß ist wie Holländisch-Indien, über 200,000 Mann, davon 60,000 Europäer. Allerdings ist die Bevölkerungszahl von Britisch-Indien auch verhältnißmäßig ungleich größer, jedoch darf nicht vergessen werden, daß dort infolge der geographischen Beschaffenheit des Landes die Truppen viel leichter konzentrirt und daher mehr zur Geltung gebracht werden können als in dem in unendlicher Küstengliederung sich hinziehenden holländischen Kolonialbesitz. Außerdem erleichterte die Eifersucht der britisch-indischen Radscha's in den sogenannten Vasallenstaaten und die weitgehende Stamm- und Sprachverschiedenheit, ferner die religiöse Spaltung zwischen Buddhisten und Mohammedanern, sowie last not least das hochentwickelte Kastenwesen die Beherrschung dieser Volksmassen in hervorragendem Maße, denn alle diese Spaltungen rufen sozusagen selbst dem

Gewalthaber ihr Divide et impera! zu, so daß er immer den einen Faktor gegen den anderen ausspielen kann. Zu dieser günstigen politischen Lage kommt ein weit ausgedehntes Straßen- und Schienennetz und damit die leichte Zugänglichkeit selbst der entferntesten und abgelegensten Theile des Reiches, während die hohe Kultivation des Bodens fast überall den Unterhalt für ein Heer hervorzubringen vermag. Ganz anders dagegen auf den Sunda-Inseln. Da ist kein Kastengeist vorhanden, die Bevölkerung ist mehr stamm- und sprachverwandt und der Mohammedanismus umschlingt sie als gemeinsames Band, während die reiche Küstenentwicklung, die endlosen Urwaldstrecken, der Mangel an Kommunikationswegen auf allen Inseln mit Ausnahme von Java dem Guerillakrieg und dem Seeraub den denkbar größten Vorschub leisten, die Verproviantirung einer Armee aber zu einer der schwierigsten Aufgaben machen.

Und trotzdem sind die Kriege, welche die Holländer innerhalb dieser Kolonien führen mußten, nichts im Vergleich mit dem fürchterlichen Aufstand von 1857 im nördlichen und mittleren Britisch-Indien, der nur mit den größten Opfern mühevoll unterdrückt werden konnte. Der Anlaß zu jenem Aufstand zeigt uns denn auch gerade jenen wunden Punkt in der englischen Kolonialpolitik, der schon so viel Blutvergießen verursacht hat. Es ist dies der maßlose Hochmuth der Engländer, der ihnen nicht gestattet, sich in das Gefühlsleben der Eingeborenen einzuleben, auf ihre berechtigten Eigenthümlichkeiten und Anschauungen Rücksicht zu nehmen. Man stelle sich vor, daß der erste Anstoß zu jenem Aufstand dadurch gegeben wurde, daß die an die Mannschaft einiger Regimenter vertheilte, einem neuen System angehörige Munition mit einem Talg eingefettet war, von welchem die Mohammedaner fürchteten, daß es Schweinefett, die Hindus aber, daß es Rinderfett sein könnte. Anstatt die in ihren Vorurtheilen durch uralte Ueberlieferung eng befangenen Leute nun zu beruhigen und durch irgend eine plausible Ausrede den Streitpunkt gegenstandslos zu machen, wurden die Mannschaften, welche sich weigerten, die nach ihrer Ansicht unreine Munition zu handhaben, wegen Insubordination und Aufwiegelung bestraft, welches unvernünftige Vorgehen gegenüber den in ihren heiligsten Gefühlen brutal verletzten Eingeborenen den Aufruhr sofort zum Ausbruch brachte.

Ein solch roher Mißgriff kommt bei den Holländern dagegen nie vor. Sie haben sich eine so durchdringende Kenntniß des malaiischen und javanischen Volkscharakters angeeignet, daß sie alle jene Klippen mit Leichtigkeit umschiffen, welche den vertraulichen Verkehr mit den Eingebornen in Gestalt von Vorurtheilen bedrohen können. Die Beamten, welche in der Stellung von Kontroleurs, Assistentresidenten und Residenten die holländische Regierung auf allen wichtigeren Plätzen repräsentiren und den direkten Verkehr mit den inländischen Oberhäuptern vermitteln, sind angewiesen, denselben ein „älterer Bruder“ zu sein, d. h. also mit der Autorität des Erfahrenen und Ueberlegenen die stete Hülfsbereitschaft des väterlichen Freundes zu vereinen. Diese Beamten verfügen über eine erstaunliche einschlägige Vorbildung; sie sprechen, lesen und schreiben die inländischen Sprachen zum Theil wie eingeborne Gelehrte, kennen alle Vorschriften des Islam, alle Ueberlieferungen, Gebräuche und seltsamen Anschauungen des Volkes und wissen bei jedem Vorkommniß die dem Laien absolut geheim bleibenden Triebfedern herauszufinden. Der ruhige, würdige und tolerante, aber wo nöthig durchaus nicht der Energie entbehrende holländische Volkscharakter unterstützt dabei die Beamten in Ausübung ihrer sehr viel Takt und Gewissenhaftigkeit erfordernden Pflicht in ausgezeichneter Weise.

Es versteht sich bei dieser Sachlage von selbst, daß das Verhältniß der Holländer zu ihren braunen Brüdern ein durchaus patriarchalisches ist, und zwar wird jeder erfahrene Kolonisator gerade diese Art der Beziehungen zwischen dem geistig hochstehenden Europäer und dem in glücklicher Beschränktheit zu ihm aufschauenden „Inländer“ für die ersprießlichste und wünschenswertheste erklären. Nur auf patriarchalischer Grundlage allein ist man imstande, den nach unsern Begriffen immerhin unzivilisirten Eingeborenen allmählich auf eine höhere Stufe zu heben, ohne seine Begierden in voreiliger Weise durch Zugestehung von Rechten zu reizen, von denen er mit seinen bescheidenen Gaben nicht den richtigen Gebrauch zu machen versteht. Das erste, was den Eingeborenen auf dem Wege zur Zivilisation beigebracht werden muß, ist eine humane Anschauungsweise, also auch Achtung vor dem Nebenmenschen und dessen Eigenthümlichkeiten und diejenige Wohlanständigkeit, ohne welche ein internationaler Verkehr nicht denkbar ist. In dieser Hinsicht nun haben die Holländer die besten Erfolge erzielt. Der ganze Verkehr zwischen ihnen und den Eingeborenen vollzieht sich auf eine so würdige und wohlthuend berührende Weise, das ganze Verhältniß trägt so sehr den Charakter desjenigen zwischen dem fürsorglichen und wohlwollenden Herrn einerseits und dem unmündigen vertrauenden kindlichen Untergebenen andererseits, daß man nicht erst in englischen Kolonien gewesen zu sein braucht, um diesen Verkehr als den passendsten und anmuthigsten zu erkennen.

Wie verhalten sich dagegen die Engländer zu ihren Inländern? Da findet man keine Spur von vertraulichem Verkehr. Man steht sich beiderseits kalt und gleichgültig gegenüber und kennt keine gemeinsamen Interessen. Die Engländer haben in übelangebrachter „fortschrittlicher“ Tendenz den Inländern die politische Gleichberechtigung und damit einen Stein statt Brod gegeben. Der Inländer faßt diese Gleichberechtigung in Ermangelung geistiger Erziehung so auf, als ob er nun das Recht habe, mit dem so viel über ihm stehenden Europäer auf dieselbe Weise umzugehen wie mit seinesgleichen. Dabei findet er sich aber auf das grausamste enttäuscht, denn er erkennt nur allzubald, daß der Engländer ihm in unnahbarem Hochmuth gegenübersteht. Dies scheint ihm unberechtigt, denn er hat keine Ahnung davon, daß der Engländer bei sich zu Hause sich dem niederen Volk gegenüber genau auf dieselbe Weise abschließt, daß in England ein starrer Kastengeist besteht und die Engländer ohne Ausnahme beherrscht, gegenüber welchem derjenige der Hindus harmlos genannt werden kann. Der Inländer fühlt sich also zuerst durch die Verleihung von Rechten angezogen, deren Ausübung sich der Pariah niemals hat träumen lassen und sieht sich gleich darauf von dem Hochmuth und der Kälte seiner ihm nunmehr „gleichgestellten“ Beglücker um so weiter zurückgestoßen. Er glaubte einen Bruder gefunden zu haben und erkennt zu spät, daß der vermeintliche Befreier ihn nach wie vor für ein untergeordnetes Wesen ansieht, ihn verachtet und weit davon entfernt ist, ihn zu intimeren Beziehungen auf der Grundlage wirklicher Gleichberechtigung zuzulassen.

Diese bittere Erfahrung erregt den Haß und Groll des Inländers und er sucht sich für die nichterfüllten Hoffnungen dadurch schadlos zu halten, daß er seine Gleichberechtigung vor dem Gesetz dazu benutzt, in seinem Benehmen den fremden Machthabern gegenüber bis an die Grenze des Zulässigen oder vielmehr nicht Strafbaren zu gehen. Es ist seine Rache, den Europäern alle Höflichkeit und Rücksichtnahme zu verweigern, und man kann denn auch wirklich in englischen Kolonien, wie besonders Singapur und Penang, eine Flegelhaftigkeit an den Eingeborenen und anderen Ansässigen bemerken, die es manchem aus den holländischen Kolonien kommenden Besucher sehr schwer

macht, selbst mit Aufwand aller Selbstbeherrschung in keinen Konflikt mit eingeborenen Miethkarrenführern, Hotelbedienten, Hausirern 2c. zu gerathen, mit denen er nothgedrungen verkehren muß. Es scheint in der That, als ob der Engländer von diesem und anderem Gesindel sich Dinge gefallen lasse, die er sich von einem Europäer ohne Zweifel ganz energisch verbitten würde. Er sieht die Anmaßung der Eingeborenen so lange mit staunenswerthem Gleichmuth an, bis die Zustände unhaltbar werden, und dann macht er sich keine Skrupel daraus, mit Kartätschen die gestörte Ruhe wieder herzustellen, wo er jeden Konflikt durch sachgemäße und verständige Behandlung der Leute von Anfang an hätte vermeiden können. Das Bewußtsein der Eingeborenen von dem Vorhandensein und der ungenirten Anwendung dieser rohen Gewalt von Seiten der Engländer im gegebenen Fall ist es denn auch allein, welches sie den Beherrschern gegenüber auf die Dauer halbwegs in Schranken hält.

Mit der Emanzipation von geistig und moralisch verhältnißmäßig tiefstehenden Volksrassen ist es überhaupt eine recht mißliche Sache. Man weiß z. B., welche Erfahrungen man in Amerika mit der Emanzipation der Neger machte. Sind diese Neger vielleicht gleichberechtigt unter den republikanisch gesinnten freien Amerikanern? Nein, sie sind es nicht, sie sind und bleiben „Niggers“ und eine verachtete Rasse trotz des blutigen Bürgerkrieges, und man braucht nicht anzustehen, zu behaupten, daß die Nordstaaten jenen Krieg nie geführt hätten, wenn sie mit den Negern und mit den Verhältnissen besser bekannt gewesen wären. Man kann auch weiter gehen und ruhig sagen, daß die europäische weiße Bevölkerung sich genau ebenso ablehnend gegen die schwarze Rasse verhalten würde, wenn sie dieselbe als gleichberechtigte in Europa zu dulden hätte. Nur absolute Unkenntniß fremder Volkscharaktere und seichte Kathederphilanthropie ist imstande, solche Gleichberechtigung für möglich und wünschenswerth zu halten.

Haben wir denn etwa wirklich durchgeführte Gleichberechtigung in Europa? Hält man es für richtig und zulässig, daß der Bauer mit dem hochgestellten Manne umgeht wie mit seinesgleichen? Durchaus nicht, und es wird nie so werden. Und darum muß der in jeder Hinsicht tiefstehende Eingeborene in den Kolonien unter dem Europäer stehen und kann noch in Jahrhunderten nicht die gleiche Stufe in sozialer Stellung mit ihm einnehmen. Die wirkliche Gleichberechtigung gründet sich nur auf gleiche Kultur und ist überhaupt einzig und allein mit Bezug auf die Stellung der Menschen vor dem Gesetz denkbar, und wer da glaubt, daß sie hier überall bestehe, der weiß einfach nicht, wie es in der Welt zugeht. Er hat keine Ahnung von dem überall geltenden Satz: Si duo faciunt idem, non est idem. Dieser Satz wird bestehen in alle Ewigkeit, und zwar ohne alle Nietzsche'sche Uebermenschentheorie. Wenn der menschlich denkende und gerechte europäische Pflanzer einen Kuli zu züchtigen genöthigt ist, so vollzieht er eine wohlverdiente Strafe nach menschlicher und göttlicher Ordnung, wenn aber der renitente, arbeitsscheue und seinem Herrn das Arbeitskapital stehlende Kuli die Hand gegen denselben aufhebt, so begeht er Meuterei. Wollte man die beiden Vorgänge auf der Grundlage der Gleichberechtigung vor dem Gesetz behandeln, welch letzteres das Zufügen von Schlägen verbietet, so käme man in ein Dilemma, aus dem es nicht so leicht einen Ausweg gäbe.

So ist denn die Gleichberechtigung der Eingeborenen und ihre Emanzipation von der Bevormundung durch die Europäer von einsichtsvollen Männern schon längst als nichts erstrebenswerthes erkannt worden. Die genialsten Befreier unterdrückter Völker erkannten bald, welch verderbliches Danaergeschenk man denselben damit reichte, und auch englische Reformatoren, wie z. B. der edle Gordon im Sudan, ließen sogar die eigentliche Sklaverei bestehen, weil sie von der „Befreiung“ der Sklaven nicht den geringsten Vortheil für dieselben, wohl aber große Kalamitäten für ganze Länder voraussahen. Sie beschränkten sich auf die Unterdrückung des schändlichen Sklavenhandels und -raubs und fuhren wohl damit. Die „Befreiungen“ beraubten das Land seiner Arbeitskräfte, legten das Kapital brach und wiesen tausende bisher ihren guten Unterhalt findende Leute auf ihren eigenen Witz an, der aber nicht genügte, sie zu ernähren. Daß unter solchen Verhältnissen die öffentliche Sicherheit leiden mußte, liegt auf der Hand und wir können uns das Resultat unberechtigter Gleichberechtigungsbestrebungen nicht besser vorstellen, als indem wir uns vergegenwärtigen, was geschehen würde, wenn wir auf einmal alle Gassenjungen, Strolche und Zigeuner am Staatswohl mitarbeiten ließen.

In den Kolonien haben, wie gesagt, die Holländer die Bedürfnisse des inländischen Volkes entschieden am besten erkannt. Auch sie verhindern keineswegs, daß Aufklärung und Bildung sich Bahn bricht, im Gegentheil, sie unterstützen solche Bestrebungen, wo sie aus einem vom Volke selbst gefühlten Bedürfniß hervorgehen, aber sie drängen dem sich in der Unterordnung wohlfühlenden Inländer diese Aufklärung nicht auf, bevor er sie auch gut verdauen kann. In dem Bewußtsein, daß die europäischen Kolonisten aus einem feineren Material geschaffen sind, daß sie in den Tropen zum größten Theil aus den gebildeten Ständen bestehen, da sie ja meist dirigirende Stellungen einnehmen, haben die Holländer Europäer und Inländer vor dem Gesetz nicht gleichgestellt, oder wenigstens da, wo das Strafgesetz eine gleiche Strafe vorsieht, sowohl durch die Zusammensetzung und Zuständigkeit der Gerichtshöfe als auch durch eine Menge wohldurchdachter und für bestimmte Verhältnisse berechneter Verfügungen dafür gesorgt, daß das Prestige der Europäer unter der nunmehr modifizirten Anwendung des Gesetzes nicht leidet. Zivilrechtlich und in allen durch die Arbeiterverhältnisse bedingten Fragen sind die Europäer jedoch eo ipso in einer begünstigten Lage. Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß dem Inländer sein Recht beschnitten wird, aber man verleiht dem Europäer absichtlich eine gewisse höhere Sonderstellung, welche ihm nicht etwa eine Handhabe gegen die Inländer gibt, sondern ihn zwingt, sich schon durch seine Abstammung stets der hohen Pflicht bewußt zu sein, seinen farbigen Untergebenen als Beispiel der Rechtlichkeit und strengen Pflichterfüllung zu dienen.

Der Inländer soll zum Europäer nach der holländischen Auffassung ein unbegrenztes Zutrauen haben. Was dieser thut, soll ihm recht erscheinen, und gibt es wohl eine höhere moralische Nöthigung, stets das als recht Erkannte zu thun, als das Bewußtsein, die Augen vieler untergeordneter Beurtheiler auf sich gerichtet zu wissen, deren Rechtssinn durch schwankendes Verhalten getrübt werden kann? Und ist eine solche praktische Erziehung nicht hundertmal besser als die englische Methode, die darin besteht, dem ungebildeten Inländer einen weit über seinen Horizont gehenden Kodex hinzuwerfen und es ihm selbst zu überlassen, sich darin zurechtzufinden? Die Antwort dürfte für den denkenden Europäer, auch wenn er sein Vaterland noch nie verlassen hat, nicht allzu schwer sein. Langsame und zielbewußte, dem Volksverstande angemessene Erziehung muß bessere Resultate erzielen als die übereilte Selbständigmachung unreifer Individuen. Ein großer Gelehrter hat den Ausspruch gethan, daß Völker sich entwickeln wie Individuen, und er findet den schlagendsten Beweis für seine These in dem Zustand der eingeborenen Völker unter britischer und holländischer Herrschaft. Die ersteren gleichen in ihrer Individualität einem verwahrlosten und unerwartet

majorenn gewordenen Burschen, der nun ohne Anleitung darauf loswirthschaftet, sich aber ebenso gut dünkt wie tüchtige und gesetzte Leute; die letzteren einen wohlerzogenen, einfachen, aber brauchbaren jungen Mann mit bescheidenen Ansprüchen und sehr entwickeltem Sinn für anständige Behandlung.

Einen bedeutenden Theil ihrer Erfolge im Behandeln der Inländer verdanken die Holländer ihrer religiösen Toleranz. Sie gehen von dem vernünftigen Standpunkt des alten Fritz aus und lassen Jeden nach seiner Façon selig werden. Der Islam wird, wo er nicht christenfeindlich auftritt, nicht nur geduldet, sondern ist anerkannte Staatsreligion aller der verschiedenen Völker in dem weiten Inselreiche. Die Regierung mischt sich in keiner Weise in dieses Kapitel, ja unterstützt auch keine christliche Mission, in der sehr richtigen Anschauung, daß das Aufdrängen einer neuen Ueberzeugung an sich unberechtigt und gefährliche Reibungen hervorzurufen geeignet ist, ohne daß mit dem Wechsel der Religion etwas gewonnen wird. Man darf in dieser Hinsicht nicht etwa eine Wirkung erwarten, wie sie bei den europäischen Völkern durch die Annahme des Christenthums erzielt wurde, denn die Verhältnisse liegen heutzutage ganz anders, wie die äußerst schwachen Erfolge der Missionen auch bei sogenannten heidnischen Völkern zeigen. Indem die Holländer also die weitestgehende Toleranz üben, erringen sie sich die Achtung der Inländer für ihre Mäßigung, und die beiden Hauptreligionen bestehen so in größter Eintracht nebeneinander, umsomehr als der holländische Freisinn das dem Mohammedaner und überhaupt jedem rechten Mann so verhaßte scheinheilige Gebahren der Gewohnheitskirchenläufer und den Klosterunfug nicht aufkommen läßt, wie beides in englischen Kolonien so aufdringlich ins Auge fällt.

Ein anderer wichtiger Punkt ist die Vermischung des europäischen Kolonistenvolkes mit dem inländischen, und hier kommen wir bei den Engländern abermals auf einen sehr wunden Punkt. Sie vermischen sich nämlich fast gar nicht mit den Eingeborenen, sondern suchen, wenn immer möglich, ihre Rasse von der farbigen völlig abzuschließen. Es liegt aber auf der Hand, daß gerade eine solche Vermischung die Völker auf das engste aneinander ketten muß, und es darf daher nicht verwundern, daß in Holländisch-Indien, wo die Vermischung eine sehr bedeutende ist, auch in dieser Beziehung ein werthvoller Anschluß an die inländischen Völker gefunden wird. Zwar nehmen hier die Mischlinge nicht die volle Stellung des Vollbluteuropäers in der Gesellschaft ein, rechtlich sind sie ihm aber ausdrücklich gleichgestellt und so mancher „Sinjo“ hat es schon zu den höchsten Ehrenstellen gebracht. Es mag hier bemerkt werden, daß ein Mischling immer von einem europäischen Vater und einer inländischen Mutter stammt, denn es ist nach den landläufigen Anschauungen und sozialen Verhältnissen natürlich undenkbar, daß eine Europäerin eine Verbindung mit einem Inländer einginge, während es gang und gäbe ist, daß ein unverheiratheter Europäer eine (meist javanische) Gefährtin und Hausfrau zu sich nimmt, aus welchen Gemeinschaften der Mischlingsnachwuchs hervorgeht. Da die Frau als dem Manne untergeordnet gilt, darf eben der europäische Mann wohl eine inländische Frau zu sich heraufheben, die europäische Frau aber nicht zu dem inländischen Manne hinabsteigen. Das Verhältniß zwischen dem Vollbluteuropäer und seiner Mischlingsverwandtschaft ist indessen ein herzliches und die „Lip-Lap-“Mädchen, wie sie auch genannt werden, verheirathen sich oft genug mit Europäern, da sie, wie gesagt, gleichberechtigt sind und selbstverständlich eine christliche Erziehung genossen haben. Unter diesen Mädchen trifft man das Anmuthigste, Reizendste, was man sich denken kann und man vermißt ihren Mangel an europäischem entstellenden Firniß keineswegs. In den englischen Kolonien dagegen findet man nur die von den früheren Gründern derselben, den Portugiesen, abstammenden Familien, welche sehr stark mit inländischem Blute vermischt sind, und trotzdem diese dunkelhäutigen „Eurasier“ nur noch englisch sprechen, sind sie als „Halfcast“ aus der englischen Gesellschaft streng verbannt, pflegen denn auch nur unter sich Verkehr. Hier ist also eine weitere Klasse der Bevölkerung, welche sich die Engländer niemals assimiliren werden.

Ricarda Huchs „Blüthezeit der Romantik“.

Man kann sagen, daß das ganze 19. Jahrhundert sich zum Theil mit dem Ausbau und der Fortentwicklung, zum Theil mit der Bekämpfung und Ueberwindung der Ideen der Romantiker beschäftigt hat. Die Romantiker haben das Jahrhundert mit der Reaktion gegen den flach und seicht gewordenen Rationalismus des 18. Jahrhunderts eingeleitet. Gegenüber der Vergötterung der Vernunft verkündeten sie die Göttlichkeit des Gefühls, sie befreiten das Subjekt, sie entdeckten das Gemüth, oder wie es später metaphysisch genannt wurde: „den Primat des Willens“, und das ganze ihnen folgende Jahrhundert war damit beschäftigt, den Schleier von den Erscheinungen der Welt hinwegzuziehen und die hinter ihnen liegenden und wirkenden Kräfte und Triebe zu erkennen. Es erweiterte die Einsicht in die Natur und in die Menschenseelen. Die Entwicklung der Menschheit selbst wurde als eine von immanenten Gesetzen bedingte Erscheinung erkannt. Sprache, Recht, Kunst erscheinen als in einem organischen ewigen Prozeß stehend, die Menschheit lebt als ein großes Ganzes in und mit der Natur nach ewigen Gesetzen geordnet, die uns aber nur schrittweise selbst zu Bewußtsein kommen, und jeder Fortschritt der Menschheit ist von der Erweiterung dieses ihres Wissens um sich selbst bedingt. Diese Weltanschauung haben uns die Romantiker zuerst verkündet, sie haben sie begründet.

Wenn sie nichts anderes gethan hätten, dann wären sie ohne Schwanken als Lehrer der Menschheit immer gleich gepriesen geblieben. Aber es waren fast durchweg halbe Genies, die in der Wende der vorigen Jahrhunderte aufgetreten waren: neben ewigen Gedanken hatten sie recht abstruse, neben großer Energie stand recht kleine Schwäche, neben der Klarheit mystische Verworrenheit, neben der Größe recht menschliche Kleinheit. Einseitigkeiten wurden zu Idealen erhoben, aus Eitelkeiten entwickelten sich feindliche Gegensätze und Einige mutheten sich Talente zu, die sie überhaupt nicht hatten. Ein herrlicher Aufstieg schloß mit erbärmlichem Niedergang, als die vormals revolutionären Geister in den Schoß der römischen Kirche einkehrten oder ihre glänzende Begabung in den Dienst reaktionärer Staatslenker stellten. Daher entwickelte sich bald die Gegenbewegung, die ebenso heftige Formen annahm, als die Romantik schließlich ausgeartet und versandet war. Zwar in den Wissenschaften führten große Meister das begonnene Werk weiter, aber die schöne Literatur konnte unmöglich bei der Romantik stehen bleiben, die ihr nur Anregungen, Stoffe, aber keine vorbildliche Kunst — außer der Lyrik — hinterlassen hatte. Die ersten Gegenstöße erschienen in der Literatur des jungen Deutschland, welche im Gegensatz zur Romantik eine Vertiefung der Dichter in die eigene Zeit, nicht in die Vergangenheit forderte. Der zweite Rückschlag geschah in der folgenden Periode der deutschen Literatur, wo der Realismus zur Herrschaft gelangte und Gestaltung, lebendige, konkrete Charakterdarstellung als Ziel der Kunst im Gegensatz zur lyrisch verschwommenen Manier der Romantiker forderte. Im Verlauf dieser langen Zeit (1830 bis 1890) geriethen sie nun dermaßen in Vergessenheit, daß die Namen eines Tieck, Wackenroder, Friedrich Schlegel,

Novalis zu beinahe mythischen Begriffen wurden. Die Polemik, die noch immerfort gegen die alten Romantiker geführt wurde, hatte das junge Geschlecht in ihrer Geringschätzung geradezu erzogen.

Spät endlich stellte sich eine wissenschaftlich besonnene Betrachtung der Romantiker ein, im Jahre 1870, als R. Haym seine Geschichte der Romantischen Schule schrieb, ein wahrhaft klassisches, monumentales Werk. Aber seine Wirkung blieb auf die engeren wissenschaftlichen Kreise beschränkt. Georg Brandes, der wenige Jahre darauf mit seinen „Hauptströmungen“ erschien und mancherlei von Haym gelernt hatte, nahm doch noch immer eine polemische Haltung zur Romantik ein. Denn ihm, der zunächst für seine dänischen Landsleute geschrieben hatte, galt es, die in Dänemark noch immer viel geltenden Autoritäten der Romantik zu vernichten und an ihre Stelle die neuen Realisten zu setzen. Und da Brandes' Buch auch bei uns viel gelesen wurde, konnte die objektivere Auffassung Hayms sich auch nur schwer Bahn bei uns brechen. Allmählich aber geschah doch eine Wandlung. Der Individualismus in der Geschichtswissenschaft bewirkte sie. Die Persönlichkeiten der Romantiker waren noch immer interessanter als ihre Werke; sie waren Individualisten und einzig von diesem Standpunkt aus mußten sie gerechterweise beurtheilt werden. Der politische Aerger über ihr Renegatenthum hatte sich ja inzwischen auch recht abgekühlt, die ganze Zeit war anders geworden, und also baute sich vorderhand nur stückweise eine neue Literaturgeschichte der Romantiker auf, zu der unter Anderen Oskar F. Walzel manchen werthvollen Baustein beigetragen hatte.

Nun tritt die Betrachtung der Romantiker in ein neues Stadium: die früher gering Geschätzten, Verschollenen werden gar „modern“. Die Dichter von heute interessiren sich für sie, sie fühlen sich wahlverwandt mit ihnen und begehren sie zu lesen. Maeterlinck thut so, als hätte er Novalis erst entdeckt, und ihm folgen die jungen Leute.

Eine Verwandtschaft zwischen Modernen und Romantikern ist ganz gewiß vorhanden, wiewohl auch die Modernen, soweit wir sie überschauen und vergleichen können, soviel schöpferischen Geist wie Jene nicht haben. So ist beispielsweise das Ideal vieler Modernen der „Lebenskünstler“; es war auch das Ideal Friedrich Schlegels. Die „romantische Ironie“, in der sich besonders Ludwig Tieck gefiel, um mit dem „Philister“ zu spielen, ist wieder aufgelebt in jenem „Verblüffen“ des Publikums, worauf es viele Moderne angelegt haben. Die „Ueberwindungen“ der Modernen, ihr hastiges Durchlaufen verschiedener Kunststile, entsprechen den zahllosen Versuchen der Romantiker, im Stile der alten Dichter Spaniens und Italiens zu dichten, die sie damals übersetzten. Auch viele künstlerische Eigenthümlichkeiten an modernen Werken erinnern an die Romantiker. Der Moderne schätzt die „Stimmung“ höher als Handlung. Man lese beispielsweise die neuesten Romane der Norweger, eines Jonas Lie; da geht die ganze Darstellung in Schilderung von Seelenzuständen auf. Das war auch die Art oder vielmehr das Ideal der Romantiker, denn so gut wie die Modernen trafen sie es doch nicht. Ganz romantisch ist die moderne Vorliebe für Künstler als Helden von Dramen und Romanen: von „Sodoms Ende“ bis zur „Versunkenen Glocke“. Allerdings sind die Erfahrungen der letzten hundert Jahre so ganz spurlos an unsern Dichtern doch nicht vorübergegangen. Im Vergleich mit der modernen Psychologie, die bei den Aerzten in die Schule gegangen ist, erscheint die Psychologie der Romantiker geradezu kindlich. Aber eben wegen dieser Naivetät in aller Verwandtschaft der Charaktere ziehen diese Groß- oder vielmehr schon die Urgroßväter die Jungen so lebhaft an: es ist derselbe Typus der Reizbarkeit, der Nervosität, der Originalitätssucht, des selbstquälerischen Idealismus und Ehrgeizes hüben wie drüben, und insbesondere ist es die tiefe, mehr oder minder klare Erkenntniß der eigenen Schwäche und der hohen Forderungen rechter Kunst, welche die Charaktere auf beiden Seiten wahlverwandt stimmt. Darum fühlen sich die Modernen zur Romantik hingezogen: nicht aus dem Bedürfniß, die Alten nachzuahmen, sondern mit dem Wunsch, sich durch Erkenntniß der Eltern selbst zu erkennen. Und da es doch immer geistreiche Menschen waren, die über vieles gehaltvoll geschrieben haben, so finden die jungen Leser ihre Rechnung bei der Lektüre ihrer verstaubten Bücher.

In diesem Sinne hat Ricarda Huch Stellung zu den Romantikern genommen.[1]) Sie findet, daß „in unsrer Zeit, wo man nach einer vorangegangenen gänzlichen Abwehr der romantischen Ideen sie um sich herum von neuem aufleben sieht, ein größeres Verständniß dafür möglich sein dürfte, als eine frühere Generation haben konnte“, und ihr Buch „Blüthezeit der Romantik“ soll dieses Verständniß fördern helfen. Es ist keine Literaturgeschichte im landläufigen Sinne; Frau Huch erklärt ausdrücklich, daß es „sich den über denselben Gegenstand bereits bestehenden Werken nicht an die Seite stellen, geschweige denn sie verdrängen will“. Es ist ein Tendenzbuch: ein Buch der Liebe, das eine geistreiche Dichterin mit sehr viel Fleiß und nicht gewöhnlichem Verständniß über andere Dichter geschrieben hat. Frau Huch will sich nicht nach Historikerart über die Dichter und Schriftsteller stellen, von denen sie erzählt, sondern nur neben dieselben; sie will nicht von außen zuschauend erklären, wie sie geworden sind und warum sie so, wie sie sind, geworden sind, sondern sie will einem Publikum, das diese Brüder Schlegel, Novalis, Tieck, Wackenroder, Caroline u. s. w. überhaupt nicht mehr kennt, zeigen, was sie denn eigentlich waren und sind. Darum läßt sie Alle soviel wie nur möglich durch fleißige Citate selbst zu Worte kommen. Sie beschreibt viel mehr, als sie urtheilt; sie gibt Charakterbilder, keine Kritiken. Und die ganze Komposition des Buches entspricht dieser Tendenz. Frau Huch erzählt nicht der Reihe nach die Lebensläufe der Dichter, sie setzt die Kenntniß der äußerlichen Thatsachen ihres Lebens voraus oder sie scheint zu denken: das kann sich der Leser in jedem Handbuch oder Lexikon holen. Aber sie schildert um so ausführlicher, wie und was diese Menschen gelebt, gefühlt, gedacht, gewünscht, erstrebt, erreicht oder nicht erreicht haben. Es ist sozusagen eine impressionistische Literaturgeschichte. Jedes Kapitel führt uns in das Zentrum der Persönlichkeiten und Alle zusammen werden gleichzeitig ins Auge gefaßt, denn der Geist der Romantik war ihnen gemeinsam, sie lebten in intimen freundschaftlichen Beziehungen und in fortwährendem Gedankenaustausch. Man wird diese Form der literarhistorischen Darstellung nicht als musterhaft bezeichnen können. Bei aller Intensität in der Vergegenwärtigung der romantischen Gesellschaft geht diesen Zustandsbildern doch die Fähigkeit ab, sich leicht und faßlich unserm Gedächtniß einzuprägen; auch ermüdet diese synchronistische Darstellung sehr viel mehr als eine fortlaufende Erzählung — aber die Lektüre des Buches ist doch anziehend wegen der Persönlichkeit Ricarda Huchs selbst, und die vielen Citate erweisen sich als Anschauungsunterricht. Einzelne Kapitel, wie das über Schiller und Goethe oder „Apollo und Dionysos“, sind geradezu glänzend. Man kann freilich nicht umhin, zu gestehen, daß Ricarda Huch in ihrem Bestreben, die Gegenwart für die Charaktere der Romantiker zu gewinnen, so streng kritisch nicht blieb, wie sie zuweilen hätte sein sollen, und daß die sorgsamste Heraushebung der schönen Stellen, die sich in Tiecks „Sternbald“ finden, den

---

[1]) Blüthezeit der Romantik von Ricarda Huch. Leipzig, Verlag von H. Haessel 1899.

Roman nicht um ein Jota genießbarer machen kann als er ist. Die „Wiedergeburt des romantischen Geistes“, der wir nach Frau Huchs Vorwort entgegengehen sollen, ist daher schlechtweg auch nach ihrer eigenen Darstellung nicht zu begreifen. Das Beste, was sie mit ihrem Buche erreichen kann, ist eine gerechtere Schätzung der Romantiker im Rahmen der Geschichte, als historische Persönlichkeiten. Nachdem sie selbst beispielsweise gelegentlich der Beurtheilung von Novalis' Roman „Heinrich von Offterdingen“ zum Schlusse kommt: „Die unbewußte Kraft, die mit instinktiver Sicherheit die Form bildet, fehlte den Romantikern. Sie waren zu wenig Griechen. Sie preßten das duftendste ätherische Oel aus allen Blumen der Heimath und Fremde, aber geeignete Gefäße, sie zu sammeln, hatten sie nicht bereit gehalten; nur ihre Finger trieften von Wohlgerüchen, die bald verflogen, in die Erde versickerten, mit der Luft sich mischten“ — so wird man nach diesem eigenen Urtheil Ricarda Huchs schwerlich annehmen dürfen, daß sie eine Nachahmung der Romantiker jemals auch nur wünscht. Und darum leidet das Buch an einer gewissen Unklarheit. Es will kein Geschichtswerk im strengeren Sinne sein und liefert doch kein neues Programm. Das Beste, was es leistet, ist, daß es die Romantiker in liebenswürdigerem Lichte zeigt, als man gemeiniglich sie zu sehen sich gewöhnt hat; ganz neu dürfte wohl sein, daß Frau Huch am Schlusse ihres Buches den Nachweis führt, daß die Romantiker die Entwicklung der modernen Malerei schon vorausgeahnt haben. Im ganzen muß man daher sagen: Frau Huch hat eine „Rettung“ geschrieben, die nur ein historisches Verhältniß berichtigt, keine neuen literarischen Bahnen eröffnet, wie sie wollte. Und die „Rettung“ war eigentlich gar nicht nöthig, denn die Wissenschaft hatte sie schon vorher besorgt.

Moritz Necker.

Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Jahrhundertfrage erhalten wir noch folgende Zuschrift: „In den zahlreichen Artikeln, welche Ihr Blatt über die Jahrhundertfrage hat erscheinen lassen, ist zwar überall richtig zugunsten des Jahres 1901 entschieden, aber der eigentliche Kernpunkt des Streits nicht getroffen, auch in dem Artikel von Schuchardt (Beilage Nr. 3 d. J.) nur gestreift. Die Gegner können sich mit Recht darauf berufen, daß mit Grundzahlen nur abgelaufene Zeiträume gezählt werden dürfen, und die laufenden Jahre bloß mit Ordinalzahlen. Es handelt sich also in der That um eine Frage des Sprachgebrauchs, wie Schuchardt annimmt, aber eines halben oder zum mindesten ungenauen Sprachgebrauchs, und eines Sprachgebrauchs, der ganz vorwiegend dem Gebiet der **Urkundensprache** angehört und nur auf diesem entschieden werden kann. Es läßt sich nämlich genau nachweisen, wann der Fehler gemacht wurde. Die lateinischen Urkunden des Mittelalters haben die Jahre einer christlichen Zeitrechnung immer in Ordinalzahlen ausgedrückt, wie man in jedem Urkundenbuch sehen kann, vorausgesetzt, daß es in solchen Dingen genau ist, z. B. „anno dominice incarnationis millesimo ducentesimo quinquagesimo quinto“ oder bloß mit den Ordinalendungen M°CC°L°V° oder wenigstens mit einem Punkt hinter der Jahrzahl. Bei dem allmählichen Uebergang zur deutschen Sprache haben die deutschen Urkunden meist von Anfang an die Grundzahlen statt der betreffenden Ordinalzahlen gebraucht, und zwar oft in der ganz unrichtigen Form, als ob das letzte Jahr schon abgelaufen wäre; z. B. „in dem jar, do von unsers herrin geburt warin zwelfhundert und fünfe und fünfzig jar“. (Beide Beispiele auf dasselbe Jahr bezüglich im Zürcher Urkundenbuch III Nr. 940 und 941 und daselbst zahlreiche andere im dritten und vierten Band.) Dabei meinte man natürlich kein anderes Jahr, als das der Ordinalzahl, wie auch die gleichbleibende Indiktion beweist, die freilich bei deutschen Urkunden häufig fehlt. Ganz ebenso wurde es in französischen Urkunden gehalten, z. B. ist eine französisch geschriebene Luxemburger Urkunde des deutschen Königs Karl IV. datirt: „l'an mil trois cens quarante six.“ (Deutsche Kaiserurkunden in Abbildungen V Nr. 2a; vgl. daselbst VI Nr. 19 die erste deutsche Kaiserurkunde von 1240.) Für Urkunden französischen Ursprungs liefert Prou's „Manuel de Paléographie“ Beispiele. Für die italienische Sprache zeigt z. B. die Geschichte Guicciardini's die Datirung mit Grundzahlen. Ueberall fällt diese ungenaue Ausdrucksweise, welche die Mathematiker verführt hat, abgelaufene Jahre zu verstehen, mit Eindringen der ungenauen Zahlen moderner Sprachen in das Urkundenwesen zusammen. Man muß den Gegnern zugeben, daß sie vom mathematischen Standpunkt richtig entschieden hätten und kann ihnen nur durch urkundlichen Nachweis unsres ungenauen Sprachgebrauchs beikommen. S.“

Allgemeines Statistisches Archiv, herausgegeben von Dr. Georg v. Mayr. V. Band, 2. Halbband. Tübingen, 1899. H. Laupp'sche Buchhandlung. — Ein besonderer Umstand verschafft vielleicht diesmal einer Selbstanzeige des Herausgebers zu dem vorliegenden neuen Archivbande die Gastfreundschaft dieser Blätter. Ich bin nämlich den für Statistik sich interessirenden Lesern der Beilage eine Antwort auf den Artikel schuldig geblieben, den Hr. Dr. Zahn in der Beilage vom 4. Sept. 1899 gegen meinen Aufsatz in der Beilage vom 17. Juli 1899 veröffentlicht hat. Es handelte sich dabei um Sonderfragen der Berufsstatistik, insbesondere um die Ungenauigkeiten und Ungleichmäßigkeiten bei der Erfassung der Nebenberufe und ganz besonders darum, inwieweit die Berufsgruppe Landwirthschaft infolge unrichtiger Deklarirung bei der deutschen Berufszählung von 1895 zu kurz gekommen sein könnte. Als ich nach der Rückkehr von der Versammlung des Internationalen Statistischen Instituts den oben erwähnten Zahn'schen Aufsatz gelesen hatte, da rang sich in mir die Ueberzeugung durch, es möchte — da Zahn und ich zweimal und außerdem als liebenswürdiger Vermittler Losch (in der Beil. vom 29. Juli 1899) zur Sache sich geäußert hatten — für die Leser der Beilage genug des grausamen Spiels mit der Statistik der Nebenberuflichkeit sein. Ich habe deßhalb die Antwort, die ich in diesen Blättern schuldig geblieben bin, dahin verlegt, wo ich ohnedies die Ergebnisse der deutschen Berufsstatistik von 1895 zu erörtern hatte, nämlich in den vorliegenden Band des Archivs (S. 710). Sollte sich bei einem Leser des Archivs mit der Erinnerung an die vorerwähnten Aufsätze der Wunsch regen, von der Weiterspinnung der Kontroverse Kenntniß zu nehmen, so müßte ich einen so liebenswürdigen Leser bitten, das Allg. Statistische Archiv freundlich zur Hand zu nehmen. Da ein Leser der Beilage ohne tüchtige statistische Ader zu solchem Wunsche nicht wohl kommen würde, so dürfte ich ihm alsdann wohl auch noch einiges andere über den wesentlichen Inhalt des vorliegenden Archivbandes verrathen. Der Schwede Flodström behandelt einige Hauptgesichtspunkte der allgemeinen Handelsstatistik; von der Einrichtung der Berufs- und Betriebsaufnahme in Frankreich (1896) handelt Rauchberg. Statistische Ergebnisse werden in eingehender Weise erörtert von Hoegel über die Straffälligkeit auf dem Gebiete der vorsätzlichen Körperverletzung in Oesterreich in vergleichender Darstellung, von Rosenfeld über die Verletzungen in der österreichischen Armee und von Koegler über die Hauptergebnisse der überprüften österreichischen Unfallstatistik der Jahre 1890—1896. Ueber die Vorbereitungen zum neuen Zensus (1900) in den Vereinigten Staaten verbreitet sich Falkner (Philadelphia). Den Ergebnissen der deutschen gewerblichen Betriebszählung von 1895 ist ein Aufsatz von Goldstein gewidmet, während ich selbst, wie eingangs erwähnt, in zusammenfassender Weise den größeren Theil der Veröffentlichungen des Kaiserl. Statistischen Amts über die Berufs- und Gewerbezählung von 1895 bespreche. Außerdem behandeln weitere Aufsätze von mir: die Stoffordnung in der wissenschaftlichen Statistik (anknüpfend an darauf bezügliche Anregungen Schäffle's); die Reform der Todesursachen-Statistik in der Schweiz und die „elektrische Auszählung und Sozialpolitik“. Außerdem enthält der Band noch Literaturanzeigen, verschiedene Notizen über Organisation und Reorganisation amtlicher Statistik in einzelnen Ländern, auch

eine kurze, etwas elegische Bemerkung zur deutschen Säkularzählung von 1900 und zum Schluß, worauf ich allezeit besondere Achtsamkeit verwendet habe, ein ausführliches Sachregister, wodurch der Zweck des allgemeinen statistischen „Archivs" in praktischer Weise verwirklicht werden soll.

Georg v. Mayr.

K. **Altfränkische Bilder mit erläuterndem Text von Dr. Theodor Henner.** 1900. Herausgegeben und gedruckt in der kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg. — Wie die früheren Jahrgänge der „Altfränkischen Bilder", so soll auch der vorliegende sechste auf seinem Weg in die Oeffentlichkeit mit einigen Worten begrüßt werden. Er steht seinen Vorgängern vollkommen ebenbürtig zur Seite, mag man nun die Auswahl der Kunstwerke, die technische Ausstattung von Bild und Wort oder den (wiederum von Prof. Dr. Henner verfaßten) erläuternden Text ins Auge fassen. Opferwilligkeit des Verlegers, Liebe zur engeren Heimath, Geschmack und Kunstverständniß haben sich vereinigt, um die Kunstgeschichte Frankens mit einem neuen, höchst werthvollen Beitrag zu bereichern. Der Text hat einen besonderen Werth für den Forscher, sofern in ihm zum erstenmal auf den Eichstädter Bildhauer Loy Hering als den Künstler hingewiesen ist, der in der Würzburger Plastik den ganzen Zeitraum zwischen den hochberühmten Meistern Riemenschneider und den unter Fürstbischof Julius Echter schaffenden Kern mit seinem Einfluß beherrscht hat. Bei diesen Bildhauern kommen zumeist Grabdenkmale in Betracht. So finden wir denn auch in dem soeben erschienenen Heft der „Altfränkischen Bilder" höchst bemerkenswerthe derartige Monumente aus der Frührenaissance. Der Zeit vor Riemenschneider gehört das herrliche Steinbild „Unser Frauen Schiedung" im südlichen Seitenschiff des Doms zu Würzburg an, das nach dem Ausspruch von Autoritäten, wie Lübke und Bode, zu den idealsten Schöpfungen seiner Zeit gehört. Von Profanbauten hat das alte Schloß der HH. v. Thüngen in Burgsinn Aufnahme gefunden, während das Kunstgewerbe vertreten ist durch einen Prachttisch Riemenschneiders, durch einen Thonofen im v. Bibra'schen Schloß zu Trappstadt und einen Schrank aus den Sammlungen der Stadt Würzburg. Zum Schmuck des Umschlags wurden Nachbildungen von zwei hochberühmten Elfenbeinreliefs der Universitätsbibliothek Würzburg verwendet. So befriedigt wir nun auch durch diese neueste Publikation sind, so können wir doch nicht den Wunsch unterdrücken, es möge in den folgenden Jahrgängen der „Altfränkischen Bilder" der weltliche Aufgaben lösenden, für weltliche Zwecke arbeitenden Kunst mehr Berücksichtigung geschenkt werden; Stadt und Bisthum Würzburg und das übrige Franken liefern ja auch dafür reichlich Stoff. Und weiter haben wir, und mit uns gewiß noch mancher Freund des schönen Unternehmens, die Bitte, daß einem der nächsten Jahrgänge ein Verzeichniß über das bisher in so vortrefflicher Weise Veröffentlichte beigegeben werde.

μσι. **Aus Indien und Iran.** Gesammelte Aufsätze von Hermann Oldenberg. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1899. — Das kaum 200 Seiten fassende neueste Buch des bekannten Forschers setzt sich aus sechs Essays zusammen, die in den Jahren 1886—1898 theils in der „Deutschen Rundschau", theils in der „Nationalzeitung" erschienen sind, und einem Vortrag, den der Verfasser auf dem Pariser Orientalisten-Kongreß gehalten hat. Man darf das Ganze als einen dankenswerthen Appendix zu seinen größeren Forschungen auf dem Gebiete der indischen Religionsgeschichte nehmen, als noch immer sehr werthvolle Nebenarbeiten, die sich zugleich an einen größeren Leserkreis wenden. Die wichtigsten und umfangreichsten Aufsätze gelten der Religion des Veda und dem Buddhismus (II.) und Zarathustra (VI.), aber natürlich nicht dem Nietzsche'schen Zerrbilde, sondern dem wirklichen Religionsstifter Irans und seiner Lehre. Gerade dieser letzte Essay dürfte dem größeren Publikum das meiste Neue bieten. Sehr instruktiv ist auch der erste Essay „über Sanskritforschung", in dem die ganze Geschichte der Indologie in knappen und doch lichtvollen Bildern, von dem abenteuernden W. Jones an bis zu Max Müller, Böthlingk und Weber, an uns vorüberzieht. Kleinere Aufsätze behandeln den Satan des Buddhismus, anknüpfend an das bekannte Buch „Mara und Buddha" von Ernst Windisch, die buddhistische Kunst in Indien, ausgehend von der gleichnamigen grundlegenden Arbeit von Alb. Grünwedel und endlich einen Essay Taine's über den Buddhismus. Ein kleines Register vervollständigt den Band, der alle Vorzüge der Oldenberg'schen Darstellung, insbesondere seines „Buddha" aufweist — Klarheit und fesselnde Wärme.

* Die **Königinhofer Handschrift** galt den Tschechen bisher als ein werthvolles Schriftdenkmal der tschechischen und überhaupt slavischen Poesie — sie sollte im 13. oder 14. Jahrhundert schon entstanden sein. Die Handschrift enthält eine Reihe epischer und lyrischer Gedichte, von denen einige schon aus vorchristlicher Zeit stammen sollten. Mit der Echtheit dieser Handschrift, die übrigens schon oft genug von deutschen wie auch tschechischen Philologen als Fälschung gekennzeichnet worden war, dürfte es nun ein für allemal vorbei sein. Schon im vorigen Jahre hat der tschechische Philologe Dr. Johann Machal nachgewiesen, daß der „Entdecker" und zugleich Verfasser der Handschrift, Hanka, sie nach einem russischen Gesangbuch zusammenstellte und ganze Zeilen, ja ganze Absätze aus russischen Liedern in die angeblichen alten Königinhofer Lieder übernommen hat. Das letzte Heft der tschechischen philologischen Blätter, „Listy Filol", bringt nun eine überraschende Ergänzung herzu, mit welcher den bisher noch an die Echtheit Glaubenden die letzte Stütze entzogen wird. In derselben wies nämlich der tschechische Professor Dolansky nach, daß Hanka sich in einem Gedicht der Handschrift selbst als Verfasser bekannte; in der 62. Zeile des Gedichts „Libuscha's Gericht" befinden sich nur zwei lesbare Worte, der Rest der Zeile ist mit zehn farbigen, zum Theil umgestürzten Buchstaben ausgefüllt, welche der „große tschechische Palacky" als „eigenthümliche Zeichen" bezeichnete. Prof. Dolansky gab sich mit der Entzifferung derselben große Mühe und entdeckte, daß von den Buchstaben einer aufrecht, der andere verkehrt geschrieben war. Als er nun die verkehrten Buchstaben mit dem Kopf nach oben aufrichtete, konnte er das Räthsel einfach lösen. Es bildete den Satz: V. H. A. N. K. A. F. E. C. I. T. = v. Hanka fecit. Die chemische Prüfung der Farbe dieser Glosse ergab, daß sie mit der Mehrzahl der Anfangsbuchstaben in der Königinhofer und Grünberger Handschrift übereinstimmt und daß die geheimnißvolle Glosse zu gleicher Zeit wie die anderen Handschriften entstanden ist. Also — ein neuer Beweis dafür, daß diese „Kulturwerke", auf welche die Tschechen bisher so stolz waren, nichts als gemeine Fälschungen des tschechischen Schriftstellers Hanka sind, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebte.

γσ. **Berlin,** 7. Jan. In der Januarsitzung der „Gesellschaft für Erdkunde" unter dem Vorsitze von Prof. Hellmann sprach an Stelle des Prof. Futterer, dessen Vortrag über Osttibet infolge persönlicher Hindernisse ausfallen mußte, der durch seine Forschungsreisen in Nord- und Südamerika bekannte Dr. P. Ehrenreich über die Indianer von Arizona und Neu-Mexico. Diese Stämme, in dem wildzerklüfteten Felsgebirge des Colorado-River heimisch, sind die Träger einer uralten Kultur, die sie bis heute bewahrt haben, und es ist zugleich von allgemeinem ethnologischen Interesse, ein solches Aboriginervolk, das heute noch in seiner alten Gentilorganisation lebt, zu studiren. Diese Indianer gehören zu den Pueblostämmen und haben ihre mehrstöckigen festen Häuser in den Thälern und auf den Plateauterrassen der Gebiete, die der Colorado-River durchströmt, bis zum Salado hin. Am treuesten haben die Moki-Indianer im oberen Colorado-Gebiete die alten Stammessitten und den religiösen Kult bewahrt. Ihre Wohnsitze liegen auf drei Plateaus oder Mesas, die durch natürliche Brücken untereinander und mit dem Hauptplateau in Verbindung stehen. Die mit gelbem Sandstein bedeckte Trias-Sandsteinformation ist durch den Colorado abgetragen und in Tafelberge zerschnitten, die zum Theil wie Forts vor dem Hauptplateau gelagert sind. Die Landschaft ist in eine wunderbare Farbengluth getaucht und die Erscheinung der Fata morgana entzückt den Reisenden. Auf der östlichen Mesa des oberen Colorado-Gebiets liegt das Felsennest Walpi, in dem heute noch wie in dem benachbarten Oraibi die um die Zeit der Sommersonnenwende üblichen

zeremoniösen Maskentänze der „Schlangenpriester“ und der „Antilopenpriester“ beobachtet werden können. Die Kulttradition der Moki-Indianer hängt mit der von Alt-Mexico zusammen, und man nimmt an, diese selbst seien mit den Bewohnern des alten Mexico auch stammverwandt, während die Navaho-Indianer, die ihnen benachbart sind und sich durch Textilarbeiten und großes Geschick im Herstellen von Silberschmuck auszeichnen, mit den Stämmen von Alaska zusammengestellt werden müssen. Von 1546 bis 1680 haben spanische Missionspatres hier ihre Wohnsitze gehabt. Sie haben Kulturpflanzen, sowie Pferd und Schaf den Eingeborenen gebracht, doch machten diese selbst der ihnen unerträglich gewordenen religiösen und sozialen Bedrückung durch die Vertreibung der Fremden 1680 ein Ende. Die Moki leben in Phratrien und Clans getheilt, von denen jeder Clan seine eigene Schöpfungslegende und sein ihm allein zugehöriges Totem besitzt. Aus einer Erdöffnung sind sie ihrer Stammessage nach auf der Maisstaude emporgewachsen. Ihr religiöser Kult dient in der Hauptsache dazu, Regen von den Göttern und den zahlreich verehrten Dämonen zu erbitten. Als geschickte Ackerbauer wissen sie ihre Pflanzungen gut gegen Sandstürme zu schützen, auch sind sie sichere Jäger auf Präriehunde; daneben treiben sie eine kunstvolle Keramik und verstehen sich gut auf Weberei. Die Götterpuppen, deren die Moki zahlreiche besitzen, werden den Kindern als eine Art Katechismus in die Hand gegeben, um sie in die Stammessymbolik einzuführen. Die amerikanischen Forscher nun haben schon seit längerer Zeit die Zeremonien studirt, die in Walpi und Oraibi zur Zeit des Sonnensolstitiums von den Schlangenpriestern und Antilopenpriestern ausgeführt werden. Eine soziale Klasse bilden diese Priester nicht, vielmehr rekrutiren sich die Bruderschaften aus allen Klassen des Stammes. Besonders geschickt wissen sie bei den religiösen Tänzen die Schlangen, die das Symbol des Blitzes darstellen, mit dem der Fruchtregen verbunden ist, so zwischen den Zähnen zu halten, daß sie die Thiere zugleich mit einer Feder zur Bewegung reizen, um sich dadurch vor einem Bisse der Giftschlangen zu schützen, dem sie von den in Ruhe befindlichen Reptilien ausgesetzt sind. Der Maistanz und der Flötentanz wechseln mit den Schlangentänzen alle zwei Jahre ab. Der Redner konnte seine Darlegungen durch eine reiche Sammlung von Photogrammen illustriren, von denen viele die ersten Originalaufnahmen jener selten beobachteten Kulthandlungen dieser nordamerikanischen Natives sind, die neuerdings durch den amerikanischen Forscher Professor Barton James genauer studirt worden sind. Typen beider Geschlechter, verschiedener Altersstufen, in Kriegsrüstung und Zeremonialschmuck, das Innere ihrer Wohnungen und Ansichten ihrer Götterbilder zogen vor dem Auge des Zuschauers auf der weißen Tafel vor dem Projektionsapparat vorüber. Zugleich gab Dr. Ehrenreich Bilder von jener gewaltigsten vulkanischen Schlucht der Erde, als die sich der Colorado-Cañon darstellt, der in einer Länge von 380 km und in einer eine bis anderthalb deutsche Meilen betragenden Breite sich bis zu 6000 m Tiefe in das Gebirge eingewühlt hat, so daß hier alle geologischen Formationen der ganzen Erdgeschichte gleichsam wie in einem Naturarchiv dem Geologen an den ihn umgebenden Felswandungen aufgeschlossen erscheinen. Von der Station Flagstaff aus ist ein Zugang zu den tiefsten Theilen der Schlucht möglich, auf deren Grund der Fluß sein warmes Wasser daherrauschen läßt. — Aus den Mittheilungen des Vorsitzenden über die literarischen Neueingänge seien erwähnt: Aventins Karte von Bayern, Klose: Togo, Justus Strandes: Englisch- und Deutsch-Ostafrika zur Portugiesenzeit, Bastian: Aus dem Seelenleben von Mikronesiens Stämmen, sowie eine Anzahl von Studien über Südafrika, die den gegenwärtigen Krieg Englands mit den Buren zum Anlaß genommen haben. — Dem Berichte des Generalsekretärs Hrn. Hauptmann Georg Kollin nach beträgt die gegenwärtige Mitgliederzahl der Gesellschaft 1291, gegenüber 1259 Mitgliedern im Vorjahre. Die Bibliothek und die Kartensammlung haben im Laufe des letzten Jahres reichen Zuwachs erfahren, wie auch die Finanzen der Gesellschaft besonders durch die Opferwilligkeit ihrer Mitglieder bei Gelegenheit der Begründung ihres „eigenen Heims“ in gutem Zustande sind. Der offizielle Bericht über den „VII. Internationalen Geographenkongreß“, den die Gesellschaft herausgibt, dürfte um die Mitte dieses Jahres gedruckt vorliegen. — In Verbindung mit den Neujahrsgrüßen des Majors Leutwein aus unserm afrikanischen Schutzgebiet sind solche brieflichen Neujahrswünsche an die „Gesellschaft für Erdkunde“ auch von Hendrik Witboi von dessen Hand eingegangen, ein Beweis von den Erfolgen deutscher kolonisatorischer Arbeit auf dem Boden des „dunklen Kontinents“.

* **Freiburg i. Br.** Der Professor der Chemie an der hiesigen Universität, Dr. A. Claus, tritt aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand.

* **Jena.** Die neulich auch an dieser Stelle wiedergegebene Nachricht von der Errichtung einer technischen Hochschule der thüringischen Staaten in Jena ist unbegründet. Das Gerücht scheint in dem Anerbieten der Karl Zeiß-Stiftung (Firma Karl Zeiß), aus ihren Mitteln ein Laboratorium für technische Chemie und Physik zu schaffen, das der hiesigen Universität angegliedert werden soll, seinen Grund zu haben.

* **Aus Oesterreich.** Mit der Leitung des embryologischen Instituts und der Abhaltung der Vorlesungen über Embryologie an der Wiener Universität ist an Stelle des in den Ruhestand tretenden Prof. Schenk der bisherige erste Assistent am histologischen Institut Prof. Dr. Jos. Schaffer betraut worden. — Eine Petition der Deutschösterreichischen Schriftstellergenossenschaft und andere letzterer Zeit in der Oeffentlichkeit laut gewordene Stimmen veranlaßten, wie die „Wiener Abendpost“ mittheilt, das Justizministerium, neuerdings zu erwägen, ob der Beitritt zur Berner Konvention betreffend den Schutz von Werken der Literatur und Kunst sich empfehle. Um über alle in Betracht kommenden Momente eine möglichst umfassende Information zu erlangen, hat das Justizministerium zunächst einen Fragebogen, in dem die maßgebenden Gesichtspunkte dargelegt sind, an die in Wien, Prag, Krakau und Lemberg bestehenden Akademien der Wissenschaften und der bildenden Künste, sowie andere literarische und künstlerische Institute, an die verschiedenen Schriftsteller- und Künstlervereinigungen, dann an die zur Vertretung der Interessen des Buch- und Kunstverlags berufenen Körperschaften und Vereine versendet.

* **Aus Belgien.** In Loewen starb, wie die „Voss. Ztg.“ meldet, 70 Jahre alt, der Professor der griechischen Sprache, Literatur und Paläographie an der Loewener Universität, de Grouteers. Als Hellenist hatte er einen Weltruf; er hat theils in besonderen Werken, theils in Fachschriften seine gelehrten, die griechische Sprache betreffenden Arbeiten veröffentlicht. Die von ihm herausgegebene „Vergleichende Grammatik“ ist eine hervorragende Leistung. Er war eine der Zierden der katholischen Universität.

* **Turin.** Die hiesige Akademie der Wissenschaften hat den für die bedeutendste wissenschaftliche Arbeit der letzten vier Jahre ausgesetzten großen Bressa-Preis von 10,000 Lire an Professor Ernst Haeckel verliehen.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Holländische Miniaturen des späteren Mittelalters.

Die Untersuchung des Bilderschmucks in den Handschriften des Mittelalters erfreut sich nicht gerade des besten Ansehens. Nicht nur viele Kunstfreunde, auch manche Kunstforscher von Beruf befassen sich nicht gern mit diesen Bildchen, die sie etwa auf eine Stufe mit den Wundern der alten fürstlichen Kunstkammern setzen.

An dieser Thatsache trägt die ältere Betrachtungsweise der Miniaturen selbst die Hauptschuld. Allein schon seit mehr als einem Jahrzehnt ist eine Wandlung eingetreten. Man hat einsehen gelernt, daß uns gerade die Werke der hochentwickelten „Miniaturenkunst", die Prachthandschriften der Fürsten, nur in seltenen Fällen wichtiges lehren, und daß sich die Forschung deßhalb nicht so sehr der Analyse vereinzelter Denkmäler, als vielmehr der Bildung von Denkmälergruppen zuwenden müsse. Es gilt, aus dem Gesammtvorrath von älteren Bilderhandschriften diejenigen herauszufinden und nebeneinander zu stellen, die womöglich einer und derselben Schreibstube oder doch einem und demselben Kunstkreis entstammen. Die allgemeinen Ergebnisse derartiger Untersuchungen sind bei weitem wichtiger als die Kenntniß der Art eines, sei es auch noch so kunstfertigen, einzelnen fürstlichen Illuministen.

Die Gründe für diese Wendung der Anschauung liegen auf der Hand. Fürs frühe Mittelalter lassen sich die Wanderungen und Wandlungen der Bilderkreise, des Typenvorraths, des Ornamentbestands u. s. w. nun erst vollkommen erkennen. Und ihre Erkenntniß ermöglicht sofort Urtheile von weittragender Bedeutung, z. B. ein Urtheil über den Grad der Selbständigkeit des künstlerischen Schaffens in jener Periode überhaupt. Solche Urtheile dürfen mit wenig Einschränkung verallgemeinert werden. Denn wenn wir uns auch ganz klar darüber sind, daß uns die Erforschung der Miniaturen nur unvollkommen über die Lücken in unsrer Kenntniß der monumentalen Malerei weghelfen kann: allgemeine Ergebnisse jener Art gestatten einen Rückschluß auf den Stand der Wandmalerei. Wenn die Miniaturmalerei des frühen Mittelalters vornehmlich in dieser Richtung untersucht wurde — ich erinnere nur an die ergebnißreichen Arbeiten von Janitschek, Leitschuh, Clemen, Vöge, Goldschmidt, Braun, Haseloff u. A. m. —, so traten für die Bearbeitung der Illustration des späteren Mittelalters andere Gesichtspunkte in den Vordergrund. Auch hier galt es zwar zunächst, Gruppen zu bilden. Aber das Allgemeinwichtige, was uns diese Gruppen lehren, ist etwas anderes als dort. Wir vermögen die Bildung eines neuen Stils zu erkennen, der der Illustration ganz besonders eigenthümlich ist. Wir können die Entwicklung dieses Stils, seine verschiedenartige Ausprägung in den verschiedenen Gruppen, sagen wir gleich: Werkstätten, verfolgen. Neben den etwaigen Schlüssen auf die große Kunst bietet sich uns also jetzt auch — und das ist wohl das Wichtigste — die Möglichkeit, das Wesen der Illustration selbst als einer besonderen Kunst schärfer zu erfassen. Weiter aber ergeben sich Beziehungen zu den graphischen Künsten, zu Holzschnitt und Stich, die sehr bedeutungsvoll sind. Andere Ausblicke, z. B. ikonographischer Art, treten dazu. Kurz, es zeigt sich: je methodischer die Untersuchung vorging, je mehr sie sich von einzelnen Denkmälern frei machte und ganze Denkmälergruppen befragte, um so wichtiger wurden die Ergebnisse.

So bringt denn auch die Arbeit, über die wir hier berichten wollen, eine Reihe der werthvollsten Aufschlüsse und Anregungen.[1]) Ein Holländer, Willem Vogelsang, hat es unternommen, den Denkmälern der Buchmalerei seiner Heimath aus dem späteren Mittelalter nachzugehen. Der Gedanke lag nahe, den Spuren Pits zu folgen und in den Miniaturen die Keime der späteren Entwicklung der holländischen Malerei aufzusuchen. Allein der Weg führte den Forscher zunächst nur in die Tiefe. Und es galt dann, von unten auf zu bauen, vorerst einmal den Denkmälerbestand zu sichten und zu gruppiren. Zu zusammenfassenden, abschließenden Urtheilen schien das so durchgearbeitete Material schließlich doch noch nicht zu berechtigen. Es ist das besondere Verdienst des Verfassers unsrer Schrift, daß er sich dieser mühsamen Arbeit unterzogen hat. Er hat Grundlagen gewonnen, die für alle weiteren Untersuchungen feste Ausgangspunkte abgeben. Daß er dabei sehr zurückhaltend in der Ausbeutung der Ergebnisse gewesen ist, muß ihm eher zum Verdienst angerechnet werden. Nur eine ganz umfassende Kenntniß nicht nur eines lokal beschränkten, sondern möglichst des ganzen Materials eines größeren Zeitraums wird Schlüsse ermöglichen, die mehr sind als im besten Fall geistreiche Einfälle.

In einem ersten Kapitel werden sechs Handschriften des 14. Jahrhunderts behandelt. Sie scheinen zu lehren, daß Holland im 14. Jahrhundert „eine eigene tonangebende (zeichnende) Kunst nicht besessen" habe. Aber der Verfasser findet doch eine „deutlich heraustretende Eigenart" in jenen Werken und deutet auch die besonderen Bedingungen für deren Entwicklung an. Ich meine, eine ganz genaue Vergleichung namentlich der Reimbibel des Museums Meermann-Westrhonen mit französischen und vlämischen Bilderhandschriften wird diese Eigenart auch noch bestimmter umschreiben lassen, als der Verfasser versucht hat. Allein vorläufig müssen wir uns mit seinen Bemerkungen begnügen.

Endlich legt die Spärlichkeit der Denkmäler und die Thatsache, daß ein engerer Stilzusammenhang zwischen einzelnen der sechs Handschriften nicht festgestellt werden kann, die Frage nahe: hat eine rege gewerbsmäßige Illustration im 14. Jahrhundert in Holland überhaupt bestanden?

[1]) Willem Vogelsang: Holländische Miniaturen des späteren Mittelalters. Mit 24 Abbildungen und 9 Lichtdrucktafeln. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) 1899. Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 18.

Es scheint — mehr kann man noch nicht sagen —, als ob das nicht der Fall gewesen ist.

Das zweite Kapitel gibt eine Uebersicht über die Produktion des 15. Jahrhunderts. Mit Recht geht der Verfasser von der Literatur aus. Es ist in hohem Maße bestimmend geworden, daß Holland eine neue weltliche Literatur im 15. Jahrhundert nicht erhielt. Die Illustration mußte sich an die geistlichen Werke anschließen, die wenigstens einigermaßen auch einem Unterhaltungsbedürfniß dienten: die Historienbibeln. In zweiter Linie kamen die Horarien in Betracht, die auch das gebildete Bürgerthum nicht entbehren konnte.

Diese Thatsache ist gewiß ebenso wichtig wie das Fehlen der fürstlichen Bücherliebhaber. Und mit diesem Faktor zusammengehalten machte sie leicht verständlich, warum sich die holländische Illustration weder in der Zahl der Denkmäler noch in der Höhe der Kunst mit der oberdeutschen, der französischen oder vlämischen Illustration messen kann. Eine sorgfältige und lehrreiche Analyse der Ornamentik dieser Zeit schließt dies einleitende Kapitel ab.

Nun führt uns der Verfasser in den Handschriftenbestand des 15. Jahrhunderts ein. Er zählt zunächst einige vereinzelte Werke auf. Unter diesen steht die wunderbare Apokalypse in Paris bei weitem obenan. Der Verfasser stellt eine Veröffentlichung ihres Bilderkreises in Aussicht; und angesichts der fünf Tafeln, die er hier schon mittheilt, können wir nur wünschen, daß er seine Absicht ausführen möchte, das Denkmal verdient die eingehendste Würdigung. Leider ist eine bestimmte Lokalisirung, wenigstens vorläufig, noch nicht gelungen. Danach aber wird uns eine Handschriftengruppe geschildert, die eine ganze Reihe wichtiger Schlüsse ermöglicht. Wieder ist vom Stoff auszugehen. In dem Bereich der Windesheimer Kongregation entstand eine Fassung der Historienbibel, die sich offenbar großer Beliebtheit auch in Laienkreisen erfreute. Vielfach abgeschrieben, wurde diese Fassung endlich auch illustrirt. Nun erhebt sich natürlich die Frage, ob Brüder vom gemeinsamen Leben auch die Illustratoren waren. Daß die Windesheimer Kongregation die Miniaturmalerei pflegte, ist sicher. Aber ob sich ihre Kunst nicht auf die Ausstattung der Kultbücher beschränkte, ist doch noch gar nicht ausgemacht. Vogelsang läßt demgemäß auch die Frage vorsichtig offen. Wir werden später noch einmal auf diesen Punkt zurückkommen.

Zunächst bringt der Verfasser fünf Handschriften zusammen, die er auf Grund einer Reihe gemeinsamer Merkmale (der Technik, der Ornamentik, des Stils und des Bilderkreises) einer und derselben Werkstatt zuweist. Mehrere der Handschriften sind geradezu von den gleichen Händen illustrirt. Wir erfahren zwei Daten: 1431 und 1439, und auch den Namen eines Künstlers Claes Brouwer.

In mancher Beziehung mit einzelnen Denkmälern dieser ersten Gruppe verwandt, doch aber wieder sehr von dem Gesammtcharakter dieser verschieden, sind dann zwei weitere Handschriften, die unter sich zusammengehören. Die genaue Analyse ergibt, daß diese zwei Stücke nach Stil und Ornamentik jünger sein müssen: sie sind erst nach der Mitte des Jahrhunderts entstanden und geben sich demnach als Erzeugnisse einer zweiten Werkstatt zu erkennen. Die Technik der Illustration ist durchaus Deckfarbenmalerei, während sich in der ersten Gruppe bedeutsamerweise neben der Deckfarbenmalerei auch ein enges Schraffiren mit feinen kurzen Federstrichen findet, das die Farbe wenigstens theilweise ersetzt.

Neben die Bibeln treten Horarien als besonders beliebte Gattung illustrirter Handschriften im 15. Jahrhundert.

Im vierten Kapitel sucht der Verfasser auch diese überaus zahlreiche Klasse in verschiedene Gruppen zu gliedern. Die erste steht in ihren besten Erzeugnissen ziemlich hoch. Die Technik ist Deckfarbenmalerei, und zwar eine verständnißvolle, malerisch gerichtete.

Eine zweite Gruppe unterscheidet sich von dieser vor allem gerade durch die Technik: die Bilder sind in dünner blasser Federzeichnung ausgeführt, durch feine Malerei grau in Grau sorgfältig modellirt. Dazu tritt nur ganz wenig Farbe, etwas Blau für den Himmel, Gelb für Boden und Bäume, etwa auch noch das Haar und Gold für Nimben und Schmuck.

Beide Gruppen sind gewiß in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden. Das Datum einer Handschrift der ersteren weist auf 1438.

Ein dritter Typus von Gebetbüchern ist dann in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zur Herrschaft gelangt. Ihm ist schon äußerlich ein besonderes Ornamentsystem eigen. Eine ganze Reihe von Handschriften dieses Typus ist von dem Zeichner illustrirt, den wir oben in der zweiten Bilderbibelwerkstatt thätig fanden. Außer seinen Werken gehört zu der Gruppe noch eine Anzahl weiterer, die stilistisch in theils engerem, theils weiterem Zusammenhang mit jenen stehen.

Wenn sich schon in den Handschriften dieser ganzen dritten Gruppe ein Sinken des Geschmacks bemerkbar macht, so gilt das noch viel mehr von einzelnen späteren Handschriften, die der Verfasser schließlich aufführt. Erzeugnisse einer Werkstatt lassen sich nicht mehr zusammenstellen. Unter ihnen interessirt uns nur noch eine Gruppe von drei zusammengehörigen Handschriften, die zwar eine mannichfach zurückgebliebene Kunst verrathen, sich aber, und das ist das Wichtige, datiren und bestimmter lokalisiren lassen. Sie stammen sämmtlich aus Fraterhäusern oder Klöstern der Windesheimer Kongregation, wo sie im letzten Viertel des Jahrhunderts geschrieben und illustrirt worden sind.

In die Nähe dieser Gruppe gehört wohl auch das bekannte schöne Gebetbuch der Prinzessin Sybilla von Cleve in München.

Diese letzte Gruppe ist, wie der Verfasser im fünften Kapitel ausführt, die einzige, die den Brüdern vom gemeinsamen Leben zugeschrieben werden kann; und es ist meines Erachtens sehr wichtig, daß er ausdrücklich hervorhebt, wie diese Gruppe einen zwar sorgfältig vornehmen, aber konservativen Charakter zeigt. Hier so wenig wie anderswo im 15. Jahrhundert ist der Thätigkeit geistlicher Hände entwicklungsgeschichtlich bedeutsames zu verdanken. Die anderen Gruppen, sowohl die beiden Bilderbibelwerkstätten wie die Gebetbuchwerkstätten werden wir wohl als bürgerlich ansprechen dürfen. Der Verfasser weist mit Recht darauf hin, daß der Claes Brouwer, den wir als Illuministen der einen Bibelhandschrift kennen lernten, Laie gewesen sei. Sonst dürfte das Prädikat Frater nicht fehlen. Ueberdies spricht der Charakter und die Betheiligung mehrerer Hände an jedem einzelnen Werk stark für bürgerlich fabrikmäßige Erzeugung.

Dies sind die Grundlagen, die der Verfasser durch sorgsame Vergleichung eines größeren Materials gewonnen hat. Soweit man ohne Nachprüfung der Denkmäler selbst urtheilen kann, sind seine Ausführungen völlig überzeugend. Jedenfalls ist die methodische Besonnenheit, mit der er vorgeht, anzuerkennen. Etwas übersichtlicher hätten sich vielleicht die Ergebnisse dieser Vorarbeit, wie sie der Verfasser im sechsten Kapitel zusammenfaßt, gruppiren lassen. Vielleicht auch noch etwas bestimmter formuliren. Aber wie wir schon oben betonten, erst die eingehendere Vergleichung der Art und Kunst dieser holländischen Werkstätten mit der Illustrationsweise in französischen, vlämischen und deutschen Denkmälern wird es möglich machen, die Eigenart hier und dort vollständig und erschöpfend zu umschreiben. Indessen

ließe sich über die merkwürdige strichelnde Federzeichnung wohl noch etwas mehr sagen, als der Verfasser versucht. Wir können seinen Ausführungen gewiß zustimmen. Auch wenn er auf die Verwandtschaft dieser Manier mit der Holzschnittmanier einzelner Blockbücher hinweist, finden wir darin eine durchaus richtige Beobachtung. Allein er erkennt selbst an, daß der Vorliebe für strichelnde Schraffirung „eine der Zeit eigene Geschmacksrichtung, ein Bedürfniß nach Schwarz-Weiß-Kunst entgegenkam". In der That: das ist es. Nicht der Wunsch den Herstellungsprozeß abzukürzen, hat die neue Technik in das Leben gerufen, mindestens nicht in erster Linie. Denn erstens bezweifle ich, daß dieses feine Stricheln wesentlich schneller von statten geht, als ein flottes Antuschen mit ein paar Tönen. Und zweitens stehen neben den gestrichelten Bildchen bedeutsam die Grisaillen. Die kann man nicht gut aus dem abkürzenden Verfahren einer vielbeschäftigten Werkstätte erklären. Denn die Technik ist älter als der Werkstattbetrieb und wird wiederholt gerade in Prachthandschriften angewandt. Nein, es ist das Bedürfniß nach Schwarz-Weiß-Kunst. Und dessen Erwachen erklärt sich meines Erachtens etwa so: je allgemeiner die Freude am Malerischen auch die Illustrationen in Bilder verwandelte, umsomehr mußte sich das Empfinden regen, daß diese Bilder ebenso der dekorativen Einheit des Buches, wie dem Wesen echter Illustration widerstreben. Denn Illustration und Bild sind eben verschiedene Dinge. Ich meine also, das Aufkommen jener Manieren ist ein Zeugniß mehr für die interessante Scheidung im Feld der Malerei, die sich bald nach 1400 vollzog, für die Scheidung der eigentlichen Malerei von den zeichnenden Künsten, von der Griffelkunst, der Bilderpoesie, oder wie man sagen mag. Auch der Verfasser weist, wie ich das an anderer Stelle schon gethan habe, auf die enge Stilverwandtschaft jener strichelnden Zeichnung mit dem frühen Kupferstich hin. Dabei ist ihm leider eine interessante Thatsache entgangen, nämlich die Wiederkehr der Bildchen seiner zweiten Gebetbuchgruppe in den Stichen des sogenannten Meisters der Liebesgärten. Lehrs hat in seiner Veröffentlichung dieser Stiche (1893) auf jene Thatsache hingewiesen und sich darüber wie folgt erklärt: Das Gebetbuch 21,696 in Brüssel, ein entsprechendes Gebetbuch im Musée Plantin-Moretus in Antwerpen und der zuverlässig von Jean Miellot für Philipp von Burgund 1448 geschriebene „Miroir de la Salvation Humaine" enthalten eine Reihe Passionsdarstellungen, die sich mit den entsprechenden Darstellungen im gestochenen Werk des Liebesgartenmeisters decken. Die genaue Vergleichung ergibt, daß die Zeichnungen aller drei Handschriften Kopien nach den Stichen sind. Die Handschriften sind nach Hymans und Ruelens vlämisch. Auch die Heimath des Liebesgartenmeisters werden wir in den Südniederlanden zu suchen haben.

Ich denke, diese Ausführungen lassen sich nun etwas modifiziren. Das Brüsseler Gebetbuch 21,696 weist Vogelsang seiner zweiten holländischen Gruppe zu (auf Grund der Heiligen und des Dialekts). Ihr wird wohl auch das verwandte Stück des Musée Plantin, das Vogelsang nicht kennt, soweit ich sehe, angehören. Das Vorkommen der Passionsdarstellungen in mehreren Exemplaren dieser Gruppe macht nun zunächst unwahrscheinlich, daß sie alle nach den Stichen des Spielkartenmeisters kopirt sein sollten. Man müßte denn annehmen, daß die Stiche geradezu als Vorlagen in der Werkstätte gedient hätten. Darüber könnte nur eine ganz subtile Vergleichung aller Wiederholungen Sicherheit geben. (Nach den Stichen kopirt werden dagegen wohl die Bildchen des „Miroir de la Salvation Humaine" sein, der ja wieder unsrer Gruppe nach überhaupt der holländischen Kunst angehört.) Nun bliebe nur noch die Frage: knüpft denn nicht auch der Stecher irgendwo an? Meines Erachtens hat man mit den Vorstellungen von Originalität, die in der großen Kunst am Platze sind, diesen Bilderfabrikanten gegenüber völlig aufzuräumen. Und daher scheint es mir doch methodisch richtiger, bis auf weiteres folgendes anzunehmen: Eine bestimmte Fassung des für Horarien üblichen Bilderkreises, des Typus II Vogelsangs, gelangt infolge der gefälligen Arbeit und der regen Produktion einer größeren holländischen Werkstätte zu großer Beliebtheit und weiter Verbreitung. Der vlämische Stecher kopirt ein Exemplar dieses Typus. Seine Stiche waren bestimmt, in Gebetbücher eingedruckt, eingeklebt oder eingenäht zu werden. Für diese Bestimmung spricht eine Thatsache, mit deren Erwähnung ich diesen Exkurs schließen will: in Hannover ist ein Gebetbuch jener Gruppe II erhalten, das bisher wohl ebenfalls noch unbekannt ist (Ms. I, 83. 4°. perg.) Diese Handschrift enthält vorn saubere Grisaillen ganz vom erwähnten Typus. In der zweiten Hälfte aber begegnen uns mehrfach freie Seiten, auf denen einst die Miniaturen aufgenäht waren. Heute sind sie verschwunden. Man sieht, eine solche nachträgliche Einfügung des Bilderschmucks war gar nichts ungewöhnliches.

Diese Ergänzung der Ausführungen unsres Verfassers greift keine seiner Thesen an. Ebensowenig kann der Wunsch, der wohl jedem Leser zum Schluß aufsteigen wird, den Werth seiner Arbeit beeinträchtigen: ich meine den Wunsch, etwas bestimmter zu erfahren, ob und wie weit denn nun diese holländische Illustration die spätere Entwicklung der holländischen Malerei vorausahnen läßt. Der Verfasser ist zu vorsichtig, um mehr als einige Einzelbeobachtungen zu geben. Und so verbietet sich denn für uns, die wir sein Material im Augenblick nicht überschauen können, erst recht jede weitere Ausführung. Aber eines möchte ich doch etwas stärker betonen, als der Verfasser gethan hat: Sonnenuntergang und Frühroth in so fein gewählten Farben dargestellt, später Fackelbeleuchtung, dunkelblauer Nachthimmel und ähnliches, ja überhaupt ein zweifellos hoch entwickelter Farbensinn, das alles ist gewiß nicht zufällig gerade in Holland so früh zu finden. Und wenn nun daneben die Fähigkeit zu erzählen, der Ausdruck des Affekts, die Tendenz zur Schwarz-Weiß-Kunst hervorgehoben wird, so ist eben auch dies nicht Zufall. Die hohe Blüthe des holländischen Holzschnitts, die Lust am Fabuliren bei so manchem Maler des 16. und 17. Jahrhunderts ist da schon vorbereitet. Man wird vielleicht einst dahin gelangen, beide Seiten künstlerischen Schaffens in ihrer holländischen Eigenart noch genauer zu umschreiben, vielleicht auch ihre psychischen Wurzeln zu erkennen. Dann erst wird man auch dem größten Genius dieses Volks, der beide in sich vereinigte, ganz gerecht werden: dem Maler und Radirer Rembrandt.

Rudolf Kautzsch.

Die Europäer in ihrem Verhältniß zu den Eingeborenen der Kolonien.

Von H. A. R.

II.

Wir kommen schließlich zu demjenigen Kapitel, das den augenfälligsten Unterschied zwischen englischer und holländischer Methode zeigt, nämlich die Auswahl der Sprache im Verkehr mit den Inländern, und zwar ist dies geradezu der bestimmende Punkt in dem ganzen Verhältniß zwischen denselben und den Europäern. Es muß hier vorausgeschickt werden, daß es natürlich und begreiflich ist, wenn eine sehr mächtige Nation es eher verschmäht als

eine relativ schwache, die Sprache der Eingeborenen zu erlernen und als gleichberechtigt neben der eigenen im offiziellen Verkehr zu dulden. So darf es denn auch nicht allzu sehr frappiren, daß die Engländer so konsequent auf dem fast ausschließlichen Gebrauch des Englischen bestehen, denn das Englische ist thatsächlich eine Weltsprache und außerdem verhältnißmäßig leicht erlernbar. Kommt man nach irgend einer beliebigen englischen Kolonie, so ist man immer wieder erstaunt über die weite Verbreitung der Sprache der Schutzmacht in allen Schichten der einheimischen Bevölkerung. Besonders in den ostasiatischen Hafenplätzen unter englischer Flagge spricht sozusagen Alles, wenigstens Alles, was Handel treibt, englisch, die chinesischen und vorderindischen Rheder und großen Kaufleute voran, dann die kleineren Händler aller handeltreibenden Stämme, ebenso die Bedienten, die Arbeiteraufseher, kurz alles, was mit den Herren des Landes unmittelbar in Berührung kommt.

Es scheint dies auf den ersten Blick ja ganz angenehm zu sein, stellt sich aber bei näherer Betrachtung in mancher Hinsicht als eine von aufmerksamen Beobachtern tiefempfundene Kalamität heraus. Es muß nämlich sofort in die Augen springen, daß dadurch, daß die Inländer Englisch lernen, die Engländer andrerseits überhaupt keinen Antrieb mehr fühlen, sich die inländische Sprache anzueignen, da die Verständigung ja glatt im eigenen Idiom von statten geht. Daraus aber folgt, daß die Inländer über mindestens zwei Sprachen verfügen, von deren einer sie, da die Machthaber sie nicht verstehen, als Geheimsprache Gebrauch machen. Selbst im Verkehr mit Beamten, welche offiziell z. B. in den Straits Settlements die malaiische Sprache verstehen müssen und zum Theil auch wirklich vorzüglich beherrschen, haben sie immerhin noch einen Ausweg in der Anwendung von Mundarten oder einer anderen Sprache, die dem Beamten fremd ist. Ein „gebildeter" Chinese in Singapur z. B. spricht außer zwei oder drei chinesischen Dialekten noch fließend englisch, malaiisch und siamesisch, vielleicht gar noch etwas Hindostani oder Tamil, jedenfalls aber fünf Sprachen, ebenso verstehen die dort ansässigen Vorderindier ausnahmslos Hindostani, Tamil, Malaiisch und Englisch, die eingeborenen Malaien mindestens Englisch außer der eigenen Sprache und deren Mundarten.

Man könnte angesichts dieses Babylon fast an der z. B. an einen Polizeibeamten herantretenden Aufgabe verzweifeln, und außer den Beamten und einigen Liebhabern gibt sich denn auch in den dortigen englischen Kolonien Niemand die Mühe, alle diese Sprachen oder auch nur eine, etwa das von allen Nichtengländern als allgemeine Umgangssprache wohl gekannte Malaiisch, zu lernen. Man spricht eben einfach englisch, theils aus Trägheit, theils aus Ueberhebung und nimmt den Uebelstand, daß die ganze Umgebung und besonders die farbige Dienerschaft alles versteht, was man spricht, in den Kauf, ebenso auch jenen, daß diese ganze Umgebung unter sich ohne Wissen des Herrn diesen vor seinen Augen oder vielmehr Ohren verhandeln, verklatschen, sich über ihn lustig machen kann. Denn das letztere, sowie unflätiges Beleidigen des Europäers und eine bübische Freude über dergestalt gelungene Verunglimpfungen desselben bilden den Lieblingssport des kosmopolitischen Gesindels, das sich unter englischer Flagge zusammenfindet.

Welch wohlthuender Gegensatz hiezu in Holländisch-Indien! Die ganze Lage scheint gerade umgekehrt zu sein. Jeder Europäer spricht hier geläufig Malaiisch, viele auch Javanisch oder Sundanesisch, Maduresisch ꝛc., manche auch Chinesisch und selbst Battakisch. Die Beamten vor allem zeichnen sich, wie weiter oben schon erwähnt, durch wirklich hervorragende Sprachkenntnisse aus. Sie schreiben die inländischen Idiome sogar in den betreffenden dem Arabischen und Sanskrit verwandten Schriftarten. Hier also ist es der Europäer, der die Sprache des Inländers beherrscht und die eigene als Geheimsprache für sich behält, und zwar machen hievon nicht etwa nur die Holländer, sondern ohne Ausnahme alle dort vertretenen verschiedenen europäischen Nationen, die Deutschen und Engländer voran, den ausgedehntesten Gebrauch.

Die Grundursache dieser Erscheinung oder vielmehr Methode nun war von Anfang an eine politisch wohldurchdachte Spekulation. Man wollte einfach dem Inländer einen allzuneugierigen Einblick in die eigenen Angelegenheiten verwehren und auch vermeiden, durch Aufoktroyirung der holländischen Sprache ein Allen geläufiges Verständigungsmittel und Verbindungsglied zu schaffen. Und zwar gab ursprünglich nicht etwa die Erwägung der eigenen Schwäche hiefür den Ausschlag, wenn auch in der neueren Zeit, nach dem Niedergang der holländischen Seemacht, dieser Gesichtspunkt für strikte Beibehaltung der alten Methode maßgebend sein dürfte, sondern die Holländer lernten diese inländischen Sprachen schon damals, als sie noch die erste Kolonialmacht repräsentirten, als sie selbst das mächtige England in Schach hielten.

Daß die allgemeine Kenntniß der Sprache eines Volks die Beherrschung desselben in hohem Maße erleichtert, liegt auf der Hand, denn diese Kenntniß bildet das hauptsächlichste Mittel, um in den Geist dieses Volks einzudringen, es gründlich kennen zu lernen. Der Inländer kommt dadurch, daß der Europäer mit ihm in dessen eigener Sprache verkehrt, ganz von selbst in die Stellung des Lernenden, somit des Untergeordneten. Während er einerseits zu dem Fremden, mit dem er in den altgewohnten Lauten sprechen kann, eher Zutrauen faßt und sich offener und zwangloser gibt, fühlt er andrerseits Respekt vor dessen Wissen und wird hiedurch sowohl als auch durch die Formen dieser orientalischen Sprachen in einer gewissen gemessenen Distanz gehalten, so daß er niemals die widerwärtige Vertraulichkeit, besonders der reichen Chinesen, aber auch ganz unbedeutender Händler in den englischen Kolonien annehmen kann.

Und dies ist, wie jeder Reisende ohne weiteres zugeben wird, eine nicht zu unterschätzende Errungenschaft, denn es dürfte nicht leicht etwas widerlicheres geben, als „Mister" Kim Seng oder Lih Wan in Singapur oder Penang, Streber und Protz mit dunkelster Vergangenheit, wenn er mit einem Europäer, der es sich gefallen läßt, auf seine Manier vertraulich umgeht, indem er ihn in englischer Sprache auf die unverschämteste Manier ausfragt, dabei seine flegelhaften chinesischen Allüren unverfälscht beibehält und seine cynische Verachtung für alles, was nichts einbringt, ganz offen zur Schau trägt. Die Engländer sind gegen solche Kerle unglaublich nachsichtig, würden es aber ohne Zweifel manchmal ganz gern sehen, wenn dieselben so behandelt werden könnten, wie es ihnen in Anbetracht ihrer bodenlosen Immoralität zukommt und wie es in Holländisch Indien geschieht. Dort ist dieser selbe Kim Seng gesellschaftlich ein Nobody, dessen Reichthum ihm weder den Weg in die Clubs noch in die besseren Hotels ebnet. Man spricht mit ihm Malaiisch und gesteht ihm höchstens den chinesischen Titel Tau Keh (Herr) zu, wenn er ein wirklich hervorragendes Mitglied der Kaufmannschaft ist, sonst aber duzt man ihn einfach, während er seinerseits den Europäer unter allen Umständen in der dritten Person mit Tuan (Herr) anzureden hat. Tau Keh und Tuan sind aber sehr weit voneinander entfernte Begriffe, für deren subtilen Werth man eben den Maßstab erst durch genaue Kenntniß der Verhältnisse gewinnt.

Mit den eigentlichen Eingeborenen, zu denen die Chinesen, trotzdem sie seit Generationen ansässig sein mögen, nicht gerechnet werden, da jede Landart ihre Eigenthümlichkeit

streng bewahrt, geht der Verkehr in der feinsten Weise vor sich. Höflichkeit und zarte Rücksichtsnahme kennzeichnen jedes Wort einer Unterhaltung zwischen einem holländischen Beamten oder Pflanzer und einem in Ansehen stehenden malaiischen oder javanischen Oberhaupt. Man bringt diesen sich wie echte Gentlemen benehmenden inländischen Großen wohlwollende Achtung und ein Interesse für ihre Verhältnisse entgegen, welches sehr absticht gegen die Gleichgültigkeit des Engländers ähnlich gestellten Oberhäuptern in den britischen Kolonien gegenüber und mit dem Interesse, das er an einem reichen schmeerbäuchigen Zopfträger mit riesiger Manillazigarre in dem breiten Mund nimmt, nichts gemein hat.

Holländisch lernen gar keine Inländer oder Zugewanderte anderer Landart. Sobald man also sich unter sich verständigen will, spricht man einfach holländisch resp. die betreffende europäische Sprache und ist dann überall innerhalb des niederländischen Machtbereichs sicher, nicht von denjenigen verstanden zu werden, die es nichts angeht. Es ist dies besonders für Großindustrielle und Pflanzer, die stets in Gegenwart vieler Arbeiter mit ihrem europäischen Personal verkehren müssen, eine große Annehmlichkeit, denn es kann ja nicht wünschenswerth erscheinen, daß die Arbeiter von allen zutreffenden Maßregeln, sowie von den geäußerten Beobachtungen Kenntniß nehmen, wie denn auch selbst in Europa eine ähnliche Geschäftspraxis überall durchgeführt wird. Die Kulis haben nicht nöthig, sich um etwas anderes zu sorgen, als um ihr Auskommen, und dieses wird ihnen in Holländisch-Indien durch die Gesetzgebung sichergestellt. Auf der anderen Seite wissen die Kulis, daß sie gegebenenfalls mit dem Herrn in ihrer eigenen Sprache verhandeln können, d. h. in der Sprache, welche die allgemeine Umgangssprache und ihren Aufsehern, Vorarbeitern und Bandenhäuptern geläufig ist, dem Malaiischen. Diese ganze Praxis hat sich derartig bewährt, daß selbst die englischen Pflanzer Sumatra's, welche der Verfasser persönlich sehr genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sich unter keinen Umständen bereit finden lassen würden, das englische gegen das herrschende holländische Regime einzutauschen. Sie haben schon längst erkannt, daß das patriarchalische Verhältniß zum Eingeborenen und eingewanderten Kuli absolut das beste für Herr und Arbeiter ist.

Fragen wir uns nun, welches der beiden Systeme für die aufstrebenden deutschen Kolonien adoptirt werden soll, so fällt die Wahl für Sachverständige, wenn eins von beiden gewählt werden müßte, nicht schwer, indem das holländische unbedingt vorgezogen zu werden verdient. Aber es ist nicht nöthig, dieses mit allen Konsequenzen zu übernehmen, ebensowenig wie das englische in seinem ganzen Wesen zu verdammen ist. Das englische „Rough and Ready" hat immer noch sehr viel bestechendes für sich, namentlich für ein kraftvolles, aufstrebendes Volk wie das deutsche, aber man vergesse nicht, daß ein kühnes Durchführen weitausschauender Pläne deren Vertheidigung erfordert. Fährt man so drein, wie die Engländer, so muß man auch die Macht und den Willen haben, das, was entgegensteht, unbedingt niederzuwerfen, und dafür braucht man im Mutterland schon mehr Verständniß für eine energische Kolonialpolitik, als sie bis jetzt in den breiten Schichten des Volks in Deutschland zu finden ist. Man ist da allzu geneigt, koloniale Unternehmen als „Abenteuer" zu klassifiziren und wird also vorläufig sehr gut mit dem holländischen System fahren, das langsam, aber sicher zum Ziele führt. Dasselbe kann zusammengefaßt werden in folgende Punkte: Verständnißvolles Behandlen der Eingeborenen auf patriarchalischer Grundlage, freisinnige Toleranz, strenge Gerechtigkeit, sorgfältige Vorbereitung jedes neuen Schritts. Dazu muß im Gegensatz zu dem unseligen holländischen „schipperen", das am besten durch das österreichische „Weiterwursteln" wiederzugeben ist, in Fällen von Verwicklungen nach verständiger Prüfung der Sachlage durch maßvolle Männer eine unbeugsame Energie und Konsequenz im Durchführen des einmal für recht Erkannten gezeigt werden.

Der deutsche Charakter und besonders der norddeutsche, dürfte beim Kolonisiren leicht in die Fehler der Engländer verfallen und sich die Zugänglichkeit der Eingeborenen durch Ueberhebung, sowie Verachtung ihrer Sprache und Eigenart verschließen, denn das Selbstbewußtsein der Deutschen ist im gleichen Schritt mit der machtvollen Entwicklung des Reichs gewachsen und läßt in der That auch im Ausland nichts mehr zu wünschen übrig. Dazu herrscht eine allzu große Vorliebe für alles „Schneidige" auch im Frieden, was einfachen Eingeborenen gegenüber ganz besonders nicht am Platz ist. Denselben imponirt viel eher eine ruhige Würde, als unnöthige Kraftentwicklung. Die deutschen Kolonien fangen jetzt erst an, sich zu konsolidiren, es ist also noch möglich, den richtigen Weg auf dieser vielversprechenden Bahn einzuschlagen. Mit dem ausschließlichen Besetzen der kolonialen Beamtenstellen durch Militärpersonen und Juristen hat man ja schon insofern gebrochen, als man nach Bezahlung des ersten Lehrgelds schon vor Jahren begann, solche Männer zuzuziehen, die in den Kolonien anderer Mächte die nöthige Erfahrung gesammelt hatten. Einer der Landeshauptmänner von Neu-Guinea, Curt v. Hagen, war ein praktischer Pflanzer, der jahrelang auf Sumatra Tabak gebaut hatte, andere sumatranische deutsche Pflanzer wurden nach Ostafrika berufen. Aber immer noch kann nicht genug empfohlen werden, diejenigen Männer, welche hohe administrative Stellungen in den Kolonien einnehmen sollen, Studienreisen in fremden, namentlich englischen und holländischen Kolonien machen zu lassen, bis ein kompleter Stab erfahrener deutscher Kolonisatoren dasteht, der imstande ist, sich Nachfolger heranzuziehen. Dann erst wird Deutschland sich des ganzen seiner Machtstellung gebührenden Erfolgs erfreuen.

Die Erforschung der Atmosphäre.

Den siebenten der von der „Urania" in Berlin angeordneten sogenannten „Centenar-Vorträge", bestimmt, auf den verschiedenen Wissensgebieten die Leistungen des 19. Jahrhunderts und den Fortschritt unsrer Erkenntniß darzulegen, hielt am Freitag, dem 5. Januar, ihn am Sonnabend darauf auf allseitiges Begehren nochmals wiederholend, Professor William Ramsay aus London über das Thema „Die Erforschung der Atmosphäre". Fast unsre gesammte Kenntniß über die Zusammensetzung der Luft verdanken wir den letzten 130 Jahren. Vor 1772, wo Rutherford den Stickstoff, und 1774, wo Priestley den Sauerstoff entdeckte, war die Menschenwelt vollkommen im unklaren über das Wesen der Luft. Zwar hatte bereits Robert Boyle in sehr bemerkenswerthen Untersuchungen um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Wahrscheinlichkeit nahe gelegt, daß die Luft ein Gasgemisch sei, jedoch vor der gelungenen Abtrennung der einzelnen Bestandtheile gab es hiefür keinen erschöpfenden Beweis. Es ist nun merkwürdig, daß mit der Ausnahme von Scheele und Lavoisier sich zumeist nur englische Chemiker mit der Weiterführung dieser auf die chemische Zusammensetzung der Atmosphäre gerichteten Forschungen beschäftigt haben. Die Kohlensäure wurde in ihren Eigenschaften und als stetiger Bestandtheil der Luft von englischen Gelehrten bestimmt, und kein Geringerer als Lord Cavendish war es, der vor etwa 100 Jahren schon das seltsame, ihm mit den derzeitigen Mitteln der Wissenschaft unenträtselbare Manco feststellte, das sich bei der quantitativen Analyse der Luft ergab. Diese Lücke durch die neuentdeckten Gase Argon, Helium, Krypton, Neon und Xenon in fünfjähriger schwerer Arbeit ausgefüllt zu haben, ist wiederum das Werk von Lord Rayleigh, Professor Ramsay und ihrer Mitarbeiter. Der Vortragende hält dafür, daß hiemit auch

die Erforschung der Atmosphäre nach der chemischen Seite zum Abschluß gelangt ist. Es erscheint ihm nicht denkbar, daß noch andere gasförmige Stoffe außer den jetzt bestimmten vorhanden sind, nachdem die Feinheit der Untersuchungen so weit gegangen ist, Beimischungen, wie das Xenon, zu finden und in einer Menge von drei Kubikcentimeter in reinem Zustande zu gewinnen, welche in der Luft in keinem stärkeren Verhältniß vorhanden sind, als Gold im Meerwasser, d. i. $^1/_{20}$ Gramm auf 1000 Kilogramm.

Wie er das Argon entdeckt und seitdem mehrfach bis zu Mengen von 15 Liter hergestellt hat, zeigte hierauf der Vortragende durch das etwa eine Stunde in Anspruch nehmende, die Aufmerksamkeit der Zuhörer gefesselt haltende Experiment. Da Argon nur etwa 1 Proz. der Luft ausmacht, die anderen vier Gase zusammen ganz erheblich weniger, so bedarf es zur Herstellung von 3 Kubikcentimeter Argon 300 Kubikcentimeter Luft, die in einem Gummiballon eingeschlossen zur Verfügung waren. Aus demselben wurden sie durch sanften Druck in ein vorher luftleer gemachtes Röhrensystem gepreßt, in dessen vorderem Theil sich glühendes Kupfer und in dessen hinterem Theil sich glühendes Magnesium mit Kalk befanden. Das Kupfer hielt den Sauerstoff zurück, mit dem es sich zu Oxydul verband, das Magnesium absorbirte in der Glühhitze Stickstoff aufs begierigste. Aus dem mit Magnesium angefüllten Rohr trat somit ein Gasgemisch hervor, das außer Argon und Spuren jener anderen vier Gase auch Kohlenoxydgas und Wasserstoff enthielt. Um diese beiden Gase abzuscheiden wurde das Gemisch aufs neue mit etwas reinem Sauerstoff gemischt und nun ein elektrischer Funke durch den Gefäßinhalt hindurchgeschickt, unter dessen Einwirkung das Kohlenoxydgas zu Kohlensäure, der Wasserstoff zu Wasser oxydirte. Damit diese Oxydationsprodukte beseitigt würden, setzte man nunmehr dem Gefäßinhalt etwas Kalilauge zu und ließ wiederum für längere Zeit einen elektrischen Funken hindurchpassiren. Die Folge war, daß auch der letzte Rest vorhandenen Stickstoffes in salpetrige Säure verwandelt und diese mit dem Wasser und der Kohlensäure von der Kalilauge verschluckt wurde. Das jetzt mittelst der Quecksilberzunge von der Flüssigkeit abgesogene Gas war bis auf einen kleinen Rest des vorher überschüssig zugefügten Sauerstoffs reines Argon. Dieser Sauerstoffrest wurde noch durch Phosphor entfernt und die Identität des Gases mit Argon durch das Spektroskop festgestellt, wobei die charakteristische Färbung des Argon in der Geisler'schen Röhre vor Augen geführt werden konnte.

Schwieriger als diese Bereitungsweise des Argon hat sich die Entdeckung und Herstellung der andern vier Gase theils deßhalb gestaltet, daß sie in unendlich kleinen Mengen in der Atmosphäre enthalten sind, theils wegen ihrer äußerst flüchtigen Natur. Ueberzeugt, daß sich in dem gewonnenen Argon noch andere Gase verbergen, wenn auch in geringen, die charakteristischen Eigenschaften des ersteren kaum beeinflussenden Mengen, überzeugt namentlich davon, daß sich ein dem periodischen System der chemischen Elemente einzuordnendes Gas vom Atomgewicht 20 finden müsse, da Argon ungefähr das Atomgewicht 40 besitzt (Wasserstoff = 1, Sauerstoff = 16), ging Professor Ramsay an die Arbeit. Doch erst als drittes unter vier wurde das gesuchte Gas Neon mit dem Atomgewicht 20 entdeckt. Das erste aufgefundene Gas stellte sich als von sehr geringen Atomgewicht (4) und zugleich als ein alter Bekannter heraus. Es war nämlich identisch mit dem Helium, das seit 1868 durch seine goldgelbe Linie im Sonnenspektrum als auf der Sonne vorhanden bekannt und benannt war, ohne daß man es bisher weder auf der Erde noch in Meteoriten hatte entdecken können. Seit seiner Auffindung in der Atmosphäre hat es sich auch in allen Uran enthaltenden Mineralien vorgefunden und ist aus denselben durch einfache Erwärmung gewonnen worden. Das zweite Gas ergab das Atomgewicht 82 und wurde Krypton genannt. Zuletzt fand sich noch, den Reigen schließend, das Xenon mit dem überraschend hohen Atomgewicht 128.

Durch welche Mittel aber war es möglich, zu diesen Ergebnissen zu gelangen, zur Entdeckung sowohl als zur Reingewinnung dieser seltenen Gase? Professor Ramsay antwortete auf diese Frage, daß einzig und allein die Verflüssigung der Luft, welche jetzt so leicht gemacht sei, hiezu verholfen habe. Da nämlich alle diese in ihrer Mischung die Luft bildenden Gase bei verschiedenen Temperaturen sich verflüssigen oder, was dasselbe, bei Zurückverwandlung ihres flüssigen Aggregatzustandes in den gasförmigen sieden, so besteht für das verflüssigte Luftgemisch genau dieselbe Möglichkeit der Scheidung in seine Bestandtheile durch Herbeiführung des Siedens wie für andere gemischte Flüssigkeiten, die man um so sicherer und vollständiger voneinander trennen kann, je verschiedener ihre Siedepunkte sind, wie z. B. ein Gemisch von Wasser und Alkohol. Nun ist die Temperatur, bei der Luft verflüssigt wird, bezw. siedet —190°, die entsprechende Temperatur für Sauerstoff —182°, beim Stickstoff —194°, beim Argon —187°, während das Krypton und Xenon bei viel höherer Temperatur schon flüssig wird, Helium und Neon aber wahrscheinlich erst bei sehr viel niedrigerer Temperatur; denn diese beiden flüssig zu machen, ist bisher noch nicht gelungen. Die Folge dieser Verschiedenheiten ist, daß sich in der flüssigen Luft Krypton und Xenon bereits in festem Zustande als Eiskrystallchen vorfinden, Helium und Neon aber jedenfalls noch in Gasform, etwa in der Weise, wie Kohlensäure sich im Wasser gebunden findet. Wird durch Erwärmung flüssige Luft in den gasförmigen Zustand zurückverwandelt, zum Sieden gebracht, so geht zuerst der Stickstoff über, das Residuum, relativ sauerstoffreicher, zurücklassend, dann das Argon, dann der Sauerstoff, viel später erst Krypton und Xenon. Diese beiden Gase bleiben also bei entsprechender Regelung der Temperatur als flüssiger Rückstand der verdampften Luft und sie können in ganz derselben Weise von einander getrennt werden, weil sie bei verschiedenen Temperaturgraden sieden. Schwieriger ist die Gewinnung und Trennung von Helium und Neon, weil sie gleich im Anfang mitentweichen. Der Vortragende gab hiefür nur eine Andeutung, indem er eine Sodawasserflasche öffnete und, auf die abweichende Kohlensäure zeigend, erklärte: Ganz so gewinne ich Helium und Neon, indem ich sie aus komprimirtem flüssigen Sauerstoff, worin sie sich gleich der Kohlensäure im Wasser gebunden finden, durch Erleichterung des Druckes austreten lasse. Die Scheidung der beiden Gase ist aber ein sehr schweres Werk.

Es lag nahe, daß der Vortragende, schon zur Ausfüllung der manchmal bei den Operationen eintretenden Pausen, auch der Verflüssigung der Luft und der verschiedenen hiebei angewandten Methoden Aufmerksamkeit zuwandte. Seine Experimente mit flüssiger Luft gelangen vortrefflich. Es wurden Kohlensäure, Chlorgas und Leuchtgas damit fast im Augenblick flüssig und fest gemacht. Der Prozeß der Differenzirung von Gasgemischen durch Kälte erläuterte Professor Ramsay in höchst anschaulicher Weise an einem Gemisch von Aethylongas und Sauerstoff, das er erst flüssig machte und aus dem er nachher mittelst Wiedererwärmung erst das Aethylon und dann den Sauerstoff rein wiedergewann. Zum Schluß wurden die seltenen fünf Gase noch in Geisler'schen Röhren vorgeführt, wobei das Helium sich als prächtig goldgelb, das Neon als satt orangeroth erwies. Krypton zeigte wasserblaue Tönung, Xenon ein sattes Kornblau. Argon wechselte je nach der Stärke des benutzten elektrischen Stromes zwischen Rothviolett und Tiefblau. Diese merkwürdige Eigenschaft des Farbenwechsels findet sich auch bei dem Xenon. a. f.

Mittheilungen und Nachrichten.

Unold: Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. (Sammlung Teubner „Aus Natur und Geisteswelt", 12. Bändchen.) 1899. Pr. M. 1.15. — Wer in E. Haeckels letztem Werke: „Die Welträtsel" den Abschnitt 19: „Die monistische Sittenlehre" gelesen hat, der wird sich davon überzeugen, wie dringend es noththut, eine auf einheitlicher wissenschaftlicher Weltauffassung gegründete Ethik zu entwerfen, welche zugleich einer künftigen nationalen Erziehung zur Grundlage dienen könnte. Gegenüber den heute bei Gebildeten und Ungebildeten vorherrschenden Lebensanschauungen des Eudämonismus („Größtes Glück der größten Zahl" Ziel des Menschenlebens) und des Utilitarismus („Größter Nutzen oder Erfolg im Daseinskampfe"), die in den beiden letzten Kapiteln entwickelt und kritisirt werden, kam es darauf an, die hohe ideale Lebensauffassung unsrer großen Denker und

Dichter mit den Errungenschaften unsres reicheren und eingehenderen Naturerkennens in Zusammenhang und Einklang zu bringen. Dies betrachtete ich in meiner 1896 bei S. Hirzel erschienenen „Grundlegung für eine moderne Lebensanschauung“ als eine der wichtigsten Aufgaben, welche die Philosophie um die Wende des Jahrhunderts in Angriff zu nehmen hätte. In kürzerer und doch ganz selbständiger und vollständigerer Art behandelte ich das nämliche Thema in dem aus Vorträgen im Münchener Volkshochschulverein entstandenen Büchlein: „Aufgaben und Ziele des Menschenlebens“. — Die beiden ersten Vorträge handeln über das Wesen und die Nothwendigkeit einer unserm sonstigen Kulturstandpunkt entsprechenden wissenschaftlichen Lebensauffassung, welche allmählich auch in der sittlichen Heranbildung der deutschen Jugend die alte theologische wenigstens zu ergänzen hätte; sodann werden auf Grund biologischer Untersuchung zunächst die beiden allgemeinsten Grundgesetze des natürlichen wie des menschlichen Lebens entwickelt, welche die Vorstufe (oder „Praktik“) einer selbständigen Ethik zu bilden haben. Hierauf werden aus kultur- oder menschheitsgeschichtlicher Betrachtungsweise die höheren und höchsten Aufgaben und Ziele des Menschenlebens gewonnen. In einer Zusammenfassung, welche die menschliche Kulturgeschichte als bewußte Fortführung des natürlichen Entwicklungsprozesses begreiflich zu machen sich bemüht, werden, von breitester naturwissenschaftlicher Basis ausgehend, die Grundzüge einer bis zu den fernsten Höhen des Ideals fortgeführten Lebensanschauung entworfen und die Uebereinstimmungen wie die Unterschiede zwischen dieser wissenschaftlichen und der kirchlichen Moral dargestellt. Als Anhang wird endlich ein Entwurf mitgetheilt, in welcher Art etwa diese Ethik als „Deutsche Lebens- und Bürgerkunde“ für eine künftige nationale Erziehung anwendbar gemacht werden könnte.

München. J. Unold.

R. St. Unter dem Titel „**Im Kampfe um die Kunst. Beiträge zu architektonischen Zeitfragen**“ hat **Fritz Schumacher** zwölf Aufsätze, wovon die Mehrzahl in verschiedenen Kunstzeitschriften bereits veröffentlicht war, zu einem kleinen Buche vereinigt. (Straßburg 1899, J. H. Ed. Heitz.) Der Doppeltitel zeichnet sich nicht gerade durch Originalität aus, da vor nicht langer Zeit ein Buch mit der Aufschrift „Der Kampf um die neue Kunst“ erschienen ist und ein anderes, das „Architektonische Zeitfragen“ betitelt ist. Erfreulicherweise erscheint der Inhalt des Büchleins selbständiger als der Titel, wenngleich manches als geschickte journalistische Ausbeutung anderwärts gegebener Anregungen und Gedanken zu erkennen ist. Schumacher steht als talentvoller, eifrigst strebender junger Architekt mitten im Kunstschaffen der Gegenwart; seine Bauausführungen und Entwürfe, wie seine kürzlich erschienenen, mit großer Darstellungskunst vorgetragenen „Studien“ (nach Art von Otto Rieths „Skizzen“) bekunden gereiftes Können, reiche Phantasie und geläuterten Geschmack. Zum Kunstschriftsteller befähigen ihn außer der eigenen künstlerischen Bethätigung eine über die engeren Grenzen seines Faches hinausblickende rege Theilnahme an der Kunstentwicklung im großen Ganzen, ein offenes Auge für die mannichfaltigen treibenden Kräfte im modernen Kulturleben, Belesenheit und — eine bei bildenden Künstlern nicht eben häufige Eigenschaft — Klarheit und Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck. Die flott und anregend geschriebenen Aufsätze bieten wohl jedem Künstler werthvolle Gesichtspunkte, sind aber in erster Linie geeignet, im großen Publikum das Verständniß für architektonisches und dekoratives Kunstschaffen mehren und den Geschmack heben zu helfen. Einzelnen Abschnitten, wie dem vorzüglichen Aufsatz über „Grabmalskunst“ muß man die denkbar weiteste Verbreitung und nachhaltigste Beherzigung wünschen. Das viele Treffliche, was über „Monumentalkunst“, „Bürgerliche Baukunst“, „La démocratisation du luxe“, „Individualismus im Wohnraume“ gesagt ist, läßt darüber hinwegsehen, daß in den Kapiteln „Die Sehnsucht nach dem Neuen“, „Stil und Mode“, „Der Maler und das Kunstgewerbe“ die angeschnittenen Fragen eine tiefer dringende Behandlung hätten erfahren können. Der Aufsatz über „Das Dekorative in Klingers Werken“ darf nicht nur Laien, sondern auch manchen Kunstkritikern empfohlen werden, die in einseitiger Weise alle Art von monumentaler Malerei lediglich nach den Forderungen des realistischen Staffeleibildes zu beurtheilen pflegen, deshalb Klingers hohe Bedeutung nicht verstehen können — vielleicht auch nicht verstehen wollen.

Agnes Vitrup. Roman von **Erik Skram**. Berlin 1899. Vita, deutsches Verlagshaus. Autorisirte Uebertragung von **Mathilde Mann**. — Zunächst eine Verwahrung gegen die Bezeichnung „Roman“ für eine kurze, an Vorgängen magere Geschichte, die sich zum größten Theil aus Dialogen zweier Personen entwickelt! Dieser Titel läßt sich für eine solche Kleinigkeit nicht anwenden und macht höchstens den Eindruck, wie wenn eine kleine Dame sich auf Stöckelschuhe stellt, um größer zu erscheinen. . . . Abgesehen davon ist in diesem „Roman“ manches recht Interessante, weniger des Inhalts als der Tendenz des Ganzen wegen. Skandinavische Bücher, in welchen das Problem des Weibes und der Sinnlichkeit nicht abgehandelt wird, sind selten. Der Skandinavier, den ich den Dänen zurechne, sieht mehr als alle anderen Nationen im Weib die Eva und in der Sinnlichkeit den Erbsünde bringenden Satansapfel. So schwankt er denn auch zwischen dem sinnlichen Extrem und dem asketischen Extrem hin und her; in seinem Sinnengenuß ist etwas, wie Angst, Reue, Bekreuzigung, das oft in einen gemacht selbstbewußten Ton umschlägt. . . . Das Weib mit der verzwickten Sexualität, die Hedda Gabler mit dem üppigen Leib und dem kalten, grauen Blick sind als Spezialität der nordischen Literatur nur die Konsequenz davon. Ich habe mich gefreut, daß Skram gegen diese Spezialität Front macht. . . „Diese unklaren Frauen mit erotischen Sehnen ohne erotische Fähigkeit! — vor denen bin ich immer bange gewesen. Das sind die mit den gewagten Situationen und kühnen Worten“ (wer denkt hier nicht an Frau Boye in Jacobsens „Niels Lyhne“) u. s. w. Gegenüber diesen Weibern stellt er in Agnes Vitrup die natürliche Sinnlichkeit dar, welche zwar zuerst irregeht, aber endlich die rechte Harmonie zwischen Geist und Körper in einer entsprechenden Verbindung findet. In ihrem Bestreben, wahr zu sein, geht Agnes etwas weit, so daß man vor ihrer Emanzipation fast etwas wie Unbehagen empfindet. Die Freiheit, welche sie für ihre Neigungen beansprucht, mag von einem gewissen Gesichtspunkt aus zugestanden werden. Aber die Art von Offenherzigkeit, in der sie mit ihrem späteren endgültigen Geliebten, dem dritten in der Reihe, darüber plaudert, hat für mich so etwas wie haut-goût. Der Dialog enthält natürlich die beliebte skandinavische Geheimnißkrämerei. . . . Alles ist ja sehr hübsch gemacht, aber man beginnt, dieser Kunststückchen müde zu werden.

Recht harmlos gibt sich **Holger Drachmann** in seinen zwei Geschichten: **Künstlerherzen** (Bibliothek nordischer Meistererzähler, herausg. von m. phil. **Karl Küchler**, Leipzig, G. Müller-Mann 1900). Es sind mit gutem Humor und einiger Poesie erzählte Sommerfrische-Geschichten, deren Inhalt wiederzugeben ich mir ersparen kann. Die erste Geschichte ist feiner in der Legirung; die zweite dagegen zeichnet mit ironischer Charakteristik die sentimental-leichtsinnige Dame; auch ein Typus des skandinavischen Weibes. Vielleicht kann man diesen Geschichten nicht ganz gerecht werden, da sie so einfach und durchsichtig gegenüber der übrigen skandinavischen Literatur sind. . . Jedenfalls hat Drachmann unendlich viel Originelleres und Poetischeres geschrieben als diese beiden Sächelchen. . .

Rechte Freude hab' ich nur an **Kiellands** prächtiger „**Else**“ gehabt. (1900. „Harmonie“, Berlin W. 8. Aus dem Norwegischen von Dr. **Leo Bloch**.) Dieses Buch ist ein Seitenstück zu seiner Gesellschaftssatire „Jacob“, welche an dieser Stelle schon besprochen wurde. [1]) Die beiden Faktoren der darwinistisch-realistischen Kunst, Anlage und Milieu, zeigen sich hier von erschütternder Macht, um ein gewissermaßen prädestinirtes Wesen auf der schiefen Bahn immer weiter vorwärts zu treiben, bis zum tragischen Ende der Säuferei. Dem Pietismus und der Missionsheuchelei wird dabei energisch der Fehdehandschuh hingeworfen. Die Flachheit mancher dieser Bestrebungen, ihr Unvermögen, im praktischen

---

[1]) Vgl. Beilage 1899 Nr. 127.

Sinn zu wirken, können nicht besser illustrirt werden als durch die Ablehnung, welche Frln. Falbe, das Ideal einer wahrhaft hülfsbereiten Natur, erfährt, als sie „Floh“, das ist der Uebername für Else, dem „Verein für gefallene Weiber“ zur Unterstützung empfiehlt; denn „Floh“ sieht einem Kinde entgegen und da muß sich Frl. Falbe natürlich an das Asyl für Wöchnerinnen wenden. Wie viele dieser Unglücklichen mögen so von Pontius zu Pilatus gewiesen worden sein, bis ihnen, scheu, verdrossen, argwöhnisch wie sie sind, Muth und Geduld ausging, sich von dieser so umständlichen Gesellschaft retten zu lassen. Oder die Missionsheuchelei in der Thatsache, daß Konsul With, der bekannte Frauen- und Mädchenjäger, der Verführer Flohs, dem Vorstand des „Verbands für gefallene Weiber“ angehört! Mit welch gewaltigen Accenten tragischer Ironie ist der Schluß des Buchs herausgebracht: Floh im Gefängniß gestorben — um keinen drastischeren Ausdruck zu wählen — am Trunk, und dagegen die Gesellschaft, Konsul With an der Spitze, die in der Kirche so feierlich-fröhlich das Weihnachtsfest begeht! Dann die warmen, weichen Accente, so in der Schilderung eines Herbstmorgens, oder der heranblühenden Else und ihres einzigen Liebesidylls einer Abendstunde, bevor With sie schlecht macht. Auch die Darstellung der zweifelhaften Gesellschaft in Madame Späckboms „Arche“ zeigt aufs neue die Meisterhand. So ist „Else“ ein echter Kielland! Für diese Art skandinavischen Schaffens dürfen wir immer dankbar sein!

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

fb. Illustrirtes Konversationslexikon der Frau. Verlag von Martin Oldenbourg in Berlin. — Das zunächst im Verlag von Julius Becker in Berlin erschienene, dann auf den obengenannten Verlag übergegangene, in 40 Lieferungen zur Ausgabe gelangte Werk, welches, wie schon der Titel besagt, ausschließlich für die Frauenwelt bestimmt ist, ist kurz vor Weihnachten zum Abschluß gebracht worden. Was der dem ersten Heft beigegebene Prospekt versprach, ein Buch zu schaffen, welches „in gedrängter, übersichtlicher Form möglichst vollständig, faßlich und anschaulich alles behandelt, was sich auf das Verhältniß des weiblichen Geschlechts zur Natur und zur menschlichen Gesellschaft, auf seine Aufgaben und Bestrebungen im Familien- und Kulturleben und auf die Stellung bezieht, die ihm vermöge seiner natürlichen Anlagen, seiner körperlichen und geistigen Bildungs- und Leistungsfähigkeit und der modernen sozialen und Rechtsanschauungen im Hause wie im Beruf und in der Oeffentlichkeit zukommt“, dieses Versprechen ist glänzend eingelöst worden. Die Frauenwelt besitzt nunmehr in der That ein Werk, das einen vollständigen Ueberblick nicht bloß über die aktuellen Fragen, sondern auch über das Wissens- und Interessengebiet der Frauenwelt im allgemeinen gewährt. — Nicht weniger als 140 durch gediegene Sachkenntniß und hervorragende Leistungen in ihrem Fach ausgezeichnete Mitarbeiter haben dem groß angelegten Unternehmen ihre Unterstützung gewidmet, so Hanna Bieber-Böhm, Frieda v. Bülow, Minna Cauer, Auguste Förster, Dr. phil. Anna Gebser, Hermine Gussow, Eliza Ichenhäuser, Helene Lange, Dr. phil. Ella Mensch, Dr. phil. Käthe Schirmacher, die Professoren Albert Eulenburg (Berlin), Arthur v. Kirchenheim (Heidelberg), Otto Pfleiderer (Berlin), Walter F. Wislicenus (Straßburg), Landgerichtsrath Weil (Breslau) 2c. Ihre Arbeit vertheilt sich auf zirka 5000 Originalartikel. Das Gesammtmaterial ist in sieben Hauptgruppen geschieden worden. Während in Gruppe I alle die Fragen, Zustände und Bestrebungen erörtert sind, die sich auf Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechtes beziehen, beschäftigt sich Gruppe II mit den beruflichen und sozialen Verhältnissen der selbstthätig im Erwerbs- und öffentlichen Leben stehenden Frauen. Die Gruppen III und IV umfassen die engere Interessensphäre des weiblichen Geschlechts, die gesellschaftlichen und häuslichen Aufgaben der Frau. Die der Gruppe V angehörigen Artikel enthalten alles für die Hausfrau, Gattin und Mutter Wissenswerthe aus dem Bereich der Gesundheitslehre und Heilkunde mit Inbegriff der Körperpflege und Hygiene, sie erstrecken sich auch auf die Gebiete der Psychologie und Anthropologie, soweit diese das weibliche Geschlecht im besonderen betreffen. Die Gruppe VI schließt den juristischen und volkswirthschaftlichen Theil des Werkes in sich und behandelt die Stellung der Frau im politischen, bürgerlichen und Strafrecht, in familien-, güter- und eherechtlicher Hinsicht, sowie die volkswirthschaftlichen Verhältnisse in ihren allgemeinen Beziehungen zum weiblichen Theile der Bevölkerung. Die Gruppe VII endlich umfaßt Gegenstände von mehr allgemeiner Natur, wie z. B. Entwicklungslehre, Frauengestalten in der Dichtung und im Musikdrama 2c. 2c. — Als besondere Vorzüge des Werkes sind noch zu nennen: die klare, durchaus gemeinfaßliche Darstellungsweise, die sorgfältigen Literaturnachweise, vor allem aber die prächtige illustrative Ausschmückung mit einer großen Anzahl theils farbiger, theils in Schwarzdruck ausgeführter, zur Veranschaulichung der im Text behandelten Gegenstände dienender Tafeln. — Alles in allem ein Werk, welches auf das angelegentlichste empfohlen werden kann.

G. M. **Nürnberg,** 10. Jan. Germanisches Museum. Historisch bedeutsame Möbelstücke sind außerordentlich selten. Wenn solche überhaupt sich vorfinden, so sind sie als Reliquien fürstlicher Häuser oder dergl. in festen Händen. Desto freudiger begrüßte das Germanische Museum die Gelegenheit, wenn auch um hohen Preis, ein derartiges, kürzlich ausnahmsweise im Handel aufgetauchtes Stück zu erwerben, nämlich einen Prachtsessel aus dem ehemaligen Besitz der freien Reichsstadt Ulm. Das Gestell des Lehnsessels aus geschnitztem, reich, aber doch geschmackvoll vergoldetem Nußbaumholz baut sich in der Hauptsache aus karyatidenartigen, an dem rückwärtigen Theil übereinandergestellten Frauengestalten auf, welche auf Löwenklauen ruhen. Den herrlichsten Schmuck erhält das Prachtmöbel aber durch seine Stickereien. Diese, in Gold und Silber mit sparsamer Verwendung farbiger Seide auf schwarzem Sammt applicirt, bedecken Sitz, Rückentheil und Lehnen. Die Stickerei, aus reichem, mit stilisirten figürlichen Elementen durchsetztem Ornament bestehend, entzückt ebenso durch die meisterhafte Zeichnung wie durch geradezu vollendete technische Ausführung. Welchem Zweck das kostbare Möbel, das nach seinen stilistischen Merkmalen in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts gesetzt werden muß, gedient hat, entzieht sich allerdings der genauen Feststellung. Wegen der in der Mitte der Stickerei des Rückentheils angebrachten Wappen, dem kaiserlichen Doppeladler und dem Ulmer Stadtwappen, ist vielleicht die Vermuthung angebracht, daß der Sessel anläßlich einer Huldigung bei der Thronbesteigung eines Kaisers gedient habe. Die trotz mannichfacher kleiner Schäden ausgezeichnete Erhaltung des seltenen Stücks beweist, daß es jahrhundertelang in hohen Ehren gestanden hat.

* **Darmstadt.** Dem Rektor der hiesigen Technischen Hochschule ist der Titel „Magnificenz“ verliehen worden. — Die venia legendi für Physik an der Technischen Hochschule wurde Hrn. Dr. Karl Forch ertheilt.

* **Bonn.** In voriger Woche starb hier der Professor der Philosophie an der Universität Dr. Joseph Neuhäuser, der über 40 Jahre seinen Lehrstuhl innegehabt, und besonders als langjähriger Vorsitzender der wissenschaftlichen Prüfungskommission einen großen, auf persönliche Liebenswürdigkeit und Hülfsbereitschaft gegründeten Einfluß auf die studirende Jugend ausgeübt hat. Neuhäuser war gründlicher Kenner der griechischen Philosophie und besonders des Aristoteles. Er hat ein größeres Werk „De Anaximandro Milesio“ und daneben mehrere sehr gediegene Abhandlungen über die aristotelische Philosophie veröffentlicht. Bei allen seinen Forschungen war er stets bestrebt, seinen philosophischen Standpunkt mit den christlichen Glaubenslehren in Einklang zu erhalten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

St. E. Bayer: Der Anfang des neuen Jahrhunderts. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer 1899. — Allgemeines Künstler-Lexikon. Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. III. Aufl. Herausgegeben von H. W. Singer. 7. Halbbd. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening 1899. — Dr. Laz. Schweiger: Philosophie der Geschichte, Völkerpsychologie und Soziologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Bd. XVIII.)

Jahrgang 1900. München, Freitag, 12. Januar. Nummer 9.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Deutsche Politik in Asien.

Das Interesse für unser Schutzgebiet in China, für unsern Handel dahin und unsre Kenntniß des „Reiches der Mitte“ wird wesentlich durch die Mittheilungen gefördert werden, die über unsre erste amtliche Handelsmission nach China und Japan veröffentlicht werden. Der soeben in den Fürstenstand erhobene deutsche Botschafter am Wiener Hofe, Graf Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, wird im Verlage der kgl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin ein Werk herausgeben, das den Titel „Ost-Asien 1860—1862 in Briefen des Grafen Fritz zu Eulenburg, kgl. preußischen Gesandten, betraut mit außerordentlicher Mission nach China, Japan und Siam“ führen wird. Diese an die Familie gerichteten Briefe enthalten in Schilderungen, die ein lebenswahres Bild aus Ostasien gleichsam noch in seinem Urzustand darbieten, zugleich eine Darstellung von der ersten offiziellen Entfaltung der preußischen Flagge in den der europäischen Kultur fast noch verschlossenen Gebieten und von den damaligen Schicksalen des bescheidenen kleinen preußischen Geschwaders. Wir sind in der Lage, aus dem Werke die nachstehenden Auszüge mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung schon jetzt mitzutheilen.

Graf Fritz Eulenburgs Mission führte ihn zuerst nach Japan. Am 4. September 1860 fuhr er auf der „Arcona“ in den Golf von Jeddo ein und am 8. September setzte er den Fuß ans Land. Langwierige Verhandlungen folgten und erst am 24. Januar 1861 fand die Unterzeichnung des Vertrags mit Japan statt. Graf Eulenburg schreibt unterm 23. Januar 1861:

Die Gouverneure erschienen bald nach 10 Uhr. Sie kündigten an, daß die Wachen in allen Gesandtschaften noch durch Soldaten von der Leibwache des Taikun verstärkt werden würden. Sie selbst wollten abwechselnd die Nacht in den Gesandtschaftshotels zubringen und wenn wir ausgingen oder ausritten, würden seitens der Regierung noch besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Den Leutchen ist unheimlich geworden, seit sie sehen, daß die Gesandtschaften ernste Schritte thun.[1] Außerdem kündigten die Gouverneure an, daß sie morgen um 1 Uhr kommen wollten, um den Vertrag zu unterzeichnen. Ich erklärte ihnen, daß, bevor ich mich zur Unterzeichnung des Vertrags entschließen könnte, ich ein schriftliches Versprechen des Ministers haben müßte, daß die Preußen, welche jetzt schon in Japan wohnen, nicht aus dem Lande gejagt würden, obwohl der Vertrag erst am 1. Januar 1863 in Wirksamkeit tritt. Der Minister hatte mir, bei meiner letzten Zusammenkunft mit ihm, ein solches Versprechen zugesagt, bis heute aber nichts darüber zukommen lassen. Aus der sich nun entspinnenden langen Unterhaltung ersah ich, daß der Minister sich dieser Verpflichtung entziehen wollte. Ich habe überhaupt wenig Geduld mehr, und bei dieser Gelegenheit ging sie mir ganz aus. Ich erklärte positiv, daß ein solches Benehmen mir treulos erschiene und ich unter keiner Bedingung den Vertrag eher zeichnen würde, als bis das schriftliche Versprechen des Ministers in meinen Händen sei. Die Gouverneure sagten, sie wollten alles, was ich geäußert hätte, dem Minister getreulich rapportiren, und entfernten sich. Ein paar Stunden darauf hatte ich das Versprechen. Es war offenbar schon fertig, als die Gouverneure bei mir gewesen waren, sie waren aber beauftragt, es wo möglich dahin zu bringen, daß ich auf dem Versprechen nicht bestand. Perfides Volk! Ich zitterte vor Freude und Besorgniß, als ich das Schreiben in Händen hielt. Vor Freude, weil nun morgen, am Geburtstage Friedrichs des Großen, der Vertrag gezeichnet werden kann; vor Besorgniß, weil ich denke, es kommt wieder noch etwas dazwischen, was das Endresultat verzögert.

[1] Es war der Dolmetscher Heusken des amerikanischen Ministerresidenten Mr. Townsend Harris ermordet worden.

Der folgende Brief vom 24. Januar 1861 berichtet die vollzogene Thatsache:

Die Nacht war sehr unruhig gewesen. Erst konnte ich lange nicht einschlafen, dann, als ich eben eingenickt war, erhob sich lebhafter Feuerlärm, und außerdem war das Gelaufe und Gepolter der Seesoldaten, welche die Anwesenheit ihres Chefs, des Leutnants v. Imhoff, in besondere Unruhe versetzt hatte, so störend, daß ich froh war, als der Tag anbrach und ich aufstehen konnte. Der Gouverneur Maragaki hatte, wie ich hörte, die Nacht im Hause bei mir zugebracht, um über uns zu wachen. Um 2 Uhr erschienen die Gouverneure, um den Vertrag zu zeichnen. Da derselbe in vier Exemplaren ausgefertigt und jedes Exemplar einmal deutsch, einmal japanisch und einmal holländisch geschrieben ist, auch zu jedem Vertragsexemplar noch ein Handelsregulativ gehört, welches besonders unterzeichnet werden mußte, so mußten ich und jeder der drei Gouverneure unsre Namen 24 mal schreiben, so daß die Zeremonie erst um 3½ Uhr beendet war. Auf Tragbahren wurden darauf sehr schöne Stücke Seidenzeug hereingebracht, Geschenke des Taikun für mich, für Pieschel, für meine drei Attachés, für den Kommodore und für Kapitän Jachmann. Ich beschenkte die Gouverneure und den japanischen Dolmetscher mit Säbeln, Uhren, Operngucken, Bernstein 2c. und speiste sie mit wildem Schweinsbraten und Sekt. Um 5 Uhr gingen sie weg und ich trug meinen Vertrag in mein Stübchen und drückte ihn an mein Herz wie ein schwer zur Welt gekommenes Kind. Heute ist, soviel ich weiß, der Geburtstag Friedrichs des Großen. Möge es ein gutes Omen sein. Im übrigen ist es nun gleichgültig, was noch aus der Expedition wird. Mag noch etwas mehr erreicht werden oder nicht, mögen wir ersaufen oder sonstwie verderben, die Hauptaufgabe ist erfüllt und von Blamage ist nicht mehr die Rede. Ich danke Gott auf den Knieen, daß er soweit geholfen hat!

Weil wir so spät gefrühstückt hatten, verlegte ich die Essensstunde heute von 6 auf 7 Uhr und lud alle Herren, die gerade hier sind, 12 an der Zahl, zum Diner ein. Wir hätten sehr fröhlich sein können, hätte nicht das Andenken an den armen Heusken, der so viel Antheil an dem Gelingen des Werkes gehabt hat, schwer auf uns gelastet. Als bei Sonnenuntergang die Flagge eingezogen wurde, flogen schwere Steine in den Hof, ohne daß die japanische Wache sich die Mühe gab, auf die Straße zu eilen und auf den Thäter zu

fahnden. Da sieht man aufs neue, was man an diesen Kerlen hat. Ich werde doch froh sein, wenn ich Jeddo im Rücken habe, und wenn alles sich so macht, wie ich es mir ausgerechnet habe, so denke ich Montag, den 28. d. M., mich an Bord der „Arcona“ zu begeben.

Am 28. Januar 1861 finden wir den Grafen zu Eulenburg wieder an Bord der „Arcona“. Der hier an Bord geschriebene Brief gibt ein treffliches Bild der damaligen Verhältnisse und der Stimmungen, die den preußischen Gesandten bewegten. Wir lassen denselben hier folgen:

Da wäre ich denn wieder!

Wir waren früh aufgestanden, sahen aber zu unserm Schreck, daß es in der Nacht gewaltig geschneet hatte und noch schneete und wehte. Die Boote von der „Arcona“, die wir schon ganz früh erwartet hatten, kamen nicht. Ein Gouverneur der auswärtigen Angelegenheiten, den ich bisher noch nicht gesehen hatte, Foriwi Etsisen no cami, kam, mir einen langen Besuch zu machen. Er hatte zu meiner Sicherheit die Nacht in meinem Hause zugebracht und war beauftragt, mir namens der Regierung Lebewohl zu sagen. Da mein Wein schon eingepackt war, so konnte ich ihm nichts vorsetzen als Zigarren, die er recht brav rauchte. Das leere Haus sah wirklich graulich aus: zerrissene, beschmutzte und verbrannte Matten, geplatzte Wände, durchstoßene Papierscheiben, kurz, es war höchst unheimlich, und die Japaner werden es sich müssen einige Itzebus kosten lassen, um das Haus, das nur auf Strümpfe berechnet war und Matrosenstiefel hat ertragen müssen, nur einigermaßen wieder aus seinem Kasernenzustand herauszubringen. Wir litten bei dem langen Warten an Kälte und Hunger und suchten beiden durch Eierpunsch abzuhelfen. Endlich um 2 Uhr kamen die Boote. Der Gouverneur machte mir wieder einen Besuch, die preußische Flagge wurde eingezogen und von vierzig Seesoldaten und meinem nur noch geringen Stabe begleitet, ritt ich durch unsäglichen Schmutz nach dem Landungsplatz. Was ist alles geschehen, seit ich vor ungefähr fünf Monaten auf demselben Weg einzog. Alle meine Jakunins zu Fuß und zu Pferde waren mitgekommen und drängten sich, als ich vom Pferde gestiegen war, um mich herum, mir Adieu zu sagen. Drei große Boote lagen bereit, mein Gefolge und meine Sachen einzunehmen. Seesoldaten und Matrosen standen in Linie aufmarschirt, flankirt von japanischen Beamten, Bettos, Pferden und allem möglichen. Ich stieg mit Leutnant v. Schleinitz allein in des Kommodores Gig, und kaum war ich zehn Schritte vom Lande, so präsentirten die Truppen und es erscholl ein donnerndes: „Unser Gesandter soll leben hoch!“ Die guten Jungens, sie haben alle getreulich bei mir ausgehalten. Und nun wurde ein Segel gesetzt und wir flogen durch das schäumende Meer, daß es eine Freude war. In einer halben Stunde war ich an Bord der „Arcona“, und eine halbe Stunde später kamen auch alle übrigen Boote nach.

Ich kann Euch nicht sagen, wie unendlich wohl mir ist in meiner angenehm warmen Kabine, mit hübschem, warmem Teppich und gepolsterten Stühlen, nachdem ich fünf Monate lang eigentlich alles, was Komfort heißt, entbehrt hatte. Dabei bin ich innerlich ruhig; der schwerste Theil meiner Arbeit ist hoffentlich gethan, ich kann meine so lange straff gewesenen Nerven einmal abspannen. —

Auch über die ersten Bestrebungen, deutschem Handel und deutscher Industrie im fernen Osten ein Absatzgebiet zu erschließen und deutsches Ansehen zur Geltung zu bringen, weiß das Werk zu berichten.

Wie schwierig die Verhältnisse damals in China lagen, bezeugen zwei Briefe des Grafen Fritz Eulenburg aus Tientsin vom 30. und 31. Mai 1861. Dieselben lauten:

Donnerstag, den 30. Mai 1861.

Graf Kleczkowski überbrachte mir einen Brief von Herrn v. Bourboulon aus Peking, der mir einen neuen Beweis dafür liefert, daß die Engländer und Franzosen mir nicht helfen wollen. Unter solchen Umständen ist meine Sache verloren. Die chinesische Regierung sträubt sich natürlich gegen jeden neuen Vertrag, indem sie behauptet, daß sie im gegenwärtigen Momente mit ihren inneren Angelegenheiten so beschäftigt sei, daß sie an Auswärtiges nicht denken könne. Vor allem sträubt sie sich gegen die Ausdehnung des Gesandtschaftsrechts. Nun weiß ich, daß nach jeder Depesche, die ich an den Prinzen Kung abgehen lasse, dieser einen seiner Vertrauten zum englischen und französischen Gesandten schickt und ihnen auseinandersetzen läßt, warum es ihm vor der Hand nicht möglich sei, meine Forderungen zu gewähren. Statt nun, daß die Gesandten positiv erklären, er müsse Preußen zugestehen, was den anderen Großmächten gewährt sei, beschränken sich dieselben darauf, den leisen Wunsch auszusprechen, er möge sich mit Preußen abfinden, indem sie zugleich zu verstehen geben, daß sie seine Gründe, warum er gerade jetzt das Gesandtschaftsrecht noch nicht gewähren wolle, nicht unbillig fänden. Mehr will der Prinz nicht; er sieht, daß die Engländer und Franzosen sich nicht viel darum kümmern, ob ich reüssire oder nicht, und da er weiß, daß ich nicht gekommen bin, um zu verhandeln wie diese, d. h. um so viel Forts zu nehmen, als der Vertrag wichtige Artikel enthält, so wird er dabei bleiben, mir alle politischen Rechte für Preußen zu verweigern und nur kommerzielle anzubieten. Die brauchen wir aber nicht, weil wir sie schon haben. Wir sind eine Großmacht und wollen ebensoviel haben als die übrigen Großmächte. Verweigert man uns das, so ziehe ich ab ohne Vertrag, aber mit langer Nase. Es kann gar nicht fehlen, daß es so kommt.

Unsern Spazierritt richteten wir heute nach der rechten Seite des Kaiserkanals. Um aber dahin zu gelangen, mußten wir erst über Schiffbrücken, die lebensgefährlich zu passiren waren, und dann durch einen Stadttheil mit so engen Straßen, daß wir alle Augenblicke stecken blieben, indem wir in Sackgassen geriethen, die so schmal waren, daß wir die Pferde nicht umdrehen konnten, sondern sie große Strecken lang mußten rückwärts treten lassen; endlich, am Kanal angelangt, ritten wir durch hübsche Gersten- und Knoblauchsfelder, sahen auch Weinlauben und erfreuten uns an jedem grünen Fleckchen wie an einer Oase in der Wüste.

Freitag, den 31. Mai 1861.

Ein Schreiben der kaiserlichen Kommissäre benachrichtigt mich, wie sie sagen, definitiv, daß die chinesische Regierung zwar einen Handelsvertrag, aber durchaus keinen politischen Vertrag mit Preußen zu machen gewillt sei. Nun muß ich nach Peking, um dem Prinzen von Kung persönlich auf den Leib zu rücken. Ich weiß, das wird nichts helfen, aber ich muß doch wenigstens alles thun, was in meinen Kräften steht. Die Vorbereitungen zur Reise dahin muß ich ganz heimlich machen, damit nicht die chinesische Regierung oder wohl gar der englische und französische Gesandte mir Schwierigkeiten in den Weg legen; auch muß ich es womöglich so einrichten, daß ich in Peking bin, wenn der nächstens erwartete russische Gesandte dort eintrifft. Das alles erfordert viel Vorsicht und Ueberlegung, und bis ich zur Ausführung meines Planes schreiten kann, muß ich die kaiserlichen Kommissäre durch Korrespondenzen hinhalten.

Besondere Beachtung verdient eine Stelle aus einem Brief vom 2. Juni 1861; Graf Eulenburg schreibt:

Nach Tisch nahm ich die Gelegenheit wahr, um Kleczkowski über das Benehmen der Gesandten gegen mich sehr eindringlich die Wahrheit zu sagen. Er schien etwas verdutzt über meine offene Sprache; als Entschuldigung führte er unter anderem an, daß ich mich noch nicht ausdrücklich darüber ausgesprochen hätte, auf wen ich mich eigentlich stützen wollte, auf die Engländer oder die Franzosen. Die Herren sind also eifersüchtig aufeinander und thun lieber gar nichts, als daß sie sich der Gefahr aussetzen sollten, mir einen guten Dienst zu leisten, ohne daß ich feierlich erklärte, daß ich alle Erfolge ihnen verdanke.

Ein Brief vom 19. Juni 1861 spricht erneut von den Schwierigkeiten, die zu überwinden waren:

Es war auch heute noch nicht zu warm, und der Spazierritt, den ich mit meiner ganzen Gesellschaft vornahm, war

erfrischend, obwohl wir des schlüpfrigen Bodens wegen vorsichtig reiten mußten. Als ich zurück kam, fand ich einen Brief von Graf Kleczkowski aus Peking, worin derselbe mir schreibt, daß trotz der angestrengtesten Bemühungen der französischen Gesandtschaft die chinesische Regierung auf meine Forderung, Preußen das Gesandtschaftsrecht zu bewilligen, nicht eingehen wolle, und daß ein ausdrücklicher Befehl von Dschehol, dem jetzigen Sitze des Kaisers, eingetroffen sei, der die Gewährung des Gesandtschaftsrechts an Preußen verbiete. Dieses Recht ist es nämlich, um welches sich die ganze Schwierigkeit dreht. Ich glaube, ich würde alles andere bald erreichen, wenn ich nur von diesem einen Punkte Abstand nähme. Allein meine Instruktionen, die sonst sehr weit sind, bestimmen doch ausdrücklich, daß ich überall für Preußen mindestens dasjenige beanspruchen soll, was die übrigen Großmächte erlangt haben. Ich finde das auch ganz recht und bin fest entschlossen, lieber gar keinen Vertrag zu machen, als mich in den Augen der Chinesen dadurch herunterzusetzen, daß ich mich mit weniger begnüge als Frankreich und England. Nur die Gerechtigkeit erbitte ich mir von Berlin, daß man dort anerkennt, wie ungeheuer schwer es ist, hier ohne Drohungen und Gewaltthätigkeiten etwas durchzusetzen, und wie diese Schwierigkeit noch wächst, wenn einem die anderen Nationen nicht helfen, sondern womöglich entgegenarbeiten. Es ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß, wenn ich auf dem Gesandtschaftsrecht bestehe, ich nichts erlange, aber ich denke, es ist patriotischer, keinen Vertrag nach Hause zu bringen, als einen, der Preußen irgendwie den anderen Großmächten gegenüber in den Hintergrund stellt.

Am 28. Juni schreibt Graf Eulenburg:

Am 24. hatte ich eine Konferenz mit den kaiserlichen Kommissären, in welcher dieselben merkwürdig gefügig waren. Es ging aus ihrem Benehmen hervor, daß die Nachricht, welche die französische Gesandtschaft mir vor einigen Tagen geschickt hatte und welche besagt hatte, daß der Kaiser streng befohlen habe, auf meine Hauptforderungen nicht einzugehen, unwahr gewesen war.

Nach langen Mühen konnte die Unterzeichnung des Vertrags am 2. September 1861 vorgenommen werden. Der Graf schreibt:

So ist denn also auch Nr. II meiner Aufgabe gelöst. Der Vertrag ist gezeichnet und diesmal nicht bloß im Namen Preußens, sondern auch im Namen aller übrigen Zollvereinsstaaten, der mecklenburgischen Großherzogthümer und der Hansastädte. Es ist ein hartes Stück Arbeit gewesen. Heute vor einem Jahre hatten wir den Taifun und büßten „Frauenlob" ein. Ich betrachtete den Tag als einen dies nefastus; jetzt ist er einigermaßen wieder zu Ehren gekommen. Die Kommissäre kamen um 12 Uhr mit ziemlich großem Gefolge, Alles in Trauer, d. h. in langen weißbaumwollenen Hemden ohne jeden Schmuck, auf dem Kopfe kleine, aus Reisstroh geflochtene Hüte, auf denen statt des Mandarinenknopfes nur ein einfacher, schwarzer Knopf saß. Die Unterzeichnung fand in einem Zimmer statt, welches hübsch mit Blumen dekorirt war, und wir hatten uns sämmtlich Uniform angezogen. Da jeder von uns Bevollmächtigten 48mal seinen Namen schreiben mußte, so nahm die Sache einige Zeit in Anspruch. Nachher bewirthete ich die Kommissäre und ihr ganzes Gefolge an kleinen Tischen, und um 3 Uhr entfernten sie sich wieder. Ich habe kein Gefühl der Freude; es hat zu lange gedauert und zu viel Anstrengung erfordert. Ich bin matt, aber doch nicht so matt, um nicht das Herz voll Dankbarkeit gegen Gott zu haben, der alles so gefügt hat, daß es doch noch zum guten Ende gekommen ist.

Frisch und anschaulich geschrieben, verdienen diese Briefe das weiteste Interesse, umsomehr auch, weil aus diesen getreuen Schilderungen, die im ursprünglichen Wortlaut wiedergegeben sind, zugleich zu ersehen ist, mit wie großen Schwierigkeiten die Mission des Grafen zu Eulenburg, deutscher Macht und deutschem Ansehen in China den Boden zu bereiten, zu kämpfen hatte.

Die Schlacht von Hohenfriedberg.

Von Major Heilmann.

In der Schlacht von Hohenfriedberg haben am Morgen des 4. Juni 1745 etwa 60,000 Preußen ebensoviele Verbündete und zwar zuerst die Sachsen und dann die Oesterreicher in einigen Stunden geschlagen. Die Bayreuth-Dragoner ritten eine glänzende Attacke auf die erschütterte österreichische Infanterie, so daß 20 Bataillone dem Ansturm eines Reiterregiments von 10 Schwadronen erlagen. 2500 Gefangene und 66 Fahnen fielen dem Regiment in die Hände.

Dr. Rudolf Keibel hat nun ein ausführliches Werk[1]) über diese Schlacht herausgegeben, welches gegen den preußischen Generalstab schwere Vorwürfe erhebt. Keibel sagt, das Generalstabswerk[2]) sei in diesem Theile mangelhaft redigirt, beziehungsweise nicht einheitlich bearbeitet; die Darstellung der Schlacht selbst aber leide an dem Mangel gründlicher Forschung und wissenschaftlicher Exaktheit, abgesehen davon, daß sie auch übermäßig kurz gehalten sei. Außerdem tadelt der Verfasser, daß den politischen Verhältnissen zu wenig Bedeutung zugemessen sei, die gerade im Frühjahre 1745 von besonderem Einfluß auf die Kriegführung waren; doch muß er selbst zugeben, daß man diese Unterlassung den Generalstabswerken an sich nicht zum Vorwurf machen kann und daß sie sich vielleicht mit Recht auf die Kriegführung beschränken. Weiter erkennt Keibel an, daß das Generalstabswerk auch in diesem Theil eine Fülle von Neuem bringt, in nicht wenigen bisher unklaren Punkten Klarheit geschaffen hat und bezüglich der Schlacht die großen Züge der Darstellung stimmen. Der Endzweck seiner Arbeit ist nun der Versuch einer objektiven Darlegung des ganzen Verlaufs und des Zusammenhangs der Schlacht mit den übrigen Ereignissen des ganzen Feldzugs, aber keineswegs, wie er ausdrücklich hervorhebt, eine Polemik gegen das Generalstabswerk.

Dieser letzten Behauptung muß ich zunächst widersprechen: denn mir scheint, wenn eine Schrift einen polemischen Charakter hat, so ist es die vorliegende, denn von Anfang bis zum Ende ist der Kern aller Darlegungen immer wieder ein scharf durchgeführter Angriff auf die Behauptungen und Darlegungen des Generalstabs. Unwillkürlich muß ich mich eines hohen Vorgesetzten erinnern, welcher seine scharfen Kritiken über die taktischen Maßnahmen seiner Untergebenen bei Kriegsspielen und Uebungen mit den Worten einzuleiten pflegte: „Selbstverständlich sollen meine Aeußerungen keine persönliche Kritik sein, sondern ich will nur einige sachliche Bemerkungen machen." Meines Erachtens liegt auch der Hauptfehler des Buches gerade in seiner Sucht zu polemisiren. Sie hat den Verfasser nach jeder Hinsicht zu weit geführt. Er hätte einen guten Theil seiner fast 560 zum Theil klein gedruckte Seiten umfassenden Ausführungen nicht zum Schaden des Buches und noch mehr der Leser kürzen können — er hätte auch ohne diese Tendenz vielleicht einen Ton gefunden, der den Inhalt nicht nur den zunächst Betheiligten, sondern auch dem Unparteiischen sympathischer erscheinen läßt. Mir wenigstens will die apodiktische Sicherheit nicht gefallen, mit welcher der Verfasser fast durchweg seine doch auch großentheils auf anfechtbarer Beweisführung und auf Vermuthung begründete Ansichten als die einzig richtigen darstellt, umsomehr als mir die Sachlage sehr oft so gelagert erscheint, daß eben auch zwei verschiedene Ansichten mit mehr oder weniger Berechtigung nebeneinander dahergehen können. — So viel über die Form. Hievon abgesehen ist der

[1]) Mit zwei Karten. Berlin 1899, Bath.

[2]) Der zweite schlesische Krieg, 2. Band. Hohenfriedberg, mit 14 Plänen und Skizzen. Berlin 1895.

Inhalt des Werkes thatsächlich so reichhaltig und mit so außerordentlichem Fleiß und sachverständigem Ueberblick zusammengetragen, daß das Buch als ein werthvoller Beitrag für die einschlägige Zeit erscheinen muß.

Wenn Dr. Keibel feststellt, daß die Redaktion das Generalstabswerk über den zweiten schlesischen Krieg keine einheitliche ist, daß sie in dieser Hinsicht dem Werke über den ersten schlesischen Krieg nachsteht, so gebe ich ihm darin recht. Es wäre zu wünschen, daß bei Fortsetzung der Kriege Friedrich des Großen diesem Punkt das größte Augenmerk und die peinlichste Sorgfalt zugewendet wird. Meines Erachtens dürfte es sich auch empfehlen, die Ereignisse auf einem Theile des Kriegsschauplatzes und ebenso hier, so weit die Parteien getrennt vorgetragen werden, diese in größeren Zeiträumen zusammenzufassen und nicht so oft die Darstellung zu unterbrechen. Ich glaube, das Studium wird dadurch wesentlich erleichtert, besonders wenn zur rechten Zeit ein zusammenfassender Ueberblick eingefügt wird. Auch darin gebe ich Dr. Keibel recht, daß eine gleichmäßige wissenschaftliche Behandlung der Quellennachweise geboten erscheint. Durchwegs in den Anhang verwiesen, kurz und ohne jede Polemik gehalten, werden dieselben auch nicht zu viel Raum beanspruchen.

Daß es möglich und wünschenswerth gewesen wäre, die im Verhältnisse zu anderen, minder wichtigen Begebenheiten etwas kurz gehaltene Darstellung der Schlacht in manchen Einzelheiten ausführlicher zu gestalten, will ich nicht bestreiten, aber andrerseits möchte ich doch hervorheben, daß die Schilderung der Schlacht von Hohenfriedberg sprachlich zu den besten Theilen des Generalstabswerks gehört und auch stofflich alles bietet, um ein völlig klares Bild des Verlaufs der Schlacht zu gewinnen. Daß die Ausführungen Keibels eine werthvolle Ergänzung z. B. bezüglich der Stärkeverhältnisse, der Schlachtordnung, der Verluste, der Attacke der Bayreuth-Dragoner, der Verfolgung u. s. w. bilden, will ich gerne zugeben. Nicht einverstanden kann ich mich aber mit der grundlegenden Auffassung Keibels über die Schlacht erklären, beziehungsweise damit, daß er seine doch immerhin sehr fragwürdige Ansicht so schroff als die allein richtige darstellt. Der Generalstab sucht das Verdienst des Königs in der Schlacht, abgesehen von seiner denkwürdigen, persönlichen Haltung, darin, daß er hier zum ersten Mal rasch entschlossen sich von der Ueberlieferung frei machte und statt wie bisher üblich, das Heer vor dem Zusammenstoße erst noch in die schematische Schlachtordnung zu stellen, die einzelnen Theile bei Beginn der Schlacht und gleicherweise auch im weiteren Verlaufe derselben da einsetzte, wo es die Umstände erforderten. Daneben hebt das Generalstabswerk die Gabe des Königs hervor, die Vortheile des Geländes auszunützen, und sein Bestreben, die Entscheidung gegen die Oesterreicher durch eine Umfassung des rechten Flügels herbeizuführen. In diesen drei Momenten sieht der Generalstab die taktische Leistung des Königs und seine Ueberlegenheit über die österreichische Führung gegeben. Dem gegenüber sagt Dr. Keibel am Schlusse einer längeren gegen den Generalstab polemisirenden Ausführung (Seite 454—463): „Die augenscheinliche Auffassung des Generalstabswerks ist also in jeder Hinsicht zu verwerfen: Friedrich hat von vornherein die schiefe Schlachtordnung gewählt und er hat sie gewählt um ihrer selbst willen, weil er wußte, daß er so auf die sicherste und schnellste Weise die Niederlage des Feindes herbeiführen konnte." — Die schiefe Schlachtordnung sieht Keibel im allgemeinen theoretisch richtig in der Zurückhaltung des einen Flügels, Verstärkung an Quantität und Qualität des anderen und umfassenden Angriff mit dem verstärkten Flügel gegeben. Der Versuch die schiefe Schlachtordnung als das alleinige und von Anfang an feststehende taktische Rezept Friedrichs des Großen hinzustellen, ist nicht neu. Abgesehen von früheren Darstellungen hat insbesondere Otto Herrmann in jüngster Zeit dies in mehreren Artikeln[1]) auch für die beiden ersten Schlachten des Königs, Mollwitz und Chotusitz, ebenso wie für Hohenfriedberg behauptet, und nun beschreitet Keibel hier denselben Weg. Ich will nicht leugnen, daß alle drei Schlachten thatsächlich Vorgänge aufweisen, welche den Gedanken an eine solche Schlachtordnung nahe legen, wie ja auch der Generalstab in seiner jüngsten Veröffentlichung[2]) sagt, reine Parallelschlachten hätten eigentlich niemals stattgefunden; beinahe stets begann der Kampf zuerst auf einem Flügel, um sich dann über die ganze Front fortzupflanzen; auch während der damaligen Schlacht bildeten sich einzelne örtliche Brennpunkte, die schließlich die Entscheidung wesentlich beeinflußten, und die Flanken der damaligen Heere waren besonders empfindlich. Diese Erscheinungen entgingen dem scharfen Blick des Königs nicht, der bekanntlich wie kein Anderer die Fähigkeit besaß, aus den Ereignissen die Nutzanwendung zu ziehen, und so sehen wir den König thatsächlich schon im ersten schlesischen Kriege[3]) sich mit dieser ihm in späterer Zeit gerade für seine numerisch schwache Armee immer werthvoller erscheinenden Angriffsform beschäftigen, auch gibt die Generalstabsschrift selbst zu, daß die Schlachten des zweiten schlesischen Kriegs in dieser Beziehung für den König sehr fruchtbar gewesen sind. „Aber ein bewußter Versuch mit ihr in großem Maßstab ist bis 1745 nicht unternommen worden, obwohl sie ihm beständig vorschwebt." Erst in den nachfolgenden elf Friedensjahren von 1745—1756 entwickelte und festigte sich allmählich auf Grund persönlicher Kriegserfahrung und des Studiums der Militärliteratur die Ansicht des Königs dahin, daß er in der That bei Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs in der sogenannten schiefen Schlachtordnung die den entscheidenden Sieg verheißende Form fand.

Die schiefe, wie sie der Generalstab früher bezeichnete, oder schräge Schlachtordnung, wie er sie jetzt zu nennen beliebt, des Königs war auch keineswegs eine schematische Nachbildung des von seinen Vorgängern Uebernommenen. Des Königs scharfer taktischer Blick, noch viel mehr aber seine persönliche Energie, tritt glänzend in der Art und Weise hervor, wie er diese Schlachtordnung auffaßte und ausbildete. Der taktische Theilsieg, die Benützung des Geländes zum Angriffe, das Streben, den Gegner zu überraschen — alle diese Mittel sollten ihm hauptsächlich die Sicherheit geben, den Feind auch da durch rücksichtslosen Angriff zu besiegen, wo ihm derselbe an Zahl weit überlegen war. Eine hohe Anforderung stellte der König damit an seine Armee, und nur ein in scharfer Disciplin und taktischer Gewandtheit in besonderem Maße geschultes Heer war einer solchen Aufgabe gewachsen. Der König hat nun die elf Friedensjahre eifrig benützt, seinen Truppen den Geist einzuhauchen, mit dem allein die äußere Form lebensfähig war, eine gewaltige Arbeitsleistung, welche ein demnächst folgendes Heft der Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften schildern wird.

Um nun auf Hohenfriedberg zurückzukommen, so stehen hier die Anschauungen Keibels und des Generalstabs schroff gegenüber. Ich glaube zwar nicht, daß der letztere auch „die augenscheinliche Auffassung seines Gegners in jeder Hinsicht verwerfen wird", er wird wohl auch eine andere Ansicht so weit als möglich gelten lassen und im übrigen

[1]) Forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte. Band 5 und 7, dann auch 8.

[2]) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften: Heft 27. Friedrich des Großen Anschauungen vom Kriege in ihrer Entwicklung von 1745 bis 1756. Berlin 1899, S. 277.

[3]) Siehe Einzelschrift Heft 27, S. 278.

mit Recht an seiner Darlegung festhalten, welche die taktische Leistung des Königs in der Schlacht bei Hohenfriedberg treffend und klar bezeichnet.

Ibsens: „Wenn wir Todten erwachen".

Von Georg Hermann.

> Leben: Ein Kampf mit Wichten
> Im Herzen und im Hirn;
> Dichten: Sich selber richten
> Mit unbefang'ner Stirn.
>
> Henrik Ibsen.

Alles, was hier über die neueste Schöpfung des nordischen Dramatikers gesagt werden mag, entspringt nur dem Streben nach persönlicher Abfindung, nach Stellungnahme zu dem Gegebenen. Dichter und Leser verstehen sich nie ganz: Beide sind hiezu allzu große Egoisten. Der Dichter schafft für sich; entweder ist ihm das Schaffen ein Akt der Selbstbefreiung von Belastendem oder es ist die Lust, der Drang, zu formen, welcher ihn zwingt, auszugestalten, Geheimes sichtlich zu verkörpern. Der Leser aber ist ebenso eigensüchtig, er will sich selbst wiederfinden, legt das hinein, was ihn bewegt, sucht nach Verwandtem in der Seele des Fremden, und so bleibt stets ein Bodensatz von Unverstandenem zurück; ja, man mag sogar in den Dingen, die man zu verstehen glaubt, nicht einmal richtig den Intentionen des Künstlers gefolgt sein — aber was verschlägt das, wenn uns nur etwas gegeben ist!

Einen „dramatischen Epilog" nennt Ibsen dieses Stück. Schon diese Worte zeigen den engen Zusammenhang zwischen dem neuesten Werk und seinen früheren Schöpfungen, und es lassen sich unschwer die Brücken schlagen, die hinüber- und herüberführen. Aber der Dichter hat sich geändert, wie sich das gewandelt hat, was er uns gibt. Er spricht nicht mehr zu uns mit mahnenden Worten; er erzählt uns nicht mehr, wie im „Baumeister Solneß", das Märchen seines Lebens, sondern er scheint ganz des Hörers vergessen zu haben, nur für sich zu sprechen, Selbstbekenntnisse, Selbstanklagen. Alles, was vordem immer wiederkehrend durch seine Werke zog, hier eint es sich noch einmal, ringt nach Form, sucht eine Lösung: das Problem der Künstlerseele, eine letzte Abrechnung zwischen Kunst und Leben ist der Inhalt dieses Epilogs. Aber nicht vor breiter Oeffentlichkeit wird hier verhandelt, sondern hinter verschlossenen Thüren, bei geheimer Sitzung, und nur hier und da dringt ein Wort hinaus in die lauschende Menge; die, welche feine Ohren haben, mögen wohl noch mehr hören.

Das Werk ist die Arbeit eines alten Mannes, aber es athmet nichts vom Frieden hoher Jahre, nichts von milder, versöhnender Weltklugheit, welche sich mit allem abgefunden, nichts von müder Resignation, welche sich in alles ergibt; sondern es klingt wie ein letzter schmerzlicher Schrei und schneidet uns bis in die tiefste Seele, diese heiße, gierige Sehnsucht nach Licht und Freiheit, nach Klarheit und Höhe. Es zieht eine Sehnsucht durch dieses Buch, wie sie heute nur die Jugend kennt; doppelt schmerzlich hier, da sich in sie die Klage über unwiederbringliche, ungenützte Zeit mischt, dreifach schmerzlich, da das letzte Erwachen, das letzte Erreichen nur ein Aufflackern — einen Augenblick lang — vor dem Zurücksinken in das große Nichts und die große Stille ist; nur einziger Augenblick, nur Gegenwart, nichts gebärend, keinen Zustand, keine Zukunft in sich schließend.

Das, was uns Ibsen heute erzählt, hat er uns schon oft gesagt; in andere Gewänder gehüllt, zieht es sich durch sein ganzes Schaffen. Der Grundgedanke, die Grundstimmung ist vielleicht eine Lebensschuld, der er sich nicht entziehen konnte, die immer wieder Macht über ihn gewann, wenn er glaubte, sie fest und sicher zwischen den Zeilen seiner Stücke beerdigt zu haben, und die jetzt noch ein letztes Mal in diesem dramatischen Epilog nach Form rang.

In einem kleinen Badeort Norwegens trifft der Bildhauer Rubek wieder mit Irene zusammen. Irene hat ihm einst zu seinem großen Werk die „Auferstehung" Modell gestanden und ihm so zu seinem Ruhm verholfen, dessen reichliche materielle Früchte ihm jetzt ein gesichertes Leben gestatten. Der Antheil, den Irene an der Schöpfung hatte, ist nicht nur der, daß sie der Plastik ihre Formen lieh, sondern es knüpft sie an das Werk eine tiefe, innerliche Theilnahme, eine seelische Mutterschaft. Rubek und seinem Werk zuliebe hat sie ihre Eltern verlassen und ist dem Künstler gefolgt; ihren jungen, unberührten Leib in seiner ganzen Herrlichkeit hat sie dem Künstler dargeboten. Aber er trennte den Menschen vom Künstler; der Künstler riß das Geschenk an sich, das der Mensch verschmähen zu müssen glaubte — des Künstlers wegen. Und sie, die mit dieser That Antheil an seinem Leben zu haben wähnte, sah enttäuscht, betrogen, daß sie ihm nur ein Mittel zum Zweck, und dieses seelische Bündniß nicht mehr als eine „Episode" in seinem Leben war. Ihre Seele war in das Werk — in ihr Kind — übergeflossen, er hatte sie ihr aus dem Leib gerissen, und jetzt stand sie da, blank und bar, schamlos und kalt — innerlich erstorben. Aber er schien damals nichts von all dem zu ahnen, und sie verließ ihn. Zuerst vermißte er sie wohl kaum; zu dem Werk kam der Ruhm, zum Ruhm das Geld, zum Geld die Genüsse des Lebens. Und er, der alternde Mann — alt wie John Gabriel Borkmann, wie Baumeister Solneß —, der lange gedarbt, jetzt wollte er trinken mit gierigen Zügen; er baute sich eine Villa dort am See, wo er einst im Bauernhaus mit Irene zusammen geschafft; er hielt sich eine prächtige Wohnung in der Stadt und er kaufte sich eine hübsche, junge Frau, die seine Sinne reizte; aber immer schaler und abgestandener erschien ihm der Trank, und dieser Trank, von dem er hoffte, Mensch und Künstler würde durch ihn zur Vollreife kommen, ließ ihn veröden und verdumpfen, goß Mattigkeit in seine Adern, lähmte ihn. Und stets peinigender steigt es in ihm empor, daß er damals den Becher hätte zu Lippen führen müssen, der ihn gottbeseelt, und daß er an sich wie an Irene ein bitteres Unrecht begangen, indem er sie seiner Kunst opferte. Er verblutete daran, ging zugrunde an dieser Lebenslästerung; denn das Kunstwerk, welches er erschaffen, war ein Werk des Lebens, ein Kind der Liebe, hatte Vater und Mutter. Diese gleiche Auffassung finden wir auch von Lövborgs Arbeit in „Hedda Gabler". Und nur mit der Liebe konnte seine künstlerische Zeugungsfähigkeit bestehen; nie durften Liebe und Kunst, Leben und Kunst getrennt werden, beide mußten sich unlösbar durchdringen; eines über das andere zu setzen, hieß sich an der Heiligkeit beider vergehen, und nie und nimmer durfte ungerecht das Leben geschmäht werden. Diese schwere Schuld hat Rubek auf sich geladen, aber nicht sich allein hat er betrogen, zwei Menschen hat er mit sich gelockt, erst Irene und dann Maja, seine Frau. „Auf den Berg der Verheißung wollte er sie führen und ihnen alle Herrlichkeiten der Welt zeigen." Als ihn nun Maja daran mahnt, hat er es fast vergessen, und meint, das wäre nur eine Redensart von ihm, so eine wie die, mit der er als Kind seine Genossen in Feld und Berg gelockt hatte; alles, was er einst erstrebt, liegt in ihm vergraben und vergessen, nur eines hält ihn noch, die Sehnsucht, der zweifelnde Glaube an eine ferne, doch mögliche Auferstehung. Und diese Sehnsucht hat ihn wieder nach Norden getrieben; vielleicht mag er dort von ihr eine Spur finden. Der Zufall führt Beide zusammen; anders, als sie sich verlassen. Führt er noch vor der Welt ein Scheinleben, gilt er noch für

den großen Künstler, obgleich er nur Portraitbüsten schafft, in die er all seine Heimlichkeiten, seinen Spott, seine Verachtung gießt, daß sie ihn angrinsen in ihrem unterirdischen Dasein; hält er noch wenigstens den Schein vor der Welt aufrecht, so ist sie ganz und gar gebrochen, ganz und gar an seinem seelischen und körperlichen Treubruch zugrunde gegangen. Der stärkere Intellekt des Mannes empfindet nur vergleichsweise, daß er doch schon längst zu den Todten gehört und nur wie eine unbegrabene Leiche in dieser Welt umherirrt, während bei dem schwächeren Weib diese Vorstellungen zu Wahnideen sich verdichtet haben. Irene hat ein wildes Leben hinter sich, voller Schmutz und Laster, es steckt in ihr etwas von einem Vampyr, einer kalten, männermordenden Sinnlichkeit. Es ist wohl doch nur bildlich zu verstehen, wenn sie meint, sie habe als lebende Marmorfigur sich vor Tausenden zur Schau getragen. Zweimal war sie verheirathet. Im fernen Südamerika ruht ihr erster Gemahl, ein Diplomat, über sich ein schönes Monument, im Schädel eine klappernde Bleikugel. Die Beziehungen zu ihrem zweiten Mann Satow, Goldminenbesitzer im Ural, sind ungeklärt. Irene ist geisteskrank gewesen und jetzt, da sie gesundet, ist noch eine Pflegerin, eine Diakonissin, in ihrer Begleitung.

Betrachten wir nun noch das Zusammenleben von Rubek und Maja, so haben wir die breiten Voraussetzungen des Stückes, breit gegen die kurze, einfache Handlung. Maja ist eine junge, lebenslustige Person, die sich durch ihren alternden Mann um ihr Glück betrogen sieht. Das Einzige, was sie uns annehmbar macht, ist ihr Sehnen nach Leben und Freiheit; sie ist in keiner Weise befähigt, Rubek zu folgen, versteht nicht den Künstler in ihm, sie verlangt nur Leben, kräftiges, greifbares, brutales Leben, und so vermögen sie einander nichts, gar nichts zu geben. In dieser Erkenntniß lassen sie gern und freiwillig von einander. Rubek findet Irene, Maja den Gutsbesitzer Ulfheim, einen breiten, brutalen Burschen, Jäger, Bärentödter, von fauni-scher Sinnlichkeit, zäh und kräftig, wie die Erde selbst. Die geheimnißvolle Romantik, die Kämpfe und Aufregungen seines Lebens locken, reizen und ziehen Maja zu ihm. Er verspricht ihr, sie mitzunehmen, auf den Berg zu führen, zu seinem Schloß. Und auch Rubek und Irene, die sich wiedergefunden, steigen in der Sommernacht — „eine Sommernacht in den Bergen, das hätte unser Leben werden können!“ — hinauf, um auf dem Berge der Verheißung ihr Hochzeitsfest zu feiern. Auf halber Höhe treffen sie zusammen. Das Schloß, welches Ulfheim Maja zeigen wollte, war nur eine kleine Hütte, ein Schweinekofen nach Maja's Worten, und vor dem aufziehenden Unwetter kehren Ulfheim und Maja um zur Tiefe. Wenn auch Maja jubelt, frei zu sein, ihr Lebensziel erreicht zu haben, war es denn ein Ziel, was das Leben werth machte? Rubek und Irene steigen unbekümmert zur Höhe, aber eine Lawine reißt Beide vereint in die Tiefe. Den Sterbenden ruft die schwarze Diakonissin versöhnend ihr Pax vobiscum zu. Und auch wir können diesen Schluß nur versöhnlich finden. Gleich Hilde Wangel im Solneß möchte man ausrufen: „Er ist doch oben gewesen, mein Baumeister!“

Ibsen ist ein Lebensapostel, nicht erhöhten sinnlichen Genuß fordert er, sondern ein Ausschöpfen in höchster, künstlerischer Freiheit, in seelischen und körperlichen Fähigkeiten; und hier reicht er sich die Hand mit Nietzsche. Andersen spricht in seinem „Märchen von der Glocke“ vom Königssohn und dem armen Konfirmanden, die dem Schall nachgehen auf verschiedenen Wegen und Beide sich auf der Höhe treffen. So ist der Eine, extatisch, seherhaft sich hinaufträumend, der Andere, Kritik übend an Bestehendem, der Eine der große Idealist, der Andere — wie gesagt wird! — der große Pessimist (der nebenbei sein Lebtag Romantiker war und blieb), zu gleichem Ziel gelangt.

Ein Künstlerproblem, ein Selbstbekenntniß, ein Selbstgericht, wurde von mir das Stück genannt, und wirklich fast Zeile auf Zeile thun wir tiefe Einblicke in die Art seines Schaffens; wir erfahren, wie er sich selbst beurtheilt, wie er sich kennt und verkennt. Schon daß Rubek Bildhauer ist, scheint mir nicht ohne Absicht. Ebensowenig wie die Baumeisterschaft des Solneß, der ja Heimstätten für Menschen schaffen will. Der Plastiker geht parallel dem Dramatiker, der Maler dem Epiker, mehr noch dem Lyriker. Aber Rubek ist kein Plastiker, seine Veranlagung hätte ihn nie zu einer dreidimensionalen Kunstübung führen sollen; Irene sagt zu ihm: Künstler? Dichter bist du, du liebes, alterndes Kind, daß du das nicht sehen kannst. — Dichter, weil du ohne Kraft und Willen bist und voll Absolution für alle deine Handlungen; zuerst hast du meine Seele gemordet und dann modellirst du dich selbst in Reue!“ Das ist die That eines Dichters, aber keines Gestalten schaffenden Künstlers. Und wie er sich verkannt hat, so hat auch sie den eigentlichen Beruf nicht gefunden: „Ich hätte Kinder zur Welt bringen sollen, viele Kinder, richtige Kinder, nicht solche, die in Gräbern verwahrt werden, nie hätte ich dir dienen sollen, du Dichter!“ Und es wirkt überwältigend, wie nun diese beiden gebrochenen Menschenkinder miteinander zu spielen beginnen, wie zwei große Kinder, wie Dichter. Blüthen und Blätter lassen sie das schnell fließende Wasser des Baches hinabschwimmen und träumen dabei, es wären große, weiße Vögel mit rothen Schnäbeln, stolze Schwäne und flinke Möven. Und sie geben Farben ihren Gesichten von der keuschen Anmuth der Welt eines Ludwig v. Hofmann. So feiern sie ihre Auferstehung, das Erwachen. Der Bilderschrein in Rubek, der fest zugefallen, dessen Schlüssel verloren, ist wieder geöffnet von alten lieben Händen, die ihn einst erschlossen. Doch dieser Augenblick ist zugleich der Abschied für Beide. Zum Leben konnten sie sich noch emporringen, doch von der Höhe mußten sie durch ihre Todten wieder niedergezogen werden; die große Stille, das Nichts umfängt sie versöhnend.

Alles Rhetorische ist vermieden im Drama, die Handlung ist untergeordnet, aber die Charakteristik der Figuren scharf, bestimmt, die ganze Wirkung mehr auf koloristische Reize, auf Farbe und Stimmung gestellt. Es ist in Wahrheit ein Stück für eine intime Bühne, ohne daß nun besondere Geheimnisse darin gesucht werden sollen; denn mögen auch Einzelheiten als zu persönlich sich dem klaren Verstehen entziehen und zum Spekuliren auffordern, der Sinn des Ganzen wird sich ohne jede Aufdringlichkeit dem Zuschauer — nicht seinem Intellekt, aber seiner Empfindung — darbieten.

Vor wenigen Jahren entstand ein ähnliches künstlerisches Selbstbekenntniß, ein Stück, welches auch die Wechselbeziehungen zwischen Kunst, Liebe und Leben zum Vorwurf hat; aber während der Meister Heinrich in der „versunkenen Glocke“ wie ein Schuljunge sein Vergehen vor dem Lehrer Leben vertheidigt, ist hier höchster Ernst, Klarheit, Reife.

Durch die ganze Jugend, die ganze moderne Dichtung zieht sich die Höhensehnsucht, die Sonnensehnsucht, uns Allen ist sie gemeinsam. Wie ein Moses hat uns Ibsen einst durch die Wüste geführt zu neuem Leben, und nun öffnet sich seinem inneren Auge ein erster und letzter Blick in die Länder, welche seine Seele nicht mehr betreten darf.

Mittheilungen und Nachrichten.

Naturphilosophische Untersuchungen zur Wahrscheinlichkeitslehre. Von Dr. Karl Marbe, Privatdozent der Philosophie in Würzburg. Leipzig, W. Engelmann. 50 S. — Die vorliegende Arbeit hat nicht in erster Linie die logische oder mathematische Begründung der Wahrscheinlichkeitslehre zum Gegenstand, sondern untersucht vielmehr die Frage, welches Verhältniß das reale Geschehen, soweit es seiner Natur nach den Berechnungen der Wahrscheinlichkeitslehre unterworfen werden kann, zu diesen mathematischen Berechnungen einnimmt. In der theoretischen Wahrscheinlichkeitslehre ist einer der wesentlichsten Begriffe bekanntlich der der „normalen Dispersion"; derselbe besagt in allgemeinster Fassung, daß von den überhaupt denkbaren Ergebnißgruppen, die sich als Wirkung einer oft wiederholten, hinsichtlich dieser Wirkung aber einen gewissen Spielraum lassenden Handlung einstellen können, keine vor der anderen einen Vorzug hat, daß vielmehr das reale Eintreffen derselben genau im Verhältniß ihrer mathematischen Wahrscheinlichkeit erwartet werden muß. Wirft z. B. Jemand 100 mal hintereinander „Kopf oder Schrift" mit einer Münze, so ist der Fall denkbar, daß eine reine Gruppe à 100 „Kopf" oder eine ebensolche „Schrift" sich ergibt; setzt er diese Thätigkeit $100 . 2^{100}$ mal hintereinander fort, so muß, wenn das „Gesetz der normalen Dispersion" reale Bedeutung besitzt, das Eintreten einer reinen Gruppe à 100 „Kopf" und einer ebensolchen „Schrift" erwartet werden. Marbe sucht nun den Nachweis zu erbringen, daß die reale Bedeutung dieses Gesetzes begrenzt ist; es gibt nach ihm für jede Gruppe der hier in Betracht kommenden Art eine empirisch ermittelbare — wenn auch natürlich nur ungefähre — Grenze p, oberhalb deren „reine" Gruppen überhaupt nicht mehr erwartet werden dürfen. Beispielsweise würde man, wenn es etwa möglich wäre, $1000 . 2^{1000}$ mal „Kopf oder Schrift" zu werfen, keine reine Gruppe à 1000 erwarten dürfen. Die Erwägungen, die den Verfasser zu diesem Satz führen, gehen von der Beschaffenheit der „variablen Bedingungen" aus, die das einzelne Ergebniß mitgestalten; sie werden durch ein reiches und sorgfältig bearbeitetes Material gestützt, das theils aus eigenen Wurfversuchen mit einer Münze, theils aus Spielergebnissen von Monte Carlo, Spaa u. s. f. gewonnen ist. Allgemeinere Bedeutung käme denselben u. E. zu, wenn sie nicht wesentlich solche Fälle berücksichtigten, bei denen — wie hier — die variablen Bedingungen ganz oder größtentheils in menschlichen Muskelaktionen bestehen; hier sind der variirenden Momente ersichtlich so viele, daß der fortgesetzte Eintritt des gleichen Ergebnisses von vornherein äußerst unwahrscheinlich erscheinen muß. Immerhin ist es nicht unmöglich, daß auch für andere Fälle die Ueberlegungen des Verfassers zu einer Modifikation der üblichen Wahrscheinlichkeitsansätze führen können. Auf die weiteren Ausführungen der Arbeit zur Anwendung der Wahrscheinlichkeitslehre in der theoretischen Physik, sowie zum „Petersburger Problem" der Mathematiker kann hier nicht eingegangen werden.

Erlangen. **Karl Schneider.**

Gaston Paris: La Littérature Normande avant l'annexion (912—1204) **Paris. E. Bouillon. 1899.** 57 S. — Der große Romanist der französischen Akademie, **Gaston Paris**, hatte als Directeur der gelehrten Gesellschaft der „Antiquaires de Normandie" in der öffentlichen Sitzung vom 1. Dezember 1898 eine inhaltsreiche gedrängte Abhandlung über die normannische Literatur Frankreichs vor der Annexion verlesen, die im Sommer 1899 mit einigen Zusätzen bereichert im Druck erschienen ist. Die Wahrheitsliebe des unermüdlichen Forschers stand hier vor dem schwierigen Problem, dem Lokal- oder vielmehr Provinzialpatriotismus sein angestammtes Recht auf Ehrung widerfahren und doch zugleich seine eigene wissenschaftliche Erkenntniß in ungetrübter Klarheit zur Geltung gelangen zu lassen. Die an und für sich heikle Aufgabe ist mit altbewährter Meisterschaft gelöst worden, und diese Lösung bedeutet zugleich einen wesentlichen Fortschritt in der Analyse des französischen Nationalcharakters. Man sollte erwarten, daß eine Generalrevue derartiger alterthümlicher Literaturprodukte, wie sie hier zur Besprechung gelangen, nur den engeren Kreis der Fachgenossen zu interessiren vermöchte. Aber die Behandlung des zeitlich entlegenen Stoffes hat die Gaston Paris charakteristische Färbung angenommen, d. h. ihre Reflexe strahlen vermittelnd bis auf die Neuzeit über. Die kleine Abhandlung besitzt einen dreifachen Werth. Erstens sucht der ausgezeichnete Kenner der mittelalterlichen französischen Literatur das der alten Normandie wirklich gebührende literarische Eigenthum mit kundiger Hand zu sichten. Aus dieser mehr negativ als positiv ausfallenden Sichtung erwächst ein überaus lohnender Rückschluß auf die intellektuellen Eigenthümlichkeiten der normannischen Bevölkerung Frankreichs. Ihr Geist hat nichts mystisches oder romantisches an sich: Ce qui le caractérise avant tout, c'est l'ordre, la clarté, la raison aiguisée d'esprit, avec un certain réalisme et positivisme: c'est un génie oratoire beaucoup plus que poétique, car quand il a excellé dans la grande poésie, c'est surtout en en faisant de l'éloquence. Wer dächte bei diesen Worten nicht unwillkürlich an Corneille? Die Spottlust, vielleicht ein skandinavisches Vermächtniß, wird durch zwei auch geschichtlich merkwürdige Dokumente belegt, die von der erbitterten Stimmung Zeugniß ablegen, die seit der Eroberung Englands in den Herzen der kontinentalen Normannen gegen die französischen Nachbarn erwacht war. Als im Jahre 1174 bei der Belagerung von Rouen sich Ludwig VII. und Heinrich II. von England feindlich gegenüberstanden, hatte der normannische Groll unter insularem Einfluß offenbar seinen Höhepunkt erreicht. Der normannische Dichter Wace hat dieser Antipathie beredten Ausdruck verliehen. Noch drastischer äußert sich kurz vor der Annexion **André de Contances** in einer Roman des Français betitelten Satire. Er betont noch schärfer den bereits von Wace erhobenen Vorwurf des Geizes und der allzu „knickerigen" Mahlzeiten. Abhub von der Tafel für die Armen sei nie vorhanden, ja nicht einmal Knochen für die Hunde blieben bei den französischen Mahlzeiten übrig, denn entweder würden dieselben auch noch verschlungen oder doch dermaßen abgenagt que, quand il les lâche, le chien n'a pas lieu d'être content. Gaston Paris betont indessen bei der Schilderung dieser pikanten Animosität, daß sie von kurzer Dauer blieb. Die Normandie wurde rasch französisirt, und zwar aus doppelten Gründen. Einerseits gab das Uebergewicht des klugen Philipp über Johann ohne Land den Ausschlag, andrerseits wies die kontinentale Lage der Normandie sie direkt auf den natürlichen Zusammenhang mit Frankreich an. Dem Mutterlande hat die stattliche neue Provinz reichen literarischen Zustrom gebracht: elle lui a donné l'éloquence patriotique d'Alain Chartier, la lumineuse raison de Malherbe, la haute et fière pensée du grand Corneille, la finesse de Fontenelle, la critique acérée de Richard Simon, la grâce attendrie de Bernardin de Saint-Pierre, la puissante vision de Flaubert, le réalisme plastique de Maupassant. Durch diese summarische Zusammenstellung wird der Leser mit einem Schlage in die Neuzeit versetzt. Aber die feine Brücke zu der Vergangenheit, zu der noch stammelnden Kindersprache der ältesten normannischen Dichter sieht Gaston Paris in den beiden Grundzügen: la raison et la clarté, deren Keime von Anbeginn durch das Aufpfropfen des skandinavischen Reises auf den gallo-romanischen Stamm gefördert wurden. Die Schlußworte krönen den psychologischen Werth der Abhandlung durch den energischen Hinweis auf die normannische Ader, die Englands Literatur weithin sichtbar durchzieht und die wohl an Shakespeare noch immer nicht in hinreichendem Maße hervorgehoben worden sei. Für die Geschichte zweier großer europäischer Literaturen bildet nach Gaston Paris' Darlegung diese entlegene normannische Periode, die vom 10. bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts reicht, die nothwendige Einleitung. Wiederum liegt hier ein schöner Nachweis vor, daß eine gerechte historische Beurtheilung der modernen Literaturen bis aufs fernste Mittelalter zurückgreifen muß.

Dr. **Minckwitz.**

Heinrich Vogeler: „Dir". Gedichte. Erschienen im Verlage der „Insel". Bei Schuster u. Löffler. Berlin SW. Oktober 1899. — Aus der Gruppe der Worpsweder Malerpoeten tritt immer kräftiger Heinrich Vogeler hervor. Das ist ein Dichter. Zarte Träume läßt er erstehen. Von einsamen Bäumen erzählt er und von schlanken Blumen, irgend-

wo in einem Walde. Ein leiser Duft kommt einem entgegen, süße, bezaubernde Stimmung. Den beiden Motiven jeder wahren Dichtung begegnet man wieder, der Sehnsucht und der Trauer. Jetzt erschienen im Verlag der „Insel", einer Gesellschaft, die Otto Julius Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder leiten, Gedichte des Malers Vogeler. Man freut sich leise und heiter dieses innigen Buches. Es heißt ganz einfach „Dir" und erzählt in faksimilirten Gedichten und vielen zarten Randleisten und Bildchen die ewige, freudige und dann schmerzliche Geschichte einer Liebe. Interessant und nervenreizend ist das Buch wahrhaftig nicht. Aber es ist zart und innig. Und eine stille Harmonie durchzieht diesen Band. Man kann ihn ruhig ein Meisterwerk der Buchausstattung nennen. Der Einband und das verwendete Druckpapier verdienen eine besondere Erwähnung. Menschen, die gern an traurigen Abenden ein Buch in die Hand nehmen, es besehen und noch etwas von der altväterischen Freude an der Lyrik haben, darf man getrost auf dieses Buch aufmerksam machen.

London. W. Fred.

-rt- **Telegraphie mit nicht isolirten Drähten.** Jüngst wurde in dieser Beilage über Versuche berichtet, welche zwischen Chamounix und dem Montblanc-Gipfel mit drahtloser Telegraphie nach Marconi'schem System ausgeführt wurden. Gelegentlich eines der französischen Akademie der Wissenschaften vor einigen Wochen erstatteten Berichts über die am Montblanc im Jahre 1899 ausgeführten wissenschaftlichen Arbeiten machte nun der bekannte Astrophysiker M. Janssen (Meudon bei Paris) u. a. Mittheilungen über Versuche mit Telegraphendrähten, die nebeneinander direkt auf das Gletschereis aufgelegt wurden. Beide Drähte waren, wie die sonst meist gebräuchlichen, aus galvanisirtem Eisen hergestellt und weder übersponnen, noch sonstwie isolirt; ihre Länge betrug ca. 1700 m, ihr gegenseitiger Abstand durchschnittlich 5 m. Der durch sie hindurchgeschickte Strom wurde von 18 Trockenelementen (System Leclanché) geliefert. In den Stromkreis wurden dann zwei Galvanometer eingeschaltet, deren Abstand zuerst 300, dann 600, schließlich 1700 m betrug: in keinem Falle war ein merkbarer Unterschied in den Angaben derselben zu konstatiren. Es geht hieraus die wichtige Thatsache hervor, daß man mittelst zweier auf Eis oder vereiste Felsen direkt aufgelegter Drähte ohne weiteres in gewöhnlicher Weise telegraphiren kann, eine Bodenableitung hier somit nicht stattfindet. Letzteres war, wie die Versuche ferner zeigten, auch dann nicht der Fall, wenn das Eis an einzelnen Stellen abschmolz. Häufig dürften dagegen bei derartigen primitiven Telegraphenlinien Störungen infolge von Stürmen und Lawinen, sowie durch die Bewegung der Gletscher zu erwarten sein. — Die interessanten Versuche haben leider auch ein Menschenleben gekostet: der talentvolle Physiker M. Cauro, der sich an ihnen betheiligt hatte, büßte gleich im Anfang infolge eines Absturzes an der Montagne de la Côte sein junges Leben ein.

-l. **Preisvertheilung der Pariser Akademie.** In einer am 18. Dezember v. J. abgehaltenen öffentlichen Sitzung hat die Akademie der Wissenschaften in Paris die Vertheilung der zahlreichen Preise vorgenommen, die ihr zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten alljährlich zur Verfügung stehen. Von den wichtigeren Preisen sind nur drei an Nichtfranzosen verliehen worden: der Prix Lalande an den amerikanischen Astronomen William R. Brooks in Geneva (N.-Y.) für seine zahlreichen Kometenentdeckungen; der Prix Valz an den russischen Astronomen Staatsrath Magnus Nyrén in Pulkowa für seine gesammten Arbeiten auf dem Gebiete der Stellarastronomie; endlich der Prix Wilde an den holländischen Physiker Prof. P. Zeeman in Leyden für den von ihm zuerst (1896) erbrachten experimentellen Nachweis der Einwirkung eines magnetischen Kraftfeldes auf Lichtstrahlen, die durch das letztere hindurchgehen (Zeeman'sches Phänomen). Die goldene Arago-Medaille wurde dem bekannten englischen Geophysiker Prof. Sir G. G. Stokes an der Universität in Cambridge aus Anlaß seines 50jährigen Professorenjubiläums verliehen. Die für den Prix Bréant gestellte Preisaufgabe: „Es soll eine Methode zur Behandlung der asiatischen Cholera angegeben werden," ist nicht gelöst worden.

* **Marburg.** Der Privatdozent für deutsche Philologie an der hiesigen Universität Dr. Ferdinand Wrede ist zum Professor ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Aus dem Lehrkörper der höheren Forstlehranstalt in Weißwasser (Böhmen) schied der Professor der Forstwissenschaft, Hr. Dr. Ferdinand **Mocker**. Mit ihm verließ der letzte deutsche Professor die ehedem rein deutsche Forstschule. Bei der Gründung der Anstalt im Jahre 1855 hat man lediglich deutsche Professoren an dieselbe berufen. Der erste unter ihnen war der großherzogliche Forstkandidat Dr. Franz Baur, nachmals Professor an der Universität München. Auch andere berühmte deutsche Forstleute, wie Dr. J. Albert, Dr. Friedrich Jüdeich und Robert Miklitz, wirkten vorübergehend an dieser Anstalt. Prof. Mocker tritt in den österreichischen Staatsforstdienst über.

* **Amsterdam.** Der Professor der Chemie an der hiesigen Universität G. J. Günning ist am 8. d. M. gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Heinr. Kruse: Lustspiele. Leipzig, S. Hirzel 1899. — Dr. Alfr. Jeremias: Hölle und Paradies bei den Babyloniern. (Der alte Orient. 1. Jahrg., 3. Heft.) Leipzig, J. C. Hinrichs 1900. — Denkschrift betr. die Entwicklung des Kiautschou-Gebiets in der Zeit von Oktober 1898 bis Oktober 1899. Berlin 1899. — C. v. François: Kriegführung in Südafrika. Berlin, Dietr. Reimer (E. Vohsen) 1900. — Ad. Streckfuß: Der tolle Hans; Alex. Römer: Leidenschaft; H. Mielke: Coeur-Dame. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise, Band 82, 83, 84.) Berlin, Alb. Goldschmidt 1900. — Pauline Wörner: Im Brunnen; Die blawe Blume. (Orchideen im Lößgrund I/II.) Freiburg i. Br., Leipzig, Paul Waetzel. — F. Gerstung: Glaubensbekenntniß eines Bienenvaters. Versuch einer Versöhnung der natürlichen und göttlichen Welt- und Lebensauffassung. Ebd. 1900. — Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg. 51. Band der gesammten Verhandlungen und 53. Band der neuen Folge. Regensburg 1899. — Geld und Zeit in München. (Markmanns Städteführer Nr. 1.) München, Heinr. Markmann 1900. — Taschenbuch für landwirthschaftliche Genossenschaften. Offenbach a. M., Anwaltschaft des Allgemeinen Verbandes 1900. — C. v. Freydorf: Der Belfrid am Paradeplatz zu Mannheim. Zur Säkularfeier. Eine Vertheidigungsschrift. Mannheim, Selbstverlag. — Reuter-Sauer: Die Gewährleistung bei Viehveräußerungen nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Berlin, Paul Parey 1900. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lieferung 339. Bosnien und Herzegowina. 2. Heft. Wien, Alfred Hölder, k. k. Hofbuchhandlung. — Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Abtheilung für Kriegsgeschichte II. Heft 27. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Dr. Didier: Gesunder Schlaf und der oreiller hygiénique. Stuttgart, Spencer-Revue 1900.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 13. Januar. Nummer 10.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Zukunft des deutschen Seehandels.

Von Arthur Dix.

In dem großen und von Tag zu Tag an Umfang wachsenden Welthandel hat Deutschland seit einer Reihe von Jahren den zweiten Platz erobert. Es hat unter allen großen Handelsmächten die großartigste Entwicklung aufzuweisen und ist selbst den Vereinigten Staaten trotz ihres rapiden Aufschwungs insofern überlegen, als es das einzige Land ist, in dem der Außenhandel in schnellerem Tempo gewachsen ist als die Gesammtbevölkerung — was viel sagen will gegenüber einem Land, dessen Bevölkerung nicht nur durch die natürliche Vermehrung, sondern auch durch starke Zuwanderung wächst. Auch der Abstand zwischen Großbritannien und Deutschland verringert sich zusehends. Während der Handel Englands sich vor kaum 20 Jahren zu dem der zweiten Welthandelsmacht — damals Frankreich — verhielt wie 2 : 1, ist das Verhältniß zwischen dem ersten und dem zweiten Haupthandelsstaat der Welt — England und Deutschland — heute nur noch etwa 4 : 3.

Der gesammte Welthandel ist auf etwa 75 Milliarden Mark zu schätzen; der Antheil Englands beträgt 12—13 Milliarden, während der deutsche Außenhandel im Jahre 1898 9½ Milliarden betrug. Der größte Theil des internationalen Handelsverkehrs vollzieht sich auf dem Seeweg. Man muß annehmen, daß mehr als drei Viertel des gesammten Welthandels zum Seehandel gehören. Auch in Deutschland gebührt dem Seehandel der Vorrang. Nach eingehenden Berechnungen ist festgestellt, daß der Antheil des Seehandels am gesammten Handel sich in Deutschland auf etwa zwei Drittel beläuft. Danach betrug der deutsche Seehandel im Jahre 1896 etwa 5540, im Jahre 1897 gegen 5790 und im Jahre 1898 rund 6300 Mill. Mark. Ausschließlich Seehandel ist in erster Linie natürlich der deutsche Handel mit fremden Erdtheilen. Er betrug 2.66 Milliarden. Ferner der Handel mit Großbritannien, der auf 1.6 Milliarden angewachsen ist, sowie mit einer ganzen Reihe weiterer europäischer Staaten, Schweden und Norwegen, Spanien und Portugal, Griechenland und anderen Balkanländern. Insgesammt ist der deutsche Handel mit jenen Ländern, die theils überhaupt nur, theils allein vortheilhaft zur See erreichbar sind, im letzten Jahre von 4 auf 4½ Milliarden Mark gestiegen. Ausschließlich Landhandel treiben wir überhaupt nur mit der Schweiz. Auch im Verkehr mit Rußland beispielsweise ist der Seehandel erheblich, während er im Verkehr mit den meisten anderen Ländern bis auf wenige überwiegt. Der Handelsverkehr mit den nur zur See erreichbaren Staaten ist in schnellerem Tempo gewachsen als der Gesammthandel, und der gesammte deutsche Seehandel hat im letzten Jahre eine Steigerung um fast 10 Proz. erfahren.

Die Frage ist, welchen Vortheil die deutsche Volkswirthschaft in allen ihren Theilen aus diesem Seehandel zieht, in welchem Grad er unentbehrlich ist und ob, bezw. in welchem Maß eine fernere Steigerung zu erwarten ist.

Was zunächst die Bedeutung des Seehandels für die deutsche Volkswirthschaft anlangt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Seeverkehr heute eine Lebensbedingung für unsre gesammte Wirthschaft ist. Auch wenn man von der Frage der Lebensmittelversorgung ganz absieht — obwohl gegenwärtig ein sehr bedeutender Theil des in Deutschland konsumirten Brotgetreides aus dem Ausland bezogen wird —, so ist Deutschland doch unbedingt auf die massenhafte Einfuhr von Rohstoffen angewiesen, die der eigene Boden infolge der geographischen Lage und Größe des Reiches entweder gar nicht oder doch nur in ungenügendem Maß hervorzubringen vermag. Aber nicht nur diese Rohstoffeinfuhr ist unentbehrlich — was wir einführen, müssen wir auch durch eine entsprechende Ausfuhr bezahlen, und da diese Bezahlung nicht durch die Abgabe eigener etwa im Ueberfluß vorhandener Rohstoffe an das Ausland möglich ist, so muß dies durch den Export von Fabrikaten erfolgen. Diese Fabrikate müssen wiederum zum großen Theil aus Rohstoffen hergestellt werden, die wir aus dem Ausland beziehen und zu diesem Zweck in größerer Menge beziehen müssen, als es zur Deckung des eigenen Bedarfs nothwendig wäre. Ein markantes Beispiel bildet die Textilindustrie. Deutschland führte im Jahre 1898 für 582 Millionen Mark rohe Wolle, Baumwolle und Seide ein und für 636 Millionen Wollen-, Baumwollen- und Seidenwaaren, Kleider, Wollen- und Baumwollengarn aus. Es sind also Rohstoffe in solchen Mengen eingeführt, daß nicht nur der heimische Bedarf davon gedeckt wird, sondern daß gleichzeitig überschüssige Fabrikate in solchem Umfang und von so hohem Werth verfertigt werden können, daß die Ausfuhr fertiger Waaren dem Werth nach die Gesammteinfuhr der betreffenden Rohstoffe um ein Bedeutendes übertrifft. Nun beschäftigt die Textilindustrie, die ohne diesen Außenhandel nicht annähernd in diesem Umfang existiren könnte, etwa eine Million Erwerbsthätiger. Ihre Rohstoffe bezieht sie zu neun Zehnteln ausschließlich auf dem Seeweg, und auf dieser Rohstoffeinfuhr beruht in Deutschland, wenn man die Konfektionsindustrie mit in Betracht zieht, die Existenz von etwa 4 Millionen Menschen.

Wir können an dieser Stelle auf die anderen Lebensbedürfnisse und Erwerbszweige nicht im einzelnen eingehen: so viel aber steht fest, daß von unsrer ganzen Einfuhr an Rohstoffen etwa drei Viertel auf den Seeweg entfallen und daß von den 8 Millionen industriell Erwerbsthätigen, die für mindestens 12 Millionen Angehörige zu sorgen haben, wohl mehr als die Hälfte an der Verarbeitung ausländischer Rohstoffe betheiligt ist. Berücksichtigt man

noch die vielfachen indirekten Beziehungen, so gibt es wohl keinen Zweig unsrer Volkswirthschaft, der nicht aus den Ergebnissen des Seehandels einen Theil seiner Lebensbedürfnisse empfängt und zur Schaffung von Gegenwerthen hiefür irgendwie thätig sein muß. Es muß noch bemerkt werden, daß dieser Seehandel, wenn unabsehbar schwere Folgen für unsre gesammte Volkswirthschaft vermieden werden sollen, in vollem Umfang als solcher aufrechterhalten werden muß. Der Einwand, daß im Fall einer großen Blockade ja immer noch der Landweg offen bliebe, ist nicht stichhaltig. Denn einerseits vertheuert der Landtransport die Rohstoffe und Fabrikate außerordentlich und andrerseits wären unsre über und über belasteten Eisenbahnen keinesfalls imstande, jenen enormen Güterverkehr im Werth von über 6 Milliarden Mark, der heute auf dem Wasserweg zugeführt und großentheils auch auf dem Wasserweg weiter über das Land vertheilt wird, plötzlich ihrerseits zu bewältigen.

Die zweite Frage ist, ob eine fortgesetzte Steigerung des Seehandels in ähnlichem Maß wie in den letzten Jahren im Bereich nicht nur der Möglichkeit, sondern auch der Wahrscheinlichkeit liegt. Dieser Annahme steht an sich nichts entgegen. Bevor wir ihrer Prüfung näher treten, wollen wir untersuchen, wohin unser Seehandel unter dieser Voraussetzung im Lauf der nächsten Jahrzehnte, sagen wir etwa bis zu dem Zeitpunkt gelangen würde, mit dem die Pläne eines weiteren Ausbaues der zum Schutz dieses Seehandels bestimmten deutschen Flotte rechnen, also bis 1917. Während der letzten neun Jahre ist der deutsche Handel überhaupt um etwa 30 Proz. gestiegen. Bis 1917 würde er also um weitere 60 Proz. steigen und dann insgesammt mehr als 15 Milliarden Mark betragen. Eine beachtenswerthe Uebereinstimmung mit dieser oberflächlichen Schätzung zeigt eine genauere Rechnung: Es hat während des letzten Jahrzehnts eine beständige Zunahme der Bevölkerung und eine beständige Zunahme der auf den Kopf der Bevölkerung entfallenden Quote des deutschen Außenhandels stattgefunden. Die Zunahme der Bevölkerung betrug jährlich 1.3 Proz., die Zunahme der Kopfquote des Außenhandels 1.4 Proz. Rechnet man mit dieser Steigerung bis zum Jahre 1917, so muß die Bevölkerung dann über 68 Millionen betragen und auf den Kopf der Bevölkerung würden 216 Mark Außenhandel entfallen. Das bedeutet gleichfalls einen Gesammthandel von annähernd 15 Milliarden Mark. Es ist aber nach der ganzen Lage des Weltmarktes und nach allen geographischen und wirthschaftlichen Vorbedingungen sicher zu erwarten, daß der Seehandel rascher steigen würde als der Landhandel und daß er sich im Jahre 1917 demnach etwa auf 12 Milliarden Mark, das ist mehr als die doppelte Summe des Jahres 1897, belaufen würde. Zweifellos wäre dieser große Seehandel auch dann wieder in vollem Umfang ein Lebensbedürfniß für das erheblich gewachsene Volk; und wenn wir diese Berechnung als keineswegs außerhalb des Bereichs der Wahrscheinlichkeit liegend hinnehmen wollen, so ist es sicherlich nicht zu viel verlangt, daß das deutsche Volk bis zu jenem Zeitpunkt nach und nach die im Verhältniß zu dem Seehandel geringen Summen aufbringen soll, die für den Schutz eben dieses Seehandels unerläßlich sind.

Schwerwiegende Erwägungen sprechen dafür, daß in der That die angedeutete Entwicklung fortdauert, wenn nicht tiefgreifende und unerwartete Erschütterungen unsres ganzen Wirthschaftslebens eintreten. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß die Bevölkerungsvermehrung in gleichem Maße wie bisher fortdauert. Es ist durchaus wahrscheinlich und wünschenswerth, daß die Bedürfnisse der Bevölkerung in gleichem Maße wie in der letzten Zeit steigen; und es ist unausbleiblich, daß mit dem Steigen der Bevölkerungszahl und der allgemeinen Lebenshaltung eine entsprechende Steigerung des deutschen Seehandels Hand in Hand geht.

Für die Zukunft des deutschen Seehandels spricht aber auch noch ganz besonders eine geographische Betrachtung. Man ist in Deutschland daran gewöhnt, England, die dem Kontinent vorgelagerte Insel, gewissermaßen als den Mund Europa's zu betrachten, als natürlich vorher bestimmt zur Beherrschung des europäischen und des Welthandels. In England fließen die Kanäle des Weltverkehrs zusammen und England muß, so meint man, seine herrschende Stellung im Welthandel behaupten, so lange überhaupt dieser Welthandel in erster Linie nach Europa hin und von Europa ausgeht. Diese Anschauung ist durch die Gewohnheit geheiligt und Niemand wagt es, an ihr zu rütteln. Dennoch ist Deutschland dieser ersten Welthandelsmacht näher und näher gerückt, und trotz England hat heute beispielsweise die größte Rhederei der Welt nicht an der großbritannischen Küste, sondern in Hamburg ihren Sitz. Sollte das lediglich ein Spiel des Zufalls sein? Seitdem das Deutsche Reich geeint und eine wirkliche Macht ist, hat der deutsche Außenhandel und die deutsche Seeschiffahrt einen rapiden, beispiellosen Aufschwung genommen und England fühlt sich durch diese Konkurrenz nicht wenig bedrückt. Ja, die führenden Geister in England sehen tiefer als wir es in Deutschland selbst gewohnt sind und wagen; sie wissen die wahren Vorzüge der geographischen Lage beider Länder besser abzuschätzen und fürchten gerade deßhalb, daß auf der natürlichen Grundlage, der geographischen Lage, der wirthschaftliche Aufschwung in Deutschland in einer für England beängstigenden Weise anhalten könnte.

In der That, betrachten wir die europäische Karte recht, so scheint Deutschland, das Herz Europa's, vor allen anderen Ländern bevorzugt, nicht zuletzt auch vor England, das heute den Mund Europa's bildet. Die Mündungen der deutschen Ströme sind den großen Weltverkehrswegen zwar um etliche Meilen weiter entrückt als die englischen Häfen, aber sie liegen immer noch bequem genug zum Weltmeer und haben den durch nichts zu ersetzenden Vorzug des weitesten Hinterlandes. Von allen europäischen Strömen, die direkt ins Weltmeer münden, sind Rhein und Elbe die größten. Wir können den Rhein hier nicht etwa deßhalb außer acht lassen, weil seine Mündung wirthschaftlich und politisch abgesondert ist, sondern müssen mit dem, hoffentlich nicht mehr fernen Zeitpunkt rechnen, da das Land der Rheinhäfen in wirthschaftlichem Zoll- und politischem Freundschaftsbündniß dem Deutschen Reiche enger verbunden sein wird. Zu Rhein und Elbe gesellen sich Oder, Weichsel und Weser, und diese Ströme zusammen beherrschen ein Hinterland wie keine anderen in Europa. Wohl sind die russischen Flüsse größer, doch sie sind schwerer zu erreichen und ihr Hinterland ist verhältnißmäßig arm und öde. Das Hinterland der deutschen Ströme aber ist nicht auf Deutschland beschränkt, es umfaßt vielmehr neben den Niederlanden auch die Schweiz, Böhmen und einen Theil Rußlands. Die deutschen Ströme, zumal die drei größten, durchlaufen mit ihren weitverzweigten Nebenflüssen ein blühendes, industriereiches Land, das sich in großartiger wirthschaftlicher Entwicklung befindet. Ihre Mündungen sind, sobald die nöthige politische Macht sie schützt, sicherlich mehr prädestinirt, die Haupthäfen Europa's zu werden als die englischen, deren Hinterland begrenzt ist und die für einen großen Theil ihres Verkehrs nur im Grunde genommen überflüssige Umladeplätze sind. Denn der ganze Durchgangsverkehr von und nach dem europäischen Festlande über die englischen Häfen ist in letzter Linie eine durchaus entbehrliche Vertheuerung der Waaren, während der direkte Verkehr

von und zum Weltmeer nach den Mündungen der deutschen Ströme das Naturgemäße und Billigere ist. Die deutschen Häfen bilden für ihren Gesammthandel natürliche Umschlageplätze und es ist nicht einzusehen, warum auf die Dauer die englische Schiffahrt und der englische Handel einen großen Theil des deutschen Handels vermitteln sollen.

Nur auf den Trümmern der niederländischen Macht und auf den Trümmern der Hansa konnte England sich zu jener ersten Macht des Welthandels entwickeln, die es heute ist. Das weiß man nirgends besser als in England selbst, und nirgends weiß man besser als dort, daß ein neues Erstarken der Niederlande und der alten Hansastädte die gefährlichste Konkurrenz für England bedeutet, weil in der That die natürlichen Verhältnisse mehr für den Handel dieser Häfen als für den der englischen sprechen. Solange die Niederlande schwach waren und solange hinter den deutschen Häfen nicht die geschlossene Macht des Reiches stand, solange konnte England ungestört seine große Mittlerrolle behaupten. Seitdem das Deutsche Reich in geschlossener Einheit dasteht und seine Häfen schützt, ist die konkurrenzlose Stellung Englands gefährdet, und sobald Holland durch enge Bündnisse mit dem Deutschen Reich gleichfalls in mächtigerem Schutze dasteht und das Reich seinerseits die eigenen Häfen nach außen hin durch eine starke Seemacht kräftiger als bisher zu schützen gewillt ist, wird jene unbedingte Vorherrschaft Englands im Welthandel mehr und mehr erschüttert.

Die natürlichen Bedingungen sind für die Mündungen der deutschen Ströme die günstigsten in ganz Europa, und es ist schließlich nur eine Frage des starken einigen Schutzes, ob und wann sie die ihnen zukommende Rolle erobern und sich sogar über England hinweg emporschwingen werden. Rein geographisch steht nichts der Erwartung im Wege, daß Deutschland dereinst zur ersten Handelsmacht der Welt werden könnte und daß der deutsche Seehandel unter dem starken Schutz einer mächtigen deutschen Flotte sich nicht nur im gleichem Tempo wir bisher, sondern sogar in noch höherem Maße entwickeln und die erste Stufe unter den Handelsmächten des Weltmeeres erklimmen könnte.

Uebersetzungen des Neuen Testaments von Luther, Emser und Eck.

Das treffliche Werk von Wilhelm Walther über die deutschen Bibelübersetzungen des Mittelalters hat uns belehrt, in wie vielgestaltiger Form die Bibel vor Luther ins Deutsche übertragen worden ist. Dem regen Interesse, das besonders seit 1466 in Deutschland sich geltend machte für die Verbreitung der Bibel in der Volkssprache, kam auch Luther entgegen, als er 1517 die sieben Bußpsalmen „mit deutscher Auslegung nach dem schriftlichen Sinn" herausgab. Wie sehr es ihm am Herzen lag, das Neue Testament in der Muttersprache allen seinen lieben Deutschen mitzutheilen, dafür zeugt sein Brief an den Augustinerprior Johann Lange in Erfurt vom 18. Dezember 1521. Jeder Stadt wünscht er ihren „eigenen Dolmetscher", damit dieses Buch in Aller Mund, Hand, Augen, Ohren und Herzen sei. Zugleich theilt er seinem Freunde mit, er selbst habe vor, Hand an dieses Werk zu legen. Im September 1522 erschien die erste deutsche Ausgabe des Neuen Testaments von Luther „mit Vorreden und Randbemerkungen versehen und mit Bildern geziert". Zugrunde lag ihr der von Erasmus 1519 zum zweitenmal herausgegebene griechische Text. Wie die 95 Thesen, so verbreitete sich auch dieses Buch mit ungeahnter Schnelligkeit in Deutschland. Es verschlug wenig, daß einzelne Fürsten seinem Eindringen in ihre Länder durch obrigkeitliche Verbote entgegenzuwirken versuchten. Daß Herzog Georg von Sachsen sich unter diesen befand, kann uns nicht befremden. Sein Verbot rechtfertigte er übrigens durch ein Gutachten der Universität Leipzig, die „das Dolmetschen Luthers nicht recht und wahrhaftig" fand und besonderen Anstoß an den Vorreden und den „Glossen" nahm. Zugleich beauftragte Georg seinen Sekretär Hieronymus Emser, Luthers Arbeit zu prüfen. In dessen am 21. September 1523 herausgegebenen Gutachten tritt uns zunächst die Entrüstung des Kritikers darüber entgegen, daß man katholischen Christen zumuthe, die Uebersetzung eines Ketzers anzunehmen; dann tadelt er die „lästerlichen Figuren, Gemälde, Worte und Deutungen" in Luthers Buch. Das Schlimmste aber ist: der Uebersetzung liegt nicht der glaubwürdige Text der christlichen Kirche, die Vulgata, zugrunde. Von den einzelnen Ausstellungen heben wir hervor die zu Lukas 1, 28 gemachte. Denn gerade auf diese Stelle kommt Luther in seinem Sendbrief vom Dolmetschen (1530) zurück. Es handelt sich um das Wort „holdselig". So gibt Luther das griechische Wort wieder, das in dem „Ave Maria" mit „voller Gnade" übersetzt war. „Holdselige Maria" ist ihm so viel wie „liebe Maria". „Dieses ‚liebe'", sagt er dann, „ist ein herzlich fein Wort. Und ich weiß nicht, ob man das Wort auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinn, wie es thut in unser Sprache."

Gar peinlich war es indessen für Herzog Georg, daß er durch sein Verbot des Luther'schen Neuen Testaments, das in immer neuen Ausgaben erschien, bei seinen Unterthanen in den Verdacht gerieth, „dem wahrhaftigen Evangelio und Wort Göttes entgegen zu sein oder, das zu lesen, verhindern zu wollen". Deßhalb ließ er seinem Sekretär einen neuen Auftrag zukommen in dieser Sache: er sollte das Neue Testament „seines höchsten Fleißes und Vermögens, nach Ordnung und laut des bewährten alten Textes von neuem emendiren, allenthalben restituiren und wieder zurechtbringen". Die verlangte Uebersetzung erschien am 1. August 1527. Aeußerlich war sie der des bekämpften Gegners ähnlich gestaltet: so hoffte man den Wettkampf mit diesem um so erfolgreicher aufnehmen zu können.

Allerdings hat Emsers Werk mehrere Auflagen erlebt, es ist auch von seinen Freunden weidlich herausgestrichen worden: Luther hat sich bekanntlich in den schärfsten Ausdrücken darüber ergangen. Er lacht der großen Weisheit, daß man sein Neues Testament so greulich gelästert, verdammt und verboten hat, weil es unter seinem Namen ausgegangen ist, aber doch lesen muß, weil es „unter eines Andern Namen ist ausgangen". Ihm ist es indessen genug, daß seine Arbeit auch durch seine Feinde gefördert und sein Buch ohne seinen Namen unter seiner Feinde Namen gelesen wird. Mit Recht kann er so sprechen: der ganze Ton, der durch Emsers Uebersetzung klingt, ist von Luther angestimmt, sein Geist durchweht sie. Die Aenderungen, die der Dresdener „Sudler" vorgenommen hat, sind theils theologischer Art — er gibt Erklärungen nach katholischen „Schriftinterpreten" —, theils betreffen sie den Wortschatz. Ueber diesen verbreitet sich Lindmeyr.[1]) Hatte Emser Luther getadelt, daß dieser sich nicht an den Text der Vulgata gehalten habe, so schloß er sich eng daran an, und das hatte natürlich auch Aenderungen in der Uebersetzung zur Folge. Zumeist aber hat er sprachliche Gründe, wenn er von Luthers Redeweise abweicht. Solche Wörter, die früher allgemein verstanden, damals in dem

[1]) Dr. Bernhard Lindmeyr: Der Wortschatz in Luthers, Emsers und Ecks Uebersetzung des „Neuen Testaments". Ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Straßburg, Karl J. Trübner 1899.

einen oder anderen Gebiet unverständlich geworden waren, ersetzt er durch allgemein bekannte. Andere kannte er nicht in der von Luther gebrauchten speziellen Bedeutung. Wiederum verwandte er einen von diesem gewählten Ausdruck nicht an allen Stellen, wo er in dessen Werk stand, sondern ersetzte ihn zuweilen durch einen ihm allein eigenen. An den mittel- oder niederdeutschen Bestandtheilen in Luthers Wortschatz änderte er wenig, lebte er doch in sächsischem Gebiet wie sein Gegner. Man kann auch nach der sprachlichen Seite nicht behaupten, daß Emser durch diese Aenderungen Luthers Werk verbessert hätte. Die genaue Anlehnung an den Text der Vulgata, das Bestreben, recht wörtlich zu übersetzen, schafft keine gute Uebersetzung. Ein abschreckendes Beispiel dafür ist die Piscatorbibel, die 1684 in Bern eingeführt wurde. Auch bei den sonstigen Abweichungen an Luthers Text wird Niemand Emser einen glücklichen Griff bei der Wahl seiner Ausdrücke nachrühmen: so, wenn er statt „in den Bann thun" setzt „aus der Synagog werfen", oder für „herzkundig" sagt „der die hertzen erkennt", für „pfeifer" — schalmeyer", für „eine Wagenburg schlagen" — „mit eym wall umbbringen" u. s. f.

Im allgemeinen läßt sich von denselben Gründen wie Emser der Mann bei seiner Uebersetzung der Bibel leiten, der Luther als einer seiner bedeutendsten Gegner in theologischer Beziehung entgegengetreten war: Johannes Eck. 1537 erschien von ihm die ganze Bibel, ins Deutsche übertragen, in einem stattlichen Foliobande zu Ingolstadt. Im Alten Testament ist Eck selbständig, im Neuen Testament legt er seiner Arbeit zugrunde die Emsers, des „ehrlichen und fürtrefflichen Mannes", jedoch nicht die Originalausgabe, sondern, wie Lindmeyr zeigt, ein von Dietenberger revidirtes Exemplar oder einen Nachdruck von diesem. In der Vorrede sagt er ausdrücklich, er habe Emser nicht des Lobes, Lohnes und Preises seiner Arbeit berauben wollen, und deßhalb sei es bei seiner Uebersetzung geblieben: allein wo Jener Wörter gebrauche, die dem Hochdeutschen nicht „gemein" seien, da habe er geändert und sich dabei gerichtet „nach rechter Art, Grund, Kunst und Ursach und sich nicht irren lassen der gemeinen Kanzler schreiben". Alles hat er „auf hochdeutsch mit worten und syllaben verstelt", also in sein „landschaftliches Deutsch" umgeformt; davon sind Wortschatz und Lautstand, auch die Schreibart gleichmäßig betroffen. Lindmeyr nennt Ecks Uebersetzung unter den gleichzeitigen die schlechteste: ihr ganzes Verdienst besteht in der meistentheils vorgenommenen Ersetzung des „dem Oberdeutschen fremdartigen Wortmaterials durch das heimische". Wo er dies nicht that, erklärte er die seinen Landsleuten unverständlichen Ausdrücke durch Randglossen, wie dies auch in der Lübecker niederdeutschen Bibel (1534) der Fall ist. So setzte Eck zu „ähnlich" an den Rand „gleich", zu „überwältigen" — „obliegen" u. s. f. Weder Emsers noch Ecks Uebersetzung des Neuen Testaments hat einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Beide waren Kinder der Polemik und entbehrten des frischen Hauches der Begeisterung, die Luther die Worte eingab. Auch fehlte beiden Männern der Fleiß und die Ausdauer, die zu allem guten Werk nun einmal erforderlich sind. Luther besserte immer wieder an seinem sprachlich bedeutendsten Werke und war nicht so thöricht, an früher Gebilligtem und Gebrauchtem festzuhalten, wenn es sich als unbrauchbar erwies und sich nicht durchsetzen ließ. Denn nur so konnte er hoffen, seine Sprache zur Gemeinsprache zu erheben, als die über den Dialekten stehe. Auch so hat es Mühe genug gekostet, daß sie sich überall durchsetzte. Eck hat noch manchen Nachfolger gehabt, der die ketzerische Sprache Luthers am liebsten wieder verdrängt hätte. Noch 1755 eifert in Oberdeutschland der badische Benediktiner Augustin Dornblüth für die oberdeutsche Kanzleisprache und versucht es noch einmal, seine Glaubensgenossen sprachlich von dem protestantischen Deutschland zu emanzipiren und dem großen Streben unsrer besten Köpfe „nach einer einheitlichen Schriftsprache einen Damm entgegenzusetzen"; und um 1770 eiferten bayerische Jesuiten gegen die Luther'sche Sprache. Ein Glück, daß ihre Rufe doch ungehört verhallten: ohne das Band der einheitlichen Schriftsprache wäre das politische Einheitsband um die deutschen Stämme noch schwerer zu schlingen gewesen.

In der zweiten Abtheilung seiner Schrift gibt Lindmeyr eine lexikalische Uebersicht über den Wortschatz der von ihm verglichenen oben genannten Uebersetzungen des Neuen Testaments. Sie ist mit großem Fleiß gearbeitet und sehr lehrreich. Bei ihrem Studium empfindet man so recht, wie sehr uns ein vollständiges Wörterbuch zu Luthers Schriften fehlt. Manche in unsrer Uebersicht verzeichneten Wörter finden sich auch in Luthers Predigten (Erlanger Ausgabe von Luthers Werken, Band 1—16). Vergleicht man beide Fundorte, so ergeben sich beachtenswerthe Resultate, sowohl in Bezug auf die Bedeutung einzelner Wörter als auch für den Wortschatz. Für beides genüge hier je ein Wort. „Sich erwegen" kommt E. A. 9, 353 und 13, 141 vor in der Bedeutung „sich verlassen auf etwas". „Haushalter" ist ersetzt durch „Schaffner", erklärt durch „Ehehalt", dieses wieder durch „Gesinde". E. A. 2, 36; 1, 167; 3, 283. — Auch zu der Uebersicht Lindmeyrs bemerke ich nur eins. Aus den Bemerkungen zu „scherf, scherflin" ist nicht ersichtlich, daß Luther in der ersten Septemberausgabe des Neuen Testaments auch „heller" hat; es heißt da Marcus 12, 42: „Zwei scherfflin, die machen eynen heller." — Näher auf die Sache einzugehen, verbietet mir der Raum, zumal bei den von mir herangezogenen Predigten genau untersucht werden müßte, wie weit sie in der gedruckt vorliegenden Form als Luthers Werk angesehen werden dürfen.

Heinrich Rinn.

Pfahlbauten im Fuldathale.[1]

Wer ist noch nicht am „Alten Ausspann" gewesen, droben auf dem letzten Ausläufer des Landrückens, der Wasserscheide zwischen Kinzig und Fulda, wo der Blick auf die große Fulder Ebene sich aufthut, und über die Hügelreihen, die sie umfassen, hinweg die blaue Kette der Rhönberge grüßt? Es lohnt sich, die Stelle aufzusuchen. Nicht nur der friedlichen Schönheit der Natur wegen, des stillen Waldes, des stromdurchglänzten Thales. Tritt an jene Ecke! Dort öffnet sich der Wald und eine helle, breite Straße theilt seine grünen Massen und zieht tief hinein, bis die Tannenwände sich über dem Eindringling in die Geheimnisse der Waldeinsamkeit zu schließen scheinen. Es ist die alte Heerstraße, die von Frankfurt nach Leipzig führte. Der Handel, der Verkehr sind Jahrhunderte auf ihr gefluthet. Schwerbeladene, mit hellen Planen überspannte Frachtwagen und schwerfällige Reisekarossen sind unter Peitschenknall und Räderknarren in buntem Wechsel über sie gerollt, sie hat den Gesang froher, fahrender Gesellen, leichten Herzens und leichten Beutels, gehört und das Waffenklirren eisengerüsteter Heeresmassen, die dahinzogen, dem Tod entgegen und den Tod mit sich führend. Goethe ist des Weges gefahren, als er aus seiner sonnigen Heimath zu den Thüringer Bergen zog. Napoleon hat die Trümmer seines auf Leipzigs Ebenen geschlagenen Heeres diese Straße geführt: noch leben im Kinzigthale Leute, deren Väter ihnen als Augenzeugen von der ungläubigen

[1] Joseph Vonderau: Pfahlbauten im Fuldathale. Mit zwei Plänen und sieben Tafeln. Erste Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins. Fulda 1899.

Sorge des Gewaltigen erzählt haben, ob das wichtige Defilee am Thalausgang wirklich vom Feind unbesetzt geblieben sei. Freilich bedurfte es an dieser Stelle eines Anderen als des Fürsten Wrede Durchlaucht. Heute ist die alte Heeresstraße still, aller Lärm ist verklungen, alle Spuren sind verweht; kurzes Gras sucht die feste Fügung des Dammes zu sprengen, und flüchtig und geräuschlos kreuzt das Wild die Lichtung. So ist zum Alterthum geworden, was eben noch dem Leben des Tages, der Zeit angehörte. Macaulay's unsterbliche Vision von dem Wilden, der von einem Pfeiler der zerfallenen London Bridge nach den Trümmern von St. Paul hinübersieht, tritt auch vor unsern Sinn, und unwillkürlich wendet sich der Blick von dem dämmerigen Schatten, in dem die alte Straße ruht, hin zu den Kuppeln des Fulder Domes, die drüben im letzten Strahl der Abendsonne funkeln.

Wir lenken unsre Schritte der alten Bischofsstadt zu. Sie bietet uns ein Unterkommen, das in unsre oben auf der alten Straße angesponnenen Gedanken keine Dissonanz durch die Prosa des alltäglichen Lebens hineinbringt. Das Hotel zum Kurfürsten ist in einer alten Domherrnkurie des 17. Jahrhunderts eingerichtet. Der Trunk, der dort gereicht wird, kann den Vergleich mit dem aushalten, der die geistlichen Herren einst erquickte. Ueber die beiden Eichentreppen des geräumigen Baues suchen wir unser Lager auf, und unser letzter Blick fällt auf die wundervolle Stuckdecke, die ein italienischer Meister den prachtliebenden Erbauern gefertigt hat.

Nicht den Denkmälern jener Glanzzeit der Fulder Vergangenheit gilt am nächsten Morgen unsre Aufmerksamkeit, dem Dom, den der baugewaltige Adalbert von Schleifras errichtet, dem Schloß, der Orangerie, der Bibliothek. Auch an den köstlichen Erzeugnissen der alten Fulder Porzellanmanufaktur, die das neu aufblühende städtische Museum bewahrt, gehen wir vorbei. Wir wenden uns zu den niedrigen Schränken dort nebenan, die lange Reihen fast form- und farbloser Gegenstände bergen: Knochen, Horn, Steinsplitter, Holzreste, Thonscherben, Bruchstücke von Metallgeräth und einfachsten Schmuck. Diese unscheinbaren Reste sind die einzigen Zeugen aus einer Periode der Fulder Vergangenheit, von der keine historische Ueberlieferung uns meldet: als eine zahlreiche Bevölkerung auf Pfahlbauten im Fuldamoor unten am Fuß des Frauenberges hauste. Jahrhundertelang muß sie hier gesessen haben: und doch ist ihr Name verweht wie ihre Sprache. Wie droben auf der alten Straße, so klingt es auch hier unten: „Wie die Blätter des Waldes, so sind die Geschlechter der Menschen." Aber hier löst das Gefühl, einem Rätsel gegenüberzustehen, sofort andere Gedanken aus. Wir wollen wissen! und schon beginnen wir die Funde prüfend zu durchmustern, ob nicht irgendwo bekannte Formen uns zu des Rätsels Lösung helfen können.

Vergegenwärtigen wir uns nach der vortrefflichen Publikation Vonderau's, der den Pfahlbau auf Kosten der Stadt Fulda untersucht hat, die Geschichte der Ansiedelung.

Das Fuldathal ist in seiner ganzen Breite von Mooren und Sümpfen eingenommen, durch die der Fluß, von Menschenhand nicht regulirt, in vielen Krümmungen und mit vielen Armen seinen Lauf sucht. Auf weiten Flächen steht stagnirendes Wasser. Die Höhen und Berge ringsum deckt dichter Urwald. Das Thal ist das Reich des Bibers, der Wald das des Bären, des Wolfes und des Hirsches. Wohl haben oben auf den Bergen einst Menschen gewohnt, aber die Stürme der Völkerwanderung haben sie hinweggefegt und nur die Grabhügel zeugen von ihnen, die verlassen im Waldesdickicht daliegen und die Asche der Häuptlinge und Vornehmen des verschwundenen Volkes treulich wahren. Da erscheinen neue Siedler, nicht ein ganzer Stamm, der weit und breit das Land in Besitz nimmt, sondern nur Splitter eines Stammes, Theile eines Volkes, das, auch durch die große Völkersturmsfluth entwurzelt, in neuen Ländern sich seine Heimath gesucht hat. Die neuen Ankömmlinge siedeln sich nicht auf den Höhen, sondern unten in den Sümpfen an. Am Fuß des Frauenberges, der sie vor den rauhen Nordwinden schützt und in dessen Bucht sie auch vor dem Hochwasser in der Regenzeit sicher sind, rammen sie Pfähle in das Moor, erbauen auf ihnen aus Holz und Schilf ihre Hütten, schützen die Anlage nach dem Fluß zu durch Faschinen und stellen zur Verbindung mit dem Land bewegliche Brücken her. Wohl an 300 m weit zieht sich ihr Dorf am Berg entlang. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht; Weizen, Gerste, Roggen werden angebaut; Rind, Schaf, Schwein und Ziege sind ihre Hausgenossen. Die Jagd gilt namentlich dem Hirsch und Reh, deren Geweihstangen sie zu Geräthen verarbeiten. Ihre Kleider bereiten sie aus Wolle, Leinwand und Fellen. Die Gefäße scheinen sie anfangs ohne Drehscheibe, mit der Hand geformt und an offenem Feuer gebrannt zu haben; bald lernen sie aber auch den Gebrauch der Drehscheibe und die Konstruktion des Brennofens. Waffen und Werkzeuge werden aus Eisen gefertigt, daneben bedienen sie sich aber noch, wie ihre Vorfahren seit Tausenden von Jahren, der Steine und der Knochen. Von Feuersteinknollen, die ihnen der Handel bringt, schlagen sie Splitter los, deren scharfe Kanten zum Schneiden vorzüglich taugen; die Knochen und Geweihstücke schleifen sie zu Nadeln und Pfriemen. Mit plumpen Schaufelrudern treiben sie beim Fischfang ihre Kähne über See und Fluß, und im Winter binden sie sich geglättete Knochen unter die Füße, um leicht über die mächtigen Eisflächen des Thales hinzugleiten. Mannichfachen Nutzen ziehen sie von dem Handel, der auf seinem Weg vom Main her nach Thüringen dicht nördlich an ihrer Niederlassung vorübergeht; er bringt ihnen Thongefäße aus terra sigillata, wie sie unten in Italien zuhause sind und in den römischen Städten am Rhein und Main gefertigt werden, ferner Glasringe und Perlen, Goldschmuck, aber auch Früchte, die in ihrer unwirthlichen Gegend nicht gedeihen, Pfirsiche und Weintrauben.

So wohnen sie lange Jahre, Jahrhunderte, bis das wachsende Moor, das dem Boden ihrer Hütten zu nahe kommt, sie zu einem Umbau ihrer Wohnungen zwingt. Sie schütten unter ihren Hütten eine 20 cm starke Sandschicht über das Moor und legen eine Packung von mächtigen Steinen darüber, so daß sie nun, durch die im ganzen ½ m mächtige Schicht vom Moor getrennt, wie auf dem festen Land leben.

Kurze Zeit nach dieser Veränderung ist ihr Dorf vernichtet worden; eine Feuersbrunst hat es zerstört, ob von Feindeshand angelegt, ob durch Zufall ausgebrochen, wer weiß es? Jedenfalls bezeichnet die Katastrophe das Ende der Siedelung, die Hütten werden nicht wieder aufgebaut, die Menschen verlassen die Gegend, und wieder liegt diese einsam und öde und die Thiere nehmen wieder von ihrem Reiche Besitz.

Und abermals nur kurze Zeit, da kommt von Hersfeld her, von Bonifazius ausgeschickt, in härenem Gewande auf seinem Maulthier ein Pilger gezogen, um dem Befehle seines Meisters gehorsam in der „ungeheuren Einöde" eine Stelle für ein Kloster zu suchen. Es ist Sturmius, der 744 nicht weit von dem alten Pfahlbau entfernt, das nach dem Flusse genannte Kloster Fulda gründet. Er hat seinem Schüler und späteren Nachfolger Eigil eine ausführliche Schilderung seiner damaligen Wanderung gegeben, und dieser hat sie uns in der Biographie des Sturmius aufbewahrt. Von Hersfeld bis zum Giselflüßchen südlich Fulda's ist er durch die Waldeinsamkeit gezogen, ohne etwas anderes

zu sehen als Bäume, Wasser, Berge und wilde Thiere. Nur einmal hat er — wohl in der Nähe des heutigen Hemmen — slavische Kaufleute gesprochen, die sich gerade im Flusse dort badeten, und dann an der Gisel den Diener eines Grafen aus der Wetterau, der mit einem Pferde seines Herrn in das Grabfeld wollte. Damals war der Pfahlbau am Frauenberge also schon zerstört und verlassen.

Die eben skizzirte Geschichte unsres Pfahlbaues ist kein Phantasiegebilde, sondern beruht fast Wort für Wort auf Vonderau's Funden und seinen zuverlässigen und exakten Beobachtungen. Er hat es sich in bescheidener Zurückhaltung versagt, aus ihnen Schlüsse zu ziehen, und das bisher gewonnene Material reicht in der That auch noch nicht aus, um die Reste sicher zu deuten. Aber einen Versuch dazu zu machen, sind wir seiner trefflich vorbereiteten Arbeit schuldig. Wer wohnte in diesem Pfahlbau, der kurz vor 774 zerstört wurde, dessen Erbauung wohl bis ins 4. Jahrhundert nach unsrer Zeitrechnung zurückreicht? Kelten kommen nicht in Frage. Germanen? Noch fehlt eine sichere Analogie dafür, daß Germanen sich in Sümpfen angesiedelt hätten, wo rings Ackerboden und Weidegrund, Wald und Wasser vorhanden war. Aber von slavischen Pfahlbauten wissen wir, und unter den gefundenen Scherben sind nicht wenige, die wir nach unsrer bisherigen Kenntniß unbedingt als slavische in Anspruch nehmen würden. Die ältesten Zinsregister des Klosters aber bezeugen uns, daß in den hessischen und thüringischen Dörfern im weiteren Umkreise allenthalben einige Slaven als Knechte und Freigelassene einen Theil der Bevölkerung bildeten, so in Hünfeld, Nüsdorf, Hofbiber u. s. w. Sollte hier ein Zusammenhang bestehen? Waren die Erbauer des Pfahldorfes bei Fulda vielleicht ein losgesprengtes und verschlagenes Stück eines der slavischen Stämme, die gerade im 4. und 5. Jahrhundert in die Länder zwischen Weichsel und Elbe hineinströmten? Und haben etwa die umwohnenden Germanen die Ansiedelung der anderssprachigen Fremdlinge zerstört und sie selbst kriegsgefangen weggeführt und in ihren Dörfern als Hörige angesiedelt?

Hier ist eine für die Geschichte unsres Volkes wichtige Frage zu lösen. Die weitblickende Verwaltung der Stadt Fulda hat die beträchtlichen Kosten der bisherigen Ausgrabungen getragen: möge sie zu Ende führen, was sie begonnen hat. Der sichere Erfolg kann nicht ausbleiben, namentlich wenn es gelingt, Vonderau's Erfahrung und Gewissenhaftigkeit für die Fortführung der Arbeit zu gewinnen.

XXX

Mittheilungen und Nachrichten.

Gottfried Kögel: Rudolf Kögel. Sein Werden und Wirken. Berlin. E. S. Mittler und Sohn. 1899. I. Band. 1829—1854. Mit Bildniß. 8⁰. 272 S. — Rudolf Kögel (1829—1896), Wilhelms I. Oberhofprediger und kirchlicher Vertrauensmann, der vielbewunderte Kanzelredner und vielangefochtene Kirchenpolitiker, verdient eine vollständige Biographie; und es ist dem Sohne als Biographen nicht nur zu verzeihen, sondern zu danken, wenn er das Lebensbild des Vaters so groß (auf 3 Bände) anlegt, daß er darin dessen reiche und vielseitige Beziehungen zu bedeutenden Menschen und namentlich zu den maßgebenden Faktoren der Entwicklung Preußens und Deutschlands in den letzten zwei Dritteln des 19. Jahrhunderts nicht bloß andeuten, sondern ausführlich darstellen und urkundlich belegen kann. Dies wird allerdings vorwiegend in den beiden folgenden Bänden des Werkes geschehen. Man darf namentlich der Reihe von Briefen Kaiser Wilhelms I., deren Veröffentlichung der Verfasser für die Folge verheißt, mit Spannung entgegensehen. Im ersten, schon jetzt vorliegenden Bande tritt noch nicht das Wirken des Mannes, sondern in etwas breiter, aber anmuthender Darstellung dessen Werden aus den natürlichen Wurzeln im Elternhause und in der Heimath wie aus den individuellen Keimen im Knaben und aus dem Streben und Erleben des Jünglings in den Vorgrund. Dabei wiegt der Eindruck vor, daß Kögel kein Mann erschütternder innerer Kämpfe war, der durch das Feuer der Zweifel und prinzipiellen Gegensätze gehärtet an die Aufgabe seiner männlichen Jahre herantrat; wir lernen vielmehr eine harmonische, reichbegabte Natur in ihm kennen, die unter günstigen Umständen frei entfalten durfte, was früh in ihr angelegt war. Der spätere vornehme Oberhofprediger entstammte einem einfachen Pfarrhause im posenschen Städtchen Birnbaum. Beide Eltern, groß genug geartet und vielseitig genug veranlagt, um ihrem engen Dasein tieferen Inhalt und anregende Form zu geben, waren großbäuerlicher Herkunft, der Vater ein Thüringer, die Mutter eine Tochter der Neumark. In den Familien Beider lebten die Anregungen des alten, hallischen und Züllichauer Pietismus als heilig bewahrte Tradition, nicht unterbrochen durch das nachfolgende rationalistische Zeitalter, bis ins XIX. Jahrhundert fort. Diese Lebensansicht, innig verquickt mit preußischem Staatsbewußtsein und preußischer Königstreue, sog der begabte Pfarrerssohn mit der Muttermilch ein. Auch die Anlehnung an religiös erweckte Adelszirkel, historisch überliefert und aus den Lebensverhältnissen des halbpolnischen Landes doppelt verständlich in den Pfarrhäusern des Ostens, nahm er als sozusagen instinktiven Hang aus dem Elternhaus mit ins Leben. Nachdem der Anschlag auf Schulpforta mißglückt war, führte 1843 ein freundliches Geschick den jungen Rudolf der berühmten Latina in Halle als Zögling zu. Halle wurde ihm damit für lange zur zweiten Heimath. Die liberale und rationalistische Luft, die in den Francke'schen Anstalten damals unter Hermann Agathon Niemeyer und Eckstein wehte, berührte sein Inneres kaum. Schon der Schüler, der bei Mitschülern und Lehrern große Hoffnungen erweckte, fand sein Ideal in Tholuck, dessen Predigten er mit begeisterter Andacht lauschte. Neben den eigentlichen fleißigen Schulstudien, in denen das philologische Interesse mehr der rhetorischen Form als dem philosophischen Inhalt und den kritischen Fragen galt, fand er Zeit, Englisch und Spanisch zu lernen und sein feines poetisches Talent zu üben. Kein Wunder, daß die Versuche, ihn zur Philologie als Lebensberuf herüberzuziehen, nur ganz vorübergehend seine tiefgewurzelte Vorliebe für die Kanzel erschütterten. Herbst 1847 zur Universität Halle übergegangen, wurde der lebhafte Jüngling bald auch von den politischen Wogen ergriffen. Der preußische Patriot und Royalist in ihm überwand rasch die großdeutsch-liberale Anwandlung. Schon damals war jedoch nicht der schwankende König, sondern der biderbe, feste Prinz von Preußen, dem er später so nahetreten sollte, sein Mann, von dem er die bessere Zukunft des engeren wie des weiteren Vaterlandes erwartete. Unter den theologischen Professoren verehrte Kögel vor Allen A. Tholuck und Julius Müller. Jener nahm ihn von Frühjahr 1849 bis dahin 1850 als Amanuensis in sein Haus; auch durfte der Studiosus den geliebten, wenngleich im Verkehr ihm nicht immer bequemen Meister dank der früher erworbenen Kenntniß des Spanischen auf einer Ferienreise nach der Schweiz, Südfrankreich und Spanien begleiten. Julius Müller ward später Kögels Schwiegervater. Im Frühling 1850 nach Berlin übergesiedelt, verband Kögel seit 1. Oktober 1850 mit dem Studium den einjährigen Militärdienst, der ihn infolge der Mobilmachung bald von Berlin fort zu längeren Märschen und Quartierwochen nach der Provinz Sachsen und der Niederlausitz entführte. Kaum zurückgekehrt nach Berlin, machte er bei dem befreundeten Redakteur der jungen „Kreuzzeitung", Beutner, als Mitgevatter die Bekanntschaft des eben zum rheinischen Oberpräsidenten designirten Hans v. Kleist-Retzow, was ihm eine zweite größere Reise einbrachte, die ihn als Begleiter eines Neffen des Oberpräsidenten durch die Schweiz, Norditalien und Süddeutschland führte. So kam er erst im Februar 1852 zur Ablegung seines ersten theologischen Examens in Halle, das seine Studienzeit abschloß. Bald nachher verlobte er sich mit Marie Müller und übernahm — wiederum vom Glück vor Vielen begünstigt — eine Lehrerstelle am Blochmann'schen Institut und Vitzthum'schen Gymnasium zu

Dresden. Dort fand er nicht nur unter den Lehrern der Anstalt viel anregende Freundschaft, so mit Wilhelm Herbst, Otto Roquette, Alfred Fleckeisen, sondern auch die beste Aufnahme im Kreise der Künstler, dessen Mitglieder, besonders Rietschel, Schnorr v. Carolsfeld, Ludwig Richter, den jungen theologischen Poeten gern unter sich sahen und ihm erwünschte, vielseitige Bereicherung für seine Ideenwelt boten. Mit mehreren hervorragenden Männern dieses Kreises blieb Kögel lebenslang eng verbunden. Hart genug, daß er schon nach anderthalb Jahren durch bureaukratischen Uebereifer des Konsistoriums zu Posen, dem er wegen eines genossenen Stipendiums verpflichtet war, aus der beneidenswerth sonnigen Lage abgerufen ward, bevor diese Behörde ihm ein neues Arbeitsfeld anzuweisen hatte. Ein halbes Jahr bangen Wartens und Bewerbens endete September 1854 mit Kögels Eintritt in die Stelle eines Hülfslehrers am Seminar für Stadtschulen zu Berlin. Aber schon im November kreuzten am selben Tage zwei andere Vorschläge bei ihm, deren einer ihn als Hülfsprediger bei der preußischen Gesandtschaft nach Rom berief, während der andere, von seiner heimischen Kirchenbehörde ausgehend, ihn als Pfarrverweser für Nakel an der Netze bestimmte. Alle Achtung für die Selbstüberwindung, mit der er, jener Verpflichtung gedenk, die doch durch Geldersatz zu lösen war, die Stelle vorzog, die weniger Glanz und mehr Arbeit hatte. Es geschah freilich mit stolzer Resignation. In Nakel begann er dann 1855 sein Pfarramt und seinen ersten Ehestand, um später über den Haag nach Berlin im Triumph zurückzukehren. S-r.

Zur deutsch-christlichen Bildung. Populär-theologische Vorträge von D. **Wilibald Beyschlag.** Zweite Auflage in überwiegend neuer Auswahl. Halle 1899. — Der berühmte Halle'sche Theologe, dessen in zwei Bänden erschienene Lebensbeschreibung seine zahlreichen Schüler gewiß hoch erfreut hat, bietet in diesen in zweiter Auflage vorliegenden Vorträgen allen Freunden christlicher Bildung eine Gabe, die Vielen große Freude bieten wird. Schon im Jahre 1880 erschien eine Sammlung von Vorträgen, die aber hier zu zwei Dritteln in dem vorliegenden Buche ein neues Buch geworden sind. In seiner langjährigen, fast 40jährigen akademischen Wirksamkeit ist Beyschlag vielfach von kirchlichen Vereinen und Konferenzen zu nicht akademischen Vorträgen veranlaßt worden. In anziehender Weise ist dieser hervorragende Theologe des Wortes und der Feder mächtig. Auch wenn man hier und da seine Auffassung und Anschauung nicht theilt, muß man doch freudig bekennen, daß hier ein charaktervoller, fein gebildeter Mann redet, dem es nur um die Wahrheit zu thun ist. Von ultramontaner Seite hat der Halle'sche Theologe vielfach harte Angriffe erfahren, ist mit schamlosen anonymen Zuschriften bedacht worden. Er hat es, wie er in dem Vorwort sagt, gewiß nicht mit Unrecht bedauert, daß unsre allgemeine Bildung und unsre Theologie so wenig Fühlung miteinander haben, und er ist deßhalb gern auf die Wünsche, die an ihn herantraten, Vorträge zu halten, eingegangen. Wir haben mit dem größten Interesse die Vorträge über Goethe's Faust in seinem Verhältniß zum Christenthum (1877), S. 116, und Protestantisches in Goethe (1899), ein höchst interessanter Vortrag, in der Redner in seiner feinen Weise das Verhältniß seines größten Landsmanns zur Religion erörtert, gelesen. Ebenso werden die Vorträge über Novalis und seine geistlichen Lieder, über David Strauß, über Lessings Nathan den Weisen und das positive Christenthum (1863), ein Tag in Ravenna (1883) viele dankbare Leser finden. Der Vortragende hat einen weiten Gesichtskreis, er kennt sein Vaterland und Italien sehr genau und hat durch Studien, die nicht bloß der Theologie zugewandt waren, eine nach allen Seiten hin ausgreifende Bildung gewonnen, die ihn außerordentlich befähigt, bei festlichen Gelegenheiten, wie z. B. bei der Feier des Jubiläums der Universität, in geistvoller Weise das Wort zu ergreifen. Theologische Leser werden von den behandelten theologischen Themen gern Kenntniß nehmen. Ueberall tritt einem ein charaktervoller Mann entgegen, der offen und frei bekennt, was seine innerste Ueberzeugung ist. Wir wünschen den Vorträgen recht viele verständnißvolle Leser. L.

-tz- **Kurt Richter: Ferdinand Freiligrath als Uebersetzer.** Berlin, A. Duncker 1899. 106 S. 8°. — Die vorliegende Arbeit, die als ein recht willkommener Beitrag zur Geschichte der deutschen Uebersetzungskunst und -technik zu bezeichnen ist, bildet das elfte Heft der bereits rühmlich bekannten, von Prof. Muncker in München herausgegebenen „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte". Freiligraths Uebersetzerthätigkeit nimmt einen beträchtlichen Raum in seinem gesammten poetischen Schaffen ein und ist um so bedeutsamer für den Dichter, als sie immer aus seiner Neigung und innerem Bedürfniß hervorging und fast nie auf Bestellung ausgeübt wurde. Diese eingehende Beschäftigung mit fremden Literaturen hat daher auch auf die selbständige dichterische Entwicklung Freiligraths einen bedeutenden Einfluß gehabt, und manche seiner Eigenthümlichkeiten finden nur in dieser Thatsache ihre Erklärung. Die Untersuchung zerfällt in zwei Haupttheile: „Uebersetzungen aus dem Französischen" (S. 5—46) und „Uebersetzungen aus dem Englischen" (S. 47—106). Während von französischen Dichtern neben dem übermächtigen Einfluß Victor Hugo's nur noch Alfred de Vigny etwas stärker hervortritt, von den Werken anderer Poeten aber nur vereinzelt ganz wenige Uebertragungen vorhanden sind, hat die englisch-amerikanische Literatur, wie es ja bei Freiligraths Lebensgang ganz natürlich ist, viel tiefer auf ihn eingewirkt; ganz äußerlich zeigt sich dies schon in der Zahl der übersetzten Dichter, die hier über dreißig beträgt. Abgesehen von dem hohen ästhetischen Werth der Uebertragungen, der ja auch unmittelbar in die Augen springt, erweist die Untersuchung, daß sich Freiligrath bei seiner Arbeit stets einer bewunderungswürdigen Treue befleißigt hat, daß er fast durchgehends die äußere Form, selbst bei sehr verwickelten und schwierigen französischen Versmaßen, genau beibehielt und sich nur höchst selten kleinere Freiheiten, Umstellungen, unwesentliche Verkürzungen oder Zusätze herausnahm. Das ist ein Vorzug, der um so beachtenswerther erscheint, als es ihm selbst ein Meister wie E. Geibel in dieser Beziehung nicht ganz gleich thut. Von der Literatur über den Dichter scheint dem Verfasser der lehrreiche Aufsatz von M. D. Learned, „Freiligrath in Amerika", in den Americana Germanica I (1897), S. 54 bis 73, des ersten Heftes entgangen zu sein, der manches Wissenswerthe, vor allem über die persönlichen Beziehungen Freiligraths zu englischen und amerikanischen Dichtern, sowie über seine Werthschätzung in jenen Ländern beibringt. An derselben Stelle (S. 74—87) finden sich auch einige „Unpublished Letters of F. Freiligrath to Dr. G. F. Seidensticker", herausgegeben von Clara Seidensticker, die freilich für das Thema nicht von unmittelbarster Bedeutung sind.

Neu-Guinea und der Bismarck-Archipel. Eine wirthschaftliche Studie von **Hans Blum.** Berlin, Schönfeldt u. Co. 1900. — Mit diesem Buch, dem zweiten innerhalb eines Jahres über diesen Gegenstand, dürfte dem Literaturbedürfniß einstweilen genügt sein; es steht zu hoffen, daß nunmehr mehr in Neu-Guinea gearbeitet als darüber geschrieben wird. Die genannte Schrift behandelt den Stoff ausschließlich vom Standpunkt des Praktikers aus, mit vielen persönlichen Notizen. Anregend sind die Vergleiche zwischen den Verhältnissen in der holländischen, britischen und deutschen Machtsphäre; gegen die Thätigkeit, insbesondere Leitung der Neu-Guinea-Kompagnie werden die schwersten Vorwürfe erhoben; die von dieser Seite begangenen Fehler dürften aber vielfach darin eine Entschuldigung finden, daß das Unternehmen der Kompagnie, an sich sehr schwierig, das erste war, das jemals in dieser Art von Deutschen gewagt wurde. Der Versuch des Verfassers, statistische Tabellen zusammenzustellen, ist löblich; daß der Erfolg zu wünschen übrig läßt, ist ja nicht seine Schuld. Dagegen hätte die Karte, die kaum leserlich ist, besser wegbleiben und einige grammatikalische Fehler unterlassen werden können. H.

* **Die Jahrhundertwende und die römische Kurie.** In der Kontroverse über den Beginn des neuen Jahrhunderts darf mit gutem Grund auch das Votum einer Autorität erwähnt werden, die eine vielleicht größere Menschenzahl umspannt als eine der anderen, die in dieser Frage entschieden haben: **der römischen Kirche.** Päpstliche Organe haben im vergangenen Dezember Artikel des damaligen kirchenstaatlich-päpstlichen Amtsblattes, des „Diario Romano", reproduzirt, aus denen zur Evidenz hervorgeht, daß die römische

Kurie des 19. Jahrhunderts am 1. Januar 1801 begonnen hat. Dementsprechend nimmt als Beginn des 20. Jahrhunderts das unter den Auspizien des Papstes Leo XIII. und unter dem Ehrenvorsitz seines Kardinalvikars Jacobini stehende „Internationale Komitee für die feierliche Huldigung für den Erlöser und seinen erhabenen Stellvertreter im Jahre 1900 und 1901" den 1. Januar 1901 an. Zwei Sätze aus dem von diesem Komitee veröffentlichten Programm genügen als klarer Beweis: „La notte del 31 Decembre 1900, che congiunge i due secoli" und „nel primo giorno poi del 1901, i figli della chiesa sparsi per tutta la terra si uniranno in ispirito alla prima Messa celebrata nel nuovo secolo del Romano Pontefice ...."

* Die Ehrenpreise der Nobel-Stiftung. Wie der „Frkft. Ztg." aus Stockholm berichtet wird, sollen demnächst die Ehrenpreise des Nobel'schen Millionenfonds zum erstenmal vertheilt werden. Die Bestimmungen des ursprünglichen Vermächtnisses sind, wie man weiß, nachträglich mit Genehmigung der leiblichen Erben des Verstorbenen in etwas abgeändert worden: die Preise werden nunmehr nicht nur Arbeiten zuerkannt werden, die „während des zunächst vorhergehenden Jahres" ausgeführt worden sind, sondern auch ganz hervorragenden Arbeiten früherer Jahre. Soweit bekannt, werden u. A. Prof. Röntgen, Marconi, Nordenskjöld (für wissenschaftliche Entdeckungen), Henri Dunant („Rothes Kreuz") und Frederik Bajer (Friedensverein) in Vorschlag gebracht werden.

* **München.** Der bisherige Privatdozent an der Universität Berlin, Dr. Oskar Piloty, wurde zum außerordentlichen Professor für analytische Chemie an der hiesigen Universität ernannt. — Zum Direktor der Akademie der bildenden Künste in München für die Jahre 1900 und 1901 wurde das Ehrenmitglied dieser Akademie, der Bildhauer Ferd. v. Miller, ernannt.

* **Heidelberg.** Ueber die Zulassung von Studentinnen an der hiesigen Universität geht der „Straßb. Post" aus Karlsruhe eine Mittheilung zu, welche die verschiedenen, über diese Maßregel verbreiteten ungenauen Nachrichten richtigstellt. Nicht die medizinische Fakultät ging einseitig in dieser Sache vor, sondern von dem Unterrichtsministerium war an den engeren Senat die Geneigtheit des Ministeriums ausgesprochen worden, die mit dem Studien-Reifezeugniß entlassenen Besucherinnen des Karlsruher Mädchengymnasiums allgemein zum Universitätsbesuch zuzulassen, wenn nicht besonders gewichtige Bedenken geltend gemacht würden. Es liegt auf der Hand, daß diese Schülerinnen benachtheiligt sind, wenn man sie zum Gymnasialstudium zuläßt, bezw. veranlaßt und ihnen nachher das Hochschulstudium unmöglich macht. Die einzelnen Fakultäten erklärten sich mit der Zulassung einverstanden ausgenommen die juristische, indeß will die medizinische Fakultät keine sogenannten Hörerinnen zulassen, d. h. solche Schülerinnen, die nicht das volle Abgangsreifezeugniß erlangt haben. In der theologischen, philosophischen und naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät werden aber auch solche Hörerinnen zugelassen, die ein Abgangszeugniß ähnlich etwa den einjährig-freiwilligen Zeugniß erlangt haben.

β **Gießen.** Der ordentliche Professor des Strafrechts an der Universität in Breslau, Dr. Beling, hat einen Ruf in gleicher Stellung an die hiesige Universität erhalten und angenommen.

* **Stockholm.** Weitere Nachforschungen nach Andrée. Mehr als dreißig Monate sind bereits vergangen, seitdem die drei Schweden Andrée, Fränkel und Strindberg von der Däneninsel aus, in der Nähe von Spitzbergen, ihren Aufstieg unternahmen, und fast allgemein herrscht die Ueberzeugung, daß die kühnen Polarreisenden nicht mehr unter den Lebenden weilen. In den wissenschaftlichen Kreisen Schwedens hält man aber daran fest, daß die Nachforschungen nach der verschollenen Expedition noch keineswegs eingestellt werden dürfen. Man plant nunmehr, das „König Karls-Land" erforschen zu lassen, in dessen Nähe bekanntlich im vergangenen Sommer eine der größeren Bojen aufgefunden wurde, welche Andrée mitgenommen hatte, um dieselbe beim Passiren des Nordpols auszuwerfen. Diese sogenannte „Polarboje" enthielt indessen keine Mittheilung von Andrée, und man ist deßhalb ganz allgemein der Ansicht, daß die Expedition noch während der Luftfahrt verunglückt sei. Es besteht jetzt die Absicht, einen der schwedischen Dampfer, die im diesjährigen Sommer nach Spitzbergen gehen, um die schwedischen Mitglieder der russisch-schwedischen Gradmessungsexpedition abzuholen, einen Abstecher nach dem „König Karls-Land" unternehmen und daselbst Nachforschungen nach der Ballonexpedition anstellen zu lassen. Man ist nämlich überzeugt, daß dort wenigstens irgend eine Spur der Verschollenen aufgefunden werden wird.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Whos Who 1900. An annual biographical dictionary. Fifty-second year of issue. London, Adam and Charles Black 1900. — Nerthus. Illustrirte Wochenschrift für Thier- und Pflanzenfreunde, für Sammler und Liebhaber aller naturwissenschaftlichen Zweige. 2. Jahrgang. Nr. 1. Altona-Ottensen, Verlag der „Nerthus" 1900. — Deutsche Zeitschrift (Fortsetzung des Kynast). Monatshefte für Politik und Volkswirthschaft, Kultur und Kunst. 2. Jahrgang, 4. Heft. Berlin, Herm. Walther 1900. — Zeitschrift für historische Waffenkunde. Band II, Heft 1. Dresden, H. Burdach, k. k. Hofbuchhdlr. — Budapest in Wort und Bild. Herausgegeben von Oskar v. Krücken. Heft 3 und 4. Berlin, Internationale allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. — Otto Lyon: Das Pathos der Resonanz. Eine Philosophie der modernen Kunst und des modernen Lebens. Leipzig, B. G. Teubner 1900. — Deutscher Buch- und Steindrucker. Weihnachtsnummer der Graphischen Monatsschrift. Herausgegeben von Ernst Morgenstern. 6. Jahrg., Heft 2 u. 3. Berlin, Selbstverlag 1899. — Alfred Holder: Alt-keltischer Sprachenschatz. 12. Lieferung. Leipzig, B. G. Teubner 1900. — Franz Kerntler: Die Unität des absoluten Maß-Systems in Bezug auf magnetische und elektrische Größen. Ebd. 1899. — Jahrbuch der Frankfurter Börse. Ausgabe 1900. Leipzig, Verlag für Börsen- und Finanz-Literatur A.-G. — Karl Niebuhr: Einflüsse orientalischer Politik auf Griechenland im 6. und 5. Jahrhundert. (Mittheilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft 1899, 3. 4. Jahrg.) Berlin, Wolf Peiser. — Dr. G. Haberlandt: Ueber Erklärung in der Biologie. Rede. Graz, Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark 1900. — Dr. Hermann Staub: Kommentar zum Handelsgesetzbuch (ohne Seerecht). 6. u. 7. Aufl. 6. Lfg. Berlin, J. J. Heine 1900. — Sieben Tage am Hofe Friedrich Wilhelms I. Tagebuch des Professors J. A. Freylinghausen über seinen Aufenthalt in Wusterhausen vom 4.—10. September 1727. Herausgegeben von Dr. Bogdan Krieger. Berlin, Alex. Duncker 1900. — E. v. Handel-Mazzetti: Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr. Eine Erzählung. Stuttgart, Wien, Joseph Roth 1900. — Georg Gronau: Tizian. 36. (Doppel-) Band. (Geisteshelden. Biographien.) Berlin, Ernst Hofmann u. Co. — Ernst Horneffer: Vorträge über Nietzsche. Versuch einer Wiedergabe seiner Gedanken. Göttingen, Franz Wunder 1900. — Rupert Kreller: Die Völkerwanderung von Hermann Lingg und das Gesetz der epischen Einheit. München, Karl Haushalter 1900. — Dr. Adam Schwappach: Forstwissenschaft; Gg. Berlit: Martin Luther, Thomas Murner und das Kirchenlied des 16. Jahrhunderts. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschen 1900.

Jahrgang 1900. München, Montag, 15. Januar. Nummer 11.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Römisch-germanische Forschung.

Bei der Generalversammlung der deutschen Alterthumsvereine, die im September vorigen Jahres in Straßburg tagte, erregte eine Verhandlung, über die in den Tagesblättern nicht immer ganz genauer Bericht erstattet worden ist, lebhaftes Interesse. Professor Georg Wolff aus Frankfurt a. M., durch seinen Eifer für die heimischen Alterthümer und seine erfolgreiche Theilnahme an der Limesforschung rühmlich bekannt, hatte die Zukunft der römisch-germanischen Alterthumsforschung nach Auflösung der Reichs-Limes-Kommission zur Erwägung gestellt und der Versammlung zwei Anträge zur Beschlußfassung unterbreitet. Der eine bezweckte, die an der römisch-germanischen Forschung nächstbetheiligten Alterthumsvereine des westlichen und südlichen Deutschlands durch eine Anzahl von ihnen selbst gewählter Mitglieder in der dem Vernehmen nach in Aussicht genommenen „römisch-germanischen Reichskommission des Archäologischen Instituts" vertreten sein zu lassen; der zweite wünschte grundsätzlich anerkannt zu sehen, daß die bei Nachforschungen und Ausgrabungen zutage geförderten Fundstücke nicht etwa (wie das noch neuerdings in einem vielbesprochenen Fall angestrebt worden ist) in ein Zentralmuseum abgeführt, sondern den Provinzial- und Lokalmuseen, in deren Forschungsgebiet sie gefunden worden seien, überlassen werden sollten.

Die Verhandlungen über diese Anträge nahmen besonders dadurch einen interessanten und für die Klärung der Verhältnisse förderlichen Verlauf, daß der Generalsekretär des Kaiserlichen Archäologischen Instituts, das bekanntlich mit der Fürsorge für dieses Forschungsgebiet betraut werden soll, an der Sitzung theilnahm. Professor Conze konnte sich namens des Instituts mit den von Prof. Wolff vertretenen Ansichten im wesentlichen einverstanden erklären. Eine Vertretung der südwestdeutschen Alterthumsvereine in der künftigen Kommission sei auch von der Zentraldirektion bereits ins Auge gefaßt worden, und hinsichtlich der Fundergebnisse stimme die Zentraldirektion vollständig dem Grundsatze bei, daß diese den lokalen Sammlungen belassen werden sollten. Eine Zentralisirung der Leitung und der Fundergebnisse in Berlin sei durchaus nicht beabsichtigt, alle bureaukratische Verwaltung solle vermieden, den einzelnen Vereinen möglichste Selbständigkeit und möglichster Spielraum für eigene Arbeiten belassen werden. Die Aufgabe der neuen Kommission solle wesentlich sein, für die zerstreuten Forschungen einen Mittelpunkt zu bilden, einzelne Vereine in ihren Unternehmungen, wenn es gewünscht würde, zu unterstützen, dabei auch etwa verschiedene Vereine zu gemeinsamer Thätigkeit zu vereinigen, überhaupt die allgemeinen Gesichtspunkte über den lokalen zur Geltung zu bringen. Der Sitz der Leitung dieser deutschrömischen Forschungsarbeit müsse im Gebiet der Forschung selbst gelegen sein; wobei denn Professor Conze die Gründe entwickelte, weßhalb die Zentraldirektion des Archäologischen Instituts Mainz für besonders geeignet halte, einen solchen Mittelpunkt abzugeben. Die Darlegungen des Generalsekretärs wurden von der Versammlung mit lebhafter und allseitiger Zustimmung, namentlich auch hinsichtlich des letzteren Punktes, aufgenommen. Die nur von einer Seite trotzdem ausgesprochene Befürchtung, daß jede Art von Zentralisirung die Interessen der einzelnen Vereine, deren jeder seine besondere Aufgabe zu erfüllen habe, bedrohe, fand ersichtlich bei den Versammelten keinen Wiederhall: wie eine Organisation gemeinsamer Arbeit ohne irgend einen Mittelpunkt denkbar sei, schien Allen unerfindlich zu sein. Wie das Archäologische Institut Hand in Hand mit den Vereinen als den wirksamen Organen der Forschung vorzugehen gedenke, konnte Professor Conze zur allseitigen Zufriedenheit an der Art exemplifiziren, daß das Institut soeben erst dem Münsterischen Alterthumsverein bei dessen planmäßigem Vorgehen mit Untersuchungen an der Lippe zur Seite getreten sei. So wurden denn auch Professor Wolffs Anträge sammt einem Zusatz des Herrn v. Hammerstein mit um so freudigerer Zustimmung angenommen, als man ihrer Uebereinstimmung mit den beim Archäologischen Institut geltenden Anschauungen versichert sein durfte.

Es drehte sich bei diesen Verhandlungen um die künftige Gestaltung derjenigen Forschungen, die darauf ausgehen, die Zeit der römischen Herrschaft in Deutschland aufzuhellen. Welchem Interesse diese wichtige Aufgabe unserer nationalen Geschichtsforschung in weiten Kreisen des deutschen Volkes begegnet, hat sich in dem lebhaften Antheil gezeigt, mit dem alle Gebildeten, diesmal die „Klassiker" so gut wie die „Nationalen", die Arbeiten der vom Reich eingesetzten Limes-Kommission verfolgt haben. Seit 1892 mit großem Eifer betrieben und den stets neu auftauchenden Problemen mit immer neuer Thatkraft nachgehend, haben diese Arbeiten einen deutlichen Einblick in die langhingezogene Befestigung gewährt, die das alternde Römerreich zum Schutze seiner Grenzen im Donau- und Rheingebiet gegen die immer drohendere Gefahr von Seiten der Germanen errichtet hat. Mit der Veröffentlichung der Ergebnisse, die soeben kräftig gefördert wird, ist die Aufgabe dieser Kommission erschöpft. Nun ist es aber von höchster Wichtigkeit, einmal, wie in dem eben erwähnten Falle des Münsterischen Alterthumsvereins, auch den Römerspuren über den Limes hinaus, namentlich nach Nordwest-Deutschland hin, nachzugehen, und sodann was hinter dem Limes in den romanisirten Gebieten der Donau, des Neckars, des Rheins während der Zeit der römischen Herrschaft vor sich ging, zu verfolgen. Es gilt, die Einwirkungen aufzudecken, die die römische Herrschaft auf diese Barbarenländer ausgeübt hat, und zugleich festzustellen, welche Abwandelungen die römische Kultur durch die alteingesessene keltisch-germanische Bevölkerung erfahren hat — ein wichtiges

Stück aus der Geschichte des Verfalles der römischen, des Aufblühens der germanischen Kultur. Daß dabei auch die vorrömischen, die sogen. prähistorischen Zeiten vollinhaltlich mitberücksichtigt werden müssen, versteht sich von selbst.

Dieser weitverzweigten Aufgabe haben sich bisher zahllose Alterthumsvereine gewidmet, die unter verschiedenen Bezeichnungen bald auf größere Gebiete, bald auf engere Bezirke ausgedehnt, in Bayern, Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen, Hessen, den preußischen Rheinlanden und Nassau, in Westfalen und Hannover den Alterthümern ihrer Heimath nachspüren. Wie wichtig es aber für die Erzielung allgemeinerer Ergebnisse ist, an Stelle all dieser zersplitterten Thätigkeiten oder neben ihnen eine gemeinsame Arbeit großen Stils zu fördern, das hat eben das Reichsunternehmen der Limes-Erforschung einem Jeden klar vor Augen gestellt. Es kann sich nur darum handeln, wie eine solche gemeinsame Thätigkeit am besten zu organisiren sei.

Die Reichs-Limeskommission, welcher Mitglieder aller der genannten Länder angehörten, hat ihre Aufgabe gelöst ohne die einzelnen Alterthumsvereine heranzuziehen und ohne die ständige Reichsanstalt, die gleichartigen Forschungen dient, das Kaiserliche Archäologische Institut, an ihren Forschungen zu betheiligen. Diese an sich gewiß auffällige Thatsache erklärt sich einigermaßen aus der Geschichte der letzteren Anstalt.

Bekanntlich hat das Archäologische Institut seinen Ursprung in Rom. Dort ward vor siebzig Jahren durch Eduard Gerhard und seine wissenschaftlichen Genossen der internationale Privatverein gegründet, der auf die ganze Entwicklung der archäologischen Wissenschaft den tiefsten Einfluß ausgeübt hat. Das hauptsächliche Forschungsgebiet des Instituts war Italien; gelegentlich ward auch Aegypten, häufiger das allmählich wiedererstehende Griechenland herangezogen. Eine bescheidene Unterstützung seitens des preußischen Staates half lange dem privaten Verein seine Existenz fristen, bis das Institut zunächst (1856) einen regelmäßigen größeren Staatszuschuß erhielt und dann (1871) in eine preußische Staatsanstalt verwandelt ward. Wenige Jahre darauf (1874) ging, hauptsächlich infolge einer Anregung des bayerischen Bundestagsmitgliedes Grafen Taufkirchen, das Institut an das neue Deutsche Reich über, indem die römische Anstalt auf Betreiben von Ernst Curtius eine Schwesteranstalt in Athen erhielt, um so der immer reicher sich entfaltenden Arbeit des Spatens und der wissenschaftlichen Forschung im Mutterlande der klassischen Bildung und Kunst zu vollem Recht zu verhelfen. Diese beiden auswärtigen Arbeitsplätze erklären es, daß das Archäologische Institut dem Auswärtigen Amte des Reiches unterstellt ist, während doch die Zentraldirektion des Instituts seit mehr als 40 Jahren ihren Sitz in Berlin hat und auch ein großer Theil der wissenschaftlichen Arbeit des Instituts in zunehmendem Maße dort besorgt oder von dort aus geleitet wird, eine Zutheilung der Anstalt zum Reichsamt des Innern also an sich ebenso berechtigt wäre.

Die reiche Ernte, die der unerschöpfliche Boden der klassischen Länder während der letzten Jahrzehnte unaufhörlich der Wissenschaft von der alten Kunst geboten hat — man denke nur an Schliemanns Entdeckungen, an Olympia und Pergamon, Delos und Delphi, Epidauros und die athenische Akropolis — mag es erklären, daß die künstlerisch so weit weniger ergiebigen Untersuchungen auf dem heimischen Boden erst in den letzten Jahren vom Archäologischen Institut aufmerksamer berücksichtigt worden sind. Aber namentlich die Thätigkeit der Limes-Kommission mußte in gesteigertem Maße darauf hinweisen, daß hier in nächster Nähe ein Forschungsgebiet vorhanden sei, welches dem Archäologischen Institut nicht ferner liegen dürfe als Italien und Griechenland. Steht auch der Kunstwerth der Fundstücke auf deutschem Boden, die nur selten — wie der Hildesheimer Silberschatz oder der Goldfund von Vettersfelde — über das Niveau des gewöhnlichen Handwerks hinausragen, hinter der Vollkommenheit so vieler Entdeckungen auf griechischem oder italischem Boden weit zurück, so ist doch ihre Kulturbedeutung an sich und besonders für uns Deutsche von nicht geringerem Interesse. Mehr und mehr steigt heutzutage auch die Archäologie von den olympischen Höhen reiner Kunstbetrachtung herab in die der sogenannten Prähistorie benachbarten Niederungen des täglichen Lebens und seiner Bedürfnisse. Die bemalten Thongefäße waren längst als das sicherste Mittel erkannt worden, die griechische Malerei in ihrer Entwicklung zu erkennen. Neuerdings haben uns die unscheinbaren Thongefäße und Scherben, die dem Boden von Mykenä und Tiryns entstiegen sind, auch den Schlüssel zur sogenannten mykenischen Kultur des zweiten vorchristlichen Jahrtausends geliefert; Thonscherben aus dem ägyptischen Naukratis und von den kleinasiatischen Inseln haben uns die Gattungen altionischen Kunsthandwerks unterscheiden gelehrt; Thonwaaren, die sichersten und unzerstörbarsten Begleiterinnen jeder menschlichen Ansiedelung, geben uns auch den zuverlässigsten Maßstab, wenn es gilt am Rhein, am Neckar, an der Donau das Alter einer keltischen oder germanischen, einer römischen, einer fränkischen Ansiedelung zu bestimmen. So hat sich die von Unkundigen vielverspottete „Scherbenlehre" zu einem wichtigen Bestandtheil archäologischer Forschung ausgewachsen, während Stein, Eisen, Erz schon lange für die Prähistorie eine ähnliche Bedeutung erlangt hatten.

Infolge dieser neuen Erkenntniß sind denn auch leitende Persönlichkeiten in der Zentraldirektion ihrerseits den Forschungen der Limes-Kommission nicht fern geblieben, und es lag nahe, daß das Institut sich nach dem Eingehen der Limes-Kommission zur Erbschaft meldete und sich bereit erklärte, die ständige Betheiligung an der heimischen Alterthumsforschung neben den Arbeitsstätten in Rom und Athen zu übernehmen. Hiebei mußte die Ueberzeugung besonders maßgebend sein, daß die lokale Forschung ohne den engsten Anschluß an die Gesammtdisciplin der Archäologie, wie sie heute verstanden und gehandhabt wird, nicht voll gedeihen könne. Im Sommer 1898 reichte also das Institut bei seiner vorgesetzten Behörde, dem Auswärtigen Amt, einen ausführlich begründeten Antrag ein auf eine Erhöhung des Institutsetats, damit es sich regelmäßig an der römisch-germanischen Forschung betheiligen könne. Mit der Einsicht und Bereitwilligkeit, womit das Auswärtige Amt stets die Institutsinteressen vertritt, machte es den Antrag des Instituts zu dem seinigen und stellte im Einverständniß mit dem Bundesrath für den genannten Zweck eine Summe von 10,000 M. ein. Der Reichstag nahm diesen Antrag an.

Inzwischen war aber eine andere Bestrebung wirksam geworden, die darauf abzielte, wiederum vom Archäologischen Institut absehend, eine gesonderte „Reichskommission für römisch-germanische Alterthumsforschungen" beim Reichsamt des Innern einzusetzen, die mit 20,000 M. jährlich ausgestattet werden sollte. Als jedoch im Nachtragsetat der neue Antrag dem Reichstag vorgelegt ward, wurde die Erkenntniß entscheidend, daß es unnöthige Kosten und Schwierigkeiten verursachen würde, von Reichs wegen zwei Anstalten für so gleichartige Dinge einzusetzen und zu dotiren. Auf Antrag des Abgeordneten Lieber, der keinen Widerspruch fand, ward also vom Reichstag die Schaffung einer neuen Reichs-Alterthümerkommission abgelehnt und die Fürsorge für die römisch-germanische Forschung wiederum dem Archäologischen Institut übertragen, dem nunmehr die Summe von 20,000 M. zugewiesen ward.

Es wäre nun wohl das Nächstliegende gewesen, das Archäologische Institut mit dem Entwurf einer Organisation seiner neuen Abtheilung in Anschluß an sein bereits bestehendes Statut und nach den langjährigen Erfahrungen seiner Thätigkeit zu beauftragen. Statt dessen wirkte die, wie erwähnt, von anderer Seite betriebene Absicht der Schaffung einer möglichst selbständigen Kommission insoweit nach, daß ein für eine solche Kommission bereits entworfenes Statut mit einer komplizirteren Organisation, als sie das Institut vermuthlich empfohlen haben würde, den Verhandlungen zugrunde gelegt wurde; es war nur so weit wie irgend nöthig den neuen Verhältnissen angepaßt worden. Einzelne zur Revision herangezogene Mitglieder der Zentraldirektion des Archäologischen Instituts beschränkten sich auch ihrerseits auf die allerunerläßlichsten Aenderungen, indem sie weiteres einer einzuberufenden Plenarversammlung der Zentraldirektion vorbehielten.

Diese Versammlung fand im Juli statt und in ihr schloß sich auch die Zentraldirektion, um Weiterungen zu vermeiden und abweichenden Ansichten soweit wie möglich entgegenzukommen, der gegebenen Vorlage im ganzen an. Von den verhältnißmäßig geringen Aenderungsvorschlägen, über welche sammt der ganzen Frage der Einsetzung der Kommission die Entscheidung der vorgesetzten Behörde noch aussteht, ist der eine bereits auf Antrag der Straßburger Verhandlungen erwähnt, der Vorschlag, auch eine Anzahl von Vertretern der Alterthumsvereine und sonstigen an den in Rede stehenden Forschungen interessirten Körperschaften der Kommission beizugeben. Gerade mit Hülfe dieser würde die Kommission erst wirklich mit voller Sicherheit in der Lage sein, einen ganz sachgemäßen Einfluß auf die Arbeiten auszuüben und allen berechtigten Wünschen nach Kräften zur Erfüllung zu verhelfen. Denn thatsächlich stehen die Alterthumsvereine so recht im Mittelpunkt der einzelnen Erkundungen und Ausgrabungen, ihnen steht die unmittelbarste Kunde aller Aufgaben und Verhältnisse zu Gebote, sie haben sich durch langjährige treue Arbeit einen berechtigten Anspruch auf Mitwirkung am gemeinsamen Werk erworben. Aus solchen Erwägungen heraus hat die Zentraldirektion den Antrag gestellt, die geplante Kommission durch fünf Mitglieder der genannten Kategorie zu ergänzen. Da die Zahl der Vereine außerordentlich groß ist, sie über aller Herren Länder zerstreut und dabei nach Umfang und Bedeutung sehr verschieden sind, so daß ein allgemeines gleiches Wahlrecht nicht durchführbar sein würde, dürfte es am angemessensten sein, die Auswahl der fünf auf längstens fünf Jahre zu berufenden Mitglieder der Zentraldirektion des Instituts zu überlassen. Diese wird als wissenschaftliche Körperschaft am besten in der Lage sein, die allgemeinen Interessen des ganzen Forschungsgebietes zu überblicken und zu wahren und nach den jeweils im Vordergrunde stehenden Aufgaben eine geeignete Auswahl unter den Vereinen und deren bestbefähigten Mitgliedern zu treffen.

Es bleibt aber noch ein weiterer Punkt von höchster Wichtigkeit für eine gedeihliche Entwicklung der neuen Thätigkeit, die Wahl des geeigneten Mittelpunktes, von dem aus sich die römisch-germanische Forschung am besten überwachen und leiten läßt.

Daß Berlin, der Sitz der Zentraldirektion des Instituts, dafür nicht in Betracht kommen kann, ward bereits hervorgehoben. Nothwendig muß der Mittelpunkt der neuen Organisation in den unmittelbaren Bereich der römisch-germanischen Forschung, d. h. nach den südlichen und westlichen Grenzlanden, verlegt werden. Je eingreifender und momentan wirksamer man die Thätigkeit der Kommission sich gestalten zu sehen wünscht, desto zentraler wird die Lage des Kommissionssitzes bezüglich des ganzen alten Römergebiets sein müssen. Aus diesem Grunde werden ebensosehr Bayern und Württemberg wie etwa Bonn und Trier, zwei Hauptstätten antiquarischer Forschungsthätigkeit, zurücktreten müssen. Wollte man eine Universitätsstadt ins Auge fassen, so könnte neben Heidelberg etwa Straßburg, Freiburg oder Gießen in Betracht kommen. So unverkennbar aber auch der Vortheil sein würde, der sich aus dem wissenschaftlichen Leben einer Universität für die Kommission und deren Leitung ergäbe, so birgt diese Verbindung doch auch eine ernsthafte Gefahr in sich. Der Direktor würde, wie das auch in dem Entwurf der Satzungen vorgesehen ist, nicht leicht darauf verzichten mögen, an der Universität Vorlesungen zu halten. Damit käme ein Zwiespalt in seine Thätigkeit, bei dem die Stellung als Direktor der römisch-germanischen Forschung ohne Zweifel den Kürzeren ziehen würde. Denn diese verlangt von ihrem Inhaber unbedingt nicht bloß ein hohes Maß eigener Thätigkeit, sondern vor allem eine Freiheit von jedem anderweitig verpflichtenden Beruf, eine möglichst große Beweglichkeit, ja einen gewissen Grad von Allgegenwart, damit der Direktor jederzeit an jedem Ort, wo eine lockende Aufgabe winkt, alsbald zur Stelle sein und mit Rath, Geldmitteln, Vermittelung zwischen einzelnen Vereinen oder Behörden u. s. w. hülfreich eingreifen könne. Je erfolgreicher nun die Universitätsthätigkeit des Direktors wäre, desto mehr würden seine Direktorpflichten darunter leiden; je gewissenhafter er diese betriebe, desto mehr würde sein akademisches Wirken zu allseitig unbefriedigendem Stückwerk werden. Also lieber keine Universitätsstadt als Sitz der neuen Reichskommission!

Fast von selbst ergibt sich als der geeignetste Ort die Hauptstadt der alten römischen Rheinlande, Mainz. Von hier aus ist, dank der zentralen Lage von Mainz, jeder Punkt des deutschen Rhein- und Donaugebiets verhältnißmäßig leicht zu erreichen, so daß der geforderten Ubiquität des Direktors möglichst wenig Hindernisse entgegenstehen. Die Nähe von Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg, Wiesbaden, ja auch von Trier, Bonn, Gießen, Straßburg, Stuttgart, gewähren die Möglichkeit gegenseitiger Aussprache und wissenschaftlicher Anregung. Bayern liegt etwas weiter abseits, das würde aber bei jedem einigermaßen zentral gelegenen Ort, der überhaupt in Betracht kommen könnte, in ähnlichem Maße der Fall sein. Das hessische Mainz hat überdies den Vorzug, in keinem Großstaat, vor allem nicht in Preußen, gelegen zu sein: ein Stimmungsmoment, das bei uns Deutschen nicht gering anzuschlagen ist. Endlich aber bietet Mainz noch einen Vortheil, dem kein anderer Ort einen gleichen an die Seite zu stellen hat, durch den Besitz seines römisch-germanischen Zentralmuseums. Mit ihm ist Mainz zum Mittelpunkt prädestinirt.

Dies Zentralmuseum — nicht zu verwechseln mit der davon ganz unabhängigen, wenn auch lokal benachbarten Sammlung des Mainzer Alterthumsvereins, in der römische Originale (Inschriften, Architekturstücke und Skulpturen) des Mainzer Fundgebiets aufbewahrt werden — ist eine Schöpfung seines verstorbenen Direktors Lindenschmit, der vor allem auch in den Alterthumsvereinen eine Stütze fand. Es hat sich zum Zweck gesetzt, alles Wichtige, was an Kunstgegenständen, aber namentlich an Kulturgeräthen, Hausutensilien u. s. w., an implements, wie die Engländer sich kurz ausdrücken, aus deutscher, speziell römisch-germanischer Vorzeit irgendwo zum Vorschein kommt, in getreuen Nachbildungen zu sammeln und, soweit wie möglich, in seinem ursprünglichen Zustand wiederherzustellen. Lindenschmit hat hier gezeigt, was die thatkräftige und einsichtige Initiative eines einzelnen Mannes, selbst bei bescheidener öffentlicher Unterstützung, zuwege bringen kann. Sein Ansehen, seine nach allen Seiten sich verbreitenden Beziehungen zu allen wichtigen Alterthumsvereinen, seine genaue Sachkunde,

gepaart mit seinem und seiner Mitarbeiter technischen Geschick, haben das Mainzer Zentralmuseum zu einem einzigartigen Archiv deutscher Alterthümer in greifbaren bildlichen Nachahmungen gemacht, etwa dem Museum nordischer Alterthümer in Kopenhagen oder dem staatlich so reich ausgestatteten Museum gallischer Alterthümer in Saint-Germain-en-Laye vergleichbar, nur daß Mainz grundsätzlich sich auf Nachbildungen beschränkt, während es das Sammeln von Originalen den einzelnen lokalen Alterthumsvereinen überläßt. Den Werth dieser Sammlung erkannte z. B. auch Napoleon III., als er bei den Vorarbeiten zu seiner Biographie Cäsars gern sich bei dem Mainzer Museum Raths erholte.

Dies Zentralmuseum ist ein unschätzbares, ja geradezu unentbehrliches Hülfsmittel für eine sachgemäße Leitung der neu zu organisirenden römisch-germanischen Alterthumsforschung. Diese kann eines solchen wissenschaftlichen Apparats so wenig entrathen, daß sie ihn sich neu zu beschaffen suchen müßte, wenn sie ihn nicht schon vorfände; an einem anderen Ort als Mainz würde aber das dort schon Vorhandene noch einmal zusammengebracht werden müssen. Denn wissenschaftliche Untersuchung läßt sich auf diesem Gebiet, gerade so wie auf naturwissenschaftlichem oder auf rein künstlerischem Gebiet, ohne ein ausgiebiges Vergleichsmaterial nicht durchführen. An einer solchen Sammlung, die sich mit jeder neuen Ausgrabung von Wichtigkeit mehren wird, der sich neben den Nachbildungen beispielsweise auch eine Sammlung von an sich geringwerthigen und allerorten in Ueberzahl vorkommenden Thonwaaren, Ziegeln, Scherben verschiedener Arten, Zeiten und Fundorte anschließen muß, die ferner durch Nachbildungen und Proben ausländischer Gegenstände verwandter Art vervielfältigt werden sollte, besitzt die Wissenschaft den sichersten Maßstab zur Beurtheilung jedes neuen Fundes im Süden oder Westen, zur Einreihung der neuen Fundthatsachen unter die bereits bekannten, zur Beleuchtung der einzelnen Thatsachen im großen Zusammenhange des Ganzen. Für wissenschaftliche Forschung ist ein solches Museum mindestens ebenso wichtig wie eine Bibliothek, in der die Veröffentlichungen aller zerstreuten Vereine, die verwandten Arbeiten des Auslandes über nordische, keltische, britannische, österreichische, italische Alterthümer, die einschlägigen Hauptwerke der Wissenschaft, endlich eine planmäßig anzulegende Sammlung von Photographien vereinigt sein müssen. Erst in dieser Weise erweitert, geordnet, verwaltet wird das Mainzer Zentralmuseum der zentrale Arbeitsplatz für deutsche und deutsch-römische Realalterthümer werden können, der es nach dem Sinne seines Begründers sein sollte. Hier werden die Einzelvereine ihre Studien anstellen können, um ihre heimischen Funde aufzuhellen, und werden dafür von den Beamten des Museums sachkundigen Rath erhalten. Hierhin werden sie gern aus der eigenen Fülle gleichartiger Denkmäler belehrende Probestücke oder deren Nachbildungen abgeben, damit, was sie gefunden oder erkundet, auch den anderen zum Vergleich und zur Belehrung dienen könne, wie dies im Museum zu Saint-Germain der Fall ist. So wird es gelingen, zunächst für die monumentale Kenntniß des römischen Deutschland nach seinen verschiedenen Landschaften und mit Rücksicht auf die Folge der Zeiten festen Boden unter den Füßen zu gewinnen und von da aus immer weiter in die Kenntniß auch der vorrömischen Kultur unsres Volkes einzudringen.

Es leuchtet ein, wie nahe die wissenschaftlichen Ziele des Mainzer Zentralmuseums, wenn es diesen Namen mit vollem Recht tragen soll, den Zwecken der geplanten neuen Institutskommission verwandt sind, ja wie sie mit einem Theile derselben zusammenfallen. Freilich nur mit einem Theile, denn es liegt z. B. außerhalb des Bereichs des Zentralmuseums Ausgrabungen zu fördern oder selbst anzustellen, während dies eine Hauptaufgabe der neuen Kommission sein würde. Deren Direktor dürfte keiner erheblicheren Ausgrabung innerhalb des römischen Deutschlands fern bleiben, sei es als Veranlasser, sei es als sachkundiger Berather, sei es als bloßer Zeuge, sei es endlich, daß er verschiedene Nachbarvereine zu gemeinsamem Thun zu vereinigen hätte. Mehr begegnen sich die Interessen des Museums und der Kommission in dem Bestreben, Lehrkurse zu veranstalten und Museumsbeamte für ihr Fach heranzubilden. Denn auch dies müßte eine der Aufgaben des Direktors der Kommission sein; er würde, in Verbindung mit kundigen Assistenten, junge Männer, die ihre Universitätsstudien beendigt haben, in die Kunde der Museen und ihrer Verwaltung einführen, sie die einzelnen Gattungen der Denkmäler genau kennen lehren, sie zu den technischen Manipulationen behufs Erhaltung und Wiederherstellung von Denkmälern anleiten, sie in der Kunst des Ausgrabens praktisch üben. So würde hier, besser als an einer Universität, eine Art Hochschule für Museumsbeamte entstehen, deren Nutzen sich bald in der Verwaltung der zahllosen Antikensammlungen Deutschlands ebenso bewähren würde, wie etwa die technische und wissenschaftliche Ausbildung der Archivbeamten unsern staatlichen und städtischen Archiven zugute kommt.

Es braucht nach dem bisherigen kaum noch ausgesprochen zu werden, daß die Aufgaben des Mainzer Zentralmuseums und einer römisch-germanischen Kommission, sowie ihrer Direktoren sich soweit decken, daß eine möglichst enge Verbindung beider Anstalten und eine Personalunion in der Direktion die Erfüllung der beiderseitigen Aufgaben am besten sichern würden. Die Leitung der Kommission kann ohne das Mainzer Zentralmuseum oder ein mit sehr beträchtlichen Mitteln neu zu schaffendes Parallelmuseum nicht auskommen; andererseits würde das Museum von der engen persönlichen Verbindung mit der Kommission und ihrem Direktor den offenkundigsten Vortheil haben. Allerdings würde er nicht der einzige Beamte sein dürfen. Erst wenn ihm ein tüchtiger technischer Direktor für die Nachbildungs- und Wiederherstellungsarbeiten, sowie etwa für die Untersuchung der antiken technischen Verfahren zur Seite stände, wie er bereits in dem Sohne des Gründers der Anstalt in allgemein anerkannter Wirksamkeit vorhanden ist, wenn ihm ferner zwei wissenschaftliche Assistenten für das römische Alterthum und für das sogenannte prähistorische Fach beigegeben würden, könnte ein gemeinsamer Direktor zugleich allen in Mainz seiner wartenden Aufgaben gerecht werden und das nothwendige Wanderleben führen, das ihn überallhin an die Stätten von Ausgrabungen, topographischen Forschungen, Museumsstudien führen müßte. Durch diese Vereinigung der doppelten Leitung in derselben Hand würden überdies, ebenso wie durch die Beschränkung der Sammlungen auf das eine Zentralmuseum, so viele Kosten erspart werden, daß das Hülfspersonal davon besoldet werden könnte, ohne den für sachliche Ausgaben bestimmten Fonds zur Last zu fallen. Ferner würde dadurch auch am wirksamsten allen Reibungen und Kompetenzstreitigkeiten vorgebeugt werden, die bei einer getrennten Leitung beider so eng aufeinander angewiesenen Anstalten und Aemter unvermeidlich sein würden. Die nahe Verbindung des gemeinsamen Direktors mit dem Archäologischen Institut, das den amtlichen Verkehr zwischen der Kommission und dem Reichskanzler zu besorgen hat, und mit dessen überallhin ausgebreiteten Beziehungen würde endlich ebenso dem Zentralmuseum zugute kommen, wie sie dem Kommissionsdirektor einen sicheren Rückhalt gewähren wird. Durch dieses Verhältniß ergibt sich von selbst die Richtung des Blickes auf weitere Gebiete, über die der deutschen Lokalforschung und den Lokalsammlungen gesteckten Grenzen hinaus. Die Ver-

gleichung vorzeitlicher griechischer, italischer und sonstiger Ausgrabungen und Funde, die jetzt von der klassischen Archäologie mit so großem Eifer betrieben und verfolgt werden, wird auch auf die Vorzeit unseres eigenen Volkes neues Licht ausstrahlen; so wird mit der wissenschaftlichen zugleich eine nationale Pflicht erfüllt werden.

Dies sind etwa die Erwägungen, die, wie auf der Straßburger Versammlung mitgetheilt wurde, die Zentraldirektion des Instituts bewogen haben, den Reichskanzler zu ersuchen, er möge Mainz zum bleibenden Sitz der künftigen Kommission für römisch-germanische Forschung bestimmen, und möge seinen Einfluß dafür verwenden, daß die Direktion des Zentralmuseums in dieselbe Hand gelegt werde wie die Direktion der Kommission für römisch-germanische Forschung. Der erste Punkt kann keinen formalen Bedenken begegnen. Der Reichskanzler soll satzungsgemäß den Sitz der Kommission zu bestimmen haben; daß aber die hessische Regierung oder die Stadt Mainz Einwendungen dagegen erheben sollte, daß Mainz durch die befürwortete Vereinigung beider Aemter erst wirklich voll und ganz zum Zentralsitz römisch-germanischer Studien gemacht würde, ist nicht anzunehmen. Schwieriger scheint der zweite Punkt, da ein neues, erst im letzten Mai beschlossenes weitläufiges Statut des Zentralmuseums die Wahl des Direktors einem etwa dreißigköpfigen Ausschuß, dessen Mitglieder über ganz Deutschland zerstreut sind, übergibt. Indessen ist zur Zeit die Direktorstelle gerade unbesetzt. Die sachlichen Vortheile der Vereinigung beider Direktorstellen sind so augenscheinlich, daß man dem Schwergewicht der Gründe einiges Vertrauen schenken darf. Maßgebende Persönlichkeiten sowohl in Mainz wie in Darmstadt sind vollständig überzeugt, daß die Vereinigung beider Stellen das weitaus Gedeihlichste und Wünschenswertheste sein würde. Da im diesmaligen Reichsetatentwurfe die bisherige Reichsunterstützung für das Mainzer Zentralmuseum von 15,000 M. auf das Doppelte erhöht ist, da es aber doch kaum entschuldbar wäre, wenn das Reich für die gleichen Zwecke zwei Direktoren, die einander im Wege stehen würden, besolden sollte, statt mit dem Gehalte des einen das übrige Personal zu besolden und sachliche Zwecke zu fördern, so steht zu hoffen, daß es dem Reichskanzler leicht gelingen werde, die Schwierigkeiten zu ebnen und das, was sich durch seine innewohnende Vernunft empfiehlt, auch wirklich zur Ausführung zu bringen.

Straßburg. Ad. Michaelis.

Vom Heidelberger Schlosse.

Im Jahre 1810, am 4. Oktober, um die Jahreszeit, da Heidelberg noch schöner ist als selbst in seiner Frühlingspracht, stieg im Goldenen Hecht an der Brücke ein französischer Fremdling ab und begab sich ohne Zeitversäumen aufs Schloß. Es war der Graf Karl v. Graimberg, der aus einer belgischen, nach Frankreich übergesiedelten Familie stammte, zu den Emigranten gehörte und bis 1807, zuletzt im englischen Dienst, gegen die Republik und Napoleon gefochten hatte. Seitdem machte er Reisen, die ihn eben 1810 nach Deutschland und Heidelberg führten. Aus dem Besuche eines durchpassirenden Fremden wurde ein Aufenthalt, welcher währte, bis man 1864 den 90jährigen Greis auf dem Heidelberger Friedhof zur Ruhe bestattete.

Schon am ersten Tage hatte Graimberg im Schloßhofe zu zeichnen begonnen, bald danach sich droben ein Quartier verschafft. Und dann war er es, der sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Vogt und Hüter des Schlosses einsetzte, da ein Schutz aus der Machtvollkommenheit der zuständigen Behörden nicht zu erlangen war. Daß etwas derartiges geschah, war nöthig genug. Wohl hatte Matthisson seine Abendelegie „In den Ruinen eines alten Bergschlosses“, Hölderlin sein wunderbares Heidelberger Sonett gedichtet, hatten verschiedene Reisende den einzigartigen Stimmungszauber der Stadt und ihrer geschichtlichen Erinnerungen schriftstellerisch gepriesen. Aber die Heidelberger selbst ging das damals noch nicht viel an und das Schloß blieb vorderhand immer noch, wie bei Matthisson, ein altes Burgschloß. Selbst für Goethe war die Ruine 1797 nur die wirkungsvolle Krönung „der Stadt und der ganzen Lage in ihrem schönsten Verhältnisse“, und um umherzuwandern, ging er rechts am Neckar nach Ziegelhausen hinauf, später mit Demoiselle Delf am Heiligenberg (Philosophenweg) nach der Ebene zu. Besseres als dies beides konnte er auch kaum thun, wenn ihn das Schloß damals nicht an sich interessirte. Die zeitgenössischen Architekten gar in der Erhabenheit ihres Empirestils lachten über die „geschmacklosen ruinösen Verzierungen“ der Kurfürstenbauten da droben, und Engländer wie Nichtengländer hatten freies Spiel, zum Beleg gethaner Reise oder aus bloßer Lust am Ruiniren herunterzuschlagen was sie wollten, außen und drinnen, da alle unbewohnbaren Räume offen standen. Dem nun setzte sich Graimberg entgegen und, da die großh. Bauinspektion noch bis 1822 die von ihm empfohlenen Maßregeln „lächerlich“ fand, eben auf eigene Hand. Es hat etwas geradezu rührendes, sich diesen fremdbürtigen Edelmann vorzustellen, wie er auf der Lauer liegt als getreuer Cerberus, sich mit seinem wenigen Deutsch herumstreitet mit widerspenstigen Flegeln und dreisten Jünglingen, denen er nichts zu befehlen hat, und zu hören, wie er immer wieder auf behördliche Aufsicht drängt, deren Kosten er sich zum Theil zu tragen erbietet.

Inzwischen aber hatte er seine mannichfaltigen Kupferstiche des Schlosses geschaffen und hinausgesandt. Durch sie ward dieser Franzose des ancien régime der Verkündiger der architektonischen Werke, welche deutsche Fürsten hier geschaffen, und der Ruinenschönheit, welche das königliche Frankreich daraus gemacht. Durch ihn erst wurden das spätromantische Publikum und die vaterlandsbegeisterte deutsche Welt für das Heidelberger Schloß wirklich erobert, nachdrücklicher als es durch Dichtungen und literarische Hinweise hatte geschehen können, genau so wie heute die Photographie, die Ansichtskarte eine breitere und nachdrücklichere Wirkung thun als die verständnißvollste Schilderung. Graimbergs Werk in erster Linie ist der populäre Kultus der Neckarstadt, welchem später J. V. Scheffel neben mancher Burleskisirung doch auch Vertiefung noch gebracht, welchen er mit dem feuchtfröhlichen Gebahren des Studententhums, aber auch mit den poetischsten Regungen von Jugend und Erinnerung verknüpft hat. Und dieses Vorgehen Graimbergs schlug endlich durch. „Mag Graimberg auch,“ so berichtet 1822 die großh. Domänenverwaltung, der das Schloß untersteht, an die vorgesetzte Behörde, „seine Liebhaberei bis ins Lächerliche treiben“ — das Wort lächerlich ist ihr mit der Bauinspektion gemeinsam — „so gewinnt dadurch der Ruf der Schloßruinen, und diese sind zum Vortheile des Staates, der Gegend und der Stadt so berühmt geworden, daß allmählich auch die kleinste Veränderung von den Besuchenden bemerkt wird.“ Der nervus rerum hatte reagirt. Von da ab wurde für die dringlichste Abwendung des gebildeten und ungebildeten Mélacthums Sorge getragen, der Otto-Heinrichs-Bau verschlossen und Graimberg konnte beruhigt in dem Hause sitzen, das er sich im Dezember 1822 in der Hauptstraße kaufte.

1839 zog er in ein anderes, das er am Kornmarkt erwarb. Seine künstlerische Thätigkeit setzte er fort und auf dem Schlosse richtete er — wieder unter Schwierigkeiten genug mit der Behörde — die von ihm zusammengebrachte Heidelberger und Pfälzer Alterthümersammlung ein, welche auch heute noch, als Eigenthum der Stadt, mit seinem

Namen verbunden ist. Die Stadt hat sie nach des Begründers Tode von den Erben erworben.

Graf Graimberg war ein feinsinniger und liebenswürdiger Mann, später nicht ohne Eigenheiten, wie man sie bei vornehmen alten Herren zuweilen trifft, und keineswegs erpicht auf den gebildeten Umgang mit den Heidelbergern, dagegen ein großer Freund der Kinder, für die er stets seine Bonbonnière bei sich trug. Er vermählte sich 1823 in Heidelberg mit einem Frl. v. Perglas, doch hat keines seiner Kinder den Namen in Deutschland fortgepflanzt. „Mit äußeren Ehrenzeichen wurde Graf v. Graimberg wenig bedacht," sagt der sorgfältige Biograph, dem ich folge; er hat sie demnach für entbehrlich gehalten, wie Persönlichkeiten dieser Art gewöhnlich thun. Umsomehr ehrt ihn, was der erwähnte Biograph, Alfr. Starck (in den „Mittheilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses", Bd. IV, Heft 1, Heidelberg 1899) über ihn auf Grund von Akten und Erkundigungen ausführlicher zusammengebracht hat und anschaulich erzählt. Nur gegen Starcks schließlichen Vorschlag möchte ich protestiren: die Graimberg jetzt in Heidelberg zugedachte Büste im Schloßhofe aufzustellen. Das wäre eine Sünde gegen den Sinn, in welchem Graimberg das Schloß liebte, und unbeschadet größter Dankbarkeit ist letzteres nicht seinetwegen da. Oder — ist es bald schon so weit mit dem Schloßhofe, daß auch ein solcher Anachronismus nichts mehr ausmachen würde?

Denn in eigenem Zufall ist das Erscheinen jener hübschen Abhandlung über den treuen Schützer des Schlosses zugleich erfolgt mit einem Heidelberger Nothschrei, der wieder einmal gegenüber unnöthiger bauamtlicher Verunstaltung und ästhetischen Subjektivitäten sich durch die Zeitungen an die öffentliche Meinung wenden mußte. Das Heidelberger Schloß steht bekanntlich seit etlichen Jahren unter dem Zeichen der Restauration, die als dira necessitas allerdings zuzugeben ist. Ueber diese und was sie schließlich daraus machen wird, später zu seiner Zeit. Jedenfalls ist es heute von doppeltem Werthe und Interesse, daß in demselben Hefte der Schloßvereinsmittheilungen wiederum Starck eine Gesammtübersicht über die Erhaltung und Restauration des Schlosses im 19. Jahrhundert gibt und dabei über die Vorgeschichte der jetzigen Maßnahmen orientirt. Wehmüthig genug läßt dieser ebenso treue wie besonnene Freund des Schlosses noch einmal das alte Bild des Heidelberger Schlosses auftauchen: die einsam thronende Burg, der noch keine vordringlichen Villen, keine „aufgethürmten Kasernen beutelustiger Spekulanten", keine Drahtseilbahn zu nahen wagten; die alten Linden im Schloßhofe, am Gemäuer der dichte Epheu, der die Zerstörung verkündete und zugleich mit ihr versöhnte, Verwitterung des Steins und grünende Verwilderung in eichendorffischer Romantik, in den Gärten zerfallene Mauertrümmer und sandsteinerne Götter zwischen üppig wuchernden Sträuchern und Blüthenbüschen, in den Gängen die alten ausgetretenen Sandsteinfliesen, im Hofe, zum Burgweg hinab das holperige rothe Steinpflaster, wo man den schweren Hufschlag der kürfürstlichen Rosse aufklingen zu hören vermeinte — heute sorgfältige Abholzung, Entfernung des Grün, musterhafte Aufräumung überall, Kanalisation und zahllose gußeiserne Oeffnungsdeckel mit der Firma drauf, Zement oben und Zement unten, die Façadenfiguren moderne Kopien, alles modern, geglättet, sauber und illusionslos, reichspostalische und sonstige Briefkästen, Wegweiser, Plakate, gewaltige Orientirungstafeln, die grellen Bänke des Verschönerungsvereins, Kassen, Ansichtskarten und — „Zur Schloßwirthschaft!" die die Hauptsache ist. „Wir dürfen nicht das Schöne für uns beanspruchen und das nur minder Schöne der Nachwelt dadurch entziehen", in diese resignirte Wahrheit, so weit die Veränderungen wenigstens zum Theil der Sorge um die Erhaltung entspringen, klingen die Gedanken des liebevollen Autors aus.

Ein wichtiger Fund vermauert gewesener Baureste aus der Zeit um 1200 ist neuerdings am Schlosse gemacht worden, romanische Fenstersäulen und kleine frühe Spitzbogen. Diesen Fund bespricht Durm in dem dritten Beitrag des Heftes und stellt damit fest, daß diejenigen Hypothesen über das Heidelberger Schloß (von dem auf dem Jettenbühl, nicht den Resten bei der Molkenkur ist natürlich die Rede) Recht hatten, die die Gründung an dieser Stelle in die Hohenstaufenzeit hinaufrückten und mit ihr die ältesten urkundlichen Nachrichten zusammenbrachten. Ein weiterer Aufsatz von Durm über den Antheil des Bildhauers Sebastian Götz aus Chur an der Hoffaçade des Friedrichsbaues schließt das interessante Heft, welchem eine Reihe guter Illustrationen in Gestalt von Bildnissen, reproduzirten älteren Ansichten, photographischen Aufnahmen und zeichnerischen Erläuterungen beigegeben ist.

Ed. Heyck.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Die parlamentarische Redefreiheit und Disciplin.** Auf der Grundlage von Rechtsvergleichung und Rechtsgeschichte dargestellt nach deutschem Recht von Dr. Ed. Hubrich, Gerichtsassessor und Privatdozent in Königsberg. Berlin, Carl Heymann. — Nach längerer, durch ungünstige äußere Verhältnisse erzwungener Pause ist Hubrich wieder mit einem neuen, größeren Werk hervorgetreten, das die Erwartungen, die man beim Erscheinen seiner ersten Arbeit („Das Recht der Ehescheidung in Deutschland") an ihn knüpfte, vollkommen rechtfertigt. Mit sicherem Blick und richtigem Gefühl weiß er zerstreuten Stoff zu sammeln, zu sichten und für seine Zwecke auszunützen. Ueber die Gefahr, bei der Wiedergabe historischen Stoffes an interessanten Nebendingen haften zu bleiben, führt ihn das bestimmte Festhalten des Zieles hinweg. Sie war bei der Darstellung der parlamentarischen Verhältnisse früherer Zeiten und anderer Länder nicht gering. Besonders die Verhältnisse zur Zeit des alten Deutschen Reichs — die bei uns, wie es ja leider so oft zutrifft, weniger bekannt sind, als die englischen oder französischen Zustände der gleichen Zeit — lockten zu weiterem Ausholen. Wir finden auch dort den Grundsatz der parlamentarischen Redefreiheit für die Versammlungen der Landstände, allerdings nicht überall in gleich weitem Umfang, als zutreffend anerkannt. Er galt allgemein als selbstverständlich. Bezeichnend hiefür ist, daß er in England niemals durch ein Gesetz ausgesprochen wurde, und daß trotzdem das Parlament von Anfang an unentwegt daran festhielt. In der ältesten Zeit des englischen Parlaments war er nicht sehr wichtig; es wird aus jener Zeit (was heute wundersam berührt) übermittelt, daß die Mitglieder des Parlaments weniger zum Reden, als zum Beschlußfassen zusammenkamen. Erst im Jahr 1667 kam eine Resolution des Hauses der Gemeinen zustande, die im Rückblick auf verschiedene gerichtliche Entscheidungen aussprach: „So wenig als ein Gesetz ein Unrecht begehen kann, so wenig kann es der, welcher den Vorschlag zum Gesetz macht; und auch die Debatte über diesen Vorschlag kann nicht gegen die Staatsordnung sein; denn bevor ein Gesetz zustande kommt, muß es in Antrag gebracht und diskutirt werden." Das war in der Zeit des schwachen Karl II. Unter Elisabeth hatte der Lord-Siegelbewahrer Sir Edward Coke die Rechte des Parlaments in der für jene Zeit sicher zutreffenden Weise ganz anders zusammengefaßt: „Freiheit der Rede wird euch bewilligt, doch müßt ihr euer Privileg kennen: es besteht nicht darin, herauszusagen, was Einem in den Kopf kommt, sondern in aye (ja) oder no (nein)." Der in der Resolution der Gemeinen liegende Trugschluß bestätigte nur die Veränderung der Machtverhältnisse, die inzwischen eingetreten war. Vernünftiger war die Redefreiheit der Parlamentsmitglieder zur Zeit Heinrichs IV. (1400) durch den Hinweis darauf, daß das englische Parlament unter Ausschluß der Oeffentlichkeit tagte, begründet worden; denn — so wurde

ausgeführt — was innerhalb des Parlaments vorgehe, sei für die Außenstehenden überhaupt nicht in rerum natura. Aus diesem Gesichtspunkt entwickelte sich auch das Recht des Parlaments, Verfehlungen seiner Mitglieder während der Parlamentssitzungen ausschließlich selbst abwandeln zu dürfen. Und später ging es dann, wie das häufig zutrifft: der Grund fiel weg, das Ergebniß blieb. Heute würde die parlamentarische Redefreiheit ihren wesentlichsten Charakterzug verlieren, wenn die Sitzungen unter Ausschluß der Oeffentlichkeit und der Berichterstattung durch die Tagesblätter stattfinden würden. In allen Parlamenten wird heutzutage vorwiegend für die Außenwelt gesprochen; die Hauptthätigkeit ist nicht mehr das Mitwirken bei der Regierung, sondern die Kritik der Regierungshandlungen und der öffentlichen Zustände überhaupt. Man mag das beklagen, aber man kann es nicht ändern. Auch da, wo verfassungsgemäß ein solches Verhalten der Volksvertretung ausgeschlossen ist, hat es durch eine Hinterthüre sich Eingang zu verschaffen gewußt. Eine Verwilderung der parlamentarischen Sitten war die nothwendige Folge dieser geänderten Sachlage. Es ist oft genug zu beobachten, daß unter der Maske der Besprechung öffentlicher Angelegenheiten Beleidigungen von Beamten und Privatpersonen begangen werden, deren Straflosigkeit jedem Rechtsbewußtsein widerspricht. Darum wird auch der Ruf nach Beschränkung der parlamentarischen Redefreiheit immer vernehmlicher. Hubrich weist auf Grund seiner Darstellungen überzeugend nach, daß dieser Ruf fehlgeht Die parlamentarische Redefreiheit, in ihren guten und schlimmen Seiten, ist eine zu festgewurzelte Einrichtung aller modernen Staaten geworden, als daß man an ihr mit Erfolg etwas ändern könnte. Nur das eine ist möglich: ein Gegengewicht zu schaffen durch eine energische Selbstdisciplin. Der Versuch ist bekanntlich im Deutschen Reichstag wiederholt gescheitert. Man verkannte, daß eine scharfe Unterdrückung der zunehmenden Auswüchse keine Verletzung, sondern der beste Schutz der Redefreiheit sei. Es läßt sich mit Sicherheit vorhersagen, daß die Zeit für die gesetzliche Festlegung einer straffen parlamentarischen Disciplin noch kommen wird. Vielleicht ist sie nicht fern. Jeder aufrichtige Freund konstitutioneller Rechtsverhältnisse wird ein solches Gesetz willkommen heißen. (Hubrich hat eine kleine Abhandlung über die Redefreiheit der Volksvertreter auch in unserm Blatt veröffentlicht. Vgl. Beil. 1895 Nr. 142. D. Red.)

Geschichtsblätter des Deutschen Hugenotten-Vereins. Zehnt VII und VIII. 8⁰. Magdeburg, Heinrichshofen. 1897—1899. — Der rührige Deutsche Hugenotten-Verein beging unter seinem verdienten Vorsitzer, Pastor Lic. theol. und Dr. med. Henri Tollin (Magdeburg), am 19. Sept. 1899 in Frankfurt a. M. seine fünfte Generalversammlung. Er konnte, wie auf manches andere Gute und Schöne, das seit seiner Gründung im September 1890 durch ihn angeregt worden, auf die stattliche Reihe von 80 seiner trefflichen Geschichtshefte zurückblicken. Seit der vierten Generalversammlung zu Berlin (1897) sind zwei neue Bände, sog. Zehnte, hinzugekommen. Als im Dezember 1897 (Beilage 277 vom 7. Dezember) zuletzt an dieser Stelle auf die werthvolle Sammlung hingewiesen wurde, war das VII. Zehnt eben begonnen mit der Geschichte der Eglise reformée zu Leipzig von Bonhoff. Gegenwärtig liegen nicht nur das VII. und VIII. Zehnt fertig vor, sondern auch bereits drei Hefte des IX. Von der ganzen Zahl der Hefte sind einige in zweiter Auflage erschienen, andere viel begehrt und fast vergriffen. Uebersetzungen ins Französische und Englische sind theils schon von einzelnen Heften erschienen, theils (für die ganze Sammlung ins Englische) geplant und von der Geschäftleitung gern gestattet. Der Inhalt der heute zur Musterung vorliegenden Hefte ist folgender: 61. Die Eglise reformée in Leipzig von C. Bonhoff. 62, 63. Geschichte der wallonisch- und deutsch-reformirten Gemeinde zu Wetzlar von F. W. Cuno. 64, 65. Die Hugenotten-Kirche zu Frankfurt a. d. O. von H. Tollin. 66, 67. Geschichte der reformirten Gemeinde Cannstatt, Württemberg, von Paret. — 68. Die französisch-reformirte Kirche zu Emmerich von G. Bonet-Maury. — 69. Die französische Kolonie in Müncheberg von A. Schöttler. — 70. Urkunden und Register von H. Tollin. — 71. Geschichte der wallonisch-reformirten Gemeinde zu Hanau a. M. von F. W. Cuno. — 72. Die Hugenotten am Hof zu Lüneburg und das Edikt Georg Wilhelms von H. Tollin. — 73. Die Waldensergemeinde Serres in Württemberg von Märkt. — 74. Aktenmäßige Geschichte der Siedelung Neu-Kelsterbach von D. Bonin. — 75. Die hugenottischen Pastoren von Lüneburg von H. Tollin. — 76. Chronik der französischen Kolonie Schwabendorf von K. Heußner. — 77, 78. Geschichte der französisch-deutsch-reformirten Gemeinde Stuttgart von Paret. — 79. Aktenmäßige Geschichte der Waldenser-Siedelung Mörfelden-Gundhof von D. Bonin. — 80. Urkunden und Register von H. Tollin. — 81. Die Waldensergemeinde Schönenberg in Württemberg von A. Sauberschwarz. — 82, 83. Geschichte von Neu-Isenburg von F. Illert. Es liegt in der Natur des ganzen Unternehmens, daß es keine große welt- und kirchenhistorische Thatsachen zu offenbaren hat. Dafür treten aber umsomehr kleine, oft in ihrer Art bedeutsame Züge ans Licht, höchst bedeutsam gerade für Studiengebiete, die mit Recht von der modernen Historik besonders beachtet werden: neben dem im Vordergrunde stehenden kirchlichen Leben Gewerberecht und Gewerbepolitik, Staatsverwaltung, Polizei und Gemeinderecht u. s. w. — Als vorzüglich beachtenswerth durften schon in den früheren Anzeigen die Schlußhefte jedes Zehnts angemerkt worden, die neben einem guten Register allerhand Urkunden, charakteristische Briefe ꝛc. ꝛc. aus dem Leben der Hugenotten in Deutschland zur allgemeinen Kenntniß bringen. Auch die beiden diesmal vorliegenden Schlußhefte enthalten dem getreu ein reiches Allerlei, das manchem Forscher etwas bieten wird. Nicht alles ist wohl ganz neu, und man vermißt ungern in einzelnen Fällen neben der Angabe des archivalischen oder sonstigen Fundortes der Urschriften, die nirgend fehlt, den Hinweis auf etwaige anderweite literarische Benutzung und Verwerthung, wie z. B. bei der kurpfälzischen „Einladung aller ehrlichen Leut' von allen Nationen" nach Mannheim von (1607) 1652 mit ihren Prolongationen von 1669 und 1686. Allein das ist ein kleines Desiderium, das sich nur bescheiden neben den großen Dank an Hrn. Dr. Tollin stellt. Er schenkt uns, von fleißigen Helfern, Hofprediger D. Brandes in Bückeburg, Pfarrer Denkinger in Bulle (Schweiz), Pfarrer Dittmar in Walldorf, Hessen-Darmstadt, Pfarrer Stursberg in Erlangen, unterstützt, auch diesmal eine reiche Blumenlese Mannheimer, Braunschweiger, Hessen-Homburger, Lüneburger Lübecker, Wolfenbütteler, Walldorfer, Emskirchener Urkunden nebst einzelnen Nummern aus und über Stargard, Bremen, Isenburg, Hamburg, Hannover, Göttingen, Münden. Dem ganzen Unternehmen der hugenottischen Geschichtsblätter, das als pietätvolle Pflege historischen Sinnes in einem an Zahl geringen, aber durch räumliche Verzweigung und mannichfache Beziehungen bedeutenden Kreise höchst wohlthuend berührt, sei herzlichst ferneres Gedeihen gewünscht. S-r.

Wider die Engländerei in der deutschen Sprache betitelt sich eine kleine, von Professor **Dunger** verfaßte Schrift (Berlin, 1899), die recht zeitgemäß ist. Auch für Gegner der Sprachreinigung wird der vom Verfasser gebrachte Nachweis bedeutsam sein, daß an Stelle französischer Sprachvorbilder jetzt auf fast allen Gebieten — auch in der Frauenkleidung und im Hausrath! — englische bis zum Ueberdruß sich breit machen. Als Ergänzung sei hier ein Umstand zur Sprache gebracht, der auch einige politische Bedeutung hat. Im orientalischen Seminar in Berlin wird zur Schreibung afrikanischer Sprachen aus unsern Schutzgebieten ein halbenglisches System verwendet (z. B. ch für tsch). Die Eingeborenen, die ihre Sprache schreiben lernen, werden nicht an deutsche, sondern an englische Buchstabengeltung gewöhnt. Die schlimmste Folge davon ist, daß auch die Namen auf den Karten — auf den deutschen Karten über deutsche Schutzgebiete — halb oder ganz englisch geschrieben und daher in Deutschland von den Allermeisten falsch gelesen werden. Wir hätten eigentlich an den alten Ungethümen — ich erinnere an „China" — schon genug. Jeder Engländer wird unsre Schreibungen (tsch für ch, s für z u. s. f.) genügend verstehen, nicht aber umgekehrt. Gerade wegen der afrikanisch-deutschen Namen sollte man — wenn man ja für andere

Erwägungen unzugänglich ist — trotz kleiner Schwierigkeiten eine deutsche oder eine internationale Schreibung wählen, nicht eine englische. Also auch hier fort mit der Engländerei!
-nn-

Mit S. M. S. „Nixe" nach Kamerun 1897—1898. Reiseskizzen und Bilder von R. v. Uslar, Landrath. Im Verlag von Stephan Geibel in Altenburg. 233 Seiten. — Ein in anziehender Darstellung gehaltenes, mit 29 Illustrationen und einer Karte ausgestattetes Buch, welches viele interessante Mittheilungen enthält und sich ähnlichen Publikationen würdig zur Seite stellt. Unter der warmen Sonne der äquatorialen Zone geboren und von dem lebhaften Wunsche beseelt, die aus den Kinderjahren nur noch in dunkler Erinnerung gebliebene Pracht der Tropen einmal mit den Augen des Mannes zu schauen, war es dem Verfasser vergönnt, sich an einer Winterreise des Kriegsschiffes „Nixe" nach Kamerun, bezw. bis zum Aequator (St. Thomé) und von da auf einer anderen Linie zurück in die deutsche Heimath zu betheiligen. Die während der langen Reise und bei dem Besuch einer verhältnißmäßig geringen Zahl von Häfen gewonnenen Eindrücke werden dem Leser in Augenblicksbildern vorgeführt, welche genau nach der Natur gezeichnet und zum großen Theil vortrefflich gelungen sind. — Nach einer viermonatigen Fahrt traf die „Nixe" in Kamerun ein, woselbst ein Aufenthalt von vier Wochen genommen wurde. Im Einklang mit dem Titel des Buches nimmt die Schilderung des Kamerun-Gebiets in topographischer, ethnographischer, klimatischer und wirthschaftlicher Hinsicht einen breiten Raum (88 Seiten) ein, welche manche neue Details bietet. Der Schwerpunkt liegt jedoch in der Beschreibung der ausgedehnten Plantagenunternehmungen bei Bibundi, Debundja, Victoria und Buea, welche sich in großartiger Landschaft am Kamerun-Berge befinden. Es ist ein Vergnügen, schreibt der Verfasser, überall die deutlichen Anzeichen einer vortrefflichen, vielversprechenden Entwicklung zu beobachten und die zweckmäßigen technischen Anlagen für die Zubereitung der Ernten kennen zu lernen. Das Kamerun-Gebirge bietet, was Bodenbeschaffenheit und Klima anlangt, die sichere Gewähr für das Gedeihen einer werthvollen Plantagenwirthschaft, insbesondere für den lohnenden Kakao-Anbau, durch welchen die Tabak- und Kaffeekulturen mehr und mehr verdrängt werden. Diese Anschauung scheint richtig zu sein; denn nach den amtlichen Veröffentlichungen nimmt der Plantagenbau am südlichen und westlichen Abhang des Kamerun-Berges einen geradezu glänzenden Aufschwung. Der Export von Kakao ist in der Zeit von 1891/99 von 27,641 auf 245,876 kg gestiegen. Schon jetzt sind in den Plantagen gegen 4000 Arbeiter beschäftigt und der weiter erforderliche Bedarf wird voraussichtlich aus den benachbarten Gebieten, namentlich aus der an dichter und arbeitslustiger Bevölkerung reichen Kolonie Togo zu beschaffen sein. Für den Fall, daß dies gelingt, würde die für die koloniale Entwicklung bedeutsame Frage der Gewinnung ausreichender Arbeitskräfte eine glückliche Lösung finden. Auch das Gouvernement sucht die Plantagenunternehmungen thunlichst zu fördern durch Anlage guter Wege, durch Beschränkung des nachtheiligen Zwischenhandels zwischen der Küste und dem Hinterlande und durch Beseitigung der ungesunden Zustände, welche durch das Trustgeben an Eingeborene hervorgerufen werden. Der Verfasser mag daher recht haben, wenn er glaubt, daß die Zeit kommen wird, in welcher neben den paradiesischen Inseln der Karibischen und der Sunda-See auch das deutsche Kamerun-Gebiet unter den blühenden Plantagenstätten der Erde genannt werden wird. Freilich setzt dies auch den Besitz einer ausreichenden Flotte voraus. Dr. Z.

* Interessante Versuche des Wetterschießens wurden kürzlich unter der Aufsicht des Direktors Dr. Pernter der Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien und in Gegenwart vieler meteorologischen Fachleute in St. Kathrein bei Bruck an der Murr angestellt. Der besonders hiezu eingerichtete Schießplatz ist mit neun verschiedenen Systemen von Wetterschießapparaten ausgerüstet, so daß die umfangreichsten Versuche angestellt werden können. Bei den am 9. und 10. d. M. vorgenommenen Proben konnte mit aller Sicherheit das Ergebniß der schon während des ganzen Sommers gemachten Erfahrungen bestätigt werden, wonach durch die Schußeffekte die Bildung eines Luftwirbels vor sich geht von solcher Mächtigkeit, daß derselbe geradezu staunenswerthe Zerstörungen der Schießeinrichtungen (eigens konstruirter Scheiben) verursachte. Direktor Dr. Pernter erklärte nach diesen Versuchen ausdrücklich, daß in der mechanischen Kraft des Luftrings, die durch meßbare Zerreißungen, Brüche und Schleuderungen thatsächlich festgestellt ist, eine Energie gefunden worden ist, deren Wirkungen eine Beeinflussung der Hagelbildung als recht möglich ergibt. Die Experimente ergaben auch noch das Resultat, daß die Schießapparate nach bestimmten Verhältnissen gebaut sein müssen, um schöne, einen Erfolg gegen Hagel ermöglichende Wirkungen hervorzubringen. Ein weiteres bestimmtes Resultat war die Erfahrung, daß die Verwendung von kleinen Apparaten mit kleinen Ladungen absolut keinen Werth hat. Es sollen in den nächsten Wochen noch weitere Schießproben vorgenommen werden.

* **Frankfurt a. M.** Dem Leiter der hiesigen Stadtbibliothek Professor Dr. Friedrich Ebrard, wurde der Amtstitel „Direktor der Stadtbibliothek" verliehen. Derselbe wurde gleichzeitig als weltlicher Rath im Nebenamt in das neu errichtete kgl. Konsistorium daselbst berufen.

w. **Aus Italien.** Während bei den langsam sich bessernden Beziehungen zwischen Italien und Frankreich die Aufmerksamkeit der Italiener auf die Verhältnisse ihrer Stammesgenossen in Savoyen allmählich nachläßt, wendet sie sich in immer stärkerem Maße der Ostgrenze zu. Die fortschreitende Sprachenverwirrung in den Ländern der österreichischen Krone läßt das italienische Element durchaus nicht gleichgültig, und es wird umsomehr zum engen Aneinanderschließen gezwungen, als es zwei Feinden zugleich begegnen muß, dem Deutschthum und den Slaven, von denen der letztere der gehaßtere und gefürchtetere ist. Obwohl man sich bewußt ist, daß die 19 italienischen Stimmen im österreichischen Parlament wenig ausmachen, so hofft man sie doch bei günstiger Gelegenheit gegen vortheilhafte Zugeständnisse eintauschen zu können, welche in erster Linie die Ausbreitung der italienischen Sprache in Istrien betreffen. — Demnächst feiert die Studentenvereinigung XX Settembre in Rom ein Giordano Bruno-Fest und dazu sind alle italienischen Studenten eingeladen. Die Einladung ist in Istrien und Dalmatien mit großem Beifall aufgenommen worden, und dies verdient umsomehr Beachtung, als jenes Fest sich hauptsächlich gegen die Kurie richtet, wie es denn auch gemeiniglich „antiklerikaler Kongreß" genannt wird.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. G. Hellmann: Regenkarte der Provinz Ostpreußen. Mit Text und Tabellen. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1900. — Dr. Joh. Unold: Das Deutschthum in Chile. Ein ruhmreicher Zeuge deutscher Kulturarbeit. (Der Kampf um das Deutschthum, Heft 15.) München, J. F. Lehmann 1899. — Joh. Bohl: Staatsmoral und Staatspädagogik. Vorlesung. Zürich, E. Speidel 1898. — Leo Lenz: Das heilige Lachen. Dichtungen. Dresden, Leipzig, Karl Reißner 1900. — Fr. Jos. Cramer: Das antisemitische Theater. Leipzig, Oswald Mutze 1900. — M. Meurer: Katalog der plastischen Pflanzenformen. Eine Sammlung von Modellen nach der Natur in Relief- und Rundformen zum Gebrauch an technischen Kunstschulen. Dresden, Gerhard Kühtmann. — Rud. Virchow: Zum neuen Jahrhundert. Ein alter Bericht über die Gestaltung der pathologischen Anatomie in Deutschland, wie sie ist und wie sie werden muß. Zwei Aufsätze. Berlin, Georg Reimer 1900. — Dr. Jos. Neuwirth: Die Wandgemälde in der Wenzelskapelle des Prager Domes und ihr Meister. (Studien zur Geschichte der Gothik in Böhmen. V.) Prag, J. G. Calve, k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung 1899. — Anatole Waequant: Die ungarische Donau-Armee 1848/49. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender 1900. — Dr. Jul. Ziehen: Der Frankfurter Lehrplan und seine Stellung innerhalb der Schulreform-Bewegung. Ein Vortrag. Leipzig, Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung (E. v. Meyer) 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 16. Januar. Nummer 12.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das erste neuere Reisewerk über Togo.

Wer die zahlreichen werthvollen Abhandlungen namentlich über Themata zur Völkerkunde verfolgt hat, die in den letzten Jahrgängen der „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten“, sowie in einigen Missionszeitschriften und ethnologischen Fachzeitschriften über Togo veröffentlicht worden sind, wird es gewiß schon öfters bedauert haben, daß bisher keiner der zahlreichen Forscher oder Stationsbeamten, die das Schutzgebiet aus jahrelanger Thätigkeit kennen, sich zur Veröffentlichung seiner Beobachtungen in Form eines abgeschlossenen Reisewerks veranlaßt gesehen hat. Die erfolgreichsten der älteren Pioniere, die auf kühnen Vorstößen bis tief in den Nigerbogen eingedrungen waren, weilen allerdings zumeist nicht mehr unter den Lebenden, und die neueren Beauftragten der Kolonialabtheilung sind draußen fortgesetzt in ehrenvollen Stellungen thätig und haben sich bisher nicht die Zeit gegönnt, über ihre Ergebnisse zusammenhängend zu berichten. Es fehlt somit für Togo an jener reichen Reiseliteratur, wie wir sie über Deutsch-Ostafrika besitzen, es fehlt an guten und sogar an schlechten Werken jener Art, die in der bekannten, mehr oder weniger geschickten Weise die Reiseschilderung mit der Betrachtung verbinden und aus denen unser Publikum mit Vorliebe, ja ausschließlich, sich über fremde Erdgebiete zu unterrichten pflegt. Von den einzig vorhandenen beiden älteren Büchern vermochte Zöllers „Togo-Land und die Sklavenküste“ (1885) nur das erste Lesebedürfniß zu befriedigen, während Henrici's Werkchen „Das deutsche Togo-Gebiet“ (1888) lediglich eine flüchtige Tour ins Innere des eben erworbenen Togo noch dazu mit einem bedenklichen Mangel an zuverlässiger Beobachtung darstellt — beide Bücher aber sind unter den heutigen Verhältnissen natürlich bedeutungslos. Diesem Mangel an Reisewerken ist wohl auch der bedauerliche Umstand zuzuschreiben, daß man bei uns in weiteren Kreisen dem Schutzgebiet Togo im Gegensatz zu den anderen ein nur geringes Interesse entgegenbringt.

Endlich erscheint nun in der deutschen kolonialen Reiseliteratur auch ein Werk über das heutige Togo, und zwar ein recht umfangreiches,[1] und sowohl der Laie wie der Geograph nimmt es mit mehr als gewöhnlichem Interesse zur Hand. Der Verfasser, H. Klose, ist 1894—1895 und 1897 in verschiedenen Stellungen im Togo-Gebiet thätig gewesen, als Führer der Polizeitruppe, als Assistent der Stationsleiter von Misahöhe, als Topograph und schließlich als Führer der Douglas'schen Expedition in das ferne Hinterland; er hat das Küstenland, die Gegenden am Volta bis hinauf nach Salaga und den Norden bis nach Bassari und Sugu kennen gelernt, vermag also aus eigener Wahrnehmung heraus über den weitaus größten Theil des heutigen Schutzgebiets zu berichten.

Eine „schlichte Erzählung“ nennt Klose sein Buch im Vorwort. Eine solche ist es in der That. Glänzende, bestechende, ja auch nur glatte Darstellungsweise ist dem Verfasser nicht gegeben; doch das ist kein Fehler, ja, es kann das unter Umständen sogar ein Vorzug sein. Er erzählt schmucklos, aber getreulich, was er gesehen, gehört und erlebt hat, und zieht dort, wo seine eigenen Beobachtungen nicht ausreichen, auch die in der Zeitschriftenliteratur zerstreuten und deßhalb vielfach unbeachtet gebliebenen schönen Arbeiten der Stationsbeamten und Missionäre ausgiebig zur Ergänzung und Abrundung heran. Ein wenig zu breit erscheinen uns einzelne Ausführungen des Verfassers über den äußeren Verlauf seiner verschiedenen Reisen; doch wir geben zu, daß er damit vielleicht angehenden „Afrikanern“ einen Dienst erwiesen hat. Andrerseits hätte ein Verzicht auf die Schilderung der Reise von Hamburg bis Togo, auf die Bemerkungen am Schluß über die marokkanischen Hafenstädte, auf die wenig gelungene Uebersicht über die alten brandenburgischen kolonialen Gründungen an der Goldküste und auf den Excurs über die Erwerbung Togo's nichts geschadet. Im übrigen ist das Buch offenbar sehr schnell geschrieben und nach der Drucklegung nicht sorgfältig genug durchgesehen worden; darauf deuten einzelne Wiederholungen und vor allem eine leider sehr fühlbare Nonchalance in der Schreibweise der Namen hin, die vielfach falsch, vielfach in verschiedener Orthographie wiedergegeben werden. Ein anderer Mangel ist die Spärlichkeit und Unbestimmtheit der Zeitangaben, der sich besonders dann fühlbar macht, wenn von gewissen Erscheinungen der Landesnatur gesprochen wird. Einen Theil dieser Daten vermag man sich zwar aus den in den Danckelman'schen „Mittheilungen“ 1896, S. 139 und 1898, S. 237 gegebenen Verzeichnissen der Routen Klose's zu ergänzen; für andere aber, wo von Beobachtungen während längeren Stationsaufenthalts gesprochen wird, ist das nicht möglich. Alle diese Ausstellungen betreffen jedoch im ganzen nur Nebensächliches und fallen bei der Beurtheilung des sonst vortrefflichen und willkommenen Buches nicht ins Gewicht.

Da der Verfasser seine Routen, soweit sie den Südwesten des Schutzgebiets durchziehen, mehrfach zurückgelegt hat, er aber eine Wiederholung in der Beschreibung der nämlichen Wegstrecken vermeiden wollte, so hat er sich in der Weise geholfen, daß er, von der Küste ausgehend, ohne Rücksicht auf die chronologische Reihenfolge, seine Routen allmählich immer tiefer ins Innere hinein beschreibt. Beobachtungen, die vielleicht auf zeitlich weit auseinanderliegenden Wanderungen gemacht wurden, sind mithin an passender Stelle eingereiht. Wir unternehmen also mit dem Verfasser zunächst eine Küstenwanderung von Lome im

[1] Togo unter deutscher Flagge. Reisebilder und Betrachtungen von Heinrich Klose. Mit 23 Lichtdrucktafeln und 69 Textillustrationen, hauptsächlich nach Originalphotographien. Berlin 1899. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). XXII und 561 S. Uebersichtskarte. Preis 14 M.

Westen nach Klein-Popo und zur französischen Grenze im Osten, lernen dann die Lagunenzone kennen und begleiten ihn auf seiner topographischen Zwecken gewidmeten Reise nach dem Togosee und dessen Umgebung. Hierauf geht's nach der Station Misahöhe, mit deren Gebiet wir bekannt gemacht werden und nach Kpando. Hier wird die Reiseschilderung durch eine eingehende Charakteristik der das Küstenland bewohnenden Evhe-Neger — theilweise nach Herolds Notizen — unterbrochen, worauf sie mit dem Bericht über eine Reise nach Kete-Kratyi, über die Gründung der dortigen deutschen Station und über eine Wanderung nach Salaga fortgesetzt wird. Der Aufenthalt in Kete-Kratyi wiederum gibt Gelegenheit zu einer ausführlichen Beschreibung der Verhältnisse in der Haussastadt Kete und der Negerstadt Kratyi — zum Theil nach anderen Quellen — zu Bemerkungen über das Leben auf der Station, über die politische Thätigkeit des Stationsleiters bis nach Salaga und Yendi hin, über die wirthschaftliche Bedeutung des Nordwestens und auch über die Thierwelt am Volta. Endlich folgen wir Klose auf seiner großen Reise durch Adele, Atyuti, Bo und Bassari bis in das heute französische Sugu — Landschaften, für deren Schilderung dem Verfasser neben seinen eigenen Erfahrungen vorzugsweise die eingehenden, sehr detaillirten Mittheilungen Graf Zechs zugute kamen.

Die rein geographischen Ergebnisse von Klose's Reisen, d. h. die Routenaufnahmen, sind mit Ausnahme der Triangulation des Togosee's und eines Routenstücks südöstlich von Misahöhe (am Agugebirge) sämmtlich für die beiden Sprigade'schen Karten über Togo (Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten 1896, Karte 3 und 1898, Karte 2) verwerthet worden, sie decken sich, abgesehen von denen am Togosee, fast überall mit älteren, gleichzeitigen oder neueren Aufnahmen, u. a. mit denen Dr. Gruners, v. Dörings, Graf Zechs und v. Seefrieds, die von Sprigade allerdings vor allen anderen anscheinend bevorzugt worden sind. Auch die Route der letzten Expedition Klose's war von den zuletzt genannten drei Offizieren bereits vorher begangen worden bis auf einen Tagemarsch im Gebirge nördlich der Landschaft Tshautsho. Klose hat fleißig mit Uhr und Kompaß beobachtet und, wie der Bearbeiter der erwähnten Karten hervorhebt, eine befriedigende Uebereinstimmung mit den Aufnahmen jener anerkannt vorzüglichen Beobachter erzielt; auch Breitenbestimmungen sind vorgenommen worden.

Aus dem reichen und vielseitigen Inhalt des Werkes können wir hier nur wenige Einzelheiten herausheben. Besondere Aufmerksamkeit wird von Klose dem geistigen Kulturzustand der Togo-Völker geschenkt, darunter namentlich dem überall verbreiteten und vor allem bei den Evhe komplizirt ausgestalteten Fetischglauben und Fetischkult. Vielfach sind die einheimischen Fürsten und Häuptlinge den Einflüssen der Fetischpriester gegenüber machtlos oder gar willenlose Puppen in ihren Händen. Das gilt u. a. von der großen Negerstadt Kratyi, wo der Oberpriester des Fetisches Odente ein Schreckensregiment führte. Die deutsche Verwaltung versucht dort, wo sie mächtig genug ist, diesen schlimmen Einflüssen den Garaus zu machen und die Stellung der Häuptlinge zu stärken. Das glückte auch schließlich in Kratyi, wo 1895 jener Oberpriester, der viele Verbrechen auf dem Gewissen hatte, durch die Gruner'sche Expedition standrechtlich erschossen wurde, und ferner 1896 dem Grafen Zech im Atyuti-Lande, wo der mächtige Fetisch Buruku in der Person des in Siare wohnenden Oberpriesters sein unheilvolles Wesen trieb. Das überaus umfangreiche Machtgebiet des Fetisches Buruku, für dessen Ausdehnung ganze Generationen geistig ihren Landsleuten weit überlegener Priester thätig gewesen sein müssen, wird durch die Notiz gekennzeichnet, daß er nicht nur für die große Landschaft Tshautsho, sondern auch für Dagomba, Salaga, ja sogar für Aschanti eine maßgebende Stellung einnahm. Hier empfand man aber doch in der ganzen Bevölkerung, vom König herab bis zum einfachen Neger, das Lästige und Unheilvolle dieser Hierarchie, so daß eine kühne, durchgreifende Aenderung in den Verhältnissen, wie sie Graf Zech wagte, bei Niemand als bei den Priestern auf Widerstand stieß und von Allen als eine Erlösung bald dankbar anerkannt wurde. Schwieriger wird sich wohl die Beseitigung des verbrecherischen Treibens des unter den Evhe-Negern weit verbreiteten Fetischordens Yewe gestalten, da dieser Orden sehr weit verzweigt ist und unter allen Bevölkerungsklassen Anhänger zählt und Rückhalt findet.

In einzelnen Landschaften des Nordens macht sich bereits mohammedanischer Einfluß bemerkbar, wie wir meinen, nicht zum Unsegen dieser Länder. Weder der Neger selbst, noch der Haussa, der Träger der Propaganda, ist fanatisch; andrerseits ist der Islam geeignet, die Häuptlingsgewalt zu stärken, das Dorfhäuptlingswesen einzuschränken und dem Fetischkult mit seinen Giftmorden den Boden abzugraben — und in alledem arbeitet er eben der deutschen Verwaltung in die Hände. In unmittelbarer Nähe von Kratyi ist die große, 8000 Einwohner zählende mohammedanische Haussastadt Kete, das südlichste Bollwerk des Islam, entstanden. In der Landschaft Bo macht sich mohammedanischer Einfluß vorerst in der Kleidung der Bewohner bemerkbar, während wirkliche Mohammedaner zur Zeit von Klose's Besuch, d. h. vor etwa drei Jahren, dort noch nicht ansässig waren. In den Temu-Landschaften also im übrigen mittleren Schutzgebiet, sind die Häuptlinge, mit ihren Familien zumeist Anhänger der Lehre des Propheten. In der Stadt Akpandu gibt es auch schon unter der großen Masse der Bevölkerung Mohammedaner, doch wohnen letztere dort in gesonderten Vierteln; in Suruku dagegen mit Heiden gemischt. Das fremdem Einfluß gegenüber ziemlich abgeschlossene Bassari-Land wiederum verhält sich gegen den Islam noch ablehnend, und es gibt da nur eingewanderte mohammedanische Fulbe-Hirten. Die Fulbe erreichen hier ihren südlichsten Punkt in Togo. In dem östlich davon liegenden Semere ist die Königsfamilie mohammedanisch; außerdem finden sich in dieser Landschaft große Haussa-Kolonien, während der Hauptplatz von Sugu, die Handelsstadt Wangara, schon ganz mohammedanisch ist. Von einem Vordringen der deutschen christlichen Mission in diese Gegenden ist natürlich noch nicht die Rede; der Kampf, den sie einmal im Norden Togo's mit dem auf noch nicht völlig erobertem Boden sitzenden Islam aufnehmen wird, dürfte vielleicht nicht schwer sein.

Fast überall im Schutzgebiet ist die Schmiedekunst hoch entwickelt; im Süden wird sie schon mit europäischen Werkzeugen betrieben. In besonderer Blüthe steht die Eisenindustrie in Bassari, das viele Geräthe, namentlich Hacken, exportirt. Auf die Webekunst trifft man, von der Küste ausgehend, zum erstenmal in der Landschaft Agotime, also auch ziemlich tief im Süden, und je weiter man nach Norden kommt, umsomehr ist sie verbreitet. In Bassari gibt es ganze Weberdörfer, wo 10 bis 20 Webstühle in Thätigkeit sind; ebenso in den anderen Landschaften des Nordens. In der Landschaft Avatime, südwestlich von Misahöhe, wird Seife fabrizirt. Die Ausnützung der sonstigen Produkte des Landes durch die einheimische Bevölkerung ist nur sehr gering; sie beschränkt sich auf die Kautschukgewinnung in den Landschaften Atyuti, Adele, Tribu, Kebu und Akpossu, doch geht die Liane bei der zur Anwendung kommenden Methode zugrunde. Auch die Kolanuß wird stellenweise geerntet. Elefanten werden in Adele gejagt, wo sie in den Urwäldern des Oti-Flusses vorkommen. Vielleicht ist das die südlichste Stelle im Schutzgebiet, bis zu der die Verbreitung dieser Dickhäuter noch reicht; doch erwähnt Klose

nach Mittheilungen der Eingeborenen, daß auch bei Gbim, zwischen Misahöhe und der Küste, also viel weiter südlich, Elefanten gesehen worden seien.

Von einzelnen wichtigeren Bemerkungen des Verfassers heben wir folgendes hervor: Dafür, daß die Stellung des Weibes in Afrika nicht immer eine untergeordnete ist, spricht die Thatsache, daß der Sultan von Yendi sich in Kete ständig durch eine Prinzessin seines Hauses diplomatisch vertreten ließ. In Suruku bemerkte Klose zum erstenmal Thüren mit Angeln, was auf mohammedanischen Einfluß zurückgeht. Hier fand Klose auch — eine seltene Erscheinung bei den Negern — einen Geisteskranken. Die Leute behandelten ihn schonend und freundlich, da er nicht gemeingefährlich war, sondern nur durch seinen Gesang und sein Geschrei auffiel. Gefährliche Geisteskranke — solche müssen dort also vorkommen — werden allerdings in eine Hütte eingemauert und hier ernährt, indem man ihnen durch eine enge Oeffnung das Essen zureicht. In allen Landschaften des nördlichen Togo, soweit sie Klose berührt hat, werden die Spitzen der Speere und Pfeile mit einem Gift, wahrscheinlich von einer Strophantusart, bestrichen; doch sollen die Neger Mittel gegen die Verwundungen kennen. Die Art und Weise der Bereitung des Giftes, die allein Sache der Männer ist, wird geheimgehalten; ebenso der Ort. Im Bassari-Lande beobachtete und photographirte Klose einen Mann, der Schröpfköpfe setzte; als solche benutzte er bei seinem völlig kunstgerechten Verfahren die Spitzen von Kuhhörnern. Aus Sugu berichtet Klose ganz beiläufig, daß er dort zum erstenmal „Zwerge“ bemerkt habe; er unterläßt es aber leider, über diese sehr wichtige Thatsache Näheres mitzutheilen. Man weiß also nicht, ob es sich um wirkliche Zwerge — im anthropologischen Sinn — oder aber nur um Degeneration handelt; man hat auch keinen Anhaltspunkt darüber, ob diese Zwerge vielleicht durch Sklavenhändler verschleppte Leute oder ansässige Bewohner des Landes sind.

Von Interesse sind sodann die über das Buch zerstreuten Bemerkungen über die Handelsverhältnisse, über die Richtung des Verkehrs und die damit zusammenhängenden, für die deutsche Kolonisation im ganzen wenig erfreulichen Erscheinungen. Die meisten Produkte des Hinterlandes, wie Gummi und Vieh, gehen über den Volta ins englische Aschantigebiet und nicht zur deutschen Küste, wie sich denn überhaupt eine Verschiebung des Handels nach Westen bemerkbar macht. So verlief früher der Verkehr aus dem Innern nach der Küste an der heutigen Ostgrenze entlang nach Klein-Popo, bis die Anlage der Station Misahöhe ihn nach Westen ableitete, einerseits allerdings nach dem deutschen Lome, andrerseits aber auch ins englische untere Voltathal. Der Osten ist infolgedessen heute verödet. Größer als man vielleicht annimmt, ist noch jetzt — und jetzt mehr denn je — der Einfluß der englischen Händler in unserm deutschen Schutzgebiet, der so weit geht, daß man im Hinterlande die deutschen Münzen vielfach zurückweist und nur englische annehmen will, und daß die Neger sogar an der Küste mit Ausnahme der deutschen Fünfpfennigstücke das englische Geld dem deutschen bei weitem vorziehen. Und die deutsche Verwaltung glaubt diesen Verhältnissen Rechnung tragen zu müssen; denn Klose berichtet, daß die Douglas'sche Expedition, die doch im Auftrage der Regierung politische Ziele, die Festigung der deutschen Herrschaft im Innern verfolgte, den größten Theil ihrer Baarmittel in englischem Gelde mitbekam, so daß Klose, als sich einmal auf der Reise günstige Gelegenheit bot, deutscher Münze Eingang zu verschaffen, diese Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen mußte. Das war 1897. Kein Wunder also, daß englische Händler sogar den Markt des deutschen Kpando völlig beherrschen. Zudem blüht im Voltathale der Schmuggel, der noch dadurch erleichtert wird, daß die deutsch-englische Grenze dort am deutschen Ufer des Flusses entlang geht, dieser also bereits englisches Gebiet ist. Von einer Aenderung dieses unheilvollen Grenzverhältnisses ist im letzten deutsch-englischen Vertrag nicht die Rede; ja, der Artikel VI enthält, worauf Referent bei dieser Gelegenheit verweist, noch den Satz, daß Deutschland bereit ist, „etwaigen Wünschen der großbritannischen Regierung in Bezug auf die Gestaltung der beiderseitigen Zolltarife in Togo und der Goldküste nach Möglichkeit und in weitgehendster Weise entgegenzukommen“. Dieser anscheinend unverfängliche Artikel könnte die von England auch gewiß beabsichtigte Wirkung haben, daß dem Fortstreben des Togohandels in das englische Gebiet die wenigen jetzt noch bestehenden Hindernisse aus dem Wege geräumt werden. Klose empfiehlt, um die Rinder- und Gummiausfuhr aus Atakpame und den nordöstlichen Distrikten wieder mehr zur deutschen Küste zu lenken, die Anlage einer Straße, die im Osten des Schutzgebietes nach Süden führt, während er das einzige Mittel, der Wasserstraße des englischen Volta erfolgreich Konkurrenz zu bieten, im Bau einer deutschen Eisenbahn etwa nach Kete-Kratyi erblickt. Straßen und Eisenbahnen — die alte Forderung! Aber dazu gehören Mittel, und wir glauben, es wird noch sehr viel Wasser den Volta hinunterfließen, es wird unser Schutzgebiet Togo noch viel von seinem Reichthum an unsern afrikanischen Nachbar verlieren, bis dort einmal eine Lokomotive pfeifen wird. Im Anschluß an dieses Kapitel die gewiß nicht uninteressante Notiz, daß zur Zeit von Klose's Anwesenheit im Schutzgebiet in Akoda eine schwarze — Falschmünzerbande ihr Wesen trieb, die die deutschen Zehnpfennigstücke aus Blei nachmachte. Eine Folge davon war, daß die Neger diese Münze nicht mehr annehmen wollten. Erwähnenswerth ist ferner, daß der Mariatheresienthaler seinen Weg bis nach Kete gefunden hat; er gilt dort 4 Mark. Auch an den mohammedanischen Fürstenhöfen des Innern hat er durch die Haussahändler Kurs bekommen, und in Tshautsho erreicht er einen Werth von 5—6 Mark. Wir haben hier den Beweis dafür, daß der Thaler, wennschon sein Verbreitungsgebiet stellenweise abnimmt, sich dafür noch immer neue Geltungsstätten erobert, und daß die Zeit, als der Niger die Südwestgrenze seiner Verbreitung in Afrika bildete, längst vorüber ist.

Die letzte Reise Klose's — die sogen. Douglas'sche Expedition — hatte, wie angedeutet, den Zweck, im Nordosten des Hinterlandes möglichst viel Gebiet dem deutschen Einfluß zu sichern; sie verfolgte außerdem wirthschaftliche Ziele, weßhalb ihr ein Geologe in der Person des Bergassessors Hupfeld beigegeben war. Die geologischen Aufgaben Hupfelds wurden von der Hoffnung geleitet, es würde sich im Innern vielleicht goldführendes Gestein finden. Das hat sich nun zwar nicht gefunden, doch werden die noch ausstehenden Veröffentlichungen Hupfelds uns die langentbehrten Aufschlüsse über die geologische Natur Togo's liefern. Die politischen Ziele wurden allerdings anscheinend erreicht; allein das Errungene wurde hinfällig, da inzwischen wieder einmal die Diplomaten daheim aus ihrem am grünen Tisch gewonnenen tiefgründigen Verständniß heraus mit Frankreich das bekannte Abkommen getroffen hatten, das die Ostgrenze Togo's endgültig festlegte. Auf Sugu wurde von der deutschen Regierung verzichtet. Es waren dort um jene Zeit auch französische Emissäre bei der Arbeit, mit gleichen Aufgaben, wie sie die deutschen hatten, und es entwickelte sich daraus ein buntes Flaggenhissen und Flaggeneinziehen in jenem entlegenen Gebiet. Klose schildert das sehr ausführlich und ernsthaft, obwohl es eigentlich einen etwas komischen Anstrich hat. Man muß sich dabei

wundern, bei einem Kenner afrikanischer Verhältnisse die naive Ansicht zu finden, dieser oder jener Häuptling habe „treulos" gehandelt, weil er auf Drängen der Franzosen in Abwesenheit des effektiven Schutzes eines deutschen Vertreters die deutsche Flagge heruntergeholt und die Trikolore hatte aufziehen lassen. Was hätte der arme, von rechts und links mit unsanftem Druck umworbene Mann wohl machen sollen, wenn ihm ein Franzose mit dem Revolver sein „gutes Recht" beweist? In Wangara, dem Hauptort von Sugu, standen damals zwei Flaggenmasten, der eine mit der deutschen, der andere mit der französischen Flagge, dicht nebeneinander, und unter der einen hielt ein deutscher, unter der anderen ein französischer Soldat mit geladenem Gewehr Wache. Der kleine Scherz erinnert an die ersten Zeiten kolonialer „Thätigkeit" im Dunkeln Welttheil. Im übrigen hat dieses, wie gesagt, oft komisch wirkende Verfahren leider auch eine traurige Seite. So hatte Klose dem Häuptling von Djerakam eingeschärft, er solle, wenn die Franzosen ihm ihre Flagge aufzwingen wollten, ihnen Widerstand leisten; die Deutschen würden ihn schützen. Bald darauf, als Klose schon fort war, wurde jener Negerhäuptling mitsammt seinem Lande infolge des erwähnten Abkommens französisch. Wie nun, wenn er die Anweisung Klose's befolgt haben sollte? Das Vertrauen auf das Versprechen des Deutschen hat ihm dann möglicherweise den Kopf gekostet. Bei solchen Wettläufen um „herrenloses" Afrika ist es zunächst immer der Neger, der den Schaden trägt.

Im Schlußwort kommt der Verfasser noch mit einigen Worten auf den letzten Vertrag mit England zu sprechen. Wer das Buch durchgelesen und auf die kleinen, oft nebenbei hingeworfenen Bemerkungen über die Verhältnisse am Volta und in der bisherigen neutralen Zone geachtet hat, wird es verstehen, wenn aus jenem Schlußwort Klose's das Bedauern über die beschlossene Abgrenzung von Togo herausklingt. Und dieses Bedauern müssen wir theilen. Als Ganzes und im Hinblick auf die Erwerbungen des Deutschen Reiches an anderen Stellen der Erde mag der Vertrag nicht ungünstig für uns sein; was aber Togo im besonderen angeht, so hat die deutsche Diplomatie mit ihren nebelhaften Vorstellungen von den Verhältnissen in Afrika unsres Erachtens zum soundsovielsten Mal wieder den Kürzeren gezogen. Man hat altem, schlimmem Brauch folgend, in aller Stille gehandelt, und man weiß nicht, ob dabei auf die Ansicht von Kennern des Landes Gewicht gelegt worden ist. Die Grenze am Volta bleibt so unbefriedigend und so gefährlich für die Zukunft des Schutzgebietes, wie sie war,[1]) und Dagomba, das bei der Austheilung der neutralen Zone uns zugefallen ist, wird sich für uns möglicherweise zu einem Danaergeschenk entwickeln. Man braucht nur aus den Reiseberichten der älteren Forscher und auch aus Klose's durch den jüngsten Gang der Ereignisse noch ganz unbeeinflußter Darstellung sich über Dagomba Aufschluß zu verschaffen. Es ist ein gefestigtes Sultanat, dessen Einwohner zu den kräftigsten und muthigsten des Sudan zählen, dessen Herrscher Tausende von Kriegern im Nu in Bewegung zu setzen vermag und das große mächtige Salaga ohne jede Kraftanstrengung vernichtet hat. Es ist deßhalb sehr die Frage, ob es gelingen wird, den Herrscher von Dagomba in aller Güte von der Nothwendigkeit der deutschen Herrschaft zu überzeugen, und wir halten es für wahrscheinlich, daß die faktische Inbesitznahme des Landes die Deutschen viel Blut und viel Geld kosten wird.

Das Buch, aus dessen Inhalt wir hier einzelnes herausgehoben haben, ist von der um unsre koloniale Literatur hochverdienten Verlagsbuchhandlung aufs beste ausgestattet. Die meisten der Abbildungen sind sehr gut, und manche, besonders die über die nördlichen Theile des Hinterlandes, von Werth, weil wir hierüber noch keine allgemein zugänglichen Photographien besaßen. Nicht ganz auf der Höhe stehen allerdings einige Portraitfiguren, da hier bei der Reproduktion der Deutlichkeit zuliebe viel nachgeholfen ist. Die Karte, die von Paul Sprigade im Maßstab von 1 : 1 Million gezeichnet ist, gibt die Reiserouten des Verfassers an und stellt sich als ein Auszug und Ausschnitt aus der oben erwähnten, 1898 publizirten Karte des nördlichen Togo dar. Wir glauben, das Werk wird allen Freunden unsrer Kolonien und auch den Fachleuten viel Freude machen.

H. Singer.

[1]) Es ist interessant, festzustellen, daß diese Ansicht eines Landeskundigen durchaus übereinstimmt mit dem Urtheil, welches Dr. R. Hermann, von rein geographisch-politischen, also lediglich theoretischen Erwägungen ausgehend, in seinen „Studien über die Grenzen der deutschen Schutzgebiete in Afrika" (Beilage Nr. 281 d. v. J.) fällte.

(Anm. d. Red. d. Beil.)

Titan.

Literarische Studie von S. Hoechstetter.

In der geistvollsten Schrift über den Olympier von Weimar, die ich kenne, in dem kleinen Buch „Goethe am Ausgang des Jahrhunderts" von Franz Servaes heißt es, daß wir Epigonen auf Goethe's Zeit zurückblickten wie nach seligen Inseln, auf denen hin und wieder zu landen uns eine oft begehrte Stärkung sei.

Uns Menschen von der Feder im besonderen, erscheint jene ganze Epoche, die man am kürzesten mit dem Namen „Weimar" bezeichnet, als die glücklichste Kunstperiode überhaupt.

Wer einigermaßen mit den heutigen Zuständen in unsrer Literatur bekannt oder von ihnen abhängig ist, wer selbst diese Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit kennt und zu fühlen hat — jene Erbärmlichkeit der äußeren Verhältnisse, die so Viele am Wege sterben läßt, nicht an ihrer Talentlosigkeit, sondern ganz einfach und brutal am Hunger, dem muß jene Zeit als ein seliges Eden erscheinen.

Wir haben ja heute in Deutschland geradezu entsetzliche Zustände. Je schlechter und gemeinverständlicher — nach der Definition von Frau v. Ebner-Eschenbach „nur dem Gemeinen verständlich" heutzutage ein Buch ist, desto leichter findet es einen Verleger und ein Publikum.

Die Gegenwart produzirt einen Wust von Büchern, an denen das einzig Gute ist, daß sie dem Setzer Arbeit verschafften.

Doch ich will nicht davon sprechen. Es gibt ja einige Verlage, in denen auch der Künstler noch zu Wort kommen kann, der feine große Künstler des Heute und die Schaffenden mit dem ehrlichen Wollen.

Wer es versteht, sich von dem, was in Deutschland zur Zeit Mode ist und von der zahmen und unkünstlerischen Mittelmäßigkeit geliebt wird, abzuwenden, für den bringt gerade das Heute — um mit Gerhart Hauptmann zu sprechen — außerordentlich viel, an dem „man mehr haben kann, als seine Freude".

Aber wie es dem Kunstkenner der größte Genuß ist, sich nach einem Studium des Glaspalastes wieder zurück in die Werke der alten Pinakothek zu versenken, wie man sich nach Wanderungen durch die Berliner Kunstsalons wieder so innig beglückt fühlen kann während eines Aufenthalts im alten Museum, so ist es dem Literaturfreund ein nie veraltender Genuß, zurück in die Epoche Weimar zu gehen — d. h. in die Blüthezeit unsrer Literatur, welche mit Goethe's Ankunft in Weimar begann. Wir sind es

freilich gewohnt, dabei einzig an Goethe und auch Schiller zu denken.

Fast vergessen ist der Mann, welcher ebenfalls unter den Glücksbedingungen jener Zeit lebte und der, wenn man sich ein vollständiges Bild des damaligen Geisteslebens machen will, doch ganz unumgänglich ist: Jean Paul.

Mir persönlich ist er als Dichter eine der anziehendsten und interessantesten Gestalten jener Zeit und ich möchte meine Dankespflicht gegen ihn einigermaßen zu erfüllen suchen, indem ich den großen Schaffenden denen unter den Genießenden von heute, welche ihn über den Größeren seiner Zeit vergessen haben, wieder etwas vor ihr Gedächtniß bringe.

Wie es kommt, daß er so ganz gleichmäßig von Menschen aller Richtung vergessen wurde? Es können nicht innere Gründe sein.

Maurice Maeterlinck spricht den modernen Menschen von dem „großen Jean Paul" (im „Schatz der Armen"), Karl Gerok sagt seinen Gesinnungsgenossen, (in den „Jugenderinnerungen"), daß er Jean Paul immer für einen der größten Dichter aller Zeiten hielt. Es kann also nicht der Geist in Jean Pauls Dichtungen sein, der heterogen oder altmodisch wirkt. Wir haben wohl die Ursache jenes ungerechten Vergessens in äußeren, in Formgründen zu suchen.

Ich darf voraussetzen, daß jeder Leser sozusagen eine Grundvorstellung von Jean Paul besitzt. Jede Literaturgeschichte bringt ja ein paar summarische Zeilen über ihn, und wir haben auch ungemein interessante Urtheile von Friedrich Theodor Vischer (in den „Kritischen Gängen") und Julian Schmidt, von welchem allerdings der Erstgenannte sagt, daß er den Jean Paul mit Essigsäure ansetzt, wie alles, was er berührt.

Die kleinen Literaturgeschichten erzählen gewöhnlich von Jean Paul, daß er den humoristischen Roman gepflegt und gefördert habe, ja sein größter deutscher Vertreter sei.

Aber ach! Wenn nun ein williger Mensch von heute sich an Jean Pauls Humor ergötzen will und den ernstlichen Versuch macht, ein humoristisches Werk des Dichters auch wirklich von Anfang bis Ende zu lesen, so ist ihm das, wenn er nicht mit übermenschlicher Geduld ausgerüstet wurde, unmöglich.

Er wird, erschreckt durch die wirre Anhäufung von Bildern, gleich dem Dichter immer vergessen, was denn eigentlich gesagt werden sollte, und endlich den Versuch aufgeben, Jean Pauls Humor zu suchen, zu finden und zu genießen.

Man kommt heute mit einer falschen Voraussetzung zu dem Dichter, wenn man eben überhaupt kommt!

Er kann aber uns fin de siècle-Menschen etwas unserm Empfinden viel näher liegendes bieten, als einen nur zu oft gequälten und erzwungenen Humor.

In ihm hat ein wesentlicher Faktor der Romantik seinen Höhepunkt erstiegen: die Gefühlsfeinheit, die Darstellung des reinen Empfindungslebens.

Für uns, die wir die feinsten modernen Verkünder der Seele kennen, Maeterlinck und Jacobsen, die wie wir selbst die Erschließung der menschlichen Psyche als vornehmste Kunstaufgabe betrachten, wird hier der Punkt sein, wo wir Jean Paul näher treten können.

Wir haben uns zu diesem Zweck dem Hauptwerk seiner Gefühlsdichtung, dem „Titan" zuzuwenden, und dieses Buch, das der Gipfel seiner sentimentalen (das Wort natürlich im Schiller'schen Sinn genommen) ist, wird uns dann auch seine anderen Werke erschließen.

Ich selbst bin auf diesem Weg zu Jean Paul gekommen, und ich habe nicht leicht von einem deutschen Roman der letzten Zeit einen so seltsamen, starken, wenn natürlich auch widerspruchsvollen Eindruck erhalten wie vom Titan.

Ich will hier die Bemerkung einschieben, daß ich über alles, was zwischen A und Z modern heißt, von Annunzio bis Zola auf Jean Paul zurückgegriffen habe.

Aber ehe ich weiter vom Titan spreche, möchte ich meine Gründe dafür noch deutlicher darstellen.

Jean Paul nimmt in der Weimarischen Periode eine völlig isolirte, originelle Stellung ein. Wir sind gewohnt, in den Dichtungen Goethe's den Spiegel des Zeitalters zu sehen — gewohnt, den Hellenismus als die einzige Blüthe jener Epoche zu nehmen. Vielleicht mag eine gewisse Art von Vergeltung, von Ausgleichung darin liegen, wenn auf die Vergötterung, welche Jean Paul im Leben namentlich von den Frauen erfuhr, eine Zeit der kühleren Beurtheilung folgte.

Dies ist berechtigt und sogar ganz einfach natürlich.

Aber dieses Schweigen, was heute den Namen des großen Dichters verhüllt, ist ein ungerechtes.

Die interessanteste Periode deutschen Geisteslebens wird nicht vollständig beurtheilt werden ohne ihn.

Ich weiß keine anziehendere Beschäftigung für einen Menschen, der ein wenig müde geworden ist von den vielen unwerthen Büchern unsrer Zeit, von der literarischen Misère des Jetzt, als sich um ein Jahrhundert zurückzuwenden und sich ein Bild jener Zeit zu schaffen aus ihren Werken. Ich bin überzeugt, jeder Leser, der die kleine Mühe nicht scheut, sich in den Jean Paul'schen Stil einzulesen, sich mit der theilweise herrschenden Verwilderung der Form abzufinden, wird überrascht sein von der Wirkung, die Jean Pauls Titan ausübt.

Man gestatte mir in möglichster Kürze den Versuch einer Inhaltsangabe.

Albano, der ideale Held des Romans, ist der Sohn eines reichsdeutschen Fürsten, wird jedoch aus allerlei politischen und Familiengründen von dem Grafen Cesara erzogen, den er als seinen Vater betrachtet.

Der alte Graf, welcher Diplomat ist und infolgedessen viel auf Reisen lebt, läßt Albano in der Familie eines befreundeten Lehrers aufwachsen und in einer seltsamen Gegend, die vielleicht sich in Wirklichkeit an den Grenzen von Meiningen, Schwarzburg-Rudolstadt und Weimar befindet oder wiederholt.

Inmitten dieser Landschaft, zwischen mehreren in Spaziergangserreichbarkeit befindlichen Fürstenhöfen, liegt der neutrale Punkt, das Idealschloß Lilar. Der Begriff Lilar faßt alles zusammen, was jemals das Herz eines Romantikers bewegt hat: wir sehen vor uns den von weiten Gärten umgebenen Palast in „mondbeglänzter Zaubernacht" — wir wandeln durch seine Gärten und finden dort alles, was wir vielleicht in Sanssouci, in der Eremitage bei Bayreuth, dem Schloßpark von Schwetzingen, in den Ruinen Sanspareils gesehen haben. Noch mehr: wir werden auch in die schaurig-gespenstischen Gefilde eines Tartarus geführt — zu einem Tempel des Schweigens, in das Flötenthal der Weltflucht.

Man lächle nicht verächtlich über die „Spielereien". Nie habe ich mehr das Parfüm der Vergangenheit gespürt als hier. Nie ist mir der Begriff „Markgrafenzeit" deutlicher, plastischer nahe getreten als hier. Als ich anfing, von Lilar zu lesen, dachte ich mir, welches Entzücken müßte es gewesen sein, diese Schilderungen als halberwachsener Mensch in sich aufnehmen zu können. Als ich weiter kam, blieb nur das Gefühl der Freude, jetzt etwas so eigenthümlich anziehendes, wunderlich-seltsam romantisches genießen zu können.

Der Roman spielt fast durch die vier Bücher in und

um Lilar. Nur eine italienische Reise des Albano verändert einmal den Schauplatz.

Sie ist meines Erachtens der weniger interessante Theil, denn es bleibt immer bemerkbar, daß es Jean Paul gegen die Natur geht — ich citire im folgenden Friedrich Theodor Vischer —, „dies ihm so fremde Element aufzunehmen und seinen Albano, begeistert vom griechischen Heldenthum, nach Rom und Neapel zu führen".

Doch betrachten wir die Fabel des Titan.

Albano liebt Liane; zwei Menschen von einer Zartheit des Empfindens, einer Feinheit des Gefühls, die uns wie der Duft geträumter Blumen dünkt, finden sich. Liane ist die Tochter eines echten Romanministers, eines kalten, intriguanten Trauerspielhöflings. Die Einflüsse und Eindrücke dieser Umgebung haben früh den Todeskeim in sie gelegt.

Albano's glühende Liebe äußert sich ebenso stark in Freundschaft für ihren Bruder Roquairol, einer Figur, „glänzend und hohl wie ein Leuchtthurm", wie Jean Paul einmal den Marquis Posa charakterisirte.

Roquairol, der unglücklich eine „Titanide", die schöne Gräfin Linda de Romeiro, liebt, fordert in einer Stunde höchster Freundschaftsekstase, Albano sollte ihm schwören, nie Linda zu begehren. Albano, der Liane's Bild im Herzen trägt, willfahrt natürlich.

Es folgt nun eine Schilderung von Liane's und Albano's Liebesleben in Lilar, die wohl das Zarteste, Reinste und dennoch Glühendste ist, was Jean Paul gedichtet hat.

Da stirbt Liane — nachdem schon die Schicksalsverkettungen des Lebens ihr geboten, von ihm zu lassen.

Zum Tod verwundet, willigt er in die vorerwähnte italienische Reise mit seinem vermeintlichen Vater — lernt in Neapel die Gräfin Romeiro kennen, wird (gleich seinem Dichter!!) von dieser neuen, überwältigenden Erscheinung so rasch entzündet und findet Gegenliebe, daß der Schwur von Lilar vergessen wird und er, Linda's Bild neben dem der Entschlafenen im Herzen tragend, zurückkehrt.

Sie folgt ihm an den befreundeten Fürstenhof.

Aber Roquairol, dessen wahren Charakter Albano längst durchschaut hat, erhält Kenntniß von dem allen.

In seinem Herzen, noch angefacht durch den Haß einer von Albano verschmähten Fürstin — reift nun der entsetzlichste Racheplan, der jemals erdacht werden konnte.

Roquairol benutzt die beiden Umstände, daß Linda „in der Dämmerung keine Augen hat" und er Albano's Stimme und Gestalt besitzt. Er lernt es, Albano's Schrift und Ausdrucksweise sich anzueignen — er bestellt Linda, die für den Geliebten das Letzte thut, in die Thäler von Lilar — und raubt ihr dort in einer nicht näher zu berührenden Scene ihre Ehre.

Dann führt er noch vor allen Personen des Romans seine eigene Tragödie auf, welche die Nacht von Lilar entschleiert, und gibt sich am Ende des „Trauerspielers" selbst den Tod.

Die beiden entsetzlich Betrogenen begraben ihre Liebe.

Albano will in den Kampf nach Frankreich gehen, um dort den Tod zu finden, sich sterbend zu bethätigen.

Aber nun tritt ihm noch einmal das Schicksal freundlich entgegen in der Gestalt der Fürstin Idoine, die, äußerlich das Abbild Liane's, ihn durch ihre von Freunden veranlaßte Erscheinung als überirdisch verklärte Liane einst vom Wahnsinn gerettet hat.

Und wir nehmen Abschied von dem Helden, der unterdessen auch von seinem Fürstenfang erfahren, mit der Gewißheit, daß er in Idoine ein dauerndes Glück finden wird.

Das ist die Herzensgeschichte Albano's.

Sie allein wird dem Leser von heute das Interessante an dem Buche bleiben und wir können füglich auf ein Eingehen in die politischen Konstellationen und den reichlich geschmacklosen Geisterapparat — die Botschaften aus höheren Welten, die schließlich, der Doppelnatur Jean Pauls entsprechend, äußerst rationalistisch aufgelöst werden, — außer acht lassen.

Es sei genug, wenn erwähnt wird, daß der Titan in seinem Erziehungsgedanken dem Wilhelm zur Seite steht und daß sein Held, wie jener von der unsichtbaren Loge, von ihm nahestehenden Männern unbewußt erzogen und bis an die Schwelle geführt wird, wo er handelnd ins Leben treten soll. Es fehlt im Titan ebenso sehr wie in Goethe's Roman eine Welt, ein Schauplatz, auf dem sich Albano bethätigen konnte. So hat der Roman entwicklungsgeschichtlich, als Weltbild eine untergeordnete Bedeutung.

Was ihn uns heute anziehend und interessant macht, ist die vollendete Darstellung des Seelenlebens der handelnden Personen.

Es würde zu weit führen, einzelne Figuren näher zu beleuchten, wie denn z. B. der Philosoph Schoppe, der in Fichte'schem Idealismus schwelgt und schließlich über seiner Versenkung ins eigene Ich in Wahnsinn verfällt, allein eine eingehende Studie werth wäre.

Die genialste Charakterschöpfung Jean Pauls im Titan ist wohl die Figur von Albano's Freund, dem in „Selbstgenuß der Phantasie sich zur tiefsten Blasirtheit aushöhlenden, in theatralischem Selbstmord endigenden Roquairol."

Sein und der edel angelegten Linda Ende, das Resultat eines sich über alle Schranken hinwegsetzenden Phantasielebens, ist eine einzigartige Tragödie — und zeugt am stärksten von dem sittlichen Bewußtsein des Dichters.

Kenner des Titan werden vielleicht meine Inhaltsangabe als einseitig bezeichnen.

Aber wie schon gesagt — die ganzen Intriguen- und Ränkespiele des damaligen Hoflebens, die verwickelten Verwandtschaften, geheimnißvollen Väter und Schwestern sind uns Menschen von heute gänzlich gleichgiltig.

Auch ist der Titan ein Buch für solche Menschen, die entweder schon erzogen wurden, oder die, was noch zu thun bleibt, selbst an sich schaffen.

Wir wollen und brauchen keine „didaktische Poesie" mehr — und verlangen etwas anderes von der Kunst als Erziehung. Darum ist es völlig unnöthig, daß wir, wie Julian Schmidt, fortwährend den Spuren des Jean Paulschen Lebens im Titan nachgehen und z. B. erfahren, daß Linda eine Kopie der Frau v. Kalb ist und der Dichter selbst immer erst sein Herz einer neuen Titanide schenken mußte, ehe er wieder ein Buch des Romans schreiben konnte. Ebenso wenig brauchen wir die großen Gedanken, die erhabenen Empfindungen des Buches gegen des Dichters Handlungsweise zu halten und zu vergleichen, wie viel oder wenig er selbst seine Ideale bethätigte.

Wir haben nur sein dichterisches Werk zu betrachten.

Tadeln ist ja eine so unendlich billige „Kunst".

Sie verleiht dem Kritiker vor den Augen der Masse noch den angenehmen Schein, daß er selbst alles besser machen könnte, wenn er bloß wollte und möchte — aus welchem Grunde sie wohl so sehr beliebt ist.

Gewiß, daß Jean Pauls Stil oft bis zur Unerträglichkeit mit Bildern, mit Antithesen überhäuft ist, welcher Gebildete sähe das nicht! Daß ihm häufig die Plastik der Darstellung fehlt, welcher Goethe-Kenner müßte das nicht fühlen!

Aber Jean Paul gibt so viel des Schönen, daß es undankbar wäre, über seine Schwächen zu jammern, wie es auch vor allem eine sehr unfruchtbare Beschäftigung ist.

Er mag als Mensch eine schwankende Natur gewesen

sein, leicht beeinflußt durch äußere „Vornehmheit", eitel, verwöhnt, bewunderungssüchtig.

Was geht es uns an?

In seinen Werken tritt uns eine leidenschaftliche Bewunderung für alles Große, alles Erhabene entgegen — wir sehen eine Natur, die von phantastischer, aber warmer Frömmigkeit erfüllt war, die alle Größe des Herzens voll zu würdigen verstand. Mir ist der erste Eindruck, den ich von Jean Paul erhielt — wie der Prälat Gerok durch ein Heftchen der alten Meyer'schen Groschenbibliothek — ein so rührender.

Er gedenkt dort in einem kleinen Essay der Frauen, die allein im Leben blieben und rühmt den sittlichen Gedanken, die eigene Persönlichkeit nicht um der Versorgung willen preiszugeben. Und im Gegensatz dazu möchte ich die schöne Stelle im Titan anführen:

„Was würdest Du thun, wenn es keine Unsterblichkeit gäbe?"

„Ich würde lieben."

Es war mir interessant, in Maeterlincks „Schatz der Armen" ein Wort zu finden, das in ähnlicher Fassung bei Jean Paul steht.

„Es gibt viel anziehendere Gegenden als die der Vernunft und des Verstandes," sagt Jener. Im Titan heißt es:

„Es gibt noch etwas göttlicheres in uns als Klugheit und Verstand."

Das möchte ich den Lesern sagen, welche die romantische Dichtung so sehr zweiten Rangs sein lassen wollen.

Es ist eine andere Gegend, in welche uns Jean Pauls Titan führt, als die der modernen Verstandesdichtung.

Nicht die Gedanken sind hier Thaten, sondern Gefühle und Empfindungen.

Heute, wo sich ganz leise die Müdigkeit gegenüber den Werken im Stile Ibsen-Zola zeigt, wo sich in der erzählenden Dichtung wieder der Lyrismus regt, wäre vielleicht der günstigste Augenblick, zu Jean Paul zurückzukommen und ihn als Gefühlsdichter zu genießen.

Wer den Versuch macht, mit dem „Titan" zu beginnen, wird erstaunt sein über den überwältigenden Reichthum von Schilderungen, von Naturbildern, von psychologischen Enthüllungen und erhabenster Schönheit der Empfindung, welcher sich in diesem Buche erschließt.

Der Leser wird durch das vielgestaltige Leben des Romans gefesselt sein, im besten Sinne unterhalten und schließlich mehr daran haben als Freude: einen unvergeßlichen Eindruck. Ein Buch, das nach dem Urtheile erster Literarhistoriker dem Wilhelm Meister zur Seite steht, sollte nicht in ungerechter Vergessenheit bleiben. Demjenigen, der sich in die glückliche Periode von Weimar, von der ich anfangs sprach, zurückversetzen will, wird Jean Pauls Titan ihr Bild ungeahnt ausweiten und ausgestalten. Er lernt sehen, wie neben dem Griechenthum Goethe's wirre Gärten, romantische Gegenden des Gefühls standen — und er wird es nicht bereuen, von Hellas aus den Ritt ins alte romantische Land gewagt zu haben.

Mittheilungen und Nachrichten.

γσ. **Berlin,** 13. Jan. Die Friedrich-Wilhelms-Universität beging heute Mittag in ihrer festlich geschmückten Aula die Feier des Jahrhundertwechsels. Nach dem Vortrage des Beethoven'schen: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" hielt vor einer dichtgedrängten Zuhörerschaft Prof. Dr. Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf die Festrede. Der Vortragende ging aus von dem Chor der Erzengel im „Faust", die einen neuen Tag der Ewigkeit begrüßen, jener Ewigkeit, die weder Jahre, noch Jahrhunderte, noch Aeonen kennt. Anfangslos und endlos tönt die Harmonie der Sphären, das Hohelied der unergründlichen Weise, aber der Mensch leiht dem ewigen Kreise Anfang und Ende, er trägt die zersplitternde Vielheit in das ewig dauernde Ganze. Der Sterbliche schafft sich in seinem Abend und Morgen den ersten Tag. Wann beginnt der Tag? bei Sonnenaufgang erwidert das Kind und bei Sonnenuntergang sprach der Hebräer und Hellene, da das Licht aus der Finsterniß ihnen geboren erschien; für die Wissenschaft ist der Mittag oder die Mitternacht der Tagesanfang ein abstrakter Punkt. Wann beginnt das Jahr? Schon frühe hatte man die Tage beobachtet und die Zeiten der Sonnenwende innerhalb der Reihe der Tage ausgezeichnet. Um die Sonnenwende beginnt der Nibelungen Untergang und tödtet Odysseus die Freier, allein der Zeitmesser für den Menschen ist der Mond, dessen Erscheinungsformen mit größerer Häufigkeit wechseln und wiederkehren. Den ersten Neumond nach der Wintersonnenwende setzten die Christen als den Geburtstag des Heilands fest, und dennoch haben sie Bedenken getragen das bürgerliche Jahr anzutasten, so daß Weihnacht und Neujahr auseinanderfallen. Für uns ist Neujahr dann, wenn der Kalender es verzeichnet. Die Satzung menschlicher Willkür ist zur Natur geworden. Hätten die griechischen Gelehrten Cäsars, die seinen längst von der Wissenschaft geforderten Kalender schufen, eine Aera geschaffen, dann würden wir heute 1946 schreiben. Von späteren Versuchen, solche Aera zu schaffen, ist die sogenannte Aera der Juden ein verkümmerter Ableger. Die Einheit der Kultur mußte zerrissen werden, der Occident mußte herabkommen, ehe die unwissenschaftliche neueste Aera angenommen wurde, da Gregor und Joseph Scaliger einander entgegenarbeiteten. In der Offenbarung des Kalenders für den modernen Kulturmenschen, daß ein Jahrhundert zu Ende geht, sieht dieser etwas besonderes, und indem man die Selbsttäuschung übersieht, die darin liegt, wird man in dem, was die Menschen dabei empfinden, keine Abstraktion des Zahlensystems sehen, vielmehr erkennen, daß drei Menschenalter, Vater, Sohn und Enkel, in der That etwas abgeschlossenes in sich darstellen, da zwischen diesen noch eine persönliche Tradition vorhanden ist, die dann im vierten Glied abbricht. So wird das Säkulum ein Begriff für das Volk und für die Menschheit, das einen Inhalt trägt. Immerhin muß ein Anfangstermin da sein, und es ist wohl kein Zufall, wenn mit dem Säkularfest, das Augustus im Jahre 17 v. Chr. Geburt beging und dem das schöne Prozessionslied des Horatius Flaccus gewidmet war, nach 300 Jahren das Datum für die Geburt des Erlösers vermengt ward. In diese Friedenszeit mußte die Geburt des Heilands fallen. Die Jahre + 1 und — 1 der christlichen Aera sind leer, aber die Ereignisse werden auf einen Punkt bezogen. So bekommen Jahre und Jahrhunderte ihren Inhalt. Das 19. Jahrhundert nun ist seit dem 14. Juli 1789, oder seit dem 19. September 1792 zu rechnen, da Goethe auf dem Felde von Valmy den Anfang einer neuen Epoche begrüßte. Es muß ein Ereigniß in der Geschichte des führenden Volkes sein, das den Ausgangspunkt eines neuen Jahrhunderts bezeichnet; denn Keiner von uns wollte die Errungenschaften missen, die uns trotz ihrer Folgen für unser Vaterland die französische Revolution gebracht, wenngleich unsre Herzen höher schlagen bei der Erinnerung an die Tage der Freiheitskriege. So ging auch für uns ein Jahrhundert zu Ende mit Kaiser Wilhelms I. Tod, dessen Enkel heute festen Schrittes, unterstützt durch die Treue seines Volkes, durch der Zeiten Stürme schreitet, die neue, schwere Forderungen an uns stellt, deren Ziele und Wege aber uns verborgen sind. Heute ziemt es uns, dankbar auf das zurückzublicken, was das 19. Jahrhundert uns gebracht. Ohne nationalen Dünkel müssen wir dankbar nicht lediglich auf unsre politische Entwicklung, vielmehr auf all die Arbeit des Hirns und der Hände blicken, durch die wir uns ebenbürtig neben die alten Kulturvölker gestellt haben; ohne Neid sehen wir die Entwicklung des russischen Volkes, das schon arische Kultur in die Gebiete Asiens zu tragen beginnt, aus denen einst wilde Horden Zerstörung in unsre Lande brachten, und ebenso die freie junge Völkerindividualität jenseit des Weltmeeres, die sich schon anschickt, der alten Welt ihren Kulturbesitz zu vergelten. Allein mit Stolz können wir doch

das 19. Jahrhundert ein deutsches nennen. Zum Beginn erstrahlt unsre herrliche Dichtung, die deutsche Musik erhob sich, um die Musik der Menschheit zu werden. Kant überwand den Aristoteles völlig, und aus dem reichen philosophischen Leben haben die Disciplinen der modernen Wissenschaft Frucht gezogen. Ehe wir wirthschaftlich und politisch ein Einheitsstaat waren, war deutsches Denken mächtig in der Welt. Vieles mußte von Vielen geleistet werden, um dieses Ziel zu erreichen. Die edlen Regeneratoren des alten Preußens haben ebenso nationale Arbeit gethan wie König Ludwig, der seine Residenz zum Sitz deutscher Kunst erhob, und jene edlen Jünglinge, deren Begeisterung einem verblendeten Regiment gefährlich erschien, das sie vernichtete und ihr Leben zerbrach. Sie waren die Träger des Geistes von 1813 und 1870, und ihre Widersacher haben vor der Geschichte den Aufruhr der Berliner Märztage zu verantworten. Wie hätte aus dem Munde Heinrich v. Treitschke's die Geschichte dieses Jahres wieder Leben gewonnen! Jedenfalls ist die Paulskirche die edelste Vertretung des deutschen Volkes gewesen, deren Frucht doch die preußische Verfassung im Grunde gewesen ist. Freilich konnten jene feinen, das intellektuelle Bildungsideal überschätzenden Geister in Frankfurt das Heer nicht verstehen, das doch unsre wahre nationale Hochschule bildet und das, obgleich wir den Frieden wollen, wir nicht missen können, da es unsern deutschen Männern von heute erst den Blick befreit und ihnen Selbstbewußtsein erweckt. Allein alle die kühnen deutschen Kaufleute, die fleißigen Landwirthe, die genialen Männer des Gewerbefleißes die Borsig und Krupp, und alle die tausenden Helden im Kampf des modernen Lebens, sie haben zum Wohl des gemeinsamen Wesens gearbeitet. Ihnen Allen gebührt unser Dank. Der ständische Stockwerksstaat und das klassizistische Bildungsideal sind dahin, auch die Utopien vom „Zukunftsstaat" dürften überwunden sein. Dafür sind eine Menge neuer Güter entstanden und neuer Lebenskreise, die der freien Bewegung bedürfen und sich gegenseitig als gleichberechtigt betrachten müssen. Der Staat, von dem wir vielleicht zu viel verlangen, er soll das Gute wirken, und die soziale Versöhnung ist ermöglicht bei der Achtung der gleichberechtigten Würde des Nächsten. Die Erdoberfläche ist heute mehr eine Einheit, als es vor 100 Jahren Europa war. Für die Post, das internationale Recht, für das „Rothe Kreuz" ist die Erde schon eine vollkommene Einheit geworden unter Führung der Wissenschaft, der sich die Technik zugesellt hat, die ihrerseits bisweilen der reinen Theorie neue Probleme zu stellen und neue Anregung zu geben in der Lage ist. Der Redner hob hervor, wie seit Humboldts Ausreise und der Expedition nach Aegypten die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts durch ihre sichere Forschungsmethode unterstützt bis zum Problem von der Genesis der Religionen allmählich vorgedrungen sei. Eine Zerspaltung der Wissenschaft ist schon der Einheit ihres Objekts wegen nicht möglich, das doch das Leben ist, das ewig Ganze. Daraus schöpfen wir die Hoffnung auf Wachsthum und Fortbestand der Kultur. Diese Einheit des Lebens, die schon ionische Männer einst in dem Kosmos spürten, in der Harmonie der Natur, die ewige Schönheit und Weisheit ist auch für uns, die „wir's so herrlich weit gebracht", unergründlich. Das Gefühl der irdischen Ohnmacht umfängt uns wie unsre Vorfahren vor Jahrtausenden, nur daß uns die Furcht geschwunden ist vor dem von uns erkannten Kosmos, vor dem unsre Wissenschaft Achtung und Ehrfurcht zu hegen uns täglich lehrt. — Mit dem Vortrage des 100. Psalms in der Komposition von Ferdinand Schulz wurde der akademische Festaktus geschlossen.

-rt- Die Leoniden in Indien. Prof. E. Weiß, der bekanntlich im Auftrag der kgl. Akademie der Wissenschaften in Wien mit einer größeren Anzahl von österreichischen Astronomen zur Beobachtung der Leonidenfälle nach Ostindien gereist ist, hat der genannten gelehrten Körperschaft von dort aus einen vorläufigen Bericht über die erlangten Beobachtungsergebnisse eingesandt, dem wir das Folgende entnehmen: Es waren nach der Ankunft in Delhi zwei Beobachtungsstationen errichtet worden, die eine im Nordwesten dieser Stadt auf einem Höhenzug, der den Namen Pyrghaib trägt, die andere auf der fast genau südlich hievon liegenden und 9.6 km entfernten Thoreinfahrt von Safdar Youngs Mausoleum. Mit den Beobachtungen wurde bereits am 13. November begonnen, sie wurden bis zum 19. November fortgesetzt. Wie allenthalben, so erschienen auch in Ostindien die Sternschnuppen aus dem Sternbild des Löwen überaus spärlich; auch waren sie fast ausnahmslos ziemlich lichtschwach. Sie verleugneten auch insofern den eigentlichen Charakter der Leoniden, als sie meist nur für ganz kurze Zeit aufleuchteten und längere Bahnspuren oder gar Schweifbildungen nur ganz vereinzelt wahrgenommen werden konnten. Auf jeder der beiden Stationen wurden photograpische Platten ausgesetzt; im ganzen fand sich schließlich von sämmtlichen Platten nur auf zweien die Spur von je einer (!) Sternschnuppe. Das Maximum der Erscheinung fiel in Ostindien (wie anderwärts) in die Nacht vom 14. auf 15. November, die Frequenz nahm so rasch ab, daß schon in der Nacht vom 17. auf 18. November keine einzige Leonide mehr beobachtet werden konnte. — So kommt denn auch Prof. Weiß, der auf dem Gebiet der Meteoritenastronomie einer erfolgreichen Thätigkeit und vieler Erfahrung sich rühmen darf, zu dem Schluß, daß der Leonidenschwarm infolge der starken Störungen, die seine Bahn während seines letzten Umlaufs um die Sonne durch die Planeten Jupiter und Saturn erlitten hat, der Erde nicht mehr in hinreichender Nähe begegnet, um einen auffälligen Sternschnuppenfall hervorzurufen.

l. Russische Polarexpedition. Aus St. Petersburg kommt die Mittheilung, daß der bekannte russische Polarforscher Baron v. Toll zur Zeit mit der Ausrüstung einer Expedition beschäftigt ist, welche die neusibirischen Inseln und Sannikoff-Land eingehend erforschen und bereits im kommenden Juni von einem norwegischen Hafen aus abgehen soll. Das nächste Reiseziel ist die Lenamündung, in deren Nähe Baron Toll zu überwintern gedenkt. Während des Sommers 1901 sollen dann die eigentlichen Forschungsarbeiten beginnen, indem vom Lenadelta aus in direkt nördlicher Richtung zunächst nach den neusibirischen Inseln vorgedrungen wird. Die Zwischenzeit wird zu geologischen und klimatologischen Untersuchungen in Nordostsibirien benutzt werden. Ein kleiner Theil der Expedition soll übrigens, mit Hunden reichlich versehen, bereits im März 1901 auf Schlitten den Anderen nach den zu erforschenden Gebieten vorauseilen und später dort wieder mit ihnen zusammentreffen. — Bei den neusibirischen Inseln ging bekanntlich im Juni 1881 die „Jeannette" unter. Der Weg, den ihre Bruchstücke nahmen, festigte in Nansen die durch seine ungeahnten Erfolge völlig bestätigte Ueberzeugung, daß im hohen Norden eine Meerestrift vorhanden sein müsse, die von den bezeichneten Inseln bis nach Ostgrönland sich erstreckt. Es wäre nicht unmöglich, daß auch Baron Toll die (vorläufig allerdings nicht ausgesprochene) Absicht hegt, behufs Erreichung von möglichst hohen Breiten sich ebenfalls dieser Meeresströmung anzuvertrauen.

B. **Heidelberg.** Prof. John Brashear in Pittsburg, welcher weit über die Grenzen der Vereinigten Staaten hinaus als Anfertiger von astronomischen Instrumenten rühmlichst bekannt ist, hat einen neuen Apparat zum Photographiren von Himmelskörpern, der von unsrer Universität bestellt war, vollendet, und die in den letzten Dezembernächten von Prof. Wadsworth, dem Astronomen der Allegheny-Sternwarte, angestellten Versuche mit dem neuen Instrument haben überraschende Resultate ergeben. Mit den großen Linsen wurde eine Anzahl ungewöhnlich feiner und deutlicher Photographien hergestellt, wie sie mit den bisher in Gebrauch befindlichen Apparaten nicht zu erzielen waren. Eine der Photographien zeigt eine Region in der Konstellation des Perseus, andere zeigen Regionen anderer Sternbilder. Die Photographien geben Bilder von Tausenden von Sternen, die bisher mit den Apparaten anderer Sternwarten nicht erreicht werden konnten. Die Versuche haben die großen Vorzüge des neuen Apparats also vollkommen erwiesen, und Heidelberg wird den Ruhm haben, die mächtigsten Linsen zum Photographiren von Himmelskörpern zu besitzen.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 17. Januar. Nummer 13.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das erste Vierteljahrhundert europäischer Politik im Zeitalter der Renaissance (1494—1519).

Von Kurt Breysig.

I.

Die Perioden der inneren Entwicklung der Völker werden in der Regel durch etwas ungenaue Zeitgrenzen geschieden, die Demarkationsstreifen, die sich da ziehen lassen, sind oft ein halbes, ein ganzes Jahrhundert breit. Auch die der auswärtigen Geschichte lassen sich in Zeiten geringer Ausbildung der internationalen Politik noch nicht allzu scharf bestimmen. Gerathen aber, wie es zu Ausgang des Mittelalters geschah, die einzelnen Glieder einer Völkergesellschaft in immer engeren Konnex, treffen dazu dann noch einige einschneidende Ereignisse zeitlich zusammen, so kann es geschehen, daß ein Jahr mit Recht als der Beginn einer neuen Epoche zu bezeichnen ist. Dies ist der Fall an der Scheide von Mittelalter und Neuzeit. Das Jahr 1494 macht für die Geschichte der internationalen Politik in Europa wirklich Epoche. Gewiß wird man nicht sagen dürfen, daß es zwei grundverschiedene Zeitalter voneinander trenne, das späte Mittelalter hat in der auswärtigen Politik so gut wie in der inneren Staatengeschichte vorbereitet, was die gegen 1500 anbrechende Periode zur Reife bringen sollte. Dennoch ist hier ein so tiefer Einschnitt, daß man den Anbruch eines neuen Zeitalters von diesem Jahre ab datiren muß.

Es war das Ergebniß der letzten zwei Jahrhunderte gewesen[1], daß die einzelnen Glieder der germanisch-romanischen Staatengruppe miteinander viel häufiger in Berührung traten als zuvor; aber noch geschah es in der Regel paarweise und sehr oft nur erst stoßweise: mit der einzigen Ausnahme des Papstthums umfaßte noch keine politische Gewalt einen großen Theil, geschweige denn die ganze Gruppe der Staaten und nur hier und da hatten sich die Beziehungen zwischen je zwei Staaten zu völlig stetigen ausgebildet — immer abgesehen von den Staatenbündeln innerhalb einzelner Länder, innerhalb Italiens, Spaniens und Skandinaviens. Jedenfalls war durchaus noch kein wirkliches Netz internationaler Verhältnisse da; der Prozeß der Bildung eines europäischen Staatensystems war erst etwa zur Hälfte fertig.

Diese Lage der Dinge hat sich vom Jahr 1494 ab — man wird sagen dürfen, mit einem Schlage — geändert: von diesem Zeitpunkt ab hat die internationale Politik auch dessen letzten Schritt zur Herstellung eines vollendeten Staatensystems gethan, von da ab hat sich ein Netz von staatlichen Beziehungen zwischen fast allen damaligen Großstaaten über West- und Mitteleuropa gebreitet, ein Netz, das nicht wieder zerreißen sollte bis auf den heutigen Tag. Von diesem Jahre ab sind Spanien, Italien, Frankreich, Deutschland, das Papstthum und nach einer kurzen Zeit und in gewissen Grenzen auch England miteinander, d. h. alle, jedes einzelne Land mit jedem andern, in so enge und so vollständig kreuz und quer gesponnene Beziehungen getreten, daß man in ihm die Geburtsstunde des europäischen Konzerts sehen darf, so viel später auch dieser Ausdruck aufgekommen sein und so mancher Zuwachs und so manche Kommentirung dieser Zusammenschluß der führenden Staaten des Erdtheils auch erst später erfahren haben mag.

Ranke hat niemals auf den Gegensatz der beiden Perioden hingewiesen, aber er ist schwerlich von ungefähr dazu gekommen, die unvergleichliche Reihe seiner großen Nationalgeschichten mit einem gemein-europäischen Buche zu eröffnen, das gerade im Jahre 1494 einsetzt! Ihn kann nur seine scharfe Beobachtung alles Konkreten, Einzelnen dazu getrieben haben, gerade diesen Moment zu wählen. Im Jahre 1492 war das erste Stücklein der neuen Welt von Europäern entdeckt worden, aber es sollte noch Jahrzehnte dauern, ehe die gewaltige Erweiterung der germanisch-romanischen Kulturwelt, die durch dieses Ereigniß vorbereitet worden war, wirklich einsetzen sollte, und noch länger, ehe sie auf die europäische Politik einwirkte. 1494 aber begann sich auf italienischem Boden eine Umwälzung zu vollziehen, die alle jene weitgreifenden Folgen nach sich gezogen hat. Der Historiker der europäischen Völkergesellschaft und ihrer internationalen Politik aber verspürt die Konzentrirung und Kondensirung des europäischen Staatensystems, die von hier ab einsetzt, am eigenen Leibe: die Geschichte dieser Staatengruppe läßt sich wenigstens in ihrem zentralen Theil von hier ab als Einheit betrachten und schildern.

Zu einem internationalen Konflikt, an dem mehrere Staaten betheiligt waren, war es schon über die bretagnisch-burgundischen Angelegenheiten gekommen, in die Frankreich, Deutschland, England und Aragon verwickelt waren — eine Komplikation, die sich in ihrer Vielseitigkeit durchaus als ein Vorläufer des kommenden Zeitalters darstellt. Aber es war eine vorübergehende Konjunktur, es war nicht Frankreich, wo der Wirbel entstehen sollte, der die Gewässer des ganzen Staatenmeeres von West- und Mitteleuropa an sich zog. Uebersieht man nachträglich die Konfiguration der gesammten internationalen Verhältnisse des Erdtheils, so meint man, der Ort, wo das geschah, hätte sich a priori bestimmen lassen: denn es gab nur ein Land, das völlig

[1] Ueber den Begriff der Völkergesellschaft (eine Gruppe von Staaten, die durch ein gewisses Maß von gemeinsamen Kulturgütern und durch den stetigen Kontakt politischer Berührungen zu einer sozialen Einheit verbunden sein muß, über die sehr langsam und allmählich fortschreitende Vorbereitung der Völkergesellschaft des germanisch-romanischen Europa's in der fränkisch-karolingischen Periode und im frühen Mittelalter, zuletzt über die Entstehung eines wenigstens halbfertigen Staatensystems im späten Mittelalter (d. h. seit etwa 1250) habe ich in drei Aufsätzen der „Zeitschrift für Kulturgeschichte“, herausgegeben von Steinhausen (April-, Juni- und Oktoberheft v. J.) berichtet.

in sich zerklüftet, zu schwach war, auswärtige Angriffe abzuwehren und das dabei die Eroberungslust der Fremden in jedem Betracht anreizte. Es ist doch denkwürdig, daß Italien auch jetzt wieder eine Anomalie am europäischen Staatenkörper darstellt und daß es jetzt nicht nur für eine von den anderen Großmächten, wie einst, sondern für drei von ihnen das Schicksal bestimmte. Dadurch, daß es ehemals als Residuum der karolingischen Universalmonarchie an die deutschen Könige fiel, war eine ganz exzeptionelle Verbindung zweier Reiche geschaffen worden, die das Bild der internationalen Politik des frühen Mittelalters zwar nicht eigentlich geändert hat, die aber einen abweichenden Zug hinein brachte. Das späte Mittelalter war langsam und leise, aber mit völligem Erfolg am Werke gewesen, diese Ausnahme zu beseitigen: es hatte die deutsche Herrschaft zum Schattenbild zusammenschwinden lassen. Auch dieser Prozeß ist dem sonstigen Gang der internationalen Politik im Grunde nicht völlig analog gewesen: anderwärts begannen eben jetzt die Staaten über ihre Grenzen hinauszugreifen und eben jene Abgeschiedenheit zu stören, in der sich im frühen Mittelalter die einzelnen nationalen Entwicklungen vollzogen hatten. Die Schwäche des bisherigen Herrscherstaates und das späte, aber nachhaltige Reifen politischer Kräfte in dem abhängigen Lande haben gleichermaßen dazu beigetragen, hier in der umgekehrten Richtung die Absonderung herzustellen, die dem italienischen Volk in der früheren Periode versagt war. Und nun hätte man erwarten sollen, daß es ganz zögernd zwar, aber stetig den anderen Nationen auf ihrem Wege nachkommen würde, daß es etwa durch die allmählich entstehende Hegemonie eines seiner unglücklich ebenbürtigen Theilstaaten zu dem von jenen längst erreichten Ziel politischer Einigung vordringen werde.

Aber dieser Prozeß, dem ein solcher Ausgang leicht zu prophezeien gewesen wäre, sollte nicht autonom bleiben, sondern wurde durch die Entwicklungsreihe der internationalen Politik durchkreuzt. Und so merkwürdig es klingt, die Geschichte der europäischen Völkergesellschaft ist durch diese Kreuzung fast ebenso stark beeinflußt worden. Man erwäge nur: die großen Staaten waren freilich jetzt sehr viel mehr geneigt und befähigt als früher, sich miteinander zu beschäftigen, d. h. in den meisten Fällen sich gegenseitig zu bekriegen, aber es fehlte zunächst an Anläßen. Denn so weit war man doch in der Regel noch nicht vorgeschritten, daß man sich geradezu angegriffen hätte, allein um sich Land zu entreißen. Der einzige Versuch großen Stils, der innerhalb der germanisch-romanischen Völkergesellschaft dazu gemacht worden war, der Angriff Englands auf Frankreich, war völlig gescheitert und steht überdies im späten Mittelalter völlig vereinzelt. Nun ist kein Zweifel, der spätere Verlauf der europäischen Geschichte beweist es, daß es auch ohne einen besonderen Zwischenfall zu steigender Verschärfung der internationalen Beziehungen, zur Häufung der Konflikte zwischen den einzelnen Staaten gekommen wäre. Aber ebenso sicher steht es zu vermuthen, daß diese Verschärfung sich vielleicht erst geraume Zeit später ergeben hätte, wenn an dem Zankapfel gefehlt hätte, den nun das schöne unglückliche Land für alle ringsum liegenden Großstaaten auf Jahrzehnte darstellen sollte. Dann auch alle die großen Rivalitäten und Kämpfe, die zwischen den großen Reichen bald darauf entstanden und die sich ganz wesentlich von allen früheren Kriegen unterschieden, knüpften an die Streitigkeiten an, die jetzt in und um Italien entbrannten.

Ehe aber diese allgemeinen und weiten, für den Charakter der internationalen Politik dieser Zeit gezogenen Schlußfolgerungen begründet werden können, muß an den Gang der Ereignisse selbst erinnert werden. Freilich wie alles so gekommen ist, braucht hier nicht nochmals erzählt zu werden. Es ist bekannt, wie die „italienische Frage", wie der politische Jargon unsrer Tage es ausdrücken würde, von Frankreich durch seinen Angriff auf Neapel aufgerollt wurde, wie nacheinander sich die übrigen italienischen Territorialstaaten, Aragonien, der Kaiser und schließlich indirekt selbst England in diese Dinge einmischten und wie eine fast ununterbrochene Reihe europäischer Verwicklungen und Konflikte, die alle von diesem Zentrum ausstrahlten, das nächste Vierteljahrhundert ausfüllten. Erst mit dem Tode Maximilians hat sich das Bild etwas, wenn auch nicht tiefgreifend, geändert. Die Epoche von 1494 bis 1519 stellt sich als eine natürliche Einheit dar: es ist die Jugendzeit des europäischen Staatensystems, das bis dahin erst im Keim und zur Hälfte existirt hatte und dessen Geschichte vom Jahre 1494 ab bis auf den heutigen Tag nicht wieder abreißen sollte.

Zieht man die Summe dieses ersten Vierteljahrhunderts europäischer Diplomatie, so wird man gewahr, wie ihr Ergebniß ein ganz verschiedenes und doppeltes ist, je nachdem man es vom Standpunkt der italienischen Entwicklung und dem der Geschichte der europäischen Völkergesellschaft betrachtet.

Aus dem zweiten, als dem höher gelegenen, soll sie hier zumeist überschaut werden. Und um von dem Allgemeinsten zuerst zu sprechen: die Häufung der internationalen Beziehungen und Berührungen im Vergleich zu dem voraufgehenden Zeitalter, auch in seinen letzten Abschnitten, ist so augenfällig, daß es nur weniger Worte bedarf, auf sie aufmerksam zu machen. In den fünfundzwanzig Jahren, die von dem Einfall der Franzosen bis zum Tode Maximilians, d. h. bis zum Beginn der neuen halbuniversalen Monarchie Karls V. verflossen sind, haben die europäischen Großstaaten vermuthlich mehr Bündnisse und Friedensverträge untereinander geschlossen, als in den zwei Jahrhunderten vor 1494 — vom frühen Mittelalter ganz zu geschweigen. Daraus geht hervor, daß dieser politische Kontakt jetzt ein viel stetigerer, kaum mehr abreißender geworden ist. Fast noch wichtiger aber ist die Mannichfaltigkeit und Ausgedehntheit der sich so rasch ablösenden Kombinationen: drei Großstaaten, Deutschland — oder richtiger sein König —, Frankreich und das eben erst völlig geeinigte Spanien, sind eigentlich unausgesetzt in Aktion; sie und von den mächtigen italienischen Mittelstaaten wenigstens zwei, Venedig und der päpstliche Kirchenstaat, sind in fortwährenden Beziehungen und zwar alle unter einander: es ist keines unter den Gliedern dieser Gemeinschaft, das nicht mit jedem anderen in Relation stünde. Dazu kommt die Mitwirkung Englands, die noch nicht stetig ist, an einigen Punkten der Entwicklung aber entscheidend wird. Und selbst darüber hinaus wird hier und da einmal die Peripherie des europäischen Staatenkreises in Anspruch genommen: Schottland, Dänemark und von den nicht germanisch-romanischen, aber in der Angliederung begriffenen Völkern auch das vereinigte Ungarn-Böhmen. Die weitschweifende Phantasie eines unternehmungslustigen Herrschers, wie Maximilian, zieht sogar Schweden in Betracht.

Man sieht, die beiden Charakteristika eines ausgebildeten Staatensystems, die dem späteren Mittelalter noch fehlten, sind nunmehr vorhanden: die Stetigkeit und die Vielfachheit, die Netzhaftigkeit der internationalen Komplikationen. Von einer Isolirung einzelner Staaten gar wie ehemals ist nicht mehr die Rede: ja im Gegentheil, sie ist selbst im einzelnen Fall eher die Ausnahme. Die Interessen aller aktiven Mitglieder der gesammten Staatengruppe verflechten sich so ineinander, daß man eine solche Vereinzelung kaum zuzulassen geneigt ist, ganz abgesehen davon, daß jeder von zwei derart miteinander in Konflikt

kommenden Staaten sogleich danach strebt, sich unter den andern, zunächst unbetheiligten Bundesgenossen zu werben, eine Partei zu bilden.

Fragt man nach dem Grund dieser tiefgreifenden Umwälzung, so würde nach herkömmlicher historischer Betrachtungsweise die Antwort nahe liegen, daß die dynastischen Verwicklungen, die sich an die neapolitanische Erbfolge knüpften, den ersten dieser großen Kriege herbeigeführt haben und daß sich dann Jahr für Jahr, Monat für Monat immer neue Beziehungen und Streitigkeiten daran gereiht hätten — immer doch halb persönliche, halb politische Erwägungen miteinander zusammenhängend. Ranke hat diese Zeit in dem jugendfrischesten und farbenreichsten seiner Werke, dem literarisch vielleicht großartigsten, aber auch deskriptivsten aller Bücher, die er geschrieben hat, dargestellt und er ist thatsächlich dazu gekommen, den großen italienischen Krieg auf den Zwist der Sforza mit dem unechten aragonischen Königshause in Neapel und ihren Weiberstreit zurückzuführen. Diese Auffassung scheint doch nicht haltbar: natürlich der accidentielle Zusammenhang der Ereignisse war dieser, aber den eigentlichen kausalen Nexus der Völkerschicksale wird man tiefer zu suchen haben, als in diesen kleinen persönlichen Streitigkeiten und in der Eifersucht zweier Prinzessinnen. Denn an solchen persönlichen und dynastischen Konflikten hatte es im späteren Mittelalter wahrlich nicht gefehlt und es war doch niemals zu einem ähnlichen Vorgang, zum Anwachsen eines Familienstreits zu einem Völkerkrieg, noch gar zu einer Revolution des internationalen Verhaltens der europäischen Staaten gekommen.

Mußte nun schon die Ursache für die Häufung der zwischenstaatlichen Beunruhigungen und Kämpfe im späteren Mittelalter in dem inneren Heranreifen der staatlichen Macht, in dem im Innern gesättigten und daher nunmehr nach auswärts strebenden Ehrgeiz der Könige gesehen werden, so kann die weitere Potenzirung dieses Prozesses in der Epoche nach 1494 auch nur auf eine Potenzirung jener Ursache zurückgeführt werden. Und so ist es in der That, man schaue sich nur die Herrscher dieses Zeitalters an: da ist der zähe, vorsichtige Ferdinand, der, nachdem er Spanien geeinigt, langsam, langsam seine Fäden nach Neapel spinnt; da ist der brutale Alexander VI. und sein Sohn Cesar, ein Scheusal, aber ein Staatsmann ersten Rangs, in deren Händen das Papstthum den Kirchenstaat, um Jahrhunderte alte Säumnisse wieder gut zu machen, endlich zusammenschweißt, und die doch auch zugleich gierig ringsum schauen, ob sie sich nicht ein mittelitalienisches Reich erraffen könnten, das dann schwerlich päpstlich, sondern aller Vermuthung nach borghesisch geworden wäre; da ist Julius II., ein fast ebenso gewaltiger Mensch, der ähnliche Pläne verfolgt und als Statthalter Christi nicht oft genug das Schwert ziehen kann, und endlich Leo X., der ganz in den staatengründenden Ideen seines Hauses, der Mediceer, lebt; da ist vor Allen Karl VIII., der recht aus ritterlicher Abenteuerlust die Fahrt nach Neapel antritt, Ludwig XII., der ein vorzüglicher Verwalter und Gesetzgeber, doch nicht von Mailand abzulassen vermag und gar Franz I., der immerdar im Felde liegen muß; da ist Heinrich VIII., der als der Erbe der festgefügten Herrschaft seines Vaters die ausschweifendsten Eroberungspläne seiner Ahnen wieder aufnimmt. Und schließlich Maximilian selbst, der freilich noch ein wenig mehr die Karikatur als der klassische Typus, aber jedenfalls die charakteristischste Erscheinung des Fürstenstandes dieser Jahrzehnte war; ihm wird im Reiche fort und fort das nützlichste, das segensreichste Unternehmen angetragen, die Fürsten selbst — ein unerhörtes Schauspiel — streben nach Einheit und drängen ihm das auf, was er ihnen in heißen Kämpfen hätte abringen sollen, und trotzdem hat er offenbar diesen Dingen nie einen Platz in seinem Herzen eingeräumt. Dafür hat er freilich die gigantischsten Eroberungs- und Annexionspläne in seinem rastlosen Hirn gewälzt, hat sein Leben lang nie abgelassen, die großartigsten politischen oder, richtiger gesagt, dynastischen Luftschlösser zu bauen. Ihm war es vorbehalten, die letzte Konsequenz aus den Tendenzen der internationalen Politik seines Zeitalters zu ziehen; zwar mit dem Schwert ist ihm nach 1494 wenig mehr gelungen: einige Fetzen venetianischen Gebiets sind das Einzige, was er davontrug, aber er steigerte die Idee des Annektirens bis zum Gedanken einer Universalmonarchie. Kein Habsburger hat, und das will viel sagen, die Technik der politischen Ehestiftung so virtuos gehandhabt, wie er, und warf ihm auch das Schicksal die reichste Beute seines Lebens, die spanische Krone, durch einige bequeme Todesfälle nur zufällig in den Schoß, er ist doch der intellektuelle Urheber der halb-universalen Monarchie seines Enkels. Und wäre nur einer von den drei oder vier großartigsten unter den Eheplänen, die er mit diesem, seinem Nachfahren, von der Wiege an im Sinn gehabt hat, zustande gekommen, aus der halben wäre eine ganze Universalmonarchie geworden. Zu Spanien, den Niederlanden und halb Italien, die dem Enkel schon sicher waren, zu Deutschland und Ungarn, die ihm wahrscheinlich zufielen, hat er je abwechselnd Frankreich oder England fügen wollen. Und es gab wohl kein Königreich in Europa, auf das er nicht seinen begehrlichen Blick geworfen hätte. Hat er doch selbst den verrückten Gedanken einige Monate ernstlich gehegt, nach der päpstlichen Würde zu streben, natürlich wesentlich um des Kirchenstaats willen. Wahrlich, hätte das Schicksal sich seinen Wünschen gefügt, die Tage der karolingischen Universalmonarchie wären wieder angebrochen.

In diesem Phantasten, der doch recht viel erreicht hat, haben sich aber doch nur die Lieblingsgedanken der Könige dieses Zeitalters ausgesprochen, Ideen, die sie im Grund alle beherrschten. Des Zeitalters, sage ich, denn man wende nicht ein, daß nur etwa durch ein sonderbares Spiel des Zufalls eine so große Anzahl von ruhmbegierigen Männern auf dem Throne gesessen hätten. Will man durchaus sich immer gegen die Erkenntniß sträuben, daß der Geist einer Epoche stärker ist, als selbst ihre stärksten Menschen, beharrt man dabei, die kleinen Zufälle über die großen Zusammenhänge zu stellen, so erwäge man, ob nicht die voraufgegangenen Jahrhunderte auch zahlreiche kampflustige Herrscher hervorgebracht haben. Damals aber hatten sie andere Dinge vor, um ihr Leben damit zu füllen und ihren Thatendurst zu löschen. Jetzt war die Stunde gekommen, wo die Einigung der Staaten vollbracht, wo im Innern nichts mehr zu thun schien und wo die eigentliche Aufgabe einer aktiven Politik jenseits der Grenzpfähle auch des weitesten Reiches zu liegen schienen.

Nur schienen, gewiß, denn wo war die Staatseinheit wirklich vollendet, außer etwa in England? Spanien war noch ganz zerklüftet, das aragonesische Ständethum sehr trotzig und störrisch, Frankreich war dem Anschein nach vielleicht schon ähnlich intensiv geeinigt wie England, aber die Bürgerkriege des sechzehnten Jahrhunderts haben diesen Anschein Lügen gestraft, und Deutschland endlich, das gewiß so zersplittert war, wie es einem Staat auf Erden überhaupt möglich war, es konnte nicht einmal dem Phantasten Maximilian in seinen optimistischsten Stunden ganz geeignet scheinen. Nur seine starke Hausmacht mochte ihn die niemals wankende Oppositionslust seiner Reichsstände übersehen lassen und sein Leichtsinn half ihm, alle inneren Schwierigkeiten zu vergessen.

Aber gleichwie, ob dieser Gedanke, daß zuhause nun genug gethan, daß man nun in die Fremde ziehen müsse,

richtig war oder nur auf Phantasmen beruhte, er war die herrschende Idee des Zeitalters. Und übersieht man die innerpolitische Entwicklung der voraufgehenden Jahrhunderte in ihrem großen Zusammenhange, so wird man zugestehen müssen, er war in den meisten Fällen, was den positiven Vordersatz angeht, nicht ohne Berechtigung: in England, wie schon berührt ist, sicher; in Frankreich und Spanien war unerhört viel in dieser Richtung erreicht. Deutschland endlich hatte in diesem Punkt unter den europäischen Großstaaten ebenso eine Ausnahme machen müssen, wie es im späteren Mittelalter auch durch die Passivität seiner auswärtigen Politik eine Ausnahme gemacht hatte. Aber Maximilians innerster Natur widersprach nichts mehr als das mühselige Tagewerk einer langsam unifizirenden Reichspolitik, das er jetzt hätte auf sich nehmen müssen, und ihn däuchte nichts lockender als die herrlichen Eroberungspläne, die seine Phantasie über die Alpen, über die Pyrenäen und über jede Grenze seines Reichs lockten. Und man wird auch diese an sich sehr persönliche Ursache nicht für einen Beweis gegen die Macht der Zeitströmung halten dürfen: im Gegentheil, diese erwies sich hier so stark, daß sie — mit Hülfe einer ihr rückhaltlos sich hingebenden Persönlichkeit — die stärksten Hindernisse der inneren Situation hinwegschwemmte.

Läßt sich nun so — wenn auch gewiß nur auf dem Weg kombinirender Vermuthung — Art und Ursache der großen Veränderung in dem internationalen Verhalten der europäischen Völker wohl herausstellen, so ist doch damit nur erst ein Theil der Aufgabe erledigt. Gewiß, um die Perioden in der Geschichte der Völkergesellschaft zu scheiden, und um ihren hervorstechendsten Charakterzug zu erkennen, ist diese Untersuchung vor anderen nöthig, aber es bleiben noch mehrere Fragen sonst aufzuwerfen und zu beantworten. So eine noch ganz allgemeine, auf die man erst geräth, wenn man die weiteren Folgen dieser Umwälzung in späteren Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag zu verfolgen sucht. Von damals ab ist der Kontakt der einzelnen Glieder der Staatengruppen ein enger geblieben — für Jahrhunderte wenigstens, bis wieder ein Umschwung eintrat — d. h. die internationalen Kriege blieben auf der Tagesordnung der Völkergesellschaft, denn eben die allermeisten jener politischen Berührungen waren feindseliger Natur. Mit anderen Worten, man ist versucht zu sagen, nicht nur die internationale Diplomatie, sondern auch ihr Zwillingsbruder, der internationale Krieg, ist damals geboren worden. Allerdings, es hatte auch schon vorher an feindlichen Zusammenstößen zwischen einzelnen Staaten nicht gefehlt, aber sie waren unvergleichlich weniger häufig, sie waren die Ausnahmen gewesen, während sie jetzt, das kann man ohne allzu große Uebertreibung sagen, die Regel wurden. Und daß es mit wenigen Pausen mehr als drei Jahrhunderte lang so blieb, macht es doch wohl der Mühe werth, darüber nachzudenken, wie das eben so gekommen ist.

Auch hier können, wie bei allen derartigen zeitpsychologischen Zusammenhängen nur Vermuthungen geäußert werden: aber ihnen wohnt doch ein nicht geringes Maß von Wahrscheinlichkeit bei. Und ich meine dieselbe Kombination, die zur Erklärung jener Umwälzung der internationalen Politik führt, zeigt auch hier den rechten Weg. Denn da der Krieg das liebste und am häufigsten angewandte Werkzeug dieser Staatskunst wurde, so muß zuletzt das Mittel einigermaßen ähnliche Ursprünge gehabt haben, wie der Zweck.

Der internationale Krieg ist Ende des 15. Jahrhunderts so wenig völlig neu und unvorbereitet aufgekommen, wie die Häufung der zwischenstaatlichen Beziehungen selbst: das späte Mittelalter hat in zuletzt immer öfter auftretenden Ausnahmefällen auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Staatskriegen sich abspielen sehen; diese gewaltsamen Zusammenstöße waren aber in diesen beiden Jahrhunderten unvergleichlich viel seltener gewesen, als in der nun neu anbrechenden Zeit, vom frühen Mittelalter ganz zu schweigen. Allerdings waren, wie Jeder weiß, auch diese Epochen von Kampf und Waffengeklirr so laut durchtönt, daß man von ganzen Jahrzehnten den Eindruck erhält, als sei friedliches Dahinleben die Ausnahme, Schlagen und zu Felde liegen aber die Regel. Doch aller dieser Streit — und das ist das Bemerkenswerthe an dieser Beobachtung — galt in der weit überwiegenden Mehrzahl den Fällen der inneren Angelegenheit der Völker: zahllose Kämpfe haben die Zentralgewalten der Staaten gegen die tausend partikularen Machthaber führen müssen, die ihre Territorialhoheit gegen die seine vertheidigten; nicht viel seltener haben die Könige mit den Angehörigen ihrer Geschlechter, mit ihren Vettern, Brüdern und Söhnen zu fechten gehabt, und alle die kleinen und großen Dynasten, die Städte und selbst einzelne Edelleute haben fort und fort gegeneinander das Schwert gezogen.

Der allergrößte Theil politischer Arbeit, die jenes Zeitalter aber überhaupt vollbracht hat, ist der Beseitigung dieser inneren Zwistigkeiten gewidmet gewesen: die Schaffung der staatlichen Territorialeinheit und die Herstellung des Landfriedens haben beide dieses Ziel gehabt; jene wandte sich gegen die großen, diese gegen die kleinen Friedensstörer. Und es ist ein für die politisch-soziale Psychologie sehr wichtiges Moment in der Entwicklung der europäischen Völker, daß der Friedensgedanke diesen starken Fortschritt machte; es war doch nicht nur die Idee schon aufgekommen, daß der Frieden dem Kriege vorzuziehen sei, sondern die stärksten Gewalten auf Erden hatten dieser Vorstellung mit starker Hand nach mehr als einer Richtung hin Geltung verschafft. Dieser Prozeß war gewiß noch nicht zu Ende — ein Blick auf die Verhältnisse selbst in den stärksten Monarchien des Zeitalters überzeugt davon; aber die Zeit ging mit ihm, er war moralisch schon jetzt — um 1500 — zu Ende gefochten, er mußte binnen kurzem oder langem auch faktisch durchgeführt sein.

Aber, und das ist die große Lehre des Zeitalters schon der anbrechenden Neuzeit — der Geist des Kampfes und des Krieges war noch im mindesten nicht erloschen, er war kaum geschwächt. Und deßhalb verschwand er, so wenig wie der politische Ehrgeiz der Regierenden, nicht, sondern suchte sich nur ein anderes Objekt. Ein gut Theil der neuen Einigungsprozesse, die die Zersplitterung der Staaten nöthig gemacht hatte, war mit dem Schwerte vollzogen worden, der europäischen Staatengesellschaft aber sollte es schon auf den ersten Schritt zur Kondensirung nicht anders gehen, als ihren einzelnen Mitgliedern. Die internationalen Beziehungen schufen auch hier der Kraft, die im Innern der Staaten sich nicht mehr auswirken konnte, ein Ventil, durch das sie nach auswärts entweichen konnte. Und man darf auch nicht meinen, daß beider Impulse so durchaus miteinander verkettet ist, daß sie nur vereint auftreten können. Es ließe sich doch auch sehr wohl denken, daß man denselben Sinn für Frieden, von dem die innere Politik der Regierenden so ganz durchdrungen war, auch nach außen hin bethätigt hätte: man hätte doch allenfalls auch die Idee haben können, denselben Landfrieden, für den man so eifrig innerhalb der Staaten besorgt war, auch innerhalb der Staatengesellschaft aufrecht zu erhalten. Das ist an sich eine müßige historische Konjektur, aber man muß sich diese nicht eingetretene Eventualität doch vergegenwärtigen, um die wirklich gewordene Entwicklung in ihrer charakteristischsten Eigenschaft kennen zu lernen.

Im übrigen darf man sich durch die kriegerische Natur der internationalen Berührungen nicht zu einer falschen

Auffassung ihres innersten Wesens leiten lassen. Sie waren trotz ihrer Rauhheit und Feindseligkeit zwar einerseits Symptome der fortschreitenden Differenzirung, zugleich aber auch Anzeichen eines Bedürfnisses, in Gemeinschaft zu leben und Politik zu treiben, das man im frühen Mittelalter fast gar nicht, im späten doch nur selten verspürt hatte. Die Parallele mit den Vorgängen der inneren Politik liegt doch gar zu nahe.

Doch so wichtig es auch ist, festzustellen, daß das europäische Staatensystem in diesem Vierteljahrhundert viel enger zusammengeschweißt worden ist, und daß das wichtigste Ferment in diesem Bindungsprozeß der internationale Krieg war, so sind doch damit von dem Bilde der europäischen Politik erst die allgemeinsten Züge gezeichnet. War nun das ewige Auf und Ab der zwischenstaatlichen Beziehungen, wie es von nun an Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag im Schwange bleiben sollte, in vollen Gang gebracht, so erhebt sich sogleich die Frage, welchen Verlauf im einzelnen dieser Prozeß nahm, insbesondere, welche Resultate die fortwährenden gewaltsamen Zusammenstöße hatten und welche Völker bei ihnen die stärkere Kraft bewährten.

War allgemeiner Thatendrang, politischer und militärischer, die Triebfeder, die zu den meisten Kriegen dieser Epoche führte, so war das greifbarste und natürlichste Ziel, das sich solchen Staaten darbot, Eroberung, Expansion des eigenen Machtgebietes. Landraub war damals, wie zu allen Zeiten, das primitivste Mittel, die politische Stärke eines Staates zu vermehren und zugleich derjenige Preis für kriegerische Erfolge, der die Phantasie am meisten befriedigte. Der Zweck fast jedes der zahlreichen Konflikte war daher Eroberung und selbst jener Zug Karls VIII., der dieses Ziel zuerst so offenkundig verfolgte, galt schon dem Lande, das das Hauptobjekt dieser Ambitionen von Anfang an darstellen und bis zuletzt bleiben sollte, Italien. Damit aber ist diese Darlegung bei dem Punkte angelangt, an dem sich die europäische und die italienische Entwicklung berührten.

Und dem revolutionären Charakter dieser Epoche entspricht denn auch das Maß der Veränderungen, das sie an dieser Stelle in der europäischen Territorialvertheilung hervorgebracht hat. Man denke, daß die bei weitem umfangreichere Hälfte eines großen Landes völlig aufgetheilt wurde. Zieht man in Rechnung, daß diese Einverleibungen zum Theil jahrhundertelangen Bestand hatten, so wird man den Vorgang, der sich schon in dem ersten Jahrzehnt dieser Epoche vollzog, für die gewaltigste Territorialveränderung erklären müssen, die sich seit Otto's I. Regierung in Zentraleuropa vollzogen hat.

Von den germanisch-romanischen Völkern war das am übelsten betroffene, wie natürlich, Italien selbst. Zwei der stärksten italienischen Territorialstaaten hatten ihre Selbständigkeit verloren, Neapel und Mailand, ein dritter, Venedig, hatte sich bis auf einige Streifen Landes zwar behauptet, aber große Kräfteverluste erlitten. Savoyen, ohnehin das schwächste von ihnen, war durch die Occupation des Herzogthums Mailand dem Einfluß des nun doppelt angrenzenden Frankreichs in hohem Maße zugänglich. Florenz-Toscana war unabhängig geblieben, aber Spanier wie Franzosen hatten sich in seine inneren Angelegenheiten gemischt, die soeben wieder installirte Tyrannis der Mediceer war durch die Spanier eingesetzt. Nur der Kirchenstaat ist aus dieser kritischen Periode eher stärker als schwächer hervorgegangen, aber daß er durch das Verdienst der Borgias und Julius II. jetzt weit mehr als früher einem aktionsfähigen Staate glich, war ein Ergebniß innerer Konzentrirung, und daß er keine Gebietsverluste erlitten hatte, dankte er unzweifelhaft mehr der kirchlichen Stellung seiner Herrscher, als seiner politischen Kraft. Es war vielleicht das erste Mal, daß das Papstthum den Interessen des italienischen Volkes ganz dienstbar gemacht wurde, wie es denn auch nie später oder früher so leidenschaftlich für ihren Territorialbesitz eingenommene Päpste gegeben hat, wie Alexander VI. und Julius II.

Die italienischen Mittelstaaten waren dergestalt auf zwei Drittel ihrer Zahl und vielleicht die kleinere Hälfte ihres Besitzstandes reduzirt worden und, was das Schlimmste ist, dieser Zusammenbruch fiel in die Periode, in der die politische Einigung des ganzen Landes zum erstenmal seit einem halben Jahrtausend wieder gewisse, wenn auch begrenzte, Aussichten auf Erfolg hatte. Denn gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts war an die Stelle der fast ganz verschwundenen und selbst nominell nur noch für Mailand und Toscana aufrechterhaltenen deutschen Hoheit noch kein wesentlicher fremder Einfluß getreten, das nicht allzu bedeutende Sicilien unter dem damals noch nicht allzu mächtigen Aregon ausgenommen. Die italienischen Fürsten aber zeigten sich viel zu wenig beherrscht vom italienisch-nationalen Instinkt — von Bewußtsein ganz zu schweigen —, daß sie wechselseitig die Fremden ins Land riefen. Die furchtbare Ueberschwemmung mit fremden Heeren und fremden Regierungen hat dann freilich in der Noth des Moments den italienischen Gedanken nicht nur bei patriotischen Denkern, wie Machiavelli, sondern auch bei den Machthabern selbst aufflackern lassen, aber es blieb bei vorübergehenden Erregungen; die Eifersucht des Partikularismus ließ sich auch jetzt noch nicht überwinden, wo es freilich wahrscheinlich schon zu spät gewesen wäre. Die Liga von Cambrai gegen Venedig ist von Julius II. zustande gebracht, um die Republik Ravenna, Faenza und Rimini fortzunehmen.

Und man wird den Ton darauf legen müssen, daß die politische Zerfahrenheit Italiens es war, die es seine Unabhängigkeit nun zum zweitenmal und zu seinem sehr viel größeren Schaden verlieren ließ. Denn die kriegerische Untüchtigkeit hat sich zwar damals und etwas später hier und da im schlimmsten Maße gezeigt, aber wie tapfer hat sich Venedig gehalten! Ihm trugen seine zahlreichen Kriege in Griechenland jetzt moralische Zinsen, und auch Florenz, das freilich die französischen und spanischen Durchzüge geduckt über sich ergehen ließ, hat immerhin erlebt, daß Maximilian im Jahre 1496 seinen Zug nach Toscana nicht bis vor seine Mauern auszudehnen wagte.[1])

Wie aber vertheilte sich die Beute und welcher von den Angreifern bewährte die meiste Kraft? Frankreich hat den Streit begonnen. Man ist auf den ersten Blick geneigt, anzunehmen, das entspreche durchaus dem historischen Charakter seines Staatswesens, das im Laufe der neuen Zeit so oft angriffsweise vorgegangen ist. Blickt man aber, was billiger ist, nicht vorwärts in die Zukunft, sondern rückwärts in die Vergangenheit, so ergibt sich, daß der sehr starke Impuls, aus dem allein ein so folgenschwerer Friedensbruch hervorgehen konnte, als in der Geschichte der früheren auswärtigen Politik Frankreichs zwar nicht ganz unvorbereitet auftaucht, wenn man ihn mit der zunächst zurückliegenden Zeit vergleicht, daß er sich aber sehr schroff abhebt gegen alle älteren Traditionen. Bis auf die letzten burgundischen Verwicklungen dicht vor der neapolitanischen Expedition lassen sich in ihr doch nur sehr wenige Anzeichen expansiver Gelüste nachweisen. Und selbst die Kämpfe mit Burgund und später mit Maximilian dürfen nicht allzu stark betont werden, denn jene richteten sich gegen einen Fürsten, der einen Theil seiner Lande von der französischen Krone zu Lehen trug, und der Streit um sein Erbe, der allerdings in seinen Zielen weiter ausgriff und in der That eine

---

[1]) Ulmann, I, S. 509 ff.

Erwerbung von formell deutschem Gebiet bezweckte, war doch ebensosehr die Antwort auf das gleich begehrliche Verhalten der Habsburger, wie ein eigentlicher Offensivstoß. Man wird vielmehr sagen müssen, daß Frankreich im frühen, wie im späten Mittelalter zwar sehr häufig und intensiv unter auswärtigen Angriffen zu leiden gehabt hat, daß es selbst aber der Regel nach durchaus nicht aggressiv vorgegangen ist.

Dennoch ist man versucht, einen gewissen Zusammenhang dieser plötzlichen Abweichung von den alten Traditionen mit den früheren Beziehungen Frankreichs zum Ausland anzunehmen. Nur daß es sich nicht um ein Fortrollen der Kugel in der alten Bahn, sondern um einen Rückschlag handelt. Daß Frankreich im frühen Mittelalter friedliebend war, entsprach nur, wie wir sehen, dem Gesammtcharakter des Zeitalters, und auch sein verhältnißmäßig stetiges Fürsichsein in den letzten zwei Jahrhunderten ist nur auffällig, wenn man es mit seinem Widerpart England vergleicht. Die übrigen Großstaaten haben sich nicht offensiv verhalten: Deutschland gewiß nicht und die spanischen Könige haben sich fast nie um die Welt jenseit der Pyrenäen gekümmert. Die französische Monarchie, so stark und stetig sie auch ihre Ziele zu verfolgen gewöhnt war, war im Innern mit der Herstellung der staatlichen Territorialeinheit vollauf beschäftigt. Da kam der zweite große englische Angriff, unendlich viel anmaßlicher, viel erobernder als der erste, und da hat, zwar nicht sogleich, aber gegen Ende des 100jährigen Krieges, als dieser entsetzliche Alpdruck immer und immer noch nicht weichen wollte, diese Krisis die stärksten Kräfte des französischen Staatswesens geweckt. Nation und Monarchie haben sich nicht nur endlich zusammengerafft, sondern nun ihr Bestes gethan. Die Erfolge waren gewaltig, man schüttelte nicht nur den Feind, der den Norden und Süden des Reichs umklammert hielt, völlig ab, auch ein großer organischer Fortschritt wurde in diesem Ringen gemacht: das erste stehende Heer wurde begründet. Als nun der Krieg so glücklich beendet war, als Ludwig XI. dann der Vollender des Einheitsstaates geworden war, als diese Krone, die jahrhundertelang das Erobern, wenn auch im Innern, gewohnt gewesen war, nun Herr im eigenen Hause und im Besitze eines geschmeidigen Angriffswerkzeugs war, was war da natürlicher, als daß sie auch über die eigenen Grenzen die Blicke schweifen ließ und einen fadenscheinigen dynastischen Erbanspruch mit dem Schwert in der Hand zu staatlicher Machterweiterung auszubeuten trachtete.

Immerhin hat dies Frankreich, das nun mit einem so starken Elan der Revolutionär der internationalen Politik wurde, nicht den reichsten Gewinn davongetragen. Neapel ging nach dem ersten Anstoß genau so schnell, wie es erobert worden war, wieder verloren, das zweitemal aber ist schon die Eroberung nicht von Frankreich allein, sondern in Gemeinschaft mit Aragonien und Castilien unternommen und die Beute getheilt worden, wenige Jahre später ging sie ganz für Ludwig XII. verloren. Und Mailand, das mit einigen Annexen — Parma und Piacenza — auch wieder unter einem dynastischen Vorwand von diesem König zum Ersatz des verlorenen Neapels schon 1499 erobert worden war, war zwar am Schlusse dieser Periode noch Eigenthum Frankreichs, aber ein sehr exponirter Besitz, der denn auch die Stürme der nächsten Epoche nicht überdauern sollte.

Welch ein Gegensatz zu dem langsamen, aber unvergleichlich viel sichereren Vorrücken des neuen Spaniens. Ferdinand von Aragonien ist vielleicht der politisch begabteste unter dieser Fürstengeneration: die Parole des Zeitalters, Machtvermehrung durch Eroberung, hat er zwar nicht zuerst verkündet, aber als sie einmal ausgesprochen war, hat Keiner so gut verstanden, wie er, sie zur Wahrheit zu machen. Auch hier fehlte es nicht an Impulsen einer halb inneren und halb äußeren Politik, ja vielleicht war dies Tempo, in dem der spanische Staat im Innern einig und nach außen stark geworden war, in ihren letzten Stadien weit schneller gewesen, als das der französischen Entwicklung. Denn wenn sich auch sowohl die Unifizirungsarbeit innerhalb der Einzelstaaten, wie die Verdrängung der Araber fast über das ganze, frühe und späte, Mittelalter ausgedehnt hatte, so war die große Gefahr der dauernden Spaltung — in Gestalt des Nebeneinanderstehens dreier ungefähr ebenbürtiger Staaten — durch die Vereinigung des mächtigsten mit dem nächst starken Territorium doch erst ganz vor kurzem überwunden worden. Und die kluge Ehe zwischen Ferdinand und Isabella hat in ihren politischen Folgen nicht nur zur Zusammenschweißung des größten Theils der Halbinsel, von der nur noch Portugal abseits blieb, geführt, sondern auch — noch vor der italienischen Krisis — zu einer aktiven auswärtigen Politik, die, so sehr sie auch in der Richtlinie der ältesten Traditionen des christlichen Spaniens lag, doch ein unverkennbares Zeugniß starker Offensivkraft ablegte: die Eroberung Granada's, des letzten Maurenreichs auf spanischer Erde, im Jahre 1492. Und wenn Ferdinand, wie ebenfalls schon berührt, das Jahr darauf durch sein Bündniß mit England und dem deutschen Kaiser es durchsetzte, die 1462 verloren gegangenen Grafschaften Roussillon und Cerdagne wieder zu erlangen, so geschah das in demselben Geiste.

Neue unsichtbare Strahlen.

Es sind in diesen Januartagen gerade vier Jahre her, daß die Welt durch Bekanntwerden der damals sogenannten X-Strahlen, später nach ihrem Entdecker Röntgen-Strahlen getauft, in erklärliche Aufregung versetzt wurde. Seitdem ist in den Becquerel-Strahlen, so nach ihrem Entdecker Becquerel in Paris geheißen, eine neue Art von unsichtbaren Strahlen aufgefunden worden, die in manchem Betracht noch interessanter als die X-Strahlen, aber auch noch rätselhafter als diese sind, und als zweite unbekannte Größe eigentlich den Namen Y-Strahlen verdienten. Abweichend von X entsteht dies Y ohne Unterstützung der Elektrizität, richtiger, es entstrahlt ohne irgendwelche Einwirkung bestimmten, unten näher bezeichneten Körpern, zu deren ständigen Eigenschaften mit Ausschluß jemaliger Erschöpfung es zu gehören scheint, solche unsichtbaren Strahlen auszuschicken. Sichtbar werden sie, gleich den Röntgen-Strahlen, niemals; dennoch ist ihr Vorhandensein ebenso sicher festgestellt, wie das der Röntgen-Strahlen, nämlich durch ihre Wirkung. Aehnlich letzteren gehen sie durch feste, für das Licht undurchdringliche Körper hindurch und machen, gleich echten Lichtstrahlen, Eindruck auf die photographische Platte, aber unterschiedlich von diesen auch alsdann, wenn diese Platte lichtdicht eingehüllt ist. Die identische Wirkung ist ja auch den Röntgen-Strahlen eigen.

Das Verdienst, diese wunderbare Eigenschaft an einer großen Anzahl, das seltene Schwermetall Uranium enthaltender Substanzen entdeckt zu haben, gebührt Becquerel. Er war mit Untersuchungen des Wesens der Fluorescenz oder Phosphorescenz und ihrer Wirkungen beschäftigt, als ihm auffiel, daß sich gerade unter den Uranverbindungen viele mit den Eigenschaften der Phosphorescenz in hohem Grade begabte vorfinden. Er wollte daran etwaige Fernwirkungen dieses Phänomens studiren, fand aber, daß Fernwirkungen nennenswerther Art, der von uns gesehenen, das Phänomen der Phosphorescenz sichtbar machenden Strahlen nicht vorhanden seien, wohl aber solche von der gleichen Quelle entstammender anderer unsichtbarer Strahlen, die feste Körper durchdringen und den Röntgen-Strahlen ganz ähnliche Eigenschaften entwickeln. Welche Beziehungen zwischen den von fluoreszirenden Körpern ausgesandten zwei Strahlenarten bestehen, ob die unsichtbaren die Ursache,

der sichtbaren, aber sonst minder wirksamen oder ob beide voneinander unabhängig sind, bleibt noch unaufgeklärt. Genug, die stark fluorescirenden Uranverbindungen senden solche unsichtbare Strahlen aus, und es lag nahe, letztere mit dem Uran in ursächliche Verbindung zu bringen und die Annahme auszusprechen, daß dem Uran die wunderbare Eigenschaft beiwohne, solche unsichtbaren Strahlen auszusenden. Man war in diesem Stadium der Erkenntniß fast geneigt, die Strahlen Uran-Strahlen zu nennen, als die feinen Untersuchungen des in Paris lebenden Ehepaares Curie Thatsachen beibrachten, welche jene Annahme entkräfteten. Sie wiesen nach, daß die gleiche Eigenschaft ja in höherem Grade auch gewisse Baryum- und Wismuth-Salze besitzen, welche zwar aus dem „Pech-Blende" genannten Uranerz gewonnen sind, aber kein Uran enthalten. Wunderbarerweise jedoch haben allein die Baryum- und Wismuth-Salze aus dieser Quelle die besondere Eigenschaft, nicht die gleichen auf andere Weise hergestellten Baryum- und Wismuth-Salze, von denen sie sich außerdem dadurch unterscheiden, daß, während letztere farblos erscheinen, sie schön gelb und rosa gefärbt sind und ihre Färbung bei längerem Lagern sogar intensiver wird. Chemisch ließ sich absolut zwischen den Salzen der einen und der anderen Herkunft kein Unterschied nachweisen. Wie erklärt sich dann aber die erhebliche physikalische Verschiedenheit beider Salze? Curie glaubt zur Erklärung annehmen zu sollen, daß in den Baryum-Salzen, welche sich etwas anders verhalten als die Wismuth-Salze, ein noch unbekanntes, das Uranium begleitendes Element enthalten sei und in den Wismuth-Salzen ein anderes. Da man in der Spektralanalyse ein sicheres Mittel besitzt, den Nachweis des Vorhandenseins eines unbekannten Elements zu führen, auch wenn davon nur unmeßbare und unwägbare Spuren vorliegen, so wurde dies Mittel auf die gesuchten und Radium und Polonium (Frau Curie ist Polin) benannten Elemente angewandt. Demarcay will im Spektrum der betreffenden Baryum-Salze wirklich noch unbekannte Linien gefunden haben und schließt hieraus auf die thatsächliche Existenz von Radium. Die Ansichten sind aber getheilt, ob Spektraluntersuchung endgültig beweisend ist. In diesem Zustande übernahmen die deutschen Forscher Dr. F. Giesel in Braunschweig und die Proff. Elster und Geitel in Wolfenbüttel die Entdeckung. Ihren Untersuchungen ist es zunächst geglückt, mit etwas größeren Mengen jener beiden Salzgruppen aus Uran-Erz die Curie'schen Beobachtungen zu bestätigen und zugleich, sie erheblich zu erweitern. Hiebei hat sich nun höchst Merkwürdiges ergeben, wovon Professor Elster vor wenigen Tagen in der Berliner „Deutschen Physikalischen Gesellschaft" den Beweis durch die Vorführung und das Experiment erbrachte. Aeltere und neuere Erfahrungen zusammengefaßt, ergibt sich folgendes zur Kennzeichnung: 1. Es wohnt beiden Salzgruppen die Eigenschaft des Selbstleuchtens anscheinend dauernd bei. Auch starkes Glühen bei Luftabschluß raubt sie ihnen nicht. 2. Sie senden außerdem unsichtbare Strahlen aus, welche, wie die Röntgen-Strahlen die Eigenschaft haben, optisch undurchlässige Körper zu durchdringen, jedoch in anderer Weise als die Röntgen-Strahlen. Sie erregen zwar 3. den Baryum-Platin-Cyanür-Schirm ganz wie die Röntgen-Strahlen und machen ihn phosphorescirend, aber 4. sie differenziren zwischen den Stoffen, die sie durchdringen, nicht in dem Grade wie die Röntgen-Strahlen. Hält man die Hand vor einen von Becquerel'sche Strahlen getroffenen Leuchtschirm, so fällt zwar ein Schattenbild der Hand auf den Schirm, aber in dem Bilde erscheinen die Fleischtheile nicht halbdurchsichtig und die Knochen schwarz, sondern Fleisch und Knochen lassen anscheinend gleichmäßig durch und sind deßhalb in dem Bilde nicht zu unterscheiden. Dagegen ist 5 die Differenzirung doch bei sehr großen Dichtigkeitsunterschieden vorhanden, z. B. beim Bilde eines in ein Tuch eingehüllten Geldstücks. Keinesfalls aber nimmt die Undurchlässigkeit im Verhältniß des spezifischen Gewichts zu, wie bei den Röntgen-Strahlen, ja die Strahlung das im Baryum-Salz aus Pechblende vermutheten Radium durchdringt, z. B. eine Bleiplatte von 12 mm Dicke, die des angeblichen Polonium noch eine Silberplatte von Thalerstärke. 6. Gleich den Röntgen-Strahlen wirken auch die Becquerel-Strahlen auf die photographische Platte. Eine Wenigkeit von den betreffenden Salzen in Papier eingepackt in die schwarze Umhüllung einer photographischen Platte geschoben, ließ sich in seinem Umfang und seiner Konfiguration später auf der entwickelten Platte als schwarzer Fleck erkennen. 7. Beide Salzgruppen besitzen eine von Curie so bezeichnete „induzirte Aktivität", d. h. mit gleichartigen Salzen aus anderen Quellen als Uran-Erzen oder auch mit anderen an sich inaktiven Substanzen, wie Porzellan, Papier ꝛc. zusammengebracht, übertragen sie auf dieselben vorübergehend die Strahlungsfähigkeit. 8. Die bei weitem merkwürdigste Eigenschaft ist aber die folgende: Kleine Mengen der Salze von wenigen Milligrammen genügen, um die sonst bekanntlich Elektrizität nicht leitende, trockene Luft leitend zu machen. In Räumen, wo sich solche Salze vorfinden, selbst in kleinsten Mengen, gehört deßhalb eine dauernde elektrische Ladung irgendwelcher Art zu den Unmöglichkeiten, und diese Wirkung ist so stark, daß sie sich unter Umständen über mehrere Räume erstreckt. Endlich haben Stephan Meyer und Giesel entdeckt, daß 9. die Becquerel-Strahlen im magnetischen Felde ablenkbar sind, wie es wohl bei Kathoden-, aber nicht bei Röntgen-Strahlen der Fall ist. Legt man auf die Pole eines vertikal stehenden Hufeisenelektromagneten ein Poloniumpräparat, etwas Wismuth-Sulfid, so wurde der bei Nichterregung des Magneten auf dem Schirm erscheinende Lichtschein bei Erregung des Magneten zu einer kometenschweifähnlichen Figur ausgezogen, und dieser Schweif sprang beim Polwechsel auf die andere Seite hinüber.

Prof. Elster glaubt nach allen seinen Beobachtungen nicht recht an die Existenz von Radium und Polonium. Nach seiner Ansicht handelt es sich nicht um chemische, sondern um physikalische Ursachen der beobachteten Strahlungen. In den aktiven Substanzen befänden sich, nach Ansicht des Forschers, die Atome in einem labileren Zustand als in den gewöhnlichen Körpern, beim Uebergang der Atome aus dem labilen in den stabilen Zustand entwickelten sich die Becquerel-Strahlen. Das ist ein Erklärungsversuch, der jedoch das Wesen der Sache nicht ganz trifft und anscheinend im Widerspruch steht mit der Beobachtung, daß die genannten Salzgruppen die Strahlungsfähigkeit dauernd besitzen. Vom größten Interesse war die Vorzeigung der Radium- und Poloniumpräparate, bestehend in sehr kleinen, nur nach Milligrammen zählenden Portionen. (Aus 1000 kg Pechblende werden nur wenige Gramme dieser Baryum- und Wismuth-Salze gewonnen.) Nach Verdunkelung des Saales erstrahlten sie in der Helligkeit, die ein Johanneswürmchen in dunkler Sommernacht verbreitet. Der Einfluß auf den Leuchtschirm wurde überzeugend bewiesen. Ganz überraschend zeigte sich die außerordentliche Wirkung auf die Entladung elektrisch geladener Körper; denn selbst in einer fest verschlossenen Blechbüchse vollzogen kleine Mengen, nur in die Nähe gebracht, die Entladung bemerkenswerth prompt.

Uebrigens hat Berlin in den letzten Tagen mehrfach die Bekanntschaft der Becquerel-Strahlen gemacht, nämlich auch durch Vermittlung des Prof. Graetz aus München in seinem mit großem Beifall aufgenommenen Centenar-Vortrag in der Urania über das Thema „Sichtbare und unsichtbare Strahlen" und in einem Spezialvortrag, den Dr. Paul Spieß, der bekannte Direktor der „Urania", einen Tag später vor einer großen Zuhörerschaft hielt. Anscheinend das größte Interesse erregt die geheimnißvolle Eigenschaft des dauernden Selbstleuchtens dieser Salze. Bisher kannte man wohl Stoffe, die nach längerer starker Belichtung eine Weile selbst leuchteten, aber die Geschichte von dem im Dunkeln glühenden Karfunkelstein gehörte nur der Sage an. A. F.

Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- Totale Sonnenfinsterniß 1900. Das U. S. Weather Bureau hat soeben ein Bulletin herausgegeben, welches die wahrscheinliche Witterung längs der Bahn des Mondschattens bei der totalen Sonnenfinsterniß am 28. Mai d. J. angibt, insoweit diese Bahn in den Vereinigten Staaten liegt. Der von der totalen Verfinsterung der Sonne herrührende Schatten beginnt auf dem Stillen Ozean, ziemlich genau westlich von Mexico, bei Sonnenaufgang und verläßt den amerikanischen Kontinent nahe bei Norfolk (Virginia) und Kap Henry. Er

überschreitet dann den Atlantischen Ozean, um bei Coimbra Europa zu berühren, durchquert Portugal und Spanien, geht über das Mittelländische Meer nach Nordafrika (Algier) und endigt bei Sonnenuntergang nahe dem nördlichen Ende des Rothen Meeres. Der obenerwähnte Bericht enthält nun die Ergebnisse der vom U. S. Weather Bureau in den in Betracht kommenden Gegenden während der Monate Mai und Juni und während der Jahre 1897 bis 1899 ad hoc ausgeführten meteorologischen Beobachtungen. Diese beziehen sich einerseits auf den allgemeinen Zustand des Himmels in der kritischen Zeit und in den in Betracht kommenden amerikanischen Gebieten und andrerseits auf den jeweiligen Zustand des Himmels nahe der Sonne. Es geht aus dem Bulletin hervor, daß Zentral-Georgien und Ost-Alabama (etwa die Gegend südlich der Stadt Atlanta) derjenige Theil von Amerika ist, an welchem die Wahrscheinlichkeit, daß zur Zeit der Sonnenfinsterniß keine Bewölkung eintreten wird, am größten ist. Selbstverständlich kann aber durch lokale Störungen diese ganze Vorhersage illusorisch werden. Werthvoll ist eine dem Bericht beigegebene Uebersicht über die geographische Länge und Breite, Meereshöhe und sonstige Angaben von 37 amerikanischen Städten, die sämmtlich nahe der Zentrallinie der Finsterniß liegen.

l. **Ueber Automobile** hat der Generalinspekteur der Straßen und Brücken in Frankreich, M. Forestier, jüngst vor der Societé des Ingenieurs Civils de France einen Vortrag gehalten, dem wir folgendes entnehmen: In den letzten Jahren wurden in Frankreich zahlreiche Versuche mit Automobilen gemacht, die als schwere Lastfuhrwerke zu dienen geeignet waren und die theils durch Dampfkraft, theils durch Gasolin (Benzin) fortbewegt wurden. Es ergab sich, daß Dampfmotoren in allen Fällen den Vorzug verdienen, bei welchen der Kraftverbrauch häufigem und raschem Wechsel unterliegt, insbesondere also auf Straßen mit starken Steigungen und Gefällen; daß dagegen auf ebenen Straßen der an sich schon viel leichtere Benzinmotor den Vorzug verdient. Bei schweren Lastwagen betrugen auf gewöhnlichen Straßen die Kosten des Dampfmotors 0.373 Fr. (30 Pf.), 0.200 Fr. (16 Pf.) und 0.140 Fr. (11 Pf.) pro Tonne und Kilometer, je nachdem der Wagen nur zu einem Drittel oder zu zwei Dritteln oder vollständig beladen war. Für Benzinmotoren belaufen sich die Kosten entsprechend sogar auf 0.673 Fr. (54 Pf.), 0.369 Fr. (29.5 Pf.) und 0.268 Fr. (21.5). Da bei Verwendung von Pferden die durchschnittlichen Kosten nur 0.25—0.30 Fr. (20—24 Pf.) pro Kilometer und Tonne betragen, ist ohne weiteres ersichtlich, daß der Motorbetrieb mit dem Pferdebetrieb nur dann erfolgreich konkurriren kann, wenn stets volle Ladung gesichert ist. Andrerseits zeigte sich, daß in solchen Fällen, in welchen Ladungen von 9—10 Tonnen und mehr in der Stunde auf Entfernungen von 4 km und darüber ungetheilt zu transportiren sind, ausschließlich der Motorwagen Verwendung finden kann.

* Daß das Pfeifen in einem luftverdichteten Raum erschwert ist und von einer gewissen Grenze der Verdichtung an unmöglich werde, wußte man schon lange; eine ausreichende Erklärung war aber, obschon sich in letzter Zeit mehrere Forscher mit dieser Erfahrung beschäftigt haben, noch nicht gegeben. Die Herren A. Loewy und R. du Bois-Reymond haben nun auf experimentellem Wege die Frage aufzuklären gesucht. In dem pneumatischen Kabinet des jüdischen Krankenhauses zu Berlin, welches Drucke bis zu zwei Atmosphären herzustellen gestattet, haben sie an verschiedenen Pfeifen den Druck festzustellen gesucht, mit welchem die Pfeife angeblasen werden muß, damit sie in dem luftverdichteten Raum einen Ton gebe, und zwar bestimmten sie jedesmal den kleinsten Druck, der hiefür erforderlich ist, indem sie einerseits von zu schwachen, andrerseits von zu starken Drucken ausgingen. Hiebei ergab sich ein gesetzmäßiges Verhalten: in allen Fällen, bei Lippen- wie bei Zungenpfeifen, mußte bei doppeltem Atmosphärendruck der zur Erzeugung des Tones nothwendige Ueberdruck doppelt so stark sein, woraus sich ergibt, daß das Maßgebende für das Ansprechen der Pfeife die Geschwindigkeit ist, mit der die Luft durch die Pfeife dringt. Da nun die Bedingungen für die Tonerzeugung im menschlichen Kehlkopfe dieselben sind wie in den Pfeifen, so muß auch, wenn in verdichteter Luft ein pfeifender Ton erzeugt werden soll, die Luft mit entsprechend höherem Druck aus der Lunge ausgepreßt werden. Zu dieser stärkeren Anstrengung der Ausathmungsmuskeln kommt noch eine weitere Schwierigkeit, daß die Zusammenziehung der Lippenmuskeln eine dem Ausathmungsdruck entsprechende sein und das richtige Verhältniß zwischen der erhöhten Thätigkeit der beiden Muskelgruppen, der Ausathmungs- und der Lippenmuskeln, erst erlernt werden muß. Diese beiden Umstände dürften die Schwierigkeit des Pfeifens in verdichteter Luft ausreichend erklären. (Verhandlungen der Physiologischen Gesellschaft zu Berlin. 1899, S. 93; vergl. „Globus", Heft 1, 1900.)

* Zu Ehrenmitgliedern der deutschen chemischen Gesellschaft sind durch einstimmigen Beschluß der Generalversammlung die HH. Lord Rayleigh in Witham (Essex), W. Ramsay in London, W. Hittorf in Münster und H. Moissan in Paris ernannt worden. Zum Präsidenten für 1900 ist Hr. J. Volhard gewählt; Vizepräsidenten sind Karl Liebermann, J. Osterwald, Emil Fischer und C. Engler. Die Mitgliederzahl beträgt 3347.

* **Straßburg.** Die Sammlungen für das Straßburger Goethe-Denkmal haben, der „Straßb. Post" zufolge, bisher eine Gesammtsumme von 128,693 M. 34 Pf. ergeben.

* **Göttingen.** Der Privatdozent für Physik Dr. H. Th. Simon ist als Nachfolger des Prof. König als Dozent für Physik in Göttingen berufen worden.

* **Dresden.** Der König verlieh der Technischen Hochschule das Recht der Promotion zum Doktor-Ingenieur, konform den preußischen Bestimmungen.

* **Berlin.** Der bisherige außerordentliche Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Berlin, Geheimer Regierungsrath Dr. Adolf Bastian, Direktor der ethnologischen Abtheilung des Museums für Völkerkunde, ist zum ordentlichen Honorarprofessor in derselben Fakultät ernannt worden. — Dem Privatdozenten an der Technischen Hochschule Dr. Georg Klingenberg wurde das Prädikat Professor beigelegt. — In Steglitz starb, 48 Jahre alt, Dr. Gleiniger, Oberbibliothekar der königlichen Bibliothek.

* **St. Petersburg.** Angesichts der sich öfter wiederholenden Erdbeben ist bei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften die Errichtung einer ständigen Seismologischen Zentralkommission in Aussicht genommen, deren hauptsächliche Aufgabe darin bestehen wird, die erforderliche Verbindung zwischen den mit den seismologischen Beobachtungen betrauten Institutionen herzustellen. Die Kommission wird die vorbereitenden Projekte zur Errichtung neuer seismologischer Stationen berathen und die erforderlichen detaillirten Programme und Instruktionen zur Beobachtung der Erdbeben und zur Bearbeitung und Drucklegung der Resultate dieser Beobachtungen aufstellen. Zum Bestand der Kommission werden Vertreter der Ministerien der Landwirthschaft, des Kriegs und der Marine, sowie sämmtlicher Universitäten, des Physikalischen Nikolai-Hauptobservatoriums, der Kaiserlichen Russischen Geographischen Gesellschaft und anderer Institutionen hinzugezogen werden. — Das Forstinstitut wird, wie verlautet, nicht nach Pensa übergeführt werden, sondern in St. Petersburg bleiben. Die Frage sei soeben entschieden worden und man habe zugleich beschlossen, die Satzungen des Instituts wesentlich zu verändern.

Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Petersthüre zu Schleswig.

Eine Urkunde der Geschichte.

Von R. Haupt.

Das Portal, das in den Südflügel des Domes zu Schleswig führt, hat von jeher als eine besondere Merkwürdigkeit gegolten und die Aufmerksamkeit in besonderem Grade auf sich gezogen. Es ist romanisch sechssäulig, mit reliefgeziertem großen Bogenfelde und liegt in einem vor die Tuffmauer etwas vortretenden Mauerkörper. Den Stoff, aus dem das Portal besteht, hat man stets für Granit gehalten, bis ich in der Allg. Ztg. (Beilage 1895, Nr. 284) mittheilen konnte, daß ihn Prof. Haas zu Kiel als Crinoidenkalk von der Insel Gothland bestimmt hat. Aus Granit sind nur der Sockel, der möglicherweise echt sein könnte, obwohl er unter einer der Säulen auch aus jenem Kalkstein besteht, und die Einfassung der Thüröffnung selbst, einige Säulenschäfte, die entschieden jünger sind, und die Theile hinter und neben ihnen. Diesen sieht man meistens an, daß sie einst in Feuersgluth gelegen haben, also früher im Innern des Domes verwandt waren, der mehrfach große Brände erfahren hat. Die Fremdartigkeit des Baustoffes, der sich sonst hierzulande nirgends wieder gebraucht findet, erinnert daran, daß auch am Dome zu Wiborg in Jütland ein Portal ist, das in ähnlicher Weise aus einem dort sonst nicht vorkommenden Stoffe, rheinischem Tuff, besteht und das deßhalb für ein Weihgeschenk angesehen werden kann (nach Helms, Tuffkirchen).

Die reliefgeschmückte Platte aber besteht (was sich wohl zuerst bei Löffler festgestellt findet, der in seiner ausgezeichneten Geschichte der romanischen Kunst in Dänemark[1]) eine treffliche Beschreibung gibt) aus sehr festem, dunkelrothem Sandstein. Zwei plattenartige Steine desselben Stoffes finden sich auch am Gewände vermauert. Bis heute wird jedoch übereinstimmend versichert und geglaubt, das Relief sei Granit.[2])

Das Relief, im Bogen etwas zu hoch sitzend über einem ganz schlecht bearbeiteten, viel neueren Sturz aus Granit, zeigt in der Mitte Christus thronend zwischen den Evangelistenzeichen: Er reicht mit der Rechten die Schlüssel dem sich ihm entgegen richtenden Petrus. Hinter diesem steht ein König, ein Kirchenmodell haltend, jedenfalls der Gründer oder Erbauer des Domes.[3]) Auf der anderen Seite reicht Christus ein Schriftband einer Gestalt, die einen Geistlichen oder Diakon vorstellen muß und sich ihm demüthig neigt. Sie hat, wie auch Petrus, den Heiligenschein, Christus den Kreuznimbus. Aber sie hat kein Attribut. Doch hat man sie für einen Bischof oder auch für Paulus, als Peters Gegenperson, erklärt. Der König mag Knut der Große oder der Heilige sein.

Die Schrift auf dem Schriftbande heißt nach Löffler (wesentlich genauer als es in den Bau- und Kunstdenkmälern von Schleswig-Holstein gegeben ist) TVMICHIV .... FVNDIDE PELLETY, wobei das F und das vorhergehende V sehr unsicher, die Lücke aber ohne erkennbare Spuren ist. Diese Inschrift ist stets für ganz rätselhaft erklärt worden; nur Sach (Gesch. der Stadt Schleswig) wagt wenigstens eine „Vermuthung, wenn, wie wir glauben, in der Inschrift die Zahl 946 steht". Und doch mußte sie etwas bedeuten, und es zu ermitteln war der eifrigsten Nachforschung wohl werth.

Die Untersuchung ergab mir, nach vielen Ansätzen, zunächst als ersten Fortschritt einen Punkt vor ty. Damit ward festgestellt, daß ty ein Wort für sich oder Theil oder Abkürzung eines solchen war. Ty ließ sich ergänzen zu tyrannum (os), auch wohl tyara (am). Damit ergab sich auch das vorhergehende Wort depelle, und, nach dem Versmaß, ein Hexameter. In den Zeiten, denen das Relief entstammt, machte man fast nur leonische. Nun erklärte sich die Abkürzung des ty: der Schluß war nicht nöthig, denn es war der Reim durch das in der Mitte des Verses stehende Wort angegeben. VNDI konnte nur zweisilbig sein, also MVNDI oder FVNDI, was ziemlich auf Eins herauskommt. Das verlorene Wort aber kann doch wohl nur heißen, je nachdem das V echt ist und vielleicht auch die dahinter stehenden Spuren von einem IX nicht zufällig sind, VESANVM (vix sanum) oder auch Germanum. Auch Hermannum[1]) mußte in Betracht gezogen, aber doch abgelehnt werden. Hermann war der Mönch aus Kloster Rath bei Köln, der sich als heftiger Parteigänger der Dänen im Kampfe gegen das Deutschthum bewährt hatte; er „hat es bewirkt, daß der Norden, seither der Bremer Kirche unterworfen, von ihr abgelöst ward", und ward 1138 Bischof von Schleswig. Kaum geweiht, ward er durch einen einheimischen Gegenbischof Okko verdrängt. Er starb zu Lund 1148, wohin er sich, an den Sitz seines Gönners Eskil, des Erzbischofs, begeben hatte.

Wenn nun die Inschrift hieß:

tu mihi vesanum (oder Germanum) fundi depelle tyrannum

so war darin eine Andeutung auf einen Kampf enthalten, aber auf welchen, das ist doch nicht bestimmt zu sagen. Umsomehr lag Anlaß vor, nichts unversucht zu lassen, um, jeden Punkt des Reliefs betastend, beschabend, abätzend, denn es saß auch viel Kalk darauf, der den Rand zum Theil verdeckte, zu der irgend möglichen Sicherheit zu

[1]) Udsigt over Danmarks Kirkebygn. Kop. 1883, S. 200.

[2]) Helms, Danske Mag. 4, 2, S. 351—358, gibt (1873) eine ausführliche Besprechung und Abhandlung über das Relief. Sie ist, wie alles, was der treffliche Forscher geschrieben, gelehrt und scharfsinnig, aber auf lauter Beobachtungen aufgebaut, die inzwischen hinfällig geworden sind.

[3]) Helms, S. 354 f.

[1]) Dehio, Erzbisthum Hamburg-Bremen 2, 33.

kommen. Und da fand sich endlich, am 6. Januar, ein Buchstabe und dann mehrere. Rechts dem Bogen entlang bis an die Grundlinie die Zeile RANNVMET REVOCAGEN und unter Christi Stuhl Andeutung eines P und weiter nach rechts COLENTES. Damit war die ganze Inschrift vorhanden, denn was fehlt, ist unzweifelhaft, wenn auch dem Wortlaut nach nicht genau zu sagen. GEN ist natürlich GENTES, auf COLENTES reimend; und dazwischen mag man lesen PETRVM PIETATE oder etwas entsprechendes.

Hier ist nun kein Zweifel mehr möglich. Die Inschrift der beiden leoninischen Hexameter enthält den Auftrag Christi an Laurentius. Laurentius war zweiter Patron des Domes neben Petrus; ihm ward das Pfarrchor geweiht. Aber Laurentius ist auch Patron des Erzstifts Lund. Der Spruch, der ihm gegeben wird, enthält einen Auftrag, der im Wortlaut erinnert an Weissagungen, die sich auf die assyrische oder babylonische Gefangenschaft beziehen, und deßhalb das Wort Gentes, wo man sonst etwas bestimmteres erwarten könnte.

Tu mihi Germanum fundi depelle tyrannum
Et revoca gentes Petrum pietate colentes!

lautet nun des Herrn prophetischer Auftrag an den Patron des lundischen Erzstifts.

Es ist klar, daß eine solche Prophezeiung nicht wohl eher eingemeißelt oder wenigstens aufgestellt werden konnte, ehe sie in Erfüllung gegangen ist.

„Durch die Transaktionen des Jahres 1137 hat sich die Lostrennung der nordischen von der deutschen Kirche und der Uebergang des Primats von Hamburg auf Lund endgültig entschieden. Hermann, durch Okko vertrieben, aß zu Lund das Gnadenbrot bis zu seinem Tod im Jahre 1148. Okko, durch die Umstände in Gegensatz zu Eskil gerathen, ward gezwungen, sich an Hamburg anzuschließen. Jedeß, auch Okko behauptete sich (gleich wie Siward von Upsala) nicht auf die Dauer, da nach dem Tode seines Gegners die Schleswiger mit dem Primas von Lund Frieden machten und den von diesem geweihten Esbem als Bischof annahmen." (Nach Dehio.)

Und nun erinnern wir uns, daß 1140 der Dom zu Lund (dessen Portale in Uebereinstimmung mit dem Schleswiger sind, s. Kornerup bei Teap, Statistik von Schleswig) im Bau war und daß er aus Sandstein erbaut ist; und wir gedenken daran, daß das Portal wohl ein Weihgeschenk ist. Der Dom zu Schleswig selbst war 1134 vorhanden. Die Inschrift, also das Portal, kann, wenn wir die Umstände in Betracht ziehen, nicht gut vor 1148, aber auch kaum viel später, eingesetzt worden sein. Auf dieselbe Zeit schließt Helms aus Rücksichten auf den Stil. Das Relief ist nun nicht nur mehr durch Vermuthung und Betrachtungen, die von der Stilrichtung ihren Ausgang nehmen, sondern wie durch eine Jahreszahl auf die Zeit um 1148 sicher genug beglaubigt. Dies ist für unser Land etwas großes; denn bis jetzt hat nur eine einzige frühmittelalterliche Kirche sich einer Inschrift erfreut, die uns die Zeit der Erbauung angab, und ist deßhalb für unsre Kunstgeschichte und Kunstforschung von ganz unschätzbarer Bedeutung geworden: die Kirche zu Gellerup, an der es heißt, in denselben Zügen wie in der Dom-Inschrift: anno m CXL incarnationis dni est hic fundata sub honore dei domus ista. Der König am Schleswiger Portal ist Knut der Große oder der Heilige.

Es ist wohl möglich, daß dem Unterrand unsres Reliefs entlang, der offenbar abgehauen oder sonst zerstört ist — es ist ja jener rohe Sturz darunter geschoben —, eine Inschrift wie zu Gellerup gestanden hat; es ist sogar möglich, daß auf den oben erwähnten Sandsteinstücken neben dem Portal etwas derartiges zu finden wäre, wenn man sie herausnähme, aber das Gefundene entschädigt uns. Offenbar seit der Zeit dieser Inschrift ist Laurentius Mitpatron geworden.

Das Portal selbst aber hat eine unklare Geschichte gehabt. Sein Platz war nicht da, wo es jetzt sitzt; denn der Sockel des Querschiffes und sein Fußboden liegt viel tiefer; was man jetzt als Sockel sieht, ist theils nachträglich gemacht, theils nachträglich hiehergesetzt. Auch Nachgrabungen, die ich habe anstellen lassen, haben untrüglich festgestellt, daß die ganze Außenschicht der Mauern hier jünger und zum Theil recht jung ist. Ob das Portal früher ebenda gesessen hat und nur gehoben worden ist, oder ob man es bei einem Umbau des Domes von anderer Stelle hiehergebracht hat, das kann man nicht wissen. Die Steine, mit denen man es damals hergestellt hat, sind wohl den im 15. Jahrhundert ausgebrochenen Pfeilern und Bogen des Dominnern entnommen, gleichwie man noch vor sechs Jahren den Obertheil des Portalbaues mit Steinen ergänzt hat, die dafür aus der Eifel verschrieben wurden.

Das erste Vierteljahrhundert europäischer Politik im Zeitalter der Renaissance (1494—1519).

Von Kurt Breysig.

II.

Wenn nun dies soeben erst geeinigte Spanien sogleich in die europäisch-italienischen Händel eingriff, so hat es auch diesen Schritt vorwärts in rapider Schnelligkeit gethan; um so sorgfältiger und bedachter war aber die Einzelausführung. Ganz sachte ward der entscheidende Schlag auf Neapel schon 1494 und 1495 dadurch vorbereitet, daß Ferdinand der Vertreibung seines neapolitanischen Vetters kaltblütig zusah, ja schon im Friedensvertrag von 1493 hatte er dem König von Frankreich eine solch abwartende Stellung in dessen eventuellen Händeln mit Neapel zugesagt. Aragon-Castilien hat dann 1495 ebenso ruhig die Wiedereinnahme des neapolitanischen Thrones durch die alte Dynastie geschehen lassen, um sechs Jahre später mit den Franzosen selbst gegen sie vorzugehen und sie endgültig zu beseitigen. Bald darauf aber begann man mit eben diesen Bundesgenossen Krieg und wußte sie bis zum Jahre 1504 zu verdrängen und das bei weitem größte Stück aus der italienischen Beute, das Spanien so davontrug, hat es sich auch später nicht wieder entreißen lassen. Man sieht, sehr sentimental war diese Politik nicht, aber sie hat in ihrer listigen Besonnenheit auch nichts überstürzt, hat den Baum immer gerade dann geschüttelt, wann die Früchte reif waren. Und ihr kam eine militärische Energie zugute, die ihre von langer Hand vorbereiteten Pläne im rechten Augenblick mit dem besten Erfolg durchzusetzen wußte. Einen so glänzenden Tag wie den von Marignano hat die Geschichte der spanischen Feldzüge in diesen Jahrzehnten nicht aufzuweisen, aber man hat den Eindruck, als hätte sich damals, wie die Politik, so auch die Kriegführung Spaniens in ihrer nachhaltigen Besonnenheit dem französischen Elan überlegen gezeigt und das letzte Resultat aller dieser Krisen entsprach diesem Verhältniß durchaus. Alle spätere Entwicklung der internationalen Politik in Europa hätte sich in ganz anderen Bahnen bewegt, wäre damals aus Italien ein halb französisches Land geworden, wie Karls VIII. und Ludwigs XII. starke Offensive es erstrebt hatte.

Deutschland hat bei dem allgemeinen Theilen und Zugreifen, das Frankreich mit seinem Vorstoß von 1494 eröffnet hatte, nur die kleinste Beute erlangt. Daß auch hier der innere Zustand die auswärtige Politik beeinflußt hat, ist selbstverständlich. Und der kann, ganz im Gegensatz zu Frankreich und Spanien, in keiner Weise als prädisponirend

für eine starke offensive Staatskunst interpretirt werden. Denn, so wunderbar es klingt, von beiden ganz entgegengesetzten Tendenzen, die damals das Verfassungsleben des Reiches bestimmten, war einer solchen Expansion keine günstig. Daß die alte partikularistische Zersplitterung, die soeben durch das Aufkeimen des modernen Staatsgedankens in den Territorien neue Nahrung und Verstärkung erhalten hatte, jeder starken Aggressivpolitik die größten Hindernisse bereiten mußte, ist offenbar, und Maximilian hat es, wie schon in den Jahren seiner Kriege um Burgund, so auch jetzt oft genug erfahren. Aber auch die entgegengesetzte, unitarische Strömung, die damals zwar nicht die Krone, wohl aber das Reichsständethum selbst ergriffen hatte, war nicht geeignet, um sie für eine unternehmende auswärtige Politik zu benutzen.

Die beiden Gewalten, die damals Deutschland regierten, verhielten sich zu einander, als gehörten sie zwei verschiedenen Welten an: der König-Kaiser dachte Tag und Nacht an nichts anderes, als wie er des Reiches und seine Macht in Europa mehren und ausbreiten könnte, der Reichstag aber, oder wenigstens die Reformpartei, wollte nun endlich gute Ordnung im Lande einführen und mit seinen parlamentarischen Rechten doch auch die Einheit des deutschen Staates stärken. Einer sah immer den Andern als Störenfried an: wie traurig, daß Maximilian nicht die Persönlichkeit war, wie Ferdinand von Aragonien oder wie Ludwig XII., beide Dinge auf einmal zu bewältigen, sie hätten sich wahrlich nicht ausgeschlossen. Aber freilich, wer will sagen, ob in Deutschland nicht die Vorarbeit der früheren Herrschergeneration so gering, die augenblicklichen Schwierigkeiten so groß waren, daß auch ein größerer Monarch sie nicht hätte überwinden können?

So blieb denn Maximilian in der Regel nichts anderes übrig, als sich für seine weitreichenden Pläne auf die sehr viel begrenzteren Mittel seiner Hausmacht zu stützen, und er ist auch da bei den Ständen seines Landes häufig auf entschlossenen Widerstand gestoßen. Da er nun überdies ein zwar phantasiereicher, aber sehr wenig stetiger Staatsmann war und da seine Kriegskunst ähnlich willkürlich, man möchte fast sagen, launisch vorging, so konnten die Erfolge, die er mit Schwert und Feder davontrug, nicht allzu beträchtlich sein. Wie unbegreiflich waren zuweilen seine Entschlüsse in entscheidenden Momenten, so im Jahre 1496, da er sich so plötzlich aus Toscana zurückzog, ohne auch nur einen Versuch zu machen, diesen weitaussehenden Feldzug zu einem glücklichen Ende zu führen, so 1509, wo er den Krieg gegen die Venetianer aufgab, so 1516, da er schon nach einem Monat die Unternehmung gegen Franz I. und Mailand fahren ließ, obwohl sie mit sehr beträchtlichen Mitteln, mit englischem Gelde und schweizerischen Söldnern ins Werk gesetzt worden war. Bei all dem kann es nicht wundernehmen, daß Kaiser und Reich in diesem Vierteljahrhundert europäischer Kriege, an denen sie in den meisten Fällen betheiligt waren, nur ein mehr als bescheidenes Stück aus dem allgemeinen Landraub davongetragen haben. Es war das kleine Territorium in Welschtirol, das die Republik Venedig hatte abtreten müssen.

Aber was Maximilian an Stetigkeit und Umsicht abging, das suchte er durch phantastische Pläne zu ersetzen, und da sie in der Hauptsache auf Ehestiftungen basirt waren, so hat er die größten politischen Erfolge seiner langen Herrscherlaufbahn, insbesondere die Erwerbung Spaniens für seinen Sohn und Enkel, zwar auch nicht eigentlich den ursprünglichen Absichten dieser Pläne, wohl aber dem Glück des Zufalls, das an sie anknüpfte, zu verdanken.

Gegenüber den Territorial- und Machtverschiebungen, die in Italien eingetreten waren, erscheinen alle übrigen Veränderungen solcher Art, die in dieser Epoche sich zwischen den europäischen Großstaaten abspielten, ziemlich unbedeutend.

Doch indem man die Territorialveränderungen dieses Zeitalters überblickt und von ihnen auf das Stärkeverhältniß der Mächte schließt, die damals zum erstenmal in eine wirklich allgemeine Arena herabstiegen, um ihre Kräfte zu messen, sind doch nur die gröbsten Züge des Strukturbildes gezeichnet, das die Gestaltung der germanisch-romanischen Völkergesellschaft zu dieser Zeit darbietet. Schon der oberflächliche Ueberblick über die Aufeinanderfolge der internationalen Berührungen in diesem Vierteljahrhundert zeigt, wie außerordentlich schnell die Konjunkturen der europäischen Politik damals wechselten und wie mannichfaltig die Kombinationen der Bündnisse und Gegnerschaften waren, die entstanden und meist sehr schnell wieder verschwanden oder doch halb durchkreuzt und durch andere abweichende Verbindungen und Feindschaft modifizirt wurden.

Schon diese Beobachtung ist an sich wichtig; denn es ist doch für die Entwicklungsgeschichte der europäischen Staatengesellschaft bedeutsam genug, daß sie von dem Jahr, man möchte sagen, von dem Augenblick ab, da sie überhaupt zu einer intensiven zwischenstaatlichen Politik überging, auch sogleich in ein so fieberhaftes Tempo der gegenseitigen Beziehungen hineingerieth. Es war doch, als wenn ein Wagen, der bis dahin sich zuerst sehr lange Zeit im Schneckenschritt, dann eine Weile immer noch sehr langsam bewegte, plötzlich sich in stärkere Bewegung setze und dann schon nach wenigen Schritten sich im wilden Lauf vorwärts stürze. Denn im Vergleich zu der Lethargie des frühen und der zwar merklich lebhafteren, aber immer noch verhältnißmäßig geringen Erregtheit des späten Mittelalters tritt nun ein hastiger, an dem Beobachter kaleidoskopartig rasch vorübereilender Wechsel der internationalen Beziehungen ein. Wir sehen die Herrscher der politisch maßgebenden Staaten, den deutschen, den französischen, den spanischen König, wir sehen den Papst und die Signoren von Venedig, ja auch die Eidgenossenschaft und die Monarchen von England und Schottland, in fortwährend sich ändernden Stellungen sich paar- oder gruppenweise die Hand reichen, um gemeinsam den politischen Zweck des Augenblicks zu erreichen, d. h. andere einzelne Glieder der Staatengesellschaft zurückzudrängen, zu übervortheilen. Und verfolgt man das Schauspiel genau, sieht man wie in einem Jahr[1]) der Kaiser, der Papst, Spanien und Venedig gegen Frankreich, in einem andern[2]) der Papst, Venedig, Frankreich und Spanien gegen den Kaiser, in einem dritten[3]) Spanien, Frankreich, Papst und Kaiser gegen Venedig sich zusammenschließen, so hat man zuletzt den Eindruck eines Reigenspiels, das in immer neuen Tanzfiguren sich vor unsern Blicken abrollt.

Eine ganze Anzahl gleich nothwendiger genereller Beobachtungen läßt sich schon an diese eine allgemeinste Thatsache anknüpfen. Nicht jede Historie ist geneigt, eine solche Auffassung der Dinge überhaupt zuzulassen: man hat uns viele Jahrzehnte lang erzählt, König A. habe König B. bekriegt, weil er ihm als seinem Schwiegersohn gegrollt, oder weil er ihm einige Städte und Bezirke hätte abnehmen wollen, oder weil er von einem Verbündeten gegen ihn aufgeregt worden sei — nach sechs Monaten aber habe er wieder aus diesen und diesen Gründen mit ihm Frieden geschlossen. Und aus hundert solchen Einzelfeststellungen setzte man zusammen, was man die Geschichte eines Zeitalters nannte. Versucht man dagegen zu erweisen, daß eine ganze Epoche überall in einer ganzen Staatengruppe aus ungefähr ähnlichen Gründen Herrscher und Staats-

[1]) 1495.
[2]) 1498/99.
[3]) 1508.

männer von politischem Ehrgeiz und Lust an Krieg und Landraub erfaßt zeigt, so werden offenbar alle jene Einzelveranlassungen ganz anders und sehr viel niedriger in ihrem Einfluß bewerthet. Kein Zweifel, in jedem einzelnen kleinen und kleinsten Stadium des gesammten Prozesses waren tausend verschiedene Einzelursachen politischer und persönlicher Art wirksam und unzählig oft sind große und für den Augenblick bedeutsame Wendungen auch durch die subalternsten Dinge, durch das Schnupfenfieber eines Herrschers oder die Laune seiner Maitresse herbeigeführt worden, aber den großen, übermächtigen Strömungen des Zeitalters gegenüber verschwinden nicht nur sie, sondern noch sehr viel bedeutendere Einzelfaktoren in der großen Rechnung der Weltgeschichte.

Denn über alle Fähigkeiten der Herrscher, über alle die von uns zufällig genannten Kombinationen der Ereignisse hinaus nimmt sich das ganze damals anhebende Schauspiel der stetigen Verschiebung des Machtgewichts und der Grenzen zwischen den einzelnen Staaten aus wie das Brodeln großer Erd- und Ländermassen, das uns die Geologen aus der Urzeit unsres Planeten so deutlich schildern — um ein auf diesen Blättern schon einmal angewandtes Gleichniß von neuem und in anderem Sinn zu benutzen. Die ausschlaggebenden Momente, die den Verlauf dieses Stoßens und Drängens der einzelnen Landschollen im einzelnen bestimmen, sind doch unzweifelhaft die innere Festigkeit und Wucht, die diese einzelnen Erdstücke besitzen. Und so auch kam es in diesem Stoßen und Drängen der Völker oder vielmehr der Staaten gegeneinander, das damals begann, um jahrhundertelang nicht aufzuhören, vor allem nur auf die innere Beschaffenheit der einzelnen Theile der Völkergesellschaft an: auf das Maß ihrer Konzentration und Kondensirtheit, von der dann wieder vor allem der Grad ihrer äußeren Aktionsfähigkeit bestimmt ist. Selbstverständlich sind die Zustände der Verfassung und Staatsordnung, in denen sich jene Konzentrirtheit aussprechen muß, auch nicht die einzigen oder primären Ursachen der größeren oder geringeren Befähigung, sich im Kampf der Völker zu behaupten: sie ruhen wieder auf tiefer Liegendem, auf dem sozialen und sittlichen Gesammtzustand eines Volkes, und auf die kriegerische Tüchtigkeit jeder Nation wirkt dieser auch ganz unvermittelt ein. Jedenfalls aber sind diese starken organischen Ursachenreihen von größerem Einfluß auf die dauernden Ergebnisse der Ereignisse als die Velleitäten und selbst als die Fähigkeiten der einzelnen führenden Männer. Denn auch diese tragen Alle mehr oder minder den Stempel ihrer Zeit. Schon war die Rede davon, wie die Fürstengeneration dieser Epoche von einem Geist beseelt war; aber auch Staats- und Kriegskunst sind zuletzt bei den verschiedenen Völkern bis zu einem gewissen Grad ähnlich. Und gerade in diesem Vierteljahrhundert, das sich, als Beginn der neuen Zeit auf diesem Gebiet, in der internationalen Politik so deutlich kennzeichnet, macht sich eine Einwirkung der inneren Zustände auf das äußere Verhalten der Staaten besonders stark geltend: denn eine eigene Tradition, eine originäre Entwicklungsreihe der zwischenstaatlichen, der europäischen Politik, die später auch ihrerseits wirkte, war damals noch kaum vorhanden.

Daß trotz allem dem der übermäßige Einfluß, den die Monarchie einigen wenigen einzelnen Menschen einräumt, sich ebenfalls geltend macht, braucht nicht von neuem versichert zu werden. Von Maximilians ganz besonderer Stellung ist schon die Rede gewesen: denn da er zwar gewiß nicht die stärkste, wohl aber die eigenthümlichste unter den leitenden Persönlichkeiten der europäischen Politik war, hat er viele Wendungen herbeigeführt, die ohne ihn nicht wohl denkbar wären. Aber auch diese und andere persönliche Wirkungen sind zum Theil nur Funktionen des allgemeinen Geistes der Zeit oder eines Volkes, zu einem anderen Theil sind sie sehr transitorischer Natur und werden durch die nächsten Konstellationen wieder beseitigt oder doch modifizirt. Wer will sagen, ob überhaupt etwas übrig bleibt, was nicht unter diese beiden Kategorien fällt?

Und eine beruhigende Wirkung übt eine solche Betrachtungsweise sicherlich aus: man lernt erkennen, daß der gewaltige Ernst, mit dem jeder kleine und kleinste Schritt der Politik und der einzelnen Staatslehre als entscheidende Partikel der Weltgeschichte betrachtet wird, nicht ganz frei von komischer Uebertreibung und Pedanterie ist. Auch die Vortänzer in dem Reigenspiel der Staatskunst sind in gewissem Sinn nur Marionetten in der Hand stärkerer Mächte, und nicht jede einzelne ihrer Wendungen und Bewegungen ist Geschichte, sondern das allgemeine Bild, das dies Schaustück dem Beobachter darbietet.

Weiter aber heißt es den Sinn der Menschheitsgeschichte verkennen, wenn man diese orchestischen Dramen der Staatsmänner allzu ernst nimmt. Alle diese Schwenkungen, all dieses Sicheinander-Zuneigen und Sich-Fliehen häufte sich so sehr und erscheint zuletzt so wenig bedeutsam, daß man von dem ganzen Stück zuletzt wirklich den Eindruck einer großen, einer aristophanischen Komödie hat, und wer wird uns je überzeugen, daß eine solche Meinung falsch sei? Niemand wird zwar über diesem leichten, oft leichtfertigen Spiel der Wellen an der Oberfläche den Ernst der Tiefen vergessen dürfen. Aber die Erkenntniß, daß auch die großen Strömungen, die da unten im Dunkel drängen und fließen, aufs strengste an Ursachenzusammenhänge gebunden sind, die oft bis zu den Quellen aller Geschichte stromaufwärts zurückverfolgt werden müßten, wollte man sie ganz ergründen, sie hat etwas befreiendes, beruhigendes. Das Stadium der menschlichen Schicksale wird durch sie mehr der Erforschung der übrigen Welt angenähert, die Kämpfe der Völker erhalten durch sie ein wenig den Charakter von Naturereignissen. Und wie für die Empfindung des Astronomen die gewaltigsten Sternkatastrophen dadurch an Furchtbarkeit verlieren, daß er ihre Gründe, wenn nicht völlig erklären, so doch ahnen kann, so mildern sich dem Historiker die Schrecken, die Unbarmherzigkeit seines Stoffes durch die Erkenntniß ihrer Entstehung.

Oft mischen sich dieser Ernst und jener Scherz in schneidendem Gegensatz, um die Tragikomödie der Weltgeschichte zu weben. Daß die großen Völker, die sich in voller Kraft jetzt zu recken und zu dehnen beginnen, miteinander in Konflikt gerathen, entspricht nur dem Gesetz des historischen Geschehens, aber die Frivolität und die Leichtigkeit, mit der die Mächtigen sie um sehr geringfügiger Anlässe willen herbeiführten, stößt zuweilen ab, obwohl auch sie wieder nichts anderes als eine Blüthe am Baum dieser Zeit ist.

Große Worte hat man auch damals schon gemacht und bei bedeutenden und unbedeutenden Aktionen vom Heil der Staaten geredet, oft aber ist durch einen der Tanzschritte im Reigen der Großen der Erde das Blut Tausender vergossen, das Geschick von Millionen dauernd beeinflußt worden. Sieht man nun näher zu, so bilden sehr menschliche, man möchte sagen, sehr private Impulse den Hauptantrieb der Aktion. Thatkraft, Schlagluft, Herrschsucht der Monarchen und ihrer Diener und Kriegsführer — und was die Neigung zum Waffenhandwerk angeht —, auch ihrer Völker, sie haben diesen Wirbel politischer Ereignisse, den man von nun ab internationale Politik nannte, fast allein verursacht. Unsäglich zahlreiche Störungen der innerpolitischen, der wirthschaftlichen und der kulturellen Entwicklung sind daraus hervorgegangen, aber wer wollte dieses starke Spiel der Männer schelten, da es doch so viel Persönlichkeiten ausgebildet hat, da es so ganz dem Geist der

Zeit entsprach, und da es ein herrlich buntes Blatt der Weltgeschichte mit ganz eigener Farbenpracht erfüllt hat. Und man wird nicht vergessen dürfen, daß so leichtfertig, frivol und nach dem Sittenkodex unsrer so viel friedliebenden Zeit grausam mehr als eine der Kriegseröffnungen von damals erscheint, auch dieser Trieb zum Kampf und gerade er nur ein Sympton der Zeitkultur war, wie denn die Völker auch an diesem Treiben der Mächtigen nicht nur nicht Anstoß, sondern vollen, sympathischen Antheil genommen haben.

Doch um von diesen ganz allgemeinen Betrachtungen zu der besonderen Aufgabe dieser Abhandlung zurückzukehren, so wäre es gewiß falsch, aus allem dem den Schluß zu ziehen, daß die einzelnen Glieder der germanisch-romanischen Völkergesellschaft durch die gehäuften Kämpfe und Konflikte einander entfremdet und mehr voneinander abgerückt seien. Ganz im Gegentheil, wer schärfer zusieht, wird gewahr werden, daß eben in diesen so rapid wachsenden Streitigkeiten der Theile das unwiderleglichste Zeugniß stärkerer Kondensirung, stärkerer Integration des Ganzen zu sehen ist. Denn freilich die gröbsten und härtesten dieser Zusammenstöße waren ein Produkt der Rivalität und daraus entstehender Feindschaft. Man hatte ein gemeinsames Interesse, den Landraub, den man in Italien beging, und mißgönnte sich gegenseitig die Beute. Aber eben aus diesen Feindseligkeiten entsprang ein Zusammenwirken, das schon an sich ein Einandernäherkommen, ein Aneinanderrücken bedeutete. Denn man achte nur auf die Gründe, die zu den immer neuen Positionswechseln führten: auch sie waren freilich meist dem Gefühl der gegenseitigen Eifersucht entsprungen, aber sehr bald steigern sie sich zu einem Solidaritätsgefühl, das sich schon wie eine Manifestation des Gemeingeistes der Gesammtheit, der ganzen Völkergesellschaft ausnimmt. Es kam nicht selten zu Aktionen, die nicht eigentlich auf Bekämpfung, sondern auf Schutz und Förderung eines anderen, eines bedrängten Staates abzielten.

Charakteristisch für das Verhalten der damaligen Staatsmänner in derartigen Fragen ist die Politik Ferdinands von Aragonien, der freilich, wie schon gezeigt wurde, von allen Mitspielern in diesem hohen Spiel der umsichtigste und gewiegteste war. Er hatte die heilige Liga von 1495 mit geschlossen, weil Frankreich seinen großen italienischen Vorstoß gemacht hatte, aber er schloß schon 1498 mit Frankreich Frieden, da der deutsche König mit Erfolg Frankreich anzugreifen schien. 1508 nimmt er an der Liga von Cambray gegen das übermächtig gewordene Venedig theil, 1511 aber, nachdem die stolze Stadt gedemüthigt war, verbündet er sich wieder mit ihr und dem Papst, um den verbündeten Deutschen und Franzosen zu wehren. Im Jahr 1512 verbündet er sich mit England gegen Frankreich, das durch die Eroberung Mailands zu stark geworden war, aber schon das Jahr darauf schließt er mit dem angegriffenen Ludwig XII. Frieden und Bündniß. Fast von allen diesen — wie man zugeben wird — sehr zahlreichen Frontwechseln hat man den Eindruck, als seien sie das Resultat der Erwägung, daß man nicht die eine von zwei streitenden Parteien zu mächtig werden lassen dürfe. Natürlich, das Interesse Spaniens geht voran; aber es bleibt erstlich bemerkenswerth, daß der König sich in sehr viele Streitigkeiten einmischte, die jedenfalls spanische Angelegenheiten nicht unmittelbar berührten, und noch mehr, daß er sehr oft solche Einmischungen in den Dienst des Friedens stellt, daß er sehr oft einem bedrängten Staate zuhülfe kommt.

Gewiß wäre es weit gefehlt, aus diesem und dem häufig analogen Verhalten anderer Herrscher den Schluß zu ziehen, daß sie um den europäischen Frieden und das Wohl anderer Länder besorgt gewesen seien. Davon kann nicht die Rede sein; es würde dem Geist, in dem damals Politik getrieben wurde, nicht im mindesten entsprechen. Der Grund war vielmehr offenbar der, daß zuerst das Verhältniß der europäischen Großstaaten zum italienischen Streit, später aber ihr Verhalten zueinander überhaupt so wichtig für jeden dieser Großstaaten wurde, daß es ihm ein Gegenstand fortwährender Aufmerksamkeit und Berücksichtigung wurde. Denn schon eine Aenderung der Beziehungen zwischen England und Frankreich, oder zwischen England und dem deutschen Könige konnte auf das Verhältniß Spaniens etwa zu Venedig oder zum Papst drücken. Zuerst war immer Italien der Brennpunkt oder besser der Wärmeleiter aller dieser Erhitzungen oder Erkaltungen der internationalen Beziehungen. Es spielte in diesen Jahrzehnten in der europäischen Politik etwa die Rolle, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Balkan-Halbinsel zugewiesen war; aber sobald nur an anderen Grenzen, z. B. an der deutsch-französischen oder der französisch-schweizerischen, ähnliche Reibeflächen entstanden, wurden auch sie für die europäische Diplomatie ein Objekt allgemeiner Beachtung.

Solch eine Sensibilität für alle, ohne Unterschied alle zwischenstaatlichen Beziehungen aber ist nur dadurch zu erklären, daß das Geschiebe der Schollen, mit dem das Gewirr der germanisch-romanischen Staatenwelt schon einmal verglichen wurde, ganz eng, ganz gedrängt war. Sie waren so dicht gegeneinander gedrückt, daß jede Lagenveränderung auch von dem einen Ende der Diagonale des Gesammtbereichs bis zum anderen Zittern und Beben, wenn nicht Schwanken und Stürzen hervorrief. Und so wurde es denn von jetzt ab Aufgabe jedes weitsichtigen Staatsmannes, auch weit entfernte und mit den eigenen Angelegenheiten scheinbar unzusammenhängende Vorgänge nicht nur seinem politischen Kalkül zugrunde zu legen, sondern auch auf sie einzuwirken. Und so wurde, was ursprünglich Entfremdung und Entfernung schien, wirklich ein Mittel zur Knüpfung engerer, zur Herstellung innigerer Gemeinsamkeitsbande, freilich in den rauhen, gewaltthätigen Formen des Zeitalters. Aber auch Gewalt und List können gute Bindemittel für eine Völkergesellschaft abgeben. Eine Gruppe Staaten, die in fortwährenden, wenn auch meist feindlichen Beziehungen untereinander leben, stellt offenbar ein einheitlicheres Gebilde dar, als eine Anzahl von Nationen, in denen jede in der Hauptsache nur der eigenen, der inneren Politik sich widmet und so wenigstens in dieser Hinsicht nur ihr eigenes Leben lebt.

Und der beste Beweis dafür, daß die Gesellschaft der germanisch-romanischen Völker als soziales Gebilde jetzt viel einheitlicher geworden war, ist in dem Umstand zu suchen, daß schon in der Mitte dieses 25jährigen Zeitraums der alte Gedanke der Universalmonarchie wieder auftaucht. Daß es der phantastischste Mann dieser Fürstengeneration war, ist nicht verwunderlich, und da er erstlich ein Habsburger, zweitens weder ein großer Feldherr, noch drittens ein großer Diplomat war, so ist ebensowenig erstaunlich, daß er dies weit abliegende Ziel durch das Mittel politischer Ehestiftung zu erreichen gedachte. So persönlich auch dieser Versuch gefärbt ist, als ein Produkt des Zeitalters muß er doch gelten: der Kreis, den diese Nationen bildeten, schien so viel enger geworden, so viel fester geschlossen, daß der Gedanke aufsteigen mußte, ihn in seiner Gesammtheit **einem** Scepter zu unterwerfen.

Und daß Maximilian wirklich alle Lande dieses Bereiches mit seinen Plänen umfaßt hat, ist schon erzählt worden. Zuerst scheint selbst seine fruchtbare Einbildungskraft nicht so weitläufige Märchenschlösser ausgebaut zu haben, wie er denn überhaupt anders, als andere Männer, in seiner Jugend die realen Erfolge seines Lebens — im Kampf gegen Frankreich — davontrug, in höherem Alter

aber immer phantastischer wurde. Einer seiner Träume ist zuerst, wie wir sahen, durch einen Zufall verwirklicht worden, er zog in der Ehestiftungslotterie, die er in seinem Hause durch Vermählung mit aussichtsreichen Prinzessinnen auf gut Glück bereitete, für seinen Sohn Philipp ein sehr großes Loos. Aber als diesem durch eine Anzahl günstiger Todesfälle die Erbschaft Spaniens sicher wurde, ist er in seinen Projekten immer weiter gegangen: wie oft er Frankreich, und daß er einmal auch England in den Bereich seiner Berechnungen gezogen hat, ist erzählt worden. Er hat thatsächlich in einem Stadium der Verhandlungen die Enterbung Franz I. und die Erwerbung von ganz Frankreich in Betracht gezogen und auch nach England züngelte sein begehrlicher Sinn: Karl ist einmal auch mit der Schwester Heinrichs VIII. versprochen worden und für den Fall, daß der König ohne Kinder sterbe, ist ihm damals die Erbfolge zugesichert worden.[1])

Wäre nun auch nur eine dieser Kombinationen eingetroffen, so wäre Karl V. ein Weltreich gesichert gewesen. Und es ist klar, daß eine so ungeheure Länderanhäufung zu Beginn des 16. Jahrhunderts eine unvergleichlich radikalere Neuerung bedeutet hätte, als zu Beginn des 9. Denn alle Wandlungen der europäischen Politik in der Zwischenzeit waren doch Veränderungen im Geiste der Differenzirung, der dynastischen, der staatlichen und zuletzt auch der nationalen Differenzirung, gewesen. Alle diese Unterschiede, die inzwischen geschaffen, die Grenzen, die inzwischen gezogen worden waren, zu ignoriren, bedeutete an sich schon einen Umsturz der bestehenden Staatsordnungen, eine Umwälzung, wie sie sich tiefergreifend für die internationale Politik dieses Zeitalters kaum denken läßt. Dennoch waren selbst diese weit gespannten Pläne ganz natürlich aus den Anschauungen der Epoche hervorgewachsen, sie waren von Grund aus dynastisch, so sehr sie auch dem Staatsgedanken oder gar dem politischen Nationalismus widersprachen.

Und so geräth man auch für diese Zeit wieder auf das Ineinanderwirken dreier verschiedener Prinzipien. Nicht als ob sie den Menschen dieser Epoche in ihrer Unterschiedenheit und jedes für sich klar gewesen wären, nicht als ob auch nur die Träger dieser drei Gedanken verschiedene Menschen gewesen wären — im Gegentheil, sie wohnten wohl der Regel nach in den Köpfen der wenigen führenden Staatsmänner enge bei einander und schieden sich sicherlich meist nur wenig klar voneinander. Und dennoch sind es Faktoren des historischen Lebens gewesen, deren Walten von dem heute auf diese Dinge rückwärts Blickenden aufs klarste erkannt und in jedem einzelnen Falle abgegrenzt werden kann. Jede bestimmte Maßnahme läßt sich sammt ihren — gewissen oder muthmaßlichen — Motiven dem einen oder anderen von ihnen zuweisen.

Nur ist daran festzuhalten, daß diese drei Gedanken- und Entwicklungsreihen wohl vielfach einander kreuzen und hemmen, daß sie sich aber auch sehr oft miteinander verflechten. Um bei dem ältesten, nach heutigem Parteijargon also konservativsten und nach manchem Parteidogma also auch berechtigtsten zu beginnen, bei dem dynastischen Prinzip, so hat es sich sogar der Regel nach dem Höheren, dem Staatsgedanken, untergeordnet, es ist sein Träger geworden, ist langsam in ihn hineingewachsen und hat sich nicht selten ganz mit ihm identifizirt. Ja wir sahen soeben, daß es noch über ihn hinausgewachsen, daß es zum Universalstaat, zur politischen Einigung des ganzen oder doch des größten Theils der germanisch-romanischen Völkergesellschaft strebte.

Denn Niemand wird annehmen wollen, daß Maximilian der entschlossenste, aber auch abenteuerlichste Vertreter des dynastischen Gedankens in dieser Zeit, aus politischen Motiven alle seine fruchtbringenden Ehestiftungen projektirt hat. Im Gegentheil, als ein rechter Habsburger, vielleicht als der habsburgischste von allen Herrschern seines Geschlechts, überwog bei ihm gewiß die Rücksicht auf sein Haus durchaus. Ihm war nicht wohl zumuthe, wenn er ein nur staatliches Recht zu vertheidigen oder in Anspruch zu nehmen begann: sein Verhalten in der Mailänder Frage ist dafür bis zur Komik charakteristisch. Das deutsche Reich hatte seine Hoheit über diesen Theil Italiens verhältnißmäßig am wenigsten in Vergessenheit gerathen lassen und Maximilian hätte als deutscher König vollauf Anlaß gehabt, sie geltend zu machen. Aber er hat doch auch hier einen Familienanspruch geschaffen: er führte 1493 in zweiter Ehe Blanca, die Nichte des Lodovico Moro heim, ohne alle Erbabmachung zwar, aber sicherlich im Hinblick auf die damals schon sich vorbereitenden Wirren. Selbst seine Wittwerschaft hatte er durch seinen ungeheuerlichen Papst-Plan ausbeuten wollen. Er lebte und webte in der Verbindung familiärer und politischer Verhältnisse.

Wie hätte es auch anders sein können, denn Oesterreich war ja ein Hausbesitz und nicht eigentlich ein Staat, und selbst die deutsche Königskrone galt wohl schon Maximilian mehr als ein Annex dieses Hausbesitzes, denn als eine eigene Mission, ein eigenes Herrscheramt. Oesterreich war der einzige unter den europäischen Großstaaten, dessen Grenzen nicht ungefähr mit denen einer Nation zusammenfielen. Zu mächtig schon damals für einen Gliedstaat des deutschen Reichs, hatte es nunmehr eine europäische Bedeutung gewonnen, ohne doch etwa irgendwie die deutsche Nation, von der es nur einen Bruchtheil umfaßte, repräsentiren zu können. Es war nun schon geraume Zeit der Träger der Königskrone, aber doch auch wieder nicht so sicher in ihrem Besitz, als wenn Deutschland eine erbliche Monarchie gewesen wäre. Es war das Zentralterritorium Deutschlands, ohne doch, seiner eigenen Interessen wegen, sich als führenden deutschen Staat zu fühlen. Alle diese Zwiespältigkeiten aber machten sich deßhalb nicht so sehr geltend, weil dies Oesterreich wirklich kaum ein Staat mit den einem solchen innewohnenden eigenen nicht-dynastischen Tendenzen war, sondern ein Herrschergeschlecht mit seinem Besitz. Was hatten auch die alten Hauslande Oesterreichs, Steiermark, Tirol u. s. f., mit den burgundischen Niederlanden gemein.

In demselben Sinne hat das Haus Habsburg dann auch den letzten Schritt auf seiner Bahn, der es zum Gipfelpunkt seiner Macht führen sollte, gethan. Maximilian und nicht Karl V. ist der Ehrgeizigste, der Höchststrebende unter den Habsburgern dieses Jahrhunderts: denn wenn Karl V. eine Ländermasse beherrschte, die weit über den Territorialumfang eines Großstaates hinausreichte und dem Universalstaat, wenn nicht gleich, so doch nahe kam, so ist das doch das Resultat von Maximilians hochfliegenden Plänen gewesen. Maximilian ist, wie in allen Dingen, auch in der Verfolgung dieses Hauptziels nicht sehr stetig und entschieden gewesen: er hat in seinem Testament unklarerweise seine beiden Enkel zu Erben eingesetzt. Aber er hat doch wohl auf seinen ältesten Enkel alle die Kronen häufen wollen, die er seinem Hause erwarb, während Ferdinand, der Jüngere, zurückgesetzt wurde. Dafür spricht, daß Maximilian noch in der letzten Zeit seines Lebens bemüht gewesen war, ihm die Kaiserkrone zu verschaffen. Und auch der Verlauf der Dinge nach seinem Tode ist charakteristisch: das eigentliche Oesterreich ist nach einigen Unruhen zuerst in die Hand Karls gekommen, aus freien Stücken hat dieser seinen Bruder dann nach und nach mit allen habsburgischen Stammländern ausgestattet. Jedenfalls hat Maximilian seinen ältesten Enkel durchaus als das Haupt seines Hauses und als Inhaber — direkten oder indirekten — der Herr-

[1]) Huber, IV, S. 403.

schaft über seinen gesammten Besitz angesehen wissen wollen. Karl V. aber hat diesen übergroßen Besitz selbst wieder vertheilt hinterlassen: er hat die natürliche Theilung zwischen spanischem und deutschem Besitz wieder in Kraft treten lassen, die sein Großvater hatte beseitigen wollen, nachdem er schon bei Beginn seiner Herrscherlaufbahn in die Abzweigung des eigentlichen Oesterreichs gewilligt und sich dabei nur die kaiserlichen Hoheitsrechte gewahrt hatte.

Man wird sich nicht wundern dürfen, daß der erste Schritt, der nach dem Ziel eines Universalstaats hier gethan wurde, unsicher und schwankend ausfiel. Bezeichnend für den sozialen Gesammtcharakter der Epoche bleibt doch, daß man ihn überhaupt unternahm, und für die Formen der internationalen Staatsthätigkeit, daß man ihn in so ausgeprägt dynastischem Sinne unternahm. Aber wie hätte es auch anders sein können, wir sahen bereits, daß der dynastische Gedanke wie in der inneren, so auch in der äußeren Politik der Völker der Bahnbrecher und Träger des Staatsgedankens wurde, was Wunder, daß er jetzt auch, wie eben so einst zu Karls des Großen Zeiten, zuerst wieder den Weg zu der Idee einer politischen Einigung der germanisch-romanischen Völkergesellschaft fand. Wer will sagen, ob er nicht ganz wie im Einzel-Großstaat sich allmählich zu politischen Auffassungen durchgerungen hätte.

Doch eben der Verlauf dieses Versuchs, der nach weniger als einem halben Jahrhundert vom Hause Habsburg selbst aufgegeben worden ist, erweist, daß die Zeit für ihn durchaus nicht geeignet war. Nicht nur die Staatsidee und die nationale Scheidung war nicht so leicht zu überwinden, auch die Interessen der anderen Dynasten widersetzten sich diesem Streben aufs stärkste und erfolgreichste, und Karl V. war nicht der Mann, die Pläne seines Großvaters durchzuführen, die dieser doch auch nur deßhalb zum Theil verwirklicht hatte, weil ihm das sprichwörtliche Heirathsglück der Habsburger hold war, nicht weil er ein starker Herrscher gewesen wäre.

Unzweifelhaft hat indessen auch Maximilian dem Staatsgedanken gedient: sollte dieser Hausbesitz, der durch Natur und Geschichte mehr noch zersplittert und größeren partikularistischen Gefahren ausgesetzt war, als irgend ein anderer, ein dauernder sein, so mußte er zu einer festen Masse verschmolzen werden. Und Maximilians innere Politik beweist, daß er auch dieser Aufgabe sich bewußt gewesen ist, wenn auch in der unsteten und etwas fahrigen Weise, die ihm einmal eigen war.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Die kirchlichen Strafgesetze.** Zusammengestellt und kommentirt von Dr. Joseph Hollweck, Professor am bischöflichen Lyceum in Eichstätt. Mainz, Franz Kirchheim. — Eine Arbeit über das kirchliche Strafrecht hat nicht, wie man auf den ersten Blick wohl annehmen möchte, bloß geschichtliche Bedeutung. Wir erleben in der Gegenwart einen neuen Aufschwung der katholischen Kirche auf rechtlichem Gebiet, der sich allerdings nicht, wie im Mittelalter, in der Weise kundgibt, daß die Kirche erfolgreich die Thätigkeit des Staates einschränkt, wohl aber klar und sicher dahin zielt, die kirchlichen Rechtsgrundsätze immer mehr zu festigen und die kirchliche Autonomie konsequent auszubauen. Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich hat in dem Jesuiten Lehmkuhl einen Erläuterer gefunden, der es verstanden hat, ebenso vorsichtig als bestimmt die Stellung der Kirche zu dem Gesetz darzulegen und den Gläubigen die kirchlichen Vorschriften, auch wo sie contra legem gehen, als im Gewissen verbindlich einzuschärfen. In den Zwistigkeiten des Kulturkampfes hat sich für diese Methode eine immer wiederkehrende Formel herausgebildet. Man erklärt das weltliche Gesetz nicht mehr, wie früher, prinzipiell für unverbindlich; aber man stellt ihm das kirchliche Gesetz als gleichwerthig und für die Angehörigen der Kirche unter Sündengefahr verbindlich gegenüber. Jeder hat, wo ein Widerspruch entsteht, die Wahl: entweder er folgt dem kirchlichen Gesetz und nimmt die Folgen der Verletzung des weltlichen Gesetzes auf sich, oder er folgt dem weltlichen Gesetz und trägt die Folgen, welche die Kirche für die Verletzung ihrer Rechtsnormen vorgesehen hat. Daß die Kirche ein sehr ausgebildetes Strafrecht besitzt, ist nicht weit bekannt; die Lehrbücher des Kirchenrechts geben regelmäßig nur einen Ueberblick; auch die sorgfältige Darstellung bei Hinschius erschöpft nicht den ganzen Stoff. Die Bestimmungen sind eben in dem seit Jahrhunderten nicht mehr ex officio gesichteten Material außerordentlich zerstreut. Hollweck hat eine schwierige Aufgabe bewältigt, indem er die einzelnen Bruchstücke zusammensuchte und zu einem System verband. Er verdient dafür den Dank nicht nur seiner Kirche, deren festes Rechtsgefüge er in seinem Buch zu klarem Ausdruck bringt und deren Vorgehen auf dem Gebiet des Strafrechts im ganzen wie im einzelnen er im einleitenden Vorwort warm vertritt, sondern auch der ganzen Rechtswissenschaft. Die Bedeutung des kirchlichen Strafrechts kann nicht ohne Schaden mißachtet werden. Die Entwicklung des modernen Strafrechts führt in überraschend vielen Punkten auf den kirchlichen Einfluß zurück. Es ist insbesondere das unbestrittene Verdienst der Kirche, den Staat zu der Auffassung, daß die Bestrafung der Verbrechen nicht der privaten Verfolgung überlassen werden dürfe, sondern eine öffentlich-rechtliche Aufgabe sei, hingeführt zu haben. Später ist es dann allerdings auf diesem Gebiet, wie auf manchem anderen, so insbesondere jenem des Unterrichts, ergangen: als der Staat seiner Aufgaben bewußt geworden war und sie selbst in die Hand nahm, entstand zwischen ihm und der Kirche stiller und lauter Streit über so manchen Punkt, den jede der beiden Mächte nach eigenem Ermessen regeln wollte. Der Streit wird wohl nie zum endgültigen Austrag kommen. Er ist nicht bedenklich, so lang er ehrlich geführt wird. Bücher, wie das Hollwecks, tragen durch die Klärung der Sachlage viel dazu bei, das zu ermöglichen.

W. **Aus der Praxis für die Praxis.** Aufzeichnungen und Betrachtungen über kavalleristische Dinge von Oberst Ritter v. Louchamps-Verier. Berlin 1899. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. Mit drei Tafeln in Steindruck. — Der Verfasser, der die kleine Schrift seinen treuen Mitarbeitern im Regiment widmete, wünscht durch dieselbe seine Erfahrungen, welche er in fast 20jähriger Thätigkeit als Reitlehrer, Eskadronschef und Regimentskommandeur sammelte, zum Gemeingut weiterer Kreise der Armee zu machen. Nicht über „weitgehende Theorien, sondern über Dinge, welche er und Andere praktisch durchgeführt haben", will er sprechen und sich auf das „rein Reiterliche" beschränken; ein engbegrenztes Thema, welches fast ausschließlich für den Fachmann von Interesse zu sein scheint, wird hier in so lebendiger Art behandelt, daß es die Aufmerksamkeit der Leser auch ohne „weitgehende Theorien" haben wird. Der erste Theil befaßt sich mit der Einzelausbildung von Reiter und Pferd, bringt zahlreiche Rathschläge über die Ausbildung neuer und alter Remonten, der Rekruten beim Reiten auf Trense und Kandare, der alten Leute, über Tempos und über Jagdreiten. Der zweite Theil bringt Betrachtungen über die Stallungen Stallpflege, Beschlag, die Bekämpfung von Epidemien, die Behandlung der Reitzeuge und die Anlage von Hindernissen. Als Motto hätte das Buch passenderweise die Worte Mephisto's an den Schüler im Faust „Gebrauch die Zeit, sie will so schnell von hinnen" führen müssen, da den Verfasser zu seinen Vorschlägen in erster Linie das Streben auf Zeitgewinn bei der Ausbildung der Reiterei bewogen hat. Nach seinen Worten muß die Kavallerie, um einen ebenbürtigen Platz neben den durch die Entwicklung der Technik und Wissenschaft so außerordentlich fortgeschrittenen Schwesterwaffen behaupten zu können, auch reiterlich höheren Aufgaben als früher gewachsen sein. Im gleichen Zeitraum wie vormals sollen die militärischen Erzieher der Gegenwart Mannschaften und Pferde zu höchster Kriegstüchtigkeit und Leistungsfähigkeit ausbilden. Nur die größte Anspannung der Kräfte,

einmüthiges, sachmäßiges Zusammenarbeiten unter Vermeidung jedes hemmenden Ballasts und unnützen Zeitaufwands können hier zum Ziel führen. Jeder der Leser, für die das Werk bestimmt ist, wird mit diesen Ansichten übereinstimmen, aber auch eine Fülle von Anregungen und beherzigenswerthen Winken in demselben finden.

H. S. Ueber seine weiteren Forschungen im Gebiet des Sees Bangueolo hat Poulett Weatherley einen ausführlichen Bericht an die Londoner Geographische Gesellschaft gesandt, der von ihr im diesjährigen Novemberhaft des „Geogr. Journ.“ auszugsweise veröffentlicht worden ist. Es sei daran erinnert, daß Weatherley bereits seit Mai 1894 ununterbrochen in Afrika weilt, mit der Erforschung jener Gebiete beschäftigt ist und u. a. eine werthvolle, wenn auch noch der Ergänzung bedürftige Karte des Bangueolo-Sees, den er 1896 umfahren, heimgesandt hat (publizirt im „Geogr. Journ.“ vom September 1898). Mit der Vervollständigung jener Karte ist er noch immer beschäftigt. Weatherley brach im Dezember v. J. vom Meru-See nach Süden auf, ging zu den Johnston-Fällen des Luapula, die er schon früher besucht, und dann nach der Nordwestecke des Bangueolo. 16 km nordwestlich vom See vereinigen sich drei beträchtliche Ströme, seine Zuflüsse, zu einem Kasamba genannten großen Sumpf, den während der Regenzeit enge Wasseradern zum offenen See hin durchziehen. Die Nordspitze des Sees liegt nach Weatherley's astronomischer Ortsbestimmung um ca. 18′ südlicher als die bisherigen Karten angaben. Dagegen wurde die Lage der Südecke in Uebereinstimmung mit den bisherigen Beobachtungen mit 11° 31′ südl. Br. gefunden, so daß — die Zuverlässigkeit dieser Ortsbestimmungen vorausgesetzt — der See auf einen noch weit kleineren Raum zusammenschrumpfen würde, als man ihm bisher zugesprochen hat. Weatherley umfuhr hierauf die Inseln Kisi, Kirui und Mbawala und stellte im Gegensatz zu seiner Beobachtung von 1896 fest, daß der Tschifumauli-See nicht ein durch die Lifungi-Nehrung vom Bangueolo abgeschlossenes Gewässer, sondern nur eine Bucht ist, doch handelt es sich hier unsres Erachtens nicht um unveränderliche Verhältnisse. Lothungen zwischen den genannten Inseln ergaben Tiefen von 4 bis 5 m. Weatherley wandte sich dann dem Luapula-Ausfluß zu, der innerhalb des großen Kavangama-Sumpfes liegt und aus einer Menge enger Wasserläufe besteht, in deren Vegetation die Boote bald stecken blieben. Nachdem darauf die Boote über die dicht bewaldete Landenge gezogen waren, die den Luapula von dem langausgezogenen Kamolondo-See trennt, nahm Weatherley dieses flache Gewässer, dessen Existenz er früher in Abrede gestellt hatte, auf, kehrte an eine andere Stelle des Luapula zurück und versuchte von neuem, diesen hinunterzufahren. Schon nach einer Tagereise aber mußte er wieder umkehren, da der Fluß durch Grasbarren („Sedd“) versperrt war und ein anderer benutzbarer Wasserweg sich nicht finden ließ, da man die Strömung kaum wahrnehmen konnte. Weatherley ging darauf wieder zum Kamolondo-See, kreuzte diesen auf stürmischer Fahrt, stellte fest, daß dieser See durch Sümpfe vom offenen Wasser des Bangueolo geschieden ist, und begab sich über Land nach Süden, wo er den Luapula an der Stelle erreichte, da dieser das Sumpfland des Bangueolo verlassen und in die Berge tritt. Weatherley verfolgte nun den Luapula abwärts bis zur Mündung in den Meru-See, theils zu Wasser, theils am Ufer vordringend, wobei er den Strom sorgfältig aufnahm. Der Luapula bildet zunächst viele Stromschnellen und Fälle, von denen der größte, der Mumbotuta, von einer den Fluß schräg kreuzenden Falte gebildet wird. Das Bild des Falles mit seinen schäumenden und wirbelnden Wassermassen ist außerordentlich wild und das Getöse soll man in stiller Nacht bis zu 15 km weit vernehmen können. Der Luapula ist bis hinunter zu den Johnston-Fällen nicht schiffbar, in der Nähe des Bangueolo infolge der Sandbänke, weiter abwärts der Fälle wegen. Die Breite des Stromes schwankt zwischen 200 und 1100 m; an den engen Stellen bemerkte man fast 4 m über dem damaligen Wasserstand liegende Hochwassermarken. Weatherley drang auch einige der Nebenflüsse kurze Strecken weit aufwärts, die sich gleichfalls als nicht schiffbar erwiesen. Die Johnston-Fälle, von den Eingeborenen Mambilina genannt, dehnen sich nach Weatherley's Ortsbestimmung von 10° 46′ bis 10° 33′ s. Br. aus, während sie unsre letzten Karten erheblich südlicher verzeichnen. Wir glauben indessen nicht, daß Weatherley's astronomische Beobachtungen annehmbar sind, da sie denen anerkannt vorzüglicher früherer Beobachter zu sehr widersprechen. Die Fahrt auf dem Luapula von den Johnston-Fällen bis zur Einmündung in den Meru scheint ohne Hindernisse von statten gegangen zu sein. Weatherley behauptet, die Eingeborenen sagen nicht „Bangueolo“, sondern „Bangueulu“. Die Namen, die Weatherley's jetziger Bericht enthält, weichen übrigens von den früher von ihm angegebenen sehr oft ab, so daß man wohl am besten thut, an den alten Bezeichnungen vorläufig festzuhalten.

* Die deutsche Südpolarexpedition soll unter Führung von Professor v. Drygalski Ende August d. J. angetreten werden. Ueber den Dampfer, der bekanntlich von den Howaldtswerken zu Kiel erbaut wird, macht die Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure folgende Angaben: Das Schiff wird für eine Reisedauer von drei Jahren eingerichtet. Es erhält elektrische Beleuchtung und Dampfheizung. Auf Deck sollen eine Windmühle, vier kleine Beobachtungshäuser, die Bautheile für ein Stationshaus und ein Fesselballon untergebracht werden. Zu erwähnen sind ferner die Brunnen, durch welche die Schraube und das Ruder aufgehalten werden können. Das Schiff wird mit einer kleinen Back und einem erhöhten Quarterdeck zum Unterbringen der Hunde versehen werden.

* **München.** Am zahnärztlichen Institut der Universität München werden drei Abtheilungen errichtet: eine Abtheilung für Zahn- und Mundkrankheiten, eine Abtheilung für konservirende Zahnheilkunde und eine Abtheilung für Zahntechnik. Die Leitung der Abtheilung für Zahn- und Mundkrankheiten wurde dem Institutsvorstande, außerordentlichen Professor Dr. Jakob Berten, dann die Funktion eines ersten Lehrers am zahnärztlichen Institute und Leiters der zahntechnischen Abtheilung dem Privatdozenten für Zahnheilkunde an der Universität München, Dr. Gottlieb Port, und die Funktion eines zweiten Lehrers und Leiters der Abtheilung für konservirende Zahnheilkunde an diesem Institute dem approbirten praktischen Zahnarzt in Braunschweig, Hofzahnarzt Dr. Otto Walkhoff übertragen.

g. **Erlangen,** 17. Jan. Die philosophische Fakultät der Friedrich Alexanders-Universität zu Erlangen hat den Bildhauer Prof. Adolf Hildebrand in München und den Komponisten August Klughardt, herzogl. Hofkapellmeister in Dessau, zu Doctores philosophiae honoris causa ernannt.

* **Berlin.** Der kgl. Geh. Oberbergrath und Direktor der Geologischen Landesanstalt und der Bergakademie, Dr. phil. Wilhelm Hauchecorne, ein Gelehrter von Ruf, ist am 15. d. M. hochbetagt plötzlich an Herzlähmung gestorben.

* **Przibram.** Der Adjunkt an der Bergakademie in Przibram, Rudolf Vambera, wurde zum ordentlichen Professor der Eisen-, Metall- und Sudhüttenkunde an dieser Hochschule ernannt.

* **Amsterdam.** Prof. Burgersdyck, der holländische Uebersetzer Shakespeare's, ist in Apeldoorn, 72 Jahre alt, gestorben.

* **Stockholm.** Von Dr. Sven Hedin langten dieser Tage in Stockholm drei Briefe ein. Aus denselben geht hervor, daß er Kaschgar am 5. September mit seiner Karawane verließ und nach Lajlik zog, wo ein großes Boot gekauft und für eine Reise über den Tarim nach Lop-nor hergerichtet wurde. Ein Theil der Karawane sollte dort den Landweg nehmen und beide Abtheilungen nach ca. 2½ Monaten zusammentreffen. Die Fahrt über den Fluß wird als sehr angenehm und fruchtbringend geschildert. Dr. Hedin glaubt noch mehr Material sammeln zu können als auf seiner früheren Reise. Der Gesundheitszustand der Expedition ist zufriedenstellend.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 19. Januar. Nummer 15.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Thera.

Die Insel Thera, heute Santorin, im Aegäischen Meer, hat Ruf durch seinen Wein- und Bimssteinhandel, größeren als Musterbeispiel vulkaner Bildung seit 1866 durch F. Fouqué's Beobachtungen an dem damals erfolgten Ausbruch ihres unterseeischen Kraters und seine Forschungen über die Entstehung der Inselgruppe. Noch früher war das Interesse der Alterthumsforscher für Thera erweckt worden: in den 30er und 40er Jahren hatte der unvergleichliche Ludwig Roß mit dem damaligen österreichischen Gesandten Ritter v. Prokesch-Osten dort sehr alte dorische Felsinschriften entdeckt in einem eigenthümlichen Alphabet, das bis heute neben dem kretischen die älteste Stufe griechischer Schriftentwicklung darstellt, auch die archaische Statue eines nackten Mannes — damals eine Seltenheit — erworben und nach Athen gebracht, die als „Apollon von Thera" weit bekannt geworden ist. Jetzt hat sie wieder die Aufmerksamkeit dieses Kreises auf sich gezogen.

Im Jahre 1895 und besonders 1896 hat Dr. Friedrich Frhr. Hiller v. Gärtringen unter der Aegide des kaiserlich Deutschen archäologischen Instituts aus eigener Initiative und auf eigene Kosten Ausgrabungen auf ihr, hauptsächlich auf dem Boden ihrer antiken Stadt, zum erstenmal in großem Maßstab durchgeführt. Aber nicht zufrieden damit hat er seine Persönlichkeit und seine Mittel eingesetzt, um seinen Aufenthalt nach möglichst vielen Seiten wissenschaftlich nutzbar zu machen. Nicht nur wurden die antiken Inschriften erforscht, gelesen, gedeutet, gesammelt — dies betrachtete er als seine Hauptaufgabe und dies war die Veranlassung für Reise und Ausgrabung — nicht nur wurden die Reste der antiken Stadtbauten und Monumente nach Möglichkeit aufgedeckt, aufgenommen, erklärt, die Geographie und Topographie bearbeitet, sondern es wurde die ganze Insel von Grund aus vermessen, vorzügliche Karten hergestellt, die geologische Frage nach der Entwicklung des Vulkans und der heutigen Eilande wurde von neuem angegriffen, das Klima genau beobachtet, merkwürdige Luftspiegelungen bemerkt und fixirt, die Flora festgestellt, Menschen, Thieren, Lebensweise, Handel, Ackerbau lebhafte Aufmerksamkeit geschenkt — kurz das Gesammtbild der Insel, ihre natürliche und menschliche Geschichte darzustellen, hat F. v. Hiller als Ziel seiner Arbeiten vorgeschwebt. Natürlich waren diese vielseitigen schwierigen Aufgaben nicht von Einem zu bewältigen. Eine beträchtliche Reihe von Helfern ist ihm erstanden: Philippson in Bonn, der erste Kenner und Bearbeiter der Geographie Griechenlands, hat die geologisch-geographische Arbeit übernommen, der Botaniker in Athen Th. v. Heldreich hat die Flora Thera's dargestellt, Dragendorff, jetzt Professor der Archäologie in Basel, untersuchte und bearbeitete die Thongefäße, die Sekretäre des Deutschen archäologischen Instituts zu Athen, Dörpfeld und Wolters trugen zur Aufklärung der architektonischen Reste, der Topographie und der plastischen Fundstücke bei, Landmesser P. Wilski aus Berlin hat die Vermessung ausgeführt, die Karten gezeichnet und bei Beobachtungen, besonders meteorologischen, geholfen, und Andere mehr trugen bei. Uneigennütziger Gelehrtenhülfe ist glücklicherweise auch heute jeder ernst Strebende wenigstens in der Wissenschaft sicher; aber daß ein Privatmann für seine Privatunternehmung eine solche glänzende Reihe von Männern so lebhaft interessiren und zur Mitarbeit gewinnen und zusammenhalten konnte, sie zur raschen Ausarbeitung ihrer Beiträge zu veranlassen wußte, ist eine nicht gering anzuschlagende Leistung, zumal Nebenarbeit höchst tüchtiger Spezialleistungen: der sehr schwierigen Lesung und Bearbeitung der vielen neuen Inschriften, der Geschichte und Topographie der Stadt. Nur eine ebenso energische wie geschickte und liebenswürdige Persönlichkeit vermag solches.

Die außerordentliche Schnelligkeit der Bearbeitung und Publikation darf allen Staaten, Museen, Instituten und Gesellschaften als Muster hingestellt werden. Im Jahre 1895 betrat F. v. Hiller zum erstenmal Thera, um die alten Inschriften aufzunehmen. Um die wichtigen archaischen Felsinschriften besser zu lesen, weitere zu finden, ließ er die Terrasse von Schutt und Trümmern säubern: er fand einen uralten Tempel, sah sich in einem heiligen Bezirk. 1896 grub er weiter: Straßenzüge, Markt, Halle, Privathäuser, Heiligthümer, Gräber wurden entdeckt. Im Herbst 1896 wurden die Arbeiten abgeschlossen. Sofort ging es an die Verarbeitung. Auf den 1896 veröffentlichten vorläufigen Bericht folgte Herbst 1897 auf der Philologen- und Schulmännerversammlung zu Dresden ein Vortrag des Entdeckers, der klar, frisch und anmuthend die wichtigsten Resultate darlegte und, als Broschüre bei Reimer erschienen, weite Verbreitung fand. 1898 bereits gab F. v. Hiller in einem Folioband von 273 Seiten die Inschriften von Thera und den Nachbarinseln heraus. Ostern 1899 erschien der erste Theil seines Werkes „Thera", ein Folioband von 404 Seiten mit 31 Heliogravüren, 240 Abbildungen im Text und mit 12 Karten und Ansichten in Mappe, von Georg Reimers Verlag stattlich, vielleicht zu prächtig gestaltet: ein monumentales Werk — leider auch mit monumentalem Preise. Der zweite Theil wird allein von Dragendorff bearbeitet, der mehrfach hin und her geworfen und durch neue Berufsarbeit stark belastet mit dem Herausgeber nicht genau gleichen Schritt zu halten vermochte.

Aber der Teufel lebt noch. Auf daß die übliche Langsamkeit der Ausgrabungspublikationen sich berechtigt fühle, hat er F. v. Hiller, den Unermüdlichen, der sofort nach der letzten Korrektur des letzten Bogens nach Griechenland gegangen war, die Inschriften auf Naxos, Paros u. s. w. zu sammeln, abermals nach Thera geführt, einige Nachprüfungen vorzunehmen. Jedoch blieb es nicht dabei. Neue Reste waren zum Vorschein gekommen. Schnell entschlossen

machte er eine dritte Ausgrabung bis in den Herbst 1899, fand neue Gebäude, ein Theater, neue Inschriften, neue Gräber — und jetzt freut er sich, daß der zweite Band noch nicht erschienen ist und stellt seine Nachträge zu einem dritten Bande zusammen.

Doch die wichtigsten Entdeckungen liegen wohl bereits vor, und es ist kaum zu hoffen, daß die interessantesten Fragen, die sich an sie knüpfen, neue Aufklärung durch die jüngsten Ausgrabungen gefunden haben werden. Ein kurzer Bericht möge reizen, das Werk wenigstens einmal anzuschauen, was schon die schönen Landschaftsbilder lohnen. Solche sind reichlich beigegeben, nicht nur von Thera, auch seine Aufnahmen von Rhodos und dessen kleinen Nachbarinseln hat F. v. Hiller bei dieser Gelegenheit publizirt: um so dankenswerther, als diese Inseln, schwer erreichbar, kaum bekannt sind.

Leider ist das Werk weder einheitlich, noch gibt es bisher die gewünschte Vorstellung von der Gesammtheit der Funde und Leistungen. Dies hat die gesonderte Publikation der Inschriften veranlaßt — aber ihre breite Ausnützung zur lebensvollen Gestaltung eines Kulturbildes wäre doch keine unnütze Arbeit gewesen, auch nicht nach dem angeführten Vortrage, der sie begonnen; sie dürfte nicht fehlen in einem Buche, an das man den Anspruch der Vollständigkeit stellen zu dürfen sich berechtigt fühlt. Die Ungleichheit der einzelnen Abschnitte liegt in der großen Zahl der Mitarbeiter wie in der Verschiedenartigkeit des Stoffes begründet und war wohl nicht zu überwinden. Aber ich frage mich, ob nicht der reinen Wissenschaft wie dem interessirten Publikum noch mehr gedient worden wäre, wenn der uneigennützige Forscher zwischen diesen beiden grundsätzlich unterschieden hätte, so daß er das wissenschaftliche Material trocken und in einfachster Ausstattung vorgelegt und daneben ein schönes, für Jedermann lesbares Buch geschrieben hätte: „Die Insel Thera im Alterthum." Wir haben solcher Bücher so wenige. Die wissenschaftlich tüchtigen pflegt nur der Fachmann lesen zu können und auch der meist nur — wenn er noch Stilgefühl hat — mit Ueberwindung; die für weitere Kreise geschriebenen sind nur zu oft hülflos abhängig und hohl.

Die Insel Thera besteht aus zwei verschiedenen Theilen. Ihr Südosten ist ein zweihöckeriges Kalkgebirg von 567 und 366 m Höhe, an das sich nach Nord und Süd ein flacher Strand schmiegt; das ganze übrige Eiland ist der Rest des gewaltigen Vulkans, der, sich aus dem Meer erhebend, mit jener Kalkinsel zusammenwuchs, in prähistorischer Zeit besiedelt wurde, dann explodirte und jetzt in weitem Halbbogen nach Westen bis 360 m hoch in bizarren schwarzen Wänden fast senkrecht in das den Krater füllende blaue Meer hinabstürzt. Auf diesem hohen Kraterrande thront weißschimmernd die heutige Stadt. Die **alte** Polis lag auf dem hohen Kalksteinberge: da allein fließen Quellen — die moderne Stadt hat nur Cisternen und muß in trockenen Jahren Trinkwasser von Nachbarinseln holen — und da allein ist der Strand flach, zwar ohne Hafen, aber er bot doch die Möglichkeit, bequem die Schiffe anlaufen zu lassen und auf das Land zu ziehen. Die Unsicherheit zwang die Ansiedler auf den hohen, nur von einer Seite zugänglichen Berg, der einer Befestigung kaum bedurfte und den Wächterblick weit hinaus übers Meer bis zum fernen Kreta schweifen läßt.

Sagen berichten von der Herkunft der Siedler aus Böotien: die furchtbare, lang anhaltende Völkerwanderung, die am Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. von Norden her immer neue Massen in die kleine griechische Halbinsel führte und lawinenartig die älteren Insassen fortgerissen, vernichtet oder ausgestoßen hat, hatte auch einen Haufen übers Meer nach dem schon längst besiedelten Thera gedrängt. Aber der steile Stadtberg Thera's und der weite Meerblick retteten sie nicht.

Die letzten Dränger, die Dorer folgten: sie haben auch hier die älteren Siedler überwunden oder sie doch gezwungen, sie aufzunehmen. Bald herrschten sie in Thera. Aus dem 8., 7. Jahrhundert v. Chr. stammen ihre ältesten Denkmäler. Sie enthüllen eine so urwüchsige Roheit, wie es Niemand ahnen konnte, obgleich die Wissenschaft, von C. Ottfried Müllers Dorerschwärmerei längst zurückgekommen, ihre Kultur gering genug geschätzt hatte. Wir wußten, daß die Päderastie, die im 6. und 5. Jahrhundert so allgemein bei den Griechen verbreitet war, daß sie für diese Periode charakteristisch genannt werden muß, um dann in verschiedener Weise idealisirt zu werden, bei den Dorern eine staatlich anerkannte, altgeheiligte Institution war, daß sie von ihnen eingeführt, zunächst — Sagen berichten davon — tiefe sittliche Entrüstung bei den anderen griechischen Stämmen hervorgerufen hat. F. v. Hiller hat nun erkannt, daß die ältesten Schriftdenkmäler dorischer Sprache sich auf diese Institution beziehen. Es sind eben die schon von Prokesch-Osten entdeckten Inschriften, die in den schräg anstehenden bläulichweißen Kalkfels des äußersten Vorsprungs des alten Stadtberges gemeißelt sind.

Dies Plateau ist, wie jetzt die Ausgrabungen gelehrt, ein durch eine große, mühsam geschaffene Terrassenmauer erweiterter Festplatz vor dem sehr alten Tempel des Apollon Karneios. Diesen Gott feierten die Dorer besonders an den Karneen. Man lagerte im Freien, speiste gemeinsam, nackte Tänze wurden aufgeführt. Von diesen Tänzen zeugen die ältesten Inschriften, in den Boden des Tanzplatzes gegraben. Gleichzeitig und neben diese, offenbar in engstem Zusammenhang mit ihnen, sind Inschriften mühsam eingehauen, die den Namen des Liebhabers mit dem des Geliebten durch ein Zeitwort verbinden, das mit derbster Deutlichkeit die vollzogene Handlung bezeichnet; ja es wird ausdrücklich hinzugefügt, daß das hier, also im heiligen Bezirke, geschehen sei, und sogar der Gott Apollon selbst wird als Zeuge angerufen.

Es gibt wenige Denkmäler von gleichem Interesse für die Sittengeschichte. Was uns als unnatürliches Laster erscheint, wird hier öffentlich verkündet, für alle Zeiten unauslöschlich in den Fels gegraben. Beim Feste des Gottes spinnt sich das Band, unter seinem Schutze, in seinem Heiligthum wird das Verhältniß besiegelt, der Gott ist Zeuge und heiligt es. Jeder frivole Gedanke liegt weltenfern. Man braucht sich nur die ernste Strenge alter Religionsübung zu vergegenwärtigen, um zu erkennen, daß wir vor einer heiligen Handlung stehen: Mann und Jüngling verbinden sich zu ernstem, ehrwürdigem Bunde unter des Gottes Augen, wie die Ehen im Tempel geschlossen werden.

Wir begreifen jetzt, daß den älteren Griechen, Joniern, Aeolern diese dorischen Sitten Greuel und Götterfrevel schienen, wir verstehen, daß sie nicht mit den Dorern als freie Männer zusammenleben konnten. So ist auch in Thera die ältere nicht dorische Bevölkerung zum nicht geringen Theil, jedenfalls soweit sie eine gesellschaftliche Stellung einnahm und nicht paktirte, schließlich gewichen, da sie das Uebergewicht nicht erlangen konnte: sie ist ausgewandert und hat nach einem vergeblichen Versuch der Rückkehr — mit gewaffneter Hand wurden sie abgewiesen — Kyrene in Afrika gegründet. Wie schwere Kämpfe müssen sie durchgekämpft haben, ehe sie sich entschlossen, ihr Vaterland zu verlassen, ihr Alles: ihren Besitz, ihre Götter, ihre Ahnengräber, ihre Rechte, ihre Sicherheit, um sich alles, alles neu zu erwerben!

Seitdem ist Thera ein Dorerstaat. Aber die überlegene Kultur der älteren Ansiedler hat, wie fast in allen dorischen Staaten, auch in Thera auf die Eroberer be-

trächtlich gewirkt. Hier zeigt sich deutlich, daß sie die Schrift nicht mitbrachten, sondern vorfanden und lernten. Denn das theraische Alphabet — auch sonst vom jonischen stark beeinflußt in seiner ältesten Form — hat kein Zeichen für den Halbkonsonant Vau, den die Dorer sonst noch jahrhundertelang sprachen und schrieben, die Jonier dagegen wie überall so auch in Thera wohl schon im 8., sicher im 7. Jahrhundert in der Sprache getilgt, ja vielleicht nie geschrieben hatten. Die zahlreichen auf Thera gefundenen Vasen werden die Kultur- und Handelsverbindungen am deutlichsten zeigen: sie sollen erst im zweiten Band mit den Gräbern zusammen von Dragendorff behandelt werden.

Die große Masse der Funde stammt natürlich aus späterer Zeit. Manches Interessante, wissenschaftlich Werthvolle ist darunter. Auch nicht wenige Statuen und Portraitköpfe. Aber Kunstwerke, die Freude und künstlerische Anregung ausströmen, sind nicht gefunden, waren nicht zu erwarten. Der hauptsächlichste Werth liegt darin, daß wir eine griechische Kleinstadt mit eigenen Augen sehen können, ihre Anlage, ihre Heiligthümer, öffentlichen Gebäude, Straßen und Marktplatz. F. v. Hiller hat ihre Entwicklung dargestellt, ihre Blüthezeiten, ihr allmähliches Sinken aufgezeigt. Vor allem das dritte Jahrhundert vor und das zweite nach Christus scheinen für diese Insel Segen gebracht zu haben. In jener Zeit verdankte sie es den mächtigen Königen Aegyptens, den Ptolemäern, die, für ihren enormen Handel im ägäischen Meer feste Punkte suchend, einen Inselbund gegründet und u. a. auf Thera eine Garnison gelegt hatten. Bauten, Inschriften, Weihungen dieser ägyptischen Beamten sind zahlreich gefunden, höchst willkommen bei der jämmerlich dürftigen historischen Ueberlieferung über diese Zeiten und Verhältnisse: ein vom 29. August 229 v. Chr. datirter tadellos erhaltener Brief des Königs Ptolemaios IV. Philopator an seine Garnison auf Thera, ist ein besonders hübsches Stück. Ein Portraitkopf eines Ptolemäers ist leider zu arg zerschunden. Das römische Kaiserreich, das der Welt den Frieden und ein materielles Wohlergehen brachte, wie sie es seitdem nicht wieder bis auf unsre Tage erlebt, tritt auch auf diesen Inschriften als Segenspender hervor. Freilich neue Bauten scheinen in der alten Stadt kaum unternommen worden zu sein, aber die alten wurden erhalten, vergrößert, umgestaltet, neu geschmückt: so erbten die römischen Kaiser den Tempel und Kult, die ihren Vorgängern, den Ptolemäerkönigen gestiftet waren, so ward am Markt die „Königshalle", die wie sie steht nicht älter als die Ptolemäerzeit zu sein scheint, vom theräischen Bürger Kleitosthenes seinem am 18. Juli des Jahres 149 n. Chr. gegebenen Versprechen gemäß reparirt und die erweiterte mit Statuen geschmückt. Die Rolle der alten Stadt hoch oben auf dem Berg war damals ausgespielt. Die kleinen Hafenorte blühten auf: war ja doch Friede in der Welt, kein Feind, kein Seeräuber zu fürchten. Der friedliche Verkehr gestaltete die alten Verhältnisse kriegerischer Zeitläufte auch hier um. Er hat damals auch die letzten Spuren des Dialekts getilgt: seit etwa 150 n. Chr. schreibt man auch auf Thera die „allgemeine" Sprache.

Schon im 1. Jahrhundert scheint das Christenthum auf Thera Fuß gefaßt zu haben. Rohe Grabsteine mit der Bezeichnung „Engel des So und So" oder nur „des Engels" sind seine ersten Spuren. Sie sind schon früher gedeutet worden, gewissermaßen als Sitze des Engels, der das Grab hüten sollte, wie Jesu Grab so bewahrt wurde und noch heute die Mohammedaner je einen Stein zu Häupten und Füßen über den Todten für die Engel errichten.

Die Gräber waren auch in Thera die besten Bewahrer. Gerade Thera hat uns über den griechischen Todtenkult vor allem durch das längst berühmte inschriftlich erhaltene Testament der Epikteta etwa von 200 v. Chr. bedeutende Aufklärungen gegeben. Man sieht, wie allmählich kaum merklich die heidnischen Vorstellungen in die christlichen auswuchsen.

Byzantinische Kirchen, Klöster, Einsiedeleien sind nicht wenige erhalten, auch sie sind von F. v. Hiller gelegentlich photographirt, manche an phantastisch schöner Lage. Die Stätte des alten Thera besitzt heute ein Kloster, der reichste Grundbesitzer der Insel. Seinen würdigen Abt, von den Brüdern umgeben, zeigt das letzte Bild des Buches, ein Dank für das freundliche Entgegenkommen, das sie dem Forscher gezeigt hatten.

Basel. E. Bethe.

Das erste Vierteljahrhundert europäischer Politik im Zeitalter der Renaissance (1494—1519).

Von Kurt Breysig.

III. (Schluß.)

Dieselbe Mischung dynastischer und eigentlich staatlicher Gedanken ist nun aber auch in der Politik der andern Staaten, in der Anschauungsweise der andern Herrscher nachzuweisen. Auch Karl VIII., als er den kühnen Zug nach Neapel antrat und so der Revolutionär der europäischen Politik wurde, nahm ein Familien-Erbrecht in Anspruch, und selbst Ferdinand von Aragonien konnte sich zur Noth, da er erst seinem Vetter, dann Frankreich das unteritalienische Königthum entriß, auf solche dynastische Ansprüche berufen. Aber man sieht sogleich den Unterschied: für Karl VIII. war das Erbrecht vielleicht noch der ausschlaggebende Grund seiner Eroberung, für Ferdinand war es sicher nur der Vorwand.

Man wird einwenden können, daß der Staatsgedanke auch da, wo er von den Herrschern konsequent vertreten wurde, mit dem wohlverstandenen dynastischen Interesse nicht nur nicht in Widerspruch gerieth, sondern daß dieser, wohlverstanden, auch den größten Vortheil aus seiner konsequenten Geltendmachung ziehen konnte. Das wird man ohne Weiteres zugestehen müssen, wie denn überhaupt die Kombination beider, des wohlverstandenen Familien- und des Staatsinteresses, Jahrhunderte lang die äußere, wie die innere Politik der europäischen Staaten beherrscht hat. Aber es läßt sich doch sehr deutlich wenn nicht beweisen, so doch ahnen, wo das Eine oder das Andere die Maßnahmen der Herrscher bestimmte. Maximilian war sicherlich eben so überwiegend dynastisch, wie Ferdinand politisch gesonnen. Den charakteristischsten Typus wahrhaft staatlicher Gesinnung bietet in diesem Zeitalter Heinrich VII. dar, der sich von seinem Parlamente Kriegssteuern bewilligen ließ, die er dann nicht dem ganz lau geführten Feldzug in Nordfrankreich, sondern dem sparsam aufgehäuften Staatsschatz zukommen ließ. Hier war einmal der König weniger eroberungslustig und wenn man will politischer als sein Volk gesinnt.

Denn freilich auch dieser Faktor, die politische Gesinnung der Nationen, kam in Betracht, wenn auch sicher nur in allerletzter Linie. Denn in dieser Epoche des sinkenden Parlamentarismus und der emporsteigenden Monarchie war den Völkern kaum Gelegenheit gegeben, ihre Meinungen und Empfindungen in der äußeren Politik zur Geltung zu bringen. Trotzdem ist wichtig zu sammeln, was sich von Phänomenen dieser Art wahrnehmen läßt. Denn der Nationalismus, das heißt der politisch wirksame Nationalismus der Völker ist, wie kaum nothwendig sein sollte zu sagen, auch damals zuweilen wichtig geworden für die Schicksale der Staaten, wenn auch in sehr verschiedenem Grade. Die Aeußerungen, in denen er zutage treten konnte,

waren mannichfache, meist aber, was bei seiner geringen Ausbildung nicht wunder nehmen kann, nur leise und indirekte. Er kann so stark sein, daß er die Köpfe der Könige beherrscht, er kann in den Parlamenten laut werden, er kann sich auch nur eben in der Meinung und Stimmung der Nationen dokumentiren und er kann endlich nur in den Schriften der Staatstheoretiker sich regen — und zuweilen können sich auch nichtnationale Gegenströmungen erheben und mächtiger werden als er. Wo das Nationalbewußtsein am wenigsten entwickelt, wo es kaum in seiner Keimform als Nationalgefühl auftrat, überwogen jene schwächsten Formen seiner Manifestation und wurden noch von den Gegenwirkungen überwunden.

So vor allem in Italien, dem Lande, dem, wie wir sahen, ein welthistorisches Verhängniß die Ausbildung politischer Sonderart so schwer gemacht hatte wie keinem andern in Europa. All das Unglück, das der Partikularismus gerade jetzt über seine staatliche Entwicklung brachte, ist man versucht, hier mehr als anderwärts dem Mangel an nationalem Sinne zuzuschreiben. Denn da es an einer politischen Verkörperung der Einheit und Selbständigkeit Italiens gänzlich fehlte, so meint man, hätte der nationale Gedanke selbst an ihre Stelle treten und die Geister der Staatsmänner bezwingen sollen. Aber gerade der wirkliche Verlauf der damaligen italienischen Entwicklung zeigt, wie wenig Macht diese Idee noch hatte. Man weiß, wie die Fremden, die nun zum zweitenmal sich über das Land ergossen, von einem der eifersüchtigen Fürsten selbst gerufen worden und auch später, als sich etwas wie nationale Entrüstung unter ihnen regte, als Papst Julius II. 1510 die Parole der Befreiung Italiens von den Barbaren ausgab, hat man den Eindruck, als sei hier ein großer Gedanke nur einmal vorübergehend zu einem verhältnißmäßig kleinen Zwecke benutzt worden: zur Ausbeutung einer augenblicklichen, schnell wieder verschwindenden Konjunktur. Immerhin ist bezeichnend, daß ein Appell an das nationale Gefühl überhaupt als politisches wirksames Schlagwort benutzt werden konnte. Die Thatsache als solche zeugt davon, daß das nationale Bewußtsein erwacht war, aber es war politisch noch kein Faktor von Gewicht. Julius II. selbst bietet den besten Beweis dafür dar: er hat als Kardinal Rovere zu den italienischen Machthabern gehört, die durch ihre Einflüsterungen am meisten dazu beigetragen hatten, daß Karl VIII.[1]) einst die Alpen überschritt. Und auch nach seiner Diversion vom Jahre 1510/11 ist der Partikularismus der italienischen Landesfürsten auch dem Ausland gegenüber der alte geblieben. Schon 1512 standen Julius II. und Maximilian einem Bündniß zwischen Venedig und Frankreich gegenüber.

Aller Vermuthung nach war der nationale Gedanke noch gar nicht sehr stark. Das Italien der hohen Renaissance hatte die wunderbarsten Blüthen seiner ganz und gar eigenthümlichen Kultur hervorgetrieben; wenn irgend ein Volksthum damals in strotzender Kraft und Fülle seiner Eigenart dastand, so war es dieses. Aber politisch war sein Nationalismus noch nicht geworden. Doch hätte er sich selbst dem Staatsleben mehr zugewandt, er hätte auf die auswärtige Politik Italiens auch kaum stärkere Wirkungen hervorbringen können, denn hier durchkreuzten sich zwei Entwicklungsreihen: die inneren und die äußeren Geschichten des Landes. Was ein im übrigen durchaus italienisch empfindender Fürst, wie Julius II., selbst auf solchen Höhepunkten seiner politischen Laufbahn, wie es die Wendung von 1510 war, wollte, war im besten Fall die Befreiung Italiens vom Joche der Fremdherrschaft, aber nicht seine Einigung. Und doch war im Grunde diese die Voraussetzung für jene.

1) Brosch, Papst Julius II.

Und während die Praxis der führenden Staatsmänner dieses Hinderniß nicht überwältigte, weil weder der gute Wille, noch auch die objektive Möglichkeit vorhanden war, so hat es doch auch der große Staatstheoretiker, der damals zuerst in aller Klarheit den nationalen Gedanken wenigstens im stillen Kämmerlein ausgeprägt hat, nicht ganz besiegen können, obwohl es ihm doch weder am Wollen noch — auf dem Papiere — am Können fehlte. Als Machiavelli im Jahre 1513, also mitten in den neuen Wirren, die nach jenem Aufschwung der päpstlichen Politik eingetreten waren, in seinem stillen Landhäuschen zu San Casciano sein Buch vom Fürsten schrieb, da ist ihm die Idee der nationalen Besonderheit und Unabhängigkeit zum erstenmal in ihrer ganzen Klarheit aufgegangen. Was man Dante und Petrarca nur fälschlich zuschreiben kann, die Meinung, daß eine Nation, die ein eigenes Volksthum besitzt, auch ein politisches Sonderleben führen, also unabhängig sein müsse, er hat sie wirklich zu fassen gewußt. Er ist der erste unter den großen politischen Denkern und Dichtern Italiens, der nichts mehr vom impero und seiner Herrlichkeit weiß und der für sein Vaterland ganz unumwunden eine politische Eigenexistenz fordert. Kein Zweifel, die Nothlage Italiens, die ja erst seit kaum zwei Jahrzehnten eingetreten, die noch etwas ganz neues war, hat ihn angestachelt; aber es ist doch bewundernswerth, daß dieser Mann nun zuerst mit klaren knappen Worten aussprach, was seinen Italienern erst nach drei Jahrhunderten, dann freilich um so ausschließlicher all ihr politisches Denken bestimmt hat.

Das letzte Kapitel des Principe ist ein leidenschaftlicher Aufschrei des Nationalismus, des politisch gewordenen Nationalismus; es beschwört den Fürsten aus dem Mediceerhause, dem das Buch später übereignet worden ist, die Barbaren aus Italien zu vertreiben. Alle die Provinzen, die unter den Ueberschwemmungen der Fremden so viel gelitten hatten, würden dem Befreier zujubeln, kein Italiener würde ihm die Waffenstütze versagen, denn Jeden ekele diese barbarische Herrschaft an. Er solle das Vaterland durch sein Waffenwerk adeln, damit Petrarca's Loblied auf die italienische Tapferkeit erfüllet werde.

Und mit einem Worte ist in diesem großartigsten Aufruf an ein Volk, den je eine Feder niedergeschrieben hat, auch die Thatsache berührt, die alle diese Bestrebungen zu nichte machen sollte. Es heißt da quali popoli gli negherebbono la obbedienza? quale invidia se gli opporrebbe? — aber diese rhetorischen Fragen, so wirksam sie sich ausnehmen, sie hätten beantwortet werden müssen. Hier machte sich geltend, daß der nationale Gedanke, so klar er auch erkannt wurde, doch von unten her, aus der ganz unpolitischen Eigenart des Volksthums heraufstieg, daß er sich noch zu wenig mit den harten Realitäten des staatlichen Lebens vertraut gemacht hatte; die dynastische Idee, die diese Sphäre, die die Köpfe der Gewalthaber ganz inne hatte, konnte seiner noch spotten. Gewiß, Machiavelli war im Staatsdienst emporgekommen, er war kein Mann der blassen Theorie, er kannte die Geschäfte. Aber als der Prophet, der er war, konnte er nicht nüchtern genug sein, um in den Kern dieser Dinge einzudringen.

Und selbst wenn er es gethan hätte, es hätte wenig gefruchtet. Seine Stimme erstarb in dem leisen Geflüster der Höfe, seine Schrift ist ein halbes Menschenalter hindurch nur handschriftlich verbreitet; erst nach seinem Tode, 1531, ist sie gedruckt worden.[1]) Man sieht, auf eine Wirkung in die Breite, in die Geister einer ganzen Volksschicht und sei es auch der führenden, hat Machiavelli es gar nicht abgesehen. Insofern war er Realpolitiker, er wollte sich nur an wirkliche Machthaber und auch nur an die unter ihnen,

1) Villari, Niccolo Machiavelli und seine Zeit. Uebers. II (1882).

denen er nahe stand, wenden, an die Mediceer. Aber wie wenig haben sie auf seinen Rath gehört; sie hatten eben damals zwei von den großen Theilstaaten Italiens inne: den Kirchenstaat und Toskana. Sie haben nichts dazu gethan, um diese Konjunktur für Italien auszunutzen. Und so ist Machiavelli's Schrift eine große prophetische, aber eine sehr kleine, ganz wirkungslose politische That geblieben.

Guicciardini, der gewiß nicht geniale, aber sehr verdiente Geschichtschreiber von Florenz, ist in den Bemerkungen, die er über Machiavelli's größere Staatsschrift, die Diskurse zu Livius, niederschrieb, auf die Frage der Zertheilung Italiens und ihre Wirkungen auf seine auswärtige Politik näher eingegangen, als Machiavelli es im Prinzip gethan hat. Und er hat dabei Beobachtungen über den Verlauf der italienischen Geschichte gemacht, die bewundernswerth tief in den politischen Kern dieser Entwicklung eindringen. Er klagt, ganz wie Machiavelli selbst es gethan,[1] das Papstthum sehr mit Recht als eine der Hauptursachen der Zertheilung Italiens an und sagt, daß eine einheitliche Republik unzweifelhaft ruhmreicher gewesen wäre. Aber als der Anwalt des Partikularismus, der er ist, ist er sogleich bemüht, allzu weitgehende Konsequenzen abzuwehren und weist darauf hin, daß Italien ja auch schon zu den Zeiten der Römer, also zur Zeit der Staatseinheit, unter den Einfällen der Barbaren zu leiden gehabt hätte.[2] Man sieht, auch bei den besten Staatsdenkern war die nationale Idee noch nicht reif geworden.

Auf die politische Entwicklung Italiens hat dieser Mangel besonders übel eingewirkt — ob seine Kultur nicht sehr viel mehr Segen vom Partikularismus empfangen hat, als Fluch, sei vorläufig dahingestellt — aber auch anderwärts ist der Nationalismus noch kaum irgendwo das haltende Band der Staaten gewesen. Wir vernehmen, daß die Spanier damals sehr stolz auf ihre Nationalität gewesen seien und wer kann sich die Erfolge der spanischen Waffen in den italienischen Kriegen dieser Epoche anders vorstellen, als getragen durch nationalen Geist. Aber andere Beweggründe sind überall hinzugetreten: der militärische Berufsstolz, der damals in den eben erstehenden Soldheeren um sich griff, mag ein viel stärkeres compelle gewesen sein; die deutschen Landsknechte hielten viel auf Kaiser Maximilian, ihren „Vater“, aber sie waren zuletzt doch für Jeden, der sie bezahlte, zu haben, und die Käuflichkeit der Schweizer, die doch wahrlich ihren eigenen Staat durch die Kraft ihres Schwertes groß gemacht haben, ist sprichwörtlich geworden. Das große Abenteuer, auf das Karl VIII. auszog, ist sicherlich mehr aus ritterlicher als aus nationaler Gesinnung entsprungen. Kein Zweifel, aus dem Zusammenhalten in diesen zuerst nur als Turnierspiel unternommenen Kriegen mag oft die nationale Gesinnung starke Nahrung gezogen haben, aber alle diese so verschiedenen und oft entgegengesetzten Meinungen wogen noch unklar in den Seelen der Menschen durcheinander. Der Abstand gegen den Ausgang des frühen Mittelalters ist unverkennbar: man spricht sehr viel mehr vom eigenen Volk, man fühlt sich überall viel bewußter als Spanier, Deutscher, Franzose, man schilt auch wohl viel leidenschaftlicher und höhnischer auf die Fremden. Aber politisch sehr wirksam ist doch auch dieses an sich ganz nationalistische Empfinden noch nicht gewesen und man hat auch den Eindruck, als sei es nicht etwa die Ursache, sondern weit mehr die Folge der vermehrten internationalen Kriege der Epoche gewesen. Indem nicht nur die Staaten, sondern auch die von ihnen beherrschten Völker in so viel häufigere Konflikte miteinander geriethen, ward ihr Volksthum sich erst recht seiner selbst und seines Gegensatzes zu allen

[1]) Discorsi I. Cap. XII.

[2]) Considerazioni zu den Discorsi I, Cap. XII.

Fremden bewußt. Wo große Katastrophen über einen Staat hereinbrechen, wie in den französisch-englischen Kriegen, konnte es wohl auch ein Volk zu politischen Händeln antreiben, aber darüber hinaus hat es doch nur in Ausnahmefällen politische Wirkung erwiesen.

Wie hätte es sich auch bei den Angriffskriegen, die in dieser Epoche überwogen, manifestiren sollen? In Frankreich war der Parlamentarismus damals schon fast völlig unterdrückt; es gab keine Volksvertretung, die die zu bewilligenden Geldforderungen für auswärtige Unternehmungen hätte ablehnen können. Und wer will sagen, wie die Generalstände, falls man sie befragt hätte, votirt haben würden? Der Adel, dessen ganze Sympathie diesen ritterlichen Unternehmungen sicher war, hatte finanzielle Opferfreudigkeit noch nie für Pflicht gehalten, und ob Klerus und Bürgerthum, auf deren Schultern meist jede Last abgewälzt wurde, sich wirklich zum Zahlen herzugedrängt hätten? Wo es aber noch einen Parlamentarismus gab, wie im deutschen Reiche, da hat er diese Probe „nationaler“ Gesinnung sehr schlecht bestanden. Maximilian hat bei den deutschen Reichstagen für seine immer wieder erneuten Kriegsforderungen nur in den seltensten Fällen ein williges Ohr gefunden und sogar die Landstände seines Hausbesitzes haben sich gegenüber dem gleichen Verlangen oft sehr widerspenstig verhalten. Er hat auf seinen Feldzügen fast immer unter starker Geldnoth laboriren müssen. Und man wird nicht ohne weiteres behaupten dürfen, daß die Deutschen von damals nun besonders wenig opferwillig gewesen seien. Gewiß, der Territorialismus, der hier über die Zentralgewalt fast völlig gesiegt hatte, war der Entwicklung einer verschärft nationalen Gesinnung nicht eben günstig, aber der Vergleich mit dem Verhalten anderer Volksvertretungen lehrt, daß der deutsche Reichstag sich in diesem Stücke nicht wesentlich anders verhielt als die Parlamente zentralisirterer Staaten. Als Karl nach seinem Regierungsantritt in Aragon im Jahre 1518 von den dortigen Cortes eine hohe Geldbewilligung, namentlich zur Wahrnehmung der spanischen Interessen gegen die Mauren auf dem Meere, forderte, bewilligte man erstlich sehr viel weniger, als er verlangt hatte und nahm ihm dann den größten Theil dieser Summe für alte, aus früherer Zeit stammende Geldansprüche wieder ab.[1]) Castilien hatte zwar im selben Jahre eine sehr viel größere Zubuße gewährt, aber noch im selben Jahre brach dort in den Städten ein Aufruhr aus, der sich vor allem gegen die aus seinem Votum hervorgegangenen finanziellen Bedrückungen richtete. Und merkwürdig, die Grundstimmung des Volkes glich in hohem Maße der des deutschen Reichstags gegenüber Maximilians hoher Politik: man war empört, daß der junge König, den man als Fremden schon mit einigem Mißtrauen betrachtete, sich um hundert Dinge in der Welt mehr bemühe,[2]) als um das Wohl seines castilischen Reiches. Man ist versucht zu sagen, daß Toledo aufstand, weil es wünschte, daß der König in seinem Lande bleibe und nicht um halb Europa sich bekümmere. Und ganz ebenso haben 15 Jahre vorher die besten unter den reformfreundlichen Fürsten des deutschen Reichstags gewünscht, daß ihr König sich für Deutschland sorge, nicht aber in Italien auf Raub ausgehe.

Diese Stellungnahme so verschiedener Völker aber scheint charakteristisch für die Zeit selbst und für die ihr eigenthümliche Form des Nationalismus zu sein. Man wird mit Recht weder das Verhalten der deutschen Reformpartei, noch das der castilischen Communeros unnational schelten dürfen[3]) — im Gegentheil, die Idee des Volksthums war

[1]) Baumgarten, Karl V., Bd. I, S. 204 f., 212 f.

[2]) Ebenda I, S. 242.

[3]) Oft genug hat man es wenigstens im ersteren Fall gethan. Es geschieht nur, weil man die Anschauungen der heutigen Zeit und zwar

in beiden Fällen so weit politisch geworden, daß man an dem Ausbau des eigenen Staates den wärmsten Antheil nahm. Und man wünschte in Castilien auch fremde Einmischung selbst in der mildesten Form nicht, man hat die flandrischen Räthe verflucht, die sich damals im Gefolge Karls wie die Vampyre über das wahrlich nicht reiche Land stürzten, um sich die Taschen zu füllen — jenen Großkanzler Sauvage an der Spitze, von dem es hieß, daß er in wenigen Monaten mit seinen Genossen über eine Million Dukaten zusammengerafft habe.[1]) Aber dieses warme vaterländische Gefühl war noch nicht so weit erhitzt, daß es der offensiven, rings in Europa um sich greifenden Politik, die die damaligen Fürsten wünschten, die gleiche Theilnahme oder selbst nur seine Billigung entgegengebracht hätte.

Nur in England, wo schon im voraufgehenden Zeitalter diese Regel eine Ausnahme erlitten, wo das Parlament den großen Eroberungskrieg gegen Frankreich so willig unterstützt hatte, ist doch vor 1494 in dem Krieg um die Bretagne, der den internationalen Verwicklungen wie ein gleichgearteter Vorläufer voranging, die Haltung der Nation zum wenigsten zwiespältig gewesen. Wohl haben infolge der Kriegssteuer auch hier im Jahre 1489 in Nordengland Tumulte stattgefunden,[2]) aber einmal waren sie wohl mehr Nachwehen der nur eben erst beigelegten Bürgerkriege, zu deren Wiedererweckung man diese Auflagen noch als Anlaß benutzte, sodann war das Parlament, was viel wichtiger ist, ganz anders und in einem bemerkenswerthen Grade kriegerisch gesonnen. Heinrich VII. war wohl von dem Wunsche beseelt, die kaum erst errungene und noch wenig gefestigte Stellung seiner Dynastie durch auswärtige Bündnisse sicher zu stellen, aber er wollte den aus diesem Grunde mit Spanien gemeinsam unternommenen Krieg durchaus nicht größere Dimensionen annehmen lassen, als die eines vorübergehenden Scharmützels. Seine Barone aber[3]) waren anders gesonnen, sie wünschten eine wirkliche Wiederaufnahme der alten Eroberungspolitik und auch das Parlament hat für den Krieg das erste Mal im Jahre 1489 sehr beträchtliche Steuersummen sofort, das zweite Mal — 1490 —, wenigstens nach einigem Zögern bewilligt[4]). Heinrich aber war froh, nicht nur einen Theil der bewilligten Kriegsgelder für seinen Staatsschatz einzustreichen, sondern auch die reichliche Entschädigung, die ihm Karl VIII. in dem Frieden von 1492 für die Aufgabe aller seiner Territorialansprüche zugestanden hatte. So vollzieht sich denn hier das wunderbare und in diesem und manchen anderen Zeitaltern seltene Schauspiel, daß ein Monarch friedliebender ist als sein Volk, oder wenigstens dessen führende Schichten.

Man wird auch diese exzeptionelle Erscheinung nicht allzusehr urgiren dürfen: auch die Ritterschaft Karls VIII. folgte ihrem König voller Kriegslust. Dennoch ist anerkennenswerth, daß die englische Volksvertretung so unvergleichlich viel bereitwilliger, als irgend eine andere von den damals befragten Ständeversammlungen, eine Unternehmung seiner Krone unterstützte, die einen durchaus aggressiven Charakter trug.

In dem Gesammtbild des Zeitalters wird durch diesen einen abweichenden Zug sein Grundcharakter eher noch schärfer hervorgehoben: der Nationalismus dieser Epoche ist schon ein ausgeprägt politischer geworden, man nennt sich mit Stolz Deutschen, Spanier, Italiener, Franzosen u. s. f., man spottet und schilt auf die Fremden, aber die offensive Schärfe, die die Politik der Staaten damals schon angenommen hat, ist ihm noch fremd.

Für die Geschichte der Kriegslust der europäischen Völker aber ist dieses Verhalten ganz außerordentlich wichtig, denn gerade dieser Zeitpunkt ist von unvergleichlicher Bedeutung, eben jetzt stand ja Europa am Scheideweg, ob jede Nation sich ruhig für sich entwickeln sollte, oder ob man den inneren Krieg, den die friedenschaffende moderne monarchische Politik im Begriff stand zur Ruhe zu bringen, durch den äußeren zu ersetzen willens war. Die Nationen selbst waren dazu, wie es scheint, nicht eben geneigt, von ihrem waffenstarken und waffenfrohen Adel abgesehen, aber die Staaten, die Herrscher hatten schon längst — seit 1494 — die Würfel geworfen und für Jahrhunderte das Geschick ihrer Völker entschieden: die Kriege um Italien, die damals begonnen hatten, waren ja nur der Beginn einer ununterbrochenen Reihe internationaler Konflikte. Es war vielleicht die gewichtigste politische Entscheidung, die über das Schicksal des Erdtheils, der Welt im letzten Jahrtausend getroffen ist, und sie ist über die Köpfe der Nationen hinweg getroffen, über deren Leben sie für Aeonen bestimmte. Doch war auch den Staatsmännern der Epoche die Tragweite ihrer Entschlüsse selbstverständlich gar nicht bewußt, sie handelten ihrem Instinkte gemäß, und Karl VIII. hat schwerlich die leiseste Ahnung davon gehabt, wie tief sein Zug über die Alpen in die europäische Geschichte einschnitt. Und da auch sie, und gerade sie, Repräsentanten und Träger der Strömung der Epoche waren, so wird man in ihrem Verhalten, das dann der überwiegenden Mehrheit der Nationen und ihren maßgebenden Schichten so ganz entgegengesetzt war, doch auch nur eine Auswirkung des Geistes der Zeit sehen dürfen.

Und vielleicht ist die eine Ausnahme von der Regel, das Verhalten der englischen Volksvertretung zur auswärtigen Politik ihres Staates, der beste Beweis dafür, daß dies Gegeneinanderstoßen der einzelnen Volkskörper in dem neuen europäischen Staatensystem nicht abweicht von der Gesammtrichtung der europäischen Geschichte: denn es sollte nicht lange dauern, so vermehrte sich die Zahl der kriegerischen Nationen. Kein Zweifel, die Staatsmänner, die Herrscher, die Diplomaten und die Heerführer haben die Völker erst allmählich in diesen politischen Haß hineingeführt, aber auch sie waren doch eben nur, oder vielmehr sie waren gerade die Repräsentanten der Völker, sie können nicht von ihnen getrennt werden. Denn immer von neuem wiederholt sich ja im Lauf der Geschichte das Schauspiel, daß führende Männer, führende Stände, führende Völker zuerst die Bahn einschlagen, auf der ihnen später das Gros getreulich nachfolgt.

Soviel aber ist für jene Zeit festzustellen, daß der nationale Gedanke es nicht war, der die zwischenstaatliche Politik damals entscheidend beeinflußt, d. h. der die lange Periode vorwiegend kriegerischer Formen des politischen Kontakts zwischen den einzelnen Mitgliedern der Staatengesellschaft heraufgeführt hat. Wo er aktiv auftritt, wie allenfalls in dem England Heinrichs VII., erscheint er doch auch als vom Staatsprinzip hervorgerufen, nicht freilich zur selben Zeit, denn er tritt da ja, den Leiter des Staats anfeuernd und offensiver als dieser, zur Seite, aber in früherer Periode. Ueberall sonst aber verhält er sich fast nur passiv der internationalen Politik der Staaten gegenüber. Nun sahen wir, daß auch das dynastische Prinzip, so stark es auch noch ist, und so gewaltige staatliche, ja selbst universale Unternehmungen es hervorgerufen hat, in der Regel doch in Kombination und als Träger des Staatsgedankens auf-

auch nur ganz bestimmter Parteien auf die damaligen Verhältnisse überträgt. Wie viel Unheil aber hat in der Historie schon der überreichliche Gebrauch der Phrase „nationale Politik“ angerichtet!

[1]) Baumgarten I S. 208.

[2]) Busch, England unter den Tudors I (1892), S. 49.

[3]) Das wird auch von dem neuesten Geschichtsschreiber Heinrichs VII., der sonst bemüht ist, der älteren Anschauung von der Kriegslust des englischen Volks (Pauli, Geschichte von England V S. 549 f.) entgegenzutreten (Busch I S. 49 und S. 342 Anm. 4), zugestanden (ebenda I S. 69).

[4]) Busch I, S. 47, 59.

tritt. In ihm also kumulirt sich alles, er ist der Herrscher und sollte es freilich auch noch Jahrhunderte lang bleiben.

Ganz allgemein gesprochen, steht auch der Staat mitten innen zwischen Nation und Dynastie: er ist die objektive Form, die die Herrschergeschlechter gefunden haben, um über die Völker zu gebieten. Aber er ist doch auch das natürliche Mittel, durch das die Nationen auf die Dynastien einwirken, um sie, wo es nöthig ist, von der Familienauffassung ihrer Stellung zu einer allgemeineren, körperschaftlicheren, sozialeren hinzuleiten. Und wer wollte leugnen, daß nun in den Herrschern dieses Zeitalters die Ideen der Gemeinschaften, die sie führten und lenkten, überwogen, daß sie schon begannen, die grob-dynastischen Anschauungen hinter sich zu lassen. Aber eines konnten sie nicht hinter sich lassen und zwar die im Purpur Geborenen selbst so wenig, wie ihre adeligen und bürgerlichen Rathgeber: den Drang durch möglichst aktives, d. h. möglichst offensives, möglichst kriegerisches Vorgehen die Staaten, die sie lenkten, immer mächtiger zu machen. Wohl waren sie im Innern ihrer Reiche für den Frieden thätig gewesen, alle ihre Zentralisirungsarbeit in den letzten Jahrhunderten hatte ihm gegolten; aber die Mittel, mit denen sie diesem ihrem Zweck gedient hatten, waren in der Regel ganz entgegengesetzter, ganz kriegerischer Natur gewesen; wie viele große und kleine Fehden hatten sie führen müssen um die Staatseinheit herzustellen. An diesen kriegerischen Mitteln war ihnen aber in Wahrheit viel mehr gelegen, als an dem Endzweck und als dieser erreicht war, mochten sie auf jene doch nicht verzichten; die Waffen, die nun im Innern der Staaten zu ruhen begannen, wurden nun gegen das Ausland gekehrt. So ist es gekommen, daß die internationale Politik der europäischen Völkergesellschaft von dem Augenblick an, da sie recht eigentlich erst entstanden ist, eine vornehmlich kriegerische wurde. Gewiß, allmählich schlang sich um ihre einzelnen Glieder auch ein Netz friedlicher, namentlich materieller Beziehungen: die Handelsverträge zwischen den Staaten, die hier und da auch schon im späten Mittelalter abgeschlossen worden waren, sind bald häufiger geworden. Aber bis auf den heutigen Tag sind die wichtigsten Lebensregungen des internationalen Staatenverkehrs die kriegerischen Zusammenstöße geblieben — und was ihnen zunächst steht, alle Diplomatie hat nie bedeutendere Aufgaben gehabt, als Kriege vorzubereiten, abzuschließen und zu verhindern oder, richtiger gesagt, aufzuschieben. Eben darum aber ist denkwürdig, daß die europäische Politik schon in ihrer frühesten Jugend im Zeitalter der Renaissance, diesen ihren hervorstechendsten Charakterzug schon so unverhüllt aufweist.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Großherzog Karl Alexander von Sachsen** hat die Vorstände der **Goethe-Gesellschaft**, der **Schiller-Stiftung** und der **Deutschen Shakespeare-Gesellschaft** durch ein Schreiben ausgezeichnet, welches, unterm 31. Dezember datirt, folgendermaßen lautet: „An der Wende des Jahrhunderts wird Mir Bedürfniß, der Goethe-Gesellschaft, der Schiller-Stiftung und der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft den aufrichtigen Antheil auszusprechen, den Ich an ihren Arbeiten und Bestrebungen nehme. Ihre Vereinigung unter Meinem Protektorat in Weimar ist Mir ein werthvoller Beweis, daß Weimar wie zu Anfang so am Ende des 19. Jahrhunderts ein Mittelpunkt im geistigen Leben des deutschen Volkes ist, würdig der großen Ueberlieferungen einer unvergleichlichen Zeit. Diese im Geist Meiner Vorfahren fortzuführen, ist Mir und Meiner unvergeßlichen Gemahlin eine tiefempfundene Pflicht gewesen, deren Erfüllung, wie von Mir stets erkannt worden, nur ermöglicht worden ist durch die allgemeine und vertiefte Antheilnahme Deutschlands an den Kulturarbeiten, die mit Weimars Namen unlöslich verbunden sind. Indem Ich Ihnen, als den Vertretern weiter und bedeutender Kreise der Nation, heute Meinen Dank für solche Mitwirkung ausspreche, gebe Ich zugleich der Hoffnung Ausdruck, daß auch im kommenden Jahrhundert die Beziehungen sich fest und fester gestalten werden, die Weimar mit allen Bethätigungen des deutschen Genius in Literatur, Wissenschaft und Kunst verbinden, unter dem fördernden Schutz Meines Hauses, das stets als eine vornehme Aufgabe erachten wird, das ihm überkommene Erbe der klassischen Zeit als nationalen Besitz zu hüten und fruchtbringend zu gestalten, in weihevoller Pflege heiliger Erinnerungen, aber auch im Hinblick auf schöpferische Ausgestaltungen des Schönen und Wahren in neuen Formen, die eine aus der Vergangenheit erwachsende große und reiche Zukunft dem deutschen Volk spenden möge auf seinem Wege aufwärts zu den höchsten Zielen nationaler Entwicklung."

* Zur 200jährigen **Jubelfeier der Akademie der Wissenschaften**, welche laut Bestimmung des Kaisers in der zweiten Hälfte des Monats März begangen werden soll, hat der Kirchenhistoriker Prof. Dr. Adolph **Harnack** die Geschichte der Körperschaft in deren Auftrage geschrieben. Das Werk ist bereits vollendet, wird aber vor der Feier nicht ausgegeben. Es umfaßt vier Bände. Zwei davon enthalten die Geschichte der Akademie, der dritte bringt Urkunden und im vierten Bande findet sich das Gesammtregister. Der Gelehrte hat für sein Werk umfangreiche archivalische Studien unternommen. Die Stiftungsurkunde der Akademie ist nicht mehr im Original erhalten; wohl aber ist sie in Abdrücken überliefert. Sie lautet vom 11. Juli 1700. Doch ist die betreffende Entschließung des Kurfürsten schon am 19. März 1700 erfolgt. Die Akademie hieß ursprünglich „Societät der Scienzen". Friedrich III. übernahm das Protektorat; Leibniz, auf dessen Vorschlägen die Gründung beruhte, wurde der erste Präsident. Die „Societät" wurde mit den astronomischen Berechnungen und mit der Abfassung des neuen Kalenders betraut, dessen Druck und Verlag ihr zugesichert wurden.

G. Ueber den Verlauf und die Ergebnisse der **Harriman'schen Alaska-Expedition**, welche im vergangenen Jahre auf Kosten des amerikanischen Eisenbahnunternehmers Harriman zum Studium von Alaska abging, wird im Bulletin der amerikanischen geographischen Gesellschaft ein vorläufiger Bericht erstattet. Die Expedition, deren ganze Fahrt etwa 1500 km umfaßte, studirte zunächst die in ihren Einzelheiten noch vielfach unbekannte Küste von Alaska vom Portlandkanal bis Unalaschka. Es wurden die interessantesten Stellen kartographisch aufgenommen, ferner eine große Anzahl von Berghöhen in den Küstenketten Alaska's und den Vulkangebieten Alaska's und der Aleuten bestimmt und außerdem Untersuchungen über Gletscher- und Eiswirkung vorgenommen. Diese sind von besonderer Wichtigkeit, weil die Küstenregion von Alaska sich dadurch auszeichnet, daß ihre noch wenig durch Verwitterung verwischte morphologische Gestaltung direkt auf die Eiswirkung zurückzuführen ist. Indessen macht sich immer mehr ein Rückgang der Gletscher bemerkbar. Um für künftige Untersuchungen nach dieser Richtung feste Anhaltspunkte zu schaffen, sind von der Expedition die heutigen Enden der Gletscher kartographisch festgelegt worden. Ein weiteres Studienfeld für die Expedition war der Prinz Williams-Sund, der selbst in seinen Küstenlinien noch vielfach unbekannt ist. Hier wurden mehrere neue Fjorde entdeckt, die sämmtlich mit einem mächtigen Gletscher abschließen.

* **Preisausschreibung.** Ein Privatmann, der unbekannt bleiben will, hat, wie man der „Frankf. Ztg." aus Jena schreibt, den Professoren Haeckel daselbst, Conrad in Halle und Fraas in Stuttgart 30,000 M. überwiesen, damit sie folgende Preisaufgabe stellen konnten: „Was lernen wir aus den **Prinzipien der Descendenztheorie** in Bezug auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?" Als erster Preis ist eine Summe von mindestens 10,000 M., als zweiter und dritter von mindestens je 5000 M. in Aussicht genommen, außerdem können weitere gute Arbeiten honorirt werden. Die Manuskripte müssen in deutscher Sprache abgefaßt und bis spätestens 1. Dezember

1902 an die Direktion des Zoologischen Instituts, Professor Dr. Haeckel in Jena, eingeschickt werden.

* **Rostock.** Der ordentliche Professor der klassischen Philologie v. Arnim, der seinen Lehrstuhl an hiesiger Universität seit 1893 inne hat, hat zu Ostern dieses Jahres einen Ruf als ordentlicher Professor an die Universität in Wien erhalten und angenommen.

* **Königsberg.** Dr. v. Blume, Professor des römischen Rechts an der Universität Rostock, siedelt als Nachfolger des verstorbenen Professors Salkowski in gleicher Eigenschaft nach Königsberg über.

* **Paris.** Der Mineraloge Professor Rosenbusch in Heidelberg wurde von der Akademie der Wissenschaften in Paris zum auswärtigen Mitglied ernannt.

* **Christiania.** Hier starb im Alter von 67 Jahren der Professor der Chemie Peter Waage. Die Bewegung gegen den Alkoholmißbrauch verliert in ihm einen eifrigen Vorkämpfer.

G. **St. Petersburg.** Am 10. Januar fand der jährliche Festakt der kaiserl. Akademie der Wissenschaften statt. Es wurden die Jahresberichte erstattet von der physikalisch-mathematischen und von der historisch-philologischen Abtheilung, ferner der Bericht über die Arbeiten der Abtheilung für russische Sprache und Literatur, ein weiterer Bericht über die Expedition zu Gradmessungen auf den Spitzbergeninseln, der Rechenschaftsbericht der ständigen Kommission des Kaiser Nikolaus II.-Fonds zur Unterstützung bedürftiger Gelehrter, Literaten und Publizisten. Daran schloß sich die Zuerkennung der verschiedenen Akademiepreise für 1899. Mit kaiserlicher Genehmigung wird bei der Abtheilung für russische Sprache und Literatur zum Andenken Puschkins eine Unterabtheilung für schöne Literatur errichtet. Auf Vorschlag der dazu eigens gebildeten Kommission hat die Akademie beschlossen, im kommenden Jahre eine Expedition zur Erforschung des Archipelagus nördlich von den Neusibirischen Inseln auszurüsten, deren Aufgabe besonders in dem Studium der noch wenig bekannten Inseln Sannikow-Land und Bennet-Inseln besteht. — Die sogenannte Suworow-Kommission, die mit der Vorbereitung zur Gründung eines Suworow-Museums betraut ist, veröffentlicht ihren Thätigkeitsbericht, laut dem sie zu ihrem Zweck bereits eine Summe von 86,892 Rubel an Gaben gesammelt hat. — Die Berliner Geographische Gesellschaft hat die hiesige zur Theilnahme an der neuorganisirten internationalen seismologischen Gesellschaft eingeladen. — In den Räumen der Moskauer Universität wurde am Donnerstag, dem 11. Januar, der dritte russische Pharmazeuten-Kongreß mit ungefähr 550 wirklichen Theilnehmern eröffnet, der verschiedene einschneidende Verbesserungen auf dem Gebiet des russischen Apothekenwesens berathen soll.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 20. Januar. Nummer 16.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

An
Hermann v. Lingg,
zu seinem achtzigsten Geburtstag, 22. Januar 1900.

I.

Es rauscht der See, die Wellen wogend singen
Von fernen Zeiten, längstverschollnen Sagen;
Aus Wolkenschleiern Alpengipfel ragen,
Ein hohes Jenseits über Erdendingen.

Ein Knabe lauscht; und Berg und See erklingen
Wie im Accord die Glockentöne schlagen,
Wie Lüfte Harmonien schwebend tragen,
Wie sich Gedanken in den Aether schwingen.

Der Knabe lauscht. Gestalten tauchen auf
Aus fremden Ländern, niegeseh'nen Zonen,
Ein Völkerzug mit Schwertern, Königskronen,

Ein Geisterheer im Kampf und Siegeslauf;
Und Wonne, Jubel, Schmerz und Todeswunden —
Er hat's in seiner Seele mitempfunden.

II.

Was einst des Knaben ahnende Gesichte
Traumhaft geschaut, Du hast's erlebt, errungen,
Und mächtig ist Dein Lied hinausgedrungen
Vom Zauber der Natur und Weltgeschichte.

Was uns ergreift, Dir wird es zum Gedichte:
Der Römer Stolz vom Völkergroll bezwungen,
Gestürzte Tempel, Götterdämmerungen,
Die neue Welt im Freiheitsmorgenlichte;

Des Frühlings Blüthenhauch, des Herbsts Vergehen,
Des Mondes Aufgang und des Urwalds Wehen,
Einsamer Schwermuth rätselhaftes Bangen,

Die augenlose Nacht der frommen Blinden,
Der Menschheit Kämpfen, Leiden, Ueberwinden,
Dein großes Dichterherz hält es umfangen.

III.

Wenn Geistesgrüße je ans Ziel gelangen
Und je Gedanken aus der Ferne kommen,
Wie oft dann hättest Worte Du vernommen,
Die ungesagt in unsrer Brust entsprangen.

Doch fühlt das Herz ein sehnendes Verlangen,
Wenn wir in Lieb' und Ehrfurcht sind erglommen,
Daß uns der Anblick dessen möge frommen,
Der durch Bewunderung uns nahm gefangen.

Die Trauben kennt man aus dem edlen Wein;
Aus Deinen Liedern kannt' ich Dich allein,
Wie Bienen aus den Blumen Honig saugen,

Bis ich gerührt auf Deiner Schwelle stand;
In meinen Händen hielt ich Deine Hand
Und sah in Deine tiefen Seheraugen.

IV.

Am Wintermorgen, wenn Orions Funkeln
Im Westen sinkt, indessen östlich kaum
Milchweiße Dämm'rung färbt der Berge Saum,
Ein Ahnungsschimmer über nächt'gem Dunkeln,

Bereift sind Busch und Strauch, im Eisgepränge,
Weißhaarig starrt der Wald; halb wie im Traum
Ein Vöglein singt; nun röthet sich der Baum,
Krystalle glitzern in dem Schneegehänge.

Du aber wachst. Die Sonne steigt empor;
Da treten Kind und Kindeskinder vor
Mit grünen Kränzen zur Geburtstagfeier.

So sei's auch uns vergönnt! Wir nahen Dir,
Mit frischen Lorberzweigen schmücken wir
Verehrungsvoll die Saiten Deiner Leier.

Jena. Otto Liebmann.

Weltpolitik und höheres Schulwesen.

Von Ernst Kapff (Cannstatt).

Ein hervorragender preußischer Schulmann, der Wirkliche Geheimerath L. Wiese, hat vor nunmehr 17 Jahren die Zustände im höheren Schulwesen Deutschlands, dessen Entwicklung im Laufe des Jahrhunderts er selbst großentheils miterlebt hatte, einer prüfenden Betrachtung unterzogen und in seiner Schrift „Pädagogische Ideale und Proteste" die Ergebnisse dieser Umschau der Nation vorgelegt. Das Büchlein fand inmitten der in den letzten Jahrzehnten erschienenen Fluth von Schriften über Schulfragen, die oft mehr zur Verwirrung als zur Klärung der Verhältnisse beitrugen, in weiteren Kreisen der Gebildeten nur wenig Beachtung. Und doch verdient es diese in ganz besonderem Maße. Denn neben einer durchaus sachlichen, der historisch gegebenen Entwicklung gerecht werdenden Kritik des Bestehenden wird hier zugleich auch der unsres Erachtens einzig mögliche Weg gewiesen, der in der Zukunft einzuschlagen ist. Der Protest, den der Verfasser ausspricht, ist eine Berufung auf die Idee der Schule und ihre Bestimmung, das Ideal ein freieres Wachsthum der Schule. Indem er vollkommen zugibt, daß das Schulwesen in Preußen wie fast durchweg in Deutschland mehr und mehr ein Gegenstand der aufmerksamsten und thätigsten Fürsorge der Staatsregierungen geworden ist und ihnen äußerlich und innerlich eine vielseitige Förderung verdankt, ist er andrerseits der Ansicht, daß es durch Verflechtung mit besonderen Staatsinteressen, namentlich infolge des Berechtigungswesens, sowie durch die strenge gleichmäßige Gesetzlichkeit seiner Ordnungen sich in einem Zustande von Gebundenheit befindet, der die Schulen theils hindert, theils ihnen erschwert, ihre wahren Ziele bei der Jugend zu erreichen. Eine Abhülfe dieses Uebelstands sucht er keineswegs in einzelnen Veränderungen im Lehrplan und ähnlichem, wie solche thatsächlich seither ja erfolgt sind, ohne freilich das Uebel an der Wurzel zu fassen, sondern in der Förderung selbständiger pädagogischer Bestrebungen von Seiten des Staats, in der Begründung von Privatschulen, in denen an Berechtigungen nicht gedacht wird, und die neben dem geschlossenen Unterrichtssystem des Staats der Pädagogik ein freies Feld darbieten, ihre fortschreitende Entwicklung als Wissenschaft und Kunst zu bewähren.

Sie bilden in der Gesammtheit unsres Schulwesens ein unentbehrliches Mittelglied zwischen dem Elternhause und der öffentlichen Staatsschule. Ihre Bedeutung liegt mehr auf dem Gebiet der Erziehung als des Unterrichts. Sie haben sich als wohlthätige Einrichtung besonders in Fällen bewährt, wo das Elternhaus nicht imstande war, für die eigentliche Erziehung einzustehen. Dagegen ist freilich ihre Werthschätzung beim Publikum eine verhältnißmäßig geringe, nur wenn einer solchen Berechtigungen verliehen sind, sie also gewissermaßen staatlich abgestempelt ist, steigt sie im Ansehen. Nun hindert ja der Staat die Entstehung solcher Anstalten nicht, aber dieses negative Zugeständniß allein genügt nach Wiese's Meinung nicht. Er ist der Ansicht, daß der Staat ihnen eine größere Aufmunterung zutheil werden lassen solle. Die Bedingungen, von denen die Konzession zur Errichtung von Privatanstalten abhängig zu machen sei, und der Umfang, in dem er sein Aufsichtsrecht geltend machen könne, würden genügende Mittel zur Abwehr eines Mißbrauchs ihrer Unabhängigkeit gewähren. Solche Institute mit pädagogischer Bestimmung — von den sogenannten „Pressen", den Folgeerscheinungen des Berechtigungswesens, ist hier natürlich nicht die Rede — zu heben, liege im allgemeinen Interesse, und es könne dem Staat nur willkommen sein, wenn einmal neben seinen Organisationen auch das Bedürfniß freier Einrichtungen in Schulen kleinen Umfangs Befriedigung findet, wenn ferner pädagogischer Unternehmungsgeist neue Wege einschlägt und Versuche macht, mit denen er selbst die feste Ordnung seiner Anstalten nicht durchbrechen kann, die aber gleichwohl als Verwirklichung fruchtbarer Gedanken auch für das Allgemeine dienliche Anregungen enthalten können. Keineswegs eine Konkurrenz gegenüber den Staatsschulen, noch weniger ein Gegensatz zu diesen, vielmehr eine Ergänzung soll ins Auge gefaßt werden. Die besonderen Vorgänge der beiden Anstalten sollen alle dem Ganzen zugute kommen. „Wer in seiner Jugend durch Schulen beider Arten gegangen ist, kann bis in sein späteres Alter davon den Eindruck bewahren, daß, während das Gymnasium mit seiner festen, streng zu regelmäßigem Fleiß anhaltenden Klassen- und Lehrordnung eine Werkstätte war, worin zu rechter Zeit fertige Arbeit abgeliefert werden mußte, die glücklichen Jahre vorher mehr einem Garten glichen, worin der kleine Mensch wie ein Bäumchen unter Gottes freiem Himmel naturgemäß heranwuchs, ohne daß seine Triebkräfte überangestrengt oder vor der Zeit hervorgerufen wurden."

Das sind die Ansichten eines Mannes, dem man während seiner Amtsthätigkeit allzu zähes Festhalten am Alten vorwarf und den zum mindesten Niemand mit der großen Anzahl derer, die sich in „wildwüchsiger Kritik, leichtherzigem Absprechen, einseitiger Beurtheilung des Schulwesens" ergehen, in einen Topf werfen wird. Ausgesprochen wurden sie im Jahre 1883, also unmittelbar vor dem Beginn der kolonialen Machtentfaltung Deutschlands, die ihrerseits wiederum den Uebergang zur überseeischen Weltpolitik bildet. Und gerade jetzt verdienen diese Ausführungen abermals die sorgfältigste Beachtung, da angesichts der gewaltigen Aufgaben, in die das Reich unversehens hineingewachsen ist, die Frage der richtigen Anpassung unsres Unterrichts- und Erziehungswesens an diese Aufgaben im Vordergrund des Interesses steht. Und wenn wir die reiche Literatur überblicken, die sich gerade über diesen Gegenstand angehäuft hat, und die zahllosen Vorschläge prüfen, die eine Heilung der unleugbar vorhandenen schweren Mißstände herbeiführen sollen, so kommen wir immer wieder auf den Grundgedanken des Verfassers der „Briefe über englische Erziehung" zurück, nur daß die Gegenwart noch weit gebieterischer als die damalige Zeit ein thatkräftiges Vorgehen in seinem Sinn fordert.

Zur Begründung dieser Ansicht bedarf es eines kurzen Ueberblicks über die Verschiebungen, die sich im Gefolge der neuesten Weltereignisse für den schulpolitischen Horizont ergeben haben. Die neue Stellungnahme Deutschlands zu den Weltverhältnissen ist eine Folge des Anwachsens seiner Industrie und seines Handels einerseits und der starken Bevölkerungszunahme andererseits. Die erstere Erscheinung hängt wiederum eng mit der Großstadtentwicklung zusammen, wie mit der Ansiedelung von industriellen Anlagen längs der Schienenstränge, die häufig eine gewisse selbständige, gleichsam internationale Stellung gegenüber den bisherigen geschlossenen Siedlungen der Dorf- und Stadtgemeinschaften einnehmen und mit ihrem Bedürfniß nach höheren Bildungsanstalten vielfach auf andere Plätze angewiesen sind. Mit dem Fortschreiten dieses Prozesses wird nun, entsprechend dem Vorgang in andern Ländern mit stark industrieller und handeltreibender Bevölkerung wie England, das Bedürfniß sich immer mehr geltend machen, Bildungsanstalten zu schaffen, die dem zersplitternden und aufreibenden Großstadtleben entrückt sind und doch ihrem ganzen Zuschnitt nach die Schüler mehr für die große Welt, als für Kanzleien und Studirstuben vorbereiten, ohne dabei auf die spezifisch gymnasialen Bildungsmittel zu verzichten. Andererseits

besteht die Nothwendigkeit, einen Theil des Nachwuchses theils wegen der Abnahme früher in der Heimath vorhandener Berufsmöglichkeiten, besonders in der Landwirthschaft und der Zunahme solcher im Ausland im Anschluß an unsre politischen und wirthschaftlichen Eroberungen, theils wegen des übergroßen Angebots von Arbeitskräften auf dem heimischen Markt der überseeischen Thätigkeit zuzuführen, und auch für diese wird vielfach eine tüchtige Privatschule und zwar für dereinstige Pioniere ganz besonders eine solche auf dem Lande, eine geeignetere Vorschule für ihre künftige Auslandsthätigkeit bilden als unsre Staatsschulen mit ihrer nothwendigerweise uniformirenden Tendenz, zumal wenn sie sich in Großstädten befinden.

Aber nicht allein mit Rücksicht auf die Söhne des deutschen Vaterlandes erscheint die Einrichtung weiterer Privatschulen unter staatlicher Aufsicht wünschenswerth, sondern auch für die Heranziehung von Söhnen Reichsdeutscher im Ausland, die sonst vielfach der deutschen Bildung und der deutschen Sache überhaupt verloren gehen. Viele Deutsche im Ausland schicken zweifellos ihre Söhne nur deßhalb in fremdländische Schulen, weil sie den Berechtigungen, dieser Lockspeise für so viele Eltern, die ihre Kinder „gut aufgehoben" wissen wollen, oft um später nur um so herbere Enttäuschungen an ihnen erleben zu müssen — weil sie diesen Berechtigungen nicht so viel Gewicht beilegen, um dafür die mit dem System verbundenen Nachtheile mit in den Kauf nehmen zu wollen. Man denke nur an die in den englischen Kolonien lebenden Deutschen, die häufig ihre Söhne englischen colleges zur Erziehung anvertrauen. Diese sind aber bekanntlich dermaßen einseitig auf die Ausprägung des britischen Nationalitätsbewußtseins zugeschnitten, daß der ohnedies gegen fremde Einflüsse weniger als andere widerstandsfähige deutsche Jüngling sie in der Regel mit den Allüren eines Vollblut-Engländers verläßt. Andererseits erfahre ich aus bester Quelle, daß in den gebildeten Kreisen der Deutsch-Amerikaner in New-York zur Zeit der Wunsch nach einer deutschen Erziehung der Söhne im alten Vaterland häufig geäußert werde. Eine ähnliche Auskunft erhielt ich von einem mit den brasilischen Verhältnissen vertrauten Deutschen in Rio de Janeiro, sowie von einem in Zentralamerika wohnhaften Landsmann. Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Und wie viele blutsverwandte Schweizer, Deutsch-Oesterreicher und Holländer würden nicht gern ihre Söhne in Deutschland, besonders im Hinblick auf eine überseeische Laufbahn erziehen lassen, wenn auch ihnen deutscherseits mehr Entgegenkommen für ihre besonderen Bedürfnisse gezeigt würde! Es ist kein Zufall, daß sich unter den ersten 19 Schülern der deutschen Kolonialschule ein Holländer und ein Schweizer befinden. Für moralische Eroberungen steht uns also auf dem Gebiet der Schule noch ein unabsehbares Feld offen. Es sei hier noch erwähnt, daß unlängst von einer Abtheilung der deutschen Kolonialgesellschaft der Antrag gestellt wurde, die letztere möge eine Internatsschule für Söhne Deutscher im Ausland von sich aus ins Leben rufen, ohne daß diese freilich bei ihrer weitverzweigten Thätigkeit der Aufforderung hätte Folge leisten können oder mögen.

Wenn nun zur Befriedigung aller dieser Wünsche die vorhandenen Privatschulen schon allein ihrer Zahl nach nicht genügen, andererseits auch durch die nothwendige Rücksichtnahme auf das Berechtigungswesen, dem sie sogar theilweise ihre Existenz verdanken, in ähnlicher Weise eingeengt sind, wie die Staatsschulen, so bedarf es, um mit der Marine zu reden, eines ganz neuen Typs von Schulen, für die heranwachsende Generation, die den besonderen Aufgaben des neuen Geschlechts Rechnung tragen sollen. Eine für diesen Zweck probeweise zu begründende Internatsschule könnte man sich etwa folgendermaßen ausdenken. Den äußeren Rahmen würde am besten eine kleine deutsche Stadt abgeben, die durch klimatische und landschaftliche Vorzüge begünstigt ist. Außer den eigens für die Anstalt angestellten Lehrern, denen neben dem Unterricht besonders der erzieherische Theil der Aufgabe zufällt, sind vielleicht an Ort und Stelle oder von der näheren Umgebung weitere Lehrkräfte, lediglich für Unterrichtszwecke, heranzuziehen. Diese Anforderungen würden z. B. befriedigt bei der Wahl des lieblich im Werrathal gelegenen Städtchens Witzenhausen in Hessen-Nassau, wo sich bereits die deutsche Kolonialschule Wilhelmshof befindet, die Jünglinge vom 17. Lebensjahr an aufwärts für den Dienst in den Kolonien vorbereitet, oder eines Bodensee-Orts in der Nähe von Lindau oder Konstanz. Das jeweilige Entgegenkommen des betreffenden Staates, also in diesem Falle Preußens oder Bayerns oder Badens, würde für die Entscheidung besonders in die Waagschale fallen. Die Begründung und finanzielle Verwaltung übernimmt eine Gesellschaft, an deren Spitze ein Kuratorium steht. Direktor und Lehrer sind deren Angestellte. Die Form, in der jene zusammentritt, wäre etwa die einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Für die Unterbringung der Schüler empfiehlt sich das in Gütersloh und dem Kühne'schen Pädagogium in Godesberg bewährte System der Familienhäuser mit nur 10—15 Zöglingen, an deren Spitze Lehrer oder vertrauenswürdige Privatpersonen stehen, und in denen den Schülern ein gewisser Ersatz für den Verkehr mit der eigenen Familie geboten wird. Dreimalige ausgiebige Ferien im Jahr, wie sie in England bestehen, würden ohnehin dafür sorgen, daß dieser nicht zu sehr nothleidet. Knaben, die nicht infolge der Gewöhnung an einseitige Pensenarbeit nur für die Schule zu arbeiten gelernt haben, werden auch in längeren Ferien nicht müßig gehen, sondern das in ihnen erweckte Interesse — und das Interesse zu wecken sollte nach Herbart die Hauptaufgabe des Unterrichts sein, was in unsrer Zeit der Ueberladung mit Wissensstoff nicht oft genug betont werden kann — durch Privatstudium weiter bethätigen. Solche Internate, die nicht durch die Rücksicht auf das Berechtigungswesen eingeschnürt sind, gewähren auch den großen Vortheil der Möglichkeit einer Verbindung des Klassensystems mit dem Fachsystem. Während für die unteren, mittleren und einen Theil der oberen Klassen das erstere, d. h. die gleichmäßige Ausbildung aller Schüler eines Jahrgangs mit gleichmäßigen Anforderungen an einen Jeden, sich wie bisher empfehlen dürfte, sollte in Prima das Fachsystem eintreten, wonach die Schüler etwa zwischen drei Kursen zu wählen hätten. Die Wahl könnte gestellt werden etwa zwischen alten Sprachen, einer neuen und Geschichte, oder neuen Sprachen und Geographie mit Hülfswissenschaften, oder Mathematik und Naturwissenschaften. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß die zur Erläuterung dieser einzelnen Studien dienenden Schulreisen und Ausflüge in Museen, nach geschichtlich und kunstgeschichtlich denkwürdigen Stätten, Besuche von technischen Anlagen u. dergl. sich mit Internatsschülern viel leichter ausführen lassen, als den mehr an die jeweiligen häuslichen Laren gefesselten Schülern der meisten unsrer höheren Schulen. Für den Besucher eines dieser oberen Kurse wäre die an der Anstalt gebotene universitas studiorum insofern von Nutzen, als durch das Zusammenleben mit Kameraden, die einen anderen Kurs besuchen, gegenseitige Mittheilungen der Schüler aus dem Gebiet ihres besonderen Arbeitsfeldes, wie Vorträge und ähnliche Veranstaltungen, ihm stets auch geistige Anregungen aus dem Kreis anderer als seiner Wahlfächer geboten würden. Schülersparkassen und -werkstätten, Verbände für Pflege der Gesangs- und Orchestermusik, Vereinigungen zur gemeinsamen Ausübung von Spiel und Sport, lauter Momente zur Hebung des so wichtigen, in unsern Großstadtschulen immer mehr im

schwinden begriffenen gesunden Korpsgeistes und Hülfsmittel für vielseitige Ausbildung besonders auch des Charakters, können heutzutage fast nur in einem Internat die wünschenswerthe Ausgestaltung erhalten.

Was sodann die Kostenfrage für die Eltern anlangt, so würde die Ausbildung eines Knaben an einer solchen Privatschule für diejenigen, die ihre Kinder zum Zweck des Besuchs einer höheren Bildungsanstalt nicht ohnehin weggeben hätten, selbstverständlich größere Anforderungen an den Geldbeutel stellen als der Besuch einer Staatsschule am elterlichen Wohnort, aber manche Eltern dürften trotzdem jene Anstalten vorziehen, sei es, daß sie selbst, wie es häufig in Großstädten der Fall ist, für die Erziehung ihrer Kinder nicht die wünschenswerthe Sorge tragen können oder daß sie ihnen überhaupt eine individuellere, für manche Lebenslagen, besonders auch im Ausland, geeignetere und damit sich auch wieder bezahlt machende Vorbildung zu geben wünschen. Unter allen Umständen könnte bei uns der Pensionspreis in solchen Anstalten auf dem Lande weit billiger zu stehen kommen als in den besseren englischen Landschulen von ähnlicher Richtung. Für die Unternehmer dürfte die Finanzirung der Sache keine erheblichen Schwierigkeiten machen. An vielen geeigneten Orten sind ältere standesherrliche oder staatliche Gebäude, die vielleicht bisher nur eine geringe Rente abwarfen, schon vorhanden und können billig erworben oder probeweise gepachtet werden. Während die Gemeinden, wo sich eine Schule niederläßt, unter allen Umständen zur Beisteuer, sei es auch nur hinsichtlich von Grund und Boden, heranzuziehen sind, sollte auf Staatshülfe möglichst Verzicht geleistet werden. Stiftungen, wie sie in England und Amerika so zahlreich sind, würden auch hier nicht ausbleiben, wenn erst einmal diese Anstalten in ähnlicher Weise sich die Liebe und das Vertrauen der Nation erworben haben, wie dies hinsichtlich vieler Privatschulen besonders in England der Fall ist. Was bei uns für den „Philister" oder „Alten Herrn" nicht einmal eine Universität, sondern die Verbindung ist, der er als Student angehörte, das ist dort für den Gebildeten im späteren Leben häufig die Schule, die er als Knabe besucht hat. Im übrigen fühle ich mich, was hier ausdrücklich hervorgehoben werden mag, von jeder Schwärmerei für das gegenwärtige englische Unterrichtswesen frei.

Hinsichtlich der von Seiten des Staats zu fordernden Ueberwachung von Privatschulen, die er durch die Ertheilung von Berechtigungen für das Militärzeugniß und selbst die Hochschulen auszeichnen will, liegt es nahe, an die Entsendung besonderer Regierungskommissäre zu den Abgangsprüfungen zu denken, ein Verfahren, das ja bereits einer Anzahl von Privatanstalten gegenüber stattfindet. Diese Ueberwachung hätte auch zu verhindern, daß Privatschulen zur einseitigen Pflege konfessioneller Bestrebungen benutzt werden, die den Staatsinteressen zuwiderlaufen. Zuletzt sei noch darauf hingewiesen, daß die hier empfohlene Neuerung eine wohlthätige Entlastung besonders der so reich mit dem Berechtigungssegen ausgestatteten Gymnasien herbeiführen würde. Die Ueberfüllung der Klassen und im Zusammenhang damit die Ueberbürdung der Lehrer, der Andrang ungeeigneter Elemente, denen es nur um die Berechtigungen zu thun ist, würden ebenso vermindert werden, wie man überflüssige Anstalten eingehen lassen und die bestehenden mehr ihren besonderen Aufgaben, also die Gymnasien der Vorbereitung für die Universität, zuführen könnte.

Wie schon hervorgehoben wurde, verdienen die Vorschläge des ehemaligen Leiters des preußischen Unterrichtswesens, denen eine bestimmtere Gestalt zu geben im Vorstehenden versucht wurde, heutzutage besondere Beachtung im Hinblick auf die Weltpolitik, zu der sich das deutsche Volk in immer wachsendem Maße entschließt. Im besonderen für die Vorbildung der künftigen Pioniere im Ausland erweist sich eine freiere Ausgestaltung des Unterrichts- und Erziehungswesens als unabweisbares Bedürfniß. Es könnte hier der Einwand erhoben werden, daß der Beweis für das Vorhandensein eines Bedürfnisses nicht erbracht sei, daß die Ausbreitung des Handels, die industriellen Unternehmungen, die Kolonisation einen ungeahnten Aufschwung genommen haben, ohne daß ähnliche Wünsche wie die hier geäußerten bisher erfüllt worden wären. Ein solcher Einwand bewegt sich in demselben Fahrwasser wie die häufig gegen die Flottenvermehrung vorgebrachten Argumente, es sei ja bisher auch so gegangen, deutsche Interessen verlangten nicht nothwendig den Schutz der deutschen Flagge, und es sei gefährlich, sich statt des erprobten alten Verfahrens auf neue Experimente einzulassen. Demgegenüber leuchtet ein, daß die Zeiten vorüber sind, wo deutsche Arbeit und deutscher Unternehmungsgeist unter der Aegide fremder Nationen, vor allem der britischen, langsam zu erstarken und sich in der Stille immer mehr in die früher von unsern Lehrmeistern innegehabten Stellungen einzuschieben vermochten. Ein furchtbarer Rivale, wie es jetzt Deutschland für diese Mächte auf den meisten Gebieten des wirthschaftlichen Lebens geworden ist, kann nicht mehr auf die Gefühle rechnen, die früher dem Anfänger, der zudem sein reichliches Lehrgeld zu entrichten hatte, zugute kamen. Sodann sind neue Mächte erfolgreich in den Wettbewerb eingetreten, und der deutsche Kaufmann, Industrielle und Ingenieur befindet sich einer ganz anderen Konkurrenz gegenüber als vor 20 Jahren. Es gilt nunmehr, auf eigenen Füßen zu stehen und auf eigene Faust neue Absatzgebiete zu erschließen.

Nun besitzt der Deutsche ja nicht die Stammeseigenschaften, die den Briten zum Sklavenhalter im großen Stil befähigen. Seine Aufgabe ist vor allem, dadurch die Welt einmal „an deutschem Wesen genesen" zu lassen, daß er neue Ländergebiete durch fleißige Kolonistenarbeit urbar macht, dem Handel und der Industrie erschließt und einer neuen Kultur mit wesentlich deutscher Färbung, die eine Bereicherung der gesammten Menschheit darstellen soll, die Bahnen ebnet. Für diesen seinen weltgeschichtlichen Beruf braucht das Vaterland aber Männer und nicht „wandelnde Encyklopädien", wie sie so häufig aus unseren höheren Schulen hervorgehen. Wir beklagen uns darüber, daß Millionen von Deutschen in Nordamerika so rasch im Angelsachsenthum aufgehen. Wo bleiben aber die geistigen Vorkämpfer für deutsches Wesen, die vor allem auch politisch die Deutschen drüben so zusammenzufassen verständen, wie dies bei den der Zahl nach schwächeren, an Einfluß aber weit überlegenen Irländern der Fall ist, seit die „48er" immer mehr verschwinden? Und wo bleiben die geistigen Führer, von einigen Wenigen abgesehen, die eine zielbewußte Organisation der zahlreichen deutschen Ansiedler in den brasilischen Provinzen Rio Grande do Sul und Parana, oder im südlichen Chile in die Wege leiteten, wo auf dem Gebiete der allgemeinen Kultur wie der Politik das Deutschthum keineswegs die Stellung einnimmt, die ihm nach seinen Leistungen und seiner Kopfzahl zukommt? Will man auch hier zuwarten, bis der Yankee diesen Ländern mit seiner Interkontinentalbahn auf den Leib rückt und der „king dollar" auch dort seine Herrschaft antritt? Statt dessen besteht der ungesunde Andrang zu den Staatsstellungen, im Bunde mit der Anziehungskraft der Großstädte, bei uns fort, infolgedessen wird die Examensschraube immer kräftiger angezogen und der Student, beziehungsweise schon der Gymnasiast wirft sich immer mehr lediglich aufs Brotstudium und vor allem auf das fürs Examen nöthige Wissen. Bei der dadurch hervorgerufenen Einseitigkeit leidet vor allem die eigentliche Produktivität, für die das bloße Spezialisten-

thum kein genügender Nährboden ist. Dabei geht die erzieherische Einwirkung der gebildeten Klassen auf die niederen, trotz Volkshochschulkursen und ähnlichem, immer mehr zurück. Wenn also die heutzutage so überraschend hereinbrechenden „großen Momente“ auch in Zukunft ein großes Geschlecht finden sollen, ist es hohe Zeit, nicht nur für Heer und Marine, sondern auch für den Nachwuchs der Nation, der neue Bahnen selbständig zu wandeln berufen ist, neue Forderungen aufzustellen. Mögen sich also einmal die Männer zusammenfinden, die den Anfang wagen! Bei den maßgebenden Stellen der deutschen Regierungen wird man gewiß, wenn nicht überall, so doch da oder dort, die gewissenhafte Prüfung eines solchen Planes nicht von der Hand weisen, dafür bürgt uns die Wichtigkeit des Gegenstandes für die allgemeine Wohlfahrt wie die Einsicht und das nationale Empfinden der Unterrichtsverwaltungen. Aber private Initiative muß vorangehen! Wie in den Zeiten schwerer Bedrängniß, die das Erwachen des nationalen Geistes in den Freiheitskriegen vorbereitete, die Begeisterung für das Ideal einer Erziehung, von der man eine Wiedergeburt des Vaterlandes erhoffte, schon einmal eine Blüthe der privaten Erziehungsanstalten heraufführte, so werden sich heute gewiß Unzählige finden, die in einer Wiederaufnahme dieser Bestrebungen eine weitere Gewähr dafür erblicken, daß die Nation an die Lösung der großen Aufgaben, die ihrer harren, im rechten Geiste herangeht.

Die Kunst im Handwerk im Jahre 1899.

Von Dr. W. Rolfs.

Auch das Jahr 1899 bezeichnet wie 1898 einen Fortschritt auf dem Gebiete der Kunst im Handwerk. Dieser ist freilich meist äußerlicher Natur, während sich in der inneren Entwicklung bei uns dieselbe Erscheinung zeigt, die man bisher im Auslande beobachten konnte: nach einem ziemlich heftigen, nervösen Ansetzen folgt eine Zeit der Ruhe und der Sammlung. Talente, die sich anfangs mit dem Schwung, den die Begeisterung für neu erkannte hohe Aufgaben zu geben pflegt, in den Dienst der Sache gestellt haben, reifen sich aus und machen in Selbstprüfung die Erfahrung, daß die Aufgabe namentlich in der Ueberwindung technischer Schwierigkeiten und in ihrer Verbindung mit der einrahmenden Baukunst viel umfassender ist als es zuerst schien. In der That dürfte diese Erkenntniß der Hauptgewinn der bisherigen Erfahrungen sein: daß, wer auf dem Gebiete der Kunst im Handwerk ein Meister werden will, ganz ebenso viel und ebenso lange üben muß wie der Maler und der Bildhauer. Da nun aber, wie die Dinge heute liegen, der Künstler erst vollständig um- und neulernen muß, wenn er sich von Malerei und Bildhauerei — den sogen. hohen oder freien Künsten — der Kunst im Handwerk zuwendet, so folgt daraus, daß diese Bewegung erst allgemeiner werden wird, wenn die Schulung unsrer Künstler von Grund aus eigenartig geworden ist. Dabei werden die Schwierigkeiten aller Art noch wachsen in dem Maße, wie man zu der Einsicht kommt, daß die bildenden Künste nicht eigene Selbständigkeiten, sondern eine zusammenhängende Einheit bilden, die auf das Zusammenwirken aller bildenden Künste mit der Baukunst hinausläuft. Inzwischen hat sich die Zahl junger Talente, die sich der Kunst im Handwerk zuwenden, auch im verflossenen Jahre vermehrt, und wenn sich darunter bisher keines von überragender Begabung gezeigt hat, so kann das nicht wundernehmen; ein sicherer, wenn auch langsamer Fortschritt auf gesundem Boden ist außerdem hier vorzuziehen, und es muß genügen, manche junge Talente schon jetzt neben den alten mit Ehren bestehen zu sehen.

Wünschenswerth würde es sein, wenn die Führer auf diesem Gebiete Schüler zu sich nehmen und so in der Weise der alten Meister neue Kräfte von Begabung ausbilden würden. Unsre heutigen Kunstgewerbeschulen und Akademien sind hiezu unbrauchbar. Denn die Schule zur Kunst im Handwerk, d. h. also in unserm Sinne zu der Kunst überhaupt, muß nach Maßgabe der persönlichen Begabung aus der lebendigen Verbindung der vollkommenen Beherrschung des Materials, was immer es sei, mit künstlerisch vollendetem Naturstudium bestehen: alles dies geben aber unsre Schulen und Akademien nicht in richtigem Maße.

Die Fortschritte in der äußeren Entwicklung der zuerst vom Ausschuß für Kunst im Handwerk in München verwirklichten Gedanken zeigen sich in der weiteren Ausbildung der verschiedenen Wege, auf denen, unabhängig von ihm, auch in anderen Theilen Deutschlands denselben Zielen nachgestrebt wird. Hier ist — als dem Ideal vielleicht am nächsten kommend — die Gründung einer Künstlersiedelung in Darmstadt zu erwähnen. Unter der regen persönlichen Theilnahme und unter dem Schutze des Großherzogs und der Großherzogin, die ebenso große Liebe zur Sache wie hervorragendes Verständniß dafür besitzen, dürfte sich dort ein schönes Vorbild zur Nachahmung in anderen deutschen Ländern herausbilden, werden doch die Bestrebungen, die sowohl eine künstlerische wie persönliche Förderung unsrer Künstlerwelt bezwecken, hier in der glücklichsten Weise zusammengefaßt. Wenn auch in der Loslösung von Kunstmittelpunkten mit reicher entfaltetem künstlerischen Leben einerseits, in der Verbindung mit dem einflußstarken England andrerseits eine gewisse Gefahr liegen mag, so gibt es doch Mittel und Wege genug, um dem vorzubeugen, unter denen wohl das wirksamste der Wettbewerb mit ähnlichen deutschen Siedelungen sein würde. Den Weg, in eigenen Werkstätten die Entwürfe von Künstlern ausführen und diese am geschäftlichen Gewinn theilnehmen zu lassen, wie ihn in der Form einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung im Jahre 1898 die Vereinigten Werkstätten in München zuerst einschlugen, haben Dresden — Werkstätten für Kunsthandwerk — und neuerdings auch Wien betreten. Beide gehen mit so viel Thatkraft vor und erfreuen sich zugleich einer so wirksamen und regen staatlichen wie gesellschaftlichen Unterstützung, daß München sich wird anspannen müssen, um gleichen Schritt zu halten. Bisher hat es nur von seinen eigenen Kräften abgegeben, um Berlin, Dresden, Darmstadt zu stärken. Freilich ist der dadurch entstehende Wetteifer der sichere Boden für eine erfreuliche Entwicklung, und da es nur einer verhältnißmäßig geringen Unterstützung bedarf, um mit den nirgends so reichlich wie in München fließenden künstlerischen Quellen jedem Wettbewerb die Spitze bieten zu können, so darf man hoffen, daß die süddeutsche Hauptstadt auch in Zukunft die erste unter gleichen bleiben wird.

Einen äußerlichen Erfolg beweist auch die sehr große Ausdehnung, welche die neuen Bestrebungen in denjenigen gewerblichen Kreisen gefunden haben, die bisher ihre Beschäftigung in der Nachahmung vergangener Stile suchten. Man kann behaupten, daß heute jedes bedeutendere Möbelgeschäft in der sogen. Moderne arbeitet. Beweist dies auch, wie recht diejenigen hatten, die schon vor Jahren behaupteten, daß sich das deutsche Kunstgewerbe nach neuen Formen umschauen müsse, wenn es wettbewerbsfähig bleiben wollte, so kann doch diese Seite der Entwicklung am wenigsten befriedigen. Es scheint ein Verhängniß unsrer heutigen Schaffensart zu sein, daß sie sich nirgends auf der Höhe künstlerischen Ernstes zu halten vermag, sondern mit erschreckender Behendigkeit und ohne Scheu den Schritt von wirklicher Kunst in ein gedanken- und geschmackloses Massengewerbe zu thun pflegt — eine Entwicklung, die um so

betrübender wirkt, als sie sich mit einer gewissen Findigkeit deutsche wie fremde Aeußerlichkeiten anzueignen weiß, die von fern an ernstere künstlerische Arbeit erinnern können und dem ungeschulten Auge ebenso echt „modern" erscheinen wie gestern das nachgeahmte Empire-, Rokoko- und Renaissance-Treiben. Sollte auch hier jene Erscheinung zu beobachten sein, von der Treitschke einmal sagt, daß „noch auf jeder Entwicklungsstufe der deutschen Kultur ein häßlicher Bodensatz ungebrochener Barbarei an den Tag getreten ist?" Heute zeichnet der vom Massenhersteller beschäftigte kunstgewerbliche Zeichner mit demselben Mangel an künstlerischem Verständniß „moderne Sachen" nach wie noch vor wenigen Jahren vergangene Stilarten. Das ist der denkbar verkehrteste Weg! Hat der Hersteller keine selbständigen künstlerischen Kräfte zur Verfügung oder kann er sie nicht zahlen, so erinnere er sich daran, daß auch, wie schon oft hervorgehoben worden ist, Maschinenarbeit künstlerisch befriedigend ausfallen kann, sobald hier nicht die Unwahrheit der Handarbeit erstrebt, sie vielmehr so angewendet wird, wie es ihrer Natur und der des verarbeiteten Stoffes gemäß ist. Eine so gewonnene Arbeit hat zwar oft nur ein einfaches unscheinbares Aeußere, aber ihre Bescheidenheit trägt den Stempel der Wahrheit und damit kann sie sich überall sehen lassen. Diejenigen Möbelverfertiger aber, denen es nicht an Mitteln fehlt, würden ihren Zielen viel näher kommen, wenn sie Entwürfe bewährter Künstler ankauften und ausführten, anstatt von ihren Zeichnern nach den — leider ohne sorgliche Auswahl den Markt überschwemmenden — Abbildungen deutscher, englischer und anderer Herkunft „eigene" Entwürfe zusammenstoppeln zu lassen und auf den Markt zu bringen, wo man ihnen nur wünschen möchte, daß sie niemals Käufer finden würden!... Eine erfreuliche Frucht wenigstens ist aber auch unter diesem traurigen Unkraut gezeitigt worden: die allgemeiner werdende Vorliebe für die Einfachheit, für die Abwesenheit mißverstandener und mißbräuchlicher Schmuckformen, für die natürlichere Behandlung des verarbeiteten Stoffes — kurz für das, was einst der gute Oeser dem jungen Goethe „empfahl, worauf er immer wieder zurückkam, die Einfalt in allem, was Kunst und Handwerk vereint hervorzubringen berufen sind".

Prüft man neben dieser mehr äußeren Entwicklung die innere, rein künstlerische, so ist es schwer, die Linien zu verfolgen, auf denen sie sich bewegt. Von der Nachäffung des Fremden sei abgesehen. Dort, wo die Arbeit bei Künstlern, wie etwa van de Velde und Riemerschmid, mit großer Eigenart, Entschiedenheit und folgerichtig geschieht, kann man der Entwicklung ihres Stils und was daran besonders erscheint wohl folgen. Neben solchen durchaus klaren Künstlern wirken aber viele andere, die ohne eine gleiche Entschiedenheit und Eigenart bald Jener Wege kreuzen, bald sich in ihnen zu verlieren, bald wieder selbständig genug auf eigenen — meist naturalistischen oder japanisirenden — Pfaden zu wandeln scheinen. Aus diesem Wirrwarr ineinander verschlungener Fäden unsrer Kunstübung mögen sich uns folgende mit einiger Deutlichkeit abheben.

Die Nachahmung der Alten beschränkt sich mehr und mehr auf eine getreue Nachbildung guter, alter Stücke für Liebhaber, die zweifellos gutes Altes einem nicht immer ebenso zweifellos guten Neuen vorziehen. Im übrigen verblaßt die Nachahmungskunst der alten Stile im Mobiliar und in Geräthen immer mehr; ein Blick in die besseren Kunstgewerbeläden überzeugt den Beobachter leicht davon, daß wir von dem Renaissance-, Rokoko-, Empire- und Biedermeierfieber langsam zu genesen anfangen. Allein die Baukunst, die naturgemäß und nach der geschichtlichen Erfahrung am längsten braucht, um für neue Bedürfnisse und Anschauungen auch neue Formen zu finden, steht noch zurück. Eine auffallende Ausnahme aber von obiger Beobachtung scheinen Versuche zu machen, die in Frankreich, Wien und auch in München einflußreiche Vertreter gefunden haben: Versuche, die Antike noch einmal über das Empire hinaus zu „modernisiren". Bei derartigen Versuchen ist aber eins nicht zu vergessen: mögen sie künstlerisch noch so hohen Reiz gewähren, mögen sie eine geradezu erstaunliche Anpassung an vergangene Empfindungsart verrathen — und dies ist bei der Renaissance Lenbachs, bei der modernen Antike Stucks ganz ebenso der Fall wie bei den malerischen Bauten Gabriel Seidls —, so bedeuten sie wenig oder nichts auf dem Wege vorwärts. Unscheinbare, oft hülflose, ja irrthümliche Versuche, die sich auf wirklich neuen Bahnen mit künstlerischem Ernst bewegen, sind in dieser Beziehung werthvoller als Marksteine, nämlich, seien sie auch noch so bescheiden, zu einer Kunst der Zukunft.

Frei von dem Wunsch, die Alten wieder zum Leben zu erwecken, erscheint der — aus Japan geborene — Naturalismus, der heute wohl die meisten Anhänger im Kunsthandwerk zählt. Als Edelschmuck, als zierende Schmuckform auf Bucheinbänden, Stoffen aller Art, Füllungen von Möbeln, Kupferarbeiten, als geblasene Gläser, als Beleuchtungskörper — das elektrische Licht hat fast die gesammte Flora Mitteleuropa's herangezogen — tritt die treulich beobachtete und mehr oder minder streng „stilisirte" Pflanze uns entgegen. Wie weit es geglückt ist, auf diese Weise Kunstwerke zu schaffen, wird stets von Fall zu Fall zu entscheiden sein. Die stilisirte Pflanzen- oder Thierwelt allein thut es nicht; denn jeder Stoff stilisirt die Naturform anders, und das Ergebniß der Kunstübung wird um so befriedigender sein, je strenger die Stilisirung im innigsten Eingehen auf das Wesen des verarbeiteten Stoffes statthat. Eine Stilisirung, wie sie auf Pflanzenvorlagen, sozusagen in abstracto, gegeben wird, ist eine Verirrung, die auf dem Gebiet der neuen Kunst ganz ebenso viel Unheil anrichtet wie die ehemaligen Rokoko- und dergleichen nutzlose Vorlagen.

Zwischen Naturalisten und der dritten Gruppe hier beschäftigter Künstler, die ihre neuen Formen und Linien weniger unmittelbar aus der umgebenden Natur selbst als vielmehr aus der Natur schöpfen, wie sie sich in der prüfenden Ueberlegung des schaffenden menschlichen Geistes widerspiegelt, ist naturgemäß ein unmerkbarer Uebergang vorhanden. Denn jeder noch so derbe Naturalismus, sofern er noch künstlerisch wirken soll, bedarf der abziehenden Thätigkeit des menschlichen Denkens, und jede noch so abgezogene Linie oder Form hat, künstlerische Wirkung auch hier vorausgesetzt, ihre letzte Quelle in der Beobachtung der Natur. Bei uns findet diese Richtung, die ihren entschiedensten Vertreter wohl in van de Velde haben dürfte, namentlich unter den jüngeren Künstlern immer mehr Anhang, und es wird wohl nur eine Frage der Zeit sein, daß sie auf der ganzen Linie den Sieg davontragen wird, schließt sie doch neben ihren eigenen aller der Uebrigen Forderungen ein, wie: die Verarbeitung der Stoffe nach ihren natürlichen Eigenschaften, Ablehnung alles Unklaren und überflüssigen Zieraths, Verwendung aller modernen Hülfsmittel der Technik, Farbe u. s. w. Sie allein verbindet die Forderung höchsten und feinsten künstlerischen Empfindens mit dem Walten eines durchaus klaren, tüchtigen Menschenverstandes.

Manche Kritiker verdammen diese Bestrebungen mit der Betrachtung, daß hier eine völlige Unterbrechung der Ueberlieferung stattfinde. Diese müsse sich naturgemäß aus den vorhergegangenen Stilen entwickeln. Wenn eine künstlerische Entwicklung gesund war, so ist sie glücklicherweise niemals durch gedankliche Bedenken aufgehalten: nicht einmal ein Geist wie Lessing hat dies vermocht. Es hat

überdies mit dem Unterbrechen der Ueberlieferung seine eigene Bewandtniß. Was ist denn Ueberlieferung? Die Entwicklung der Kunst wird von denselben Gesetzen bestimmt, wie alle menschliche Thätigkeit, nämlich durch Handlung und die entsprechende Widerhandlung, durch Aktion und Reaktion. Was daher dem zeitgenössischen Beobachter manchmal als eine gewaltsame Unterbrechung der Ueberlieferung, als ein Mit-der-Wurzel-Ausreißen erscheinen will, erklärt sich oft schon dem folgenden Geschlecht als eine nothwendige Widerwirkung auf eine lange waltende Wirkung, also nicht als ein Abreißen des Fadens, sondern als ein Weiterspinnen in anderer Richtung. Der feste Boden, auf dem eine derartige künstlerische Entwicklung vor sich geht, ist stets die Naturbeobachtung, und überall dort, wo ernste Künstler auf diesem Boden stehen, mögen sie vorerst auch noch so neu und fremdartig erscheinen, da braucht dem Beurtheiler nicht vor Gesetzlosigkeit und Willkür zu bangen. Die Natur ist die unerbittlichste Lehrmeisterin, die es gibt, und wenn unsre heutigen Künstler sie sich mit ihren Augen ansehen wollen, wenn sie sich als Kinder unsrer Zeit, unsrer „Natur" betrachten, so ist das nicht nur ein Recht, sondern eine Nothwendigkeit für das mit feinerem Empfinden begabte Künstlergemüth. Freuen wir uns, daß wir so gesunde und kraftvolle Künstlernaturen unter uns haben, die bewußt Menschen der Jetztzeit sein wollen: nur durch sie wird der Gang der künstlerischen Entwicklung beschleunigt. Glaubt man überhaupt auf derartige Betrachtungen Werth legen zu sollen, so erscheinen Gestalten wie Menzel und Böcklin viel unbegreiflicher als die modernsten Kinder unsrer Zeit. Der Kunst selbst wird aber nicht mit Gedanken, sondern mit künstlerischen Thaten geholfen. „Männer machen," nach einem Wort Treitschke's, „die Geschichte", echte Künstler allein — die Kunst.

Mittheilungen und Nachrichten.

Württembergische Geschichtsquellen. Herausgegeben von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte. Bd. IV. Stuttgart, Kohlhammer. 1899. LV und 736 S. 8⁰. — Dieser vierte Band des württembergischen Quellenwerkes enthält den ersten Theil eines Urkunden- und Registerbuchs der Stadt Eßlingen. Herausgeber ist Adolph Diehl, der sich der Mitwirkung und Unterstützung durch den mühevollen Fleiß und die reiche Sachkenntniß des Eßlinger Stadtarchivars Prof. a. D. Dr. K. H. S. Pfaff erfreute. Der vorliegende Band gelangt in 1146 Nummern bis zum Jahre 1360. Mit den früheren Drucken der älteren Stücke im Württembergischen Urkundenbuch findet er sich in erwünschter Weise durch kurze verweisende Register ab. Das spezifische lokale Material ist zum Theil von nicht unerheblichem Quellenwerth für die reichsstädtische Verfassungs- und Rechtsgeschichte. h.

Romanos. Mitgliedern der bayerischen Akademie der Wissenschaften gebührt das unbestreitbare und unbestrittene Verdienst, den Grundstein zur Erforschung der Form und der Geschichte des griechischen Kirchenliedes gelegt zu haben; und abgesehen von der Anthologia graeca carminum Christianorum (Christ und Paranikas 1871), in deren Einleitung W. Christ Entwicklung und Gestalt der Kirchendichtung behandelt hat, hat denn auch das Dreigestirn W. Christ, Wilhelm Meyer (aus Speyer) und Karl Krumbacher zumeist die Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften für seine Publikationen benutzen können, denen sonst, bei dem erst beginnenden Interesse für das griechische Kirchenlied, wohl der Weg in die Oeffentlichkeit nicht so leicht geworden wäre. Denn jetzt erst beginnt ein weiterer Kreis sich auch für diese unerhobenen Schätze der byzantinischen Literatur zu interessiren und zu erwärmen; und bald werden die Verleger auch diesen Zweig, der in Wissenschaft, Kunst und Religion hineinreicht, erfolgreich kultiviren können. In den Sitzungsberichten der bayerischen Akademie 1898, Bd. II, Heft 1 hatte Karl Krumbacher Studien zu Romanos veröffentlicht, metrische Studien und vier Texte, Petri Verleugnung, der keusche Joseph, der jüngste Tag, Mariä Lichtmeß. — 1899, Bd. II, Heft 1 bringt jetzt „Umarbeitungen bei Romanos mit einem Anhange über das Zeitalter des frommen Dichters". Wenn das Wort, das Krumbacher in seiner byzantinischen Literaturgeschichte ausgesprochen hat, zur Wahrheit wird, nämlich „daß die Literaturgeschichte der Zukunft Romanos vielleicht als den größten Kirchendichter aller Zeiten feiern wird", so ist das allein das Verdienst des Münchener Gelehrten, der dem Meloden, dem größten Dichter der byzantinischen Welt, den Bouvy den „Pindar der rhythmischen Poesie" nannte, schon anderthalb Jahrzehnte Studien widmete, und von dem die wissenschaftliche, ja vielleicht auch die religiöse Welt — trotz des Kultusreferenten im bayerischen Landtage, der dem Byzantinismus nicht immer viel Entgegenkommen zeigte — noch viele Romanos-Arbeiten erwartet. Aus den „Umarbeitungen bei Romanos" wird größeres Interesse vor allem der Anhang über das bestrittene Zeitalter des heiligen Sängers erregen. Nach der Legende wurde Romanos in der Stadt der *Μισηανῶν* in Syrien geboren. (Die Stadt ist noch nicht identifizirt. Könnte nicht ein verballhorntes Emissa, wie Ammianus Marcellinus für Emesa sagt, darin zu finden sein?); er diente in der Auferstehungskirche zu Berytus als Diakon, kam unter Kaiser Anastasios nach Konstantinopel, erhielt durch einen wunderbaren Traum die Gabe der Hymnendichtung und verfaßte gegen tausend Kontakia, das sind Hymnen aus einem Prooemion und 20—30 Strophen bestehend, deren jede mit dem gleichen Refrain endete (so schließt z. B. jede der Strophen des keuschen Joseph mit „Groß allein ist Gott der Herr"). Während nun Krumbacher selbst noch in der zweiten Auflage der byzantinischen Literaturgeschichte an der Zeit Anastasios I. (491—518) für die Bestimmung des Romanos festgehalten hatte, weil der Byzantiner schon im 6. Jahrhundert von einem lateinischen Dichter nachgeahmt sei; weil „Anastasios schlechthin", wie es in der Legende heißt, auf eine Zeit hinweise, wo es noch keinen zweiten gab; weil die Gedichte des Romanos in der Marienverehrung noch nicht so weit vorgeschritten seien, wie das achte Jahrhundert; wegen der Legendenhaftigkeit im Wunder der plötzlichen Gabe der Hymnendichtung, die auf frühere Zeiten schließen läßt; wegen eines Berichts vermuthlich — oder vielmehr angenommenerweise — aus dem Ende des siebenten Jahrhunderts, in slavischer Sprache von Vasilevskij herausgegeben, über die Wunder des heiligen Artemios, worin vorkommt „ein Jüngling sang Verse des heiligen, weisen Romanos" und aus anderen Gründen mehr: hat sich der Meister der byzantinischen Literaturgeschichte jetzt zu der anderen, schon von W. v. Christ festgehaltenen Ansicht bekehrt, mit Anastasios sei der zweite, der 713—716 regierte, gemeint, und Romanos gehöre in das achte Jahrhundert. In dem jetzt in den Münchener Abhandlungen mit veröffentlichten Liede auf die zehn Jungfrauen ist von Niederlagen die Rede, welche die Romaeer von den Ismaeliten, d. h. von den Arabern, erlitten haben. Krumbacher und Gelzer stimmen überein, daß die Ismaeliten als Feinde Gottes und Reichsfeinde erst in der Zeit der muslimischen Herrschaft genannt werden können. Auch Erdbeben und die Pest, die in den Gesängen genannt sind, lassen sich, wenn man sich einmal von der Ansicht, der erste Anastasios sei gemeint, emanzipirt hat, auf das große Erdbeben von 740, das in Konstantinopel furchtbare Verwüstungen anrichtete, und die ungeheure Pestepidemie von 747 bis 748 deuten. Ohne seine Untersuchungen über Romanos' Zeitalter für abgeschlossen zu erklären, rechnet Krumbacher jetzt mit dem 8. Jahrhundert als demjenigen des Sängers. Dabei stehen ihm außer den allgemeinen, von Christ und Anderen gegen das 6. Jahrhundert vorgebrachten Gründen noch Gelzer in seiner Abhandlung: „Die Genesis der byzantinischen Themenverfassung, sächsische Abhandlung 1899" und der Theologe v. Funk zur Seite, der auf des Romanos Hymnus auf die Geburt der hl. Jungfrau hinweist, ein erst im 7. Jahrhundert aufgetauchtes Fest, und noch andere theologische Gründe aus den Gedichten selbst für eine spätere Zeit herbeibringt. — Wer weiß, ob nicht der Kirchengesang unsrer Zeit, resp. des 20. Jahrhunderts, noch einmal auf den byzantinischen Kirchendichter zurückkommen wird? Den nach Stoff suchenden

Komponisten geistlicher Gesänge wären Romanos' Poesien als Texte sicher zu empfehlen. „Le christianisme ne doit envier à l'antiquité aucun de ses poëtes lyriques", sagt Bouvy und versetzt sich im Gedanken in das Byzanz der Byzantiner, wo in der Christnacht in wunderbaren Melodien, in einem Gottesdienst, den Wilhelm Mayer („Der Ursprung der Motette", Göttinger Nachrichten 1898) „von überwältigender Pracht und Schönheit" nennt, der herrliche Gesang des frommen Byzantiners anhub, dem Karl Krumbacher die Einführung in die griechische Literaturgeschichte „als einem der größten, aber verborgensten Dichter" verschafft:

Ἡ παρθένος σήμερον	Hört, es gibt das Leben heut'
τὸν ὑπερούσιον τίκτει	Die Magd dem heiligen Gotte,
καὶ ἡ γῆ τὸ σπήλαιον	Und dem Unnahbaren beut
τῷ ἀπροσίτῳ προσάγει.	Die Erde dar eine Grotte.
Ἄγγελοι μετὰ ποιμένων	Und aus Hirt- und Engelsmunde
δοξολογοῦσιν,	Loblieder schallen,
Μάγοι δὲ μετὰ ἀστέρος	Und mit einem Stern im Bunde
ὁδοιποροῦσιν	Magier wallen:
δι' ἡμᾶς γὰρ ἐγεννήθη	Denn es ward, zum Heil erkoren,
παιδίον νέον,	Ein Kind geboren,
ὁ πρὸ αἰώνων Θεός.	Gott, der thront seit Ewigkeit.

M.

* Die Verhandlungen, welche die preußische Regierung seit einiger Zeit wegen Ankaufs der berühmten Imhoof-Blumer'schen Münzsammlung in Winterthur für das kgl. Kabinet in Berlin führt, sind, wie man der „Frkf. Ztg." schreibt, als abgeschlossen zu betrachten. Der Kaufpreis beträgt 460,000 M., von denen 360,000 M. der preußische Staat übernimmt, während die Restsumme, wie die Berliner Museumsverwaltung hofft, von dem Erlös der aus der Vereinigung mit den Beständen der kgl. Münzsammlung sich ergebenden Doubletten wird gedeckt werden können. Die Imhoof'sche Sammlung ist die bedeutendste Privatsammlung von antik-griechischen Münzen, die existirt. Sie besteht aus weit über 20,000 Stücken, darunter eine große Anzahl von Seltenheiten ersten Ranges und Exemplaren, deren glänzender Erhaltungszustand ihren künstlerischen Werth erheblich steigert. Die Sammlung wird ergänzt durch eine planmäßig angelegte Kollektion von Abgüssen antiker Münzen aus aller Herren Ländern. Die Uebergabe der Sammlung ist übrigens erst nach dem Ableben des Besitzers zu erwarten. Hr. Imhoof ist gegenwärtig mit der Herausgabe der in seinem Besitz befindlichen Münztypen Kleinasiens beschäftigt.

* Von dem Bericht über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Nansen'schen Expedition, der mit Unterstützung des Nansen-Fonds herausgegeben wird, erscheint, wie der „Voss. Ztg." aus Christiania mitgetheilt wird, demnächst der erste größere Band in englischer Sprache. Dieser Band enthält etwa 500 Seiten mit 50 Tafeln. Der ganze Bericht, fünf oder sechs Bände ähnlichen Umfangs, dürfte im Laufe einiger Jahre fertig sein. Das Material wird von norwegischen und ausländischen Gelehrten bearbeitet. Im ersten Band sind u. a. Abhandlungen der Professoren Nansen, Collett, Ossian Sars und Nathorst enthalten.

w. Es vergeht fast kein Semester, in dem nicht an einer italienischen Universität Studentenunruhen ausgebrochen wären. Zu Anfang des Winters waren die Studenten von Palermo im Aufstande, neuerdings sind es die von Cagliari auf Sardinien. Diese große Insel wird in vieler Beziehung wie ein Stiefkind vom Staate behandelt, und wenn die schlechten Finanzverhältnisse zu Abzügen zwingen, so muß Sardinien dies in erster Linie fühlen. So hat denn die Unterrichtsverwaltung manche Dienste auf jener Insel eingestellt, unter anderem hat sie auch, um die Gehälter zu sparen, 15 Professuren an der Universität Cagliari unbesetzt gelassen. Darob große Erregung unter der Studentenschaft, Bittschriften, Umzüge und Protestkundgebungen. Da nun auch das ganze Land für die Studenten Partei nahm und die Erregung immer mehr zunahm, so hat man schleunigst die Anweisung zur Besetzung jener offenen Stellen gegeben. Und so ist denn soeben der letzte Studentenaufstand beseitigt worden.

Stz. In **Regensburg** traten in den letzten Tagen des Dezember beim Abbruch eines dem Kanonikalstift zur Alten Kapelle gehörigen Häuserkomplexes (südöstlich des Oberpostamts) bedeutende Bauresete aus römischer Zeit zutage, welche nach ihrer Ausdehnung, sowie nach der Lage unzweifelhaft zum Praetorium der Castra Regina gehört haben. Die Mauerzüge lassen zwei große, weit über 20 m lange, ca. 10 m breite Räume erkennen, von denen der westliche Estrich mit Kalkplattenbelag, der östliche dagegen eine Art Ziegelparket zeigt, insofern als kleine, rechteckige Ziegel im sogenannten Fischgrätenmuster auf die Kante gestellt und in den starken Mörtelgrund eingebettet sind — eine in hiesigen Römerbauten noch nie beobachtete Art der Bodenbedeckung. Ungetheiltes Aufsehen erregten die kolossalen Thürsteine, deren zur Zeit fünf bloßgelegt sind, Monolithe von 2 m Höhe, 0.50 Breite und 1.15 Tiefe. Nach den gefundenen Stempeln hat die Legio III Italica die Anlage errichtet, an der sich eine zweifache Bauperiode nachweisen läßt, da 70—80 cm unter dem Fußboden ein älteres, mit Ziegelplatten belegtes Mörtelpflaster liegt. Die Zwischenräume zwischen beiden sind im nördlichen Theil des Baugrundes mit lose geschichteten Bruchsteinen ausgefüllt und in dem an der Westseite gefundenen Hypokaustum sind von der früheren Anlage noch zwei in die Tiefe gehende Treppenstufen aus Gußwerk erhalten. An zweiter Stelle wurden auch kanalähnliche, mit Ziegeln ausgemauerte Hohlräume aufgedeckt, und zwar nach Nordosten verlaufend zwei übereinander in den verschiedenen Schichten des Bodens und einer in West-Nord-West-Richtung. Kleinfunde, welche zur Aufhellung der Bestimmung der Baulichkeiten beitragen könnten, sind bisher nicht erhoben worden; doch darf nach der Ausdehnung der Räume die Annahme, daß wir es mit Exerzirhallen der Soldaten zu thun haben, wohl nicht unberechtigt erscheinen. Beachtenswerth ist endlich die Auffindung des Untertheils einer Ara, die unmittelbar vor dem östlichsten Thürstein auf dem „Ziegelparket" stand. Der erhaltene Rest der Inschrift auf dem Stein lautet:

VT (etwas undeutlich) P. P. R.
SECVNDINVS
PRAEF. LEGIONIS
EIVSDEM.

Wir gewinnen somit die Kenntniß des Namens eines bisher unbekannten Präfekten einer Legion, und zwar jedenfalls der in Regensburg garnisonirenden III. italischen Legion, welcher nach der dem Namen voransstehenden Abbreviatur zugleich Proprätor, d. h. Statthalter, der Provinz Rätien gewesen zu sein scheint. — Wenn wir diese neueste Entdeckung aus den Tagen der Römerzeit mit den im letzten Frühjahr dem Schoß der Erde enthobenen werthvollen Inschriften zusammenstellen, von welchen Graf Walderdorff in dem soeben ausgegebenen 51. Band der Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg berichtet — kein Geringerer als Mommsen selbst sucht die wichtigste unter ihnen klarzustellen —, so hat die lokale Archäologie allen Grund, auf das verflossene Jahr 1899 als auf ein für die Geschichte der Castra Regina ergiebiges und bedeutungsvolles mit Dankbarkeit zurückzublicken.

* **Stuttgart.** Regierungsbauführer Max Enßlin hier hat sich an der Technischen Hochschule als Privatdozent habilitirt für Motorwesen und Elastizitäts- und Festigkeitslehre.

* **Wien.** Zum Lehramtsnachfolger des verstorbenen Vorstandes der laryngologischen Klinik, Professors Dr. Karl Stoerk, soll der Vorstand dieser Abtheilung an der Allgemeinen Poliklinik, Professor Dr. Ottokar Chiari, welcher seit dem laufenden Wintersemester die verwaiste Lehrkanzel supplirt, in Aussicht genommen sein. Seine Ernennung dürfte noch vor Beginn des Sommersemesters erfolgen.

* **Laibach.** Die Erdbebenwarte theilt mit: Am 5. und 11. d. M. verzeichneten die empfindlicheren Instrumente der Warte stundenlang langsame, flache Erdwellen, von sehr fernen Erdbebenherden herrührend. Wahrscheinlich stehen diese Aufzeichnungen im Zusammenhang mit den jüngsten Erdbebenkatastrophen auf den Sunda-Inseln. Am 18. d. M. gegen 4 Uhr 23 Min. nachmittags verzeichneten alle Instrumente ein fernes Beben in der Richtung S.-N. Distanz des Erdbebenherdes bei 1600 km.

Jahrgang 1900. München, Montag, 22. Januar. Nummer 17.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Eine Vertheidigung der englischen Politik in Südafrika.

M.L. Der jetzt von den Engländern gegen die Buren geführte Krieg erinnert in mehr als einer Beziehung an den deutsch-französischen von 1870, der von den Franzosen mit leichtem Herzen und ungenügender Vorbereitung angefangen wurde. Wie man damals von einem „Spaziergang“ nach Berlin sprach, so prahlte man vor wenigen Monaten von einem Spaziergang nach Pretoria und disputirte schon, nicht über die Theilung des Bärenfells, denn einen Antheil wollte man Niemand gönnen, sondern über die beste Art das Fell zu gerben und für den eigenen Gebrauch herzurichten. Und nicht bloß die äsopische Fabel, auch das Wort der Schrift: „Der den Harnisch anlegt soll sich nicht rühmen als der ihn hat abgelegt“ scheinen die sonst so bibelkundigen Engländer vergessen zu haben. Es läßt sich das ganze ihrem Nationalcharakter nicht entsprechende Vorgehen nur als geistige Krankheit begreifen. Die Engländer, oder genauer gesprochen, die jetzt das Reich leitende imperialistisch-chauvinistische Partei leidet am Transvaalgelüste, wie die Franzosen am Rheingelüste litten, von dem sie nicht einmal durch die heroische Kur vor 30 Jahren ganz geheilt worden zu sein scheinen.

Eine Zeitlang haben sie ja auch die Grenze bis zum Rhein und weit darüber hinaus vorgerückt und Alfred de Musset konnte sich mit Recht rühmen:

Nous l'avons eu, votre Rhin allemand.

Ebenso haben ja auch die Engländer ein paar Jahre lang das Land jenseit des Vaal besessen. Wenn man die Imperialisten unter ihnen hört, so haben sie es nur durch die Großmuth oder Schwachheit Gladstone's verloren und wollen jetzt nur dessen Fehler gutmachen, ihr altes Eigenthum wieder an sich nehmen. Wollen die Buren das nicht begreifen, um so schlimmer für sie. Das französische Rheingelüste ist eine schon einige Jahrhunderte alte Krankheit, aber auch das englische Transvaalfieber hat nicht erst mit der zärtlichen Fürsorge für die Uitlanders begonnen, ja es ist eigentlich nur die Folge ihres südafrikanischen Fiebers. Wie die Franzosen nach der Erwerbung der drei Bisthümer nicht ruhten bis sie auch das Elsaß erwarben, im Besitze des Elsaß nach dem ganzen linksrheinischen Theil Deutschlands strebten, und dann sogar über den Rhein bis an die Elbe vordrangen, so begannen die Engländer schon im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts nach dem Besitz des Kaplandes zu streben. Im Jahre 1814 in dessen definitiven unbestrittenen Besitz gelangt, genügte es ihnen bald nicht mehr. Sie folgten den verdrängten Holländern nach Natal, verdrängten die dort seit 1837 Angesiedelten im Jahre 1843, und als die Holländer (Buren) nach dem zweiten oder dritten Trekk ihren unabhängigen Staat jenseit des Vaal gründeten, gelüstete es die Engländer bald auch nach diesem Gebiete. Im Jahre 1877 in dessen Besitz gelangt, haben sie es 1881 wieder verloren und der Zweck des gegenwärtigen Krieges ist, aller Phrasenhüllen entkleidet, nur dessen Wiedereroberung.

Am deutlichsten erhellt dies aus der Geschichte der fünf Jahre, von der Annexion im Jahre 1877 bis zur Anerkennung der Unabhängigkeit des Transvaalstaates im Jahre 1881. Und dies nicht etwa aus Behauptungen und Darstellungen der Buren, sondern aus dem Werk eines sehr imperialistischen burenfeindlichen Engländers.

Im Jahre 1882 geschrieben, jetzt wieder mit einem Nachtrag vom Jahre 1888 und einer vom 9. Oktober 1899 datirten langen Einleitung in sehr billiger Ausgabe erschienen, kann H. Rider Haggards „Der letzte Buren-Krieg“[1]) gewissermaßen als das seit beinahe 20 Jahren unveränderte südafrikanische Programm der Annexionisten, als Rechtfertigung und Anpreisung ihrer Politik betrachtet werden.

Haggard, der schon in seinem vor 15 Jahren geschriebenen Roman „Jess“ sich als großer Burenfeind gezeigt hatte, konnte seiner Gesinnung in diesem tendenziösen Geschichtswerk noch ungenirter und deutlicher als im Roman Ausdruck geben. Auch gibt er neben der Erzählung der Vorgänge in Südafrika eine Rechtfertigung der imperialistischen Politik und greift die englischen Staatsmänner an, deren Schwäche oder Unverständniß den Verlust des Transvaals verschuldet. Zu diesen unpatriotischen Politikern gehört bei ihm auch kein geringerer als Dr. Joseph Chamberlain. Quid sum miser tunc dicturus, mag da mancher friedliebende englische Staatsmann ausrufen, quum vix Chamberlain sit securus. „Chamberlain und seine radikalen Freunde haben Gladstone zum Aufgeben des Transvaals (nach den Niederlagen der Engländer!) gezwungen“; und, von Demonstrationen der Buren sprechend, sagt er: „Chamberlains Caucussystem hat da offenbar Schule gemacht.“ Aber Chamberlain hat Buße gethan, ist von der radikalen Ketzerei in den Schooß des allein patriotisch machenden Imperialismus zurückgekehrt, und so verzeiht ihm auch Haggard, erweist ihm sogar in der Vorrede die Ehre, ihn als (gewiß höchst unparteiischen) Zeugen gegen Präsident Krüger anzuführen und lobt in dem 1888 geschriebenen Nachwort seine Energie und Festigkeit, der man zum Theil die Erwerbung von Betschuanaland zu verdanken habe.

Nachdem England im Jahre 1852 die volle Unabhängigkeit des Transvaals feierlich anerkannt hatte, benutzte es die mehr finanzielle als politische Gefahr, in die das Land ein Vierteljahrhundert später gerathen war, um es im Jahre 1877, trotz des Widerstrebens eines großen Theils der Bevölkerung, seiner Kapkolonie einzuverleiben und trotz aller Proteste zu behalten.

---

[1]) *The last Boer war*, by *H. Rider Haggard*, London, Kegan Paul, Trench, Trübner a. Co. lt. 1899, Price on shilling.

Haggard schildert die trostlose gefährliche Lage der Republik vor der Annexion und lobt dann über die Maßen den politischen Takt, die Geschicklichkeit und große Menschenkenntniß, mit der Sir Theophil Shepstone die Annexion durchführte, „trotz der Verschiedenheit der Interessen, die zu berücksichtigen, der Hartnäckigkeit der Personen, die zu gewinnen, des angeborenen Engländerhasses, der zu besiegen war". — Wären aber die Buren wirklich in so schlechter gefährlicher Lage gewesen,[1] so hätten sie die ihnen von England gebrachte Rettung mit Freude begrüßt und es hätte der Schlauheit und diplomatischen Künste Shepstone's nicht bedurft, um sie der Annexion geneigt zu machen. In der That wurden die Buren damals mehr überrumpelt als überzeugt. Shepstone schrieb am 20. Dezember 1876 dem Präsidenten Burgers, daß er komme, um den entstandenen Verlegenheiten möglichst abzuhelfen und gegen die Wiederkehr derselben Vorsorge zu treffen. Es ist aber aus Haggards Erzählung selbst zu entnehmen, daß er damals schon die Ordre hatte, das Land eventuell zu annektiren.

Selbst wenn die Gefahr, welche den Buren von den Zulukaffern drohte, wirklich so groß war, wie Haggard sie darstellt, so hat England, wie er selbst zugibt, sich ihrer nicht aus nachbarlicher Freundschaft angenommen, sondern aus Furcht, die siegreichen Zulu könnten sich dann gegen die Engländer wenden. Die Lage war also nach seiner Darstellung ungefähr wie die Oesterreichs im Jahre 1849, als die Russen der Wiener Regierung gegen die aufständischen Ungarn Hülfe leisteten. Kaiser Nikolaus wollte das Hinübergreifen der Revolution nach Polen verhüten, er hat aber Ungarn nicht annektirt, obwohl er mit den Ungarn wirklich Krieg führte und sie besiegte. Die schrecklichen Zuluheere verliefen sich aber nach der Annexion auf einen Wink Shepstone's. Wir wollen keinen bestimmten Verdacht aussprechen, aber unwillkürlich fällt einem das „Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen", ein.

Es ist überhaupt interessant zu sehen, wie Haggard mit diesen Schwarzen manövrirt, besser als die englischen Generale in Südafrika mit ihren Truppen. Das eine Mal will er die Buren vor der Vernichtung durch die Schwarzen retten, das andere Mal die Schwarzen vor der Bedrückung durch die Buren schützen. Er beginnt manchmal à la Seume die Wilden als die besseren und ehrlicheren Menschen zu preisen, denen man ihr Land nicht wegnehmen dürfe. „Ueberhaupt," sagt er, „ist Zivilisation nur ein relativer Ausdruck. Wenn alle Wilden gänzlich ausgerottet sein werden, dann könnten die am höchsten zivilisirten, sich für die vollkommensten haltenden Nationen anfangen, die auf einer etwas niedrigeren Kulturstufe Stehenden als Wilde zu betrachten und sie als solche behandeln." Diese Achtung des Eigenthums und der Eigenart halbzivilisirter und wilder Völker ist gewiß sehr löblich, es fragt sich nur ob Haggards Landsleute und ihre Vettern in Nordamerika gegen Hindus, Aegypter, Maoris und Indianer stets nach solchen menschenfreundlichen Prinzipien vorgegangen sind.

Aber wir brauchen gar nicht so weit abzuschweifen. Für Südafrika selbst scheint Haggard diese Prinzipien als nicht anwendbar zu halten: Nicht bloß Kaffern und Hottentotten, auch die Holländer am Kap, nach seiner Anschauung die eigentlichen Anstifter aller „Rebellionen" gegen England, betrachtet er als inferiore Rasse. Wenn er wiederholt hervorhebt, wie gering die Zahl der Buren in Transvaal im Verhältniß zu den Schwarzen ist und daß Jene daher kein Recht haben, über diese zu herrschen, sollte man glauben, daß der Majorität bei ihm von Rechts wegen die Herrschaft gebührt. Aber an einer anderen Stelle beklagt er es wieder, daß die „in repräsentative Verfassungen vernarrten Engländer" der Kapkolonie eine ihrem Parlament verantwortliche Regierung aufgehalst und jeder Zufallsmajorität preisgegeben haben: „Es ist möglich," fährt er fort, „daß sich in Zukunft dort eine Majorität findet, welche die Loslösung der Kolonie von England verlangt und daß diesem Verlangen von denjenigen entsprochen wird, denen nichts anderes heilig ist, als das Recht der Majorität, besonders wenn diese Majorität zu agitiren versteht."

Als Mittel gegen die Loslösungsgelüste solcher Majorität schlägt er eine Volksabstimmung mit gleichem Stimmrecht für die „Schwarzen" vor. Eigentlich betrachtet er aber die Engländer als die geborenen Vormünder und Regierer der Schwarzen sowohl als der Holländer; denn auch diese sind für ihn eine inferiore Rasse. Daß sie feig, unehrlich und unwissend sind, hat er schon in seinem Roman „Jess" den Lesern einzureden gesucht; in diesem historischen Werke wirft er den Buren noch besonders ihre große Vorliebe für das Alte Testament, dessen Lehren und Vorschriften sie besonders gern als Richtschnur für ihre Handlungen benutzen, und ihre Aversion gegen das Steuerzahlen vor. Letztere Fehler sollen aber auch viele hochzivilisirte Europäer besitzen. Schon Burke, dessen Autorität Haggard gewiß nicht bestreiten wird, hat in einer Rede über die Besteuerung der nordamerikanischen Kolonien gesagt: But to tax and to please, no more than to love and to be wise is not given to men.

Die Buren habe ich freilich auch im Verdacht, daß sie selbst im verliebten Zustande gescheit bleiben.

Aber sie sind, nach Haggard, noch etwas schlimmeres als schlechte Steuerzahler, sie sind geradezu Anarchisten, die jedes Regiertwerden hassen und, was das Aergste ist, das Regiertwerden von Engländern am meisten. „Sie sind in beständiger Rebellion, sie rebellirten gegen die Compagnie, als das Kapland noch zu Holland gehörte, sie rebellirten gegen die englische Regierung, sie rebellirten gegen ihre eigene Regierung in Transvaal und dann wieder 1881 gegen die englische Regierung mit bestem Erfolg. In der That hassen die meisten von ihnen jede Regierung, welche Gesetze und Ordnung aufrechterhält, und die englische Regierung hassen sie am meisten, weil diese besonders auf Beobachtung der Gesetze und Aufrechterhaltung der Ordnung bedacht ist."

Es ist bei solch bösem Charakter der Buren nicht genug dankbar anzuerkennen, daß die Engländer sich im Anfange des Jahrhunderts herbeiließen, die Regierung dieses Volkes zu übernehmen, ihm damit nach Natal und Transvaal nachfolgten und stets bestrebt waren, ihm die Sorgen des Selbstregierens abzunehmen. Ja noch mehr. Im Anfange der 80er Jahre entstand im Betschuana-Land bei zwei Stämmen Streit zwischen den Häuptlingen, was man in Europa Thronstreitigkeiten nennen würde. Buren nahmen für zwei der Prätendenten Partei und gründeten dort zwei Republikchen, Stella-Land und Goschen. Das konnte ein frommer englischer Missionär, Mackenzie, wahrscheinlich kein Freund des Alten Testaments, nicht ruhig mit ansehen. Er agitirte so lange am Kap und in England, wobei er von Dilke und Chamberlain unterstützt wurde, bis die englische Regierung ihre Soldaten unter Sir Charles Warren in das Betschuana-Land sendete und die zwei von den Buren protegirten Häuptlinge absetzte. Aber auch ihre Gegner erhielten nicht das strittige Gebiet, es wurde im Jahre 1885 ganz einfach der britischen Herrschaft unterworfen.

Dafür empfiehlt Haggard die HH. Mackenzie, Chamberlain, Dilke und Warren der ewigen Dankbarkeit seiner Nation und macht zugleich (1888) Vorschläge für weitere Annektirungen, nicht etwa aus Ländergier, o nein! nur damit das Land nicht etwa in die Hand der Buren oder

[1] The Transvaal, when we annexed it, was in the position of a man with a knife at his throat, sagt er.

Portugiesen fallen solle. „Und übrigens haben wir auch Rechte auf dieses Gebiet (Amatonga), denn Cetywayo galt als dessen Suzerän. Nachdem wir das ganze Land Cetywayo's genommen haben, gehört uns auch das, was einmal seine Suzeränität anerkannt hatte." — Ganz nach dem Völkerrecht Ludwigs XIV.

Mehr noch als die Buren, die er trotz ihrer Siege im ersten Unabhängigkeitskriege verachtet, mehr als die Konkurrenz der Portugiesen, fürchtet er die der Deutschen. Deßhalb ärgert er sich auch über den Einfall Jamesons, mit dem er sich nicht gern beschäftigt (I do not propose to enter), weil er England ins Unrecht setzte und den Buren die Sympathie Deutschlands und des übrigen Europa erwarb. Deutschland würde gern das Protektorat über Transvaal übernehmen, meint er, und tröstet sich nur mit dem Gedanken, daß die Buren unter demselben noch unzufriedener sein und sich nach den Fleischtöpfen Englands zurücksehnen würden.

Es wäre Zeitverschwendung, hier zu untersuchen, wie sich die Buren unter einem höchst unwahrscheinlichen deutschen Protektorate verhalten würden, sehr interessant ist es aber, zu sehen, wie sich die Ansichten Haggards über Transvaal im Laufe der Zeit geändert haben. Nicht bloß deßhalb, weil er dort längere Zeit gelebt hat und Land und Leute kennt, sondern weil er zur großen englischen Imperialistenpartei gehört und durch seine Schriften, die auch auf die Ziele der englischen Politik in Südafrika viel Licht werfen, zum Ausbruche des jetzigen Krieges mit beigetragen hat.

Wie er in schärfster Weise schon im Jahre 1882 das Aufgeben des Transvaals durch England verurtheilte, haben wir bereits erwähnt. Damals hatten die Goldfunde kaum begonnen und waren noch ganz unbedeutend, das Land hatte für England nur politische Bedeutung, und Haggard prophezeite den Buren Ruin und Verarmung. Mit großem Behagen schilderte er, wie in den Straßen von Pretoria Gras wuchs, die Häuser baufällig waren, überall Verwahrlosung und Armuth wahrzunehmen war. Ob diese Schilderung der Wahrheit entspricht, weiß ich nicht, aber der Zustand dauerte nicht lange und jetzt findet Haggard das Land schon zu wohlhabend: „Die alten Mißbräuche kehrten wieder (nach dem Putsch Jamesons), die glücklichen Besitzer des Dynamit- und anderer Monopole wurden fabelhaft reich und — so mächtig ist die auri sacra fames, so viel mehr lieben die Menschen das Gold als Freiheit und ehrliche Regierung — die Bevölkerung von Johannesburg nimmt immer zu", klagt er im Oktober 1899. Dann spricht er, als ob die Uitlanders das Gold mitgebracht hätten: „Die Ankunft dieser Reichthum erzeugenden Schaaren war wie ein befruchtender Regen für ein ausgedörrtes Land, der Staat war dem Bankerotte nahe gewesen und nun eröffnete ihm die Wünschelruthe unerschöpfliche Goldquellen." Aber die Buren, die keine Steuern mehr zu zahlen brauchten, zeigten sich undankbar für diesen Segen und für den Zufluß nicht eben wünschenswerther Mitbürger — Haggard selbst spricht von der Einwanderung eines buntscheckigen Volksgemengsels von Abenteurern, Spekulanten, Unternehmern, Händlern und Goldgräbern, findet es aber doch nicht recht, daß die Buren sich gegen diese Ueberfluthung mit zweifelhaften Elementen zu schützen suchten, ihnen das volle Bürgerrecht nicht gewähren wollten.

Aber es drohte ihnen, wie Haggard selbst zugibt, eine noch größere Gefahr: das Zurückfallen unter englische Herrschaft. Die Uitländers sind für ihn Nebensache. „Es ist lügenhaftes Geschwätz," erklärt er, „daß jetzt für diese der Krieg geführt werden soll, wie gewisse Liberale und Radikale behaupten," gibt es doch, klagt er, „in England sogar sehr hochstehende geachtete Leute, welche behaupten, daß das Recht auf Seite der Buren sei, daß die Engländer aus schändlichen, eigennützigen Motiven sie bekriegen wollen. Nein, wenn auch infolge des Krieges viele Millionen in die Taschen gewisser Leute fließen sollten, nicht der Uitländers wegen wird der Krieg geführt, sie haben bloß den letzten Anstoß dazu gegeben; es ist eine imperialistische Angelegenheit (an Imperial question), die das ganze Reich interessirt. Es ist nun offenbar, daß wir einer Verschwörung der Afrikander gegenüberstehen, welche glauben, es sei die Zeit gekommen, ihren Traum einer unabhängigen holländischen Republik mit acht Millionen Einwohnern in Südafrika zu verwirklichen, die englische Macht von dort zu verdrängen. Wenn die Buren sich nicht im letzten Moment besinnen, was sehr unwahrscheinlich ist, denn sie wollen ja den Krieg, so wird er geführt werden und auf beiden Seiten viel Blut kosten. Aber er muß zu Ende geführt werden, denn in Südafrika ist nur für eine herrschende Macht Platz."

So schrieb Haggard kurz vor Ausbruch des Krieges und gestand damit, daß so oder so der Transvaal englisch werden muß. „Gladstone hat den Fehler begangen, ihn 1882 aufzugeben und deßhalb müssen wir jetzt ihn wiedererobern." Dieser Gedanke ist Haggard und wohl noch manchem Andern schon vor mehr als zehn Jahren, bald nach Entdeckung der Goldfelder, als aber noch keine Uitländerfrage bestand, gekommen. „Jetzt," schrieb er 1888, „werden unsre Engländer endlich einzusehen beginnen, daß das Aufgeben des Transvaal nicht bloß eine Feigheit war und uns viele Unannehmlichkeiten verursachte, sondern daß wir damit eines der reichsten, vielleicht das reichste Land der Welt aufgaben." Die Goldlager scheinen ihm dort fast unerschöpflich zu sein. „Und außer dem vielen Gold hat das Land enorme Schätze an Eisen, Kohle, Kupfer und Kobalt, einen fruchtbaren Boden, genug Wasser und ein köstliches Klima. Was bedarf es mehr, um es zu einem großen und reichen Staat zu machen? Nur eins — eine angelsächsische Regierung."

Mit Behagen schilderte er dann, wie nach und nach die Zahl der Goldgräber zunehmen wird und wie diese meistens Engländer sein werden: „Sind ihrer einmal 60,000 bis 70,000 im Lande, so werden sie sich natürlich von 8000 bis 9000 Buren nicht beherrschen lassen wollen. Wie ich die Buren kenne, werden sie die Herrschaft nicht aufgeben wollen, sondern wieder (zum dritten und vierten Mal) trekken und sich irgendwo fern von England und englischer Sitte niederlassen. Die zurückbleibenden Goldgräber werden wahrscheinlich sich anfänglich republikanisch konstituiren, dann aber als vernünftige und patriotische Engländer um die Aufnahme in den britischen Staat unter der Herrschaft Ihrer Majestät der Königin ansuchen." — „Wenn nur die Goldlager nicht erschöpft werden, wird aller menschlichen Voraussicht nach Transvaal wie ein reifer Apfel in den Schooß des britischen Reichs fallen, wenn es nicht früher gepflückt wird."

So prophezeite Haggard im Jahre 1888. — Und die Prophezeiung ist eingetroffen, bis auf eine Kleinigkeit — die dummen Buren wollen nicht trekken; trotzdem viele Nachkommen französischer Emigranten unter ihnen leben, haben sie nicht einmal so viel Französisch gelernt, um das ôte-toi que je m'y mette zu verstehen.

Einen erheiternden Eindruck macht es aber, wenn Haggard in einer um mehrere Jahre jüngeren Anmerkung ganz ernhaft erklärt: „Die Occupation Rhodesia's hat es nun den Buren unmöglich gemacht, aus dem Bereich der britischen Flagge hinauszutrekken."

Ja, was ist es dann mit der großen Afrikanderverschwörung? Sollte man nicht eher an das von allen Seiten umstellte, gehetzte Wild denken, das sich endlich verzweifelt zur Wehr setzt?

Aber Haggard begnügt sich nicht mit dieser einen Prophezeiung. Kurz vor Ausbruch des Krieges (9. Oktober 1899) prophezeit er selbstverständlich die vollständige Niederlage der Buren (die ja nicht mehr „trekken“ können), aber es entschlüpft ihm dabei ein wohl zu beherzigendes Wort: „Nach vielen Generationen, wenn die Goldminen erschöpft sein werden, das Pochen der Stampfen nicht mehr gehört werden, an den Börsen von Minenaktien nicht mehr die Rede sein wird, dann wird die Burenfrau noch ihren Kindern von den verfluchten englischen Soldaten erzählen, die den Großvater erschossen und das Land wegnahmen. In Südafrika werden neue Irlands entstehen und aus den Drachenzähnen die wir säen mußten (?), wird die Ernte des Hasses immer und immer wieder reifen.“

Da die Engländer schon in nächster Nähe ein Irland haben, so scheint es uns keine weise Politik zu sein, hunderttausend Mann nach Südafrika zu schicken, um sich dort ein **zweites zu schaffen.**

Ueber Selbsterkenntniß.

Von Otto Hinrichsen.

„L'amour propre est le plus grand de tous les flatteurs“, sagt Larochefoucauld. Das „Erkenne Dich selbst“ ist eine alte, und, wie der obige Satz zeigt, nothwendige Forderung. Es wird wohl kaum Jemand behaupten wollen, daß die Menschen sich im Grunde recht gut kennen. Ein fauler Schüler weiß allerdings, daß er nichts gelernt hat, ein Kassendieb weiß, daß die Gesetze bestrafen, was er that, aber das sind doch nur die einfachsten Fälle, und im allgemeinen lebt der Mensch über nichts so in Unklarheit wie über sein eigenes Wollen und Können. So muß eine gute und genaue Kenntniß seiner selbst bei einem Individuum stets schon als ein Zeichen von Bedeutsamkeit angesehen werden; denn: „Les personnes faibles ne peuvent être sincères“ (Larochefoucauld). Damit ist natürlich nicht gesagt, daß einem bedeutenden Menschen das Irren und Suchen erspart bleibe und daß nicht der Dummkopf unentwegt auf die Wirthshauslaterne zusteuern könnte als seinem allabendlichen sicheren Ziele. Alles was wir kennen, wissen wir nur aus den Erfahrungen, die wir an uns selbst gewonnen haben, und so muß alle Welt- und Menschenkenntniß in weiterem Sinne durch Selbsterkenntniß erreicht werden. Und wie vieles kann man von sich und an sich selbst lernen! Wie wichtig ist es nicht vor allem zu wissen, was man will! So sagt Schopenhauer: „Es gibt eigentlich keinen Genuß als im Gebrauch und Gefühl seiner Kräfte: und der größte Schmerz ist Wahrnehmung des Mangels von Kräften da, wo man ihrer bedarf. Zu seinem Wohlsein erforsche daher Jeder, welche Kräfte er hat und welche nicht: er bilde und brauche dann die hervorstechendsten Kräfte stark, er wandle den Weg, wo seine Kräfte taugen und gelten und vermeide selbst mit Ueberwindung seiner selbst den Weg, wo Kräfte erfordert werden, die bei ihm in geringerem Grade da sind: so wird er oft mit Freuden seiner Stärke und selten mit Schmerz seiner Schwäche sich bewußt, und ihm wird wohl sein....“ Zu erfahren aber, welche Kräfte man hat und welche nicht, ist oft schwer, wofür man ohne Mühe sprechende Beispiele beibringen kann. So ist es bekannt, daß Goethe lange Zeit fast mehr zur Malerei als zum „Deutschschreiben“ hinneigte, daß Rousseau sich für einen größeren Komponisten als Schriftsteller hielt, daß Honoré de Balzac sich viel auf seine diplomatischen, finanziellen und politischen Fähigkeiten zugut that. Und ist es nicht begreiflich genug, daß auch ein talentirter und bedeutender Mensch lange suchen muß, bevor er sich gefunden. Es wird sich bei dem Bestreben, seine eigenen Fähigkeiten und Kräfte zu erkennen, stets darum handeln, ob das betreffende Individuum überall einer Objektivität fähig ist. Ist dies nicht der Fall, so kann ein zu einseitig und hartnäckig auf sich selbst gewandtes Erkenntnißbestreben allerdings erst recht die Kräfte des Betreffenden untergraben, und statt sich seines Werthes und seiner Kraft recht bewußt zu werden, zerstört der Suchende durch Grübelei und Selbstanalyse auch noch den letzten Rest davon und strebt immer tiefer in den „Abgrund des Subjekts“.

Grüblerische und hypochondrische Naturen noch besonders zur Selbstbeobachtung anzuspornen, wird daher nicht rathsam sein, jeder Strebende aber wird eine Periode durchzumachen haben, in welcher sein hauptsächlichstes Bemühen darauf gerichtet ist, sich über sich selbst klar zu werden. „Einen Punkt gibt es,“ sagt Schopenhauer, „für jeden Menschen von ausgezeichnetem inneren Werth, zu welchem gelangt, er geborgen ist: dieser Punkt ist der, wo er innig und völlig klar seinen eigenen Werth erkennt.“ Und alle Qual, welche ihn dazu führt, muß er ertragen; sie ist für ihn nothwendig und heilsam: „Nun ist er,“ fährt der genannte Autor fort, „sage ich, geborgen: denn die Andern können ihn nicht mehr irre machen....“ Erst mußte er lernen, sich selbst nicht irre zu machen, und in dem Augenblick, wo ihm das glückt, wo er weiß: der bin ich, hat er erst Kraft und Stärke, nun auch ganz der zu werden, als den er sich seiner Anlage und Bestimmung nach erkannte. „Unser Wollen,“ spricht Goethe es verheißend aus, „ist ein Vorausverkünden dessen, was wir unter allen Umständen thun werden.“ Daneben kann man wohl ein Wort des jungen Stendhal stellen: „Hélas, quand rien annonce le génie, c'est peut-être l'opiniâtreté.“

Das Wollen wie die Hartnäckigkeit garantirt an sich allerdings nichts. Wie mancher arme Narr strebte und mühte sich sein Leben lang, Willen hatte er, Hartnäckigkeit fehlte ihm nicht, aber da durch Wille und Hartnäckigkeit wohl Vorhandenes entwickelt, nie jedoch Mangelndes hervorgerufen werden kann, so half ihm Ausdauer und Zähigkeit nichts, er war und blieb ein armer Narr. Andrerseits was kann wirklich Genie oder Talent anzeigen, durch was können Fähigkeiten, da sie doch nie als vollkommen entwickelte von vornherein da sind, sich anders vorausverkünden als durch einen hartnäckigen Willen und Zug nach einer Richtung? Und diesen Zug bei sich zu erkennen, ist nicht immer leicht und jeder Strebende hat das blinde Andrängen der Schaffenskraft noch zuerst falsch gedeutet. Da müssen denn mancherlei Mittel helfen, damit der Mensch zum richtigen Begriff von sich selbst komme und nun auch bewußt dem zustrebe, wohin unbewußt ihn sein ganzes Sein drängt. In dieser Weise ist also jeder strebende Mensch zu einer intensiven Beschäftigung mit sich selbst gezwungen, und wer dadurch Schaden leidet und wem es nicht gelingt, sich selbst sachdeutlich aufzufassen, dem mangelt eben die rechte Kraft. Aus diesem Grunde auch, weil wir das Meiste aus unsrer eigenen Erfahrung schöpfen oder doch alles von außen her zu unsrer Kenntniß Gekommene durch die eigene Erfahrung uns interpretiren lassen müssen, hat jeder Weiterstrebende ein so großes Interesse an Selbstbekenntnissen Anderer. Denn da wiederum Niemand trotz aller individuellen Originalität als einziges in seiner Art dasteht, können wir zu einem richtigen und fruchtbaren Begriff von uns selbst nur dadurch kommen, daß wir uns mit Anderen vergleichen, an Anderen messen. Daher sind uns alle Lebensbeschreibungen und absichtlichen wie unabsichtlichen Bekenntnisse so interessant. Allen anderen Dingen scheinen wir doch ferner zu stehen als uns selbst, von uns selbst, scheint es, können wir am unmittelbarsten berichten. Da liegen nun zwar bedeutende Täuschungen und es ist

durchaus nicht immer der Fall, daß wir das Nächstliegende auch am deutlichsten und schärfsten erfassen. Immerhin aber, wenn wir nicht überhaupt am Werth aller Erkenntniß zweifeln sollen, müssen wir auch den Aussagen, welche wir selbst über uns machen, einigen Glauben schenken dürfen. Wenigstens sind es doch so gut Data, wie etwa die Aussagen, welche ein Anderer über uns macht. Er kann sich so gut, wie wir uns selbst, über uns täuschen. So werden wir in den meisten Fällen, um uns unsern Begriff von der eigenen Person zu erhalten und zu befestigen, die Meinungen der Anderen ebenfalls zu Rathe ziehen. Man sieht von zwei Standpunkten aus verschiedene Flächen eines Körpers; die fremde Beobachtung von ihrem Platz aus wird daher Sachen an uns zu sehen vermögen, welche uns selbst entgangen sein können. In manchem Sinne ist ja jeder Fremde mehr befugt, über mich zu urtheilen, als ich, kann er klarer und sicherer als ich über meine Leistungen, meine Fähigkeiten, meine starken und schwachen Seiten berichten. Ich habe fortwährend mein Wünschen und Wollen im Auge, habe mir auch eine Meinung von mir gemacht, die meinem wahren Wesen vielleicht nicht im geringsten entspricht, Eitelkeit und „jenes ganz übertriebene Interesse", welches jeder Mensch an sich selbst nimmt, verhindern mich, zu jener Objektivität zu gelangen, welche für eine klare Beurtheilung meines Könnens und Nichtkönnens unerläßlich wäre. Dennoch aber weiß ich wiederum manches von mir, was kein Beobachter so leicht erräth. Ich kenne bei mir, wenn ich fähig bin, mich auch nur ein wenig zu beobachten, alle jenen leisen Regungen der Furcht, der Zaghaftigkeit. Ich weiß, ob ich das sichere unbedrohte Gefühl meiner Kraft habe, wenn ich irgend eine Absicht ausführen will oder ob es hier abmahnt und dort am Aermel zupft. Ich heuchle vielleicht vor mir selbst, aber ich bemerke mein Heucheln doch. An tausend kleinen, leicht übersehbaren, mir aber doch recht deutlichen Anzeichen spüre ich, wie es um meine Hartnäckigkeit und mein Wollen steht.

Und doch kenne ich mich im ganzen, von vornherein wenigstens, nicht. Denn wenn ich es auch merke, ob ich mir mit Recht oder Unrecht Kräfte zuschreibe, ich kenne mich vielfach gerade durch alle diese Mahnungen und Skrupeln nur nach der Seite meiner Schwäche und Unkraft. Was ich dagegen vermag, meine wirkliche Kraft, meinen eigensten Werth werde ich nur allmählich erkennen können. Diese Erkenntniß werde ich mir unter Mühe und Leiden erringen müssen. Aristoteles' Behauptung, daß was einem Jeden seiner Natur nach eigen ist, ihm auch das Schönste und Süßeste sei, trifft zwar unzweifelhaft das Richtige, nützt uns im gegebenen Falle aber wegen der Unsicherheit unsres Empfindens nicht immer. Beifall Anderer kann dagegen mancherlei bewirken. Es ist aber auch nicht nöthig, daß Andere mir erklären: wir sehen ein, du bist der und der, du hast das und das geleistet — ich kann auch mir durch That und Werk manches sicherstellen. Werke und Handlungen sind gleichsam ein Abguß meines Ich, welchen ich nun, weil er außer mir, mir frei vor das Auge gestellt ist, mit annähernd der gleichen Objektivität betrachten kann, als ob ich mich nicht enger mit ihm verknüpfte; besonders, wenn eine gewisse Zeit verflossen ist und ich in den damaligen Empfindungen nicht mehr so sehr befangen bin. Durch das eben Gesagte ist auch eine Erklärung dafür gegeben, weßhalb auch der, welcher seines Werthes bei sich sehr wohl sicher ist, dennoch nothwendig danach strebt, denselben durch irgendwelche Thaten und Werke zu beweisen. Ganz kennt der Betreffende eben den Umfang seiner Kräfte doch nur in dem Augenblick, wo er sie anwendet. Nicht aus Ruhmsucht forscht, denkt, dichtet, komponirt, malt der Berufene, sondern aus der Unruhe seines Schaffenstriebes heraus, von der er sich erlösen will, aus Bethätigungsdrang und Verlangen sich als der zu beweisen, welcher zu sein er im eigenen Innern schon längst überzeugt ist. Nicht Jeder, welcher aus Interesse an sich ein Tagebuch anlegt, wird wie Hebbel beginnen: „Ich fange dieses Heft nicht nur meinem künftigen Biographen zu Gefallen an, obgleich ich bei meinen Aussichten auf Unsterblichkeit gewiß sein kann, daß ich einen erhalten werde. Es soll ein Notenbuch meines Herzens sein, und diejenigen Töne, welche mein Herz angibt, getreu zu meiner Erbauung in künftigen Zeiten aufbewahren." Das heißt selbstbewußt und offen gesprochen und, wie wir heute sagen müssen, doch nicht ohne Berechtigung selbstbewußt. Hebbel spricht nicht einmal von einem Nutzen, den das Tagebuch für ihn haben soll, sondern Schopenhauers Satz: „Es gibt eigentlich keinen Genuß als im Gefühl und Gebrauch seiner Kräfte" frisch unterschreibend, von der Erbauung, die es ihm künftig gewähren wird. Mag man aber auch nicht so selbstbewußt auftreten, mit Hülfe eines Tagebuchs oder sonstiger schriftlicher Bekenntnisse sich besser kennen zu lernen wird Jeder trachten dürfen, und so entstandene Aufzeichnungen, wenn der Verfasser wenigstens das Talent der Ehrlichkeit besitzt, werden sogar bei mittelmäßigen Individuen oft nicht ohne Interesse sein. Macht Jemand aber ausdrücklich aus seiner Person ein Beobachtungsobjekt, so werden wir annehmen dürfen, daß der Betreffende von dem besonderen Werth seiner selbst, da doch seine Gedanken und Beobachtungen nur Ausflüsse seines Ich sind, überzeugt ist. Insofern glaube ich, ist es interessant, hier nach Hebbel Montaigne zu Wort kommen zu lassen. Im 18. Kapitel des zweiten Buches seiner Essays spricht der Letztgenannte sich darüber aus, wie es zu entschuldigen sei, daß er sich seiner selbst als Stoff zum Schreiben bedient habe, da ein solcher Plan doch „nur bei seltenen und berühmten Männern entschuldbar wäre, die durch ihren Ruf ein Verlangen nach der Bekanntschaft mit ihnen erweckt haben".[1]) „Ich schreibe," fährt Montaigne fort, nachdem er den ersten Gedanken noch weiter ausgeführt hat: „bloß für den Winkel einer Bibliothek; um einen Nachbarn, einen Verwandten oder einen Freund zu ergötzen, welcher ein Vergnügen darin finden sollte, in diesem Abbild meiner selbst sich mir wieder zu nähern und wieder mit mir zu verkehren." Endlich nach Angabe noch einiger Entschuldigungsgründe geht er tiefer in die Sache ein. „Und sollte mich kein Mensch lesen mögen, habe ich trotzdem etwa meine Zeit verloren, indem ich mich damit unterhielt, so viele müßige Stunden nützlich und angenehm auszufüllen? Indem ich nämlich ein Abbild meiner selbst geben wollte, habe ich mich so vielfach zurechtstutzen und in meine Bestandtheile zerlegen müssen, um einen Auszug aus mir zu geben, daß sich das Urbild daran gefestigt und bisweilen sogar umgeformt hat. Indem ich mich für Andere malte, habe ich in mir selbst mich mit klareren Farben gemalt, als die ursprünglichen waren. Ich habe mein Buch nicht in höherem Grad gemacht als dieses mich: ein Buch von gleichem Stoff wie sein Urheber, wobei ich mich selbst in Angriff nehmen mußte — ein Stück meines Lebens — nicht wie alle anderen Bücher, deren Beschäftigung und Ziel Drittes und Außerhalbliegendes ist. Habe ich denn meine Zeit verloren, wenn ich mir so andauernd und dringlich von mir Rechenschaft gegeben habe? Die, welche sich nur manchmal in Gedanken mit sich selbst beschäftigen, prüfen sich niemals so genau, wie der, der sein Studium und seine gewerbsmäßige Arbeit aus sich macht, und der sich auf eine dauernde Aufzeichnung über sich mit voller Aufrichtigkeit und aller seiner Kraft einläßt." Sind das

[1]) Ich citire nach der Uebersetzung von W. Dyhrenfurth. Breslau 1896.

nicht prachtvolle Worte? Auch die „Erbauung“ Hebbels fehlt da nicht, fährt Montaigne doch fort: „Das sind die entzückendsten Freuden, wenn wir sie in unsern Innern genießen.“ Und auch Hebbel gab sich in seinen hochbedeutenden Tagebüchern andauernd und eindringlich von sich, seinem Wollen, seinem Können Rechenschaft. Gerade er jedoch kann uns auch auf eine andere Seite solcher Bemühungen hinführen, wenn er schreibt: „Die Menschen fragen sich wohl zuweilen: was bedeutet mein Ich in meinem Kreise, aber selten: was bedeutet mein Kreis im größeren und dieser im größten? Daher ihre Zuversicht, ihr Stolz, ihr Hochmuth, zugleich aber auch die unschätzbare Fähigkeit, alle ihre Nerven für das nächste Ziel anstrengen zu können. Wüßte ich nicht so schrecklich genau, was die Dichtkunst an sich ist, ich würde als Dichter viel weiter kommen!“

Etwas anderes wird gewöhnlich dem Selbstschilderer und Bekenntnißfreunde vorgeworfen, daß er nämlich am Ende in seinen Aufzeichnungen doch nicht ehrlich sei. Ich nehme gleich Jean Jacques Rousseau, dessen „Unehrlichkeit“ bekannt genug ist. Aber was beweist das? Einmal, wenn Rousseau gegen sich nicht ehrlich zu sein vermochte und mit seinen Fehlern kokettirt wie Andere vielleicht mit ihrem Edelmuth, so wäre es doch möglich, daß Andere, weniger eitel oder auf andere Art, weniger sensationsbedürftig, sich der Wirklichkeit näher zu schildern vermöchten. Schon Larochefoucauld behauptet, der Mensch wolle lieber von sich Schlechtes sagen, als überhaupt von sich schweigen. Hat sodann nicht Rousseau sogar wider seinen Willen die Wahrheit gesagt? In Kellers „Sinngedicht“ fragt Lucie: „Gibt es einen ganz wahrhaftigen Menschen und kann es ihn geben?“ Und Reinhart antwortet: „Es sind wohl manche ganz wahrhaftig, nur sagen sie nicht alles auf einmal, sondern mehr stückweise, so nach und nach. . . .“ Stets steht allerdings zwischen den Linien manches Bekenntniß, und, frage ich, ist es denn so leicht, konsequent und andauernd zu lügen? Kann überhaupt ein Mensch ins Ganze lügen? Sagen wir nicht in den meisten Fällen, auch wo wir täuschen wollen, die Wahrheit unabsichtlich und unwillkürlich? Weßhalb denn gilt die Diplomatie für eine so schwere Kunst? Gewiß verlockt uns alles dazu unwahr zu sein und belügt man Niemand so oft und mit soviel Erfolg als sich, denn Niemand kommt der Täuschung so bereitwillig entgegen als wir selbst, und dennoch, wie alles Gabe und Talent ist, ward es auch einigen Menschen gewährt ehrlich zu sein. Nietzsche preist deßhalb Montaigne und sagt, „daß ein solcher Mensch geschrieben hat, dadurch ist wahrlich die Lust, auf dieser Erde zu leben, vermehrt worden. . . .“ Ich halte Nietzsche selber nicht für den direkt aufrichtigsten Schriftsteller, dazu sucht er zu oft den Effekt, hat er eine zu große Begier, der Tiefste, der Scharfsichtigste, der Klügste zu sein, aber täuschen kann er doch auch nicht, denn er muß doch immer sagen, was er denkt, er muß uns all seine Begierden doch stets verrathen. Börne stellt einmal die Behauptung auf, die Menschen würden mehr Talent haben, wenn sie aufrichtiger wären. Es ist etwas daran, so falsch es im ganzen sein wird, aus einer moralischen Qualität größere intellektuelle Fähigkeiten ableiten zu wollen. Jede Kraft verräth sich, jedes Talent drängt dazu es zu zeigen, so kommt die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit des Bedeutenden zustande, aber nicht umgekehrt. Es werden uns keine Gedanken unterschlagen, weil irgend Jemand nicht den Muth hätte sie zu äußern, sich so zu zeigen, wie er ist. So läßt auch Keller, in Uebereinstimmung mit dem Verfasser der Maximen, im „Sinngedicht“ Lucie sagen: „Was mich tröstet ist, daß mehr Gutes als Schlimmes verschwiegen wird. Beinah jeder würde, wenn er nur Gelegenheit und Stimmung fände, uns zuletzt doch noch mit dem Unangenehmsten bewirthen, das er über sich aufzubringen wüßte. . . .“

Können wir so den Bekenntnissen der Anderen nicht unbedingt trauen, treibt die allen Menschen gemeinsame Eitelkeit bald zum Vertuschen der Wahrheit, bald zur Offenheit, so wird sich doch aus Art und Ton des Vortrags meist vieles sicherstellen lassen. Wir wissen nicht, ob sich alles im einzelnen so verhält wie Rousseau es in seinen „Confessions“ schildert, über Rousseau's ganze Persönlichkeit sind wir uns jedoch ziemlich im Klaren. So kann es uns auch leicht geschehen, daß wir trotz allen Aufmerkens uns selbst über dies oder jenes Motiv, über diese oder jene Fähigkeit bei uns täuschen, über die Totalität unsrer Persönlichkeit aber uns in gewissen Grenzen zu orientiren, wird uns bei ernstem Wollen immer möglich sein. „Es ist ebenso leicht groß wie klein zu sein“ versichert Emerson einmal; so ist es zum wenigsten auch ebenso leicht dauernd wahr zu sein als mit Konsequenz und Wahrscheinlichkeit zu lügen.

Mittheilungen und Nachrichten.

-n. Dr. A. **Führers Berichte über seine Ausgrabungen in Nepal** — über die wegen ihrer Wichtigkeit für die Geschichte des Buddhismus auch an dieser Stelle (Beilage 1897, Nr. 2, 4, 14) Mittheilungen gemacht wurden — erfahren neuerdings von autoritativer Seite eine ganz eigenartige Beleuchtung. Der jüngste „Annual Progress Report of the Archaeological Survey Circle, North-Western Provinces and Oudh“, dessen frühere Jahreshefte Führer selbst in seiner Eigenschaft als „Archaeological Surveyor to the Government“ herausgegeben hatte, beginnt mit einem Memorandum des Staatssekretärs C. W. Odling, welches in lakonischer Kürze folgendes eröffnet: Nach dem am 28. Oktober 1898 erfolgten Ausscheiden Führers aus dem Regierungsdienste sei der vorliegende „Report“ von Mr. A. V. Smith ausgearbeitet worden, der zahlreiche Ungenauigkeiten in den unmittelbar vorhergehenden amtlichen Berichten Führers aufdecke; die indische Regierung habe sich deßhalb entschlossen, Führers „Monograph on Buddha Sakyamuni's birth-place in the Nepalese Tarai“, das in der Serie der Regierungspublikationen 1897 herausgegebene Werk, aus dem Verkehr zu ziehen und die noch nicht versandten Exemplare zu vernichten. Angesichts einer derartig scharfen Desavouirung seitens der vorgesetzten Behörde sieht man den Darlegungen von A. Vincent Smith, einem namhaften Vertreter der indischen Archäologie, mit doppelter Spannung entgegen. Und in der That werden auf den folgenden Seiten des „Report“ schlimme Dinge zutage gefördert. So hatte Dr. Führer in englischer **Uebersetzung** eine kurze, aber — wenn alles in Ordnung gewesen wäre — historisch bedeutsame Inschrift mit den Worten „Relics of the Sâkya Mahânâman“ unter Erläuterung ihrer Schriftzeichen als „prae-Asoka characters“ wiedergegeben; diese Inschrift sollte auf einem mit einem verzierten Kupferdeckel versehenen irdenen Reliquienkästchen eines Stûpa's (Grabdenkmals) gefunden worden sein. Smith drückt nun sein Befremden aus, daß der **Text** dieser Inschrift, über deren Sprache wir gar nichts erfahren, durch kein Faksimile oder Photogramm beglaubigt wird, obwohl es Führer weder an der Begleitung eines sehr geschickten Zeichners noch an einem photographischen Apparat mangelte. Dieser Tadel gewinnt aber einen besonders herben Beigeschmack durch die Hinzufügung, daß Führer bei der amtlichen Inspektion, die Smith in Führers Office in Lucknow im September 1898 vornahm, auf Drängen erklärte, er habe den Namen Mahânâman aus dem Vorhandensein der ersten beiden Silben erschlossen, übrigens sei aber der Ziegelstein mit der betr. Inschrift in Stücke zerfallen; von einem mit Inschriften versehenen **Kästchen** sprach Führer bei dieser Gelegenheit nichts, sein „Report“ hinwiederum schweigt über den **Ziegelstein**. — Ganz ähnliche Vorhaltungen macht Smith betreffs der

von Führer mit auffälliger Genauigkeit beschriebenen Funde von Urnen mit der Asche von 17 Sâkya-Helden; er betont ferner, daß der von Führer wiederholt unter deutlicher Ortsbestimmung erwähnte Nirvâna-Stûpa des mythischen Buddha Konâgamana trotz mehrfacher Nachforschungen, die er (Smith), Puran Chandar Mukerji (der mit der Fortführung der Führer'schen Ausgrabungen beauftragte Beamte) und Major L. A. Waddell angestellt, unauffindbar sei, und auch sonst werden starke Uebertreibungen in den archäologischen Bestimmungen an den Pranger gestellt, mit denen Führer bei der literarischen Verwerthung seiner Ausgrabungen hervortrat. — Eine weitere Angelegenheit wird — offenbar weil man da nicht direkt an gedruckte Auslassungen Führers anknüpfen kann — mehr sub rosa angedeutet, freilich in einer Form, welche zu dem Schlusse zwingt, daß der birmanische Priester U Ma mit vorgeblichen („alleged“) Buddha-Reliquien und einer Upagupta-Inschrift das Opfer einer Mystifikation Führers geworden sei. — Die literarische Vertrauenswürdigkeit Führers ist auch bei früheren Anlässen schon ernstlich in Zweifel gezogen worden. Aus dem ganzen Tenor der Anklageschrift, als welche sich der oben erwähnte „Report“ thatsächlich darstellt, geht wohl deutlich hervor, daß man Führer bereits seit längerer Frist nicht mehr volles Zutrauen schenkte und daß eben das hier besprochene Material die Amtsniederlegung Führers erwirkte. Es wäre sonst unverständlich, daß die indische Regierung einen Gelehrten, den sie 13 Jahre lang in angesehener Stellung beschäftigte und dessen Thätigkeit durchaus nicht ergebnißlos geblieben ist, in so brüsker Form und ohne ein Wort der Anerkennung entläßt. Man wird nun abzuwarten haben, ob und inwieweit Dr. Führer den schweren Vorwürfen begegnet, die, wenn sie unwiderlegt bleiben, sein persönliches Ansehen auf das empfindlichste schädigen müßten.

C. E. Rasius: **Rechte und Pflichten der Kritik.** Philosophische Laienpredigten für das Volk der Denker. Leipzig 1898. Wilhelm Engelmann. 171 S. — Der wenig bestimmte Titel deckt eins der geist- und gehaltvollsten Bücher, die uns seit langem in die Hand gekommen sind, Gedanken und Aperçus über eine Reihe von Problemen, die zwar oft sehr schroff geäußert und abrupt vorgebracht werden, mitunter auch einseitig und mit guten Gründen angreifbar sind, die aber stets ebenso von scharfem und selbständigem philosophischen Denken wie von tiefem Verständniß menschlich-ethischer Dinge zeugen. In erkenntnißtheoretischen, politischen, ästhetischen und ethischen Kapiteln geht Rasius der oberflächlichen Phrase, den vulgären „Scheinbegriffen“, der Unwahrheit im weitesten Sinne energisch zuleibe; die Schwäche vieler naturwissenschaftlicher Begriffe und Theorien, die man aus Hülfswerkzeugen zu Realitäten erheben will, die Seichtigkeit unsrer verbreitetsten politischen Anschauungen, insbesondere des Demokratismus und Parlamentarismus, die Widersprüche unsres praktischen Verhaltens im privaten und öffentlichen Leben deckt er mit scharfer Kritik auf. Ein spezielles Eingehen auf den Inhalt ist bei einem solchen, begreiflicherweise wenig systematischen Buch kaum möglich. Man könnte es kurz als eine Art Gegenstück zu den „Konventionellen Lügen“ Nordau's bezeichnen — Gegenstück nicht nur darum, weil Rasius die konventionellen Lügen auf der entgegengesetzten Seite findet wie Jener, sondern auch, weil hier wirkliches wissenschaftliches Denken, dort nur die Pose desselben vorliegt. Seine scharfen, aber treffenden Ausführungen über politische Fragen sind namentlich gewissen gutmeinenden Ideologen zur Lektüre zu empfehlen. Rasius hat die politische Korruption an der Quelle, d. h. in den nord- und südamerikanischen Republiken, kennen gelernt und kommt aus Erfahrung zu dem Ergebniß, daß die Freiheit des Individuums nirgends schlechter gewahrt ist als in jenen gesegneten Ländern der Freiheit, nirgends aber so gut wie im „Polizeistaat“ Deutschland unter dem Schutz einer unabhängigen Erbmonarchie. Das Buch hat es übrigens keineswegs in erster Linie mit politischen Erörterungen zu thun, vielmehr läßt es aus den bezeichneten zahlreichen Gebieten kaum ein wichtiges Problem außer acht. Man kann vielleicht finden, daß es wenig enthält, was nicht auch substantiell schon von Anderen gesagt worden ist; das thut, da Rasius Umstrittenes und Bestrittenes in eigenartiger Beleuchtung und mit dem Reiz einer kräftigen Individualität vorbringt, weder dem Verdienst, noch der Selbständigkeit desselben Eintrag. Wir wünschen dem Buch recht zahlreiche Leser.

Erlangen. Karl Schneider.

* **München.** Das Mittel- und Neugriechische Seminar der Universität München ist, nachdem die von der bayerischen Regierung für dasselbe postulirte Summe vom Landtag abgelehnt worden war, durch Privatmittel gegründet und vor einem Jahr (21. Januar 1899) feierlich eröffnet worden (vgl. die Notiz in der Beilage 1899 Nr. 18). Daß die Gründung einem Bedürfniß entgegenkam, beweist der rege Besuch des Seminars, an dessen Arbeiten im vergangenen Sommersemester 11, im laufenden Wintersemester 16 Philologen, Theologen und Historiker, darunter etwa ein Drittel Ausländer, theilnahmen, bezw. theilnehmen. Die Bibliothek des Seminars besitzt jetzt die nothwendigsten lexikalischen und grammatikalischen Hülfsmittel, Textausgaben, Geschichtswerke und Zeitschriften. Sie bedarf aber noch mannichfacher Ergänzung; insbesondere fehlen ihr noch die meisten, zum Theil sehr kostspieligen Spezialschriften, die für eine eingehendere Beschäftigung mit dem so weit ausgedehnten Fache unentbehrlich sind. Der weitere Ausbau der Bibliothek stieß aber auf Schwierigkeiten, da das durch die früheren Stiftungen zusammengebrachte Kapital schon größtentheils aufgebraucht ist. Da ist es denn hocherfreulich, daß das Institut zwei neue ansehnliche Beiträge erhalten hat. Die griechische Kammer hat dem Seminar, in der richtigen Erkenntniß seiner hohen Bedeutung für die geschichtliche Erforschung Griechenlands, auf Antrag des Unterrichtsministers Ath. Eutaxias für die Jahre 1898 und 1899 je 2000 Drachmen bewilligt. Das Hauptverdienst um die Vermittlung dieser hochherzigen Bewilligung gebührt dem Universitätsprofessor N. **Polites** in Athen.

* **Berlin.** Die kgl. preußische Akademie der Wissenschaften hielt am 21. Dezember eine Gesammtsitzung ab. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. Hr. Lenz las in Vertretung des Hrn. Koser eine Untersuchung des Letzteren „über die Kosten der preußischen Kriegsführung im Siebenjährigen Kriege“. Die Untersuchung wird erschwert durch die verwickelte Gliederung der Finanzeinrichtungen Friedrichs des Großen und durch die Brüchigkeit des uns erhaltenen archivalischen Materials. Nach einer Uebersicht über die mit der Hebung und Verwaltung der Kriegsgefälle befaßten Behörden, bezw. Kassen, wird versucht, die Erträge der einzelnen Einnahmequellen des Kriegsbudgets (ordentliche Einnahmen der Generalkriegskasse, Zuschüsse der Generaldomänenkasse, die einschlägigen Positionen des schlesischen Etats, Zahlungen aus dem Staatsschatz, Staatsanleihen, Besteuerung des Kurfürstenthums Sachsen und sonstige Kontributionen aus Feindesland, englische Subsidien, Erträge aus den Münzen) wenigstens annähernd zu bestimmen. — Herr Sachau überreichte die zweite Auflage der Grammatik der äthiopischen Sprache von August Dillmann, Leipzig 1899, und das von ihm selbst bearbeitete Verzeichniß der syrischen Handschriften der kgl. Bibliothek zu Berlin in zwei Abtheilungen, Berlin 1899. — Der Kaiser hat unter dem 18. Dezember die Wahl des ordentlichen Professors der Geologie an der kgl. Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin, Hrn. Wilhelm Branco, zum ordentlichen Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse der Akademie bestätigt. — Am 11. Januar hielt die physikalisch-mathematische Klasse eine Sitzung ab. Hr. Landolt theilte neue Beobachtungen mit, welche sich an seine in den Sitzungsberichten der Akademie von 1893 (S. 301) veröffentlichten „Untersuchungen über etwaige Aenderungen des Gesammtgewichts chemisch sich umsetzender Körper“ anschließen. Bei der Reduktion von Silbernitrat durch Eisenvitriol wurde in Uebereinstimmung mit früheren Ergebnissen eine Gewichtsabnahme erhalten. — Hr. Landolt überreichte ferner eine von Hrn. McCrae veranstaltete englische Ausgabe seiner in Graham-Otto's Lehrbuch der Chemie, Bd. I Abtheilung 3, erschienenen Monographie über die Beziehungen zwischen optischer Aktivität und chemischer Konstitution. — Hr. Dr. B. Rawitz übersendet einen Sonderabdruck aus

dem „Archiv für Naturgeschichte", betitelt: Ueber Megaptera boops Fabr., nebst Bemerkungen zur Biologie der norwegischen Mystacoceten, als erste der Veröffentlichungen, welche die Ergebnisse seiner zum Studium der Cetaceen im Sommer 1899 mit akademischen Mitteln ausgeführten Reise nach den Küsten Norwegens darlegen sollen. — Hr. Dr. A. Voeltzkow übersendet ein zu den Abhandlungen der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft gehöriges weiteres Heft (Bd. II Heft 1) der wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reisen in Madagascar und Ostafrika 1889 bis 1895, welches seine mit Mitteln der Humboldt-Stiftungen ausgeführten Untersuchungen über die Entwicklung der Krokodile enthält.

* **Wien.** Zum Nachfolger des verstorbenen Professors der Laryngologie Dr. Karl Störk ist Professor Dr. Ottokar Chiari in Aussicht genommen worden.

—ir. **Aus den Niederlanden.** Vor einigen Tagen starb in einem Alter von 72 Jahren der pensionirte Professor Dr. L. A. Johann Burgersdyk, dessen Uebersetzung Shakespeare's ins Niederländische der Schlegel-Tieck'schen in Deutschland entspricht. Burgersdyk war zuerst Lehrer für Botanik und Zoologie an der kgl. Militärakademie zu Breda (wo er auch den Titel „Professor" erhielt), dann Professor an dem Athenäum zu Deventer und nach dessen Aufhebung Lehrer an der dortigen Realschule. Burgersdyk interessirte sich zwar neben seinen Berufsfächern für griechische Literatur, allein die Begeisterung für Shakespeare hat ihm erst Hermann Linde beigebracht. Als dieser nämlich 1876 auch in Deventer ein Drama Shakespeare's vortrug, wurde Burgersdyk davon so mächtig ergriffen, daß er beschloß, eine Uebersetzung ins Niederländische zu schaffen, die denselben Eindruck mache wie die deutsche. Er machte sich sofort ans Werk und übertrug im Laufe der Jahre alle Dramen Shakespeare's. Jedesmal, wenn er ein Stück fertig hatte, las er es in kleinen Kreisen vor; öffentlich trat er nur selten auf, denn deklamatorisches Talent besaß er gerade nicht. Später übersetzte er auch einige griechische Dramen des Aeschylus. Seine Uebersetzungen zeichnen sich durch Treue, durch eine natürliche, kernhafte Sprache aus. Von Shakespeare's Dramen wurden in seiner Uebersetzung seitdem auf dem niederländischen Theater aufgeführt: Romeo und Julie, Der Kaufmann von Venedig, Hamlet, Die gezähmte Widerspenstige, Maß für Maß, Sommernachtstraum, Othello, Coriolanus und Julius Cäsar, von welchen jedoch nur Othello und Der Kaufmann von Venedig jährlich wiederholt gegeben werden, weil der berühmte niederländische Schauspieler Bouwmeester gern die Hauptrolle in diesen Stücken spielt. In neuerer Zeit hält auch der Deklamator Wilh. Roogaards Shakespeare-Vorträge in der Weise von H. Linde und benutzt dabei die Uebersetzung von Burgersdyk; allein Roogards ist kein Linde. — Gestorben ist der pensionirte Professor der Chemie in Amsterdam Dr. J. Gunning. Er hatte 1877 bewirkt, daß Dr. J. H. van t'Hoff, der jetzt als Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin weilt, zum Lektor an der Amsterdamer Universität angestellt wurde. — Der Stadtrath von Amsterdam ernannte für die städtische Universität als Nachfolger Uhlenbeeks zum Professor der germanischen Philologie Dr. R. C. Boer, Privatdozenten in Groningen, zum außerordentlichen Professor der Physik den bisherigen Lektor Dr. P. Zeeman und zum Professor der Theologie Dr. A. Bruining, Pfarrer zu Krommenie. Ferner erhielt Dr. F. Leviticus die Erlaubniß, sich als Privatdozent für Phonetik zu habilitiren; auch der Sozialist F. van der Goes, dessen Zulassung von vielen Seiten bekämpft wurde, darf sich nun als Privatdozent für „die Lehre von Karl Marx" habilitiren.

* Der 18. Kongreß für innere Medizin findet vom 18.—21. April 1900 in Wiesbaden statt. Präsident ist Hr. v. Jaksch (Prag). Folgende Themata sollen zur Verhandlung kommen: Am ersten Sitzungstage, Mittwoch, 18. April: Die Behandlung der Pneumonie. Referenten: Hr. v. Koranyi (Budapest) und Hr. Pel (Amsterdam). Am dritten Sitzungstage, Freitag, 20. April: Die Endocarditis und ihre Beziehungen zu anderen Krankheiten. Referent: Hr. Litten (Berlin). Folgende Vortragende haben sich bereits angemeldet: Hr. Reusser (Wien): Thema vorbehalten. Hr. Wenkebach (Utrecht): Ueber die physiologische Erklärung verschiedener Herz-Puls-Arhythmien. Hr. K. Grube (Neuenahr-London): Ueber gichtische Erkrankungen des Magens und Darmes. Hr. M. Bresgen (Wiesbaden): Die Reizung und Entzündung der Nasenschleimhaut in ihrem Einflusse auf die Athmung und das Herz. Hr. Schott (Nauheim): Influenza und chronische Herzkrankheiten. Hr. Martin Mendelsohn (Berlin): Ueber ein Herztonicum. Hr. Weintraut (Wiesbaden): Ueber den Abbau des Nucleïnes im Stoffwechsel. Hr. Herm. Hildebrandt (Berlin): Ueber eine Synthese im Thierkörper. — Theilnehmer für einen einzelnen Kongreß kann jeder Arzt werden. Die Theilnehmerkarte kostet 15 M. Die Theilnehmer können sich an Vorträgen, Demonstrationen und Diskussionen betheiligen und erhalten ein im Buchhandel ca. 12 M. kostendes Exemplar der Verhandlungen gratis. Mit dem Kongreß ist eine Ausstellung von neueren ärztlichen Apparaten, Instrumenten, Präparaten u. s. w., so weit sie für die innere Medizin Interesse haben, verbunden. Anmeldungen für dieselbe sind an Hrn. Sanitätsrath Dr. Emil Pfeiffer, Wiesbaden, Parkstraße 13, zu richten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

August Fournier: Der Kongreß von Châtillon. Die Politik im Kriege von 1814. Eine historische Studie. Wien, Prag, F. Tempsky 1900. — Der Böhmerwald. Monatsschrift für den Böhmerwald und die angrenzenden Gebiete. II. Jahrg., 1. Heft. Prachatitz, Verlag des „Böhmerwald" 1900. — Die Wahrheit über die Jesuiten. Von -se-. Berlin, Karl Habel 1900. — Heinr. Vogler-Worpswede: An den Frühling. Radirungen. Berlin, Leipzig, Schuster u. Loeffler. — Die Insel. Mappenwerk. Herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder. 1. Jahrg. 1899—1900. Ebd. — Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover. Herausgegeben von Dr. Karl Wolff. 1. Regierungsbezirk Hannover. 1. Landkreise Hannover und Linden. 1. Heft. Hannover, Theodor Schulze 1899. — Karl Lorenz: Das Schandmal. Amerikanisches Trauerspiel. Berlin, Ernst Hofmann u. Cie. 1900. — M. Graf Yorck v. Wartenburg: Das Vordringen der russischen Macht in Asien. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 23. Januar. Nummer 18.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die neue topographische Landesaufnahme Württembergs.

Die neueren topographischen Landesaufnahmen und Landeskarten haben, abgesehen von ihrer Wichtigkeit für militärische Zwecke, eine große und sich immer mehr steigernde Bedeutung erlangt für die wirthschaftliche und technische Verwerthung des Grund und Bodens, den Bau von Eisenbahnen, Straßen und Kanälen, die Anlage von Ent- und Bewässerungen, die Bodenkultur und Bodenkunde, die Statistik, Geographie und Touristik, kurz, mehr oder weniger für Jedermann im Interesse einer möglichst vortheilhaften Verwerthung aller natürlichen Hülfsquellen des Landes. Die topographischen Landeskarten sind ursprünglich aus rein militärischen Bedürfnissen hervorgegangen und werden auch gegenwärtig noch vorzugsweise von den Generalstäben der betreffenden Staaten bearbeitet. Anfangs galten dieselben vielfach als militärisches Geheimniß; sie wurden nicht öffentlich durch den Buchhandel verkauft wie heutzutage, und die Topographie war eine von der übrigen Geodäsie abgetrennte, besondere Kunst. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts lag der Schwerpunkt der deutschen Geodäsie und Landestopographie im Süden, namentlich in Bayern. Astronomen wie Soldner und Bohnenberger, Mechaniker und Optiker wie Fraunhofer und Reichenbach, die Erfindung des Steindrucks durch Senefelder in München u. s. w. führten dort zu einem Aufschwung des gesammten Vermessungswesens auf Grund der durch die napoleonischen Ingenieur-Geographen gegebenen Anregung, daß Bayern als glänzendes Vorbild selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus und als Mittelpunkt des geodätischen Wissens und Könnens betrachtet wurde. Die unvergleichlichen geodätischen Arbeiten der großen Astronomen Bessel und Gauß vermochten zunächst den Glanz der süddeutschen Vermessungsarbeiten nicht zu verdunkeln; sie führten aber in der Folge zu einer solchen Vervollkommnung der grundlegenden trigonometrischen und nivellistischen Arbeiten des preußischen Generalstabes, daß diese nun ihrerseits als unerreichtes Muster wissenschaftlich praktischer Gründlichkeit und Genauigkeit dastehen. In Hinsicht auf die Landestopographie aber scheint sich der Schwerpunkt wieder nach Süden und diesmal nach Württemberg verschieben zu wollen.

Mit dem gewaltigen Aufschwung, den die Technik und namentlich der Eisenbahnbau um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm, entstand aus dem Bedürfniß nach schnellen und umfassenden Gelände-Aufnahmen für technische Zwecke, allgemeine und ausführliche Eisenbahnvorarbeiten ganz selbständig und getrennt von der Militärtopographie eine neue Art von „technischer“ Topographie, die aber heute noch, mit Ausnahme von Württemberg, sehr wenig Berührungspunkte mit ersterer gefunden hat. In Preußen z. B. sind die für Zwecke des Bahnbaues seit mehr als einem halben Jahrhundert ausgeführten „technisch-topographischen“ Gelände-Aufnahmen für die Militärtopographie so gut wie gar nicht vorhanden. In dieser Hinsicht hat auch die Anfang der 70er Jahre erfolgte Einrichtung des Zentraldirektoriums der Vermessungen im preußischen Staate nichts geändert.

Man kann bei dem heutigen Stande der Landestopographie wesentlich drei verschiedene Arten topographischer Pläne und Karten unterscheiden, und zwar erstens: die eigentlichen Generalstabskarten kleineren Maßstabes mit Bergschraffuren, vornehmlich für militärische Zwecke, zweitens: die technisch-topographischen Karten großen Maßstabes, mit einer Geländedarstellung durch Horizontalkurven, meist für den Eisenbahnbau, und drittens: Karten mittleren Maßstabes, die militärischen und technischen sowie allgemein topographischen Zwecken dienen sollen.

Für die ersteren charakteristisch ist die Anwendung der Bergschraffur, sowie der Maßstab 1 : 100,000 bis 1 : 50,000, der eine ausreichende Uebersichtlichkeit der Terrains und der Situation bei genügendem Detailreichthum für die in Betracht kommenden Zwecke gewährt. Die Bergschraffur mit senkrechter Beleuchtung gestattet eine Darstellung der Geländeformationen nach bestimmten mathematischen Gesetzen in der Art, daß die Neigungen und die Böschungswinkel mit einem für militärische Zwecke ausreichenden Genauigkeitsgrade der Karte auf einen Blick entnommen werden können. Zugleich lassen sich mit Hülfe der Schraffur die feinsten Terrainwellen und -modulationen noch klar zum Ausdruck bringen. Die Karte des Deutschen Reiches im Maßstab 1 : 100,000, die von den vier Staaten Preußen, Bayern, Württemberg und Sachsen einheitlich für das ganze Reich bearbeitet und in wenig mehr als einem Jahrzehnt vollendet sein wird, ist ein unübertroffenes Muster dieser Art.

Aber die Bergschraffur gibt nur die Neigung einer Fläche an, und zwar unabhängig von dem Maßstab der Karte, denn der Böschungswinkel bedingt nur das Verhältniß der dunklen Bergstriche zur Größe der weißen Zwischenräume. Es steigt daher nicht mit der Vergrößerung der bildlichen Darstellung einer geneigten Fläche die Genauigkeit, mit der die Neigung in der Karte zum Ausdruck gebracht werden kann. Auch sagt die Bergschraffur nichts aus über die Meereshöhe der einzelnen Geländetheile.

Es war daher nur natürlich, daß man für technisch-topographische Zwecke die Terraindarstellung mittelst Horizontalkurven benutzte, da diese letzteren jeweils eine bestimmte, zahlenmäßig festgestellte Höhenlage des Geländes zur Anschauung bringen, und weil sich ihre Genauigkeit durch die Aufnahme selbst und den Maßstab der Darstellung beliebig steigern läßt.

Je nach dem Zweck der Karte wählt man das Verjüngungsverhältniß kleiner oder größer, die Höhenabstufungen zwischen den Horizontalkurven in weiteren

oder engeren Grenzen, um zu einer „hinreichend" genauen Geländedarstellung zu gelangen. Der Maßstab dieser Art Pläne und Karten schwankt im allgemeinen zwischen den Grenzen 1 : 10,000 und 1 : 1000, kann aber in schwierigen Fällen, wie z. B. bei den Trace-Studien für die Gotthard-Bahn, noch größer genommen werden.

Den Karten der ersteren Art, den eigentlichen Generalstabskarten mit Bergschraffur, werden seit der Mitte des Jahrhunderts „Originalaufnahmen" mit einer Geländedarstellung in Horizontalkurven zugrunde gelegt. In Preußen geschehen dieselben seit 1852 mit Meßtisch und Kippregel im Maßstab 1 : 25,000. Dieses „graphische" Verfahren mit Hülfe des Meßtisches ist die von militärischer Seite bevorzugte Aufnahmemethode für solche Originalkarten **mittleren** Maßstabs. Um den Bedürfnissen der Ingenieure, Eisenbahn- und Wasserbauern, sowie der Kulturtechniker, Geologen u. s. w. nach Karten mit einer Terraindarstellung durch Horizontalkurven entgegenzukommen, ging man dazu über, diese Originalaufnahmen des Generalstabs durch Drucklegung zu vervielfältigen und im allgemeinen Staats- und Landesinteresse Jedermann öffentlich zugänglich zu machen. Hiemit steigerten sich naturgemäß die Ansprüche an die Genauigkeit der Terraindarstellung in diesen Karten, denn vordem hatten ihre Horizontalkurven nur als Mittel für die Terrainzeichnung in Bergschraffur gedient, zu der keine ziffermäßig genaue Aufnahme und Konstruktion jeder einzelnen Höhenkurve erforderlich ist, sondern vielfach „Handzeichnungen" und „Terrainskizzen" ausreichen, wenn diese nur den „Charakter" und die „Terrainformen" richtig wiedergeben.

Nunmehr sollten die Terrainaufnahmen und -darstellungen des Generalstabs auch zu generellen Vorarbeiten für technische Zwecke aller Art benutzt werden können und ausreichend genau hiefür sein. In diesem Sinne entschied eine im Jahre 1869 zur Reorganisation des Vermessungswesens in Preußen zusammenberufene Ministerialkommission sich einstimmig dahin: „Daß eine gute Uebersichtskarte vorhanden sein müsse, auf der alle allgemeinen Projekte, Entwürfe ꝛc. ausgeführt werden könnten." Hiezu wurden die Originalmeßtischaufnahmen des Generalstabs als **vollkommen geeignet** befunden, vorausgesetzt, daß diejenigen Aenderungen eingeführt würden, „die qualitativ und quantitativ den Werth derselben und die jährliche Leistung des Generalstabs entsprechend zu steigern geeignet seien". Diese preußischen Meßtischaufnahmen sind in der Praxis nicht durchweg als „vollkommen geeignet" für die Zwecke der Techniker von diesen befunden worden, denn die Einführung eines neuen und noch ungeschulten Personals in die Praxis der Topographie erfordert Zeit; auch bei hinreichender Begabung und gutem Willen wird der angehende Topograph mehrere Jahre praktischer Arbeit nothwendig haben, bevor er selbständige Leistungen von hinreichender Genauigkeit zu erzielen imstande ist. Die neueren topographischen Aufnahmen des preußischen Generalstabs zeugen von einer bewundernswerthen, durch langjährige Uebung erworbenen Fertigkeit und besitzen in Anbetracht der quantitativen Leistung — je 125 qkm in sechs Monaten — einen staunenswerthen Grad der Genauigkeit. In gewisser Hinsicht aber **kann** eine militärtopographische Aufnahme und Kartendarstellung im Maßstab 1 : 25,000 bei aller Sorgfalt der Ausführung den Anforderungen der Techniker nicht „vollständig" genügen. Einmal liegt dies im Maßstab 1 : 25,000, der an Stelle maßstäblich richtiger Verjüngung die Anwendung von „Signaturen" verlangt. Ein Millimeter der Zeichnung entspricht einer Länge von 25 m in der Natur, jeder Quadratmillimeter somit einer Fläche von 625 qm. Alles, was auf einer solchen Fläche in der Natur unter Umständen enthalten ist, **kann** vielfach gar nicht in der Karte zum Ausdruck gebracht werden. Straßen, Eisenbahnen, Kanäle, Wasserläufe ꝛc. müssen in der Karte viel breiter gezeichnet werden, als der richtigen Verjüngung entspricht, da sie sonst gar nicht mehr zu erkennen sein würden. Ueberall somit, wo wichtige Objekte in der Natur auf einem verhältnißmäßig engen Raum zusammenliegen, **muß** der Topograph eine seitliche Verschiebung vornehmen, eine Verbreiterung gegenüber den Verhältnissen in der Natur, um alles topographisch Wichtige überhaupt in seiner Karte zum Ausdruck bringen zu können. Auch die Horizontalkurven müssen dann meist seitlich verschoben werden, um die „Formen" des Terrains richtig zur Anschauung zu bringen, auch wenn die Lage in der Karte nicht mehr dem geometrischen Grundrisse genau entspricht. Sache des geübten Topographen ist es hiebei, jeweils die richtigen Grenzen innezuhalten und solche Verschiebungen auf das kleinste Maß zu beschränken, eine schwierige Aufgabe, die ein Anfänger zweckentsprechend zu lösen nicht imstande ist. Nicht weniger schwierig dürfte für ihn die weitere, in **militärtopographischer** Hinsicht wichtige Aufgabe sein, überall die **Terrainformen** so charakteristisch und deutlich in der Karte wiederzugeben, selbst in den kleinsten Zügen und ohne starke Uebertreibung in der Art, daß dieselben auch in der eigentlichen Generalstabskarte vom Terrainzeichner charakteristisch dargestellt werden können. Eine in der Natur stark ausgeprägte Schlucht, Einsattelung, Mulde ꝛc., die z. B. kleineren Truppenabtheilungen noch hinreichende Deckung gewährt, kann aber in der Kurvenkarte oft nur ganz schwach zum Ausdruck gelangen und viel unbedeutender erscheinen, als sie in Wirklichkeit ist. Auch hier darf und soll der Militärtopograph von der geometrischen Strenge im Interesse der Deutlichkeit und Charakteristik der Terrainformen kleinere Verschiebungen der Kurven vornehmen. Ein hinreichend geschulter Topograph wird meist die richtigen Grenzen innezuhalten imstande sein, ein Anfänger aber leicht in Uebertreibungen verfallen. In Hinsicht auf die Genauigkeit der ganzen Arbeit verlangt die „Vorschrift für die topographische Abtheilung der Landesaufnahme", nachdem von den zulässigen Verschiebungen die Rede gewesen ist: „Im übrigen entspricht die Aufnahme den zu stellenden Anforderungen, wenn bei Aufstellung des Meßtisches auf einem beliebigen Punkt die nach sichtbaren Gegenständen gezogenen Richtungslinien deren bildliche Darstellung treffen, und wenn bei Berechnung der Höhe beliebiger Punkte die erhaltenen Ergebnisse mit der Lage der Schichtlinien übereinstimmen. **Die in letzterer Beziehung zulässigen Abweichungen dürfen das durch die angewendete Schichthöhe gegebene Maß nicht überschreiten. Solche Fälle, in denen aus irgend welchen Gründen eine Verschiebung einzelner Gegenstände eintreten mußte, bleiben natürlich hievon unberührt.**

Dieser letztere Umstand, der seine naturgemäße Erklärung in der strikten Forderung findet: „Das militärisch Wichtigere muß jedenfalls zum Ausdruck kommen", unterscheidet die **militärtopographische** Aufnahme Preußens und der meisten anderen Staaten wesentlich von der **zivil**topographischen Landeskartographie Württembergs. Hier bearbeiten Techniker als Topographen alles, was für die Landestopographie in Betracht kommt, einschließlich der militärisch wichtigen Objekte, in dem großen Maßstab 1 : 2500 ihrer Flurkarten und stellen die Ergebnisse allen Behörden — die Militärbehörde nicht ausgenommen — zur Benutzung für ihre speziellen Zwecke zur Verfügung, während in den meisten anderen Staaten die militärtopographischen Aufnahmen des Generalstabs im Maßstab 1 : 25,000 auch allen ziviltopographischen Bedürfnissen in Hinsicht auf

allgemeine Entwürfe und technische Projekte genügen sollen.

Das kgl. württembergische statistische Landesamt, errichtet im Jahre 1820 als statistisch-topographisches Bureau, hat zur Aufgabe die Pflege der Statistik, der Landesbeschreibung, der Landestopographie und der Meteorologie des gesammten Königreichs. Sieben Ministerialdelegirte, neun ordentliche und zwei außerordentliche Mitglieder leiten die Arbeiten desselben unter dem Vorsitz des Direktors Hermann v. Zeller, Leiter der topographischen Aufnahme ist der Oberfinanzrath Schlebach, der seinerseits auch dem Katasterwesen und den geodätischen Feldbereinigungsarbeiten vorsteht. Das kgl. Statistische Landesamt hat zugleich die Aufgabe: „Durch Publikationen für die Verbreitung derjenigen Gegenstände zu sorgen, die zur Kenntniß des Landes und der öffentlichen Verhältnisse dienen", zu welchem Zweck von demselben „Jahrbücher", „Landesbeschreibungen" und „Oberamtsbeschreibungen" in regelmäßiger Folge veröffentlicht werden. In den Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde, Jahrgang 1895, hat der Direktor H. v. Zeller eine Zusammenstellung der „Arbeiten bei dem kgl. Statistischen Landesamte" mitgetheilt, die in übersichtlicher Weise die vielgestaltigen Aufgaben des ihm unterstellten Geschäftskreises näher darlegt.

Die Grundlage der gesammten gegenwärtigen Landestopographie Württembergs bildet die allgemeine Landesvermessung, welche unter Leitung des Astronomen Bohnenberger in der ersten Hälfte des Jahrhunderts von 1818 bis 1850 ausgeführt wurde. Seine damalige Triangulation wird in neuerer Zeit weiter ausgebaut und so weit vervollständigt, bis auf jedes qkm Fläche ein bis zwei trigonometrisch festgelegte und dauerhaft ausgesteinte Punkte fallen. Für die damalige Spezialvermessung wurde das ganze Land nach rechtwinkligen Soldner'schen Koordinaten in Flurkartenblätter von je 4000 Fuß Seite eingetheilt, in Summa 15,572 quadratische Blätter von 131.26 ha Fläche.

Die Aufnahme der Flurkarten geschah auf Grund einer Verbindung des Meßtischverfahrens mit der numerischen Koordinatenmethode, nicht wie in Bayern auf rein graphischem Wege. „Diese Aufnahmemethode — bei welcher der Meßtisch unter Zugrundelegung der trigonometrischen Punkte die Bestimmung weiterer Festpunkte durch Einschneiden, sowie die Abscissenachsen als Grundlinien für die Parzellaraufnahme übernahm und bei welcher die Kreuzscheibe auf diese Abscissenlinien durch Perpendikel ein System von Parallellinien baute, die wieder durch Perpendikel mit allen Grenzmarken, die in dieses Netz fielen, in Verbindung gebracht wurden — erschien als die beste unter allen, um mit dem geringsten Zeitaufwande leicht und genau Parzellen aufzunehmen, die Fläche derselben aus unmittelbar gemessenen Liniengrößen zu berechnen und zu verzeichnen, und wurde überall, wo es das Terrain gestattete, in Anwendung gebracht."

An Hand der damals von den Geometern geführten Messungsmanuale („Brouillons") können verloren gegangene Grenzsteine, Grenzlinien 2c. noch heute wieder hergestellt und neu bestimmt werden. In diesen Vermessungsmanualen ist die ganze Vermessung in Zahlengrößen niedergelegt. Das Ergebniß derselben wurde auf den Originalmeßtischblättern, d. h. den Flurkarten durch Kartirung im Maßstabe 1 : 2500 bildlich dargestellt. Diese Flurkarten sind auf derselben Grundlage seitdem weitergeführt und mit der Natur in Uebereinstimmung gehalten worden. Heute noch können die Flächeninhalte von Parzellen aus den alten Maßzahlen berechnet werden. Sämmtliche Flurkarten wurden auf Stein gezeichnet und durch Drucklegung vervielfältigt. Die Nachtragungen und Korrekturen zur Kurrenterhaltung werden je nach Bedarf in den Steinen nachgetragen. Wo zu viele oder zu häufige Aenderungen nothwendig sind, wird der betreffende Stein abgeschliffen und eine neue Zeichnung aufgetragen. Auch Umdruck auf Aluminiumplatten wird benutzt. Ein Personal von zehn Lithographen unter einem Inspektor besorgt die laufenden Arbeiten dieser Art.

Die zirka 16,000 lithographischen Steine sind in trockenen hellen Kellerräumen des Bibliotheksgebäudes untergebracht, auf hölzernen Gestellen mit schmalen vertikalen Fächern und, wie die Bücher der Bibliothek, übersichtlich geordnet und einheitlich numerirt. Die Auffindung eines bestimmten Steines ist ebenso leicht wie diejenige eines Buches der Bibliothek. Werden Abdrücke für irgend einen Zweck verlangt, so holen zwei Steindrucker nach der ihnen angegebenen Nummer und Abtheilung den Stein herauf in die lithographische Druckerei, und nach kurzer Zeit können fertige Abdrücke abgeliefert werden. Die Ansicht, daß diese Lithographiesteine ein ungeheurer, schwer zu bewältigender Ballast seien, beruht auf gänzlich falschen Vorstellungen; im Gegentheil sind die gedruckten Flurkarten für das ganze Land eine große Wohlthat, denn die Staatsverwaltung, Behörden und Private benutzen dieselben mit großem Vortheile für die verschiedenartigsten Zwecke. Sie werden zu 90 Pf. das Stück an Jedermann abgegeben; der jährliche Bedarf beträgt rund 15,000 Stück. Seit Fertigstellung des ganzen Kartenwerks um die Mitte des Jahrhunderts sind bereits 700,000—800,000 verkauft worden. Namentlich die Eisenbahn- und Straßenbauverwaltung hat dieselben mit großem Nutzen verwerthet bei Projekten, technischen Anlagen und Bauausführungen aller Art. Keine Verwaltung, keine Behörde, kurz Niemand in Württemberg möchte auf die große Annehmlichkeit und den Nutzen der lithographischen Vervielfältigung der Flurkarten verzichten; der Fortfall derselben würde allgemein als empfindlicher Mangel gefühlt werden. Ungünstige Urtheile über große, mit der Aufbewahrung verbundene Uebelstände 2c., wie solche von Fernstehenden aus mangelnder Kenntniß der wirklichen Verhältnisse hin und wieder geäußert werden, sind gänzlich unzutreffend. Gleich nach ihrer Fertigstellung um die Mitte des Jahrhunderts wurden sämmtliche Flurkarten für die topographische Aufnahme des Landes auf den Maßstab 1 : 25,000 reduzirt, um für diese einen genauen und festen Lageplan zu beschaffen. Nachdem derselbe dann durch topographische Bergzeichnung nach Lehmann'scher Manier ergänzt und ausgearbeitet war, wurde er auf 1 : 50,000 reduzirt und in 55 Blättern als topographischer Atlas Württembergs durch Lithographie vervielfältigt. Eine Neubearbeitung desselben ist gegenwärtig in Arbeit, unter Benutzung gut erhaltener Druckexemplare und neuerer Druckmethoden.

Die Karten dieses topographischen Atlasses dienten in der ersten Zeit des Eisenbahnbaues in Württemberg als Unterlage und Anhalt für generelle Projekte und Vorstudien. Nach ihnen wurden die ersten Bahnlinien tracirt, im Felde dann abgesteckt und durch Nivellements mit Querprofilen ausgearbeitet. Bei dem weiteren Vorschreiten des Eisenbahnbaues und seiner zunehmenden Bedeutung auch für die gebirgigeren Theile des Landes wurden aber umfassendere Geländeaufnahmen und vergleichende Studien erforderlich. Hiezu begann man in der zweiten Hälfte der 60er Jahre, namentlich bei den Vorarbeiten für die Murrthalbahn, umfangreichere Höhenaufnahmen auf der Grundlage von Flurkarten im Maßstabe 1 : 2500 zu machen und Höhenkurvenkarten herzustellen, deren Benutzung und Verwerthung für Tracirungsarbeiten aller Art sich als so vortheilhaft und zweckdienlich erwies, daß die kgl. württembergische Eisenbahnbaukommission Anfang der 70er Jahre bereits eine besondere Instruktion zur einheitlichen Behandlung derartiger technisch-topographischer Aufnahmen und

Pläne erließ, die in der Folge auch für andere Verwaltungen maßgebend wurde. Von diesen auf Veranlassung und unter Leitung des Oberbauraths Marlock gemachten technisch-topographischen Aufnahmen wurden später zusammenhängende Theile auf den Maßstab 1 : 25,000 reduzirt und mittelst Chromolithographie in drei Farben vervielfältigt. Derartige, je 25 Flurkarten umfassende Marlock'sche Kurvenkärtchen waren für 1 M. das Stück durch den Buchhandel zu beziehen und Jedermann zugänglich. Sie bilden die ersten Anfänge einer topographischen Landesaufnahme Württembergs, in dem großen Maßstabe 1 : 2500 auf Grundlage des gedruckten Flurkartenblätter und führten nach mancherlei Berathungen und Kämpfen behufs Erlangung der erforderlichen Geldmittel zu der endgültigen Inangriffnahme einer Bearbeitung des ganzen Landes nach dem gleichen, durch die inzwischen gemachten Erfahrungen weiter ausgebauten und vervollkommneten Verfahren. Unter Leitung des Oberfinanzraths Schlebach ist diese topographische Landesaufnahme gegenwärtig in vollem Gange, nachdem Prof. Hammer zu Anfang der 90er Jahre im Auftrage des kgl. statistischen Landesamtes und gestützt auf Probeaufnahmen mit Studirenden des Polytechnikums eine Instruktion hiezu ausgearbeitet hatte. Diese als Manuskript gedruckte „Anweisung für die Herstellung einer Höhenkarte von Württemberg im Maßstabe 1 : 25,000" wurde nach den weiter gemachten Erfahrungen entsprechend vervollständigt und bildet seither die Norm für die topographische Neuaufnahme Württembergs.

Den festen Ausgangspunkt und Rahmen für die gesammte Höhenaufnahme lieferte das württembergische Präzisionsnivellement der Jahre 1868—1878 und die durch dasselbe geschaffene Zahl von Festpunkten mit ihren Höhenbestimmungen über Normal-Null. Ergänzungen fanden statt in den Jahren 1887—1894 durch ein Nivellement der kgl. Generaldirektion der Eisenbahnen, durch welches zirka 2200 Höhenpunkte festgelegt wurden, deren durchschnittliche Längenentfernung etwas weniger als 1 km beträgt. Im Anschluß hieran werden nunmehr sämmtliche Staatsstraßen mit Nivellements zweiter Ordnung versehen und Festpunkte an Gebäuden, Brücken, Durchlässen 2c. in Entfernungen von 2 km hergestellt. Gleicherweise werden für alle Flüsse und größeren Wasserläufe vom hydrographischen Bureau in Stuttgart Nivellements zweiter Ordnung ausgeführt. Das Nivellementsnetz zweiter Ordnung umfaßt auch noch die besseren Vizinalstraßen. Jede Ortschaft soll mindestens einen durch Eisenbolzen festgelegten Höhenfestpunkt erhalten. In Abständen von 500—800 m sind weitere Höhenfestpunkte in Gestalt von eingehauenen Vierecken auf Brücken, Treppenstufen, Durchlässen, Gemarkungsgrenzsteinen 2c. anzubringen. Der mittlere Fehler aller dieser Nivellements zweiter Ordnung ist auf ± 6 mm für den Kilometer festgesetzt. Derselbe wächst mit der Quadratwurzel aus der Entfernung, und die größte Abweichung darf seinen dreifachen Werth nicht übersteigen.

Dieses so gebildete Hauptnivellement wird durch zwischengefügte Nivellementszüge niederer Ordnung mit entsprechend geringerer Genauigkeit, einige Centimeter pro Kilometer, so weit verdichtet, daß der Abstand aller in Summa einnivellirten Punkte, von denen viele auf Grenzsteinen angebracht sind, einen Kilometer nicht überschreitet und auf jeden Quadratkilometer Fläche mindestens zwei einnivellirte Punkte fallen. Bei der weiter sich anschließenden Tachymetrie, durch welche die gesammte Detailhöhenaufnahme des Geländes herbeigeführt wird (der Aneroidbarometer wird nur ausnahmsweise benutzt), braucht daher im allgemeinen nicht über Züge mit drei Zwischenstationen hinausgegangen zu werden, um ein jeweiliges Anbinden und Zwischenschalten zwischen geometrisch einnivellirte Punkte zu erreichen. Ein so weit ins einzelne systematisch durchgeführtes genaues geometrisches Nivellement besitzt zur Zeit noch kein anderes Land.

Zur topographischen Geländeaufnahme werden Kreistachymeter von zwei verschiedenen Größen benutzt, kleinere und leichtere Instrumente für die Aufnahmen im Wald, größere für die Arbeiten in freiem Feld. Hier kann bei der starken Parzellirung die bei weitem größte Anzahl der Höhenpunkte auf solche Stellen verlegt werden, die in der Flurkarte im Grundriß gegeben sind, wie Ecken von Parzellengrenzen und Grenzsteine in diesen, und für die daher nur der Höhenwinkel abzulesen ist, da die Horizontalentfernung direkt aus der Flurkarte abgegriffen werden kann. Durch die große Zahl solcher im Lageplan gegebener Anhalts- und Festpunkte wird die tachymetrische Geländeaufnahme wesentlich erleichtert, beschleunigt und vor Fehlern im Ablesen von Distanz und Azimuth gesichert. Aus dem gleichen Grund geht das Eintragen der Höhenzahlen in die „Reinkarten" viel rascher und sicherer vor sich als bei fortwährender Benutzung von Transporteur, Strahlenzieher, Entfernungsabstechung u. s. w. Da die Grenzsteine, Kilometersteine 2c. im Grundriß nach rechtwinkeligen Koordinaten numerisch gegeben sind, so wird durch ihre Höhenbestimmung eine sehr große Zahl von Festpunkten geschaffen, die in horizontaler wie vertikaler Lage durch Zahlenwerthe genau bestimmt sind, ein gar nicht hoch genug anzuschlagender Vortheil für die Verwerthung der Karte im technischen und allgemein topographischen Landesinteresse. Man vergegenwärtige sich nur, daß bei den preußischen Meßtischblättern auf je 5 Quadratkilometer ein im Feld ausgesteinter, numerisch nach Lage und Höhe fest bestimmter Punkt fällt, während auf den gleichen Flächenraum in Württemberg 100—250 Punkte kommen, je nach der Parzellirung. Jedes nach einer Karte aufgestellte Bauprojekt muß zu seiner praktischen Ausführung in die Natur übertragen und dort abgesteckt werden, gleichviel, ob es sich um Eisenbahnanlagen, Straßenzüge, Kanalbauten 2c. handelt. Dieses kann nur geschehen nach den in der Karte gegebenen Anhaltspunkten. Je mehr deren vorhanden und je zuverlässiger dieselben sind, um so sicherer wird die Uebertragung aus der Karte in das Gelände erfolgen können. Es nützt nichts, daß die Horizontalkurven in einer Karte genau sind, wenn die Uebertragung in die Natur unsicher ist und viel größere Fehler unvermeidlich macht. In der Anzahl der in den Karten gegebenen Festpunkte und in der durch diese bedingten großen Sicherheit aller Uebertragungen aus der Karte in die Natur steht die neue württembergische Landestopographie auf Grundlage der gedruckten Flurkarten ganz einzig und unerreicht da.

Zur Aufnahme von je einem Flurkartenblatt von 1.3 Quadratkilometer Fläche werden je nach der Geländeform anderthalb bis drei Tage Arbeitszeit gebraucht, im Wald, je nach dem Bestand, zwei bis fünf Tage. Als normale mittlere Leistung gilt, daß ein Topograph mit seinem Assistenten und einem Arbeiter in sechs Monaten Feldarbeit rund 60 Quadratkilometer topographisch aufnimmt. Die meisten anderen Staaten verlangen in der gleichen Zeit quantitativ das Doppelte.

Als Genauigkeitsgrenze für die unmittelbare Bestimmung der aufgenommenen Punkte ist vorgeschrieben: Bei Wiederbestimmung der Höhe eines Bodenpunktes vom nächstgelegenen Festpunkt aus darf sich keine größere Abweichung ergeben als:

a) von 0.3 m bei in der Flurkarte gegebenem Punkte auf ebenem Gelände
b) . 0.5 m . nicht . . . .
c) . 1.0 m . . . . schwach geneigtem .
d) . 2.0 m . . . . steilem .
e) . 3.0 m . . . . sehr steilem .

Bei jüngerem Personal wird die volle Ausarbeitung und Kartirung der Aufnahmen im Feld selbst vorgenommen,

Die Vermessungsinspektoren — je einer für sechs Gruppen von Aufnehmern — geben ihrem Personal die nöthigen Anleitungen, arbeiten wochenlang mit den jüngeren Topographen zusammen und richten ihr ganzes Bestreben darauf, einerseits übertriebene Genauigkeit und Zeitaufwand zu vermeiden, andrerseits genaue und gleichmäßige Arbeit zu erzielen. Die Inspektoren sind Bauingenieure mit längerer Praxis bei Eisenbahnvorarbeiten, ebenso ein Theil der Topographen. Der Vorstand der ganzen Arbeiten, Oberfinanzrath Schlebach, war selbst bereits in den 60er und 70er Jahren bei Vorarbeiten für Eisenbahnen und bei Forstvermessungen in leitender Stellung praktisch thätig.

Die Kontrole und Revision der Aufnahmen und Karten durch die Vermessungsinspektoren, welche für die Güte der Arbeiten ihres Personals verantwortlich sind, bezieht sich auf alle numerischen Berechnungen und auf die gesammte Kurvenzeichnung. Die letztere Prüfung ist die bei weitem umfassendere und wichtigere.

In die „Reinkarten" werden alle aufgenommenen Geländepunkte eingetragen und mit Höhenzahlen versehen, was wegen der vielen in den Flurkarten der Lage nach gegebenen Punkte rasch und sicher ausgeführt werden kann. Unter entsprechender Verwerthung der Skizzen in den Feldblättern werden dann Höhenkurven von 10 m, 5 m und 2.5 m Vertikalabstand konstruirt, in ganz flachem Gelände auch 1 m-Kurven. **Für die Genauigkeit der ganzen Arbeit und topographischen Höhendarstellung ist vorgeschrieben, daß bei einer Revision durch Nachmessung und Neuaufnahme keine Höhenkurve um mehr als 10 m in ganz steilem und um nicht mehr als 50 m in fast ebenem Terrain in ihrer Lage unrichtig befunden werden darf.**

Die mit Höhenkurven versehenen Flurkarten werden an Behörden und an Private käuflich abgegeben. Ihre Vervielfältigung geschieht bei Einzelexemplaren von Hand, wenn eine größere Auflage verlangt wird, durch ein einfaches Umdruckverfahren.

Diese topographische Aufnahme und Höhendarstellung in dem großen Maßstab 1 : 2500 bildet künftig die Grundlage der gesammten württembergischen Landestopographie, d. h. der Karten im Maßstab 1 : 25,000 mit Horizontalkurven, des topographischen Atlasses in 1 : 50,000 mit Bergschraffur, der auf Württemberg fallenden Blätter der Karte des Deutschen Reiches in 1 : 100,000, sowie aller anderen Karten größeren oder kleineren Maßstabs. Die Projektion der Karte in 1 : 25,000 ist die Cassini-Soldner'sche wie diejenige der übrigen Kartenwerke Württembergs. Die Karte des ganzen Landes umfaßt 184 Blätter; je nach der nördlicheren oder südlicheren Lage enthält ein solches Blatt 102—106 Flurkartenblätter. Die Vervielfältigung geschieht in dreifarbigem Kupferdruck, schwarz für die Situation, blau für die Gewässer und braun für die Horizontalkurven, in musterhafter Ausführung.

Um das gesammte Kartenwerk Württembergs mit der Gegenwart in Uebereinstimmung und stets auf dem Laufenden zu erhalten, ist ein Fortführungsdienst eingerichtet, welcher die Bezirks- und Oberamtsgeometer verpflichtet, alle Aenderungen nachzutragen und alljährlich einzusenden. Diese Kurrenterhaltung der Landeskarten durch Berücksichtigung der Veränderungen in **jedem einzelnen Jahr** bedeutet einen gewaltigen Vorsprung Württembergs vor anderen Ländern. Ein Vergleich wird dies noch anschaulicher machen. Oesterreich zum Beispiel hat seit einigen Jahren eine neue Meßtischaufnahme im Maßstab 1 : 25,000 begonnen, eine sogenannte Präzisionsaufnahme im Vergleich zu der früheren topographischen Aufnahme der Monarchie, die sehr rasch durchgeführt werden mußte und Abweichungen von mehr als 100 m in der Höhenlage von Bergspitzen ꝛc. zeigte. Die Dauer dieser Neuaufnahme wird mehr als 100 Jahre betragen. Mit der Revision zur Evidenthaltung der Karten sind zur Zeit zehn Mappeure beauftragt, von denen Jeder ca. 1000 Quadratmeter jährlich bearbeitet. In Summa werden somit 10,000 Quadratmeter jährlich revidirt. Bei mehr als 600,000 Quadratkilometer Flächeninhalt der österreichisch-ungarischen Ländergebiete kann diese Revisionsarbeit nur verhältnißmäßig langsam vorschreiten.

In der Abhandlung: „Die kgl. preußische Landesaufnahme, Berlin 1879" theilt der damalige Chef derselben, General v. Morozowicz, am Schluß folgendes mit: „Erst seit den vier Jahren des Bestehens der Landesaufnahme ist das jährliche Arbeitspensum 200 Quadratmeilen. Früher war es knapp 80 Quadratmeilen. Bei 6000 Quadratmeilen Areal des preußischen Staates käme selbst mit der jetzigen Arbeit der Turnus in 30 Jahren, nach der früheren Leistung sogar nur in 75 Jahren einmal herum. Macht man nur den Anspruch, daß wenigstens alle **zehn** Jahre jedes Kartenblatt wenigstens **einmal** neu rekognoszirt und korrigirt werden möge, so gibt dies per Jahr 600 Quadratmeilen, d. h. neben 200 Quadratmeilen Neuaufnahme sind 600 Quadratmeilen, also das Dreifache, zu belaufen, die Veränderungen in den Platten oder Steinen nachzutragen und alles neu zu drucken. So wünschenswerth dies gewiß sein mag, für so unmöglich muß es von jedem Sachverständigen angesehen werden; personelle und sachliche Kräfte, sowie pekuniäre Mittel müßten der Landesaufnahme **wenigstens in doppeltem Maß** zu Gebote stehen.

Wenn die Arbeit einmal über den ganzen Staat in der jetzigen vollkommenen Manier fertig sein wird, alles in Kupfer gestochen daliegt, diese Platten dann jede Korrektur leicht gestatten, erst dann kann sich vielleicht die ganze Landesaufnahme in lauter Rekognoszirungsdetachements auflösen, wenn — nicht bis dahin der menschliche Geist in seinem Streben so weit vorgeschritten ist, daß die Vollkommenheit der Instrumente sich so gehoben hat und die Ansprüche an die Arbeit so gestiegen sind, um unsre jetzigen Leistungen als ungenügend ansehen zu müssen; dann fangen wir eben wieder von vorn an."

Württemberg hat von vorn angefangen! Seine neue Landestopographie und Landeskartographie bietet das Bild eines einheitlich auf gemeinsamer und genauer Grundlage aufgebauten und ebenso einheitlich weiter geleiteten Arbeit, die in dieser Hinsicht und ebenso in Bezug auf Genauigkeit wohl ganz einzig dasteht. Der große Maßstab 1 : 2500 der gedruckten Flurkarten und der topographischen Originalaufnahmen gestattet, sich allen Bedürfnissen leicht anzupassen. Mehrfach macht sich ein solches nach Karten im Maßstab von 1 : 10,000 auch in Württemberg geltend. So z. B. verlangten neuerdings die württembergischen Geologen zu speziellen Untersuchungen der Steinsalzlager bei Jagstfeld und Kochendorf im Neckarthal eine Umgebungskarte genannter Orte unterhalb von Heilbronn. Im Sommer 1899 bearbeiteten daher dort sechs Topographen mit ihren Assistenten und unter Leitung eines Inspektors 40 Flurkarten mit 52 Quadratkilometer Fläche in der Zeit vom 16. Mai bis 1. Juli vollständig aus bis zur photographischen Reduktion auf 1 : 10,000 und zur Vervielfältigung in Photolithographie, so daß diese unmittelbar darauf in Stuttgart vorgenommen werden konnte. Wenige Monate genügten somit, um dem Wunsch der Geologen nach einer Spezialkarte im Maßstab 1 : 10,000 zu entsprechen.

Die neue Landestopographie Württembergs wird im neuen Jahrhundert für andere Staaten in vielfacher Hinsicht vorbildlich sein.

Braunschweig, 1. Jan. 1900.

Prof. Dr. C. **Koppe.**

Noch einmal die „Kleist'schen" Jugendlustspiele.

Erwiderung.

Eugen Wolff hat sich in Nr. 266 und 267 v. J. d. Bl. gegen meinen Aufsatz „Zwei Jugendlustspiele von Heinrich v. Kleist?" in Nr. 28 der „Gegenwart" gewendet. Ich war dort zu dem Resultate gelangt, daß „für Jeden, der sehen will", nunmehr die Verfasserschaft Ludwig Wielands für die beiden von Wolff herausgegebenen Lustspiele feststehe. Daß Wolff nicht sehen will, nehme ich ihm weiter nicht übel. Ich will sogar zu seiner Ehre annehmen, daß er thatsächlich noch Kleist für den Autor der beiden Stücke hält, obzwar seine höchst persönlichen Ausführungen, unterstützt durch eine kleine Armee von Ausrufungszeichen, gerade nicht die Ruhe des angefehdeten Forschers dokumentiren, der sich im Besitze einer unzweifelhaften Wahrheit weiß. Aber es kommt doch immer auf die Art und Weise an, mit der man den Argumenten seines Gegners beizukommen sucht. Von der Methode, die Wolff in diesen beiden Aufsätzen befolgt, will ich hier nur eine kleine Auslese geben.

Ich führe unter den sprachlichen Eigenthümlichkeiten der beiden Lustspiele die Form „belangweiligen" an, die Kleist vollkommen fremd ist, sich dagegen beim jungen Wieland findet und sonst überhaupt (nach Lange und Sanders) nur noch ein einziges Mal, und zwar beim alten Wieland, belegt ist. Man sieht also ganz deutlich, daß es mir gerade auf diese spezielle, ganz ungewöhnliche Wortform ankommt. Wolff aber eskamotirt in seiner Entgegnung schnell noch zwei andere seltenere Nebenformen des gebräuchlichen „langweilen" hinein und erwidert mir: „Nicht einmal belangweiligen **und belangweilen** begegnet man nur beim alten Wieland, **letzteres** auch bei Herder, **auch langweiligen** ist belegt."

An einer anderen Stelle komme ich auf die zahlreichen, in den beiden Lustspielen eingestreuten französischen Wörter und Redewendungen zu sprechen, die Wolff bei L. Wieland, der nach seiner eigenen Aussage „die Franzosen nicht leiden kann", für ausgeschlossen hält, und bemerke dagegen: „Schon ein flüchtiger Blick in die Schriften des jungen Wieland belehrt uns, daß er französische Ausdrücke sehr gern gebraucht und daß er eine ganz besondere Vorliebe für Gallicismen hat — eine Vorliebe, die sich in seinen späteren Prosaschriften noch steigert. Es lohnt sich nicht, lange Verzeichnisse zum Beweise dieser Thatsache anzulegen." Als **weiteren** Beweis, daß Wieland trotz seiner Franzosenfeindschaft genug Französisches in seine Dichtungen aufnahm, füge ich nun mit einem wörtlichen Citat aus der „Neuen Leip. Litt. Ztg. 1806" hinzu: „Daß er ‚seine Schilderungen mit **erotischen und moralischen** Gallicismen überfüllt hat', bemerkten übrigens schon seine Zeitgenossen." „Ueber den Sinn dürfte kein Zweifel möglich sein", sage auch ich mit Wolff. Was macht nun aber Wolff aus meinen Zeilen? Er schreibt: „Daß Ludwig Wieland, ebenso wie Kleist, ‚französische Ausdrücke sehr gern gebraucht und daß er eine ganz besondere Vorliebe für Gallicismen' hat, wird mit dem Urtheil der „Neuen Leipz. Litt. Ztg." belegt." (Man vergleiche mit dieser Behauptung die von mir wörtlich citirten Sätze meines Artikels.) Und nun belehrt er mich: „Hat aber Wukadinović im Uebereifer wirklich übersehen, daß dort gar nicht von Gallicismen in **Ausdruck und Stil** die Rede ist (wo habe ich das gesagt?), sondern von — Obscönitäten, von französischer Frivolität oder Pikanterie in Liebesscenen?" — Sollte da nicht vielmehr Wolff etwas „übersehen" haben?

Wolff verweist ferner in seiner Einleitung S. XXVI auf die vielen Bilder „aus der militärischen Sphäre", die er bei einem „eben aus dem Offiziersstande geschiedenen Dichter begreiflich" findet, und citirt: „Die Musterung passiren lassen, Allianz, defensive Waffen, Sturmlaufen, die Festung einschließen, aushungern, Kriegslisten." Wie man sieht, lauter Bilder, die dem **modernen** militärischen Leben entnommen sind. Ich mache nun darauf aufmerksam, daß Kleist „gerade diese Art von Bildern" gar nicht verwendet, „wie die sorgfältige Zusammenstellung bei Minde-Pouet (Heinrich v. Kleist. Seine Sprache und sein Stil) beweist", und führe ein zusammenhängendes Stück aus L. Wielands „Fest der Liebe" an, in dem eine ganze Reihe ähnlicher Ausdrücke auf knappem Raum gehäuft sind. Wolff aber führt gerade meinen Gewährsmann Minde-Pouet als Kronzeugen an und verweist mich auf Ausdrücke, wie: Waffen des Betrugs, Beute der Verführung, Köcher der Rede, Giftpfeil der Beleidigung, Bogen des Urtheils. Auch citirt er S. 170 des genannten Buches, wo auf Bilder aus dem Kapitel Waffen verwiesen werde. Dort heißt es: „Weniger ergiebig ist das Kapitel Waffen" und der Verfasser citirt zwei — sage zwei Beispiele, und zwar — Klinge und Bogen. Eine Bemerkung hiezu ist überflüssig.

Als eine weitere Eigenthümlichkeit der beiden Lustspiele, die bei Kleist ganz ausgeschlossen erscheint, bei Wieland sich aber auch sonst häufig findet, führe ich „den schon damals nicht mehr ganz neuen Witz der Verdrehung von Fremdwörtern" an. Die hiefür erbrachten Belege zeigen deutlich, daß es sich um jene bekannte Unart handelt, die noch heute in unsern Luspielen und Possen spukt, und schließen irgend eine mißverständliche Auffassung vollständig aus. Wolff aber ist um einen Gegenbeweis nicht verlegen und erwidert: „Läßt er [Kleist] doch noch in der Hermannsschlacht sogar die Katastrophe für die römischen Legionen aus solcher Wortverdrehung **eines ihnen fremden Ortsnamens** (ganz nebenbei bemerkt handelt es sich um **zwei** verschiedene Orte: Tysikon und Pfeffikon) hervorgehen!"

Nur noch ein Beispiel möchte ich zum Schluß aus der reichen Fülle des Gebotenen herausgreifen, um zu zeigen, wie Wolff mir Behauptungen unterschiebt, die ich gar nicht aufgestellt habe, um mir dann als Gegenbeweis — (wie oben bei den Gallicismen) — meine eigenen Argumente vorzurücken. Es handelt sich um den Schluß einer Erzählung aus L. Wielands „Fest der Liebe", der auffällige Uebereinstimmungen mit dem traurigen Ende von Kleists Verlöbniß mit Wilhelmine v. Zenge aufweist. Ich begnüge mich damit, die darauf bezüglichen Sätze meiner Arbeit und Wolffs Einwände ohne jeden Kommentar einander gegenüberzustellen, sie sprechen für sich allein schon eine beredte Sprache. Ich sage: „Hier haben wir Zug für Zug die Liebestragödie Kleists vor uns. Wilhelmine, wie die Erzählerin, hieß seine Braut. **Von der Schweiz aus** war es zwischen ihnen **zum Bruch** gekommen und Kleist hatte **daher, als Ludwig Wieland ihn kennen lernte**, thatsächlich ‚mit Erinnerungen und Andenken zu kämpfen.' ... Kleist hatte seiner Braut den Plan, nach der Schweiz zu ziehen, als einen Schritt dargestellt, zu dem ihn ‚**zugleich Neigung und Nothwendigkeit**' führe, als den Schritt, der allein seinen „**inneren Forderungen**" entspreche. (In der Novelle heißt es nämlich: „Seine Verhältnisse, seine Bestimmung riefen ihn anderswo hin".) Und als Wilhelmine trotz alledem nicht darauf einging, schrieb er ihr **aus seiner neuen Heimath** noch einmal sehr freundschaftlich — und dann nicht mehr". Wolff bemerkt dazu: „Als Ludwig Wieland ihn kennen lernte, hatte er wohl „mit Erinnerungen und Andenken zu kämpfen", **nicht aber, als Wilhelmine ihn kennen lernte**: sie waren also einer Vereinigung der Liebenden nicht im Wege, umgekehrt **eine Folge der Loslösung von Wilhelmine**. Sind schon hier buchstäblich die That-

sachen auf den Kopf gestellt, so greift die Entstellung gegen den Schluß noch weiter: nicht Kleists ‚Verhältnisse, seine Bestimmung riefen ihn anderswo hin', sondern gerade sein unsteter Charakter; vor allem aber schrieb er der Braut nach der Trennung (gemeint ist die Reise nach Paris, während ich ausdrücklich von der Schweiz spreche), nicht nur ‚noch einmal sehr freundschaftlich und dann nicht mehr', sondern zahllose Briefe, zunächst fortlaufend bis zum Eintreffen in der Schweiz, dann jäh abbrechend, und erst auf ihre Mahnung einen wenn schon freundschaftlichen Abschiedsbrief in aller Form. . ."

Ich könnte in dieser Weise den ganzen Aufsatz Wolffs zerpflücken, überlasse aber gern dieses Vergnügen jedem denkenden und vorurtheilslosen Leser, der meine Argumente mit Wolffs „Gegenargumenten" — Schritt für Schritt vergleichen will. Es kommt dabei noch manches Schöne an den Tag. Auf eine ehrliche wissenschaftliche Polemik aber haben derartige Taschenspielerkunststücke jeden Anspruch von vornherein verwirkt. Im übrigen kann ich es nach dem, was ich in der Beilage der Allg. Zeitung (1898 Nr. 145) und in der „Gegenwart" (1899 Nr. 28) ausgeführt habe, mit aller Seelenruhe dem Urtheil der Fachmänner und des urtheilsfähigen Publikums überlassen, zu entscheiden, auf wessen Seite die Wahrheit ist.

Sp. Wukadinović.

Mittheilungen und Nachrichten.

Rée's Nürnberg[1]) ist pünktlich auf dem letzten Weihnachtsmarkt erschienen und hat gewiß vielen Freunden deutscher Art und Kunst eine besondere Festfreude bereitet. Als erste Schilderung einer deutschen Kunststadt in der so vielversprechend begonnenen Serie „berühmter Kunststätten" durfte es auf einen besonders großen Leserkreis rechnen, und es könnte nicht überraschen, wenn der Verfasser dem Geschmack des unterhaltungbedürftigen Publikums mehr als billig entgegengekommen wäre. Erfreulicherweise hat er das nicht gethan; überall bietet er, unter gewissenhafter Verarbeitung der Ergebnisse einer weitverzweigten Forschung, gründliche Belehrung und Hinweise auf noch eingehendere, indem er — was uns hier zum erstenmal in der Serie begegnet — einen Anhang von genauen Literaturanmerkungen hinzufügt. Solchen gelehrten Apparat, zu dem auch das sehr ausführliche Register gehört, wird ihm der Fachmann danken, der Laie nicht verübeln, weil die leichtfließende, anschauliche Schilderung dadurch in keiner Weise gestört oder gehemmt wird. Eher mag sich der Leser von der Fülle nicht in Zeichnung vorgeführter Einzelheiten bedrängt fühlen, die, ohne zu den Berühmtheiten Nürnbergs zu zählen, das Bild seiner Kunst aufs glücklichste ausgestalten und abrunden und schon deßhalb nicht vernachlässigt werden durften, weil nicht wenige Leser mit dem Buch in der Hand Nürnbergs Straßen durchwandern werden. Das ist also ein nur scheinbares Zuviel, das dem Buch zum Lobe gereicht, dem Kenner der Stadt manche werthvolle Erinnerung wecken mag, dem Neuling ein Anreiz sein wird, gen Nürnberg zu pilgern und an der Hand eines solchen vortrefflichen Führers tiefe Blicke in sein kunsterfülltes Leben zu thun. Rée's Schilderung gilt zunächst der Burg, wobei die verschiedenen Gründungssagen die gebührende Kritik erfahren; dann wird die Entwicklung der Nürnberger Kunst im eigentlichen Mittelalter und ihre herrliche Blüthe in Spätgothik und Renaissance durchweg mit dem reifen Urtheil, das den mit der Stadt schon lang verwachsenen Verfasser auszeichnet, und mit der anschaulichen Beredsamkeit, die man an ihm gewöhnt ist, dem Leser vor Augen geführt. Ueberall bildet die Stadt mit ihren gediegenen Bauten den reichen Hintergrund der Scene, auf der ihre großen Plastiker, Maler, Kunsthandwerker an uns vorüberziehen, in ihrer Mitte Nürnbergs größter Sohn Dürer. Es ist ein erfreulicher Gedanke, daß durch diese Darstellung manche erst in neuerer Zeit gewonnene Erkenntniß nun in weitere Kreise getragen wird; doppelt erfreulich ist es darum, daß der Verfasser mancher blendenden Hypothese gegenüber besonnene Zurückhaltung bewahrt. Bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts führt uns diese Schilderung; der gewaltige Strom künstlerischen Lebens rinnt immer spärlicher und will endlich versiegen, mit einer Klage scheint das Buch zu enden. Da erhebt es sich noch einmal zu einer kräftigen Trostrede, die über die bittere Wahrheit, daß „Nürnberg im 19. Jahrhundert eine Kunststadt nicht gewesen sei", hinausträgt mit einem frischen Ausblick ins neue Jahrhundert, das Höheres leisten soll, als selbst die treueste Nachbildung des guten Alten: die Erfindung eines guten Neuen. — Die Ausstattung des schönen Buches ist, wie zu erwarten, vortrefflich; es kommt auf fast jede Seite eine Abbildung, und viele sind darunter, die man in der ganzen, weiten Nürnbergliteratur vergeblich suchen würde. Nur ein Wunsch sei dem Verleger dringend ans Herz gelegt, der bei Rée's Fassung des Themas sich noch lebhafter regt, als schon angesichts der früheren Bände der Serie: jede der „berühmten Kunststätten" sollte mit einem kleinen, aber guten Plan versehen sein.

B. Sauer.

[1]) Berühmte Kunststätten Nr. 5. Nürnberg. Entwicklung seiner Kunst bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Von Paul Johannes Rée. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann 1900.

Die Denkmalspflege.[1]) Der Werth der Reste alter Kunst, zumal alter Baukunst, ist im allgemeinen jetzt besser verstanden als früher. Aber auf der einen Seite kennt man den erhaltenen Reichthum noch viel zu wenig, auf der anderen Seite wird — wie die Geschichte des Nassauer Hauses zeigt — gerade von den Eigenthümern für die Bewachung des guten Alten noch viel zu wenig gesorgt. „Die Denkmalspflege", die eben den ersten Jahrgang vollendet hat, füllt darum für Bauleute von Fach wie für Laien wirklich eine Lücke aus. Unter der sicheren Leitung von Sarrazin und Hoßfeld hat sie sich zu einer vornehmen, anscheinend auch schon einflußreichen Zeitschrift entwickelt. Der Inhalt des 1. Jahrgangs (über den ein sehr ausführliches Sach- und Namensverzeichniß einen bequemen Ueberblick gestattet) zeichnet sich durch Mannichfaltigkeit und fachmännische Gediegenheit aus. Es sei an die Aufsätze über (oft ganz verfehlte) Wiederherstellungen deutscher Burgen, über Geschichte der Denkmalspflege, über die Verschimpfirung Hamelns, auf die Wanderungen durch deutsche Städte (u. a. Rothenburg, Dinkelsbühl, Nördlingen, Regensburg, Bamberg, Augsburg, Nürnberg) besonders hingewiesen. Auch die Bauernhausforschung findet Beachtung. Städtischen Baubehörden ist genaues Studium der „Denkmalspflege" nachdrücklich zu empfehlen. Wenn ich durch die Straßen einer alten Stadt wandere, packt mich oft ein Ingrimm über die Duldsamkeit der Baupolizei, die herrliche Architektur und Plastik durch Geschäftsschilder, Laternen u. dgl. unnöthigerweise todt machen läßt. Die Ausstattung der Zeitschrift ist, wie es sich bei dem bekannten Verlag von Ernst u. Sohn in Berlin von selbst versteht, sehr gut. Die zahlreichen Bilder machen schon das Durchblättern zu einem Genuß. Prächtig sind u. a. das Chörlein am Pfarrhof von St. Sebald in Nürnberg, Theile der Wartburg, Schloß Burg a. d. Wupper, sehr lehrreich die Gegenbilder alter und verjüngter (entstellter) Baulichkeiten.

B.

l. Zur deutschen Südpolar-Expedition. Das für die deutsche Südpolar-Expedition auf der Howaldt'schen Werft in Kiel zu erbauende Schiff ist bereits in Angriff genommen. Als Material für dasselbe wird ausschließlich Holz verwendet, einestheils weil Eisen die beabsichtigten magnetischen Beobachtungen stören würde, anderntheils deßhalb, weil Holz vermöge seiner Elastizität den Pressungen durch Eismassen am besten Widerstand leistet. Die Länge des neuen, als Dreimaster konstruirten Schiffes wird 46 m, die Breite 10—11 m, der Tiefgang etwa 5 m betragen; es wird Kohlen und Lebensmittel für drei Jahre aufzunehmen imstande sein und ausschließlich elektrische Beleuchtung erhalten. Die äußere

[1]) „Die Denkmalspflege". Hgg. von der Schriftleitung des „Centralblattes der Bauverwaltung". Jährlich 16 Bogen. 1. Jahrg. 1899. Berlin, Verlag von Wilh. Ernst u. Sohn. Bezugspreis jährl. 8 M.

Form wird der von Nansens „Fram" ähneln. Von den fünf wissenschaftlichen Beobachtern und fünf Schiffsoffizieren wird jeder eine eigene Kabine erhalten, außerdem wird das Schiff entsprechende Unterkunft für eine Bemannung von etwa 20 Köpfen und genügend große Arbeitsräume bieten. Die beiden Dampf-Ankerwinden werden auch für wissenschaftliche Zwecke (Dredgezüge) verwendbar sein. Als äußerster Termin für die Fertigstellung des Schiffes ist der 1. Mai 1901 festgesetzt, bis Ende August 1901 soll es vollständig ausgerüstet sein. — Ein Modell des neuen Schiffes wird auf der Pariser Weltausstellung zu sehen sein.

* An Slatin Paschas Reise zur wirthschaftlichen und wissenschaftlichen Erforschung des Sudans sollen, Wiener Zeitungsmeldungen zufolge, neben englischen Gelehrten auch deutsche theilnehmen. Es liegt indeß bis jetzt keinerlei verbürgte Nachricht vor, daß es sich um reichsdeutsche Gelehrte handle. Es werden also wohl nur österreichische Gelehrte deutscher Nationalität sein, wenn die Nachricht nicht überhaupt ganz auf Erfindung beruht.

* **Expedition nach Südarabien.** Wie aus französischer Quelle verlautet, ist Graf Carlo Landberg auch in diesem Winter wieder in Arabien wissenschaftlich thätig. Der schwedische Forscher, der diesmal über einen eigenen kleinen Dampfer verfügt, ist um den 15. Jan. d. J. in dem englischen Hafenort Aden erwartet worden. Die Kosten der diesjährigen Reise, deren Zielpunkte übrigens nicht bekannt sind, bestreitet der Graf aus eigenen Mitteln. Mit den Reisen seines ehemaligen englischen Sekretärs Bury hat diesmal Graf Landberg nichts zu schaffen, da Jener jetzt im Auftrag Anderer, wie es heißt des Gouverneurs von Aden, das südliche Arabien wissenschaftlich durchforscht.

-rt- Das „astronomische Datum". Die Pariser Sternwarte wird nach einer jüngst erfolgten Mittheilung ihres Direktors, Prof Loëwy, vom 1. Januar 1900 ab in allen ihren Veröffentlichungen den Tag nicht mehr wie bisher von Mittag zu Mittag, sondern in Uebereinstimmung mit der bürgerlichen Zeitrechnung von Mitternacht zu Mitternacht rechnen, dabei aber die Stunden von 0 bis 24 durchzählen, also statt 1 Uhr nachm. 13 Uhr setzen u. s. f. Die übrigen französischen Sternwarten werden sich dieser Neuerung wohl bald anschließen. Sie ist übrigens in den englischen astronomischen Jahrbüchern bereits seit zehn Jahren in Gebrauch. In den übrigen Ländern, insbesondere auch in Deutschland, wird vorläufig wohl noch ziemlich allgemein an der Zählung von Mittag zu Mittag festgehalten werden.

* **Würzburg.** Als Nachfolger Röntgens auf den Lehrstuhl der Physik an der hiesigen Universität ist Prof. Dr. W. Wien in Gießen in Aussicht genommen worden. Es ist noch nicht bestimmt, ob Prof. Wien den an ihn ergangenen Ruf annehmen wird.

* **Heidelberg.** Der Professor der Nationalökonomie und Direktor des volkswirthschaftlichen Seminars an der hiesigen Universität, Dr. Max Weber, hat um seine Pensionirung nachgesucht.

* **Freiburg i. B.** An Stelle des in den Ruhestand tretenden Prof. Claus ist Prof. Knorr aus Jena, der Erfinder des Antipyrins, auf den Lehrstuhl der Chemie an der hiesigen Universität berufen worden.

* **Bonn.** Als Privatdozent für Chemie hat sich der Assistent am chemischen Institut Dr. H. Reitter an der hiesigen Universität habilitirt.

* **Wien.** Der außerordentliche Professor Dr. A. Dopsch ist zum ordentlichen Professor der allgemeinen und österreichischen Geschichte an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. W. Bruchmüller: Zur Wirthschaftsgeschichte eines rheinischen Klosters im 15. Jahrhundert. (Sonderabdruck aus der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst.) Trier, Jakob Lintz. — Mary Gehrhardt: Schlaglichter. 22 Erzählungen. Berlin, Alfred Schall, Hofbuchhandlung. — Ad. Rosée: Kismet! Ein arabisches Märchenspiel. Leipzig, Rich. Wöpke 1900. — A. Peschier: Causeries parisiennes. Recueil de dialogues. 17. Aufl. Stuttgart, Paul Neff 1900. — Die Insel. Hggb. von Bierbaum-Heymel-Schröder. 1. Jahrg. Nr. 2—4. Berlin und Leipzig, Schuster u. Loeffler 1899. — E. Brausewetter: Finnland im Bilde seiner Dichtung und seine Dichter. Novellen, Gedichte, Schilderungen 2c. Ebd. 1899. — D. v. Liliencron: Kriegsnovellen für die deutsche Jugend herausgegeben. Ebd. 1899. — Dr. Th. v. Frimmel: Wiener Kunstleben 1898—1899. Wien, Gesellschaft für graphische Industrie vorm. Philipp u. Kramer 1900. — Gg. Friederici: Indianer und Anglo-Amerikaner. Ein geschichtlicher Ueberblick. Braunschweig, Frdr. Vieweg u. Sohn 1900. — Dav. Hansemann: Die Krankheiten aus den Gewohnheiten und Mißbräuchen des täglichen Lebens. Sechs populäre Vorträge. Berlin, Georg Reimer 1900. — Dr. Jul. Weiffenbach: Einführung in die Militärstrafgerichtsordnung vom 1. Dezember 1898. Systematische Darstellung der Militärgerichtsverfassung und des Militärstrafverfahrens unter Berücksichtigung der Ausführungsbestimmungen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900. — *P. Kropotkin.* Memoirs of a Revolutionist. 2 Bde. London, Smith, Elder and Co. 1899. — R. Krauel: Graf Hertzberg als Minister Friedrich Wilhelms II. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Ost-Asien 1860—1862 in Briefen des Grafen Fritz zu Eulenburg. Hggb. von Graf Ph. zu Eulenburg-Hertefeld. Ebd. 1900. — K. Frhr. v. Stengel: Rechtsencyklopädie für Forstmänner. München, Karl Haushalter 1900. — Wilh. Grimm: Deutsche Aussprache und Stimmbildung. Vortrag. Schaffhausen, in Kommission: P. Meili 1899. — Veterinär-Kalender für das Jahr 1900. 2. Abtheilung. Nachtrag. Berlin, Aug. Hirschwald 1900. — Bericht des russischen Finanzministers an Se. Majestät den Kaiser über das Reichsbudget für das Jahr 1900. Deutsche und französische Ausgabe. St. Petersburg, Druckerei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 1899. — Leo Greiner: Das Jahrtausend. Dichtungen. München, Deutsch-französische Rundschau 1900. — Otto Knispel: Wolken. Gedichte. Berlin, E. Ebering 1900. — Robert Wendlandt: Der dritte Salier. Tragödie. Ebd. 1899. — Dokumente der Frauen. II. Band, Nr. 21. Wien, Administration der Dokumente der Frauen 1900. — Richard Herrmann: Anatolische Landwirthschaft auf Grund sechsjähriger Erfahrung. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1900. — Dr. Ernst Jäger: Die Konkursordnung auf der Grundlage des neuen Reichsrechts. 3. Heft. Berlin, J. J. Heine's Verlag 1899. — Dr. Rich. Ehrenberg: Handelspolitik. Fünf Vorträge. Jena, Gustav Fischer 1900.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 24. Januar. Nummer 19.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die deutsche Landwirthschaft und der amerikanische Export.

(Schutzzoll- und Reformpolitik.)

Das Zollschema des Wirthschaftlichen Ausschusses, das für die beiden großen wirthschaftlichen Gruppen Industrie und Landwirthschaft die Grundzüge der Handelsverträge, denen unsre Wirthschaftspolitik in kommenden Perioden folgen soll, festsetzt, wird in absehbarer Frist den gesetzgebenden Faktoren vorliegen; diese werden ihr bestimmendes Endurtheil abzugeben haben. Daß dies leichthin und ohne Widerstreit zu fällen sei, wird Niemand behaupten wollen; die Gegensätze zwischen Industrie und Landwirthschaft werden nicht minder grell aufleuchten als die Meinungen der Schutzzöllner und Freihändler aufeinanderplatzen, das ist nun einmal so der Brauch in solchen Dingen, trotzdem er durch nichts bedingt ist bei einer unbefangenen Prüfung der Thatsachen; und eine solche ist doch mehr als dringend geboten, sollen die zu ziehenden Folgerungen ersprießlich sein. So gut wie Industrie und Landwirthschaft sich ergänzen können zu Aller Nutz und Frommen im Staate und, auf vernünftiger Basis fundirt, gegenseitig zum Wohlstand beitragen, ebenso gut können Schutzpolitik und Freihandel, ohne sich gegenseitig auszuschließen, mit weiser Vorsicht vertheilt, segenbringend wirken. Darum ist der Standpunkt des exklusiven Schutzzöllners ebensowenig haltbar wie der des prinzipiellen Freihändlers. Fürst Bismarck selbst bekannte sich nach mancherlei Erfahrungen dahin, daß die Handels- und Zollpolitik eines Landes niemals etwas für alle Zeiten passendes, mustergültiges, ideales sein könne. Die Produktionsstatistik, nicht doktrinäre, vorgefaßte Meinungen, zeigt an, welche Waaren so stark produzirt werden, daß ihr Absatz der Ausfuhr bedarf und welche heimischen Erzeugnisse des Schutzes nicht entbehren können; danach allein werden die einzelnen Konzessionen, die man fordert oder zugemessen bekommt, zu bewerthen sein.

Sehr mäßige Getreidezölle haben meist wenig Wirkung; das exportirende Ausland wird den Zoll auf sich nehmen, um seine Vorräthe los zu werden. Sehr hohe Getreidezölle sind nur bei beständig niedrigem Weltmarktpreis zu rechtfertigen. Die staatliche Einwirkung auf die Bodenrente, wie sie durch eine Schutzpolitik ermöglicht wird, vermag den Bodenanbau rationeller zu gestalten; daß aber übermäßig hohe Zölle allein imstande seien, die durch selbstverschuldete Rückständigkeit gesunkene Landwirthschaft auf einen guten Stand und ebensolche Preislage ihrer Produkte zu heben, ist eine mehr als einseitige Meinung.

Der Grundbesitz ist stark belastet in Deutschland; das bestreitet kein der Landwirthschaft Wohlwollender, stark verbreitet aber ist auch das Bestreben, dieses und andere Mißverhältnisse zu beheben. Alle Bundesstaaten theilen sich hierin. Eine treffliche Illustration dafür liefert der bayerische Staat, der gerade jetzt Millionen ausgibt für Grundentlastung der landwirthschaftlichen Bevölkerung; andernorts ist man auch nicht zurückgeblieben, das erweisen zur Genüge die Entlastung der Landwirthschaft durch Steuerreformen und ähnliche Erleichterungen (Liebesgaben, Branntwein und Zucker u. s. w.). In Preußen z. B. wird die den ländlichen Grundbesitzern durch Steuerreformen gewordene Erleichterung amtlich mit 28.5 Mill. M. jährlich beziffert.[1])

Die materielle Staatshülfe, von der die Landwirthschaft alles hoffen möchte, findet ihre Grenze an den gegebenen Mitteln und dem Gebot, daß der Staat allen seinen Gliedern gleichermaßen zu dienen und sich von einseitiger Interessenpolitik fern zu halten hat. Soll die mögliche und gewährte Staatshülfe aber thatsächlich ersprießlich sein, so vermag sie nur im Verein mit energischer Bethätigung der Landwirthschaft dauernde Erfolge zu erzielen, darum ist es nöthig, daß über dem Ruf nach Staatshülfe nicht der Selbsthülfe vergessen werde. Die Errungenschaften der modernen Agronomie, Melioration, Betriebsverbesserung auf Grundlage des Genossenschaftswesens[2]) u. s. w. müssen das Ihre thun neben einer Nutzanwendung jener Einrichtungen, die das Gedeihen anderer Landwirthschaft treibender und exportirender Staaten ausmachen. Auf letztere hinzuweisen ist der Endzweck unsrer Ausführungen, bei denen wir wohl im Auge behalten, daß bei der Verschiedenheit unsrer Verhältnisse, der Vielgestaltigkeit der Produktion in Groß- und Kleinbetrieb, Reformversuchen mehr als eine Schwierigkeit entgegensteht und einer Uebertragung fremder Institutionen nur bedingt das Wort zu reden ist.

Im einen oder anderen Fall aber vermag ein Vergleich unsrer Verhältnisse mit jenen fremder Staaten — wir haben hier vor allem Amerika im Auge — anregend zu wirken. Obwohl in diesem Sinn schon viel geschehen und an den verschiedensten Vorschlägen und Versuchen kein Mangel ist, dürfen vorwärtsdrängende Bestrebungen nicht erlahmen, solange die Thatsache, daß wir noch ebensoweit entfernt sind von entscheidenden praktischen Vollerfolgen wie vom Idealstandpunkt, unsern Bedarf an Nahrungsmitteln durch die heimische Landwirthschaft gedeckt zu sehen, leider fester steht als die Erkenntniß, wie ein rascher, segenbringender Umschwung in der Lage unsrer Landwirthschaft zu erzielen sei.

Ihre Verhältnisse, ihre Produktionsfähigkeit bezw. -unfähigkeit, und, als Gegensatz, die Konkurrenz der landwirthschaftliche Erzeugnisse exportirenden Auslandstaaten, sind von allen Gesichtspunkten aus, von der Parteien Haß und

---

[1]) Siehe Buchenberger: Grundzüge der deutschen Agrarpolitik.

[2]) Als hier einschlägig sei eine werthvolle jüngst erschienene Schrift genannt: Das landwirthschaftliche Genossenschaftswesen in Deutschland. Handbuch für die genossenschaftliche Praxis. Von Dr. Moritz Ertl und Dr. Stefan Licht, XXXVI und 657 S. gr. 8⁰. Wien 1899. Manz'sche Hof-, Verlags- u. Universitätsbuchhandlung.

Gunst beurtheilt, vertheidigt und verurtheilt worden. Das wahre Bild ist vielfach verschleiert für den, der nicht über Mittel und Zeit verfügt, langwierige Untersuchungen über Produktions-, Import- und Exportverhältnisse der deutschen Landwirthschaft anzustellen; ein Beginnen, das bei unsern unzuverlässigen Schätzungen und dem bisherigen Mangel einer amtlichen Produktionsstatistik nicht so leichthin zu bewerkstelligen ist.

Da kommt uns denn eine dahin zielende objektive Arbeit des kundigen Fachmanns zur rechten Zeit. Karl Simon hat sie geleistet und zusammengefaßt in einem vortrefflichen, Sr. kgl. Hoheit Großherzog Friedrich von Baden gewidmeten Werke,[1]) und damit für unsre deutsche Landwirthschaft einen äußerst werthvollen, klärenden Beleg geliefert. An der Hand genauer statistischer Aufzählungen, die amtlichen Nachweise über fremde Einfuhr jenen der deutschen landwirthschaftlichen Ausfuhr gegenüberstellend, zieht er den reinen Schluß:

„Der Betrag, den Deutschland jährlich für Getreide und landwirthschaftliche Produkte an das Ausland zahlt, beläuft sich durchschnittlich auf 1 Milliarde Mark. Eine Summe, die seit einer Reihe von Jahren wiederkehrt und unsre Handelsbilanz zu einer passiven macht. Amerika stellt zu diesem Import das Hauptkontingent. Es vereinnahmte 1897 für den Export landwirthschaftlicher Erzeugnisse 683,471,139 Doll. oder 66.23 Proz. des Totalexports. Der industrielle Export der Vereinigten Staaten im gleichen Zeitraum repräsentirt einen Werth von 277,285,391 Dollars oder 26.87 Proz. des Totalexports. Auf Deutschland fiel aus dem Gesammtexport die Ziffer von 234,340,164 Dollars oder 12.72 Proz. des Gesammthandels der Vereinigten Staaten. England nimmt den ersten Platz der Importländer gegenüber Amerika ein mit 482,695,024 Dollars, denen 159,002,286 Doll. als Exportwerth entgegenstehen, dann folgt Deutschland als nächste landwirthschaftliche Erzeugnisse einführende Nation mit 136,277,886 Doll. Import und 98,062,278 Doll. Export; erst in weitem Abstand reiht sich Frankreich an mit 73,665,199 Doll. Import und 66,730,631 Doll. Export."

Den speziell für Deutschlands Landwirthschaft gefährlichsten Konkurrenten, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, hat Simon in seinem Buche herausgegriffen und dessen Produktions- und Ausfuhrverhältnisse einer kritischen Würdigung unterworfen, die einleuchtend die Vortheile der amerikanischen Landwirthschaft gegenüber der deutschen hervortreten läßt. Die in Betracht kommenden Ausfuhrartikel sind objektiv, erschöpfend und getrennt behandelt; Hauptausfuhrgegenstände sind: Weizen (Frucht und Mehl), Mais, Hafer, Gerste, Gemüse, Obst, Vieh, Fleischwaaren u. s. w. Sämmtliche Verhältnißzahlen hier wiederzugeben, würde zu weit führen, einzelne zu wenig übersichtlich sein, es sei deßhalb auf die Arbeit Simons verwiesen, wer genauerer Orientirung bedarf.

Wir wollen uns darauf beschränken, jene Schlüsse, die sich aus ihnen ergeben, zu ziehen und die die Blüthe des amerikanischen Exports bedingenden Institutionen nachstehend kurz zu skizziren, als Wegweiser, wie die amerikanische Konkurrenz einerseits zu bekämpfen und andrerseits eine entsprechende landwirthschaftliche Reform- und Schutzzollpolitik zu befürworten wäre.

Es kommen als solche Einrichtungen vornehmlich in Betracht:

1. Die amerikanischen Börsen.
2. Inspektion und Klassifikation aller Getreideartikel und fast aller landwirthschaftlich-industriellen Produkte.
3. Die zahlreichen öffentlichen Lagerhäuser (Silos mit Elevatoren) zur Einlagerung von Getreide u. s. w.
4. Eisenbahnen und Binnenschiffahrt, welche den Transport aller Artikel zu äußerst billigen Sätzen ermöglichen.
5. Das Agricultural Department in Washington, welches der Landwirthschaft Dienste leistet, die nicht hoch genug angeschlagen werden können.

Die Börsen erfüllen in den Vereinigten Staaten Funktionen der wichtigsten Art. An allen großen Hafenplätzen und Verkehrspunkten im Innern sind sie zu finden; ihre Leistungen in nationalökonomischer Hinsicht kommen darin zum Ausdruck: 1. daß alle Getreideartikel direkt vom Produzenten mit sehr billigen Frachten in diese Zentren gesandt werden können; 2. daß die ankommenden Waaren gegen Vergütung niederer Spesensätze daselbst von Inspektoren besichtigt, klassifizirt und eingelagert werden; der verkaufende Farmer kann hienach die Qualität seiner Waaren beurtheilen; 3. daß diese klassifizirte Waare einen fixen, allgemein bekannten Tagesbörsenpreis hat; 4. daß die klassifizirte, mit Zertifikat versehene Waare eine in der ganzen Welt bekannte Qualität repräsentirt und, mit dem Zertifikat versehen, nach allen Ländern exportirt werden kann.

Diese Klassifizirung erstreckt sich neben Getreide auch auf fast alle landwirthschaftlichen und landwirthschaftlich-industriellen Erzeugnisse; ist daher für den amerikanischen Landwirth von außerordentlicher Wichtigkeit und Vortheil.

Vor kurzem[1]) berührte ein Redner im bayerischen Landtag unsre alte Schätzung für Getreidepreise, bezeichnete sie als einen Schaden für die Landwirthschaft und forderte die Einführung amtlicher Preisnotirungen beim Verkauf von Getreide. Von ministerieller Seite wurde hierauf erwidert, daß in dieser Sache im Verordnungswege nichts zu machen sei, weil dafür die Gewerbeordnung bestimmend und deren Regelung von Reichs wegen erfolge. Um so besser: diese Instanz wird einer dahin zielenden, mit Rücksicht auf das in den Vereinigten Staaten gegebene Vorbild aufgebauten Gesetzesvorlage ihre Förderung nicht versagen — wenn nur erst die landwirthschaftlichen Körperschaften sich dafür interessirt und in Hintansetzung partikularistischer Divergenzen gemeinsam Schritte gethan haben werden.

Die zahlreichen amerikanischen Lagerhäuser sprechen für sich selbst; ohne sie und die Klassifizirung könnte der Export landwirthschaftlicher Artikel aus den Vereinigten Staaten, in der vollkommenen Weise, wie er sich uns geltend macht, nicht abgewickelt werden. Daß das System der Lagerhäuser auch bei uns in vollem Maße gewürdigt ist, das erweisen die thatkräftigen Unterstützungen zur Errichtung von Kornhäusern ꝛc., die insbesondere seitens Bayerns, Preußens und Württembergs der Landwirthschaft zugewendet werden. Die amerikanischen Silos erfüllen eine doppelte volkswirthschaftliche Aufgabe, weil die zu vergütenden Lagerspesen relativ sehr mäßig sind; so kosten z. B. in Minneapolis, dem Hauptlagerplatz für Weizen, 1 Bushel Weizen $^3/_4$ Cent für die ersten zehn Tage und $^1/_4$ Cent für je folgende 14 Tage; für Reinigen von Getreide wird erhoben $^1/_2$ Cent per Bushel Weizen.

Ein weiterer Theil der amerikanischen Ueberlegenheit liegt begründet in dem Vorhandensein eines ungeheuren Eisenbahnnetzes und der unglaublichen Billigkeit ihrer Frachtsätze.

Das ausgebildete Kanalsystem der Amerikaner in einer Länge von ca. 4000 km ist im Verein mit der Eisenbahn allen Anforderungen gewachsen, die der gewaltige Export erhebt. Die Erkenntniß dieses Vortheils ist nicht ohne Wirkung auf das Deutsche Reich, bezw. die Bundesstaaten geblieben, und an kräftiger Vorwärtsbewegung fehlt es hier

[1]) Der Export landwirthschaftlicher und landwirthschaftlich-industrieller Artikel aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika und die deutsche Landwirthschaft. Von Karl Simon. Verlag von Duncker u. Humblot. Leipzig 1899.

[1]) Vgl. Allg. Ztg. Jahrg. 1899, Nr. 282 Abdbl.

keineswegs. Der Erie-Kanal, welcher von Buffalo nach New-York führt, soll jetzt bedeutend vergrößert werden, um den Transport noch günstiger gestalten zu können. Bei uns wird's noch seine guten Tage haben, bis wir von gleich ungehinderter Unternehmungslust berichten können in der Mittelland-Kanalfrage; kein Wunder auch, wenn man sich von gewisser Seite mit der trüben Brille zur Begutachtung begibt und da in den Kanälen nur Wege findet, die herein führen.

Einen weiteren günstigen Umstand für den amerikanischen Ausfuhrhandel bilden die sog. Durchkonnossemente (Through bills of lading); diese kombiniren die Binnenfracht in den Vereinigten Staaten mit der Ozeanfracht bis zum europäischen Exporthafen. Auf diese Weise sind die amerikanischen Handelszentren in der Lage, sich ohne Mitwirkung von Exporteuren direkt am Weltgeschäfte zu betheiligen.

Diese vorgenannten Einrichtungen machen die gefährliche Konkurrenz der Amerikaner ohne weiteres klar. Daß wir sie uns alle zunutze machen, erscheint weder möglich im Hinblick auf unsre gänzlich verschiedenen Verhältnisse, noch nothwendig, aber sie werden uns vor allem überzeugen müssen, daß lange nicht Genügendes geschieht, der Konkurrenz der Amerikaner zweckmäßig zu begegnen.

Der amerikanische Farmer hatte und hat heute noch — mit Vorbehalt sei's gesagt — verhältnißmäßig billigen Grund, er hat aber keineswegs billigere Arbeitskräfte als unsre Landwirthe, denn der amerikanische Arbeitslohn steigt fortwährend, und der Farmer hatte von je mit einem entschieden höheren, ja mit einem sehr theuren Zinsfuß von 8—10 Proz. zu rechnen. Amerika wirthschaftete nicht allzeit so rationell wie heutzutage, es hat seine Erfahrungen nicht von gestern, und ebensowenig jenen Faktor, den es neben den musterhaften Einrichtungen der Börsen, der Waareninspektion, der Silos und des Transportwesens besitzt und der in seinem volkswirthschaftlichen Leben eine große Rolle spielt: das Agricultural Department in Washington.

Dieses landwirthschaftliche Departement wurde vom Staate seinerzeit errichtet, um die Farmer zu möglichst rationeller Produktion landwirthschaftlicher Erzeugnisse heranzubilden. Auf diesem Gebiete hat es Großes geleistet, nicht minder aber auch in allumfassender Weise für die amerikanische Landwirthschaft gesorgt. Die Organisation dieses Departements theilt sich in 20 selbständige Sektionen, deren jede ihren Vorstand hat, während an der Spitze des Ganzen ein Sekretär, ein stellvertretender Sekretär und ein Bureauchef stehen. Die Bureaus dieser Organisation zerfallen in folgende Kategorien mit näher bezeichneten Obliegenheiten:

1. Wetterbureau, das die Wetterprognosen im Interesse von Landwirthschaft, Handel und Schiffahrt zu veröffentlichen hat — eine Institution, die unsern staatlich eingerichteten meteorologischen Stationen entspricht.

2. Bureau zur Ueberwachung des Viehstandes und des Exports von Vieh und Fleischwaaren; auch die Inspektion desselben für Export und Import untersteht diesem.

3. Statistisches Bureau; ein großartig eingerichteter Nachrichtendienst gestattet diesem sicheren Ueberblick über Beschaffenheit und Aussicht der kommenden Ernte und Kontrole über Anzahl und Zustand der Thiere auf den Farmen. Eine analoge Einrichtung, geleitet durch den amerikanischen Generalkonsul in London, vermittelt Informationen über die europäische Ernte. Auf Grund dieser Erfahrungen stellt das Bureau alle wissenswerthen Statistiken zusammen und veröffentlicht diese, sowie monatliche Berichte über Ernteaussichten und gelegentliche andere Informationen, im Interesse von Produzenten und Konsumenten.

4. Exportbureau, das die Chancen des Exports landwirthschaftlicher Produkte prüft und die Resultate seiner Untersuchungen veröffentlicht.

5. Zentralbureau der Versuchsstationen, das dem Arbeitsfeld unsrer landwirthschaftlichen Versuchsstationen gleichkommt, ebenso

6. das Bureau für Chemie, das im Interesse der Landwirthschaft Beobachtungen anstellt und Analysen gibt.

7. Bureau für Insektenschutz, das den Schädlichkeiten der Insekten für Pflanzenvegetation ein Augenmerk widmet und diese Schädlichkeiten zu bekämpfen Mittel sucht und dem Farmer an die Hand gibt.

8. Bureau für biologische Ueberwachung, das die Vertheilung von Pflanzen und Thieren in geographischer Hinsicht studirt; es untersucht Nützlichkeit und Schädlichkeit von Vögeln und Thieren aller Art, um ihre Erhaltung oder Ausrottung zu betreiben.

9. Bureau für Waldangelegenheiten.

10. Bureau für Botanik, zur Erforschung botanisch-landwirthschaftlicher Fragen und Untersuchung der Samen zu Saatzwecken auf Reinheit und Werth. Methoden zur Verhinderung einer Verbreitung von Unkraut u. s. w. sind ihm zu danken.

11. Bureau für pflanzliche Physiologie und Pathologie, das durch Beobachtungen im Laboratorium und im Feld Ursachen und Bekämpfung der pflanzlichen Krankheiten studirt.

12. Bureau für Gräser und Futterpflanzen, das deren Anpassungsfähigkeit an gewisse Bodenarten und Zonen zu ergründen und den Farmer betreffs Anpflanzung nützlicher heimischer und ausländischer Gräser und Pflanzen zu berathen hat.

13. Das Bureau für Obstkunde sammelt und vertheilt Nachrichten über Obstbau in den Vereinigten Staaten, erforscht die Anpassungsfähigkeit der verschiedenen Obstarten und veranlaßt die Einführung neuer ausländischer Obstsorten u. s. w.

14. Bureau für landwirthschaftliche Bodenuntersuchung.

15. Bureau für Pflanzen der Textilindustrie; es sammelt und verbreitet Nachrichten, die sich auf den Anbau dieser Pflanzen beziehen, stellt Versuche an mit dem Anbau neuer, noch unbekannter Pflanzen, um sie für die Textilindustrie nutzbar zu machen, auch untersucht es Maschinen für diese.

16. Bureau für Chausseen, das Nachrichten sammelt und verbreitet über die besten Systeme für Chausseebauten u. dgl.

17. Bureau für Veröffentlichung, 18. Bureau für Gärten und Rasen und 19. Bureau für Kassenwesen bethätigen sich zumeist in der Verwaltung der einzelnen Ressorts und dem Vertrieb der Publikationen.

20. Das Bureau für Samen zu Saatzwecken kauft im Auslande werthvolle Samen von Blumen, Sträuchern und anderen Pflanzen, um diese im Inland zu vertheilen.

Beim Vergleich dieser Organisation mit unsern Einrichtungen wird auch der Optimist nicht behaupten wollen, daß wir dieser ein ähnliches Institut gegenüberstellen können, das neben der wissenschaftlichen auch der praktischen Seite gleich gerecht zu werden sich rühmen darf. Die Wirksamkeit unsrer Universitäten, Polytechniken und landwirthschaftlichen Akademien und der einzelnen Forscher — wir erinnern nur an Liebig —, ihre führenden Entdeckungen und Neuerungen für die Agronomie und ihr epochemachender Einfluß auf die deutsche Landwirthschaft sind noch von Niemand bezweifelt worden; daß ihr Einzelstreben aber, da es doch nur bedingt auf die landwirthschaftliche Praxis einwirken kann, nicht die Vortheile einer Institution wie der geschilderten in gleichem Maße der Allgemeinheit zu übermitteln imstande ist, bedarf wohl kaum der Beweisführung. Ein anderes aber wäre es, zu untersuchen, inwieweit die

Vorzüge genannter deutscher Anstalten für ein deutsches Agrikulturdepartement nutzbar zu machen wären, um diesen die Bedeutung und praktische Einflußnahme des amerikanischen Instituts zu sichern. Die deutschen Bundesstaaten haben in den letzten Jahrzehnten viel gethan und sind heute noch viel mehr bestrebt, jene Ziele zu erreichen, die das Agricultural Department in Washington so erfolgreich betreibt, aber könnte nicht ungleich mehr erzielt werden, und vielleicht ohne gesteigerte finanzielle Inanspruchnahme, wenn man die partikularistischen Vorwärtsstrebungen zusammenfaßte im Interesse einer einzigen deutschen Landwirthschaft?

Eine Betrachtung unsrer Verhältnisse und die Gegenüberstellung jener der Amerikaner ergeben als klare Folgerung die Thatsache, daß der Farmer ungleich günstigerer Verhältnisse sich erfreut als der deutsche Landwirth und daß jener vermöge dieser in der Lage ist, seine landwirthschaftlichen Erzeugnisse billiger auf den deutschen Markt zu werfen, als sie derzeit im Inland produzirt werden können; es ist damit ein Argument gegeben für Schutzzölle, die einigermaßen eine Parität garantiren.

Nichtsdestoweniger aber dürfen die Energien erlahmen, die die deutsche Landwirthschaft aus sich selbst heraus wieder in die Höhe bringen sollen, und nicht minder ihre Produktionsfähigkeit; nie und nimmer dürfen sich unsre landwirthschaftlichen Verhältnisse jenen Englands gleich gestalten, das beinahe ausschließlich auf den Import seines ganzen Bedarfs an Cerealien und der übrigen landwirthschaftlichen Produkte angewiesen ist, „denn die Aufrechterhaltung der Getreideproduktion ist“, wie Buchenberger so treffend sagt, „für jeden Staat eine nationalpolitische Forderung ersten Ranges“. *αβ.*

Englische Dichterstimmen zur Burenfrage.

Von Dr. M. J. Minckwitz.

„Ich gestehe, daß ich von dem Tag träume, an dem ein englischer Staatsmann erstehen wird, dessen Herz nicht einzig und allein für England schlägt; der den Muth haben wird, seinen Landsleuten betreffs eines in Vorschlag gebrachten politischen Verfahrens ins Gesicht zu sagen: Das würde eurem Handel zugute kommen; das eure Weltmacht festigen; aber ein Volk in nächster Nähe wird darunter leiden müssen, ein Volk in der Ferne draußen geschädigt werden; diese Maßregel wird der Menschheit nicht zum Nutzen gereichen: also fort damit! Das ist nichts für euch oder mich! Wenn ein britischer Minister dereinst so zu sprechen wagt und das britische Publikum ihm Beifall zollt — dann erst wird unsre Nation glorreich dastehen und ihr Lob wird weithin erschallen — nicht von drinnen, aus dem Munde ihrer eigenen Bürger, sondern von draußen, woher alles echte, rechte Lob kommen soll, ein Dank der Völkerverbrüderungen, die sie gefördert, der Völkerschaften, die sie gerettet hat.

Und die Dichter, die über die Ereignisse der Zeit schreiben, werden sich dann nicht erst zu entschuldigen brauchen, daß sich in ihre Reime ein leiser Mißklang für das Nationalgefühl eingeschlichen haben könne.“

So schrieb Elizabeth Browning im Februar 1860 zu Rom in der denkwürdigen, hochsinnigen Vorrede zu den Poems before Congress. Schade, daß dieselbe in Vergessenheit gerathen ist. Das warme Interesse der englischen Dichterin an dem Ringen Italiens um nationale Einheit ist in England damals als „poetische Verirrung“ gebrandmarkt worden. Der Heroldsruf der Dichterin prallte trotz des erhaben schönen Gewandes, in das die Verse von Casa Guidi Windows gekleidet waren, an stumpfen Herzen ab.

In jener längst entschwundenen Zeit war England nicht direkt betheiligt an Kämpfen, die seine Pläne nirgends durchkreuzten. Seine apathische Haltung illustrirte nur mit einem neuen Exempel den bequemen Spruch, der von jeher dem menschlichen Egoismus so trefflich Vorschub geleistet hat: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Heute ist die Weltlage dagegen eine andere geworden. Die englischen Streitmächte sind auf dem verhängnißvollen Kriegsschauplatz Südafrika's versammelt. Eine Handvoll Meuterer glaubte Albion mit Leichtigkeit zerdrücken zu können, ein beherzter Widersacher ist ihm erstanden. Wird Englands Ansehen als Weltmacht infolge der jüngsten Ereignisse ins Wanken gerathen? Das ist die verwickelte Frage, die von Freunden und Feinden seit Monden unablässig hin und her erwogen wird. Noch steht die Entscheidung aus. Wem aber hat sich die allgemeine Sympathie Europa's zugewendet? Kann hierüber der geringste Zweifel bestehen? Sind die Meinungen nicht sogar in England getheilt, und zwar schon seit geraumer Zeit? Zu Beginn des Krieges hatte man sich förmlich in einen blinden Taumel hineingeredet. Englands Ehre stand auf dem Spiel, den anmaßenden Buren, dem rohen Hirtenvolk gebührte eine energische Züchtigung. Leider haben auch englische Dichter von Ruf das Ihre dazu beigetragen, den englischen Patriotismus auf Abwege zu drängen. Sie haben zu Beginn des Feldzugs die Kriegsstimmung in bedenklicher Weise geschürt. Nicht umsonst singt Schiller im Künstler: „Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte — Die ernste Wahrheit zum Gedichte — Und finde Schutz in der Kamönen Chor.“ Ist im kritischen Augenblick ein einziger besonnener Mahnruf aus Dichtermunde in die Oeffentlichkeit, zu den Ohren des englischen Volkes gedrungen? Leider gibt es Dichter, die in Zeiten schwerer Krisen „rhyme the stars and walk apart“. Ihre Apathie ist beklagenswerth, aber wenigstens ungefährlich. Weniger harmlos ist jedoch das Verfahren des Dichters, der bewußt oder unbewußt dazu beiträgt, das gesunde, natürliche Rechtsgefühl in seinem Volk systematisch zu untergraben. In seinem Ruhmeskranz werden dunkle Blätter auftauchen, die den Glanz der Dichterstirn für alle Zeiten trüben. Es ist bekannt, daß der poeta laureatus Englands, Alfred Austin, im Jahre 1896 mit seinem schnell vergriffenen Gedicht Jameson's Ride den Reigen der Antiburendichter eröffnet hat. Heute ist die kleine Broschüre nicht mehr aufzutreiben und im Ausland kann man bei der gegenwärtigen Lage nicht einmal für Geld und gute Worte eine Abschrift erlangen. Die poetische Verherrlichung des allem Völkerrecht spottenden eigenmächtigen Einfalls hatte allerdings in gewissem Sinn eine Entschuldigung: Tollkühnheit, Wagemuth des Einzelnen, der auf bedeutende physische Kraft schließen läßt, findet von jeher Bewunderer. Mit einer leisen Verdrehung der Rechtsverhältnisse war es möglich, ein Stück modernen Heroenthums in Scene zu setzen.

Am 11. Oktober des verflossenen Jahres waren die „Times“ stolz darauf, „ein kraftvolles, charakteristisches Sonett von Algernon Charles Swinburne zu veröffentlichen, in welchem der gefeierte Dichter die Söhne Cromwells und Blake's auffordert zum Kampf in der alten, gerechten Sache: Strike England, and strike home!“ Der englische Wortlaut des Vierzehnzeilers wird mit der Parenthese This poem is not copyright gesichert gegen beliebigen Abdruck. Wer nicht selbst zur Lektüre der „Times“ gegriffen hat, wird nichts verlieren. Der im Jahre 1837 geborene Dichter, der bekanntlich dem philosophischen und politischen Radikalismus huldigt, ist auch in diesem Gedicht seinen Grundsätzen durchaus treu geblieben. Er hält sich für einen Sänger „der Freiheit und Männerwürde“. Die göttliche Muse der Poesie aber ist ihm mit leisem Flügelschlag entschwebt in dem Moment, in

dem er die Feder ansetzte, seine „patriotischen" (?) Gedanken zu Papier zu bringen. Begnügen wir uns mit einer trockenen Prosa-Aufzählung der Ideen, die sein Griffel verewigen wollte. Der poetische Gehalt ist gleich Null, wir begehen also keine profane Vergewaltigung. Höchstens tritt der Hang Swinburne's zu schwülstiger Redeform, der ihm schon oft zum Vorwurf gemacht worden ist, noch etwas schroffer zutage. Der Dichter schwelgt in der Erinnerung an die schönen Tage, da Cromwell England beherrschte und der berühmte Seeheld Robert Blake der britischen Flagge im Mittelmeer Geltung verschaffte, indem er die Macht der Holländer dämpfte. Mit Englands Geduld, die schon lange im Sterben lag (sick to death), ist's zu Ende. Nur Trägheit, Zweifel und Verrath haben ein unwürdiges Zuwarten verschuldet, noch dazu gegenüber Feinden so verächtlicher Art. Denn diese Männer gleichen losgelassenen Wölfen, die den Kampf nur aufnehmen mit Frauen und „weaulings". Speech and song lack utterance now for loathing. Kaum achten wir der Lästerzungen, die Gottes entehrten Namen schwärzen mit Gebeten, die sich zu Flüchen wandeln, mit Lobpreisung found shame; vermessen fordern sie die Wahrheit heraus whose witness now draws near. Noch immer ist Swinburne's heiliger Grimm unbefriedigt: zum Schluß des Sonetts findet er noch ein drittes epitheton ornans, das, breit ausgeführt, die vorhergehenden womöglich an Kraft überbieten soll: to scourge these dogs, agape with jaws afoam, down out of life. Strike, England, and strike home. Fast möchte man sich angesichts eines derartigen poetischen Kriegssanges die Zeiten des edlen Sultans Saladin zurückwünschen, der beim Anhören einer derartigen objektiven Schilderung des Feindes ausrufen könnte: Wir Türken des Mittelalters waren doch bessere Menschen!

Swinburne bekundet den übel angebrachten Uebereifer eines streitlustigen Jünglings. Maßvoller äußert sich der 1865 in Bombay geborene Journalist, Novellist und Dichter Rudyard Kipling, dessen Ruhm eines literarischen Tageshelden seit einem Jahrzehnt in England stetig im Steigen begriffen ist. Auch bei uns in Deutschland haben ja einzelne seiner Werke in Verdeutschung (z. B. The Light that failed 1894) viel Anklang gefunden. Die Produkte seiner bisweilen schwer verständlichen Muse repräsentiren hier und da, infolge des bunt wechselnden Milieus, in dem er sich bewegt (Indien, England, Nordamerika), seltsame exotische Verquickungen. Von Rechts wegen ist Kipling Kosmopolit. Aber es scheint, als ob die Burenfrage auch jenseit des Ozeans sein patriotisches Gewissen zu einem etwas orakelhaft gehaltenen Heroldsruf gedrängt hätte. Am 29. September vorigen Jahres waren die „Times" so glücklich, in ihren Spalten auf ein „spirited poem" Kiplings hinweisen zu können, das Englands Berechtigung zum Krieg vor den Augen der ganzen Welt klarlegen werde. In diesem the old issue betitelten Gedicht herrscht weniger Ungestüm als vielmehr eine Art dogmatisirenden Geistes vor. Der Inhalt ist selbst in Bausch und Bogen nicht leicht wiederzugeben. Er soll auf alle Fälle darthun, daß mit Englands Freiheit nicht zu spaßen ist; sie ist theuer erkauft von den Vorfahren: Lance and torch and tumult, steel and greygoose wing-wrenched it, inch and ell and all, slowly from the King. Der Leser hat ein gereimtes Plaidoyer vor sich, dem es indessen aus guten Gründen an juristischer Schärfe gebricht. Die Argumente, die Kipling aneinanderreihen will, stehen nicht recht in logischem Zusammenhang. Ein günstiger Zufall hat jedoch gewollt, daß der Schlüssel zu den in magischer Dämmerung hinfließenden Versen in den „Times" selbst zu finden ist: Präsident Krüger und seine Rathgeber haben den wohlgemeinten Vorschlägen der englischen Regierung kein Gehör geschenkt. They hardened their hearts. They sought safety in the discredited devices of despotism, resisted and over thrown by our fathers at home centuries ago.... Es ist folglich die Pflicht Englands, einer so schmachvollen Tyrannei ein Ende zu machen, selbst auf die Gefahr hin, daß es mit den Waffen in der Hand geschehen muß.[1] Diese Befreierrolle, die Albion aus Rücksicht auf seine in Transvaal lebenden Unterthanen zu spielen genöthigt ist, wird ein treffliches Leitmotiv für Kiplings Verse. Es war jedenfalls keine Kleinigkeit, dies hehre Recht Englands, in einen verworrenen historischen Schimmer eingehüllt, mit klügelnder Spitzfindigkeit zutage zu fördern. Die helle Beleuchtung thut diesem Recht anscheinend Abbruch. Deßhalb bewegt sich Kipling, ohne Namen zu nennen, bis zum Schluß seines Lehrgedichts in vagen Ausdrücken. The old King muß bekämpft werden, mit anderen Worten, Krüger und die Buren, weil sie Tausenden von Engländern verweigern: Leave to live by no man's leave, underneath the Law. Nur schade, daß gegenwärtig in England selbst immer mehr Stimmen laut werden, die heftig beklagen, daß das Blut wackerer englischer Soldaten für „die Herde kosmopolitischer Geldschacherer", die sich in Johannesburg zusammengefunden haben, dahingeopfert wird. Die Sympathie für die wackeren bedrängten Landsleute ist also ein schöner Mythus, den Kipling freudig aufgegriffen und weiter ausgesponnen hat. Wir sahen schon, daß der das ganze Gedicht durch spukende „King" ein sehr dehnbarer Begriff ist. Er kann gekrönte und ungekrönte Staatshäupter der alten wie der neuen Zeit bedeuten. Besonders dient er Kipling zur Entfaltung eines wahren Kreuzfeuers von versteckten Anspielungen und ehrabschneidenden Andeutungen, die auf das Regime Krügers gemünzt scheinen, so daß der unbefangene Leser sich versucht fühlt, den groben Donnerkeilen Swinburne's vor seinen gewandten Nadelstichen den Vorzug zu geben. Eine unbeabsichtigte Ironie enthält die Zeile: here is naught unproven — here is naught to learn, wenn man bedenkt, wie viele traurige Erfahrungen England inzwischen auf dem Kriegsschauplatz gesammelt hat! Unter Kiplings vielgeschmähten Old King möchte man sich lieber den alten Götzen des nationalen Dünkels vorstellen, der schon so manchem verblendeten Volk eine tiefe Grube gegraben hat. Ihn zu stürzen wäre ein heilsameres Werk. Doch halt, Kiplings Stimme ist nochmals, in recht wohlgemeinter Absicht, erklungen. Am 31. Oktober hat er die „Daily Mail" auserkoren, um in ihren Spalten auf die heillosen Wunden des von ihm eifrig mitgeschürten Krieges ein poetisches Pflaster zu legen. Er, der treue „Freund des Soldaten" — so lautet wenigstens einer seiner Ehrentitel — hat zum Besten der bedürftigen Frauen und Kinder der ins Feld Gezogenen a ringing ballad angestimmt, die wirklich an Deutlichkeit der poetischen Intention nichts zu wünschen übrig läßt, denn der viermal wiederkehrende Refrain lautet and — pay — pay — pay! Es ist ein schönes Ding um den Humor, wenn er uns in schweren Zeiten nicht abhanden kommt. Aber diese geschickt gereimte Bittschrift, man darf sie wohl auch als versifizirten Bettelbrief bezeichnen (der geschmackvolle Titel lautet: the absent-minded beggar), trägt eine witzelnde Art zur Schau, die für sensitive Gemüther geradezu etwas empörendes hat. Gibt es wirklich heutzutage keinen anderen Weg, die Herzen der Reichen zur Milde zu stimmen, als possenmäßig zugestutzte Schilderungen wie: There are girls he married secret, asking no permisson to — for he knew he would'nt get it if he did. There is gas and coals and vittles, and the house-rent falling due, — and it's more than rather likely there's a kid? Der klingende

[1] S. Balfours Auseinandersetzungen in einem ausführlichen Artikel der „Times" vom 29. September 1899.

Erfolg könnte uns eines Besseren belehren. Kipling hat, um praktischen Erfolg zu erzielen, einen guten Schachzug gethan, indem er seinen altgewohnten, beim Publikum beliebten Ton auch zur Linderung der öffentlichen Noth anschlug. Unverzeihlich aber ist der Inhalt der Zeile: he is out on active service, wiping something off a slate. Das kleine, tapfere Burenvolk, das heldenmüthig für Haus und Herd kämpft, soll „wie ein paar Kreidestriche von einer Schiefertafel gelöscht werden". Dieses Gleichniß, von Christen auf Christen angewandt, ist von erschütternder Tragik, wäre eines Napoleons würdig! Gottlob, daß in England noch andere wackere Leute zu Wort kommen, deren Blick nicht durch blinden Patriotismus getrübt ist. Statt solcher gereimter Prosa, die dem späteren Literarhistoriker weder nach Form noch Inhalt Freude bereiten wird, liest man lieber die vorurtheilsfreie Darstellung der Transvaal-Frage von W. T. Stead, dem Herausgeber der „Review of Reviews". Für ihn hat das Recht keine wächserne Nase, die sich beliebig hin und her drehen läßt. Er schreibt mit oft verblüffender Aufrichtigkeit in bündiger Prosa ein Frage- und Antwortspiel, das trotz seiner lehrhaften Tendenz eher geeignet ist, eine gesunde, sogar bisweilen heitere Stimmung wachzurufen. Seine Beurtheilung des Transvaal-Konflikts respektirt die allgemeinen Menschenrechte, protestirt aber im Namen eines wahrhaft edlen Patriotismus gegen die Jingopresse. Ueberdies hat England ja nicht einmal die Entschuldigung, daß der Feuergeist eines gewaltigen Eroberers es in den ungerechtfertigten Kampf getrieben hat. Nach Frankreich ist England an die Reihe gekommen, den Beweis zu liefern, daß die reinsten, heiligsten Gefühle, die die Menschenbrust bewegen, zum bloßen Deckmantel niedriger, eigennütziger Absichten herabsinken. Der Patriotismus wandelt sich mehr und mehr zum zweischneidigen Schwert, dessen schärfste Schneide, nach innen gekehrt, dem Vaterland, das man über alles zu lieben vorgibt, die schwersten unheilbaren Wunden zufügt. Die Vaterlandsliebe nährt bald nur noch den Fremdenhaß auf der einen, den Nepotismus auf der anderen Seite. „Soldiers should have military education as well as read coats, and be led by properly qualified officers, instead of Lord Nincompoop's youngest sons. As it is in the army, so it is in the State. Places given away here and there, to incompetent heads", heißt es schon in einem englischen Brief vom Jahre 1855. Dieser Krebsschaden ist überall — und die Dichter sind der „Sehergabe" verlustig gegangen!

Mittheilungen und Nachrichten.

S. Das bayerische Gesetz über das Gebührenwesen in der Fassung der Bekanntmachung vom 11. Nov. 1899. Mit Einleitung, Erläuterungen und Sachregister, sowie einem Anhang, enthaltend das Reichsgerichts-Kostengesetz in der Fassung der Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 20. Mai 1898. Herausgegeben von H. v. Pfaff und A. v. Reisenegger, Ministerialräthen im kgl. Staatsministerium der Finanzen. 4. neubearbeitete Auflage. München 1900. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Preis in Leinwandband 3 M. 50 Pfg. — Für die praktische Handhabung des Gebührengesetzes — eines Gesetzes, das wie kaum ein anderes in die Geschäftsthätigkeit fast aller Zivilbeamten einschlägt — hat sich die Pfaff'sche, später Pfaff-Reisenegger'sche, Textausgabe mit Anmerkungen längst als unentbehrliches und geschätztes Hülfsmittel eingebürgert. Das Gesetz über das Gebührenwesen vom 18. August 1879 hat in den 20 Jahren seines Bestehens fünfmal Aenderungen erlitten; die letzte und einschneidendste infolge der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches und der mit ihm in Zusammenhang stehenden Gesetze. Infolgedessen hat man sich auch nicht nur zu einer theilweisen Aenderung, sondern zu einer Neuredaktion des Gesetzes entschlossen, deren Text (im Gesetz- und Verordnungsblatt 1899, S. 904 veröffentlicht) dem nun in vierter Auflage vorliegenden Kommentar zugrunde liegt. Auch diese neue Auflage rechtfertigt den Ruf, den das Werk genießt, vollkommen. Da die Aenderung des Zivilrechts der Grund zu der jüngsten Modifikation des Gebührengesetzes war, so sind von besonderem Interesse diejenigen Partien des kommentirten Gesetzes, welche mit dem Zivilrecht zusammenhängen, also insbesondere die Abtheilung II, „Bürgerliche Rechtsstreitigkeiten", und Abtheilung IV, „Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit". Die Verfasser haben hier einerseits die Judikatur zu den bisherigen Bestimmungen, die für die Uebergangszeit noch von praktischem Interesse sind, mit großer Genauigkeit zusammengestellt, andrerseits die künftig geltenden Bestimmungen unter sorgfältiger und dabei — was besonders hervorzuheben ist — ökonomischer Heranziehung des umfangreichen Gesetzgebungsmaterials, der Motive u. s. w., in zweckdienlicher Weise erläutert. Von speziellem Werth ist es auch, daß an den einschlägigen Stellen der Zusammenhang zwischen den neuen Gebühren-Normen, oder, wenn man so will, der Art und Weise, wie sich die gebührenpflichtigen Akte nach dem künftigen Recht entwickeln werden, in kurzen, das Verständniß erleichternden praktischen Exkursen dargelegt wird. Wir verweisen in dieser Beziehung insbesondere auf die Anmerkungen zu den Artikeln 83, 94, 96, 104, 116, 118, 119, 146 2c. Für den praktischen Gebrauch schätzenswerth ist ferner die vergleichende Zusammenstellung der Artikel des Gebührengesetzes in der Textirung vom Jahre 1892 mit jenen der neuen Textirung, endlich das gegen die früheren Auflagen erheblich bereicherte alphabetische Sachregister und die historisch-systematische Einleitung. Die äußere Ausstattung des Werkes ist, wie alle derartigen neueren Erscheinungen des Beck'schen Verlags, eine ebenso praktische wie vornehme. Dem Vorworte der HH. Verfasser entnehmen wir, daß nach dem Erscheinen der neuen, in kürzester Frist zu gewärtigenden Vollzugsvorschriften zum Gebührengesetze und der sonstigen Ausführungsbestimmungen diese in einem Nachtragsbändchen zur Ausgabe gelangen werden.

h. Prof. Dr. Richard Armstedt: Geschichte der königl. Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen. Mit 2 Stadtplänen, 2 Siegeltafeln und 32 Abbildungen. Stuttgart, Hobbing u. Büchle. 1899. — Ein Band des neuen ansprechenden Unternehmens: „Deutsches Land und Leben in Einzelschilderungen", das Landschaftsschilderungen und Städtgeschichten umfaßt. Die Darstellung Prof. Armstedts erzählt ausführlich und anschaulich und kommt doch rasch voran, das kulturgeschichtliche Moment wird ebenso berücksichtigt wie der Zusammenhang mit der allgemeinen Zeit- und Geistesgeschichte. Die mannhafte Erhebung Ostpreußens 1813 hebt sich herzbefreiend ab von den vorhergehenden, minder allgemein bekannten Schweifwedeleien eines Theils der Königsberger Professoren gegen die französischen Generale. Das Ehrendoktordiplom der juristischen Fakultät für die Geißel Ostpreußens, den Grafen Daru, ging im Jahre 1812 so weit, daß es „dem eigenen Könige und dessen Sohne, dem Rektor der Universität, die gebührenden Titel entzog, als ob ein Preußen überhaupt nicht mehr vorhanden wäre".

k. j. Wir möchten Autoren und Leser auf das von der „Litterarischen Gesellschaft" in Köln (Verlag der J. C. Schmitz'schen Buchhandlung) herausgegebene erste Jahrbuch der Kölner Blumenspiele aufmerksam machen. Johannes Fastenrath hat es bekanntlich versucht, die Blumenspiele, die zur Zeit der ritterlichen Troubadours in Südfrankreich entstanden und sich von dort über Spanien verbreiteten, auch in Deutschland einzuführen. Sie wurden, nachdem sie lange Zeit verschollen blieben, am Anfang des letzten Jahres wieder eingeführt. In obigem Werk sind die Ergebnisse des in Köln abgehaltenen ersten Blumenfestes, die eingereichten Arbeiten und ihre Preise, sowie die anerkennenden und theilnehmenden Schreiben aller Länder zusammengefaßt und bezeugen einen schönen und glücklichen Erfolg. Verschiedene Bilder der am Feste Betheiligten zieren den Band. Der Verein der Blumenspiele hat bereits kundgegeben, daß sich im nächsten Jahr nicht nur, wie es beim ersten Feste der Fall

gewesen, rheinländische Dichter betheiligen sollen, sondern fordert die Dichter des ganzen deutschen Sprachgebietes auf, Arbeiten einzusenden und am Wettbewerb theilzunehmen. Nähere Auskunft ertheilt die Litterarische Gesellschaft in Köln.

* Georg Treu: Max Klinger als Bildhauer. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann 1900. — Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß dieser Aufsatz aus der Zeitschrift „Pan" durch die vorliegende Buchausgabe jetzt auch einem weiteren Kreise bekannt gemacht wird. Denn der Bildhauer Klinger ist den Meisten noch so gut wie unbekannt, und gerade diese Seite seiner Kunst hat bisher noch am wenigsten Verständniß und Anerkennung gefunden. Das ist leicht begreiflich, wenn man die schönen Abbildungen Klinger'scher Plastik in dem Werke von Treu beschaut und erwägt, wie weit dieselbe von allem abliegt, was man sonst auf plastischem Gebiet gewohnt ist. Es ist in der That auch für den Kenner und beim besten Willen nicht ganz leicht, den Figuren Klingers Geschmack abzugewinnen. Selbst die berühmte Salome stößt beim ersten Anblick wohl die Meisten ab, und es gehört viel guter Wille dazu, in dem unschön geformten Kopf dieses Wesens mit den verkniffenen Zügen den typischen Ausdruck eines verführerischen Weibes zu erblicken. Auch an die farbigen Neigungen Klingers muß das Publikum sich erst gewöhnen, und das Tastende, Experimentirende und Unfertige, was den meisten plastischen Werken des Künstlers bis jetzt noch anhaftet, trägt gleichfalls nicht dazu bei, die Masse zu gewinnen. Da ist es denn eine dankenswerthe Aufgabe, den Zielen und Absichten des Künstlers mit nachempfindendem Verständniß zu folgen und den Blick für diese neue, eigenartige Kunst zu schärfen. Georg Treu hat dieselbe mit vielem Geschick gelöst. Ohne gerade ein unbedingter Lobredner der Klinger'schen Werke in allem und jedem zu sein, weiß er doch überall ihre charaktervolle Schönheit gebührend hervorzuheben und selbst diejenigen für den Bildhauer Klinger zu interessiren, die aus den beigegebenen Abbildungen allein dieses Interesse nicht gewinnen konnten. Wer die Abhandlung Treu's gelesen hat, der wird dadurch vielleicht noch nicht gerade für Klinger gewonnen sein, aber er wird dieser Kunst mit einer ganz anderen Empfindung als bisher gegenüberstehen. Er wird die Absichten des Künstlers verstehen und würdigen können, er wird die Berechtigung in dessen Streben nach einer neuen farbigen „Raumkunst" anerkennen und begreifen lernen, daß von ihm zum mindesten mit ehrlichstem Wollen, edler Aufrichtigkeit und großer Kühnheit ein Weg beschritten ist, der früher oder später zu herrlichen Resultaten führen und die Plastik zur Tiefe und Großheit des Ausdrucks führen muß, wie sie ihn bisher noch kaum erreicht hat.

Franz Stuck, von Otto Julius Bierbaum (Bd. 42 der „Künstler-Monographien"). Velhagen u. Klasing, Bielefeld und Leipzig 1899. — Es ist kein launischer Zufall, der den lebensfrohen, sonnigen, formgewandten Optimisten Bierbaum und den sinnlich-kraftvollen, derben, nicht weniger positiven Stuck zusammengeführt hat; man merkt es jeder Zeile Bierbaums an, daß er bis zum Grunde seiner Seele von seinem Gegenstand erfüllt ist und seine heiligste Ueberzeugung, seinen unerschütterlichen Glauben an den Künstler zum Ausdruck bringt. Aber Bierbaum ist keineswegs nur Panegyriker; er sucht vielmehr seinem Gegenstand auch dann gerecht zu werden, wenn es ihm vielleicht im Innersten leid thut, nicht ganz zustimmen zu können. Er unterscheidet drei Hauptphasen in der Entwicklung Stucks: eine Frühzeit, die unter dem Zeichen der modernen Technik und der modernen Landschaftsanschauung stand; dies war auch die Zeit des Pleinairismus. Diese Periode mit ihrer Freude an intimen Stimmungswerthen und ihrem poetischen Zauber steht im strengen Gegensatz zu seiner dritten, gegenwärtigen Periode, in der ihn seine spezifische Veranlagung immer mehr zum Figürlichen, Malerischen, Monumental-Dekorativen hindrängte. Die zweite Periode stellt die Verbindung zwischen diesen beiden Phasen her. Die dritte Periode, in der Stuck sich eigentlich erst zum Maler entwickelt hat, hält Bierbaum für den definitiven Endpunkt auf der Bahn des Suchens; Stuck hat sich aus dem Analytiker allmählich zum Synthetiker entwickelt. Er schafft aus der Welt, die er mit freudigem Genießen in sich aufgenommen, eine neue, die, mit jener Thoma's und Uhde's verglichen, nicht eigentlich deutsch genannt werden kann, aber eine Kunst der starken, im Lebensmittag stehenden Persönlichkeit darstellt! Stucks Hinneigung zur Antike ist hauptsächlich aus seiner Lust an der Darstellung des nackten Menschen, des höchsten Schönheitsideals, zu verstehen; hierin hat er auch eine kaum zu überbietende Meisterschaft erreicht. In ihm feiert die Antike eine wahrhafte Auferstehung; mit Fleisch und Blut tritt sie in seinen Werken vor uns hin, eine Antike des heißpulsirenden Lebens und nicht eine Antike, wie sie das Ideal deutscher Gymnasialprofessoren ist. Bierbaum geht so weit, zu behaupten, Stuck wäre sicherlich ein Künstler nach dem Geschmack und Geist Goethe's gewesen; darüber ließe sich freilich, aus verschiedenen Gründen, streiten. Aber so viel ist gewiß, daß Stuck ein Künstler mit echten malerischen Instinkten ist, eine Persönlichkeit, die, unbeeinflußt von Modeströmungen, sich logisch und verhältnißmäßig rasch von innen heraus in der Richtung auf sich selbst entwickelt hat; er hat den Muth, ganz er selbst zu sein, und er kann es auch, weil er es muß. Und gerade weil er mit seinem starken Talent in der Antike wurzelt, sollten wir ihn schätzen, da er uns die ewige Sehnsucht nach jenem unverwelklichen Schönheitsideal nicht vergessen und verkümmern läßt. Er bildet mit seinem Schaffen in diesem Sinne eine nothwendige Ergänzung der Kunstbestrebungen unsrer Zeit, einen selbständigen Faktor neben Böcklin und Klinger. Der kleine Ausfall, den Bierbaum gelegentlich gegen Letzteren unternimmt, dürfte wohl nicht allzu tragisch zu nehmen sein. Klinger und Stuck verdunkeln sich gegenseitig nicht die Sonne, sie stehen neben-, nicht gegeneinander! Nicht besonders hoch bewerthet Bierbaum Stucks Bedeutung als Portraitisten, da ihn auch hier mehr die malerische wie die psychologische Seite des Objekts reizt. Dagegen läßt er ihm als Plastiker wieder volles Recht widerfahren, und betont mit besonderem Nachdruck, wie unentbehrlich für das Gesammtbild des Künstlers dessen selbstgeschaffenes Heim sei. — Die Darstellung Bierbaums vereinigt dichterischen Schwung mit psychologischer Tiefgründigkeit; das Buch enthält eine Fülle feiner Bemerkungen und Beobachtungen, und ist eines von jenen, die das selbständige Denken nicht ersparen, sondern anregen. Die Ausstattung ist vornehm; auch die beigegebenen zahlreichen Abbildungen können diesmal wohl befriedigen; freilich ist die straffe Linienführung und die flächige, auf starken Kontrastwirkungen beruhende Malweise Stucks der Wiedergabe in hervorragender Weise günstig.

Richard Braungart.

Ausgrabungen unter Sta. Cäcilia in Rom. Kardinal Rampolla hat unter der römischen Kirche Sta. Cäcilia in Trastevere durch Msgr. Crostarosa, Sekretär der archäologischen Kommission des hl. Stuhles, auf seine Kosten Ausgrabungen machen lassen. Man ging, wie Rodolfo Lanciani an das Athenaeum berichtet, von den Ueberresten des Badezimmers aus, das in der Kapelle der Heiligen auf dem rechten Flügel der Kirche sichtbar ist, und man ward sofort darüber klar, daß das Badezimmer zu einem großen und vornehmen Palaste gehörte, der sich bis über Kirchplatz und Hof ausdehnte. (Es wundert mich, daß Lanciani nicht erwähnt, daß das sog. „Badezimmer der hl. Cäcilia" zu den Sehenswürdigkeiten der Kirche gehörte. Kanäle und Bleiröhren waren immer zu sehen. Die Kirche soll ja von Urban I. an der Stelle des Palastes der vornehmen und reichen römischen Jungfrau Cäcilia erbaut worden sein; ihr erstes Martyrium, das sie unversehrt überstand, war, daß der Präfekt von Rom sie in ihrem eigenen Badezimmer ersticken lassen wollte. Wenn Kardinal Rampolla nach römischen Antiquitäten graben ließ, so geschieht es doch wohl aus Interesse für die christliche Heilige.) Den ausführlichen Bericht mit Plänen und Zeichnungen wird Msgr. Crostarosa im Bulletino di Archeologia Cristiana erscheinen lassen mit Plänen und Zeichnungen. Einstweilen bemerkt Lanciani, daß das Mauerwerk aus Backsteinen des zweiten Jahrhunderts besteht und daß im dritten Ausbesserungen stattgefunden haben. (Das Martyrium der heiligen Cäcilia soll am 22. November 232 sich ereignet haben. Gregorovius Gesch. d. Stadt Rom III^3 S. 48 ff.) Die Mosaikböden sind, soweit die Grüftegräber sie nicht,

nachdem die Kirche auf dem Palast gebaut war, zerstört hatten, in Chiaroscuro gehalten. Das Haus ist reich an Marmorsäulen und Dekorationen (auch die Kirche an antiken Säulen). Zwei runde Behälter in der Art der heutigen Färberkufen wurden in einem Zimmer gefunden, Spuren von einem Lavarium in einem zweiten, Heizvorrichtungen in einem dritten Saale. Auch zwei antike Marmorsarkophage wurden an das Licht gezogen, von denen einer mit der kalydonischen Jagd in Hochrelief geschmückt ist und voraussichtlich unter Paschalis I. (821) zu einem christlichen Begräbniß benutzt wurde. Dieser Papst, der begonnen hatte, das von Urban I. erbaute kleine Oratorium der Cäcilia zu einer Basilika umzubauen, hatte dafür noch unverwandt gebliebenes Material zusammenbringen lassen. Darunter wurde jetzt ein Cippus des Pomeriums aufgefunden. Die Inschrift darauf entspricht der im C. I. L. VI, 1232, wonach die Kaiser Vespasian und Titus nach Vergrößerung des römischen Reichs im Jahre ihrer Zensorschaft (74 n. Chr.) auch die Grenzen des Pomeriums, des religiösen Stadtweichbildes, hätten hinausrücken lassen. Lanciani nimmt an, daß der Cippus als Baumaterial nicht weit hergeholt ist. Es ist der erste Pomeriumgrenzstein, der am rechten Tiberufer innerhalb der XIV. Regio, Trans Tiberim, gefunden wurde. Der Cippus C. I. L. VI, 1232, ist, wie ich mich überzeugt habe, zwischen Porta S. Paolo und Monte Testaccio gefunden. Das ist die frühere XIII. Regio, die, nur durch den Tiber getrennt, an die XIV. anstößt. M.

l. Vom Simplon-Tunnel kommt die Nachricht, daß, obwohl dortselbst rund 2600 Arbeiter und 12 Bohrmaschinen in Thätigkeit sind, der gesammte tägliche Fortschritt der Bohrungsarbeiten im Durchschnitt nur 9 m beträgt. Die berechnete Gesammtlänge des Tunnels beträgt 19.73 km, es wären also, wenn die angegebene durchschnittliche Leistung sich nicht erhöhen läßt, beiläufig 2200 Arbeitstage oder, selbst wenn ohne jede Unterbrechung, auch an Sonn- und Feiertagen, gearbeitet wird, ziemlich genau sechs Jahre zur Herstellung des Tunnels erforderlich. Die Unternehmer haben die Bohrungsarbeiten im November 1898 begonnen. Unter der Annahme, eine jährliche Durchschnittsleistung von 4 km mit Sicherheit erreichen zu können, haben sie sich bei Abschluß des Vertrages mit der Jura-Simplon-Bahngesellschaft verpflichtet, den Tunnel sammt eventuell nöthigen Ausmauerungs- und sonstigen Nebenarbeiten bis Mitte Mai 1904 fertigzustellen. Da die wirkliche Jahresleistung hinter der angenommenen bisher fast um 1 km zurückblieb, dürfte es somit der Unternehmung kein Leichtes sein, den festgesetzten Endtermin einzuhalten. Bemerkt sei noch, daß die Gesammtkosten für den eingeleisigen Tunnel auf rund 55 Mill. Fr. festgesetzt sind, sie betragen also pro Kilometer noch nicht ganz 3 Mill. Fr. Bei dem nur 15 km langen Gotthard-Tunnel hatte der Kilometer 4 Mill. Fr. gekostet, die jährliche Durchschnittsleistung betrug daselbst rund 2 km.

* Ueber das Wetterschießen (vgl. Beil. Nr. 11 d. J.) hat in der Monatsversammlung vom Januar der österreichischen meteorologischen Gesellschaft der Direktor der Zentralanstalt für Meteorologie in Wien, Prof. Dr. Pernter, einen interessanten Vortrag gehalten, der nach einem Berichte des „W. Fr.-Bl." im wesentlichen folgendes enthielt: Das Wetterschießen wurde zuerst im Jahre 1896 vom Bürgermeister von Windisch (Feistritz), Hrn. Stiger, zuerst mit gewöhnlichen Böllern begonnen. Seit dieser Zeit habe es in dem früher jährlich verhagelten Gebiete nicht mehr gehagelt. Die Wetterschießstationen breiteten sich erst in Steiermark und dann besonders in Italien aus. In Oberitalien begann man 1899 die „Stiger-Kanonen" gegen den Hagel zu richten, und die Begeisterung war so groß, daß gleich zu Beginn bei 2000 Schießstationen errichtet wurden. Im November 1899 hielt man in Casale Monferato einen Wetterschußkongreß, der auch von der Regierung beschickt wurde. Hr. Stiger wurde zum Ehrenpräsidenten desselben gewählt. Der Kongreß kam auf die Berichte eines Referenten hin zur Ueberzeugung, daß das Wetterschießen durchweg von den besten Erfolgen begleitet war und beschloß die Fortsetzung der Versuche. Prof. Pernter beschrieb hierauf die neuen Wetterschießapparate und ihre Wirkung und die zuletzt durch Hrn. Suschnig erzielte Verbesserung, nach welcher die Böller mit einem vier Meter hohen Trichter versehen werden. Aus diesen schießen bei entsprechenden Pulverladungen Luftwirbelringe mit enormer Geschwindigkeit und großer mechanischer Kraft heraus, die ein heftiges Sausen und Pfeifen erzeugen, das bis zu 25 Sekunden und darüber hörbar ist. Diesen Luftwirbelring sehe man sich gegen die Wolken erheben und aus der Dauer seines Pfeifens ergebe sich, daß er bis etwa 2000 Meter heraufsteige. Schieße man statt vertikal horizontal auf eigens hergestellte Scheiben, so äußere sich die mechanische Kraft dieser Wirbel durch Zerreißung der Papierscheiben, Herabwerfen der Stangen, Losreißen angenagelter Hölzer und Zerbrechen und Verschleudern der kleineren Hölzer in auffallender Weise. Man habe den beim Schießen erzeugten Schallwellen die Zerstörung des Hagelbildungsprozesses zuschreiben wollen. Wahrscheinlicher ist aber, daß die bedeutende Energie des Luftwirbelringes, der in die Wolken eindringe, durch mechanische Erschütterungen hindernd auf die Hagelbildung wirke. Es wurde auch von Einigen an die Wärmewirkung der Schüsse gedacht, die warme Luft in die Höhe führen sollten und dadurch Schmelzung der Eiskörner und Verdampfung der Tropfen erzeugen würde. Der Vortragende lehnt diese Auffassung als nach den physikalischen Gesetzen unhaltbar ab. Eher könnte man, betonte er, daran denken, daß durch das Schießen infolge der Herstellung verdünnter Luftwege ein frühzeitiger stiller Elektrizitätsausgleich eingeleitet werde, wodurch ein Hauptfaktor bei der Hagelbildung, die großen elektrischen Spannungen, zerstört würde. Zum Schlusse stellt Redner die Frage, wie man sich also gegenüber den neuen Wetterschießversuchen zu verhalten habe. Er erklärt, daß es nach den gemachten Erfahrungen bei den Schießversuchen in St. Kathrein nicht möglich sei, sich einfach ablehnend zu verhalten; die gewaltige Energie des Luftwirbelringes und ein Aufsteigen bis in die Wolken sei sichergestellt und somit die Möglichkeit einer Einwirkung auf die Hagelbildung nicht einfach zu verneinen.

B. **Heidelberg**, 23. Jan. Der Zentralausschuß der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung hat zum diesjährigen Versammlungsort der Gesellschaft Heidelberg gewählt und zwar wird letztere am 19. und 20. Mai hier zusammentreten. Die beiden Hauptpunkte der Tagesordnung für die große öffentliche Versammlung werden die „Volkshochschulkurse" und die „Wechselbeziehungen zwischen Volksbildung und Kriminalität" sein. Vorsitzende der Gesellschaft sind die Abgeordneten Prinz Schönaich-Carolath und Dr. Rickert. In Baden gehören u. A. Dr. Blum (Heidelberg) und Generalintendant Dr. Bürklin dem Zentralausschuß an.

* **Breslau.** Der Professor in der medizinischen Fakultät hiesiger Universität und Direktor der medizinischen Universitätsklinik, Geh. Medizinalrath Dr. Kast, hat den an ihn ergangenen Ruf als Nachfolger Prof. Dr. Webers in Halle abgelehnt.

* **London.** Am 21. Januar ist hier der Novellist Richard Doddridge Blackmore im Alter von 75 Jahren gestorben. Gleich mit seinem ersten Roman „Clara Vaughan" (1864) stellte er sich in die erste Reihe der englischen Erzähler, nachdem er durch seine Gedichte vergeblich versucht hatte, Erfolg zu erringen. Viele seiner Romane, darunter „Cil und Cilly, eine Geschichte aus Middlesex" sind ins Deutsche übersetzt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. 340. Liefg. Ungarn. 5. Band (2. Abth.). 23. Heft. Wien, Alfr. Hölder, k. k. Hofbuchhandl. — Dr. Alfr. Rossig: Die deutsch-französische Annäherung und die Kontinental-Union. (Die Politik des Weltfriedens.) Berlin, Herrmann Walther 1900. — Burenstreiche. Der Transvaalkrieg in der Karikatur. Mit Bildern. Berlin, Dr. Eysler u. Comp. 1900. — Justus Perthes' Alldeutscher Atlas. Bearbeitet von Paul Langhans. Gotha, Justus Perthes 1900. — Dr. Albr. Thoma: Katharina v. Bora. Geschichtliches Lebensbild. Berlin, Georg Reimer 1900.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 25. Januar. Nummer 20.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München

Uebersicht.

Graf Gustav Kalnoky.[1])

Von Heinrich Friedjung.

I.

„Auf einer mäßigen Anhöhe oberhalb des Marktfleckens Lettowitz erhebt sich, in das fruchtbare Geläude hinauslugend, das gleichnamige Schloß, der Geburtsort des Grafen Kalnoky. Die Familie stammt aus Siebenbürgen, wo die daselbst ansässige Linie des Geschlechts erst vor wenigen Jahren ausstarb; die Herrschaft Lettowitz kam erst durch die Ehe des Großvaters des späteren Ministers mit der Erbtochter des Grafen Blümegen, eines Ministers der Kaiserin Maria Theresia, an seine jetzigen Herren. Der Vater Kalnoky's vermählte sich mit der Erbtochter des Grafen Schrattenbach, die ihm das Gut Prödlitz zubrachte. Aus ihrer östlichen Heimath wohl brachten die Kalnokys das Reiterblut mit, welches den künftigen Diplomaten ebenso wie seine beiden Brüder bestimmte, sich dem Dienste in der österreichischen Kavallerie zu widmen. Dahin zielte auch die Erziehung im väterlichen Hause, wo eine Reihe rasch wechselnder Hofmeister, unter denen sich kurze Zeit auch der Benediktiner Beda Dudik, der Geschichtschreiber seiner mährischen Heimath, befand, den Knaben die Anfänge der Bildung, darunter etwas Latein, beibrachten. Was ihm in der Jugend nicht geboten war, holte Kalnoky später durch eifrige Lernbegierde nach; als er am 31. Oktober 1849, kaum 17jährig, in die Armee eintrat, war er vor allem ein vortrefflicher Reiter, der es bald, am 1. Januar 1852, zum Oberleutnant brachte. Eine seltene Gelenkigkeit des Körpers und unermüdliche Uebung machten ihn zu den gewagtesten Reiterstücken fähig, eine Gabe, die er durch den Unterricht in dem Wiener militärischen Reitlehr-Institut erhöhte. Hier sah ihn, als er gerade eine Probe seiner Kunst zu Pferde ablegte, Kaiser Franz Joseph zum erstenmal; und scherzhaft bemerkte der Kaiser viele Jahre später: „Noch nie lernte ein Monarch seinen Minister des Aeußern in der Situation kennen, wie ich den Grafen Kalnoky. Ich kam gerade dazu, als er zu Pferd ein Saltomortale machte.“ Indessen befriedigte diese Thätigkeit den jungen Offizier, der ernste Studien zu treiben begann, nicht, und es erwachte in ihm die Absicht, sich der Diplomatie zuzuwenden. Seine Vorgesetzten indessen wollten ihn dem Dienst in der kaiserlichen Kavallerie erhalten, und es wurde ihm, wenn er bliebe, schon mit 21 Jahren die Beförderung zum Rittmeister und die Stelle eines Lehrers in dem kaiserlichen Reitinstitut in Aussicht gestellt; auch verhielt sich der Minister des Aeußern, Graf Buol, anfänglich seinem Wunsche gegenüber ablehnend. Eines Tages aber brach sich bei einer Parade auf dem Glacis zu Wien aus einem unbedeutenden Anlaß bei ihm der endgültige Entschluß Bahn; er ritt unmittelbar von der Uebung in das Ministerium des Aeußern, übergab sein Pferd in dem stillen, vornehmen Hofe einem über sein ungewohntes Gebahren erstaunten Diener und stieg die Treppen hinauf, um seine Bitte durch persönliche Vorstellungen zu unterstützen. Er setzte seine Absicht durch, erhielt jedoch von seinen militärischen Vorgesetzten nicht den erbetenen einjährigen Urlaub und mußte sich, während er Vormittags Dienst that, Nachmittags zur Diplomatenprüfung vorbereiten, die er im Juli 1854 ablegte. Nach kurzer Vorschule bei der Gesandtschaft in München (Oktober 1854 bis Juni 1856) und in Berlin (bis Dezember 1859) kam er als Legationssekretär und seit 1866 als Legationsrath nach London, wo eine zwölfjährige Thätigkeit seine Anschauungen und sein Wesen entscheidend formte.

Kalnoky war ein systematischer Kopf, und so arbeitete er an sich und an seiner Erziehung nach einer festen Methode, um die Lücken seiner Bildung zu ergänzen; er beschäftigte sich der Reihe nach mit der Geschichte und Literatur jedes einzelnen der europäischen Staaten, bis er genügend in den Stoff und gleichzeitig in die betreffende Sprache eingedrungen zu sein glaubte; dann wandte er sich dem nächsten Studium zu. Er war ein starker Leser und Arbeiter und so fand er Zeit, auch ein Talent zu üben, das mehreren Mitgliedern seiner Familie eigen war: er zeichnete und malte mit Feinheit und sein Urtheil als Bilderkenner und -liebhaber übte sich an den reichen Kunstschätzen Londons. Humoristische Stoffe behandelte er geschmackvoll mit dem Stifte und mit dem Pinsel; eine Reihe solcher Blätter stellt die Erlebnisse und betrüblichen Erfahrungen eines österreichischen Staatsangehörigen dar, der bemüßigt ist, seine Angelegenheit auf der Botschaft zu London zu betreiben. Dazu hatte er eine Neigung für schöne und seltene Drucke, deren er in Berlin und London eine kleine, aber ausgewählte Sammlung zustande brachte; später sah er sich veranlaßt, diesen Besitz in Paris versteigern zu lassen. Aus dem reichen gesellschaftlichen Leben Londons brachte er die Gemessenheit und äußere Kälte mit, welche später an ihm so oft befremdete. Den fremden Diplomaten, die nach London kamen, wurde damals als Lehre mitgegeben, die englische Aristokratie lasse sich am ehesten durch einen gewissen Hochmuth des Ausländers imponiren, auf den sie ja gern von oben herabsehe; Kalnoky mußte sich keinen Zwang anthun, um diesen äußeren Schein zu erwecken.

Im diplomatischen Dienst errang er sich bald Anerkennung, da sein Chef, Botschafter Graf Apponyi, ein

[1]) Der obige Aufsatz enthält Abschnitte aus einem größeren Essay, der im 3. Jahrgang des von Anton Bettelheim herausgegebenen trefflichen Werkes „Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog“ (Berlin, Verlag von Georg Reimer) veröffentlicht wird. Auch dieser Band, der noch im Monat Januar erscheinen wird, enthält eine vollständige Sammlung der Biographien der im Vorjahr (diesmal 1898) verstorbener Deutscher, Aufsätze, unter denen sich wieder eine Reihe feingestimmter Abhandlungen namhafter Autoren finden.

Mann der alten Schule war, der, ehrenhaft, aber etwas ängstlich, an seinem Legationsrath die beste Stütze fand. Die von Kalnoky in Vertretung Apponyi's geschriebenen Berichte machten im Auswärtigen Amte zu Wien durch ihre Sorgfalt und phrasenlose Präzision den besten Eindruck. Kaiser Franz Joseph selbst sprach sich damals zu dem älteren Bruder Kalnoky's anerkennend über sie aus. Neben Kalnoky wirkte zu jener Zeit Ernst v. Plener, der spätere Führer der deutschen Linken, als Legationssekretär; die beiden Männer schlossen sich, wiewohl Kalnoky neun Jahre älter war, enge aneinander, da sie sich durch den Ernst ihres Wesens und die Gründlichkeit der von ihnen betriebenen Studien vielfach ergänzten und gegenseitig förderten."

Nach der Schilderung der Anfänge der diplomatischen Thätigkeit Kalnoky's wird seine Wirksamkeit in St. Petersburg gewürdigt:

„Als Botschafter in St. Petersburg empfand Kalnoky die Abneigung Gortschakows gegen die Politik Oesterreich-Ungarns, welches auf die im Berliner Vertrag vorgeschriebene Räumung der Balkan-Halbinsel von den russischen Truppen bestand. Schon damals half der russische Kanzler die Verbindung Rußlands und Frankreichs gegen die Zentralmächte anknüpfen. Kalnoky verfolgte nun stets die Politik, auf der Ausführung des Berliner Vertrages zu bestehen, dabei jedoch die Empfindlichkeit Rußlands möglichst zu schonen; es war und blieb das Ziel seiner Wirksamkeit, ein friedliches Abkommen mit der nordischen Macht zur Lösung der Balkanfrage zu vereinbaren, und dies umsomehr, als er im Januar 1880 bei der Durchreise nach St. Petersburg den Fürsten Bismarck in Berlin sprach und sich von der entschiedenen Absicht des Kanzlers überzeugte, die Verbindung mit Rußland zu pflegen und sie nur ungern und im äußersten Nothfalle dem Bündniß mit Oesterreich zu opfern. Während der Mission Kalnoky's in St. Petersburg kam ein wichtiger diplomatischer Akt zustande, an dem Kalnoky hervorragenden Antheil nahm; zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland wurde ein Abkommen getroffen, in dem sie sich unter Versicherung ihrer friedlichen Absicht bedeutungsvolle Zugeständnisse machten; der Wiener Hof versprach, der Vereinigung Bulgariens und Ostrumeliens zuzustimmen, „si elle se faisait par la force des choses"; dagegen wurde es Oesterreich-Ungarn freigestellt, Bosnien und die Herzegowina der Monarchie förmlich einzuverleiben, wenn sie dies für angezeigt fände. Zudem wurde in Bezug auf einen streitigen Punkt des Meerengen-Vertrages eine Rußland günstige Auslegung vereinbart.

Der Minister des Aeußern, Frhr. v. Haymerle, wurde nach kurzer Amtsthätigkeit am 10. Oktober 1881 durch einen jähen Tod hinweggerafft. Kurz vorher hatte Kalnoky einen Urlaub zum Besuche Wiens erhalten; er machte aber jetzt davon keinen Gebrauch, um nicht den Anschein zu erwecken, als ob er sich um das Amt eines Ministers bewerbe. Bald erhielt er jedoch ein amtliches Schreiben des Inhalts, er sei zum Nachfolger Haymerle's bestimmt. Er antwortete, daß er sich durch seine 27jährigen Erfahrungen im auswärtigen Dienste und seine Kenntniß der europäischen Höfe dem diplomatischen Theile dieser Aufgabe wohl gewachsen fühle, er gebe jedoch zu bedenken, daß er den inneren Verhältnissen des Reiches durch seine lange Abwesenheit fernstehe, daß er keine Stütze in den Parlamenten, keine Anlehnung an den maßgebenden Parteien besitze; für die Lösung innerer Konflikte bringe er nicht die nothwendigen Fähigkeiten mit. Der Kaiser ließ diese Bedenken nicht gelten, und er wurde am 20. November 1881 mit dem Amte eines Ministers des kaiserlichen Hauses und des Aeußern und mit dem Vorsitz im gemeinsamen Ministerrath betraut.

In der ersten Periode seiner Amtswirksamkeit — bis zur Vertreibung des Fürsten Alexander von Bulgarien (November 1881 bis August 1886) — war seine Bemühung vorzugsweise darauf gerichtet, das Bündniß mit Deutschland zu befestigen und dabei einem Konflikt mit Rußland vorzubeugen."....

„Schon damals nun setzten die Kritiker der Politik Kalnoky's bei der bulgarischen Frage an und hoben hervor, er verzichte ohne Noth auf alle Initiative in der orientalischen Frage und verlasse damit den Weg, den Graf Andrassy mit der Occupation Bosniens betreten hatte. Kalnoky aber ließ sich, um Oesterreich-Ungarn vor einem Krieg mit Rußland zu bewahren, von seiner Politik der Vertragstreue nicht abdrängen. Freilich konnte Oesterreich-Ungarn ihre Frucht, die förmliche Einverleibung Bosniens, nicht pflücken, da Rußland aus Abneigung gegen den unabhängig gesinnten Fürsten Alexander von Bulgarien die Vergrößerung seines Landes durch Ostrumelien nicht zugeben wollte; und damit entfiel auch die Oesterreich zugesagte Gegenleistung.

Mitten in diese schwankenden Zustände fiel der Staatsstreich von Philippopel (18. September 1885) und die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien. Es war der erste Einbruch in das Berliner Vertragswerk. Unter dem ersten Eindruck dieses unerwarteten Ereignisses erwachte in Wien wie in St. Petersburg das Mißtrauen, man habe von der anderen Seite die Revolution gefördert. Bald stellte sich heraus, daß Rußland auf dem Balkan eine empfindliche Schlappe erlitten hatte, und da Kalnoky den Verdacht der Zweideutigkeit von sich abwehren wollte, erklärte er sich, obwohl die Schaffung eines unabhängigen Bulgarien dem österreichischen Interesse entsprach, aufs formellste gegen den revolutionären Akt, blieb sorgfältig auf der Linie der korrekten Auslegung des Berliner Vertrages und nannte in der Rede vom 7. November 1885 die Führer der großbulgarischen Bewegung Streber, deren Vorgehen, wenn verallgemeinert, die Anarchie auf der Balkan-Halbinsel zur Folge haben müsse. Ja, als König Milan unklug genug war, sich zum Schützer der Autorität des Sultans und des auf dem Balkan bedrohten Gleichgewichtes aufzuwerfen, und Bulgarien angriff, wurde er zwar von Oesterreich-Ungarn vor dem Losschlagen gewarnt, er sah aber die ausgesprochenen Sympathien des Wiener Kabinets auf seiner Seite und wurde auch thatsächlich nach der bei Slivnitza erlittenen Niederlage durch die Autorität Oesterreich-Ungarns vor einer Demüthigung durch Bulgarien geschützt: der österreichisch-ungarische Gesandte in Serbien, Graf Khevenhüller, erschien im Lager Alexanders und verlangte im Namen Kaiser Franz Josephs, daß der Bulgarenfürst seinen Siegeszug auf serbischem Gebiet einstelle und die Waffen niederlege.

Die Politik Kalnoky's fand nun den entschiedensten Gegner an dem Grafen Andrassy. Dieser vom Geiste kühner Initiative erfüllte Staatsmann betrachtete die Occupation Bosniens lediglich als den Beginn einer weit ausgreifenden Orientpolitik Oesterreich-Ungarns und hielt eine solche für wesentlich gefördert durch den Bund mit Deutschland, nach dessen Abschluß er Kaiser Franz Joseph eröffnet hatte: „Nun sind Eurer Majestät die Thore zum Orient eröffnet". Er hatte bei seinem Rücktritt vom Amte angenommen, er werde nochmals zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten berufen werden, eine Hoffnung, die sich allerdings beim Tode Haymerle's nicht erfüllte. Der Kaiser äußerte sich, die Gaben Andrassy's und Kalnoky's abwägend, dahin, der ungarische Staatsmann sei geeigneter, in einer Zeit zu wirken, da ein politischer Knoten zerhauen werden müsse, Kalnoky dagegen, wenn ein solcher behutsam zu lösen sei. Jetzt, im Herbst 1886, reichte Andrassy eine

Denkschrift über die orientalische Frage ein, die herben Tadel gegen die Politik Kalnoky's aussprach. Er fand, daß seine Nachfolger sich die Freiheit des Handelns durch das mit Rußland geschlossene Uebereinkommen eingeengt hätten. Solche Abmachungen mit Rußland seien nach seiner Ansicht ganz zu vermeiden, da Oesterreich dadurch gehindert werde, seine Ziele auf der Balkan-Halbinsel mit Kraft und Entschlossenheit zu verfolgen. Wenn die Monarchie, die sich ja auf Deutschland stützen könne, ihre Interessen mit Nachdruck und ohne gerade Rußland herauszufordern wahre, so werde sich dieses bescheiden müssen und es ebensowenig wie 1879 auf einen Waffenkampf ankommen lassen. Jetzt sei der Augenblick zum Handeln gekommen: denn es sei für Oesterreich-Ungarn höchst werthvoll, daß Bulgarien seine Verbindung mit Rußland gelöst habe, um sich selbständig zu machen. In solchen Bestrebungen seien die Balkanstaaten auf das kräftigste zu unterstützen; indem Oesterreich-Ungarn auf diese Weise als Hort der Unabhängigkeit des Balkans auftrete, könne es dessen Völkerschaften enger an sich knüpfen.

Diesen Einwendungen begegnete Kalnoky durch die Erinnerung an die Thatsache, daß auch Andrassy seine Erfolge durch Vereinbarungen mit Rußland vorbereitet habe, vorerst durch das seit 1871 gepflegte sogenannte Dreikaiser-Bündniß und später durch die Abmachung von 1876; auf Grund der letzteren konnte Rußland den Angriff gegen die Türkei wagen, Oesterreich-Ungarn aber die Erwerbung Bosniens für gesichert halten. Die Politik der Nachfolger Andrassy's bewege sich auf derselben Linie. Kalnoky versicherte übrigens, daß, wenn Rußland sich je über die Verträge hinwegsetzen sollte, es auch ihm an Festigkeit in der Abwehr nicht fehlen werde. — Es wäre verlockend, des näheren auszuführen, wie bei dieser Diskussion der beiden hervorragendsten Staatsmänner Oesterreich-Ungarns jener Zeit die zwei verschiedenen Methoden erwogen wurden, nach denen die Politik der Monarchie im Orient geführt werden kann: entweder im Einvernehmen mit Rußland, oder aber in kühnem Ausgreifen auf der Balkanhalbinsel, wodurch freilich die Gefahr eines Kriegs unmittelbar nahegerückt wurde.

Sehr bald fand Kalnoky Gelegenheit zu beweisen, daß auch er volle Energie aufzubieten imstande sei, wenn Rußland in die Interessensphäre Oesterreich-Ungarns übergreife. Als Fürst Alexander von Bulgarien durch russische Söldlinge gefangen gesetzt und trotz seiner rühmlichen Rückkehr nach Sofia zur Abdankung genöthigt wurde, als der Zar dann den General Kaulbars nach Bulgarien schickte, um das Land unter seinen Willen zu zwingen, da bedrohten nicht mehr die Bulgaren sondern Rußland den europäischen Frieden, und der Zar schien sich den Landweg nach Konstantinopel mit Waffengewalt sichern zu wollen. Die öffentliche Meinung, zumal in Ungarn, trat auf Seite des muthig seine Unabhängigkeit vertheidigenden Volkes und Graf Kalnoky, der sich mit Lord Salisbury und Crispi verständigt hatte, stellte sich Rußland auf das bestimmteste entgegen. Diesen Gesinnungen gab vorerst der ungarische Ministerpräsident Tisza Ausdruck, indem er im Reichstag zu Budapest als Anschauung Oesterreich-Ungarns erklärte, nur die Türkei hätte kraft ihrer Souveränität das Recht zu bewaffnetem Einschreiten in Bulgarien, sonst aber keine Macht; Rußland könne das Protektorat über das Land nicht in Anspruch nehmen; eine Aenderung in den Machtverhältnissen auf der Balkanhalbinsel könne nur mit Zustimmung aller Signatarmächte des Berliner Vertrags stattfinden. Tiefverletzt über diese stolze Sprache äußerte sich der Zar damals zu einem österreichischen Diplomaten: Hr. v. Tisza habe Rußland und damit ihn selbst beleidigt."

Nach einer ausführlichen Darstellung der für den Weltfrieden gefährlichen Krisis von 1887 fährt der Aufsatz fort:

„In demselben Maße aber, da sich die Spannung zwischen Deutschland und Rußland löste, fand auch eine Besserung der Beziehungen des Wiener und des St. Petersburger Kabinets statt. Rußland hatte in den russisch-türkischen Kriegen 1854 und 1878 die schlimme Erfahrung gemacht, daß, solange sich die habsburgische Macht ungebrochen in einer feindseligen Flankenstellung befinde, seine auf der Balkanhalbinsel kämpfenden, und sei es auch siegenden Truppen doch zuletzt zur Rückkehr genöthigt seien; Oesterreich-Ungarn aber zuvor anzugreifen und niederzuwerfen, diese Absicht hätte auch den Krieg mit Deutschland herbeigeführt. Unausgesetzt arbeiteten unterdessen die Botschafter Deutschlands und Oesterreich-Ungarns in St. Petersburg, Schweinitz und Wolkenstein, an der Begleichung der Schwierigkeiten; und endlich kam es im Januar 1888 zu einer Auseinandersetzung zwischen Kalnoky und dem russischen Botschafter in Wien, Lobanow, welche die Kriegsgefahr zwar nicht ganz bannte, aber erheblich milderte. Diese beiden Männer waren vielfach Gegensätze; Kalnoky ganz in den Aufgaben seines Amtes aufgehend, der künftige russische Kanzler dagegen meist gelehrten Forschungen und künstlerischen Neigungen lebend, wenn ihn nicht schöne Frauen ablenkten: nur wenn Lobanow vor großen politischen Fragen stand, entfaltete er sein ganzes diplomatisches Können. Kalnoky und Lobanow stimmten aber jetzt in dem Hauptpunkt überein, daß es ein Abenteuer wäre, um Bulgariens willen einen Krieg zu entzünden; setzte Lobanow doch, wie sich später zeigte, der russischen Politik in Ostasien ganz andere und größere Ziele. Sie fanden sich jetzt, als der Zar sich nach langem inneren Kampf entschloß, Bulgarien seinem Schicksal zu überlassen und sich ganz von dem, wie er glaubte, undankbaren Volk abzuwenden.

Dabei blieb es auch, selbst als Kaiser Franz Joseph einige Jahre später den Besuch des nicht anerkannten Fürsten Ferdinand von Bulgarien und Stambulows empfing und seine Hand weiter schützend über Bulgarien hielt. Kalnoky konnte allerdings den Sturz Stambulows so wenig hindern wie seine Ermordung; aber selbst als Fürst Ferdinand — schon nach dem Rücktritt Kalnoky's — wieder zu Rußland hinüberschwenkte, konnte sein Werk, die Selbständigkeit Bulgariens, für gesichert gelten.

Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse während der Herbstmonate September, Oktober, November 1899.

Br. Der diesmalige Herbst entsprach in seinem ersten Monat September durchaus nicht der sonst in diesem Monat herkömmlichen Witterung: er war weder warm, noch hell und trocken, sondern kühl, trüb und naß. Nur um den 5. herum gab es einige schöne, sommerliche Tage, an denen die normale Temperatur um 5 bis 6° überschritten wurde. (Der Thermometer zeigte in München am 5. auf über 28° C., am 6. auf über 27°; in Berlin an diesen beiden Tagen über 28° C.) In den übrigen Tagen blieb die Luftwärme meist erheblich unter dem Monatsmittel. Frost kam nur auf den Höhestationen (Schneekoppe und Brocken) vor. Das Minimum wurde mit —2.6° auf der Schneekoppe erreicht, wo auch an 4, bezw. an 3 Tagen Schnee fiel. Der unangenehme Eindruck der Witterung wurde durch die häufigen und auch reichlichen Niederschläge, infolge der meist westlichen und südwestlichen Winde, noch verstärkt. Es fielen in München besonders am 10., 12. und 13. September ungewöhnlich viel Niederschläge, den 12. allein wurden 78 mm, den 13. 64.3 mm gemessen. Auch der nachfolgende zweite Herbstmonat Oktober war kühl, aber heiter und trocken, nur in der ersten Oktoberwoche fielen in München reichliche Niederschläge. Diese meist heiteren, nachts und in den Morgenstunden jedoch empfindlich kühlen Tage hielten fast den ganzen Monat hindurch bei

meist westlichen und nordwestlichen Winden an, so daß in München vom 19. bis 21. Oktober und am 26. die Temperatur des Morgens unter 0° sank (den 20. Oktober bis —1.7° C.). Im allgemeinen lag die Luftwärme unter dem vieljährigen Monatsmittel. Erst gegen Ende des Monats (vom 27. an) schlug das Wetter um und es folgten einige ganz ungewöhnlich warme, trübe und regnerische Tage. Diesen warmen und trüben Tagen folgte als dritter Herbstmonat ein warmer November, der jedoch im allgemeinen wohl dem Witterungscharakter des Monats entsprach und sehr trüb, windig und niederschlagreich war. Bis zum 7. November waren die Tage bei meist südlichen und südöstlichen Winden sonnig und warm wie Maitage. Am 8. wurde das Wetter unruhig und trüb, wobei die Temperatur um 2 bis 7° C. über der normalen lag. Um die Mitte des Monats wurde das Wetter zwar etwas kühler, so daß in München am 17. und 18., in Berlin erst am 21. die Temperatur etwas unter 0° C. sank. Bald wurde die Temperatur der Luft jedoch wieder wärmer, so daß zu Ende des Monats nur an wenigen Orten die Morgentemperaturen gelinden Frost zeigten (München den 27. November —1.9° C.). Der November war im allgemeinen so warm, wie er seit vielen Jahren, in denen meteorologische Beobachtungen vorliegen, nicht gewesen war. Die höchsten Temperaturen überstiegen mehrfach 20° C., die niedrigsten Temperaturen wurden auf der Schneekoppe mit —13° C. und auf dem Brocken mit —8.2° C. vermerkt. Niederschläge bestanden fast nur aus Regen, selten und vorübergehend fiel in den Gebirgsgegenden Schnee. Diesem Verhalten der Witterung entsprachen auch im allgemeinen die Gesundheitsverhältnisse. Namentlich war der Einfluß der Witterung auf das Vorkommen von akuten Entzündungen der Athmungsorgane und akuten Darmkrankheiten deutlich ersichtlich. Im September haben sowohl in den meisten inwie in den ausländischen Berichtsorten akute Erkrankungen der Athmungsorgane erheblich abgenommen, bei der kühleren Temperatur, die im Oktober vorherrschte, nahm ihre Zahl wieder zu und stieg auch noch im November fast allgemein, während akute Darmkrankheiten im September, wenn auch seltener als im August, doch immer noch in sehr vielen Fällen zum Tode führten und erst im Oktober und noch mehr im November verschwanden und die Zahl der durch diese Krankheitsformen bedingten Sterbefälle auf den normalen Stand herabging. Zahlreiche Todesfälle an akuten Entzündungen der Athmungsorgane wurden in den drei Monaten aus München, Nürnberg, Augsburg, Barmen, Berlin, Breslau, Frankfurt a. M., Köln, Leipzig, Braunschweig, Hamburg, Amsterdam, Antwerpen, Brüssel, Budapest, Kopenhagen, London, Lyon, Moskau, Paris, St. Petersburg, Prag, Rom, Stockholm, Triest, Venedig, Warschau, Wien, New-York mitgetheilt. Selten zeigten sich im September Erkrankungen an Influenza als Todesursachen. Amsterdam und Zerbst melden je 2, Moskau 3, Paris und St. Petersburg je 4, Berlin 6, London 17 Todesfälle. Im Oktober wurden etwas mehr Todesfälle gemeldet: Moskau 4, Paris 6, Hamburg 7, St. Petersburg und New-York je 8, Berlin 11, London 41. Im November stieg die Zahl der mitgetheilten Todesfälle an Influenza noch höher, doch blieben sie vielfach vereinzelt. Mehrfache Todesfälle gelangten aus Breslau, Bromberg, Hamburg, Stettin je 2, aus Braunschweig 3, aus Paris 11, aus New-York 10, aus St. Petersburg 12, aus Moskau 21, aus Berlin 28, aus London 80 zum Bericht. Ein ausgedehnteres epidemisches Auftreten ist noch nicht ersichtlich.

Sterbefälle an Lungenschwindsucht zeigten, wie immer bei dem Eintritt der naßkalten Witterung, eine Steigerung. Dagegen erfuhren akute Darmkrankheiten mit dem allmählichen Eintritt der kühleren Witterung eine fast allgemeine Abnahme. In dem immer noch relativ warmen September erlagen auch noch eine große Zahl von Kindern diesen Krankheitsformen. So war die Zahl derselben in München (sogar größer als im August), Nürnberg, Aachen, Barmen, Berlin, Breslau, Danzig, Dortmund, Düsseldorf, Essen, Frankfurt a. M., Gladbach, Halle, Hannover, Köln, Magdeburg, Rixdorf, Stettin, Dresden, Leipzig, Löbtau, Stuttgart, Mannheim, Bremen, Braunschweig, Straßburg i. E., Amsterdam, Antwerpen, Brüssel, Budapest, Christiania, Glasgow, Kopenhagen, London, Lyon, Moskau, Odessa, Paris, St. Petersburg, Warschau, Wien, New-York, Rom (August) eine viel größere als sonst im September. Erst in dem kühleren Oktober und November sank die Zahl der Todesfälle erheblich und nur in wenigen Orten (Augsburg, Berlin, Brüssel, St. Petersburg, Paris, Prag u. a.) war die Zahl der Sterbefälle im November größer als im Oktober. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle betrafen diese Sterbefälle kleine Kinder, besonders Säuglinge. Mit der Abnahme dieser Todesfälle nahm auch die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit ab; sie war schon im September kleiner als im August, so daß von je 10,000 Einwohnern, auf das Jahr berechnet, in Hamburg 82, in Berlin 83, in Stuttgart 84, in Dresden 93, in München 112 Säuglinge starben. Im Oktober mit der größeren Abnahme dieser Sterbefälle waren die entsprechenden Zahlen in derselben Reihenfolge der Städte 44, 45, 38, 62 und 109 und im November 38, 45, 39, 59 und 87. Diese Abnahme der Säuglingssterblichkeit äußerte auch auf die Gesammtsterblichkeit einen ersichtlichen Einfluß. Im September, bei noch ziemlich bedeutender, aber doch gegen den August erheblich verminderter Sterblichkeit des Säuglingsalters stieg die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pro Mille) von 10 im August auf 20, während die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (über 35.0 pro Mille) von 65 im August auf 14 sank. Im Oktober bei weiterer Abnahme der Betheiligung des Säuglingsalters an der Sterblichkeit stieg die Zahl der deutschen Orte mit geringer Sterblichkeit auf 63, im November auf 77, während die Zahl der Orte mit hoher Sterblichkeit im Oktober auf 6, im November auf 3 herabging. Das Maximum der Sterblichkeit, das im August Beeck mit 74.4 pro Mille betrug, erreichte im September derselbe Ort mit 68.2 pro Mille, im Oktober Lipine mit 44.5 pro Mille, im November wiederum Beeck mit 39.8 pro Mille. Unter den bayerischen Städten war in keinem der drei Monate die Sterblichkeit eine so hohe. In allen drei Monaten erreichten Beeck, Grabow, Inowrazlaw, im Oktober und November Herne, Lipine und Löbtau diese Höhe. Dagegen erfreuten sich von bayerischen Städten Aschaffenburg, Erlangen, Landau, Neustadt a. d. H. schon im September, Bayreuth, Kaiserslautern, Kempten auch im Oktober, Ingolstadt und Speyer auch im November einer recht niedrigen Sterblichkeit. Auch in vielen Orten des Inlandes, von denen wir hier nur Flensburg, Schöneberg, Wiesbaden, Offenbach, Ludwigsburg, Ulm, Schwerin i. M., Weimar, Coburg (im September), Bielefeld, Charlottenburg, Frankfurt a. M., Halberstadt, Kassel, Koblenz, Spandau, Stuttgart, Darmstadt, Bremen, Lübeck, Hagenau (im Oktober), Barmen, Frankfurt a. O., Kolberg, Krefeld, Minden, Münster, Wesel, Bautzen, Pirna, Freiburg i. B., Karlsruhe, Hamburg (im November) nennen wollen, war die Sterblichkeit eine geringe. Von den größeren Orten des Auslands war nur in Amsterdam die Sterblichkeit in allen drei Monaten eine so geringe, in Rom in den Monaten August, September, in Christiania im Oktober und November. Sehr groß war aber, besonders im Oktober und November, die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit, in denen die Sterblichkeitsziffer zwischen 15.0 und 20.0 pro Mille blieb. Die Zahl derselben stieg im September von 31 im August auf 71, im Oktober auf 117 und im November war sie noch ein wenig höher, 119. Von bayerischen Orten seien aus dem September Bayreuth, Frankenthal, Hof, Kaiserslautern, Pirmasens und Würzburg, aus dem Oktober Ansbach, Bamberg, Frankenthal, Hof, Ingolstadt, Ludwigshafen, Regensburg, aus dem November Amberg, Erlangen, Frankenthal, Hof, Kempten und Ludwigshafen erwähnt. Die beigegebene Uebersichtstabelle zeigt, welche von den größeren Städten des In- und Auslands in diesen drei Monaten sich einer günstigen Sterblichkeit erfreuten.

Bezüglich der Ausbreitung und des Ganges der großen Volkskrankheiten blieb unser Augenmerk zunächst auf das Vordringen der Pest gerichtet, die seit Anfang Juni den europäischen Boden betreten, ihr unheimliches Wirken in Porto ausübte. Im allgemeinen scheinen die in Porto angewandten und allmählich mit Energie durchgeführten Vorsichtsmaßregeln gute Früchte getragen zu haben; denn die Zahl der wöchentlich von dort gemeldeten Erkrankungen und Todesfälle blieb im ganzen eine beschränkte. Vom Ausbruch der Pest (5. Juni) bis Ende November, also während sechs Monaten, sind

288 Erkrankungen zur amtlichen Meldung gekommen, die in 100 Fällen zum Tode geführt haben. Außerdem wurden noch aus Braga 2 Erkrankungen und aus Lissabon die tödlich endende Selbstinfektion des Dr. Pestana berichtet, die zu keiner weiteren Erkrankung führte. Einzelne verschleppte Fälle wurden Ende September und Anfang Oktober aus Vendanova, Barguim de Baixo und um Mitte Oktober aus Guimaraes und Barcillos mitgetheilt. Von weiteren in den drei Monaten in Europa vorgekommenen Pestfällen gelangte aus Triest ein Todesfall eines Bootsmannes auf einem türkischen Dampfer („Polis Mytilene") zur Kenntniß, sowie, daß auf einem aus Bombay kommenden, in Plymouth den 14. Oktober ankommenden englischen Dampfer ein Heizer an Pest erkrankt sei. In beiden Fällen sind weitere Erkrankungen nicht vorgekommen. Ferner starb in Beirut (11. September) ein aus Alexandria kommender Grieche an Pest. Auf dem österreichischen Dampfer „Berenice" sind, als derselbe sich auf der Höhe der Cap Verdischen Inseln befand, am 10. September 3, am 13. noch eine weitere Person an Pest gestorben. Es hat sich ergeben, daß auf dem Schiffe mehrere todte Ratten als von Pest infizirt gefunden worden sind. In Alexandria kamen im September und Oktober noch mehrere vereinzelt gebliebene Erkrankungen und Todesfälle an Pest vor, der letzte Fall ereignete sich am 4. November; seit jenem Tage war daselbst bis Ende November kein weiterer Fall bekannt geworden. Von der deutschen Reichsregierung sind im Anschluß an schon früher erlassene Verordnungen verschiedene Maßregeln gegen die Einschleppung der Seuche und zur Belehrung des Publikums erlassen worden, namentlich ist den Seebehörden eine strenge Beaufsichtigung der aus verseuchten Gegenden kommenden Schiffe anbefohlen worden, auch soll auf den in heimischen Häfen liegenden Schiffen größere Aufmerksamkeit dem verschiedenen Ungeziefer, speziell den Ratten, als besonderen Verbreitern der Pest, gewidmet werden. Es dürfte bei streng durchgeführter Wachsamkeit doch gelingen, einer ausgebreiteten Invasion der Seuche wirksam entgegenzutreten. In Britisch-Ostindien herrschte die Seuche in den drei Herbstmonaten in bald größerer, bald weniger großer Ausdehnung. In verschiedenen Staaten und Bezirken, wie im Punjab, Hyderabad, Mysore, Nagpur, wo die Pest bereits im Juli und August als erloschen gemeldet wurde, erfolgten Ende August und im September wieder neue Ausbrüche. In der Stadt und Präsidentschaft Bombay, sowie in Puna ließ die Epidemie bis Mitte und Ende September nach, nahm dagegen in Nasik, im Belgaum-Bezirk, ferner in Dharwar, Bijapur und in Kolhapur zu. Anfang Oktober war aber in ganz Indien wieder eine Zunahme ersichtlich (über 1000 Fälle mehr), die um Mitte des Monats wohl etwas nachließ, zu Ende Oktober aber wieder, besonders in den südlichen Markatta-Staaten und Sholapur, größere Ausdehnung gewann. In Calcutta, Nagpur und Mysore hielt die Abnahme auch noch bis Mitte November an, während sich in der zweiten Hälfte des Monats wieder eine Steigerung der Pestfälle einstellte. Die Pest zeigte sich noch in anderen asiatischen Ländern und kam auch in verschiedenen afrikanischen Gebieten (abgesehen von Alexandrien) zum Vorschein. So wird aus Jask am persischen Meerbusen das Vorkommen von Pest gemeldet; in Bushir sei die Epidemie in der Abnahme. In China war Anfang August Swatow frei, auch Amoy (seit Mitte August); dagegen brach die Seuche Ende August in Newchwang aus. Auf Formosa (Japan) herrschte die Pest Mitte Juli und August heftig, war jedoch Ende August im Erlöschen, doch wurde Mitte Oktober wieder das Auftreten der Seuche aus Taipch und Twatutia und vom 13. November auch aus Kobe mitgetheilt. Der Hafen von Port Louis (auf Mauritius) war seit Anfang August verseucht. In Penang (Straits-Settlements) ist seit Mitte August kein neuer Fall vorgekommen. In Asunoion (Paraguay) zeigten sich schon seit Juli im Hafen pestverdächtige Erkrankungen. Es wurde aber ärztlicherseits in Abrede gestellt, daß wirkliche Pestfälle vorlägen; seit Mitte Oktober wurde jedoch der Nachweis von Pestbazillen mit Sicherheit erbracht. Einzelne Fälle kamen im Oktober auf Santos, im November in Sao Paulo (Brasilien) vor. Auf Réunion wurde Ende Oktober in Saint-Denis ein Neuausbruch der Pest festgestellt. Auch in Madagascar wurde das Vorkommen von Pest seit Mitte September in Tamatave nachgewiesen, deßgleichen Anfang Oktober im Hafen von Antoirane und in Diego Suarez. Ende November war eine Abnahme in Tamatave ersichtlich. Nachdem Mitte September auf Mozambique, besonders in Magude, pestverdächtige Fälle von neuem vorkamen, die Seuche aber angeblich Ende September erloschen war, wird vom 4. November aus Lourenço Marques der Ausbruch von Pest gemeldet.

Ein zweiter unliebsamer orientalischer Gast machte sich auch in der letzten Zeit in der Türkei bemerklich, die Cholera, und zwar kam aus Bassora um Mitte Oktober die Mittheilung, daß unter den Beduinen, besonders in Mohammera und Umgegend, die Cholera ausgebrochen sei und man im November ihre Verbreitung nach Bagdad befürchte. Um Mitte November war die Epidemie in der Umgegend von Bassora in der Abnahme, Bassora selbst cholerafrei. Dagegen gewann die Epidemie in der Umgegend, in Schatt el Arab, Amara, Nasrin und Suckes schiuch, sowie in Ahwaz und Mascat größere Verbreitung, während sie in Mesopotamien auf den Bezirk Hai beschränkt zu sein scheint. In Djevadir am Persischen Golf herrschte die Cholera gleichfalls; seit Anfang November wurden von da 380 Todesfälle gemeldet. Von den Behörden werden energische Maßregeln gegen die Weiterverbreitung angeordnet. Dagegen scheint das Gelbfieber in den amerikanischen Staaten abzunehmen. Im August zeigte sich Gelbfieber sowohl in Brasilien, Cuba, Costa Rica, Mexico und in verschiedenen Städten der Vereinigten Staaten, ferner in Havana, Alaguela, Panama, Jalapa, Orizaba, Cosa Maloapam, Tuxpan, Vera Cruz, Key West in mäßiger Ausdehnung, in vielen anderen Orten in mehr oder minder vereinzelten Fällen, in Florida, Punta Arenas, Amealco, San Juan u. a. Im September und Oktober nahmen die Fälle noch mehr ab, so daß mit Ausnahme von Vera Cruz, Key West, Miami und Curaçao aus den meisten der heimgesuchten Orte nur vereinzelte Fälle zur Meldung kamen. Im November meldeten nur New-Orleans, Havana, Vera Cruz, Curaçao, Tuxpan, Key West eine beschränkte Zahl von Todesfällen an Gelbfieber, so daß das Erlöschen der Epidemie in naher Aussicht stand. In Japan herrschte im August, September, Oktober die Ruhr epidemisch. Es kamen in der genannten Zeit über 20,000 Erkrankungen und über 4000 Todesfälle zur Anzeige.

Von den bei uns in Europa häufiger epidemisch auftretenden Infektionskrankheiten gewannen Masern, Scharlach und Diphtherie in den drei Herbstmonaten größere Verbreitung, während typhöse Fieber und Keuchhusten, besonders in deutschen Orten weniger zum Tode führten und Pocken in deutschen Städten fast gar nicht, in nichtdeutschen Großstädten etwas häufiger als in den Sommermonaten zur Anzeige kamen. Masern, die schon in den Sommermonaten vielfach in deutschen wie in Orten des Auslandes epidemisch vorkamen, zeigten in den Herbstmonaten weitere Verbreitung und traten in zahlreichen Orten recht bösartig auf. So herrschten Masern in Furth, Nürnberg, Würzburg, Berlin, Barmen, Borbeck, Frankfurt a. M., Hildesheim, Stettin, Dresden, Leipzig, im November auch in Auerbach, Bamberg, Essen, Karlsruhe, Köln, Plauen, Budapest, Glasgow, Dublin, London, St. Petersburg, Wien, Warschau, New-York. Sehr bösartig verliefen, namentlich im November, Masern in Bamberg, Furth, Nürnberg, Würzburg und Dublin. Außer aus den erwähnten Berichtsorten gelangten zahlreiche Erkrankungen an Masern aus den Regierungsbezirken Düsseldorf, Erfurt, Hildesheim, Königsberg, Stettin, Wiesbaden zur Anzeige. Auch das Scharlachfieber, das schon im September eine größere Zahl von Sterbefällen als im August veranlaßt hatte, forderte im Oktober und November noch mehr Opfer. Die Zahl der Sterbefälle war schon im September in Berlin, Breslau, Dortmund, Duisburg, Eisleben, Elberfeld, Gelsenkirchen, Gleiwitz, Langendreer, Lipine, Magdeburg, Oppeln, Paderborn, Leipzig, Bukarest, Budapest, London, Moskau, St. Petersburg, Prag, Triest, Warschau eine größere, sie stieg aber im Oktober in den meisten der genannten Orte, sowie auch in Greifswald, Königsberg, Oberhausen zeigte im November meist eine weitere Steigerung und nur in wenigen Orten (Berlin, Breslau, Hamburg, Leipzig) eine Abnahme. Zahlreiche Erkrankungen an Scharlach wurden, außer aus vielen Berichtsorten, noch

aus den Regierungsbezirken Arnsberg, Düsseldorf, Posen und Schleswig berichtet. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup war im September sowohl in den deutschen wie in sehr vielen nichtdeutschen Städten eine mäßig hohe; nur in wenigen Orten herrschte Diphtherie in epidemischer Weise, wie in Inowrazlaw, Landsberg a. W., Göppingen, London, St. Petersburg. Im Oktober nahm die Zahl der Todesfälle in Berlin, Charlottenburg, Eisleben, Leipzig, Hamburg, London, Moskau, St. Petersburg, New-York zu, dagegen in München, Göppingen, Inowrazlaw ab und stieg im November vielfach wieder, wie in Berlin, München, Dresden, Hamburg, Plauen, London, Moskau, St. Petersburg, Stockholm, Triest, Warschau, Wien, New-York u. a. Erkrankungen gelangten aus den größeren Berichtsorten, sowie aus dem Regierungsbezirk Düsseldorf in zahlreichen Fällen zur Meldung. — Wie immer im Herbst, war auch im September das Vorkommen von Unterleibstyphus ein häufigeres; so war die Zahl der Sterbefälle besonders in Berlin, Mülheim a. d. R., Stettin und namentlich in Pforzheim ein gesteigertes. Auch in London, Odessa und im August in Rom waren typhöse Fieber zahlreicher als im Vormonat, während in Paris, St. Petersburg, Warschau, New-York die Todesfälle einen geringen Nachlaß aufwiesen. Im Oktober war in Berlin, Mülheim a. d. R., Stettin, Pforzheim, Odessa, Paris, St. Petersburg eine weitere Abnahme, dagegen in Königsberg, London, Rom (September), Warschau, New-York eine Zunahme ersichtlich, welch letztere in London, Paris, St. Petersburg auch im November noch eine weitere Steigerung zeigte.

Flecktyphus zeigte sich im September häufiger, doch meist in vereinzelten Fällen. So kamen aus Borbeck, Halberstadt, Havre, Speyer, Moskau je 1, aus Oldenburg 2, aus St. Petersbnrg 4, aus Warschau 7 Todesfälle zur Mittheilung. Im Oktober wurden nur aus Oldenburg 1, aus Warschau 4, im November aus Prag 1, aus Moskau und Warschau je 2 Todesfälle gemeldet. Erkrankungen wurden im September aus Berlin und aus den Regierungsbezirken Arnsberg und Trier vereinzelte, aus Warschau 17, aus St. Petersburg 25 Erkrankungen mitgetheilt, im Oktober aus St. Petersburg 8, aus Warschau 10, im November aus dem Regierungsbezirk Trier 3, aus St. Petersburg 6, aus Warschau 7. Auch Erkrankungen an Genickstarre zeigten sich in deutschen Orten im September nur vereinzelt, so in Berlin, Hamburg, München, Nürnberg und den Regierungsbezirken Düsseldorf, Hannover, Königsberg, Wiesbaden, ferner in Kopenhagen und Wien, im Oktober in München und den Regierungsbezirken Minden, Posen, Stade; im November kamen aus Altona, Berlin, Breslau, München, Wien und aus den Regierungsbezirken Arnsberg, Düsseldorf, Königsberg, Schleswig, Stralsund vereinzelte, aus Hamburg (2), Kopenhagen (3) Erkrankungen zur Anzeige. Todesfälle gelangten nur aus New-York in größerer Zahl zum Bericht (für alle drei Monate 70); aus St. Petersburg und Wien wurden je 1, aus Moskau 4 im September, aus Kopenhagen und St. Petersburg je 1, aus Moskau 6 im Oktober, aus Prag 1, aus Moskau 2 Todesfälle im November mitgetheilt. — Dem Keuchhusten erlagen in den Herbstmonaten weniger Kinder als in den Sommermonaten; in Berlin und London war ihre Zahl erheblich geringer geworden. — Von Pocken blieben die deutschen Orte in den ersten beiden Herbstmonaten fast ganz verschont; im Oktober kamen nur aus dem Regierungsbezirk Posen 1 Erkrankung, im November aus München 2, aus dem Regierungsbezirk Schleswig 1, aus dem Regierungsbezirk Königsberg 11 Erkrankungen zur Anzeige. Todesfälle an Pocken kamen aus deutschen Orten nicht zur Kenntniß, nur aus Berlin ward im November 1 Todesfall an Windpocken berichtet. Von größeren Städten des Auslandes wurden im September aus Paris 5, aus Antwerpen 6, aus Warschau 10, aus St. Petersburg 70 Erkrankungen gemeldet. Im Oktober nahm die Zahl der Erkrankungen zu, so daß aus Budapest 2, aus Paris und New-York je 3, aus Antwerpen 20, aus Warschau 30, aus St. Petersburg 79 und im November aus New-York 8, aus Antwerpen 19, aus Paris 21, aus Warschau 49, aus St. Petersburg 138 Erkrankungen gemeldet wurden. Die Zahl der Todesfälle war nur in Antwerpen, St. Petersburg und Warschau eine größere. Es starben in diesen Orten in den drei Monaten 16, bezw. 17, bezw. 67 Personen an Pocken. Sonst kamen noch aus Krakau, Lyon und New-York je 1, aus Moskau 7 Todesfälle an Pocken zum Bericht. Als größere Epidemie herrschten die Pocken in den Herbstmonaten in Brasilien, wo sie in Floreanopolis, sowie in Laguna und Tuberao eine größere Zahl von Todesfällen hervorriefen. Im Oktober war jedoch die Epidemie in der Abnahme.

Von bei uns seltener vorkommenden Infektionskrankheiten kamen an Tollwuth im September aus Berlin 1 Erkrankung (nach dem Institut für Infektionskrankheiten von auswärts übergeführt), ferner aus Bukarest, Mailand je 1, aus Moskau 2 Todesfälle, im Oktober aus St. Petersburg 2, im November aus Moskau 1 Todesfall zur Mittheilung. An Trichinosis gelangten im Oktober 2 Erkrankungen aus Berlin zur Anzeige. Die seltene Erkrankung an Rotz kam aus St. Petersburg in 2 Fällen (eine davon tödlich endend) zur Meldung. Etwas häufiger wurden Erkrankungen an Milzbrand beobachtet. So wurden im September aus dem Regierungsbezirk Lüneburg 4, und im November aus Wien und dem Regierungsbezirk Minden je 1, aus dem Regierungsbezirk Schleswig 2 Erkrankungen zur Kenntniß gebracht. Todesfälle an Milzbrand wurden im September 3 aus New-York und 1 aus Moskau, ferner aus New-York und Rom je 1 (Oktober) und aus Moskau, St. Petersburg und New-York je 1 aus dem November berichtet. In Hamburg kam im September 1 Todesfall an Lepra vor.

Vergleichende Uebersicht der Sterblichkeit in den Herbstmonaten September, Oktober, November 1899.

(Nach den Veröffentlichungen des kaiserlichen Gesundheitsamts.)

Namen der Städte	September	Oktober	November
Augsburg	20.9	20.8	20.6
München	23.6	23.7	21.8
Nürnberg	28.9	25.8	24.4
Würzburg	19.8	23.7	28.7
Altona	17.7	16.0	16.6
Berlin	20.0	17.8	17.3
Breslau	25.3	21.8	22.4
Frankfurt a. M.	18.4	14.9	15.3
Hannover	17.4	17.1	13.7
Köln	25.5	13.0	19.0
Königsberg	21.5	20.7	21.5
Magdeburg	22.7	18.9	15.7
Stettin	23.7	24.1	19.3
Wiesbaden	13.6	14.6	15.2
Dresden	20.1	17.8	17.8
Leipzig	23.5	18.1	17.7
Stuttgart	16.9	12.3	13.2
Karlsruhe	21.1	15.1	14.4
Braunschweig	23.4	17.3	15.7
Hamburg	18.2	15.9	14.6
Straßburg i. E.	19.5	16.7	15.6
Metz	23.6	17.5	19.3
Amsterdam	13.2	13.2	13.3
Antwerpen	19.2	17.4	17.0
Brüssel	17.7	17.8	16.2
Budapest	18.6	19.0	20.0
Christiania	17.0	13.3	13.9
Edinburg	20.4	17.5	17.5
Glasgow	20.9	17.8	19.9
Kopenhagen	19.2	14.8	17.6
London	19.1	18.9	18.0
Lyon	18.6	15.9	18.0
Moskau	24.5	24.3	24.8
Odessa	22.5	21.1	19.4
Paris	15.7	18.0	17.7
St. Petersburg	20.9	20.2	23.0
Prag	21.9	21.3	21.6
Rom [1]	13.7	14.0	15.4
Stockholm	16.0	15.1	15.4
Triest	25.0	24.8	26.9
Venedig	17.5	18.2	21.2
Warschau	30.4	27.8	23.3
Wien	17.0	16.6	17.5
New-York	17.1	17.8	16.5

[1] August, September, Oktober.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. **Anton Schlossar: Briefwechsel zwischen Erzherzog Johann Baptist von Oesterreich und Anton Graf v. Prokesch-Osten.** Nebst Auszügen aus den Tagebuchblättern des Erzherzogs Johann über seinen Aufenthalt in Athen im November 1837. Mit zwei Portraits und zwei Handschriften-Faksimiles. Stuttgart 1898 bei A. Bonz u. Cie. — Die Liebe zur Steiermark und zu Gesammt-Oesterreich war das natürliche Bindeglied, welches den Erzherzog Johann und den Minister v. Prokesch-Osten verband. Seit 1830 traten Beide in nähere Bekanntschaft und wurden immer inniger befreundet, wofür der vorliegende Briefwechsel Zeugniß ablegt. Derselbe betrifft in erster Linie die Verhältnisse in Griechenland seit Johanns dortigem Besuche im November 1837. Johann war ungemein gefeiert worden, hatte aber die Augen offen gehalten und mit Wehmuth die schwankende Lage des jungen Thrones erkannt; er wie Prokesch waren Freunde Griechenlands und grämten sich über die mißlichen Verhältnisse unter König Otto, Beide sagten Otto und der Königin Amalie offen und ehrlich die Wahrheit, Beide suchten zwischen Fürst und Volk Brücken zu schlagen und ungeeignete Rathgeber und Ohrenbläser zu verdrängen, ihre Stimmen verklangen aber ungehört. Otto blieb abhängig von der Einmischung seines romantischen Vaters und von bayerischen Einflüssen, stieß die Griechen häufig vor den Kopf, war voll Mißtrauen, entbehrte aller Selbständigkeit und lernte sein Volk viel zu wenig persönlich kennen; die übertrieben zahlreiche Beamtung führte zu unerträglicher Vielschreiberei und Vielregiererei, und Otto selbst war mehr Kanzleidirektor als Monarch; ihn fesselte das kleine Detail der Verwaltungsarbeit und ließ ihn große Gesichtspunkte vergessen; man erließ endlose Gesetze, impfte Griechenland lauter fiskalische Künste ein und gab schließlich im März 1844 eine Konstitution, die nicht begriffen werden konnte. Und welche Intriguen bereitete das Ausland, voran Palmerston, nach Prokeschs Urtheil der unfähigste britische Staatsmann, und Lyons! Sie wollten die Regierung Otto's von Großbritannien ganz abhängig machen, Rußlands Einfluß zerstörend und mit Finanzzwang operirend, und Frankreich spann ähnliche Ränke. Gern wäre Prokesch längst von Athen weggegangen, um das Elend nicht sehen zu müssen, dem er und Johann nicht abhelfen konnten, Metternich aber kannte keinen besseren Vertreter Oesterreichs daselbst als ihn und so mußte Prokesch bis Frühling 1849 aushalten. Natürlich beschäftigte ihn in Athen die Lage der Türkei in hohem Maße; er war dem Gedanken ihrer Erhaltung ungemein günstig, sah mit Jammer ihre Zerrüttung, für die er Chosrew Pascha besonders verantwortlich machte, und erblickte ihr Heil nur im engsten Anschlusse an Oesterreich. — Das Jahr 1848 warf das alte Oesterreich zu den Todten, und der Briefwechsel beider Freunde kehrt sich nun in erster Reihe Oesterreich und Deutschland zu. „Daß eine andere Zeit kommen müsse," schreibt Johann am 10. August aus Frankfurt, wo er im Juli als Reichsverweser eingezogen war, „dies sahen gar Viele ein, ich sprach es oft seit Jahren aus, warnte, allein umsonst, in der letzten Periode — was habe ich mir die Füße abgelaufen, was gesprochen, geschrieben." Metternich, der von Johann Bewunderte, fiel und nun kam der Ruf nach Deutschland. „Da blieb nichts übrig, als annehmen, denn alles war auf die Spitze gestellt." Am 18. November bekennt er dem mitfühlenden Freunde: „Meine Aufgabe hier ist, zu halten, zu bewachen; ob es mir gelingen wird, das weiß Gott allein; ich muß das Werk der Verfassung zustande bringen helfen; ist dies einmal geordnet — —, dann ist meine Aufgabe gelöst. Da ich weder etwas begehrt, noch angenommen habe, sondern, alles im Stich lassend, hieher eilte, um dem vorzubeugen, wovor alle Fürsten zitterten, so stehe ich frei und ohne irgend eine Verpflichtung und kann meinen Entschluß fassen. Ich habe nie an der Krankheit des Ehrgeizes gelitten, ich werde nie eine Krone annehmen, sondern will in und für das Volk leben, wie bisher für die Menschheit wirken; daher — ist hier meine Aufgabe einmal gelöset, dann kehre ich in mein Vaterland zurück und lebe dort zurückgezogen. . . ." Und Tags darauf: „Meine Stellung mag ehrenvoll sein, aber beneidenswerth auf keinen Fall. Wir leben in Zeiten, wo es ein Wunder ist, wenn man nicht in ein paar Monaten politisch abgenützt ist." Die Verhältnisse in Frankfurt erwiesen sich immer mehr als unhaltbar, und nach Schmerlings Rücktritt fühlte sich Johann ganz isolirt. Am 30. April 1849 gestand er Prokesch: „Ich bin am Ende meines Lateins, von heute auf morgen zum Abtreten und zum Aufbruch bereit. Es liegt nicht allein in den Verhältnissen die Schuld, sondern hauptsächlich darin, daß man mich von allen Seiten sitzen ließ." In wahrer Verzweiflung sah Johann alles unter der Hand zerbröckeln, schwere Krankheit warf ihn nieder, es litt ihn nicht länger fern der Heimath und im Dezember 1849 verließ er, die Reichsverwesung niederlegend, Frankfurt. Seine politische Rolle war für immer ausgespielt. **Arthur Kleinschmidt.**

The Journal of Germanic Philology. Edited by *Gustaf E. Karsten.* Vol. II. Bloomington 1898, 1899. — Würdig reiht sich dieser zweite Band der gediegenen Zeitschrift seinem Vorgänger an, der in Nr. 156 der Beilage d. J. 1898 näher besprochen ist, so daß für diesmal, gleichwie bei den „Americana Germanica" (Nr. 191 v. J.) einige kurze Bemerkungen genügen. Zweck und Ziel der Zeitschrift sind dieselben geblieben, die einzelnen Beiträge sind durchweg streng wissenschaftliche, ernste und meist recht werthvolle Arbeiten, den verschiedensten Gebieten der germanischen Philologie, vorwiegend allerdings der englischen Sprach- und Literaturgeschichte aller Zeitläufte angehörig. Auch die Rezensionen sind sorgfältig und eingehend, theilweise bis zu eigenen, an neuen Beobachtungen reichen Abhandlungen ausgedehnt. — Leider hat die Zeitschrift und mit ihr die gesammte germanistische Wissenschaft vor wenigen Monaten durch den Tod eines ihrer Fachredakteure, des Professors **George Allison Hench** an der Ann Arbor-Universität in Michigan (Vereinigte Staaten), einen schweren Verlust erlitten. Kaum hatte sich das Grab über Rudolf Kögel geschlossen, so raffte der Tod auch diesen jungen, hochbegabten Gelehrten dahin, dem sein Freund Calvin **Thomas** im letzten Heft des „Journal" (S. 550—554) einen warmen Nachruf widmet. Da das Hinscheiden des verdienten Mannes seinerzeit hier nur ganz kurz gemeldet wurde (Beil. 199 d. J. 1898), seien daraus einige nähere Angaben über seinen Lebensgang mitgetheilt. Geboren am 4. Oktober 1866 in einem Dörfchen Pennsylvania's, machte Hench verschiedene Schulen durch und studirte dann an der John Hopkins-Universität in Baltimore, in Berlin und Wien deutsche Philologie. 1890 übernahm er in Ann Arbor die Lektorstelle für Deutsch, 1891 schon wurde er „Assistant Professor of German" und 1896 Professor der deutschen Sprache und Literatur. Näher als die hervorragenden Verdienste, welche sich Hench als Lehrer und Pädagog nach den rühmenden Worten Calvin Thomas' erwarb, stehen uns seine Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiet, um derentwillen sein Name auch bei uns zu denen besten Klangs gehört. Seine erste Arbeit war die Frucht seiner Wiener Studien, eine neue sorgsame Ausgabe der althochdeutschen „Monsee-Wiener Fragmente" mit Noten und grammatischer Einleitung, die erst 1890 als Baltimorer Dissertation bei Trübner in Straßburg erschien, dann im Jahre 1891 von demselben Verlag in zweiter Auflage, vermehrt um ein eingehendes Glossar, ausgegeben wurde. Das zweite, noch größere und wichtigere Werk von ihm ist „Der althochdeutsche Isidor. Faksimileausgabe des Pariser Kodex nebst kritischem Text der Pariser und Monseer Bruchstücke. Mit Einleitung, grammatischer Darstellung und ausführlichem Glossar," erschienen als 72. Heft der „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker", Straßburg 1893. Beide Arbeiten sind mit Recht Musterleistungen und Meisterstücke philologischer Genauigkeit und Gründlichkeit genannt worden. Leider hat ihn später seine amtliche Stellung wissenschaftlicher Thätigkeit allzu sehr ferngehalten, und es sind aus jüngerer Zeit nur noch einige feinsinnige und bedeutsame Aufsätze in Fachzeitschriften von ihm vorhanden. Mit großer Thatkraft und Selbstüberwindung entzog er sich seinen geliebten Studien, um mehr Zeit für seine anstrengenden Lehraufgaben verwenden zu können. Auf einer pädagogischen Studienreise nach Deutschland im Jahre 1897 zog er sich eine Krankheit zu, an deren Folgen, einer theilweisen Lähmung des Halses und des rechten Armes, er fortan zu leiden hatte. Als er im letzten Sommer nach ungewöhnlich anstrengender Berufs-

thätigkeit in den White Mountains Erholung und Herstellung seiner Gesundheit suchte, stürzte er am 12. August bei einem Radausfluge so unglücklich auf den Kopf — jene Lähmung des Armes verhinderte das Eintreten der schützenden Reflexbewegung —, daß er am 16. desselben Monats nach einer vergeblichen Operation an den erlittenen Gehirnverletzungen starb, viel zu früh für seine Freunde, seine Schüler, seine Wissenschaft. — Sein Bild ziert das letzte Heft des „Journal of Germanic Philology", das ihm viel zu verdanken hatte.

H. Jantzen.

-rt- **Totale Sonnenfinsterniß.** Trotz der äußeren Wirren hat die englische Astronomische Gesellschaft bereits mit den Vorbereitungen zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß vom 28. Mai d. J. begonnen. Sie hat jüngst mit der Royal Mail ein Abkommen getroffen, wonach bei genügend zahlreicher Betheiligung ein Postdampfer dieser Linie für den gedachten Zweck auf mehrere Wochen zu ihrer Verfügung stehen wird. Nach den schon jetzt getroffenen Vereinbarungen wird dieses Schiff am 18. Mai Abends von Southampton aus in See stechen, Cadiz und Alicante anlaufen und dort diejenigen Theilnehmer ans Land bringen, welche die Finsterniß in Spanien oder Portugal zu beobachten beabsichtigen. Alsdann setzt das Schiff seine Fahrt bis Algier fort und bleibt dort bis zum 29. Mai stehen, um über Alicante, Gibraltar und Lissabon wieder nach Southampton zurückzukehren. Für diejenigen Theilnehmer, welche in Algier beobachten, wird das Schiff während ihres dortigen Aufenthalts als Hotel dienen.

* In voriger Woche ist der Erfinder der elektrischen Lokomotive, der Direktor des am Nonnendamm in Spandau errichteten Kabelwerks der Aktiengesellschaft Siemens u. Halske, Bror Hemming Weßlau, nach kurzer Krankheit gestorben. Der Dahingeschiedene, ein geborener Schwede, gehörte zu den ersten Kapazitäten auf dem Gebiete der Elektrizität. Er ist der erste Erfinder der elektrischen Lokomotive gewesen. Zu gleicher Zeit wie Edison beschäftigte er sich mit diesem Problem, wurde aber mit seiner Lokomotive ein Jahr früher als Edison fertig und ist dem Patentbureau in Washington zufolge als Erfinder der ersten elektrischen Lokomotive der Welt zu betrachten. Weßlau war am 15. Juni 1841 in einem kleinen Ort im südlichen Schweden geboren, verließ 1862 Schweden, dessen Verhältnisse ihm zu klein waren, trat zuerst eine Stellung beim Vulkan in Stettin an und erhielt 1876 einen Posten bei Siemens u. Halske in Berlin, wo er sich großes Vertrauen erwarb. Hier war es, wo er den ersten Entwurf seiner elektrischen Lokomotive ausarbeitete. Als die Firma Siemens u. Halske ihr Kabelwerk von Berlin nach Charlottenburg verlegte, wurde Weßlau mit Anlegung der Fabrik betraut, und konstruirte alle zu dem Kabelwerk gehörigen Maschinen. Auch das später auf Spandauer Gebiet errichtete neue Kabelwerk, eines der größten der Welt, wurde unter Weßlau's Leitung angelegt.

* In **Stockholm** fand am 19. Januar eine Versammlung der Schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geologie statt, bei welcher der Dozent Otto Nordenskjöld (wohl ein Verwandter des bekannten Polarforschers) Vorschläge betreffs Theilnahme Schwedens an der Erforschung der Süd-Polargegenden machte. Redner leitete seinen Vortrag mit einer kurzen Darstellung der Geschichte der Süd-Polarforschungen ein, er erinnerte daran, daß die antarktischen Gebiete ca. 16 Millionen Quadratmeilen Land und Meer umfassen, die noch völlig unerforscht sind. Aus den letzten Jahren sind jedoch bedeutende Forschungsreisen zu verzeichnen, die Expeditionen des Belgiers De Gerlache und des Norwegers Borckgrevingk, sowie die deutsche Expedition der „Valdivia" unter der Leitung des Professors Chun; aber trotzdem bleibt noch sehr viel zu thun übrig. Es sind daher auch zwei große Expeditionen für den Sommer 1901 geplant, eine deutsche und eine englische, von denen die letztere nach Victoria-Land und erstere nach den Kerguelen und dem Meere südlich davon geht. Zwischen den Forschungsgebieten dieser beiden Expeditionen liegt eine Strecke von etwa 180 Längengraden, die noch nicht erforscht ist. In diesen Gegenden ist im Februar 1833 der Walfischfänger Weddel bis zu dem südlichsten bis dahin erreichten Punkt, dem 74. Grad 5 Min. südlicher Breite, vorgedrungen. Diese Breite ist später nur noch einmal überschritten worden, nämlich von James Roß im Victoria-Land. Eine gut ausgerüstete Expedition könne jedoch noch viel weiter nach Süden vordringen und dadurch viel zur Lösung der Südpolar-Frage beitragen; namentlich handle es sich darum, zu erforschen, ob am Südpol ein Kontinent, ein sechster Erdtheil, existirt. Die schwedische Expedition werde Ende Juli 1901 von Schweden abgehen, dann 1—2 Monate während des antarktischen Frühlings zu Forschungszwecken in Feuerland bleiben und Anfang Dezember die Reise nach den Süd-Shetlands-Inseln fortsetzen, wo eine Sommerstation angelegt und ein Theil der Expedition mit Winterausrüstung versehen an Land gebracht wird. In Uebereinstimmung mit dem zwischen der deutschen und der englischen Expedition vereinbarten Programm werden hier magnetische und meteorologische Observationen und auch biologische und geologische Studien gemacht werden, während das Schiff mit der Hauptabtheilung der Expedition um Neujahr 1902 weiter nach Süden vordringen wird. Bei den Forschungen nach einem eventuellen sechsten Kontinent wird die Expedition natürlich auch zoologische und botanische Studien machen. Ende März 1902 soll das Schiff zu der Station auf den Süd-Shetlands-Inseln zurückkehren, um sich schließlich von dort aus wieder nach Schweden zurückzubegeben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Leo Tolstoj: Auferstehung. Uebersetzt von Tronin-Frapan. 3. Auflage. Berlin, F. Fontane u. Co. 1900. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. Herausgegeben von Gustav Schmoller. 24. Jahrgang, 1. Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — Alfr. Wengler: Invalidenversicherung nach dem Gesetze vom 13. Juli 1899. (Katechismus der deutschen Arbeiterversicherung 3. Theil.) Leipzig, J. J. Weber 1900. — *Baron Charles Mourre:* D'où vient la décadence économique de la France? Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. — Theod. Birt: Deutsche Wissenschaft im 19. Jahrhundert. (Marburger akademische Reden 1900, Nr. 1.) Marburg, N. G. Elwert 1900. — Dr. C. Mehlis: Touristische Erfahrungen im Rheinlande. Mannheim, R. Stephan 1900. — Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. Beiblatt zum Zentralblatt für Bibliothekwesen. Herausgegeben von Dr. A. Graesel. 1. Jahrgang, Nr. 1 und 2. Leipzig, Otto Harrassowitz 1900. — Magnus Biermer: Der Rhein-Elbe-Kanal. (Separatabzug aus: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reiche.) Leipzig, Duncker u. Humblot. — Dr. Arthur Brase: Der Arbeitermangel in der deutschen Landwirthschaft, seine Ursachen und die Mittel zur Abhülfe. Schöneberg-Berlin, F. Telge 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Graf Gustav Kalnoky.

Von Heinrich Friedjung.

II.

„Der Konflikt von 1887 wurde mit größerer Ausführlichkeit erzählt, weil das damalige Verhalten Kalnoky's die Methode seiner Politik am deutlichsten hervortreten läßt. Unmittelbar darauf stand Graf Kalnoky im Höhepunkt seiner Laufbahn. Allerdings waren die Anhänger Andrassy's, der 1890 nach schwerem Leiden starb, der Ansicht, sein Nachfolger hätte sich lediglich mit der Abwehr begnügt und damit wäre der Augenblick zur Ausdehnung der Machtsphäre der Monarchie nach Süden versäumt worden. Aber Niemand durfte in Abrede stellen, daß Kalnoky die Ziele, die er sich gesteckt, aufs ehrenvollste erreicht hatte; er konnte verlangen, daß man ihm nicht eine Entfaltung der Macht Oesterreich-Ungarns zumuthe, die nicht im Einklang stand mit der inneren Kraft des Reichs, wie er sie abschätzte. Ihm schien es eben bedenklich, einen, wenn auch vorerst nur diplomatischen, Offensivstoß gegen Rußland zu unternehmen, der zum Krieg führen konnte. Was eine genialere Natur an seiner Statt durchgesetzt hätte, bleibe dahingestellt; ihm widerstrebte es aber, in der Politik auf das Spielerglück zu rechnen, das von Männern wie Bismarck oder Cavour nicht selten herausgefordert wurde. Dabei muß beachtet werden, daß bei den unendlich verwickelten Verhältnissen der habsburgischen Monarchie eine durchgreifende Politik nicht so möglich ist wie in den Ländern mit national einheitlicher Bevölkerung. In den geschlossenen Nationalstaaten fühlt sich ein große Ziele verfolgender Minister von der Volksmeinung getragen; in Oesterreich-Ungarn dagegen muß besonnene Staatskunst mühsam dasjenige ersetzen, was dort durch die Schnellkraft nationaler Impulse geleistet wird. In all dem ist der Umfang wie die Grenze seines Könnens aufs deutlichste zu erkennen. Er wollte den Krieg mit Rußland vermeiden, und er vermied ihn, ohne Schwäche zu zeigen. Es hätte sogar seinen Wünschen entsprochen, wenn ein volles Einvernehmen mit Rußland herbeigeführt worden wäre. Kalnoky war eben mehr zäh als unternehmend, seine Stärke lag mehr in der Vertheidigung als im Angriff.

Mit den Jahren hatten sich die charakteristischen Seiten seines Wesens verschärft und vertieft. Immer war er eine ernste, in sich abgeschlossene Natur gewesen; als Minister ging er vollständig in der Arbeit auf, in der er sich nie genug that. Es ist erstaunlich, welche Fülle von Briefen, Depeschen, Denkschriften aus seiner Feder hervorging; er leistete darin so viel, daß sich die höheren Beamten des Auswärtigen Amts beklagten, der Minister lasse ihnen nichts zu thun übrig. Da er sich zumeist nur mit sich berieth, glaubte er auch die Form dieser Schriftstücke am besten mit der eigenen Feder fertig stellen zu können. Einwendungen, die ihm dann gemacht wurden, hatte er zumeist früher selbst in sich verarbeitet. Das gab seinem Wesen etwas bestimmtes, selbst abweisendes. Wohl war er weicher Regungen fähig, aber er hielt viel darauf, sich vollständig zu beherrschen; darin ging er soweit, daß er auf diejenigen, mit denen er bloß im amtlichen Verkehr stand, den Eindruck der Kälte machte. Indessen ging, wie alle Diplomaten bezeugen, der Verkehr mit ihm, sowie es sich um Geschäfte handelte, aufs bequemste von statten. Denn er war klar im Ausdruck, Feind jeder Phrase, stets in voller Kenntniß aller, auch entlegener Angelegenheiten; Zug um Zug wickelte sich bei Verhandlungen mit ihm Alles ab, schon weil er bei der großen Arbeitslast, die er sich auflud, jede Abschweifung mied und ablehnte. Von sich selbst, seinen Neigungen und seinem Verdienste war bei ihm nie die Rede; ja er schien in seinem nicht geringen Stolze verletzt, wenn man ihm ein Wort der Anerkennung sagte. Er fühlte sich, da er die habsburgische Macht nach außen vertrat, als großer Herr, der es nicht nothwendig hatte, sich aufzuspielen, um etwas in der Welt zu gelten. Er lebte überhaupt ganz in aristokratischen Anschauungen und Kreisen, außer diesen hatte er keine Verbindung, selbst keine geistige Anknüpfung. Damit hing auch der Gleichmuth zusammen, mit dem er das hinnahm, was die Presse über ihn sagte; er empfing keinen ihrer Angehörigen, und er verstand es auch nicht, auf diesem ebenso empfindlichen wie wichtigen Instrument zu spielen. So war er denn, außer in den diplomatischen und aristokratischen Kreisen, nahezu unbekannt, eine respektirte, aber unnahbare Gestalt. Das wurde ihm später schädlich, als er mit der öffentlichen Meinung Ungarns in Konflikt gerieth. Indessen, wenn ihn Fernstehende für hochmüthig hielten, so mußten sie doch zugestehen, daß sein Auftreten sich nicht wesentlich änderte, ob er mit gewöhnlichen Menschenkindern verkehrte oder mit fremden Souveränen. Wenn er zum Kaiser beschieden wurde, so staunten die Hofbeamten, wie er in den Vorzimmern den Schritt nicht beschleunigte; es spricht für ihn, daß sie fanden, er verkehre auch mit den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses „die Nase in der Luft“. Sein hoher Begriff nicht von sich selbst, aber von der Würde, mit der er als Vertreter der Monarchie nach außen bekleidet war, kam, wie Augenzeugen berichten, auch bei seinen fast alljährlichen Begegnungen mit dem Fürsten Bismarck zum Ausdruck. Wenn er auch in dem deutschen Reichskanzler einer durch den Reichthum seiner Natur und seine unvergleichliche historische Stellung überlegenen Persönlichkeit gegenübertrat, so verlor er doch neben ihm nichts an der Freiheit und dem Selbstbewußtsein seines Auftretens. Im geselligen Verkehr mit Bismarck und bei den gemeinsamen Mahlzeiten schlug Kalnoky den leichten, leise scherzhaften Ton an, der ihm als Weltmann eigen war; in den politischen Unterredungen mit ihm blieb er so fest und ernst

wie sonst. Es ist festzustellen, daß er sich mit seiner geradlinigen, nüchternen, durchsichtigen Methode der Führung der Geschäfte neben der vielgestaltigen Kühnheit seines großen Zeitgenossen würdig behauptete.

Je mehr sich die Stellung Kalnoky's in der äußeren Politik befestigte, desto gewichtiger wurde auch sein Wort bei der Berathung der inneren Angelegenheiten der Monarchie, besonders Oesterreichs. Allerdings stand ihm im Weg, daß er und Ministerpräsident Graf Taaffe, der frühere Jugendgespiele und jetzige Vertrauensmann des Kaisers, in ihrer Lebensauffassung ganz auseinandergingen; Kalnoky's schwerflüssiges Naturell stimmte schlecht zu dem leichten Sinn Taaffe's, der wohl mit kaum zu übertreffender Geschicklichkeit die Verlegenheiten des Tages zu überwinden verstand, aber die Sorge um die Zukunft mit einem Achselzucken, mit einem Scherze abzulehnen pflegte. Kalnoky fühlte sich beinahe verletzt, wenn Graf Taaffe die Mittheilungen, die er ihm über die äußere Politik machte, mit wirklicher oder vorgeschützter Gleichgültigkeit und mit der Versicherung hinnahm, es bedürfe bei seinem vollen Vertrauen in die Thätigkeit des Ministers des Aeußern keiner Auseinandersetzung. Vielleicht war dies nur eine der Jagd- und Fuchslisten, durch die sich der gewandte Minister der Nothwendigkeit entzog, seinerseits wieder dem Grafen Kalnoky über seine innere Politik Rede zu stehen. Denn von Tag zu Tag zeigte sich deutlicher, daß Kalnoky die Methode des Grafen Taaffe nicht billigte." . . .

Taaffe blieb dabei, zwischen Deutschen und Tschechen die Waage zu halten, indem er auf ihren Gegensatz rechnete, den er bald zu sänftigen und bald zu nähren für gut hielt. Zuletzt aber wollte diese Rechnung nicht stimmen; denn die Tschechen, kühn gemacht durch die Nachsicht, die auch ihren trotzigsten Forderungen gegenüber nie den Ernst der Abwehr zeigte, drangen immer ungestümer auf die Errichtung eines selbständigen Staates der böhmischen Krone, und die Widersetzlichkeiten in der Bevölkerung Prags gegen die Organe des Staates und der öffentlichen Sicherheit häuften sich zuletzt so bedrohlich, daß die Regierung am 13. September 1893 den Ausnahmezustand in Prag verfügen mußte. Nun war Taaffe, um im Reichsrath die Mehrheit zu behaupten, in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, mit der deutsch-fortschrittlichen Partei und vor allem mit Plener abzuschließen, denen er aber als seinen, wie er glaubte, nie zu versöhnenden Feinden mißtraute. Um dem auszuweichen, versuchte er die Kette seiner offenen und geheimen Widersacher durch einen unerwartet kühnen Vorstoß zu durchbrechen: in tiefstem Geheimniß, ohne seine Parteifreunde im Abgeordnetenhause, insbesondere den Grafen Hohenwart, ohne auch den Minister des Aeußern zu verständigen, brachte er am 23. Oktober 1893 im Parlament eine Vorlage ein, nach der wohl die Sitze des Großgrundbesitzes und der Handelskammer unverändert bleiben, alle anderen Mandate aber nach gleichem, direktem, allgemeinem Wahlrecht vergeben werden sollten. Auf diese Weise hoffte er die größeren bürgerlichen Parteien, besonders die deutsche Linke und die jungtschechische Partei, zu zerschlagen, da aus dem neuen Wahlmodus in erster Linie die Klerikalen, dann auch die Christlich-Sozialen, Sozialdemokraten, sowie die kleineren Fraktionen Gewinn ziehen mußten. Finanzminister Steinbach, sein Rathgeber in diesen Entwürfen, nahm an, daß solche Zerbröckelung des Parteiwesens die Macht der Regierung stärken müsse und daß sich auf diese Weise ein demokratisch-imperialistisches System begründen ließe.

Kalnoky war, wie gesagt, ohne Kenntniß der Absichten Taaffe's geblieben; als nun der König von Griechenland, der an dem Tag der Einbringung der Vorlage in Wien weilte, ihn voll Interesse an der sich vollziehenden großen Wandlung über die voraussichtlichen Folgen des kühnen Schrittes befragte, befand sich der Minister des Aeußern in schwerer Verlegenheit. Er hielt es für eine arge Zurücksetzung, daß er bei so großem Anlaß umgangen worden war. Die Reform widerstrebte ihm aber zudem auch sachlich aufs tiefste, da er als strenger Konservativer das gewagte Spiel mißbilligte. Darin befand er sich mit dem Grafen Hohenwart und dem konservativen Adel in voller Uebereinstimmung. Er unterbreitete darauf dem Kaiser eine Denkschrift, in der er sich darüber beschwerte, daß er als Minister des Aeußern nicht bei einer Entschließung gehört wurde, deren Ausführung das Gefüge der Monarchie und in der Folge wohl auch die Stellung Oesterreichs zu den auswärtigen Fragen verändern mußte. Er billigte deßhalb auch die sich anbahnende Koalition der größeren bürgerlichen Parteien, der deutschen Linken, der Polen, Klerikalen mit den beiden Fraktionen des Adels, welche sich zum Sturz des Kabinets Taaffe zusammenfanden. Es entsprach seinem Wunsch, daß nach dem Rücktritt Taaffe's im November 1893 ein Kabinet eingesetzt wurde, das der Ausdruck der neuen parlamentarischen Mehrheit war. Er hatte Herrn v. Plener und dem Grafen Hohenwart stets nahegelegt, sich zu verständigen; und da er der Aristokratie eine führende Rolle in der Monarchie zuwies, hielt er es für einen Gewinn, daß sich zum erstenmal der deutsche und der tschechisch-feudale Hochadel zur Unterstützung eines parlamentarischen Ministeriums vereinigten."

Der Aufsatz gibt hierauf eine ausführliche Darstellung des Konflikts, der sich zwischen Kalnoky und dem ungarischen Ministerium in der Frage der Zivilehe erhob, und charakterisirt die Ansichten des Ministers des Aeußern folgendermaßen:

„Zu den Gegnern der Reform gehörte ursprünglich auch Graf Kalnoky. Man hat diese seine Haltung vielfach damit erklären wollen, daß er der klerikalen Richtung angehörte, und in Ungarn gilt bei der großen Menge diese politische Charakteristik Kalnoky's auch heute noch für eine feststehende Thatsache. Niemand Anderer indessen als sein größter Gegner Szilagyi verwarf später diese Annahme, er kennzeichnete Kalnoky vielmehr als Konservativen und nicht als Klerikalen, der nur insofern kirchliche Interessen förderte, als diese der gesellschaftlichen Schicht entsprachen, in der er sich bewegte — und nur deßhalb, weil er die Kirche für eine Stütze der staatlichen Autorität hielt, ohne welches Fundament alles andere zusammenbrechen müßte. In feiner Weise und in gleichem Sinn charakterisirte einmal Herr v. Plener, der Kalnoky sehr genau kannte, dessen Gesinnungen durch die Heranziehung eines Gesprächs, welches Lord Eldon, dereinst der unbeugsame Führer der hochkirchlichen Partei im englischen Oberhause, mit einem Bischof derselben Richtung führte. Dieser sprach sein Befremden darüber aus, daß Eldon, wiewohl ein Pfeiler der Kirche, niemals den Gottesdienst besuche, und darauf erwiderte Jener: „Ich bin ein Pfeiler der Kirche, aber nur von der Außenseite." Der Vergleich stimmt besonders deßhalb, weil auch Kalnoky sich des Kirchenbesuchs enthielt, so daß anzunehmen ist, die Dogmen des katholischen Glaubens hätten so wenig wie ihre Formen Macht über ihn geübt. Graf Kalnoky widerstrebte denn der Reform nicht grundsätzlich, aber ihm mißfiel der agitatorische Zug in der Politik der Führer der liberalen Partei. Er warf ihnen vor, daß sie sich für die Reform nicht aus sachlicher Nothwendigkeit, sondern aus Partei-Interesse einsetzten. Als darauf das Gesetz im Abgeordnetenhause angenommen, dagegen vom Oberhause abgelehnt wurde, als es sich ferner zeigte, daß die Krone sich mit der Magnatentafel in Uebereinstimmung befand, hielt es die Mehrheit des Abgeordnetenhauses für eine Frage ihrer Macht und Ehre, durch einen von unten geübten Druck die beiden anderen Faktoren der Gesetz-

gebung zum Beitritt zu zwingen. Es verletzte nun den Grafen Kalnoky als Monarchisten aufs tiefste, daß die Streitfrage sich immer mehr zu einer Kraftprobe zwischen der liberalen Parlamentsmehrheit und der Krone zuspitzte. Das liberale ungarische Ministerium stand nicht an, hiebei die Unterstützung der Kossuth-Partei hinzunehmen, welche sich in ihrer großen Mehrheit für die Zivilehe erklärte. Die ungarischen Politiker, Deak eingeschlossen, hatten es allerdings bei ihren Konflikten mit dem Hof nie anders gehalten; auch die gemäßigten von ihnen scheuten sich nicht, die Versicherung der Loyalität, die in ihrem Munde ohne Frage aufrichtig gemeint ist, mit dem halb besorgten, halb drohenden Hinblick auf die der Dynastie feindlichen Kräfte zu verbinden. Darin liegt erfahrungsgemäß die Stärke der magyarischen Politiker, darin die Quelle ihrer Erfolge. In jenem Augenblick nun trat die Verwicklung hinzu, daß der ehemalige Diktator Ludwig Kossuth in der Verbannung, unversöhnt mit der Dynastie, starb, und daß ganz Ungarn sich in großartigen Feierlichkeiten zu seinen Ehren überbot. Kalnoky hielt es für wünschenswerth, daß die Regierung die Rückkehr seines Sohnes Franz Kossuth nach Ungarn verhindere, dessen Rundreise durch das Land thatsächlich von beleidigenden Demonstrationen gegen die Dynastie begleitet war. Das Ministerium Wekerle dagegen stützte sich auf die öffentliche Meinung, bei der es eine außerordentliche Popularität genoß, und weigerte sich, Polizeimaßregeln gegen Franz Kossuth in Anwendung zu bringen, mit der, wie sich bald zeigte, richtigen Begründung, daß der Mann sich sehr bald als ungefährliche Mittelmäßigkeit entpuppen werde, während er als Märtyrer allerdings Bedeutung gewinnen könnte. In diesen Verhandlungen und Konflikten nun beklagte sich Graf Kalnoky mehr als einmal, daß von ungarischer Seite nicht immer die Zusagen eingehalten wurden, die auf sein Andrängen gegeben worden waren. Daran ist wohl so viel richtig, daß Wekerle, der, hervorragend als Finanzpolitiker, in politischen Dingen eine weichgeartete Natur war, oft in der Form nachgiebig schien und in Wien begütigend, halb zustimmend sprach; sobald er aber wieder nach Budapest zurückkehrte, wurde er von den eigentlichen Führern der Partei auf den Amboß gelegt und hart geschmiedet, so daß seine Reden im Parlament ganz anders klangen als die halben Zusagen, zu denen er sich in Wien herbeigelassen hatte. Kalnoky aber, in allen Ehrensachen streng gegen sich wie gegen Andere, sah darin ein unziemliches Spiel, das er streng tadelte. Mit seiner gewöhnlichen Offenheit machte er aus seiner Gesinnung kein Hehl: das Kabinet Wekerle-Szilagyi hatte in ihm einen erklärten Gegner, und durch das ganze Land ging ein Geschrei, daß er ein Feind Ungarns sei, ein Mittelpunkt der Hofkreise, welche die ererbte Selbstregierung Ungarns brechen wollten.

Diese Gegensätze führten schließlich zu dem Zusammenstoß mit dem nächsten ungarischen Kabinet Banffy und zu seinem Rücktritt:

Für Kalnoky stand es von vornherein fest, daß er und Banffy nicht nebeneinander im Rath der Krone bleiben könnten; und er hielt es für angemessen, selbst den Platz zu räumen. Es ging nachgerade über seine Kraft, einen Konflikt um den anderen mit den ungarischen Ministern auszufechten. Es hatte sich gezeigt, daß er bei diesen Zusammenstößen ganz allein auf sich angewiesen war. Er mißgönnte den Ungarn nicht den legitimen Einfluß auf die äußere Politik, aber er wollte ihn nicht noch vermehrt sehen; er hatte es für seine Pflicht gehalten, das Gleichgewicht zwischen den beiden Reichshälften zu erhalten, und es verschob sich allgemach vollständig zugunsten Ungarns. Gleich unzufrieden war er mit dem Gang der Dinge in Oesterreich; das Koalitionsministerium, dessen Bildung er gefördert hatte, war seinem Zusammenbruch nahe. Ebenso wie Banffy, so reichte auch er, und nun zum zweitenmal, die Bitte um Entlassung ein. Er legte dem Kaiser dar, daß es leichter sein werde, einen Nachfolger für ihn als für das ungarische Kabinet zu finden. Schon in der Krisis des Vorjahres war es schwierig gewesen, in Ungarn ein Ministerium zu bilden, dessen Mitglieder dem Kaiser nicht geradezu aufgedrängt waren; dagegen, und darauf wies er mit berechtigtem Stolz hin, hinterlasse er die äußere Politik im Zustand vollster Ordnung, den Dreibund gefestigt, die Orient-Wirren besänftigt. In diesem seinen Entschluß ließ er sich nicht wankend machen und der Kaiser konnte sich dem Gewicht seiner Gründe nicht verschließen. Der Monarch ließ Banffy zu sich bescheiden und sagte ihm kurz, nahezu ungnädig: er habe sich entschlossen, die Demission Kalnoky's anzunehmen; er wies Banffy ohne weitere Erläuterung an, mit dem Grafen Goluchowski, der zum Minister des Aeußern bestimmt sei, das Erforderliche abzumachen. Um so wärmer war der Abschied des Kaisers von Kalnoky, der seinen Nachfolger selbst vorgeschlagen hatte. In dem kaiserlichen Handschreiben vom 15. Mai 1895, in dem sein Entlassungsgesuch angenommen wurde, waren die großen Verdienste anerkannt, die er sich um den Herrscher und die Monarchie erworben hatte.

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Kalnoky zum Theil auf Reisen, zumeist aber auf seiner Besitzung Prödlitz in Mähren. Seine Gesundheit schien sich zu festigen, als er am 13. Februar 1898 unerwartet und nach kurzem Leiden vom Tode ereilt wurde. Auch während seiner Zurückgezogenheit vermied er, seinem Grundsatz treu, jedes Hervortreten in die Oeffentlichkeit, jeden Versuch, seine Thätigkeit als Minister des Aeußern in das Licht geschichtlicher Wahrheit zu rücken, das ihm nur zur Ehre gereichen konnte. Daher kommt es, daß sein Wirken im allgemeinen nicht genügend gewürdigt wird; bei seiner Zurückhaltung und Zurückgezogenheit erklärt es sich, daß auch die Nekrologe nach seinem Abscheiden sich, wenn man von dem trefflichen Artikel Pleners im Wiener „Fremdenblatt" absieht, nur in Allgemeinheiten bewegen und kein Bild seines Wesens geben. Er hatte der Welt gegenüber etwas unpersönliches an sich. Diese Eigenthümlichkeit bewahrte er bis übers Grab hinaus. Er hinterließ keine Aufzeichnungen über sein Leben und verfügte in seinem Testament, daß alle politischen Papiere, die sich in seinem Nachlaß finden sollten, an das Ministerium des Aeußern zurückzugeben seien. Und auch deren gab es nur eine geringe Anzahl, da er bei seinem Scheiden aus dem Amt nahezu alles bereits im Auswärtigen Amt zurückgelassen hatte. So blieben nur seine Privatbriefe im Besitz der Familie. So wenig beschäftigte ihn die Sorge um seinen Nachruhm; er begnügte sich damit, seine Pflicht gethan zu haben, und hegte das ruhige Bewußtsein, die äußere Politik der Monarchie durch 14 Jahre mit sicherer Hand gelenkt zu haben."

Denkwürdigkeiten von Edmondo de Amicis.[1]

Die Denkwürdigkeiten eines lebenden Schriftstellers liest man mit der Erwartung, recht viel über sein Leben zu erfahren. Das letzte Buch, das Edmondo de Amicis unter dem genannten Titel veröffentlicht hat und das in der Reihe der bei Fratelli Treves in Mailand zum erstenmal erschienenen oder wieder abgedruckten Werke des gefeierten Verfassers das zwanzigste ist, enthält viel des Interessanten, aber zu unsrer Enttäuschung beträchtlich weniger über seine eigene Person als wir erwarteten.

[1] *Edmondo de Amicis:* Memorie. Milano, Fratelli Treves, editori 1900. 407 S. in 16⁰. Lire 3.50.

Ein Vorwort fehlt. Das Inhaltsverzeichniß des neuen Buches enthält bedauerlicherweise keine Angabe darüber, wo diese 14 Kapitel früher herausgekommen sind; bei 11 Kapiteln finden wir indessen die Jahreszahl am Ende des Abschnittes (von den Jahren 1878 bis Oktober 1898); das letzte und wahrscheinlich auch bedeutendste Stück der Sammlung „In tua memoria, figlio mio" haben wir zu Anfang des vorigen Jahres in der römischen Zeitschrift „Nuova Antologia" gelesen. Selten ist der Schmerz eines Vaters über den Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes zu so beredtem Ausdruck gelangt wie hier. Der 21 jährige Student der Medizin, der den Vater auf seinen Reisen begleitet und ohne dessen Zuthun bereits auf literarischen Bahnen wandelt, erhält in der Darstellung des trostlosen Erzeugers eine Physiognomie, die ihn uns liebenswerth macht.

Es ist ein Beweis für das schriftstellerische Temperament des Verfassers, daß nach der traurigsten Erfahrung seines Lebens seine Thätigkeit nicht erlahmt ist. Die Verlagsbuchhandlung führt nämlich in der Liste der Werke des Autors zwei in Vorbereitung begriffene Arbeiten an. Die eine „Bambini e scolari" wird den Leser gewiß an den allzu reizbaren unglücklichen Jüngling erinnern, denn der Vater erzählt uns selbst, daß er wahrscheinlich kein Buch für die Jugend geschrieben haben würde, wenn er nicht die Elementarschule in dem alles verschönenden Spiegel der Seele seines Furio gesehen hätte. Und das Buch „Cuore. Libro per i ragazzi" ist nunmehr, abgesehen von einer illustrirten Ausgabe, in 235 Auflagen verbreitet, während andere Schriften des gelesensten unter den lebenden Schriftstellern Italiens sich mit ein paar Dutzend Auflagen begnügen müssen. Die neubearbeitete und vermehrte Ausgabe (1880) seines 1869 in Florenz erschienenen Erstlingswerkes „La vita militare" hat es allerdings schon zu 45 Auflagen gebracht.

1860 wollte der damals 13½ Jahre alte Edmondo de Amicis mit zwei Kameraden zu Garibaldi gehen, der bereits seinen Siegeszug auf Sicilien angetreten hatte. Das erste der zwar nicht datirten Stücke, die den Untertitel: „Denkwürdigkeiten aus der Jugendzeit" tragen, berichtet humorvoll, wie er die Flucht vorbereitet und wie die besorgte Mutter ihn daran hindert. Das vorletzte Stück, mit dem oben erwähnten zu der Unterabtheilung: „Heilige Erinnerungen" verbunden, gilt dem Andenken der geliebten Mutter, die er im Herbst 1898, wenige Monate vor dem Unglück mit seinem Sohne, im Alter von 80 Jahren verlor.

Der Verfasser trat als Sechzehnjähriger auf ein Semester in eine einem Abbate angehörige Vorbereitungsanstalt für die militärische Laufbahn in Turin ein. Deßhalb ist er imstande, im zweiten Stück „Die Hauptstadt Italiens im Jahre 1863" lebhaft und anschaulich zu schildern. Freilich ist seine Farbengebung in den Stücken, die vom Auslande handeln, noch glänzender. Dem jungen Kleinstädter werden von den Verwandten die Stadt, die Theater und die Berühmtheiten gezeigt, die damals aus ganz Italien in Turin zusammenströmten. Im Café Perla sieht er wie andere Emigrirte Francesco Crispi, und man erzählt ihm zu dessen Charakteristik: Minghetti sage, wenn Crispi sich erhebe, um zu sprechen, fürchte er immer, derselbe ziehe ein paar Pistolen aus der Tasche (S. 29). Als 1894 die Kammer geschlossen wurde, weil Cavallotti als Paladin der moralischen Frage dem Ministerpräsidenten hart zusetzte, behauptete ein Abgeordneter der Regierungspartei, Crispi sei wohl imstande, mitten in der Kammer auf eine Beleidigung durch den ihm nunmehr so verhaßten Redner mit einem Schusse zu antworten.

Tommaso Salvini, mit dem de Amicis später intim wird, sieht er damals in einer seiner Glanzrollen, im Sansone, und wundert sich etwas frühreif, daß viele liebenswürdige Zuhörerinnen ein bißchen zu fleißig das Trikot des Schauspielers beobachten. Eindruck macht ihm auch, daß ein Freund der Familie, der in der Loge neben ihm sitzt, den großen Künstler nur deßhalb bewundert, weil er an ihm kein Hühnerauge entdecken kann, während er selber von ihnen schrecklich geplagt ist.

Ganz lustig liest sich seine Verspottung jener Mitschüler, die den Schürzen nachlaufen und sich, um Eroberungen zu machen, um zehn Zigarren per Tag von einem Kameraden aus Bologna einen besonders schönen Ueberzieher entlehnen. Giovanni Prati verkehrte in seinen alten Tagen, als er längst Senator war, auf freundschaftliche Art mit seinem Rivalen Giuseppe Revere, der bis kurz vor seinem Tode sehr kräftig aussah, aber erst spät zu einem für seine Verdienste bescheidenen Staatsamte gelangte. Von dem Letzteren hatte man gehört, er wolle sich an dem Ersteren durch Ohrfeigen für ein Epigramm rächen. Ein gemeinsamer Freund in angesehener Stellung lädt die Widersacher zum Mittagessen ein, weil er sie versöhnen will. Als Revere unerwartet Prati vor sich sieht, stürzt er auf ihn zu, um ihn zu schlagen, und der Erstere entschlüpft ihm mit den Worten: „Ruhe, Ruhe, mißbrauche deine Körperkraft nicht." Auch in dem politisch so angeregten Turin der Zeit vor der September-Konvention, als selbst die Gespräche der Knaben sich um die Befreiung Venetiens und des Kirchenstaates drehten, konnte ein derartiges Geschichtchen Aufsehen machen.

In der Anstalt erwarb sich Edmondo de Amicis den Ehrennamen eines Freundes von Prati, weil ihn dieser einmal aufgesucht hatte und sich öfters von dem jungen Verehrer begleiten ließ. Der gutmüthige Dichter gab dem dichtenden Jüngling den sehr berechtigten Rath: „Ahmen Sie den Prati nicht zu sehr nach." (Non prateggi troppo.)

Als die erste Poesie des Verfassers, die bald darauf im „Diritto" zum Abdruck kam, von der „Gazzetta di Torino" zurückgewiesen wurde, sagte ihm der Redakteur zum Trost, er habe auch dem berühmten Professor Castrogiovanni die Aufnahme eines Gedichtes verweigert. Dieser Ex-Geistliche erläuterte an der Turiner Universität die „Göttliche Komödie" und hatte eine so gute Meinung von seinen Dichtergaben, daß er regelmäßig nach jedem Gesang Dante's ein Erzeugniß seiner Muße vortrug.

Der zweite Hauptabschnitt des Buches: Denkwürdigkeiten von Reisenden und Künstlern, beginnt mit einer ansprechenden Schilderung des auch von Schweinfurt bewunderten, 1882 verstorbenen Afrikareisenden Carl Piaggia, der im Alter von 24 Jahren sein Heimatsdorf bei Lucca verließ, sich in Livorno einschiffte, fünf Monate als Gärtner in Tunis arbeitete und in Aegypten verschiedene Handwerke, auch das eines Thierausstopfers betrieb, ehe er nach Chartum zog, um namentlich als Erforscher des Niam-Niam bekannt zu werden. Ein großer Theil des Artikels ist nach Erzählungen wie nach den Papieren des Reisenden bearbeitet, der über seine außerordentliche Magerkeit den Witz machte, ein so dünner Schatten, wie von ihm, sei von keinem anderen Reisenden auf Afrika's Boden gefallen. Demjenigen, der in Edmondo De Amicis nur den Schilderer äußerer Zustände erblickt, den Photographen, wie man wohl gesagt hat, sei die Stelle empfohlen, wo er sich von Piaggia erklären läßt, wie er die langen Abende unter den Naturvölkern zugebracht habe. „Wenn es keine Nächte gäbe, wären alle diese Helden Afrika's weniger bewundernswerth."

Einem zweiten Afrikareisenden, dem früh berühmt gewordenen Kapitän Bove, dem die Sehnsucht nach einer Südpolexpedition langsam das Leben verzehrte, ehe er sich in einer Kuranstalt eine Kugel durch den Kopf schoß, ist ein kurzes Kapitel gewidmet, das aus Versehen gar nicht im Inhaltsverzeichniß angeführt wird.

Auch das folgende Kapitel gilt einem jungverstorbenen Freunde des Verfassers, dem Dialektdichter Alberto Arnulfi, der Edmondo De Amicis für seine Vorrede, in der er mehr von der anziehenden Persönlichkeit des Dichters als von dessen Versen spricht, keinen Dank mehr sagen konnte. Hierauf folgt eine Besprechung der literarischen und dramatischen Thätigkeit, sowie der bizarren Lebensweise Ulisse Barbieri's, dessen Stücke für den Spielplan der niederen Volksbühne Bedeutung gehabt haben. In einem seiner unzähligen Dramen erschienen zwei Löwen auf der Bühne und verschlangen allabendlich zwei Pferdeschenkel, unter denen die Leiber von zwei zum Tode verurtheilten Verbrechern zu verstehen waren. „Ulisses der Blutdurstige" ist erst vor wenigen Wochen gestorben und es ist schade, daß wir damals das neue Buch von Edmondo De Amicis noch nicht haben konnten, denn es hätte uns gewiß Vergnügen gemacht, zu sehen, wie viel die Verfasser der Nekrologe in den Tagesblättern dem Turiner Schriftsteller entnommen haben. Mit seinem Freunde Casimiro Teja, dem Karikaturenzeichner des „Pasquino", „der berühmt war, ehe ihm der Bart wuchs", beschäftigte sich der Verfasser 1886, als man in Turin das 30jährige Bestehen der Zeitschrift feierte. Auch er ist seitdem heimgegangen.

Die nächsten zwei Kapitel erzählen Besuche, die er mit seinen zwei Söhnen bei Jules Verne und bei Sardou gemacht hat. Der Erstere, der als Gemeinderath von Amiens seinem (gewesenen) Kollegen in der Verwaltung von Turin die Stadt zeigt, macht ihm und damit auch den Lesern einen überaus sympathischen Eindruck. Edmondo De Amicis lobt auch den Zweiten und sagt ihm für die liebenswürdige Aufnahme den allerschönsten Dank in seiner durchsichtigen Prosa. Er kann nicht glauben, daß der Franzose, da an eine Vermehrung seines Ruhmes nicht zu denken sei, bloß um des Geldes willen schreibe; er rühmt Sardou, weil er sich gar keine Mühe gibt, zu verbergen, daß er an der Bewunderung und an den Lobsprüchen seiner Besucher Gefallen findet, allein er schaut ihn doch mit recht kritischen Augen an. Daß er in dem Artikel, selbstverständlich nicht im Gespräch mit dem Theaterdichter, die Tosca „Un altro di quei drammacci da arena" nennt, das er stets mit dem Entzücken eines einmal im Jahr ins Theater kommenden Schuljungen ansieht, hat uns, denen das Stück trotz Sarah Bernhardt einen höchst peinlichen Eindruck machte, sehr gefreut. Deßhalb wünschen wir nicht minder, daß die demnächst im Theater Costanzi zu Rom aufzuführende Oper, die von Giacomo Puccini zu dem von Giacosa bearbeiteten Textbuch geschrieben worden ist, musikalisch schön sei und einen durchschlagenden Erfolg erziele. Den novellistischen Beitrag: „Wie er zum Dichter wurde", hätten wir lieber in einem anderen Buche, als in den „Denkwürdigkeiten" gelesen.

Nachdem uns der Verfasser zu zwei Schriftstellern des Auslandes geführt hat, gibt er uns drei Kapitel Reisebeschreibung. Nach dem Idyll „Am Genfer See" läßt er die Pampa argentina vor unsern Augen entstehen. Mit Erstaunen sehen wir, wie er auch einer so fremdartigen Landschaft gerecht wird und sie unserm Empfinden nahe bringt. Ihm und seinen Gefährten zulieb veranstaltet der Eigenthümer einer riesigen estancia eine Art Revue seiner Vierfüßler. In der Beschreibung des Einfangens und der Zähmung der wilden Pferde entfaltet er eine solche Meisterschaft, daß diese Stücke gleich vielen anderen des Verfassers, der wahrscheinlich mehr als die meisten italienischen Schriftsteller gereist und über Marokko, Holland, Konstantinopel, London und Paris und über eine Seereise Bücher veröffentlicht hat, in vielen Schulbüchern und Anthologien weiter leben werden.

In dem kürzesten Beitrag: „In der Bai von Rio de Janeiro" sehen wir einen krank aussehenden, lombardischen Bauer, der doppeltes Fahrgeld und mehr bietet, um in ein nach Italien bestimmtes Dampfschiff aufgenommen zu werden, der in seiner Unruhe wiederholt versichert, er werde nicht auf der Ueberfahrt sterben und trotz allen Flehens zurückbleiben muß. In Rio de Janeiro gab es damals Fälle von gelbem Fieber und die Schiffsärzte haben es nicht gern, wenn ihnen auf der Reise Jemand stirbt, weil es Schwierigkeiten bei der Landung bringen kann. Während sich daher die Gesunden auf die Rückkehr in die Heimath freuen, muß der arme Landmann, der sich aus dem Innern Brasiliens hergeschleppt hat, um die Seinigen in Italien wiederzusehen, auf seinen Lieblingswunsch verzichten und in der Ferne sterben. Das Unglück hat einen großen Platz im menschlichen Leben, wie der früher so optimistische De Amicis eingesehen hat. Nicht ohne künstlerische Absicht hat er diese aufregende Episode vor die Kapitel gestellt, welche Trauerfälle in seiner Familie erzählen.

Rom. Prof. Joseph Schuhmann.

Adolf Bastian über die Anfänge der Stammesgliederungen.[1]

γσ. Die Anwendung der komparativ-genetischen Methode, die sich in der exakten realen Naturwissenschaft so glänzend bewährt hat, auf die Ethnologie, insbesondere auch auf die idealen Fragen des Daseins in der Lehre vom Menschen, basirt auf der Einheit des zoopolitischen Individuums. Wie bei jedem Lebewesen in seinem Organismus sich dessen Wesen verkörpert, so ist der gesellschaftliche Organismus selbst in dem Gesellschaftskreis von Horde, Stamm, Volk, Nation, die über die Erde verbreitet sind, verkörpert. Nachdem heute, in der Zeit des gesteigerten Weltverkehrs, ein großes ethnologisches Material zusammenzubringen gelungen ist, konnte die induktive Methode auf die Erforschung dieses Materials angewandt werden, die zu einer Kontrole der Deduktion führte. Das Resultat war ein entgegengesetzter Ausgangspunkt für die Forschung und eine Verschiebung der Gesichtspunkte. Die Ursprungsfragen fallen fort. Die Entstehung des Staates, die Stahl auf das Walten der Gottheit zurückführt, Rousseau aus dem contrat social und Hobbes aus dem bellum omnium contra omnes herleitet, ist für die Ethnologie nur so zu finden, daß sie von gegebenen Organismen ausgehend, die Entwicklung des zoopolitischen Individuums verfolgt. Bei jedem Organismus nun sind die ihn erhaltenden Gliedmaßen nicht zusammengeschwemmt, vielmehr tragen sie ihren Zweck und ihre Ursache, die causa sui in sich selbst. Die physiologischen Funktionen transponiren sich aber auf die ethische Skala und erscheinen hier als Sittengesetze, d. h. als naturnothwendige Vorstellungen der menschlichen Existenz; sie sind so ganz anders verständlich, als durch Spekulation. Die λόγοι ἄγραφοι sind im Wesen des Menschen gegeben. Diese theoretischen Prämissen bestätigen sich in ihrer Realität an den thatsächlichen Stücken. Es ist dies kein Meinen und Scheinen, vielmehr treffen wir die nothwendigen Grundgesetze und Moralgebote des menschlichen Lebens schon in den „Elementargedanken". Aus der physiologischen Einheit der menschlichen Individuen folgt deren psychische Einheit, und daraus dann die elementare Gleichartigkeit der Sittengesetze in der zoopolitischen Sphäre der Existenz. Ueberall auf der Erde steht nun in der ethischen Sphäre voran das Gebot des „Nichtdürfens". Wir treffen neben der Fünfheit der noachitischen Gebote und den zehn sinaitischen Geboten auch Gruppen von acht Geboten. Ueberall indessen, seien sie aufgezeichnet, oder nur durch Gedächtniß überliefert, begegnet uns die Gleichartigkeit dieser Gebote auf der ganzen Erde. Voran steht das: Du sollst

[1] Nach einem am 29. Dezember 1899 in der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre" zu Berlin gehaltenen Vortrag.

nicht tödten. Die ethnologischen Belegstücke bestätigen es. Wo eine isolirte Horde original aufgefunden worden ist, da ist kein Todtschlag vorhanden. Bei den Kajak in Zentral-Borneo wurde niemals ein Stammesgenosse getödtet; bei den Lampon auf Sumatra gab es keine Strafe für den Todtschlag, ähnlich wie in den Gesetzgebungen des klassischen Alterthums keine Strafe für Vatermord bestimmt war. Der Selbsterhaltungstrieb, der dem einheitlichen zoopolitischen Organismus innewohnt, verbietet den Todtschlag, der zum Untergang des primären Stammes führen würde. Bei dessen kommunalem Eigenthum versteht sich dann auch das zweite Gebot des Nichtstehlens. Das Verbot der Polygamie tritt überall da auf, wo dem Individuum Privateigenthum gestattet ist, da die Frau ein Kaufobjekt darstellt. Die Mitglieder des primären Stammes, die sich Menschen κατ ἐξοχήν nennen, haben einen unklaren Begriff von allem, was außerhalb des Stammes ist. Sie tödten den Stammfremden, der ihnen als Feind erscheint. Außerhalb des Stammes steht bei den Wildstämmen in Indochina das „Geschlecht des Unsichtbaren“, in das die Geister, die Seelen der Abgeschiedenen, alle möglichen Phantome, die sogenannten „Bangsualus“ gehören, gegen die sie Krieg führen. So wird auf Simba der Tod zum Kampfe herausgefordert, wie Herodot etwa von Stämmen berichtet, die Pfeile gegen die Sonne abgeschossen hätten. Wenn man auf Grund solcher Wahrnehmungen von einer doppelten Moral der Naturvölker gesprochen hat, so ist diese Anschauung irrig. Diese Erscheinungen bestätigen vielmehr die einheitliche Moral der primären Stämme. Innerhalb des Stammes ist Frieden, selbst bei den gefürchteten Kopfjägern im Bramaputrathal, außerhalb herrscht der Krieg. Tacitus' Wort von den Germanen: in pace nullus magistratus bietet hier eine Analogie. Nur eine Art von Aedilenstand, dem die Instandhaltung der Festungsmauern anvertraut ist, hinter denen die Wildstämme sich schützen, wird bei diesen angetroffen. Weitere Gebote sind die des Nichtlügens und sich nicht zu berauschen. Diese fünf Gebote stellen sich als die ursprünglichen Formen des Sittengesetzes dar, später werden noch andere hinzugefügt, die eine weniger fundamentale ethnologische Bedeutung haben. Die Lüge kommt im primären Stamme nicht vor. Alle Reisenden berichten übereinstimmend von der Ehrlichkeit, der Gastfreundschaft, dem Wohlwollen, das sie bei den Wildstämmen angetroffen. Die Missionäre auf Celebes und die Jesuiten in Paraguay treffen in diesen Berichten zusammen. Die Letzteren klagen nur über Trägheit der sonst liebenswürdigen Indianer, die indessen auch schon der Polygamie huldigten, als die Missionspatres zu ihnen kamen. Alle diese Tugenden der Wildstämme sind jedoch passiv, sie werden instinktiv geübt; wo in sein Leben von außen hineingegriffen wird, da wird der Wilde, das Naturvolk aus seinem ethischen Gleichgewicht geschleudert und deßhalb unzurechnungsfähig; während jedes Naturvolk von dem gut zu regieren ist, der ihm psychologisches Verständniß entgegenbringt. Das Verbot der Lüge wird bei allen Naturvölkern der mannbar werdenden Jugend bei Gelegenheit der Pubertätsweihen eingeschärft; wie Herodot es ähnlich von persischen Stämmen berichtet. Monate hindurch werden in Afrika die Jünglinge in der gemeinsamen Wohnung, der Kimbe, zusammengehalten, asketischen Uebungen unterworfen und von den Aelteren zur Ehrlichkeit ermahnt. Jüngst hat Franz Boas über ähnliche Bräuche bei den Indianerstämmen des nordwestlichen Nordamerika berichtet. Ueberall finden wir hierin die gleichen Grundzüge, stets in lokaler Variation der historisch-geographischen Umgebung, da wir den Menschen auf der Erde nur unter der Mischung des Völkergedankens sehen; doch entspricht der physiologischen Einheit überall die psychische. Aus dem Verbot, sich zu berauschen, sind die Proteste der amerikanischen Indianer gegen die Einführung des Alkoholgifts bei ihren Stämmen zu verstehen; sie haben deßhalb wiederholt Gesandtschaften nach Washington geschickt; demselben Grunde entspringen die vergeblichen Abwehrversuche der Chinesen gegen das Opium. Bei der Entwicklung des primären Stammes aus seiner gallertartigen Masse entstehen Differenzirungen, und hiebei sind zunächst die schon von der Natur selbst gegebenen Differenzen zu beachten, die Unterschiede des Geschlechts, der Altersstufe und endlich das erst später zum Ausdruck gelangende individualisirende Element. Das letzte kommt insbesondere bei Nervösen zur Geltung, bei solchen Individuen, die die Anlage besitzen, sich mit den Göttern der „unsichtbaren Welt“, den Bangsualus, in Rapport zu setzen. Denn das gemeinsame Eigenthum des Wildstammes ist nur als ein Nießbrauch aufzufassen, der von den Bangsualus, dem genius loci erworben ist. In jedem Gut und Besitz steckt für den Naturmenschen ein „Einsitzer“, mit dem man eine Vereinbarung zu treffen hat. Das, was der primäre Stamm hat, ist von den Göttern, den eigentlichen Besitzern, gekauft, und diese Devas müssen durch Opfer und Darbietungen entschädigt werden. Wie diese gegebenen Differenzen in dem Stamme sich dann weiter entwickeln, das ergibt sich aus der Natur selbst. Das Recht des Stärkeren gilt auf der ganzen Erde, das brutale Recht wird durch das ideale Recht, das stärker ist, allmählich im Laufe der Entwicklung überwuchert. Wir treffen in Australien auf Stämme, die die gesammte Natur unter die Geschlechter vertheilt haben. An Dingen, die den Männern gehören, haben die Weiber keinen Antheil und umgekehrt. Diese Trennung setzt sich im Laufe der Kulturentwicklung fort und wird von materiellen Dingen späterhin auf ideelle und auf Rechtsverhältnisse übertragen. Ein solches Rechtseigenthum des Mannes tritt uns in der patria potestas bei den Geschichtsvölkern entgegen. Die amazonenartigen Zustände bei gewissen südafrikanischen Stämmen bestätigen als Ausnahmen hier nur die Regel. Die Altersstufen begründen eine gleiche Differenzirung. Bei den Mandons herrschen nach den Berichten des Prinzen von Wied von den dort bestehenden sieben Altersstufen die kräftigsten jungen Männer, die der Soldatenkaste der amerikanischen Indianer entsprechen, sie stellen die ἀκμή dar; bei den Kru, an der Westküste Afrika's, herrschen die Sedibu, ebenfalls die kräftigen Jünglinge. Die Alten werden von der primitiven Horde zuerst abgestoßen und oft, wie auch Herodot es berichtet, geradezu getödtet. Ein entscheidender Wendepunkt tritt in ihrem Schicksal ein, wenn bekannt wird, daß sie infolge ihrer größeren Erfahrung nützen können, dann kann die Herrschaft der Greise entstehen, der senatores, eines Konvents von „Grauen“ (Grafen). Bei den Kru an der afrikanischen Westküste stehen neben den Sedibu, d. h. den kräftigsten Jünglingen, die Kedibu, die älteren Männer und über denen der Altersstufe nach die Negbabe, d. h. die senatores. Wir müssen das gesammte ethnologische Material für diese Verhältnisse zusammenrücken, um den Menschheitsgedanken zu enthüllen. Ueberall siegt die Intelligenz und das ideale Recht im Laufe der Entwicklung. Die Kirgisen erzählen eine Sage, wonach ein Sohn, der seinen alten Vater habe aussetzen wollen, von den Erfahrungen, die er von diesem kennen gelernt habe, dazu bewogen wurde, den Alten zum Stamme zurückzubringen, damit er dort durch seine Kenntnisse nützlich sein könnte. Bastian selbst hat bei den Bali in Indonesien die Erzählung jüngst gehört, daß die Alten des Stammes, die in abgesonderten Dorfschaften lebten, als die Kenner der alten Tempelbaukunst von der jüngeren Generation aufgesucht wurden, da dieser die Tradition dieser Baukunst abhanden gekommen war und ihnen bei Lebensstrafe von ihrem Radja der Bau eines Tempels befohlen worden war. Aehnliches wird von v. Wißmann und Pogge über Stämme aus Zentralafrika berichtet, das auf die Ausnützung der Erfahrung deutet, die im Besitze der Alten ist. Vieles Material, das aus der Ueberlieferung des klassischen Alterthums zur Illustration für diese Verhältnisse dienen könnte, hat man bisher übersehen. Hieher gehört die Erzählung bei Festus, daß man bei der nach der gallischen Belagerung in Rom herrschenden Hungersnoth die sexagenarii in den Tiber gestürzt habe und daß wenige nur ihre Väter hätten retten können. — Hat erst ein Stamm das Connubium mit einem fremden Stamme aufgenommen, so entwickelt sich daraus das Commercium und ferner später das jus hospitii. Tritt eine Kriegsgefahr ein, so wird von der Horde aus der Schaar der kräftigsten Jünglinge ein Befehlshaber für die Dauer des Krieges ernannt. Bei den Maoris auf Neu-Seeland ist es der Tau, d. h. der Tapferste, der dem dux ex virtute der Germanen bei Tacitus entspricht. Bewahrt sich dieser Befehlshaber nach dem Ende des Krieges seine Diktatur und hat er seine Altersgenossen an sich gezogen, so ist der Grund für die Feudalität in dem Stamme gelegt. Ein solcher Herrscher wird dann mit dem bei allen Wildvölkern bestehenden Priester-

Königthum in Konflikt gerathen. Es entsteht ein Kampf zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht, die zu einem erblichen Königthum führt. Für diese Fragen muß die Sichtung unsres ethnologischen Materials vielfach neue Aufschlüsse für die mannichfachen einzelnen Stämme liefern. In der von außen ungestörten Horde bringt die individuelle Geschicklichkeit insofern eine Differenz zwischen den Individuen hervor, als sie zur Begründung eines Privatbesitzes führt. Die besseren Geräthe für die Jagd und den Fischfang, (etwa bei den Eskimos), die der Einzelne sich verfertigt, werden ihm zum Eigenthum überlassen, als Produkt seiner Geschicklichkeit; dazu kommt, daß solche Geschickten besonders geehrt werden, es beginnt sonach eine Timokratie sich zu bilden und diese bedingt eine beginnende Gliederung der Stammesgenossen. Das Privateigenthum nun kann der Besitzer weiter verschenken und solche Schenkungen bilden sich zur Gewohnheit aus. So verschenkt der Häuptling bei den Indianerstämmen des nordwestlichen Amerika aus Gewohnheit sein Vermögen an Personen, denen er geneigt ist und schafft sich damit auch eine politische Bedeutung in seinem Stamme. Da nun die timokratischen Regierungen schwach sind, so suchen sie sich durch „Geheimbünde" zu stärken, die wir überall in Afrika, in Amerika und in Neu-Guinea antreffen und die unsern mittelalterlichen Vehmgerichten durchaus entsprechen, oder dem sogenannten vigilance committee, das sich zum Schutze der Ordnung unter den Ansiedlern von Californien bildete, als die Goldfunde von 1850/51 dorthin alle möglichen Ruffians und lichtscheues Gesindel geführt hatten. Hat sich ein Individuum Handelskenntnisse erworben, so daß es dadurch befähigt wird, als Dolmetscher oder Makler im Handel des Eingebornenstammes mit Europäern aufzutreten, so werden ihm von den letzteren nicht selten Komplimente gemacht, und es kommt vor, daß solche Individuen, wie es an der Westküste Afrika's mehrfach der Fall gewesen ist, von den Europäern als „Kings" betrachtet werden, während diese Leute thatsächlich keinen politischen Einfluß auf ihren Stamm besitzen. Viele Mißgriffe in der Kolonialgeschichte sind daraus zu erklären, daß wenn solche „Kings" die Forderungen der Europäer in bestimmten Fällen nicht erfüllen konnten, diese dann mit Waffengewalt gegen deren Stamm vorgingen, auf dessen Entschließungen diese für den Handel besonders geschickten Individuen einzuwirken gar nicht imstande waren. Diese Personen nehmen meist nur eine solche Stellung ein, wie sie das „appellare regem" den Germanenfürsten nach Tacitus gab, sie sind keineswegs mit den alten Priesterkönigen im Süden von Afrika zu verwechseln, die heute bis auf einige wenige noch im Congo-Gebiete lebende verschwunden sind. Insbesondere wirkt die individuelle Anlage auf die Ausbildung der Religion, wobei namentlich die Beziehungen zum Kriegsgott werthvoll werden. Die Occupation des von einer isolirten Horde bisher bewohnten Gebiets durch einen höher entwickelten fremden Stamm und dessen Einwanderung, wie sie in Birma von Indien her durch die Königsdynastie von Tongking geschah, oder wie sie bei der Besiedelung von Tonga vor sich ging, stellen sich als ein bedeutsames Moment dar, durch das die Stammesgliederungen dann auf das tiefste beeinflußt und in ihrer weiteren Entwicklung oft auf Jahrhunderte hinaus bestimmt werden können.

Mittheilungen und Nachrichten.

x. Wenn einmal über die Frage, inwieweit die Gelehrten in den einzelnen Ländern die Sache der Wissenschaft mit der der Nation verknüpften, eingehend wird abgehandelt werden, so wird in diesem Werke der Streit um den römischen Cippus nicht fehlen dürfen. Die Auffindung und die Bedeutung des viereckigen archaischen Steins vom römischen Forum ist durch die vielen im Anfang vorigen Jahres von den Zeitungen verbreiteten Nachrichten zur Genüge bekannt. Auch daß ein Sprachgelehrter der Universität Rom, Professor Luigi Ceci — man beachte wohl, weder ein Historiker noch ein Archäologe —, der arg verstümmelten Inschrift eine ungeheure Wichtigkeit für die römische Königszeit beizumessen sich beeilt hat, dürfte ziemlich bekannt sein. Wenn nun auch der Streit, in den sich Ceci mit anderen, insbesondere deutschen, Gelehrten verwickelt hat, der allgemeinen Aufmerksamkeit sich entzog, so ist es doch nicht der Zweck dieser Zeilen, über die einzelnen Schläge und Gegenschläge zu berichten, zumal da die Angelegenheit noch nicht zu einem deutlichen Abschlusse gekommen zu sein scheint. Vielmehr ist es vonnöthen, auf gewisse Erscheinungen, die sich bei jener Fehde gezeigt haben, aufmerksam zu machen. In seinen Ausfällen gegen seine deutschen Gegner hält sich Ceci durchaus nicht lediglich an die Sache, er kann sich nicht versagen, fast auf jeder Seite seiner zahlreichen Aufsätze die deutsche „Hyperkritik" herabzusetzen oder gar zu verspotten. Wenn man es ihm schon nicht zugestehen mag, daß er ein Recht habe, bei einem Streite gegen einen Einzelnen zugleich die Gesammtheit anzugreifen, so erscheint es doch noch weit merkwürdiger, daß jener Professor es nie vergißt, das vornehme Latinerblut, das er noch in seinen Adern zu verspüren glaubt, als Ursache seiner Ereiferung anzuführen. Er bemerkt nicht, wie er sich dadurch vor den Augen derjenigen, die bei der Behandlung wissenschaftlicher Fragen weder nationale noch religiöse Interessen kennen, nothwendig lächerlich machen muß. Zunächst aber hat er noch sehr in seinem eigenen Lande aufzuräumen, denn noch lange nicht alle italienischen Gelehrten haben sich zu seiner Ansicht bekehrt, viele, durch die ablehnende Haltung Professor Skutschs und Anderer stutzig gemacht, können nicht an den Zusammenbruch der Mommsen'schen Kritik glauben. Der Hauptführer der Gegenpartei ist Ettore Pais, Professor an der Universität zu Neapel; während Ceci im „Popolo Romano" sich ergeht, schreibt Pais in der „Tribuna", und wenn dieser in der Zeitschrift „Nuova Antologia" seine Meinung ausführt, antwortet jener in der „Rivista d'Italia". Zu seinem Schmerz mußte es Ceci erfahren, daß das erste Buch, welches über den Streit um den Cippus ausführlich berichtet, nämlich die von dem Professor der alten Geschichte in Messina, Tropea, verfaßte Abhandlung La stele arcaica del Foro Romano. Cronaca della scoperta e della discussione, der Gegenpartei angehört und dem römischen Glottologen räth, den Zorn der deutschen Gelehrten nicht länger zu reizen. In der alsbald erschienenen Antwort wird Tropea wie ein Abtrünniger behandelt, der es vergessen habe, daß er dem Latinervolk angehöre. Doch mag Ceci meinethalben seine Landsleute zurechtweisen, so sollte er doch einmal aufhören, über die deutsche Wissenschaft als über eine gefallene Größe zu triumphiren. Merkt er denn nicht, wie sehr er dadurch die freundschaftlichen Beziehungen zwischen deutscher und italienischer Wissenschaft gefährdet? Weiß er nicht, daß seine Angriffe einer von den zwei Gründen waren, welche die Bremer Philologenversammlung am 28. September vergangenen Jahres dazu bestimmten, ein Glückwunschtelegramm an den italienischen Unterrichtsminister Baccelli abzulehnen? Er scheint überhaupt nicht erfahren zu haben, daß auf jener Versammlung der römische Cippus von Professor v. Duhn und von Professor Skutsch zum Gegenstande eines besonderen, mit großem Beifall aufgenommenen Vortrags gemacht worden ist. Er würde doch sonst nicht in der Nummer des „Popolo Romano" vom 8. Januar in einen Jubelruf ausgestoßen sein, daß mit dem Erscheinen des jüngsten Heftes der „Heidelberger Jahrbücher" endlich ein deutscher Gelehrter auf seine Seite trete. Denn was Professor v. Duhn an diesem Orte schreibt, entspricht vollständig seinen Ausführungen auf dem Bremer Philologentage. Was übrigens den Jubelruf betrifft, so geht es hier dem römischen Professor ähnlich wie in seinem Streit gegen Skutsch: er glaubt mehr Zustimmung zu finden, als wirklich vorhanden ist. Denn wenn v. Duhn den Stein in das 6. vorchristliche Jahrhundert setzt, so hat er damit nicht zugleich die Königszeit zugegeben. Und doch dreht sich die Hauptfrage darum: beweist der Cippus eine Königsherrschaft in Rom oder nicht? — Unter den Vorwürfen, die Ceci der deutschen Wissenschaft im allgemeinen macht, ist es einer der ersten, daß die Kritik der Gelehrten „jenseits der Alpen" mit dem kältesten Schweigen die besseren wissenschaftlichen Leistungen der Italiener aufnehme, dafür aber allzu sehr sich bei der Verurtheilung geringer Kompilationen aufhalte. Wenn Ceci nicht im einzelnen aufzuzählen sich bemüht, welches denn jene verkannten Meisterwerke seien, braucht man sich um

jenen Vorwurf nicht weiter zu kümmern und man könnte geneigt sein zu glauben, daß der Römer mit jener Klage nur zu sehr den geringen Eindruck bedauert, den seine eigenen Leistungen im Auslande gemacht haben. Aber was ist es denn mit jenem Fortschritte der italienischen Gelehrsamkeit? Solange es ihr nicht gelingt, die italienischen Bibliotheken den Anforderungen der jetzigen Zeit anzupassen, wird ihr Erfolg in keinem günstigen Licht erscheinen. Wenn ein deutscher Gelehrter über die Alpen wandert und an einer italienischen Bibliothek zu arbeiten sich anschickt, so findet er freilich handschriftliche Schätze und werthvolle alte Bücher genug. Aber die Freude, in noch wenig erforschte Gebiete eindringen zu können, wird oft sehr durch den Umstand getrübt, daß es sehr erschwert wird und oft geradezu unmöglich ist, die neuere maßgebende Literatur einzusehen. Denn sieht man sich die Handbibliothek eines italienischen Lesesaals an, so glaubt man meist ein Stück Mittelalter vor sich zu sehen: große mächtige Foliobände des 17. und 18. Jahrh. füllen die Stände, kaum geht ein oder das andere Werk über den Anfang dieses Jahrhunderts hinaus, und will man danach greifen, so nöthigt das dichte Drahtgitter dazu, die Hülfe eines Beamten in Anspruch zu nehmen. Doch mehr noch, man kann geradezu von einem Rückgange der italienischen Bibliotheken reden. Daß der italienische Staatshaushalt in ungünstiger Lage sich befindet, haben die Bibliotheken in den letzten Jahren bitter erfahren müssen. Im Jahre 1895—1896 z. B. wurde den Bibliotheken zwei Zehntel ihrer Unterhaltungssummen gestrichen. Die erste öffentliche Bibliothek in Rom, die Biblioteca Vittorio Emanuele, 1870 aus den Beständen von vielen alten, vorzüglich Klosterbibliotheken gebildet, welche vor 10 Jahren noch über 100,000 Lire verfügte, erhält jetzt nur noch 56,000 Lire, und davon bleiben für Neuanschaffungen kaum einige Tausend übrig, so daß die Verwaltung die Zahl der laufenden Zeitschriften von 250 auf 15 erniedrigen mußte, im übrigen aber von anderen Käufen abzusehen sich genöthigt sah, solange nicht eine Schuld von 30,000 Lire bezahlt ist. Und gleichwohl veranstaltet man große bibliographische Kongresse, sinnt man auf Mittel, das Druckpapier möglichst widerstandsfähig zu machen, wetteifert man mit deutschen Bibliotheksverwaltungen in der Einführung neuer Katalogeinrichtungen. Wäre es da nicht besser, die italienische Unterrichtsverwaltung macht die Ersparnisse vielmehr im Haushalt für die Ausgrabungen? Denn ob eine Antike einige Jahre früher oder später gefunden wird, ist am Ende nicht von so großer Wichtigkeit, die Vernachlässigung der Bibliotheken aber läßt sich nur mit der größten Mühe wieder gut machen.

* Eine chinesische politische Karikatur. Die Zeitschrift „La Chine nouvelle" (1899, Heft 4) veröffentlicht die Nachbildung einer Karikaturenzeichnung, die der Auffassung ihres Verfassers, eines Chinesen in Hongkong, alle Ehre macht. Sie stellt eine Kartenskizze von China und seinen Nachbarländern dar und veranschaulicht die Bemühungen der Mächte, China etwas „abzupachten" oder es gar aufzutheilen. Die Aufschriften sind in englischer und französischer Schrift gehalten. England wird durch eine dicke, fette Bulldogge repräsentirt, die sich im Thal des Yangtsekiang breit macht. Anscheinend träumt sie, aber man entdeckt bei näherem Zusehen, daß sie mit dem rechten Auge nach Süden schielt, wo von Hinterindien her ein Frosch, d. h. Frankreich, seine dünnen Vorderbeine nach Yünnan und Szetschuen, resp. Hainan, ausstreckt. Allerdings trägt der französische Frosch auf seinem Rücken das ominöse Wort „Faschoda", und das soll wohl bedeuten, daß China vorläufig von ihm nicht viel zu fürchten hat. Japan klammert sich als eine mit Armen und Beinen versehene Sonne um seine Inseln, hat Formosa geangelt und schielt links nach Rußland hinüber, das als riesiger schwarzer Bär (Aufschrift „Conquest") seine Tatzen auf die Mandschurei gelegt hat und nach Süden schaut. Auf den Philippinen sitzt der amerikanische Adler; er hält sie fest in seinen Krallen, sperrt aber seinen Schnabel nach der südostchinesischen Küste auf; „Blood is thicker than water" heißt die Aufschrift. Mit Deutschland hat der Zeichner nicht viel anzufangen gewußt, und er traut ihm nur bescheidene Wünsche zu: es wird von einem einfachen Ring mit der Aufschrift „German ambition" dargestellt, der sich um die Halbinsel Schantung legt. (Globus, Nr. 4 d. J.)

* **München.** Unser Mitarbeiter Dr. Karl Voll wird morgen, den 27. Januar, in der kleinen Aula der hiesigen Universität eine Probevorlesung über „Die Entwicklung des Christus-Typus in der Kunst" halten, um sich als Privatdozent für Kunstgeschichte zu habilitiren.

* **Greifswald.** Auf den durch das Ausscheiden des Professors Mosler erledigten Lehrstuhl für innere Medizin ist der außerordentliche Professor Dr. A. Goldscheider in Berlin berufen worden.

* **Aus Oesterreich.** Der Privatdozent Dr. Stanislaus Ciechanowski ist zum außerordentlichen Professor für pathologische Anatomie an der Universität Krakau ernannt worden.

* **Kopenhagen.** Der König hat an Eva Nansen, Gattin des Polarforschers, die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

HK. **Oxford.** Unter den berühmten Handzeichnungen Rafaels und Michelangelo's, die von unsrer Universitätsgalerie seit dem Jahre 1842 erworben und in dem 1870 veröffentlichten Robinson'schen Katalog nach ihrem Inhalt näher beschrieben wurden, verdient vielleicht die Originalskizze zu Rafaels später vollendetem Wandbild in den Stanzen des Vatikans, den Rückzug Attila's vor dem Papst Leo I. darstellend, ein besonderes Interesse und Wort der Erwähnung. In der ursprünglichen hier aufbewahrten Zeichnung erscheint uns Attila's Zeitgenosse, der große römische Bischof Leo I. in der Person des kriegerischen und zugleich kunstsinnigen Papstes Julius II. verkörpert, unter dessen Schutz und Auftrag Rafael von 1508 an fünf Jahre lang seine ersten größeren Meisterwerke hervorbrachte. In seinem langen Bart, mit vorgestrecktem Zeigefinger und angethan mit dem päpstlichen Ornat sehen wir hier Julius II. auf einem Tragsessel dem wild heranstürmenden Hunnenkönig Attila und seiner Reiterschaar entgegenziehen und, durch die himmlische Macht der über ihm schwebenden Apostelgestalten Petrus und Paulus gestärkt, dem Hunnen solchen jähen Schrecken einflößen, daß er sich zum alsbaldigen Rückzug entschließt. Das spätere große Freskowandbild, welches der Künstler erst nach dem 1513 erfolgten Ableben des Papstes Julius XI. im darauffolgenden Jahr unter seinem zweiten Schutzherrn und Kunstmäcen Leo X. ausführte, zeigt dagegen an der Stelle des Papstes Julius XI. auf dem Tragsessel seinen bartlosen Nachfolger Leo X. auf einem weißen Pferde. Offenbar führte Rafael diesen Personenwechsel in seinem größeren Wandbilde auf den Wunsch des neuen Papstes aus, der seine Figur auf diese Weise der Mit- und Nachwelt dauernd erhalten wollte. Auf diesen denkwürdigen Umstand hat in jüngster Zeit noch J. Klaczko, der verdiente Bearbeiter der neuesten französischen Monographie über Papst Julius XI., näher hingewiesen und seinem illustrirten Werke zugleich eine treffliche photographische Abbildung unsrer Handzeichnung nach dem Originale beigefügt.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 27. Januar. Nummer 22.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Multatuli.[1])

Unter den europäischen Literaturen nimmt in Deutschland die niederländische in der allgemeinen Kenntniß und Beachtung jedenfalls eine der letzten Stellen ein, obwohl die Niederländer für uns nicht nur das nächstverwandte Volk sind, sondern, genau genommen, nur ein abgesprengter, politisch selbständig gewordener Theil des deutschen Volkes. Das war nicht immer so. Zweimal haben zwischen der niederländischen und der deutschen Literatur sehr enge und folgenreiche Beziehungen bestanden, in beiden Fällen — beschämend genug für uns — so, daß die Niederländer die Gebenden waren. Im Mittelalter haben sie in erster Linie Norddeutschland mit Lektüre versorgt; viele Werke der alten niederdeutschen Literatur, nicht nur der „Reinecke Vos“ sind Uebersetzungen aus dem Niederländischen. Und schon vorher hatte der Limburger Heinrich von Veldeke die mittelhochdeutsche Literatur entscheidend beeinflußt. Und als im 17. Jahrhundert der große Schulmeister Opitz die verwilderte deutsche Dichtung in seine strenge Zucht nahm, da war nicht, wie man wohl vielfach irrig meint, die französische Literatur, sondern die holländische sein Ideal und Vorbild: hier fand er den regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung, den er dem deutschen Verse für alle Zeiten aufgezwungen hat.

Wodurch ist das nun so ganz anders geworden? Zunächst durch die politische Lage. Als sich die Niederländer im blutigen Heldenkampfe ihre Unabhängigkeit errungen hat, und als dann, unmittelbar anschließend, der gewaltige Aufschwung des Handels und die große Zeit der Kolonisation folgt — Holland die erste Seemacht, Amsterdam die erste Handelsstadt der Welt —, da sind Aller Augen und Sinne ausschließlich auf die See, in die Ferne gerichtet; das Hinterland, das ohnmächtige, von Glaubenskämpfen zerrissene Reich, entschwindet allmählich den Blicken, es wird eben „Moffenland“, ein Name, den der Holländer auch heute keineswegs mit Ehrfurcht oder Zärtlichkeit ausspricht. Deutschland dagegen kam nach dem großen Krieg immer ausschließlicher unter französischen Einfluß. Aber ein anderer Grund ist doch auch der Rückgang der niederländischen Literatur selbst. Die große politische Zeit des holländischen Volkes, sie war zugleich auch eine unvergleichliche Blüthezeit der Kultur gewesen: Hollands Maler und Dichter, Philologen, Aerzte, Mathematiker waren die ersten der Welt. Jedoch auf den kolossalen Aufschwung folgte die unausbleibliche Periode der Erschlaffung, des Niedergangs. Während es die Seeherrschaft sachte und allmählich an England verlor, zugleich aber an seinen Kolonien eine nie versiegende Quelle des Reichthums behielt, gerieth die Bildung in Verfall und Verödung und bildeten sich die Züge des holländischen Volkscharakters heraus, die uns überall in der Literatur entgegentreten: sattes Behagen und träge Ruhe, zähes Festhalten am Hergebrachten, nüchterne Verständigkeit und hausbackene „zahlungsfähige Moral“, seichte, beschränkte Aufgeklärtheit und kirchengängerische Heuchelei, vor allem aber die unbedingte Anbetung des Geldsacks, die ausschließliche Schätzung materieller Werthe. Es wirken hier zwei Faktoren zusammen: einerseits die starke, angeborne Neigung des Niederländers, wie ja des Niederdeutschen überhaupt, zum Verstandesmäßigen, Nützlichen und Bürgerlich-Ehrbaren, der Mangel an Schwung, Temperament und Phantasie. Schon im Mittelalter konnte dabei die romantische Ritterdichtung nicht aufkommen: obwohl von den Höfen gepflegt, drang sie nicht recht ins Volk. Dazu kommt als zweites die wirthschaftliche Situation. Wie es keinen günstigeren Boden für den Samen aller Kultur gibt, als ein junges, aufstrebendes Handelsvolk, denn da ist reges, wechselreiches Leben und zugleich der Wohlstand, ohne den die Kultur nicht wohl fortkommt, so gibt es kaum einen ungünstigeren, als altererbten, festgelagerten Reichthum. Keine Tyrannei drückt so schwer, leimt die Menschen so fest an den Boden, als das Gewicht des nicht selbsterrungenen, sondern mühelos überkommenen Geldes. Und nirgends ist dies heute in dem Grade der Fall wie in Holland.

Diese Bemerkungen gehören mehr zur Sache, als es zunächst scheint; denn der so geartete und so zustande gekommene Volkscharakter ist die nothwendige Voraussetzung und zugleich zum guten Theil der Gegenstand der Werke Multatuli's. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts, nach dem Tode der Großen, wandelte die niederländische Literatur in den ausgetretenen Bahnen der Plattheit und Trivialität. Selten finden sich Ausnahmen. So unterbrach zu Anfang dieses Jahrhunderts, bewundert viel und viel gescholten, Bilderdijk das ewige Einerlei. Aber auch er war 1831 gestorben, und wieder plätscherte ein Menschenalter hindurch alles wohlgemuth in der seichten Wasserfluth. Da schlug auf einmal im Jahre 1860, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, ein Buch dazwischen, das so ganz verschieden war von allem Gewohnten und, wie ein Zeitgenosse sagt, ein Schaudern durch das Land gehen ließ. Es hieß „Max Havelaar oder die Kaffeeauktionen der niederländischen Handelsgesellschaft. Von Multatuli.“ Das Jahr 1860 bedeutet einen Markstein in der Geschichte der niederländischen Literatur; seitdem beginnt der Aufschwung, der ihr einen Platz neben den anderen Literaturen der europäischen Kulturvölker zurückgegeben hat.

Der Autor, der unter diesem Decknamen so kühn und herausfordernd vor die Oeffentlichkeit trat, war kein junger Mann mehr. Eduard Douwes Dekker — dies ist sein bürgerlicher Name — wurde am 2. März 1820 zu Amsterdam

[1]) Multatuli. Auswahl aus seinen Werken in Uebersetzung aus dem Holländischen, eingeleitet durch eine Charakteristik seines Lebens, seiner Persönlichkeit und seines Schaffens. Von Wilhelm Spohr. Mit Bildnissen und handschriftlicher Beilage. Titelzeichnung von Fidus. Minden in Westf., J. C. C. Bruns Verlag 1899. 384 S. gr. 8⁰.

als Sohn eines mennonitischen Kapitäns geboren. Nach dem Besuche des Gymnasiums widmete er sich zunächst dem Kaufmannsstande, verließ ihn aber schon im Jahre 1838, um sich nach den ostindischen Kolonien einzuschiffen; am 15. Januar 1839 trat er bei der Allgemeinen Rechnungskammer zu Batavia als unbesoldeter Kanzlist in Dienst. Er muß wohl ein fähiger Beamter gewesen sein, denn die Beförderungen und Gehaltserhöhungen erfolgten sehr schnell nacheinander, bis er am 25. Oktober 1843 entlassen und auf Wartegeld gesetzt wurde. Von neuem begann er 1846 seine Karriere und erhielt am 8. Oktober 1851 das wichtige, verantwortungsvolle Amt eines Assistent-Residenten. Nach einem zweijährigen Urlaub wurde er am 4. Januar 1856 zum Assistent-Residenten von Lubak ernannt, schon am 23. März desselben Jahres der Amtsführung enthoben und am 4. April auf sein Gesuch ehrenvoll aus des Landes Diensten verabschiedet. Die Erlebnisse und Erfahrungen dieses Vierteljahres bilden den Inhalt des Max Havelaar.

Das große Kolonialgebiet der hinterindischen Inselwelt hat eine Bevölkerung von 34 Millionen, Holland, das sie beherrscht, 5 Millionen. Diese Herrschaft würde unmöglich sein, wenn die Holländer nicht so klug gewesen wären, die einheimischen Fürsten als „Regenten“ zu belassen und durch sie die Einheimischen niederzuhalten. Neben ihnen sitzt als Vertreter der Regierung ein „Assistent-Resident“, der für diese der verantwortliche Beamte dieses Bezirks ist, aber an Macht, Geldmitteln und Einfluß tief unter dem Regenten steht, den er doch leiten soll; seine Stellung ist um so schwieriger, als die Regierung ganz natürlich immer geneigt ist, im Falle einer Differenz auf die Seite des Regenten zu treten, von dessen Treue und Wohlverhalten die Ruhe und Sicherheit einer ganzen Provinz abhängt, und ihren Beamten fallen zu lassen, den sie ja jederzeit leicht ersetzen kann. Diese Fürsten nun pflegen, wie alle orientalischen Despoten, ihre Unterthanen rücksichtslos zu unterdrücken und auszubeuten; das Volk kennt und verlangt es kaum anders. Der Assistent-Resident muß zwar bei seinem Amtsantritt einen Eid schwören, daß er „die eingeborene Bevölkerung beschirmen will vor Unterdrückung, Mißhandlung und Erpressung“, aber wie kann er ihn halten, da er weder über den Regenten die nöthige Macht hat, noch bei der Regierung auf Unterstützung rechnen kann? Er wird und muß eben alles gehen lassen, wie es will, die Regierung durch vertuschende, gefärbte Berichte zufriedenstellen, mit dem Regenten durchstecken, ihn womöglich noch durch seine Autorität stützen und nebenbei seinen eigenen Vortheil wahrnehmen; der Javane ist schlimmer daran als vorher. Douwes Dekker machte in Lubak den Versuch, seinen Eid zu halten: nachdem er bei seinem Regenten alle Nachsicht und alle gütlichen Mittel erfolglos erschöpft hatte, wagte er es, ihn, der schon seinen Vorgänger aus eben diesem Grunde hatte vergiften lassen, bei der Regierung in Batavia anzuklagen. Das Resultat war seine Suspension und eine Strafversetzung, der er den Abschied vorzog. Lange hielt er den Glauben fest, daß nur ein Mißverständniß vorläge, daß er seine Sache durchsetzen würde, wenn er nur zu Worte käme. Er machte unermüdlich die verschiedensten Versuche, eine Audienz beim Generalgouverneur zu erlangen, auch noch nach seiner Rückkehr — stets ohne Erfolg: beharrliches Schweigen war das Einzige, was die Regierung und die Betheiligten seinem ungestümen Mahnen entgegensetzten. Da entschloß er sich zu einem neuen Mittel: er appellirte an die Oeffentlichkeit. So entstand das Erstlingswerk eines Vierzigjährigen, der „Max Havelaar“.

Die nächsten Jahre füllt ein doppelter Kampf aus: der Kampf um das Recht des Javanen, der auch jetzt nicht von der Stelle rückte, und der Kampf um den „Havelaar“. Denn auch dieses Buch hatte eine eigene Leidensgeschichte. Ein Freund — der bekannte Romancier van Lennep — hatte es übernommen, einen Verleger zu besorgen, und zu dem Zwecke sich, gegen einen Vorschuß, das Eigenthumsrecht übertragen lassen, benutzte dies nun aber, um die Verbreitung des Buches in jeder Weise zu hindern, und als die erste starke Auflage trotz des hohen Preises in fünf Monaten vergriffen war, widersetzte er sich hartnäckig jedem neuen Druck; erst nach seinem Tode (1870) konnte eine zweite Ausgabe erscheinen. — Für Dekker selbst aber waren diese Jahre eine Zeit unbeschreiblichen Elends. Schon während seiner Beamtenzeit hatte ein unüberwindlicher Hang zum Wohlthun, der zu seinen Mitteln nicht immer im richtigen Verhältniß stand, und eine gewisse großmüthige Verachtung des Geldes ihn in Schulden gestürzt. Jetzt wuchsen sie ins Unabsehbare. Ohne alle Mittel und Aussichten irrte er von Ort zu Ort, immer vergeblich suchend und versuchend. Seine Familie war meist von ihm getrennt, lebte von der Gnade widerwilliger Verwandten oder mußte selbst sehen, wie sie sich durchschlagen konnte. Was ihm seine Feder einbrachte, war sofort von den alten Schulden verschlungen, die dann durch mißglückte Projekte wieder gemehrt wurden. Um seine Lage zu kennzeichnen, genüge die eine Notiz, daß er einmal 15 Tage lang ohne warmes Essen war und fast nur von trockenem Brot lebte. Es liest sich wie ein Märchen, daß ein Mensch von 40 Jahren, gewesener verdienstvoller Beamter und bald einer der berühmtesten Schriftsteller seines Landes, glänzend und vielseitig begabt und unermüdlich rührig, mit aller Anspannung nicht so viel erwerben kann, um für die elementarste Nothdurft, für ein Obdach, Nahrung und Kleidung, genug zu haben, und das im 19. Jahrhundert und im gebildetsten Theile Europa's. Aber in aller Noth und Misère blieb ihm stets getreu seine unerschütterliche Gesundheit, sein ungebrochener Muth, seine ritterliche Hülfsbereitschaft und bedenkenlose Großmuth gegenüber allen Armen und Bedrängten und die virtuose Führung der Feder. Für jene einen Beleg. 1861 hatte eine Sturzfluth in Java entsetzliche Verwüstungen angerichtet; für die Betroffenen wurden Sammlungen veranstaltet. Aufgefordert, etwas dazu beizutragen, schrieb Multatuli einen Druckbogen „Zeige mir den Platz, wo ich gesäet habe!“ und bald konnte der Verleger über 1300 Gulden nach Java senden.

Die Fruchtbarkeit des Schriftstellers gerade in diesen Jahren der Noth ist erstaunlich. Auf den Havelaar folgten, um nur das bedeutendste zu nennen, 1861 die „Minnebriefe“. Schon 1862 wurde mit den „Ideen“ begonnen, dem großen Sammelwerke, das 1877 mit dem siebenten Band zum Abschluß kam, und dessen Inhalt der Verfasser dem Verleger in folgender Weise ankündigt: „Ich werde darin nach Wahrheit streben. Das ist mein einziges Programm. Ich werde geben: Berichte, Erzählungen, Geschichten, Parabeln, Bemerkungen, Erinnerungen, Romane, Prophezeiungen, Paradoxe. . . . Ich hoffe, daß in jeder Erzählung, in jeder Mittheilung eine Idee enthalten sein wird. Nennen Sie mein Werk also: Ideen. Nicht anders! Und schreiben Sie drüber: Es ging ein Sämann aus zu säen.“ Während dieser Jahre hielt sich Douwes Dekker überwiegend, seit 1866 fast ununterbrochen, in Deutschland auf. Am 1. November 1870 ließ er sich dauernd in Wiesbaden nieder; hier entstanden die „Millionenstudien“ (1873, 4 Bände), die letzten fünf Bände der „Ideen“ und kleinere Arbeiten. Seit dem siebenten Ideen-Bande (1877) schrieb er nichts mehr. Seit 1870 hatte sich auch seine materielle Lage durch den starken Absatz seiner Schriften endlich günstiger gestaltet. In Wiesbaden lebte er ein ganzes Jahrzehnt ruhig und behaglich; er verließ es erst 1880, um ein eigenes Haus in Nieder-Ingelheim am Rhein zu beziehen. Hier starb er am 19. Februar 1887.

Auf die einzelnen Werke einzugehen, ist hier nicht möglich; wir werden darauf zurückkommen, wenn die in Aussicht gestellte Uebersetzung erschienen ist. Aber über den Charakter des Schriftstellers Multatuli im ganzen müssen noch einige Worte gesagt werden. Freilich ist dies keine leichte Aufgabe, wie schon sein begeisterter Verehrer und Herold in Holland, C. Vosmaer, bemerkt; denn Multatuli ist ein viel zu eigenartiger Charakterkopf, der sich so gar nicht in die üblichen Fächer einfügen will, als daß man leichter Hand über ihn ins Reine kommen könnte. Es ist erzählt, wie er als Vierzigjähriger dazu kam, sein erstes Buch zu schreiben; mir scheint, damit ist zugleich der Schlüssel zur Eigenheit des Schriftstellers gegeben. Nämlich, daß er nicht schreibt um des Schreibens willen, aus der reinen Künstlerfreude am Schauen und Gestalten, sondern nur „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Drang"; daß ihm das Schreiben nur Mittel zum Zweck ist, Waffe im Kampf, zu der er erst dann greift, wenn ihm keine andere Waffe geblieben ist. Hätte man ihn in seinem Beruf wirken und handeln lassen, wie sein Herz ihn trieb und Pflicht und Gewissen ihm vorschrieben, so wäre er wohl nie als Autor vor die Oeffentlichkeit getreten. Der spätgeborene Schriftsteller ist ein Mann der That, der seinen Beruf verfehlt hat, oder richtiger, der durch die Verhältnisse von seinem eigentlichen Beruf abgedrängt ist.

Daraus folgt zunächst, daß seine Werke von Anfang bis zu Ende tendenziös sind; er will mit allem etwas sagen, die Menschen belehren, erziehen, reformiren. Die Formen, deren er sich bedient, sind äußerst mannichfaltig: vom Aphorisma, der Parabel, der Predigt, Epistel bis zur Skizze, Novelle, zum Roman und Drama. Aber selten wird man ein Stück finden, in dem nicht eine Tendenz oder eine Moral steckte. (Vergl. die mitgetheilte Ankündigung der „Ideen".)

Jedoch der Werth seiner Werke erschöpft sich nicht im Lehrgehalt; auch ihre künstlerischen Qualitäten sind sehr bedeutend. Man kann die meisten der Erzählungen durchaus als Kunstwerke genießen, ohne daß die Tendenz dabei störte. Eine erstaunliche Frische der unmittelbaren Lebensbeobachtung paart sich mit einer packenden Lebendigkeit der Darstellung und einer souveränen Herrschaft über Sprache und dichterische Ausdrucksformen. Aber doch zeigt sich überall die erwähnte Grundanlage: in allen Erzählungen herrscht nicht die reine abgeklärte Ruhe des großen Kunstwerks, stets bricht das lebhafte, ungestüme Temperament des Erzählers durch. Es erscheint darin weniger der Künstler, der ganz in seinem Werk aufgeht, als der Redner, der über den Formen steht und mit ihnen spielt. Ueber den Formen, nicht über dem Stoff. Denn damit ist es ihm heiliger Ernst. Und so ist bei ihm, gerade umgekehrt wie bei dem reinen Künstler, die Ausdrucksform nur dienendes Werkzeug des Inhalts. Daher, besonders anfangs in der Havelaar-Affaire, seine Entrüstung, daß man seine Schreibweise bewunderte, anstatt über die Richtigkeit des Inhalts Untersuchungen einzuleiten. „Und das Buch war so schön, sagte man. Und sie lesen es so gierig, und so überall! Und doch . . . doch ist kein Recht geschehen! Doch bin ich ebenso weit, als wenn mein Buch nicht schön gewesen wäre! Ebenso weit, als wenn nicht so viel Thränen auf die Handschrift gefallen wären! Da bin ich verdrossen und bitter geworden." (In „Ueber freie Arbeit in Indien," 1862.)

Multatuli gehört demnach zu jenen Gestalten, in denen sich die mannichfachsten Fähigkeiten geistiger und künstlerischer Art zu einem ganz individuellen Ganzen verbinden. Man mag darüber streiten, ob sie den reinen Künstlern und Denkern gleichzustellen sind; für die Kultur sind sie jedenfalls von nicht geringerer Bedeutung und zeugen stets von einem reichen Fonds ursprünglicher Veranlagung in ihrem Volke. Indem in ihnen ein reiches, buntes Können und Verstehen einem großen Wollen dienstbar wird, sind gerade sie besonders zu Erziehern ihres Volkes, der Menschheit berufen. Gerade die germanischen Stämme sind reich an solchen: es genügt, Herder, Carlyle, Nietzsche zu nennen. An Herder besonders gemahnt Multatuli durch die schrankenlose Universalität seines Geistes, die unerschöpfliche Fülle von Gedanken und Anregungen auf den entlegensten Gebieten, aber auch dadurch, daß sich auch bei ihm dieser Reichthum nicht zu einem gegliederten System fügt, sondern einzeln ausgeschüttet daliegt, nur in einer Gesammtstimmung zusammengefaßt. An Nietz'sche erinnert er hier und da durch die stolze, monumentale Größe der Sprache in der Prägung der Gedanken, während er ihn an Tiefe der Eigenart allerdings nicht erreicht. Aber an künstlerischer Gestaltungskraft überragt er Beide weit. Zu einer gerechten Würdigung ist es indessen nothwendig, daß man nicht nur einen absoluten Maßstab anlegt, sondern Multatuli in der Umgebung sieht, aus der er emporgewachsen ist. Am Niveau der holländischen Geisteswelt um und vor ihm gemessen, wächst seine Gestalt allerdings ins Riesenhafte, über dieser seichten Mittelmäßigkeit ragt er in einsamer Größe. Für sein Volk — ich muß auf die einleitenden Bemerkungen zurückweisen — haben auch viele Ausführungen noch erziehlichen Werth, die uns etwas veraltet und selbstverständlich anmuthen. Aber auch die Fülle dessen, was er uns zu sagen hat, ist noch groß genug, ganz abgesehen von dem Reiz der Art, wie er es sagt.

Es wäre nun noch meine Aufgabe, den Inhalt von Multatuli's Werken zu charakterisiren. Doch ist dies kaum in Kürze möglich, denn der erste Grundzug seines Geistes — wir sahen es schon — ist eine imposante Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit. Im vierten Kapitel des Havelaar ist ein Register von Aufsätzen, die Droogstoppel unter den Papieren des „Shawlmannes" (dies ist ein Spitzname des Helden) findet; es umfaßt beinahe fünf Seiten, beginnt mit „Ueber das Sanskrit als Mutter des germanischen Sprachzweiges. Ueber die Strafbestimmungen gegen Kindesmord. Ueber den Ursprung des Adels" und schließt mit: „Ueber die Missethaten der Europäer außerhalb Europa's. Ueber die Waffen der schwächeren Thierarten. Ueber das jus talionis". Obwohl die poetische Uebertreibung unverkennbar ist, gibt es doch einen guten Begriff von der Fülle und Buntheit der Gegenstände, über die Multatuli den Reichthum seines Geistes ausgegossen hat. Aber er ist doch in erster Linie Ethiker, Prediger, Erzieher. Gelingt es uns, die Grundrichtung seines Strebens, den Kern seines praktischen Ideals zu erfassen, so wäre schon etwas erreicht. Hier ist er nun vor allem ein leidenschaftlicher Gegner aller Sitte und Konnivenz, also gerade des Götzen, der in dem wohlehrbaren, spießbürgerlichen Holland so unbestritten herrscht. Besonders ist es die Unsittlichkeit und Verlogenheit der gesellschaftlichen Moral auf geschlechtlichem Gebiete, gegen die er unermüdlich mit immer neuen Variationen zu Felde zieht. Aber nicht nur die schlechten, unsittlichen Sitten sind ihm verhaßt; er empfindet leicht Sitte und Gesetz überhaupt als Hemmung für das Auswachsen und Ausleben der Individualität; er möchte freien Raum haben für sein persönliches Temperament. Sein Ideal wäre also eine Temperamentstugend, etwa im Sinne des jungen Schiller, gegründet mehr auf die Wallungen und Regungen eines guten, edlen Herzens, als auf die unbestechliche Richtigkeit eines festen Gewissens, und sich äußernd mehr in Großmuth, Edelsinn, hochherziger Selbsthingabe, als in unbedingter Gerechtigkeit und strenger Pflichterfüllung. Die Uebereinstimmung der menschlichen und der schriftstellerischen Persönlichkeit ist bei ihm recht augenfällig: in beiden ein edler Stolz, ein Ueberschuß von Kraft und spielender

Uebermuth, ein nach dem Höchsten strebender, allem Gemeinen und Gewöhnlichen feindlicher Sinn, in beiden ein gewisser Mangel an strenger Zucht und Achtung vor dem Gesetz, der gelegentlich ein Sichgehenlassen und Durchbrechen der Subjektivität nicht ausschließt. Hierin wurzeln alle seine großen, blendenden Vorzüge, hierin auch die wenigen Flecke, von denen man ihn doch nicht reinwaschen kann, so sehr es auch sein Interpret, ein unbedingter Anhänger und blinder Bewunderer, versucht. Unter diesen Vorwürfen wiegt wohl nur einer schwer, das Geschick seiner ersten Frau. Was ihm diese gewesen ist, davon zeugt fast jede Seite im „Havelaar". Wir erfahren, wie sie mit schrankenloser Bewunderung und äußerster Selbstlosigkeit an ihm gehangen, sich allen seinen Neigungen und Wünschen angeschmiegt und untergeordnet, ihn nirgends gehemmt, stets gestützt, ermuntert, getröstet hat, wie sie dann nachher die langen Jahre des Elends, meist allein und ganz schutz- und hülflos, durchlebt und den Becher des Leids bis auf die Hefe geleert hat! Und daß er es über sich gebracht hat, diese anbetungswürdige Frau um einer anderen willen zu verlassen, — allerdings erfahren wir, daß er sowohl wie seine zweite Frau jahrelang mit sich gekämpft haben, ehe sie sich entschlossen, zusammenzuziehen, daß er, von Seiten der ersten an jede Nachsicht gewöhnt, sich eine Ehe nach dem Muster des Grafen v. Gleichen als möglich dachte und daß sie heimlich während seiner Abwesenheit entflohen ist — aber daß er sie hat ziehen lassen, daß er zugegeben hat, daß sie nun, wo es ihm besser ging, die guten Tage nicht mit ihm theilen durfte, sondern allein in der Fremde ihr Leben vertrauern mußte, während er selbst ein neues, ungetrübtes Glück genoß, das können wir zwar verstehen, wenn wir die detaillirte Darstellung Spohrs lesen, und bis zu einem gewissen Grade entschuldigen, aber verzeihen können wir's doch nicht.

Es ist befremdlich, daß ein so hervorragender Geist, in unserm Jahrhundert ohne Zweifel der Erste in seinem Volke, das uns doch das nächstverwandte ist, dabei so kosmopolitisch und germanisch zugleich in seinem Wesen, der noch dazu fast ein Vierteljahrhundert in Deutschland gewohnt hat, trotzdem bei uns so wenig bekannt ist, während doch sonst an Uebersetzungen auch aus dem Holländischen kein Mangel ist. Zwar ist bereits 1875 eine Uebersetzung des „Max Havelaar" (von Th. Stromer) erschienen, doch scheint sie wenig Verbreitung gefunden zu haben. (Auch ich kenne nur den Titel.) Was sonst von Multatuli bekannt geworden ist, beschränkt sich auf einige Uebersetzungsproben und Aufsätze, die in den letzten Jahren in Zeitschriften erschienen sind und fast alle aus der Feder des Hrn. Spohr stammen, desselben, der es jetzt wagt, mit einem größeren Unternehmen vor das Publikum zu treten. Er will in etwa sieben Bänden die Hauptwerke in Uebersetzung bieten: „Max Havelaar", die „Minnebriefe", die „Millionenstudien" und aus dem Riesenwerke der „Ideen" die beiden Kunstwerke großen Stils, die (leider unvollendete) „Geschichte des kleinen Walter", als Dichtung vielleicht des Verfassers bedeutendste Leistung, und das Drama „Fürstenschule". Man kann die Auswahl nur billigen. Der erste Band, der soeben erschienen ist, bildet gewissermaßen ein Vorspiel. Er enthält zunächst eine ausführliche Biographie und Charakteristik Multatuli's mit Auszügen aus den Werken und Briefen, zwei Portraits und Faksimile-Beilage (S. 1—136), sodann sieben größere Erzählungen, eine Sammlung von „Märchen, Fabeln, Parabeln, Ideen", und endlich „Texte" (S. 362—383), d. h. Aphorismen. Unter letzteren sind wahre Perlen; in ihnen kommt des Verfassers Geistesreichthum wie sein Talent für lapidaren Ausdruck aufs schönste zur Geltung. Leider gestattet der Raum nicht, Proben mitzutheilen. Die Uebersetzung ist im allgemeinen sehr gut, so daß man sie kaum als solche empfindet. Nur stören eine Anzahl undeutscher Wendungen, die aus dem Holländischen stehen geblieben sind, wie „in Noth verkehren", „ungefühlig", „gewillig", „Spezialität" (für „Spezialist", eine Menschensorte, die Multatuli natürlich ingrimmig haßt, siehe seine Definition S. 358 f.) und besonders das oft wiederkehrende „Die heilige Magd", dem entsprechend auf S. 288 „Dienstmaid" zu lesen steht. (Im Holländischen bedeutet nämlich meid Magd, Dienstmädchen, während maagd in hochfeierlicher Rede steht und unserm „Jungfrau" entspricht.) Auch sonst begegnen Wörter und Ausdrücke, die im Deutschen fremd klingen oder mindestens nicht gut sind: „inzüchtige Franzosen", „Spießer" (für Spießbürger), „unwirthsam", „entbinden" für „gebären", „Die beiden verstehen einander nicht", „Die Frau soll verantworten vor dem Mann", „Mir ist sicher", „Der Räuber ließ sich durch einen heiligen Einsiedelmann Rathes pflegen" u. a. Hoffentlich legt der Uebersetzer diese Fehler in den nächsten Bänden ab. Auffällig ist auch, daß in diesen Band manches aufgenommen ist, was in den folgenden wiederholt werden muß. So stammen zwei der größeren Stücke aus den für den dritten Band bestimmten „Minnebriefen"; auch die Perle des „Havelaar", das tragische Idyll „Saïdjah und Adinda", das bereits in der „Neuen Deutschen Rundschau" erschienen war, ist hier eingefügt. Der Havelaar ist dadurch schon mehr als halb vorweggenommen, da auch S. 20—60 der Einleitung eine ausführliche Analyse mit Auszügen enthalten und vieles vom Inhalt in der Biographie verwerthet werden mußte. Vermuthlich wollte der Herausgeber in diesem Band alles Schönste und Anziehendste aus Multatuli's Werken zusammenstellen, um ihn recht verlockend zu gestalten und so seinem Helden viele Freunde und den späteren Bänden ein Publikum zu werben. (Vielleicht ist auch das Erscheinen dieser noch unsicher.) Jedenfalls ist es ihm trefflich gelungen, hier eine Multatuli-Anthologie zu schaffen, die in ihrer reichen, abwechslungsreichen, überall interessanten Fülle sich prächtig liest und geeignet ist, ein so vollständiges und günstiges Bild des Autors zu geben, wie dies bei Ausschluß der größeren Werke nur möglich ist. Indem wir dem Herausgeber für diese schöne Gabe herzlichen Dank aussprechen, verbinden wir damit den Wunsch, daß sie viele, feine, willige Leser finden und ein reicher Absatz den Uebersetzer ermuthigen möge, auch die weiteren Bände bald nachfolgen zu lassen.

Heinrich Meyer.

F. W. Christians Forschungen auf den Karolinen.

An Literatur über die nun deutsch gewordenen Karolinen fehlt es keineswegs, ja, dank der Thätigkeit deutscher Forscher in den letzten Jahrzehnten ist sie sogar sehr werthvoll. Aber gerade die besten und eingehendsten Abhandlungen sind in schwer zugänglichen Zeitschriften und Sammelwerken verstreut und noch dazu in so streng wissenschaftlichen Formen gehalten, daß sie für den deutschen Leser, der sich über jenen Inselarchipel unterrichten will, selbst jetzt kaum in Betracht kommen, da sie infolge des Ankaufs der Karolinen auch für einen größeren Kreis wohl erhöhte Bedeutung zu beanspruchen hätten. Wir meinen hiemit unsre bisher vornehmsten Quellen zur Kenntniß der Karolinen, nämlich einmal die betreffenden Abschnitte in Finsch' „Ethnographischen Erfahrungen aus der Südsee" (Wien 1893) und dann vor allen anderen Kubary's Arbeiten im „Journal des Museums Godeffroy" (Hamburg 1873—1875) und seine „Ethnographischen Beiträge zur Kenntniß des Karolinenarchipels" (Leiden 1889). Kubary, der bis an sein Lebensende (1896) sich Jahrzehnte hindurch auf den Karolinen und Palau-Inseln aufgehalten und sorgsam alles gesammelt

und aufgezeichnet hat, was für die Völkerkunde irgendwie von Werth sein kann, wird als der größte Karolinen-Forscher aller Zeiten zu betrachten sein — schade nur, daß seine meisten Schriften eine wenig durchsichtige Fassung haben und seine Ausführungen infolge des übermäßigen Gebrauchs einheimischer Ausdrücke sogar dem Fachmann unendliche Schwierigkeiten bereiten.

Möglich, daß man jetzt in nicht zu ferner Zeit neuere Reiseschilderungen über den Archipel erwarten darf. Bis dahin aber muß dem deutschen Leser jede leicht erreichbare Quelle über die Karolinen willkommen sein, möge sie kommen, woher sie wolle. Auf eine solche Quelle machen wir hier aufmerksam. Der englische Arzt F. W. Christian, der jahrelang in der Südsee gelebt hat, lernte im Jahre 1896 die wichtigeren Karolinen-Eilande kennen; er sprach darüber im Winter 1898/99 vor den Londoner und Edinburger geographischen Gesellschaften und Auszüge aus seinen in den Schriften dieser Gesellschaften („Geogr. Journ." 1899, I, S. 105, und „Scott. Geogr. Mag." 1899, S. 169) veröffentlichten Vorträgen gingen im vorigen Frühjahr auch durch viele deutsche Blätter. Die Leute, die diese Auszüge gemacht, vergaßen freilich eines: das, was sie als das Wichtigste und Neueste heraushoben, war nicht neu; man konnte es bereits in Kubary's Schriften finden — aber sie hatten eben keine Ahnung von der Existenz jenes von dem deutsch-polnischen Forscher angehäuften Materials. Vor kurzem hat nun Christian über seine Beobachtungen auf den Karolinen in einem besonderen Werke berichtet[1]) und davon soll hier die Rede sein.

Christian interessirt sich namentlich für Sprache und Volkskunde und er sammelt nicht nur Material, sondern vergleicht auch, zieht Schlüsse oder deutet solche wenigstens an. Hierin ist er freilich nicht immer auf dem richtigen Wege. Er gehört offenbar zu denen, die sich ihr System von den Rassen und deren Verwandtschaft auf rein linguistischer Grundlage aufbauen, der Anthropologie aber nicht die gebührende Beachtung schenken. Ein Gemisch aus verschiedenen Völkerelementen wären die Karolinier, aus Malaien, Melanesiern, Polynesiern und Anderen, weil Bestandtheile aus deren Sprachen in den Dialekten der Karolinen-Bewohner vorhanden wären. Das letzte Wort über die Rassezugehörigkeit dieser Insulaner dürfte allerdings noch nicht gesprochen sein; indessen betont Finsch, daß sie wie alle Mikronesier anthropologisch zur „Ozeanischen Rasse" gehören und Unterschiede nicht vorhanden sind, und an dieser Anschauung des verdienten Südseeforschers hat man wohl vorläufig festzuhalten. Sie widerspricht ja auch nicht dem, was Christian auf Grund seiner Sprachstudien behauptet: Beziehungen der Malaien, Papua, Polynesier, vielleicht auch der Japaner und formosanischen Stämme zu den einzelnen Inseln haben gewiß in früheren Jahrhunderten stattgefunden, an Eroberungszügen und Invasionen einiger dieser Völker wird es nicht gefehlt haben, und daraus ergeben sich deutlich erkennbare Sprachspuren. Hieraus wieder erklären sich auch zwanglos die von Christian hervorgehobenen Anklänge an südindische Sprachen. Ein Sprachmischmasch, wobei hier diese, dort jene Elemente vorwiegen, wird somit die Sprache der heutigen Karolinen-Insulaner jedenfalls sein; aber einer Mischrasse gehören diese wohl nicht an, soviel fremdes Blut kann nicht in ihnen stecken. Christian hat sich unzweifelhaft ein Verdienst damit erworben, die Sprache der Bewohner von Yap, Ponape und einiger anderen Inseln auf ihre Bestandtheile hin zergliedert zu haben, und man darf ihm dabei ohne Bedenken folgen. Ein weiteres Verdienst kommt ihm deßhalb zu, weil er es verstanden hat, einen großen Theil dessen, was noch an Ueberlieferungen und Sagen im Gedächtniß der älteren Generationen haften geblieben ist, aus den Leuten herauszuholen. Er stimmt ein in die Mahnung Bastians, man solle von diesen Resten rechtzeitig noch alles sammeln, ehe es unwiederbringlich dahin ist, und er hat sie auch beherzigt. Er gibt zwei beachtenswerthe Rathschläge dafür, wie der Beobachter in dieser Richtung seiner Aufgabe unter den Karolinen-Insulanern nachkommen kann: Erzähle selbst Geschichten und veranlasse damit die Eingeborenen, auch ihrerseits das auszukramen, was sie wissen, und: unterbrich niemals den Erzähler durch Fragen, wenn er unklar wird; er wird Lücken allmählich selbst ausfüllen und zum Schluß findet sich dann noch immer Gelegenheit, Zweifel zu beseitigen. Christian hat, wie gesagt, auf diesem Wege viel Schönes sammeln können, das dem Ethnologen von Werth sein wird. Fluthsage und Prometheussage kommen auch in diesem Theile der Welt vor (auf Yap). Christian gibt ferner einige Bemerkungen über die religiösen Vorstellungen und den Ahnenglauben; die über die ersteren scheinen indessen nicht in vollem Umfange annehmbar zu sein.

Christians Buch stellt sich als eine glückliche Mischung leichter Reiseschilderung mit ernster wissenschaftlicher Erörterung dar, und man liest darin mit Vergnügen und Gewinn. Er ist auch bescheiden genug, die unvergänglichen Verdienste Kubary's voll anzuerkennen, den er noch kurz vor dessen Tode auf Ponape sprach und der ihm einen Plan der Ruinen von Nan Matal (bereits im „Journ. Mus. Godeffroy", Heft 6, veröffentlicht) als Grundlage für weitere Studien überließ. Christians Aufenthalt auf Ponape dauerte mehrere Monate, außerdem hielt er sich längere Zeit auf Kusaie und Yap auf, weil ihn die Steindenkmäler dieser drei Inseln besonders fesselten. Die bisher beste Beschreibung der Ruinen von Nan Matal verdanken wir Kubary; Christian seinerseits berichtigte und ergänzte die Namen der verschiedenen von Basaltblöcken ummauerten Inselchen dieses „mikronesischen Venedig" und nahm auf der wichtigsten derselben, der Insel Nan Tauatsch, Ausgrabungen vor, die einige Reste von Muschelärten, Muschelschmuck und ein paar Schädelfragmente ergaben. Es sei zunächst kurz daran erinnert, was es mit jenem „mikronesischen Venedig" auf sich hat. In der Lagune von Ponape, d. h. zwischen dem Korallengürtel und dem hohen Inselkern, ragt im Osten ein Gewirr winziger Inselchen aus dem Wasser empor, die von üppiger Vegetation überwuchert sind. Bei näherer Untersuchung fand man, daß alle diese Inselchen von Terrassen und Mauern aus Basaltblöcken sozusagen eingekapselt sind; in Form von Parallelogrammen, Rechtecken und Quadraten erheben sie sich aus den Fluthen. Die Frage nach den Erbauern war man dahin zu beantworten geneigt, daß in der Vorzeit irgend ein altes, jetzt verschwundenes Kulturvolk die Steinbauten errichtet hätte, während Manche sogar sie für Werke spanischer oder japanischer Seeräuber hielten. Es stellte sich bald heraus, daß das Material zu den Bauten in der Nähe zu finden war, nämlich im Norden von Ponape, wo Säulenbasalt ansteht. Christian fand auch Spuren von dem Transport, indem er auf dem Grunde der Lagune lagernde, unterwegs verloren gegangene Blöcke bemerkte. Er wußte ferner den Eingeborenen die Sage von dem alten Königsgeschlecht der Tschaute-Leur zu entlocken, das die Bauten errichtet habe, worauf eine Invasion schwarzer Kannibalen aus dem Süden der Kultur ein Ende gemacht habe. Die kleine Insel Nan Tauatsch, die sich durch mehrere konzentrisch angelegte Mauern vor den anderen auszeichnet, sei das Grab des letzten Königs jener Dynastie. Wie erwähnt, fand hier Christian als Erster die Beweise, daß Nan Tauatsch ein Grab sei, was man früher bezweifelt hatte. Der englische

[1]) *The Caroline Islands.* Travels in the Sea of the little Lands by *F. W. Christian.* Mit 43 Abbildungen und 5 Karten und Plänen. London, Methuen u. Co. 1899. XIII und 412 S. Preis 12 sh 6 d.

Forscher faßt seine Ansicht über diese interessanten Ruinen in den Sätzen zusammen: Die Steinbauten von Nan Matal wurden von einer Rasse errichtet, die der heutigen Bewohnerschaft von Ponape vorausging, und jene Eroberer gehörten der schwarzen Rasse an, während die heutigen Ponapesen eine Mischrasse sind; die in Nan Tauatsch gefundenen Schädelfragmente beweisen nämlich, daß ihre einstigen Träger dolichokephal gewesen seien oder wenigstens eine zwischen Lang- und Kurzschädeln in der Mitte stehende Kopfform gehabt hätten. Wir pflichten nun dieser Ansicht Christians nicht bei, meinen vielmehr nach dem Vorgange Finschs, daß die Steinmauern von den Vorfahren der heutigen Bewohner Ponape's erbaut worden sind. Das geht mit ziemlicher Sicherheit daraus hervor, daß der Basaltunterbau, wie ihn die Ruinen haben, in ganz gleicher Form, wenn auch in kleinerem Maßstab, von den Ponapesen auch jetzt noch für ihre modernen Häuser angewendet wird, und daß auf der Insel Lele bei Kusaie, wo sich ähnliche Ruinen finden, diese noch zur Zeit des Besuchs von Graf Lütke (1827—1828) ausgebaut worden sind. Die Mehrzahl der in Basalt gekapselten Inseln von Nan Matal waren also der Unterbau für Wohnhäuser, die Kanäle dazwischen dienten als Verkehrsstraßen. Hierin scheint uns die am wenigsten gekünstelte Erklärung zu liegen. Aus verschiedenen Anzeichen — die Christian für Yap selbst aufgefunden hat — geht hervor, daß die Inseln ehemals viel stärker bevölkert gewesen sein müssen als heute, so daß ausreichende Kräfte für den Transport der Blöcke und den Bau vorhanden waren. Was aber die Schädel von Nan Tauatsch angeht, so müssen wir bezweifeln, ob man aus den dürftigen Fragmenten sichere Schlüsse auf die Kopfform ziehen durfte. Aber vielleicht gelingt es noch neuerer Forschung, hoffentlich der deutschen, andere Gräber aufzudecken, deren Inhalt uns nähere Aufschlüsse gibt.

Außer auf Ponape kommen noch auf mehreren anderen Karolinen-Inseln solche und ähnliche Basaltbauten vor, so auf Yap — hier auch viele schön gepflasterte Straßen und Gräber, die Christian leider nicht untersuchen konnte — und auf Lele in der Lagune von Kusaie. Wir verweisen hierüber auf Christians Buch selbst, das die nöthigen Angaben und eine Reihe sehr guter Abbildungen enthält. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang nur noch ein anderes kleines Gräberfeld, das Christian im Südosten der Insel Ponape, bei Metalanim, entdeckte. Die Eingeborenen meinten, es lägen hier „Zwerge“ begraben, die Ureinwohner der Insel. Ob es Zwerge waren, wie auch Christian anzunehmen scheint, ist fraglich, da wohl nur die geringen Dimensionen der Grabstätten, die aus Steinblöcken zusammengefügt waren, die Leute auf diesen Gedanken gebracht haben. Immerhin war ihre Phantasie mit Vorstellungen von den Zwergen erfüllt, deren Geister im Urwald hausen sollten. Christian öffnete die Gräber und fand außer wenigen Muschelschalenresten einige vermoderte Gebeine, mit denen sich nichts anfangen ließ.

Als Christian die Karolinen besuchte, „herrschten“ dort noch die Spanier, und man erfährt einiges über ihre Thätigkeit. Es ist in den 90er Jahren zwischen ihnen und den Ponapesen zu blutigen Kämpfen gekommen; schließlich beruhte ihre Herrschaft nur auf den Geschenken und Geldsummen, die sie den einflußreichen Häuptlingen allmonatlich gaben. Das dürfte jetzt vermuthlich anders werden. Mehrfach war Christian in der Lage, unsre bisherigen Karten zu ergänzen, so auf Ponape, Kusaie und Yap; das Ergebniß ist in den dem Buch beigegebenen Karten dieser Inseln niedergelegt, die an Reichhaltigkeit alles weit übertreffen, was an Uebersichts- oder Spezialkarten aus Anlaß des Ankaufs der Karolinen bis jetzt in Deutschland erschienen ist. Nur die Nomenklatur liegt, wie überhaupt auf den Karolinen, im argen; die Namen weichen stark voneinander ab, je nachdem sie auf deutsche, englische, russische oder spanische Autoren zurückgehen. Hierin wird hoffentlich jetzt Einheitlichkeit geschaffen werden, wobei wir aber davor warnen möchten, die Inseln etwa der Bequemlichkeit wegen einfach umzutaufen. Die Angaben Christians über die Bevölkerungszahl der Inseln wollen uns durchweg ein wenig zu hoch erscheinen; er rechnet für die Yap-Gruppe 12,000, für die Hogolu-Gruppe 10,000, für Mortlock 2000 und für Ponape 5000 Seelen.

Christian schrieb sein Buch zu einer Zeit, als der Verkauf der Karolinen noch nicht vollzogen war. Doch war davon die Rede, daß sie Japan, Deutschland oder Amerika zu erwerben beabsichtigten — Grund genug für Christian, seine Landsleute auf die Gefahr aufmerksam zu machen, daß ihnen die Karolinen entgehen könnten. Er hält sie für begehrenswerth mit Rücksicht auf ihre Lage, ihr Kopra und Bauholz und empfiehlt schnelles Zugreifen; denn: Tarde venientibus ossa! Christian wird also jedenfalls jetzt der für uns schmeichelhaften Ansicht sein, daß wir in den Karolinen diesmal noch rechtzeitig das „Fleisch“ erwischt haben. In einer Anmerkung fügt er noch die Thatsache von dem Ankauf der Karolinen durch Deutschland hinzu, und in einer anderen Anmerkung hofft er von den tüchtigen deutschen Händlern, die seit langem auf den Inseln sitzen, das Beste.

Viel von dem wissenschaftlichen Material, namentlich das Linguistische, ist in den Anhang des Buches verwiesen, dessen Werth wir voll anerkennen, wiewohl wir, wie angedeutet, einzelnen dort vorgetragenen Meinungen vorläufig widersprechen mußten. Die Ausstattung ist sehr hübsch, die Abbildungen sind sauber und eröffnen oft einen Blick in eine uns ganz fremde Welt. Wie wir hören, lag es im Plan einer angesehenen deutschen Verlagsbuchhandlung, von dem Werk eine deutsche Ausgabe zu veranstalten; leider ist daraus nichts geworden. Hoffentlich aber zieht man auch das englische Original bei uns recht fleißig zu Rathe. Auch diejenigen sollten es lesen, die in amtliche Stellungen hinausgeschickt werden oder aber sich für Untersuchungen irgendwelcher Art im Archipel vorbereiten.

H. Singer.

Die Vorbildung der Universitätslehrer.

Es ist wichtig, zu beachten, welche Fragen die praktische und theoretische Pädagogik zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten in den Vordergrund stellt: bald die nach dem Zweck ihrer Thätigkeit, bald die nach ihrem Stoff, bald die nach ihren Mitteln u. s. w. Auf der Höhe der heutigen Pädagogik steht mit Recht die Frage nach dem pädagogischen Können und somit nach der spezifisch pädagogischen Vorbildung ihrer Vertreter, wenigstens soweit sie eben Lehrer sein sollen, im Vordergrund. Soll nun die bisherige Pädagogik insofern ergänzt werden, als zu ihrer mit Erfolg geschehenen Anwendung auf die unteren und auf die mittleren oder höheren Schulstufen auch noch ihre Anwendung auf die Hochschulstufe tritt, so wird hier ebenfalls die Voranstellung der Frage nach der pädagogischen Ausbildung der Hochschullehrer das Hauptgebot der heutigen Pädagogik erfüllen. Demnach wurde, als vor wenigen Jahren jene Ergänzung begann, sofort auf diesen Punkt losgesteuert und die bewährte Hauptform der bisherigen Lehrerbildung, die im engeren pädagogischen Sinn sogenannte seminaristische Bildung, auch hier gefordert („Entwurf eines universitätspädagogischen Seminars“, im 53. Heft der „Lehrgänge und Lehrproben“, 1897, und „Plan eines hochschulpädagogischen Seminars“, Beilage zu den „Mittheilungen des Verbandes für Hochschulpädagogik“ Nr. 1, 1899).

Der eigenartigste Versuch, den neuesten Problemen der Pädagogik einen fruchtbaren Boden zu bereiten: die „Vereinigung aller Lehrer in Greifswald“, mußte denn auch bald das Lehrerbildungsthema ausführlich erfassen: die

letzten Sitzungen dieser Gesellschaft waren einer wohlvertheilten Reihe von Referaten darüber gewidmet. Nachdem die übrigen Unterrichtsstufen durchgesprochen waren, brachte am 13. Jan. den Schlußvortrag Professor Ernst Bernheim, der eigentliche Führer der dortigen Bestrebungen. Sein Thema war: Die Vorbildung der Universitätslehrer und das Verhältniß der Universität zur Ausbildung der übrigen Lehrer. Der Vortrag ist mit einiger Ausführlichkeit wiedergegeben in der „Greifswalder Zeitung“ vom 18. Januar und verdient, aus dieser Verborgenheit herausgehoben und über den Kreis seines Ursprungs hinaus allgemein bekannt zu werden; enthält er doch eine der festesten, inhalts- und beziehungsreichsten Rechtfertigungen der Universitätspädagogik und gerade ihres den ernsten und spöttischen Entgegnungen am meisten ausgesetzten Moments, des der Lehrerbildung, dessen älteste Vertretungen allerdings weiter zurückreichen, als es im Augenblick scheinen mag.

Bernheims Vortrag vermeidet den freilich ebenfalls berechtigten Weg eines Ableitens seiner Forderungen aus den allgemeinen Rechten der Pädagogik und knüpft mit dem klugen Sinn des Historikers an Thatsachen der Gegenwart an: an das Beispiel vom Aufschwung des Handwerks durch Hebung seines Unterrichtswesens an Stelle der bloßen persönlichen Werkstattbildung; an das Zugeständniß, der künftige Dozent könne von seinen Meistern lernen, wie er es zu machen habe, aus welchem Zugeständniß die Anerkennung folgen müsse, daß der Einzelne auch hier von den allgemeinen Fortschritten der Pädagogik zu lernen habe; an die thatsächliche, aber noch unvollständige Hebung des Universitätsunterrichts durch den Einfluß dieser Fortschritte; an die Bestrebungen des „Verbandes für Hochschulpädagogik“ (vgl. Beilage zur Allg. Ztg. vom 19. August v. J.); an die Aufgaben der Universitäten zur Ausbildung des höheren Lehrerstandes, einschließlich der höheren Realschullehrer, dann aber auch der sonstigen Lehrer und Lehrerinnen; endlich an die Dringlichkeit für die Universitäten, den verschiedenartigen Vorbildungen und Studienzwecken durch verschiedenartige Studiengänge gerecht zu werden — ein speziell von Bernheim nach amerikanischem Vorbild vertretener Gedanke (vgl. „Hamburg und die Universitätsfrage“ in den „Hamburger Nachrichten“ vom 22. Okt. v. J.). Da nun der Entwicklungsgang unsrer Universitäten ein Zurückziehen dieser „auf die Linie großer Gelehrtenakademien“ nicht mehr gut zuläßt, so bleibe nur mehr der Ausweg einer Anpassung an die neuen Bildungsaufgaben übrig. „Es fehlt uns an lebendiger Einheitlichkeit im Bildungswesen und an dem lebhaften, bewußten Interesse der Lehrer der öffentlichen Meinung dafür.“ In Amerika ist man zu der Einsicht gekommen, „daß die Universität, welche die Pädagogik nicht ebenso energisch betreibt, wie Naturwissenschaft oder Philologie, nicht mehr auf der Höhe steht“. Im Sinn dieser Einsicht gelangte der Vortragende zu dem Ergebniß: „Die Universitäten sind die Brennpunkte, in denen die Fragen der Lehrerbildung sich konzentriren, die Universitäten müssen als die gegebenen Führerinnen des Geisteslebens in erster Linie für die innere Einheitlichkeit des Bildungswesens eintreten, welche eine Vertiefung und Ergänzung unsrer nationalen Einheit ist, einheitlich wie diese, ohne uniform zu sein.“

Daß sich an diesen Vortrag eine äußerst lebhafte Diskussion anschloß, ist bei der Energie und verhältnißmäßigen Neuheit seiner Forderungen und bei der reichen Fülle des in ihm Dargebotenen begreiflich; ebenso begreiflich ist es, daß diese prinzipiellen Aufstellung und diese Fülle nicht auch noch Platz ließen für ein Eingehen in die spezielle Ausgestaltung der hier verlangten eigenen Kunst einer Universitätsdidaktik. In dieser Richtung erscheint es als dringend nöthig, den Bestrebungen Bernheims, denen ja doch immer noch die Uebermacht alter Gewohnheiten und Meinungen gegenübersteht, zuhülfe zu kommen, und zwar sowohl von Seiten der Pädagogik selbst, als auch von Seiten der einzelnen Bildungsbedürfnisse, wie sie sich in so reicher Menge an der Universität zusammenfinden. An Aufgaben, die hier zu lösen sind, ist weitaus kein Mangel, und an Arbeitskräften wird auch kein Mangel sein, sobald nur die Gunst des akademischen und des öffentlichen Interesses für dieses Gebiet genügend groß geworden ist. H. Schm.

Mittheilungen und Nachrichten.

-nn-. Der Odenwald und seine Nachbargebiete betitelt sich ein umfassendes Werk, das nach mehrjähriger Vorbereitung soeben bei Hobbing u. Büchle in Stuttgart zu erscheinen begonnen hat. Es soll in fünf Theilen eine „Landes- und Volkskunde“ des über große Theile Hessens, Badens und Bayerns ausgedehnten Odenwaldgebiets bringen. Unter Leitung Georg Volks, der durch seine Dialektdichtungen sich bereits als feinsinniger Beobachter und gründlicher Kenner der Landschaft qualifizirt hat, betheiligt sich eine ganze Reihe Mitarbeiter, Angehörige verschiedener Berufskreise, sämmtlich aus dem Großherzogthum Hessen. Den geschichtlichen Theil behandelt Archivar Morneweg (Erbach), den kunstgeschichtlichen Dr. Anthes (Darmstadt). Der umfangreiche Stoff ist nach folgenden Gesichtspunkten gegliedert: Die natürliche Beschaffenheit des Landes; die Bewohner, die Geschichte des Landes und seiner Bewohner; die Erwerbsverhältnisse. Das Buch stellt sich, wie erfreulicherweise jetzt so viele andere, in den Dienst des unsres Erachtens ebenso glücklichen wie vollauf berechtigten Gedankens einer verständigen Popularisirung derjenigen Wissenschaften, die gerade das Volk und Volksleben zum Gegenstand haben, vornehmlich der Geschichte, der Geographie mit der Anthropologie und der Volkswirthschaftslehre. Zugleich den Anforderungen der Wissenschaft gerecht zu werden und doch auch weiteren Kreisen der Gebildeten nicht Steine statt des erhofften Brotes zu bieten, ist eine schwierige, aber ohne Zweifel verdienstvolle Aufgabe, der das Odenwaldwerk, soweit der vorliegende erste Theil erkennen läßt, gerecht zu werden imstande ist.

„Volkswirthschaftliche Studien aus Rußland“ von Prof. Dr. v. Schulze-Gävernitz. Leipzig (Duncker u. Humblot) 1899, 618 Seiten. — Der Verfasser hat mehrere Jahre Rußland bereist und mit dem Auge des Fachmanns studirt; er hat viel durch mündliche Erkundigung, Manches auch aus russischen Archiven erfahren und kennt die gesammte einschlägige Literatur. Seine Studien enthalten demgemäß auch einen Reichthum von Material aus dem gesammten Wirthschaftsleben Rußlands. Eingehend wird die Entwicklung der Industrie, der Zustand der Landwirthschaft, eingehend auch die Handels- und Finanzpolitik des großen Ostreiches behandelt; auch dem Wandel der nationalökonomischen Theorien in Rußland ist eine längere Ausführung gewidmet. Der Verfasser selbst erblickt in der wirthschaftlichen Geschichte Rußlands seit der Bauernbefreiung einen wesentlichen und vielseitigen Fortschritt; er hält den Uebergang von der Natural- zur Geldwirthschaft in Rußland für eine Thatsache der inneren Nothwendigkeit und billigt das Verhalten der Regierung gegenüber der neu entstandenen Großindustrie — daß dabei der Zustand der weitaus an Zahl überwiegenden ländlichen Bevölkerung kein sehr hoffnungsreicher ist, gibt der Verfasser zwar zu, doch auch hier findet er Ansätze einer wirthschaftlichen Entwicklung in Gestalt einer beginnenden Differenzirung der Bauern. Ob diese Anzeichen künftiger Besserung der Zahl nach von Belang sind, kann nicht ersehen werden. Aber man hat im allgemeinen doch das Gefühl, daß der Verfasser sein Augenmerk mehr auf die äußeren Zeichen der „neuen Zeit“ gerichtet, und dabei in die Lage, Gefühle und Bedürfnisse der breiten bäuerlichen Massen weniger Einblick gewonnen hat. Den Zweifel, ob nicht der Sturm westeuropäischer Wirthschaft und Technik zu früh über Rußlands Ebenen gebraust, ob er nicht ihre Bewohner noch zu unentwickelt überrascht hat, vermag uns auch des Verfassers günstiges Prognostikon nicht zu benehmen. Wir glauben nicht, daß der Bauer es als Besserung seiner Lage empfindet, wenn er jetzt mehr kauft, während er früher mehr essen und sich besser kleiden konnte (vgl. S. 223). — Die Ausführungen bieten dadurch besonderen Reiz, daß sie die Ereignisse sogar des laufenden Jahres einbeziehen, also jedenfalls die neueste Quelle für das Studium russischer Verhältnisse bilden. Interessant sind auch die vielfachen Durchblicke auf die äußere Politik, für die ja in der Neuzeit immer mehr die wirthschaftlichen Interessen den Angelpunkt bilden. Dr. R. Hermann.

T. G. Geographische Gesellschaft in München. Zu Beginn der geschlossenen Versammlung am 12. Januar,

der Se. kgl. Hoheit Prinz Ludwig anwohnte, erstattete der Schriftführer den Jahres- und Rechenschaftsbericht: die Geographische Gesellschaft kann auf ein erfreuliches Wachsthum zurückblicken, gegen 297 ordentliche Mitglieder des Vorjahres zählt sie nunmehr 328 ordentliche, ferner 22 korrespondirende und 38 Ehrenmitglieder. Die Vorstandschaft des verflossenen Jahres wurde wiedergewählt, nur trat an Stelle des seitherigen ersten Schriftführers, der durch eine Studienreise längere Zeit von München ferngehalten wird und daher die Geschäfte nicht weiter führen kann, Hr. Dr. Christian Sandler. — Der wissenschaftliche Theil des Abends brachte zunächst die Ausführungen des Hrn. Dr. J. F. Pompeckj: „Ueber die geologischen Ergebnisse der letzten Nordpolarfahrten", die in ihrem Wortlaut demnächst in der „Beilage" erscheinen werden. — Hieran reihten sich die Ausführungen des ersten Vorsitzenden, Professor Dr. Eugen Oberhummer, über den Stand der Südpolarforschung und die Vorbereitungen zur deutschen Südpolarexpedition. Nachdem der Vortragende neu erschienene Karten des Süd- und Nordpolargebietes in Vorlage gebracht und erläutert hatte, ging er zur Besprechung der Vorbereitungen zur deutschen Südpolarexpedition über. Die Ergebnisse der privaten Sammlungen zur Ausrüstung genannter Expedition waren so geringfügig, daß eine Unterstützung von Seiten des Reichs unbedingt nöthig erschien, hatten doch z. B. Leipzig und Stuttgart nur ca. 10,000 M., München nur 3000 M. aufgebracht. Die Mitglieder der Kommission für die deutsche Südpolarforschung wendeten sich darum am 20. Juli 1898 in einer Eingabe an Se. Majestät den Kaiser mit der Bitte, zu genanntem Zweck 400,000 M. in den Nachtragsetat des Reiches einsetzen zu wollen. Am 16. Januar 1899 hielten die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin und die Abtheilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft eine glänzende Versammlung, welche die Unterstützung der Südpolarexpedition durch die maßgebenden Kreise anstrebte; Se. Majestät der Deutsche Kaiser, Se. kgl. Hoheit der Prinz-Regent von Bayern und andere Bundesfürsten hatten ihre rege Theilnahme an dem Gelingen des Unternehmens kundgegeben. Auf Antrag des Prinzen von Arenberg beschloß denn auch am 22. Februar 1899 die Budgetkommission und am 1. März 1899 das Plenum des Reichstags einstimmig die Einsetzung der erbetenen Summe in den Nachtragsetat. Zur Erledigung der Vorarbeiten des Unternehmens wurde ein wissenschaftlicher Beirath gebildet, dem von den Mitgliedern der hiesigen Geographischen Gesellschaft Hr. Geheimrath Dr. v. Zittel und Hr. Prof. Dr. Oberhummer angehören. Die Gesammtkosten der Expedition dürften sich nach den Ausführungen v. Drygalski's, der am 29. September 1899 auf dem internationalen Geographenkongreß zu Berlin den Plan der Expedition eingehend entwarf, auf 1,200,000 M. belaufen; ein Stab von fünf Gelehrten wird unter Leitung v. Drygalski's die wissenschaftlichen Arbeiten erledigen. Auch ein Münchener Arzt und Mitglied der Geographischen Gesellschaft, Dr. Gazert, zählt zu den genannten fünf Gelehrten, welche die Südpolarexpedition begleiten werden. Nachdem der Vortragende die Ergebnisse der im November 1899 zurückgekehrten belgischen Südpolarexpedition unter de Gerlache und der Expedition unter Borchgrewink in Kürze dargelegt, wies er auf das Projekt einer englischen Südpolarexpedition hin, das alsbald nach Bekanntwerden der deutschen Unternehmung reichste private Unterstützung fand, so daß der englischen Expedition jetzt schon 800,000 M. zur Verfügung stehen. — Außer diesen wissenschaftlichen Vorträgen bot auch die Vorlage zahlreicher neuerer Werke der Bibliothek der Geographischen Gesellschaft und deren kurze Besprechung seitens des Hrn. Bibliothekars Dr. Lucian Scherman reiche Anregung; insbesondere sei auf die wichtigen Ergebnisse der Turfan-Expedition bezüglich der Geschichte der buddhistischen Alterthümer in Zentralasien hingewiesen, die sich im Heft 1 der „Nachrichten über die kaiserlich russische Akademie der Wissenschaften 1898" veröffentlicht finden.

* **München.** Wie die „Germania" mittheilt, hat Prof. Dr. Frhr. v. Hertling einen Ruf als ordentlicher Professor für Philosophie an Stelle des verstorbenen Professors **Neuhäuser** an die Universität **Bonn** erhalten, wo er früher Privatdozent war. Die „Germania" erklärt, es sei noch nicht entschieden, ob Frhr. v. Hertling dem Rufe folgen werde.

* **Halle.** Da Professor Kast in Breslau die Berufung auf den Lehrstuhl Webers abgelehnt hat, ist der hiesige ordentliche Professor v. Mering für diese Stelle in Aussicht genommen worden.

* **Oxford.** Max Müller, der berühmte Sprachforscher, ist gefährlich erkrankt.

γ. **Rom.** Durch den Ankauf der Galerie und des Museums Borghese hat der italienische Staat seine Alterthumsschätze wesentlich vermehrt. Der Kaufpreis beträgt 3,600,000 Lire, er soll in zehn Jahren abgezahlt sein. Die Verkaufsverhandlungen schleppten sich durch mehrere Jahre hin, bis sie denn nun endlich abgeschlossen sind. Die Besitzer der Sammlungen hatten den Werth derselben auf 9,250,390 Lire abschätzen lassen, der Vertreter des Unterrichtsministeriums kam mit seiner Schätzung auf 7,592,920 Lire und als endgültigen Preis setzte man $7\frac{1}{2}$ Millionen Lire fest. Da nun nach dem Gesetz der Staat ein Anrecht auf die Hälfte des Werthes hatte, so blieb nur noch die angegebene Kaufsumme übrig. Hätte das Haus Borghese seine in erster Linie durch Meisterwerke der Malerei berühmten Sammlungen versteigern dürfen, es hätte wenigstens den sechsfachen Preis erhalten. Doch der Staat übt eine immer strenger werdende Aufsicht über die Kunstwerke aus. In Bologna hat man den Verkauf eines römischen Cippus gehindert und in Rom wurde gegen Ende vorigen Jahres zweimal ein zur Ausfuhr bestimmtes Kunstwerk angehalten, einmal ein kunstvoller römischer Sarkophag, dann eine Athene-Statue. In dem letzten Fall ist man allerdings etwas zu übereifrig gewesen, denn man hat in die Rechte des Verkäufers, des Vatikan, eingegriffen, wohl hauptsächlich um dem Kaufvermittler, Professor Helbig, dem man seit der bekannten Museo Papa Giulio-Geschichte das Wohlwollen entzogen hat, einen Streich zu spielen. Nach einigen Verhandlungen wurde der Kaufgegenstand, der für Kopenhagen bestimmt war, wieder freigelassen.

Die Akademie der Wissenschaften zu Turin hat den Preis Gautieri im Werthe von etwa 3000 Lire für das beste Werk über Philosophie (einschließlich der Geschichte der Philosophie) bestimmt, welches in den Jahren 1897—1899 von italienischen Gelehrten in italienischer Sprache veröffentlicht worden ist.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von Conrad-Elster-Lexis-Loening. 2. Auflage. 11. und 12. Lfg. Jena, Gust. Fischer 1899. — Prospekt der technischen Lehr- und Versuchsanstalt für photomechanische Reproduktions-Verfahren von Klimsch u. Comp. Frankfurt a. M. 1900. — *Le Capitaine Godchot:* Les Neutres. Étude juridique et historique de droit maritime international. Alger, Pierre Fontana et Cie. 1891. — Jul. Basch: Wirthschaftliche Weltlage. Börse und Geldmarkt im Jahre 1899. Berlin, R. L. Prager 1900. — Franz Eulenburg: Ueber die Möglichkeit und die Aufgaben einer Sozialpsychologie. (Sonderabdruck aus Schmollers Jahrbuch 24, 1.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — Die Jugendfürsorge. Herausgegeben von Franz Pagel. 1. Jahrg., 1. Heft. Berlin, Nicolai'scher Verlag R. Stricker 1900. — Deli: Jakob Bácsy. Ungarisch-bosnischer Roman. (Allgemeine National-Bibliothek, 241—243.) Wien, C. Daberkows Verlag. — Welches Werk Richard Wagners halten Sie für das beste? Ansichten bekannter Persönlichkeiten über die dramatisch-musikalischen Schöpfungen des Bayreuther Meisters. Herausgegeben von Hugo Tomicich. Triest, Carlo Schmidl. — Baron v. Falkenegg: Bulgarien. Aus Bulgariens Vergangenheit und Gegenwart. Berlin, R. Boll 1900. — Gg. v. Below: Territorium und Stadt. Aufsätze zur deutschen Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirthschaftsgeschichte. (Historische Bibliothek, 11. Bd.) München, Leipzig, R. Oldenbourg 1900. — Die Stimme seines Herrn. Reproduktion der Deutschen Grammophon-Gesellschaft. Berlin 1900.

Jahrgang 1900. München, Montag, 29 Januar. Nummer 23.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Deutschland und das Meer.

Historische Betrachtungen.

Von Aloys Schulte.[1])

Wem die Ehre zutheil wird, an dem großen deutschen Festtage zu Ihnen sprechen zu dürfen, wem der Auftrag geworden ist, den patriotischen Gefühlen, den heißen Wünschen und der Festesstimmung, die uns alle erfüllt, Ausdruck zu geben und wer damit alter schöner Hochschulsitte getreu eine akademische Rede zu verbinden hat, wählt gern ein Thema, das einerseits seinem engeren Arbeitsgebiete angehört, andrerseits aber doch mit den großen vaterländischen Lebensfragen in Verbindung steht. So sei es mir verstattet, Ihnen historische Betrachtungen über „Deutschland und das Meer“ vorzutragen. Ich möchte Ihnen vorführen, wie die Beziehungen Deutschlands zur See fast unabhängig voneinander geknüpft worden sind einmal von den deutschen Herrschern, dann vom deutschen Volke. Freilich den Auf- und Niedergang, die Förderniſſe und Hemmungen, die weittragenden Folgen erschöpfend darzustellen, gestattet die Schranke der Zeit nicht. So werde ich mich meinen Studien zur mittelalterlichen Handelsgeschichte entsprechend im wesentlichen auf die älteren Zeiten einschränken. Lassen doch auch sie die Gesetze erkennen, nach denen sich das Verhältniß von Land und Meer regelt. Der Lehrer der Geschichte wird dabei stets die oft außerordentlich feine Grenzlinie der Politik und der Geschichte respektiren müssen. Der Historiker muß der Zeit, aber er darf nicht dem Tage dienen.

Die große Völkerwanderung hatte ein äußerst bescheidenes Stück Meeresküste dem deutschen Volksthum dauernd gewonnen, viel mehr hatte es verloren. Die gewaltige Verschiebung von Millionen von Menschen hatte eine einzige große Ursache, den Hunger nach Land, nach Boden und Grundeigenthum. In diesem Drange lösten sich viele Stämme ganz von der Heimath, um als Sieger, von fremder Volksart besiegt, unterzugehen. Solider war der Erfolg der Stämme der Mitte, minimal war der Gewinn an dem Meeresstrande. Nicht mehr als die heutige Küste Belgiens und ein kleines Stückchen Frankreichs war der deutschen Zunge dauernd erworben, dafür aber hatten die Stämme jedweden Besitz an der Ostsee aufgegeben. Die Völkerwanderung war eine große Schwenkung, der Drehpunkt war die Nordseeküste und die Stämme, welche am äußeren Flügel marschirten, wurden mit zentrifugaler Kraft losgelöst, um in ihrer Volksart unterzugehen. Der Druck war auch am Drehpunkt enorm. Die gepreßten Glieder hatten aber den Ausweg auf das Meer hinaus und von den Seestämmen: den Angeln, Sachsen und Friesen, wurde eine neue Nation gegründet, die englische.

[1]) Festrede, gehalten bei der Kaisergeburtstagsfeier der Universität Breslau.

Das flandrische Gestade war von einem Bauernvolke besiedelt, das Aecker und Weiden suchte und fand. Dabei mochten manche der Fremdlinge auch zur See in diese durch Piraten verödeten Gegenden gekommen sein. Der Küstensiedelung folgte aber nicht die binnenländische. Der gewaltige heute völlig verschwundene Kohlenwald und die Ardennen deckten die Romanen und schoben die Wanderer an die Küste, wo sie bis zur Canche vordrangen. So war das Küstengebiet nur lose mit dem übrigen Volkskörper verbunden und ihm von vornherein die Tendenz zur Sonderbildung eingeboren. Bei der großen Wanderung hatte ein Stamm seine alten Sitze behauptet und nach rückwärts ausgedehnt: die Friesen. Sie hatten auch die sächsische Küste gewonnen und so wurde sämmtlichen deutschen Stämmen das Meer durch den schmalen friesischen Saum geblendet. Von der Sinkfala an war bis Hamburg das Meeresufer ihr eigen, später gewannen sie auch noch die Nordseeküste von Holstein. Derartig eminent binnenländisch waren die deutschen Stämme durch die Völkerwanderung geworden. Der am weitesten eigenartig entwickelte Volksstamm behauptete fast allein die Wasserkante.

Die Friesen haben ihre Lage wohl ausgenützt, sie waren kühne Schiffer, von denen das irische Meer den Namen eines friesischen erhielt. Sie gingen auf den Heringsfang und sie vertrieben Wollstoffe rheinaufwärts bis Straßburg und an der Weser bis Hildesheim. Die agrarischen Stämme hatten noch keinen Kaufmannsstand, bei ihnen erschien als Fremdkaufmann der Friese und ihre Städte Duurstede und Thiel waren die ersten deutschen Seehandelsplätze.

Die politische Eroberung der deutschen Könige war glücklicher gewesen als die wirthschaftliche des Volkes. Aber auch die Herrschaft der Frankenkönige war wesentlich binnenländisch. Karl der Große verband mit der Herrschaft der Franken eine andere germanische Reichsgründung, die noch kontinentaler war, kontinental, obwohl sie auf dem meerumspülten Boden Italiens entstanden. Der Herrschaft der Langobarden hatte sich die Küste fast ganz entziehen können. Gerettet hatte sich vor den Germanen jenes amphibische Gebiet, in dem der Kampf zwischen Wasser und Land niemals sein Ende finden wird. Wenn es auch den Byzantinern nicht gelang, die Herrschaft über die Königin der Lagune zu behaupten, so beugte sich Venedig auch nicht den deutschen Königen. Zwischen der Levante und dem Abendlande, zwischen dem Reiche der Rhomäer und Westrom, zwischen Christenthum und Islam wurde sie die große Vermittlerin, sie, die in mühevollem Ringen die Herrschaft auf der Adria gewann und dann jedwedem Fremdling den Zutritt zur Salzfluth verwehrte. Sie ist das glänzendste Beispiel der mittelalterlichen Handelsstädte, die kein Fürst jener Zeit bezwingen konnte. Und wenn auch langobardische Herzoge bis nach Benevent vorgedrungen waren, so war die Seite des Tyrrhenischen Meeres ihnen kaum minder fremd geblieben. Genua wurde erst spät den Byzantinern genommen und Amalfi behaupteten sie bis in die Zeit, als die Handelsblüthe der Meeresherrscherin des 11. Jahrhunderts verblich.

Nur auf einen Hafen hat das mittelalterliche deutsche Kaiserthum fast stets zählen können, fast stets war Pisa ghibellinisch. Pisa war aber eine Binnenstadt, der einzige Flußhafen Italiens, die wenigen Kilometer, die es von seinem Meereshafen entfernt war, genügten, um es dem Binnenlande inniger zu verbinden als irgend einen anderen Hafen der italienischen Küste. Die Geschichte Italiens zeigt uns, daß Küstenstaaten vom Meere her erobert werden müssen, daß auch starke Flächenstaaten dem Meere und seinen Schützlingen nur selten etwas anzuhaben vermögen.

Wie sollten die deutschen Kaiser ohne Flotten die Küsten des Mittelmeeres schützen? So wenig gedeckt waren sie, daß jahrzehntelang die Söhne der heißen Wüste Arabiens die schneegekrönten Alpenpässe bis nach Graubünden hin unsicher machten! Wenn Otto III. seine Nachahmung byzantinischer Sitten so weit trieb, einen praefectus navalis zu ernennen, wo es gar keine kaiserlichen Schiffe gab, so war das das Spiel eines Romantikers, des verbildeten Nachkommen der großen ottonischen Herrscher. Es blieb stets die wunde Stelle der italienischen Kaiserherrlichkeit, daß der Imperator keine eigene Flotte besaß und auf gleichem Fuße mit Unterthanen wie Pisa und Genua über die Gestellung von Schiffen unterhandeln mußte. Deßhalb zogen zwei deutsche Herrscher auf dem Landweg über den Balkan und durch die Wüsten Kleinasiens nach dem hl. Lande, sicherem Verderben entgegen. Erst als die Krone Siciliens und damit der Schlüssel zu Palästina und Byzanz den Staufern zufiel, war den deutschen Kaisern auch eine maritime Gewalt gegeben. Erst damit war das weströmische Reich dem oströmischen ähnlich; bis dahin hatte sich die Fortsetzung der alten Welt von der neubegründeten mittelalterlichen gerade durch das verschiedene Verhältniß zum Meere unterschieden. Mit dem normännischen Reiche erhielten die Staufer eine Flotte, und schon lagen die Schiffe bereit, die Kaiser Heinrich VI. in den Orient tragen sollten, als der Tod den großen Sohn des großen Rothbart dahinnahm. Das war der Gipfel der Geschichte des mittelalterlichen Kaiserthums. Der Schwerpunkt der staufischen Interessen lag nun in dem Zentrum des südlichen Binnenmeeres, und da konnte Friedrich II. den ersten modernen Staat schaffen und ausgestalten, einen Staat, der wieder einen Beamtenstand besaß und die Hemmnisse des Lehensstaates abwarf. Ein fremdes Königreich hatte der Staufer umgestalten können, die große deutsche Heimath trieb rettungslos der Staatslosigkeit zu.

Der Binnenstaat entsprach dem agrarischen Wirthschaftszustand des Frühmittelalters und dieser hatte auch den Charakter der Verfassung bestimmt. Dem Landhunger der Unterthanen trat die Geldnoth der Fürsten an die Seite, und der Staat hatte keine Geldmittel, um Besoldungen zu bezahlen, er mußte das Amt zu Lehen geben; wie hätte ein solcher Staat die Mittel für sachliche Ausgaben, für die Unterhaltung von Kriegsschiffen aufbringen können! Wohl vermochte das Lehenswesen ein Landheer zu schaffen, aber auf die Schiffahrt, deren Pulsschlag die Zirkulation des Geldes ist, ließ sich das Lehensrecht, der Grundsatz der Erblichkeit, nicht anwenden. Das Leben auf der wogenden See verlangt die stündliche Erneuerung von Initiative und Sachkenntniß. Kein Stand scheidet so schnell und sicher die unfähigen Elemente aus, wie der der Seefahrer. Wo die Auslese so stark ist, ist Erblichkeit undenkbar; nur die Spanier waren unvernünftig genug, den Admiralsrang erblich zu machen. So drang das Lehenswesen nicht in die Seeangelegenheiten ein. Es war unmöglich, die Gestellung einer Flotte als Lehen zu vergeben, man mußte die Schiffe entweder von den Handelshäfen fordern oder man mußte sich selbst eine Flotte halten. Dieses that Byzanz. Es ging unter, als es dies aufgab und sich völlig auf die Schiffe der italienischen Parasiten, die sich im Reiche festgesetzt hatten, verließ. Wer jenes that — und das war bei den abendländischen Staaten die Regel — verhüllte nur leise die thatsächliche Unabhängigkeit der Meeresstädte. Es ist kein Zufall und keine Schuld der Personen; in der Struktur des Lehnsstaates war es begründet, daß er sich den Küstensaum nicht amalgamiren konnte. Im Hochmittelalter dehnt sich immer mehr die Macht der seebeherrschenden Städte aus, das war der naturgemäße Ausdruck der Geldwirthschaft, die von den Seestädten wieder ausging. Diese Entwicklung fand ihr Ende, als auch die Binnenstaaten zur Geldwirthschaft übergingen.

Der Handel des Mittelalters spielte sich vor allem in den großen europäischen Binnenmeeren ab. Im Mittelmeer gelangte der deutsche Kaufmann nur zu geringem Einfluß. In Venedig betrat er niemals ein Schiff, er kam nur in die Magazine des Venetianers. Besser war seine Lage in Genua, aber das verdankte er nicht dem Kaiser, dem Oberherrn der ligurischen Herrscherin, sondern den Verhandlungen einzelner Wortführer, Kaufleuten von Konstanz und Ravensburg. Auf dieser Rhede stand ihm der Zutritt zum Meer offen und von da segelte mancher Deutsche nach Spanien, nach Süditalien, auch nach Konstantinopel. Ueber Genua gelangten die Fugger in den spanischen Handel, die Welser nach Venezuela.

Oesterreichs Herzoge hatten schon im 14. Jahrhundert Triest gewonnen, aber erst Kaiser Karl VI., der in Spanien seinen Blick geweitet hatte, schuf die erste österreichische Kriegsflotte auf der Adria, die das Schicksal der ersten deutschen Flotte theilte: sie wurde von Maria Theresia versteigert.

Die Nordsee war seit der Völkerwanderung ein rein germanisches Meer, die kontinentale Südküste gehörte in den Tagen Karls des Großen völlig dem deutschen Volke. Die Gründe der Loslösung zweier Theilstaaten und Volkschaften gehen zum Theil in die Tage der Karolinger zurück. Sie zerschnitten ihre Gebiete ohne jedwede Rücksicht auf die Meeresinteressen rein nach binnenländischen Gesichtspunkten, auch für nationale Unterschiede hatten sie wenig Interesse. Das Mittelalter ist sehr langsam auf den Unterschied der Sprache und des Blutes aufmerksam geworden und hat ihn erst spät tiefer durchdacht. Angesichts der Einfälle der Normannen wäre es für das fränkische Reich nöthig gewesen, die Küste in eine Hand zu legen, nicht in drei. Endlich ging aus den Theilungen jener Grenzpunkt als dauernde Scheide hervor, welcher noch heute Belgien und die Niederlande trennt, die alte Sinkfala, der heutige Meerbusen het Zwijn. Diese Grenze spaltete aber das deutsche Volksthum. Die Friesen blieben beim Ostreich, die flandrische Küste wurde mit dem Westreich verbunden, ein deutscher Stamm war damit dem romanischen Reich überantwortet.

Doch die Grafschaft Flandern hatte so viel Lebenskraft in sich, daß sie schließlich das einzige Vasallenland war, das durch die französische Krone nicht besiegt und wieder aufgenommen wurde. Das doppelsprachige Ländchen lag inmitten der romanischen und germanischen Welt, inmitten der drei großen abendländischen Reiche. Es war der maritime Theil der zentraleuropäischen Vermittelungszone, die quer durch Deutschland strich, das vornehmste Bindeglied zwischen Nord- und Südeuropa. Es lag nahe der Mündung des Rheins und unmittelbar vor der Themse, der Hauptader Englands. So wurde Brügge der größte Handelsplatz des Mittelalters, ein ununterbrochener freier Markt aller Völker; es wurde der Sitz des Geldhandels und es ist kein Zufall, daß von einem Brügge'schen Hause der Name der Börse entlehnt ist. In den heute vereinsamten Häfen Brügge's, in den Grachten von Damme und Sluis trafen sich damals die Schiffe aller Nationen. Noch war die Kunst der See-

fahrer wenig entwickelt, zwischen den Aequinoktien konnte man von Wisby und von Venedig wohl bis Brügge und zurück kommen, nicht aber weiter. Venetianer und Genuesen schickten in regelmäßigen Fahrten ihre Galeeren und wagten sich mit ihren Ruderschiffen auf den Ozean, dessen Stürmen die hochbordigen Koggen der Hanseaten freilich viel mehr gewachsen waren. Die Italiener brachten die Luxuswaaren des Orients wie die Schiffe der Osterlinge die Rohprodukte des Nordens und Ostens. Aber in der Hochblüthe ihres Handels gaben die Vlamen die Schiffahrt auf, viel zu sehr nahm sie ihre Tuchindustrie in Anspruch und fremde Schiffe vermittelten den Verkehr nach allen Seiten. Die Klugheit der Grafen und die Weisheit der Bürger hatte hier am Kanal die große Freihandelstätte zur höchsten Entfaltung gebracht. Gegen Frankreich haben die deutschen Weber der Städte und die deutschen Bauern der Küste die Unabhängigkeit vertheidigt und gerettet. Dieses Zwischenland aber war nicht deutsch, nicht französisch, es war ein Mittelding zwischen zwei Welten und zwei Reichen, es war so international wie im Abendland nicht einmal Venedig. Da Flandern keine Handels- und keine Kriegsflotte besaß, mußte der Sturz sich weit schneller vollziehen als bei der Lagunenstadt, die zähe ihren Besitz drei Jahrhunderte festhielt. Auch für das heutige Belgien ist es bezeichnend, daß die Handelsflotte zur Industrie des Landes in keinem Verhältniß steht.

Die lange, schmale friesische Küste hatte viel länger an den schweren Folgen der Einfälle der Wikinger zu tragen als das belgische Gestade. Längst war die Flotte, die Karl der Große einst zum Schutz der Küste gegen die Normannen gebaut hatte, verfault, durch nichts war sie mehr ersetzt. Mit unwiderstehlicher Kraft zieht uns die Zeit der alten Seekönige an. Und in der That, wenn man auch alle romantischen Gefühle ausscheidet, es bleibt ihre Größe doch unberührt. Aus dem schützenden Fjord steuerte der Wikinger seinen Drachen unmittelbar in den hohen Ozean, während sich die Seeleute des Mittelmeeres an den Küsten und Inseln weitertasteten. Diese Seefähigkeit, dieser Wagemuth und diese Abenteuerlust brachten sie trotz der hohen Breiten, die sie bewohnten, trotz Sturm und Eis über den Ozean nach Island. Diese Vorzüge machten aber zugleich aus ihnen die gefährlichsten Seeräuber. An der Südküste der Nordsee fanden sie die ebenbürtigen Friesen, die nicht allein in ihrem schwierigen Wattenmeer Meister waren, sondern auch auf hoher See. Aber die Friesen erlagen den Wikingern. Das karolingische Reich konnte ihre Küsten nicht decken und es bestand die Gefahr, daß die Nordsee ein Binnenmeer skandinavischer Seekönige werde. Nicht so sehr die Waffen Arnulfs haben die Normannen besiegt als das Christenthum, das die wilden Herzen bändigte. Aber so viel Stoßkraft hatten sie noch, daß sie ihre Reiche in der Normandie, in Unteritalien und Antiochien begründeten.

Die erste Blüthe friesischen Handels war durch die Einfälle geknickt, die Städte lagen in Trümmern. Wenn nun der Handel auch zurückging, so blieben die Friesen doch die besten Fischer der Nordsee, ausgezeichnete Schiffer, die sich mitunter auch noch dem Seeraub hingaben, fuhr doch noch mehrere Jahrhunderte später aus friesischen Häfen, die ihm als Schlupfwinkel dienten, der größte deutsche Seeräuber Claus Störtebecker auf seine Abenteuer aus.

Die friesische Küste war für das hinterliegende Reich fast nicht vorhanden, wie dieses nicht für jene. Die Sonderentwicklung ist in der Natur begründet. Friesland konnte die politische Einheit zwar nicht behaupten, es entstand kein Herzogthum, es gab kein dem Stamm entsprechendes Bisthum. Die Geschichte des friesischen Stammes spielt sich im wesentlichen in den Gauen ab, denn das Meer zwang ihm lokale Interessen auf. Jede Springfluth gefährdete das Gestade, seine Vertheidigung und Erweiterung war die Lebensarbeit des mittelalterlichen Friesland. Holland ist die Tochter des Meeres. Diese Arbeit an den Deichen, Siehlen und Poldern, von denen der stolze Spruch: Deus mare, Batavus litora fecit redet, bringt unter den Interessenten die engste Gemeinschaft hervor. So konnten wohl die Wassergrafschaft des Holtlandes und die Demokratien der fetten Marschlandschaften entstehen, aber sie griffen nicht in das Binnenland hinein, die Küste führte das Sonderleben von Fischern und Schiffern, von Marschbauern und Viehzüchtern. Der Einfluß des Reichs auf diese Gebiete war gering, er ging kaum über Utrecht hinaus. Schwere Kämpfe waren es, die zwei salische Kaiser hiehergeführt haben, von den Staufern hat keiner die Nordsee, viel weniger die Ostsee gesehen.

Der Handel im anstoßenden Rheinmündungsgebiet war stets bedeutend geblieben, er wurde abhängig von derjenigen Stadt, bis zu der Seeschiffe hinauskommen konnten, von Köln, der ersten deutschen Großhandelsstadt. Das Mittelalter nennt noch kaum die Namen von Amsterdam und Rotterdam, noch begnügten diese sich mit dem Heringshandel. Aber ein Symptom der zukünftigen Gestaltung lag bereits vor. Die Hansa hat die Städte Hollands und Seelands nicht gewinnen können. Die Bauernschaft lebte in ihrem lokalen Ringkampf mit dem Meere, die Städte waren von den übrigen deutschen gesondert und eine Lehensgewalt, die ein starkes Band mit dem Reich enthielt, gab es nicht. Auch in den friesischen Landschaften bedeutete das Lehensrecht wenig, wie in Flandern wenigstens die Richterstellen nicht dem Lehenswesen verfallen waren. Es bestätigt sich hier unser Satz, daß die handeltreibende Meeresküste das Lehenswesen ausschließt.

Der Brennpunkt des deutschen Seehandels war im Mittelalter und ist heute die Kehle der jütischen Halbinsel, die Stelle, wo die Nordsee mit dem Fahrwasser der Elbe und die Ostsee mit der Trave fast die Halbinsel abschnüren. Dort erwuchs Hamburg zu Reichthum, zu Macht und Freiheit, hier erblühte noch viel glänzender die Schöpfung Heinrichs des Löwen, des genialen niederdeutschen Herrschers, Lübeck. Dieser innerste Winkel der beiden Meere war die Heimath der Hansa und blieb ihr Kern. Mit stolzen Gedanken erfüllt uns das Wirken dieser höchsten Blüthe des mittelalterlichen genossenschaftlichen Geistes. Ihre größten Thaten liegen im Bereiche der Ostsee. Der Kaufmann aus dem westfälischen Land des Leinens war dem Seefahrer vorausgegangen, ihn begleitete auf dem Lande der deutsche Bauer und der deutsche Ritter, ohne so schnell folgen zu können. So kam die größte That des deutschen Volkes zustande: die Kolonisation des Ostens. Von der Küste der Ostsee, die ein skandinavisch-slavisches Binnenmeer gewesen, wurde durch die Hansa fast die ganze slavische Front gewonnen. Wo das Binnenland nicht deutsch wurde, legte sich die Reihe der Häfen wie eine Blende vor die slavische Welt, der der Zugang zum Meere genommen wurde, etwa wie Dalmatien Bosnien vom Meer abschneidet. In jener Zeit erweiterte das deutsche Volk seine Meeresgrenze so sehr, daß nach den schweren Verlusten in der Nordsee ihm reichlich so viel verblieb, als es vor der Ausdehnung in der Ostsee besessen hatte. War es aber ein guter Tausch? Die verlorene Küste erwuchs zum Nutzen der neuen Herren zu einer ozeanischen, die gewonnene aber wurde ein Nebengebiet des Welthandels.

Die Ostsee wurde im 14. Jahrhundert ein fast deutsches Meer und die Hansa gewann im ganzen nordeuropäischen Handelsgebiet die Stellung einer Vormacht, die ausgesprochenste See- und Handelsherrschaft, wie sie nur Venedig besaß. Es war ihr Kulminationspunkt, als sie auch trotz der dänischen Küste die Herrschaft im Sunde gewann.

Zwei Ursachen haben diese Erfolge ermöglicht. Die wirthschaftliche lag in der kulturellen Ueberlegenheit; der Hanseate wurde der allmächtige Fremdkaufmann des Nordens; dort gab es nur die Atome, aus denen sich in den Tagen der Naturalwirthschaft Produzenten und Konsumenten zusammensetzten, der genossenschaftlich organisirte fremde Kaufmann zwang ihnen seine Macht auf. Die politische darin, daß die Hansa wirthschaftliche Ziele und wirthschaftliche Kampfmittel kannte, während die mittelalterlichen Staaten in rein politischen Gesichtspunkten befangen waren. Mit unendlicher Klugheit und Geschicklichkeit nutzte die Hansa die Kämpfe der Dynastien aus, wie später England die des Kontinentes. Sie hat sich dabei nicht um Kaiser und Reich gekümmert, wie das Reich nicht viel von ihr verlangte. Die Hansa hat im Norden unsres Vaterlandes für die Küste den Staat, das Reich ersetzt.

Schon das 15. Jahrhundert bringt die Anfänge des Niedergangs. Dieselben Gründe wirkten unter den veränderten Verhältnissen jetzt nachtheilig. Was bis dahin günstig eingewirkt hatte, ward nun ein Schaden, ein todtbringender Nachtheil; was die Stärke der Hansa gewesen war, wurde jetzt ihre Schwäche. Die Zeit der Stadtherrschaft war abgelaufen, der Staat besiegte die Städte, und wie sollte dieser lockere Hansabund nun den Kampf gegen nationale von gefestigten Dynastien geleitete Staaten aufnehmen, die auf die Förderung des eigenen Handels und der eigenen Unterthanen konsequent hinarbeiteten. Der Fremdkaufmann war ersetzt, in einzelnen Ländern kam eine direkt deutschfeindliche Richtung auf, der schwedische Bauern- und Adelsstaat nahm mit Livland den russischen Handel fort, die Moskowiter und Polen drängten an die See, Dänemark nahm die Herrschaft im Sund an sich und es fanden sich tüchtige Rivalen auf den neuen Fischplätzen in der Nordsee vor. So stürzte der stolze Bau hansischer Vormacht zuerst in der Ostsee jäh zusammen. Und nach dem 30jährigen Kriege war auch die Küste größtentheils verloren.

In dem Bereiche der Nordsee war es nicht anders. Es ist ein eigenthümliches Bild zu sehen, wie England seine Befähigung zu Handel und Seeherrschaft erst allmählich entdeckte. Noch im Hochmittelalter war England von hansischen und italienischen Fremdkaufleuten beherrscht. Zuerst befreite die Krone das Tuchgewerbe, immer stärker drängte das Volk auf die großen wirthschaftlichen Aufgaben hin. Die Uebermacht des Kontinents beseitigten schon die großen Tudors Heinrich VII. und VIII. Noch aber hielt die Krone an den Privilegien der Hansen fest, der „wagende Kaufmann", diese große englische Handelsgesellschaft, drängte noch vergebens, bis endlich Elisabeth den Stahlhof den Deutschen schloß und Cromwell der Steigerung des Protektionssystems den Abschluß gab. Erst jetzt stand England auf eigenen Füßen und in rätselhafter Schnelligkeit wuchs die englische Schiffahrt. Eine Nation und eine Krone war eins in der energischen Verfolgung wirthschaftlicher Ziele. Darin liegt vor allem der Grund der englischen Handelsherrschaft.

Und nun die Niederlande! Die Schiffer und Fischer Hollands und Seelands waren seit lange rastlose Konkurrenten der Hanseaten, mit denen sie schon am Anfang des 15. Jahrhunderts offen gekämpft hatten. Sie allein hatten sich in der Ostsee behauptet, sie gewannen, gefördert durch die Dänen, dort immer mehr Geltung.

Auf den westlichen Märkten hat die Hansa tapfer ihre Stellung gewahrt. Als die Maaße der ozeanischen Schiffe immer größer wurden, der Hafen der Sluys versandete, als die Niederlande unter habsburgischer Herrschaft vereint wurden, erbte Antwerpen die Stellung von Brügge und wurde ein Welthandelsplatz, wie ihn bis dahin der Westen Europa's noch nicht gesehen hatte. Gemeinhin wird der Niedergang der Hansa mit den großen Entdeckungen der Seefahrer in Zusammenhang gebracht. Thatsächlich war ihre Macht schon völlig geknickt, als sie zur Geltung kamen, und so wacker als möglich haben die Hanseaten sich bemüht in Lissabon und Sevilla, dann in Antwerpen mit zu handeln und dort ihre Stellung zu wahren.

Gewiß, der Handel rückte langsam zum schweren Schaden Mitteleuropa's mehr und mehr an die ozeanische Küste. Die Ostsee ward wie das Mittelmeer ein Nebengebiet, doch von dem Gestade der Nordsee hatte die Hansa nur die innerste Bucht, wer ozeanischer wohnte, konnte leichter am ozeanischen Handel theilhaben, obwohl doch der Handel auch die tiefsten Buchten aufsucht, um möglichst weit in den Körper des Festlandes einzudringen.

Gewiß, die Zeit des ozeanischen Handels war angebrochen, aber nicht das war die innerste Ursache des Niedergangs der Hansa. Sie liegt auf politischem Gebiet. Es konnte sich jetzt keine Handelsmacht mehr auf dem Meere in herrschender Stellung behaupten, die nicht eine starke Kriegsflotte besaß und nicht in einem starken Hinterlande auch politisch wurzelte. Ein großer Staat muß seinen Theilchen, d. i. den Schiffen, die das Meer durchfahren, Schutz gewähren. Man kann die See mit einer großen Allmende vergleichen, die aufzutheilen unmöglich ist. Auf ihr mag weiden, wer will. Aber wehe dem, der seine Herde ohne Hirt und Hund hinausschickt, wehe dem, der den Uebermüthigen nicht züchtigen kann.

Die Hansa war ein lockerer Bund von Städten. Ein solcher bleibt immer eine Vereinigung von Rivalen und kann deßhalb nicht zum Staat erwachsen. Wie oft hat der Rath von Köln antihansische Politik getrieben, wie oft stand ihm die Stadt höher als der Bund. Von den Hansaorten waren die wenigsten reichsunmittelbar. Die Landstädte hatten sich in der Zeit der Schwäche fürstlicher Gewalt dem Bunde anschließen können. Jetzt waren die Fürsten erstarkt, sie reckten begierig sogar nach Hamburg und Bremen die Hände. Die Zeit war den Stadtrepubliken abgeneigt und die Fürsten versagten der Hansa jede Deckung. War mehr vom Reiche zu erwarten? Das Reich war keine Wirthschaftseinheit, das mitteldeutsche Bergland zerschnitt es in zwei, ja drei Gebiete, die wirthschaftlich ihr Einzelleben führten. Im südlichen spürte man folglich kaum etwas von dem Niedergange der Hansa. Und war denn das Reich einer Handelspolitik überhaupt fähig? Das Mittelalter hat kaum Anläufe dazu gesehen. Wie sollte das Reich auch etwas auf dem Meere und jenseits desselben erreichen? Man verhandelte einmal über einen Reichsadmiral, aber nur Wallenstein hat wirklich die kaiserlichen Wimpel auf der Ostsee gezeigt. Der Feldherr, der dem Kaiser sein stehendes Heer schuf, hätte dem Reich fast eine Flotte gegeben. Doch der Augenblick war bald verschwunden. Der Kaiser operirte mit Mandaten, die selbst den Süddeutschen keinen Schrecken mehr einjagten; solch papierene Zettel beantwortete die Königin Elisabeth, indem sie den Hansischen den Stahlhof verschloß. In der Seeherrschaft galten und gelten nur die Worte, die Kanonen sprechen oder sprechen können. Die wackeren Kriegsschiffe Lübecks konnten es mit den Flotten der Nationalstaaten nicht aufnehmen. Diese hatten die Kräfte zusammengeschlossen und organisirt, bei uns wurden sie immer mehr zerfasert. Unser Vaterland wie Italien, Mitteleuropa, das im Mittelalter auch im Handelsleben die Führung gehabt hatte, verharrte im mittelalterlichen Zustande, politisch wie wirthschaftlich. Es setzte sich hier die Zeit der Städte im Handelsleben fort. Es gab eine deutsche Nation, aber keinen deutschen Staat, und das in einer Zeit, wo die Vertheilung der Welt begann.

Der Niedergang der Hansa hat den Verlust der flandrischen und niederländischen Küste im Geleite gehabt. Und

auch da treten scharf politische Ursachen hervor. Das alte Reich war unfähig geworden, frisch erblühende Gewalten seinem altfränkischen Baue einzufügen. An der alten Linde des Reiches hegte man, was todt und im Absterben war, der jungen Triebe aber achtete man nicht.

Die niederländischen Landschaften hatte Karl V. zusammengefaßt, seinem Weltreiche eingefügt und durch den burgundischen Vertrag den Zusammenhang mit dem Reiche gelockert. In den Augen der Niederländer verblich vor dem spanischen Könige die kaiserliche Autorität. Die spanische Regierung hat die Anfänge der holländischen Seeherrschaft gedeckt. Während die Hansa keinen wirksamen Schutz fand, achteten die nordischen Staaten sehr wohl auf Spanien und Portugal, die allein die neuentdeckten Meere befuhren und allein die Waaren des Orients lieferten. Auch als der Aufstand der Niederlande tobte, hörte der Handel der Aufständischen mit Spanien nicht auf, als er wirklich verhindert wurde, fuhren die Holländer direkt nach den Gewürzinseln! Spanien selbst hat sie in die überseeische Fahrt gedrängt, und erst um 1600 wurde der Bann, den die beiden romanischen Reiche in den beiden Indien ausübten, gesprengt. Spanische Gewalt hatte kurz vorher die Stellung Antwerpens vernichtet. Sein Unglück wurde das Glück der Nachbarn, vor allem aber Amsterdams, das nun die Stellung einer führenden Welthandelsstadt gewann. In den Poldern und Kanälen Hollands suchte und fand der Kaufmann seine Zuflucht. Die aufständischen Niederländer hatten anfangs vermeint, beim Reiche zu verbleiben, erst als die Hoffnung auf das Eintreten der protestantischen Fürsten sich als trügerisch erwies und die Vermittlung des Kaisers von Philipp II. abgewiesen war, entwickelte sich unaufhaltbar die thatsächliche Selbständigkeit, und jeder Fortschritt dieser freien Generalstaaten war ein Verlust für den deutschen Handel. Die Niederländer haben sich behaupten können, denn neben der Handelsflotte erstand aus den Schiffen der Meergeusen eine vorzügliche Kriegsmarine. Auf allen anderen Kriegsschiffen stand der seemännisch erfahrene Pilot unter dem Befehlshaber der Besatzung, der ein Höfling oder Landoffizier war. Das war auch das Unglück der Armada. Die holländische und englische Flotte gab dem Seemann klugerweise die Geltung, die ihm gebührte; de Ruyter war Schiffszimmermann gewesen.

Mit diesem doppelten Uebergewicht der Handels- und Kriegsflotte erdrückten die Holländer und Engländer die Hansa, deren Flagge sie selbst dann nicht respektirten, wenn sie völlig neutral war. So kam es, daß der deutsche Seefahrer sich mit dem begnügen mußte, was die Anderen ihm übrig ließen; er hing von der Gnade der Fremden ab. Wenn einst die Hansa nicht nur allen eigenen Verkehr, sondern überhaupt den größten Theil aller Schiffahrt zwischen den nordischen Häfen besorgt hatte, so wurde nun Holland der Seefuhrmann der Welt. Die vorzügliche seemännische Bevölkerung unsrer Küsten half die holländischen Schiffe bemannen, die aus den Tannen des Schwarzwaldes erbaut waren.

Doch nicht allein die Hansa trug die Bürde der holländischen Uebermacht, schwerer noch seufzte Flandern darunter. Im westfälischen Frieden knebelten die Generalstaaten Antwerpen. Es war ein unerhörter Erfolg, daß sie die Sperrung der Schelde durchsetzten. Kein Schiff kam mehr nach Antwerpen, Brügge war längst verödet. Vergebens haben Kaiser Karl VI. und Joseph II. sich bemüht, dem belgischen Handel neues Leben einzuflößen, die holländischen und englischen Nachbarn duldeten es nicht. Gerade dasjenige germanische Land, das sich zuerst zu einem Industrieland umgestaltet hatte, verlor alle seine Gewerbe. Ein handeltreibendes Flandern hätte sich vielleicht noch deutsch fühlen können, dem ackerbautreibenden ging die Erinnerung an den großen Zusammenhang ganz verloren. Die Stunde war freilich für die Vlamen noch nicht gekommen, wo sie eine Literatur für alle Gebiete des Geisteslebens besaßen, sie macht aus dem Stamm ein Volk. Hier war die höhere Bildung aber französisch und so sonderte sich der vlamische Stamm ab.

Die Generalstaaten haben manches mit der Hansa gemeinschaftlich, auch sie waren doch thatsächlich von den Städten geleitet. Und doch welcher Unterschied: Lübeck, Hamburg und Bremen lagen außerhalb des Gebiets der Marschen am Rande der Geest. Sie hatten sich im Kampfe gegen das Meer nicht mit der Bauernschaft verbunden und geeint, wie die Holländer. Diese hatten ein thatsächliches Fundament in der amphibischen Landschaft der Marschen. Auf die Dauer erwies es sich aber als zu klein und die Niederlande blieben eine künstliche Großmacht. Die Zeit stellte ihnen zwei Aufgaben, die eine haben sie gelöst; sie haben sich als Staat auf der Karte Europa's behauptet, die Unabhängigkeit konnten sie sich bewahren, nicht aber die Handelsherrschaft. Weil sie Heere halten mußten, vernachlässigten sie die Flotte. Nicht umsonst spottete man ihrer als Krämerseelen, denn sie sparten, um jene Truppen aufbringen zu können, an den nöthigsten Ausgaben für den Schutz ihrer Handelsschiffe. Sie vertrauten auf ihre politischen Bundesgenossen und das waren ihre schlimmsten wirthschaftlichen Rivalen: die Engländer. Auch den Niederlanden fehlte der tiefe Fruchtboden, der den Wurzeln ausreichende Nahrung gibt. So haben sie schließlich das Loos der Hansastädte, wenn auch in milderer Form, verkosten müssen.

Der westfälische Friede hat das vom Ausland unabhängige Deutschland fast völlig vom Meere ausgeschlossen. Die vorpommer'schen Häfen mit Stettin und das Bisthum Bremen waren schwedische Brückenköpfe, Flanderns spanische Häfen waren gesperrt, die Niederlande unabhängig. Danzig, das erst jetzt die Höhe seiner Bedeutung erreichte, die neue Königin der Ostsee, war ein polnischer Hafen. So hatte nur eine Stadt des Reiches einen wirklich lebhaften Handelsverkehr, nur ein Hafen hatte thatsächlich hohe Bedeutung: Hamburg. Es blühte auf, weil es sich den Engländern erschloß, von flüchtigen Antwerpern frische Keime in sich aufgenommen hatte und geschickt zwischen den Rivalen zu laviren verstand. Die Einfallswinkel der Häfen von Hamburg und Danzig weisen deutlich auf den Ozean, der Lübecks, das die Erinnerungen einstiger Größe festhielt, war und ist kontinental.

Es sind düstere Bilder, welche ich Ihnen entwarf. Doch wir sehen sie heute mit Ruhe an. Die Grundursache all des Unglücks ist behoben. Wir haben jetzt einen schützenden Staat über uns, der seine Macht von der Meeresküste bis zu den Gipfeln der Alpen ausdehnt. Spät, sehr spät haben wir die mittelalterliche Staatslosigkeit überwunden. Ein seltenes Glück war es für uns, daß sich die Hafenstädte trotz ihrer politischen Schwäche einen ehrenhaften Platz im Seehandel errungen hatten. Wir sagen mit Stolz, daß Hamburg den größten Hafenverkehr des Kontinents hat, wir können uns rühmen, in den Jahren seit Gründung des Reiches im Umfange des Seehandels Frankreich und die Vereinigten Staaten überholt zu haben, wir stehen an zweiter Stelle, direkt, wenn auch in weitem Abstande, hinter England.

Und wenn zukünftige Geschichtsschreiber auf die ruhmreichen Tage unsres jetzigen kaiserlichen Herrn zurückschauen, da wird wohl den Nachkommen in erster Linie zu wissen gethan werden, daß Wilhelm II. in der stolzen Reihe deutscher Kaiser der erste seekundige war, daß ihm der feste Wille innewohnte, nicht nur die Landesinteressen, sondern

auch die zur See zu schützen. Es wird wohl dann besonders hervorgehoben werden, daß in unsern Tagen sich die geistige und militärische Verbindung der deutschen Seeküste mit den meerfremden Landschaften unsres Vaterlandes vollzog. Unsre Tage sind die, in denen die schwerste Bilanz, die der Staat aufzustellen hat, gezogen werden muß: was fordern die Interessen auf dem Meere und was erheischt das Land. Die Sage läßt Otto den Großen bis in den Norden der jütischen Halbinsel vordringen, dort habe er mit starkem Arm seinen Speer in die Fluthen des Meeres geschleudert, um es als des Reiches Grenze zu bezeichnen. An gleicher Stelle stand der große Kurfürst mit seinem Heere, willens die schwedische Uebermacht niederzuwerfen; ohne eigene Schiffe, im Stiche gelassen von den Niederländern, mußte er grollend die kühnen Gedanken aufgeben. Die Genügsamkeit des Ottonen, die Ohnmacht des Kurfürsten sind überwunden! Gott schütze unsern Kaiser Wilhelm II. und mit **ihm und in ihm** das Deutsche Reich und das deutsche Volk!

Masaccio-Studien.[1]

Mit der vor kurzem erschienenen fünften Lieferung sind die im Jahre 1895 begonnenen Masaccio-Studien Schmarsows zum Abschluß gelangt, so daß das Werk jetzt als Ganzes vorliegt. Auf Grund jahrelanger eingehender Beschäftigung mit der Kunst dieses Malers ist es hier zum erstenmal unternommen worden, seine That, die Begründung der Renaissancemalerei, umfassend zu begreifen. Zu dem Zweck bedurfte es freilich zunächst einer mühevollen kritischen Vorarbeit, um etliche Streitfragen, welche sich um diesen Künstler gebildet hatten, endgültig aus der Welt zu schaffen. Das betraf vor allem die sogenannte Masaccio-Masolino-Frage, das Eigenthumsrecht des einen oder anderen Malers an gewissen Werken. Man weiß, die Kunstwissenschaft hat immer wieder versucht, in dieser Angelegenheit eine letzte Entscheidung zu gewinnen, aber vergeblich. Keine der vielen Ansichten, welche im Lauf der Jahre darüber vorgebracht sind, hat eine allgemeine Annahme gefunden. Man glaubte nur, man wußte nicht. Es galt nun, einzusehen, daß diese Unsicherheit eine Folge davon war, daß man der literarischen Ueberlieferung, speziell Vasari's Angaben, nur eine unklare Vorstellung von Masaccio's wie Masolino's Kunstcharakter gegenüberzustellen hatte und immer wieder, wenn man sicheren Grund und Boden haben wollte, auf jene sich angewiesen fühlte, obwohl sie durchaus nicht so ohne weiteres über allen Zweifeln stand. Hier war also einzusetzen, wenn man weiter kommen wollte, es mußte Ernst gemacht werden mit den fundamentalen künstlerischen Erwägungen, welche bei dem Schaffen der beiden Maler in Frage kommen konnten. Ihre Stellungnahme zu dem poetischen Theil der Aufgabe, zu den perspektivischen Tendenzen, die Abwägung der Konsequenzen, welche sich daraus für die Darstellung der Menschengestalt ergaben, die Berücksichtigung der Bedingungen, unter denen sie bei ihren wesentlich monumentalen Arbeiten schufen — solche und verwandte Gesichtspunkte mußten herbeigezogen werden, um für das alte Thema eine neue Antwort zu finden. Schmarsow kommt nun auf diesem Weg für Alle, welche seiner Argumentation folgen mögen, zu dem Schluß, daß die Fresken in S. Clemente zu Rom Masaccio's Eigenthum sind und ebenso in der Brancaccikapelle für die erhaltenen Werke — soweit nicht Filippino Antheil daran hat — nur Masaccio in Frage kommt und Masolino's Arbeit sich hier lediglich auf die zerstörten Decken- und Lünettenfresken erstreckt habe. Zum Austrag mußte die Streitfrage, was die Brancaccikapelle betrifft, besonders vor dem am alterthümlichsten erscheinenden Fresko, der „Erweckung der Tabitha“, kommen. Auf Vasari's Autorität hin hielt man diesem Werk gegenüber immer noch an dem Namen Masolino fest. Man suchte auch nach einer Begründung dieser Zuweisung und fand sie scheinbar in der Aehnlichkeit zweier Gestalten dieses Freskos mit solchen auf Masolino's Malereien in Castiglione d'Olona, und zwar denen von 1435. Sonach blieb doch immer noch die Möglichkeit offen, daß Masolino dieselben kopirt habe, und man wurde an eine höhere Instanz gewiesen, welche die Konzeption des Werkes im großen berücksichtigte und hiezu Masaccio's und Masolino's Arbeitsweise verglich. Auf Grund solcher Untersuchungen kommt nun Schmarsow zu dem Resultat, daß, wie gesagt, nur Masaccio Anrecht auf das Tabitha-Fresko habe und daß dieses Werk, in sein Oeuvre eingereiht, nicht nur in keinem Widerspruch dazu stehe, sondern das organische Glied einer Entwicklungskette bilde. Seine Ansicht weiß er durch eine interessante Entstehungsgeschichte desselben plausibel zu machen, welche zugleich noch ein helles Licht auf jene frappirende Erscheinung wirft, daß auf dem Eingangsbogen der Kapelle so heterogene Darstellungen, wie Sündenfall und Vertreibung aus dem Paradies, sich befinden. Man darf vermuthen, daß ursprünglich die Idee bestand, auch den Eingangsbogen mit Darstellungen aus dem Leben Petri zu schmücken, wie es Filippino Lippi nachher gethan oder hat thun müssen. Beachtet man die im Vergleich zu der Scene der Erweckung der Tabitha räumlich geringe Ausdehnung des Auftritts an der Tempelpforte, so liegt es nahe, zu denken, Masaccio habe an der schmalen Eingangsbogenwandung ein Gegenstück zu der Heilung des Lahmen schaffen wollen — und weiter, Masaccio habe, wie zwischen die Darstellungen der Erweckung der Tabitha und der auf dem Eingangsbogen ein Pfeiler trennend eingefügt ist, so auch zwischen der Tabitha-Scene und der Heilung des Lahmen einen solchen Pfeiler projektirt —, die so merkwürdig gerade herabsteigende Linie des Mantels Johannes' hier wie dort, sowie die beiden fremdartigen Gestalten der spazierenden Jünglinge fordern dringend dazu auf. Doch gegen eine solche Disposition mußte sich, nachdem Masaccio so tief bereits auf die Ideen Brunelleschi's eingegangen war, sein architektonischer Sinn sträuben. Die Selbständigkeit des Eingangsbogens gegenüber der einheitlichen Fläche der Kapellenwand mußte auch in der Anordnung des Freskenschmuckes gewahrt bleiben — zumal Masolino's Lünettenfresko schon an ein Fürsichnehmen der Hauptwand mahnte. So läßt Masaccio den Pfeiler fallen, fügt zum Ausgleich der beiden ungleichen Darstellungen die zwei spazierenden Jünglinge ein und strebt durch eine energische, perspektivische Vertiefung des Schauplatzes eine Einigung der Scenen an. Sodann bringt er, damit wenigstens, soweit noch möglich, eine Harmonie zwischen Anschaulichem und Inhaltlichem hergestellt werde und nicht durch neue poetische Momente die Diskrepanz noch fühlbarer werde, an der Eingangsbogenwand den „Sündenfall“ an, eine Malerei, welche sich inhaltlich wie auch als optischer Eindruck energisch von dem Fresko der Hauptwand absonderte. Offenbar kamen Masaccio diese Gedanken erst während der Arbeit, nachdem er bereits mit der „Heilung des Lahmen“ begonnen hatte, und so erklären sich die Unzulänglichkeiten, welche sich heute aufdrängen. Aber daß diese Gedanken vorliegen, beweist, daß der Schöpfer des Tabitha-Freskos wie des Sündenfalles nicht Masolino gewesen ist, der noch im Jahre 1435 seine Unfähigkeit, solche Ideen auch nur nachzuerleben, an den Tag legte, sondern Masaccio, und man kann höchstens zugeben, daß dieser das Fresko unter dem Zwang einer von Masolino ausgegangenen Disposition begonnen habe. Zugleich begreift

---

[1] Masaccio-Studien von August Schmarsow. Kassel, Fischer u. Co. (5 Bücher Text und Atlas).

man nun von hier aus, wie Masaccio die höhere Lösung des Stater-Freskos gefunden hat, wo er so souverän schon mit dem poetischen Stoff umgeht.

Man sieht an diesem einen herausgegriffenen Beispiel, in welcher Weise Schmarsow die Mittel gewinnt, zweifelhaften Werken gerecht zu werden, und wie über das Katalogsystem Crowe's hinauskommend, mit diesen Gesichtspunkten eng verbunden und sie selbst wieder befördernd der Gedanke der Entwicklung durchgeführt ist. So sieht man Masaccio wirklich wachsen und versteht, auf welchem Wege er zu dem Künstler heranreift, als der er uns in seinen letzten großen Werken entgegentritt, und die Probleme, denen er in diesen selbst nachgeht, werden klarer. Diese Gedanken überall angewandt, ermöglichen es dann Schmarsow, im letzten Buch seiner Studien eine — soweit überhaupt möglich — zusammenhängende Darstellung der Entwicklung Masaccio's zu geben. Hierbei kamen dem Verfasser Entdeckungen neuer Stücke wesentlich zustatten. Dahin gehört zunächst die 1423 datirte Madonna in Bremen, welche als willkommenes Mittelglied zwischen dem Triptychon für Martin V., das Schmarsow an die Spitze der Darstellung stellt, und den Katharinen-Fresken in S. Clemente zu Rom sich herausstellt. Als zweites bisher unbekanntes Stück kommt dann das im Besitz von Mr. Léon Somzée zu Brüssel sich befindende, wie eine Studie ausschauende Bild mit der Darstellung der Heilung des besessenen Knaben in Betracht, welches uns — wie es ja auch inhaltlich sich den Darstellungen in der Brancaccikapelle anreiht — so formell einen Blick in die Bemühungen des Künstlers um die Bewältigung perspektivischer Probleme, wie sie ihn auf dem Tabitha-Fresko beschäftigten, thun läßt. Daß, nachdem der „Sündenfall" als Masaccio's Eigenthum in Anspruch genommen wird, die „hl. Anna Selbdritt" aus S. Ambrogio nur ihm, nicht Masolino gehören könne, ergibt sich so nebenbei, ermöglicht aber ein Madonnenbild in der Münchener Pinakothek als Masaccio zu bestimmen, als eine freiere Redaktion des Bremenser Bildes. Das schon im Cicerone schüchtern im Zusammenhang mit Masaccio genannte Fresko in Empoli mit der Darstellung der Pietà darf nun nach der Eroberung des Tabitha-Freskos als vollgültiges Eigenthum Masaccio's gelten, in dem uns seine plastischen Studien ebenso deutlich wie einseitig entgegentreten. Die Entdeckung einer zweifellosen Masaccio-Zeichnung (Dioskur vom Montecavallo im Britischen Museum) führt uns dann nach Rom zurück, zu den Fresken in S. Clemente und zu der Ambrosius-Legende, der Kreuzigung, der Verkündigung und dem Christophorus — deren Ausführung erst jetzt gedacht werden darf, während die Katharinen-Fresken bereits früher entstanden. Als zwingendes Bindeglied zwischen den Erstlingswerken Masaccio's, die Masolino noch ähnlich sehen, und seinen anerkannten Hauptwerken stellt sich sodann ein erst jüngst im südlichen Frankreich, in Montauban wieder zutage gekommenes Staffelbild mit einer Darstellung aus dem Leben des hl. Julian heraus, das ohne Frage mit der von Vasari erwähnten, ehemals an einem Madonnenaltar in S. Maria Maggiore zu Florenz befindlichen Predella zu identifiziren ist. — Die Bemühungen des Verfassers um das Altarwerk in Pisa, für das uns Zahlungsvermerke aus dem Jahre 1426 erhalten sind, sind nicht erfolglos geblieben. Außer den Halbfiguren des Apostels Paulus im Museo Civico zu Pisa und des Apostels Andreas in der Sammlung Lanckorónski (Wien) bringt Schmarsow vier im Besitz von Charles Butler befindliche Tafeln mit den Gestalten des hl. Hieronymus, zweier Kirchenväter und eines Bischofs mit dem Pisaner Altarwerk, das noch in gothischem Sinne aus einem komplizirten Apparat von Bildern und Bildchen bestand, in Verbindung und vermuthet, daß auch die vier Halbfiguren von Heiligen, welche sich ehemals in der Sammlung von Artaud-de-Montor befanden und sich jetzt wahrscheinlich in amerikanischen Galerien verstecken, und ebenso ein Giebelstück in der Sammlung von Lindenau zu Altenburg zu demselben Altarwerk gehörten. Die Wichtigkeit aller dieser Stücke leuchtet ein, handelt es sich doch um festdatirte Arbeiten und um direkte Vorstufen zu den größten Schöpfungen in der Brancacci-Kapelle: dem Staterfresko, der Vertreibung aus dem Paradiese, der Taufe der Dreitausend, der Almosenspende und der Schattenheilung. Welche Bedeutung die konsequente Einordnung der Körper in den umgebenden Raum, wie sie Masaccio in diesen Werken und dem gleichzeitig entstandenen grandiosen Dreifaltigkeits-Fresko in S. Maria Novella so sichtlich zu geben sich müht, in echt malerischem Sinne erhalten kann, zeigen dann die Predellen mit Darstellungen aus der Nikolaus-Legende, welche Schmarsow im Museo del Rinascimento des Vaticans entdeckt hat, und welche sich vielleicht ehemals unter der von Masaccio für S. Niccolò oltr'Arno in Florenz geschaffenen Verkündigung befunden haben. Die von Vasari relativ eingehend gegebene Schilderung der sogen. „Sagra del Carmine", jener leicht hingeworfenen, während der Arbeit in der Brancacci-Kapelle entstandenen Improvisation, wo Masaccio dem Portraitbedürfniß der Florentiner in so ausgiebiger Weise Genüge gethan hatte, legt es nahe, dem Portraitmaler Masaccio das in der Münchener Pinakothek befindliche Bildniß eines Mannes mit Cappuccio zuzuerkennen, das wie eine in mühsamerer Temperatechnik ausgeführte Vorarbeit zu den frei und großzügig gegebenen Stifterbildnissen in dem Fresko der „Cathedra Petri" erscheint. Man ersieht aus dieser Zusammenstellung des Neugewonnenen zugleich die veränderte Chronologie, die Schmarsow eingeführt, und wie sie einem normalen Entwicklungsgange des Künstlers eher gerecht werden kann. So sieht man ihn herausgewachsen aus dem überlieferten Erbe und mit schnellen, aber sicheren Schritten dem Höhepunkt zustreben, auf dem wir den noch nicht Dreißigjährigen in seinen letzten Schöpfungen antreffen — Schöpfungen, in denen sich der neue Geist bereits in einer Großartigkeit manifestirte, zu der die Hochrenaissance erst wieder durchdringen sollte: Masaccio — der Vater der großen Kunst des beginnenden Cinquecento, das ist schließlich die werthvollste Erkenntniß, die Schmarsows Werk vermittelt. Masaccio gehört nicht zu den Künstlern des Quattrocento schlechthin, ihren Reigen eröffnend; im Gegentheil, er steht in einem gewissen Gegensatz zu ihnen, ein Theil seiner Bestrebungen bleibt auf Generationen hin unberücksichtigt. So ehrfurchtsvoll und lernbegierig die Künstlergeschlechter, die unmittelbar auf ihn folgen, in die Brancacci-Kapelle pilgern — sie ahnen wohl den Werth der großen, machtvollen Kunst, die an den Wänden derselben ausgebreitet ist, aber keiner von ihnen begreift sie ganz. Das Kunstwerk dieser Geschlechter bleibt ein „unum per accidens". Erst die Hochrenaissance entdeckt wieder das Kunstwerk als ein „unum per se" und begreift damit das Erbe, das Masaccio hinterlassen, erst in seiner ganzen Tiefe wieder.

Witting.

Mittheilungen und Nachrichten.

Alfred Hillebrandt: Alt-Indien. Kulturgeschichtliche Skizzen. Breslau, M. u. H. Marcus, 1899. V, 195 S. 8°. — An Büchern und Zeitschriftenaufsätzen, welche die indische Alterthumskunde oder einzelne für populäre Darstellung besonders dankbar erscheinende Kapitel daraus in gemeinverständlicher Fassung behandeln, haben wir durchaus keinen Mangel; eher dürfen wir sogar, wenn wir z. B. die Religionsgeschichte ins Auge fassen, von einem lästigen Ueberfluß sprechen. Das bibliographische Bild ändert sich aber wesentlich, sobald wir uns auf die deutschen Publikationen

und weiter auf diejenigen beschränken, welche auf solider wissenschaftlicher Forschung gründen. In die nicht eben große Zahl dieser Schriften wird man Hillebrandts „Kulturgeschichtliche Skizzen aus Alt-Indien" mit freudiger Bereitwilligkeit einreihen. Die hier vereinigten Aufsätze sind zum größten Theile — wenn ich nicht irre, machen nur Nr. II und IX eine Ausnahme — vorher in Tagesblättern und Zeitschriften veröffentlicht; doch hat es der Verfasser nicht bei einem einfachen Abdrucke bewenden lassen, sondern überall weiter ausgebaut und gefeilt. Ein augenfälliges Beispiel liefert die Abhandlung über den Rigveda; als diese in der „Beilage" erschienen war, machte eine Zuschrift Max Müllers an die Redaktion (1895, Beilage 187), in der verbindlichsten Form an Hillebrandts Ausführungen anschließend, geltend, daß Müllers neuere Werke hier nur zum Theil Berücksichtigung gefunden hätten, und so begegnet uns jetzt (S. 70—76) eine eingehendere kritische Würdigung des Standpunktes, den Max Müller in seiner eigenartigen Auffassung der vedischen und allgemeinen Religionsgeschichte vertritt. Auch sonst ist manches schärfer gefaßt oder in ein neues Licht gerückt worden, so die Erklärung des Indra- und Vritra-Mythus im Anschluß an des Verfassers Notiz in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft u. a. m. Nur seine eigene umfangreiche „Vedische Mythologie" hat Hillebrandt trotz des liebenswürdigen Anstoßes Max Müllers nicht aus dem Hintergrunde hervorrücken lassen. Für das hier in Rede stehende Buch hat er indeß damit weder seiner Person noch der Sache geschadet; denn der Fachmann ist ohnedies gewohnt, für alle mythologischen Probleme, die uns der Veda aufgibt, Hillebrandts neue Durcharbeitung des gewaltigen Materials in seiner „Mythologie", von der nur noch der abschließende dritte Band aussteht, zu Rathe zu ziehen, und jeder Laie andrerseits, der das Buch zur Hand nimmt, wird bald empfinden, daß hier ein Autor zu ihm spricht, der aus dem Vollen eigener Forschung und ausgedehnter Belesenheit schöpft. Die Darstellung selbst hinwiederum hätte durch Einbeziehung der rein fachwissenschaftlichen „Kleinarbeit" an Reiz und Glätte beträchtlich verlieren müssen — kurzum, man kann es nur billigen, wenn Hillebrandt sich auf die Hervorkehrung der von ihm bevorzugten Interpretationsmethode und im übrigen auf gelegentliche Anmerkungen beschränkt. Die vorstehenden Andeutungen könnten leicht den Glauben erwecken, daß der Verfasser in seinen „Skizzen" an der alten vedischen Literaturschicht haftet. Ganz im Gegentheil; der Leser wird durch die weitesten Perioden geführt, in die überhaupt für das indische Reich ein Ausblick möglich ist. In kurzen markanten Strichen zeichnet Hillebrandt die Entwicklung der philosophischen Spekulation, die Grundzüge und äußere Entfaltung der buddhistischen Lehre (der „Buddhismus" betitelte Aufsatz bringt da nur einen Theil und erfährt bedeutsame Ergänzungen durch die Kapitel II, VII und X), das Verhältniß von Brahmanismus und Volksthum, das brahmanische System der Jugenderziehung, die Blüthe des Dramas und die Spiegelung des indischen Lebens in den Berichten chinesischer Pilger des frühen Mittelalters. Besonders willkommen wird Vielen der Aufsatz über Geschichte und Bedeutung des Sanskritstudiums und ferner die Schilderung des heutigen Indien sein, welche der Verfasser mit Rücksicht auf die vielen Beziehungen, die gerade in diesem Land zwischen Gegenwart und grauem Alterthum herrschen, mit gutem Grund an die Spitze seines Buches gestellt hat. Bei aller Knappheit ist Hillebrandts Darstellung bemüht, von den charakteristischen Zügen nichts zu opfern und die entscheidenden Wendepunkte in der Geschichte der Wissenschaft klar hervortreten zu lassen. Mit nüchterner Objektivität bespricht er die Erfolge und — Enttäuschungen in der vergleichenden Sprachwissenschaft und Mythologie, in geschickter Gruppirung stellt er der geistlichen Pädagogik Indiens ähnliche Uebungen des deutschen Mittelalters an die Seite, und die kundige Hand ergreift den ethnologischen Faden, wo er vielleicht zur Entwirrung und Erläuterung von Sitten und Bräuchen dienen kann, die man sonst nur zu leicht als isolirt zu betrachten geneigt ist. Im einzelnen möchte ich noch hinweisen auf Hillebrandts Ansicht über die Märchenwanderung (wobei die Benfey'sche Hypothese mir etwas vorzeitig preisgegeben erscheint), auf die treffenden Bemerkungen über den Ursprung von Volksliedern (S. 61) und über den Inhalt der As'oka-Inschriften, in denen uns ein Idealbild königlicher Fürsorge aus dem 3. vorchristlichen Jahrhundert vor Augen geführt wird. Wenn Hillebrandt hier sagt, daß es auffallend ist, in diesen Erlassen am wenigsten davon zu finden, was wir als den wesentlichsten Theil des Buddhismus zu betrachten pflegen (S. 143), so tadelt er wohl implicite die Einseitigkeit eben einer **solchen** Betrachtung; nur der unermüdlichen Hervorkehrung seiner ethischen Grundsätze und nicht irgendwelchen philosophischen Systematisirungsversuchen hat der Buddhismus seinen glänzenden Aufschwung — vielleicht auch sein Erlöschen im Heimathlande selbst, das nach seiner ganzen Anlage daran kein dauerndes Genügen fand — zuzuschreiben.[1])

Hillebrandts Buch wendet sich seiner ganzen Anlage gemäß an weitere Kreise, und in der That darf es Allen, die für eine Darstellung indischer Kultur- und Literaturgeschichte in belehrender und zugleich unterhaltender Form empfänglich sind, angelegentlich empfohlen werden. Die Ausstattung des Werkes ist von vornehmer Einfachheit.

L. Scherman.

Der Frankfurter Lehrplan und seine Stellung innerhalb der Schulreformbewegung. Ein Vortrag, gehalten auf Veranlassung des Kölner Neuphilologischen Vereins im Gürzenich zu Köln am 4. November 1899 von Dr. Julius Zieher, Direktor der Wöhlerschule zu Frankfurt a. M., Leipzig und Frankfurt a. M., 1900. Kesselring'sche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer). — Nach einem kurzen kritischen Ueberblick über die Gesammtheit der schulpolitischen und pädagogischen Zeitfragen erörtert der Verfasser zunächst die Daseinsberechtigung des Frankfurter Lehrplans, sowie dessen Verhältniß zu den drei bestehenden Schularten, dem humanistischen und Realgymnasium und der Oberrealschule. Zum Schluß werden dann die Vortheile erwähnt, welche sich aus einem derartigen Schulaufbau, wie er uns in Frankfurt entgegentritt, für Haus, Staat die sozialen Verhältnisse ergeben. Der Verfasser geht streng sachlich zu Werk und ist frei von jeder schulmeisterlichen Engherzigkeit. Er und mit ihm alle Vertreter des Frankfurter Lehrplanes am Frankfurter Gymnasium stehen auf dem Boden der Gleichberechtigung der höheren Schulen als eines erstrebenswerthen Zieles. Obwohl durchaus auf altklassischem Boden stehend, weist Zieher darauf hin, daß durch den Frankfurter Lehrplan die humanistischen Studien in keiner Weise eine Gefährdung erlitten haben. Die Lektüre dieses Vortrags ist namentlich allen Schulmännern aufs wärmste zu empfehlen. Einseitige und engherzige Vorurtheile werden dadurch hinweggeräumt werden. Besonders werden die Vertreter der humanistischen und technischen Führer an unsern Lehranstalten dadurch belehrt werden, daß eine Verständigung zwischen ihnen auf Grund der in dieser Schrift niedergelegten Gedanken leicht erzielbar ist. St.

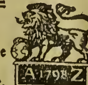
* **Berlin.** Der Privatdozent und Assistent am ethnologischen Museum Dr. Felix v. Luschan ist zum außerordentlichen Professor für Anthropologie und Ethnologie an der hiesigen Universität ernannt worden. Luschan, ein geborener Oesterreicher, hat sich besonders durch seine vorgeschichtlichen Untersuchungen in Bosnien (hierüber seine Schrift: „Bosnische Gräber") und durch die Freilegung der Trümmer von Sandschierli in Nordsyrien, die er gemeinsam mit Puchstein und Koldawey unternahm, bekannt gemacht.

* **Aachen.** Als Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Professors Geh. Regierungsraths Dr. Ritter wurde der Professor an der kgl. Bergakademie in Clausthal Dr. Sommerfeld zum etatsmäßigen Professor für Mechanik an der hiesigen kgl. Technischen Hochschule vom 1. April ab berufen.

[1]) Was wird nicht alles über indische Religionen und ihr Wechselverhältniß gefaselt! Im laufenden Jahrgang der „Deutschen Rundschau" schreibt ein durch seine Aufsätze über China bekannter Schriftsteller: „Auch die Jains, eine Hindukaste (!) ... haben viel vom Buddhismus behalten, so den Glauben an den Einfluß der eigenen Thaten auf die zukünftige Existenz und die Schonung menschlichen und thierischen Lebens." Wie sind hier die geschichtlichen Beziehungen auf den Kopf gestellt! —

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Vom Territorialstaat zur Weltmacht.

Von Adolph Wagner.[1]

I.

Am heutigen Geburtstag unsres Kaisers und Königs Wilhelm II. im letzten Jahre des 19. Jahrhunderts mag auch an dieser der wissenschaftlichen Betrachtung geweihten Stätte ein Rückblick und ein Ausblick gestattet sein: ein Rückblick auf die unter der Aegide des Hohenzollernhauses seit dem letzten Vierteljahrtausend gelösten politischen, nationalen, wirthschaftlichen Aufgaben und erreichten Entwicklungsziele, und ein Ausblick auf die neu sich ankündenden Aufgaben und muthmaßlichen neuen Wege und Ziele. Aufgaben, Wege und Ziele daher auch für den Herrscher, dessen Geburtstag wir heute feiern.

Man hat Historikern des preußischen Staates und seines Fürstenhauses öfters, auch jüngst wieder, den Vorwurf gemacht, sie hielten sich nicht frei von Legende und Tendenz, operirten mit einem unterschobenen Zweckbegriff, als ob von jeher die Hauptträger der preußischen Geschichte bewußterweise auf das heute erreichte Ziel hingearbeitet hätten. Ich überlasse kompetenteren Urtheilern die Entscheidung darüber, ob und wie weit derartige Vorwürfe begründet sind. Heute rückblickend erscheint es doch in der That wohl so, daß die Geschichte des preußischen Staates unter den Hohenzollern, wenn auch nicht von vornherein, so doch im zweiten Vierteljahrtausend, seit dem Anfang und vollends der Mitte des 17. Jahrhunderts, deutlich die Entwicklung erkennen läßt, aus welcher mit einer gewissen historischen Nothwendigkeit wie eine reife Frucht, auf deren Erlangung zielbewußt hingestrebt worden, die heutige Bedeutung dieses Staates für Deutschland und damit Deutschlands Stellung in Europa und der Welt hervorgehen mußte. Da liegt denn doch eine gewisse teleologische Betrachtungsweise nahe.

Bis zum 17. Jahrhundert deutet allerdings, zumal wenn man sich an das doch maßgebendste Moment hält, den Territorialbesitz, kaum etwas auf die Bestimmung des brandenburgischen Kurstaates und seines Fürstenhauses hin, Regenerator Germaniae zu werden. Wie klein und unbedeutend war die hohenzollern'sche Hausmacht noch bis dahin, zumal verglichen mit derjenigen ihres späteren Rivalen, des habsburgischen Hauses. Die beiden Fürstenhäuser in den Ostmarken des alten Reichs sind ja erst verhältnißmäßig spät, wenn auch die Habsburger immerhin über ein Jahrhundert früher in den Besitz jener Gebiete gelangt, die beide den Ausgangspunkt größerer Territorialmacht bilden sollten und nach ihrer Verfassung eher als die westlichen Reichsländer auf altdeutschem Boden auch bilden konnten. Aber die Habsburger besaßen schon an 1900 Quadratmeilen Reichsgebiet, als die Hohenzollern in die Mark kamen, und in der Mitte des 16. Jahrhunderts, von ihren sonstigen Besitzungen abgesehen, schon 4400, gegen bloß etwa 700 Quadratmeilen Besitz der Hohenzollern im Beginn des 17. Jahrhunderts (ohne die schon abgetrennten fränkischen Lande), nicht eben nach Natur, Lage, Entwicklung begünstigten Landes. Bayern, Kursachsen war wenig kleiner, letzteres auch wirthschaftlich wohl entwickelter. Wer hätte damals und noch im und nach dem 30jährigen Krieg an Brandenburgs große Zukunft und einstige Bedeutung für Deutschland gedacht?

Und doch datirt von da die Wende, ja sie war gerade auch im Territorialbesitz schon eingetreten. Wie eine Vorbedeutung erscheint es uns, rückblickend, jetzt, daß um dieselbe Zeit, als von den Südostmarken des alten Reichs aus die Brandfackel des Religionskrieges in Deutschlands Gaue geschleudert wird, die Hohenzollern im fernen Osten, im alten Ordensland und im fernsten Westen, am Niederrhein, Fuß fassen. So überspannte der preußische Aar von der Mark aus mit den Spitzen seiner Schwingen all das norddeutsche Land, das ein Vierteljahrtausend später unter seiner Herrschaft stehen sollte. Freilich auch jetzt immer erst ein nicht sonderlich entwickeltes und nicht allzu entwicklungsfähig erscheinendes und weit verstückeltes Gebiet von 1500 Quadratmeilen, nur ein Drittel der deutschen Lande des Erzhauses, aber der territoriale Ausgangspunkt einer für Deutschland glücklichen Weiterentwicklung.

Denn seitdem hieß es, was die Hohenzollern, was Brandenburg-Preußen besitzen und gewinnen, ist Deutschland gewonnen, vom Ordensland an zu den übrigen Ostseeküstengebieten hin, von Schlesien und den ehemals polnischen zu den Rheinlanden und in unsern Tagen von Schleswig-Holstein zum Elsaß und Lothringen hin — während andrerseits vollends seit jener Zeit, wie freilich vordem schon, der Gang der Dinge war: was Habsburg, was Oesterreich besitzt und gewinnt, ist Deutschland verloren, von den schweizerischen, niederländischen Gebieten, dem Elsaß und Sundgau, dem burgundischen Kreis (Belgien) bis wiederum in unsern Tagen zu den ganzen Südostmarken des alten Reichs hin, dem Kolonialgebiet des bayerischen Stammes, der Gebirgswelt der Alpen, der Grenzmauer gegen und Verbindungsbrücke mit Italien. In der That, die Geschichte bezeugt es, nicht „allzeit Mehrer“, wie nach ihrem Titel, sondern allzeit Minderer des Reichs sind die Habsburger gewesen; wahre Reichsvermehrer wurden die Hohenzollern.

Welche Lage Deutschlands, von aller inneren Verwüstung und Zerrüttung selbst abgesehen, auch gerade in territorialer Hinsicht nach seinen Grenzen und nach außen zu nach dem furchtbarsten der Kriege! Im fernen Nordosten das abgelegene Ordensland Livland mit Zubehör endgültig verloren, Ostpreußen unter polnischer Oberhoheit, Westpreußen unter polnischer Herrschaft, Pommern und das

[1] Rede zum Geburtstag des Kaisers und Königs am 27. Januar 1900 gehalten in der Aula der Berliner Universität. Hier mit einigen Abänderungen und Erweiterungen, besonders der statistischen Partien.

Küstenland zwischen Elbe und Weser im schwedischen, die jütische Halbinsel bis in die Elbgegenden im dänischen Besitz, die vereinigten Niederlande unabhängig vom Reich, die belgischen Niederlande unter den Spaniern. So alle Mündungen und Mündungsgebiete der deutschen Ströme vom Niemen bis zur Schelde unter fremder Botmäßigkeit oder ganz von Deutschland abgerissen; die südwestliche alte Grenzmark in den Alpen, die deutsche Schweiz, verloren, wie die welschen Nachbargebiete, die Freigrafschaft u. s. w., die französische Herrschaft in den drei Bisthümern befestigt, im Elsaß und Sundgau theils begründet, theils angebahnt, ebenso in Lothringen, die nördlichen Niederlande wie die Schweiz selbständig geworden und abgetrennt, die südlichen unter spanischer, dann österreichischer Herrschaft kaum minder. Selbst die österreichischen Erblande im Südosten, wie innerlich durch Gegenreformation und habsburgische Politik entfremdet, so auch äußerlich doch schon damals eigentlich nur noch formell durch die Kaiserkrone auf dem Haupt der Habsburger und Habsburg-Lothringer mit dem Reich verbunden. Meinte doch ein großer Publizist des 17. Jahrhunderts schon, wenn die Kaiserkrone zufällig an ein anderes Haus kommen würde, wäre jeder Zusammenhang zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland aufgehoben.

Welche Territorialverhältnisse aber gar im Innern des Reichs selbst! Die Territorien fast schon selbständig und halbsouverän geworden. Und zur Zeit, als vor allem auch aus Gründen der volkswirthschaftlichen Entwicklung gerade die Zusammenfassung immer nothwendiger wurde, in Frankreich denn auch erfolgte, erst recht die Möglichkeit der partikularistischen Absperrung, alten schlimmen deutschen Neigungen gemäß, geschaffen. Eine erfolgreiche allgemeine deutsche Wirthschafts- und auswärtige Handelspolitik schon wegen dieser Territorialzersplitterung und der Zerstückelung der einzelnen Territorien selbst wieder nicht durchführbar — eine wahre politisch-territoriale Gemenglage, der agrarischen der alten Dorfverfassung vergleichbar, noch schlimmer als diese —, wie heute noch in Thüringen.

Bei dieser Zersplitterung und der Abschwächung der Reichsgewalt natürlich auch eine Schwäche ohne gleichen der politischen Macht, der finanziellen, der militärischen Kraft. Wie konnte Deutschland irgendwelche große politische und wirthschaftliche Aufgaben lösen, ein wirkliches Staatsleben, das auch bei den mäßigsten Ansprüchen diesen Namen verdient, führen, wenn es, wie am Ende des vorigen Jahrhunderts, mit seinen 12,000 Quadratmeilen Gebiet in 570 reichsunmittelbare Territorien und Verbände und 324 sogen. „Staaten“ zerfiel, im Durchschnitt einer von 37 Quadratmeilen Größe; darunter 304 Klein- und Kleinststaaten von durchschnittlich 6 Quadratmeilen, der Größe des heutigen Schaumburg-Lippe oder Reuß ä. L. Im ganzen aber so doch immer 3600 Quadratmeilen oder 30 Proz. des Reichsgebiets in solche und wenig größere Miniaturstaaten zersplittert, vielfach der günstigste und entwickeltste Theil desselben. Der ärgste Zustand war vornehmlich im Südwesten und Westen, im schwäbischen, oberrheinischen, fränkischen Kreise, an der gefährdetsten Stelle. Was Wunder, wenn da schon bisher alles abgebröckelt, abgefallen oder geraubt war. Es konnte nur so weiter gehen. Für Deutschlands Macht und Schutz war dies große Gebiet ohne jede Bedeutung.

Und in diesem Chaos des Staatsgetrümmers war nun die Aufgabe zu lösen, Land und Leute, Volkswirthschaft und Staat, Wohlstand und Kultur aus der furchtbaren Zerrüttung im und Verkümmerung nach dem 30jährigen Kriege wieder emporzubringen! Jetzt wesentlich im Rahmen der Territorialstaaten und durch deren eigene, selbständige Thätigkeit, da Reichsverfassung und Reichsgewalt fast in allem versagten.

Da liegt auch ein nicht immer gebührend gewürdigtes, unsterbliches Verdienst Preußens um ganz Deutschland, mit welchem dieser Hohenzollernstaat, alle Leistungen verwandter Art in manchen anderen Territorien und auch in den österreichischen Landen in Ehren, in der zweiten Hälfte des 17. und im ganzen 18. Jahrhundert, doch in der Totalität seiner Thätigkeit jeden anderen deutschen Staat überstrahlt. Ein Verdienst in der gesammten inneren Politik, die sich hier am meisten und erfolgreichsten zu einer wahren Landeskulturpolitik, auch positiven Bevölkerungspolitik erhob, ein würdiges Seitenstück zu der auswärtigen und der ihr dienenden Militärpolitik des preußischen Staates.

Lange galt freilich diese auswärtige und Militärpolitik als einseitig dem dynastischen und dem preußischen Gesammtinteresse dienend, nicht zugunsten Deutschlands, sondern auf dessen Kosten geführt, auch nicht einmal das eigene Land und Volk hebend, sondern sie hemmend und unterdrückend, nicht im Interesse der Entwicklung von Volkswirthschaft und Kultur gelegen, sondern diese schädigend. Jetzt werden wir rückblickend wiederum die Nothwendigkeit und den Segen dieser Politik nicht nur für das Haus Hohenzollern und seinen preußischen Staat, sondern für ganz Deutschland und das deutsche Volk nicht mehr verkennen.

Gewiß ward auch hier die gerade Bahn nicht immer innegehalten, auch wurden Fehler nicht stets vermieden. Nach den Thaten und Erfolgen des Großen Kurfürsten und der ersten drei Könige gerieth der Staat in seiner auswärtigen wie seiner inneren Politik auf Abwege. Die allgemeine Erfahrungsthatsache, die sich in jeder dynastischen ebenso wie in jeder menschlichen Familie findet, daß in der Reihe der Generationen nicht ununterbrochen gleich tüchtige oder gar hervorragende Glieder sich folgen, blieb auch dem preußischen Fürstenhause nicht erspart. Ich will nur auf die für die Territorialgeschichte Preußens so besonders verhängnißvolle Betheiligung an den späteren Theilungen Polens hinweisen. Mag sie politisch an sich noch so nothwendig gewesen sein, es war ein schwerer Fehler auch gegenüber seinem deutschen Beruf, daß sich Preußen damals riesige fremdnationale Gebiete polnischen Landes angliederte, Warschau zur preußischen Stadt machte, so momentan seine größte Ausdehnung und Volkszahl gewann, aber sonst mehr ein Element der Schwäche als der Stärke. Eine Maßregel im Stile österreichischer Haus- und Staatspolitik. Der Staat drohte durch seine ganz oder großentheils polnischen Lande, die Hälfte seines damaligen Gebietes, ein halbslavisches Reich wie Oesterreich zu werden. Das Interesse an seinen abgelegenen kleinen Landen im Westen hätte sich muthmaßlich abgeschwächt wie bei Oesterreich an seinen vorderösterreichischen. Den politischen Aufgaben jenseit der Elbe, an Weser und Rhein wäre Preußen entfremdet worden. Zeigen sich darin nicht schon Spuren in der viel bekrittelten auswärtigen Politik im Zeitalter der französischen Revolution, in der Haltung gegenüber Frankreich, beim Basler Friedensschluß?

Da vollzog sich an Preußen zu seinem und Deutschlands Heil das Wort: „Wen Gott lieb hat, den züchtiget er“. Der preußische Staat brach rasch, fast ruhmlos zusammen, wurde auf die Hälfte seiner Größe reduzirt, verlor seine neuerworbenen polnischen wie seine älteren und neueren westelbischen Besitzungen, ward so wirklich ein rein „ostelbischer“, wenn auch ein überwiegend deutscher. Und welche furchtbare Zeit machten Königshaus, Staat und Volk durch! Wer verzagte nicht? Wer wagte gar noch an den ferneren Beruf Preußens für Deutschland zu denken?

Und doch, rückblickend erscheint uns jetzt auch diese Zeit, mit ihren weiteren Folgen gerade für den preußischen

Territorialbesitz, wieder für Preußen und ganz Deutschland als das größte Heil — alles wie eine Bestimmung.

Ich lasse dabei einmal die großen Dinge im inneren Leben des gedemüthigten Staates zurücktreten, die Stein-Hardenberg'schen Reformen auf allen Gebieten der inneren Verwaltung, die Begründung der allgemeinen Wehrpflicht als des Prinzips der modernen Wehrverfassung des Volkes in Waffen. Auch selbst die unsterblichen Thaten dieses kleinen, armen, ausgesogenen Landes und Volkes von 5 Millionen Seelen und seines Staates in den Freiheitskriegen, wo die Spannkraft und die militärische Leistung alles damals von anderen deutschen Landestheilen und Staaten, auch Oesterreich inbegriffen, Gethane weit hinter sich ließ und beinahe ohne Beispiel in der Geschichte ist.

Hier sei nur einmal auf die territoriale Neugestaltung des Staates durch die Friedensschlüsse und Verträge von 1814 und 1815 hingewiesen. Diese so vielfach von Mißgunst und Uebelwollen der anderen Mächte diktirte Neugestaltung des Staates, des am ärgsten mißhandelten und bei weitem verdienstvollsten Gegners Napoleons, ist der wahre Segen für Preußen und Deutschland geworden. Denn sie zumeist hat Preußen erst seinem deutschen Beruf recht zurückgegeben. Der endgültig gewordene Verlust kernpolnischen, weit nach Osten sich erstreckenden Landes im heutigen Zarthum Polen, die Abrundung des Staatsgebietes zwischen Oder und Elbe und westlich weiter hinaus durch die Erwerbung der Hälfte Kursachsens, die Angliederung der fernen westlichen Provinzen Westfalen und Rheinland, die Verminderung der fremdnationalen Landestheile auf ein nicht mehr gefährliches Maß und in nicht so ausgesetzter geographischer Lage —, welche Verbesserung des Territorialbesitzes gegen 1806! Derentwegen konnte anderes, wie der definitive Verlust der fränkischen Lande, der schon innegehabten Stellung an der Nordsee, die leidige Trennung der größeren Ost- und kleineren Westhälfte der Monarchie hingenommen werden. Ja, gerade der letztgenannte Umstand erwies sich heilsam. Er mußte nothwendig auf dem Weg der wirthschaftspolitischen und weiter der politischen Angliederung der dazwischen liegenden deutschen Länder hindrängen, auf den Weg des Zollvereins von 1834 und 1854 und später der 1866er Annexionspolitik. Auch die Uebernahme der Westprovinzen in ausgesetzter geographischer Lage und mit einer überwiegend zu anderen deutschen Stämmen gehörigen Bevölkerung vorherrschend katholischer Konfession wirkte doch günstig. So wurde Preußen zur Rolle der deutschen Schutzmacht im Westen auch im Eigeninteresse genöthigt und vor die unter deutschen Verhältnissen einm[al] unvermeidliche Aufgabe gestellt, verschiedene Stämme in seinem Staatswesen zu vereinigen, aus dem territorialen Stammesstaat zum deutschen Nationalstaat zu werden und das Prinzip der Parität zwischen den beiden großen christlichen Konfessionen noch mehr als bisher schon zur Geltung zu bringen. Alles so Erreichte läßt uns jetzt rückblickend auch ruhiger über die Schäden hinwegsehen, welche bei den Territorialregulirungen des Wiener Kongresses auch sonst bestehen blieben oder sich neu ergaben, wie das Verbleiben von Elsaß und Lothringen auch jetzt noch bei Frankreich, der definitive Verlust des burgundischen Reichskreises (Belgiens), die Belassung der größeren Rheinbundstaaten in ihrem so stark erweiterten Besitz — sicher eine große und erfreuliche Veränderung der Territorialverhältnisse gegen früher und eine Bildung von Staaten, die schon seit 1806 auf dem Gebiete der inneren Verwaltung viel tüchtiges geleistet hatten, aber doch eine Stärkung des Mittelstaatenthums, welche bis 1866 für Deutschland politisch gefährlich war. Auch die Konsolidation und Arrondirung des österreichischen Besitzes in den deutschen Südostmarken, die verbleibende Kleinstaaterei in Mitteldeutschland waren unverkennbare Schäden. Aber dies alles und selbst die Erlangung der vollen Souveränität für die immer noch 39 Einzelstaaten, die elende Bundesverfassung, welche keinerlei allgemeinere politische und wirthschaftliche Aufgaben der Nation zu lösen möglich machte: rückblickend hat das alles für uns doch nur die Bedeutung des Episodischen gehabt und zur Verbesserung der deutschen Verfassung hingedrängt — dank der Wiederherstellung des preußischen Staates auf neuen und gesunderen Grundlagen.

Auch der vielfach so mißgünstig beurtheilten langen Friedensperiode nach der französischen Kriegszeit werden wir wiederum jetzt rückblickend gerechter werden können. Eine gewisse Ermattung war begreiflich. Die Verzögerung des Uebergangs zur konstitutionellen Staatsform in Preußen, das sich hier von den meisten übrigen deutschen Staaten überholen ließ, war wohl ein politischer Fehler von dauerndem Nachtheil. Aber was hat doch auch Preußen in dieser letzten Zeit des Absolutismus an tüchtiger Gesetzgebung und Verwaltung im Innern geleistet! Es hält meistens wieder den Vergleich mit den Leistungen des übrigen Deutschlands aus. Auf zwei Gebieten jedoch hat Preußen auch in dieser Periode wieder für ganz Deutschland das Bedeutendste gethan, auf dem wirthschafts- und speziell dem handelspolitischen und auf demjenigen des Heerwesens.

In seinem Grenzzollsystem von 1818 und in der Gründung des Zollvereins, dem im Süden und Nordwesten, in Städten selbst wie Leipzig und Frankfurt a. M., so viel unverständige und partikularistische Opposition anfangs begegnete, hat es endlich auch für Deutschland den Uebergang aus älteren überlebten Wirthschaftsverhältnissen zu einem nationalen Wirthschaftssystem herbeigeführt, uns einen großen freien inneren Wirthschaftsmarkt geschaffen, damit erst die in moderner Zeit nothwendige Voraussetzung der Bildung einer wahren Volkswirthschaft erfüllt, selbst mit der Zollvereinsverfassung und ihrem liberum veto der einzelnen Glieder wenigstens einigermaßen eine einheitliche auswärtige Handelspolitik ermöglicht. Das war doch noch etwas ganz anderes, weit bedeutenderes, als die analoge Politik der größeren süddeutschen Staaten schon in der Rheinbundzeit, denen hier im Uebergang zum Grenzzollsystem die Priorität vor Preußen gebührt. Freilich aber eine Wirthschafts- und Handelspolitik, die dem Grenzzollprojekt unter Karl V. über 300 Jahre und der Colbert'schen Politik in Frankreich volle fünf Menschenalter nachhinkte — immerhin aber eine endliche Nachholung von Maßregeln, deren wir wirthschaftlich bedurften, um heute die gefürchtetsten Rivalen Englands im Weltverkehr werden zu können und politisch — um das neue Deutsche Reich zunächst auf dem wirthschaftlichen Gebiete vorzubereiten.

Dazu aber das noch Größere, das Größte — ich nenne es meiner Ueberzeugung nach auch, ja gerade auch als Nationalökonom so — der preußische Staat hat auch nach 1815 seinen viel angefeindeten, viel verhöhnten, viel gefürchteten „Militärstaatcharakter" behauptet, seine Wehrverfassung auf der neuen Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht nicht einrosten lassen, sein Kriegsheer stark erhalten und ihm nach wie vor einen absolut und relativ bedeutenden Theil seiner finanziellen Mittel zugewendet, seiner männlichen Jugend auch in einem Zeitalter beginnender Verweichlichung diese herrliche Schulung im Heerdienst gewahrt.

Dieses Heerwesen, diese gewaltige Präventivinstitution gegen Störungen der inneren und äußeren Rechtsordnung und Sicherheit, diese Institution, welche uns freilich „etwas gekostet hat und noch kostet", aber welche diese Kosten auch direkt und indirekt durch ihre günstigen Wirkungen für Staat und Volk und nicht am wenigsten auch für die Volkswirthschaft vollkommen bezahlt macht, nicht eine „unproduktive", sondern eine wahrhaft produktive Einrichtung,

nicht bloß vom politischen, sondern auch vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus beurtheilt. Das kann nur der verkennen, der den Zusammenhang von nationaler Macht, Sicherheit und Ehre mit volkswirthschaftlicher Entwicklung und Wohlstand übersieht.

Gerade ein Deutscher sollte das am wenigsten thun, im Hinblick auf die Geschichte langer Jahrhunderte und auf den allseitig in Frieden und Krieg günstigen Einfluß, welchen das Heerwesen in Preußen seit dem Großen Kurfürsten trotz aller Kosten und Lasten, die es mit sich brachte, auf die Entwicklung der Volkskraft ausgeübt hat. Was wir dem preußischen Heere des 19. Jahrhunderts auch nach der napoleonischen Zeit verdanken, das ist auch nicht nur in die Jahrbücher der Geschichte von 1864, 1866, 1870/71, sondern auch in diejenigen von 1848 und 1849 eingezeichnet worden — und es offenbart sich deutlich in der Entwicklung unsres Volkes und unsrer Volkswirthschaft im Laufe des Jahrhunderts.

Der endlich von 1815 an dauernd gesicherte Friedenszustand und der neu gesicherte seit der Wiederherstellung des Deutschen Reiches haben dem deutschen Volke eine Vermehrung seiner Zahl, eine Entwicklung seiner Kräfte, einen Aufschwung seiner Volkswirthschaft und seines Wohlstands ermöglicht, welche in Europa fast einzig dastehen.

Wir sind neuerdings geneigt, diese Entwicklungen wesentlich erst aus dem letzten Menschenalter, seit 1871, zu datiren, wo sie besonders frappant geworden sind. Aber wir dürfen doch nicht übersehen, was schon in dem Menschenalter seit der Gründung des Zollvereins und dem Beginn der Eisenbahnära in dieser Richtung erfolgte und in dem vorausgehenden halben Menschenalter seit 1815 angebahnt worden ist.

Sucht man nach einem äußerlich leicht wahrnehmbaren Merkmal, in welchem sich die großartige Gesammtentwicklung ausdrückt, so kann dies wohl am besten in der Entwicklung der Volkszahl unter gleichzeitiger Mitberücksichtigung der wirthschaftlichen Lage der Bevölkerung gefunden werden. Das heutige Gebiet des Deutschen Reichs und in ihm, neben Sachsen und den Hansastädten, vor allem Preußen, zeigt hier die bedeutendste Entwicklung fast in ganz Europa, aber die Periode vor 1866 kaum eine geringere als seitdem. Auch zur Würdigung der politischen Ereignisse von 1866 darf das nicht unbeachtet bleiben.

So hat sich von 1816—1865 die Bevölkerung des preußischen Staates von $10^1/_3$ auf $19^1/_2$ Millionen, ohne irgend wesentliche Gebietsvergrößerung, erhoben, während die Bayerns nur von $3^2/_3$ auf 4.8, die Deutsch-Oesterreichs mit Galizien u. s. w. (das Gebiet des heutigen cisleithanischen Oesterreich) nur von $13^1/_2$ auf 20, die Frankreichs nur von 29 auf $37^1/_2$ Millionen gewachsen war. Preußen umfaßte anfangs bloß die dreifache, um 1806 die vierfache Bevölkerung Bayerns, anfangs nur drei Viertel der österreichischen, 1866 fast die gleiche, anfangs nur wenig über ein Drittel, 1866 über die Hälfte der Bevölkerung Frankreichs. Dies ist auch, neben freilich noch wichtigeren anderen, ein mitwirkendes Moment in den Entscheidungen auf den böhmischen, fränkischen, französischen Schlachtfeldern, für den Uebergang des Schwerpunkts der politischen Macht in Deutschland von Donau und Main, in Europa von der Seine an die Spree. Diese Bevölkerungsvermehrung zumeist in Preußen, Sachsen, aber auch in den übrigen Theilen des heutigen Reichsgebietes, schon von 1815—1866, hat es so zuwege gebracht, daß wir trotz des Ausscheidens Deutsch-Oesterreichs mit einer Volkszahl von 14 Millionen aus dem deutschen Bundesverband auch allein der Zahl nach Frankreich mit seiner langsamen Volkszunahme und anderen Großstaaten gewachsen blieben. 1816 war die Bevölkerung Deutsch-Oesterreichs noch nothwendig gewesen, um — allerdings ungerechnet die preußischen, nicht zum Bundesgebiet gehörenden Ostprovinzen mit $2^1/_4$ Millionen Bewohnern — dem Deutschen Bunde ungefähr die Gleichzahl der Bevölkerung mit Frankreich zu verschaffen, etwa 30 Millionen. 1866 hatte der Rest des Bundesgebiets ohne Oesterreich die hiefür erforderliche Volkszahl allein. Umfaßte der Norddeutsche Bund mit den Südstaaten doch Ende der 60er Jahre noch ohne Elsaß-Lothringen bereits etwas mehr Bewohner als Frankreich noch mit diesen Landen, über 39 gegenüber 38 Millionen, 3 mehr als Oesterreich-Ungarn, 9 mehr als das Vereinigte Königreich. Auch verhältnißmäßig war die Zunahme der Bevölkerung vor 1870 nicht schwächer als hinterher, sogar ein wenig stärker (1816 bis 1870 1.22, 1870 bis jetzt 1.14 Proz. jährlich), worauf freilich in der zweiten Periode die stärkere Auswanderung mit eingewirkt hat.

Aber auch in volkswirthschaftlicher Hinsicht darf nicht unterschätzt werden, was seit 1815 und seit 1834 aus unserm verarmten Lande bis zur Zeit der großen politischen Wende um 1864—1871 bereits geworden war. Ich kann es nicht einzeln genauer ausführen und fasse es nur in kurzer Schilderung zusammen.

Der Bauer war von den alten Lasten und Fesseln befreit, dem Gewerbe in neuen Ordnungen freiere Bewegung gegeben, der Entwicklung des industriellen Großbetriebs die Bahnen geöffnet worden, die Landwirthschaft wieder in Flor, Gewerbe, Bergbau, Handel, Geld- und Bankgeschäft, Städte hatten sich ungemein gehoben. Berlin war an Volkszahl schon Wien fast gleichgekommen, zwar noch keine Millionenstadt, aber fast schon die größte Industriestadt Deutschlands und des Kontinents geworden, Hamburg bereits die erste festländische Handelsstadt, das deutsche Eisenbahnnetz, beim Vergleich großer Gebiete schon das entwickeltste in Mittel- und Westeuropa, dem französischen überlegen, die deutsche, namentlich hanseatische Rhederei schon in starkem Aufschwung, die Betheiligung Deutschlands am Welthandel, wenn wir auch noch nicht genöthigt waren, Massen agrarischer Nahrungsmittel einzuführen, in Ein- und Ausfuhr, auch in Einfuhr fremder Roh- und Hülfsstoffe, in Ausfuhr von Fabrikaten bereits eine sehr bedeutende. Auch die Wanderungsbewegung hatte schon die neuere Richtung eingeschlagen, innerhalb Deutschlands begonnen von Osten nach Westen, wie früher umgekehrt, vom Land und den Kleinstädten in die Industrie- und Montanbezirke und größeren Städte zu gehen, wenn auch noch nicht in dem Maße wie neuerdings. Die überseeische Auswanderung fing bereits an, zeitweise massenhaft zu werden, damals namentlich im Südwesten und dann in der Mitte, wenngleich wiederum noch nicht in dem späteren Umfang. Mit einem Worte: der Uebergang unsrer Volkswirthschaft aus dem vorwiegend agrarstaatlichen mit in den schon stark industrie- und handelsstaatlichen Zustand war so bereits vollzogen und diese Entwicklung in raschem Fortschritt begriffen.

Einen epochemachenden Einschnitt in unsre Bevölkerungs- und Volkswirthschaftsentwicklung bilden insofern die Jahre 1864/1871 nicht, die große Zeit Wilhelms I. und Bismarcks.

Aber umsomehr muß betont werden, daß auch unsrer Volkswirthschaft und damit der materiellen Grundlage unsres ganzen Volkslebens erst durch die großen politischen Thaten und Ereignisse von 1864/1871 die nothwendigen Bürgschaften der Dauer der bisherigen Entwicklung und der Weiterentwicklung in dieser Richtung, worauf alles hindrängte, geschaffen worden sind. Da traten wiederum die Leistungen Preußens und seines Fürstenhauses für ganz Deutschland hervor. Und abermals sind es in erster Linie politische Thaten, vollbracht von der auswärtigen Politik mit Hülfe der Wehrkraft, denen dies zu verdanken ist.

Was wir alle erlebt, wir Aelteren staunend, zweifelnd, vielfach genöthigt, erst eigene lang gehegte, uns lieb gewordene politische Ansichten zu berichtigen, schließlich doch jubelnd und dankerfüllt, was sich in den Personen König und Kaiser Wilhelms I., Bismarcks, Moltke's, Roons verkörpert — brauche ich es hier auch nur erst noch einzeln zu erwähnen? Nur das möchte ich wieder hervorheben, wie das Errungene uns jetzt wohl als jene reife Frucht erscheinen darf, welche die lange vorbereitende Arbeit des preußischen Staats zu pflücken erlaubt hat. Nicht ein zufälliger Erfolg, nicht ein bloßes Glück, nicht ein „Gewinnen“, sondern ein sorgsam vorbereiteter Erfolg, eine kluge, berechnende Ausnützung der Umstände, ein „Verdienen“ liegen hier vor und — Gottes Hülfe und Segen, mit den Worten unsres ersten deutschen Hohenzollernkaisers, die ich auch hier wohl noch einmal, wie schon vor vier Jahren an dieser selben Stelle anführen darf: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“

Nur im raschen Fluge sei des Erreichten hier gedacht. Metz und Straßburg wieder deutsch, die Schande unsrer Väter gesühnt, Elsaß und Lothringen zurückgenommen, reannektirt, nicht annektirt, die Vogesen, nicht mehr der Rhein Deutschlands Grenze, der Rhein wenigstens von Basel bis Emmerich wieder Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze; Schleswig-Holstein befreit und dem mächtigsten Staat angegliedert, die Stellung Preußens an der Nordsee, am Kieler Hafen, die Voraussetzung unsrer maritimen Entwicklung und Macht begründet; Ost-, Westpreußen und Posen im Reichsverband, die preußischen Ost- und Westgebiete territorial verbunden, die Blutverbrüderung zwischen Stämmen und Staaten vollzogen; der wirthschaftliche in den politischen Verein, der Zollverein in das Deutsche Reich fortgebildet; die Kräfte des deutschen Volks für alle nationalen Aufgaben zusammengefaßt, die Kompetenz des Reichs, seiner Gesetzgebung auf allen Hauptgebieten solcher Aufgaben, wo es erforderlich, verfassungsmäßig begründet, Reichsrecht statt, vor, neben Landesrecht wieder geschaffen; so erst endlich nach Jahrhunderten eine einheitliche deutsche Kriegsmacht, eine gesammtdeutsche auswärtige, Finanz-, Wirthschafts-, Handels-, Sozialpolitik ermöglicht; die Auseinandersetzung mit Oesterreich gewaltsam vollzogen, aber die alten Gegner versöhnt, Preußen und Oesterreicher, Deutsche und Italiener sich nun gegenseitig Rückendeckung bildend, die Kämpfe von Jahrhunderten, Jahrtausenden so in Bündnisse der uralten Feinde auslaufend; mit einem Worte, dem deutschen Volk in Europa, in der Welt die Stellung gegeben, die ihm gebührt. Ja, wahrlich: „welch eine Wendung durch Gottes Fügung“.

Polare Seefischerei.

Von dem bekannten Geographen Lindeman, früher in Bremen, jetzt in Dresden, erschienen 1869 und 1878 in den Ergänzungsheften zu Petermanns „Geographischen Mittheilungen“ zwei sehr interessante Abhandlungen über die Seefischerei in den nördlichen Meeren, wie sie von deutscher Seite — Engländer, Holländer und Skandinavier waren darin vorangegangen — seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts betrieben wurde. Nunmehr läßt derselbe Autor eine ausführliche Studie [1]) über die gegenwärtigen Verhältnisse des arktischen und antarktischen Fischereiwesens folgen; derselben kommt zweifellos aktuelle Bedeutung zu in einem Augenblick, da Deutschland eine Station im Nördlichen Eismeer zu erwerben sich anschickt, deren wirthschaftlicher Werth den einer großen exotischen Kolonie leicht übertreffen kann. Dr. Lindeman hat allenthalben aus den besten Quellen geschöpft, und seine Arbeit verdient sowohl von geographischer, wie auch von nationalökonomischer Seite vollauf beachtet zu werden. Daß das Wort Fischerei nicht im engen Wortsinne genommen werden darf, daß vielmehr auch der Fang von Walrossen, Robben u. s. w. mit inbegriffen ist, sei ausdrücklich hervorgehoben.

Im europäischen Theil des Nördlichen Eismeeres betreiben norwegische, russische und namentlich auch schottische Schiffe Fischerei und Thranthierfang; Walrosse, Seehunde, Weißwale bilden das hauptsächlichste Objekt ihrer Nachstellung, und neuerdings wird auch, zumal seitens der kleinen, ungemein thätigen, norwegischen Slupen der früher wenig geschätzte Schnabelwal („Bottlenose“) in den subarktischen Breiten eifrig gejagt. Zwar sind die Barten dieser Art beträchtlich kürzer als diejenigen des Polarwals, aber man hat dieselben doch auch bereits industriell nutzbar zu machen verstanden, wie insbesondere die Firma L. Kopp in Augsburg durch ihre Fischbeinsortimente anläßlich der Nürnberger Landesausstellung (1896) darthat. Es wäre zu wünschen, daß auch die deutsche Seefischerei sich mehr, als bisher geschah, diesem Fangobjekte zuwendete, und der Deutsche Verein für Seefischerei hat denn auch für gegenwärtigen Sommer Versuche angeordnet, denen hoffentlich ein günstiger Erfolg nicht fehlen wird. Es ist dies um so nothwendiger, weil die werthvolleren Walarten, wie die schottische Statistik ausweist, in unsern Gewässern immer seltener werden. Finnwale werden vorwiegend von Tromsöe und von isländischen Küstenplätzen aus gejagt; der Grindwalfang bleibt noch immer, wie damals, als V. Scheffel ihn dichterisch verherrlichte, die Spezialität der Fär-Oeer und der hochschottischen Archipele. Die Russen bekunden an der Murman-Küste, an den Ufern Nowaja-Semljas und im Samojedenlande eine lebhafte Thätigkeit, indem zwar nur wenig Walrosse, daneben aber Weißwale, Seehunde — und auch ziemlich viele Eisbären — zur Strecke gelangen. Schottland hat in seinem Eifer gegen früher, als die Fangflotten noch auf reichlicheren Gewinn rechnen durften, einigermaßen nachgelassen, indem nur noch die Städte Dundee und Peterhead regelmäßig Fahrzeuge auszusenden pflegen; ein Sohn letztgenannter Stadt, Kapitän Gray, war es auch, der dem englischen Naturforscher Southwell großentheils das Material zu dessen wichtiger Arbeit „Ueber die Wanderung der Grönlandswale“ lieferte, aus welcher hervorgeht, daß der Polarwal während des Winters nördlich vom 57.—58. Parallel an der Küste von Labrador verweilt, um dann vom April an das gesonnte Meer zwischen Grönland und dem Gebiete der nordwestlichen Durchfahrt zu durchschwärmen. Auffällig ist, daß die alten männlichen Walthiere auf einem anderen Weg in die Baffinsbay wandern, als die weiblichen und die jungen, worauf dann erst wieder in jenem Meeresbecken die Vereinigung der Familien stattfindet.

Die dänischen Ansiedelungen in Westgrönland betreiben fast ausschließlich die Jagd auf Seehunde, die ja den Hauptsport der Eskimos darstellt. Die norwegischen Fangdampfer gehen besonders auf die seltenen, durch einen zum Aufblasen geeigneten Luftsack am Kopfe ausgezeichneten „Klappmützen“ aus. Weißwale kommen im südlichen Grönland jährlich noch immer über 600 zum Fange. In den seichten Meerestheilen um Neufundland und im St. Lorenz-Golfe spielt der Robbenschlag auf dem Treibeise eine große Rolle, der, wie die Schilderung in Bessels Werk über die Nordpolfahrt J. Halls beweist, mit ebenso großer Kühnheit wie Grausamkeit und fast ohne jede Rücksicht auf die Schonung der werthvollen Thiere geübt wird. Vielen Menschen kostet diese gefahrvolle Thätigkeit das Leben. Der einst im großartigsten Umfang von den nordamerikanischen Küstenbewohnern betriebene Walfischfang hat durch das Aufkommen besserer Beleuchtungsquellen und andere Einflüsse nachgelassen. Zumal von den Sandwichs-Inseln aus zogen zahlreiche Schiffe, darunter auch solche unter deutscher Flagge, auf den einträglichen Fang des Potwals („Bowhead“) aus; lieferte doch einmal ein besonders stattliches Exemplar dieser Spezies 160 Barrel Thran und 2500 Pfund Barten. Im nördlichen Pacific rentirt eine gut geleitete Unternehmung noch immer, obwohl es vorkommen kann, daß ein Schiff vom Eise besetzt wird und dann all das Ungemach ertragen muß, das wir aus den Erzählungen der Polarfahrer nur zu gut kennen. Die von dem Verfasser

[1]) Abhandlungen des Deutschen Seefischereivereins, herausgegeben vom Deutschen Seefischereiverein. Band IV: Die gegenwärtige Eismeerfischerei und der Walfang. Von Dr. phil. M. Lindeman. Berlin 1899. Verlag von Otto Salle VII und 134 S. gr. 4°.

mitgetheilten Matrosenberichte sind sehr beachtenswerth, wenn auch keineswegs durchweg erfreulich. Die Russen wenden ihre Aufmerksamkeit neuerdings ebenfalls dem Großen Ozean und dem Berings-Meere zu, aufgemuntert durch den Seeoffizier Grafen Keyserlingk, der zu diesem Behufe eine Aktiengesellschaft ins Leben gerufen hat. Endlich ist noch daran zu erinnern, daß von zwei Inselgruppen aus, von denen es weniger bekannt wird, Walfischfang im großen Stile betrieben wird. Wir meinen die Azoren, auf denen z. B. nicht weniger denn 29 „Walfischkompagnien" der Jagd mit Harpune, Lanze und Explosionsgeschoß obliegen, und das nördliche Japan. Dr. Lindeman war in der Lage, japanische Originalquellen verwerthen zu können, denen zu entnehmen ist, daß vier Walarten (Semikujira, Kokujira, Zatokujira und Stagasokujira) als jagdbare Thiere unterschieden werden, und daß im Jahre 1895 das Fangergebniß einen Werth von 176,664 Yen besaß. Auch Chile und die englischen Kolonien in der Südsee nehmen, wenn schon nicht hervorragend, an der Seefischerei theil.

Sehr mit Recht weist der Verfasser auf die große Wichtigkeit hin, welche das südliche Polarmeer in gedachter Beziehung für uns als Jagdgrund gewinnen kann. Pelzrobben, See-Leoparden und See-Elefanten — letztere das altberühmte Ziel amerikanischer Robbenfänger auf den Crozet-Inseln — gibt es dort noch in großer Menge, und wenn erst durch eine Uebereinkunft aller Kulturstaaten der üblichen Schlächterei Einhalt gethan ist, dürfte sich das Aussenden deutscher Jagdexpeditionen reichlich lohnen. Der eben genannte Schotte Gray hat seine Nation nach diesen Gegenden hinzulenken gesucht, und sein Appell hat auch Gehör gefunden. Vielleicht bringen uns die in Bälde zu erwartenden Vorstöße, welche deutsche und britische Forscher in die Antarktis zu unternehmen beabsichtigen, noch werthvolle Aufschlüsse über den animalischen Reichthum des noch so wenig bekannten Gebietes.

Die Lindeman'sche Schrift schließt mit ausgedehnten statistischen Nachweisungen. Es kommt ihr unstreitig das Verdienst zu, eine namentlich im Binnenlande viel zu wenig gewürdigte Bethätigung wirthschaftlicher Arbeit ins richtige Licht gestellt und gleichzeitig sehr anregende Eröffnungen über die geographische Verbreitung und Lebensweise der für den menschlichen Haushalt bedeutsamen See-Säugethiere gebracht zu haben.

S. Günther.

Mittheilungen und Nachrichten.

Zur eschatologischen Forschung. Im Verlage der sehr rührigen Buchhandlung von Franz Kirchheim in Mainz ist vor kurzem, in prächtiger Ausstattung erschienen: „Die sepulkralen Jenseitsdenkmäler der Antike und des Urchristenthums. Beiträge zur Vita beata-Vorstellung der römischen Kaiserzeit mit besonderer Berücksichtigung der christlichen Jenseitshoffnungen" von Karl Maria Kaufmann. Mit 10 Tafeln in Lichtdruck und 30 Abbildungen im Text. XIX 242 S. 2°. 15 M. (Forschungen zur monumentalen Theologie und vergleichenden Religionswissenschaft. I. Bd.) Der Verfasser ist den Gelehrten, die sich mit christlicher Archäologie und Epigraphik und mit der Geschichte der eschatologischen Vorstellungen beschäftigen, nicht mehr unbekannt. In einer Reihe von Abhandlungen, deren Mehrzahl in der Mainzer theologischen Zeitschrift „Der Katholik" erschienen ist, hat er bereits gezeigt, nach welcher Seite sein Interesse gravitirt, und auch schon den Beweis geliefert, daß es ihm weder an Fleiß und ernstem Willen noch an Kenntnissen gebricht, um die Probleme, für die ihn Herz und Glaube erwärmen, wissenschaftlich zu behandeln. In der vorliegenden größeren Arbeit faßt er den Ertrag seiner bisherigen Studien über die antiken und altchristlichen Vorstellungen von einem seligen Nachleben zusammen. „Zur Vita beata-Idee der Antike. Elysion und die Inseln der Seligen", „Das Jenseitsbild der christlichen Grabinschriften", „Ikonographisch-plastische Paradiesesdenkmäler", „Zusammenfassung und Ergebnisse" — so lauten die Ueberschriften der vier Haupttheile, von denen der zweite wieder in fünf (1. Die teleologisch-sepulkrale Paxformel, 2. die Refrigeriumformel und die übrigen teleologischen Acclamationen, 3. das Paradies, eine Stätte des Lichts, 4. die Eschatologie der Aberkios-Inschrift, 5. die übrigen Grabgedichte), der dritte in sechs (1. die Avanten, Idealbilder der Seelen im Paradiese, begleitende Symbole, 2. der gute Hirt im Paradies u. s. w., 3. das Symbol des Schiffes, 4. die Paradiessymbolik ravennatischer und anderer altchristlicher Monumente, 5. die Darstellungen des himmlischen Gastmahls, 6. das Mahl der Vibia in der synkretischen Katakombe an der appischen Straße) Unterabtheilungen zerfallen. Ganz abgesehen davon, daß dem Schreiber dieser Zeilen über den kunstgeschichtlichen Theil des Buches kein Urtheil zusteht, ist eine ins Einzelne gehende Kritik schon im Hinblick auf den Raum, den diese Notiz beanspruchen darf, unthunlich. Ich beschränke mich daher auf wenige Bemerkungen. Das Bestreben des Verfassers geht hauptsächlich dahin, die Identität der monumentalen (christlichen) Eschatologie mit der geoffenbarten ins Licht zu stellen und die neueren Versuche, die christliche Jenseitslehre an antike Vorstellungen anzuknüpfen, als in der Hauptsache verfehlt zu erweisen. Abgesehen von der äußeren meist indifferenten (?) Form, in die fast jedes Volk bestimmte Begriffe kleidet, haben die christlichen Jenseitsdenkmäler nichts von der Antike ererbt. Gegenüber den thatsächlichen Uebertreibungen, zu denen das Spüren nach Heidnischem im Christlichen geführt hat, bedeuten Kaufmanns Darlegungen eine wohlberechtigte Reaktion, und es wird ihm lieb sein, zu erfahren, daß ein namhafter Vertreter der klassischen Philologie, der durchaus nicht im Verdacht steht, „katholisirenden" Tendenzen zu huldigen, vor kurzem gesagt hat: „Die Fälle, in denen eine Entlehnung in dem rein äußerlichen Sinn der direkten Herübernahme seitens der Christen erfolgt ist, sind weitaus die selteneren, und wo sie erfolgt ist, handelt es sich nie um die Idee als solche, sondern um die Formen, in welche sich die Idee in der Welt des Hellenismus eingekleidet hat". (Eduard Norden: Die antike Kunstprosa. Leipzig 1898. S. 466.) Freilich, bei jeder Reaktion liegt die Gefahr nahe, über das Ziel nach der entgegengesetzten Seite hinauszuschießen, und auch Kaufmann hat sie nicht ganz zu vermeiden gewußt. Er geht mir in der Polemik gegen Dieterichs Auffassung der Petrus-Apokalypse viel zu weit, ist auch diesmal in der Interpretation der Aberkios-Inschrift (aller Wahrscheinlichkeit nach eines Denkmals des religiösen Synkretismus; vergleiche zuletzt Eduard Bratke: Das sogenannte Religionsgespräch am Hof der Sassaniden. Leipzig 1899. S. 181 ff.) nicht glücklich, und wenn er seine Ausführungen über das Symbol des Schiffes mit der von Hermann Usener (Die Sintfluthsagen, Bonn 1899, S. 217 ff.) vergleicht, so wird er die partielle Unhaltbarkeit des Satzes: „Die christliche Terminologie macht also nicht, wie die pagane, vor dem Grabe Halt", erkennen. Aber ich wollte ja nicht Detailkritik üben und nehme für diesmal von dem Verfasser Abschied in der doppelten Hoffnung, daß die durch die sepulkralen Jenseitsdenkmäler eröffnete Reihe der Forschungen zur monumentalen Theologie u. s. w. einen gedeihlichen Fortgang nehmen und daß er für seine weiteren Publikationen einen philologischen Koadjutor finden werde, der ihn vor allerlei kleineren und größeren Verstößen und vor allem vor Schreib- oder Druckfehlern à la „Dystichon", „Catul"; „Aenaeas" 2c. zu bewahren imstande ist.

München, Dezember 1899. W.

fr. Kleinere Schriften zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Der bedeutsame 1. Januar 1900, von dem jedenfalls für die deutschen Juristen das neue Jahrhundert zu berechnen ist, liegt hinter uns; im Deutschen Reich gilt jetzt ein im wesentlichen einheitliches bürgerliches Recht. Die Tragweite dieser Thatsache ist schon bei der Annahme des Bürgerlichen Gesetzbuchs gewürdigt worden; man kann sie kaum überschätzen. Die Schaffung der Rechtseinheit auf diesem Gebiet war ein Unternehmen, vor deren Schwierigkeit ursprünglich Alle, die einigermaßen ihre Größe zu überblicken vermochten, zurückschreckten. Man hat heute bei dieser Arbeit mit ganz anderen Hemmnissen zu rechnen als zu der Zeit, da das preußische Landrecht, der code Napoléon und das österreichische Bürgerliche Gesetzbuch entstanden. Damals fand man es allgemein am Platz, daß das Alte stürze und neuem Leben Platz mache. Der Widerstreit verschiedener Interessen bestand damals wohl wie heute; aber er vermochte sich nicht mit dem Nachdruck geltend zu machen, wie es ihm jetzt durch

die Theilnahme an der Gesetzgebung möglich ist. Die Nothwendigkeit, in diesem Widerstreit das rechte Maß zu finden, und der Grundsatz, vom Bestehenden nichts willkürlich abzubrechen, sondern das, was sich bewährt hatte, zu erhalten, erhöhte, wie sich aus den Veröffentlichungen über die Vorbereitungen des großen Gesetzeswerkes ergibt, die Mühseligkeit der Arbeit unendlich. Um so stolzer dürfen wir auf das Gelingen sein. Man kann getrost sagen, daß an kein Gesetz jemals soviel eminentes Können und getreues Wollen hingewendet worden ist, wie an das Bürgerliche Gesetzbuch. Das muß und wird sich lohnen. Ich habe hier auch schon mehrmals hervorgehoben, daß die wissenschaftliche Behandlung des neuen Stoffs mit einer früher nie gekannten Energie einsetzte. Auch das ist ein gutes Zeichen. So weit es mir möglich war, habe ich in den zusammenfassenden Ueberblicken die bedeutenderen Erscheinungen bereits angeführt. Auf einzelne größere Werke, die noch nicht abgeschlossen sind, gedenke ich, sobald dieses erwünschte Endziel erreicht ist, noch zurückzukommen. Inzwischen kann ich, was mir schon lange am Herzen liegt, auf einige kleinere Werke hinweisen, die ich bisher zurückstellen mußte. Einzelarbeiten sind besonders auf dem Gebiet des Familienrechts zahlreich zur Besprechung eingelangt. Zu den von mir schon besprochenen Werken über das durch die Neuregelung in einem großen Theil des Reichs erheblich getroffene Vormundschaftsrecht ist ein kleines Buch von Hallbauer und Thieme-Garmann (Leipzig, Albert Berger) gekommen, das für Laien, insbesondere für die Vormünder, bestimmt ist und diesem Zweck bestens gerecht wird. In gleicher Art ist Hallbauers im selben Verlag erschienenes Büchlein über das Testamentenrecht gehalten. Eingehender ist — um das Erbrecht vorweg zu erledigen — das bei Franz Vahlen in Berlin verlegte Werk des Kammergerichtsraths Eichhorn über das Testament ausgeführt. Es bildet die dritte Auflage des gleichnamigen preußischrechtlichen Werks von demselbem Verfasser, berücksichtigt aber auch die bisherigen Sonderrechte Deutschlands. Außer einer sorgfältigen Erklärung der einschlägigen Gesetzesstellen enthält das Buch eine reiche Menge von Beispielen, die es jedem Beamten, der mit dem Testamentswesen zu thun haben wird, besonders werthvoll machen werden. — Auf der Rückkehr zum Familienrecht begegnet uns zunächst eine nicht gerade bedeutende, aber fleißig durchgeführte und praktisch recht diensame Arbeit in einer vom Oberlandesgerichtsrath Betzinger zusammengestellten vergleichenden Uebersicht der sechs ehelichen Gütersysteme des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Es steckt mehr emsiges Studium in dieser Tabelle als man auf den ersten Blick annehmen möchte; sie ist ein recht guter Wegweiser durch das schwere Gebiet, das sie behandelt. — Zu dem so viel umstrittenen Kapitel über die rechtliche Stellung der Frau nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch hat sich Planck in einem schönen Vortrag zum Besten des Göttinger Frauenvereins würdig und überzeugend ausgesprochen. Ich habe schon vor zwei Jahren bei der Besprechung von Jastrows Buch über das Recht der Frau hervorgehoben, daß lediglich Bosheit oder Unverstand von einer Knechtung der Frau durch das Bürgerliche Gesetzbuch sprechen kann und daß von den Tausenden, die seinerzeit eine Bitte um Abänderung des Entwurfs unterschrieben, wohl keine zehn wußten, was geändert werden sollte und was sie dafür haben wollten. Der Vortrag Plancks, der nach einer stenographischen Aufzeichnung gedruckt ist, verdiente weite Verbreitung (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht). — Als Handbuch für Standesbeamte wie als Wegweiser für Eltern und Vormünder bietet sich ein Büchlein von Mantey (Berlin, H. Lieban) über das Eheschließungsrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches an. Es ist erst kürzlich wieder angeregt worden, die Standesbeamten mit der Aufschlußertheilung über Fragen des Eherechts zu betrauen. So wünschenswerth die Durchführung dieses Gedankens wäre, so entschieden stellen sich ihr die Umstände, namentlich die mangelnde Vorbildung der meisten Standesbeamten, entgegen. Und besser kein Rath. als ein falscher. Ueber die Hauptfragen, die an ihn herantreten, dem Standesbeamten die nothwendige Aufklärung zu geben, ist Mantey's Buch wohl geeignet. — Nicht völlig in den Rahmen des Familienrechts eingestellt, aber nahe mit ihm zusammenhängend, ist das Namenrecht, das im Bürgerlichen Gesetzbuch eine kurze, aber vorerst genügende Regelung gefunden hat. Rechtsanwalt Robert Süpfle in Karlsruhe legt eine ansprechende Arbeit darüber vor (Karlsruhe, Wilhelm Jahraus), die ich ebenso wie die interessante Abhandlung von Alfred Manes über das Recht des Pseudonyms nach Bürgerlichem Gesetzbuch und ausländischem Recht (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht) heute nur kurz erwähne, weil ich in Bälde anläßlich einer größeren Arbeit wieder auf sie zurückzukommen hoffe. — Zum Abschluß möchte ich noch zwei Werke über das Mieth- und Pachtrecht berühren, die beide die praktische Behandlung dieser wichtigen Materie erleichtern wollen. Beide sind fleißig und sorgsam durchgearbeitet. Das eine von Rechtsanwalt Arnold Fränkel (Berlin, Otto Liebmann) hält sich allgemein, während das zweite von Oberlandesgerichtsrath Karl Friedrich Arnold (München, M. Rieger) speziell die Verhältnisse in Bayern, zu allererst die in München, ins Auge faßt. Den Münchener Juristen brauche ich zum Lob des letzteren Buches nichts zu sagen. Es wird ihnen ein so treuer Führer auf dem dornigen Gebiet der Miethstreitigkeiten bleiben, als es das alte, nach dem bisherigen Recht ausgearbeitete Werkchen des gleichen Verfassers immer war.

Graf v. Götzen: Durch Afrika von Ost nach West. Resultate und Begebenheiten einer Reise von der deutsch-ostafrikanischen Küste bis zur Congo-Mündung 1893 bis 1894. Mit zahlreichen Abbildungen und zwei Karten von Dr. Richard Kiepert. Zweite Auflage. Berlin, D. Reimer 1899. 4°, XIV und 425 S. Preis geb. 16 M. — Referent hat die erste Auflage des schönen Graf Götzen'schen Reisewerkes in der Beilage vom 27. Dezember 1895 ausführlich besprochen und kann sich mit dem Hinweis auf die jetzt herausgekommene zweite Auflage um so kürzer fassen, als sie im wesentlichen ein unveränderter Abdruck jener ist — sind doch sogar ein paar kleine Versehen getreulich mit hinübergenommen worden. Was die Zusätze betrifft, so beschränken sie sich zunächst auf einige kurze Anmerkungen unter dem Text, die die in dem Tagebuch niedergelegten Mittheilungen nach den Ergebnissen der neueren Forschungen in Ruanda und am Kivu-See berichtigen und ergänzen. Diese Ergebnisse, an denen von deutscher Seite Ramsay, Langheld, Richter, Bethe, Hösemann und Dr. Kandt betheiligt sind, erscheinen nicht unwichtig; leider aber sind darüber bisher nur kurze Berichte bekannt geworden, und namentlich die Karten stehen noch immer aus bis auf eine nicht ins Gradnetz eingepaßte Skizze des Kivu-Sees nach Dr. Kandt im vierten Heft des Jahrganges 1899 der Danckelman'schen „Mitth. a. d. d. Schutzgeb." (vom Referenten besprochen in der Beilage vom 29. Dez. v. J.; diese Darstellung konnte von Graf Götzen nicht mehr benutzt werden). Die Ergebnisse des neuerlichen Zuges der Engländer Sharp und Grogan vom Tanganika zum Albert Edward-Nyansa (Geogr. Journ. 1899 II, S. 662) sind ebenfalls noch nicht bekannt, und die in Brüssel veröffentlichten Skizzen der belgischen Offiziere erscheinen wenig vertrauenswürdig. Man kann sich also kein rechtes Bild von dem heutigen Stande der Forschung in jenem Theile des Reisegebiets Graf Götzens machen, und wir wissen nur so viel, daß der Kivu-See erheblich anders aussieht als auf Graf Götzens Karte, und daß der Hauptquellarm des Kagera der Nyavarongo ist, wie Dr. Kandt nachgewiesen hat und wie Graf Götzen (S. 168 der ersten Auflage) bereits vermuthete. Dann widmet der Verfasser in einem Schlußwort diesen neueren Forschungen einen kurzen zusammenfassenden Ueberblick, soweit sich ein solcher infolge der angedeuteten Verhältnisse überhaupt gewinnen läßt, worauf er noch die letzthin viel besprochene Grenzfrage am Kivu-See berührt. Graf Götzen ist der Ansicht, daß die zukünftige Grenze jedenfalls am Russisi und an einem der Ufer des Kivu-Sees entlang verlaufen werde, und warnt vor allem vor einer Theilung des Reichs Ruanda, das eine in sich geschlossene politische Einheit darstellt. Man darf wohl erwarten, daß diese Warnung beherzigt wird und daß nicht Fehler wiederholt werden, wie sie z. B. in der Theilung Adamana's liegen. — Von mehr äußerlichen Veränderungen der zweiten Auflage der ersten gegenüber erwähnen wir nur, daß eine schlechte Abbildung (Kapitel IX) durch eine bessere ersetzt worden ist, daß ferner die Abbildung auf Seite 101 der ersten Auflage,

die einige wohlgenährte Uschirombo-Jungen darstellt, wahrscheinlich aus übel angebrachten „ästhetischen“ Rücksichten zusammen mit der betreffenden Bemerkung des Textes ausgemerzt und daß im Schlußwort eine Abbildung, die einen der Riesen Ruanda's den dort ebenfalls vertretenen Batwa-Zwergen gegenüberstellt, hinzugekommen ist. Einige Kleinigkeiten außer den oben erwähnten sind in den Anmerkungen gestrichen oder als solche hinzugekommen. Im Register hätten die Zusätze vielleicht ebenfalls berücksichtigt werden sollen. Wir empfehlen die zweite Auflage des prächtigen Buches der Aufmerksamkeit. H. Singer.

Lieder eines Zigeuners. Von Georg Busse-Palma. Eingeleitet von Karl Busse. Stuttgart 1899. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. — Es offenbart sich uns in Georg Busse eine starke poetische Individualität, die über innige Töne ebensowohl zu verfügen hat wie über hinreißende und selbst faszinirende. Vieles ist noch voll jugendlicher Gährung; nicht immer sind Form und Empfindung oder Gedanke adäquat. Manchmal fühlen wir, daß der junge Poet uns noch viel, viel mehr zu sagen haben wird, als er jetzt sagen konnte; wenn der dunkle Wein seiner Seele ruhiger, gelagerter und voller sein wird. Karl Busse, der den Bruder auf dem Parnaß einführt, hat uns in seiner etwas gar zu apodiktischen, sonst aber dankenswerthen Vorrede das Wesen des Dichters in Worten gezeichnet, die ich ihrer trefflichen Charakteristik halber hier wiedergebe: „Reicher als sonst ein ganzes Leben sind seine jungen Jahre voll von Irrungen und Wirrungen, Krankheiten und zum Theil selbst gewollten Schmerzen, Wanderfahrten und sehnsüchtigen Erwartungen des Todes. Alles das hat hier seinen poetischen Niederschlag gefunden. . . .“ Er kennzeichnet dann weiterhin die zwei Bahnen, auf welchen sich die Dichtung des Bruders bewegt. Einmal die jugendliche Unbefriedigtheit, welche „die Gährung in die Ferne treibt“, „das trotzige Sichaufbäumen gegenüber einem dunkeln Schicksal, . . . als letzte rettende Schanze das emporgepeitschte Selbstbewußtsein. . . .“ Daneben aber schon aufblitzend der lichtere Weg der großen Sehnsucht „nach harmonischer Lösung alles Verwirrten, die über Trotz und Thränen doch den tiefsten Wesenston darstellt“. So reden denn Busse-Palma's Zigeunerverse vor allem vom unsteten Wandern und Schweifen, „von Traum und Sehnsucht, von Tod und Sterben, vom Sturm“. Wotan, der Sturmvater, von dem ein prächtiges, markiges Gedicht erzählt, und Thanatos, der Todesgott, sind die Hauptsymbole dieser Dichtung. In faustischer Weise, zwischen wilder Entzückung und Verzweiflung und tiefster tödlicher Ermattung wird die junge Seele des Dichters herumgejagt. Solche Prozesse dichterischer Entwicklung sind unsrer modernen Lyrik besonders eigenthümlich; ich gestehe aber gern zu, hier den starken Flügelschlag einer besonderen Seele zu hören, der ich nur wünsche, daß sie sich von jenem Boden immer mehr entferne, aus dem die geniale Zerrissenheit des in den Zigeunerversen besungenen Lenau emporwuchs! Mit Lenau theilt Busse-Palma übrigens eine zuweilen auftretende Verachtung des Formellen; während sich ihm ebenso manchmal rein intuitiv auch formell vollendete Gedichte offenbaren. Ich rechne hieher vor allem jene Momente, in welchen jene Trösterin für alles Leid zu dem Dichter tritt, welche von der Jugend am heißesten gerufen wird: die Liebe, das Weib. Die Töne und Farben, die er hier findet, fallen in das Sturmzerrissene des Buches, wie gelegentliche Sonnenlichter auf eine düster wogende See; wir begrüßen sie gern als Vorboten zu dem Stadium der inneren Ruhe, Befreiung und Befriedigung, welche der Mensch so sehr nöthig hat, um Künstler zu sein! Gern sei ferner konstatirt, daß dieses grüblerische Talent neben Sturm, Tod, Weltverachtung auch Momente behaglichen Daseinsgenusses hat, horazischer Lebensfreude. Von diesen helleren Seiten seiner Dichtung zum Schluß eine Probe:

Liebe, die Schenkin.

1.

Liebe, du Schenkin der zweierlei Krüge,
Wermuth und Weinen genoß ich zur Genüge.
Schenk' nun vom andern, der silberbeschlagen
Voll ist von Sonne und seligen Tagen!
Zagendes Hoffen und lächelnde Wehmuth
Neigen sich schweigend und harren in Demuth.

2.

Lachen und Weinen in einem Blick —
Liebliche Schenkin, nun schenktest du Glück!
Purpurne Römer voll Sonnenschein
Fülltest du mir in das Herz hinein. —
Sieh' seine Schalen, die zittern und schwanken
Ueber und über von jauchzendem Danken.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

*** Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Jos. Vochezer: Geschichte des fürstl. Hauses Waldburg in Schwaben. II. Band. Kempten, in Kommission: Jos. Kösel 1900. — Dr. Emil Kraepelin: Die psychiatrischen Aufgaben des Staates. Jena, G. Fischer 1900. — H. v. Krosigk: General-Feldmarschall v. Steinmetz. Aus den Familienpapieren dargestellt. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900. — Dr. Joh. Ruppert: Die katholischen Arbeitervereine Süddeutschlands in ihrer ersten Entwicklung. Beitrag zur Zeitgeschichte der sozialen Thätigkeit der Kirche auf dem Gebiete des christlichen Vereinswesens. Würzburg, Andreas Göbel 1900. — Oskar Riendorff: Miethrecht nach dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuch. Handbuch für Juristen, Hauswirthe und Miether. 5. Aufl. Berlin, Karl Duncker 1900. — Jul. v. Pflugk-Harttung: Der Johanniter- und der Deutsche Orden im Kampfe Ludwigs des Bayern mit der Kurie. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — W. Liebenam: Städteverwaltung im römischen Kaiserreiche. Ebd. 1900. — H. Freudenthal: Zivilprozeßordnung nebst dem Einführungsgesetz in neuer Fassung. Handausgabe mit Erläuterungen. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1900. — Nebengesetze zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Textausgabe. Ebd. 1900. — U. v. Wilamowitz-Moellendorff: Neujahr 1900. Rede zur Feier des Jahrhundertwechsels. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1900. — Jul. Leisching: Die St. Lukas-Bruderschaft der Maler und Bildhauer von Brünn. (Sonderabdruck aus den „Mittheilungen des mährischen Gewerbemuseums,“ Brünn 1899.) — Dr. Herm. Wedding: Ausführliches Handbuch der Eisenhüttenkunde. 2. Aufl. 2. Band, 3. Lieferung. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn 1900. — M. Goron: Pariser Liebe. Memoiren. 3. Theil: Die Parias der Liebe; 4. Theil: Verbrecher und Polizei. Paris und Leipzig, F. Krüger 1900. — Wippchens sämmtliche Berichte. Herausgegeben von Jul. Stettenheim. 13. Bd. Berlin, Herm. Paetel 1899. — C. Lemke: Volksthümliches in Ostpreußen. III. Theil. Allenstein, W. E. Harich 1899. — Kunz: Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. (Kriegsgeschichtliche Beispiele. 11. Heft: Geländeverstärkungen.) Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900. — Frobenius: Kriegsgeschichtliche Beispiele des Festungskrieges aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. III. Heft. Ebd. 1900. — Ernst v. Unruh: Das Glück, und wie man dazu gelangt. Leipzig, Herm. Haacke 1900. — Die Ereignisse von Falkenau und Ostrau im Parlament. Wien, in Kommission: Erste Wiener Volksbuchhandlung (Ign. Brand) 1894. — Ernst Berner: Die Steinkohlengräber im Ostrau-Karwiner Bergrevier. (Wiener Arbeiter-Bibliothek, 15. Heft.) Ebd. 1898. — Dr. E. Mamroth: Die Strafprozeßordnung nebst dem Gerichtsverfassungsgesetz und den Einführungsgesetzen zu beiden Gesetzen in der Fassung vom 20. Mai 1898 nebst Anhang. Berlin, Franz Vahlen 1900. — Das Bürgerliche Gesetzbuch nebst dem Einführungsgesetz mit Kommentar in Anmerkungen. Hggb. von Wilke, Koffka, Reatz, Neumann. V. Band: Das Erbrecht. Ebd. 1900. — Das Vormundschaftsrecht des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs nebst den verwandten Rechtsstoffen. Mit einem Kommentar unter Berücksichtigung der preußischen Ausführungsgesetzgebung. III. Auflage des preußisch-rechtlichen Werkes; Das Gesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Februar 1875. Mit einem Kommentar. Herausgegeben von O. Philler. II. Auflage. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 31. Januar. Nummer 25.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Vom Territorialstaat zur Weltmacht.

Von Adolph Wagner.

II.

Und welch eine Entwicklung nun seitdem! Schon in diesem einen knappen Menschenalter im neuen Deutschen Reiche. In den Bevölkerungsverhältnissen, der stark gewachsenen Volkszahl, bei gleichzeitiger bedeutender Verbesserung der wirthschaftlichen Lage, in der veränderten örtlichen Vertheilung, in der Verschiebnng der Berufe tritt es am deutlichsten hervor, welche ungeheuren Veränderungen auch unsre Volkswirthschaft erfahren hat. Populationistische und wirthschaftliche Thatsachenreihen stehen hier in Wechselwirkung. Nur ganz Weniges sei erwähnt.

Die Bevölkerung des Deutschen Reichs, für das heutige Reichsgebiet berechnet, hat sich wie von 1815—1865 und 1870 seitdem weiter riesig vermehrt, von der Bevölkerung der großen europäischen Staatsgebiete mit am stärksten. 1816 24.8, 1870 40.8 ist sie 1899 über 55 Millionen, eine Vermehrung in 83 Jahren um 121.8 Prozent. Um 16½ Millionen sind wir jetzt Frankreich über, das wir 1816 mit Deutsch-Oesterreich zusammen nur wenig übertrafen, um 14½ Millionen Großbritannien und Irland, um 23 Italien; wir stehen doch nur um 20 Millionen hinter den freilich an Bevölkerung noch rascher wachsenden Vereinigten Staaten zurück und erreichen auch immerhin mehr als die Hälfte der Volkszahl des europäischen Rußland.

Diese Volksvermehrung ist die Folge des großen, neuerdings auch relativ, fast beständig absolut gewachsenen Ueberschusses der Geburten über die Todesfälle, wobei es besonders erfreulich ist, daß, namentlich letzthin, daran die Verminderung der Sterbeziffer von 15—20 Proz. erheblich betheiligt erscheint, während die Heirathsziffer im Durchschnitt dieselbe geblieben ist. (Der Geburtsüberschuß im fünften Jahrzehnt [von 1841—1850] 9.4, war in den folgenden 9.0, 10.3, 11.9, 11.7, 1891—1897 13.6 auf 1000 Einwohner, die Heirathsziffer anfangs 8.1 in den 60er und 70er Jahren 8.5—8.6, in den 80er 7.8, in den 90er 5.8 wieder dieselbe wie in den 40ern, 8.1, die Geburtsziffer (einschließlich Todtgeborene) zuerst 37.6, 1871 bis 1880 noch 40.7, in den 80er Jahren 38.2, in den 90er Jahren wieder 37.5, die Sterbeziffer (auch einschließlich Todtgeborene) in den genannten Jahrzehnten und 1891 bis 1897: 28.2, 27.8, 28.4, 28.8, 26.5, 23.9). Die doch nur zeitweise sehr starke überseeische Massenauswanderung hat die Vermehrung wenig gehemmt, war sie doch selbst zur Zeit ihrer größten Höhe nur zwei Jahre lang, 1881, 1882 mit über eine Fünftelmillion jährlich (1881 4.86, 1882 4.45, Durchschnitt von 1881—1885 4.3 auf 1000 Einwohner) nur zwei Fünftel des damaligen, nur ein Viertel des heutigen, über 800,000 Kopf betragenden Geburtsüberschusses. Neuerdings ist sie wieder ganz geringfügig. Das sind wichtige Thatsachen, die es mindestens zweifelhaft erscheinen lassen, ob wir überhaupt einmal in absehbarer Zukunft von der Auswanderung eine erhebliche Verminderung unsrer Volkszunahme zu erwarten haben, wenn hohe Geburtsüberschüsse andauern.

So ist Deutschland, auch als Ganzes betrachtet, im Laufe des Jahrhunderts, zu dessen Beginn vielleicht erst der Rückgang seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts völlig eingeholt war, aus einem mittelmäßig bevölkerten ein stark bevölkertes Land geworden, auch verglichen mit anderen Ländern. 1866 wohnten auf dem Quadratkilometer im Durchschnitt 46, jetzt 101.8, damals in Frankreich 54, über ein Sechstel mehr, jetzt 72, fast die Hälfte (vier Neuntel) weniger. Selbst Preußen allein hat mit 94 Bewohnern jetzt eine weit stärkere Volksdichtigkeit als Frankreich. Nicht mehr weit stehen wir hinter Italien mit 110 zurück und nur Großbritannien, zumal England, mit ebenfalls immer noch starker Volksvermehrung, übertrifft uns von den großen Landgebieten noch erheblicher, der ganze Staat mit 128, England allein mit 211 auf dem Quadratkilometer, also noch um mehr als das Doppelte.

Welche enormen Menschenanhäufungen sind aber erst in ganzen Gebietstheilen selbst von Bezirks- und sogar Provinzialgröße eingetreten, infolge der industriellen, montanistischen, merkantilen, städtischen, wie freilich theilweise auch der politischen Entwicklungen, der mit ihnen wieder in Wechselwirkung stehenden inneren Wanderungen! Darin sind wir den vorgeschrittensten europäischen Ländern gleichgekommen. Freilich immer mehr auch mit dem anderen Extrem: eine viel langsamere und geringere Zunahme, Stillstand, selbst hier und da Abnahme der Bevölkerung, trotz erheblicher Geburtsüberschüsse in anderen Landestheilen, ebenfalls von Bezirks- und selbst von Provinzialgröße, vollends in kleineren, auf dem platten Lande, in vorwiegend landwirthschaftlichen Gegenden mit geringem Städtewesen, wenig Industrie. Die Verschiedenheiten der Volksdichtigkeit innerhalb des ganzen Reichsgebiets sind daher auch bei uns größer geworden, der ungeheuer dichten Bevölkerung hier steht eine zehnmal kleinere dort gegenüber — im Regierungsbezirk Düsseldorf über 400, in Köslin, Lüneburg 41, 39, aber selbst in Nachbarbezirken von Düsseldorf nur 100! Bezirksgebiete von immerhin einigen tausend Quadratkilometern Größe mit einer Dichte von über 200 haben wir schon eine ganze Reihe (8), viel mehr wie Frankreich (3), schon wie Italien (7), selbst den belgischen (freilich 6 von 9 Provinzen mit über 200 Kopf auf dem Quadratkilometer), britischen Zuständen (17) nähern sich die Verhältnisse. Alles Entwicklungen, Volksvermehrungen, lokale Anhäufungen, die man vor einigen Menschenaltern für unmöglich gehalten hätte, die damals auch unmöglich gewesen wären und deren hohe Bedenklichkeit kaum Jemand bezweifelt haben würde. Das mahnt zur Vorsicht, auch über Weiter-

entwicklungen in dieser Richtung mit dem Urtheil „unmöglich“, jedenfalls „höchst bedenklich“ nicht zu rasch bei der Hand zu sein. Ob aber damit alle Gefahren und Bedenken solcher Entwicklung fortfallen? Wir werden sehen.

Immer mehr Menschen wohnen so auch bei uns jetzt in Städten, auch in Hauptstädten. Berlin mit den Nachbargemeinden wird bald Paris erreicht haben. Schon 1895 hatten wir 29, jetzt bereits einige 30 Städte mit über 100,000 Einwohnern, 1871 waren es 8, damals lebten noch nicht 5 Proz., jetzt, 1899, wohl fast 15 Proz. der Bevölkerung in solchen Städten. Frankreich hat deren nur 12, selbst Italien nicht mehr, Großbritannien auch nur einige 30. Immer mehr Menschen finden in Gewerbe, Bergbau, Handel, Verkehrswesen, relativ wenigstens immer weniger in der Landwirthschaft ihren Beruf, ihren Erwerb. Faßt man die materiellen Berufe allein ins Auge, so gehörten bei uns 1882 noch 50.8, 1895 nur noch 45 Proz. der Erwerbsthätigen der Landwirthschaft u. dgl., damals 49.2, jetzt 55 Proz. der Industrie, dem Bergbau, dem Handel und Verkehr an.

Das weist auf ungemeine Veränderungen in der Struktur unsrer Volkswirthschaft, im „Bau und Leben“ unsres ganzen sozialen Körpers hin, Verhältnisse, welche abermals wieder in Wechselbeziehung mit allen möglichen anderen wirthschaftlichen Vorgängen, sozialen, politischen, sittlichen, Kulturerscheinungen, auch mit religiösen Momenten stehen. Ich kann das hier nicht näher ausführen, am wenigsten auch die wirthschaftlichen Entwicklungen mit Zahlen belegen, so leicht das wäre und so sehr diese hier einmal am besten beweisen. Es genüge an wenigen Andeutungen.

So sei nur erinnert an die schwierige Lage unsrer Landwirthschaft unter dem Druck auswärtiger Konkurrenz in Betreff des Absatzes und Preises ihrer Produkte, der Beschaffung ihrer Arbeitskräfte, an den Aufschwung unsrer Industrie, unsres Bergbaues, unsres Handels, an die mächtige Stellung, die wir im Welthandel erreicht haben, den zweiten Platz nicht mehr weit hinter Großbritannien zurück, an die wachsende Einfuhr agrarischer Nahrungsmittel, auch unsrer beiden wichtigsten Brotstoffe und ungeheurer Mengen Roh- und Hülfsstoffe, an die gewaltige Ausfuhr von Fabrikaten. In dem allem nähern wir uns englischen Verhältnissen. Die Großindustrie, der Großhandel, das Bankgeschäft, die Börse haben eine beherrschende Stellung im Wirthschaftsleben der Nation, aber auch schon einen weit über das wirthschaftliche Gebiet hinausgehenden Einfluß erlangt. Gewaltige Klassengegensätze zwischen „Kapital und Arbeit“ sind entstanden, die „soziale“, die Arbeiterfrage, pocht überall an unsre Thüren. Eine praktisch-materialistische Gesinnung ist aus diesen Entwicklungen mit hervorgegangen und mit dadurch verbreitet worden — freilich die Kehrseite des Bildes. Alles theils die Begleiterscheinung, theils die Folge der Entwicklung, welche wir mit der Schablone „mehr Industriestaat, weniger Agrarstaat“ richtig charakterisiren. Wir decken denn auch eine immer größere Quote unsres Bedarfs von agrarischen Nahrungsmitteln und Rohstoffen aus der Fremde, ganz in englischer Art, wenn auch glücklicherweise noch nicht in englischem Maße und bezahlen sie mit Fabrikaten. Aber auch der Ellbogenraum in der Heimath wird immer enger und beginnt sich nicht minder draußen zu verengen. Für Auswanderer unserer Rasse ist nicht mehr allzu viel Platz. Der Kampf um und auf dem Weltmarkt, um Absatz und Bezug, um die direkten und indirekten Nahrungsplätze wird immer heißer. Die Sicherung des Bezugs von Nahrungsmitteln und Rohstoffen, des Absatzes von Fabrikaten und worauf dabei alles ankommt, um die Erlangung und Behauptung günstiger, wenigstens leidlicher ökonomischer Bedingungen, d. h. namentlich Preisgestaltungen dafür, wird immer mehr eine Lebensfrage für uns. Die politischen Konstellationen beginnen sich danach schon zu ändern. Die Frage der Macht zu See neben der Macht zu Lande wird brennender, die Verwendung großer Finanzmittel für die Kriegsflotte neben denen für das Kriegsheer nothwendiger. Alte politische Gegnerschaften der Völker und Staaten mildern sich, neue tauchen auf, Annäherungen und selbst Bündnisse auf wirthschaftlichem, sogar, für später wenigstens, auf politischem Gebiete werden schon erwogen, an die Niemand noch vor kurzem auch nur zu denken gewagt hätte. Und das Deutsche Reich scheint der Mittelpunkt dafür werden zu können. Sogar die lange abgefallenen Stammesglieder der Nation im Westen beginnen hoffend auf uns zu blicken.

Es sind alles natürliche Entwicklungen — in letzter Linie alles zurückzuführen auf die Fortschritte der Naturwissenschaften, auf die wachsende Einsicht in die und auf die Beherrschung der Naturkräfte, auf die naturwissenschaftlich fundamentirte Technik in Produktion und Verkehrswesen. „Dampf ist König, Elektrizität ist Königin“, beide erste Diener der Volkswirthschaft. Diese Fortschritte allein machten es möglich, daß so ungeheure Bevölkerungsvermehrungen und lokale Zusammenhäufungen erfolgen und doch sich gleichzeitig die Lage aller Kreise und Klassen, nicht zum wenigsten der „Arbeiter“, so heben konnte.

Aber Naturwissenschaft, Technik, Oekonomik allein reichen doch nicht aus. Die Politik muß helfend hinzutreten. Ihr verdanken wir es erst, daß Deutschland heute an diesen Entwicklungen so gewaltigen Antheil und seine Weltstellung erringen konnte. Da geben wir wieder dem die Ehre, dem sie gebührt, dem preußischen Hohenzollernstaate.

Alles kündigt jedoch nun auch an, daß wir vor neuen Zielen und Wegen der Entwicklung stehen. Damit eröffnen sich die Ausblicke in das kommende Jahrhundert.

Die dargelegten Entwicklungen konzentriren sich im größten nationalökonomischen Problem in der Völkergeschichte — im Bevölkerungsproblem. Vor dem stehen wir auch heute wieder einmal.

Haben wir bereits „Uebervölkerung“? Werden wir sie wenigstens in absehbarer Zukunft haben? Das erscheint dem eine sonderbare, beinahe lächerliche Frage, der an ein solches Problem überhaupt nicht glaubt, der stolz auf den technischen Fortschritt hinweist und von ihm alles erwartet, der den momentanen Mangel an Arbeitskräften, nicht nur in der östlichen Landwirthschaft, sondern auch in der westlichen Industrie als genügenden Gegenbeweis ansieht, der wohlfeile fremde Arbeitskräfte noch zu uns hereinziehen möchte.

Gewiß auch sehr große Volksdichte und Uebervölkerung sind nicht identisch. 400 Menschen auf dem Quadratkilometer, wie im Düsseldorfer Bezirk, sind nicht nothwendig Uebervölkerung. 40—50 wie in östlichen Bezirken können es sein, wie 10 und auch viel weniger unter anderen wirthschaftlichen Produktions- und Verkehrsverhältnissen.

Aber wohl bedingt eine große und immer noch wachsende Volksdichte den Aufstieg zu einer weiteren, höheren Stufe der Technik und Wirthschaft, der Produktion und des Verkehrs, sowie die erforderlichen Veränderungen ihrer Rechtsordnung, wenn bei der bisherigen Dichte der „Fassungsraum“ zu eng wird und Auswanderung nicht abhilft. So ging es von primitiven Zeiten wesentlich occupatorischer Arbeit und einfachster ländlicher Naturalwirthschaft bis zu den heutigen Zeiten hochindustrieller Entwicklung und weltwirthschaftlichen Produktenaustauschs. Jeder Fortschritt von einer Stufe zur anderen hängt dabei in der That auch von wirthschaftlichen, wirthschaftsorganisatorischen, rechtlichen, politischen, auch von psychologischen und ethischen Bedingungen ab. Können diese nicht erfüllt und

gesichert werden, so muß eine weitere Volkszunahme — zur Uebervölkerung führen. Die Erfüllung und Sicherung dieser Bedingungen aber wird trotz der Fortschritte der Technik, die auch oft zu optimistisch beurtheilt werden, vielfach schwieriger und das ist gerade heute die Sachlage. Darüber dürfen wir uns nicht täuschen.

Namentlich einen bisher selten gewürdigten Umstand in der Frage dürfen wir nicht übersehen, der heute mehr Schwierigkeiten macht als früher: einen psychologischen. Unsre Bevölkerung, auch unsre unteren arbeitenden Klassen haben es gelernt — und mit Recht, denn wesentlich mit darin liegt der wirthschaftliche und der Kulturfortschritt — weit mehr Ansprüche zu stellen, sowohl hinsichtlich der Art, des Maßes, der Zeitdauer, mit anderen Worten des Lastmoments der Arbeit, als auch bezüglich der Art, des Maßes, des Lustmoments der Entlohnung, der davon abhängigen Bedürfnißbefriedigung. Hierin liegt die besondere Gefahr des etwaigen Eintritts einer Uebervölkerung bei uns. Es drohen denn auch gar nicht gleich die Malthus'schen „repressiven Tendenzen“, wohl aber ein Druck auf die gesammte wirthschaftliche Lage, damit auf alle Lebensverhältnisse der Bevölkerung, ein Rückgang, eine Niedrighaltung, bestenfalls ein Stillstand in der Entwicklung der Bedürfnißbefriedigung, des Kulturniveaus. Wie das aber heute psychologisch wirken würde, ist klar.

Die unbestreitbare Thatsache der Verbesserung der Lebenslage des Volks neben und trotz so starker Zunahme der Volkszahl beweist hier noch nicht viel. Kann das eben fortdauern? Zumal bei weiterer Volksvermehrung? Und sie war jüngst schon 1½ Proz. im Jahre, allein 1898 ein Geburtsüberschuß von 847,000, neben einer Auswanderung von 21,000, dem 40. Theil der ersteren.

Nur an solche Thatsachen der Gegenwart muß man sich halten. Für entferntere Zukunft auf Grund der jetzigen Zuwachsrate Volkszahlen zu berechnen, die bald in die Hunderte Millionen gehen und bei geringer Weiterführung der Rechnung ganz phantastisch hohe Zahlen ergeben, ist unzulässig. Denn gerade die fernere Zuwachsrate ist ja das Fragliche. Sie hat auch bei uns noch in den letzten zwei Menschenaltern unter dem Einfluß fördernder und hemmender Umstände fast zwischen 4 und 1 geschwankt (15.4 und 4.1 auf 1000 Einwohner). Ob eben eine so große weitere Zunahme möglich ist, das ist eine erst zu untersuchende Frage, welche man bei solchen Zukunftsberechnungen schon als bejaht annimmt.

Schon bei unsrer heutigen Volksdichte, vollends bei deren weiterer Zunahme, lautet die Aufgabe daher: wie sichern wir die wirthschaftlichen Existenz- und Gedeihensbedingungen dieser so stark gewachsenen und immer noch wachsenden Bevölkerung, namentlich auch der unteren arbeitenden Klassen, welche zugleich, im wahren Kulturinteresse, ihre Ansprüche bezüglich des Arbeits- und Lastenmaßes in ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit und bezüglich des Genuß- und Lustmaßes nach den Erfolgen dieser Thätigkeit so sehr gesteigert haben und dies weiter thun, jedenfalls einen Rückgang in diesen Verhältnissen vermeiden möchten? Nur wenn und soweit diese Sicherung gelingt, kann der Uebergang in Uebervölkerung mit allen ihren traurigen Folgen, das Hervortreten der repressiven Tendenzen, der Stillstand oder Wiederrückgang der Volksdichtigkeit, der wachsende Druck auf das Maß der Befriedigung von materiellen wie Kulturbedürfnissen vermieden werden.

Die Lösung dieser Aufgaben ist sicher in erster Linie mit auf technischem und wirthschaftlichem aber nothwendig zugleich mit auf staatlichem und politischem Gebiet zu suchen: — wie weit auch hier zu finden, steht aber dahin. Der Schwierigkeiten auf diesen Wegen und der Schranken des Erreichbaren wird sich jeder Nüchterne bewußt bleiben müssen, — auch der Techniker.

Damit verkennen wir nicht den großen Werth aller Fortschritte, aller Förderungen des naturwissenschaftlichen Forschens und Wissens, des technischen und ökonomischen Könnens. Je mehr uns beides zunächst auf dem Gebiete der heimischen Landwirthschaft gelingt, desto besser. Denn dann gewinnen wir in der Heimath auf unserm Boden die erforderlichen agrarischen Nahrungsmittel und gewerklichen Rohstoffe, erhalten die Leistungsfähigkeit und damit den Bestand unsrer ländlichen Bevölkerung, den Jungbrunnen unsrer nationalen, den besten Theil unsrer Wehrkraft, werden wieder unabhängiger vom Ausland. Aber gerade hier erscheinen trotz aller bisherigen naturwissenschaftlich-technischen Fortschritte und weiter zu erhoffenden die Schranken unsres Wissens und Könnens nicht allzu ausdehnungsfähig, namentlich aber, ökonomisch betrachtet, die Steigerung der Roherträge, gleichzeitig vollends mit der Mäßighaltung und gar mit der Ermäßigung der Lasten nicht so aussichtsvoll, wie Optimisten annehmen. Und die Ausdehnung vermehrten Wissens und Könnens unter den Landwirthen findet in gegebener physischer Beschaffenheit, Bildung, ökonomischer Lage der Landbevölkerung bekannte Hemmnisse. Deren Beseitigung ist nicht so leicht und — nicht einmal durchaus erwünscht, weil gewisse Mängel der Bevölkerung mit noch wichtigeren Vorzügen eng zusammenhängen und diese mit jenen zu schwinden drohen.

Um so vollständiger und auch nach den bisherigen Erfahrungen aussichtsvoller die Förderung jenes Wissens und Könnens auf gewerblichem Gebiet. Problem ist, immer mehr, immer bessere Massenprodukte zugleich mit immer geringeren Herstellungskosten zu gewinnen, diese Kosten der Verwandlung des Roh- und Hülfsstoffs in Fabrikat einem idealen Minimum zu nähern. Je mehr uns das gelingt, je besser als allen unsern Konkurrenten, desto mehr bleiben wir Sieger auf heimischen und fremden Märkten, desto sicherer können wir die Industrie-Staatsentwicklung wagen, mit Gewinn Fabrikate aus-, Nahrungsmittel und Rohprodukte einführen — freilich immer nur soweit ausschließlich wirthschaftliche Faktoren entscheiden.

Aber — die Sache hat doch auch hier manchen Haken, manche Schwierigkeiten, manche Bedenken, mehr als die unbedingten Anhänger dieser Entwicklung erkennen. Der Rohstoff ist unentbehrlich und von seiner Vermehrung und Kostenreduktion gilt Aehnliches wie von den agrarischen Produkten. Die Umwandlungskosten des Rohstoffs sind doch auch nicht ins Grenzenlose zu ermäßigen. Die Fortschritte der Technik und Oekonomik sind nicht unser Monopol, sondern bald Gemeingut der Kulturwelt, Völker, wie die ostasiatischen mit so niedriger Lebensführung, mit ihren billigen Löhnen inbegriffen, Völker, denen das egoistische Interesse der europäisch-amerikanischen Kapitalistenwelt ja die Benutzung unsrer Produktionstechnik immer rascher beizubringen weiß, wenn sie sie sich nicht, wie die Japaner, selbst aneignen. Die nutzbringende Verwerthung höherer Technik ist oft an den Großbetrieb gebunden, der mehr als anderes die sozialen Klassengegensätze fördert. Der internationale Konkurrenzkampf im Absatz der Fabrikate zur Bezahlung der Einfuhr von Nahrungs-, Genußmitteln und Rohstoffen wird schwieriger, weniger lohnend, oft keine genügenden Gewinne und Löhne ermöglichend. So bieten eventuell selbst noch wohlfeil aus der Ferne bezogene Lebensmittel keinen großen Vortheil mehr, solange dieser Bezug überhaupt möglich und mit niedrigen Preisen lohnend bleibt. Die Vermehrung und Hebung der Bevölkerung in den Exportländern der Agrarprodukte aber muß außerdem solchen Export über kurz oder lang hemmen, erschweren, jedenfalls mit der Zeit vertheuern.

Aber auch wenn wir selbst diese technisch-ökonomischen Aufgaben befriedigend lösen und sogar allen anderen Völkern voran — diese Faktoren entscheiden eben gar nicht allein. Die Handels- und Zollpolitik der fremden Länder spricht ein erhebliches Wort mit, entscheidet mit über die Absatzpreise unsrer Fabrikate, die Bezugspreise unsrer importirten Waaren, damit mit über die Gewinne, Löhne, die Kaufkraft unsrer gewerblich-merkantilen Bevölkerung. Alle Kultur- und schon die Halbkulturvölker greifen wieder zu wirthschafts-, zu handelspolitischen Mitteln, um sich vor fremder Konkurrenz zu schützen, wo sie ihr nicht gewachsen sind. Großbritannien macht noch eine Ausnahme, aber wie lange noch? Und in seiner Kolonialpolitik, seiner Politik des „Größer-Britannien" betritt es schon dieselben Wege. Großbritannien, vollends mit diesen seinen Kolonien, das russische Reich, die Vereinigten nordamerikanischen Staaten bilden jedes für sich Riesenvolkswirthschaften, die sich einigermaßen innerhalb ihrer Grenzen selbst genügen können. Welche Wirkungen beginnt das schon zu zeigen, mehr noch für die Zukunft ahnen zu lassen! Auch andere Länder früher vorherrschend agrarstaatlichen Charakters entwickeln eine eigene Industrie, emanzipiren sich vom Fabrikatenimport, beginnen selbst schon Fabrikate statt bloß Rohprodukte zu exportiren, auf dem Weltmarkte, auf dritten Märkten, sogar auf unserm eigenen uns Konkurrenz zu machen, vielleicht auch einmal, ihre Nahrungsmittel und Rohstoffe uns vorzuenthalten. Reicht gegenüber solchen Verhältnissen der Erfolg der Technik aus?

Indessen gerade hier wieder verdanken wir Deutsche es den großen politischen Entwicklungen unsres Vaterlandes im 19. Jahrhundert, wenigstens auch unsrerseits jetzt ebenfalls eine einheitliche zielbewußte, erforderlichenfalls auch mit energischen Hülfs- und Abwehrmitteln arbeitende Wirthschafts- und Handelspolitik betreiben zu können — wenn wir zugleich über die genügende Macht wie zu Lande auch zu Wasser verfügen. Welcher Fortschritt gegen früher! Auch noch gegen die Periode des Zollvereins!

Aber die Schwierigkeiten einer solchen, uns genügend sichernden und schützenden auswärtigen Handelspolitik sind unter den heutigen komplizirten Verhältnissen des weltwirthschaftlichen Getriebes für alle Länder groß, für uns nach den eigenthümlichen Verhältnissen unsrer Volkswirthschaft noch in ganz besonderem Grade. Wie bei uns, so machen sich eben auch in allen anderen Ländern mächtige kompakte Interessen den fremden Absatz- und Bezugsgebieten gegenüber geltend, welche ein jeder Staat soweit als thunlich vertritt. Das nöthigt in der Handels-, Zoll- und Tarifpolitik unvermeidlich zu Kompromissen, bei denen aber diese und jene eigenen Interessen immer leicht geschädigt werden, einerlei, ob man eine autonome Handelspolitik betreibt oder sich auf Handels- und Tarifverträge einläßt. Geschickte und schlaue Unterhändler dafür, ist dann wohl die Parole. Gewiß, nur schade, daß wir kein Patent darauf haben, sie zu finden und anzuwenden, kein Monopol, sie allein zu besitzen, und daß eben „Schlauheit" mehr eine Händler- als eine staatsmännische Tugend ist, hier auch umsoweniger von sicherem Erfolg, als sie um so mehr Mißtrauen entwickelt.

Aber die Hauptschwierigkeit liegt in unsern eigenen wirthschaftlichen Verhältnissen selbst. Ein reiner „Agrarstaat", deren es freilich bei den Kulturnationen kaum mehr gibt, da alle mehr oder weniger zum Industriestaat streben und schon dazu gelangten, andrerseits der reine „Industrie- und Handelsstaat", der seine heimische Landwirthschaft ganz preisgibt und damit seinen Schwerpunkt völlig in den Außenverkehr legt, wie Großbritannien — sie haben es beide in ihrer Handelspolitik und eventuell auch beim Abschluß von Handelsverträgen leichter. Sie vertreten eben nur das Interesse des einen der beiden großen Zweige der nationalen Wirthschaft und handeln danach.

Wir und jedes Volk, welches die Interessen beider Zweige wahrzunehmen hat, Handels- und auch Schutzzollpolitik im Sinne nicht nur der List'schen Erziehungspolitik, sondern auch der Erhaltungspolitik betreiben muß — seine eigene heimische Landwirthschaft und seinen ländlichen Grundbesitz, vor allem den bäuerlichen aber, wenn auch nur in gewissem Umfang, auch den Großgrundbesitz aus den schwerst wiegenden Gründen nicht durch fremde Konkurrenz erdrücken lassen, England auf einer für uns lebensgefährlichen Bahn nicht auch hier folgen dürfen — wir haben eine viel schwierigere Aufgabe. Ohne Kompromisse kann es auch hier nicht abgehen. Aber wie eben sie gestalten? Da liegt das zu lösende Problem. Auch wenn man, wie ich, einen starken und wohl noch zu verstärkenden Schutz der Landwirthschaft vertritt, wie weit soll, darf, kann er gehen? Wie weit wird er sich durchsetzen lassen gegenüber den fremden, am Import von Getreide u. s. w. zu uns interessirten Ländern, gegenüber den theilweise wirklich, theilweise wenigstens vermeintlich entgegengesetzten Interessen unsrer Industrie, unsres Fabrikatenexports, unsrer industriellen Arbeiter, unsrer städtischen Bevölkerung überhaupt?

Welche Aufgaben, welche Schwierigkeiten! Welche sorgenvollen Ausblicke in die Zukunft! Und dennoch verzagen wir nicht! Gerade hier befinden wir uns jetzt in einer günstigeren Lage als je unsre Vorfahren in ähnlichen Schwierigkeiten und als fast alle unsre weltwirthschaftlichen Konkurrenten in der Gegenwart.

Die Errichtung des neuen Deutschen Reichs ermöglicht uns politisch jetzt die Wahrnehmung unsrer gesammten nationalen Wirthschaftsinteressen, auch übelwollenden Fremden gegenüber, und die monarchische Staatsform setzt uns auch hier in den Stand, das Prinzip der ausgleichenden Gerechtigkeit und Politik den verschiedenen inneren Interessengruppen gegenüber zur Anwendung zu bringen. Die Monarchie hält die Waagschale in der Hand, vertritt das Interesse der Volksgesammtheit und der ganzen Volkswirthschaft mehr als andere Staatsformen, theilt Jedem das Seine zu, auch der Landwirthschaft und der Industrie, dem Unternehmerthum und dem Arbeiterthum.

Heutzutage solchen Grundsätzen gemäß in der Volkswirthschafts-, in der auswärtigen Handelspolitik richtig zu verfahren, bleibt freilich immer noch eine unendlich schwierige Aufgabe, zu deren befriedigender Lösung eine Summe von Wissen, eine Willenskraft, eine Unparteilichkeit gehört, wie kaum jemals früher. Durch die Entwicklung der modernen Volkswirthschaft, die Verkettungen mit der Weltwirthschaft ist eben alles unendlich komplizirter geworden. Das sind aber einmal gegebene Verhältnisse, auf Grund deren Stellung genommen werden muß.

Gewiß werden gesittete, zivilisirte Völker und Staaten hier auch nicht nur ihr eigenes Interesse allein berücksichtigen, sondern auch dasjenige der übrigen mit. Eine richtige nationale Wirthschaftspolitik, auch auf dem Gebiete des auswärtigen Handels, steht nicht in Widerspruch mit der Anerkennung einer Interessensolidarität der großen weiteren Völkergemeinschaften, schließlich der Menschheit.

Aber immerhin: seinem eigenen Volke dient der nationale, der monarchische Staat doch zuerst und zumeist. Das ist der Segen der neueren, den Hohenzollern und ihrem preußischen Staate zu verdankenden politischen Organisation des deutschen Volkes, daß dieser Grundsatz jetzt endlich auch bei uns zur Geltung kommen kann. Hiebei handelt es sich auch nicht bloß um die wirthschaftlichen, sondern zugleich mit um die höchsten Kulturinteressen unsres Volkes und — nicht einmal nur um diese, sondern um das Höchste, was ein Volk, wie der Einzelne, zu wahren hat: um die Ehre, um unsre nationale Ehre.

Handelspolitische Mißhandlung im Zoll- und Tarif-

wesen, durch engherzige Ausschlußmaßregeln, durch übertriebene Schutzzölle, durch Chikanen im Schiffahrts- und Handelsverkehr, bei den Zollmanipulationen u. dgl. m. Seitens fremder Länder treffen nicht nur unsre wirthschaftlichen Interessen, sondern, was man nicht vergessen sollte, in der That auch unsre nationale Ehre.

Und wenn dann auch, glaube ich, keine Täuschung darüber bestehen darf, daß auch in der industriestaatlichen Entwicklung und im weltwirthschaftlichen Produktenaustausch einer immer weiteren Zunahme unsrer Volksdichtigkeit nicht entfernt ein so großer Spielraum gesichert werden kann, als selbst nüchterne Beurtheiler oft annehmen — für die Gegenwart und die demnächstige, noch übersehbare Zukunft wird die Fortentwicklung unsrer wirthschaftlichen Verhältnisse in dieser Richtung, nur mit den nothwendigen Einschränkungen, welche im wahren Nationalinteresse die Rücksicht auf unsre heimische Landwirthschaft gebietet, die Voraussetzung der einstweiligen Andauer weiterer Volkszunahme sein. Dem muß unsre Wirthschafts- und Handelspolitik Rechnung tragen, danach dann aber auch unsre Kraftentwicklung zu Wasser und zu Lande vor sich gehen.

Damit bedrohen wir Niemanden. Wir verlangen nur für unsre Nation den uns berechtigtermaßen zustehenden Platz unter den Völkern der Erde. Wir handeln nicht nach der Parole ôte toi delà que je m'y mette, wir gönnen auch anderen Völkern der Erde, zumal den übrigen großen Kulturnationen, ihren Platz. Wir wissen, daß wir auch mit ihrer Volksvermehrung rechnen müssen, diese nicht hindern können. Wir beanspruchen nicht eine direkte oder indirekte Herrschaft über andere Völker, um sie in wirthschaftlicher Hinsicht uns unterthänig zu machen, sie zu nöthigen, ihre Arbeitsleistungen und Produkte uns gegen geringen Gegenwerth zu überlassen, wie es die ausbeutende Kolonialpolitik so vielfach zu thun verstanden hat. Aber wir lehnen uns auf gegen die Politik jener Völker, die alles nur für sich haben wollen und keinem anderen Volke etwas gönnen.

Und gottlob, in der Lage sind wir nun dank unsrer neuesten, durch Preußen seit dem 17. Jahrhundert in sorgfältiger Friedens- und Kriegsarbeit vorbereiteten politischen Entwicklung: wir können jetzt nach solchen Gesichtspunkten handeln und, wenn es noththut, auch Gegner zwingen, uns den erforderlichen Platz und Raum unter den Völkern der Erde zu gewähren.

Darum auch kein Pessimismus, kein Kleinmuth, auch wenn neben dem Großen, Schönen, Guten, Erhabenen, das wir erreicht haben, vielfach wieder als Wirkung, jedenfalls als Begleiterscheinung der modernen wirthschaftlichen Entwicklung, gewiß auch auf wirthschaftlichem und sozialem, auf sittlichem und geistigem Gebiet viel Kleines, Häßliches, Böses, Gemeines einher geht. Rücksichtslose Erwerbsgier, maßlose Genußsucht, banausische Gesinnung und Lebensführung, Erinnerungen an das sinkende Rom, das „non olet", das „quaerenda pecunia primum est, virtus post nummos" die Erwerbsgrundsätze weiter Kreise. Die auri sacra fames, Geld, Geld, Geld um jeden Preis, auf jede Art, in jeder Menge alle Gedanken, Gefühle, alles Streben von solchen Anschauungen infizirt, Steigerung von Privateigenthum gepriesen, ohne zu fragen, wie gewonnen, wie verwendet.

Nur zu begreiflich, daß edle Geister, vornehme Naturen beim Vergleich des Jetzt mit dem Einst, mit der Zeit vor 100 Jahren, der Zeit Goethe's und Schillers, Kants und Fichte's, Schleiermachers und Wilhelm v. Humboldts, den Kopf schütteln, in das laute Lob der Gegenwart nicht immer einstimmen, sich wohl abgestoßen fühlen und Mancher das odi profanum vulgus et arceo einsam stolz — und arm im Herzen birgt.

Aber sollen wir deßhalb das Große, Hohe, Schöne, Gute, was uns doch auch geworden, verkennen? Die Welt hassen, in Wüsten fliehen, weil nicht alle Blüthenträume reiften?

Nur neue große Aufgaben, welche Technik und Oekonomik in allen ihren Fortschritten nicht lösen können, sind uns eben geworden. Sorgen wir, daß über dem nächsten Zweck des technischen und ökonomischen Fortschritts, dem Volke eine Verbesserung seiner materiellen Lage zu verschaffen, der weit wichtigere und höhere Lebenszweck eines tüchtigen Volkes, die geistige und sittliche Kultur zu heben, nicht verloren gehe.

Da bleibt dann auch wohl immer noch neben den Naturwissenschaften den Geisteswissenschaften, neben den neuen Technischen Hochschulen den alten Universitäten ein Plätzlein übrig, wo sie sich in ihrer Weise heute noch und gerade heute wieder, auch im 20. Jahrhundert, verdient machen können, wie seit Alters. Wenn sie dabei, ihrer alten Aufgabe treu, ohne wahrlich das Können hochmüthig gering zu schätzen, dem Wissen, dem Forschen nach Wahrheit ohne Hinblick auf unmittelbaren Nutzen in der Praxis zuvörderst dienen und manche harte Geistesarbeit leisten, welche wirthschaftlich wenig oder gar nicht vergolten wird und schon deßhalb den Banausen des Erwerbslebens thöricht und geringwerthig erscheint, so machen sie sich doch in ihrer Weise für die ganze Nation verdient. In einer Zeit des praktischen Materialismus halten sie die Fahne der geistigen, der rein idealen Interessen hoch, bilden sie so ein nothwendiges Gegengewicht gegen handgreifliche Schäden der Zeit und geben damit der Nation etwas, was die fortgeschrittenste Technik und Oekonomik ihr nicht zu bieten vermögen.

Nur wenn und soweit als diese gleichzeitige Hochhaltung und Hebung der geistigen und sittlichen Kultur gelingt, kann die Freude über alles technisch und wirthschaftlich und auch politisch Erreichte eine ganz reine werden. Aber eine Freude dürfen wir doch wahrlich jetzt schon hegen, daß wir politisch und wirthschaftlich in anderen Verhältnissen leben als unsre Altvordern um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert.

Und darum nochmals: Trotz allem zu Rügenden kein Pessimismus, kein Kleinmuth!

Großes ist unserm Volke im 19. Jahrhundert zutheil geworden. Am Beginn fast das ohnmächtigste, zerrissenste in Europa, dem Schicksal der Polen nahe, am Schluß auch politisch geworden, was wir geistig lange waren, eines der großen führenden Völker der Welt — allen jetzigen und neuen Aufgaben, dank dem Erreichten gewachsen, auch wirthschaftlich und finanziell befähigt, wie kaum ein zweites Volk, alle Lasten zu tragen, welche unsrer deutschen Volkswirthschaft Stellung in der Weltwirthschaft, unsres deutschen Staates Stellung unter den Weltmächten, unsrer nationalen Ehre Schutz, jetzt und in Zukunft einmal erfordern.

An der Spitze der Nation aber wieder ein deutscher Kaiser, nunmehr aus dem um Deutschland politisch verdientesten Fürstenhause, der die Zeichen der Zeit versteht, die Bedürfnisse kennt, der wie die größten seiner Vorfahren sich als erster Diener seines Staates und damit jetzt des Deutschen Reiches fühlt, in Wort und That bekennt. Um ihn gruppirt, treu zu ihm haltend, die übrigen deutschen Fürsten, nach langem Zwist ihrem Volk nunmehr ein nachahmungswerthes Bild der Einigkeit bietend.

Im 17. Jahrhundert die Schaffung des starken Territorialstaates, der der Kern für die neue politische Entwicklung des deutschen Volkes werden konnte, im 18. Jahrhundert die Erhebung zum Königreich und zur Macht, welche die Geschicke Europa's mit entschied, im 19. Jahrhundert die Wiederherstellung des Deutschen Reichs und die Erreichung der Weltmachtstellung.

Und nun im zwanzigsten? Vielleicht das neue Deutsche Reich der Krystallisationskern eines neuen mittel- und westeuropäischen, nicht auf Gewalt, auf freiwilliger Annäherung im eigensten Interesse aller, auf wirthschaftlicher Verbindung und Verbündung beruhenden Zusammenschlusses der Völker und Staaten, des Kerns der zivilisirten Welt, zum Gegengewicht gegen die wirthschaftlichen und politischen großen Weltmächte — ? Ein Wiederaufleben karolingischer Gedanken, Verhältnisse, Zielpunkte für die Zukunft, nach modernen Bedürfnissen? Ein phantastischer Traum! Aber phantastischer als der eines Deutschen, welcher etwa um 1807 von den Zuständen am Schluß des Jahrhunderts vorahnend geträumt hätte?

Die Theatiner-Hofkirche und der Theatiner-Orden in München.[1])

In der hier zur Besprechung vorliegenden Schrift hat der Verfasser sich die Aufgabe gestellt, die Einführung und das Wirken des Theatiner-Ordens in München zur Schilderung zu bringen und damit, wie er in seinem Vorworte betont, eine alte Ehrenschuld zu tilgen, „welche das Stiftskapitel dem glorreichen Herrscherhause Wittelsbach und der städtischen Kirchengeschichte abzustatten hat". Es ist in der That eine Ehrenschuld. Denn nicht aus einem mächtigen, weite Volkskreise zu tiefst bewegenden Bedürfniß heraus sind Kirche und Kloster entstanden, sondern in Erfüllung des Herzenswunsches einer bayerischen Fürstin, die sich allezeit als eine ergebene Dienerin des heiligen Cajetan und seines Ordens bekannte und beiden in innigster Anhänglichkeit zugethan war. — Das Buch beruht auf durchaus selbständiger Forschung, da besonders für die kirchengeschichtliche Seite des Themas, auf die naturgemäß der Schwerpunkt gelegt werden mußte, nennenswerthe Vorarbeiten überhaupt nicht vorhanden waren. Kögel hat sich aufs gewissenhafteste der Mühe unterzogen, das in den Münchener Archiven, in den Registraturen der Hofstäbe und des kgl. Finanzministeriums und im Zentralarchiv der Theatiner bei S. Andrea della Valle in Rom liegenden Materialien für seine Zwecke nutzbar zu machen und es ist nur lebhaft zu bedauern, daß er durch die gesteckten Raumgrenzen verhindert war, einzelne der ihm zur Verfügung stehenden Handschriften eingehender heranzuziehen. Ich meine damit in erster Linie die aufschlußreichen Diarien des Münchener Theatinerklosters, welche von den italienischen Ordensmitgliedern alsbald nach ihrem Eintreffen in der bayerischen Landeshauptstadt angelegt wurden und in sorgfältiger Führung nicht nur über die Vorkommnisse im eigenen Hause erwünschte Nachricht geben, sondern daneben, wie ich mich bei eigenen Studien überzeugte, für die an solchen Quellen nicht gerade reiche Kulturgeschichte Münchens eine wahre Fundgrube bilden und nach dieser Richtung hin wohl noch eine weitere Ausbeutung verdienen dürften.

Den ersten Theil seines Buches widmet Kögel der Geschichte und Beschreibung der Theatinerkirche, einer der einflußreichsten Schöpfungen des italienischen Barockstils auf süddeutschem Boden, die ja mit ihrer gewaltigen Kuppel und den beiden originellen Thürmen so bedeutsam im Stadtbilde Münchens sich geltend macht. St. Cajetan ist der erste Monumentalbau des Fürstenhauses nach Beendigung des 30jährigen Kriegs, und es ist bezeichnend für die hierzulande nunmehr anbrechende Periode der unbedingten Vorherrschaft Italiens in künstlerischen Dingen, daß man den leitenden Architekten Agostino Barelli, unter ausdrücklichem Hinweis auf die Minderwerthigkeit der einheimischen Meister, aus Bologna beruft. Interessant sind Kögels Aufschlüsse über die Rolle des baukundigen Theatinerpaters Spinelli, dem es durch eine geschickt angelegte Intrigue gelingt, Barelli aus seiner Stellung zu verdrängen: ein beherzigenswerther Beitrag für die Art, wie die in München eingewanderten Italiener gegen mißliebig gewordene Persönlichkeiten vorzugehen beliebten und die sie mit gleichem Erfolge einige Jahre später beim Sturze des greisen Kammerpräsidenten Mändl erprobten. An die, hauptsächlich auf Grund der Baurechnungen und Diarien behandelte Baugeschichte schließt sich eine ausführliche Beschreibung der Kirche, des Klosters und des trotz aller Verluste noch immer stattlichen Schatzes an liturgischen Geräthschaften und Gewändern an. Von besonderer Reichhaltigkeit ist auch, was der Verfasser über das Todtenreich bei St. Cajetan berichtet, wo außer den Mitgliedern unsres Herrscherhauses zahlreiche Angehörige des Hofadels und der italienischen Kolonie, die mit der Ankunft der Kurfürstin Adelaide sich bildete und durch späteren Zuzug fortwährend vermehrt wurde, ihre Ruhestätte fanden. Die beigefügten Todtenlisten erschließen ein dankenswerthes Material zur Münchener Familienforschung, der allerdings die Aufgabe zufallen muß, die in den Originaldokumenten mitunter bis zur Unkenntlichkeit verballhornten Eigennamen richtigzustellen. Haben nach dieser Richtung hin die Italiener schwer an den Deutschen sich versündigt, so zahlen diese es in den von ihnen geschriebenen Akten den Welschen redlich heim, wenn sie beispielsweise (S. 229) als Mitglieder der Cäcilien-Bruderschaft bei St. Cajetan neben dem Grafen Salern und dem Kapellmeister Porta den bekannten Komponisten Aliprandi als Stliprandi aufführen.

Vollständig neu ist, was der zweite Theil des Werkes vorbringt, der nach einem Ueberblick „über die Stifter der Theatiner", die „Thätigkeit, Schicksale und Ausbreitung des Ordens" auf die Einführung des Ordens in München übergeht und sein Wirken in unsrer Stadt bis zur Aufhebung des Klosters im Jahre 1801 in 17 Kapiteln behandelt. Die Theatiner waren nach den Intentionen ihres Stifters Cajetan von Thiene „einfach durch Gelübde zur Erfüllung geistlicher Amtsverrichtungen vereinigte Seelsorgspriester, deren Geist und Wandel den Gläubigen zum Muster dienen konnte", also ein Orden, welcher dem Drange nach Besserung des Weltklerus, der am Anfang des 16. Jahrhunderts auch in Italien sich regte, trefflich entgegenkam. Die Statuten und Regeln dieser Genossenschaft wurden vom Papst Klemens VII. am 14. September 1524 bestätigt. Der neue Orden, italienischen Ursprungs, hat seine hauptsächlichste Verbreitung in seinem Vaterlande gefunden; außerhalb Italien ist er niemals recht heimisch geworden, am wenigsten in Deutschland, wo außer in München nur noch in Prag, Salzburg und Wien Niederlassungen entstanden. In München verdanken die Theatiner ihre Einführung ausschließlich den Bemühungen der Gemahlin des Kurfürsten Ferdinand Maria, der ganz nach südlicher Art leidenschaftlich-frommen Adelaide von Savoyen. Adelaide ist kein bedeutender Charakter, der mit kräftiger Hand zielbewußt die Geschicke eines Staates hätte lenken können, aber, wie dies schon Carlo Merkel in seiner umfangreichen Biographie der Fürstin[1]) nachgewiesen, eine anziehende Frauengestalt: geistvoll, von lebhaftem Interesse für alles Schöne in Kunst und Literatur, von bestrickender Liebenswürdigkeit in Umgang und Lebensführung. Die Zuneigung des Altbayernstammes hat sie freilich nicht zu gewinnen vermocht, dem sie ihrem innersten Wesen nach fremd gegenüberstand, zu dem sie nie ein rechtes Herz fassen konnte. Und ihre Umgebung, alle jene nach einträglichen Stellen lüsternen welschen Adeligen, Poeten und Musiker, die den sonst so friedlichen Münchener Hof alsbald in ein nimmer ruhendes Getriebe von Intriguen stürzten, trugen gewiß nicht dazu bei, den Gegensatz zwischen Volk und Fürstin zu mindern. Für Bayern ist Adelaide in Kultur wie Politik die Bahnbrecherin zugleich des italienischen und französischen Einflusses geworden, und die Zeit ihrer Herrschaft in München, die Jahre von 1651 bis 1676, bilden, wenn auch nicht einen der erfreulichsten, so doch sicherlich einen der interessantesten Abschnitte unsrer Landesgeschichte. — Ein Glied in diesem Bestreben, die von ihr so sehr vermißten Einrichtungen der italienischen Heimath nach Bayern zu verpflanzen, bildet die Berufung der Jünger des damals noch nicht heilig gesprochenen Cajetan, dem sie schon als Kind schwärmerisches Vertrauen entgegengebracht hatte. „Jey tant dobligation au B. heureux Gaetan, iey tant de pasion pour cette religion, que ie ne puis auoir au monde chose, qui me touche plus qué

---

[1]) Geschichte der St. Cajetans-Hofkirche der Theatiner und des kgl. Hof- und Kollegiatstiftes in München. Von Joseph Kögel. Mit einem Titelbild in Lichtdruck und zwölf Abbildungen im Text. München, Herder u. Co. 1899.

[1]) Adelaide di Savoia, Elettrice di Baviera. Torino, 1892.

sa gloire", erzählt sie einmal ihrem Bruder Karl Emanuel, und aus dem im Jahre 1662 gedruckten Sendschreiben an ihren ehemaligen Lehrer P. Stefano Pepe erfahren wir, wie Adelaide in geradezu rührender Weise seit langem daran arbeitete, der Verehrung ihres Heiligen in Bayern die Wege zu ebnen. Während der Fastenzeit 1662 kamen dann zum erstenmal drei Theatiner, unter ihnen der ebenerwähnte, bei der Kurfürstin in hohem Ansehen stehende P. Pepe nach München, um in der Kapelle der Residenz italienische Predigten zu halten. Hieran knüpften sich die Verhandlungen wegen Niederlassung des Ordens, die aber bei dem Fürstbischof von Freising auf heftigen Widerstand stießen, der erst überwunden wurde, als der Kurfürst selbst für den Unterhalt der Theatiner sich verbürgte und sogar drohte, sich nach Rom wenden zu wollen. Am 1. Juni 1662 trifft endlich die Genehmigung von Seiten des Ordinariats ein. Und nun schreiten die Theatiner von Erfolg zu Erfolg, gehalten von der Gunst Adelaidens, deren Ergebenheit seit der Geburt des Thronfolgers Max Emanuel, die sie der Fürbitte des seligen Cajetan zuschrieb, keine Grenzen mehr kannte, und geleitet durch den energischen Pater Anton Spinelli: der Grundstein zu Kirche und Kloster wird gelegt, die Niederlassung in Prag und Wien angebahnt, und durch ihre Macht bei Hof, wo sie die Jesuiten zeitweise vollständig verdrängen, erreichen sie sogar, daß ihr Stifter im Jahre 1672 zum Landespatron erklärt wird. Damit hatte der Orden seinen Höhepunkt erreicht; mit dem Tode Adelaidens fängt sein Einfluß zu schwinden an und unter Kurfürst Max Emanuel haben die Jesuiten bereits wieder die Oberhand gewonnen. Der letztere Umstand ist bedeutsam. Denn die Theatiner fanden ihren Rückhalt in erster Linie im Fürstenhause, dem Hofe und den vornehmen Familien des Landes, schon wegen des anfänglichen Ueberwiegens des italienischen und, was seine spätere Ergänzung aus Deutschland betrifft, des adeligen Elements. Hervorragendes haben sie als Kanzelredner geleistet, und damit natürlich gewannen sie, sobald die deutsche Sprache in Anwendung kam, auch weitere Kreise der Münchener Bevölkerung für sich. Zum Schulwesen, wie die Jesuiten, hatten sie keine Beziehung, doch trugen sie Sorge, daß die in den Orden aufgenommenen Kandidaten im Kloster selbst eine tüchtige wissenschaftliche Ausbildung erhielten und dieselbe in den auswärtigen Niederlassungen, vornehmlich in Italien, erweitern konnten. Als Hülfsmittel zum Studium stand eine reichhaltige, durch Kauf und Schenkung stetig vermehrte Bibliothek zur Verfügung, die leider im Jahre 1771 durch eine Feuersbrunst vollständig zerstört wurde. Und wenn auch in München der Schwerpunkt der literarischen Thätigkeit des Ordens auf dem Gebiete der Theologie liegt, so ist dagegen das Wirken Ferdinand Sterzingers, des muthvollen Bekämpfers von Hexenwahn und Hexenprozessen, von bleibender Bedeutung, und dieser Angehörige des Klosters hat es daher wohl verdient, daß Kögel sein Leben und Schaffen mit besonderer Liebe gezeichnet hat. — Durch die soziale Stellung und die feine Bildung ihrer Mitglieder genossen die Theatiner große Beliebtheit in den Kreisen des Münchener Adels: sie äußert sich, wie aus den Diarien zu ersehen, in zahlreichen Einladungen und hinwieder in geselligen Zusammenkünften im Kloster selbst, sie führt aber auch mit der Zeit zur Lockerung der geistlichen Zucht, zum finanziellen Ruin und schließlich zur Aufhebung der hiesigen Niederlassung im Jahre 1801, also noch vor der allgemeinen Säkularisirung des geistlichen Besitzstandes in Bayern. Ueber alles dies erhalten wir in dem Werke auf Grund des zum erstenmal erschlossenen archivalischen Materials eingehenden Bericht, in strenger Objektivität, da Kögel neben dem vielen Guten und Hervorragenden, das der Orden für das religiöse und geistige Leben Münchens geleistet hat, die Schattenseiten nicht verschweigt, aus denen die Keime des Verfalls sich entwickelten.

Der dritte Theil umfaßt die Geschichte des unter Kurfürst Karl Theodor nur kurze Zeit bestandenen Hofbisthums, die Gründung des Hof- und Kollegiatstifts durch König Ludwig I. im Jahre 1839 und die Darstellung der gegenwärtigen Organisation des kirchlichen Lebens bei St. Kajetan. So bringt das Buch allenthalben, zum letzten nicht auch zur Topographie und Kulturgeschichte Münchens, reiche Belehrung, so daß man den weiteren Forschungen Kögels, der für seine Arbeit von der Universität Freiburg i. B. mit dem Doktortitel ausgezeichnet wurde, mit Interesse entgegensehen darf.

T.

Mittheilungen und Nachrichten.

Abnahme der Diphtheriesterblichkeit infolge der Serumbehandlung. Vor zwei Jahren veröffentlichte Dr. H. Kossel vom Berliner Institut für Infektionskrankheiten in der deutschen medizinischen Wochenschrift interessante Beobachtungen über den Einfluß des Behring'schen Serums auf die Sterblichkeit an Diphtherie. Er theilte mit, daß in der Berliner Charité die absolute Sterblichkeit in der Zeit der Anwendung des Heilserums unter die Hälfte der früher im gleichen Zeitraum vorgekommenen Todesfälle gesunken, und daß auch in den Berliner Krankenhäusern die Sterblichkeit weit hinter der der früheren Jahre zurückgeblieben sei. In den Jahren 1896 und 1897 sind in ganz Berlin nur so viel Todesfälle an Diphtherie zu verzeichnen gewesen wie früher in den günstigsten Jahren in den Krankenhäusern allein. Die prozentuale Sterblichkeit in den Krankenhäusern Berlins war in den gleichen beiden Jahren fast nur ein Drittel der früheren, und auch in den deutschen Städten mit 15,000 und mehr Einwohnern zeigte sich seit Einführung der Serumbehandlung ein wesentlicher und plötzlicher Rückgang der Diphtheriesterblichkeit. Während hier nämlich in den Jahren 1886 bis 1894 von 100,000 Einwohnern im Durchschnitt 106 Personen an Diphtherie gestorben waren, betrug diese Durchschnittsziffer in den Jahren 1895 bis 1897 nur noch 44; und im ganzen preußischen Staate waren im Durchschnitt der Jahre 1885 bis 1894 von je 100,000 Lebenden jährlich 155 an Diphtherie gestorben, dagegen in den Jahren 1895, 1896 und 1897 nacheinander nur noch 90, 76 und 62. Obgleich der Absturz der Kurve, wie diese Beobachtungen ihn zeigten, kaum noch als Schwankung der Epidemie gedeutet werden konnte, sondern darauf hinzuweisen schien, daß sich seit 1894/95 irgend ein anderer mächtiger Einfluß geltend gemacht habe, wollte Hr. Dr. Kossel aus seiner Statistik doch „noch keinen endgültigen Beweis für die Wirksamkeit des Behring'schen Serums" ableiten, weil hiezu die Beobachtungen größerer Zeiträume als der bisherigen nöthig seien; indeß meinte er am Schlusse seiner Ausführungen: „Die ausgezeichneten Erfahrungen, die die Mehrzahl der Kinderärzte bei der Behandlung der Diphtherie mit Behring'schem Serum gemacht hat, finden demnach bis jetzt durchaus eine Bestätigung in der Statistik. Es ist nach den vorliegenden Zahlen kein Grund zu der Befürchtung vorhanden, daß die Abnahme der Diphtheriesterblichkeit eine zufällige, von der Einführung der neuen Heilmethode unabhängige sei. Vielmehr weist alles darauf hin, daß die Serumtherapie derjenige Faktor ist, welcher in der Kurve der Diphtheriesterblichkeit eine solche auffallende Aenderung hervorgerufen hat." — Eine weitere Bestätigung findet diese Ueberzeugung des Dr. Kossel in einer in der „Preußischen Statistik", Heft 157, veröffentlichten umfangreichen Statistik über die Sterblichkeit der Kinder an Diphtherie während der letzten beiden Jahrzehnte in den Großstädten und Universitätsstädten des Königreichs Preußen, die sich zwar auf annähernd den gleichen Zeitraum wie die Kossel'schen Beobachtungen bezieht, sich aber über die ganze Monarchie erstreckt, so daß zufällige Schwankungen der Epidemie hier noch mehr als ausgeschlossen betrachtet werden können. Nach dieser Statistik sind in 15 Großstädten und Universitätsstädten in dem Jahrdritt 1891/93 10,090 Kinder im Alter bis zu zehn Jahren an Diphtherie gestorben, in dem Jahrdritt 1895/97, in welchem die Behandlung der Diphtherie mit Serum wenigstens in den Groß- und Universitätsstädten eine sehr weite Ausbreitung gefunden hat, trotz der bedeutenden Bevölkerungszunahme dagegen nur noch 4694, also weniger als die Hälfte. In Magdeburg, Königsberg, Stettin, Barmen und Halle ist die absolute Zahl der Sterbefälle um weniger, in den anderen zehn Städten um mehr als die Hälfte gesunken. In Halle sind in der zweiten Periode nur 16 Sterbefälle weniger als in der ersten vorgekommen; doch ist die Abnahme auch hier eine beträchtliche gewesen, wenn man das bedeutende Wachsthum der Bevölkerung in Betracht zieht, denn auf 10,000 Lebende

von 0 bis 10 Jahren starben während der Jahre 1892 bis 1894 im Mittel 63, dagegen während der Jahre 1895 bis 1897 im Mittel nur 40 Kinder desselben Alters an der Diphtherie. Ganz besonders stark war die Abnahme der Diphtheriesterbefälle in Frankfurt a. M. (von 745 auf 128) und in den vier Universitätsstädten Kiel (265 zu 45), Göttingen (134 zu 23), Greifswald (189 zu 33) und Marburg (173 zu 15). Mit Ausnahme der Altersperiode bis zu zwei Jahren ist die absolute Ziffer der Diphtheriesterblichkeit auch in den einzelnen beobachteten Lebensaltern um mehr als die Hälfte zurückgegangen. Es starben nämlich an Diphtherie im Lebensalter von

	0—2	2—3	3—5	5—10	unter 10
			Jahren		
1891—1893	2,753	1,826	2,960	2,551	10,090
1895—1897	1,530	823	1,218	1,123	4,694

Auch für Berlin werden die Beobachtungen Dr. Kossels durch diese Statistik gestützt. Hier sind nämlich in der ersten Periode 3879 und in der zweiten Periode 1930 Kinder im Alter von unter 10 Jahren an Diphtherie gestorben. T.

Z. **Das Bürgerliche Gesetzbuch in Frage und Antwort** von Dr. R. Höfling, Landgerichtsrath in Coburg. Verlag von Otto Liebmann in Berlin. — In der stattlichen Reihe von Kommentaren, Handausgaben, systematischen und populären Bearbeitungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs nimmt das vorliegende Buch eine eigenartige Stellung ein. Dasselbe will ein Hülfsmittel und ständiger Begleiter beim Studium des Bürgerlichen Gesetzbuches sein und denjenigen, welche zu diesem Studium ein größeres Werk benutzt haben, in Gestalt eines Repetitoriums Gewißheit darüber verschaffen, inwieweit es ihnen gelungen ist, sich den umfangreichen Stoff zu eigen zu machen. Der letztere wird in Fragen und Antworten behandelt, wobei die Fragen durch entsprechenden Fettdruck hervortreten. Das Buch ist ohne Zweifel geeignet, den verhältnißmäßig eng begrenzten Zweck zu erreichen, für welchen es bestimmt ist; eine hübsche Ausstattung und ein handliches Format stehen ihm empfehlend zur Seite. Dem bis jetzt erschienenen ersten Band (Allgemeiner Theil, Recht der Schuldverhältnisse und Sachenrecht) ist in dankenswerther Weise ein 16 Seiten umfassendes Sachregister angereiht, welches noch eine weitere Ausgestaltung vertragen könnte. Eine Berücksichtigung der von den größeren Bundesstaaten erlassenen Ausführungsgesetze würde den Werth des Buches erhöht und ihm eine größere Verbreitung gesichert haben.

γ. Chatelain, der beste Kenner lateinischer Paläographie unter den französischen Gelehrten, hat in einer Handschrift des Seminars von Autun und in vier Blättern der Pariser Nationalbibliothek einen wichtigen **Pliniuspalimpsest** entdeckt. Die in zwei Kolumnen angeordnete Schrift gehört dem vierten oder fünften Jahrhundert an, ist also etwa von gleichem Alter wie der berühmte Ambrosianus des Plautus. Was Chatelain bis jetzt hat entziffern können, stammt aus dem achten und neunten Buche der Naturalis historia, und diese Proben machen es wahrscheinlich, daß jener Palimpsest die Quelle des jetzt in Mailand aufbewahrten Riccardianus ist. Die alten Schriftzüge sind nur mit Mühe festzustellen, das Meiste verdeckt der darübergeschriebene Text, die Institutionen Cassians.

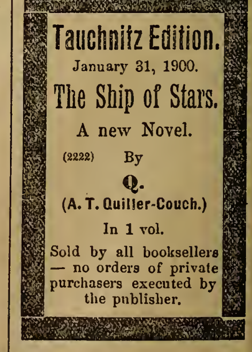
* Wir erhalten folgenden „**Aufruf**" mit der Bitte um Veröffentlichung zugesandt: „Wir sind im Begriff, von **Friedrich Hebbels Werken eine historisch-kritische Ausgabe** zu veranstalten, um dem großen Publikum wie den Fachgelehrten die genaue Kenntniß dieses Dichters zu ermöglichen, der seinerzeit so weit vorauseilte und die moderne Literaturentwicklung einleitete. Zum erstenmal soll alles von ihm Herrührende gesammelt und auf Grund der Handschriften und ersten Drucke in verläßlicher Gestalt vorgelegt werden. Den Werken dürften sich im Sinne Hebbels die Briefe und Tagebücher anschließen; zunächst jedoch wird ein Band Nachlese von seinen Briefen unter Mitwirkung Fritz Lemmermayers als Fortsetzung und Abschluß der bambergischen Veröffentlichungen erscheinen. Die Unterzeichneten bitten daher alle Besitzer von Handschriften Hebbels, sie ihnen gütigst zur Benutzung zu überlassen. Auch für den Nachweis von seltenen Drucken, Zeitschriften 2c. mit Beiträgen Hebbels wäre der Herausgeber zu Dank verpflichtet; er bürgt für sorgfältige Aufbewahrung und Rücksendung, gegebenfalls könnten die Sendungen an die Direktion der k. k. Universitätsbibliothek in Lemberg adressirt werden, nur mit dem Zusatz, daß sie für den Unterzeichneten bestimmt seien.

Berlin und Lemberg im Januar 1900.

B. Behrs Verlag (E. Bock), Berlin W; Prof. Dr. Richard Maria Werner, Herausgeber, Lemberg (Galizien)."

* **Berlin.** Der außerordentliche Professor Dr. Goldscheider hat, wie die „Nat.-Ztg." hört, sich entschlossen, dem an ihn ergangenen Ruf an die Universität Greifswald als ordentlicher Professor der inneren Medizin nicht Folge zu leisten, sondern seinem hiesigen Wirkungskreis treu zu bleiben.

* **Bern.** Hier starb im Alter von 80 Jahren der ordentliche Professor der praktischen Theologie Dr. Eduard Müller, Senior der hiesigen theologischen Fakultät. Müller gehörte seit 1863 dem Verband der hiesigen Hochschule an; vorher war er im Pfarrdienst praktisch thätig. Neben seinen theologischen Studien betrieb er mit Vorliebe altphilologische Forschungen. Auch verfaßte er eine mustergültige Geschichte der Berner Universität.



Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 1. Februar. Nummer 26.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Anno santo.

Von Franz Xaver Kraus.

I.

Das laufende Jahr, möge es das letzte des 19. oder das erste des 20. Jahrhunderts sein, steht, wenigstens für die kirchlichen Kreise, unter dem Zeichen des großen päpstlichen Jubiläums, und wenn sich auch jetzt schon zu zeigen beginnt oder besorgt wird, daß der Erfolg dieser Feier weit hinter den Erwartungen zurückbleiben dürfte, so ist dies kirchliche Ereigniß doch gewiß interessant und wichtig genug, um auch weitere Kreise zu interessiren. Es ist in Zeitungen und Zeitschriften vieles über dasselbe geschrieben worden; das, was mir zu Gesicht gekommen, beschäftigt sich indessen nur mit dem am 24. Dezember v. J. eröffneten heurigen Jubeljahr: Niemand hat, so viel ich sehe, einen Anlauf genommen, um die bisher gefeierten Anni santi in einer historisch-antiquarischen Studie der Gegenwart vorzuführen: ich möchte den freundlichen Lesern der Allg. Ztg. eine solche Fahrt in die Vergangenheit vorschlagen. Sie haben mich seinerzeit auf mancher Betrachtung über die Gegenwart mit ihren Sympathien begleitet; mögen sie, indem ich mich aus Mangel an Bewunderung für Menschen und Dinge dieser Gegenwart von dieser einstweilen zurückziehe, es nicht verschmähen, mich gelegentlich auf meinen Spaziergängen durch das Labyrinth der Vergangenheit zu begleiten.

Das Anno santo ist bekanntlich zum erstenmal im Jahre 1300 begangen worden. Seither haben sich diese Feierlichkeiten in Zwischenpausen von je 50, 33, bald 25 Jahren wiederholt und man zählt das Jubiläum von 1900 als das zwanzigste: ob mit Recht oder Unrecht, werden wir sehen. In ihrer Gesammtheit geben diese Jubeljahre eine recht merkwürdige Galerie der Geschichte der letzten sechs Jahrhunderte ab: es wird sich, um das Bild zu vervollständigen, empfehlen, an der Hand der Centenarien von 100 bis 1200 diese Betrachtung zu vervollständigen: sie kann damit für den Historiker, Archäologen und Politiker nur gewinnen.

Ich möchte aber, ehe ich diese Bilderreihe aufrolle, ein Wort über die chronologische Frage einfließen lassen, welche gegenwärtig die Gelehrten und Ungelehrten so sehr beschäftigt und selbst die Gemüther in einer für den Weltfrieden bedrohlichen Weise in Aufregung gebracht hat. Hätte der Burenkrieg nicht glücklicherweise das Interesse zum größten Theile in Anspruch genommen, wer weiß, welchen Schaden uns noch die Entzweiung über den Anfang des neuen Jahrhunderts gebracht hätte. Zählt man die Stimmen, so wird wohl der 1. Januar 1900 als Anfang des 20. Jahrhunderts die meisten Vota für sich haben: dafür sorgt schon die Ungeduld der Menschen, die möglichst bald von der Schulbank des 19. Jahrhunderts loskommen möchten und nicht früh genug Bekanntschaft mit einem neuen Säkulum machen kann, das aller Wahrscheinlichkeit nach alle Tugenden und Laster seiner Vorgänger haben, nicht besser und nicht schlechter als sie sein wird. Wägt man die Stimmen, so haben die Gelehrten, welche für das Jahr 1900 als letztes des 19. Jahrhunderts entschieden haben, gewiß Oberwasser, und Gott behüte mich davor, der überströmenden Fülle mathematischen, astronomischen und chronologischen Wissens zu widersprechen, welches für diese These und bei diesem Anlaß zum Vorschein kam. Bei all dem will mir scheinen, als ob bei der ganzen Verhandlung über diesen Gegenstand ein kleines Detail übersehen wäre, was der Sache eine total verschiedene Physiognomie gibt und wohl die Behauptung rechtfertigen dürfte, daß hier stellenweise ein wenig de lana caprina gestritten worden ist.

In Italien hat kürzlich die „Gazzetta Ufficiale" folgende Bekanntmachung „der meteorologischen und geodynamischen Zentralkanzlei" gebracht:

L'anno 1900 è comune ed è l'ultimo del secolo XIX.

In causa della riforma gregoriana i millesimi le cui cifre significative non sono multipli di 4, restano anni comuni, cioè non bisestili. Il Febbraio 1900 ha 28 giorni. Poichè dai computisti fu stabilito chiamarsi anno uno dopo Cristo quello che, fissata l'origine dell' anno a primo gennaio, comincia sette dì dopo la nascita di Cristo, secondo la tradizione, così ne consegue che il nuovo secolo comincerà col 1º gennaio 1901.

Das ist gewiß ganz richtig, aber nur von der Unterstellung aus, daß die Komputisten des heutigen Tages darin recht haben, daß sie den Beginn der üblichen christlichen Zeitrechnung mit dem auf den traditionell angenommenen Geburtstag des Herrn am 25. Dezember folgenden 1. Januar gleichsetzen.

Es ist aber nicht schwer, zu zeigen, daß die heutigen Komputisten sich damit auf einen ganz anderen Standpunkt stellen als diejenigen des Mittelalters und als vorab diejenigen Schriftsteller, welche die Aera christiana in die bürgerliche Zeitrechnung eingeführt haben.

Der Verfasser der Notiz in Nr. 7 dieser Beilage (S. 6) hat ganz richtig gesagt, daß der Kernpunkt des Streites in dem mittelalterlichen Sprachgebrauch zu suchen und die Frage nur aus der Urkundensprache heraus zu lösen ist. Er hat auch darauf hingewiesen, wie die Ersetzung der Ordinalzahlen durch die Grundzahlen hier mitgespielt und eine ungenaue Ausdrucksweise die Mathematiker verführt hat, abgelaufene statt laufender Jahre zu verstehen, und wie endlich das Eindringen der ungenauen Zahlen moderner Sprachen in das Urkundenwesen die Verwirrung vollends verschuldet hat. Gehen wir der Sache indessen etwas näher auf den Grund.

Die sogenannte christliche Aera ist bekanntlich durch den italienischen Mönch Dionysius Exiguus im 6. Jahrhundert berechnet worden. Von da zu ihrer Einführung in den amtlichen Gebrauch war aber ein weiter Schritt, den die abendländische Christenheit sehr langsam — in vier

Jahrhunderten — vollzogen hat, während die morgenländische ihn erst seit dem 15. Jahrhundert, theilweise nie gethan hat. Die Orientalen, Griechen und Russen blieben bis 1453 bei anderen Zeitrechnungen, unter denen die sehr variirenden Ansätze der Erschaffung der Welt die bekanntesten sind.[1] In den päpstlichen Bullen und Erlassen begegnet man der Aera christiana einigemal im 9. Jahrhundert, denn die für Bonifatius IV. und Theodorus angezogenen Daten sind mehr als zweifelhafter Natur; häufiger wird die dionysische Rechnung in päpstlichen Briefen gegen Ende des 10. Jahrhunderts. Interessant ist das Verhalten der christlichen Inschriften. Die datirten Inschriften Roms, welche de Rossi im ersten Band seiner Inscriptiones christianae urbis Romae zusammengestellt hat und welche die ersten sechs christlichen Jahrhunderte begreifen, kennen die Aera christiana noch durchaus nicht, denn die drei von Olivieri, E. Visconti und Corsini als mit der dionysischen Aera versehen bezeichneten Inschriften sind unecht und der vielberufene Mailänder Stein mit der Datirung ecclesiae catholicae anno centesimo quarto (!) bietet einen verstümmelten Text, dem ein in pace vorauszuschicken ist, während die 104 Jahre, wenn sie wirklich auf dem Marmor standen, von dem Alter des ehrwürdigen Inhabers dieser Grabschrift zu verstehen sind. Die Leblant'schen „Inscriptions chrétiennes de la Gaule" zeigen für die ersten sieben Jahrhunderte datirte Titel vom Jahre 334 bis 695: keiner von ihnen hat die dionysische Aera. Das Gleiche gilt von den durch E. Hübner gesammelten christlichen Inschriften Britanniens, die bis tief in die angelsächsische Zeit gehen, und in denen übrigens die Angabe eines Datums fast immer fehlt. Die gleichfalls von Hübner bearbeiteten christlichen Inschriften Spaniens ergeben Datirungen, die bis ins Ende des 7. Jahrhunderts führen; keine von ihnen hat die dionysische Aera, es kommen nur die Aera Hispanica, welche mit 38 v. Chr. beginnt, und die Anni Episcoporum zur Verwendung. Zweimal begegnen wir hier freilich einer aera d(omini), wobei aber an die aera provincialis zu denken ist. In der von mir herausgegebenen Sammlung der christlichen Inschriften der Rheinlande erscheint die dionysische Aera in einigen falschen oder sehr fraglichen, meist nur in Abschrift erhaltenen Steinen des 9. Jahrhunderts; auch die frühesten zuverlässigen Beispiele des 10. Jahrhunderts (Nr. 292, 320, 534) sind nur abschriftlich oder in Erneuerungen erhalten. Die Inschrift an der Kirche zu Giengen (Oberamt Geislingen, s. Keppler, Württ. kirchl. Kunstalterth., Rottenb. 1888, S. 115) von 984 dürfte bis jetzt die älteste noch vorhandene Steinurkunde mit dionysischer Aera in unsern deutschen Landen sein. Weit älter wären die Konsekrationsinschrift des Baptisteriums von Brescia (a. 617) und die Bauinschrift von S. Valentino in Terni (a. 728), doch ist vorderhand die Gleichzeitigkeit dieser epigraphischen Urkunden nicht verbürgt. Vielleicht gilt das Gleiche von dem Epitaph auf dem Grab des hl. Amandus (a. 661). Hr. Grellet-Balguerie hat sich vor zehn Jahren auf dieses und auf die Unterschrift des Mönchs Lucerius unter der Fredegund'schen Sammlung (a. 674) berufen, um nachzuweisen, daß die christliche Aera in Frankreich schon im 7. Jahrhundert verwendet wurde (Sitzungsb. der Acad. des Inscr. 1890, Sept. 26.); die Akten über dieses Beweismaterial scheinen mir noch nicht geschlossen zu sein. Auf einem Elfenbeinhorn in Krakau liest man das Datum DCCCXII (Westwood Catal., p. 443). Offenbar gingen die Angelsachsen allen übrigen Völkern mit der Einführung der dionysischen Aera in den öffentlichen Gebrauch voran: seit dem 7. Jahrhundert datiren englische Könige nach Jahren der Inkarnation, und der mächtige Einfluß Beda's des Ehrwürdigen (starb 735) verhalf dieser Zeitrechnung sowohl in England wie in der fränkischen Monarchie zum Sieg. Im 8. Jahrhundert herrscht sie bereits in Frankreich in den kirchlichen Akten, begegnet uns auch hier und da in Privatakten und wird durch Karl den Großen in den staatlichen Gebrauch aufgenommen. Indessen begegnet sie uns in königlichen Urkunden erst häufiger seit Karl dem Dicken; ziemlich allgemein eingeführt erscheint sie im 10. Jahrhundert in ganz Europa, mit Ausnahme von Spanien, das sie erst im 11., und Portugal, das sie erst im 15. Jahrhundert adoptirte. Nach dem Fall Konstantinopels nahmen auch die Griechen diese Aera an. Von den geschichtlichen Darstellungen wendet wohl die Historia ecclesiastica gentis Anglorum des Beda zuerst konsequent die Rechnung nach Jahren der Inkarnation an, doch treffen wir bei Beda auch noch diejenige ab Urbe condita (I, 3), und auffallend ist, daß derselbe Geschichtschreiber (I, 2) uns das falsche Datum ab Urbe condita 693, ante vero incarnationis Dominicae tempus anno sexagesimo für Cäsars Landung bietet, während Cäsars erster Aufenthalt in England 55, der zweite 54 fällt.

Auch innerhalb der dionysischen Rechnung gab es indessen große Differenzen, indem der Jahresanfang bald auf den 1. Januar (dies Circumcisionis), bald den 25. Dezember (dies Nativitatis), bald den 25. März (dies Conceptionis) gesetzt wurde. Daraus ergab sich, daß man z. B. das Jahr 1000 bald vom 25. März 999 bis zum 24. März 1000 (Pisaner Rechnung), bald vom 25. März 1000 zum 24. März 1001 (Florentiner Rechnung) zählte: man sieht, nichts neues gibt es unter der Sonne, und was die heutigen Komputisten entzweit, war schon der Zankapfel zwischen den beiden toscanischen Republiken, die freilich nach dem Jahre 1000 noch viel ernstere Hühnchen zu pflücken hatten bis zu dem Tag, wo Pisa unterlag und sich unter das Joch der Florentiner beugen mußte. Die Verwirrung stieg, wo man statt dieser unbeweglichen Jahresanfänge den durchaus beweglichen des Pascha annahm, so daß, je nachdem das Osterfest fiel, dasselbe Jahr beinahe den ganzen Monat April zweimal zählen konnte. Dieser unpraktische Jahresanfang, der sich angeblich bis ins 6. Jahrhundert hinauf verfolgen ließ, herrschte in Frankreich bis 1563, wo Karl IX. ein 1567 von dem Parlament bestätigtes Edikt erließ, nach welchem künftighin das Jahr mit dem 1. Januar zu beginnen hatte. Deutschland und die Niederlande hatten diesen Jahresanfang schon früher angenommen.

Die Formeln, welche in den älteren Urkunden und in Schriftwerken, wie Beda's Kirchengeschichte der Angelsachsen, uns begegnen, sind regelmäßig drei: anno Incarnationis, Trabeationis (trabeatio ist so viel wie trabea [mit dem Staatskleid] carnis indutus; der annus trabeationis ist gleich dem der Menschwerdung, d. i. der Inkarnation) und Circumcisionis; diese drei Formeln bezeichnen also nur zwei Rechnungen, von denen die eine mit dem 25. März, die andere mit dem Fest der Beschneidung, 1. Januar, beginnt. Daneben kommt dann die Rechnung anno Nativitatis auf. Was hat man sich darunter zu denken? Daß die Späteren mit diesem Datum an den traditionellen Geburtstag des Herrn am 25. Dez. anknüpften, ist selbstverständlich. Es wäre aber ein Irrthum, zu glauben, daß das die Absicht derjenigen gewesen, welche zuerst dieses Terminus sich zu bedienen anfingen. Ich beweise das aus der ältesten Aufzeichnung, die uns über diesen Gegenstand erhalten ist, und zwar aus dem „Argumentum ad inveniendum quotus sit annus Incarnationis Domini", welches in dem „Calendarium vetustissimum literis Saxonicis cum ciclis ecclesiasticis" von 703 in

[1] Eine anscheinend christliche Zeitrechnung hat Wetzstein an einer Inschrift am Hiobskloster zu finden geglaubt (Berl. Akad., Abh. 1863, Nr. 177), wozu indessen die Bemerkungen von Delitzsch und Waddington zu vergleichen sind.

einer Handschrift der Cotton-Library eingeschrieben ist. Die Stelle ist seinerzeit Dr. Hickes entgangen und meines Wissens nur durch Hampson (Med. aevi Kalendar., I, 394) bekannt. Es stehen sich da zwei Texte gegenüber, der sog. Galba und der sog. Julius: auf die gestellte Aufgabe antworten beide vollkommen übereinstimmend bis auf den letzten Satz: Si vis nosse quot anni sint ab incarnatione Domini . scito quot fuerint ordines indictionum . utpote quinto anno Tiberii principis . XLVI . hos per XV multiplica, fiunt DCXC . adde semper regulares XII quia quarta indictionum secundum Dionysium (!) natus est Dominus . et indictionem anni cuiusque volueris utpote in presenti unam . fiunt DCCIII . isti sunt, so schließt der Julius-Text, anni incarnationis domini; wogegen der Galba sagt: isti sunt anni nativitatis Domini. Es erhellt daraus, daß annus Nativitatis und annus Incarnationis hier ganz gleich gesetzt werden.

Erhöht mußte die Verwirrung werden, wenn nun gar auch der Jahrestag der Empfängniß des Herrn in Bewegung gerieth. Das zehnte Konzil von Toledo (656) bestimmte in seinem ersten Kanon, es solle die Solennitas dominicae matris nicht mehr im Frühjahr gefeiert werden, wo sie leicht in die Fastenzeit oder in das Osterfest hineinfalle, sondern am XV. Tag der Januarkalenden (= 18. Dez.) und die Nativitas Filii eius Salvatoris am VIII. Tag derselben Kalenden (= 25. Dez.). Dabei wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die Verkündigung in verschiedenen Gegenden Spaniens bisher an verschiedenen Tagen gefeiert wurde. In anderen Ländern erschien sie dagegen offenbar in fester Verbindung mit der Leidenswoche, denn in dem Kalender von Arras heißt das Fest „Conceptio Christi et Passio Domini“.

Angesichts dieser Sachlage kann es nicht wundernehmen, wenn um die Zeit, wo die christliche Aera in den allgemeinen Gebrauch eingeführt wurde, in den Datirungen noch große Unsicherheit herrscht und vielfach dasselbe Ereigniß von den Einen dem Jahre 999, von Anderen dem Jahre 1000 eingereiht wird. Das sog. Laud's Ms. in Oxford weist z. B. eine Anzahl wichtiger Begebenheiten dem Jahre 1046 zu, welche ein Cotton Ms. (Domit. A. VIII) ins Jahr 1048, das Worcester Ms. (Tiberim B. IV) dem Jahre 1050 zuweist. Wenn mit Rücksicht auf solche Abweichungen Gibbon einmal den Ausspruch thut, die Chronologie der englischen Geschichte müsse als ein sehr vernachlässigtes Departement angesehen werden, so kann man versucht sein, dieses Diktum des großen Historikers zu verallgemeinern und zu behaupten, daß auch heute noch über manchen Theilen der mittelalterlichen Chronologie ein starkes Dunkel liege.[1]

Die Termini Anno Incarnationis und Anno Nativitatis verloren sich später mehr und mehr in den Termini Anno Domini und Anno Gratiae. Die Datirung Anno Domini findet sich ziemlich frühzeitig in den päpstlichen Akten bis zu dem Pontifikat Alexanders II. (1061—1073), welcher für diese Akten den bis heute allein geltenden Terminus ab incarnatione einführte; den Terminus anno Gratiae fand man zuerst in einem Akt von 1132. Im Gebrauch des Volkes bürgerten sich Datirungen ein, welche unvollständig waren und z. B. das Jahrtausend wegließen, oder auch post mille datirten. Ziemlich unklar erscheint auch die den Franzosen geläufige Rechnung, z. B. Quant li miliaire corrait par mil et dous cens e quatre vinz e neuf. Nur im Vorübergehen sei daran erinnert, daß es auch eine christliche Aera gab, welche secundum certiorem Evangelii probationem, d. i. 23 Jahre vor Christi Geburt, datirte, und eine andere, welche von der Passion des Herrn ausging und erst recht unsicher war, da der Tod des Herrn bald ins Jahr 32, 33 oder 34 gesetzt wurde. Endlich findet man in dem Chronicon Alexandrinum eine Aera Ascensionis, die mit 39 n. Chr. begann.

So viel, um zu zeigen, wie unsicher der Boden ist, den die sogenannte christliche Zeitrechnung unter sich hat. Eines dürfte aus dem Gesagten sich indessen mit Sicherheit ergeben. Wenn es am 25. Dez. 1899 des vorigen Jahres 1899 Jahre waren, daß Christus geboren wurde,[1] so treten wir, nach der Auffassung der Begründer der dionysischen Aera und der Bedeutung, welche man in der ganzen älteren Zeit des Mittelalters der Bezeichnung Annus Incarnationis gab, mit dem bevorstehenden Verkündigungsfest aus diesem 19. Jahrhundert heraus und der 26. März 1900 ist unzweifelhaft der erste Tag des 20. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung.

II.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserm Thema zurück.

Hr. Professor v. Wilamowitz-Möllendorff hat neulich als Festredner bei der Jahrhundertfeier der Berliner Universität ganz richtig darauf hingewiesen, daß in der Stempelung des Jahrhundertanfangs als etwas besonderem etwas ebenso naives wie dämonisches liege und es ist gewiß ebenso wahr, daß das jedesmal führende Volk für den Wechsel der Epochen die geschichtlichen Marksteine liefere. Indessen ist es ebenso wahr, daß der Mensch ein erklärliches Bedürfniß empfindet, den auf seiner Wanderung über Berg und Thal zurückgelegten Weg von Zeit zu Zeit zu überschauen und er sieht sich durch mancherlei Veranstaltungen amtlicher Behörden oder aufmerksamer Verschönerungsvereine nicht selten dazu aufgefordert. Es liegt an sich auch eigentlich kein Grund vor, weßhalb man mit der Versendung und namentlich mit der Bezahlung der Rechnungen gern das Neujahr des folgenden Kalenderjahres abwartet; aber es ist einmal so Brauch, und so wird es wohl auch Sitte bleiben, daß Individuen und Völker sich von der Jahrhundertwende außergewöhnlich bewegt fühlen und aus ihr Anlaß zu einer im ganzen doch recht wohl angebrachten Rückschau und Gewissenserforschung nehmen. Die römische Kirche ist ganz gewiß mit ihrem Anno santo in diesem wie in so vielen anderen Punkten einer an sich berechtigten Volksempfindung entgegengekommen. Berechtigter wäre ja, wenn die Völker über ein solches Datum hinweg die großen Marksteine der Geschichte selbst ins Auge faßten. Aber sind diese, namentlich aus so unmittelbarer Nähe, immer so klar zu erkennen und wären selbst die Historiker nicht in einiger Verlegenheit, wenn sie jedes Jahrhundert nach einer oder zwei bestimmten Persönlichkeiten, oder nach einem alles dominirenden Faktum taufen müßten?

Zwölfmal hatte die römische Kirche die Erneuerung des Annus Gratiae gefeiert, ehe Bonifatius VIII. für dieselbe die Form eines Jubeljahres mit einem allgemeinen großen Ablasse ausschrieb. Uebersehen wir diese zwölf Centenarien

[1] Wie groß die Unsicherheit der Datirungen ist, zeigt z. B. ein Brief des Lütticher Klerus an den Trierischen, wo der 18. März als Jahresanfang erscheint, dann wieder das Verhalten eines Autors, wie Gregor von Tours, welcher als fünften Monat einmal den Juli, ein anderes Mal den Mai anführt (Hist. Fr. IV c. 4 u. 35).

[1] Daß diese Annahme irrig ist, wird bekanntlich seit Sanclemente (1793) von den meisten neueren Chronologen behauptet. Ganz abgesehen von der Frage des 29. Dezember als Geburtstag des Herrn (auch Clemens Al. gibt den 25. Pachom = 20. Mai dafür an), ist sicher, daß Herodes d. Gr., unter welchem Christus geboren wurde, vier Jahre vor der Aera des Dionysius gestorben war, so daß sich Dionysius um mindestens vier, vielleicht fünf oder sieben Jahre verrechnet hat. Die Aera Ascensionis des Chron. Alexandrin. kam also mit ihrem Ansatze 1 = 39 p. Chr. der Wahrheit näher, als der Begründer der Aera Incarnationis.

— welch wunderbare Folge von Bildern rollt sich, allein für die Kirche Roms und die Stadt Rom, vor uns auf!

Die junge Christengemeinde Roms war zitternd und entsetzt aus der blutigen Verfolgung hervorgegangen, welche Nero's Brutalität zwischen 64—67 über sie verhängt hatte. Schon zählte sie Mitglieder in dem flavischen Kaiserhause selbst, das mit Vespasian auf den Thron gekommen: Domitians wilde Laune trieb seine christlichen Verwandten in den Tod und in die Verbannung. In den Tagen, in denen die beiden Domitillen verbannt auf den Inseln Pandateria und Pontia weilten, mögen jene ersten altchristlichen Katakomben entstanden sein, deren Erforschung wir in unsern Tagen durch de Rossi erlebt haben. In S. Priscilla hatte man, um 100, eben die Gebeine eines Acilius Glabrio beigesetzt, eines Nachkommen des Siegers über Antiochus bei den Thermopylen. Nicht lange danach werden die Kämmerer der hl. Domitilla, Nereus und Achilleus, in jenen Grüften beigesetzt sein worden, deren Aufdeckung ich im Jahre 1874 beiwohnte. Bischof von Rom war vielleicht damals noch der hl. Clemens, der nach Anderen schon im Jahre 98 dem Euaristus Platz gemacht hätte. Etwas bestimmtes läßt sich hier nicht sagen, denn die Chronologie der Päpste ist bis auf Pontianus (230) so vollkommen ungewiß, daß es unmöglich ist, einigermaßen verbürgte Daten für jene Zeit anzugeben. Sicher war Clemens, wenn er bereits, wie man annimmt, das Martyrium erlitten, noch nicht lange Zeit dahingeschieden, und es waren vielleicht nur erst wenige Monate verstrichen, seit jener merkwürdige sog. I. Brief des Clemens an die Korinther geschrieben war, dessen Schluß, erst in unsern Tagen aufgefunden, das erste christliche Kirchengebet für Reich und Kaiser enthält. Noch lebten die Christen im ganzen und großen in diesem Reich unter dem Schatten der jüdischen Religion, wie sich Tertullian ausdrückt. Sie nahmen an der den Juden gewährten religiösen Duldung theil: aber die Ausbrüche der Volkswuth und des Cäsarenwahnsinns unter Nero und Domitian mußten wie ein Alp über der jungen Gemeinde liegen: schon drohte ihr das nach wenigen Jahren ins Leben tretende Trajanische Gesetz, welches die Religion Christi als ein sodalicium illicitum ächtete und die legale Grundlage schuf, auf der sich, bis zum Edikt des sterbenden Galerius (311) die römischen Christenverfolgungen bewegten.

Als man im Jahre 1865 das Coemeterium der heiligen Domitilla an der Via Ardeatina auszugraben begann, stieß man zunächst auf jenes höchst merkwürdige Gebäude, welches demselben vorgelegt war und welches sich im Grunde in nichts unterschied von den heidnischen Gräbern (an der Via Latina u. s. f.) vorgelegten Gebäuden, in welchen die Wächter wohnten und in denen die Todtenschmäuse u. s. w. stattfanden: Bauwerke, deren die Inschriften zuweilen Erwähnung thun (z. B. diaeta quae est iuncta huic monumento, oder solarium tectum in quo populus epuletur). Dieser geräumige, im Innern durch Weinlaub und andere dekorative Sujets ganz im pompejanischen Stil geschmückte Vorbau öffnet sich nach der Katakombe zu in einem Gange, der uns sofort in einem höchst kostbaren, leider jetzt rasch verfallenden kleinen Wandgemälde das vielleicht älteste christliche Bild zeigt: Daniel zwischen den Löwen — das Symbol der von den Mächten dieser Welt bedrohten und durch göttlichen Schutz bewahrten Gemeinde. Dies Fresko kann als das treueste Abbild dessen betrachtet werden, was die römische Christenheit im Jahre 100 war und des Gefühls, mit dem dieselbe dem kommenden Jahrhundert entgegenging.

Dies zweite Jahrhundert ließ sich nicht leicht an. Die Verfolgungen unter Trajan, Hadrian, Marc Aurel waren vorübergezogen, auch die literarische Bekämpfung des Christenglaubens durch Celsus und Crescenz hatte man überlebt; eine mildere Sonne schien unter Commodus, seit eine christliche Katechumene, Marcia, die Gunst dieses Tyrannen gewonnen und die Freilassung der in den Bergwerken Sardiniens schmachtenden Christen erwirkt hatte. Im Jahre 200 sah sich die römische Kirche durch Zephyrinus regiert: soeben (199?) war Victor I. aus dem Leben geschieden, dessen Episkopat durch die schweren Kämpfe mit den Kleinasiaten über das Osterfest und die durch die Häresien des Sabellius und Noëtus bedingten Zuckungen bewegt war. Zephyrinus machte den durch den Verfasser der Philosophumena so schwer angegriffenen Callistus im Jahre 200 (?) zum Vorstand des ersten, an der appischen Straße angelegten Gemeinde-Cömeteriums, welches sich an die Grabanlagen anlehnte, in denen, wenige Jahre vorher, unter Marc Aurel, ein Sprosse des größten Geschlechts der Cäcilii, die Märtyrin Cäcilia, auf ihrem eigenen Grund und Boden ihre Beisetzung gefunden hatte. Diese Welt der Katakomben gibt dem Jahre 200 seine Signatur. Aber auch für das geistige Leben der Menschheit gab ihm Zephyrinus eine geradezu weltgeschichtliche Bedeutung, indem er einmal, dem extremen Rigorismus gegenüber, das Prinzip der Verzeihung auch auf die schwersten Fleischessünden ausdehnte; dann, indem er die Ehe der Unfreien mit dem Freien kirchlich anerkannte und damit die abendländische Menschheit einen Schritt von unermeßlicher Tragweite in der Richtung der bürgerlichen Gleichheit und der Freiheit machen ließ. Man sieht, welch neue und große Perspektiven sich mit diesem dritten Jahrhundert eröffnen.

Auch im Jahre 300 war die Zeit der Trübsal noch nicht abgelaufen.

Das dritte Jahrhundert hatte eine neue Lage geschaffen, deren unabsehbare Folgen dem Geiste derjenigen, welche die Hand an den Pulsschlag der Nationen führten, bereits aufgehen mußten.

Das Zeitalter Septim Severs und Alexander Severs war nicht frei von Verfolgungen: aber es machte sich bald ein neues Element in der Regierung geltend: die Herrscher hören auf, dem alten Rom anzugehören, orientalische Einflüsse kommen empor und mit ihnen dringt mit unaufhaltsamer Macht jüdisches und christliches Proselytenthum in die Familien der Cäsaren und die maßgebenden Kreise ein. Schon fängt unter Alexander Severus die Berücksichtigung des Christenthums an, eine Staatsraison zu werden. Noch einmal versucht Decius die Einheit des Reiches durch grausame und rücksichtslose Maßnahmen im Sinne des polytheistischen Volksglaubens zu retten. Trotz der zahlreichen Lapsi schlägt der Versuch fehl. Inzwischen hatte der Occident eine von großen Talenten wie Tertullian und Cyprian getragene christliche Literatur aufblühen sehen und, was viel mehr bedeutete, Alexandrien schenkte mit seinem großen Origenes der Kirche eine Wissenschaft: von dem Tage an, wo es eine solche ehrliche, ernste Wissenschaft gab, war der Sieg des Christenthums entschieden. Ohne diese Wissenschaft, die nicht bloß ein blendender Zierath, sondern ein Lebenselement des griechisch-christlichen Geistes wurde, wäre Rom nie die Beherrscherin der Seelen geworden: eine ungeheure Lehre für diejenigen, welche heute der Kirche die Zukunft sichern wollen, indem sie sie von der Wissenschaft trennen. Um 300 waren die Früchte dieser Entwicklung soweit gereift, daß sich der Paganismus vor die Alternative eines unaufhaltsamen Verfalls oder eines sofortigen Verzweiflungskampfes um seine Existenz gestellt sah. Kein besonders hervorragendes Ereigniß charakterisirt in Rom die Wende des Jahrhunderts; Bischof war damals Marcellinus, den die spätere Fabel zu Anfang der Verfolgung den Göttern opfern ließ und der dann auf der Synode zu Sinuessa sich selbst abgesetzt haben soll. Die Stadt rüstete sich schon zu den Vicennalien des Diokletian, die 303 gefeiert wurden und denen der Bau der Diokletianischen Thermen 303—305 folgte. Mit dem

von Constantin 312 vollendeten Bau der Basilika des Maxentius war es die letzte architektonische Großthat, welche die ewige Stadt aus den Händen eines heidnischen Kaisers empfing.

Welch ungeheure Veränderung weist der Vergleich der Daten 300 und 400 auf! 300 regierte noch die kraftvolle Persönlichkeit eines Diokletian, jenes großen Organisators, mit dem sich Napoleon I. nicht ungern verglich. Das Christenthum zählte in Konstantin d. Gr. und Theodosius I. zwei andere große Namen als die seinigen; im Jahre 400 war das Reich schon fünf Jahre lang getheilt zwischen zwei ohnmächtigen Regenten und schon sah dies Jahr Alarich mit seinen Gothen gegen Italien, bis nach Aquileja vorrücken, um neun Jahre später Rom zu belagern, 410 es einzunehmen. Seit 404, wo Honorius zum letztenmal in Rom weilte, hat die Stadt aufgehört, Residenz der Kaiser zu sein. Anastasius I. saß damals auf dem römischen Bischofsstuhl (398—401?). Bald nachdem die Cäsaren aus den Palästen des Palatin gewichen, setzten sich die Päpste in denselben fest, um so in den Augen des Volkes unbemerkt an die Stelle der Imperatoren zu rücken. Fragt man nach einer Signatur der Zeit, so steht, fast am Anfang des Jahrhunderts, der Triumphbogen des Konstantin (s. 312) mit seiner noch den politischen Kompromiß der aufsteigenden und der niedersteigenden religiösen Macht verrathenden Inschrift; am Schluß des Jahrhunderts ruht unser Auge auf dem wunderbaren Mosaikbild, mit welchem Papst Siricius (384—399) die Abside von S. Pudenziana auszuschmücken begonnen hatte und das erst unter Papst Innozentius I. (402—407) vollendet ward: man arbeitete also noch über das Jahr 400 an demselben. Die inmitten des Apostelchors thronende Gestalt des Erlösers mit den Prachtbauten des alten Viminals im Hintergrunde, mit der Inschrift DOMINVS CONSERVATOR ECCLESIAE (Pudentianae) erscheint wie eine Zusammenfassung der Gedanken, welche aus der Geschichte des zusammenstürzenden kaiserlichen Rom hinüber in das Mittelalter geleiten. Schwere und dunkle Wolken lagern sich jetzt und verdichten sich immer mehr über der ewigen Stadt. Im Jahre 500 gehorcht dieselbe schon fast ein Vierteljahrhundert lang fremden Herren. In dem abgelaufenen Jahrhundert hatte die Kirche die mächtigen, die Grundlagen ihres Glaubens in Frage stellenden Bewegungen erlebt, welche sich an die Namen des Pelagius, Nestorius, Eutyches anknüpften. Sie hatten große Männer wie Hieronymus, Augustinus, Leo I. auftreten und dahingehen gesehen. Das Reich hatte Afrika an die Vandalen, Spanien an die Westgothen, Gallien an die Burgundionen und Franken verloren; es war dann selbst unter den Streichen Odoakers zusammengebrochen, und auch dessen kurze Herrschaft war an die Ostgothen übergegangen, deren gewaltiger und genialer König jetzt plötzlich in diesem Jahre 500 in Rom erschien. Theodorich war Arianer, aber er war ein zu guter Politiker, um nicht seine ersten Schritte nach St. Peter zu wenden und dort wie ein Katholik seine Andacht zu verrichten. Seine Wohnung nahm er im Palatin, in der Kurie ließ er sich von Boethius bewillkommnen und in dem von Domitian beim Severusbogen angebauten „Senatus" (ad Palmam) hielt er — ein Illitteratus und des Schreibens nicht einmal mächtig — eine schlechte lateinische Rede. Den Römern verkündete er die Fortdauer ihrer Gesetzgebung und die Erhaltung ihrer Antiquitäten, zu denen er offenbar auch den Senat rechnete: was ihn nicht abhielt, durch Cassiodorus den ehrwürdigen Rathsherren die schönsten Epitheta an den Kopf zu werfen: denn was war es anders als eine lächerliche Phrase, wenn er den Senat einmal domitor orbis, praesul et reparator liberatis nennt! Als später in den das Rückenmarck dieses alten Senats ausmachenden anicischen Familien wirklich altrömisch-republikanische Tendenzen auftauchten, ließ derselbe König seinen treuen Minister Boethius und dessen Schwiegervater, den ehrwürdigen Konsularen Q. Aurelius Symmachus, nach einem rechtlosen Prozesse hinrichten (524).

Anno 500 hätte mitten in den Festen, die zu Ehren des königlichen Gastes gegeben wurden, das Niemand erwartet. Damals muß Rom noch einen überwältigenden Eindruck gemacht haben, dem sich auch der Gothenkönig nicht entziehen konnte. Trotz der Plünderungen, denen die Stadt durch Alarich und Geiserich ausgesetzt gewesen war, besaß Rom noch im wesentlichen an Bauwerken, was das 404 scheidende Kaiserreich ihm hinterlassen, und der Statuen und Skulpturen gab es noch so viele, daß eine eigene Behörde, die Comitiva Romana, mit ihrer Erhaltung beauftragt war. Jener afrikanische Abt Fulgentius, der damals, vor den Vandalen flüchtig, nach Rom gekommen war, war von der Herrlichkeit der ewigen Stadt so ergriffen, daß er in die Worte ausbrach: „wie prächtig muß nicht das himmlische Jerusalem sein, wenn schon die irdische Roma also erstrahlt!" Namentlich an Reiterstatuen muß letztere damals noch sehr reich gewesen sein, denn Cassiodor spricht geradezu von Herden von ehernen Rossen (Var. VII, 15). Die geordnete Regierung Theodorichs brachte wieder Wohlstand und Sicherheit des Besitzes zurück, und die Stadt durfte sich den unfreiwilligen Scherz erlauben, sich auf ihren Stempeln, die Henzen gesammelt hat, REGN. D. N. THEODORICO FELIX ROMA zu nennen. Noch komischer war es, wenn sie in diesen Tagen Münzen mit der Umschrift INVICTA ROMA schlug: ein paar Jahre darauf gab der unglückliche Boethius den Kommentar zu beiden Texten, als er in seinem Kerker die Worte schrieb: welche Art von Freiheit bleibt uns heute noch zu hoffen — nam quae sperari reliqua libertas potest? atque utinam posset ulla! (Consol. I pr. 4.) Ich habe sie über eine Abtheilung meiner Bibliothek geschrieben.

Als Bischof herrschte damals in Rom Symmachus, der sich in Ravenna Theodorichs Bestätigung geholt hatte, ihm 500 auch vor die Stadt entgegenging, aber sehr bald in Rimini allerlei schwerer Dinge angeklagt ward. Ein Papst, über dessen Person und Amtsführung mancherlei Dunkel schwebt, der immerhin in der kirchlichen Baugeschichte der Stadt starke Spuren seiner Thätigkeit hinterlassen hat. Sein und seines Vorgängers Gelasius Pontifikat sahen hier die letzten Regungen des offiziellen Heidenthums: die Lupercalien, die Vergnügungen bei dem Tempel der Dioscuren der Insula Sacra an der Tibermündung, das Gesetz des Königs gegen die heidnischen Opfer und die Abtragung des Apollotempels auf dem Montecassino waren die letzten Symptome der abgestorbenen Zeit und Kultur. Daß mit ihnen der Paganismus aus Italien völlig verschwunden sei, wird man kaum zu behaupten wagen. Selbst ein Schriftsteller wie Alfred v. Reumont meint (II, 37), „es habe sich das Heidenthum in Ansichten und Gebräuchen namentlich in Rom fortgepflanzt und nur zu lange schädlichsten Einfluß geübt mit seiner Entstellung des innersten Wesens der christlichen Lehre". Ich bitte, Notiz davon zu nehmen, daß diese Worte nicht von mir herrühren.

Und wiederum, welch anderes Bild im Jahre 600! Nach blutigen Kämpfen waren die Gothen den Oströmern unterlegen; Rom hatte sich 537 wieder durch Vitiges belagert, 546 und abermals 549 durch Totila eingenommen gesehen. Die pragmatische Sanktion Justinians vom Jahre 554 gab Italien eine neue Organisation, die aber in ihrem ganzen Umfang nicht durchzuführen war, denn 568 schon stiegen die Longobarden über die Karnischen Alpen hinunter, um die oberitalienische Ebene in Besitz zu nehmen und auf zwei Jahrhunderte hinaus den Rest der Halbinsel zu beunruhigen. Die Kirche hatte Widriges in den Zeiten des

Papstes Vigilius und des Dreikapitelstreites erlebt; jetzt saß Gregor I. auf dem Stuhl Petri, den mitten in der entsetzlichen Pest von 590 der Tod Pelagius' II. leer gelassen hatte. Die neueren Geschichtsschreiber der Stadt Rom haben die Aeußerungen Gregors über den traurigen Zustand der Stadt Rom gesammelt. Seit dem Gothenkrieg war Rom einem raschen und völligen Verfall dahingegeben. Der Besieger der Gothen, Narses, war, wie Belisar, vom Hofe mit Undank gelohnt, 567 in Rom gestorben. Seither ward die Stadt durch den in Ravenna residirenden Exarchen regiert, der einen Dux für die Stadt ernannte. Man hört im 7. Jahrhundert nichts von einem solchen Dux Romanus, aber im Jahre 708 taucht auf einmal dieser Ducatus Romanus wieder auf. Vom Senat ist zuletzt gelegentlich einer Gesandtschaft an den Kaiser Tiberius die Rede; er muß nach dieser letzten Kraftanstrengung bald das Zeitliche gesegnet haben. Auch die Reichskonsulen hatten längst aufgehört, doch erhielt sich noch der Titel Exkonsul, den man sich, wie Gregor berichtet, um etwa 30 Pfund Goldes vom byzantinischen Hofe erkaufte. Rom war also wirklich nur mehr eine herabgesunkene Provinzialstadt, das Abbild einer Welt, die, wie Gregor in seiner ersten Homilie sagt, alt und grau geworden ist und durch ein Meer des Jammers zum nahen Tode gedrängt wird. Diese traurigen Schilderungen kehren in den Reden wie in den Briefen des großen Papstes während der 14 Jahre seines Pontifikats unablässig wieder; ja, er hat dieser Lage der Welt und der Kirche eine umfassende Betrachtung in seinen Moralia in Job gewidmet, wo er in den Schicksalen des unglücklichen Dulders die wechselnde Geschichte und die Leiden seiner Kirche symbolisirt findet. Ergreifend waren vor allem jene „Dithyramben der Schmerzen", wie Gregorovius sie nennt, jene Homilie, die der Papst angesichts der Bedrohung Roms durch den Longobarden Agilulf (595) in S. Peter sprach und in der er das furchtbarste Bild vom Zustand der Stadt gibt, die das, was ihr bevorstand, in der einst so blühenden, jetzt zur Wüste verwandelten Campagna vor sich sah.

Liest man, in dem umfangreichen Registrum Gregors I. seine Briefe aus dem Jahre 600, so begegnet man oft der Klage über die bösen Longobarden, noch öfter derjenigen über das Podagra, welches, wie der Papst im Juli (X, 14) schreibt, ihn nun schon seit zwei Jahren so quält, daß er nur an hohen Festtagen auf ein paar Stunden sich erheben kann, sonst aber schwer gekreuzigt darniederliegt und bald heftigeren, bald leichteren Anfällen der Krankheit unterworfen ist. Im Januar und Februar 601 kann er gar nicht mehr aufstehen (XI, 18, 20) und sieht dem Ende entgegen. Aber auf diesem seinem Krankenlager hat Gregor fortgesetzt und vollendet, was er begonnen: die Umgestaltung einer ganzen Welt. Er hat das große Werk seines Verwandten, des hl. Benedikt, bestätigt und befestigt. Er führte durch Theodelinde die Longobarden dem Katholizismus zu und sicherte damit die Einheit Italiens im Glauben. Als Konsul Gottes rühmt ihn seine Grabschrift, weil er das große Volk der Angelsachsen durch die Sendung Augustins (s. 596) dem Christenthum zugewann. Zuerst von den Päpsten nannte er sich Servus Servorum Dei (Joh. Diac. II, 1), aber er hat mehr als einer seiner Vorgänger gethan, um den kirchlichen Primat des römischen Stuhls auszubilden und die politische Herrschaft des Pontifikats anzubahnen. Die ausgedehnten Schenkungen von Ländereien, welche der Kirche Roms seit Konstantin zugewandt worden waren, hatten allmählich den Papst zum reichsten Grundbesitzer Italiens gemacht. Diese Latifundien waren über alle Provinzen der Halbinsel, namentlich auch über die Inseln Sicilien und Sardinien zerstreut; als ausgezeichneter Landwirth regierte sie Gregor durch seine Rectores Patrimonii und die Einkünfte verwandte er in einer Weise, welche ihn rasch zum größten Wohlthäter Roms und ganz Italiens machte. Damit war die moralische Grundlage geschaffen, auf der sich der politische Prinzipat der Päpste aufbaute. Es war wirklich ein moralischer Prinzipat, welcher dem politischen hier vorausging. Gregorovius hat das unumwunden in dem anerkannt, was er (II[4], 59) über des Papstes goldene Maxime quia nos saeculum ecclesiae ex lucris turpibus non volumus inquinari sagt.

So war das Jahr 600 ein wahrer Wendepunkt der Geschichte. In Gregor zeigt es uns den letzten Römer und den ersten wahrhaften Repräsentanten des Mittelalters: einen Papst, den immerhin noch genau 600 weitere Jahre trennen von dem Augenblick, wo das von ihm gegründete politische Werk der mittelalterlichen Papalhoheit seine höchste Ausbildung erlebte.

Das siebente Jahrhundert war ein trauriges für die Völker wie für die Kirche des Morgen- und Abendlandes. Man erlebte den unseligen monotheletistischen Handel; den Fall des Honorius, das Konzil von 680 und das Quinisextum von 692, wo in den sogenannten Trullanischen Artikeln die Abneigung der Griechen gegen die lateinische Kirche schon stark und bedenklich hervortrat, wo andrerseits die zwischen lamentabler Schwäche und brutaler Gewaltthätigkeit sich hin und her bewegenden Versuche der Byzantiner, die Herrschaft über Italien festzuhalten, wie sich, im offenen Gegensatz zu diesen Bestrebungen, das Pontifikat bereits mit dem erwachenden Nationalgefühl und Unabhängigkeitsbedürfniß der italienischen Bevölkerung zu identifiziren weiß. Gerade die Vorgänge, deren Zeuge Rom um 700 ist, zeigen dies. Damals war Sergius I. (687—701) Papst. Keine großen Thaten sind von ihm zu berichten. Aber er that einiges für die Kunst. Die Gründung von S. Maria in Araceli 700 mag fraglich sein. Seine ehemalige Titelkirche stattete dieser Syrer mit Gütern und einem Schenkungsdiplom in Marmor aus, Leo d. Gr. ließ er in S. Peter begraben und seit dieser Translation wanderten die Papstleichen statt in die jetzt der Verödung preisgegebenen Katakomben oder das Atrium der Peterskirche in das Innere derselben. Mit des angelsächsischen Königs Ceadwalla's Taufe in Rom (689, 10. April; er starb daselbst schon am 20. April), der Pilgerfahrt zweier anderer gezähmter Angelsachsen, der Könige Konrad von Marcia und Offa von Essex; den Schreiben an Ethelred und die englischen Bischöfe (c. 693), der Konsekration des Friesenapostels Willibrord (696), den Verhandlungen mit Ceolfrid, Abt von Weremouth (700), ist die Richtung angegeben, welche das Pontifikat von 700 mit den Völkern der Zukunft verband. Welche Bedeutung die Beziehungen Jarrows zu Rom für die angelsächsische Malerei hatten, glaube ich in meiner „Geschichte der christlichen Kunst" (II, 473) zum erstenmal klargelegt zu haben. Inzwischen waren die Erinnerungen des alten Rom noch tiefer versunken. Der Cäsarenpalast auf dem Palatin sah noch zu Anfang des 8. Jahrhunderts jene blutigen Scenen sich zu seinen Füßen auf der Via sacra abspielen, die sich an die Nichtanerkennung des Ducatus Romanus durch die Römer knüpften. Noch im Jahre 688 bestand eine Cura Palatii Urbis Romae, die damals in den Händen des Vaters P. Johannes VII. lag: seit etwa 713 hört man nichts mehr von dem alten Kaiserpalast auf dem Palatin und man könnte versucht sein, auf diese Zeit jene noch merkwürdig poetisch empfundene Elegie auf den Untergang Roms zu beziehen, welche Muratori aus einer Modaneser Handschrift herausgegeben hat:

> Nobilibus fueras quondam constructa patronis,
> Subdita nunc servis u. s. f.[1])

---

[1]) *Muratori* Antiqq. med. aev. II 1481 Jaffé Monum. Bamberg. p. 457. **Gregorovius** II[4], 133, wo eine schöne Uebersetzung der acht Distichen geboten ist, welche Gregorovius ins 7. Jahrhundert setzt.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat Februar (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Die Milchstraße ist nunmehr vollständig auf die westliche Hälfte des scheinbaren Himmelsgewölbes gerückt, in leicht geschwungenem, zum Meridian ziemlich symmetrisch verlaufenden Bogen zieht sie vom Südpunkt des Horizonts zum Nordpunkt desselben. Den südwestlichen Himmel beherrscht das unvergleichlich schöne Sternbild des Orion mit dem charakteristischen Jakobsstab und den symmetrisch zu diesem stehenden Sternen erster Größe Betelgeuze und Rigel, von denen der erstere nahe dem westlichen Rande der Milchstraße in schönem rothen Lichte glänzt. Die Schönheit des Anblicks, den uns Orion bietet, wird noch gehoben durch das im Süden stehende Sternbild des Großen Hundes mit dem alle anderen Fixsterne an Helligkeit überragenden, funkelnden Sirius — dem Sothis der alten Aegypter, dessen erstmaliger Aufgang in der Morgendämmerung ihnen das Herannahen der Nilüberschwemmung und damit zusammenhängend den Beginn eines neuen Jahres anzeigte. Hoch über dem Horizont, jedoch noch südlich vom Zenithpunkt, gehen eben Castor und Pollux, die hellsten Sterne in den Zwillingen, durch den Meridian; nur wenig nördlich vom Himmelsäquator, annähernd in gleicher Höhe mit dem Orion, kulminirt das Sternbild des Kleinen Hundes mit dem ebenfalls sehr hellen Stern Prokyon.

Westlich vom Zenithpunkt, am östlichen Rand der Milchstraße, erblicken wir das Sternbild des Fuhrmanns mit dem Stern erster Größe Capella. Ihm gegenüber, jenseits der Milchstraße, steht das schöne Sternbild des Stiers mit dem bekannten Sternhaufen der Plejaden und der charakteristischen Sterngruppe der Hyaden (Regensterne), die ein mit der Spitze nach Westen zeigendes V bilden, an dessen linksseitigem oberen Ende der Stern erster Größe Aldebaran in röthlichem Lichte glänzt. Ueber dem Fuhrmann steht, inmitten der Milchstraße, das Sternbild des Perseus mit dem kurzperiodisch veränderlichen Stern Algol und noch weiter nördlich, ebenfalls innerhalb der Milchstraße, das Sternbild der Cassiopeja. Vom Perseus erstreckt sich das Sternbild der Andromeda in gerader Linie bis zum nordwestlichen Horizont hinab.

Im Zenith steht das wenig reiche Sternbild des Luchses. Etwas nordöstlich hievon erblicken wir das bekannte Sternbild des Großen Bären, unterhalb des letzteren den Kleinen Löwen, den Krebs mit dem Sternhaufen der Präsepe (Krippe), sowie den Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus; das Sternbild der Wasserschlange mit dem hellen Stern Alphard umspannt fast den ganzen südöstlichen Horizont.

Im Osten ist das Sternbild der Jungfrau, im Nordosten das des Bootes im Aufgang begriffen. Arcturus, der hellste Stern des letzteren, steht noch nicht sehr hoch über dem Horizont, zwischen ihm und dem Großen Bären breitet sich das Sternbild der Jagdhunde aus. Im Norden endlich stehen die Sternbilder des Drachen, der Giraffe, der Eidechse und in ganz geringer Höhe über dem Horizont Schwan und Leier.

Die Sonne nähert sich im Verlaufe des Monats wieder beträchtlich dem Himmelsäquator. Am 1. Februar steht sie noch über 17°, am 28. Februar kaum mehr 8° südlich desselben; ihre Kulminationshöhe beträgt demnach für München durchschnittlich 29°. Die Entfernung der Erde von der Sonne wächst innerhalb des Monats um 113,000 Meilen, der scheinbare Durchmesser ihrer Scheibe sinkt dementsprechend von 32′ 27.5″ auf 32′ 16.4″ herab.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Februar	Aufgang			Untergang		
1.	7 h	44 m	vorm.	5 h	11 m	nachm.
8.	7	34	"	5	22	"
15.	7	22	"	5	33	"
22.	7	10	"	5	44	"
28.	6	59	"	5	54	"

Aus den obigen Auf- und Untergangszeiten ist unmittelbar ersichtlich, daß der Zuwachs der Tageslänge im Monat Februar am Morgen und Abend sehr nahe gleich groß ist. Im ganzen nimmt die Tageslänge während des Monats um rund 1½ Stunden zu, am Ende desselben beträgt sie (ohne Morgen- und Abenddämmerung) bereits 10 Stunden 55 Min.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Februar sind folgende:

1. Februar	1 h	nachts	Erdnähe
6. "	5	nachm.	Erstes Viertel
14. "	3	nachts	Vollmond
16. "	2	"	Erdferne
22. "	6	abends	Letztes Viertel.

Die Phase „Neumond" findet demnach heuer im Monat Februar nicht statt. Da die synodische Umlaufszeit des Mondes um die Erde (die Zeit zwischen zwei aufeinanderfolgenden Konjunktionen des Mondes) 29½ Tage beträgt, ist leicht einzusehen, daß der erwähnte Zufall nur im Monat Februar eintreten kann.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Februar	Aufgang			Untergang		
1.	8 h	3 m	vorm.	7 h	34 m	abends
8.	11	48	"	3	5	nachts
15.	6	54	abends	7	13	morgens
22.	1	18	nachts	10	9	vormittags
28.	5	58	früh	5	1	nachm.

Am 24. Februar findet abermals eine Bedeckung des Planeten Saturn durch den Mond statt, die aber nur für Orte, deren geographische Breite weniger als 47° beträgt, sichtbar ist.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten gestalten sich fortgesetzt günstiger.

Merkur durcheilt in rascher rechtläufiger Bewegung die Sternbilder des Steinbocks und des Wassermanns, um gegen Schluß des Monats in den Fischen anzukommen. Sein Abstand von der Erde sinkt dabei von 28.4 Mill. Meilen (größter Werth für das Jahr 1900) auf 22.5 Mill. Meilen herab, was ein Anwachsen des scheinbaren Durchmessers seiner durchschnittlich fast voll beleuchteten Scheibe von 4.8″ auf 6.0 zur Folge hat. Am 8. Februar erreicht der Planet seine größte südliche heliozentrische Breite, am 9. Februar kommt er in obere Konjunktion mit der Sonne zu stehen, wobei er knapp drei Vollmondsbreiten südlich vom unteren Sonnenrande vorbeigeht; am 27. Februar endlich passirt er den aufsteigenden Knoten seiner Bahn. In der letzten Februarwoche hat sich Merkur schon wieder so weit von der Sonne entfernt, daß er durchschnittlich eine Stunde nach dieser untergeht. Er ist deßhalb etwa vom 20. Februar an nach Sonnenuntergang am westlichen Himmel als Abendstern sichtbar.

Venus durchzieht in rechtläufiger Bewegung, vom Wassermann ausgehend, das Sternbild der Fische fast seiner ganzen Ausdehnung nach. Ihre Entfernung von der Erde beträgt am 1. Februar 26.4, am 28. Februar 23.1 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 80 Proz. beleuchteten Scheibe steigt im Laufe des Monats von 12.9″ auf 14.7″ an. Am 27. Februar geht Venus durch den aufsteigenden Knoten ihrer Bahn, am 2. Februar kommt sie in Konjunktion mit dem um diese Zeit als schmale Sichel am Abendhimmel erglänzenden Monde zu stehen. Da Venus durchschnittlich erst 3¼ Stunden nach der Sonne untergeht, ist sie während des ganzen Monats nach Sonnenuntergang am westlichen Himmel mehrere Stunden hindurch als hellglänzender Abendstern sichtbar.

Mars geht rechtläufig vom Sternbild des Steinbocks in das des Wassermanns. Seine Entfernung von der Erde beträgt durchschnittlich 47.6 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner vollbeleuchteten Scheibe 4.0″ Er erreicht am 22. Februar seine größte südliche heliozentrische Breite, am 28. Februar steht er in Konjunktion mit dem Monde. Da er während des ganzen Monats noch ziemlich nahe bei der Sonne steht und daher nahezu gleichzeitig mit dieser auf- und untergeht, bleibt er dem freien Auge unsichtbar.

Jupiter setzt seine rechtläufige Bewegung im Sternbild des Schlangenträgers fort. Er nähert sich uns im Laufe

des Monats um 9 Millionen Meilen; bei einem mittleren Abstand von der Erde = 110.7 Millionen Meilen wächst der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe dementsprechend von 31.9" auf 34.7" an. Am 23. Februar kommt Jupiter in Konjunktion mit dem Monde, am 28. Februar in Quadratur mit der Sonne zu stehen. Er geht durchschnittlich um 2½ Uhr nachts auf und ist somit während des ganzen Monats, an Glanz alle Fixsterne weit übertreffend, in den frühen Morgenstunden am südöstlichen Himmel leicht wahrzunehmen.

Saturn kommt im Sternbild des Schützen nur um einige Grad im rechtläufigen Sinne vorwärts. Sein Abstand von der Erde beträgt am 1. Februar 217.5, am 28. Februar 210 Millionen Meilen, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe beläuft sich durchschnittlich auf 14.6". Die scheinbaren Dimensionen seines elliptischen Ringes sind Mitte Februar: große Achse 35.3", kleine Achse 15.6". Saturn geht im Monat Februar durchschnittlich um 4½ Uhr früh auf. An seinem mattgelben Lichte leicht erkennbar, ist er also gleichfalls in den frühen Morgenstunden tief am südöstlichen Himmel wahrzunehmen. Am 23. Februar, früh morgens, steht er nur wenige Bogenminuten nördlich vom oberen Mondrand; für Orte, deren geographische Breite kleiner als 47° ist, findet, wie schon oben bemerkt wurde, eine Bedeckung statt.

Uranus bewegt sich im Sternbild des Skorpions nur um etwa 1½ Vollmondsbreiten rechtläufig fort. Seine Entfernung von der Erde sinkt im Laufe des Monats von 392 auf 383 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe beträgt durchschnittlich 3.8". Da Uranus um die Mitte des Monats gegen 3 Uhr nachts aufgeht, ist er ebenfalls in den frühen Morgenstunden tief am südöstlichen Himmel sichtbar.

Neptun besitzt ganz geringe rückläufige Bewegung im Sternbild des Stiers. Sein Abstand von der Erde beträgt durchschnittlich 592 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe 2.3". Da er bereits in den frühen Nachmittagsstunden auf- und im Durchschnitt erst um 4 Uhr morgens untergeht, ist er (in besseren Fernrohren) fast die ganze Nacht hindurch am Himmel zu beobachten.

Sternschnuppen. Im Monat Februar sind nur vereinzelte Sternschnuppen zu beobachten, deren Radiationspunkte im Kleinen Löwen, sowie im Fuhrmann liegen.

In der zweiten Hälfte des Monats ist in klaren, mondfreien Nächten am westlichen Abendhimmel das Zodiakallicht als schwacher, schief aufsteigender, kegelförmiger Lichtschein sichtbar (in München wegen der elektrischen Straßenbeleuchtung nur an Orten, die westlich der Stadt liegen). Seine Helligkeit übertrifft in entsprechender Entfernung von Städten und größeren Ortschaften, besonders im Gebirge, häufig jene der Milchstraße. Am hellsten ist diese Lichterscheinung in der Nähe des Horizonts, und zwar an derjenigen Stelle desselben, bei welcher die untergehende Sonne verschwunden ist; von lichtempfindlichen Augen läßt sie sich nicht selten bis hinauf zu den Plejaden verfolgen. Eine Schwächung des Lichts der Fixsterne durch das über die letzteren sich ausbreitende Zodiakallicht konnte mit den bis jetzt existirenden photometrischen Hülfsmitteln nicht konstatirt werden. -rt-

* **Stuttgart.** An der hiesigen Technischen Hochschule hat sich Dr. phil. Julius Schmidt aus Baiersdorf, Assistent am Chemisch-technischen Laboratorium der genannten Hochschule, als Privatdozent für Chemie habilitirt mit einer Probevorlesung über „Ergebnisse und Ziele der Studien über Tautomerie".

* **Dresden.** Hier starb am 28. Januar der bedeutende Mineralog und Geolog Geh. Rath Prof. Dr. Hans Bruno Geinitz im Alter von 86 Jahren. Er war seit 1846 Inspektor des hiesigen kgl. Mineralienkabinets, wurde 1850 zum Professor der Mineralogie und Geognosie am hiesigen Polytechnikum, der jetzigen Technischen Hochschule, und 1857 zum Direktor des kgl. Mineralogisch-geologischen und prähistorischen Museums ernannt. In dieser Stellung, die er bis 1894 inne hatte, erwarb sich Geinitz ganz hervorragende Verdienste um die ihm unterstellte Sammlung, wie um die Wissenschaft, insbesondere um die Kenntniß der paläontologischen Verhältnisse Sachsens.

* **Wien,** 31. Jan. Der erst im vorigen Jahre an unsre Universität berufene Professor für allgemeine und experimentelle Pathologie Hofrath Dr. Philipp Knoll ist heute früh nach kurzer Krankheit (Lungenentzündung) im Alter von 59 Jahren gestorben. Knoll war in Karlsbad geboren, hatte seine medizinischen Studien in Prag und Gießen (unter Eckhard) absolvirt und lehrte seit 1869 als Privatdozent, seit 1872 als außerordentlicher und seit 1879 als ordentlicher Professor der Pathologie an der deutschen Universität in Prag. Er war auf wissenschaftlichem Gebiete, besonders auf dem der pathologischen Physiologie, von großer Bedeutung und hat sich auch literarisch in seinem Fach durch eine große Reihe werthvoller Abhandlungen, die meistens in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften erschienen sind, ausgezeichnet. Seine Untersuchungen über die durch bestimmte Lebensbedingungen bestimmten Veränderungen in den Muskelfasern der verschiedenen Thierklassen, seine Beobachtungen über die Blutzirkulation und über die Athmung werden stets in der Wissenschaft anerkannt bleiben. Außerdem ist er auch als Politiker vielfach hervorgetreten; er gehörte zu den Zierden der deutsch-fortschrittlichen Partei Böhmens. Durch sein charaktervolles Wesen, seinen offenen, empfänglichen Sinn für alle kulturellen und künstlerischen Fragen hat er sich viele Freunde aus allen Lebensgebieten erworben, die nun mit der Wiener Hochschule sein frühes Hinscheiden beklagen.

* **Paris,** 31. Jan. Tel. Die Akademie der Medizin wählte die Professoren Dr. Erb in Heidelberg und Hansen in Bergen zu ausländischen Korrespondenten. Die Akademie der Wissenschaften ernannte den Mathematiker Professor Mittag-Leffler in Stockholm zum korrespondirenden Mitglied.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 2. Februar. Nummer 27.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Geologische Ergebnisse der letzten Nordpolarfahrten.[1])

Von Dr. J. F. Pompeckj.

Wäre der Erfolg der einzige Werthmesser einer That, so müßten wir schon allein um des Erfolges willen die wichtigeren Nordpolarexpeditionen der letzten Jahre als wissenschaftliche Großthaten ersten Ranges bezeichnen. Wie groß und vielseitig die Resultate namentlich einer dieser Fahrten sind, davon gab uns Fridtjof Nansen in seinem Vortrage, mit welchem im verflossenen Jahre die Tagung deutscher Naturforscher und Aerzte in München eingeleitet wurde, ein anziehendes Bild. Und das, was Nansen uns damals gab, das war nur ein Theil dessen, was seine kühne Wikingerfahrt gegen den Pol uns aus Nacht und Eis erobert hat. Viele der von Nansen heimgebrachten Schätze, eine Fülle von Beobachtungen harren noch der Bearbeitung, mit deren Abschluß unserm Wissen von der Erde, den gesammten deskriptiven Naturwissenschaften eine Bereicherung zutheil werden wird, wie kaum je durch eine der früheren Expeditionen.

An wissenschaftlichen Ergebnissen reiht sich der Nansenschen Polarfahrt würdig an die von Professor Nathorst aus Stockholm im Sommer 1898 unternommene Fahrt in das arktische Meer: viel neue Daten danken wir derselben in Bezug auf Spitzbergen und besonders reiche Ergebnisse lieferte sie dadurch, daß sie uns zum erstenmale umfassende wissenschaftliche Kunde und Ausbeute von der bis dahin fast sagenhaften Inselgruppe des König Karl-Landes im Osten von Spitzbergen brachte.

Dem Eifer junger deutscher Naturforscher, der HH. Dr. Brüll, Römer und Schaudinn, welche die ebenfalls im Jahre 1898 unternommene Lerner-Expedition als wissenschaftliche Theilnehmer begleiteten, verdanken wir zahlreiche wichtige Beobachtungen ebenfalls über König Karls-Land, über eine Anzahl kleiner Inseln der Spitzbergengruppe und über Spitzbergen selbst. Die englische Jackson-Harmsworth-Expedition zur Erforschung von Franz Joseph-Land hat in den Untersuchungen von Dr. Reg. Köttlitz höchst werthvolles Material, namentlich zur Geologie des höchsten Nordens, geliefert.

So weit sich heute schon die Ergebnisse dieser Expeditionen überblicken lassen, nehmen an denselben alle Zweige der Naturwissenschaften reichen Antheil. Besonders günstig gestalten sich gegenüber früheren Polarfahrten die Resultate für die Geologie. Nansen, Nathorst, Köttlitz und Brüll haben eine Menge der werthvollsten Beobachtungen gemacht, stattliche Aufsammlungen von Gesteinen und Versteinerungen vorgenommen, auf Grund deren wir von dem geologischen Aufbau, namentlich des Franz Joseph-Land-Archipels und des König Karl-Lands ein ziemlich umfassendes Bild entwerfen können.

Die Resultate der Beobachtungen an geologischem Material aus den arktischen Gebieten, welches mir von Professor Nansen, Nathorst, Köttlitz und Dr. Brüll zur Untersuchung übergeben wurde, kurz zusammen zu fassen, sei die Aufgabe der folgenden Skizze.

Das, was ich hierin vorführen kann, ist ein allerdings nur sehr kleines, kurzgemessenes Stück der Erdgeschichte, welches sich in den höchsten Breiten unsrer Erde zwischen Grönland und Novaja-Semlja, in den Gebieten von Franz Joseph-Land, König Karls-Land und Spitzbergen abspielte, welches aber ganz interessante Streiflichter auch auf die Herausbildung der heutigen Konfiguration jener Gebiete wirft.

Es stellt sich dabei als unumgänglich nothwendig heraus, die geographischen, topographischen Verhältnisse der zu behandelnden Gebiete kurz ins Auge zu fassen. Die geographische Gestaltung unsrer Gebiete ist auf das allerengste bedingt durch den geologischen Bau derselben; ihre ganze Erscheinungsform ist ein Produkt ihres geologischen Werdegangs.

Wenden wir uns zunächst Franz Josephs-Land zu. Die österreichisch-ungarische Nordpolarexpedition war es, die — von Novaja-Semlja gen Norden getrieben — unverhofft hier in der Breite von 80° und darüber gen Norden hinaus im Jahre 1873 Landmassen entdeckte, welche mit dem Namen des österreichischen Kaisers belegt wurden. Die Aufnahmen Julius Payers während mehrerer Schlittenreisen führten zum Entwurfe einer ersten Karte von Franz Josephs-Land. Große Landmassen, das Wilczek-Land im Osten, das Zichy-Land im Westen beobachtete Payer, beide Landmassen getrennt durch den inselreichen Austria-Sund, große Landmassen, Petermann-Land, König Oskar-Land glaubte Payer noch weiterhin im Norden gesehen zu haben.

Nach Payer erreichte im Jahre 1880 und 1881 Leigh Smith Franz Josephs-Land, westlich vom Beobachtungsgebiete Payers und brachte die Kunde heim von kleineren Inseln im Südwesten des Zichy-Landes und von einer größeren Insel, dem Alexandra-Lande.

Den Expeditionen von Nansen und Jackson war es vorbehalten, uns umfassendere Daten zur Topographie des Franz Joseph-Landes zu liefern. Auf seiner Fußwanderung mit Johannsen traf Nansen am 6. August 1895 den Franz Joseph-Land-Archipel im Nordosten. Eine kleine Inselgruppe war es, die die beiden kühnen Wanderer zuerst erreichten, das Hvidten-Land, dessen einzelne Inseln Nansen nach seinen Theuren daheim in Christiania benannte. Nansens Weg führte gen Süd und Südwest. Nach einer Ueberwinterung auf der Frederik-Jackson-Insel stieß Nansen am 17. Juni 1896 bei Kap Flora auf der Südseite der Northbrook-Insel mit Jackson zusammen, nahe jener Stelle, an welcher Leigh Smith 1880/81 überwintert hatte. Kap Flora, hier im äußersten Südwesten der Northbrook-Insel, wird

[1]) Vortrag, gehalten in der Geographischen Gesellschaft, München, 12. Jan. 1900.

durch das unerwartete Zusammentreffen Nansens mit Jackson wohl mit Recht als der denkwürdigste Punkt für die Geschichte der Nordpolarforschung zu bezeichnen sein — brachte dieses Zusammentreffen doch Nansen Rettung, die sichere Aussicht auf die Heimkehr in das vor drei Jahren verlaßene Vaterland, und für uns die Rettung wichtigster wissenschaftlicher Beobachtung, welche Nansen und Johannsen während ihrer mühereichen Wanderung anzustellen nie versäumt hatten.

Seit dem Herbst 1894 weilte Jackson mit seiner Expedition hier. Mehrere Exkursionen gegen Norden und Westen hatten ihm Material für eine weitere Festlegung der Land- und Meerverhältnisse im Franz Josephs-Land-Archipel geliefert. Die Kompilation der Aufnahmen Nansens und Jacksons liefert uns nun ein wesentlich vollständigeres, aber auch in vielem verändertes Bild als die Aufnahmen Payers. Das große Wilczek-Land ist stark zusammengeschrumpft, das Zichy-Land Payers bildet keineswegs eine zusammenhängende Masse, sondern wird aus einer beträchtlichen Anzahl von größeren und kleineren Inseln zusammengesetzt, die durch vielverzweigte, relativ schmale Kanäle getrennt sind. Im Westen dieses einstigen Zichy-Lands dehnt sich der Britische Kanal und der Königin Victoria-See aus, während weiterhin im Westen wieder sich das aus einigen größeren und kleineren Inseln zusammengesetzte Alexandra-Land erstreckt. Petermann-Land und König Oskar-Land im Norden sind wohl nur kleine Inseln.

Welchen Charakters nun sind die Inseln, die diesen Archipel zusammensetzen?

Ergreifend sind die Worte, mit denen Payer die Hoffnungen schildert, welche die ganze Mannschaft des „Tegethoff" mit neuem Muth beseelte, als sie am 30. August 1873 zum erstenmal Land vor sich sah. Die schnell neu belebte Phantasie der durch die unsäglichen Mühen eines einjährigen Treibens im Eise — in einem hiefür ganz ungeeigneten Schiffe — der Verzweiflung nahen Mannschaft stattete das in der Ferne gesehene Land mit den üppigsten Bildern aus. Hehre Alpenlandschaften glaubten sie zu finden, saftige Matten und Wiesengründe, reich an Jagdwild — ein Dorado. Was fanden sie, als sie nach zwei Monaten neuer Leiden, neuer Mühsale dieses Land — es war die Wilczek-Insel — endlich erreichten? Graue, kahle Steinwälle und Kuppen, begraben unter einem starrenden Panzer von Eis und Schnee, weit entfernt davon, den Alpen zu ähneln, kümmerliche Flechten und Gräser statt der Wiesenhänge, und in der Domäne des Eisbären war das melancholische Gekreisch und Lachen der Möven, das Brüllen der Walrosse die schauerliche Musik, welche die Trugbilder der Phantasie zur trostlosen Wirklichkeit zerstieben machte.

Auch Nansen[1]) und Jackson[2]) schildern uns das Land — trotz des milden Sommers 1897, in welchem ein unverhältnißmäßig starkes Abschmelzen der Eis- und Schneemassen stattfand — keineswegs wirthlich, wenn uns Nansen auch von der erhabenen Größe der Polareinsamkeit, von den Lichtreizen und der unendlich ernst schönen Stimmung dieser nördlichsten Landschaft tiefstempfundene Gemälde entwirft.

In weiter Einförmigkeit dehnen sich im ganzen Archipel, soweit eben Beobachtungen möglich waren, flach gelagerte ebene Decken von dunklen, oft säulenförmig abgesonderten B a s a l t e n, jungen Eruptivgesteinen, aus. Sie geben den Inseln Plateaucharakter, machen sie zu Tafelbergen, welche im Mittel etwa 300 bis 350 m über den Meeresspiegel emporragen. Wie es scheint, kommen nur im Südosten wirkliche Berge, Kuppen von Basalt vor, wie auf der M. Clintock- und Hall-Insel und auf Wilczek-Land, welche 500 bis 800 m Höhe erreichen. Diese Basaltdecken, welche Nansen und Jackson an den verschiedensten Punkten beobachten konnten, sind überdeckt von einer mächtigen Eis- und Schneehülle. Nicht eigentliche Gletscherströme, wie wir sie aus unsern Alpen kennen, sondern Eiskappen und flachgewölbte Eisschilde, Eiskalotten — wie sie Nathorst nennt — sind es, an deren Rändern allerdings dieselben Phänomene — des Abschmelzens und Wiedervorrückens — wie an den Alpengletschern zu beobachten sind. Vereinzelt durchragen diese Eiskappen säulen- und nadelförmige Basaltmassen, sogenannte Nunataks, stumme Reste einer großartigen Erosionsthätigkeit, welche einst wohl vor der Vereisung hier durch das Wasser ausgeübt wurde und an welcher jetzt Frost und Eis weiterarbeiten. Nur an wenigen Punkten gelang es, Gesteine zu beobachten, welche unter dem Basalt liegen. Schon Payer berichtet uns von Sandsteinen, Schiefern, verkieselten Hölzern und Kohlenflötzchen, welche er unter dem Basalt gefunden hat, aber es läßt sich aus Payers Angaben nichts entnehmen, worauf hin wir den geologischen Charakter und das Alter dieser Gesteine bestimmen könnten.

Leigh Smith fand 1880 einige Belemniten auf der Bell- oder Mabel-Insel, woraus wenigstens so viel geschlossen werden konnte, daß hier Gesteine aus mesozoischer Zeit, aus dem Mittelalter unsrer geologischen Zeitskala, vorliegen. Durch Nansens und Dr. Köttlitz' Beobachtungen können wir nun etwas genaueres über die Geologie von Franz Josephs-Land sagen. An verschiedenen Punkten: bei Kap Stephen, Kap Grant, am Kap Flora und Gertrud, am Kap Richthofen wurden unter dem Basalt ziemlich mächtige g e s c h i c h t e t e G e s t e i n e gefunden, Gesteine, deren Entstehung wir uns nur unter Mitwirkung des Meeres erklären können. Besonders günstig fanden sich die Verhältnisse am Kap Flora. Dort liegen unter der Decke von Basalt in einer Mächtigkeit von ca. 175 m graue weiche Thone, in welchen Lager und dünne Bänke von harten, sandigen Mergeln, thonigen Sandsteinen, Steinmergel und häufig Phosphoritknollen vorkommen; vereinzelt sind auch dünne Schmitzen von Kohlen beobachtet. Großentheils sind die Schichten allerdings durch Schuttmassen, Splitter des darüber liegenden Basalts, verdeckt, so daß nur an wenigen Punkten die den Basalt unterlagernden Gesteine eine Untersuchung erlaubten.

In diesen Gesteinen wurden Fossilien gesammelt, welche sichere Schlüsse über das Alter dieser dem Basalt unterlagernden Gesteine erlauben. Es sind Fossilien j u r a s s i s c h e n Alters, Reste von Meeresthieren: Ammonshörner, Belemniten, Muscheln und Schnecken und einiges andere. Die Fossilien[1]) geben uns den Beweis dafür, daß zur Jurazeit — also in einer Epoche, während welcher in Süddeutschland z. B. die Gesteine gebildet wurden, welche heute die malerischen Berge der Schwäbischen und Fränkischen Alb zusammensetzen, als jene rothen Kalke aus der Gegend von Adneth, des Pfonsjochs und des Sonnwendgebirgs abgesetzt wurden —, im Gebiete des Kap Flora ein Meer wogte. Die Fossilien erlauben ferner eine genauere Altersbestimmung: die bei Kap Flora den Basalt unterlagernden Gesteine gehören der mittleren Jurazeit, dem sogenannten Dogger, an. Besonders bemerkenswerth sind unter anderem zwei Brachiopoden: Lingula Beani und Discina reflexa — sie stammen aus den untersten Lagen bei Kap Flora, 7—10 m über dem Meere —; ich präparirte die verschiedenen Formen aus demselben Gesteins-

[1]) F r i d t j o f N a n s e n: In Nacht und Eis. II. Ausgabe. Bd. II. 1898.

[2]) *Frederik G. Jackson:* A thousand days in the Arctic. 2 Bände. 1899.

[1]) Vergl. *J. F. Pompeckj:* The jurassic Fauna of Cape Flora, Franz Josef Land (with a geological sketch by Fridtjof Nansen). The Norwegian North Polar Expedition 1893—96. No. II.

stück heraus. Zusammen in derselben Schicht wurden die sonst ziemlich weit verbreiteten Fossilien bis jetzt nur noch an einer Lokalität — in Yorkshire — gefunden, und dort gehören sie der untersten Stufe des Dogger an; wir sind darum berechtigt, auch für die untersten Schichten von Kap Flora das Alter als unteren Dogger anzunehmen. Erst aus wesentlich höher liegenden Schichten, 110—140 und 170—175 m über dem Meere, also nahe der unteren Grenze des Basalts, haben wir wieder Fossilreste erhalten: Ammoniten (Cadoceras Nanseni, Tchefkini; Quenstedtoceras vertumnum; Macrocephalites pila, Koettlitzi, Doroschini), Belemniten (Belemnites mf. subextensus-Panderi), vereinzelte Muscheln und Schnecken. Während die vorhin genannten Versteinerungen ihre nächsten Verwandten in Westeuropa besitzen, zeigen nun diese Versteinerungen die allerinnigsten Beziehungen zu russischen Jurafossilien, wie sie namentlich im Petschoragebiete und im Gouvernement Tambow vorkommen. Sie gehören der oberen Abtheilung des Dogger, dem sogenannten Callovien, an.

Was unter diesen Jurazonen liegt, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Oestlich, bei Kap Gertrud, kommen Sandsteine vor, die unter dem Basalt liegen und mit der Gesteinsfolge bei Kap Flora gar nicht harmoniren, eventuell liegen dieselben normal unter den Schichten bei Kap Flora und sind durch eine spätere Störung, eine Verwerfung, jetzt neben dieselben gelagert.

Ueber den Juraschichten liegt der Basalt — nicht eine einheitliche Masse, sondern eine Reihe von 6—8 Lagen, die durch dünne Zwischenschichten von Sandsteinen und kiesligen Schiefern getrennt sind. Aus solchen Zwischenlagen wurden Reste von Landpflanzen gesammelt; einige wenige Farnreste, einzelne Koniferen, wie z. B. die heute noch lebende Gattung Gingko und vereinzelte Cykadeenreste. Nach neuesten Mittheilungen von Professor Nathorst[1]) gehören diese Pflanzen dem obersten Jura, vielleicht der unteren Kreide an und zeigen sehr große Aehnlichkeit mit Pflanzen aus Spitzbergen. Nach diesen Pflanzen müßten auch die Basalte oberjurassischen, vielleicht eher kretazischen Alters sein.

Während zur Zeit des Dogger das Gebiet von Kap Flora sicherlich vom Meere bedeckt war, wurde es in der folgenden Zeit aus dem Meere herausgehoben. Nach N., O. und W. dehnte sich Land aus, auf welchem später lebhafte vulkanische Thätigkeit einsetzte: Mehrfache Ergüsse von Basaltmassen, welche sich deckenförmig ausbreiteten, fanden statt, und in den Pausen der vulkanischen Thätigkeit wurden Sandsteine abgelagert, in welche die erwähnten Reste von Landpflanzen begraben worden sind. Allem Anschein nach war das Gebiet der Northbrook-Insel eine Küstengegend geworden.

Andere Pflanzenreste wurden bei Kap Stephen gefunden, ganz andere Farne, Schachtelhalme — aller Wahrscheinlichkeit nach gehören sie einer älteren Periode an. Sie sind die Zeugen einer viel älteren Festlandszeit im Gebiete von Franz Josephs-Land, eines Landes permischen Alters, das später zur mittleren Jurazeit überfluthet war, um dann wieder später, gegen Schluß der Jurazeit oder bei Beginn der Kreide, abermals aus dem Meere emporzutauchen.

Ganz ähnliche Verhältnisse wie in Franz Josephs-Land finden wir in topographischer und geologischer Beziehung in König Karls-Land wieder. Im Osten Spitzbergens, zwischen 26° 25′ und 30° 30′ östlicher Länge und zwischen 77°45′ und 79° nördlicher Breite finden wir eine Gruppe von Inseln, zwei größere und mehrere kleinere, deren Umgrenzung noch bis 1898 eine höchst unsichere war.

[1]) *A. G. Nathorst:* Fossil Plants from Franz Josef Land. (The Norwegian North Polar Expediton 1893—96. No. III.)

Daß hier im Osten Spitzbergens Inseln existiren, war schon seit langer Zeit bekannt. Die ersten Nachrichten hievon gehen wohl bis ins 17. Jahrhundert zurück: Der Kommandeur Edge wollte (1617) im Osten von Spitzbergen ein großes Land gefunden haben, das er Wiches-Land nannte. Erst der neuesten Zeit aber verdanken wir genauere Angaben über die Inseln im Osten von Spitzbergen.

Die schwedische Expedition (1864) unter Nordenskjöld und Dunér sah Land im Osten. 1870 sah Heuglin vom Walther Thymens-Sund aus im Osten Landmassen, das schwedische Vorland und König Karls-Land (jetzt König Karls-Insel). Auf die weitere Entdeckungsgeschichte der Inselgruppe — in welcher außer norwegischen Fangschiffern Kükenthal, der Engländer Pike, die Lerner-Expedition und besonders Nathorst wichtige Rollen spielen — einzugehen, würde zu weit führen. Es genügt, daß die erste wissenschaftliche Durchforschung von Nathorst[1]) unter Assistenz von Kjellström, Hamberg und Andersson vorgenommen wurde. Eine genaue Vermessung des schwedischen Vorlandes und der König Karls-Insel, ferner umfassende geologische Beobachtungen und Aufsammlungen waren die Resultate dieser Durchforschung. Mannichfache Beobachtungen wurden auch durch durch die Lerner-Expedition 1898 angestellt.

Wie in Franz Josephs-Land bilden Plateaux, niedrige Tafelberge von ca. 200 m mittlerer Höhe die Inseln des König Karls-Landes. Hier wie dort sind es Decken von Basalt,[2]) welche formgebend auftreten, und hier wie dort wird der Basalt von mesozoischen Gesteinen unterlagert. Aber die Schichtgesteine unter dem Basalt hier in König Karls-Land sind nun viel mannichfaltiger entwickelt, sie repräsentiren einen bedeutend größeren Zeitabschnitt.[3])

Sand und Sandsteine aus der mittleren Abtheilung des Dogger mit zahlreichen Muscheln (Pseudomonotis echinata), die in Hunderten von Exemplaren die dünnen Platten der Sandsteine bedecken, sind die ältesten Glieder des Jura, die hier am Nordenskjöldsberge auf Schwedisch-Vorland, am Passet und Hårfagrehaugen gefunden wurden. Sandige Thone, Mergel und Phosphoritknollen mit Ammoniten (Macrocephalites, Cadoceras, Quenstedtoceras) und Belemniten gehören dem Callovien, dem oberen Dogger an, den wir auch in Franz Josephs-Land kennen lernten, wo er direkt unter den Basaltdecken liegt. Auch hier ruht auf den Callovien der Basalt. Aber zwischen der Bildung des Callovien und dem Empordringen und der Ausbreitung des Basalts verging eine lange Zeit — die des ganzen Jura und der unteren Kreide. Hier auf König Karls-Land haben wir auch aus diesen Zeiten Reste, Zeugen üppig blühenden Lebens im nordischen Jura-Kreidemeer. Schwarze kohlige Schiefer, dünnblättrig wie Papier, graue Mergel und Kalke, reich an Bitumen, sandige Schiefer, welche durch die Einwirkung des gluthflüssig aufsteigenden Basalts ziegelroth gebrannt sind, gehören der Zeit des oberen Jura an; weiche graue Mergel entstammen der unteren Kreide (dem Neocom). In ganz ungeheuren Mengen müssen sie Fossilreste bergen. Das, was Professor Nathorst in nur wenigen Tagen dort sammelte, ist schon eine stattliche Menge. Viele Hundert der zigarrenförmigen Belemniten, Ammoniten, Hunderte von Muscheln, darunter namentlich eine für russische jüngere Jura-Ablagerungen wichtige Gattung Aucella, ferner Brachiopoden, Reste von Korallen, Seeigeln und kleinen Fischen — den Kieler Sprotten nicht unähnlich — wurden dort gefunden. Auch diese fossil-

[1]) *A. H. Nathorst:* Kung Karls Land. (Ymer 1899, Heft 1.)

[2]) A. Hamberg: Ueber die Basalte des König Karls-Landes. (Geolog. Foren. i Stockholm. Förhandl. 1899.)

[3]) *J. F. Pompeckj:* Marines Mesozoicum auf König Karls Land. (Öfvers. K. Sv. Vet.-Ak. Handl. 1899.)

reichen Schichten, welche dem oberen Jura, dem Malm und der ältesten Kreide angehören, sind von Basalt überlagert, und zwar am Nordenskjölds-Berge auf Schwedisch-Vorland und am Tordenskjolds-Berg auf der König Karls-Insel, von derselben Basaltdecke, welche auch die ältesten Ablagerungen, die des Dogger, überlagert. Nebeneinander liegen hier zwei Schichtenkomplexe verschiedenen Alters, bedeckt durch dasselbe jüngere Gestein — den Basalt. Es ist das nur so zu erklären, daß ursprünglich die zwei verschiedenaltrigen Komplexe übereinander in Form einer einheitlichen Platte abgelagert wurden, daß später in dieser Platte Brüche entstanden, daß an diesen Brüchen, sogen. Verwerfungen, eine Partie absank, die andere stehen blieb, so daß nun jüngere Gesteine in dieselbe Höhe gerückt sind, wie ältere früher gebildete. Denudation der obersten Schichtglieder muß von den stehengebliebenen Partien die obersten Lagen entfernt haben; später dann — das ganze Gebiet war Land geworden — trat hier wie in Franz Josephs-Land vulkanische Thätigkeit ein und bedeckte die sedimentären Gesteine verschiedenen Alters nun mit einer Decke von Basalt. Und wie in Franz Josephs-Land besteht auch hier der Basalt aus mehreren Lagen übereinander, zwischen denen Sandsteine mit Pflanzenresten liegen, und zwar Landpflanzen. Zum Theil stimmen diese Pflanzen mit denen von Kap Flora überein, zum Theil tragen sie nach Professor Nathorst anderes Gepräge. Die Basaltlagen hier sind sicher jünger als die untere Kreide, sie mögen vielleicht tertiären Alters sein (daß die Basalte von Kap Flora auf Franz Josephs-Land älter sein sollen, ist kaum anzunehmen).

Das König Karls-Land war also während des mittleren und oberen Jura und der unteren Kreide Meer — demnach, soweit sich urtheilen läßt, wesentlich länger als Franz Josephs-Land —, es hob sich später aus dem Meer heraus und auf dem so entstandenen Landgebiete spielte sich wie in Franz Josephs-Land eine mächtige Eruptivthätigkeit ab.

Viel reichhaltiger gestaltet sich die geologische Vergangenheit Spitzbergens. Ueber altkrystallinen Gesteinen, über Gneißen, Hornblendeschiefern und Graniten lagern im Norden und Westen die Quarzite und Phyllite des Hekla-Hook-Systems, Sandsteine devonischen Alters mit seltsamen Panzerfischen folgen; ihre Entstehung dürften sie großen Landseen zu verdanken haben. In der Steinkohlenzeit und der darauffolgenden Zeit permischen Alters dehnten sich im Süden Spitzbergens flache Küstenniederungen mit Landpflanzen aus, welche öfteren Ueberfluthungen durch das Meer ausgesetzt waren, als deren Produkte wir Kalke und Sandsteine mit Resten mariner Thiere kennen. Während eines großen Theiles der Triaszeit, jener Zeit z. B., der die Wettersteinkalke in unsern bayerischen Alpen und die mächtigen Dolomitmassen Südtirols ihre Entstehung verdanken, war Spitzbergen — wenigstens der Süden und Osten — vom Meere bedeckt. In der jüngsten Triaszeit wurde es Land. Sandsteine mit Landpflanzenresten rhätischen Alters, ganz übereinstimmend mit solchen, die man z. B. im südlichen Schonen kennt, beweisen das. In der auf die Triaszeit folgenden Juraperiode blieb Spitzbergen noch lange ein Landgebiet. Erst ziemlich spät, erst im oberen Jura, im Malm, fluthete wieder ein Meer über Spitzbergen. Die rhätischen Sandsteine mit Landpflanzen sind, wie Professor Nathorst jetzt nachweisen konnte, bedeckt von dunklen bituminösen Schiefern und Sandsteinen, in welchen eine an Ammoniten (Cardioceras), Belemniten und Aucellen reiche marine Fauna begraben ist, welche dem unteren Malm angehört. Das Meer, welches zu jener Zeit auch König Karls-Land bedeckte, hatte sich über Spitzbergen ausgedehnt. Doch nicht lange blieb hier das Meer. Den marinen Schiefern aufgelagert, liegen wieder Sandsteine mit Landpflanzen jüngeren jurassischen und Kreide-Charakters. Sie bergen den Beweis für ein Rückschreiten des Meeres. Sandig-kalkige Schiefer mit den Resten von Brackwasserbewohnern aus der Zeit der unteren Kreide folgen alsdann.

Das sind in kurzem die nackten Thatsachen, welche die letzten Jahre arktischer Forschung der Geologie geliefert haben. Es ist natürlich nicht Endzweck der Geologie, nur nackte Thatsachen zu berichten — ihre Aufgabe besteht vielmehr darin, diese Thatsachen richtig zu einer Geschichte unsrer Erde zu verwerthen. Und mit einer der bedeutsamsten Aufgaben der Geologie ist es: Aus den stratigraphischen Daten jene Folgerungen zu ziehen, welche uns dazu führen, ein Bild von der allmählichen Umgestaltung der Erdoberfläche im Laufe der geologischen Zeiten zu entwerfen, zu zeigen, wie allmählich die Vertheilung von Meer und Land auf der Erde diejenige wurde, wie sie heute herrscht, mit anderen Worten: eine Paläogeographie zu schaffen.

Es sei mir noch gestattet, hier eine kurze Skizze zur Paläogeographie unsrer behandelten Polargebiete zu geben, wie sie sich für die Jurazeit und die folgenden geologischen Epochen aus den Angaben früherer Forscher und nach meinen Arbeiten darstellen läßt. Die folgende paläogeographische Skizze beansprucht nichts weiter zu sein, als ein Versuch, wie man sich die Vertheilung von Wasser und Land im Polargebiet nördlich von Europa während und seit der Jurazeit vorstellen kann.

Ueber die Verhältnisse zur älteren Jurazeit, während des unteren Jura, des Lias, können wir wenig Details angeben: Ganz Nordeuropa war Land und dieses Land umfaßte noch Spitzbergen, wahrscheinlich auch noch Franz Josephs-Land und Nowaja-Semlja. Während des unteren Dogger traten Aenderungen ein. Noch blieb zwar Rußland, Skandinavien und Spitzbergen Land, aber im Süden von Franz Josephs-Land und im Westen finden wir die Anzeichen von Meeresbedeckung, während der größere Theil von Franz Josephs-Land wohl als Inselmasse aus dem Meere emporragte. Auch König Karls-Land war überfluthet. Das Meer, das hier höchster Wahrscheinlichkeit nach von Norden und Westen, von Grönland her sich ausdehnte, stand sicherlich schon seit längerer Zeit durch einen breiten Meeresarm, die „Shetlandstraße“,[1]) in Verbindung mit dem Meere, welches zu jener Zeit den weitaus größten Theil von West- und Mitteleuropa bedeckte. Dieses Meer im Norden, welches sich zur unteren und mittleren Doggerzeit nur wenig gegen die große Kontinentalmasse Nordeuropa's und Asiens verschob, wurde zur jüngsten Doggerzeit, im Callovien, um vieles gewaltiger: Nord- und Zentralrußland wurden zugleich von Norden her und von Westeuropa überfluthet, und so wurde eine zweite Verbindung des polaren Jurameeres mit dem zentral- und westeuropäischen hergestellt. Noch aber war das Spitzbergengebiet Land und mit Skandinavien und Finnland zu einer großen Inselmasse vereint. Das Meer des Callovien, des obersten Dogger, war im Nordpolargebiet weit verbreitet. Ein größerer Theil Ostgrönlands war überfluthet und jenseits von Nowaja-Semlja dehnte sich das Meer nördlich von Asien bis in die Gebiete von Aljaska aus.

Nie sind die Grenzen von Meer und Land unverrückbar fest, der Kampf zwischen beiden Elementen dauert fort und fort. In der oberen Jurazeit tauchte Franz Josephs-Land ganz aus dem Meere empor und wurde mit dem Norden von Spitzbergen durch eine Landbrücke verbunden. Dafür wurde jetzt Spitzbergen im Süden überfluthet, Nowaja-Semlja wurde in den Gebieten des Matotschkin-

[1]) Welche sich nach M. Neumayr erst zur Zeit des obersten Doggers öffnen sollte.

Scharr vom Meere bedeckt und weiter gegen Osten dehnte sich das Meer über den Norden Asiens hin, dort die einstigen Grenzen allmählich gegen Süden vorschiebend. Die Shetlandstraße wurde erweitert und so von Westen her — wie aus dem geologischen Bau der Lofoten-Insel Andö hervorgeht — der skandinavischen Insel Land geraubt. Abgesehen von Schwankungen des Meeres im Süden Spitzbergens blieben die geschilderten Verhältnisse die gleichen bis zum Schluß der unteren Kreide.

Mit Abschluß dieser Zeit wurden die lange vom Meere eingenommenen Gebiete wieder Land. Land dehnte sich von Skandinavien über das nördliche Rußland bis Ostasien aus. Und das Land reichte wieder, wie zur Liaszeit, über Spitzbergen hinaus. König Karls-Land, Franz Josephs-Land und Nowaja-Semlja waren mit diesen Landmassen vereinigt, das Meer war gegen Norden zurückgedrängt. Auf dieser Landmasse nun spielte sich dann im Osten Spitzbergens, in König Karls-Land und Franz Josephs-Land jene große vulkanische Thätigkeit ab, als deren Produkte wir die in diesen Gebieten dominirenden Decken von Basalt kennen.

Wohl erst in der Diluvialzeit zerfiel die große Landtafel. Wieder drang von Norden her das Meer vor, Spitzbergen, König Karls-Land, Franz Josephs-Land und Nowaja-Semlja wurden Inselmassen und erhielten allmählich ihre heutige Gestalt, sich dabei mehr und mehr in eine Decke von Eis und Schnee hüllend. Und noch in jüngster Zeit hatten dort Veränderungen des Meeresniveaus statt, wie aus emporgehobenen ehemaligen Küstenlinien (Terrassenlinien, raised beaches) auf Franz Josephs-Land, König Karls-Land und Spitzbergen hervorgeht. Den einstigen Zusammenhang dieser Inselmassen mit Europa zeigt auch die geringe Tiefe des Barentsmeeres an, das nur selten 200 Faden Tiefe überschreitet, während das Polarmeer weiter im Norden schnell zu viel bedeutenderen Tiefen herabsteigt.

In seinem Vortrag hat Nansen die Ansicht ausgesprochen, daß das tiefe Polarmeer ein sehr altes sei, wahrscheinlich bis in die Jurazeit zurückreiche. Die geologischen Thatsachen bestätigen dieses nicht nur, sie deuten sogar an, daß ein circumpolares Meer schon vor der Jurazeit, wohl mindestens seit der Trias, existirte.

Bewies Nansen durch die Lothungen während der Drift des „Fram" und durch diese Drift selbst, die ja schon durch sibirisches Treibholz und die „Jeanette"-Drift vorgezeichnet war, daß auf der Asien und Europa zugekehrten Seite des Pols keine Spur eines circumpolaren Festlandes vorhanden sein kann, so liefert uns die geologische Geschichte des Nordpolargebietes den Hinweis, daß der Nordpol seit Aeonen landfrei war. Der Mythus eines circumpolaren Festlandes muß aufgegeben werden.

Georg Michael de Laroche.

Von Laroche's Leben und Persönlichkeit ist im allgemeinen nur wenig bekannt. Im Brockhaus'schen Konversationslexikon wird seiner nur mit wenigen Worten gedacht, und dies Wenige steht in dem Artikel, der auf den Namen seiner Gattin Sophie lautet, ja man darf annehmen, daß sein Name heute so gut wie vergessen wäre, wenn er nicht der Gemahl seiner eben genannten berühmten Frau gewesen wäre. Durch sie ist er in Verbindung mit den hervorragendsten geistigen Größen seiner Zeit, mit Wieland, Goethe, Merck, den beiden Jacobis, Schiller und Anderen, gekommen. Andrerseits war Bettina, die Freundin des alternden Goethe, seine Enkelin. Da ist es denn natürlich, daß die literargeschichtliche Forschung, je reger sie in der neuesten Zeit betrieben ist, auch auf Laroche's Leben einiges Licht geworfen hat. Dies zu sammeln, zu bereichern und zu verstärken hat Rudolf Asmus unternommen in seinem unlängst erschienenen Buch: G. M. de la Roche. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Karlsruhe 1899.

In umfangreicher, gründlicher Erörterung wird zunächst nachgewiesen, daß Laroche nicht der leibliche Sohn des 62jährigen Chirurgen Franck war, als dessen filius posthumus er den 4. April 1720 in das Taufbuch der katholischen Gemeinde der badischen Stadt Tauberbischofsheim eingetragen war; sein leiblicher Vater war vielmehr, wie schon früher behauptet worden, der bekannte Reichsgraf Friedrich v. Stadion, der damals noch als kurmainzischer Oberamtmann in Tauberbischofsheim lebte. So erklärt sich die Aeußerung Lavaters, daß aus Laroche's Gesicht „der Minister Stadion transparent" sei, wie die Angabe Bettina's, daß der Graf den Großvater weit lieber gehabt habe als „seine übrigen Söhne". In der That sorgte Stadion für den Knaben auf das zärtlichste; er nahm ihn in sein Haus, ertheilte ihm selbst den ersten Unterricht und behandelte ihn Zeitlebens als seinen Pflegesohn. Daß dessen Mutter eine Französin war und de la Roche hieß, ergibt sich daraus, daß der Graf, als er den Knaben zu sich nahm, ihn nicht Franck, sondern de la Roche nannte. Möglich, aber auch nur möglich, daß sie die Tochter eines Offiziers war und aus Metz stammte; lassen sich doch an der Wende des 18. Jahrhunderts in Metz nicht weniger als sieben Offiziere des Namens de la Roche aus den Kirchenbüchern nachweisen. Wo der Graf das Mädchen kennen gelernt hat, ob auf seinen Reisen in Frankreich oder in Deutschland, ist nicht bekannt. Der Sohn aber führte seither den mütterlichen Namen, der Name des Taufvaters wurde erst nach vielen Jahren wieder hervorgesucht, als der später zu hohen Würden gelangte Mann unter dem Namen „Frank" — ohne das ck der Tauberbischofsheimer Familie —, „genannt de la Roche", in den Adelstand erhoben wurde. Sicherlich ist alles hinfällig, was sonst über den Namen de la Roche vorgebracht worden ist: sowohl die Behauptung Wielands, daß lediglich die Gallomanie des Grafen der Grund zu der Namensänderung gewesen sei, als auch die romantische Erzählung Bettina's, die heroische Tapferkeit eines väterlichen Ahnherrn habe dem großen Condé den Ausruf: ferme comme une roche entlockt, worauf Laroche der Familienname des Geschlechts geworden sei. Bettina will diese Nachricht von ihrer Großmutter haben, sie hat aber in absichtlicher oder unabsichtlicher Verwechslung, was Sophie Laroche ihr von einem Ahnherrn ihres eigenen Geschlechts erzählt hat, noch dazu mit einigen Aenderungen auf einen Vorfahren ihres Großvaters übertragen — eine Berichterstattung, über die sich Niemand wundern wird, der Bettina's eigenthümliche Art, mit den Thatsachen umzuspringen, kennt.

Wir lesen nun weiter, wie der junge Laroche in Mainz erzogen wurde und dabei von seinem Pflegevater jene merkwürdige, von Goethe, Bettina und Wieland berichtete Anleitung zum diplomatischen Dienst erhielt. Wie er nach Vollendung seiner in Luneville und Nancy betriebenen Universitätsstudien den Grafen nach England begleitete und sich hier in mehrjährigem Aufenthalt nicht nur eine gründliche Kenntniß der englischen Sprache erwarb, sondern auch eine später stetig vermehrte Büchersammlung anlegte, die Wieland später bei seinen Shakespeare-Studien zugute kommen sollte. Wie ferner in Frankfurt der junge Mann, der nicht nur gut Klavier spielte, sondern auch hübsch zeichnete, den Maler Tischbein kennen lernte und diesem bei dem Grafen eine Pension für einen längeren Aufenthalt in Frankreich und Italien auswirkte. Wie er schon im Alter von 22 Jahren in den Dienst des Kurfürsten von Mainz trat, dem damals Stadion, der Jünger Voltaire's, als

allmächtiger Minister bahnbrechend zur Seite stand; wie er sich endlich mit Sophie Gutermann von Gutershafen, der Jugendgeliebten Wielands, die er auf einer Reise im väterlichen Hause zu Augsburg kennen gelernt hatte, vermählte.

Als Stadion dann im Jahre 1760 durch die Ränke seiner klerikalen Gegner gestürzt wurde, folgte ihm Laroche mit seiner Familie nach dem schwäbischen Warthausen, um die Verwaltung der ausgedehnten Besitzungen des Grafen zu übernehmen. Das Leben, das jetzt in diesem anmuthigen Sanssouci von den Mitgliedern des Stadion'schen Kreises, dessen geistiger Mittelpunkt bald Wieland wurde, geführt ward, ist oft geschildert worden, zuletzt wohl von Osterdinger in seinem Buch: Christoph Martin Wielands Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz. Zu dieser Darstellung hat Asmus neues nicht viel hinzufügen können, er zeigt uns aber Laroche in seiner Thätigkeit als Verwalter der Stadion'schen Güter und betont die Fürsorge, die er ganz im Sinne des liberal denkenden Grafen der materiellen und geistigen Hebung des Landvolkes widmete.

Als Stadion 1768 aus dem Leben geschieden war, siedelte Laroche mit den Seinigen als Amtmann in das schwäbische Bönnigheim über, nachdem er zuvor zur Kräftigung seiner angegriffenen Gesundheit eine Reise durch die Schweiz gemacht hatte. Diese Reise, die ihn in persönliche Berührung mit den bedeutendsten Personen des Schweizerlandes brachte, ist von Asmus — wohl zum erstenmal — ausführlich behandelt worden. Unter den Personen, die Laroche aufsuchte, war natürlich auch Julie Bondeli, die gelehrte, geistreiche Freundin Rousseau's, die Verlobte Wielands, die schon seit längerer Zeit mit Sophie Laroche in Briefwechsel stand. Die komische Situation, die sich daraus ergab, daß Julie sich Laroche als einen ältlichen, rechtschaffenen Herrn in ländlicher Kleidung und mit gemessener Sprache vorgestellt hatte und nun einen schönen, eleganten Mann mit weltmännischer Bildung und französischem Ton vor sich sah, hat sie später selbst in einem Brief an Sophie geschildert, in dem sie zugleich erklärt, daß kein Fremder jemals in Bern so gefallen habe wie Laroche.

In dem einsamen Bönnigheim verfaßt nun Laroche im Verkehr mit dem Diakonus Brechter von Schwaigern, einem eifrigen Anhänger Rousseau's, den Goethe einmal den schwäbischen Merck genannt hat, und in regem Gedankenaustausch mit Wieland, der damals schon in Erfurt wirkte, die Mönchsbriefe, das einzige literarische Denkmal, das er als Zeugniß seiner Denkweise hinterlassen hat. Die Behandlung dieser Schrift bildet den Schwerpunkt der Asmus'schen Publikation und bedeutet in der That eine Erweiterung des literarischen Forschungsgebiets. Leider hat unser Autor unterlassen, von dem stark doktrinären Inhalt der Schrift, ihrer umständlichen und altmodischen Komposition, den Charakteren der darin auftretenden Personen, der stellenweise recht grell vorbrechenden Satire eine anschauliche Vorstellung zu geben, wiewohl er sich doch sagen mußte, daß von den Lesern seines Buches muthmaßlich kaum der Zehnte die Mönchsbriefe kennt oder zur Hand hat. Dafür geht er sorglich den Quellen der Schrift nach und verfolgt die Geschichte ihrer Entstehung bis ins Einzelne. Er zeigt, daß Laroche die 1763 erschienene, später auf den Index gesetzte Schrift des Trierer Weihbischofs v. Hontheim: Justini Febronii Icti de statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis liber singularis ad reuniendos dissidentes in religione Christiana compositus benutzt hat, er erkennt in der Jugendgeschichte des jungen Geistlichen, des Schreibers der Briefe, deutliche Anspielungen auf Laroche's eigene Herkunft und trägt noch andere Einzelheiten zur Aufhellung der in dem Brief dargestellten Vorgänge und Charaktere bei, von denen einiges durchaus einleuchtend, anderes wenigstens möglich ist. Sodann sucht er den Antheil Wielands an den Mönchsbriefen nachzuweisen. Sicherlich haben zwischen beiden Freunden lebhafte Verhandlungen über die Schrift stattgefunden, ja Wieland hat das Manuskript längere Zeit im Hause gehabt. Auch daß Wieland zumeist den Freund auf das reiche kirchengeschichtliche Material hingewiesen habe, das dieser benutzt hat, ist durchaus glaublich. Wenn aber Asmus aus einzelnen, oft ganz schwachen Anklängen die direkte Abhängigkeit der Mönchsbriefe von Wielands Diogenes ableiten will, so geht er darin offenbar zu weit. Wielands Diogenes, eine Schrift, die den bissigen, weltfremden Cyniker als einen „gutherzigen, frohsinnigen und vernünftigen Sonderling" — Wielands eigene Ausdrücke — darstellt, unterscheidet sich in seiner Tendenz, Anlage und Tonart wesentlich von den Mönchsbriefen, und auch die gelegentlichen Vorstöße gegen Mönche und Dunkelmänner, die sich im Diogenes finden, reichen nicht aus, um die direkte Beeinflussung der einen Schrift durch die andere zu begründen. Andrerseits überschätzt Asmus den Einfluß der Mönchsbriefe auf Wielands Abderiten. Denn mag es auch richtig sein, daß mit dem Froschteich und den Fröschen, die zuletzt ganz Abdera zugrunde richten, Klöster und Mönche gemeint sind, so gehört die Allegorie und ihre Durchführung doch sicherlich Wieland an, auch wenn einmal in den Mönchsbriefen die Legionen der Franziskaner und Kapuziner mit Heuschreckenschwärmen verglichen werden, und die paar Einzelheiten, die Asmus noch zur Stütze seiner Ansicht beibringt, wird Niemand ernst nehmen. Eher mögen Wielands Gespräche über einige neueste Weltbegebenheiten Anklänge an die Mönchsbriefe enthalten.

Wir übergehen den begreiflicherweise je nach der Parteistellung sehr verschiedenen Erfolg der Mönchsbriefe und ihre übelberufene Fortsetzung durch einen jungen federgewandten Literaten Namens Riesbeck, um Laroche nach Ehrenbreitstein zu folgen, wohin er im Jahre 1770 übersiedelte, als er in den kurtrier'schen Staatsdienst berufen wurde. Man kennt dort Laroche's Haus am Rhein und die dort herrschende lebhafte Geselligkeit aus Goethe's „Dichtung und Wahrheit". Hier erschienen die empfindsamen Seelen von nah und fern, um die Verfasserin der Sternheim kennen zu lernen oder ihr zu huldigen. Wieland, die beiden Jacobi's, Lavater, der übrigens, wie Asmus richtig angibt, an dem sogenannten empfindsamen Kongreß trotz Goethe's Angabe nicht betheiligt war, und Basedow, Heinse, Merck, Goethe, Jung Stilling — es war ein langer Zug, in dem zuletzt auch die Herzogin Anna Amalia und später auch Knebel auftreten. Laroche's kühle, besonnene und kritische Natur fand an dem empfindsamen Treiben wenig Gefallen: von allen Besuchen mochte ihm, dem Freund der Naturwissenschaften, am meisten der des Genfer Geologen A. de Luc zusagen, dem er die geologischen Merkwürdigkeiten der Umgebung von Koblenz zeigen durfte. In dem hochgebildeten, kunstsinnigen Konferenzminister v. Hohenfeld fand er einen treuen Freund, aber auch zu Merck, der ihm geistesverwandt war, fühlte er sich hingezogen. Ueber Laroche's amtliche Wirksamkeit ist wenig oder nichts bekannt, es läßt sich aber annehmen, daß er die in Warthausen und Bönnigheim gemachten Erfahrungen abermals zugunsten des Bürger- und Bauernstandes zu verwerthen suchte. Eine dem Bauernstande zugedachte drückende Abgabe wußte er auf die Gefahr, sein Amt zu verlieren, durch seinen Einspruch abzuwenden, dafür kamen ihm die Bauern, während er das Land durchreiste, überall mit Bürgerkronen entgegen, und die Stadt Trier schenkte ihm eine Art Ehrenschild, ein Wappen in Glas gemalt, in einem prächtigen silbernen Rahmen und goldenen Eichenkranz mit der in griechischer Sprache abgefaßten Inschrift: Alles aus Liebe, sonst geht die Welt unter.

Am ausführlichsten verbreitet sich Asmus über die Gründe, die nach zehnjähriger Wirksamkeit die plötzliche Entlassung des Kanzlers herbeiführten: die Feindseligkeit der Klerikalen, die ihm seine Mönchsbriefe nicht vergeben hatten und den Angriff mit einem in Erfurt sich abspielenden Prozeß gegen Laroche's früheren Hauslehrer Joseph Schwarz einleiteten, und der von Laroche befürwortete Neubau der kurfürstlichen Residenz, der große Summen verschlang und sich jahrelang hinzog, so daß alle Welt unzufrieden war. Man weiß, daß Hohenfeld dem Freund zuliebe ebenfalls sein Amt niederlegte, ja sogar zu seinen Gunsten auf sein Ruhegehalt verzichtete, weniger bekannt dürfte es sein, daß Friedrich der Große, ergriffen von der allgemeinen Theilnahme, die sich dem gestürzten Kanzler zuwandte, diesem versprach, für seinen zweiten Sohn zu sorgen. Dem schwachen Kurfürsten gereute der übereilte Schritt bald, er ließ sich sogar herbei, wenn wir Bettina glauben dürfen, den gekränkten Kanzler förmlich um Verzeihung zu bitten und ihm eine abermalige Anstellung anzubieten, aber Laroche blieb solchen Lockungen gegenüber taub und zog, wie bekannt ist, mit seiner Familie nach Speyer.

Der Aufenthalt in Speyer ist in mancher Beziehung ein Nachklang der schönen Tage von Ehrenbreitstein. Wie früher Gäste von allen Seiten, darunter auch Schiller und Karl August von Weimar. Laroche sehen wir im engsten Verkehr mit Hohenfeld, der dem Freunde nach Speyer gefolgt war und in seinem Hause wohnte, im behaglichen Genusse der ihm beschiedenen Muße mit Gartenbau und Lektüre beschäftigt, als praktischer Berather des kleinen Mannes, der etwa mit einem Anliegen zu ihm kam. Neue Beziehungen werden angeknüpft, mit Schlosser in Emmendingen, Pfeffel in Colmar, Sarasin in Basel, vor allem bietet Mannheim mit seinen Sammlungen und seinem unter Dalbergs Leitung blühenden Theater im Winter eine willkommene Abwechslung. Mit Wieland und Merck wurden die guten Beziehungen weitergeführt, auch Goethe ist nicht vergessen. In einem von Asmus mitgetheilten Briefe meldet Laroche Merck, daß er in Frankfurt der Frau Rath ein Kästchen mit Mineralien aus seinem Naturalienkabinet für ihren Sohn übergeben habe.

Nach schwerer Krankheit siedelte Laroche am Ende des Jahres 1786 nach Offenbach über, muthmaßlich um seiner Tochter Maximiliane, die bekanntlich als Gattin des Kaufmanns Brentano in Frankfurt a. M. lebte, näher zu sein. Andrerseits schreibt Sophie in einem erst neuerdings veröffentlichten, von Asmus noch nicht benutzten Briefe an Frau Sarasin: „Laroche will in Offenbach wohnen, weil ihm Luft und Aerzte mehr bekommen.“[1] Dazu fügt Asmus noch die — es ist nicht ersichtlich, aus welcher Quelle stammende — Angabe, Laroche habe die ihm von Hohenfeld überlassene Pension verloren und vermuthet, daß ein Zerwürfniß mit Hohenfeld daran schuld sei, weil in den späteren Schriften Sophiens nicht mehr von ihm die Rede sei. Doch schreibt Sophie unmittelbar vor dem Umzuge — unter dem 7. Dezember 1786 — wiederum an Frau Sarasin, daß es ihr leid thue, Hohenfelds Umgang und Bibliothek zu verlieren. Wie dem auch sein mag, Anfang des Jahres 1787 finden wir Laroche bereits in Offenbach, wo er sich ein kleines hübsches Haus gekauft hatte. Hier bildete die Pflege seiner Blumen — er liebte, wie Bettina in der Günderode mittheilt, besonders die dunkelrothen Nelken — und der Verkehr mit seinen Enkeln vorwiegend die Unterhaltung des alternden und vielfach kränkelnden Mannes. Am 22. November 1788 rief ihn der Tod plötzlich ab. Noch an seinem Todestage hat ihn Bettina gesehen; sie schildert ihn, wie er damals aussah mit seinem zimmetfarbenen Sammtrock und seinem dreieckigen goldbordirten Hut, wie er sie auf den Arm genommen und vor den Spiegel getragen, wie er sie mit seinen großen schwarzen Augen angesehen habe, daß sie erschreckt seinen Stock, mit dem sie spielte, fallen ließ. Asmus führt die ganze Stelle wörtlich an, er hätte aber Bettina nicht nachschreiben sollen, daß sie damals erst zwei Jahre alt war; sie war in Wirklichkeit bereits $3^1/_2$ Jahr.

Man sieht, Asmus verdienstliche Schrift bietet des Neuen mancherlei und enthält ein umfangreiches Material. Doch scheint es manchmal, als ob der Verfasser nicht immer vollkommener Herr über die Masse des Stoffes geworden sei. Die Arbeit ist stark belastet mit geringfügigen Einzelheiten und drückt daher manchmal ein wenig auf den Leser. Jedenfalls ist sie nicht für Jedermann und will mehr studirt als bloß gelesen sein.

Gernsbach in Baden. F. Kuntze.

[1] August Langmesser: Jakob Sarasin. Zürich 1899. S. 142.

Mittheilungen und Nachrichten.

Im Verlag von S. Rosenbaum, Berlin, erschien: „Deutsches Geld und deutsche Währung.“ Plaudereien eines deutschen Nichtsachverständigen. — Man kann über den Werth solcher Arbeiten von Nichtfachleuten verschiedener Ansicht sein; jedenfalls wird man die freie Meinungsäußerung eines Laien, wenn sie wohlbegründet ist und Verständniß und Interesse für die Materie beweist, dankbar entgegennehmen. Ohne Zweifel hat sich der Verfasser des Büchleins, Hauptmann a. D. M. Schweder, viel mit Geld- und Währungswesen beschäftigt und bringt auch innerhalb des engen Rahmens der Broschüre eine Menge orientirenden Materials. Trotzdem möchte ich bezweifeln, ob das Werkchen demjenigen, der der Sache fernersteht, die nöthige Klarheit über die Entwicklung und die Lage dieser Verhältnisse zu gewähren vermag. Es liegt nahe, bei dieser Arbeit an die Schrift Karl Helfferichs im 166. Heft der „Volkswirthschaftlichen Zeitfragen“ („Der Abschluß der deutschen Münzreform“), die denselben Gegenstand behandelt, etwa derselben Zeit entstammt und ebenso bequem zugänglich ist, zu denken und sich zu fragen, welchen Werth neben einer solchen in jeder Hinsicht vollendeten und bis auf die neueste Gegenwart fortgeführten Darstellung ein Buch hat, das zwar das Datum 1900 trägt, dabei aber nicht einmal die neueste Münznovelle, die doch ziemlich tief in die bestehenden Verhältnisse einzugreifen bestimmt ist, berücksichtigt und außerdem Ausführungen enthält wie die folgende: (S. 15) . . . „unrichtig erscheint es, wenn der Abgeordnete Augsburg in der Sitzung vom 13. Juni 1873 es als ein Naturgesetz, als einen unumstößlichen Satz hinstellt, daß jede erhebliche Vermehrung der Zahlmittel eines Landes ohne entsprechendes Gegengewicht . . . eine entsprechende Entwerthung des Geldes, eine Abnahme seiner Kaufkraft, mithin eine durchschnittliche Steigerung aller Preise veranlassen muß, ebenso wie umgekehrt jede Verminderung der Zahlmittel eine entsprechende Herabsetzung der Preise im Gefolge haben wird. Beweis: Die Zahlmittel sind mit Einführung der Goldwährung vermehrt, und die Getreidepreise ständig zurückgegangen.“ — Im einzelnen ließe sich noch viel über das Werkchen sagen, doch beschränke ich mich hierauf. L.

Dr. Sch. Das von uns an dieser Stelle besprochene Buch des ungarischen Kunstschriftstellers Dr. Alb. v. Berzeviczy über Italien ist nunmehr auch in deutscher Sprache erschienen. Es führt den Titel: Italien. Reisebilder und Studien von Albert v. Berzeviczy. Mit 30 Bildertafeln. Leipzig, Verlag von Wilh. Friedrich. 8°. XIV und 261 S. Die gut lesbare deutsche Uebersetzung gibt den Originaltext getreulich wieder und so sei das anziehend und lehrreich geschriebene Buch auch in dieser deutschen Ausgabe bestens empfohlen. Die Ausstattung ist ebenfalls befriedigend.

* **Würzburg.** Professor Dr. W. Wiener in Gießen hat den Ruf nach Würzburg als Nachfolger Röntgens zum

Sommersemester — vorbehaltlich seiner Entlassung aus der Stellung in Gießen — angenommen.

* **Straßburg.** An der Universität Straßburg sind, der „Frkf. Ztg.“ zufolge, soeben folgende Privatdozenten zu a.o. Professoren ernannt worden: Bruhns (Mineralogie und Petrographie) und Tornquist (Geologie und Paläontologie) in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät; Joseph (deutsche Philologie), Horn (orientalische Philologie), Leitschuh (Kunstgeschichte), Sackur (Geschichte) und Schwally (semitische Sprachen) in der philosophischen Fakultät.

* **Berlin.** Die Generalintendantur der Königlichen Schauspiele in Berlin hat mit Allerhöchster Genehmigung dem Fonds für das Goethe-Denkmal in Straßburg einen Beitrag von 500 M. überwiesen.

oem. **Breslau.** Als Nachfolger von Professor Dr. Kölbing hat Professor Dr. Sarrazin in Kiel einen Ruf als Ordinarius für englische Sprache und Literatur an die hiesige Universität erhalten und angenommen.

* **Breslau.** An Stelle des Ordinarius für Strafrecht an der hiesigen Universität, Prof. Beling, der den Ruf nach Marburg angenommen hat, ist Prof. v. Calker in Straßburg berufen worden.

* **Rostock.** Eine wissenschaftliche Forschungsreise nach Kleinasien gedenken demnächst der ordentliche Professor der Archäologie Dr. Körte, hier, und sein Bruder, Professor Dr. Körte in Greifswald, anzutreten. Wie wir vernehmen, werden beide Gelehrte in der Nähe des alten Troja Ausgrabungen veranstalten lassen.

* **Wien.** Die Ernennung des ordentlichen Professors an der Universität Rostock Dr. Hans v. Arnim zum ordentlichen Professor der klassischen Philologie an der Wiener Universität ist nunmehr erfolgt. Ferner wurde der ordentliche Professor der Meteorologie an der Universität in Graz, Hofrath Dr. Julius Hann, zum ordentlichen Professor der kosmischen Physik an der Universität in Wien ernannt. Eine Lehrkanzel für kosmische Physik bestand bisher an der Wiener Universität nicht. Man hat es auch keineswegs mit der Neuerrichtung einer solchen Kanzel, sondern vielmehr mit einer persönlichen Auszeichnung des hervorragenden Gelehrten zu thun, der übrigens bereits vor seinem Abgang nach Graz als Direktor der Wiener Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus gleichzeitig die Lehrkanzel für Physik an der Wiener Universität inne hatte.

* **Prag.** Am Donnerstag fand die feierliche Eröffnung des im hiesigen allgemeinen Krankenhaus errichteten Kaiser Franz Josephs-Pavillons statt, in welchem die Kliniken des Professor Jaksch für interne Medizin, des Professors Czermak für Ophthalmologie und des Professors Sänger für Geburtshülfe untergebracht sind. In der Festrede gab Prof. Jaksch der Hoffnung Ausdruck, daß auch die anderen gegenwärtig noch in dem alten Gebäude untergebrachten Kliniken und Abtheilungen in absehbarer Zeit in neue zweckdienliche Räume übertragen werden würden.

* **Budapest.** Hier starb im 61. Lebensjahre der Professor der Geschichte an der Budapester Universität Dr. Julius Schvarcz. Sein letztes Hauptwerk war die „Geschichte der Demokratie“.

* **Aus der Schweiz.** Der waadtländische Staatsrath hat den bisherigen Privatdozenten an der Universität Lausanne Dr. Nikolaus Herzen, einen Sohn Alexander Herzens, zum außerordentlichen Professor für römisches Recht an dieser Universität ernannt.

HK. **Oxford,** 29. Jan. Den zahlreichen Freunden und Verehrern des greisen Oxforder Gelehrten und gefeierten Sprach- und Religionsforschers Max Müller dürfte die Nachricht willkommen sein, daß seine zu Anfang der verflossenen Woche in einem Londoner Abendblatt zuerst verbreitete und danach in ausländischen Zeitungen wie auch in der Beilage zur Allg. Ztg. vom Sonnabend gemeldete angebliche „gefährliche Erkrankung“ glücklicherweise nur auf einem falschen Gerücht beruht und völlig unbegründet erscheint. Von einem schweren Leiden, das den Genannten allerdings im letzten Sommer während eines Kuraufenthalts in Ems befiel, alsbald nach seiner Rückkehr an das Krankenlager fesselte und verhinderte, als Vertreter unsrer Hochschule sich nach Rom zu dem jüngsten Orientalisten-Kongreß im Oktober vorigen Jahres zu begeben, hat sich derselbe gottlob inzwischen wieder erholt, und ist zur Zeit in erfreulicher Genesung begriffen. — Ueber den großen Kunstkritiker John Ruskin, den Verfasser der Modern Painters, Seven Lamps of Architecture, Stones of Venice und anderer berühmter ästhetischer und ethischer Schriften, dessen Ableben in nahezu vollendetem 81. Lebensjahr zu Coniston in Lancashire in der vorletzten Woche bereits in der Allg. Ztg. telegraphisch gemeldet wurde, sei uns hier nur zu erwähnen gestattet, daß derselbe von 1870 an als Professor of Fine Art in dieser Hochschule bis Mitte der 80er Jahre mit großem Erfolg wirkte, und durch Gründung einer „School of Art“ in der Universitätsgalerie, die er mit kostbaren Zeichnungen von Turner, Burne-Jones, wie von seiner eigenen Hand ausstattete, sich um die Pflege und Förderung der Kunststudien hier dauernde Verdienste erwarb.

w. **Rom,** 29. Jan. Der Fall Squitti und die Freiheit der italienischen Fakultäten. Nach dem Artikel 69 des Gesetzes Casati ist der italienische Unterrichtsminister berechtigt, Gelehrte, die durch Werke, Entdeckungen oder Lehrerfolg einen verdienten Ruf erworben haben, dem König zur Besetzung einer ordentlichen Professur vorzuschlagen. Dieser Artikel hat schon manchen Kampf zwischen den Fakultäten und der Regierung heraufbeschworen und nun jüngst wieder in Neapel. Ein eifriger Abgeordneter der ministeriellen Partei, Squitti, ist auf Grund jenes Artikels zum Professor des vergleichenden Privatrechts ernannt worden, zur Belohnung für die vielen Dienste, welche er dem jetzt am Ruder sich befindenden Ministerium gethan hat. Die Neapeler juristische Fakultät aber wollte sich jenen Günstling Baccelli's nicht aufdrängen lassen und erhob feierlichen Einspruch gegen die Ernennung. Auch die Studenten erhoben sich. Als am 22. Januar der Neapeler Professor Gianturco seine Vorlesungen beginnen wollte, kam es zu heftigen Kundgebungen gegen das Unterrichtsministerium, so daß der Rektor die Universität auf zwei Tage schließen mußte. Vergebens versuchte Squitti in einem Briefe an den ihm befreundeten Redakteur der „Tribuna“ seine Ernennung zu rechtfertigen, indem er sich auf verschiedene ausgezeichnete Empfehlungen berief. Der geringe Werth dieser Gutachten wurde alsbald erkannt, die Angelegenheit schlug immer größere Wellen, sie ward mit einem Schlage zur Tagesfrage, schon waren Interpellationen angekündigt, als Squitti, den die Regierungsblätter nur lau vertheidigt hatten, in einem zweiten Briefe an die „Tribuna“ kundgab, daß er seine Entlassung als Professor eingereicht habe. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er damit einem Drucke nachgab, den Baccelli, um sich der unbequemen Sache zu entledigen, auf ihn ausübte.

* **St. Petersburg,** 1. Febr. Tel. Der Akademiker Pypin entdeckte im Reichsarchiv eine Reihe von Manuskripten der Kaiserin Katharina, darunter fünf vollständige Theaterstücke und sechs Bruchstücke, sowie Uebersetzungen aus Shakespeare und Calderon.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 3. Februar. Nummer 28.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Von Gottfried Keller.

Vorweg sei es gesagt: die Würdigung Gottfried Kellers durch Friedrich Vischer, mit der diese Beilage 1874 sich schmücken durfte, abgedruckt in Altes und Neues, zweites Heft 1881, ist von keinem der späteren Biographen übertroffen oder auch nur erreicht worden.[1]) Vischer war eben „Auch Einer". Er kannte, würdigte und liebte in Keller nicht nur den großen Dichter, sondern auch den großen und guten Menschen, und dieser kommt bei allen neueren Biographen dem Schriftsteller gegenüber etwas zu kurz. Auch bei demjenigen, der über den reichen dichterischen und brieflichen Nachlaß Kellers verfügte und dessen großes Werk für alle späteren Beurtheiler grundlegend geworden ist. Eine kürzere Fassung der dreibändigen Ausgabe: „Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher" hatte Jakob Baechtold noch selbst vorbereitet. Sie ist nach seinem Tode von der Wittwe herausgegeben worden und gibt auf 281 Seiten ein gedrängtes Bild von dem Leben und Schaffen des Dichters.[2]) Die Briefe und Tagebuchblätter sind bis auf wenige gar verlockende Proben weggeblieben. Wer zuerst diesen „kleinen Baechtold" liest, in dem wird wohl dadurch die Lust erregt werden, auch die große Ausgabe kennen zu lernen. Wer den umgekehrten Weg ging, dem wird es minder leicht werden, das neue Buch zu genießen, dem das fehlt, was den Hauptreiz des alten bildete. Immerhin darf erwähnt werden, daß auch die gekürzte Ausgabe einige Leckerbissen enthält, so den prächtigen Liebesbrief an Luise Rieter, „die Winterthurerin," so eine Stelle aus dem Brief an Freiligrath, worin Keller sich über sein Verhältniß zum lieben Gott äußert, auch ein paar hübsche Briefstellen an Ludmilla Assing. Die Werke Kellers sind gut und treffend, auch zeitweise voll Schwung und Wärme gewürdigt. Ueber den „grünen Heinrich" heißt es: „Wenn man darin liest, wird einem zumuthe, als ginge man durch den stillen Sommerwald. Das Gefühl der Beglückung zieht in die Seele, und was Wohllautendes in ihr verborgen ist, klingt leise mit. Sie läßt sich von dem Zauber umspinnen, welcher hier seine goldenen Fäden um das Alltägliche webt. Denn darin besteht die unvergleichliche Kunst Gottfried Kellers, daß er das Gewöhnliche zum Ungemeinen, fast zum Wunder zu erheben weiß. Welche Fülle von Leben und Poesie, wohin wir schauen! Welche Gestaltungskraft, welche Andacht für die ahnungsvolle Welt des jugendlichen Herzens, welche Mannichfaltigkeit und Abstufung, vom hold Idyllischen, tief Rührenden bis zu dem golden lachenden Gottfried Keller'schen Humor." Zum Vergleich mögen hier die Worte Vischers über die Wirkung des Buches angeführt werden: „Froh wird man bei ihm, Lebensgefühl strömt ins Herz, vom gesunden Wein des Lebens erquickt geht man von dannen, auch wenn er Schmerzen bringt, und er bringt schwere. Er rührt uns bis ins Mark und macht uns doch niemals empfindsam, matt und flau; denn er trägt ein standhaft Manneshers in der Brust, Schicksalssinn und die Thränen bezwingende, gesundkühle Klarheit des Denkens." Gegenüber der Meinung Baechtolds, der bösartige Mahnbrief, den der junge Heinrich an den unglücklichen Maler Roemer schrieb, sei lediglich Erfindung, und der junge Keller habe an seinem Lehrer durch mitleidige Beseitigung des Briefes, den die Mutter schicken wollte, das Gegentheil gethan, können wir nur unsre in Beilage 1893 Nr. 301 begründete Meinung wiederholen: Keller habe in jener Stelle Buße für eine Hartherzigkeit gethan, die schwer auf ihm lastete. Bei Vischer heißt es darüber: „Wiederum nur ganz aus der Wahrheit der menschlichen Seele heraus offen und ehrlich gebeichtet."

Schmerzlich berührt hat es uns, daß auch in diese verkürzte Ausgabe die Worte Baechtolds übergegangen sind, daß Keller ohne „tieferes Wohlwollen" war. In der großen Ausgabe konnte der Leser diese Meinung an der Hand der zahlreichen Briefe richtig stellen, die das weiche, gütevolle Herz Kellers erkennen lassen. Hier aber steht ohne die Möglichkeit eines Gegenbeweises: „Nirgends in seinem Leben eine dauernde Neigung (Junggeselle ist er zwar ohne seinen Willen, aber nicht ohne seine Schuld geblieben), nirgends eine ganz innige Freundschaft. Dem Menschen fehlte die Milde und Gütigkeit der Seele, die auch das Geringere, das in der Welt vorhanden ist, neben sich duldet." — Wir haben uns in der mehrfach erwähnten früheren Besprechung entschieden gegen diese Auffassung gewandt. Kurze Zeit nach dem Erscheinen des Artikels schrieb Baechtold dem Unterzeichneten: „Wir sind in manchem verschiedener Meinung; in der Hauptsache, der unwandelbaren Verehrung für den großen Dichter und goldlauteren Menschen einig. Das genügt!" Von seiner Ueberzeugung aber, daß Keller ein großer Egoist gewesen, sei er nicht abzubringen. Diese Meinung gab indessen dem Biographen und Nachlaßverwalter keineswegs das Recht, zu behaupten, daß „nirgends in Kellers Leben eine dauernde Neigung, nirgends eine ganz innige Freundschaft vorhanden gewesen sei". Die Namen Freiligrath und Hettner, Storm und Heyse und manch Andere sind die Beweise fürs Gegentheil. Wie der Poet Keller in seinem selbstbiographischen Roman, so hatte auch der Mensch einen eigenen dämonischen Trieb, sich zu verhäßlichen. Er gehörte zu den innerlichen Naturen, denen es versagt ist, ihr weiches, zartes Empfinden persönlich zu äußern, während er sich in

[1]) Nahe gekommen ist ihm Richard M. Meyer, der in seinem tüchtigen Buche über die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert ganz enthusiastisch von Keller redet. Zu enthusiastisch, wenn man Kellers eigenen Standpunkt berücksichtigt. Denn gegen „unthunliche Ranganweisungen" wehrte er sich brummig abschnauzend und er würde wohl auch die Bezeichnung als „größter Schöpfergeist seit Goethe" abgelehnt haben.

[2]) Jakob Baechtold: Gottfried Kellers Leben. Kleine Ausgabe, ohne die Briefe und Tagebücher des Dichters. Berlin, Wilhelm Hertz 1898.

seinen Briefen, wenn ihm der Angeredete nicht gegenüberstand, so gab, wie er wirklich war. Börne erzählt einmal von einem Reisegefährten, den er auf einem Postschiff den Rhein hinab beobachtete, und der ihm durch sein rohes Benehmen, seine schlechten Redensarten in tiefer Seele zuwider war: „Nach dem Essen schlief der Kerl und schnarchte im Sonnenschein. Ein Buch fiel aus seiner Seitentasche, „Jean Pauls Titan". Keine Ader hatte dieser Herzensgliederer beschrieben, die der nach außen hin so rohe Mensch nicht nachgezeichnet, keine Nerve aufgedeckt, die er nicht durchempfunden, kein Leid erzählt, dessen Schilderung er nicht als treu bekräftigt. In dem frechen Gesellen war eine schöne Seele." Und ein ander Mal sagt Börne von der Menschennatur: „Fast sorglicher noch als unsern Haß suchen wir unsre Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als der Dieb den Schein des Reichthums meidet." So war Keller. Die Grobheit, ja zeitweilige Klobigkeit seines Auftretens, seine derbe Ausdrucksweise waren nichts anderes als eine Flucht seiner scheuen und schämigen Natur, die sich nicht gern enthüllte, und so machte er aus seinem gütigen Herzen eine Mördergrube. Auch der wahren, unverkünstelten Bescheidenheit Kellers ist zu gedenken, der den eigenen Erzeugnissen so kühl und gleichgültig gegenüberstand, wie kaum ein zweiter Autor, so daß sein ursprünglich eigener Sinn sich wild aufbäumte, wenn ihm unvernünftig stark aufgetragene Lobsprüche ins Gesicht geschleudert wurden. Nicht zu vergessen ist die Einwirkung des mangelnden Familienlebens, gerade bei ihm, der es so sehr zu würdigen, der sich auch mit Kindern in der Regel gut zu stehen wußte, die Eigenart und Schrullenhaftigkeit, die sich bei jedem Junggesellen in einem gewissen Alter herausbildet, bei ihm vielleicht stärker als es die Regel ist. Aber einen „reinen, großen und guten Menschen" nannte ihn Heyse, als er unter dem Eindruck der Nachricht von seinem Tode einem Freunde schrieb. Lange bevor Keller ein weit berühmter Mann geworden war, hatte er bei bedeutenden Männern und Frauen warmen und dauernden Antheil zu erregen gewußt, und diese galt nicht nur dem Dichter, sondern auch dem Menschen. Uebrigens ist kein Mensch immer der Gleiche und nicht gegen Jeden der Gleiche. Gewiß mag Manchen, der nicht zur guten Stunde kam, die schroffe Außenseite Kellers abgeschreckt haben. Dem Unterzeichneten wurde das Glück zutheil, Keller immer in guter Stunde getroffen zu haben, und noch Jahre nach seinem Tode empfing ich den Beweis eines mir von ihm erzeigten werkthätigen Wohlwollens. Mit trockener Selbstverständlichkeit hatte Keller damals gehandelt, aber nicht geschrieben.

Die vielen Stellen in seinen Büchern, die das Mitleid mit den Gesunkenen erkennen lassen, die Lichtseiten, die er selbst in dem Schlechten noch findet, sie beweisen wahrlich ein gütevolles Herz. „So ist jedes Unwesen noch mit einem goldenen Bändchen an die Menschlichkeit gebunden," heißt es von der Kätter Ambach in den „Mißbrauchten Liebesbriefen".

Die Urtheile Kellers über die großen Dichter der Weltliteratur, besonders seine lebenslange, schwärmerische Verehrung für Schiller, werden bei Baechtold kurz berührt. Vischer hat die Stellung Kellers zur Literatur überhaupt in seiner Studie eingehender gewürdigt. Seitdem sind die zahlreichen Briefe erschienen, in denen Keller sich über so manche Dichter und Dichterwerke äußert. Da ist es denn ein wahrer Genuß zu sehen, wie er mit seiner mächtig waltenden Phantasie manches aus dem Dichter herauslas, was ein förmliches Nachdichten gewesen ist. Mit das Bedeutendste auf diesem Gebiete hat Friedrich Vischer angeregt, denn die Besprechung seiner neuen kritischen Gänge gibt Keller zu Bemerkungen über einige Stellen im Shakespeare Anlaß, die ebenso bedeutend nach ihrem Inhalte wie prachtvoll in der Form sind.

Im Verlage von B. G. Teubner ist ein handliches Bändchen unter dem Titel: Gottfried Keller, Sieben Vorlesungen von Albert Köster, 141 Seiten stark,[1]) erschienen, das sich die Aufgabe gestellt hat, „um die Schöpfungen des Dichters alte Freunde enger zu vereinigen und neue ihm zu gewinnen." Bei der gedrängten Behandlung in diesem Buche, dem man übrigens die Entstehung aus Vorlesungen an kleinen Aeußerlichkeiten anmerkt, war der ausgesprochene Zweck wesentlich eine Einführung in die Werke des Dichters. Ueber diese findet der Verfasser manches gescheidte und tüchtige Wort, namentlich in dem, was er über den „Grünen Heinrich" sagt, auch in einzelnen Bemerkungen über die Leute von Seldwyla. Mit manchem anderen stimmen wir nicht so ganz überein. So sind wir entgegen einer vielfach verbreiteten Meinung, der auch Köster Ausdruck gibt, nicht der Ansicht, daß „Romeo und Julia auf dem Dorfe" künstlerisch vielleicht die vollendetste Leistung des Dichters sei, wir stellen rein nach der künstlerischen Seite andere unter den Seldwyler Novellen, einzelne unter den Legenden und den Schluß des Sinngedichts höher. Auch Keller selbst meinte halb ärgerlich, wenn diese großartige Dorftragödie gar zu sehr auf Kosten seiner übrigen Erzeugnisse herausgestrichen wurde, daß sie ihm nachlaufe, wie ein „gestutzter Pudel". Zu der erschreckenden Verständnißlosigkeit, mit der die zünftige Literaturgeschichtschreibung der Zeit den „Grünen Heinrich" aufnahm, äußert der Verfasser: „Für die keusche, helle Poesie dieser Jugendgeschichte hatte die Zeit, wie es scheint, gar kein Organ. Es erschließt sich einem auch gar nicht gleich beim ersten Lesen das ganze Buch. Erst bei recht stiller Versenkung gewinnt man es immer lieber. Und dann kann es selbst ein Evangelium, ein Begleiter fürs Leben werden, dem man auch Erhellung in rathlosen Stunden dankt." Keller selbst pflegte immer in förmlichen Zorn zu gerathen, wenn man auf Vergleichungen der beiden Ausgaben des Grünen Heinrich zu sprechen kam und er hat sich in seinen Briefen mit der größten Deutlichkeit darüber ausgesprochen, daß er die alte als abgethan betrachtete. Köster kommt bei einem Vergleich dazu, beiden Ausgaben ihre Vorzüge zuzuerkennen und sagt darüber: „Mir persönlich, der ich die größere Folgerichtigkeit der älteren Redaktion und die künstlerischen Vorzüge der jüngeren sehr hoch schätze, mir hat sich im Geiste, wenn ich an den Grünen Heinrich denke, ein drittes Werk herausgebildet, das die Vorzüge beider Fassungen besitzt. Und in dieser Dichtung, die allerdings sich über acht Bände verbreitet, blättere ich nach Belieben."

Treffend sind die Bemerkungen Kösters über den allzu lehrhaften Ton in „Pankraz der Schmoller" und den Fortschritt, den „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster" bei all ihrer pädagogischen Tendenz, als Kunstwerk gegenüber dieser ersten Novelle zeigt. Nicht genügend gewürdigt sind die Seldwyler Novellen des zweiten Bandes, namentlich das Meisterstück „Der Schmied seines Glücks", auch die Züricher Novellen, der Inhalt des Sinngedichts und des Salander sind nur knapp und hauptsächlich dem Stoffe nach behandelt. Die Meisterschaft Kellers in der Gestaltung von Menschen, die wir lebendig und dauernd in unsrer Vorstellung aufnehmen, wird nicht nach Gebühr hervorgehoben. Was Köster über den Menschen Keller sagt, klingt ganz anders als das Urtheil Baechtolds. „In Berlin prägt sich Kellers Charakter völlig aus: trotzige Unabhängigkeit als feste Grundlage, als tiefster Kern aber die Herzensgüte in rauher Schale. Wer so gesinnungstreu in Anfechtungen blieb, so viel Menschenkenntniß durch stille Beobachtung sich erworben,

---

[1]) Leipzig 1900.

viele Schmerzen durchgemacht und sich dabei so viel Güte und Menschenliebe bewahrt hat, dem wird das Schönste zum Lohn, was der Mann sich im Erdenleben erkämpfen kann: Humor.“

Beiläufig sei noch ein kleiner Irrthum des Verfassers berichtigt. Stahr Lewald heißen in einem Briefe Kellers das „vierbeinige zweigeschlechtige“ Tintenthier, nicht das zweiköpfige vierbeinige. Zweiköpfige wäre banal.

Den meisten Anspruch auf unser Interesse hat der stattliche Band, in dem zum erstenmal der Versuch gemacht wird, den ganzen Keller einem französischen Publikum zugänglich zu machen. Er betitelt sich: „Gottfried Keller, Sa vie et ses oeuvres“, ist annähernd 500 Seiten stark und ist verfaßt von Fernand Baldensperger, Mâitre de Conférence à la Faculté des lettres de L'Université de Nancy“.[1]) An Versuchen, Keller in Frankreich einzuführen, hat es auch bisher nicht gefehlt. Abgesehen von zahlreichen Uebersetzungen einzelner Novellen, die in der französischen Schweiz erschienen, sind auch in Paris „Romeo und Julie auf dem Dorfe“, „Eugenia“, „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“ an verschiedenen Stellen und von verschiedenen Uebersetzern veröffentlicht worden. Aber eigentlichen Eingang bei der französischen Lesewelt hat Keller nicht gefunden. Auch die kritischen Studien von gründlichen Kennern der deutschen Literatur, wie von J. Bourdeau (über Keller als Humorist) und Edouard Rod (über Keller und Romeo und Julie auf dem Dorfe) haben wohl mehr bei den deutschen und schweizerischen Lesern, als bei den rein französischen Beachtung gefunden. Die Erwartung aber, in dem Baldensperger'schen Buche zu erkennen, wie der schweizerische Autor, der ganz von deutscher Art und germanischem Geiste erfüllt war, in der Darstellung eines Vollblutfranzosen erscheinen wird, kann man nicht lange aufrecht erhalten, da Baldensperger, wie ja auch der Name andeutet, offenbar elsässischer Abkunft ist. Jedenfalls beherrscht er nicht nur Keller und alles, was über ihn geschrieben ist, sondern überhaupt die deutsche Literatur in ganz außerordentlichem Grade. Und ein Ereigniß von kulturgeschichtlicher Bedeutung ist es, daß der Schweizer, der ein so eminent deutscher Dichter gewesen ist, zum Gegenstand einer These für die Erreichung des Doktortitels an der Faculté ès Lettres der Sorbonne in Paris gemacht worden. Ein solches Doktorat ist eine vornehmere Würde, als unser deutscher „Doctor phil.“. „Zum Doktorat ès Lettres kann sich in Frankreich nur Jemand melden, der schon eine ganze Reihe staatlicher Examina hinter sich hat. Der Kandidat ist fast durchweg schon Universitätsdozent oder ein Gymnasialprofessor, der das Schlußexamen der Universität (la licence) bestanden hat, also habilitationsfähig und -berechtigt ist. (Diese Belehrung verdanken wir einem in der „Neuen Zürcher Zeitung“ veröffentlichten Artikel von Louis P. Betz: „Gottfried Keller in der Pariser Sorbonne“, der in äußerst interessanter Weise die Behandlung des Buches durch den Doktoranden und die Professoren schildert.) Professor Lichtenberger, einer der hervorragenderen französischen Goethe-Forscher, gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß Keller, den er unter den deutschen Dichtern am liebsten und am meisten lese, zum Gegenstand dieser These gemacht worden sei, einer der besten, die er seit 20 Jahren gelesen. Es sind zwar nur ein paar Elitefranzosen, die sich aus diesem Anlaß wieder mit einem neuen deutschen Dichter beschäftigten, aber es liegt schon darin ein ausgleichendes und versöhnendes Ferment. Gerade wie ja auch Kellers 70. Geburtstag, der in Deutschland mit großer Wärme und Innigkeit gefeiert worden war, damals nicht wenig dazu beitrug, die Bitterkeit, die der Wohlgemut-Handel in den Gemüthern der schweizerischen Bevölkerung erzeugt hatte, zu beseitigen. Eine solche Mission des großen Dichters ist eine edle und fruchtbare.

[1]) Paris, Hachette u. Co. 1899.

Aber wie schwer ist es, Keller ins Französische zu übertragen. Das „Fähnlein der sieben Aufrechten“ hat in den drei vorliegenden Uebersetzungen drei verschiedene Titel gefunden: „Le Drapeau des sept Champions“, „Le Drapeau des Sept“, „Le Gaidon des sept Braves“ und Baldensperger sagt „La Bannière des sept Vaillants“. In keinem aller dieser Titel kommt die Ursprünglichkeit des deutschen voll zum Ausdruck. Die Diminutivform, die einen so wirkungsvollen Bestandtheil von Kellers Stil bildet, läßt sich im Französischen überhaupt nicht recht wiedergeben. „Das Tanzlegendchen“ und „La petite Légende de la Danse“ das ist doch sehr zweierlei.

Zu den frühesten Versuchen, den Dichter in Frankreich einzuführen, gehört die Uebertragung einiger Stellen aus dem „Grünen Heinrich“ durch Camille Selden, Heine's liebliche Mouche, die den Titel wählte: „Vie et aventures du vert Henri“, Baldensperger, der sich mit dem Bekenntnißbuche so gründlich beschäftigt, nennt ihn: „Henri le vert“. Beide Titel scheinen uns nicht glücklich. Beide Bedeutungen des „grün“ würde etwa ausdrücken „Henri l'ingénu à l'habit vert“. Das wäre aber nicht prägnant. Konnte nicht auf die Farbe ganz verzichtet und etwa einfach die Benennung „Aventures du jeune Henri“ gewählt werden?

Baldenspergers Buch bietet in höherem Grade als das irgend einer seiner Vorgänger werthvolle Materialien für die dem großen Stoff ganz gerecht werdende Würdigung Kellers, die erst noch geschrieben werden soll. Dennoch sind wir entgegen der anderwärts hervorgetretenen Meinung nicht der Ansicht, daß nun schleunigst eine Uebertragung seines Buches ins Deutsche vorgenommen werden soll. Dafür ist es doch zu sehr für den Gesichtskreis eines französischen Lesepublikums geschrieben. Bei vielen neuen wissenschaftlichen Büchern in Deutschland werden die Belege und Anmerkungen ins Hinterzimmer verbannt, bei Baldensperger sind sie als Fußnoten vorhanden, die wie Fußangeln den ungestörten Genuß des Textes beeinträchtigen. Aber in diesen Fußnoten sind sehr viele feine Bemerkungen enthalten. Wie tief Baldensperger in den behandelten Dichter eingedrungen ist, das zeigt beispielsweise die gescheidte Anmerkung zu dem schönen Gedicht gegen Justinus Kerners Klage, daß der Dampf die Poesie aus der Welt treibe.

> Und wenn vielleicht in hundert Jahren
> Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
> Durchs Morgenroth käm' hergefahren,
> Wer möchte da nicht Fährmann sein?

Dazu sagt Baldensperger, vom Standpunkt der Schönheit der Formen ist das Luftschiff besser geeignet, den fortschrittlichen Dichter zu erregen (à l'émotion des poètes progressistes) als die Eisenbahn, der man nur die Poesie der Schnelligkeit und der Ueberwindung des Raumes zuschreiben kann. — Ein andermal bringt eine Fußnote die allbekannte Anekdote von dem nicht mehr fest auf den Beinen wandelnden Herrn Staatsschreiber, der einen Nachtwächter fragte, wo der Gottfried Keller wohne, und auf die Antwort: „Sie sind es ja selbst, Herr Staatsschreiber“, erzürnt ausrief: „Ich fragte nicht, wer ich bin, sondern wo ich wohne!“ Dazu citirt Baldensperger aus einem Buch über Robert Burns: „Wo wohnt John Clark?“ „Aber Sie sind John Clark selbst!“ antwortete der alte Wächter, an den diese Frage gerichtet worden ist. „Ich fragte nicht, wo John Clark ist, sondern wo sein Haus ist!“ Es war in der That John Clark, einer der ersten Advokaten seiner Zeit.

Die völlige Gleichheit des Erlebnisses beweist nun freilich nichts gegen die Möglichkeit, daß es sich in beiden Fällen so zugetragen haben könnte. Ebenso möglich ist aber auch, daß diese verbreitetste Keller-Anekdote aus der älteren entstanden ist. Zu den zahlreichen Berichten von der Trinkhaftigkeit Kellers, die über das, was er vertragen konnte, hinausging, nimmt der Verfasser einen sehr verständigen Standpunkt ein. Er weist auf den watschelnden Gang hin, der mit den zu klein gerathenen Beinen zusammenhing, und der oft unberechtigterweise den Eindruck hervorbringen mochte, daß der Wein die Schuld daran trage. Uebrigens schadet's nach deutscher Vorstellung einem sonst wackeren und tüchtigen Mann nichts, wenn er auch hie und da einmal über die Schnur haut. Daß Keller, dem bei seinem tiefen Sinn für das Familienleben das Fehlen einer richtigen Häuslichkeit besonders nahegehen mochte, allabendlich zum Gang nach dem Wirthshaus genöthigt war und dort seßhaft wurde, macht das Entstehen und die Verbreitung der vielen Trinkscherze unter dem Züricher Publikum leicht erklärlich.

Die ausgesprochenen Sympathien Kellers für Deutschland im Kriege von 1870 behandelt der Franzose mit würdiger Objektivität. Er glaubt, daß die rückhaltlose Stellungnahme Kellers für den Sieger, während rings um ihn franzosenfreundliche Neigungen vorherrschten, auf ähnliche Gründe zurückzuführen war, wie die, die bei Carlyle so große Sympathie und Bewunderung für Deutschland erregten: „Pareil mépris pour une France trop sûre de soi et préférant les apparences à la réelle valeur, gratitude analogue pour une patrie spirituelle, peut-être aussi l'obscure solidarité par-delà les frontières, d'âmes foncièrement germaniques."

Baldenspergers Darstellung verfolgt an der Hand des „Grünen Heinrich" die Jugendjahre Kellers bis zur Heimkehr nach Zürich und weiß mit großem Geschick, allerdings dabei auf den von Baechtold gelieferten Materialien weiterbauend, das Leben und die Dichtungen zu behandeln. Das Citat aus dem „Grünen Heinrich" über den Ausschluß aus der Schule ist gerade an einer sehr charakteristischen Stelle abgebrochen. Ueber die Bedeutung, die das gleiche Schicksal für die Entwicklung Kellers hatte, sagt unser Autor: „Abgesehen davon, daß dadurch Keller die Wahl eines Berufes schwer wurde, hat diese plötzliche Unterbrechung der Schuljahre einen Grund von ständiger Bitterkeit bei ihm gelegt, die weniger in seinen Werken als in seinen Briefen hervortritt.... vielleicht hätten längere Studien ihn achtsamer darauf gemacht, manchen seiner Werke größeres Gleichmaß zu geben, hätte er sich weniger oft diese Fehler des Geschmacks und des Maßes erlaubt, diese uns unerträglichen Abweichungen von der gleichmäßigen und vernünftigen Denkart (esprit pondéré et sage), diese Längen, die die französische Geduld manchmal auf schwere Proben stellen.... Aber diese leichten Mängel sind die Fehler seiner Vorzüge; die Unabhängigkeit seines Humors, die Schalkhaftigkeit seiner Erfindung und vor allem seine wunderbaren Fähigkeiten, das Wirkliche wiederzugeben, haben vielleicht dadurch gewonnen, daß sie schon frühzeitig von der gewöhnlichen Disciplin befreit waren."

Knapp und anschaulich wird der Inhalt der „Leute von Seldwyla", der „Züricher Novellen", der „Sieben Legenden" wiedergegeben. Die pädagogische Tendenz, die in der ganzen Produktion Kellers hervortritt, gibt dem Beurtheiler zu manch feiner Bemerkung Anlaß. „Die Leute von Seldwyla" behandeln nach ihm die Erziehung des jungen Menschen zur Tüchtigkeit. Im „Sinngedicht" ist das Eheproblem, die richtige Frauenwahl der Untergrund der Darstellung, und der „Salander" gilt der Bedeutung der Familie und der Stellung des Menschen zum Gesellschaftsleben. Wie Baldensperger sein Thema anpackt, mag folgende Stelle über das Sinngedicht zeigen: „Der gesammte Inhalt der hier erzählten Novellen ist der: Welche Aussichten für das künftige Glück bietet die Vereinigung zweier Wesen, die sich lieben, aber wovon das eine, der Mann, durch sein Vermögen, durch die Erziehung, die gesellschaftliche Stellung oder selbst die Rasse, der er angehört, seiner Frau überlegen ist. Im Gegensatz dazu war in der Mehrzahl der Heirathen, die in seinen früheren Werken behandelt worden, der Mann der Frau nicht ebenbürtig." Daß die entzückende Lucie, eines der gescheidtesten, frohsinnigsten und lieblichsten „Frauenzimmer" in der ganzen neuzeitlichen Literatur, durch die Jugendepisode, die ihren Uebergang zum Katholizismus veranlaßte, einen Stich ins Romantische bekommt, den sie bei der Veröffentlichung der Novelle in der „Deutschen Rundschau" — wo diese Episode fehlte — noch nicht hatte, auch das hat der sorgfältige Autor erwähnt. Lucie ist „das Ideal der Frau nach dem Herzen Kellers". Auf sie paßt der Vers des alten Logau. „Sie lächelt unter dem Kuß des Mannes, weil sie nach ihrem Willen über ihr Herz verfügt und sich ihrer Freiheit selbst dem geliebten Manne gegenüber bewußt ist, und sie erröthet, weil sie nicht aufgehört hat, ein zartes und schamhaftes Wesen zu sein. Befreit von den Begriffen der Untergebenheit und Unterwerfung, wird sie die echte Gefährtin des Mannes sein, der seinerseits sich von den mit dem männlichen Charakter zusammenhängenden Fehlern zu befreien verstanden hat." — Und die herrlichste seiner Frauengestalten, die allein sein letztes Buch lesenswerth macht, Marie Salander, „die Salanderin", wie er sie gern nennt, ist im wahren Sinne des Wortes eine „Muthgeberin" (das Wort wird von dem französischen Autor in deutscher Sprache gebraucht). Das Urbild der Lucie ist vielleicht die anmuthige, schöne Rheinländerin, die Keller im Hause der Frau Lina Duncker in Berlin kennen lernte und in die er sich so rettungslos verliebte. Manche feinen Züge, die Kellers tiefe Kenntniß von dem Mütterlichen in der Frauennatur beweisen, hätten wir gern auch angeführt gesehen. So die ganz prächtige Stelle am Schluß der Umrahmungsgeschichte der Züricher Novellen, wie der Hr. Jacques mit seiner jungen Frau seinen Schützling in Rom so ganz anders antrifft, als er ihn erwartet hatte, wie sich beim Erscheinen des Bambino eine dunkle Entrüstung seiner bemächtigen will, und es dann weiter heißt: „Allein schon hatte seine sanfte, weiße Gemahlin das Wesen sammt dem Kissen in die Arme genommen und schaukelte dasselbe freundlich und liebevoll; denn es war ein sehr hübsches Kind und sie empfand schon eine Sehnsucht nach einem eigenen Leben dieser Art." So auch die köstliche Scene, in der Frau Marie den seine verspätete romantische Neigung beichtenden Gatten zu nachtschlafender Zeit herzhaft auslacht.

Das Schlußkapitel des ersten Theiles behandelt die Gedichte, worunter manche, in Uebersetzungen beigegeben, beweisen, daß auch ein Dichter in Baldensperger steckt. Ein paar Worte mehr über das herrliche Gedicht „Der Narr des Grafen von Zimmern" wären vielleicht am Platze gewesen. Uebrigens enthält gerade dieser Abschnitt eine Fülle feiner Bemerkungen, besonders über den Cyclus „Lebendig begraben", der auch noch in anderen Kapiteln behandelt wird.

Der zweite Theil des Buches bringt in besonderen Kapiteln eine Reihe „synthetischer Definitionen". Die erste über den „Helvetismus" Kellers, der ein Schweizer war, durch Deutschland zur Blüthe gebracht. Gewisse Eigenthümlichkeiten, Seltsamkeiten und dem Franzosen als Geschmacklosigkeiten erscheinende Seiten im Wesen Kellers sind auf diese Eigenschaft des Helvetismus zurückzuführen. Das

Kapitel „Der Gesichtssinn“ wird durch eine Uebersetzung des schönen Abendliedes (Augen, meine lieben Fensterlein) eingeleitet und führt aus, wie viel der Schilderer Keller seinen Augen dankte, wie er die Dinge mit dem Blick des Malers erfaßte und mit voller Anschaulichkeit wiederzugeben wußte. Abgesehen von den Beispielen, die Baldensperger anführt, wie der Kleinkram der Mutter Margret, die verschiedenen Reliquien der Züs Bünzlin, die Kostbarkeiten, die Salomon Landolts Großmutter aufbewahrte, wären als Zeugnisse und Erzeugnisse seines wunderbaren Sehsinnes noch gar manche Scenen aus seinen Geschichten anzuführen, die Rast Dietegens mit Küngolt nach der Befreiung vom Galgen, die Ueberraschung der ungetreuen Gattin und ihrer Gesellschaft durch den Admiral Correa. Da sieht man alles deutlich und lebendig vor sich. Diese Plastik bringt es mit sich, daß in den Darstellungen Kellers, auch wenn er sich in epischer Breite gehen läßt, nichts Ueberflüssiges, kein todter Punkt vorkommt. Das Kapitel über Kellers Sprache und Stil enthält eine Fülle treffender Einzelheiten und beweist, wie völlig der Autor sein Thema beherrscht. Ein halbes Jahrhundert literarischer Thätigkeit, selbst wenn sie nur mäßig fruchtbar ist, genügt in der Regel, um Veränderungen in der Schreibweise eines Autors hervorzurufen. Bei Keller ist nichts dergleichen zu bemerken. Er ist in seiner Ausdrucksweise von seinem Anfang bis zu seiner Spätzeit der Gleiche geblieben. Die 60 ersten Seiten des „Sinngedichts“ wurden 1855 in Berlin begonnen und 25 Jahre später fuhr er an der gleichen Stelle fort, wo er damals stehen geblieben war. Und nichts zeigt den Unterschied in der Zeit. (Man vergleiche damit auch die warme Aeußerung Heyse's über die Gleichartigkeit des Stils in den beiden Bearbeitungen des „Grünen Heinrich“.) Keller schert sich wenig um die Gesetze der Grammatik, selbst der Orthographie, er scheut auch nicht vor Fremdworten zurück. Die Anschaulichkeit seines Stils, bei dem das Wort den Gedanken völlig deckt, hängt auch mit dem zusammen, was Baldensperger als den Gesichtssinn des Dichters bezeichnet. Auch der unerschöpfliche Reichthum an plastischen und lebendigen Bildern, die sich ihm ungesucht darbieten, ist der gleichen Ursache zu danken. Was Keller nach verschiedenen Richtungen mit der Diminutivform erreicht — in liebkosendem, in spottendem Sinn, in Scherz und Ernst —, der verschiedenartige Gebrauch, den er von den Endsilben „chen“ „lein“, „lich“ macht, ist auch kurz gestreift und hätte vielleicht ausführlichere Wiedergabe verlangt, ebenso die treffliche Verwendung so mancher köstlichen Adjektive. Eine Aeußerung über Kellers Stil möge hier in Baldenspergers eigenen Worten wiedergegeben werden: „... possède au plus haut degré une qualité foncière dont la prose de la maturité de Goethe avait été, avant lui, le plus richement pourvue: la Behaglichkeit, mot intraduisible, chose facilement perceptible, qui est faite de santé, de placide aisance et de sécurité, et dont la sagesse bien équilibrée ne convient qu'à un esprit sûr de lui et qui ne s'en laisse pas, en quelque sorte, imposer par son sujet.“

Die bedeutendsten Kapitel des zweiten Theils sind die über Romantik und Humor bei Keller. „Was Romantisches in den Werken Kellers ist, das läßt sich, wie der Autor sagt, leichter empfinden als definiren. Wohl ist die Mehrheit der Personen, die er uns vorführt, und der Erlebnisse, die ihnen widerfahren, dem Gewöhnlichen entnommen, aber sie haben doch häufig so ungewöhnliche Eigenschaften, daß ein wahrer Realist davor zurückschrecken würde.“ Keller hat eine gewisse Vorliebe für das Bizarre, Groteske, und die Ausdrücke „seltsam“, „sonderbar“, „wunderlich“ kommen häufig bei ihm vor. An einer Reihe von Beispielen, die zugleich seine tiefe Kenntniß der deutschen Literatur beweisen, zeigt Baldesnperger, wie viele Anklänge an die Romantiker in den Gestalten und Situationen bei Keller sich finden. Die ersten Abenteuer Reinharts erinnern an Tieck, der Anfang des Dietegen an E. T. A. Hoffmann, anderes an Arnim, Brentano u. s. w. Aber das Romantische, das Phantastische wird durch die Anschauungs- und Gestaltungskraft Kellers, durch seinen starken Wirklichkeitssinn, durch die Kunst, in den Erscheinungen das Wesentliche zu erfassen und hervortreten zu lassen, so greifbar dargestellt, daß man wirklich von einem wahren Realismus in der Phantastik reden darf. Das gilt von dem Hexenfang in dem Märchen „Spiegel das Kätzchen“, von dem Gesang der Musen bei dem Festtag im Himmel und noch so manchem anderen.

Bei den Betrachtungen über den Humor endlich macht Baldensperger einen förmlichen Gang durch die Weltliteratur und zeigt dabei, daß er über die verschiedenartigen Auffassungen des Begriffs Humor bei den verschiedenen Nationen ebenso unterrichtet ist wie über ihre vornehmsten Vertreter; Sterne und Johnson, Dickens und Thackeray, Mark Twain und Bret Harte, zahlreiche Aesthetiker und Essayisten werden kurz berührt und bei der Behandlung der deutschen Humoristen werden Fritz Reuter, Wilhelm Raabe und Heinrich Seidel als die eigentlichen Abkömmlinge Jean Pauls bezeichnet. Daß im Deutschen der Begriff des Humors über dem bloßen Scherz- und Spaßmachen steht, betont Baldensperger mehrfach. Man habe ihn „haussé à la dignité d'une Weltanschauung, alors qu'il peut n'être qu'une forme et qu'un ton“. Und noch ein zweites Mal wird das deutsche Wort „Weltanschauung“ gebraucht, daß „man den Humor erhoben hätte à la hauteur d'une „Weltanschauung“. Auffallend ist es uns, daß in dieser kritischen Revue Shakespeare und Cervantes nur ganz flüchtig behandelt wurden. Was Baldensperger als Extrakt der verschiedenen Definitionen des Humors zusammenfaßt, lautet etwa, daß er etwas Inadäquates sei, ein Mißverhältniß zwischen dem Gedanken und dem Ausdruck, dem Inhalt und der Form, der Einwirkung und den Vorgängen (l'inspiration et les procédés), den Eindrücken, die die äußere Welt hervorbringt, und ihrer Aeußerung bei dem Humoristen besteht.“ [1]) Was der Deutsche unter dem Humor als Adels- und Reifezeugniß versteht, das ist in dem Shakespeare-Wort ausgedrückt: „In den Wolken sitzen die Geister der Weisen und spotten unser.“ In den **Wolken**, also über der Menge, **weise** und **spöttisch** zugleich. . . .

Auch das Wort Seneca's von der Gemüthsruhe, das Wilhelm Raabe seinem prächtigen Sommerferienheft „Pfisters Mühle“ zum Motto gegeben hat: „Und in dem Blick auf das Ganze ist der doch ein stärkerer Geist, welcher das Lachen, als der, welcher das Weinen nicht halten kann“, drückt das gut aus, was wir Deutsche unter Humor verstehen. Das Inadäquate in dem Wesen des Humors, besonders des Keller'schen, charakterisirt die von Baldensperger ganz kurz berührte vortreffliche englische Ausgabe

[1]) „Für die Deutschen,“ sagt Baldensperger, „ist der größte französische Humorist ein Schriftsteller unsres Jahrhunderts, der bei uns ganz vergessen ist, wenn er überhaupt jemals bekannt war, Claude Tillier, Verfasser von „Mon oncle Benjamin“, ein Buch, das in Frankreich fast nicht zu finden ist, während es in Deutschland mehrere Uebersetzungen und sogar Neuauflagen erfahren hat.“ Es ist richtig, daß der „Onkel Benjamin“ vielleicht auch heute noch in Deutschland populärer ist als in Frankreich. Daß er aber auch dort nicht ganz vergessen ist, mag wohl die Thatsache beweisen, daß 1881 in Paris eine Prachtausgabe (durch Charles Monselet besorgt) erschienen ist. Allerdings mag der deutsche Erfolg auf die Aufnahme in Frankreich zurückgewirkt haben. Daß der „Oncle Benjamin“ gerade jetzt wieder im Feuilleton eines Pariser Blattes, der „Aurore“, abgedruckt werden soll, spricht allerdings dafür, daß das Buch in Frankreich noch vielfach unbekannt ist. Wie aktuell der Pamphletist Tillier noch heute ist, das beweisen die Citate die Ernest Vaughan in einem warmen Artikel anführt, den er zur Würdigung Tilliers in dem genannten Blatte veröffentlicht hat.

einzelner Seldwyler Geschichten durch Käthe Freiligrath-Kroeker. Sie citirt dabei ein Wort ihres Vaters, der von einer „*feierlichen Frivolität*" bei Keller sprach. Naives, unbefangenes Aussprechen der ungeheuerlichsten Dinge kommt in der That oft bei ihm vor. Humor als Gegensatzwirkung ist es auch, wenn es von Strapinski heißt: „Mit edlem Wesen, mehr zaghaft als laut und mit einer Stimme, welche wie von einem geheimen Kummer leise zittert", und daran schließt sich unmittelbar die sehr vulgäre Strophe, die er auf polnisch singt! Der Humor liegt in dem Eindruck der Personen — Sancho Pansa, Onkel Bräsig, Schiffer Pust in Hans Hoffmanns „Wider den Kurfürsten" —, in den Situationen und in der Ausdrucksweise. Für diese drei Bethätigungen gibt es bei Keller zahlreiche Beispiele. „Er ist der geborene Humorist. Dieser Plebejer, einer ganz besonders reich mit Humor begabten Rasse entsprossen, die, wie es scheint, fähiger ist, durch diese Gabe die Dinge zu kritisiren als sie zu bekämpfen oder sich ihnen zu unterordnen; dieser Autodidakt, wie er sich gern nannte, den ein früh unterbrochener Unterricht ohne Zweifel viel geeigneter machte, literarische Themen nach seinem Gefallen zu behandeln als sich eng in dem von den ästhetischen Kategorien vorgeschriebenen Rahmen zu halten; dieser Murrkopf, dessen Ecken abzuschleifen und dessen Charakter zu zähmen das Wenige nicht genügte, dem er sich von gesellschaftlichem Leben unterwarf; dieser Mann von lebhafter Phantasie und wenig thätigem Willen gehört wohl zu dem Geschlecht der großen Originale, der Johnson, Carlyle, Jean Paul, bei welchen der Humor der freie Ausdruck einer unabhängigen Persönlichkeit ist, die bis zu einer verwirrenden Eigenartigkeit die Freiheit des Individuums gegenüber allen überkommenen Werthen, den Konventionen, den Lebenserscheinungen und den Situationen selbst, in welchen sie sich befinden mögen, zu erkennen geben."

Mächtige, unablässig waltende *Phantasie*, durchsetzt von einem gewissen Zug ins *Hausbackene* und einem ganz einzig dastehenden unvergleichlichen *Humor*, bilden Kette und Einschlag in den Werken Kellers. Ein Gewebe ist daraus entstanden, kostbar an Werth und herrlich zu schauen, dabei zugleich solid und dauerhaft und für den Hausgebrauch geeignet. Und was er uns immer zeigt, das macht den Eindruck des Wahren und Echten. Wenn er uns die Köchin in „Kleider machen Leute" vorführt, dann spricht er aus der Seele der Köchin heraus. Läßt er den Schmied, den Kammmacher, den Bauern hantiren, so weiß er ganz so genau Bescheid, wie wenn er uns zeigt, wie es beim Ausschiffen der Mannschaft des Admirals zugeht. Ebenso wenn er uns ein Volksfest mitmachen läßt und selbst wenn er uns in phantastische Umgebung führt. Die Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, die seinem Jugendroman einen so einzigen Platz in der Weltliteratur sichert, die rückhaltlose Entschleierung der Menschenseele, diese Treue und Echtheit ist das wahre Kennzeichen seiner ganzen Produktion. Ob er weit in die Zukunft hineinragen wird? Mit dem Prophezeien in solchen Dingen ist es eine mißliche Sache, da ja die Nachwelt darin sich nicht nach unsern Anordnungen richten, sondern ihren eigenen Weg gehen wird. Starke Wahrscheinlichkeit kann man immerhin dafür vorhanden glauben, daß Keller dauerhafter bestehen wird, als gar Manche, die bei Lebzeiten ein viel größeres Publikum hatten. Es wird ihm, wie Baldensperger meint, „vielleicht gerade die Eigenschaft zum Nutzen gereichen, die zu seinen Lebzeiten der Ausbreitung seines Ruhmes entgegenwirkte. Es fehlte ihm fast immer der Anschein der Aktualität". (Ganz ist dies übrigens nicht zutreffend. Zu den nationalen Fragen, die sein Volk bewegten, hat er häufig energisch Stellung genommen.) Er war aber niemals ein Moderner, und „so ist es möglich, daß in deutschen Landen das Hinderniß, welches einem unmittelbaren Echo entgegentritt, den Nachhall des Züricher Romanciers begünstigen könnte". Mit dem ihm eigenen Humor machte sich Keller zuweilen in seinen Briefen darüber lustig, daß er vielleicht einmal später Stoff zu Doktordissertationen und gelehrten Abhandlungen bieten werde. Nun, wir haben es ja gesehen, daß eine der ersten ausländischen Hochschulen diese Prophezeiung schon ernsthaft wahr gemacht hat. Wer weiß, was noch in Deutschland bevorsteht, wenn einmal noch ein paar Jahre ins Land gegangen sind! Unter unseren Jugenderziehern gibt es Viele, die mit warmer Verehrung an Keller hängen, dem Erzähler, dem Sprachmeister und dem Menschen, vor allem der ursprünglichen, großen Gesammterscheinung. Darum sollte, so lang es noch Zeit ist, alles das gesammelt werden, was zu dem Schatze seiner Briefe eine werthvolle Ergänzung bieten könnte. Noch leben Viele, die in guten und in schlimmen Tagen ihm nahe standen, und diese sollten ihre Erinnerungen nicht verloren gehen lassen. Als vor etwas über zehn Jahren sein 70. Geburtstag gefeiert wurde, da ging ein mächtig Rauschen durch den deutschen Blätterwald, und gar mancher der damals erschienenen trefflichen Artikel verdiente aufbewahrt zu werden. Und das Gleiche gilt von denen, die im Jahre darauf, nach seinem Tode, erschienen. Wäre das nicht eine würdige Aufgabe für die Züricher Anstalten, die berufen sind, sein Erbe zu verwalten?

Frankfurt a. M., Januar 1900. Sigmund Schott.

Die Technik des Welthandels.[1])

Von Dr. Karl v. Scherzer.

Als wir vor etwa zehn Jahren an dieser Stelle die *erste* Auflage dieses Originalwerkes besprachen, bemerkten wir: „daß jede Erscheinung mit Freude und Genugthuung begrüßt werden müsse, welche darauf abzielt, den internationalen Handel, das vorzüglichste Werkzeug des gesammten geistigen und materiellen Kulturlebens, zu fördern", und erklärten, „daß als ein derartiges Förderungsmittel in jeder Beziehung Dr. *Sonndorfers* soeben erschienene „*Technik des Welthandels*" bezeichnet zu werden verdient — eine Originalarbeit durch und durch, das Resultat vieljähriger emsiger Studien, bestimmt, jene Grundlagen zu schaffen, welche das Studium der Technik des internationalen Handelsbetriebes ermöglichen".

Wie sehr unser damaliges Urtheil berechtigt war, bewies der große Erfolg, dessen Dr. Sonndorfers gediegene Arbeit allenthalben sich erfreute.

Das Buch fand nicht nur in Deutschland und Oesterreich, sondern auch in Holland, in Schweden und Norwegen, ja auch in Frankreich und Rußland die allgemeinste Anerkennung und war binnen wenigen Jahren im Buchhandel gänzlich vergriffen. Leider machten es die Berufspflichten dem Autor unmöglich, sofort an die Bearbeitung einer zweiten Auflage zu schreiten, und es verging ein Zeitraum von mehr als zehn Jahren, bevor eine neue Auflage erscheinen konnte. Desto angenehmer werden Alle, welche das Buch zur Hand nehmen, überrascht sein, indem ein vollständig neues Buch vorliegt, welches bloß auf denselben Grundprinzipien aufgebaut ist wie die erste Auflage. Dr. Sonndorfer hat in dieser neuen Auflage gezeigt, daß auch der Meister nicht stille steht, sondern seiner Schöpfung immer noch neue Gesichtspunkte ablauscht und vollendetere Formen zu geben sich bestrebt. Die zweite Auflage von

---

1) „*Die Technik des Welthandels*", ein Handbuch der internationalen Handelskunde für Kaufleute, Ex- und Importeure etc. von Regierungsrath Dr. Rudolf *Sonndorfer*, Direktor der Wiener Handelsakademie. *Zweite* vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Wien und Leipzig, Alfred Hölder 1900. Preis brosch. 12 M.

Dr. Sonndorfers „Technik des Welthandels“ bietet vor allem schon äußerlich eine neue Erscheinung. Das Buch zerfällt in zwei Theile: einen allgemeinen und einen speziellen. Im allgemeinen Theil gibt der Autor die Grundlagen für den internationalen Handelsbetrieb; im speziellen Theil wird der internationale Handel der Hauptstapelartikel behandelt. Die Grundlagen für den internationalen Handelsbetrieb (allgemeiner Theil) zerfallen wieder in vier Hauptabschnitte. Der erste behandelt auf 56 Seiten die Waarenbörsen und ihre Bedeutung für den internationalen Handel. Die Waarenbörsen spielen heute eine so hervorragende Rolle im Welthandel und greifen so mächtig in das politische Leben hinein, daß dieser Abschnitt für jeden Kaufmann von besonderer Bedeutung ist, denn er findet auf jede Frage eine präzise Antwort. Der Autor bespricht hier die Eintheilung und Organisation der Waarenbörsen, die Handelsmakler, die börsenmäßigen Handelsgeschäfte, die Börsentermingeschäfte, die Liquidationskassen für das Waarentermingeschäft, die amtliche Preisnotirung und die Börsenschiedsgerichte und gibt zum Schlusse noch im Original die verschiedenen Schlußkontraktstypen.

Der zweite Abschnitt enthält auf 72 Seiten das Maß- und Gewichtswesen im internationalen Handel, wobei namentlich die Getreideproben, die Garnnumerirung und Seidentitrirung, dann die Qualitätsberechnung im Spiritushandel sehr eingehend besprochen werden.

Von besonderem Interesse ist der dritte Abschnitt: Die Güterbeförderung im internationalen Verkehr. Der Autor hat diesen Abschnitt vollständig neu bearbeitet und gibt auf 72 Seiten eine so belehrende Darstellung des internationalen Transportwesens, daß auch der Verkehrsbeamte und der Schiffahrtsagent ihn mit Nutzen lesen und viel neues darin finden werden. Als Anhang sind die auf photolithographischem Wege hergestellten Originaldokumente gegeben, nämlich die verschiedenen Frachtbriefe, Ladescheine, Konnossemente und Charterpartys.

Den Ex- und Importeur aber wird besonders jener Paragraph interessiren, welcher die wichtigsten See-Dampfschiffahrts-Gesellschaften des Kontinents, deren Linien und Tarife nach dem neuesten Stande eingehend bespricht, sowie das Kapitel über die See-Versicherung. Den wichtigsten Abschnitt des allgemeinen Theils bildet aber der letzte über die Währungsverhältnisse und Devisennotirungen auf den überseeischen Plätzen und die Werthausgleichung beim Ex- und Import. Derselbe ist für jeden mit dem Auslande arbeitenden Kaufmann ein Informationsschatz im besten Sinne des Wortes. Der Autor bespricht hier die Währungsverhältnisse aller Staaten Amerika's, Ostasiens, Australiens und Südafrika's, dann die Währungsverhältnisse im Orient, gibt die neuesten gesetzlichen Daten und illustrirt dieselben mit zahlreichen Beispielen in Bezug auf die Berechnung finanzieller Transaktionen mit den betreffenden Plätzen, wobei wir bemerken zu müssen glauben, daß alle auf österreichische Plätze Bezug nehmenden Berechnungen in der Kronenwährung ausgeführt sind und daß für alle Beispiele nur Originaldepeschen benutzt wurden, die bis in den Sommer 1899 reichen.

Der spezielle Theil des Werkes faßt in sieben Abschnitten auf 200 Seiten den internationalen Handel in Getreide und Mehl, in Raps, Leinsaat, Rüb- und Leinöl, dann in Spiritus, Petroleum, Zucker, Kaffee und Baumwolle. Neu sind die Abschnitte über Petroleum und über Raps, Leinsaat, Rüb- und Leinöl. Hier zeigt sich wieder, was wir schon in unsrer ersten Besprechung des Werkes hervorgehoben, der Fachmann auf seiner vollen Höhe; denn eine solche Darstellung des internationalen Handels der Hauptstapelartikel vermag nur derjenige zu bieten, welcher das Material aus der ganzen Welt zusammenträgt, sich viele mühevolle Jahre mit solchen Spezialstudien beschäftigt hat und dann die Materie in einer Weise beherrscht, wie unser Autor. Diese Abschnitte des speziellen Theiles sind für die Fachmänner der betreffenden Branchen von unschätzbarem Werthe. Es freut uns, daß der Autor, unsrer Anregung folgend, diesmal auch die Artikel Petroleum und Oelsaaten und Oele aufgenommen hat. Diese beiden neuen Abschnitte sind von Hrn. Prof. A. Schuster, einem ehemaligen Schüler des Autors, bearbeitet, der auch schon bei der ersten Auflage sich nützlich machte und diesmal bei der selbständigen Bearbeitung dieser beiden neuen Abschnitte seines Meisters sich vollkommen würdig zeigte. Auch in diesem speziellen Theile sind alle auf Oesterreich Bezug habende Beispiele nur in Kronenwährung ausgedrückt, während alle Handelsdepeschen und Originaldepeschen bis September 1899 reichen. Ein ausführliches Sachregister bildet den Schluß des Werkes, welches ebenso mustergültig ausgestattet ist, wie die erste Auflage.

Dr. Sonndorfers neue „Technik des Welthandels“, in erster Reihe für die deutsche und österreichische Handelswelt geschrieben, wird jedoch nicht nur in dem Comptoir eines jeden Kaufherrn zu finden sein, sondern dieselbe verdient auch die vollste Beachtung der Eisenbahnverwaltungen, der Finanzbehörden, der Landwirthe und speziell der Konsulate, welch letztere vielfache Belehrung und Anregung daraus gewinnen werden; denn das Werk kann zu einem der besten Erzeugnisse der handelswissenschaftlichen Literatur gerechnet werden.

Eine besondere Genugthuung muß es gewähren, daß die von Dr. Sonndorfer geschaffene „Internationale Handelskunde“, welche direkt auf praktischen Erfahrungen fußt, an kommerziellen Schulen immer mehr Eingang findet. So wurde an der im Oktober 1898 in Wien ins Leben getretenen Export-Akademie des k. k. österreichischen Handelsmuseums diesem neuen kommerziellen Wissenszweige ein hervorragender Platz, speziell ein eigenes Seminar zugewiesen und ein ehemaliger Schüler Sonndorfers zum ordentlichen Professor für dieses Lehrfach ernannt. Ebenso wurde dieses Kollegium in der neugegründeten Handelsakademie in Zürich eingeführt und an den kommerziellen Schulen Deutschlands dürfte man umsomehr an die Einführung dieses neuen Kollegiums schreiten, indem Dr. Sonndorfer gleichzeitig einen für Schulen bearbeiteten Auszug aus seiner „Technik des Welthandels“ als „Lehrbuch der internationalen Handelskunde“ erscheinen ließ.

Mittheilungen und Nachrichten.

U. **Bernhard Schmidt: Die Insel Zakynthos.** Erlebtes und Erforschtes. Freiburg i. Br., Fehsenfeld 1899. — Der Verfasser hat bei seinem mehrjährigen Aufenthalt in Griechenland, mehr als es sonst die Gelehrten auf ihren Reisen zu thun pflegen, die Zustände und Sitten der heutigen Griechen mit offenem Auge und unparteiischem Urtheil beobachtet; als schönste Frucht dieser Studien ist sein Buch über das „Volksleben der Neugriechen“ seit lange ein werthvolles Besitzthum der Wissenschaft. Die Insel Zakynthos, Zante, „die Blume des Ostens“, wie sie die Italiener nennen, ist dem Verfasser besonders vertraut, da er fast zwei Jahre seines Lebens auf ihr zugebracht hat. Seine Monographie, die die geographische Studie Partschs in „Petermanns Mittheilungen“ 1891 vervollständigt, schildert aufs anschaulichste Natur, Klima und Lebensbedingungen der Insel, gibt einen Abriß über ihre Geschichte im Alterthum und Mittelalter, bespricht die wenigen erhaltenen Alterthümer und führt dann den Leser mitten hinein in die sozialen und politischen Zustände der jonischen Inseln im Anfang der 60er Jahre, in denen der Uebergang der Inseln aus dem englischen Protektorat an das Königreich Griechenland stattfand. Das lehr-

reichste an diesen außerordentlich anziehenden kulturhistorischen Schilderungen ist die Erkenntniß, daß der griechische Volkscharakter auf dieser Insel, die nie unter der Türkenherrschaft war und seit 1815 von den Engländern gut verwaltet wurde, sich in politischen Dingen genau so bedenklich entwickelt hat wie auf dem Festland, und daß Demagogenthum und Interessenwirthschaft von Anfang an auch hier das politische Leben vergiftet haben. Sehr ergötzlich ist die Schilderung, wie die Radikalen (griechisch Rhizospasten, „Wurzelzieher") mit ungeheurem Eifer die populäre Idee des Anschlusses an das Königreich Griechenland predigen, dann aber, als es zur Verwirklichung kommen soll, plötzlich aufs höchste erschrecken, weil sich die Insel materiell unter der Verwaltung der Engländer viel besser befand. Auch in den sozialen Zuständen fällt dem kundigen Leser überall die Aehnlichkeit mit dem festländischen Griechenland auf, und man kann demjenigen, der sich in den griechischen Volkscharakter einleben will, keinen besseren Führer empfehlen. Dadurch bekommt das Buch aber eine über das Lokalinteresse hinausgehende Bedeutung und tritt dem „Volksleben der Neugriechen" ergänzend an die Seite.

e. **Bei den Ausgrabungen von Milet**, die im Auftrag des Berliner Museums im vorigen Oktober durch Dr. Wigand in Angriff genommen worden sind (vgl. Beilage 1899, Nr. 251), ist am 1. Januar die erste Kampagne geschlossen worden. Es sind bereits wichtige Resultate für die Gesammtanlage der Stadt erzielt. Man hat die aus hellenistischer Zeit stammende Stadtmauer mit zwei Stadtthoren, den Markt, ferner ein theaterförmiges Gebäude gefunden, das wahrscheinlich das Rathhaus war, so daß bereits ein vorläufiger Plan der Stadt aufgenommen werden konnte. Außerhalb der Stadt wurde das Stadion und der Verlauf einer Gräberstraße festgestellt; endlich konnte auch eine Nekropole archaischer Zeit ihrer Lage nach erkannt werden. Etwa 200 Inschriften kamen zutage, so daß diese kurze erste Arbeitsperiode zu den schönsten Erwartungen berechtigt.

Die Stadterweiterung unter volkswirthschaftlichem Gesichtspunkt von Dr. H. Rettich, zweiter besoldeter Gemeinderath und Vorstand des Statistischen Amts der Stadt Stuttgart. Stuttgart 1899. — Der Verfasser behandelt die für jedes großstädtische Gemeinwesen wichtige Frage der Stadterweiterung nach statistisch-exakter Forschungsmethode und bringt ein reiches und übersichtliches Material zur Orientirung über diesen Gegenstand bei. Wenn Dr. Rettich hiebei ab und zu auch die einzelwirthschaftlichen Interessen der Stadt gegenüber den Gesichtspunkten der Volkswirthschaft betont, und wenn man auch sonst theoretisch über Einzelheiten mit ihm streiten kann — so z. B. möchte ich den Satz (S. 24): „Auch die Wohnung ist nichts anderes als eine Waare, deren Preis von den Herstellungskosten und dem Nutzen bestimmt wird, den der Verkäufer bei der jeweiligen Lage des Marktes zu erzielen imstande ist", in dieser Allgemeinheit nicht ohne weiteres gelten lassen —, so hat dies doch praktisch so gut wie keine Bedeutung und kann den Werth der sonst durchaus verdienstvollen Arbeit nicht wesentlich beeinträchtigen. Auf Einzelheiten derselben will ich hier nicht näher eingehen und nur bemerken, daß sich der Hr. Verfasser in klarer Beweisführung gegen die einseitige Betonung hygienischer und ästhetischer Gesichtspunkte in den Stadterweiterungsplänen wendet und die strikte Durchführung der sogenannten offenen Bauart für sehr bedenklich und unzweckmäßig hält.

Wer sich für großstädtische Wohnungsreform interessirt, wird gewiß das Buch nicht aus der Hand legen, ohne Anregung und Belehrung empfangen zu haben und dem Hrn. Verfasser für die große aufgewandte Mühe dankbar zu sein.
L.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 18. Jan. 1. Hr. Waldeyer las: Ueber die Kolon-Nischen und die Arterienfelder der Peritonaealhöhle. Es werden, unter Berücksichtigung der nach dem Lebensalter sich ergebenden Abänderungen, die unter dem Mesocolon transversum befindlichen nischenförmigen Räume, die „Kolon-Nischen", in ihren topographischen Beziehungen erläutert, insbesondere die rechtsseitig gelegene „Duodenalnische" und die linksseitige „Pankreasnische". Im Anschlusse daran werden die Arteriae colicae und die von ihnen umschlossenen Bezirke, „Areae arteriosae" (Arterienfelder), besprochen. 2. Hr. Erman las über die Flexion des ägyptischen Verbums. Nach Besprechung der jetzt durch Hrn. Sethe's Untersuchungen festgestellten Formenreihe wird die Entstehung der jüngeren Art der Flexion erörtert, die an die Stelle der in den verwandten semitischen und afrikanischen Sprachen üblichen Bildungen getreten ist. Es wird weiter versucht, den abweichenden Charakter des Aegyptischen durch die Vermuthung zu erklären, daß dieses auf eine andersssprachige, etwa den heutigen Nubiern verwandte, Urbevölkerung Aegyptens übertragen worden sei. 3. Die folgenden von den Verfassern mit besonderen Begleitschreiben eingesandten Werke wurden vorgelegt: Victor Fatio, Faune des Vertébrés de la Suisse. II. Histoire naturelle des Oiseaux. I. Partie. Genève et Bâle 1899, und L. Sommer, Lehrbuch der psychopathologischen Untersuchungsmethoden. Berlin und Wien 1899.

* **Bonn.** Am 1. April wird Dr. phil. G. Fels aus München am mineralogischen Institut der Universität Bonn als Assistent eintreten.

* **Eberswalde.** Hier starb am Donnerstag Geheimrath Dr. Altum, Professor der Zoologie an der Forstakademie. Bernhard Altum, 1824 zu Münster in Westfalen geboren, war ursprünglich zum Theologen bestimmt, wandte sich aber bald ganz der Naturkunde, speziell der Zoologie zu. Er wirkte zuerst als Dozent an der Akademie in Münster, 1869 wurde er als Professor der Zoologie an die Forstakademie zu Eberswalde berufen. Die Ergebnisse seiner vieljährigen Thätigkeit auf dem Gebiete des forstzoologischen Versuchswesens legte er in dem großen Werke „Forstzoologie" nieder, welches dauernden Werth besitzt. Von anderen Veröffentlichungen sind zu nennen: „Die Geweihbildung bei Rothhirsch, Rehbock, Damhirsch" (1874), „Unsre Mäuse in ihrer forstlichen Bedeutung" (1880), „Waldbeschädigung durch Thiere und Gegenmittel" (1889). Ein besonderes Interesse zeigte Altum für Forschungen zur Kenntniß der Vögel. In dieses Gebiet schlagen ein die mehr populäre Schrift „Der Vogel und sein Leben", ein Werk über die Spechte, endlich „Die Artenkennzeichen des inländischen entenartigen Geflügels" (1883).

* **Greifswald.** Nachdem Professor Goldscheider in Berlin abgelehnt hat, ist Professor Dr. L. Krehl in Marburg an die Universität Greifswald als Nachfolger des Professors Mosler als ordentlicher Professor und Direktor der medizinischen Klinik berufen worden.

* **Breslau.** Die Beträge, die von der oberschlesischen Industrie für die Errichtung einer Technischen Hochschule in Breslau in Aussicht genommen waren, sind nach den „B. P. N." in der Hauptsache gezeichnet, und es ist anzunehmen, daß der Rest ebenfalls noch gezeichnet werden wird. Es belaufen sich die Summen, die vom Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Verein aufgebracht sind, auf etwa 500,000 M., die von der oberschlesischen Eisenindustrie auf 200,000 M. u. s. w. Unter Bezugnahme hierauf ist an die Staatsregierung das Ersuchen gerichtet worden, unter Verwendung dieser Interessentenbeiträge die baldige Errichtung der neuen Hochschule in die Wege zu leiten.

* **Wien.** Der österreichische Ingenieur- und Architektenverein hat beschlossen, im Gebäude der Technischen Hochschule in Wien mit Zustimmung des Professorenkollegiums Ehrendenkmäler für hervorragende Lehrer dieser Hochschule und sonstige Fachgenossen, welche auf technischem Gebiet großartige Leistungen vollbracht haben, zu errichten. Wegen Beschaffung der erforderlichen Geldmittel sind die erforderlichen Schritte eingeleitet worden. Es ist in Aussicht genommen, schon in nächster Zeit den Professoren Prechtl, v. Burg, Stampfer und v. Schrötter derartige Denkmäler zu errichten. — Geheimer Rath Minister a. D. Arthur Graf Bylandt-Rheidt in Wien, der Direktor des Istituto Austriaco di Studii Storici in Rom, Sektionschef Dr. Theodor v. Sickel, und der Präsident der Handelskammer in Görz, Eugen Frhr. Ritter v. Zahony, wurden zu Mitgliedern des österreichischen archäologischen Instituts ernannt.

Jahrgang 1906. München, Montag, 5. Februar. Nummer 29.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle** in München.

Uebersicht.

Die heutige Naturwissenschaft und die Teleologie.[1]

Von Dr. E. König.

I.

Daß alle Erscheinungen und Vorgänge der Natur ihrem Wesen nach Massenbewegungen und deßhalb nach den Gesetzen der mechanischen Kausalität erklärbar seien, dieser Satz hat seit dem Absterben der idealistischen Naturphilosophie bis zur Gegenwart als ein über jeden Zweifel erhabenes Axiom und als oberste Forschungsmaxime der Naturwissenschaft gegolten. In unzähligen Variationen ist der in allmählichem Fortschritt langsam aber sicher zu erreichende Idealzustand der Erkenntniß geschildert und gepriesen worden, in welchem ein Geist von hinlänglicher Fassungskraft imstande sein würde, die an irgend einem Punkte zu irgend einer Zeit eintretenden Veränderungen aus den gegebenen Bedingungen an der Hand allgemein gültiger Gesetze vorauszusagen. Freilich mußten selbst die schwärmerischsten Lobredner der mechanischen Naturauffassung zugestehen, daß wir zur Zeit noch weit, sehr weit von diesem Ziele entfernt sind, daß insbesondere im Bereiche der Biologie von eigentlich mechanischen Erklärungen noch kaum gesprochen werden könne; aber es schien doch begründete Aussicht vorhanden zu sein, daß die Physiologie die Lebensthätigkeiten der Organismen wenigstens in lauter physikalisch-chemische Reaktionen werde auflösen können und daß es der theoretischen Morphologie gelingen werde, auch die von jener Wissenschaft als gegeben angenommenen Formen und Strukturen als Erzeugnisse des Wechselspiels der Naturkräfte zu verstehen. Damit wären zwar die Lebenserscheinungen noch lange nicht auf „Atommechanik" zurückgeführt, aber es wäre doch meistens der Nachweis erbracht gewesen, daß zu ihrer Erklärung keine besonderen Prinzipien erforderlich sind, daß insbesondere von einer Bestimmung nach Zwecken auch in der organischen Welt keine Rede sein kann, indem auch hier alles von dem Zusammentreffen der blind wirkenden Agentien der anorganischen Natur abhängt. Und die völlige Beseitigung des Zweckbegriffs aus der Naturwissenschaft war ja gerade das, was die moderne Richtung der Forschung im Gegensatz zu der spekulativen Naturphilosophie der ersten Hälfte des Jahrhunderts vor allem erstrebte.

Seit einem Jahrzehnt beginnt nun aber ein umfassender und tiefgreifender Wandel der allgemeinen naturwissenschaftlichen Anschauungen im Sinne einer Reaktion gegen den mechanistischen Monismus sich zu vollziehen. Die Antriebe dazu haben sich auf verschiedenen Gebieten ganz unabhängig voneinander ergeben. In der Physik hat der Energiebegriff die mechanistischen Hypothesen mehr und mehr entbehrlich gemacht. Ging man früher, um die Erscheinungen einer Kategorie theoretisch zu verknüpfen, von bestimmten Voraussetzungen über die Struktur ihres Substrats und über die zwischen den Elementen des letzteren wirkenden Kräfte aus, so stützen sich die neueren Theorien wesentlich auf das Energieprinzip in der einen oder anderen für die betreffende Erscheinungsgruppe charakteristischen Bedingungsgleichung. Da aber alle Energiebestimmungen sich auf unmittelbar gegebene Daten gründen, so kann die Frage nach dem „Wesen" der Vorgänger ganz beiseite gelassen werden. Ob es der Energetik gelingen wird, wie Ostwald in seinem bekannten Vortrage behauptet,[1] den Begriff der Materie ganz entbehrlich zu machen, mag dahingestellt bleiben; sicher bedarf sie keiner besonderen Voraussetzungen über die Natur der Materie und die Art der an ihr sich abspielenden Vorgänge. Damit ist ein Programm in gewissem Umfange zur Ausführung gelangt, das schon früher von Kirchhoff, Mach u. A. aufgestellt worden war, dahin lautend, daß die Physik die Erscheinungen nicht zu „erklären", sondern lediglich zu „beschreiben" habe. Diese Gesichtspunkte sind nun aber von einer Tragweite, die weit über das spezielle Gebiet der Physik hinausreicht. War einmal der Erkenntnißwerth und die Unentbehrlichkeit der mechanistischen Hypothesen in der Physik in Frage gestellt, so war damit auch in den anderen Naturwissenschaften die Bahn frei gemacht für Begriffe und Vorstellungsweisen, die vordem als ausgeschlossen galten. Das Energiegesetz behauptet nur die Unveränderlichkeit der Energiegröße, sagt aber nichts aus über die von der Energie jeweilig anzunehmende Form, läßt also die qualitative Seite der Erscheinungen vollständig unbestimmt; und man kann sich demgemäß, ohne mit ihm in Widerspruch zu gerathen, die jeweilig stattfindenden Energieumwandlungen von allen möglichen, unter Umständen sogar von außernatürlichen Faktoren beeinflußt denken. Und warum sollte es schließlich außer den bekannten Formen oder Arten der Energie nicht noch andere, bisher unberücksichtigt gebliebene geben können? Mögen nun für die eine oder die andere Annahme zureichende empirische Gründe vorhanden sein oder nicht, jedenfalls ist es eine weitverbreitete Ueberzeugung, daß der mechanische Determinismus, der alles durch äußere Bedingungen bestimmt sein läßt, in den Prinzipien der Energetik keine Stütze findet.

Durch die neuesten Ergebnisse der biologischen Forschung wird jenes System nach Ansicht Vieler vollends widerlegt. Die Physiologie steht dem Rätsel des Lebens heute im Grunde noch rathloser gegenüber als vor 40—50 Jahren. Damals glaubte die physikalische Schule auf dem besten

[1] Der folgende Aufsatz war bereits vor dem Erscheinen von Coßmanns Elementen der empirischen Teleologie und Albrechts Vorfragen der Biologie niedergeschrieben und an die Redaktion eingesandt; doch wurde mir durch die Güte des Hrn. Herausgebers Gelegenheit gegeben, in einigen Zusätzen auf diese Schriften und die durch sie angeregten Erörterungen in Nr. 267 und 293 der Beilage von 1899 Bezug zu nehmen.

[1] Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus. Leipzig 1893.

Wege zu sein, um den Lebensprozeß in seine elementaren physikalisch-chemischen Komponenten aufzulösen; hatte man doch in den Zellen die vermeintlich letzten Formelemente gefunden, aus deren physikalischem und chemischem Zusammenwirken die Lebenserscheinungen sich erklären mußten. Heute weiß man, daß die Zelle ein äußerst komplizirtes Gebilde, ein „Elementarorganismus“ ist, an dem bereits alle spezifischen Lebensfunktionen vorkommen. So neigen denn manche Physiologen sich wieder den alten Systemen des Animismus und Vitalismus zu, die zur Erklärung des Lebens ein psychisches Prinzip oder eine von den Kräften der unorganischen Natur verschiedene Lebenskraft annehmen. Als Zeugnisse dieses Wechsels der Anschauungen seien die bekannten Vorträge von Bunge und Rindfleisch,[1] sowie die interessanten Artikel von H. Buchner in den Nrn. 141 und 142 der Beilage von 1898 angeführt. Eine ähnliche Bewegung ist auf dem Gebiet der Entwicklungslehre zu bemerken, wo wenige Jahre nach der Begründung des Roux'schen Archivs für die Entwicklungsmechanik der Organismen, das bestimmt ist, die Erforschung der kausalen Vorgänge bei der Bildung des Einzelorganismus zu fördern, Driesch die Nothwendigkeit der Heranziehung teleologischer Gesichtspunkte zum Verständniß der organischen Formen energisch betont hat. Die Entwicklung ist, wie er übereinstimmend mit Wigand erklärt, „ein in lauter Räthseln einherschreitendes Kausalgesetz,“ d. h. alle einzelnen Formbildungsprozesse werden zwar kausal durch bestimmte Reize ausgelöst, aber diese Auslösungsprozesse lassen sich nicht vollständig auf physikalisch-chemische Reaktionen zurückführen: „Kenntniß der umzuwandelnden Form und des umwandelnden (formauslösenden) Faktors nutzt für die voraussagende Kenntniß des Resultats gar nichts.“ Das Entscheidende für die Richtung und den Gang der Entwicklung sei immer die vorhandene Struktur des sich Entwickelnden, die von der kausalen Erklärung als gegeben vorausgesetzt werden müsse und nur teleologisch begriffen werden könne. Driesch erklärt deßwegen die Biologie für eine „selbständige Grundwissenschaft“, die zu Physik und Chemie nicht in dem Verhältniß der Unterordnung, sondern in dem der Nebenordnung stehe, weil sie eigenartige Erklärungsprinzipien nöthig habe.[2]

Daß diese Anschauungen zugleich einen Protest gegen den Darwinismus bedeuten, ist einleuchtend, denn die Darwinisten behaupten ja gerade den Schlüssel zum kausalen Verständniß der organischen Formen gefunden und dadurch der Teleologie den Garaus gemacht zu haben. Die siegesgewisse Zuversicht, mit der Häckel u. A. vor Jahren dies Resultat verkündeten, ist freilich heute bei den meisten Biologen der Einsicht gewichen, daß man den Werth und die Leistungsfähigkeit der Darwin'schen Prinzipien weit überschätzt hat. Von einer Ableitung des phylogenetischen Entwicklungsprozesses aus den in der unorganischen Natur wirkenden Kräften durch den Darwinismus kann ja gar keine Rede sein, da die von ihm angewandten Erklärungsprinzipien der Variabilität und Vererbung bereits komplizirte Lebenserscheinungen sind, und die natürliche Auslese erklärt nur das Verschwinden des Unzweckmäßigen, nicht aber die Entstehung des Zweckmäßigen, das, wie früher E. v. Hartmann, neuerdings Wolff[3]) gezeigt haben, nicht aus regelloser, sondern nur aus bestimmt gerichteter, ge-

1) „Vitalismus und Mechanismus“ (Leipzig 1886) und „Aerztliche Philosophie“ (Würzburg 1888). Häckel, Nägeli, Pfeffer und Verworn, die Albrecht als „Animisten“ aufführt, sind wohl richtiger als „Hylozoisten“ zu bezeichnen, insofern sie psychische Vorgänge als konstante Begleiterscheinungen der physischen, bezw. physiologischen annehmen. Mit dieser rein metaphysischen Anschauung, die zur mechanischen Naturansicht nicht im Gegensatze steht, beschäftigen wir uns hier nicht.

2) „Die Biologie als selbständige Grundwissenschaft.“ (Leipzig 1893.) S. 20 u. 42.

3) „Beiträge zur Kritik der Darwin'schen Lehre.“ (Leipzig 1898.)

ordneter Variation hervorgehen kann. So ist es begreiflich, wenn hier und da der Begriff einer die fortschreitende Differenzirung und Anpassung der Organismen beherrschenden „Zielstrebigkeit“, überhaupt eines in der Entwicklung wirksamen teleologischen Faktors wieder hervortritt.[1])

So sehen wir also auf der ganzen Linie die mechanistische Naturansicht, überhaupt die ausschließliche Auffassung der Erscheinungen nach dem Begriff der Kausalität im Rückgang und dafür die teleologische Erklärung nach Zwecken im Vordringen begriffen.[2]) Und gewiß bedeutet die endliche Befreiung des naturwissenschaftlichen Denkens von dem Druck des mechanistischen Dogmas einen Fortschritt; aber es fehlt dabei doch auch nicht an Symptomen, die zu Bedenken Veranlassung geben und befürchten lassen, daß die ganze Bewegung über das Ziel hinausschießen und sich zu einem Rückfall gestalten könnte. Wenn man der mechanistischen Naturauffassung mit Recht den Vorwurf der unkritischen Verallgemeinerung eines innerhalb eines beschränkten Gebietes (der eigentlichen Mechanik) gültigen Begriffssystems zum Vorwurf gemacht hat, so erwächst der neuen Richtung umsomehr die Pflicht, ihre Prinzipien von vornherein der schärfsten Kritik zu unterwerfen. Davon scheint es mir aber, trotz der in den Kreisen der jüngeren Naturforscher erfreulicherweise zunehmenden Verbreitung philosophischer Bildung, doch noch sehr zu fehlen. Insbesondere verbinden sich mit dem Zweckprinzip noch immer so viel Unklarheiten und Mißverständnisse, daß hier eine Klärung der Begriffe dringendes Bedürfniß ist. Wir glauben deßwegen nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn wir im folgenden den Zweckbegriff und seine Anwendungen einer logischen Prüfung unterziehen.

Der Ursprung dieses Begriffs liegt nicht in der äußeren, sondern in der inneren Erfahrung. Als Zweck bezeichnen wir die der Ausführung einer Willenshandlung vorausgehende und sie bestimmende Vorstellung ihres Erfolges; die Willenshandlung, durch die der Erfolg realisirt wird, und die etwa zwischen beiden noch weiter enthaltenen Zwischenglieder heißen Mittel (zum Zweck). In der Außenwelt sind es also die Mittel, die den Zweck (als ihre nähere oder fernere Wirkung) bestimmen, in der Innenwelt des Vorstellens und Denkens ist umgekehrt der Zweck, richtiger die Zweckvorstellung das Erste. Wenn vielfach gesagt wird, daß bei der kausalen und bei der teleologischen Betrachtungsweise nur die Ordnung verschieden sei, in welcher zwei Glieder verknüpft werden, insofern im einen Fall das Spätere als abhängig vom Früheren, im anderen das Frühere als abhängig vom Späteren gedacht werde, so beruht das auf einer Verwechslung des (äußeren) Zweckerfolgs und der (inneren) Zweckvorstellung. Der Zweck als Vorstellung bestimmt die Mittel, aber der Zweck als realer Erfolg wird stets durch sie bestimmt. Deßhalb ist auch die Behauptung falsch, daß es eine Sache der Willkür sei, ob wir einen gegebenen Zusammenhang unter dem Gesichtspunkt des Zwecks oder unter dem der Kausalität betrachten wollen. Es hindert uns ja freilich nichts, der Ursache einer Veränderung in Gedanken zugleich die Bedeutung des Mittels beizulegen, mittelst dessen die Veränderung verwirklicht wird, aber die so hergestellte Zweckbeziehung existirt doch so lange nur in unserm Kopf, als wir nicht die Gewißheit haben, daß die Ursache der betreffenden Veränderung durch eine Willensthätigkeit gesetzt worden ist, welche ihrer-

1) Z. B. bei Hamann, „Entwicklungslehre und Darwinismus“.

2) Aus der ausländischen Literatur mögen als weitere Zeugnisse hier die bemerkenswerthen Schriften von *Pictet*, Etude du materialisme et du spiritualisme par la physique expérimentale (Genf 1893), und *Boutroux*, De la contingence des lois de la nature (Paris 1895) genannt sein.

seits durch die Vorstellung der herbeizuführenden Wirkung bestimmt wurde.[1])

Diese Erwägung ist von außerordentlicher Wichtigkeit, denn die mangelhafte Unterscheidung zwischen bloß fiktiven und wirklichen Zweckbeziehungen ist eine Hauptursache der Verwirrung auf diesem Gebiet. Wie vielfach wird z. B. bei der Beurtheilung der Lebenserscheinungen aus der Thatsache, daß die Organe ihren Funktionen entsprechen, ohne weiteres auf eine objektive Zweckordnung geschlossen, obwohl es doch ganz selbstverständlich ist, daß in jedem Organ die Bedingungen zu den Leistungen vorhanden sein müssen, die es thatsächlich ausführt. Psychologisch ist ja die Heranziehung des Zweckbegriffs begreiflich: Die Organe erscheinen uns als zweckmäßig, weil wir die Funktionen in der Vorstellung vorausgenommen haben; und diese Vorausnahme ist wieder sehr natürlich, weil wir unmittelbar nur die mannichfachen Leistungen des Organismus beobachten, nicht aber die Ursachen, aus denen sie hervorgehen. Haben wir nun die letzteren gefunden, so erscheinen sie uns als die Mittel, durch die der Organismus jene Leistungen hervorbringt, aber sie haben doch deßwegen nicht in Wirklichkeit die Bedeutung von Mitteln. Dies anzunehmen wären wir nur dann berechtigt, wenn die Organe Produkte eines auf die Funktion als seinen Zweck gerichteten Wollens wären. Solange uns diese Gewißheit fehlt, ist der Zweck nur ein subjektives, „heuristisches“ Prinzip. So einfach diese Dinge sind, so gehen doch selbst bei Kant die Auffassungsweisen des Zwecks als einer „bloßen Maxime der Urtheilskraft“ und als eines „objektiven Prinzips“ vielfach ineinander über. Der Lehrsatz der idealistischen Philosophie, daß auch die Kausalität nicht ein Verhältniß der Dinge an sich ist, sondern eine Beziehung, in die die Erscheinungen erst durch den Verstand gebracht werden, begünstigt ja diesen Fehler in gewissem Grade. Aber für die tiefere Auffassung besteht doch zwischen Kategorien und Maximen der Urtheilskraft dessenungeachtet ein gewaltiger Unterschied. Die Subjektivität der Kausalität ist eine transscendentale in empirischer Hinsicht, d. h. für das die Erscheinungen willkürlich vergleichende Denken gehört sie zum Thatbestand der Erfahrung. Dagegen ist die Zweckbeziehung in Fällen der angeführten Art nichts weiter als eine hypothetische Vorstellungsweise, für deren objektive Gültigkeit wir keine Gewähr haben. Es ist ein arges Mißverständniß, wenn Driesch den Standpunkt des Kant'schen Idealismus zu vertreten glaubt, indem er Kausalität und Teleologie als „subjektive Formen der Beurtheilung“ nebeneinanderstellt („Die Biologie u. s. w.“ S. 58) und den Satz ausspricht, daß wir „kausal und teleologisch von den Dingen gleich viel oder auch gleich wenig wissen“; geradezu ein Sophisma aber ist es, wenn nun aus der angeblichen erkenntnißtheoretischen Gleichwerthigkeit beider Begriffe nachträglich geschlossen wird, daß ebensogut wie dem Kausalbegriff auch dem Zweckbegriff objektive Gültigkeit zukomme. Anstatt zu sagen, die ontogenetischen Elementarvorgänge sind nach Zeit, Ort und Qualität so geordnet, als ob sie von einer Intelligenz geordnet seien, könne man, wie Driesch allen Ernstes behauptet, auch sagen, der Bildungstrieb habe diese Vorgänge geordnet; „indem wir diesen alten, lange in Mißkredit gerathenen Ausdruck“ einführen, thun wir seiner Meinung nach „durchaus nichts anderes, als der Physiker thut, wenn er von einer Kraft redet“. („Analytische Theorie der organischen Entwicklung,“ Seite 163, 139.)

[1]) So sagt auch Wundt (Logik I, 649 f.): Soweit Willenshandlungen auf das äußere Geschehen Einfluß erlangen, ist der Zweck nicht bloß eine rückwärts gekehrte Kausalbetrachtung, sondern zugleich die vorwärts gerichtete Bedingung des Geschehens.... Dagegen bleibt es eine völlig willkürliche und erkenntnißtheoretisch ungerechtfertigte Annahme, eine kausale Wirksamkeit von Zwecken dort anzunehmen, wo uns Willenshandlungen nicht in der Erfahrung gegeben sind.

Von demselben Gesichtspunkte aus muß ich aber auch die „empirische Teleologie“ Coßmanns für durchaus verfehlt erachten. Nach Coßmanns Theorie ist die Voraussetzung der „Alleingültigkeit“ der Kausalität ein durchaus unerwiesenes Dogma. Wir seien zwar genöthigt, anzunehmen, daß jede Erscheinung mit Nothwendigkeit auf eine vorhergehende folgt („Allgültigkeit der Kausalität“), aber sie könne außerdem auch noch mit anderen als der vorhergehenden in einem nothwendigen Zusammenhange stehen, es seien also neben der Kausalbeziehung noch andere gesetzmäßige Beziehungen zwischen den Erscheinungen denkbar. Eine solche glaubt nun Coßmann in der That in dem „dreigliedrigen Zusammenhang“ entdeckt zu haben. — Nun ist es ja allerdings unserm Denken möglich, in einem System durchgehends untereinander verbundener Glieder ein und dasselbe Glied verschiedenen Zusammenhängen einzuordnen, ein Verfahren, von dem z. B. die Geometrie den ausgiebigsten Gebrauch macht; aber diese verschiedenen Betrachtungsweisen können doch als gleichwerthig nur bei Objekten gelten, deren Sein mit ihrem Gedachtwerden zusammenfällt. Die Theorie Coßmanns setzt also voraus, daß man sich den Naturerscheinungen gegenüber auf den Standpunkt des subjektiven Idealismus stellt, der die äußeren Gegenstände für bloße Vorstellungen erklärt, oder auf den eines extremen Realismus, der die Realität von Beziehungen außerhalb unsres Denkens leugnet. Auf diesen Standpunkten aber gibt es keine Naturwissenschaft, denn diese setzt voraus, daß die Dinge und Vorgänge der Außenwelt einander realiter bestimmen. Eine doppelte Bestimmung einer und derselben Erscheinung, eine „doppelte Necessität des Naturlaufs“ ist aber undenkbar. Kausalität und der „dreigliedrige Zusammenhang“ können also unmöglich als reale Verhältnisse nebeneinander bestehen; entweder ist die eine dieser beiden Beziehungsformen real, die andere nur fiktiv, oder es sind beide nur fiktiv. Coßmann hat sich über seine erkenntnißtheoretische Grundanschauung nicht geäußert; thatsächlich aber stellt er sich auf den Standpunkt des empirischen Realismus und sieht sich demgemäß im Widerspruch mit seinen prinzipiellen Feststellungen genöthigt, die Allgültigkeit der Kausalität einzuschränken, um für die (angeblich) teleologische Erklärung nach dem Schema des dreigliedrigen Zusammenhangs Platz zu gewinnen,[1]) während er andrerseits wieder zugunsten der Kausalität zugibt, daß „der einzelne teleologisch eingetretene Zustand ... so gut wie jeder andere Zustand durch Aufweisung des Komplexes seiner nothwendigen Bedingungen als Wirkung einer bestimmten Ursache nachgewiesen werden könne“ (a. a. O. S. 81).

Auch durch die Zurückführung des Zweckbegriffs auf den Begriff der „bestimmt gerichteten Kausalität“, mittelst deren Buchner neuerdings die Zulässigkeit der Teleologie zu erweisen sucht, wird der Zweck aus einer objektiven in eine bloß subjektive Kategorie verwandelt, denn von einer „Richtung“ eines kausalen Prozesses kann nur insofern gesprochen werden, als man die Wirkung in der Vorstellung vorausnimmt, was überdem in jedem Falle möglich ist.

Der Hauptbeweis für die Berechtigung, ja die Nothwendigkeit der Teleologie wird in der Regel auf die besondere Beschaffenheit der betreffenden Naturerscheinungen gegründet. Der plan- und zweckmäßige Zusammenhang alles Einzelnen, besonders in der organischen Welt, liegt ja, wie es scheint, offen zutage. Thiere und Pflanzen sehen wir oft bis in die kleinsten Einzelheiten ihres Baues der Umgebung angepaßt. Die Wirbelsäule des Menschen ist so gekrümmt, daß die ungleichmäßige Belastung durch die

[1]) U. a. S. 78: „Wenn man sagt, das Auge sei uns physikalisch verständlich, so betrifft das seine optischen Funktionen. Nicht betrifft das seine übrigen Funktionen und seine Entstehung.“

Eingeweide gerade ausgeglichen wird. Bei unregelmäßig verheilten Knochenbrüchen ordnen sich die Knochenbälkchen und Lamellen so, daß das Organ unter den veränderten Bedingungen die größtmögliche Widerstandsfähigkeit erhält. Zu den stark in Anspruch genommenen Muskeln strömen auch die ernährenden Säfte in reicherer Menge hin. Am Embryo entwickeln sich die einzelnen Theile eines Organs vielfach ganz unabhängig voneinander, aber doch so, daß sie zu einem gebrauchsfähigen Ganzen sich verbinden u. s. w. Das rein Thatsächliche an diesen sogenannten „Zweckmäßigkeitserscheinungen" besteht nun ersichtlich darin, daß jeder Organismus dazu veranlagt ist, zunächst sich und weiterhin auch seine Art zu erhalten. Während die Fortdauer unbelebter Körper ganz und gar von den äußeren Umständen abhängt, wird diejenige der lebenden durch in ihnen selbst liegende Einrichtungen in gewissem Umfange gesichert; und wenn die Individuen schließlich doch zugrunde gehen, so wird durch weitere Einrichtungen bewirkt, daß der zeitlich beschränkte individuelle Lebensprozeß sich in den aufeinanderfolgenden Generationen in typischer Weise wiederholt. Wenn wir nun alle diejenigen Eigenschaften und Reaktionsweisen des Organismus, die zu seiner Erhaltung mit beitragen, als zweckmäßig bezeichnen, so verbinden wir mit dem erfahrungsmäßigen Thatbestande die Nebenvorstellung des Beabsichtigten, Gewollten, wir fügen also zur Erfahrung etwas hinzu, wir machen eine Hypothese. Mag immerhin angesichts der Thatsachen sich jedem unbefangen Denkenden die Ueberzeugung unwillkürlich aufdrängen, daß die mannichfachen lebenerhaltenden Veranstaltungen der Erhaltung des Lebens wegen da sind, so bleibt deßwegen doch diese Ueberzeugung ihrem logischen Werthe nach eine zunächst unbewiesene Hypothese. Nebenbei bemerkt stellt sie zugleich eine sehr unklare Hypothese vor, da sich mit der unbestimmten Annahme einer den Erscheinungen zugrunde liegenden Absicht keinerlei Vorstellung über das doch nothwendig vorauszusetzende Subjekt, welches diese Absicht hegt, zu verbinden pflegt. Nur bei dem sehr beschränkten Kreise der aus dem thierischen Selbsterhaltungstriebe entspringenden Lebensäußerungen ist der Zweckcharakter unmittelbar einleuchtend und das zwecksetzende Subjekt in der Erfahrung gegeben; bei der Mehrzahl der „zweckmäßigen" Einrichtungen und Reaktionen ist dies nicht der Fall.

Diese sehr einfache Sachlage wird indessen von den modernen Vorkämpfern der Teleologie häufig übersehen. So folgert z. B. Driesch daraus, daß bei der Ontogenese immer „ein typisches Resultat den Abschluß bildet", daß „wir alle analytisch festgestellten Einzelheiten der Ontogenese auch von diesem Resultat aus beurtheilen müssen", ohne weiteres, „daß sie alle auf dieses Resultat hinzielen, zu seiner Verwirklichung da sind, kurz, daß das Resultat der Zweck der Ontogenese ist" („Analyt. Theorie," S. 129); und auch nach Wolff „ist in der Entwicklung des einzelnen Individuums eine Zielstrebigkeit, ein Hinarbeiten auf ein bestimmtes Resultat ganz unverkennbar". (Beiträge, S. 65.) Abgesehen von dem bei Driesch auch hier wieder hervortretenden Mangel der Unterscheidung zwischen subjektiver Zweckbeurtheilung und objektiver Zweckbestimmung ist bei beiden Autoren zu rügen, daß sie den Thatbestand und die zu seiner Erklärung gemachte Hypothese nicht genügend auseinanderhalten. Diese Vermischung kommt bei Driesch zum drastischen Ausdruck in der Behauptung, daß das Schlagwort von der „kausalen Erklärung der Zweckmäßigkeit" einen logischen Widerspruch enthalte. („Analyt. Theorie," S. 163.) Allerdings wäre dies der Fall, wenn die Mechanisten die Absicht hätten, Zweckthätigkeit auf Kausalität zurückzuführen; ihr Bestreben ist aber vielmehr darauf gerichtet, jenen Begriff zu beseitigen. Sie wollen die Erscheinungen, welche die Teleologen durch eine hypothetische Zweckthätigkeit erklären, aus blind wirkenden Ursachen ableiten, und darin sehe ich keinen Widerspruch. Er kommt erst hinein, wenn man für die thatsächlichen „Zweckmäßigkeitserscheinungen" die hypothetische teleologische Interpretation dieser Erscheinungen unterschiebt. Leider wird diese Verwirrung durch die Sprache begünstigt, die uns zur Bezeichnung jener Thatsachen kein Wort zur Verfügung stellt, das nicht schon eine teleologische Nebenbedeutung hätte; trotzdem muß in der Wissenschaft Thatsache und hypothetischer Erklärungsversuch streng auseinandergehalten werden. Denn der Versuch, den Driesch auch gelegentlich macht, den Zweckzusammenhang als einen thatsächlich gegebenen darzustellen, ist durchaus verunglückt. Wenn zwei oder mehr voneinander unabhängige Kausalreihen, so deduzirt er, zusammentreffen, so redet man von Zufall; geschieht dies Zusammentreffen aber immer wieder in derselben typischen Weise und mit demselben typischen Effekt, so redet man, wie z. B. beim Bau von Maschinen, von Zweck. Nun treffen in der Ontogenese eine Anzahl voneinander unabhängiger Kausalreihen jedesmal zu typischem Effekt zusammen: also offenbart sich in der Ontogenese ein Zweck." („Analyt. Theorie," S. 130.) Die Erschleichung im Obersatz dieses Schlusses liegt auf der Hand, wofern man nur den strengen Zweckbegriff im Auge behält. Dies thun freilich die modernen Teleologen zumeist nicht, im Gegentheil zeigt sich bei ihnen durchgehends das Bestreben, den Zweckbegriff in einer Weise umzudeuten, daß die in ihm enthaltenen psychologischen Elemente möglichst eliminirt werden, während man andrerseits in der Anwendung auf konkrete Verhältnisse sich die Nebenvorstellungen, die mit dem Begriffe in seiner ursprünglichen und rechtmäßigen Bedeutung verbunden sind, doch zunutze macht. Am weitesten geht in dieser Richtung wieder Coßmann, der seinen dreigliedrigen Zusammenhang ohne weiteres als teleologischen bezeichnet, aber die Annahme einer zugrunde liegenden Willensthätigkeit als unwissenschaftlichen Anthropomorphismus brandmarkt. In Wahrheit handelt es sich bei ihm selbst, wie Albrecht mit Recht bemerkt (Beil. 1899, Nr. 293), um eine unerträgliche Vergewaltigung des Sprachgebrauchs. Ebenso willkürlich identifizirt Buchner den Begriff des „Teleologischen" mit dem des „spezifisch Biologischen" (Beilage 1899, Nr. 267), worunter alle „nicht rein kausal zu beurtheilenden Vorgänge und Reaktionsweisen an Organismen" verstanden werden sollen.

Die Absicht, aus der diese Definitionsversuche hervorgehen, ist ja verständlich und auch berechtigt: man möchte das rein Thatsächliche in den sogenannten Zweckmäßigkeitserscheinungen, das, was nach Abscheidung der hypothetischen Zweckvorstellung zurückbleibt, fassen und begrifflich fixiren; nur sollte man dann nicht den Anschein erwecken, als ob es sich um eine Berichtigung des Zweckbegriffs handle, und sich hüten, das Teleologische von vornherein in Gegensatz zum Kausalen zu bringen. Denn soll dieser Ausdruck nur gewisse thatsächlich nachweisbare Vorgänge und Reaktionen bezeichnen, so muß man sich jeder der wissenschaftlichen Analyse vorgreifenden positiven oder negativen Aussage über die Bedingungen ihres Zustandekommens enthalten. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet schließt z. B. die Buchner'sche Definition zugleich eine petitio principii ein, denn ob es spezifisch biologische, d. h. nicht rein kausal zu beurtheilende Vorgänge gibt, ist zunächst fraglich. Als Ausgangspunkt für alle Zweckbetrachtungen wird vielmehr immer allein die Thatsache in Betracht kommen können, daß die meisten Reaktionen der Organismen im Sinne der Erhaltung des Individuums, beziehungsweise der Art erfolgen.

Die Erscheinung der relativen Stabilität eines materiellen Systems, um die es sich schließlich handelt, findet sich übrigens nicht bloß in der Lebewelt. Das großartigste Beispiel der-

selben bietet, wenn anders Laplace recht hat, unser Sonnensystem dar. Hier sind zugleich die Bedingungen vollkommen durchsichtig, von denen die Beständigkeit des Ganzen abhängt. Hauptbedingung ist das Gesetz, nach dem die Massen aufeinander wirken. Wären z. B. diese Wirkungen nicht gerade der zweiten, sondern einer beliebigen anderen Potenz der Entfernung indirekt proportional, so wären in sich zurücklaufende Bahnen nicht möglich. Außerdem ist aber auch noch die zu irgend einer Zeit bestehende Anordnung des Systems (seine „Anfangslage" im Sinne der Mechanik) von Einfluß, denn bei gewissen Aenderungen dieser Anordnung würden die elliptischen Bahnen sich in parabolische oder hyperbolische verwandeln. Dementsprechend wird nun auch die Stabilität des Organismus entweder in der Wirkungsweise seiner Elemente oder in ihrer Anordnung oder in beiden Umständen zugleich begründet sein müssen, man wird also Zweckmäßigkeiten der Funktion und solche der Gestaltung zu unterscheiden haben. Nach der herrschenden mechanistischen Ansicht beruht alle funktionelle Zweckmäßigkeit auf der morphologischen, diese im weitesten Sinne des Wortes verstanden, denn es sollen ja im Organismus keinerlei besondere Kräfte wirksam sein; und die Zweckmäßigkeiten der Gestaltung und Struktur ihrerseits sollen Erzeugnisse des Zusammenwirkens blinder Naturkräfte sein. Unter den Teleologen bestreiten einige nur die Annahme, daß organisirte Gebilde ohne Mitwirkung einer auf ihre Erzeugung gerichteten Absicht entstehen konnten und entstanden seien, geben aber zu, daß alle vitalen Funktionen sich restlos in physikalische und chemische Reaktionen auflösen lassen; eine andere Gruppe bestreitet auch dieses und behauptet, daß die Lebensthätigkeiten etwas spezifisches, von den Vorgängen der unorganischen Natur zu unterscheidendes seien. Beschäftigen wir uns zunächst etwas näher mit der zuerst genannten Klasse.

Die zu ihr gehörigen Forscher berufen sich, wie schon eingangs erwähnt, mit Vorliebe auf die Unzulänglichkeit der Prinzipien, durch die man bisher die Entstehung der Arten zu erklären sich bemüht hat. Vor allem aber weisen sie darauf hin,[1]) daß alle Theorien der Phylogenese das Vorhandensein einer, wenn auch primitiven Organisation bereits voraussetzen und günstigenfalls vielleicht die höher organisirten Formen aus einfacher organisirten, nicht aber diese aus der unorganischen Natur abzuleiten vermögen. Und zweifellos ist durch die Fortschritte der empirischen Forschung die Möglichkeit der Urzeugung eher noch unbegreiflicher als begreiflicher geworden. Hieß es früher: omne vivum ab ovo, so heißt es jetzt: omnis cellula e cellula; der eine wie der andere Satz aber spricht aus, daß Lebendes nur von Lebendem kommt und läßt uns das Leben „als eine einzige ununterbrochen fortgehende Bewegung erscheinen, deren Ursprung in Dunkel gehüllt ist". (Rindfleisch.) Endlich hat der Hauptvertreter der in Rede stehenden Ansicht, Driesch, die Unmöglichkeit, die Entstehung lebensfähiger Körper kausal zu erklären, aus allgemeinen Gründen zu beweisen gesucht. Driesch geht davon aus, daß bei der kausalen Erklärung irgend einer Erscheinung immer ein „mechanisch nicht verständlicher Rest" übrig bleiben muß; denn an der Hand des Kausalbegriffs können wir immer nur stattfindende Veränderungen erklären, nicht aber die Vorbedingungen oder Data, auf Grundlage deren diese Veränderungen erfolgen. Solcher Data aber kommen, wie er weiter ausführt, wesentlich zwei in Betracht: die Gesetze, nach denen die Kräfte wirken, und die ursprüngliche Anordnung der Elemente, auf die sie wirken: „alle qualitativen Differenzen der Naturkräfte sind nicht mehr Mechanismus", überdem ist aber auch „jede geordnete Form, d. h. jedes Beisammensein von Mannichfachem in bestimmtem Raum, im strengen Sinn kausal gegeben, weil der Begriff dieses Beisammenseins von Mannichfachem in umschriebenem Bezirke mit dem Begriffe der physikalischen oder chemischen Kraft gar nichts gemein hat"; „schon das allereinfachste Geordnete und in diesem Sinne Formale ist kausaler Erkenntniß nicht zugänglich". („Biologie u. s. w.," S. 166 f.) Die Betrachtung dieser Data, d. h. der Kräfte und (was hier die Hauptsache ist) der Formen, bilde die eigentliche Domäne der Teleologie, deren Gebiet also da beginne, wo dasjenige der kausalen Erklärung der Natur der Sache nach endet.

Es sind dies, beiläufig bemerkt, dieselben Erwägungen wie diejenigen, mittelst deren Leibniz die teleologische Weltbetrachtung zu rechtfertigen suchte. Innerhalb der Welt, so etwa drückt Leibniz die Sache aus, ist alles nach den Gesetzen des Mechanismus nothwendig bestimmt, aber diese Nothwendigkeit betrifft nur die einzelnen Erscheinungen, die Weltordnung im ganzen ist zufällig, sie ist nicht die einzig denkbare, der Grund, weßwegen gerade diese und keine andere Ordnung existirt, kann nur ein teleologischer sein. So beweiskräftig nun derartige Betrachtungen auch für die Philosophie sein mögen, die es mit den letzten Gründen des Seins und Geschehens zu thun hat, so wenig sind sie geeignet, die Einführung des Zweckbegriffs in eine empirische Wissenschaft wie die Biologie, die es mit einzelnen konkreten Objekten zu thun hat, zu rechtfertigen. Ganz gewiß muß die kausale Erklärung gegebener Erscheinungen irgend eine Vertheilung der wirksamen Faktoren im Raum voraussetzen. Soll z. B. die Entstehung des Planetensystems erklärt werden, so müssen wir eine bestimmte Anordnung der es zusammensetzenden Theilchen, einen Urzustand oder eine Urform des Ganzen als ursprünglich gegeben annehmen und ebenso können auch die organisirten Gebilde nicht aus einem absolut Formlosen hervorgegangen sein; aber deßwegen braucht doch das Geformte, welches wir voraussehen haben, nicht schon ein Organisirtes gewesen zu sein. Die ganze Deduktion verfehlt also ihr Ziel, denn sie schließt durchaus nicht die Möglichkeit aus, daß die Organismen auf Grundlage einer bestimmten, uns vorläufig noch unbekannten Kombination der in der unbelebten Natur wirksamen Agentien entstanden und daß also ihre Entstehung auch in demselben Sinne kausal erklärbar ist, wie diejenige der in der unorganischen Natur (an Gebirgen, Küsten 2c.) vorkommenden Gestaltungen. Wir können aber noch einen Schritt weiter gehen. Wenn wirklich die Organisation ein ursprünglicher, nicht weiter ableitbarer Thatbestand wäre, so ist damit die Berechtigung oder gar die Alleinberechtigung der teleologischen Betrachtungsweise in der empirischen Morphologie noch keineswegs erwiesen. Man vergesse doch nicht, daß von Zwecken nur gesprochen werden kann unter Voraussetzung eines Willens, der Zwecke setzt oder verfolgt; sind nun die Organismen nicht im Laufe des kosmischen Entwicklungsprozesses irgendwann und irgendwie entstanden (in welchem Falle sie Produkte der physischen Kausalität sein würden), so kann ihre Ursache nur in der metaphysischen Sphäre liegen, gleichgültig, ob es eine blind oder eine nach Zwecken wirkende ist. Wir kommen also auf den Schöpfungsbegriff zurück, d. h. auf die Vorstellung, daß ein metaphysisches Subjekt zusammen mit den Uranfängen der materiellen Welt auch die einfachsten organischen Gebilde habe ins Dasein treten lassen. Nun gehört aber der Schöpfungsakt, wie allgemein zugestanden wird, nicht mehr zu den Objekten naturwissenschaftlicher Forschung, und folglich gehört auch die auf den Schöpfungsbegriff sich gründende teleologische Interpretation der Thatsachen nicht in die Naturwissenschaft, welche, bei den Urthatsachen angelangt, jede weitere Frage einfach abzulehnen hat.

---

[1]) So Wolff in seinen „Beiträgen", S. 62.

Das sächsische Burzenland.

Dr. Sch. Im südöstlichen Winkel des siebenbürgischen Hochlandes liegt zwischen mächtigen Bergkuppen eingebettet das „sächsische“ Burzenland, ein landschaftlich, geschichtlich und kulturell interessantes Fleckchen Erde, das durch die Verkettung historischer Vorgänge mit der Gründung des preußischen Staates in enger Verbindung steht. Dieser Umstand, der nicht allgemein bekannt sein dürfte, beruht auf folgenden geschichtlichen Thatsachen.

Im Jahre 1211 berief der ungarische König Andreas II. den Orden der „Deutschen Ritter“ (auch die „Ritter vom deutschen Hause“ und „die Ritter oder Brüder des deutschen Hauses zu Jerusalem“) nach Ungarn und verlieh ihm den Landstrich im Südosten Siebenbürgens, der vor dem Ausgang der beiden Hauptpässe, des Törzburger und des Bodzaer Passes, ausgebreitet liegt und damals „wüste und unbewohnt“ war. Die deutschen Ritter sollten diese Eingangsthore in das Reich gegen die verherenden Einbrüche der damals im heutigen Rumänien hausenden wilden Kumanen und Petschenegen vertheidigen, unter Einem aber auch das verliehene Land mit deutschen Siedlern bevölkern und durch die Anlage von Befestigungen gegen feindliche Angriffe schützen.

Obgleich der deutsche Ritterorden noch jung in seinem Bestande war (er wurde 1187 gestiftet), so hatten seine Mitglieder durch ihren Muth und kriegerischen Geist doch bald weitverbreiteten Ruhm erworben. Es waren aber nicht nur tapfere Streiter mit dem Schwerte, sondern auch erfolgreich schaffende Arbeiter auf dem Gebiet friedlicher Kultur. Im Jahre 1211 erschienen die ersten deutschen Ritter im Burzenland, eine kleine Schaar, die Führer der neu zu begründenden Ansiedelung, in mehrere Ordenshäuser vertheilt, um welche sich in größerer Zahl die neuen Siedler schaarten, die mit ihnen hereinkamen oder bald nachfolgten, von den Rittern berufen, denen es durch den König verboten war, in das ihnen verliehene Land Bewohner aus den bereits vorhandenen älteren deutschen Kolonien am Altflusse und Zibin (dem Hermannstädter Gau) aufzunehmen. Diese ältere Kolonie sollte nie so geschwächt werden.

Die Ritter und die neuen Ansiedler mußten gleich von Anfang daran denken, wie sie sich und ihr Hab und Gut durch die Anlegung fester Vertheidigungsplätze schützen könnten. Der König hatte ihnen anfangs nur den Bau hölzerner Burgen, umgeben von Erdwällen, zu errichten gestattet. Diese boten aber nicht genügenden Schutz. So erwirkten sich die Ritter das Recht, steinerne Burgen zu erbauen. Die altersgrauen Reste dieser Burgen sieht man noch heute auf den Gipfeln der Berge im sächsischen Burzenlande. Sie wurden an denjenigen Punkten angelegt, wo die Gebirgspässe oder das offene Thal dem Feinde am leichtesten den Einfall oder Durchzug gestatteten. Die älteste dieser Burgen war die Marienburg zur Deckung des Altthales gegen Norden, dann die Kreuzburg, die Schwarzburg, die Rosenauer Burg, die Heldenburg u. a. An mehreren dieser Orte gründete der Orden auch Hospitäler.

Die Ansiedelung der deutschen Ritter im Burzenland gedieh sichtlich, ja sie gewann gar bald eine über ihren ursprünglichen Zweck weit hinausreichende Bedeutung. An der Spitze des Ordens stand damals der vierte Großmeister, der einsichtige, fromme und tapfere Hermann v. Salza, der während seiner 30jährigen Amtsführung den Grund zur nachmaligen Weltmacht des Ordens legte. Unter ihm erhielt derselbe beinahe in allen Ländern Europa's zahlreiche Besitzungen.

Hermann v. Salza war aber zugleich ein weitblickender Staatsmann, dessen Ziel dahin ging, die Macht seines Ordens dadurch dauernd zu begründen, daß er demselben ein selbständiges Ländergebiet erwarb, ihn zum Herrn eines eigenen Staates machte. Den Versuch hiezu unternahm er zuerst vom siebenbürgischen Burzenlande aus. Mit Zustimmung des Königs Andreas II. dehnte der Orden nicht nur sein ursprüngliches Territorium in Siebenbürgen aus, sondern die deutschen Ritter unternahmen auch Eroberungszüge in das Nachbargebiet der Kumanen und Petschenegen aus, erweiterten ihre Macht bis an den unteren Lauf der Donau, über das heutige Rumänien. Durch diese Erfolge kühn gemacht, ergriff der Großmeister Hermann v. Salza den Gedanken, für seinen Orden hier das selbständige Land zu schaffen und sich vom ungarischen König unabhängig zu machen, indem er nach damaliger Anschauung dieses Gebiet dem Papste als „Lehen“ übertragen und sich so in dessen Oberhoheit und Schutz stellen wollte. Die Gründung eines solchen geistlichen Staates in Siebenbürgen am Unterlauf der Donau bis an das Schwarze Meer wäre für die Gestaltung der Dinge im Südosten Europa's von großer Bedeutung gewesen, vor allem würde sie auch auf die Entwicklung des ungarischen Staates von wesentlichem Einfluß gewesen sein.

König Andreas II. erkannte denn auch sofort die Gefahr, die ihm und seinem Lande von solcher Staatsgründung erwachsen würde, und er, der sonst wenig Energie bekundet hatte, griff jetzt mit überraschender Entschlossenheit ein. Er widerrief im Jahre 1225 seine ganze Schenkung an den Orden und vertrieb die deutschen Ritter mit Waffengewalt aus dem Lande.

Hermann v. Salza zog von hier mit seinen Ordensbrüdern an die Gestade der Ostsee, wo die Ritter nach langen Kämpfen gegen die heidnischen Preußen einen Staat gründeten, aus dem sich das heutige Königreich Preußen entwickelte. Auch hier bezeichnet Marienburg die erste feste Niederlassung des Ordens.

Das ist der Zusammenhang zwischen dem sächsischen Burzenland in Siebenbürgen und der Wiege des preußischen Großstaates an der Ostsee. Doch welch ein Unterschied in der Weiterentwicklung dieser beiden Gründungen des deutschen Ritterordens! Die Wirksamkeit desselben im Burzenland hatte nur die kurze Spanne Zeit von 14 Jahren gedauert, und doch war dieser geringe Zeitraum genügend, daß die Kulturarbeit jener Gottesstreiter auch nach deren Vertreibung nicht verschwand. Die von ihnen berufenen deutschen Ansiedler blieben im Lande auf jenem Boden, den sie bereits urbar gemacht hatten, und wurden daselbst vom König Andreas II. nicht nur gern geduldet, sondern erhielten vom König auch diesen Boden als ein freies Eigenthum mit der freien Nutznießung von Waldungen, Gewässern, Gebirgen und vielen anderen Rechten. „So erhoben sich bald stattliche Dörfer und Städte, in denen fleißige Bürger und Bauern das Feld bebauten, Gewerbe und Handel trieben, aber oft auch zur Waffe griffen, wenn feindliche Horden ins Land fielen, zu deren Abwehr sie die schützenden Burgen auf den Höhen allmählich erweiterten, damit sie darin, wenn sie aus den Siedelungen in der Ebene fliehen mußten, mit allem ihren Hab und Gut Aufnahme finden konnten.“

Die Geschichte und Gegenwart dieses sächsischen Burzenlandes in der äußersten Südostecke Siebenbürgens schildert auf anschauliche Weise in Wort und Bild ein umfassend angelegtes Buch,[1]) das zur Erinnerung an die 400jährige Gedächtnißfeier (August 1898) an den sächsischen Kirchen- und Schulreformator Johannes Honterus die Kronstädter evangelische Bezirkskirchenversammlung Augsburger Bekenntnisses über Anregung und Vorschlag ihres vielverdienten Dekans und Vorsitzenden D. Franz Herfurth herausgegeben hat und auf welches wir hier aufmerksam machen wollen.

[1]) „Das sächsische Burzenland.“ Zur Honterus-Feier herausgegeben über Beschluß der Kronstädter evangelischen Bezirkskirchenversammlung Augsburger Bekenntnisses. Kronstadt 1898. 4⁰. XIII und 659 S. (mit zahlreichen Illustrationen).

„Das sächsische Burzenland" ist der Titel dieses Buches, das sich zur Aufgabe gesetzt hat, von der alten „Provincia Barcensis" und den in ihr bestehenden 16 sächsischen Gemeinden ein getreues Bild zu geben, wie sie sich heute in ihren wesentlichen Zügen darstellen. Das Buch sollte in erster Linie ein Nachschlage- und Gedenkbuch für die wackeren Burzenländer selbst, dann für alle ihre Stammes- und Glaubensgenossen und Siebenbürgen sein. Denn diese fühlen sich ja gottlob! von jeher als ein „einig Volk von Brüdern", als eine große Familie mit gleichem Empfinden von Zusammengehörigkeit in Freud und Leid. Allein die opferwilligen Herausgeber wollten noch mehr erreichen; ihr Werk sollte auch über die Grenzen der siebenbürgischen Sachsen- oder Königsbodens hinaus freundliche Aufnahme und Beachtung finden.

Wir glauben und hoffen, daß sie auch in dieser Beziehung sich nicht getäuscht haben. Der Reisende, der das abseits gelegene romantische Burzenland besucht, der Geo- und Ethnograph, der über Land und Leute hier Forschungen machen will, aber auch der Politiker und der Volkswirth — sie Alle finden in diesem Werke ein reiches, wohldurchgearbeitetes Material zur Aufklärung, zur Belehrung und Weisung, zur Anregung und Erhebung. Schon die Thatsache, daß in diesem weltvergessenen Erdenwinkel ein Häuflein deutscher Bürger und Bauern mitten unter fremdem Volksthum, von allerlei Gefahren stets umdroht und heimgesucht unter unablässigen Kämpfen gegen äußere und innere Feinde blühende deutsche Gemeinden gründen und bis auf unsre Tage gedeihlich erhalten konnte — schon diese Thatsache an sich verdient alle Aufmerksamkeit. Das deutsche Volk in seiner heutigen Größe blickt mit theilnehmender Bewunderung auf diese seine Söhne, die vor mehr als 700 Jahren vom Mutterland ausgeschieden sind und sich doch bis heute mit Stolz als Deutsche fühlen und ihr Volksthum unversehrt bewahrt haben.

Das vorliegende Buch gibt auch einen gemeinverständlichen Ueberblick der wechselvollen Geschichte des Burzenlandes (von J. Groß), eine Schilderung der Kirchen und Burgen im Burzenlande (von E. Kühlbrandt), um hierauf das kirchliche Leben eingehend darzustellen; aus der Kanzlei (von K. Nußbächer), wo wir die verschiedenen Agenden eines sächsischen Pfarrers kennen gelernt haben, geleitet uns das Buch zu einer Pfarrers-Installation (von Fr. W. Seraphin), zu Gottesdienst und Konfirmation (von J. Reichard), zu Bruderschaft und Schwesterschaft (von D. Fr. Herfurth), diesen sozial bedeutsamen sächsischen Jugendbünden, und gibt eine Darstellung der sonstigen kirchlichen Vereine (von J. Reichard). Die evangelischen Frauenvereine sind von Frau Lotte Lurtz geschildert. Den Beschluß dieses Abschnittes bilden die interessanten Ausführungen über die Vermögensverhältnisse der Kirchengemeinden (von Fr. Sindel). Eine nicht minder anschauliche und ausreichende Darstellung erhalten wir von Karl Thomas über das Schulwesen des Burzenlandes. Mit demselben Interesse wird man aber auch den Schilderungen folgen, welche das Volksleben (von Joh. Reichard) in seinen verschiedenen Ausstrahlungen vorführen. Eine Ergänzung derselben ist das Kapitel über das Gemeindeleben (von Fr. Sindel, H. Gusbeth und P. Horvath) und dann die mit löblicher Ausführlichkeit dargelegten wirthschaftlichen Verhältnisse, und zwar: a) die Landwirthschaft und ihre einzelnen Zweige (von Dr. Fr. Jekel), b) Gewerbe und Handel (von M. Türck). Den Beschluß macht eine kundige Beschreibung des sächsischen Wohnhauses (von H. Gusbeth). Alle Schilderungen und Erörterungen sind von zahlreichen, meist gelungenen Illustrationen begleitet, deren Zahl 118 beträgt; überdies bringt das Buch noch auf vier Tafeln den Grundriß der Kirchenburg von Tartlau, den Grundriß der Stadtpfarrkirche in Kronstadt, den Plan der Entwässerungsarbeiten im Burzenland und den Stadtplan von Kronstadt. Die Ausstattung ist recht gefällig und es verdient das überaus interessante Buch auch in dieser Beziehung bestens empfohlen zu werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der Artikel „Wanderungen berühmter Handschriften" (von J. A. in der Beilage zur Allg. Ztg." Nr. 297) bringt mir einen eigenen alten Fund ins Gedächtniß. Im Zusammenhang mit meinen Arbeiten über die „Notizia d'opere di disegno" des Anonimo Morelliano habe ich nämlich vor Jahren gefunden, daß die Josua-Rolle der Vatikanischen Bibliothek in der Zeit um 1525 bis etwa 1543 in Padua verwahrt worden sein dürfte. Darauf wies ich hin in der „Chronique des arts et de la curiosité" vom 27. August 1887. H. Stevensons Katalog der „Codices manuscripti palatini graeci, Bibliothecae Vaticanae" (Rom 1885) kannte diesen Aufbewahrungsort der Rolle nicht, der auch bei den älteren Autoren (bei Seroux, d'Agincourt, Labarte, Schnaase, Garrucci, Bayet, Kondakoff, Wattenbach und den Mitgliedern der „Palaeographical Society") nicht erwähnt wird. Auch Karl Zangemeister schrieb mir, daß ihm die Schicksale der Rolle vor der Heidelberger Zeit unbekannt seien. (Brief vom 7. Juli 1887.) Daß die Rolle im 17. Jahrhundert aus Heidelberg nach Rom gewandert ist, findet sich oft genug gedruckt. Die Josua-Rolle kam 1623 aus Heidelberg fort. Die Wanderung von Padua nach Heidelberg blieb unbemerkt. Nun ist aber die interessante Bilderhandschrift, die, um recht weite Grenzen zu lassen, zwischen dem 7. und 11. Jahrhundert entstanden ist, im 16. Jahrhundert beim Anonimo Morelliano [1]) scharf charakterisirt durch beschreibende Angaben und durch den Hinweis, sie sei schon vor 500 Jahren (also um 1000) zu Konstantinopel gemalt worden. Der Anonimo erwähnt sie ausdrücklich als Bestandtheil einer Paduaner Sammlung. Es wäre gezwungen, anzunehmen, daß sich eine zweite Josua-Rolle aus dem hohen Mittelalter bis ins 16. Jahrhundert erhalten hätte, seither aber spurlos verschwunden wäre.

Wien, Mitte Jänner 1900.

Dr. Th. v. Frimmel.

-e- Les Chansons de Bilitis sind nun bei Charpentier in Pierre Louys' Uebertragung auch in einer illustrirten Ausgabe (accompagnées de 300 gravures et de 24 planches d'après des documents authentiques des musées d'Europe) erschienen. Je niedlicher die Ausstattung, je billiger der Preis ($3^1/_2$ Fr.) für den mit allen Kunststückchen moderner Reproduktionsart spielenden Band, desto nachdrücklicher darf und soll wohl gefragt werden, ob dieser für Kenner und Antiquare bestimmte Text, ob dieser Illustrationsschmuck wirklich als die richtige Wahl für ein zum Gemeingut bestimmtes, wohlfeiles Allerweltsbilderbuch gelten kann.

* Eine auf mehrere Jahre berechnete Ausgrabungsperiode der Berliner Museen bei den Pyramiden von Abusir (dem alten Busiris) ist durch Dr. v. Bissing ermöglicht worden. Es gilt, den von König Ra-en-user aus der fünften Dynastie (um 2400 v. Chr.) nahe bei seiner Pyramide errichteten Sonnentempel freizulegen. Aus diesem Heiligthum stammen die unlängst durch ein Vermächtniß des Dr. O. H. Deibel erworbenen Reliefs, die zum größten Theil das festliche Regierungsjubiläum des Königs darstellen. Zur Erinnerung an dieses Jubiläum ist wohl auch der Tempel erbaut worden. Von dem Ergebniß der Ausgrabungen sind bereits verschiedene Stücke in den Besitz der Museen gelangt, so u. a. zwei Portraits des Königs Ra-en-user, den Kopf eines sperberköpfigen Sonnengottes, Bruchstücke einer Jagddarstellung 2c.

---

[1]) Vgl. meine Ausgabe der „Notizie d'opere di disegno" (Wien, Graeser 1888), S. XIV und 18.

* **Jena.** Mit dem am 2. Februar gestorbenen Professor der Physik, Hermann Schäffer, ist einer der liebenswürdigsten und bekanntesten Lehrer unsrer Universität, überhaupt eine prächtige Menschengestalt, dahingegangen. Schäffer hat, man möchte sagen sein ganzes Leben, an unsrer Hochschule zugebracht; er hatte, in dem nahen Weimar im Jahre 1824 geboren, hier studirt, promovirt und als Lehrer gewirkt, immer aufs eifrigste beflissen, an seinem Theil für den Ruf und den Glanz seiner geliebten alma mater Jenensis zu arbeiten. Sein äußerer Lebensgang bewegte sich in den einfachsten Linien. Nach Absolvirung seiner Studien habilitirte er sich mit einer Arbeit über die Beziehungen zwischen der Arithmetik und der Geometrie als Privatdozent für Physik und Mathematik an der hiesigen Universität. 1852 wurde er zugleich noch Lehrer der Geodäsie und Mechanik an dem Landwirthschaftlichen Institut. 1856 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor. Zuletzt hatte er es bis zum ordentlichen Honorarprofessor gebracht. Aber trotz dieser äußerlich so wenig glänzenden Carrière übte er doch eine höchst fruchtbare und weitreichende Lehrthätigkeit aus. Anfangs las er über analytische und praktische Geometrie und Experimentalphysik, später beschränkte er sich auf das letztgenannte Kolleg, das er in einem in seine große Sammlung physikalischer Instrumente ältester und neuester Zeit eingebauten Lehrsaal abhielt. Die Vervollständigung dieser Sammlung war der Hauptzweck seines Lebens geworden; auf sie verwandte er alle Erträge seiner Lehrthätigkeit, und inmitten dieser Instrumente und Apparate mußte man das schnurrige und doch im Grunde seines Wesens so tiefernste und liebenswürdige Männlein mit den lebhaft funkelnden Augen und dem nervösen Gesichtszucken aufsuchen und beobachten, um es lieb zu gewinnen. Die Anregungen, die Schäffer von jener Stätte aus in manches junge Gemüth geworfen, haben weiter gewirkt und Frucht getragen, denn im Grunde war es ein von heiligem Feuer für die Wissenschaft durchglühter Geist, der in jenen Sälen der physikalischen Sammlung schaltete und waltete.

* **Greifswald.** Die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg wählte den Geh. Regierungsrath Dr. Ahlwardt, Professor der orientalischen Sprachen an der hiesigen Universität und korrespondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, in ihrer Sitzung im Dezember v. J. zu ihrem korrespondirenden Mitglied.

* **Prag.** Vom medizinischen Professorenkollegium der deutschen Universität in Prag wurde an Stelle des nach Wien berufenen und dort verstorbenen Hofraths Prof. Dr. Philipp Knoll dessen ehemaliger langjähriger Assistent Dozent Dr. Hermann Ewald Hering als ordentlicher Professor für allgemeine und experimentelle Pathologie an der Prager deutschen Universität primo atque unico loco beim Ministerium für Kultus und Unterricht in Vorschlag gebracht. Dr. Hering ist ein Sohn des Physiologen Hering.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Das „Ryksmuzeum" zu Amsterdam, dessen Gemäldegalerien eine Zeitlang geschlossen waren, wurde am 1. Februar wieder dem Publikum geöffnet. Der Oberdirektor Jhr. B. W. F. van Riemsdyk hat inzwischen in die Aufhängung und Reihenfolge mehr System gebracht. Die Sammlung van der Hoop, wohl die schönste von allen, blieb an ihrer Stelle, dagegen wurde die van Dupper und van der Poll nach dem westlichen Theil des Museums gebracht, den früher die „Moderne Kunst" einnahm. In dem darauffolgenden Ecksaal beginnt jetzt die „historische Galerie". Im östlichen Theil des Museums hat man die historische Reihenfolge strenger durchgeführt; auch sonst wurden noch in manchen Sälen Veränderungen vorgenommen. — Der historische Saal des sog. Prinzenhofes zu Delft erhielt durch die Vermittlung des Hrn. Bredius von Prinz Sergius Koudachew zu St. Petersburg ein Gemälde geschenkt, welches Prinz Moritz und Friedrich zu Pferd in einem Kriegslager darstellt. — „Neerlandia", Organ des Allgemeinen niederländischen Bundes (d. h. der Nord- und Südniederlande), früher in Gent erschienen, erscheint jetzt zu Dortrecht unter Redaktion des Hrn. H. J. Kiewit de Jonge. Die erste Nummer ist Südafrika und speziell Transvaal gewidmet. Sie enthält Portraits, biographische Skizzen und Mittheilungen verschiedener Art. Seit dem Ausbruch des Krieges hat der Bund in Dortrecht auch ein Preßbureau errichtet, das sich zur Aufgabe macht, die Völker Europa's u. s. w. über die wahren Ursachen des Krieges aufzuklären, über die Verhältnisse, Ereignisse in Südafrika wahre, authentische Berichte 2c. zu geben und so den englischen Verleumdungen 2c. ein Gegengewicht zu bieten. Diese Mittheilungen werden ins Französische, Deutsche und Englische übersetzt und täglich nach allen Ländern Europa's, Amerika's und Australiens versandt nur nicht nach Dänemark, Norwegen und Schweden. Auch ein Auskunftsbureau ist dort, das mit der Gesandtschaft Transvaals in Verbindung steht; es erkundigen sich dort Viele nach dem Schicksal der Ihrigen in Transvaal.

** **Rußland.** Die Moskauer Universität feierte am 24. Januar den Jahrestag ihres 145jährigen Bestehens. Nach dem dabei erstatteten Jahresbericht zählt sie 254 Dozenten, 4025 Studenten, 191 Hörer, 193 Pharmazeuten, im ganzen 4408 Studirende. Darunter zählt allein die juristische Fakultät 1523 Studenten. An Stipendien wurden bezahlt 137,000 Rubel. Befreit von der Zahlung der Kollegiengelder waren im ersten Semester 818, im zweiten 756. Der Hülfsverein für die Studenten zahlte für sie 30,000 Rubel Kollegiengelder. Für den Unterhalt zweier Studentenspeiseanstalten zahlte ein Wohlthäter 20,000 Rubel. In das Kaiser Nikolaus II.-Studentenhospiz wurden 111 Studenten aufgenommen. — Die Abtheilung für physikalische Geographie bei der kaiserlich Russischen geographischen Gesellschaft setzt heuer ihre Gletscherbeobachtungen im Kaukasus fort, und zwar in zwei Partien, deren eine die Gletscher des Elbrus, die andere die jenseit des Kaukasus gelegenen erforscht. — Unter dem Vorsitz des Ministers der Volksaufklärung finden gegenwärtig in St. Petersburg Sitzungen einer besonderen Kommission statt zur Berathung einer Reform des Mittelschulwesens. — Zur Frage der Errichtung von Volksuniversitäten (Volkshochschulkursen) haben sich die Kuratoren der verschiedenen Lehrbezirke einstimmig zustimmend ausgesprochen. Nach erfolgter Revision dieser Gutachten durch das Lehrkomitee beim Ministerium für Volksaufklärung wird der Reichsrath — voraussichtlich nicht mehr heuer — die endgültige Entscheidung treffen. — Die zweite Versammlung der russischen Gruppe der internationalen Kriminalisten-Vereinigung findet voraussichtlich vom 1. bis 3. März in St. Petersburg statt. — Eine demnächst bei der kaiserl. Akademie der Wissenschaften einzuberufende Meteorologenversammlung soll auf gleichmäßige Arbeitsthätigkeit aller russischen meteorologischen Stationen hinwirken. Dabei soll auch die Gründung eines neuen meteorologischen Observatoriums im Osten des Reichs besprochen werden, dessen Aufgabe es sei, den russischen Häfen im Stillen Ozean Sturmwarnungen zu übermitteln.

* **Kairo.** Das deutsche Mitglied in der ägyptischen Staatsschulden-Verwaltung, Geh. Legationsrath v. Kohl, ist zum Mitglied des hier residirenden Ausschusses für die Erhaltung der Denkmäler arabischer Kunst ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Th. Gsell-Fels: Italien in sechzig Tagen. 6. Aufl. (Meyers Reisebücher.) Leipzig, Bibliographisches Institut 1900. — Karte der großen Postdampfschiff-Linien im Weltpostverkehr. Bearbeitet im Kursbureau des Reichs-Postamts. Berlin, Berliner Lithogr. Institut (Jul. Moser) 1899. — Dr. Dronke: Die Eifel. Aus den nachgelassenen Papieren des Verfassers herausgegeben durch Dr. K. Cüppers. Köln a. Rh., Paul Neubner. — Dr. Benno Diederich: 1. Zola und die Rougon-Macquart. 2. Das Milieu bei Emile Zola. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) 1899. — Dr. O. Finsch: Karolinen und Marianen. Ebd. 1900. — J. F. van Oordt B. A.: Paul Krüger und die Entstehung der Südafrikanischen Republik. 1. u. 2. Lfg. Basel, Benno Schwabe 1900. — Ewald Haufe: Am Gardasee. Skizzen und Charakterbilder. Riva a. Gardasee, Gust. Georgi 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Willensdrama.

Man darf es ruhig aussprechen, daß wir uns seit Lessing in einer größeren Konfusion und Zerfahrenheit der dramatischen Produktion und der ästhetischen Grundbegriffe des Dramas kaum jemals befunden haben wie gerade jetzt. Die Bühne ist thatsächlich zu einem Experimentirraum geworden, in welchem man „nach unendlichen Rezepten das Widrige zusammengießt“ und in welchem nur selten ein neues Experiment glückt. Der Naturalismus zieht nicht mehr; man greift zum Märchendrama; auch das gibt nicht die Flugkraft zum Großen; man greift auf den Naturalismus zurück; inzwischen werden mißglückte Streifzüge ins Historische unternommen, das sich freilich nicht so leicht erobern läßt wie man anzunehmen geneigt ist; oder man versucht sein Heil bei der dramatischen Genremalerei, wo man im allgemeinen noch am besten fährt. Hand in Hand mit dem nervösen Herumtasten in der Stoffwahl geht auch die Unsicherheit in der Technik des Dramas: trotz glänzender Virtuosenstückchen im allgemeinen keine gesunde künstlerische Grundansicht. Unsre modernsten Dramatiker sind sich selbst über das, was das Drama will, kann und soll, nicht recht klar; und mit ihnen tappt auch Bühnenleitung, Publikum und Kritik im clair-obscur herum. Es thäte daher eine große kritische Reformation beider Theile noth, um der allgemeinen Steuerlosigkeit der Produktion und des Antheils abzuhelfen; eine Reformation an „Haupt und Gliedern“. Das Wissen der Prinzipien dramatischen Schaffens müßte mehr gepflegt werden. Dazu hat einen interessanten, schätzenswerthen Beitrag Karl Weitbrecht in seinem Buch: „Das deutsche Drama, Grundzüge seiner Aesthetik“[1]) beigesteuert.

Vor allem anderen dies: das Buch ist nicht kathedermäßig gehalten. Es ermüdet nicht mit Schematismen, ästhetischen Wort- und Begriffsklaubereien, langweiligen Terminologien; mit aller wünschenswerthen Vertiefung in sein Thema verbindet es Klarheit und zumeist Knappheit und künstlerische Abrundung; es ist im besten Sinn populär gehalten: Weitbrecht betont ja in seiner Vorrede ausdrücklich, daß vor allem das Publikum in seinen ästhetischen Begriffen über das Drama gebildet werden muß; denn „ein urtheilsfähigeres Publikum von gründlicher Gebildeten könnte zwar kein großes Drama schaffen, wenn die dramatischen Dichter dazu fehlen, aber es könnte durch nachdrückliche Aufmunterung und Ablehnung eine schärfere Sonderung fördern helfen zwischen dem, was wirkliche dramatische Kunst, und dem, was nur blendende Scheindramatik und äußerlich theatralische Verzerrung des Dramatischen ist“. (S. 4.) Aber auch der Dramatiker selbst wird von dieser Generalabrechnung mit den dramatischen Forderungen nur profitiren können; selbst da, wo er geneigt sein sollte, Weitbrecht nicht zu folgen. Daß der Geist Schillers, dieses klarsten Kopfes unter unsern Dramatikern, über dem Buch schwebt, wird nur den abschrecken, für den dieser Name noch immer das rothe Tuch ist, auf das er blindwüthig eindringt. Es ist längst auch unter den Modernen in der Werthung des Schiller'schen Geistes ein Umschwung eingetreten.

Mit Schiller hat Weitbrecht das Bestreben gemein, das Wesentliche, den menschlichen Kern, in der Kunst zu finden. Es kann ihm daher nicht auf eine literaturphilologische Behandlung seines Stoffes ankommen, „denn der Gegenstand des Dramas ist nicht bloß die dramatische Literatur, nicht bloß das Drama, wie es in Büchern als ein Theil der allgemeinen Literatur vorliegt. Es handelt sich vielmehr um das Drama, sofern es als lebendige Kunst und Kunstübung im Leben der Nation vorhanden und wirksam ist.“ (S. 8). Eine davon ausgehende und darauf abzielende Aesthetik muß naturgemäß eine psychologische sein; denn es dreht sich hier um den psychologischen Kern treibender Motive dieser Kunstübung, wie er sich bald reiner, bald verworrener in der Kunst ausdrückt. Es ist also zunächst dies Psychologische, als das Allgemeine, stets in Kraft Tretende des Dramas, für sich zu behandeln; hier ergibt sich die Frage: „Welches sind die Wirkungen im Sinne von psychologischen Vorgängen, die wir erfahrungsgemäß von dem empfangen, was der Sprachgebrauch mit einiger Uebereinstimmung als dramatische Kunst bezeichnet?“ In dem „erfahrungsgemäß“ liegt aber ausgedrückt, daß alles, was hier ermittelt werden kann, doch nur von der Empirie stammt und von ihr abstrahirt ist. Es werden sich also Theorie und Praxis hier die Hand reichen; aus einer Summe von Erscheinungen ist das allgemeine Lebensgesetz derselben abzuleiten. Und daraus wiederum ist der kritische Rückschluß zu ziehen auf Erscheinungen, Manifestationen dieses Gesetzes, dieser allgemein wirksamen Vorgänge, und zu prüfen, wie weit sie diesem Gesetz, ich will sagen: Ideal entsprechen und inwieweit nicht. Diese Doppelthätigkeit führt in ihrem zweiten Theil zu der praktisch wichtigeren Frage: „Mit welchen Kunstmitteln werden diese Wirkungen erzielt, in erster Linie von dem Schöpfer des dramatischen Kunstwerkes, in zweiter Linie von der Darstellung dieses Kunstwerkes im thatsächlichen Spiel?“ In der Erörterung und Beantwortung dieser beiden Fragen muß natürlich Weitbrecht das angedeutete doppelartige Verfahren befolgen. Gleich nach Betrachtung der primitivsten Vorgänge des dramatischen Spiels leitet er an vorhandenem dramatischen Material das Charakteristische des Dramatischen ab, während er das so Gewonnene wiederum zum Prüfstein dramatischer Erscheinungen macht. Mittelst der Analyse einzelner dramatischer Vorgänge wird das allgemeine Resultat gewonnen. Diese Analyse erstreckt sich speziell auf das germanische (das deutsche, Shakespeare- und in gewissem Sinn auch das moderne skandinavische) Drama und dürfte daher dem Vorwurf zu begegnen haben,

[1]) Berlin, Harmonie-Verlag 1900.

daß sie nur partieller Natur sei. Nach des Verfassers Ansicht sprechen sich nun aber gerade in diesem Drama die Idealforderungen einer dramatischen Handlung am reinsten und vollkommensten aus; er glaubt daher, gegen einen solchen Vorwurf geschützt zu sein.

In der Beantwortung der beiden oben gestellten Grundfragen gliedert sich dem Verfasser der Stoff in zwei Hälften: die eine beschäftigt sich mit dem Wesen des Dramatischen; die andere mit den daraus sich ergebenden Kompositionsgesetzen, der dramatischen Sprache u. s. w. Es liegt in der Natur der Sache, daß in der Behandlung dieser Themen manches ineinanderfließt; doch wird dadurch eine innige und für die Erörterung fruchtbare Wechselwirkung der einzelnen Themen erzielt.

Die prinzipielle Frage, auf der alle weiteren Ausführungen und Forderungen des Buches basiren, ist die: was ist dramatisch? Hier zeigt sich gleich der gesunde Realismus Weitbrechts. Er betont, daß alles Dramatische eigentlich nur lebendiges, einem Zuschauer vorgeführtes Spiel ist; und zwar nur ein solches und nur als ein solches den Titel Drama zu Recht führend. Daß also die Verschleierung dieses Grundbegriffs des Dramatischen, den wir schon in den primitivsten Formen irgendwelchen Spiels bei allen Völkern auftauchen sehen, sei es im Waffentanz, sei es in der Verbildlichung religiöser oder mythischer Elemente, sei es in einer närrischen Lustbarkeit, welche das thörichte Gebahren von Nebenmenschen spielend nachahmt — daß, sage ich, die Verkennung dieses ersten Zwecks und obersten Prinzips einer dramatischen Handlung im modernen sog. Buchdrama als eine Verirrung vom wahren Weg ins Epische oder Lyrische zu betrachten ist. Was aber diesem Spiel, das uns der naivste wie der komplizirteste dramatische Vorgang veranschaulicht, das eigentlich Charakteristische gibt, das ist nach Weitbrecht das Willensmoment, und zwar der Konflikt verschiedener Willen oder Willensrichtungen. Daß ein solcher Konflikt sich entwickelt, und die Art, wie er sich entwickelt, das sind die springenden Punkte alles echt Dramatischen; sie allein vermögen auch den Zuschauer für das vorgeführte Spiel zu interessiren. „Das Wesen des Dramatischen ruht im letzten Grund in nichts anderem als in einem zum Spiel gestalteten Willenskonflikt.“ (S. 40). Der Verfasser hat einen Nachweis für diese Definition, der die Entwicklung von der primitivsten Form bis zur eigentlichen Kunstform in sich schlösse, nicht geführt. Er hat sich, wie schon bemerkt, speziell an die in seinem Sinn höchste und klarste Form des Dramas, das germanische und speziell das deutsche, gewandt, um analysirend den Beweis für seine These zu erbringen. Ich will eines dieser Beispiele hier anführen: Zu Anfang der „Räuber“, wenn Franz seinem Vater den Brief vorliest, interessirt uns vor allem die Frage: was will der mit seinem Brief? Und ferner: wie wird sein Vater auf den Brief, d. i. die Absicht Franzens, reagiren, was wird er wollen? Endlich, da wir sehen, daß der Brief die gewünschte Wirkung thut, daß der alte Moor seine Hand von Karl abziehen will, da entsteht die spannendste Frage: was wird Karl nun wollen? Und in der That: aus dem Konflikt dieser verschiedenen Willensrichtungen entwickelt sich die ganze dramatische Handlung. Natürlich tritt der Willenskonflikt nicht immer so scharf zutage; aber zu finden ist er als wirksam in jeder richtigen dramatischen Handlung.

Dieser Willenskonflikt allein macht nun freilich kein Drama; er ist wohl als eine hauptsächliche Bedingung desselben zu betrachten. Aber zu dieser inneren Aktion und Aktivität des Menschen muß auch der Ausdruck derselben, die Wirkung des oder der Willen, die äußere Aktivität, treten; gewissermaßen das Fleisch zum dramatischen Gerippe. „Aber auch die Vorführung der Begebenheit kann nicht Selbstzweck für das dramatische Spiel sein: alles, was sich begibt, gewinnt dramatisches Interesse, ermöglicht das lebendige Hin und Her eines Spiels nur, sofern und soweit es aus Willensvorgängen hervorgeht oder sie bedingt oder sie veranschaulicht.“ (S. 43.)

Es wird geboten sein, bei dieser Grundthese des Weitbrecht'schen Buches einen Augenblick zu verweilen. Im Grunde sagt sie ja nichts neues; auch wird die Scheidung zwischen innerer und äußerer Aktion Manchem als eine gar zu theoretische und künstliche vorkommen; es fallen ja so oft Wille und That, innere und äußere Aktion zusammen. Aber das scharfe Herausheben des Willensfaktors als eigentlich dramatisch-poduktiven Elements gewinnt gerade jetzt eine besondere Bedeutung; ich meine gegenüber der modernen dramatischen Milieukunst. Man kann sagen: wenn diese mit Unrecht und zum Schaden oft den Hauptnachdruck auf das Aeußere des Geschehens legt, wenn sie vor allem auch den Menschen und sein Wollen zu sehr als Produkt des Milieus auffaßt und darstellt und damit das Interesse zu sehr auf dieses selbst konzentrirt, so klammert sich Weitbrecht um so trotziger an die innere Aktion, an den Willen, der den Glauben an sich selbst, seine eigenste Mission hat. Solcher Gegensätze bedarf unsre Kunst, um den wahren Weg zu schreiten. So bedeutet dann das Buch Weitbrechts auch eine beißende, oft zu gallige, aber im ganzen gerechte Auseinandersetzung mit unsrer modernen Dramatik, die sich im wesentlichen besonders gegen Sudermann richtet, während sie Ibsen und Hauptmann achtungsvoll, wenn auch kritisch gegenübersteht. Nicht unbemerkt aber möchte ich lassen, daß bei seinem streng auf die Reinheit und Straffheit der dramatischen Führung abzielenden ästhetisch-kritischen Verfahren ihm das moderne französische Drama eigentlich näher stehen sollte, als er es Wort haben will. Zugleich hat er hier ein Beispiel, wie die innere Faktur von Dramen vortrefflich, der Gesammteindruck aber doch kein nachhaltiger sein kann. Ich sage das nur, um vor dem Extrem zu warnen, in das man an der Hand Weitbrechts leicht verfallen könnte.

Auf dem Grundprinzip des Willenskonflikts baut Weitbrecht die ganze Aesthetik des Dramas auf; der Tragödie wie der Komödie; das Mitteding: Schauspiel — erscheint ihm nicht warm und nicht kalt; er wittert — und nicht mit Unrecht — dahinter entweder künstlerische Impotenz, die Handlung zu dem einen oder dem anderen Ziele zu führen; oder auch Konnivenz gegen das Publikum, das sich nur zu wohl fühlt, wenn ihm Tragik und Komik in einer Schüssel, zu einer mäßigen Wirkung vereinigt, gereicht werden. Doch geht Weitbrecht auch hier etwas zu weit, woran freilich seine Abneigung gegen die moderne realistisch-naturalistische Richtung schuld ist. Diese stützt sich — insbesondere Sudermann — mit einem gewissen Recht auf das wirkliche Leben, welches ja oft die Mittellinie zwischen Komödie und Tragödie zu einer zahmeren Schauspielwirkung nimmt. Daß allerdings dann hier die Kotzebue'sche Gefahr sich verstärkt erhebt, weil in größerer Virtuosität, hat Weitbrecht mit vollem Recht betont.

Weitbrecht hat uns gesagt, was dramatisch ist. Es erheben sich die drei weiteren sehr wichtigen Fragen: Was ist von diesem Standpunkte aus als dramatischer Stoff zu betrachten? Was als eine echt dramatische Handlung? Was als im höchsten Sinn dramatische Charaktere?

Im Kapitel der dramatische Stoff wendet er sich gegen das rein historische, auch das tendenziös nationale Drama, z. B. die Hohenzollerndramen; besonders scharf gegen das stoffliche Monopolrecht, welches das moderne soziale Problem-Drama sich anmaßte. Ebensowenig ist Richard Wagner im

Recht, wenn er den Mythus als die eigentlichste Domäne dramatischer Vorgänge betrachtet. Alle diese Ansichten vom dramatischen Stoff treffen nicht den Kern der Sache. Wäre z. B. „Kabale und Liebe" nur soziales Drama, so würde es sicher jetzt nicht mehr die gleiche Wirkung hervorbringen, wie zur Zeit seiner Entstehung. Es muß etwas tieferes, in die Ferne wirkendes darin sein, was uns jetzt nach 100 Jahren noch mit gleicher Frische zu ergreifen vermag. Weitbrecht formulirt dieses Ausschlaggebende, Charakterische des dramatischen Stoffes dahin: „Jeder irgendwie menschlich bedeutsame Stoff ist dramatisch dann, wenn sich aus ihm Willenskonflikte entwickeln lassen, die in ihrem Werden als eine zusammenhängende Handlung sich gestalten lassen und als anschauliches gegenwärtiges Spiel von menschlich interessanten Charakteren auf einem begrenzten Schauplatz einem Zuschauer vorgestellt werden können. (S. 70.) Natürlich — das gilt aber überhaupt für das dramatische wie alles dichterische Schaffen — muß hinter dem dramatischen Stoff eine Persönlichkeit stehen. Von der Art derselben wird auch die entsprechende Stoffwahl abhängen. So wählt ein Schiller mit Vorliebe historische Stoffe, in denen „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen". So bewegt sich ein Sudermann mit Vorliebe im Berliner sozial angehauchten Milieu und findet dort seine genrehaften Stoffe.

In der das Wesen des dramatischen Rohstoffs absteckenden Definition sind implicite schon die Forderungen für Handlung und Charaktere enthalten; zugleich aber sehen wir, daß Weitbrecht selbst schon den Kreis der dramatischen Bedingungen weiter zieht. Nicht allein Willenshandlungen muß der dramatische Stoff enthalten; auch „menschlich bedeutsam" muß er oder müssen diese Handlungen sein. Der Begriff menschlich bedeutsam ist aber nun wohl ein recht schwankender. Weitbrecht hat ihn auch nicht näher erörtert. Manches, was uns aufs höchste ergreift und erschüttert, weil es uns menschlich bedeutsam ist, dürfte den Griechen ganz kalt gelassen haben, wenn es ihm vorgeführt worden wäre. Ich wüßte nicht, was der Grieche mit Goethe's Iphigenie und ihren humanen Barbaren hätte anfangen wollen; oder mit einem Liebespaar wie Ferdinand und Luise. Ueber Spiel und Willenskonflikt hinaus dürfte es also noch besondere dramatische Werthe geben, welche jeder Epoche dramatischer Kunst ihr besonderes Gepräge verleihen; ja, dramatischen Zauber so stark ausüben, als die Willenskonflikte. Ich will ein Beispiel mehr aus der modernen Dramatik noch anführen. Zorrilla's spanischer Nationalheld Don Juan entzückt alljährlich Millionen in Spanien. Wäre dies auch für uns möglich? Und doch sind alle Bedingungen starker Willenskonflikte hier gegeben.

Scheint nun ein Rohstoff die dramatischen Bedingungen in sich zu tragen, so muß er zu einer bühnenfähigen Handlung „organisirt" werden. Die dramatische Idee darin muß gesucht werden. Diese ist aber nach Weitbrecht „die in der schöpferischen Phantasie des Dichters aufgegangene lebendige Gesammtanschauung eines Willenskonflikts". „Sie hat aufzubauen, was die dramatische Handlung erst macht, nämlich jene ursächliche Verkettung der inneren und äußeren Vorgänge, jenen lückenlosen kausalen Zusammenhang zwischen menschlichem Wollen und schicksalvollem Geschehen, zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, Charakter und Geschick — eben den tieferen nothwendigen Zusammenhang von Ursache und Wirkung, den die dramatischen Willenskonflikte aufzurollen haben." (S. 84, 85.) Mit dieser Forderung hebt Weitbrecht die dramatische Handlung auf die Höhe, welche Shakespeare, Schiller u. A. ihr gegeben haben. Dies ist das Ethos der dramatischen Handlung; ihr Innerstes, mit dem sie an die Schwelle des Uebernatürlichen reicht. Weitere Forderungen erörtert Weitbrecht in den vielgenannten „Einheiten", die er ganz richtig auf die Forderung der inneren Einheitlichkeit der Handlung „als eines organischen Ganzen" zurückführt. Damit erledigt sich auch der Begriff der Episode, deren Berechtigung eben dann vorhanden ist, wenn sie als ein vitales, nicht wegzuschneidendes Glied des dramatischen Körpers anzusehen ist, wie z. B. der Schlachtbericht des schwedischen Hauptmanns im „Wallenstein". Die dramatische Handlung benöthigt zu ihrer Einheit auch die sorgfältige Vorbereitung der Wirkungen, welche alle Knalleffekte, dramatischen Ueberraschungen u. s. w., die übeln Eigenschaften des Sensationsstücks, sorgsam vermeidet. So ist auch die alte Forderung, daß der Zuschauer Mitwisser des Dichters sei, daß ihm „in allen Stadien die Handlung klar vor Augen liege, völlig gerechtfertigt. Natürlich nicht so, daß jeder seelische Vorgang, jede Einzelwendung vom Dichter klar vorausgewußt würde", nein, das Wissen muß vielmehr ein solches sein, „daß eben jene Empfänglichkeit fürs Kommende in ihm erzeugt werde, jene ahnungsvolle Dämmerung der Seele, die weiß und doch nicht weiß, voraussieht und doch in höchster Spannung ist — fühlt, es kann nicht anders gehen, und doch nach einem Ausweg späht — alles werden sieht, und doch höchst begierig ist, wie und was". (S. 115.) Von ebenso großer Wichtigkeit ist die Einführung der Charaktere in die Handlung, dann die Oekonomie der Steigerung, endlich — und das gilt wieder den Modernen, besonders Sudermann, „die Nothwendigkeit eines völligen Abschlusses und zwar eines inneren Abschlusses". Daß vor allem Sudermanns Dramen zu denen gehören, „welche ruhig von vorn anfangen könnten, wenn der letzte Vorhang gefallen", das ist zweifellos. „Es ist vielleicht Einer todt wie der alte Oberst in der „Heimath", es geht Einer übers Meer wie Robert in der „Ehre", es ist einem Weiberhelden sein Opfer für jetzt entzogen, wie im „Glück im Winkel" — aber die eigentlichen Konflikte sind nicht ausgetragen, sondern bestehen ruhig weiter". (S. 127.) Dies ist allerdings „Scheindramatik". Das echte Drama dagegen gibt mit dem Abschluß seiner Handlung „völlig genügende Antwort" auf die Fragen derselben. Das heißt im Sinne des Buches: die dramatische Handlung muß so beschaffen sein, daß der oder die Willenskonflikte sich völlig in ihr ausleben und mit ihrem Schluß erledigt sind.

Am schärfsten zur Geltung kommt das Willensmoment in der Betrachtung über die dramatischen Charaktere. Hier erhalten wir auch eine allerdings recht wünschenswerthe Definition des Willensbegriffes. „Wille," heißt es da, „ist der ganze Umkreis des Aktiven im Menschen ... alles das, was in uns gegen die von außen kommenden Eindrücke jeglicher Art reagirt, selbstthätig, als Mittel der Selbstbehauptung unsres physischen und psychischen Organismus. Wille ist das lebendig wirkende Zentrum unsrer ganzen individuellen Existenz, ist in der individuellen Grundlage angeboren, wird durch Lebenserfahrungen jeglicher Art von der Geburt bis zum Tode ausgebildet, vertieft, gestärkt, erweitert. ..." Dieser Wille wirkt in zahllosen Fällen rein instinktiv, reflektorisch, bewußtseinslos ... in seiner höchsten, im Drama sich ausdrückenden Entwicklungsstufe erhebt er sich „zum bewußten, klaren und verantwortlichen Charakterwillen. Wille in diesem Sinn ist die innerste Triebkraft des persönlichen Charakters". (S. 144, 145.) Aus dieser starken Betonung des Willensmoments im Charakter oder, besser gesagt: aus dieser Identifikation der beiden scheint resultiren zu müssen, daß die gesammte Handlung von den Charakteren gemacht würde.

Dies erscheint auch Weitbrecht zu einseitig; er räumt also dem, was außer dem oder den Willen, bezw. Charakteren liegt, dem Milieu, eine Mitwirkung an der dramatischen Handlung ein. „Seinen Antheil an der Bildung jedes Charakters und damit an dessen Willenskonflikten hat allerdings die ganze Verschlingung der jeweiligen Lebensverhältnisse. Ein Drama entsteht daher nur, wenn Charakter und Wille irgendwie mit ihnen in Konflikt kommen.“... (S. 146.) Niemals aber kann der Charakter, wie der moderne Naturalismus lehrt, ein bloßes „Produkt“ dieser Verhältnisse, des Milieus sein; fügen wir hinzu: für das Drama! Hier schiebt sich also ein zweiter Konflikt vor: der der Charaktere mit den Lebensverhältnissen ... was allerdings erforderlich, da sonst nicht abzusehen wäre, wo der Gegensatz zwischen Freiheit und Nothwendigkeit bliebe... Andrerseits bedingt das scharfe Hervorheben des Willensmoments für den Charakter im Drama manchen im ganzen doch bedenklichen Satz, wie folgenden: „Dagegen kann ein Charakter sonst nicht allzu viel von dem haben, was man so gemeinhin interessant nennt, er kann historisch höchst unwichtig sein ... beschränkt oder gescheit von Geist ... ꝛc., wenn er nur durch seinen Willen irgendwie zu interessiren vermag, so ist er ein dramatischer Charakter.“ (S. 150.) Hier scheint mir denn doch die Theorie das Leben mit seiner Fülle todtzuschlagen. Sind wirklich alle Charaktere im Drama mit ihren Willenshandlungen erschöpft?

In einer sehr interessanten Analyse des Hamlet-Charakters sucht Weitbrecht dann zu erweisen: „Daß nicht die That im Sinne des äußeren Handelns den dramatischen Charakter macht und ihn zum Träger der dramatischen Handlung befähigt, sondern das Wollen in allen Stadien seines Werdens.“ (S. 158.) Damit stehen wir am Gipfelpunkt der Weitbrecht'schen Arbeit und zugleich am Schlusse des uns vorzüglich Wichtigen derselben. Noch manche feine und tiefe Bemerkung in den folgenden Kapiteln verräth den scharfen Denker. Was uns vorzüglich interessirte, ist seine Synthese von Wille — Handlung — Charakter. Diese findet sich nach Weitbrecht am meisten im germanisch-protestantischen Drama. Hier treffen wir diese tiefgründigen Träger des inneren Handelns, des Wollens. Daß dabei ein Zuviel dieser Eigenschaft den strengen Gang des Dramas wiederum gefährden kann, weil der Charakter die äußere Handlung überwuchert, das gibt Weitbrecht selbst zu. Das romanische Drama ist denn auch in der Führung der Handlung im großen Ganzen korrekter.

Das Buch Weitbrechts mit seiner scharfen Theorie des Willensdramas steht da wie ein Wegweiser in neue Regionen, welche das neue deutsche Drama ahnen lassen, bereichert durch die Milieukunst, auf den festen Füßen äußerer und innerer straffer und gewissenhafter Handlung, germanisch tief und doch in aller Technik Meister. Schon hat uns der Verheißungsvollste: Gerhart Hauptmann auf seinen willensbankerotten, verschwommenen Glockengießer den „Fuhrmann Henschel“ folgen lassen, der eine noch zaghafte und doch ergreifende Zusammenwirkung von Charakter und Nothwendigkeit oder Unerbittlichkeit des Milieus, der äußeren Verhältnisse aufweist. Wird er uns bald den Helden schenken, dessen das moderne deutsche Drama so sehr bedarf! Mögen günstige Sterne es walten!

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

Die heutige Naturwissenschaft und die Teleologie.

Von Dr. E. König.

II.

Anders würde die Sachlage sich gestalten bei der Annahme, daß innerhalb des Weltprozesses organisirte Gebilde entstanden sind oder gelegentlich noch entstehen, ohne durch die vorausgegebenen Bedingungen kausal determinirt zu sein. In der That erklärt z. B. Wagner,[1]) daß im Verlauf der phylogenetischen Entwicklung „jede neue Organisationsstufe, wenn auch durch die vorhergehende bedingt, spontan, in plötzlichem Sprunge entstanden sein muß“, und Driesch äußert, daß „in biologischen Dingen der historische, vom Einfachen zum Komplizirten aufsteigende Standpunkt prinzipiell nicht weiter bringt“, denn „wenn überhaupt, so ging diese Komplikation in einer Weise vor sich, die in Hinsicht auf das Formale nicht regellos ist, sondern an das Wirken einer Intelligenz gemahnt.“ („Analytische Theorie,“ S. 168.) Ja er geht noch weiter und glaubt Veränderungen der typischen Form, wie sie bei der von Herbst durch Lithiumsalze bewirkten abnormen Entwicklung von Seeigeleiern eintreten, auf eine spezifische Reaktionsart des Keimes zurückführen zu müssen, die von den unter den physikalischen Begriff der Auslösung unterzuordnenden normalen physiologischen Reizungserscheinungen grundverschieden sei. („Biologie u. s. w.,“ S. 22.) Auch Wolff sieht in der Regeneration der herausgenommenen Linse bei Tritonen ein Beispiel „primärer“, nicht aus vererbter Anlage zu erklärender Zweckmäßigkeit. („Beiträge,“ S. 69.) Diese Wendung der Auffassung bedeutet aber, wie man sieht, zugleich eine Verschiebung der ganzen Streitfrage, denn sie schließt die Voraussetzung ein, daß auch die Lebensvorgänge vom Standpunkt des Mechanismus aus nicht vollständig zu erklären sind, sondern vielmehr auf eine in den Organismen selbst wirkende Zweckthätigkeit hindeuten. Es ist dies, wie wir sehen, die These der radikalsten Gruppe unter den Teleologen, die wir jetzt etwas genauer prüfen wollen.

Bei Driesch tritt diese radikalere Anschauung nur gelegentlich und schüchtern hervor. Entschiedener erklärt Rindfleisch, „daß es auch, abgesehen von den Erscheinungen des Bewußtseins, Thatsachen gibt, welche der Forschung vielleicht unübersteigliche Hindernisse bieten werden;“ und Bunge bestreitet rundweg die Lehre, „daß in den lebenden Wesen durchaus keine anderen Faktoren wirksam seien als einzig und allein die Kräfte und Stoffe der unbelebten Natur.“ Alles Leben beruht vielmehr, wie er behauptet, auf innerer „Aktivität“, und die Vorgänge im Organismus, die sich thatsächlich mechanisch erklären lassen, sind nur sekundäre Begleiterscheinungen der eigentlich vitalen Funktionen. Auch Wagner bekämpft die mechanistische Theorie des Lebens grundsätzlich. Der Chemiker oder Physiologe, so äußert er sich u. a., dem es einmal gelingen sollte, lebendes Protoplasma zu erzeugen, hätte nur bewiesen, „daß sich mit Hülfe der anorganischen Kräfte ein Zustand der Materie herstellen läßt, wo das Leben an ihr zutage treten kann. Daß aber damit irgendwie bewiesen wäre, daß hinter den Lebenserscheinungen auch bloß diese anorganischen Kräfte stecken, ist schlechterdings nicht einzusehen. („Briefe,“ S. 50.) Ihm hat Buchner in dem oben angeführten Artikel sich im wesentlichen angeschlossen. Unter den Philosophen endlich hat E. v. Hartmann, dessen Schriften unsre Neo-Vitalisten gar nicht zu kennen scheinen, die schon in der „Philosophie des Unbewußten“ und in seinen kleineren naturphilosophischen Schriften entwickelte Hypothese „unbewußt psychischer Funktionen“, die im Organismus zu den „Atomkräften“ hinzu-

[1]) Briefe eines unmodernen Naturforschers (Berlin 1897) S. 239.

treten, neuerlich in seiner „Kategorienlehre" mit Geist und Scharfsinn vertheidigt. Ist denn nun aber, so fragt man sich, die Unhaltbarkeit derartiger Anschauungen nicht längst erwiesen? Haben die Forscher, deren scharfer Kritik der alte Vitalismus erlag, nicht bis zur Evidenz dargethan, daß ein Wirken besonderer zweckthätiger Kräfte neben den allgemeinen Naturkräften undenkbar ist, daß es ein Widerspruch ist, anzunehmen, die Stoffe folgten im Organismus anderen Gesetzen als außerhalb desselben? In der That wäre der Neo-Vitalismus nicht der Erwähnung werth, wenn er diesen Einwänden nicht von vornherein in irgend einer Form zu begegnen wüßte; wer ihn, wie Du Bois-Reymond,[1]) mit der einfachen Bemerkung aburtheilen zu können glaubt, „daß ein Atom kein Fuhrwerk ist", macht sich die Sache denn doch etwas zu leicht.

Soweit meine Kenntniß reicht, sind es drei Gründe, welche die modernen Teleologen den Mechanisten gegenüber geltend machen. Der schwächste unter ihnen ist die Behauptung, die wir z. B. bei Boutroua finden, daß wir gar keine Garantie haben, ob in jedem Falle die Wirkungen durch die Ursachen eindeutig und vollständig determinirt sind. Da wir gar nicht imstande seien, die absolute Gleichheit zweier Erscheinungen festzustellen, so könnte es sehr wohl sein, daß die Wirkungen derselben Ursache unter verschiedenen Umständen sich um ein Minimum qualitativ oder quantitativ unterscheiden. Der geringste in dieser Hinsicht offen bleibende Spielraum genüge aber, um einer Zweckthätigkeit Einfluß auf den Lauf der Dinge zu ermöglichen. Aus unsrer Unfähigkeit, die eindeutige Bestimmtheit des Kausalnexus empirisch zu erweisen, folgt aber natürlich noch lange nicht, daß sie nicht existirt. Ein anderes beliebtes Argument beruft sich auf das Gesetz der Erhaltung der Energie, welches nur die Unveränderlichkeit der Energie g r ö ß e fordere, aber die Energie f o r m unbestimmt lasse. Hiegegen ist jedoch zu bemerken, daß das Energieprinzip nur ein unvollständiger Ausdruck der Naturgesetzlichkeit ist. Thatsächlich ist auch der Formwechsel der Energie in jedem Falle durch die gegebenen Umstände vollständig bestimmt. Wenn z. B. zwei Massen zusammenstoßen, so hängt es von ihrer Größe und ihrer Molekularstruktur ab, in welcher Weise sich die Gesammtenergie auf beide vertheilt, und welcher Bruchtheil derselben sich etwa in Wärme oder potenzielle Energie verwandelt. Die theoretische Physik führt die stattfindenden Energieverwandlungen in allen Fällen auf Kräfte zurück (Kraft ist die Fähigkeit eines Körpers, gegebene Energien unter bestimmten Umständen in bestimmter Weise umzuformen) und betrachtet die Grundkräfte als konstante Attribute der materiellen Elemente.

An diesem Punkte setzt nun ein drittes teleologisches Argument ein. An einem zusammengesetzten System, wie dem Organismus, können, so wird behauptet, neue Kräfte oder Wirkungsweisen in die Erscheinung treten, die sich nicht als Resultanten, d. h. als Ergebnisse der Summation von Atom- oder Molekularkräften auffassen lassen. Schon in der unorganischen Natur sei dieser Sachverhalt z. B. an den chemischen Verbindungen zu beobachten. „Vereinige ich Wasserstoff und Sauerstoff durch Wärme zu Wasser, so sind aus den Eigenschaften des H und des O und der Wärme diejenigen des Wassers nicht vorauszusagen." (Driesch, Biologie, S. 42); und Buchner gibt zwar zu, daß die Affinitäten, überhaupt die chemischen Eigenschaften eines Moleküls als „Ergebniß von ursprünglichen Grundeigenschaften seiner chemischen Komponenten" aufgefaßt werden müssen, bezeichnet aber diese Eigenschaften als „qualitates occultae der Elementarstoffe", weil sie sich erst beiden Kombinationen derselben offenbaren. Die kausale Analyse kann deßhalb seiner Meinung nach nicht die Aufgabe haben, „alle beobachteten Wirkungsweisen in Atomkräfte aufzulösen, sondern nur die, zu ermitteln, welche Struktur, welche Anordnung der Elementaratome und der daraus zusammengesetzten größeren Bausteine beim Hervortreten neuer Eigenschaften, neuer qualitates occultae der Materie in allen ihren Erscheinungen jeweils zugrunde liegt"; und er findet deßwegen gegen den Begriff eines an den Organismus geknüpften Bildungstriebes nichts einzuwenden. Noch eingehender hat Wagner die hier vorliegende Prinzipienfrage erörtert. Die Annahme der Mechanisten, daß alle Arten der Kraftäußerung sich auf eine einzige zurückführen lassen, sei „ein bloßes Vorurtheil, eine fixe Idee"; in Wahrheit gebe es eine große Mannichfaltigkeit qualitativ verschiedener Energieformen: „Es ist eine andere Energie, die das Eisenstück zu Boden zieht, als die, welche es dem Magneten zufliegen läßt" u. s. w., und so sei auch das Leben ein Grundphänomen, beziehungsweise ein Komplex solcher Phänomene, weßwegen alle Bemühungen es kausal zu erklären erfolglos bleiben müßten. Es werde „vielleicht nicht in einer einheitlichen Lebenskraft, die als Souverän über alles herrscht, die Erklärung für die Wunder der Organismenwelt zu suchen sein, wohl aber in spezifischen Energien, die zu denen der leblosen Natur in ähnlicher Beziehung stehen, wie diese untereinander." („Briefe," S. 133.)

Bis jetzt fehlt freilich jede Spur eines Beweises für die Existenz solcher Energiearten, wären sie aber auch vorhanden, so wäre doch damit noch nicht die Eigenartigkeit und Unzurückführbarkeit der Lebenserscheinungen bewiesen. Hiezu genügt offenbar nicht der Nachweis neuer, bisher unbekannter Energiearten im Organismus, vielmehr müßte sich zeigen lassen, daß der Energie u m s a t z nach Normen und Gesetzen erfolgt, die von den in der unorganischen Natur herrschenden verschieden sind, daß also im Organismus neue K r ä f t e hervortreten. Dies ist übrigens auch die eigentliche Meinung Wagners, der z. B. Reizbarkeit und Vererbung, die doch gewiß nicht Energiearten sind, als elementare, vitale Erscheinungen, als Ausflüsse spezifischer, dem Organismus eigener Wirkungsweisen auffaßt. Diese Auffassung scheint mir indessen durch die Thatsache widerlegt zu werden, daß die genannten und alle anderen Lebensäußerungen sich schon der unmittelbaren Wahrnehmung als zusammengesetzte Phänomene darstellen, die aus der Verbindung einer großen Zahl aufeinander folgender und nebeneinander hergehender Veränderungen resultiren, wodurch die Aufsuchung ihrer Komponenten zu einer unabweisbaren wissenschaftlichen Aufgabe wird. Und wir haben gar keinen Grund, zu bezweifeln, daß diese Komponenten durchweg einfache physikalisch-chemische Vorgänge sind, wie sie auch außerhalb des Organismus auftreten.

Nur die Voreingenommenheit Wagners für die Schopenhauer'sche Naturphilosophie macht es begreiflich, daß er sich gegen diese einfache Erwägung vollständig verschließt. Es ist ja ganz richtig, wenn Schopenhauer die „Naturkräfte" als etwas allgemeines und konstantes von den einzelnen Kraftäußerungen unterscheidet, aber es ist schon vollständiger Mystizismus, wenn er die Kräfte als hinter den Erscheinungen stehende Realitäten oder Wesenheiten betrachtet, die gewissermaßen auf die Gelegenheit zum Hervortreten warten. Dazu kommt als weiterer Fehler die Vermischung von Kräften und Energien (die „Schwerkraft" und die „Wärme" dürfen nicht koordinirt werden), vermöge deren das von den Naturkräften Richtige auf die verschiedenen Energieformen, d. h. Erscheinungskreise, übertragen und auch Wärme, Elektrizität, ja schließlich selbst das Leben zu mystischen Wesenheiten gestempelt werden. So langen wir schließlich bei der an die

[1]) „Ueber Neo-Vitalismus", Festrede zum 28. Juni 1894.

Schelling'sche Potenzenlehre erinnernden Vorstellung einer Rangordnung von Kräften („Objektivationsstufen des Willens") an, während doch diese Kräfte in Wahrheit nichts anderes sind als abstrakte Klassenbegriffe für die verschiedenen Gruppen von Naturerscheinungen. Diese mythologisirende Umschreibung einfacher thatsächlicher Verhältnisse wäre nun an sich verhältnißmäßig unschädlich, aber dadurch, daß sie phänomenale Differenzen zu absoluten, metaphysischen Unterschieden macht und also dem Streben nach Aufsuchung einheitlicher Erklärungsgründe für das anscheinend Verschiedene sich hindernd in den Weg stellt, wird sie für die Wissenschaft gefährlich.

Die Rückkehr zu den unhaltbaren Schopenhauer'schen Anschauungen wird begünstigt durch die unter den Naturforschern der Gegenwart verbreiteten empiristischen Tendenzen. Haben wir, wie Buchner behauptet, überall da, wo regelmäßige zeitliche Succession zweier Erscheinungen stattfindet, Kausalität, d. h. eine ursprüngliche Verknüpfung, anzunehmen, so gäbe es freilich in der Natur unermeßlich viele Formen und Gesetze des Geschehens und ebenso viele voneinander verschiedene Grundkräfte; dann hätte auch Hertwig recht, wenn er der Roux'schen Forderung, daß der ontogenetische Entwicklungsprozeß in eine Summe elementarer, kausaler Beziehungen aufzulösen sei, den seltsamen Satz entgegenstellt:[1] „Jede Erscheinung in einem Entwicklungsprozeß verhält sich zu der ihr vorausgehenden Erscheinung wie die Folge zu ihrem Grund . . . ihre Aufeinanderfolge und ihre Umwandlung ist unter gleichbleibenden Bedingungen eine absolut nothwendige, vollzieht sich ebenso nach einem unfehlbaren Naturgesetz, wie der in die Luft geworfene Stein nach bestimmter Zeit und mit bestimmter Geschwindigkeit zu Boden sinkt." Bisher hat man aber mit Recht zwischen „empirischen" und „rationellen" Gesetzen unterschieden und nur die letzteren als Ausdrücke ursächlicher Beziehungen aufgefaßt. Daß die Planeten in Ellipsen um die Sonne laufen, ist z. B. eine nur empirische Gesetzmäßigkeit, d. h. die Aufeinanderfolge der betreffenden Bewegungszustände ist zwar eine regelmäßige, aber keine elementare, in der Natur der Dinge begründete Erscheinung, vielmehr hängt sie ab von einer „zufälligen" Kombination von Umständen; würde diese Kombination aufgehoben, so würde sie wegfallen. Dagegen sind die Beharrung eines Körpers in seinem Bewegungszustand und die Gravitationsanziehung (soweit wir wissen) bedingungslos gültige Gesetzmäßigkeiten, die wir deßhalb auf Grundeigenschaften, bezw. Grundkräfte der Materie zurückführen. Wenn also auch die Lebensthätigkeiten und speziell die Entwicklungsvorgänge ganz gesetzmäßig ablaufen, so ist das doch noch gar kein Grund, sie für gleich ursprüngliche, elementare Erscheinungen zu halten wie z. B. die Gravitation eine ist; schon die Thatsache, daß jene Vorgänge sich auf eine Mehrzahl materieller Elemente vertheilen, deutet darauf hin, daß ihre Gesetzmäßigkeit nur eine empirische ist, und nöthigt uns, nach den zugrunde liegenden rationellen Gesetzen zu forschen.

Denn eine Grundkraft kann unmöglich an ein Aggregat materieller Elemente geknüpft sein, sonst müßten wir ja annehmen, daß Grundkräfte entstehen und wieder verschwinden können, was ein Widerspruch ist. Ueber diesen Widerspruch hilft uns auch Buchners Hypothese der qualitates occultae nicht hinweg, da sie eben auch nur eine unvollziehbare Forderung an unser Denken stellt. Das Beispiel der chemischen Verbindung beweist nichts zugunsten dieser Annahme. Sind wir auch bis jetzt im allgemeinen nicht imstande, die Eigenschaften des Moleküls aus denen seiner Atome abzuleiten, so nimmt doch deßwegen kein Chemiker an, daß sie als besondere qualitates occultae den Atomen innewohnen (wie groß müßte die Zahl solcher Qualitäten in jedem Atom sein!), sondern er setzt voraus, daß sie nach vollzogener Vereinigung der Atome sich als Resultanten aus den Eigenschaften der letzteren ergeben, eine Voraussetzung, die übrigens auch in gewissen Thatsachen (z. B. in der Zusammensetzung der Spektren) eine Stütze findet.

Auch in den Ausführungen Albrechts macht sich die erwähnte empiristische oder, hier richtiger, phänomenalistische Tendenz geltend. Wie im Sinn des psychophysischen Parallelismus den seelischen Vorgängen durchgehends körperliche entsprechen, ohne daß jedoch die ersteren auf die letzteren zurückgeführt werden könnten, so sollen nach Albrecht auch die Lebensvorgänge und die von der mechanistischen Theorie vorausgesetzten physikalischen und chemischen Prozesse im Organismus einander zwar korrespondiren, aber doch an sich selbst unvergleichbar sein. Man dürfe deßwegen auch nicht sagen, daß die physikalisch-chemischen Prozesse das „Wesen" der Lebensthätigkeiten ausmachen, vielmehr seien die letzteren in ihrer unmittelbar gegebenen Beschaffenheit ebenso real wie jene.[1] Ich bezweifle nun aber, ob man wirklich die Lebensvorgänge den physikalisch-chemischen Prozessen ebenso als einen eigenartigen Erscheinungskreis gegenüberstellen kann wie die psychischen den physischen, oder innerhalb der letzteren Kategorie z. B. die optischen und die mechanischen Phänomene. Eine Lichtempfindung ist etwas spezifisches, unzerlegbares, aber die sog. elementaren Lebensthätigkeiten (Reflex, Assimilation u. s. w.) sind unverkennbar zusammengesetzte Vorgänge, die Aenderungen physikalischer und chemischer Art als Gesammtergebniß haben, und die wir uns also folgerichtig aus einzelnen derartigen Aenderungen zusammengesetzt zu denken haben.

Zum Schluß möchte ich endlich, an das Vorhergesagte anknüpfend, noch zu bedenken geben, daß durch Einführung einer besonderen, nur in den Organismen zur Wirkung kommenden Naturkraft der Sache der Teleologie noch gar nichts gedient ist. Ihre Leistung könnte, wie die aller anderen Naturkräfte, doch nur darin bestehen, daß sie unter gewissen Bedingungen in immer gleich bleibender Weise eine bestimmte einzelne Veränderung herbeiführt, nicht aber etwa in dem Hinarbeiten auf einen Endzustand, der erst durch eine geordnete Reihenfolge mehrerer Veränderungen erreicht wird. Wenn ein Zustand A in einen zweiten B, dieser in einen dritten C u. s. w. übergeht, so können wir, solange wir an dem klaren Kraftbegriff der Physik festhalten, diesen Vorgang nicht auf das Wirken einer einzigen Kraft zurückführen (eine solche Kraft wäre ein ganz undefinirbares, proteusartiges Etwas), sondern müssen ihn als Ergebniß der successiven Aktion einer Mehrzahl von Kräften auffassen. Und ebensowenig ist es natürlich denkbar, daß eine und dieselbe Kraft ihre Wirkung so variirt, daß unter verschiedenen Umständen doch immer dasselbe Resultat entsteht. Eine Kraft kann, mit einem Wort gesagt, immer nur „blind", mechanisch wirken, und es ist vollkommen widersinnig, von „zweckthätigen" Kräften zu reden.

Das ist eigentlich von vornherein klar, da ja von Zwecken nur unter Voraussetzung eines zwecksetzenden Subjekts gesprochen werden kann. Eine Theorie, die, wie der Vitalismus, die Natur im Sinn der empirischen Naturwissenschaft als einen Inbegriff äußerer Vorgänge auffaßt und dabei doch Zwecke in ihr maßgebend sein läßt, ist absurd. Will man zu haltbaren teleologischen An-

---

[1] Biologische Zeit- und Streitfragen, Heft 2, S. 35. Nicht minder seltsam ist Hertwigs Auffassung des Experiments, dessen Bedeutung seiner Meinung nach lediglich darin besteht, daß es „neue Wege der Beobachtung" erschließt, und das deßhalb in der Biologie entbehrlich sei, weil hier der natürliche Verlauf der Vorgänge genügendes Beobachtungsmaterial darbiete (a. a. O. S. 66). In Wahrheit hat das Experiment bekanntlich den Zweck, festzustellen, welche Bestandtheile eines komplexen Vorgangs in kausaler Verbindung stehen.

[1] Vorfragen der Biologie. S. 33, 86 ff.

schauungen gelangen, so ist dazu vor allem erforderlich, daß man sich auf einen ganz anderen Standpunkt stellt und die Lebenserscheinungen nicht als bloß physische, sondern als psychophysische Vorgänge auffaßt, die durchweg zu inneren, seelischen Regungen in Beziehung stehen; die Betrachtung der Erscheinungen von diesem die innere und die äußere Erfahrung gleichmäßig berücksichtigenden Gesichtspunkt aus ist aber nicht Sache der Naturwissenschaft, sondern der Metaphysik.

Mittheilungen und Nachrichten.

T. G. **Geographische Gesellschaft zu München.** In der allgemeinen Versammlung vom 25. Januar 1900, der die kgl. Hoh. Prinzessin Therese, Prinz Ludwig und Leopold sowie Se. Durchl. der Erbprinz von Hohenlohe mit Gemahlin anwohnten, beehrte zum erstenmal eine Dame die Geographische Gesellschaft mit einem Vortrag. Frau Leopoldine v. **Morawetz-Dierkes** aus Wien sprach „**über die Insel Kreta**", die sie unmittelbar nach Beendigung der kriegerischen Wirren bereist hat. Ein griechischer Dampfer brachte die muthige Dame zunächst nach Canea, das zur Zeit 20,000 Einwohner zählt, wovon die Hälfte mohammedanischen Glaubens ist. Die Insel ist fast durchweg mit Gebirgen erfüllt, die sich in die Gruppen der Weißen Berge (Levka-ori), des Ida und der Berge von Lassithi scheiden. Dieselben verdanken ihr Entstehen einer Hebung, die vom Südrand ausging, der noch jetzt steiler und unzugänglicher als der Nordrand ist. Der äußerst durchlässige Diluvialboden ruft Erscheinungen zu Tage, wie wir sie im Karst zu sehen gewohnt sind: Wasserläufe verschwinden und kommen oft kurz vor ihrer Mündung wieder an die Oberfläche. Da sich im Westen Talkschiefer und tertiärer Mergel finden, ist hier reichlichere Vegetation vorhanden. Ist auch von den Cypressenwaldungen, die ehedem die Gebirge bis zu den Gipfeln bedeckten, wenig oder nichts mehr zu sehen, so bietet doch Kreta neben Wein und anderen Südfrüchten die reichste Ausbeute an Oel, nämlich 44,000,000 kg im Jahr. Leider wurde ein Sechstel der Oelpflanzungen während der letzten Aufstände verwüstet. Ueberhaupt bildet die Geschichte Kreta's eine Kette des Unglücks und der Bedrückung. Der drückenden Venetianerherrschaft, während welcher die Bevölkerung fast auf ein Drittel herabsank, folgte das grausame Regiment der Türken. Die unglücklichen Erhebungen der Jahre 1821, 1866 und 1867, die mit unmenschlicher Grausamkeit von den Türken erstickt wurden, sind ja allgemein bekannt. In lebhaften Farben schilderte Frau v. Morawetz die Greuel des letzten Aufstandes, so insbesondere den am 4. Februar 1897 ausgebrochenen Brand Canea's, der vier Tage währte, und die Metzeleien in Kandia. Jene Flammen aber waren die Morgenröthe einer besseren Zeit, die nun für Kreta angebrochen sein dürfte. Sind nur erst die Schäden der langen Türkenherrschaft verschwunden und bessere finanzielle Verhältnisse angebahnt, dann wird die Insel zu den glücklichsten Ländern Europa's zählen; begünstigt vom herrlichsten Mittelmeerklima — sinkt doch im Winter der Thermometer selten unter 6° C., während die Sommerhitze, namentlich im Osten der Insel, durch einen ständig wehenden Nordwind gemildert wird —, erreichen die Kreter ein ungewöhnlich hohes Alter: Leute von 90 Jahren und darüber sind keine Seltenheit; Rednerin traf selbst einen 102jährigen Greis, der noch vier Sprachen beherrschte und allsonntäglich einen beschwerlichen Ritt zur Kirche unternahm. Nur **eine** furchtbare Krankheit sucht auch die Bewohner Kreta's heim, die Lepra; die bedauernswerthen Opfer derselben wohnen in völliger Abgeschiedenheit in vier Leprosendörfern, ihre Zahl ist von 400 im Jahre 1838 auf nunmehr 2000 gestiegen, da man ihnen die Ehe unter einander gestattet hat. Von den herrlichen Landschaftsbildern, die Fr. v. Morawetz in glühenden Farben entwarf, sei nur auf die großartige Rundsicht vom Gipfel des Ida hingewiesen: die Südspitze Griechenlands, selbst Cypern und die kleinasiatische Küste sind bei klarem Himmel sichtbar. Aus der Grotte des Ida stammen werthvolle Bronzefunde phönizischer Arbeit (Schwerter, Schilde und Lanzen); sie sind nebst anderen werthvollen Alterthümern, wie z. B. Thonsarkophagen, die noch aus der Zeit vor der Feuerbestattung herrühren, im Museum zu Kandia aufbewahrt. Zu den interessantesten Alterthümern Kreta's zählen auch die auf dem Trümmerfeld des alten Gortyna von Halbherr 1885 entdeckten sogenannten „Gesetzestafeln des Minos"; es ist dies eine Inschrift von 28 Fuß Länge und 5 Fuß Höhe; die 637 Absätze, von denen nur einige 30 fehlen, enthielten genaue Bestimmungen über das Erbrecht, die Gütertrennung Verheiratheter und andere rechtliche Materien. Da nach Ansicht der Vortragenden Kreta seine Kultur von Süden, von Aegypten her, erhalten hat, und Gortyna darum älter als Knossos ist, so kann auch das Labyrinth des Alterthums mit dem heutigen identisch sein. Dasselbe diente wohl, früher wie in letzter Zeit, nicht nur als Steinbruch, sondern auch als Zufluchtsort; die kunstvoll verschlungenen Gänge sind theilweise nur $1\frac{1}{2}$ m hoch und führen zunächst in einer Länge von 625 m zum Saal „Trapezi", von dort zur 460 m entfernten Grotte „Mumide" und von da zum Ausgang zurück. — Zum Schluß ihres Vortrags gedachte Frau v. Morawetz in warmen Worten der gegenwärtigen segensreichen Regierung des Prinzen Georg, der alles aufbiete, um dem lang mißhandelten Lande Glück und Wohlfahrt zu bringen. — Eine stattliche Reihe von 70 trefflich gelungenen Projektionsbildern, die aus dem Atelier von **Paul Dittrich** in **Kairo** stammten, und deren Vorführung Hr. Rechnungsrath **Uebelacker** in dankenswerther Liebenswürdigkeit übernommen hatte, erhöhten die Wirkung des mit großem Beifall aufgenommenen Vortrags.

* Beherzigenswerthe Worte über die **Nothwendigkeit, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Grabdenkmäler u. a. in Kirchen zu erhalten**, spricht der bekannte Dresdener Gelehrte Hofrath Prof. Dr. **Cornelius Gurlitt** in einem Aufsatz über die sächsischen Dorfkirchen in Dr. Robert Wuttke's **Sächsischer Volkskunde** aus. Er sagt: Die alten Werke haben einen Werth, den kein moderner Künstler den Seinigen geben kann, den des geistigen Verwachsenseins mit der Gemeinde. Sie sollten daher nicht nach dem Geschmack von heute beurtheilt und selbst, wenn sie „Sachverständigen" mißfallen, nicht entfernt werden. Wir sollen über den Geschmack unsrer Väter und ihre Thaten nicht richten, damit nicht wir einst gerichtet werden. Denn was uns schön erscheint, wird deßhalb nicht auch unsern Nachkommen als das Bessere gelten. Alter Besitz ist ein unersetzliches Gut; man sollte doppelt vorsichtig sein, es zu veräußern, denn das Verlorene ist nie wieder zu bringen. Auch die in den Kirchen aufgestellten Grabsteine sollte man als ehrwürdige Denkmale schonen. Auch hier ist der Gesichtspunkt falsch, daß man über ihre Erhaltung nach dem Gefallen oder selbst nach sachverständigem Kunsturtheil entscheidet. Denkmäler sind errichtet, daß man der Todten und des Todes gedenkt, nicht um Kunstwerke zu erzeugen! Sie gehören in erster Linie der Ortsgeschichte, erst in zweiter der Kunstgeschichte an. Darum soll auch das unscheinbare Denkmal, selbst das einer unbedeutenden Persönlichkeit, mit Ehrfurcht bewahrt bleiben. Stören sie dort, wie sie stehen, den Gottesdienst, so ist doch immer eine Stelle in der Kirche zu finden, wo sie dies nicht thun und sie vor Unbill geschützt sind. Reich sind unsre Kirchen namentlich an Denkmälern aus der Zeit seit etwa 1550 bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Selbst aus der Zeit des 30jährigen Krieges fehlt es nicht an tüchtigen Arbeiten. Auf den Kirchhöfen fangen dagegen die Denkmäler an, selten zu werden, die älter als 1700 sind. Die reizenden Grabkreuze in Schmiedeeisen sind schon längst fast ganz verschwunden; vielfach sind sie in öffentliche und private kunstgewerbliche Sammlungen übergegangen. Reiche Freidenkmäler in Sandstein, namentlich aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, sind dagegen nicht selten. Bei dem hohen Stande des mittleren Könnens der Bildhauer jener Zeit finden sich oft darunter sehr tüchtige Leistungen. Sie verfallen nur zu oft, da es an Mitteln zu ihrer Pflege gebricht. Eine wohlgeordnete Kirchenverwaltung sollte aber diese oft kostbaren Andenken an die Todten einer kunstreicheren Zeit, die mit wenigem oft zu erhalten sind, nicht unberücksichtigt lassen. Eines seien die Kirchenverwaltungen vor allem eingedenk: es ist nicht zu erwarten, daß in ländlichen Kirchen sich Kunstwerke ersten Ranges finden. Man soll an ihre Schätzung nicht mit jenem Maßstabe herantreten, den man in unsern großstädtischen Museen sich

aneignete. Man soll vielmehr die Liebe als Maß nehmen, mit der das Werk geschaffen ist, selbst bei mäßigem Gelingen. Und die Kirche soll streng darauf halten, daß das ihr in Liebe Gebotene nicht ohne Grund in Mißachtung komme. Man pflege die bescheidenen Kunstäußerungen, man sorge dafür, daß sie rein und in gutem Stande bleiben; denn das, dem die Kirchenverwaltung keine Sorgfalt zuwendet, kommt bald auch bei den Kirchgängern in Mißachtung. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß unsre Zeit das Bessere schaffe; und selbst wenn sie es thäte, so ist das, was einer ländlichen Kirche geboten werden kann, doch selten ein wirklich Empfundenes und Eigenes. Nur zu oft tauscht man bei Erneuerungen nichts Edleres an Kunstwerth ein, als man besaß. Man verlor aber die Geschichte aus der Kirche. Die stilvollste Restaurirung kann einen hohen Werth nicht wiederschaffen: nämlich, daß man an jedem Stück die Liebe sieht, mit der die Gemeinde während der Jahrhunderte ihres Waltens an ihrer Versammlungsstätte hing. — Hoffentlich finden diese Worte überall im Lande Verständniß und Nachachtung.

* **Jena.** Der außerordentliche Professor der angewandten Mathematik an der hiesigen Universität Dr. August Gutzmer ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

* In **Dresden** findet in den Tagen vom 24. bis 27. September d. J. die diesjährige Hauptversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine statt. Soeben ist in Dresden der Ortsausschuß zur Vorbereitung der Versammlung zusammengetreten. Das Protektorat hat Prinz Georg, Herzog zu Sachsen, übernommen; Vorsitzender des Ausschusses ist Oberbürgermeister Beutler, stellvertretende Vorsitzende sind Regierungsrath Dr. Ermisch und Rathsarchivar Dr. Richter. Der Gesammtverein wurde im Jahre 1852 auf Veranlassung des damaligen Prinzen, späteren Königs Johann von Sachsen in Mainz gegründet. Prinz Johann hatte auch den Vorsitz in der zweiten Jahresversammlung zu Nürnberg 1853. Zugleich mit dieser Hauptversammlung feiert der 1825 gegründete königlich sächsische Alterthumsverein, an dessen Spitze Prinz Georg steht, sein 75jähriges Jubiläum, und zugleich wird der zweite Deutsche Archivtag und der erste Tag für Denkmalspflege abgehalten. Man hofft, daß eine Festsitzung im Bankettsaale der Albrechtsburg in Meißen stattfinden werde.

* **Berlin.** Das Geheime Staatsarchiv hat von der Wittwe des Geh. Raths Schottmüller den literarischen Nachlaß des 1868 verstorbenen Professors J. D. E. Preuß, des Historikers Friedrichs des Großen, als Geschenk erhalten. Wie das Korrespondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine mittheilt, fand sich in dem Nachlaß das Handexemplar der „Lebensgeschichte Friedrichs des Großen“ mit zahlreichen Nachträgen und Berichtigungen, ein ähnliches Handexemplar von Schöning „Die Generale der brandenburgisch-preußischen Armee“ und gedruckte, sowie handschriftliche Sammlungen aller Art.

n. **Kopenhagen.** Konferenzrath Prof. Dr. med. Reiß ist, 70 Jahre alt, mit dem 1. Februar in den Ruhestand getreten. Mit ihm scheidet aus dem Lehrkörper der Universität einer der hervorragendsten Mediziner aus, der seit mehr als 36 Jahren als Hochschullehrer und Kliniker gewirkt hat. In den Jahren 1861 bis 1863 war er unter den jüngeren Aerzten, die sich in Berlin um Virchow schaarten; heimgekehrt, wurde er alsbald Privatdozent der pathologischen Anatomie, dann Oberarzt am Friedrichs-Hospital und ordentlicher Professor an der Universität. Kränklichkeit veranlaßt den verdienten Gelehrten jetzt zum Rücktritt.

-nn- Die sechste Versammlung deutscher Historiker wird dieses Jahr vom 4. bis 7. April zu Halle a. S. stattfinden. Von Vorträgen ist eine stattliche Reihe in Aussicht genommen: „Das Eintreten der nordischen Mächte in den 30jährigen Krieg“ von Prof. Dr. Schäfer (Heidelberg); „Ueber die neueren Ergebnisse der Papyrusforschung“ von Prof. L. Mitteis (Leipzig); „Zur Würdigung der napoleonischen Frage“ von Prof. H. Ulmann (Greifswald); „Das Verhältniß von Staat und Kirche in Byzanz“ von Prof. H. Gelzer (Jena); „Das Angebot der deutschen Kaiserkrone an Oesterreich im Jahre 1814“ von Dr. H. Friedjung (Wien); „Stadtbürger und Stadtgericht im Sachsenspiegel“ von Prof. Ph. Heck (Halle a. S.); „Die Entwicklung der historischen Professur in Königsberg“ von Prof. H. Prutz (Königsberg); „Der niederländische Aufstand und das Deutsche Reich“ von Prof. F. Rachfahl (Halle a. S.). Die Verhandlungen sollen eingeleitet werden mit einer Gedächtnißfeier für Felix Stieve, der noch den letzten Historikertag in Nürnberg mit der ihm eigenen Frische und Originalität geleitet hatte, bald darauf aber durch einen unerwarteten Tod dem Verbande entrissen wurde. An seiner Stelle steht jetzt Prof. Georg Kaufmann (Breslau), der alle Anträge von Verbandsmitgliedern entgegennimmt. An der Spitze des Ortsausschusses in Halle a. S. steht Prof. Eduard Meyer. In Verbindung mit dem Historikertag wird die Konferenz landesgeschichtlicher Publikationsinstitute ihre Berathungen abhalten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Walter Gensel — Alfr. Sohn — Rethel: Paris. Studien und Eindrücke. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher 1900. — Eugen Schütze: Das Bürgerliche Gesetzbuch gemeinverständlich dargestellt für Jedermann. Ebd. 1900. — 20. Jahrhundert. Kalender. Berlin, Verlag des Kalenders „XX. Jahrhundert“. — Ada v. Gersdorff: Um jeden Preis. Psychologie einer Schuld. Roman. Berlin, Franz Grunert Separat-Conto (Inh. Frau Marie verw. Grunert) 1900. — Arnold Fokke: Volldampf voraus! Eine zeitgemäße Betrachtung zur Flottenvorlage. Düsseldorf, August Bagel. — J. Caro: Festrede bei der von Rektor und Senat veranstalteten Feier der Jahrhundertwende, gehalten in der Aula Leopoldina am 14. Jan. 1900. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt von S. Schottlaender 1900. — Rich. Lipinski: Die Rechte und Pflichten des Miethers nach dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuch. Kommentar zum Miethrecht. 11. Aufl. Leipzig, Rich. Lipinski. — Dr. K. Eisenhart: Die Abrechnung mit England. München, J. F. Lehmann 1900. — Eug. Reveilland: Die Los von Rom-Bewegung in Frankreich. (Berichte über den Fortgang der „Los von Rom“-Bewegung. 4. Heft.) Ebd. 1900. — *Plautus.* Codex Heidelbergensis 1613 Palatinus C. (Codices Graeci et Latini photographice depicti duce Scatone de Vries.) Leiden, A. W. Sijthoff 1900. — Dr. G. Zoepfl: Auswärtige Handelspolitik und innere Verkehrspolitik. Vortrag. Berlin, Siemenroth u. Troschel 1900. — Friedrich Bonschab: Schuldverschreibungsgesetz. Handausgabe. München, J. Schweitzer (Arth. Sellier) 1900. — Bernh. Wenig: Königskinder. Fünf Märlein. (Jungbrunnen. 4. Band.) Berlin, Fischer u. Franke. — Dr. M. Hachenburg: Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Vorträge. 2. Aufl. 3. Lfg. Mannheim, J. Bensheimer 1900. — Die Insel. 1. Jahrg. 2. Quartal. Nr. 4. Berlin, Verlag der Insel, Schuster u. Löffler 1900. — *Ch. Descotay:* „L'Affaire“. Avec une préface de J. Lemaitre. Paris, Noizette et Cie. 1900. — Rassow'sches Flottenflugblatt, Ausgabe D. Elberfeld, Baedeker'sche Buchhandlung. — H. F. Helmolt: Weltgeschichte. 4. Band: Randländer des Mittelmeeres. Leipzig, Wien, Bibliographisches Institut 1900.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 7. Februar. Nummer 31.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der wissenschaftliche Bericht der österreichischen Pest-Kommission.

Nachdem Europa in früheren Jahrhunderten wiederholt von der Pest heimgesucht worden war, hatte es in dem scheidenden Jahrhundert bis fast zum Schluß desselben den Anschein, als würde unser Welttheil niemals mehr von dieser schlimmen Seuche ergriffen werden; die Pest zählte für uns gewissermaßen schon zu den historischen Krankheiten.

Vor wenigen Jahren änderte sich mit einemmal die Sachlage, als nämlich im Herbst 1896 in Bombay die Pest mit großer Heftigkeit ausbrach und bald darauf in London auf zwei Schiffen, welche aus Bombay gekommen waren, Pesterkrankungen beobachtet wurden. Mit Rücksicht auf den intensiven Handelsverkehr, der zwischen Ostindien und Europa besteht, mußte man sich die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit einer Verschleppung der Pest nach Europa vor Augen halten. Dieser Gedanke war um so beängstigender, als die Pest noch immer als eine in Dunkel gehüllte und daher um so unheimlicher erscheinende Krankheit dastand, gegen deren Verbreitung man keine oder wenigstens keine verläßlichen Mittel kannte. Es war daher sicherlich eine glückliche und fruchtbare Idee, von welcher die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien ausging, als sie im Januar 1897 den Entschluß faßte, eine Expedition zum Studium der Pest in Bombay auszurüsten; es sollte nämlich diese Krankheit nach allen Seiten und mit allen modernen Untersuchungsmethoden erforscht und studirt werden. Zu diesem Zweck wurde auch die Studienkommission aus Klinikern, pathologischen Anatomen und Bakteriologen zusammengesetzt und mit allen wissenschaftlichen Hülfsmitteln ausgerüstet.

Die Frucht dieser eingehenden, mühsamen und zugleich gefahrvollen Untersuchungen liegt vorläufig in zwei stattlichen Bänden vor, welche schon im Jahre 1898 erschienen sind (im LXVI. Bande der Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Wien 1898, in Kommission bei Karl Gerolds Sohn), während ein dritter Band, welcher den letzten Theil der Peststudien enthält, sich noch unter der Presse befindet.

Der erste Band ist den klinischen Untersuchungen über die Pest gewidmet und stammt von dem leider viel zu früh verstorbenen Dr. Hermann Franz Müller, welcher bei Ausübung seines ärztlichen Berufes gerade von jener Krankheit weggerafft wurde, deren klinischer Erforschung seine Untersuchungen gegolten hatten.

Ueber das Krankheitsbild der Pest besitzen wir zwar in der Literatur schon recht zahlreiche und zum Theil in ihrer Art ganz vorzügliche Darstellungen. Allein sie stammen entweder aus einer Zeit, in welcher die klinischen Untersuchungsmethoden noch recht mangelhaft waren, oder sie sind bloß auf spärlichen oder flüchtigen unvollständigen Untersuchungen aufgebaut, oder sie entbehren der Kontrole durch den Befund am Sektionstisch.

Ganz anders verhält es sich mit dem klinischen Gesammtbilde der Pest, welches Müller im ersten Bande des wissenschaftlichen Berichtes der österreichischen Pest-Kommission entwirft. Es ist nicht nur auf eine große Zahl von Krankenuntersuchungen basirt, sondern auf Untersuchungen, welche mit allen modernen Behelfen und mit größter Sorgfalt, sowie mit voller Objektivität ausgeführt worden sind. Hinzu kommt noch als ein besonderer Vorzug, daß die Befunde und Schlußfolgerungen Müllers zugleich durch die pathologisch-anatomischen und bakteriologischen Untersuchungen der beiden anderen Mitglieder der österreichischen Pest-Kommission, des Dr. Albrecht und des Dr. Ghon, gestützt und kontrolirt erscheinen, da die genannten Forscher ihre Befunde sich wechselseitig mitzutheilen und zu kontroliren pflegten. Auf diese Art wurde ein möglichst hoher Grad von Exaktheit in der klinischen Darstellung Müllers erreicht, welche deßhalb auch ein Markstein in der klinischen Literatur der Pest genannt zu werden verdient.

Der zweite Band des Berichtes der österreichischen Pest-Kommission enthält die pathologisch-anatomischen Untersuchungen über die Pest mit Einschluß der pathologischen Histologie und Bakteriologie, d. h. die Untersuchungen sowohl über die mit freiem Auge als auch über die erst mittelst des Mikroskops wahrnehmbaren Veränderungen, welche durch die Pest im Organismus hervorgerufen werden, und ist von den Doktoren Heinrich Albrecht und Anton Ghon verfaßt. Um den außerordentlich reichen Inhalt dieses Bandes würdigen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß die Kenntniß der pathologischen Anatomie und noch mehr der pathologischen Histologie der Pest, d. h. die Kenntniß der gröberen und feineren, durch die Pest im menschlichen Organismus gesetzten Veränderungen, bis zu dem Augenblick, als die genannten Autoren ihre Untersuchungen an den Pestleichen in Bombay anstellten, nicht nur im allgemeinen eine recht mangelhafte war, sondern daß auch über eine Reihe von wichtigen Punkten ganz entgegengesetzte Ansichten bestanden. Sagte doch Virchow, der Altmeister der pathologischen Anatomie, anläßlich eines Vortrages über die Pest in der Berliner Medizinischen Gesellschaft am 19. Februar 1879, daß er seine Zuhörer um diejenige Entschuldigung bitten müsse, die Jeder in Anspruch nehmen muß, der über etwas spricht, von dem er eigentlich nichts versteht. Der Grund hievon ist aber nicht bloß darin zu suchen, daß in früherer Zeit nur sehr spärliche Obduktionen von Pestleichen gemacht worden waren, da man sie für sehr gefährlich hielt, sondern daß gerade in den letzten Dezennien, in welchen die Untersuchungsmethoden der pathologischen Anatomie eine größere Vervollkommnung erlangt

hatten, entweder keine Gelegenheit zu anatomischen Untersuchungen über Pest gegeben war oder diese Untersuchungen nicht von eigentlichen Fachmännern vorgenommen wurden.

Anders verhielt es sich bei der österreichischen Pestkommission. Zwei Mitglieder derselben waren pathologische Anatomen, welche bereits Tüchtiges in ihrem Fache geleistet hatten, die Untersuchungsmethoden ihrer Wissenschaft vollkommen beherrschten und auch mit allen Behelfen für ihre Untersuchungen ausgerüstet waren.

In der That stellt auch ihr Bericht eine erschöpfende Darstellung der durch die Pest in den verschiedenen Organen hervorgerufenen gröberen und feineren Veränderungen dar, wodurch nicht nur die bisherigen Widersprüche eine befriedigende Lösung gefunden, sondern wir eine klare Einsicht in das Wesen der Pest, in die Art des Eindringens des Krankheitserregers in den menschlichen Organismus, seiner Verbreitung in demselben und seinen Wirkungen erhalten haben.

Hiemit ist aber die wissenschaftliche Grundlage geliefert worden, auf welcher die weiteren Forschungen über Pest sich zu bewegen haben, namentlich jene, welche auf eine sichere Erkennung der Krankheit am Krankenbett und auf eine erfolgreiche Behandlung derselben abzielen. Man hat sich in neuester Zeit vielfach bemüht, ein Heilmittel gegen die Pest durch Bereitung von sogenanntem Pestserum zu gewinnen, freilich ohne bisher einen unzweifelhaften Erfolg erzielt zu haben; sicher ist es aber, daß alle diese und ähnliche Versuche erst dann zu einem wirklichen Erfolg führen werden, wenn sie mit voller Kenntniß der pathologischen Anatomie der Pest unternommen werden.

Deßhalb kommt eine große theoretische und praktische Bedeutung den Untersuchungen der beiden obengenannten Wiener Gelehrten zu, Untersuchungen, die auch der Wiener medizinischen Schule, an welcher seit den Zeiten Rokitansky's, des Begründers der pathologischen Anatomie, die pathologisch-anatomische Forschung stets hochgehalten wurde, sowie der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, welche diese Untersuchungen angeregt und ermöglicht hat, zur besonderen Ehre gereichen. —m.

Mädchengymnasien.[1]

Wenn heute Jemand sich über dieses Thema äußert, so wird er schwerlich mit einem einfachen Ja oder Nein auskommen. Denn diese scheinbar so simple Frage ist in Wirklichkeit recht komplizirt und enthält eine Menge Unterfragen, deren jede verschiedene Beantwortung zuläßt, je nach dem Gesichtspunkte, unter dem der Beurtheiler an das Problem herantritt. Wozu brauchen wir Mädchengymnasien? Für wen sollen sie sein? In welchem Umfange sind sie nothwendig oder wünschenswerth? Mit welcher Altersstufe sollen sie beginnen? Wie soll sich ihr Lehrplan zu dem des Knabengymnasiums verhalten? Das sind alles Einzelfragen, über die immer noch eine große Meinungsverschiedenheit und Unklarheit herrschen dürfte, selbst unter den Vertretern und Freunden der Frauensache, selbst unter denen, die sich um die Gründung von Mädchengymnasien bemühen. Und doch dürfte es an der Zeit sein, daß die Diskussion etwas lebhafter und erfolgreicher würde; denn daß ein dringendes Bedürfniß besteht, wird durch die immer häufigeren Gründungen von solchen Anstalten und darauf abzielenden Vereinen unverkennbar bewiesen. Wie aber Mangel an Verständniß, Uneinigkeit und gegenseitige Befehdung von Seiten der Vertreter der Sache nothwendig schaden muß, so ist die Verbreitung der richtigen Einsicht sicherlich das beste Mittel, um ihr in weiten Kreisen Freunde zu gewinnen und ihr zum Siege zu verhelfen. Um hiezu an meinem bescheidenen Theile mitzuhelfen, wenn auch nur anregend, durch Aufwerfung der Fragen und Andeutung der Zusammenhänge, in die sie gehören, will ich versuchen, im folgenden meine Ueberzeugung als die unmaßgebliche Meinung eines Privatmannes zu entwickeln, und sehe dankbereit besserer Belehrung und begründetem Widerspruch entgegen.

Es ist unzweifelhaft, daß zunächst das unmittelbare Bedürfniß des Tages, die drängende Noth, zur Einrichtung von Mädchengymnasien geführt hat. Wir brauchen weibliche Aerzte und weibliche Lehrer mit höherer Bildung; diese bedürfen, um die nothwendigen Studien absolviren zu können, des Abiturientenzeugnisses; folglich müssen Anstalten vorhanden sein, auf welchen sie dieses mitsammt der dasselbe bedingenden Vorbildung erwerben können. Gegen die einfache Logik dieser Thatsachen ist kaum etwas triftiges einzuwenden. Daß zunächst ein Bedürfniß nach weiblichen Aerzten besteht, kann ich hier nicht im einzelnen begründen;[1] für Jeden, der sehen will und sich nicht selbst die Einsicht durch abgeschmackte Vorurtheile verbaut, dürfte es ohne weiteres klar sein. Außerdem ist der Zudrang, den die auch in Deutschland praktizirenden Aerztinnen haben, ein ebenso sprechender wie unwiderlegbarer Beweis. Auch fehlt es nicht an Mädchen, die Neigung und Begabung, die geistigen und die sittlichen Qualitäten zu diesem anspruchsvollen Berufe besitzen. Ist es da nicht unwürdig und schmachvoll für unser großes Vaterland, daß diese unsre Mitbürgerinnen zu ihren Studien ins Ausland wandern und mit einem ausländischen Zeugniß nach Deutschland zurückkehren müssen, um dann hier als Kurpfuscher der Willkür der Gesetze preisgegeben und vom guten Willen ihrer männlichen Kollegen abhängig zu sein? Es sind bereits Schritte gethan und werden hoffentlich weitere erfolgen, um hier Abhülfe zu schaffen. Die unvermeidliche Vorbedingung wird aber sein, daß diejenigen Mädchen, die Medizin studiren wollen, das Reifezeugniß eines Gymnasiums beibringen können. Daß ihnen diese Forderung erlassen werde, liegt weder im Interesse der Sache, noch im Wunsche ihrer männlichen Kollegen, und noch weniger in ihrem eigenen, vielmehr ist dieser Gedanke von Frauenseite stets a limine mit Entschiedenheit abgewiesen worden, gewiß mit vollem Recht. Denn soll die deutsche Aerztin konkurrenzfähig sein, so muß sie auch den leisesten Schein irgendwelcher Minderwerthigkeit meiden. Daß also für Medizinerinnen, wenn wir solche überhaupt zulassen wollen, auch Mädchengymnasien da sein müssen, kann Niemand bestreiten; sie werden wie jetzt so in Zukunft den festen Stamm unsrer Gymnasiastinnen bilden.

Weniger evident liegt die Sache bei der Lehrerin. Schon daß Lehrerinnen mit Universitätsbildung nothwendig sind, leuchtet dem Fernerstehenden vielleicht nicht so unbedingt ein. Aber auch hier sprechen die Thatsachen: daß eine große Zahl schon länger im Amte stehender Lehrerinnen das Bedürfniß nach weiterem Ausbau und tieferer Fundamentirung ihrer Kenntnisse empfunden hat und empfindet;

---

[1] Wir lassen in dem folgenden Aufsatz einen begeisterten Anhänger der Mädchengymnasien im besonderen und der Gymnasialbildung im allgemeinen gern und ohne Einschränkung zu Wort kommen, weil er die Fragen, um die es sich hiebei handelt, scharf zusammenfaßt. Jedoch schließen wir uns auch dem ausdrücklichen Wunsch des Hrn. Verfassers an, daß seine Darlegungen eine Diskussion hervorrufen möchten; denn die Einwände der Gegner einer gymnasialen Erziehung der Mädchen verdienen wohl bei der Bedeutung, die die Bewegung, u. a. jetzt auch in München, gewonnen hat, aufmerksam erwogen zu werden.

D. Red. d. Beil.

[1] Zur Orientirung hierüber empfehle ich u. a. die Broschüren von S. Binder, Weibliche Aerzte (Stuttgart, Göschen 1892) und Math. Weber, Aerztinnen für Frauenkrankheiten. 5. Aufl. Berlin, Oehmigke 1893.

daß die höheren Töchterschulen selbst bestrebt sind, den Unterricht auch in den oberen Klassen mehr in die Hände von weiblichen Lehrern zu legen, die dann natürlich entsprechend ausgebildet sein müssen; daß endlich sogar der Staat dies Bedürfniß anerkannt hat durch Einrichtung des Oberlehrerinnen-Examens. Aber gerade zu diesem Ziele hat man einen Weg gefunden, der das Mädchengymnasium und auch die eigentliche Universität umgeht. Es sind, zunächst in Göttingen (wofür allein ich nähere Kenntnisse habe), aus rein privater Initiative, sodann in verschiedenen Universitätsstädten besondere Kurse eingerichtet, in denen zwar zumeist von Lehrern der Universität, doch ganz getrennt von dieser, die erforderlichen Vorlesungen und Uebungen abgehalten werden, und denen ganz neuerdings auch das Prüfungsrecht vom Staate übertragen ist. Vorbedingung ist hier nicht die Gymnasialreife, sondern das gewöhnliche Lehrerinnenzeugniß und eine mehrjährige praktische Ausübung dieses Berufes. Indessen, es ist nicht wohl zu verkennen, daß dieser Zustand nur provisorisch und nicht auf die Dauer berechnet ist. Zunächst sind die Kurse mit der Universität doch mehr als nur durch Personalunion verbunden. Es ist unvermeidlich, daß sowohl Lehrer wie Schülerinnen den naheliegenden Wunsch hegen, die der Natur der Sache gemäß nur beschränkten, nur das Nothdürftige bietenden Lehrstunden der Kurse durch die eingehenderen und mannichfaltigeren Vorlesungen an der Universität selbst zu ergänzen, vielleicht auch in einigen Fällen zu ersetzen. Da aber unsre Universitäten für ausländische Studentinnen schon längst offen stehen, so ist es natürlich ganz unmöglich, sie deutschen Damen grundsätzlich zu verschließen. In Wahrheit haben ja auch die in Betracht kommenden deutschen Universitäten den Lehrerinnen Gastrecht gewährt, gerade so wie den Gymnasialabiturientinnen. Denn auch diese sind nur als Hospitantinnen zugelassen. Wenn man aber in den Kursen einmal nebenbei auf Universitätsvorlesungen rechnen darf, so, glaube ich, werden diese doch allmählich immer mehr an Stelle jener treten, da die Lehrer auf die Dauer weder gewillt noch in der Lage sein werden, neben den Vorlesungen, die ihre Amtspflicht erfordert, noch andere zu halten, in denen sie doch nur dieselbe Materie behandeln können. Ich erwarte also eine schrittweise Auffaugung dieser Kurse durch die Universitäten, an welche sie angeschlossen sind. Ist aber dieser Uebergang einmal vollzogen, so wird man sich auch nicht mehr mit dem Lehrerinnenzeugniß begnügen können, sondern auch von den Lehrerinnen die sonst obligatorische Vorbildung verlangen und dann wäre für sie jedenfalls das Mädchengymnasium der gewiesene Weg.

Doch wie dem auch sei: selbst wenn außer unsern künftigen Aerztinnen auch die Oberlehrerinnen dem Gymnasium zufielen, so wäre die Zahl der Besucherinnen immer noch eine sehr beschränkte; und es wäre kaum rathsam, die Anzahl dieser Anstalten, die ohnehin schwer um ihre Existenz zu ringen haben, noch zu vermehren. Aber weßhalb sollten sie stets auf diese beiden Klassen von Zöglingen beschränkt bleiben? — Die Frage wird auch von anderer Seite nahe genug gelegt. Man hört seit langer Zeit mit seltener Einstimmigkeit stets erneute Klagen (oder Spötteleien) über die höheren Töchterschulen und ihr Produkt, die „höhere Tochter". Der allgemeine consensus zeigt doch wohl, daß unsre Mädchenbildung wirklich etwas im argen liegt. Aber so sehr man in diesem Verdammungsurtheil einig ist, so wenig scheint man sich über den eigentlichen Sitz und Charakter des Uebels klar zu sein; und gar über Mittel und Wege zur Abhülfe entsinne ich mich nicht, jemals diskutable Vorschläge gehört zu haben. Könnte man es da nicht einmal versuchsweise mit dem gymnasialen Bildungswege versuchen? Könnte man die Frage, ob der Lehrplan der höheren Töchterschule dem des Gymnasiums angenähert eventuell durch diesen ersetzt werden soll, nicht wenigstens in Erwägung ziehen?

Die Frage ist hier nicht zu umgehen. Nicht nur würden die Chancen der Mädchengymnasien dann mit einem Schlage ganz verändert werden, würde ihnen eine glänzende, unübersehbare Zukunft winken, auch die Frage nach ihrer Einrichtung hängt daran. Handelt es sich nur um die Vorbereitung einiger Weniger zum Maturitätsexamen, so können zur Noth auch Gymnasialkurse, die sich an die absolvirte höhere Töchterschule anschließen, diesen Zweck erfüllen, obwohl die Zusammendrängung des Gymnasialpensums auf eine dreijährige Lernzeit einigermaßen an die „Pressen" für unfähige „Bewilligungs"-Aspiranten erinnert. Im Anfange werden solche Einrichtungen ohnehin nothwendig sein für die Mädchen, die sich dem Studium zuwenden wollen, ohne daß ihnen der Besuch eines Gymnasiums möglich gewesen wäre. Ja, man wird sich dann auch die Frage vorlegen müssen, ob man die Mädchengymnasien ebenso wie die für Knaben mit dem neunten Lebensjahre oder erst mit einem späteren Zeitpunkte (wie es in Karlsruhe und Hannover thatsächlich der Fall ist) beginnen lassen, sie also über einen Theil der höheren Töchterschule aufbauen will. Für letzteres würde dann sprechen, daß viele Eltern über die Zukunft ihrer Töchter in diesem Alter noch keinen definitiven Entschluß fassen können, sie also auch nicht dem Mädchengymnasium anvertrauen würden, wenn sie schon durch die Aufnahme in dasselbe die Seelen Jener dem Studierteufel verschreiben müßten. Sobald man dagegen das Mädchengymnasium nicht als den nächsten Weg zum Maturitätsexamen, sondern als Bildungsanstalt ins Auge faßt, kann davon keine Rede sein. Das Unterscheidende und Grundlegende unsrer Gymnasialbildung sind die Antike und die Mathematik. Da sie eben das Fundament sind, so können sie nicht, nachdem das Gebäude der Schulbildung ganz oder halb vollendet ist, nachträglich aufgesetzt werden, sondern sie müssen den Anfang machen. Unter diesem Gesichtspunkte kann nur das volle neunklassige Gymnasium in Frage kommen.

Die Beantwortung der Frage wäre leichter, wenn der Werth dieser humanistischen Bildung selbst noch so fraglos und allgemein anerkannt fest stünde wie es noch vor wenigen Dezennien der Fall war. Das trifft heute bekanntlich nicht mehr zu: die Stimmen werden lauter und häufiger, die diese Bildung, die wir als ehrwürdiges Vermächtniß des 18. Jahrhunderts überkommen haben, für veraltet, überflüssig, wohl gar für schädlich erklären; das Gymnasium selbst hat der veränderten Zeitströmung Konzessionen machen müssen; man hat bereits Experimente mit „Reformschulen" angestellt; ja, in Norwegen hat man sogar den entscheidenden Schritt gethan, das humanistische Gymnasium ganz über Bord zu werfen und Latein und Griechisch — wie Assyrisch und Etruskisch — der Universität vorzubehalten. Scheint es da nicht, als ob die Tage dieser Schulart überhaupt gezählt sind? Und könnten wir es verantworten, da unsern Mädchen eine Bildung aufzuladen, die die Knaben gerade drauf und dran sind, von sich abzuschütteln? Sollte man da nicht den Bedürfnissen der Zukunft Rechnung tragen, und für die Mädchen, bei denen doch keine ehrwürdige Tradition und keine äußeren Rücksichten mitreden, gleich eine neue, verbesserte, aussichtsreichere Schulform erfinden? — Damit erhält die Frage nach dem Mädchengymnasium ein doppeltes Gesicht. Es sind zwei Fragen zu scheiden, die ich nun gesondert beantworten will: 1. Ist das bisherige humanistische Gymnasium überhaupt noch in Zukunft bestimmt, die Pflegstätte der höheren Bildung zu sein? 2. Ist diese Bildung, wenn überhaupt, dann auch für Mädchen geeignet und empfehlenswerth?

Oder verlangen beide Geschlechter einen verschiedenen Bildungsweg?

Was der Schüler in den griechischen und lateinischen Unterrichtsstunden überliefert bekommt, ist dreierlei: Sprache, Literatur und Kultur einer großen, vergangenen, abgeschlossen vor Augen liegenden Zeit. An den antiken Sprachen bildet sich sein Sprachgefühl, denn wahres Verständniß der eigenen Sprache wird immer erst durch Vergleichung geweckt. Und die antiken Sprachen haben da vor ihren modernen Konkurrenten sehr beachtenswerthe und erhebliche Vorzüge: den viel reicheren, durchsichtigeren, organischeren Formenbau, die überaus sorgfältige, durch Generationen fortgesetzte stilistische Kultur, die lehrreiche Mitte zwischen allzu naher und allzu entfernter Verwandtschaft mit unsrer eigenen Muttersprache; nicht zu vergessen endlich die ihnen zutheil gewordene allseitige erschöpfende Durchforschung und Verarbeitung, wie sie bei einer lebenden Sprache in diesem Umfang ganz unmöglich ist. Dabei ist, von den gar nicht verächtlichen Nebenvortheilen ganz abgesehen, von dem Einfluß, den jene Sprache auf unsre ausgeübt haben; von der Unmenge ihnen entlehnter Fremdwörter, die bei mangelnder Kenntniß der Quellsprachen zu todten Chiffern erstarren würden, während sie jetzt im Sprachbewußtsein lebendig und beständiger Neuschöpfung und Vermehrung fähig sind; von der ganz von ihnen entlehnten technischen Terminologie; von der ungeheueren Erleichterung nicht nur, sondern auch Vertiefung die das Studium der romanischen Sprachen durch sie erfährt, indem sie sogar die Einführung des Entwicklungsgedankens in den sprachlichen Schulunterricht gestatten. Etwaige Gefahren sind dabei heute nicht mehr zu befürchten: die Zeiten, wo die deutsche Sprache sich von pedantischen Schulmeistern in das Prokrustesbett der lateinischen Grammatik spannen lassen mußte, sind ja, gottlob, längst vorüber; und auch einer praktischen Verwendung der lateinischen Sprache möchte ich in keiner Weise das Wort reden. Aber ich glaube nicht, daß die antiken Sprachen in ihrem angedeuteten pädagogischen Werth irgendwie ganz ersetzt werden können, durch die modernen europäischen Kultursprachen schon deßhalb nicht, weil diese viel zu abgegriffen und einander zu ähnlich sind. Außerdem nimmt der Unterricht in ihnen eine immer entschiedenere Tendenz auf die praktische Sprechfertigkeit und Sprachbeherrschung; und das ist ja bei ihnen gewiß durchaus angebracht und dankenswerth, aber es macht sie für die angedeuteten Zwecke noch unbrauchbarer. Denn die Fähigkeit, französisch oder englisch zu konversiren, hat mit höherer Bildung doch wohl nichts zu thun.

Der antiken, zumal der griechischen Literatur, kommt das Prädikat „klassisch“ vorzugsweise zu, und zwar in doppeltem Sinn, als „mustergültig“ und als „vorbildlich“. Alle späteren abendländischen Literaturepochen stehen ihr an absoluter ästhetischer Vollendung nach und sind zugleich in hohem Grade von ihr beeinflußt und abhängig. Ja, selbst die „klassische“ Blüthezeit der deutschen Literatur um die vorige Jahrhundertwende steht so sehr in ihrem Bann, daß ein wirkliches, genaues Verständniß ohne Kenntniß des Alterthums nicht zu gewinnen ist. Wenigstens nicht das philologisch-historische Verständniß, das allein die Schule vermitteln kann; denn das davon unabhängigere und so viel werthvollere persönliche Lebensverhältniß zu den großen Genien kann sie Niemanden einimpfen, nur eben auf dem Wege eindringender Interpretation vorbereiten und fördern. Erst die naturalistische Revolution unsres Jahrhunderts hat Literaturen hervorgetrieben, die von der antiken ganz unabhängig sind und ihr sowohl an Lebensgehalt und formeller Durchbildung wie an trotziger, urwüchsiger Selbständigkeit ebenbürtig gegenüberstehen. Ob sie in späteren Menschenaltern bestimmt sind, an die Stelle jener zu rücken, vermag ich nicht vorauszusagen. Heute möchte es wohl noch Niemand befürworten, den Schulunterricht auf Ibsen und Tolstoj zu begründen. Und bis dahin, glaube ich, können wir Homer, Sophokles und Platon ohne schwere Schädigung unsrer Bildung noch nicht entbehren.

Aber noch etwas anderes und wichtigeres lernen wir in diesen Schulstunden kennen (wenigstens seit der Wiedergeburt der Philologie als der Wissenschaft vom klassischen Alterthum), etwas, das die Sturmläufer gegen die humanistische Bildung nur allzu gern und allzu oft übersehen oder unterschätzen: das Gesammtbild einer in ihrer Beschränkung vollendeten Kultur. Die verschiedenen Aeußerungen eines Volks- und Zeitgeistes in ihrer inneren Verwandtschaft, in ihrer allseitigen Verflechtung und Bedingtheit zu schauen, sie in ihrer zentralen Einheit als Ausflüsse der Einen Lebenskraft in ihrem lebendigen Leben zu empfinden — das ist das Höchste und Abschließende, wenn man Menschenleben und Geistesschaffen verstehen will. Und hiefür ist das Athen des 5. Jahrhunderts das schlechthin einzige und unvergleichliche Beispiel; hier können wir ganz sicher sein, daß keine spätere Zeit dieses „klassische“ Vorbild je wird erreichen und entbehrlich machen können. Denn nur in so enger Begrenztheit bilden sich so feste geschlossene Umrisse heraus; nur in diesem Fall ist auch die Einsicht und Uebersicht möglich, welche die pädagogische Verwendung voraussetzt. Uns Nachgeborenen ist schon durch die internationale Verbreitung und Vertheilung der Kultur eine derartige Geschlossenheit und Einheitlichkeit unmöglich. Nur als letztes Ziel der Entwicklung für die Allmenschheit leuchtet sie unserm Streben voran.

Ich möchte dies noch an einem Spezialfall erläutern. Man klagt viel und mit Recht über die politische Unbildung und Unreife unsrer heutigen Jugend, und ist leicht geneigt, die Schule dafür verantwortlich zu machen. Aber was für eine politische Erziehung könnten denn unsre Gymnasien, die doch so überwiegend staatliche Anstalten sind, ihren Zöglingen geben? Sicher keine andere als die gedankenleere Phrase des offiziellen Hurrah-Patriotismus, der staatlich approbirten Gesinnungslosigkeit, die für die politische Entwicklung unsres Volks sicherlich das allerverderblichste Gift wäre. Apage, Satanas! Nur an einem fremden Objekt, das den Kämpfen des Tages, dem Haß und der Gunst der Parteien und Gewalthaber enthoben ist, lassen sich die Gesetze staatlichen Werdens und Bildens veranschaulichen. Ich kenne kein ergiebigeres und lehrreicheres Material hiefür als die Verfassungsgeschichte des römischen Reichs.

Ich glaube daher, die Ausmerzung dieser Fächer aus dem Lehrplan der höheren Schulen würde unsrer Volksbildung eine tiefe, unheilbare Wunde schlagen. Die unvermeidliche Folge würde sein, daß der philologisch-historische Sinn rapide abnehmen und die Jugend wehrlos der naturwissenschaftlich-materialistischen Strömung ausgeliefert sein würde. Es liegt mir ganz fern, den ungeheuren Werth der modernen Naturwissenschaft, auch für die Schule, zu verkennen; nur zum Erfassen des Menschen, der nun einmal des Menschen wichtigstes Studium ist und bleiben wird, reicht sie nicht aus, und ihre Alleinherrschaft würde das Bildungsniveau unsres Volks erheblich tiefer legen.

Latein und Griechisch beanspruchen auf unsern Gymnasien fast die Hälfte aller Unterrichtsstunden. Ich glaube, daß der vielseitige Nutzen, den sie schaffen, damit nicht zu theuer bezahlt ist.[1]) Aber sie können ihre Aufgabe auch nur

[1]) An diesem Punkt, daß nämlich das Latein und Griechisch in unsrer jetzigen Gymnasialerziehung allzuviel Kräfte der Jugend im Verhältniß zum erreichten Nutzen absorbiren, setzen vor allem die Gegner des auch auf die Mädchen auszudehnenden rein gymnasialen Schulsystems, unsres Erachtens mit Recht, ein. Anm. d. Red.

erfüllen, wenn sie in dem bisherigen Umfang gepflegt werden. Wenn der begabte Schüler beim Abgang vom Gymnasium nicht dahin gelangt ist, daß er Platon und Aischylos ohne Schwierigkeit und mit Genuß lesen und sicher verstehen kann, dann ist es zweifelhaft, wie viel ihn davon durchs Leben begleitet und ob der so unvollkommene Gewinn auch den beschränkteren Einsatz werth war. Ich sehe daher schon in der unlängst erfolgten Abänderung des Stundenplanes nicht unbedingt einen Fortschritt und würde jeden weiteren Schritt in dieser Richtung für sehr bedenklich halten. Mit einer humanistischen Halbbildung wäre Niemand gedient.

Die Mathematik in ähnlicher Weise zu vertheidigen, erscheint mir unnöthig, da sie nicht ebenso in ihrer Geltung im Unterricht bedroht ist. Sie ist die hohe Schule der strengen Logik, des reinen, abstrakten, konstruktiven und analytischen Denkens, der Deduktion und Subsumtion, und ebensowenig wie dieser Funktionen selbst, wird man ihrer je entrathen wollen.

Ich glaube, gezeigt zu haben, weßhalb ich die bezeichneten Fächer auch heute noch als unentbehrlich und den auf sie begründeten Lehrgang des humanistischen Gymnasiums als richtig und allein zu Ueberlieferung einer „höheren" Bildung geeignet ansehe. Hier tritt mir nun der andere Einwand entgegen: Ja, das mag ja alles für Knaben ganz gut sein, aber paßt das auch für Mädchen? Ich sehe nun zunächst gar keinen Grund, weßhalb, was Jenen billig ist, diesen nicht recht sein sollte. Das weibliche Gehirn ist im großen und ganzen nicht anders organisirt als das männliche. Vorhanden sind die in Frage stehenden Anlagen — das Organ zum Erfassen von Geistesarten und Kulturleben einerseits, die Fähigkeit logischen Denkens andrerseits, um nur das Entscheidende zu nennen — in ihm unzweifelhaft, warum sollen sie nicht gepflegt und entwickelt werden? Man kann doch weder sagen, daß sie gegen die Geschlechtseigenthümlichkeit des Weibes verstießen, noch daß es sie im Leben nicht verwenden könnte. Im Gegentheil, dies eigenthümliche Philologentalent, fremdes Geistesleben zu verstehen, scheint mir gerade zum Frauenberuf im altherkömmlichen Sinn recht eigentlich zu gehören.

Hier höre ich mir von vielen Stimmen das Wort „Weiblichkeit" zurufen. Ich will nicht die Klage anstimmen, welch heilloser Unfug heute mit diesem Wort getrieben wird, und wie es recht geflissentlich sinn- und gedankenlos gebraucht wird, wo man keine Einsicht in das Wesen der Sache will. Halten wir uns lieber an den nächsten besten Sinn! Man redet ja so gern vom Gemüth als demjenigen, was des Weibes besonderen Schmuck und Ruhm ausmacht, worin es dem Mann über ist. Hier frage ich zunächst: soll die Schule dem Kind das geben, was es ohnehin schon hat, oder das, was es von selbst nicht hat und nicht haben kann, gleichwohl aber zum Leben braucht? Oder, wenn Jemand ein fühlendes Herz hat, muß er darum nicht denken oder wollen können? Die Absurdität möchte ich wirklich Niemand zutrauen. Nun bedenke man auch, daß die Schule nur dasjenige lehren kann, was lernbar ist. Wie man aber Gemüth und Gefühl lernen könne, hat mir noch Niemand gesagt; auch ist mir nicht bekannt, daß die höhere Töchterschule im Besitz solcher Methoden wäre und besondere Unterrichtsstunden für „Bildung des Gemüths" angesetzt hätte. Auch der Erfolg dürfte hier für mich sprechen. Wenigstens habe ich die angenommene weibliche Ueberlegenheit im Punkt des Empfindens durchaus nicht immer bestätigt gefunden, vielmehr gerade in denjenigen Schichten, die die edle „Weiblichkeit" besonders hoch halten und vom Gift des Denkens am wenigsten infizirt sind — ich meine die „gute Gesellschaft" unsrer Kleinstädte — nicht selten eine erschreckende Oede und Enge des Herzens, dagegen echtes, ursprüngliches Gefühl weitaus am meisten bei den fortgeschrittenen, denkfähigen, „emanzipirten" Damen meiner Bekanntschaft gefunden. Wer moderner sein will, setzt für Weiblichkeit „Mütterlichkeit". Ich will hier dahingestellt sein lassen, wie weit diese vielberühmte Tugend wirklich ein Spezifikum des weiblichen Geschlechts ist; daß sie ihm am meisten geübt und entwickelt, daher auch am meisten erfordert wird, ist ohnehin klar. Aber wiederum muß ich fragen: was thut die Schule und was kann die Schule thun, um die Mädchen zu ihr zu erziehen? Spielstunden mit Puppen sind doch selbst in der höheren Töchterschule nicht eingerichtet. Bleibt am Ende jene reizende Unbehülflichkeit und Unselbständigkeit, die die Männer (nach altem Vorurtheil) bei den Mädchen so besonders anzieht. Hiegegen ist einfach zu sagen, daß die Schule nicht die Aufgabe hat, die ihr anvertrauten Mädchen den Männern möglichst begehrenswerth, sondern sie in irgend einem Sinn für das Leben tüchtig zu machen. Am wenigsten darf sie um jenes (an sich schon recht bedenklichen) Zweckes willen ihren Geist mit Absicht und Fleiß verstümmeln und verkümmern lassen. Auch diese Sorte Weiblichkeit darf also wohl bei der Frage nach der Schulbildung außer Betracht bleiben.

Dagegen will ich noch auf den ganz eminenten sittlichen Werth der angedeuteten Studien hinweisen; es ist etwas, das gerade unsrer Frauenwelt von Herzen zu gönnen wäre. Daß hier nämlich dem Schüler ein ernster Gegenstand geboten wird, den er sich nur in ernster Arbeit, durch Sammlung und Versenkung zu eigen machen kann und dadurch in ihm der Sinn für Werth und Segen ernsthafter Arbeit überhaupt geweckt wird. Unter den vielen und schweren Mängeln, die der „Dame" von heute anhaften, ist der Mangel an Lebensernst vielleicht der schwerste. Ich wüßte nicht, wie die Schule dem auf andere Weise wirksam entgegenarbeiten könnte. Und dieser Gewinn würde ja der erwachsenen Frau in jeder Lebensstellung, sei es als Hausfrau, Mutter, Gattin, sei es in irgend einem praktischen Beruf, ganz gewiß unverloren sein. Und es unterliegt für mich nicht dem geringsten Zweifel, daß in allen diesen Stellungen die Zöglinge des Gymnasiums sich denen der höheren Töchterschule bedeutend überlegen erweisen würden.

Ich habe versucht, den Bildungswerth des Gymnasiums anzudeuten. Wenn ich vergleichend den Lehrplan der höheren Töchterschule daneben halte, so fällt zunächst auf, daß er kein Fach enthält, das nicht das Gymnasium auch hätte, daß also jenem ungeheuren Abgang nirgends ein Plus gegenübersteht. Auch kann ich nicht glauben, daß hier so viel bessere Methoden angewandt oder die gemeinsamen Fächer so viel gründlicher betrieben würden, daß dadurch der Mangel ausgeglichen würde. Ich kann also dem gewöhnlichen absprechenden Urtheil über die höhere Töchterschule nur beistimmen und die Meinung nicht abweisen, daß sie nicht zum wenigsten für die ganz unverkennbare, wohl von Niemand im Ernst bezweifelte Inferiorität der Frau von heute gerade in den besseren, „gebildeten" Schichten verantwortlich ist. Und darum wünsche und hoffe ich, daß sie allmählich aus ihrer heutigen Alleinherrschaft verdrängt und durch das Gymnasium ersetzt werde. Und wenn — wie ja unzweifelhaft zu erwarten ist — von Vertretern jener gegen dieses ein erbitterter Kampf eröffnet wird, so werde ich so lange glauben, daß hiebei selbstsüchtige Interessen die treibende Kraft sind, bis mir die voranstehenden Erwägungen mit einleuchtenden Gründen widerlegt werden. Möchte ich doch die Zeit erleben, wo alle die Mädchen, denen es im Ernst um eine höhere Bildung zu thun ist und die dazu genügend Zeit, Mittel, Begabung und Interesse haben, dem Gymnasium zufallen, alle anderen aber, bei denen es an einem fehlt (auch wenn nicht am Geld), eine Schule besuchen, die sie nicht mit Scheinbildung

behelligt, dafür aber mit den zum praktischen Leben nöthigen Kenntnissen und Fähigkeiten ausrüstet!

Diejenige Schulbildung, die für Knaben angemessen ist, wird nach meiner festen Ueberzeugung auch für Mädchen die beste sein. Aber wenn die Erziehung bei beiden Geschlechtern die gleiche wäre, dann wäre damit zugleich ein Vortheil in sozialer Hinsicht gewonnen, den man gar nicht hoch genug anschlagen kann. Es ist ein Krebsschaden der heutigen Gesellschaft, daß Mann und Weib im allgemeinen geschiedene Welten sind, zwischen denen eine Verständigung nur theilweise und unvollkommen möglich ist. Wären erst die Bildungsvoraussetzungen bei Beiden dieselben, dann könnte sich allmählich wieder eine größere Lebensgemeinschaft zwischen ihnen anbahnen, die nicht nur unsre Geselligkeit, sondern auch unser Familienleben, ja alle Seiten unsres Volkslebens von Grund aus umgestalten und erneuern müßte.

Soll ich noch ein letztes Wort sagen, das zu verschweigen vielleicht klüger, jedenfalls vorsichtiger wäre? Mein letztes Ideal ist auch nicht das Mädchengymnasium, nicht die gleiche, sondern die gemeinsame Erziehung beider Geschlechter. Erst dann würde die unheilvolle Kluft wirklich ausgefüllt und eine gründliche Reform aller Lebensbeziehungen möglich sein: das Weib, von klein auf mit dem Mann in Reih und Glied gehend, würde zu den gleichen Lebenszielen die gleiche Ausrüstung und damit die wahre Gleichberechtigung und Gleichwerthigkeit erlangen, der Mann, der es nicht mehr im Salon, sondern im Ernst des Alltags und der Berufsarbeit kennen lernt, der sich mit ihm nicht nur an einem Punkt, sondern mit der ganzen Breite seiner Existenz berührt, würde in ihm den ebenbürtigen Genossen, den Vollmenschen achten lernen; ein reiner Verkehr in Kameradschaft und Freundschaft, ohne sexuelle Hintergedanken, würde eintreten; und die Liebe, nicht mehr vom Gelegenheitsmacher Zufall (wo nicht von schlimmerem) abhängig, nicht mehr auf flüchtige Eindrücke und äußeren Schein, sondern auf langen Umgang, genaue Kenntniß und bereits bestehende Lebensgemeinschaft gegründet, würde weniger Irrungen und Täuschungen ausgesetzt sein und in freier Wahl zugleich die sittliche Weihe finden.

Doch das sind schwärmende Zukunftsphantasien, Träume eines Apokalyptikers. In Deutschland würde der Vorschlag heute vermuthlich einen Sturm der Entrüstung, wo nicht gar Spott und Hohn oder ein mitleidiges Achselzucken ernten. Gemeinsamer Schulunterricht für beide Geschlechter ist zwar in Norwegen längst allgemein durchgeführt und hat sich glänzend bewährt — ich berufe mich auf das Zeugniß eines Jeden, dem es vergönnt war, norwegische Mädchen kennen zu lernen! Auch in der Schweiz sitzen die Mädchen, die die Gymnasialreife erlangen wollen, mit den Gymnasiasten auf denselben Schulbänken; von den amerikanischen Colleges gar nicht zu reden. Was ficht das alles den Deutschen an! Wir haben nun einmal die Gewohnheit angenommen, die doch dem Volk des Kosmopolitismus und der Weltliteratur besonders häßlich zu Gesicht steht, daß wir bei allen großen Kulturfragen und Reformen thun, als tauchten sie zum erstenmal auf und hätten wir ganz allein mit ihnen fertig zu werden, aber nicht, um nun muthig ihre Lösung in Angriff zu nehmen und der Welt mit gutem Beispiel voranzuleuchten, sondern um uns feig darum zu drücken. So ist es gekommen, daß wir in der Frauenfrage von allen Kulturnationen längst überholt sind und mit den letzten Nachzüglern Europa's, der Türkei und Oesterreich, einen wenig rühmlichen Dreibund bilden.

Einstweilen können wir nur dahin wirken, daß bei uns immer mehr Mädchengymnasien entstehen und gedeihen. Die höheren Töchterschulen werden durch sie zunächst nicht bedroht werden. Gymnasialkurse und Halbgymnasien mögen fürs erste noch als Uebergangsformen daneben bleiben; eine dauernde Berechtigung kann ich ihnen nach dem Ausgeführten nicht zugestehen. Ich begrüße es daher mit Freude und Anerkennung, daß sich vor einem Jahre auch in Köln ein „Verein Mädchengymnasium“ gebildet hat, dessen Zweck ja der Name deutlich genug angibt — mit doppelter Freude, weil er sich von vornherein für das volle neunklassige humanistische Gymnasium entschieden hat und dieses, im Einklang mit meinen Darlegungen, daher auch nicht lediglich als Examensvorbereitung, sondern als Bildungsanstalt ins Auge faßt. Aber, damit eine solche Schule zustande komme, ist — außer den stets vorhandenen Lehrkräften — zweierlei nöthig: Geld und vor allem Schülerinnen. Ich lege es allen Lesern, die mir beistimmend gefolgt sind, dringend ans Herz, den genannten oder einen das gleiche Ziel verfolgenden Verein damit zu unterstützen; es handelt sich um eine Sache, die gleich sehr im Interesse unsres Volkes wie unsrer Kultur liegt. Wenn die Leiter des Vereins und ihre Gesinnungsgenossen die Ansicht gewonnen haben, daß es wohlgethan war, das Mädchengymnasium in diesem Sinn anzustreben, und daß ein solches auch über das nächste Bedürfniß des Tages hinaus Werth und Zukunft hat — und die Väter begabter Töchter die andere, daß der Besuch eines Gymnasiums diesen auf alle Fälle nützlich und heilsam sein wird, auch wenn sie nicht gerade Aerztinnen werden sollen, so ist der Zweck dieser Zeilen erreicht.

Göttingen. Heinrich Meyer.

Mittheilungen und Nachrichten.

vl. **Reber und Bayersdorfer: Klassischer Bilderschatz.** Bruckmann in München. — Der 11. Jahrgang des „Klassischen Bilderschatzes“ liegt uns nun vollständig vor. Er führt die Abbildungen von Tafel 1441 zu Tafel 1584. Eine große Reihe der Tafeln dieses Jahrgangs beruht auf ganz neuen, zum Theil erst im vorigen Jahre gemachten Aufnahmen und bietet also an Zuverlässigkeit so viel als das die Autotypie heutigentags nur vermag. Daher finden sich im elften Jahrgang so viel Bilder aus der Münchener Pinakothek und dem Städel'schen Institut, den zwei Sammlungen, die eben von Bruckmann in den letzten Jahren neu aufgenommen worden sind. Der Text ist knapp, aber zweckentsprechend. Die Bestimmungen der Bilder sind sehr beachtenswerth, wie das bei zwei Fällen hier des Näheren auszuführen gestattet sei. Eines der schwierigsten Kapitel in der Geschichte der Malerei gilt der Bedeutung des Verrocchio als Maler; denn so gut wir auch im allgemeinen über ihn als Bildhauer unterrichtet sind, so schwankend sind unsre Vorstellungen über seine Gemälde. Nun publizirte der „Klassische Bilderschatz“ das schöne Bild der Kathedrale von Pistoja, das bisher dem Lorenzo da Credi zugeschrieben wurde, wie schon seinerzeit Morelli als Verrocchio. Und wirklich wurde bald darauf eine Urkunde gefunden, aus der hervorgeht, daß Verrocchio den Hauptantheil an dem sehr bedeutenden Werke hat und daß Lorenzo da Credi nur die letzte Fertigstellung übernommen hat. Unser Verrocchio-Material wird durch diesen schönen Fund wesentlich bereichert. Es sei nicht verschwiegen, daß W. Bode trotz dieser Urkunde, deren Sprache sehr deutlich ist, versucht, dem Lorenzo da Credi den Hauptantheil zuzuweisen; seine im „Repertorium der Kunstwissenschaft“ niedergelegten Ausführungen sind aber gar nicht überzeugend. Noch in einem zweiten ebenfalls sehr wichtigen Fall haben sich die Herausgeber des „Klassischen Bilderschatzes“ durch den Freimuth ihrer Bestimmung ein großes Verdienst erworben. Die Frage über die von den Brüdern van Eyck, speziell die von Jan van Eyck ausgeübte Thätigkeit ist in den letzten Jahren in Bezug auf einige Punkte recht verwirrt geworden. Es wurde nämlich ein allerdings sehr hübsches, aber doch nicht recht bedeutendes Bild der Turiner Galerie, der stigmatisirte Franziskus, dem Jan van Eyck — vor kurzem gar dem für uns nur legendären Hubert — zugeschrieben. Dieses Bild will nun einerseits gar nicht zu

den authentischen Werken Jans passen und steht andrerseits in stilistischem Zusammenhang mit einer Reihe anderer altniederländischer Gemälde, die auch alle nicht zu Jan van Eyck stimmen. Da man jedoch auf Grund einer sehr mysteriösen Urkunde den heiligen Franziskus mit Sicherheit dem Jan zustellte, so rückten auch die anderen eben genannten und wirklich recht gleichgültigen Arbeiten in das Werk des großen Meisters ein, was zu einer bedauerlichen Verwirrung über einen der wichtigsten Abschnitte der christlichen Kunst führte. Die Herausgeber des „Bilderschatzes" haben in sehr dankenswerther Weise sich gegen diese Bestimmung ausgesprochen. Hoffentlich findet ihre Meinung die gleiche Bestätigung wie ihre Ansicht über das schöne Pistojeser Gemälde des Verrocchio. — Der „Klassische Skulpturenschatz", von Reber und Bayersdorfer ebenfalls bei Bruckmann herausgegeben, führt im dritten Jahrgang die Abbildungen von Tafel 288—432. Es ist klar, daß diese Publikation dieselben Vorzüge besitzt wie der „Bilderschatz"; es sei aber darauf hingewiesen, daß sie mehr als irgend ein anderes Parallelunternehmen geeignet ist, fördernd einzuwirken auf das noch immer nicht gar weit fortgeschrittene Studium unsrer älteren deutschen Plastik. Die Fülle von guten Reproduktionen, die hier unter das Volk gelangen, können nicht verfehlen, da und dort auf gleichartige, bis jetzt noch unbekannte, in Privatbesitz befindliche Arbeiten aufmerksam zu machen; es ist ja bekannt, daß unsre Kirchen, historischen Vereine und Gemeindemuseen noch reich an Schätzen deutscher Plastik sind, die nur deßhalb nicht gehoben werden, weil dem Einzelnen in der Kunstgeschichte fast gar keine Gelegenheit gegeben wird, sich genügend zu orientiren. Die Rolle der Vermittlung könnte der „Skulpturenschatz" aufs beste übernehmen.

d. Quellen und Studien zur Geschichte der Hexenprozesse. (Ergänzungshefte zur Zeitschrift für Kulturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhausen. 2. Heft.) Weimar, Felber, 1898. 71 S. 8⁰. — Das Heftchen enthält die Akten zweier Prozesse von 1589 und 1593 aus dem Kurfürstenthum Trier (aus Privatbesitz veröffentlicht von Dr. A. Richel, Assistent an der Stadtbibliothek zu Aachen), ferner aktenmäßige Nachrichten für Pommern aus dem Stettiner Staatsarchiv (von Dr. M. v. Stojentin), die mit dem Jahre 1538 beginnen und bis 1621 geführt werden, und steirische Hexenprozesse aus dem 17. Jahrhundert, welche Dr. W. Ruland in München nach den Protokollen schildert, die sich theils im Schloß Gleichenberg, theils auf dem Trauttmansdorff'schen Schloß Hainfeld in Böhmen befinden.

Prof. Dr. Schauinsland: Drei Monate auf einer Koralleninsel (Laysan). Bremen, M. Nößler. 104 S. — Hr. Schauinsland hat in diesem Werkchen eine gute Monographie über die zu der Hawaii-Gruppe gehörige Koralleninsel Laysan gegeben, auf der er sich im Sommer 1896 drei Monate lang aufgehalten hat. Er fand, daß die Korallen sich um die bereits längst versunkene Spitze eines Basaltgipfels angebaut haben, der sich auf einem etwa 1000 Faden unter Wasser liegenden Hochplateau erhebt, das zur Hawaii-Gruppe in Beziehung steht. Da Laysan aber von Honolulu 800 Seemeilen, von den beiden Kontinenten Asien und Amerika einige tausende entfernt ist, so bot die Beobachtung des eigenthümlichen Thier- und Pflanzenlebens der vereinsamten Insel dem Direktor des Bremer Naturmuseums reichen Stoff für vielseitige Studien, die besonders nach der entwicklungsgeschichtlichen Seite werthvolle Ausblicke eröffneten, wie sie auch über die Verbreitung gewisser Spezies der Fauna und Flora in längst vergangenen Epochen der Erdgeschichte Aufschlüsse gibt. Daß gleiche Ursachen gleiche Erscheinungen zeitigen, fand Hr. Schauinsland bei den in die Korallenfelsen eingebetteten „Töpfen". Diese waren durch die Wirkung der Brandung entstanden, die in den Höhlungen sehr fein zerriebene Korallenbrocken umhertrieb und die Erosion bewirkte. Solche Töpfe fanden sich auch an Granitinseln des Nil bei Assuan und viele zeigen, wie auf Laysan, eine Durchlöcherung der Seitenwände wie bei einer Wespenwabe; die Rollsteinchen haben die Wände durchgeschliffen. (*Brunhes:* Comptes rendus. 1899. T. 129, p. 354.) Sehr viel Interesse werden die Schilderungen namentlich des Treibens der Vogelwelt auf der weltfernen Insel erregen, die sich hier noch ganz in ihrer Ursprünglichkeit gibt. Große Beachtung verdienen die zahlreichen Anmerkungen zu der kleinen Schrift, in welcher eine Menge sehr werthvoller weiterer Beobachtungen niedergelegt und die Nomenklatur der gefundenen Spezies angegeben ist. k.

Felix Salten: Der Hinterbliebene. Kurze Novellen. Umschlagbild von A. Groß. — Wiener Verlag. (Buchhandlung L. Rosner — Sep.-Kto.) 1900. — Dieser Band gehört der ersten Publikation eines neuen Wiener Verlagsunternehmens an. Man darf viele Hoffnungen für diesen Versuch hegen. Wir haben ja bisher in Wien nichts was ein literarischer oder belletristischer Verlag wäre. Mit Kommissionsverlag, der vom Gelde, das der Autor zahlt, lebt, ist der Entwicklung österreichischer Literatur kaum gedient. Man möchte also wünschen und hoffen, daß das neue Unternehmen, dessen Ankündigungen sympathische Namen aufweisen, gute und ernste Ziele anstrebt. In der Absicht des Wiener Verlags liegt außer der Pflege österreichischer Dichtung auch die Herausgabe werthvoller Uebersetzungen ausländischer Künstler. Unter den Namen finde ich Hermann Bahr, C. Karlweis, Felix Dormann, dann von Ausländern die Norweger Karl Ewald, Hans Jäger, den Russen Fodor Ssologeb, die Engländer Arthur Morisson und Vernon Lee, von Italien Roberto Bracco und G. Verga, und aus Frankreich Barbey d'Aurevilee. Die Liste ist stattlich. Wir begleiten das Beginnen mit guten Wünschen. — Der erste Band stammt von dem Wiener Felix Salten. Ein hübsches Titelblatt und der Titel geben die Stimmung an — Todesmelodien. Die Titelnovelle „Der Hinterbliebene" ist ein Monolog des Gatten, dem die geliebte Frau gestorben. Sehr viel sehr feine Worte stehen in diesen Seiten, aber man wird das Gefühl nicht los, daß das alles anders hätte gesagt werden können, weniger klug, weniger psychologisch wahr vielleicht, sicher weniger künstlerisch, aber dafür inniger, satter an Schmerzstimmung. Das scheint nur eine recht müßige, vielleicht sogar bittere Kritik, von einem Buch zu sagen: Man hätte es anders machen können. Aber dieselbe Impression wiederholt sich bei jeder Novelle. Es sind verschiedene Arten da, aus verschiedenen Jahren. Sie alle aber zeigen als Entstehungsursache den Gedanken. Es fällt dem Psychologen ein: Wie benimmt sich ein Mann, der defraudirt hat, nun auf der Flucht ins freie, reiche Leben ist und selbst bestohlen wird? Oder wie mag wohl die Seelenstimmung eines im Gefechte stehenden Offiziers sein? Wenn man nun so fein zu beobachten versteht wie Felix Salten und auch gut schreiben kann, so entstehen solche runde, künstlerische Novellen, in denen nicht viel falsche Töne sind und die man gern empfehlen darf. Soll man aber dann sagen, was einen doch verstimmt hat, so kommt man auf die oft gesagte Klage: Es ist kein Dichter. Und das ist doch traurig und manchmal fühlt gerade der, der Kritiken schreibt, am tiefsten, wie traurig das ist, Novellen schreiben zu wollen und doch kein Dichter zu sein.

W. Fred.

* Professor Robert Koch veröffentlicht in der „D. med. Wochenschr." seinen zweiten Bericht über die Thätigkeit der unter seiner Leitung stehenden deutschen Malaria-Expedition. Der Bericht umfaßt den Aufenthalt in Niederländisch-Indien vom 21. September bis 12. Dezember v. J. In Batavia wie in den übrigen Hauptorten der Kolonie war zu Untersuchungen an malariakranken Menschen weniger Gelegenheit, als Koch nach früheren Mittheilungen erwartet hatte. Die Zahl der Erkrankungen an Malaria ist in Batavia in den letzten fünfzehn Jahren um mehr als 50 Proz. gesunken, vermuthlich infolge der hygienischen Verbesserungen und der unentgeltlichen Abgabe von Chinin an die Bevölkerung. Die unentgeltliche Abgabe von Chinin sei auf jeden Fall eine sehr empfehlenswerthe Maßregel, und allen Malaria-Ländern könne nicht dringend genug angerathen werden, dem Beispiel von Niederländisch-Indien baldigst zu folgen. Dagegen konnte der Aufenthalt in Batavia zur Lösung der wichtigen Frage benutzt werden, ob die Malaria auf Thiere übertragbar sei. An sieben menschenähnlichen Affen wurden Uebertragungsversuche durch Einspritzen von Malaria-Blut gemacht, doch gelang es niemals, eine Malaria-Ansteckung bei diesen Thieren zustande zu bringen. Wenn die menschenähnlichen Affen für die Malaria unempfänglich sind, ist wohl nicht anzunehmen, daß andere, dem Menschen fernerstehende Thiere in ihrem Blute Malaria-Para-

siten beherbergen können. Der Mensch ist also der einzige Träger der Malaria-Parasiten, eine Thatsache, die für die Bekämpfung der Malaria von der größten Bedeutung ist. Von besonderem Interesse sind die Untersuchungen, welche Professor Koch an anderen Orten Java's, vor allem in Ambarawa anstellte. Innerhalb von zwei Wochen konnten hier trotz sorgfältigen Suchens nur 21 wirkliche Malaria-Fälle aufgefunden werden. Als aber in einem Dorfe das Blut von 86 Kindern auf Malaria-Parasiten untersucht wurde, fanden sich 8 mit Parasiten, und zwar kamen auf die Kinder unter einem Jahre 16 Proz., auf diejenigen über einem Jahre 4 Proz. Malaria. Die rasche Abnahme der Malaria-Frequenz läßt sich nur in der Weise erklären, daß die Menschen in dieser Gegend, wo sie eigentlich beständig der Infektion ausgesetzt sind, schon in frühester Jugend die Krankheit durchmachen und wenn sie ihr nicht erliegen, eine mehr oder weniger weitgehende Immunität gegen Malaria erwerben. Das gleiche Resultat lieferten die Untersuchungen in anderen Dörfern. Dem Ergebniß dieser Untersuchungen mißt Professor Koch eine große Bedeutung bei; sie geben eine plausible Erklärung dafür, daß die Kinder der Europäer in den Tropen, wo es fast überall mehr oder weniger Malaria gibt, so schlecht gedeihen, namentlich, da sie in Bezug auf Malaria offenbar noch erheblich schlechter gestellt sind als die von immunen Eltern abstammenden eingeborenen Kinder. Auch für die Prophylaxe sind die gefundenen Thatsachen von Bedeutung. — Was die Frage nach der Verbreitung der Malaria betrifft, so bestätigen die Studien wiederum die Mosquito-Theorie, nach der durch Mücken die Parasiten übertragen werden. Professor Koch schreibt: „Es gehörte zu den Aufgaben der Expedition, zu prüfen, inwieweit die mehrfach geäußerte Behauptung, daß auf Java Orte existiren, wo es keine Mücken und trotzdem Malaria geben sollte, begründet ist. Zu diesem Zwecke habe ich bei vielen älteren und erfahrenen Aerzten Erkundigungen eingezogen, bei den Militärärzten wurde eine Umfrage gehalten, auch konnte ich in der hiesigen ärztlichen Gesellschaft diese Angelegenheit zur Sprache bringen. Aber Niemand konnte einen mückenfreien Malaria-Ort auf Java angeben. Alle früheren derartigen Behauptungen erwiesen sich bei genauerer Prüfung als irrig. Wo keine Mücken vorkommen sollten, konnten wir nach kurzem Suchen eine größere Anzahl sammeln. Wo keine Moskitos, da keine endemische Malaria."

G. M. Unter den Erwerbungen, die das **Germanische Museum** während der letzten Wochen gemacht hat, nimmt eine **Sammlung langobardischer Goldkreuze**, die in mehr als einer Beziehung von hohem Interesse sind, einen hervorragenden Platz ein. Die Kreuze stammen aus der Kunstsammlung des 1881 zu Mailand verstorbenen Cavaliere Carlo Morbis und wurden in Monza, Benevent, Cividal del Friuli und anderen Orten Italiens in daselbst aufgedeckten Gräbern langobardischer Krieger gefunden. Aus dünnem Goldblech ausgeschnitten, weisen sie als Verzierung die Abdrücke verschiedener Stempel und Münzen auf, nach welch letzteren sie mit Sicherheit in das 6., 7. und 8. Jahrhundert gesetzt werden dürfen. Nur eines der Kreuze ist ganz flach, ohne jede Verzierung. An den Balkenenden sind sie in der Regel zweimal durchlöchert, was wohl darauf schließen läßt, daß sie ursprünglich an der Kleidung der Verstorbenen angeheftet waren. Ob es sich dabei lediglich um Grabbeigaben, also um Votivkreuze, oder auch um Schmuckstücke für die Lebenden, wohl gar um eine Art von Ehrenzeichen oder Orden handelt, darüber sind die Meinungen bei den leider nur so lückenhaften Nachrichten, wie wir sie über Tracht und Lebensweise der Germanen der Völkerwanderungszeit besitzen, bisher noch getheilt. Ebenso gibt das zur Verwendung gekommene Ornament, namentlich die Bandverschlingungen und Masken, dazu die Monogramme, in denen man wohl die einiger langobardischer Könige, des Kleph, Adelwald und Anderer, hat erblicken wollen, mannichfache Räthsel auf. Aehnliche, für die Kultur- wie für die Kunstgeschichte demnach gleich wichtige Kreuze finden sich noch in einer Reihe anderer, namentlich italienischer Museen, doch darf sich das Germanische Museum rühmen, nunmehr die reichhaltigste und bedeutsamste Kollektion dieser Art zu besitzen.

G. **Interessanter archäologischer Fund in Bulgarien.** In diesen Tagen wurde, nach einem Bericht der „Indépendance Belge", in Philippopel ein römischer Triumphwagen aus dem vierten Jahrhundert vor Christus ausgegraben, und zwar aus einem Tumulus im Südwesten der Stadt. Auch wurde das ganze metallische Zubehör des Wagens mit kleinen Bronzefiguren und dem Geschirr für ein Pferd nebst fünf Menschenschädeln und einigen Schwertern und Lanzen aufgefunden. Der Wagen und alle seine Requisiten sind gegenwärtig im städtischen Museum von Philippopel sammt verschiedenen an derselben Stelle gefundenen Thontöpfen und Thränenkrügen ausgestellt.

* **Jena.** Professor **Knorr**, der Direktor des Chemischen Instituts der Universität, hat den an ihn ergangenen Ruf nach Freiburg i. B. nicht angenommen und wird in seinem hiesigen Wirkungskreis verbleiben.

* **Berlin.** Am 4. Februar starb hier im 88. Jahre Prof. **Franz Ludwig Steinmeyer**, der Senior der hiesigen theologischen Fakultät. Geboren im Jahre 1812 in Beeskow in der Mark, war er nach Absolvirung seiner Studien in Berlin zunächst Pfarrer am Kadettenhause in Kulm und dann Prediger am Chariteekrankenhaus in Berlin. Als solcher gab er ein Buch „Zeugnisse von der Herrlichkeit Christi" (1847) heraus, das ihm die akademische Laufbahn erschloß. 1848 wurde er Privatdozent in Berlin, 1852 wurde er als ordentlicher Professor nach Breslau berufen, von dort siedelte er 1854 in gleicher Eigenschaft nach Bonn und 1858 nach Berlin über. Hier bekleidete er auch das Amt eines Universitätspredigers. Seine wissenschaftliche Arbeit galt vor allem der christlichen Apologetik. Auf diesem Gebiet hat Steinmeyer eine ungemein reiche literarische Thätigkeit entfaltet.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Hggb. von Dr. J. Conrad. III. Folge. 19. Band. 1. Heft. Jena, Gust. Fischer 1900. — Dr. P. Sturm: Der evangelischen Kirche Kampf gegen Rom. Ein Weckruf an das evangelische Volk. Dresden, Friedr. Jacobi 1900. — Ad. v. Wenckstern: „Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen". Adam Smith, Karl Marx und Seemacht des Reichs. Berlin, Herm. Walther 1900. — **Goethe.** (Deutsche Dichter in Auswahl fürs Volk. Hggb. von Dr. L. Jacobowski. Nr. 1.) Berlin, G. E. Kitzler. — **Kleiner Konzertführer.** (Breitkopf u. Härtels Musikbücher Nr. 574—577, 581, 582, 604. Textbibliothek 262—266.) — **Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben aller Zeiten.** 1. Serie: Der schöne Mensch. Lfg. 30—31. München, G. Hirths Verlag. — **A. Reger:** Handausgabe des bayerischen Gesetzes über Heimath, Verehelichung und Aufenthalt vom 16. April 1868. 5. Aufl. — **Georg Hirth:** Entropie der Keimsysteme und erbliche Entlastung. München, G. Hirth 1900. — **Ferd. Kronegg:** Illustrirte Geschichte der Stadt München. 1. Aufl. München, Max Kellerers herzogl. bayer. Hofbuchhandlung 1900. — **Heinr. Seidels** erzählende Schriften. Lfg. 7—15. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. — **Franz Woas:** Im Namen des Königs. Schauspiel. Leipzig in Kommission: C. Enobloch 1899. — **Felix Dahn:** Die Könige der Germanen. 8. Bd. 6. Abth. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — Dr. **C. Truneček:** Radikalheilung des Epithelialkrebses mit Arsenik. (Separatabdruck aus Nr. 1 u. 2, 1900, „Klinisch-therap. Wochenschrift".) Wien 1900. — **Ferd. Harro:** Die Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Kritische Beleuchtung der biblischen Auferstehungsberichte. Ein freies Wort an das deutsche Volk. Leipzig, Blumberg u. Co. — **Oskar Kresse:** Hülfe für Alle! Ein Weg zur Erlösung aus den Fesseln der Noth. Berlin, John Schwerins Verlag Aktiengesellschaft 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle** in München.

Uebersicht.

Die Auffassung des ausgehenden Mittelalters.[1)]

Von Heinrich Finke.

I.

Geschäftige Geister beeilen sich allerorten, das Erträgniß des seinem Ende zueilenden 19. Jahrhunderts zu berechnen und in eine bestimmte Formel zu bringen. Dem Einen ist's ein Jahrhundert unendlichen materiellen und geistigen Fortschritts, geradezu die glänzendste Geistesepoche; der Andere klagt über Zersetzung, Schwinden der Autorität in Staat und Kirche, Arbeiterelend und Sozialismus. Der Gelehrte bemüht sich auch seinen wissenschaftlichen Charakter zu bestimmen, und da tritt vor allem die Geschichte in den Vordergrund: Geschichtliche Denkweise suchte sich überall Bahn zu brechen, in Wissenschaft und Kunst, in Politik und Religion. Selbst manche Umgestaltungen des praktischen Lebens unterlagen dem Banne historischer Repristination. Und was ist die äußerlich anscheinend tonangebende Entwicklungstheorie anderes als Anwendung des historischen Denkens auf die naturwissenschaftlichen Disciplinen?

Aber auch das Geschichtsstudium selbst verdankt dem 19. Jahrhundert seine Entfaltung, Vertiefung und in einzelnen Zweigen seine Vollendung. Die Geschichte als Wissenschaft, die Grundlagen für die Schulung geschichtlichen Denkens gehören unserm Jahrhundert an. An der Schwelle desselben stehen Wolff und Niebuhr, bildet sich Ranke; noch vor Ablauf des ersten Viertels erscheint sein erstes bahnbrechendes Werk. Was die junge Schöpfung anstrebte, war eine Renaissance des Mittelalters; Freiheitskriege, neu erwachtes Vaterlandsgefühl, Romantik, alles drängte zu einer tieferen Erfassung jener gewissermaßen frisch entdeckten Zeiten. Diesen Interessen verdankt auch Plan und Anfang unsre nationale Quellensammlung der Monumenta. An ihren Leistungen schulte die geschichtsliebende Jugend nicht bloß Deutschlands, sondern ganz Europa's ihre Editions- und kritischen Grundsätze. Deutschland nahm damit in der Geschichts*forschung* für das Jahrhundert den Franzosen die Führung aus der Hand und behauptete ebenso unbestritten Menschenalter hindurch die Palme auf dem Gebiet der Geschichts*schreibung*.

1) Antrittsrede, gehalten in der Aula der Universität Freiburg i. B. am 25. Januar 1900. Die Belegstellen sind hier beiseite gelassen, weil ich auf eine Reihe Einzelpunkte später zurückzukommen gedenke. Anderes wird in den von mir geplanten Vorreformationsstudien ausführlich zur Sprache kommen; der erste Band, von der Hand eines meiner früheren Schüler, wird hoffentlich bald angekündigt werden können. Die unten betonte Urheberschaft des Bischofs Mathäus (von Krakau) von Worms am Traktat: De squaloribus curiae Romanae werde ich handschriftlich belegen. Zum Ganzen vergleiche man auch das erste Kapitel meines Werkes: Die kirchenpolitischen und kirchlichen Verhältnisse zu Ende des Mittelalters u. s. w. 1896.

Dem Geist der Zeit entsprach anfangs mehr die Vertiefung in das frühe vaterländische Mittelalter. Hier gab es einfache, große Züge und imponirende Vorbilder; sie verstand man leichter und mit dem Herzen. Hier gab es vor allem, was man für die eigene Zeit ersehnte, ein kraftvolles, den Mittelpunkt der Nation bildendes Kaiserthum. Dazu die Bequemlichkeit der mustergültig mundgerecht gemachten Quellen, der besondere Reiz, Forschung und Darstellung ohne allzu große Mühe und mit Aussicht auf Erfolg verbinden zu können. Die spätere Zeit, vor allem das ausgehende Mittelalter, schreckte, ja stieß ab; keine Vorarbeiten, kein politischer Mittelpunkt, anscheinend ein Chaos sich widerstrebender kleinlicher Interessen, keine Heldengestalten, die den Geist erheben, aber viele Alltagsfiguren, deren Schwächen sich breit machen, mit einem Wort: alles Lokal- und Territorialgeschichte, deren wissenschaftliche Würdigung erst ganz allmählich erwuchs; und das alles in ebenso chaotischen Berichten, die in verwirrendem Detailreichthum und in schlimmster Verfassung vorlagen. Auch hier kein führender Geist, kein Otto von Freising, nicht einmal ein Widukind von Corvey! Und wozu sich plagen mit der Erforschung einer Zeit, über die das Urtheil bereits festlag, von der man, wenn von irgend einer, sagen konnte, der Menschheit Geschichte sei ihre Schande.

So kam es lange nicht zu einer tieferen Erfassung des endenden Mittelalters. Die führenden Meister hielten sich diesem fern oder behandelten es nur einleitend zu Arbeiten neuerer Geschichte. Erst seit einigen Jahrzehnten ist das anders geworden; ja es gibt sogar Gebiete, wie die Zeit des großen Schismas, auf denen ein internationaler Wettkampf gelehrter Arbeiten entstanden ist.

Nicht die Jahrhundertarbeit auf dem ganzen spätmittelalterlichen Geschichtsgebiete möchte ich hier einer kurzen Würdigung unterziehen; ich möchte nur die wechselnde Auffassung zeichnen und beurtheilen, die in der deutschen Geschichtsschreibung — auf sie muß ich mich beschränken — über die kirchenpolitischen und religiösen Verhältnisse des ausgehenden Mittelalters geherrscht hat und noch herrscht, und möchte damit die Grundlage für die Beantwortung der Fragen geben: Wie vollzieht sich der Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit, und inwieweit haben jene Verhältnisse des 15. Jahrhunderts die kirchlichen Umwälzungen, die neue Weltanschauung des 16. Jahrhunderts veranlaßt? Es handelt sich also um ein Problem, zu dessen Deutung in erster Linie der Kirchenhistoriker berufen ist. Wenn ich es vom Standpunkt des Profanhistorikers und mit dessen Mitteln versuche, so erinnere ich daran, daß Proudhons Satz: Il est étonnant qu'au fond de toutes les choses nous retrouvons la théologie, vor allem vom Mittelalter gilt, dessen Hauptcharakteristik ja in der engsten Verbindung der Religion mit der Kultur und dem Staat liegt. Ohne Verständniß des ersten kein Verständniß der beiden anderen Faktoren! Es handelt sich um ein lebendiges Problem, das immer wieder bis zu einer befriedigenden Lösung untersucht werden muß, das aufs engste mit der geistigen Spaltung

unsres Volkes zusammenhängt. Alles was zur Einengung dieses Spaltes beiträgt, was ein größeres Gebiet gemeinsamer Lebens- und Weltanschauung schafft, verdient und besitzt auch nicht bloß ein wissenschaftliches Interesse. Es handelt sich aber auch um ein methodologisches Problem, das für den Forscher noch einen eigenen fachwissenschaftlichen Reiz bietet.

Wohl keine Zeit besaß weniger liebevolles Verständniß für das Mittelalter und die einschlägigen Fragen als die Wende des vorigen Jahrhunderts. Alle Mächte, die das Zeitalter der Aufklärung bekämpfte, hatten ja während des Mittelalters im Zenith ihrer Kraftentwicklung gestanden; die Aufklärung als neue Weltanschauung hatte mit den letzten rückläufigen Erscheinungen gebrochen: erst jetzt schien das Mittelalter völlig und für immer zur Ruhe gesetzt. Mit der ganzen Verachtung des neubekehrten toleranten, freien Denkers schaute der gebildete Aufklärer auf das Zeitalter geistiger Gebundenheit zurück. Selbst der Gelehrte belebte es nur, um zu zeigen, wie unendlich weit die Neuzeit gekommen, um der eigenen Vollkommenheit inne zu werden. Der bekannte Göttinger Meiners hat 1793 f. eine „historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen . . . des Mittelalters mit denen unsres Jahrhunderts“ veröffentlicht, ein Werk, das, wie W. Scherer sagt, der Inbegriff alles dessen ist, was sich dem Mittelalter übles nachsagen läßt. Doppelt unsympathisch wirkte die spätmittelalterliche Zeit. Da war kein Unterschied in der protestantischen oder katholischen Geschichtsauffassung. Die Jugend bildete sich meist nach demselben Werke: Im Bereich des Josephinismus — und er deckte sich ja fast mit dem katholischen Deutschland — hörten die katholischen Theologen die Kirchengeschichte nach dem Handbuch des Göttinger Theologen Schröckh und meistens in der juristischen Fakultät. In diesem Sinn der Aufklärung behandelte auch noch Jahrzehnte später ein vielverehrter Vorgänger, Karl v. Rotteck, das Problem seiner Weltgeschichte kurz und bündig. Die kirchlichen Verhältnisse waren im höchsten Grad reformbedürftig, auf eine Anzahl unbedeutender Dogmen mehr oder minder komme es doch nicht an, so sei alles klar und in Ordnung. Jedes historische Verständniß des großen geistigen Umwandlungsprozesses geht ihm ab!

Im schärfsten Gegensatz zur Aufklärungsepoche vertiefte sich die Romantik in der Poesie und Kunst, aber auch in der Wissenschaft, gern in die „goldene Zeit“ des Mittelalters. A. W. v. Schlegel ist der Dolmetsch der ersteren: er beschwört die großen Zeiten Europens herauf, „wo ein Vaterland, ein Ritterthum, ein Glaube alles umfaßte, die Herzen einer Liebe erschlossen waren.“ Sie, obgleich Protestanten, begeisterten sich für Wunderglauben und Marien-Verehrung, für Papstthum und Kreuzzüge. Damit hörten allerdings meist ihre Kenntnisse des Mittelalters auf. Für den größten Rhetor der Romantik, Joseph v. Görres, ist das Mittelalter die Epoche des Christenthums schlechthin; das verhindert aber nicht, daß sein weiter hier durch Phantasien nicht getrübter Blick die Auswüchse des späteren Mittelalters erfaßt und er sie mit einer Grellheit schildert, die dem durchaus unhistorischen Poeten Clemens Brentano ein gelindes Grauen erweckt. Aber auch die eigentlichen Historiker der Romantik brachten dem Mittelalter ein Gefühlsverständniß entgegen, das uns Moderne oft sonderbar anmuthet. Sie lieben wie Raumer natürlich auch die Glanzzeit der Poeten, die Kaiser- und besonders die Stauferzeit. Wir Nachgeborne wissen wenig mehr über das befremdende Aufsehen, das die Auffassung der die Vorreformation nur streifenden Spätromantiker, K. A. Menzels und H. Leo's, in ihrer Reformations- beziehungsweise Universalgeschichte bei ihren Zeitgenossen hervorrief. „Hier traten Kaiserthum und Hierarchie als geheiligte Formen des Lebens im Mittelalter mit überwiegender Schwere in den Vordergrund“, sagte der bekannte Historiker Köpke in der Schmidt'schen Zeitschrift. „Mit Staunen vernahmen wir Protestanten zum erstenmal von einem unsrer bedeutendsten und gelehrtesten Geschichtsschreiber, wenn auch nicht das Wort, doch die Andeutung, daß wir im Grunde Revolutionäre wären.“

Man konnte sich die neue Auffassung des Mittelalters nur aus dem Kryptokatholizismus Menzels erklären, wie man auch bald darauf Ranke für einen heimlichen Katholiken hielt, freilich erst nach dem Erscheinen seiner Papstgeschichte.

Zehn Jahre vorher war schon sein Werk über die germanischen und romanischen Völker erschienen. Darin wird zusammenfassend auch das Bild des ausgehenden Mittelalters gezeichnet, anknüpfend an eine mehr philosophische Erörterung über das Wesen der religiösen Opposition, die von den Juden und den Spaltungen im Buddhismus und Islam ausgeht. Die spätmittelalterlichen kirchlichen Gegensätze erscheinen ihm auf Grund der zeitgenössischen Quellen selbst als ein Gebilde, „in dem sich geistliche und weltliche Macht, Phantasie und dürre Scholastik, große Hingebung und rohe Gewalt, Religion und Aberglaube begegnen, ineinander verschlangen, zusammengehalten wurden mit dem Anspruche der Allgemeingültigkeit für alle Geschlechter und Zeiten, für diese und jene Welt.“

Hier ist noch alles grau in grau entworfen, aber mit der Ranke stets eigenen Feinheit und Noblesse der Auffassung und des Ausdrucks. Die Darstellung ist trotz ihrer Kürze die Grundlage für die Auffassung späterer Historiker geworden.

Das fernere Rüstzeug lieferte das gelehrteste deutsche kirchenhistorische Werk von Gieseler, in dem sich eine Belegstelle an die andere reiht. Die Ergänzungen boten Ullmanns Reformatoren vor der Reformation und Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Vorreformationszeitalter von Hagen, beide fast gleichzeitig unabhängig voneinander erschienen, beide die geistigen Kämpfe von dem Konstanzer Konzil bis zur Reform behandelnd. Ullmanns Buchtitel ist zum Schlagwort geworden; in Literatur und Kunst ist mit dem Begriff Vorreformatoren viel Unfug getrieben; Ullmann ist hier Vertreter einer gelehrten Richtung, die durchaus konsequent neuestens das Hauptgewicht der reformatorischen Bewegung in die apostolische Urkirche und ihre Erscheinungen durch die Jahrhunderte verlegt und so das Wirken der Reformatoren des 16. Jahrhunderts gewaltig zu beschneiden sucht. So gingen die meisten allgemeinen wie Einzelarbeiten über Predigt, Kunst, Volksmoral, Wirthschaft von gründlichen und unparteiischen protestantischen Forschern aus, während man auf katholischer Seite diesem Gebiet fast ganz fernblieb, abgesehen von den mit wenig Verständniß und meist noch geringerer Kenntniß der deutschen Verhältnisse geschriebenen Werken französischer und italienischer Herkunft.

So viel der Vorarbeit, fehlte es an einer zusammenfassenden Darstellung. Da erschien vor mehr als 20 Jahren der erste Band von Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Darin werden zum erstenmal die geistigen Zustände unsres Volkes am Ausgang des Mittelalters, vor allem Volksunterricht und Wissenschaft, Kunst und Volksleben, die wirthschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse ganz ausführlich, dagegen die politischen nur kurz, die religiösen nur andeutungsweise behandelt.

Lebhaft erinnere ich mich aus meinen Studienjahren des Eindrucks, den es auf Lehrer und Studierende ausübte: man war erstaunt, ungläubig, widersprach. Aber gegen diese Fülle des Details aus hundert und aber hundert oft seltenen Büchern geschöpft —, gegen diese geschickte Gruppirung und Mache mit dem gewollten Mosaikstil —, gegen diese entschiedene, aber nicht aufdringliche Tendenz,

gegen diese vornehme Gesammtauffassung vermochte man Tiefergehendes zunächst nicht zu sagen. Die Bedenken waren vermischt mit Worten des Lobes, und wie ein literarisches Kuriosum erscheint uns jetzt das zwei Seiten lange kritische Referat im 1. Jahrgang der Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, wo der Verfasser, der entschieden den konfessionellen Standpunkt Janssens bekämpft, doch das Buch vor allen nennenswerth findet, es geradezu feiert, weil es das vollständigste und getreueste Bild vom Leben der Deutschen in der Zeit des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit sei und Janssen ausdrücklich als den gewissenhaften Forscher bezeichnet, während katholische Kirchenhistoriker schon damals starkes Bedenken gegen die Richtigkeit des Bildes äußerten.

Erst nach dem Erscheinen des dritten Bandes brach der Sturm los. Es begann eine Polemik, die, weil zum guten Theil persönlich und nicht sachlich, vielfach unberechtigt war. Janssen war die lauterste Persönlichkeit, besaß aber neben unleugbar großen historischen Gaben einen starken apologetischen Zug, der ihn die kirchlichen Schäden leicht und nicht ungern übersehen ließ. Nicht unterschätzen darf man auch, daß er der romantischen Anschauung Böhmers über das Mittelalter huldigte, die nur allzu leicht die große Papst- und Kaiservergangenheit in verklärtem Lichte schaute. Der prinzipielle Fehler des ersten Bandes — nur über ihn urtheile ich hier — lag in der Vernachlässigung der religiösen und in der Nichtbeachtung der allgemeinen kurialen Verhältnisse der Zeit: das eine, weil der zweite Band seiner gedenken sollte, das andere, weil es sich um eine deutsche Geschichte handle. Daß diese nicht ohne Berücksichtigung und zwar breite Berücksichtigung der Kurie verstanden werden könne, wurde übersehen. Für ersteres hat die sorgsam bessernde Hand Pastors in der neuesten Auflage starke Ergänzungen geboten; doch hat dadurch die Einheitlichkeit gelitten, ein Gesammtbild ist noch nicht entstanden.

Janssens Buch hat in weiteren, selbst Nichtfachkreisen, ein lebhaftes Interesse für die in der Kritik und Widerkritik angeregten Fragen wachgerufen. Aber nur ein einziges hervorragendes zusammenfassendes und Neues bietendes Werk ist entstanden in v. Bezolds Geschichte der Reformation, das zudem die vorreformatorische Zeit nur in einer allerdings sehr ausführlichen Einleitung behandelt. Ranke's und Janssens Einwirkung ist unverkennbar, daneben stattliche Eigenforschung. Das Buch gilt „als der originalste und einheitlichste Versuch seit Ranke, Inhalt und Geist der ganzen Reformationsepoche in wissenschaftlich erschöpfender Weise zu veranschaulichen", und dankbar bekenne ich, gerade durch dieses Werk ein tieferes Verständniß auch für die vorreformatorische Zeit erlangt zu haben. Aber es ist auch kein ganz richtiges Bild dieser Zeit, es verdüstert die Ranke'sche Farbe um ein Erhebliches durch enormes Detail, läßt aber das Licht beiseite oder vermischt nicht Gutes und Schlimmes zu einem klaren Ganzen. Es ist in diesem Theile das bis ins einzelnste ausgeführte Gemälde der Tradition; hier fehlt die Neuschöpfung, die trotz Widersprüchen im einzelnen für beide Theile, Protestanten wie Katholiken, überzeugend ist, d. h. für die, die guten Willens sind.

Ist eine solche möglich? Hörte man einige Jahre später G. Winter, so mußte man mit Ja antworten. Er konstatirt zunächst den Mangel einer Alle befriedigenden Darstellung. Die entgegengesetzten Aeußerungen gleichzeitiger Historiker hätten es verschuldet, „daß zwei so entgegengesetzte Auffassungen, wie die Ranke's und Janssens möglich gewesen seien". Es sei einleuchtend, daß über die kirchlichen und sittlichen Zustände, welche die Reformation herbeigeführt haben, eine wirklich erschöpfende Vorstellung eben nur auf dem sozialstatistischen Weg gewonnen werden könne. Er deutet dann an, daß Lamprecht, der Begründer einer sozialstatistischen Methode in der deutschen Geschichtsschreibung, durch diese seine neue Methode auch völlige Klarheit über die kirchlichen Zustände, welche der großen Reformation des Mittelalters vorhergingen und sie veranlaßt, bringen werde.

Lamprechts Deutsche Geschichte und besonders die die Vorreformation berührenden Bände — vier und fünf — liegen seit Jahren vor; sie sind ein sehr interessantes und geistreiches Werk, aber zugleich ein opus mendis scatens, jedenfalls ohne eine Spur von Ergebnissen sozialstatistischen Inhalts; darüber ist die Kritik einig.

Sollen wir uns nun der auffällig resignirten Auffassung Bernheims in seinem bekannten Lehrbuche anschließen, daß für diese Zeit ein übereinstimmendes Urtheil der Forscher verschiedener Bekenntnisse kaum zu erwarten sei? Der noch so eifrige Protestant, meint er, brauche nicht, wozu er von seinem Standpunkt neige, die tüchtigen und edlen Elemente zu ignoriren, die trotz aller Verderbtheit in der katholischen Welt vorhanden waren und aus eigenstem Antriebe Besserung zu schaffen suchten; der orthodoxe Katholik werde schwerlich zugeben, daß irgend etwas heilsames in der Reformation zu finden sei, aber er brauche trotzdem doch nicht zu verkennen, daß damals eine schwere Korruption an Haupt und Gliedern in der Kirche eingerissen sei und daß die Angriffe der Protestanten viel zur Selbstprüfung und Kritik des Katholizismus beigetragen haben.

Etwas, ja bedeutend mehr wird man doch von der wissenschaftlichen Forschung verlangen können.

Die Beurtheilung des Trennungsaktes der Reformatoren — nicht die Erklärung für die Möglichkeit —, soweit er rein dogmatischer Natur ist, gehört ins eigenste Gebiet der Kirchengeschichte und wird bei Anhängern verschiedener Konfessionen nicht dieselbe sein. Die Reformation als historische Erscheinung unterliegt dieser getrennten Beurtheilung nicht; schon hier ist es möglich, Uebereinstimmung zu erzielen, so schwer auch die Anforderungen an die Objektivität des Forschers sein mögen. Was wir aber auf jeden Fall erreichen können — habe ich schon früher gesagt — ist eine in den Hauptstücken einheitliche Auffassung der Vorreformationszeit, der guten und schlechten Seiten des ausgehenden Mittelalters, der Auswüchse, der Lebenskraft des damaligen Kirchenwesens; wir können es, wenn wir uns über die Schwierigkeiten der Forschung an sich, Fehler, Schwächen und Lücken der bisherigen klar werden.

Was sonst als Grundlage der historischen Arbeit angesehen wird, gilt hier noch als nebensächlich und bleibt vielfach unbeachtet: die Prüfung und Bewerthung der Quellen. Die Quellen fließen reichlich, ja überreich, sogar von zwei entgegengesetzten Seiten: aus den Werken der Reformatoren, wie der Männer des 15. Jahrhunderts. Aber sie gehören der subjektivsten Richtung an. Sie sind vor allem polemischer Natur: mögen sie als Angriff oder Abmahnung, in Predigt oder Traktat erscheinen. Daß der Prediger wie der politische und religiöse Agitator, um sein Ziel zu erreichen, den Mund voll nimmt, übertreibt, Thatsachen fingirt, ist unzweifelhaft. Aus Predigten der reformatorischen Zeit ließe sich ein düsteres Bild zeichnen, welches dem der voraufgegangenen um nichts nachgibt. Dabei lasse ich hier ganz beiseite, daß oft der Prediger Angaben einer früheren Zeit für die seinige ausnützt, wie ich auf einen so auffälligen Fall für Geiler und Johannes Nider hingewiesen; wie oft diese Benutzung der Reformtraktatenliteratur durch die Prediger des 15. Jahrhunderts stattgefunden und so die Anschauungen verwirrt hat, darüber liegen erst die primitivsten Untersuchungen vor. Ein Forscher des Frühmittelalters hütet sich peinlichst vor Benutzung der abgeleiteten Quellen; für unsern Zeitraum läßt sich das nicht immer sagen.

Ueber die Aufgabe der Philosophie im 20. Jahrhundert.

Von Dr. J. Unold (München).

Nichts gibt wohl ein anschaulicheres Bild von dem Wandel der Zeiten und des Zeitgeistes, als wenn wir die Bedeutung und Stellung der Philosophie im Geistesleben unsrer Nation zu Anfang des neunzehnten mit ihrer Bedeutung und Stellung im Bereiche der Wissenschaften zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts vergleichen. Damals „gebot in unbestrittener Alleinherrschaft die königliche Philosophie den einzelnen Disciplinen, schlichtete ihre Streitigkeiten, ertheilte ihnen weise Rathschläge und öffnete freigebig ihren Schatz von Ideen und Methoden für die Bedürftigen. Und sie kamen in hellen Schaaren und beeiferten sich, die Anweisungen der Herrscherin zu befolgen und von ihrem Vorbild und Reichthum für ihre eigene Haltung und Ausstattung Nutzen zu ziehen."[1])

Und heute? — „Es ist das Verständniß für Systematik und für Prinzipien dergestalt abhanden gekommen, daß man vor jeder Synthese zurückschreckt. Wir sind eben auf der Kehrseite des Hegelianismus angelangt, und jeder positive Denker muß heute für die abgöttische Anerkennung büßen, welche die Metaphysiker im Beginn dieses Jahrhunderts genossen haben. Man glaubt heute, jede positive Synthese sei eine der alten Phantasien der Metaphysik. Infolge ihrer Abwendung von dem wissenschaftlichen Naturerkennen der Neuzeit und ihres Festhaltens an dem naiven Naturerkennen des Alterthums hat die Philosophie das Vertrauen zu sich selbst verloren, insofern nicht Zweige derselben, wie die physiologische Psychologie, selbst Naturwissenschaft zu werden beginnen. Unter dem Gewaltschritte der Naturwissenschaft verlor die Philosophie alles Selbstbewußtsein und vergaß ihre hohe Aufgabe, den Menschen Einsichten zu erschließen, welche für deren sittliche und intellektuelle Vervollkommnung unentbehrlich und auch unveräußerlich sind. So weit hat es die Philosophie gebracht, daß es heute gleichgültig erscheint, ob man dieser oder jener oder überhaupt einer Weltauffassung anhängt."[2]) Allein, wie der tiefste Punkt der Ebbe das Zeichen ist, daß bald die Fluthbewegung einsetzt, so ist zuversichtlich zu erwarten, daß auf den gegenwärtigen Tiefstand der Philosophie ein erneuter Aufschwung derselben beginnen, daß „der Dämmerung nach dem Untergang der Metaphysik die klare, lehrreichste Ein- und Fernblicke in das Weltall verstattende Sternennacht der positiven Philosophie folgen werde, welche in voller Verwerthung dieser Einblicke in den Kosmos einen neuen Tag des Erkennens bringt; sie kann es auch ungehindert, weil die metaphysische Entwicklungsperiode die Bahn von den Schranken der theologischen Weltauffassung freigemacht hat."[3])

Bei dieser Sachlage, in einem solchen Zeitpunkt des „Sammelns" erscheint es nicht ohne Werth, sich zu vergegenwärtigen, was in den beiden citirten Werken über die „Aufgabe der Philosophie" gesagt und wie dieselbe in dem „positiven Monismus" sogar einer Lösung erheblich näher gebracht worden ist.

Unter dem bescheidenen Titel einer „Einleitung in die Philosophie"[4]) gibt Prof. Külpe Jedem, der tiefer in das Studium der königlichen Wissenschaft eindringen will, ein vortreffliches, genaues Inventarium ihrer bisherigen Leistungen nicht in Form einer Geschichte der Philosophie, sondern in Gestalt einer knappen und doch eingehenden Darstellung der „philosophischen Disciplinen und Richtungen". Diese objektive Darstellung ist von kritischen Besprechungen begleitet, durch welche als einigendes Band die Anschauung des Verfassers deutlich genug sich hindurchzieht; jedem Abschnitte schließen sich werthvolle Literaturangaben besonders aus der neuesten Zeit mit orientirenden Bemerkungen über die einzelnen Werke an.

Nachdem die allgemeinen philosophischen Disciplinen: Metaphysik, Erkenntnißtheorie und Logik, eingehend behandelt sind, folgt eine kürzere Darstellung der speziellen wie: Naturphilosophie, Psychologie, Ethik,[1]) Aesthetik, Religions- und Geschichtsphilosophie. Der Haupttheil des Werkes gehört der Darlegung und Kritik der philosophischen „Richtungen" an (Kap. III), welche in die „metaphysischen" wie Materialismus, Spiritualismus, Dualismus, Monismus u. a., in die „erkenntnißtheoretischen", wie Rationalismus, Empirismus, Kritizismus, Dogmatismus, Idealismus u. a. und in die „ethischen" wie autoritative und autonome, Gefühls- und Reflexionsmoral, Individualismus und Universalismus, Subjektivismus und Objektivismus, eingetheilt werden. Mag es auch bei dem vielfachen Ineinandergreifen der einzelnen Richtungen schwierig sein, eine unbestreitbare erschöpfende Eintheilung zu finden, so hat der Verfasser mit kritischem und intuitivem Scharfblick es vortrefflich verstanden, dem denkenden Leser durch die verschiedenen „ismen" hindurch einen gewinnreichen Ueberblick über die bisherigen Leistungen der „Weltweisheit" zu verschaffen.

Das vierte oder Schlußkapitel handelt in Kürze über „Aufgabe und System der Philosophie". Es werden drei Hauptaufgaben dieser Wissenschaft gezeichnet: 1. wissenschaftliche Ausbildung einer Weltansicht, die als Abschluß und Zusammenfassung der wissenschaftlichen Erkenntniß zugleich dem praktischen Bedürfniß nach einer begründeten Lebensanschauung genügt. 2. Die Untersuchung der Voraussetzungen aller Wissenschaft, um Einheit, Ordnung und Zusammenhang in die besonderen Wissenschaften zu bringen. 3. Vorbereitung neuer Einzelwissenschaften und einzelwissenschaftlicher Erkenntnisse. Damit sind in der That die Aufgaben der Philosophie, wenn sie im neuen Jahrhundert den erwarteten berechtigten Aufschwung nehmen sollte, aufs klarste entwickelt, und sie harrt nur noch des Geistes, der die gewaltige Schlußleistung des 19. Jahrhunderts in „Wundts System und Logik" in der angedeuteten Richtung weiter führte. Während die „Einleitung in die Philosophie" mit der Darlegung der Aufgaben dieser Wissenschaft schließt, beginnt der geniale Denker aus dem Donaureiche, Feldmarschall-Lieutnant G. Ratzenhofer, seinen „positiven Monismus" mit einem Abschnitt über die Aufgabe der Philosopie neben der Naturwissenschaft. Schon in seinen früheren Werken: „Wesen und Zweck der Politik"[2]) und „Soziologische Erkenntniß"[3]) hat er durch die großartige, ebenso weite als tiefe Erfassung der gesellschaftswissenschaftlichen Probleme an sich selbst den Beweis erbracht, „daß in Zukunft der Naturforscher wie der Geschichtsschreiber im strengsten Sinne des Wortes Philosoph sein muß". Darum drängte es ihn, seine Untersuchungen bis zu den äußersten Grenzen der Erkenntniß auszudehnen, in

[1]) O. Külpe: „Einleitung in die Philosophie". 2. Aufl. S. 269. Leipzig, Hirzel 1898.

[2]) G. Ratzenhofer: „Der positive Monismus". Leipzig, Brockhaus 1899 (157 S. gr. 8. 4 M.). S. IX, 2, 6; 124.

[3]) Ratzenhofer a. a. O. S. 3.

[4]) Deren erste Auflage in Nr. 171 der Beilage vom Jahre 1896 eingehend besprochen wurde.

[1]) Dürfte die Ethik nicht mit mehr Recht unter die allgemeinen philosophischen Disciplinen gerechnet werden, sowohl wegen ihrer historischen Bedeutung, die sie in allen und auf alle philosophischen Systeme gehabt, als auch wegen der zentralen Stellung, die sie als soziales und individuelles Dasein leitende „Lebensauffassung" in dem Denken der Gegenwart und der Zukunft einzunehmen berufen ist? Darauf möchte auch hinweisen, daß der Verfasser selbst im dritten Kapitel neben den metaphysischen und erkenntnißtheoretischen „Richtungen" den ethischen eine eingehende Darstellung zu widmen sich genöthigt sieht.

[2]) Leipzig, Brockhaus 1893, drei Bände.

[3]) Leipzig, Brockhaus 1898.

der Ueberzeugung, „daß nur diejenige wissenschaftliche Einzelforschung Vollgültigkeit erlangt, die mit den allgemeinen Prinzipien des Seins in einen systematischen Zusammenhang gebracht werden kann". Aus diesem innersten persönlichen Bedürfniß heraus schuf er ein dem Umfang nach allzu knappes, dem Inhalt nach aber um so gewichtigeres Werk, die Grundzüge einer auf den Thatsachen und Gesetzen der gewonnenen Naturerkenntniß ruhenden (darum positiven) einheitlichen Welt- und Lebensauffassung, die bestimmt sein dürfte, im neuen Jahrhundert den Denkern und Forschern der Natur- wie der Geisteswissenschaften nicht nur als gemeinsamer Ausgangspunkt, sondern auch als wegweisende Richtlinie zu dienen. Während es scheint, als ob gebannt durch die verhängnißvolle Parole des „Ignorabimus" und abgeschreckt durch die trüben Fluthen eines „geistlosen" Materialismus die verbündeten Heere der Philosophen und Naturforscher am Rhein (d. i. beim Agnosticismus) stehen bleiben wollten, weist Ratzenhofer als ein zweiter „Marschall Vorwärts" der Philosophie den Weg nach ihrem „Paris", nämlich zu ihrer Aufgabe, „die intellektuellen Phänomene zu erklären, die Grenzen der Erkenntniß und das einheitliche Prinzip aller Erscheinungen festzustellen, um dadurch, von den durch das Naturerkennen gewonnenen Thatsachen ausgehend, über diese hinaus den Menschen Einsichten zu erschließen, welche für deren sittliche und intellektuelle Vervollkommnung unentbehrlich und auch unveräußerlich sind".[1])

Er läßt es aber nicht beim Aufzeigen dieser hohen Aufgabe der Philosophie bewenden, sondern nachdem er in einem zweiten Abschnitt: „der Grenzbegriff der positiven Erkenntniß" den Operationsplan entworfen, begibt er sich sogleich ans Werk, nämlich an die Durchführung einer „positiven Entwicklungshypothese", welche unter einheitlichen Prinzipien das kosmologische, anorganische, organische und soziale Werden in befriedigender, für die weitere Forschung höchst fruchtbarer Weise zu erklären sucht. Diese staunenswerthe Leistung einer neuen Welteroberung konnte dem Verfasser nur dadurch gelingen, daß er als kühner Kriegsmann zunächst den gordischen Knoten durchhieb, der das philosophische wie naturwissenschaftliche Denken jahrzehntelang gefesselt hielt und einen wahren „Monismus" nie durchführen ließ, d. i. der Begriff der Substanz und Materie. „Die Materie ist ein Phantasiegebilde, welches die Menschen unter allen Wahnvorstellungen am ärgsten genarrt und heute deren Spekulationsfähigkeit nahezu ausgelöscht hat, sie ist weder unmittelbar noch vergleichsweise vorstellbar; sie ist nur ein Nothbegriff für jene Philosophie, welche der Naturwissenschaft ein brauchbares Substrat für ihre mechanische Weltauffassung unterbreiten will." „Sowohl unser Bewußtsein als auch das Leben im allgemeinen sind uns nur als Kraftäußerungen erkennbar, ja die ganze Erscheinungswelt sind Effekte von äußerlich auf das Bewußtsein einwirkenden Energien. Auch ein Atom können wir nur als Widerstand oder Stoß im Raume auf Grund der Flächenwirkungen, welche es auf uns äußert, empfinden. Die in der Natur zur Erscheinung kommenden Energien sind daher das einzige Positive, was uns aus dem Dunkel der Wirklichkeit zum Bewußtsein kommt, und die Vorstellung einer Urkraft, welche diesen Energien ausübend zugrunde liegt, ist die einzig zulässige und denkmögliche transscendente Vorstellung über die Wesenheit des „Dinges an sich."[2]) Also: weder die „metaphysische Substanz", noch die physikalische „Materie" sind als Grundlage der Erscheinungen anzusehen, sondern die „Urkraft", durch deren Energie-Modalitäten, wie Attraktion, Gravitation, Adhäsion, Affinität u. a., die Unendlichkeit der Erscheinungen zum Ausdruck kommt, während sie selbst beharrlich, einfach und einheitlich ist."

[1]) Ratzenhofer a. a. O., S. 6.
[2]) A. a. O., S. 11—13.

Allerdings vermögen wir uns die „Urkraft" ebensowenig vorzustellen wie die „Materie", aber wir haben dadurch eine Denkkategorie gewonnen, welche nicht nur die Erscheinungen unmittelbar und widerspruchslos erklärt, sondern auch — was für die „Materie" unmöglich ist — als die einzig annehmbare Grundlage transscendenter Ideen gelten kann, welche uns mit einem Wort das natürliche wie das geistige Werden begreiflich macht.

„Durch das Urkraftprinzip wird aber nicht bloß eine Einheitlichkeit der Ursache aller Erscheinungen gewonnen, sondern auch die einheitliche Gesetzmäßigkeit. Durch den Nachweis — vermittelst einer umfassenden Entwicklungshypothese — daß sich die Welt auf Grund der Naturgesetze als reine und alleinige Emanation der Urkraft erfassen lasse, ist der feste Grund für eine Weltauffassung gelegt, welche am treffendsten als positiver Monismus bezeichnet wird."

Mit dieser Ersetzung des „Stoffes" durch die „Kraft" steht Ratzenhofer nicht allein, sondern hat in W. Ostwald (Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus 1895) einen bedeutenden Vorgänger. Allein während Letzterer mit seiner „Energetik" schon einem einseitigen Spiritualismus zuneigt, gelangt Ratzenhofer vermittelst seiner weiteren Deduktionen aus dem Urkraftbegriff zu einer eigenartigen und, wie es scheint, auch für die exakten Wissenschaften höchst brauchbaren Welterklärung. Dies geschieht besonders durch seine geniale Darstellung des Atombegriffs (S. 25 ff.). Die „Uratome" setzen sich zusammen aus positiven (+) Urkraftpunkten, welche allein Energien zu äußern fähig sind, und negativen (—) Abstoßungshüllen, welche Energien zu übertragen vermögen.

Das Weltall besteht demnach aus Uratomen, deren Urkraftpunkte das positive Bestreben der Verdichtung und deren Abstoßungshüllen das negative Bestreben der Auflösung haben; nur diese Doppelnatur der Uratome erklärt, wieso der Raum krafterfüllt bleibt. Von diesen einfachen Voraussetzungen aus gelangt der Verfasser zunächst zu einer befriedigenden Kosmogonie oder Entwicklungshypothese des Weltsystems, namentlich aber zu einer höchst einleuchtenden Aethertheorie. Bei jeder Kontraktion der Uratome verdichten sich nämlich die + Kraftpunkte, während die — Krafthüllen als eine gemeinsame Sphäre außerhalb dieser Masse sich ausscheiden. So entstehen auch außerhalb der großen Kugelmassen eines Sonnensystems große (—) negative Krafthüllen, welche sich mit den — Kraft- (oder Abstoßungs-) hüllen anderer Sonnensysteme berühren und fähig sind, Energien, z. B. das Licht, zu leiten.

Es ist hier unmöglich, die „positive Entwicklungshypothese" des Verfassers durch den kosmologischen, physikalischen und chemischen Theil durchzuführen; hinzuweisen wäre nur auf die erfolgreiche Art und Weise, wie Ratzenhofer auf Grund derselben zu einer Erklärung der Erscheinungen des Magnetismus und der Elektrizität gelangt (S. 64—82). Nicht minder brauchbar und fruchtbar erweist sich diese „Entwicklungshypothese" für die Einsicht in die Entstehung der Organismen, sowie in die Entwicklung des psychischen und des sozialen Lebens. „Das Leben ist ja nichts anderes als das Wirken der Urkraft, welche ebenso rätselhaft in der Massenanziehung wie in der Elektrizität ist und für welche wir nur die Gesetzmäßigkeit des Verhaltens suchen." — Zu bedauern ist nur, daß der Verfasser hier die psychologische und soziale Entwicklung allzukurz behandelt. Er hat sie ja in seinen früheren Werken über Soziologie und Politik mit vorzüglicher Klarheit und Ausführlichkeit dargelegt; allein gerade für die Männer der Naturwissenschaft, für welche der „positive Monismus" in erster Linie bestimmt ist und welche nie zum Studium z. B. der „Politik"

gelangen werden, wäre es höchst lehrreich und wünschenswerth, durch einen kurzen Auszug auch in das Wesen und den Verlauf der psychischen, sozialen und ethischen Entwicklung eingeführt zu werden. Denn wenn man z. B. aus E. Haeckels letztem Werk: „Welträtsel" einen Schluß auf das Verständniß der sozialen und ethischen Erscheinungen in den Kreisen der Naturforscher ziehen darf, so thut eine Belehrung, eine Durchführung des monistischen Entwicklungsgedankens, wie sie Ratzenhofer in seiner „Soziologie und Politik" geleistet hat, dringend noth. Aber auch für andere Leser wird der kurze Abschnitt über die „Sozialen Beziehungen", namentlich über die Entwicklungsstufen des „Interesses" (S. 119—123) unverständlich bleiben und den Schein erwecken, als ob es dem Verfasser nicht gelungen sei, mit seiner „Entwicklungshypothese" gerade die spezifisch menschliche oder Kulturentwicklung befriedigend, d. i. ohne Preisgebung der idealen Ziele, zu erklären. In den beiden Schlußkapiteln „Zur Kritik des positiven Monismus" und die „Realen Folgen der Anerkennung des positiven Monismus" wird die Theorie noch nach den verschiedensten Seiten gestützt, erläutert und vertheidigt, namentlich wird sie vom „Materialismus" klar und scharf abgehoben. „Der Materialismus ist ein Pseudomonismus, also eigentlich ein Dualismus mit allen Nachtheilen der Verlegenheit und der Verleugnung des Kerns einer berechtigten Weltauffassung; seine Wirkungen auf die Gesellschaft und die Wissenschaft sind beklagenswerth. Er unterstützt eine Selbstüberschätzung der Vernunft, welche zum individualistischen Wahnsinn eines Max Stirner oder Nietzsche führt; er untergräbt die Einsicht in die Wechselbeziehung der Naturgesetzlichkeit mit dem sittlichen Prinzip; er ermuthigt den Aberglauben aller Art, weil er den Bedürfnissen des Intellekts nicht genügt." „Aus diesem Chaos unvollkommener Weltauffassungen führen nur zwei Wege zu einer befriedigenden Ideenwelt: entweder die Rückkehr zur theologischen Weltauffassung, wonach der Mensch Geist und Natur als Werke einer willkürlichen Allmacht ansieht und die Naturgesetzlichkeit und die sittliche Weltordnung als von Gott vorgeschriebene Bahnen der Erscheinungen betrachtet oder ein Monismus, welcher die Naturgesetzlichkeit der sinnlichen Erscheinungen auch auf jene der intellektuellen Welt ausdehnt[1]) und so die Einheitlichkeit der Ursache aller Erscheinungen und hiemit die Uebereinstimmung der Weltordnung mit dem sittlichen Prinzip nachweist. „Das ‚Zurück' von der errungenen Einsicht[2]) zum blinden Glauben widerspricht aller Erfahrung, selbst wenn der Materialismus diesen nicht unheilbar untergraben hätte. Wohl werden sich Rückschläge zum theologischen Monismus ergeben; die Fortschritte in den Naturwissenschaften werden aber diese Rückbildungen immer mehr einschränken und innerlich kraftloser machen. Der positive Monismus wird — wenigstens als Denkmethode — zum Gemeingut der Denker und zum Zeitgeiste werden. — Mit dem Fortschreiten der Erkenntniß zur positiven Weltauffassung beginnt der Mensch ein bewußter Theilnehmer an seiner Entwicklung zu werden; er überblickt durch sie den Kraft- und Wirkungsbereich seiner Gattung, weiß nunmehr, was ihm die Natur und seine Existenz zu bieten vermögen und welchen absoluten Rätseln er gegenübersteht. Der Mensch erhebt sich durch diese Weltauffassung vom individualistischen zum soziologischen Denken. Die Selbsttäuschungen verschwinden und an ihre Stelle treten Erwartungen vom und Forderungen an das Leben, die ihm an sich und in der Gesellschaft seine Aufgabe erkennen lassen.[3])

[1]) Aber weit entfernt bleibt von jenem materialistischen Monismus, welcher die intellektuellen Bethätigungen nur als Funktionen der Materie betrachtet.

[2]) A. a. O., S. 149—150.

[3]) A. a. O., S. 150—151.

„Erst auf Grund der einheitlichen Weltauffassung wird es möglich, eine praktische Philosophie, d. h. eine positive Ethik und eine Rechtsphilosophie, aufzustellen und den alles beherrschenden Zweck der Politik zu ermessen. Mit ihr beginnt die Entwicklungsperiode veredelter und vervollkommneter Menschlichkeit, es sinkt die Barbarei der menschlichen Kindheit hinab und das Alter der Reife, des bewußten zweckmäßigen Gebrauchs der Naturkräfte steigt empor; die Vervollkommnung und Vertiefung unsrer Interessen (der geistigen wie der natürlichen, der individuellen wie der sozialen) zeigen die Bahnen einer möglichen Befriedigung."[1])

„So wird es sich erweisen," schließt der Verfasser, „daß dem monistischen Urkraftprinzip alle Wahrheit innewohnt, daß es alles Gute und Schöne fördert, daß ihm aller Friede und alle Zweckmäßigkeit entspringt."

In wahrhaft großartiger und befriedigender Weise hat mit diesem „positiven Monismus" der hervorragende Taktiker, zwar kein Philosoph von Fach, aber ein Denker von innerstem Beruf, nicht nur dargelegt, worin im neuen Jahrhundert die Aufgabe der Philosophie bestünde, sondern auch mit Kühnheit und Erfolg den Weg zur Lösung beschritten. Er hat an einem konkreten Beispiel gezeigt, wie die Philosophie neben und über der Naturwissenschaft wieder „zweckmäßig und hiedurch die Führerin aller Wissenschaft und aller praktischen Absicht werden kann".

Mittheilungen und Nachrichten.

-r. Die bevorstehende Einführung der neuen deutschen Militärstrafgerichtsordnung hat das Erscheinen einer größeren Anzahl von Broschüren gezeitigt, welche sich zum Ziele gesetzt haben, die Angehörigen der Armee auf die ihnen zugewiesenen, theilweise recht schwierigen Aufgaben vorzubereiten. Eine besondere Erschwerniß ist für unsre Offiziere durch den Wegfall des juristischen Elements in dem standgerichtlichen Verfahren bedingt und ließ den Wunsch nach einer allgemein faßlichen Darstellung dieses Verfahrens laut werden. Es ist daher ein nicht geringes Verdienst des kgl. bayerischen Regimentsauditeurs Endres, in einer kleinen, 93 Seiten umfassenden Schrift: Das Standgericht der Militärstrafgerichtsordnung (München, 1899. Beck. 1 M. 50 Pf.) dem selbständig thätigen Gerichtsoffizier und Richter ein handliches Orientirungsmittel für den Gebrauch vor, in und nach der Verhandlung geboten zu haben. Das Büchlein zerfällt in zwei Theile; der erste behandelt in den Abschnitten: Zuständigkeit, Wirksamkeit und Verfahren des Standgerichts, Kosten, Rechtsmittel, Vollstreckbarkeit, Wiederaufnahme des Verfahrens, Rechtshülfe, Verjährung und Uebergangsbestimmungen, das standgerichtliche Verfahren im Frieden, während in dem kurz gefaßten zweiten Theile das Verfahren im Felde (an Bord) zur Darstellung gelangt. Auf die im Anhang enthaltenen praktischen Beispiele glauben wir besonderes Gewicht legen zu sollen: „Grau ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum." Und im Vertrauen auf diese Worte Goethe's wollen wir auch die theoretischen, gerade beim Studium der vorliegenden Arbeit uns aufgestiegenen Bedenken unterdrücken, ob nicht unser altes bayerisches Untergericht dem neuen Standgericht vorzuziehen gewesen wäre, und wollen hoffen, daß die praktische Geschicklichkeit unsrer Offiziere uns recht bald und lebendig die Vorzüge der neuen Ordnung darthun werde.

Weniger Geschmack konnten wir einer anderen, hieher gehörigen Veröffentlichung abgewinnen: Herzbruch: Die Militärstrafgerichtsordnung vom 1. Dezember 1898, bearbeitet für Unteroffiziere und Mannschaften. (E. S. Mittler u. Sohn. Berlin 1899. 40 Pf.) Von dem Satze ausgehend, daß „mit der Einführung der neuen Militärstrafgerichtsordnung an den Soldaten neue Dienstpflichten und neue Rechte herantreten, will das Schriftchen den Unteroffizieren und Mann-

[1]) A. a. O., S. 154—155.

schaften Gelegenheit geben, sich mit möglichst geringer Mühe mit den sie angehenden Vorschriften bekannt und vertraut zu machen". Dieser Zweck wird jedoch durch das Büchlein nicht erfüllt. Nach unsrer festen Ueberzeugung ist der mündliche, in zahlreichen Beispielen und Nutzanwendungen sich ergehende Unterricht durch einen erfahrenen Offizier auf keine Weise zu ersetzen, am allerwenigsten durch vorliegende Arbeit, welche in trockener und dem Verständniß der Masse unsrer Unteroffiziere und Mannschaften keineswegs entgegenkommender Ausdrucksweise für den Mann viel zu viel, für den Lehrer aber doch zu wenig bringt. Wir halten jedoch nur den Titel der im übrigen nicht werthlosen Arbeit für verfehlt: „Grundzüge der alten preußischen und der neuen deutschen Militärstrafgerichtsordnung und die wesentlichen Unterschiede zwischen beiden" würde den Inhalt und den Gebrauchswerth des Schriftchens ungleich treffender kennzeichnen.

Mit großem Interesse haben wir die militärstrafprozessuale Studie des k. k. Oberstaatsanwalts Miřička gelesen, welche zwar nicht die neue deutsche Militärstrafgerichtsordnung, sondern nur die in derselben bereits entschiedene Frage behandelt: „Ist die militärische Strafgerichtsbarkeit auf Militärdelikte einzuschränken?" (Wien 1899. Manz. 117 Seiten. 2 M.) Entgegen dem deutschen Gesetz glaubt der Verfasser die gestellte Frage verneinen zu müssen und plaidirt für Einschränkung der Militärgerichtsbarkeit gelegentlich des zu schaffenden österreichischen Gesetzes. Obwohl für uns die Frage bereits dahin entschieden ist, daß es nicht nur bei der bisherigen Uebung sein Verbleiben, sondern daß sogar in gewissen Fällen eine Ausdehnung der bisherigen Zuständigkeit stattzufinden habe, ist die Frage doch auch für uns Reichsdeutsche so interessant und ihre Behandlung durch den Verfasser so geschickt, daß es sich lohnt, dessen Gedankengang kennen zu lernen. In einem geschichtlichen Rückblick wird zunächst darauf hingewiesen, daß der erst zur Zeit der stehenden Heere zur vollen Entfaltung gelangte unbeschränkte Gerichtsstand des Soldaten sofort wieder eingeschränkt wurde mit dem Auftreten der Volksheere der französischen Revolution, daß sogar der große Soldatenkaiser Napoleon sich für diese Beschränkung ausgesprochen habe. Nach dem gegenwärtigen Stande der Gesetzgebung befänden sich Deutschland, Oesterreich, Frankreich und Rußland auf Seite der unbeschränkten, England und Italien auf Seite der beschränkten Militärgerichtsbarkeit, wobei allerdings zu beachten sei, daß in Italien der Begriff „militätärischen Delikts" viel weiter gefaßt werde als anderswo. Sodann kommen die einzelnen Gesichtspunkte zur Behandlung und Beleuchtung, welche die Nothwendigkeit einer besonderen Stellung des Militärs begründen sollen: Die Strafgerichtsbarkeit ein Ausfluß der Kommandogewalt, die Nothwendigkeit eines einheitlichen Willens im Heer, die Strafgerichtsbarkeit als militärisches Erziehungsmittel, die Forderungen der militärischen Disciplin, die Schleunigkeit des Verfahrens, die Erschwernisse des militärischen Dienstbetriebs, die Möglichkeit zahlreicher Kompetenzkonflikte, das militärische Standesbewußtsein, geschäftliche Schwierigkeiten formaler Natur, sprachliche und staatsrechtliche Verhältnisse, die Anforderungen an die Eigenschaften des Militärrichteramts, die Ausnahmezustände im Krieg. Der Verfasser versteht es, nach jeder Richtung das Beweismaterial für seine Ansicht mit Geschick zu gruppiren, erweist sich jedoch insofern als eingefleischter Staatsanwalt, daß er die gegentheilige Auffassung doch recht zu kurz kommen läßt. Es würde eine dankenswerthe Aufgabe für einen österreichischen Offizier sein, die entscheidenden militärischen Gesichtspunkte zusammenzufassen und in das gebührende Licht zu rücken; für uns Deutsche hat die Sache zu wenig praktische Bedeutung. Nur auf zwei Punkte können wir uns nicht versagen, hinzuweisen. Militärgerichte sind einmal nothwendig, auch nach Ansicht des Verfassers wenigstens für militärische Delikte. Sicherlich sind hiebei häufig Fragen zu entscheiden, welche ein ebenso gut geschultes, unabhängig und frei denkendes, geistig hochstehendes Justizpersonal voraussetzen, wie es die bürgerlichen Gerichte besitzen müssen; bringt es nun schon die Beschränkung der Militärjustiz auf Strafsachen mit sich, daß die Militärjuristen der geistigen Anregung und Erfrischung entbehren müssen, welche in der zeitweiligen Beschäftigung mit zivilrechtlichen Fragen gelegen ist, so können wir uns bei weiterer Beschränkung der Militärgerichtsbarkeit der Befürchtung nicht verschließen, daß die Militärjudikatur — des sie mit der bürgerlichen Rechtsprechung verknüpfenden Bandes beraubt — einseitig, vielleicht hart werden dürfte. Die Gefahr der Einseitigkeit liegt aber um so näher, als die Geschäfte der Militärrichter nach Alter, Geschlecht, Beruf und Vergehen der ihnen zugeführten Personen in weit engeren Grenzen und mit viel geringerer Abwechslung sich abspielen, als bei ihren Zivilkollegen. Und ist es nicht auch praktisch, die Militärgerichte auch zur Entlastung der bürgerlichen Gerichte auszunützen und sie hiedurch selbst intensiver zu beschäftigen, als es sonst vielleicht an manchen Orten und zu manchen Zeiten möglich wäre? Endlich müssen wir noch die vom Verfasser gar nicht gestreifte Frage aufwerfen: Welche thatsächlichen Uebelstände hat die erweiterte Militärgerichtsbarkeit bisher hervorgerufen? Sind Ungleichmäßigkeiten bei Aburtheilung des anscheinend gleichen Delikts zwischen Zivil- und Militärgerichten wirklich konstant und nicht vielmehr auch zwischen Zivilgerichten häufig? Weil eben die straffälligen und die strafverfügenden Personen auch bei anscheinend gleichen Fällen verschieden sind!

Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens. Von Hermann Fischer. Zweite Reihe. Tübingen 1899. H. Laupp'sche Buchhandlung. — Der verdiente Forscher hat uns mit dieser neuen Folge seiner intimen Detailstudien zur schwäbischen Literatur ein durch innere Wärme und Klarheit der Darstellung gleicherweise sympathisch anmuthendes Buch geschenkt. Den Reigen dieser neuen Beiträge eröffnet eine schon als Sonderdruck erschienene Lebensgeschichte des Dichters Johann Georg Fischer, des Vaters des Verfassers. Wie dieser Beitrag, so ist auch der über Friedrich Vischer als bereits bekannt zu betrachten, da er sich an schon veröffentlichte Aufsätze anlehnt. Wir können uns also sogleich den völlig neuen Gaben Fischers zuwenden, den interessanten Aufsätzen über Rudolf Kausler, Ludwig Seeger und den Roman „Schillers Heimathjahre" von Hermann Kurz. Rudolf Kausler und Ludwig Seeger bieten einen interessanten Gegensatz der Naturen. Kausler war eine zarte, in seinem Fühlen novalisartige Natur: Romantiker noch als Poet, nachdem das junge Deutschland lange die Romantik von ihrer beherrschenden Stellung verdrängt, ja nachdem er selbst als Kritiker das Ueberlebte der Romantik erkannt hatte. Fischer hat ein Märchen Kauslers, „Zauber um Zauber" betitelt, ausgegraben und seinem Aufsatz illustrirend beigefügt. Es schildert in echt romantischer Weise eine märchenhafte Episode Merlins, des Zauberers. Der leichte timbre schwüler Sinnlichkeit, der das Ganze überhaucht, ist ebenso bezeichnend wie die barocke Schlußwendung. Nach dieser Probe zu urtheilen, ist Kausler zweifellos poetisch begabt gewesen, ein Dichter, dem Form und Stimmung wohl mehr zu eigen waren als Gestaltungskraft. Als Kritiker hat er besonders über die Romantiker geschrieben; als ihr Hauptrepräsentant erscheint ihm Tieck, der jetzt fast vergessene. . . . Was bei Kausler anzieht, ist bei allem romantischen Fühlen der klare Blick; er ist im Grunde derselben Wurzel entsprungen, welche den herrlichen Schoß Mörike getrieben hat; nur daß Kausler nicht die realistische Gabe und das eminente Naturgefühl wie seinem berühmten Dichter- und Amtsbruder verliehen war. . . . Eine ganz andere Persönlichkeit sehen wir in Ludwig Seeger. Eine durchweg aufs Konkrete gerichtete Natur, ohne jede romantische Sensibilität. Seeger war Politiker und langjähriges Kammermitglied. Er erscheint als Uebersetzer bedeutender, denn als Dichter. Charakteristisch ist für ihn, daß er zuerst Béranger, diesen realsten Lyriker, übersetzte, um, wie er sich in Hinsicht auf die damalige (1840) Almanachpoesie ausdrückte: . . . „etwas guten, derben Pfeffer in die breite, fade Sauce zu werfen, womit sich die Deutschen seit Jahren den Magen verschlammt haben. . ." (S. 179). Sein Lebenswerk ist die Uebersetzung des Aristophanes, in welchem er, auch hier seinem realistischen Sinne folgend, die verschiedenen griechischen Dialekte durch deutschen wiedergab: den Megarer durch die Mundart des schwäbischen Unterlands, den Böotier mit der des Oberlands, den Spartaner mit Berner Deutsch. . . . Man mag vom klassischen Standpunkt darüber streiten, ob dies ästhetisch zu rechtfertigen; vielleicht auch vom theatralischen Gesichtspunkt aus.

Interessant ist jedenfalls diese, ich möchte sagen naturalistische That zu einer Zeit, da man von Holz und Hauptmann noch nichts ahnte.... Der dritte Essai endlich, über den Kurz'schen Roman: „Schillers Heimathjahre“ enthält die Werdens- und Leidensgeschichte dieses Buchs, das der Poet von Verleger zu Verleger schicken mußte, um am Schlusse erst recht hereinzufallen.... Diese kurze Skizzirung vermag natürlich zu dem feinen und tüchtigen Buch nur einzuladen. Es wird auch dadurch noch werthvoll, daß Fischer stets bestrebt ist, auf die Zusammenhänge nicht allein der schwäbischen Dichter, sondern auch dieser mit weiteren Kreisen der poetischen Entwicklung hinzuweisen. Manches interessante Streiflicht fällt da auf die Darstellung. Zum Beispiel wenn er Kauslers veraltete Auffassung des Wesens der Romantik charakterisirt und dabei hinzufügt: „Warum die Romantik so völlig morallos, so reine Darstellung des subjektiven Beliebens des genialen Individuums ist, das versteht man nur dann vollkommen, wenn man weiß, daß sie eben eine Frucht theoretischer Erwägungen ihrer ersten Vorkämpfer ist, zu denen sich die romantische Produktion ebenso verhält wie der moderne Uebermenschen-Unfug in der Poesie zu der Spekulation Nietzsche's.“ Hier scheint mir in wenigen Worten der eigentliche Grund zu den Exorbitanzen alter und neuer Romantik klargelegt: die meisten literarischen Uebertreibungen und Abgeschmacktheiten sind als die Konsequenzen ästhetischer Theoreme und nicht als die Verzerrungen ursprünglicher natürlicher Gefühle zu betrachten.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

Constantin Bulle: Ovids Verwandlungen. In Stanzen übersetzt. Bremen, M. Heinsius Nachfolger 1898. XVI und 537 S. — Der Streit darüber, wie ein fremder Dichter in unsrer Sprache wiedergegeben werden soll, ist in Theorie und Praxis von einem Extrem ins andere gerathen. Während unsre Großväter ihre Freude hatten an des Altmeisters J. H. Voß Kunst, der in den Versmaßen der Urschrift meißelte und modelte, und dies Bestreben, vermöge der Schmiegsamkeit unsrer Sprache formgetreu wiederzugeben, noch bis in die neueste Zeit warme Vertreter fand, machte sich schon frühzeitig eine Gegenströmung geltend, die sich mit Geringschätzung von der „steinernen Odyssee“ Voß' (wie sie A. Schröter, Geschichte der deutschen Homer-Uebersetzung, bezeichnete) wegwandte und die Anwendung eines modernen Rhythmus, des Alexandriners, der Nibelungenstrophe, des Blankverses, der Stanze, oder gar einer rhythmisch bewegten Prosa immer entschiedener verlangte. Daß hiebei theoretische Erwägungen sich als unfruchtbar zeigen, daß die Lösung des Problems vielmehr in der praktischen Ausführung liegt, ist einleuchtend. Ein solches Problem an Ovid, dem „genialsten Erzähler der Römer“, gelöst zu haben, ist das Verdienst C. Bulle's, der uns die 15 Gesänge der Verwandlungen unverkürzt im Versmaß der italienischen Renaissance, der Stanze, vorzüglich wiedergegeben hat. Der Verfasser, Schulrath a. D., ein namhafter Historiker der Neuzeit, zeigt eine erstaunliche Meisterschaft in der Behandlung der Sprache, in der Nuancirung des Stils und vor allem in der Anwendung des Reimes, daß wir sein Werk ausdrücklich nicht als eine Uebersetzung, sondern als kongeniale Nachdichtung zu bezeichnen berechtigt sind. Es gelingt ihm das kraftvolle Pathos ebenso wie der tändelnde, leichtgeschürzte Ton, die Innigkeit oder Leidenschaftlichkeit in der Schilderung von Seelenvorgängen ebenso wie die anschauliche, abgerundete Plastik in der beschreibenden Darstellung; man mache eine Stichprobe, wo man will: überall die gleiche Lebendigkeit, dasselbe naturfrische Hervorsprudeln der Verse, das nämliche ungezwungene Sichwiegen der Reimpaare. Sollte man es für möglich halten, daß, wie uns der Verfasser mittheilt, „seine Arbeit die einzige war, die ihm in jahrelanger Krankheit möglich war“? Bulle erfüllte eben die höchste Anforderung, die wir an einen Nachdichter stellen können: er verarbeitete mit dichterischer Intuition den einzelnen Sagenstoff in sich und ließ ihn formvollendet wieder aus sich hervorströmen. Dabei hat er sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht: er gibt das ganze Werk mit all seinen zahlreichen Vorzügen und kleinen Schwächen, keine Auswahl der dankbaren Stoffe; er weiß selbst bedenkliche Themen durch den Zauberstab der Poesie zu adeln; er erzielt da, wo der augusteische Dichter als echtes Kind seiner Zeit moderne Anklänge hat, die gleiche Wirkung durch Anschlagen eines modern-realistischen Tones; kurz, er versteht, das Original an sehr vielen Stellen nicht nur zu erreichen, sondern es unsrer modernen Empfindung zuweilen so nahe zu rücken, daß es uns übertroffen erscheint. Statt der Hinweise seien ein paar Proben gestattet. Man vergl. Met. 9, 234 f. mit Str. 9, 39 bei Bulle über Herakles' Tod:

> Und während schon der Flammen wilde Gier
> Das Holz ergriff, bedecktest du die Kloben
> Mit des Nemeerlöwen stolzer Zier
> Und lagst, die Keule unters Haupt geschoben,
> So heitres Blickes da, als winkte dir,
> Dem frohen Gast, ein Zechgelag dort oben,
> Als würde dir, mit Blumen reich bekränzt,
> Im Goldpokal der lautre Wein kredenzt.

Oder aus den Lehren des Pythagoras (Met. 15, 158, 177, 254):

> Die Geister trifft kein Tod, und ewig wandern
> Aus einer Wohnung scheidend sie zur andern.
>
> Nichts auf der Welt hat Dauer, alles fließt
> Und nur vergängliches Gebild' ersprießt.
>
> Doch glaubt mir, nichts vergeht in der Natur,
> Es wandelt sich und tauscht sein Aussehn nur.

Daß sich in einer so ausgedehnten Nachdichtung auch hier und da einige Härten in der Diktion, schiefe Wendungen oder sonstige Ungenauigkeiten finden, ist natürlich, doch wirken sie nie störend auf die Lektüre. Wenn wir nun fragen, welchen Lesekreis Bulle's Buch zu finden verdient, so möchten wir nicht bloß mit dem bescheidenen Verfasser an diejenigen denken, „die sich aus ihrer Schulzeit eine freundliche Erinnerung an die antike Dichtung bewahrt haben“, sondern an alle Kenner und Freunde des Alterthums; denn dieses Werk ist so recht geeignet, ein beredtes Zeugniß von der ewigen Jugend und Lebensfähigkeit der Alten abzulegen. Auch in der Schule kann es werthvoll verwendet werden: das mühsam erarbeitete Verständniß des Originals kann durch die Recitation der Bulle'schen Nachdichtung mit einem Schlag übersichtliche Klarheit und schöne Abrundung erhalten. Ferner ist den zahlreichen Shakespeare-Freunden damit ein Dienst gethan: der große Einfluß der Metamorphosen, dieses eigentlichen Sagenbuches der Renaissance, auf die Sprache und Gedankenwelt des größten Briten kommt uns bei der Lektüre der Nachdichtung Bulle's erst recht zum Bewußtsein. Dr. M.

* **Bonn.** Der ordentliche Professor der alttestamentlichen Theologie an der Universität Rostock, Dr. phil. Friedr. Ed. König, hat einen Ruf an die hiesige Universität angenommen.

* **Zürich.** Der außerordentliche Professor Dr. A. Bachmann ist zum ordentlichen Professor für germanische Philologie an der hiesigen Universität befördert worden.

* In **Paris** ist, wie der „Nat.-Ztg.“ geschrieben wird, ein sehr bekannter deutscher Gelehrter, der Professor Louis Benlow, der frühere Rektor der Universität Dijon, 81 Jahre alt, gestorben. Er war in Erfurt geboren und in den Zeiten der Reaktion in Preußen nach Paris ausgewandert, wo er es bald zu einer angesehenen Stellung in der französischen Unterrichtsverwaltung brachte. Seine Stellung in Dijon mußte er dann unter dem Druck der in Frankreich herrschenden Spionenriecherei aufgeben, er blieb aber der Bevollmächtigte der französischen Regierung, die ihn alljährlich nach Deutschland schickte, um einen Bericht über das Universitätswesen zu erstatten. Benlow war ein ausgezeichneter Linguist, besonders auf dem Gebiet der griechischen Sprache und Literatur ein Spezialist, der eine Reihe hervorragender Werke veröffentlicht hat. In vorgerückten Jahren vermählte er sich mit der gelehrten Schriftstellerin Meta Benfey, der Tochter und Schülerin des berühmten verstorbenen Göttinger Sanskritisten Theodor Benfey, die ihn nun als Wittwe betrauert.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 9. Februar. Nummer 33.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Auffassung des ausgehenden Mittelalters.

Von Heinrich Finke.

II.

Die Heroen der Reformation waren Männer des Kampfes: ohne ihrer Wahrheitsliebe zu nahe zu treten, darf man als psychologisch wahrscheinlich annehmen, daß sie die vorausgehende Zeit nur in trübstem Lichte schauten, daß sie persönliche Erlebnisse und Auffassungen auch bei Anderen voraussetzten und verallgemeinerten. Soll man ihren Worten darum keinen Glauben schenken? Gewiß! Nur kühle, vorsichtige Abwägung ist nothwendig, wenn Aussage gegen Aussage steht.

Nicht dem Pessimismus Winters huldige ich, der gerade wegen der Widersprüche diese Quellen am liebsten beiseite lassen und alles von der sozialstatistischen Methode Lamprechts erwarten möchte. Aber wenn — wie ich früher nachweisen konnte — die mittelalterliche Reuelehre sich in zahlreichen Zeugnissen über das Wesen und die Nothwendigkeit des Contricio durch Jahrhunderte gleichlautend äußert, ja nicht selten gegen das Ende des Mittelalters verschärfte Forderungen aufstellt, so kann nicht die Einzelaussage eines Paltz oder die Klage Luthers hier allein für die Wahrscheinlichkeit des Gegentheils, für die Verbreitung der Anschauung vom Genügen der attricio, ausschlaggebend sein.

Nun baut die neuere Forschung nicht mehr wie früher ausschließlich oder vornehmlich auf die Aussagen der Reformatoren; vor allem Bezold schöpft aus dem thatsächlichen Material der Vorzeit. Ziffernmäßig werden die Thatsachen bei einer Reihe von Schilderungen belegt. Da hätten wir ja schon die Anfänge der sozialstatistischen Methode! Es wäre natürlich am bequemsten, wenn wir aus allen Gebieten mit Ziffern unsre Anschauungen belegen könnten! Aber kein vorsichtiger Forscher wird der Methode für unser Problem größere Bedeutung zumessen, da alle Grundlagen einer sozialstatistischen Forschung, d. h. die sozialstatistischen Quellen selbst, zu sehr fehlen.

Jedenfalls würde diese Form erst in etwas zur Geltung kommen dürfen, wenn alles Quellenmaterial vorläge; und auch dann würde manches thatsächliche sich ihrer Benutzung entziehen. Was will der Sozialstatistiker mit folgendem Falle machen? Ich habe früher auf zwei deutsche Gebiete Westfalen und Schleswig-Holstein hingewiesen, in denen von einer weitgreifenden Korruption des Volkes oder Klerus nicht die Rede sein könne; seitdem wurde ich mit einem Falle größter Verkommenheit im spätmittelalterlichen Westfalen bekannt, der als Typus eine über den Fall an sich hinausgreifende Bedeutung hat und Folgerungen gestattet. Wie soll sozialstatistisch diese eine Nummer eingereiht und gewerthet werden? Man übersieht eben zu leicht die verschiedene historische Werthung der Thatsachen, die immer, vor allem aber hier bei moralischen und religiösen Problemen zu beachten ist und die nur der Sozialforscher selbst vornehmen kann.

Ferner: Wir schöpfen unsre Kenntnisse über Klöster und Einzelpersonen zu Ende des Mittelalters aus den Urkundenschätzen der betreffenden Institute, die fast ausschließlich über Rechtssachen, Kauf und Verkauf, Rechtsstreitigkeiten vor dem geistlichen oder weltlichen Gerichte, über Vergehen oder Verbrechen berichten, über die Fälle echter Frömmigkeit und wahrer Menschenliebe erzählen sie natürlich nichts. Dürfen wir nun unser Urtheil über Moral und Religiosität eines solchen Instituts, einer Persönlichkeit allein aus diesen Dokumenten bilden?! Und doch geschieht es, wenn auch nicht so direkt. Ist das Verfahren nicht gleich dem eines frühmittelalterlichen Historikers, der, bei der Dürftigkeit der sonstigen Quellen, nur aus den zahlreichen Heiligenlegenden jener Tage uns das Leben am Hofe, in der Stadt und auf dem Lande zeichnen wollte? Solche Darstellungen begegnen uns seit langem doch nur mehr auf dem Gebiete der erbaulichen Literatur.

Eine verkehrte Werthung des Thatsachenmaterials liegt nun doch auch wohl darin, wenn Bezold sagt: „Der ungemessenen Steigerung des kirchlichen Schmuckes und Reichthums entspricht die wachsende Zahl von Gotteshäusern, Stiftungen, Geistlichen. Die kirchlichen Leistungen werden auf den denkbar höchsten Grad gespannt; mit einem ungeheuren Aufwand von Zeit, Geld und Arbeitskraft führte man den Kampf gegen die Welt. Neue Mittel vermochte die Kirche nicht zu bieten!" Dabei — und solcher Stellen finden sich öfter — haben unberechtigte Uebertragungen von Anschauungen und Werthschätzungen der Reformations- und auch unsrer Zeit auf das Mittelalter stattgefunden; sie verwirren die nüchterne Auffassung.

Bei der Ungleichheit des Materials dem Werthe und der Deutung nach ist es mir auch sehr fraglich, ob durch das Aneinanderreihen von an sich unzweifelhaft richtigen Thatsachen wie bei Janssen ein richtiges Zeitbild geboten wird; jedenfalls müßten dann alle Thatsachen aneinandergereiht werden: das ist nicht geschehen, allein schon darum, weil es nicht geschehen konnte! Dabei ist Janssens Auffassung von seinen Lesern viel zu hoch gegriffen: „Mit voller Absicht habe ich es vermieden, persönlich die letzte Folgerung aus meinen Mittheilungen zu ziehen. Ich überlasse das Endurtheil jedem einsichtigen Leser." Wäre der „einsichtige Leser" stets ein Fachmann, d. h. in diesem Falle ein Vorreformationshistoriker, so könnte das Gesagte vielleicht stimmen, aber nur dann! Wer die Quellen beherrscht, soll sie bieten, wo nöthig aber auch mit dem Urtheil nicht zurückhalten.

Zu den Mängeln kommen die Lücken. Auch dem Laien ist bekannt, wie die wichtigste Veranlassung zum Beginn der Reformation, der Ablaßstreit, bis vor kurzem von der Forschung nicht richtig erkannt war. Von den verschiedensten Arbeiten hierüber erfaßte nach Harnacks Anschauung nur

die Darstellung des Dogmatikers Dieckhoff den Kern der Sache; dagegen glaube ich auf Grund gar nicht besonders umfangreicher Feststellungen nachgewiesen zu haben, daß auch Dieckhoff im wesentlichsten Punkte, bei der Contricio und Attricio, in die Irre ging.

Wie haben sich die Ansichten über das Wesen der Predigt und ihre Bedeutung für die spätmittelalterliche Menschheit, die Ansicht über Bibel und Volk im Anschluß an Luthers Aussagen, über Marienverehrung und Heiligenkult geändert! Ich berühre da nur allbekannte Sachen. Fast Schritt für Schritt entsteht durch neue Quellen eine neue Auffassung: sicherlich nicht immer zu Nutzen einer günstigen, wohl aber stets richtigeren Schätzung des endenden Mittelalters.

In der Frage der klerikalen Bildung tappen wir noch ganz im Dunkeln. Sehr wahrscheinlich dürfen wir sie uns im 15. Jahrhundert durchgängig nur höchst dürftig, ja unwürdig denken: die positiven Angaben auf den Reformkonzilien und Synoden sprechen dafür, ebenso Thatsachen, die mehr als Bände reden, wie daß der ganze dänische Episkopat sich keinen Rath weiß zur wissenschaftlichen Bekämpfung der neuen Lehre und flehentlich Cochläus und Eck um Hülfe ruft. Dagegen stehen dann wieder Zusammenstellungen, wie die jüngst von Priebatsch veröffentlichte, wonach die kleine Mark Brandenburg im 15. Jahrhundert ca. 3000, doch meist Theologie oder kirchliche Jurisprudenz studirende Universitätsbesucher aufweist, ein überraschend hoher Prozentsatz, der an Luthers Ausspruch erinnert, daß in seinen Tagen Niemand Pfarrherr oder Prediger habe werden können, er sei denn Magister, Doktor oder aufs wenigste in der hohen Schule gestanden. Wahrscheinlich liegen hier starke territoriale Bildungsunterschiede vor.

Die Klosterreformationen bilden in Wesen und Wirkungen noch einen Tummelplatz für allerlei Konjekturen. Doch kennen wir überhaupt die Entwicklung der mittelalterlichen Klöster, wie sie aus Stätten der Frömmigkeit zu behäbigen Versorgungshäusern niederen und höheren Adels und vornehmen Bürgerthums geworden? — Das Mönchthum hat zu Beginn der Reformation einen Theil seiner tüchtigsten Kräfte dieser überlassen. Wie ist das auch nur befriedigend zu erklären bei Konventen, aus denen noch zu Anfang der Bewegung Schriften hervorgingen, die von einer besonders tiefen Erfassung des katholischen Glaubenssystems zeugen? Es genügen hier keine unklaren Hinweise, wie sie mir einmal gegeben wurden, die auf das religiöse Gebiet hinüberspielen: der Historiker muß mit thatsächlichen Gründen rechnen.

Städtische und ländliche soziale Bewegungen begleiten den Ausgang des Mittelalters; Janssen macht die soziale Revolution sogar zur direktesten Grundlage der religiösen Reformation. Trotz der jedenfalls wichtigen Einwirkungen, die hier stattgefunden haben, sind wir hier bezüglich der Lage der Land- und Stadtbevölkerung in den einzelnen Landestheilen noch meist auf Kombinationen angewiesen.

Vor allem handelt es sich um drei prinzipielle Lücken: wir müssen durch die gründliche Erforschung der Provinzialgeschichte in die Tiefen der Volksseele zu dringen suchen. Auf unserm Gebiete ist nichts kleinlich und klein, hier muß Urkunde an Urkunde, Brief an Brief gereiht werden, alles, was nur irgendwie über religiöses, sittliches und soziales Leben informirt. Wir müssen einsehen lernen, daß nicht im zentralen leblosen Staatsgebilde, daß im Territorium damals das eigentliche Volksleben pulsirt.

Es muß ferner mit der herrschenden Anschauung gebrochen werden, welche die Reformation nur aus den Verhältnissen Deutschlands und der Kurie beurtheilt. Sonst strebt man auf allen Geistesgebieten vergleichende Untersuchungen an, vergleichende Religionsgeschichte ist ein beliebtes Modethema, aber hier pflegt man noch krassestes Autochthonenthum. Abgesehen von der Kurie, läßt man das religiös-geistige Leben der romanischen, ja selbst der germanischen Nachbarvölker außer acht. Jakob Burckhardt hat uns ja seine unvergleichliche Kultur der Renaissance geschenkt. Natürlich reicht sie für unsre Zwecke bei weitem nicht aus, nicht einmal für die Beantwortung der Frage, wie der Humanismus in Italien auf das christliche oder gar kirchliche Denken eingewirkt hat. Die Franzosen treten neuestens für eine durchaus eigenartige französische Reform ein: La reforme française a ses origines en France. Ist das richtig? Erst durch Vergleichung der einzelnen Symptome dieser religiösen Krisis, die sich im vollsten Lichte der Geschichte vollzieht und die fast alle modernen Kulturvölker erfaßt, erhalten wir unanfechtbares Material für die so wichtige Frage, inwiefern das Christenthum national verschieden eingewirkt hat.

Dazu muß dann schließlich die Erforschung der päpstlichen Finanzverwaltung, eine der gewaltigsten und nothwendigsten Arbeiten, die gleichermaßen historische, kanonistische und nationalökonomische Kenntnisse verlangt, den letzten Stein liefern. Annaten, Palliengelder, Taxgelder aller Art, Reservationen bilden, wie in den Gravamina der deutschen Nation des 15. Jahrhunderts, so auch jetzt noch ständige Posten in dem Schuldbuch der römischen Kurie. Die in ihnen liegende Ungerechtigkeit und ihre drückende Last sind Dogmen unsrer Forschung, deren Beweiskraft aber manches neue Einzelergebniß zu erschüttern scheint. So habe ich für die beinahe 100 Jahre bis 1500 aus den fast vollständig erhaltenen Annatenregistern im römischen Staatsarchiv 500 Nummern für die fünf westfälischen Diözesen gesammelt, pro Jahr also fünf, für jede Diözese eine Nummer. Unzweifelhaft keine so gewaltige Beschwerniß bei einem viel zahlreicheren Klerus als jetzt. Sollte nicht auch hier die zu allen Zeiten übliche Steuerabneigung stark vergrößert haben?

Das sind drei Arbeiten, die, für die Schultern eines Einzelnen zu schwer, gemeinsam unternommen werden sollten. Sie würden eine sicheren Lohn versprechende Ehrenaufgabe für die deutsche Forschung sein. Diese Ausstellungen werden wahrscheinlich das Bild der Vorreformationszeit nicht vollständig umgestalten, sondern nur eine starke Retouche von Weiß in Schwarz und umgekehrt nöthig machen: auf alle Fälle werden sie ein Bild schaffen helfen, und das würde das Erfreuliche sein, dessen Treue nicht überall bezweifelt wird. Die Grundzüge des deutschen Bildes — nur auf dieses beschränke ich mich erklärlicherweise —, wie ich sie mir in Hauptlinien zusammenlege, dürften folgende sein:

Die früher stets betonten starken Auswüchse des religiösen Volkslebens sind in der neueren Forschung stark verblaßt. Das Volk liebt seine Religion und übt sie; es rühmt sich selbst seiner Glaubensfestigkeit und noch mehr Rühmens darüber finden wir bei den leichtlebigen, aber klug beobachtenden Italienern. Die religiöse Auffassung ist, soweit sie prinzipieller Natur ist, der katholischen Kirche des Mittelalters und im wesentlichen der der Neuzeit entsprechend. Ein vertieftes Studium hat hier die früher geschauten Widersprüche beseitigt. Eine starke Veräußerlichung, die vielfach an Aberglauben streift, zuweilen offenkundiger Aberglauben ist, kann in der Heiligenverehrung und in der gesammten religiösen Auffassung auch vom katholischen Standpunkt nicht geleugnet werden. Es ist aber noch unentschieden, die Frage ist sogar noch kaum berührt, ob wir hier Erscheinungen älteren Datums vor uns haben, die mit einer niederen Kultur, mit einer gewissen Jugendlichkeit der religiösen Erfassung zusammenhängen; oder ob es sich um durchaus neue Züge der Entwicklung des Christenthums im Volksleben handelt: Züge, die übrigens der aufmerksame Beobachter bei romanischen Völkern, vor allem Italienern und Spaniern, auch jetzt noch entdeckt.

Ob die Religion ihre sittigende Kraft auf das Volk noch in alter Stärke ausgeübt hat, ist schwer zu entscheiden; vorläufig spricht mehr dafür als dagegen. Im übrigen stehen wir hier ja einem der schwierigsten Probleme historischer Forschung gegenüber. Wie soll man fast ohne Unterlagen über eine entlegene Vergangenheit urtheilen, wo selbst für die Gegenwart kaum jemals ein übereinstimmendes Urtheil zu erzielen ist, wo moderne Enqueten zur Entrüstung der Betroffenen den deutschen Bauernstand in einzelnen Territorien als durchaus unsittlich oder heidnisch charakterisiren.

Ueber eins können wir aber nicht im unklaren sein, über die furchtbare Verschlimmerung in der moralischen Haltung des hohen und niederen Klerus. Die thatsächliche Idealisirung des geistlichen Standes seit Gregor VII. hat Jahrhunderte angehalten, jetzt war die Kraft desselben gebrochen. Wann der traurige Prozeß eingesetzt hat, ist nicht auf ein Menschenalter zu bestimmen: jedenfalls hat die Zeit des großen Schismas auch hier einen Zustand dauernder Zügellosigkeit geschaffen.

Wir machen es uns verständlich, wenn wir z. B. den Unterschied zwischen dem 12. und 15. Jahrhundert betrachten. Was damals als vereinzelte Erscheinung gerügt und bestraft wurde, macht jetzt kein Aufsehen, wird als Alltägliches bekannt gegeben. Gewiß gibt es viele ehrenwerthe Ausnahmen, vielleicht sogar territorienweise, aber sie sind zeitweilig doch nur Ausnahmen. Die Folge war, daß der Stand dem Haß und der Verachtung des Volkes anheimfiel. Es ist auch keine wesentliche, andauernde Besserung seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, seit dem Auftreten des großen Kardinals von Cues, zu vermerken.

Ebenso sicher und ebenso traurig ist dann der Zug starker Verweltlichung, der sich an der römischen Kurie und im Verkehr derselben mit der abendländischen Welt zeigt. Nicht als die segenspendende Mutter, sondern als die Geld fordernde Herrscherin nahte sie sich vielfach im Jahrhundert vor der Reformation den Ländern, den Korporationen, den Einzelnen. Der furchtbarste Gedanke ist doch immer, daß es fast nichts Religiöses ohne finanziellen Beigeschmack mehr gab, daß nicht einmal die Leitung der Seelen und die Gewinnung der ewigen Seligkeit davon frei war.

Unzählige Reformpläne und Reformversuche sind gemacht, sie scheiterten und mußten scheitern, da jene apostolische Opferwilligkeit erstorben war, die allein hätte den Erfolg sichern können. Und so fuhr denn, wie der westfälische Universalhistoriker Gobelin Persona im Jahre 1418, gerade 100 Jahre vor Luther, vorausgesagt, — indem er, altersmüde und bitter enttäuscht über die zergangene Reformation des Konstanzer Konzils, die Feder aus der Hand legte —, der Herr im Sturm einher und zerstörte die Schiffe von Tharsis!

Reformpläne und -versuche begegnen uns vor allem in der kirchenpolitischen Traktatenliteratur des 15. Jahrhunderts. In ihr krystallisirten sich gleichsam die reformatorischen Bestrebungen, aber in eigenthümlicher Art. Ihr Ausgangspunkt ist die Zeit des großen Schismas. Es gibt Höhepunkte wie die Konstanzer und Baseler Konzilszeit, wo Jahr für Jahr solche Schriften erscheinen. Ihre Titel: De squaloribus Romanae curiae, oder: de ruina ecclesiae, oder: de necessitate reformationis, oder: confutatio primatus papae, meist wenigstens ursprünglich, kennzeichnen den in ihnen herrschenden Geist. Ihre Verfasser sind vielfach Kurialisten oder Männer, die mit der Kurie Beziehungen haben, reformbegeisterte Mönche und Bischöfe, — so ist der Wormser Bischof Mathäus v. Krakau trotz gegentheiliger Behauptung der Urheber der Schrift: „Vom Schmutz an der römischen Kurie“ —, zuweilen drückt auch getäuschte Hoffnung oder erlittene Kränkung einem Reformer die Feder in die Hand. Die Bewegung ist nicht so grundstürzend wie die spätere; aber auch lange nicht so zahm, wie vielfach angenommen wird.

Nicht das ganze Kirchengebäude soll gestürzt werden, wohl aber wesentliche Theile; der größte Revolutionär des Mittelalters, der mit seinen Ideen um Jahrhunderte vorausgeeilt, der die deutsche Reformation wie französische Revolution vorgeschaut, Marsiglius von Padua, den Papst Clemens VI. als den gefährlichsten Ketzer brandmarkte: er ist der Mentor des Kurialisten Dietrich von Niem wie des Minoritenprovinzials Mathias Döring, ihn liest man an der Kurie und er gilt als der magnus theologus.

Kein Wunder, daß sich unter solcher Leitung der Kirchenbegriff zu einer alle Guten umfassenden Gemeinschaft erweiterte und verflüchtigte, daß man davon jene sündige, fehlbare römische Kirche mit ihrem Papst und ihren Kurialen scharf schied, daß es keine Unfehlbarkeit der allgemeinen Konzilien mit Sicherheit für sie gab, daß wicliffitische und hussitische Neigungen und Anschauungen stets durchschimmern, daß vor allem der Kampf gegen das päpstliche und kuriale System mit allen Waffen versucht wird.

Und das ist das Wesentliche. Es gibt wohl kaum eine Literatur, in der ein Jahrhundert lang so systematisch die angesehenste Institution des Organismus, in dem man selbst lebt, verächtlich und lächerlich gemacht worden ist.

In Italien verblaßt nach der Mitte des Jahrhunderts der Kampf und gewinnt die Vertheidigung der absoluten Papstgewalt Jahr für Jahr an Boden, in Frankreich entzieht die neue pragmatische Sanktion der Opposition ihren Stachel, in Deutschland bleibt sie, gepflegt von Mönchen, gelehrten Theologen und Politikern. Es gehört zum guten Ton, sich an den so offenkundigen Schäden des Papstthums die literarischen Sporen zu verdienen. Unbestreitbar hat sich diese Auffassung in mönchischen und gelehrten Kreisen fortgeerbt und ist Luther trotz der mehr papalen Richtung der Augustiner in ihr groß geworden. Die Kampfesart und wohl auch die Kampfesauffassung seiner ersten Jahre deckt sich ganz mit der seiner literarischen Vorgänger.

Diese geistige Bewegung ist im einzelnen schon öfter, im Zusammenhang, besonders in Verbindung mit Luther, noch kaum gewürdigt. Auf eine gleichsam parallele Erscheinung politischer Natur ist man erst neuerdings aufmerksam geworden: sie findet literarisch ihren Niederschlag in den geschilderten Reformschriften und ihre Tendenz wird von Kahl als Cäsareopapismus bezeichnet. Viel wichtiger ist ihre praktische Durchführung seitens des Staates; generell darf man wohl nicht von einer gerade während des 15. Jahrhunderts erstarkenden landesherrlichen Kirchengewalt sprechen. Bei den meist flüssigen Grenzen zwischen Staat und Kirche hat ersterer zu allen Zeiten des Mittelalters das angestrebt, was wir Staatskirchenthum nennen, und es unter thatkräftigen Herrschern, wie Karl der Große, Otto der Große und Philipp der Schöne, wirklich ausgeführt, theilweise in anderen Formen als im 15. Jahrhundert. Aber das ist richtig, daß die vorhandenen Quellen uns die Einmischung der neu entstandenen deutschen Territorialgewalten seit dem großen Schisma deutlicher erkennen lassen; wo hier die neue Forschung einsetzt, bei einem Schweizer Kanton, bei den Städten, bei einem Herzogthum wie Schleswig-Holstein, überall zeigt sich das gleiche Streben, wie es formulirt ist in dem bekannten Satz: Dux Cliviae est papa in terris suis, zuweilen mit einem Erfolg, der einen Forscher zu der Bemerkung veranlaßt, daß man schon damals nicht weit mehr von einem landesherrlichen Summepiskopat gewesen sei und daß Luther nur einer von ihm unabhängigen, mächtigen Strömung sich anschloß, als er die Kirche dem Staat auslieferte.

Vielleicht kommen wir durch ein so vertieftes Verständniß der Einzelvorgänge der Vorreformationszeit auch

zu einer einheitlicheren und vertiefteren Auffassung jenes gewaltigen geistigen Prozesses der Menschengeschichte, den wir mit dem Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit bezeichnen. Ist es nicht eins der packendsten Probleme, zu erforschen, was im Innern der Millionen und aber Millionen Menschen Westeuropa's vor sich gegangen ist, dazu meist Menschen ohne höhere geistige Bildung, aber mit warmem religiösen Empfinden, daß sie innerhalb weniger Jahre ihre bisherige Ueberzeugung gegen eine stark geänderte religiöse Weltanschauung vertauscht haben? Haß gegen Rom, Verachtung gegen einen vielfach unwürdigen Klerus, Entrüstung über die Vorgänge bei den Ablaßpredigten, Humanismus und Entwicklung des Individualismus, Staatskirchenthum und so viele andere Einzelerscheinungen: sie bewegen sich doch nur an der Peripherie des Problems, sie alle zusammen genügen nicht, in den Kern desselben zu dringen. Ich kenne nur zwei Kirchenhistoriker, die ihm in dieser Weise nahe getreten sind: der Tübinger Baur betrachtet die der Reformation zunächst vorangehende Periode nur aus dem Gesichtspunkt des Hegelianismus. Er erklärt sich den Uebergang von einer verderbten Kirche zu einer das Seligkeitsinteresse befriedigenden aus dem Wirken des immanenten Menschengeistes, welchem der ganze Inhalt der Geschichte, so wenig er auch oft dem Wesen des Geistes entspricht, doch immer wieder nur dazu dient, an ihm sich mit sich selbst zu vermitteln, sich über sich selbst klar zu werden und sich auf eine höhere Stufe seines geistigen Bewußtseins zu erheben. Der Historiker vermag mit dieser Formel wenig anzufangen; dann kann man ebenso gut die Hand Gottes dafür setzen, wie es von anderer Seite geschieht. Historisch ungleich tiefer geht Harnack, der dogmengeschichtlich ein starkes neues Heilsbedürfniß der breiten Massen jener Zeiten zu begründen sucht; das wirkt bestechend, mag auch im einzelnen zutreffen, für das Ganze kann ich es nicht zugeben, und daß Harnacks Unterlagen nicht unanfechtbar sind, habe ich schon einigemale angedeutet. Aber können wir einen solchen geistigen Prozeß nach Jahrhunderten in auch nur annähernd adäquater Form uns vorführen und durchleben? Oder sind alle Zeiten, z. B. die entschieden positiver gerichteten des ausgehenden oder die dogmenfeindlichen Zeiten des beginnenden 19. Jahrhunderts, dafür in gleichem Maß bei gleichen historischen Hülfsmitteln geeignet? Ich werfe die Fragen nur auf, ich beantworte sie nicht, weil das über den Rahmen meines Themas hinausgehen würde.

Ich habe in meinen Ausführungen, entgegen dem Brauch bei solchen Anlässen, mehr Mängel der Forschung als Ergebnisse meiner Forschung, mehr Anschauungen als Thatsachen geboten. Möge die Bedeutung der geschilderten Verhältnisse es entschuldigen! Hier handelt es sich nicht allein um Feststellung sogenannter gelehrter Ergebnisse, sondern auch um Klarstellung von Dingen, die weite Kreise interessiren, und um Erzielung von Resultaten, deren Glaubwürdigkeit der Unterschied der Konfessionen nicht mehr beeinträchtigt. Derartig festgestellte historische Wahrheiten, mögen sie so oder so lauten, können auf die Dauer nur segensreich auf das geistige Verhältniß der Konfessionen einwirken.

Neuere deutsche Lyrik.

Alfred Mombert ist einer der wunderlichsten Heiligen, denen man begegnen kann. Wenn man seinen Band Gedichte, „Die Schöpfung“[1]) liest, fragt man sich schon nach einigen Seiten, ob der Dichter wohl Ernst oder doch nur Scherz beabsichtige, so sehr klingen diese gereimten und ungereimten Gedichte nach dem sinn- und zusammenhanglosen Reden eines geistig Gestörten, bei dem die Gedankenfäden zwar mannichfach verwickelt, aber alle Augenblicke durchschnitten sind. Nur hier und da leuchtet ein Blitz verhältnißmäßiger Klarheit durch dies Chaos und man glaubt zu erkennen, was der Dichter gemeint und gewollt hat.

Auf Seite 121 heißt es:

Im Donnersang, da ich erschuf das Meer,
war seine Schöpfung alt, schon tausend Jahre her,
und ich selber uralt,
und verlor Halt und Gestalt,
verfiel trübsinnig in Traum,
überspritzt von weißem Wogenschaum.
Schreiende Adler, mich beschwirrend,
durch die Höhlen meines Mantels wirrend.

Alle meine Seelen schliefen.
Da hob sich strahlend die Sonne aus den Tiefen.
Ich erschauere,
merkend, wie ich tigerhaft mich belaure:
meine Hand, steil zur Wölbung hochgereckt,
und das Himmeldach schon abgedeckt,
die Sonne hinaus zu lassen
in ihre goldnen Gassen.
Und die Hand schafft ohne den Geist,
ich liege von schreienden Adlern befreist,
es geschieht Alles sonder meinen Willen.

Ich liege: stiller Mann im Stillen.
Mich überrollt der Luftgeister Gespann,
es fängt ein neues weites Leben an.
Es hebt sich lächelnd die Erde aus den Fluthen,
sie ist grün,
ihre seligen Kelche glühn,
mein Auge blickt und blickt,
wie zwischen leichten Birkenruthen,
eine Meise sich ihr Nestchen flickt.

Also, um dem Faden nachzugehen, der diese und andere seiner merkwürdigen Gesänge verbindet, der Dichter fühlt sich gleichsam als Schöpfer der Welt, und eine wilde tolle Phantasie, wie er sie geschaffen hätte, wenn ihm ihre Götterkraft beschieden wäre, stürzt durch seine Seele. Dann empfindet er diese Götterkraft, höher und höher geht der Flug seiner Gedanken — aber dazwischen treten plötzlich triviale Alltäglichkeiten, oder erotische Vorstellungen. Es ist, als führte seine Phantasie ein Eigenleben, ohne jeden Zügel, alles überwuchernd — und er sucht ihr nachzuschreiben, ihre abstrusen Wege zu gehen, ihre Sprünge, ignorirend, nur durch wahllose Worte ihre Spur verfolgend um jeden Preis. Manchmal sind es nur im Vorbeistreifen berührte abgerissene Töne, unverstandene Gefühle, nebelhafte Stimmungen, für die das Wort nicht ausreicht oder die es fälscht; oder aber in so raschem Wirbel wechselnde weiterführende Gedanken, daß sie sich nicht bis zu Vorstellungen verdichten konnten — und das ist das Charakteristische. Mombert sucht den Ausdruck für alles zu finden, was bewußt und halb bewußt, willkürlich und unwillkürlich durch seine Seele zieht, alles der dichterischen Wiedergabe für werth haltend, den ganzen Reigen seiner überheizten undisciplinirten Phantasie.

Hier noch eine Probe:

Hundertmal in der Nacht
bin ich aufgewacht.
Ich hörte das Summen einer großen Fliege.
Ich sah Schneeländer
und feuerflammende Vulkane;
Ich griff nach meinem Skizzenbuch
sie nachzuzeichnen.
Und das erschütterte mich tief;

1) Verlag von W. Friedrich, Leipzig.

mein Herz versteinte.
Dann sah ich stundenlang
in einen schwarzen Abgrund
glänzende Thränen hintertropfen.

Unten als Anmerkung steht: „Fremder, der du dies liest bei der Nachtlampe: Neige dein Haupt, du stehst auf dem heiligen Boden der Tragödie."

Genug von dieser Poesie, die doch keine ist; die Phantasie darin ist eigenartig und oft auch schwungvoll mächtig; in der Seele des Autors mag einiges von dem liegen, was den Dichter macht, aber so wenig einzelne Töne, Accorde oder musikalische Figuren zusammenhanglos echte Musik sind, so wenig sind diese Gesänge echte Dichtungen. Warum sie Vieler Interesse erwecken, das liegt auf einem ganz anderen Blatt.

Woher kommt es, daß derartiges jetzt nicht nur Leser, sondern auch Freunde findet, was vor einem Jahrzehnt nur dem allgemeinen Hohn verfallen gewesen wäre? Es scheint mir denn, trotz Ben Akiba dies ist noch nicht dagewesen! daß es nur ein Weitergehen auf einem bereits betretenen Weg ist — man will Wahrheit, ehrliche ungeschminkte Wahrheit auch im Gefühlsleben. Man sucht sie nicht mehr nur in der Welt des Häßlichen oder Schauerlichen, von jenen Verkehrtheiten ist die Kunst zurückgekommen. Im Menschen sucht man die Empfindungswelt zu erkennen, zu erforschen mit demselben Streben nach unbedingter Wahrhaftigkeit. Und je tiefer man hier dringt, um so weitere noch kaum betretene Gebiete erschließen sich.

Früher war in der Lyrik auch der Abglanz der Ereignisse in der Seele des Poeten — heute ist es das Seelenleben als solches allein, zu dessen Erforschung ein Theil unsrer modernen Talente auf ihre Weise beiträgt, seine labyrinthischen Gänge, seine Abhängigkeit von Temperament und Nerven, all die tausend immer noch theilbaren Nuancen der Stimmungen und ihr rascher Wechsel, bis zu den zerfließenden Grenzen, ja bis darüber hinaus in das Gebiet der Ahnungen und des Unbewußten. Der Roman, die Novelle sucht mit Vorliebe psychologische Probleme, und die Lyrik geht denselben Zielen nach. Je mehr die fortschreitende Kultur die geistige Aufnahmefähigkeit und Sensitivität erhöht und differenzirt, um so interessanter wird in dieser Beziehung der moderne Dichter als Spiegel der Menschheit, schon allein deßwegen, weil die Vollnaturen, die aus eigener Kraft das Gleichgewicht zwischen Schmerz und Glück in sich halten, immer seltener werden, dagegen jene, denen ein verfeinertes reizbares Nervenleben auf Kosten der physischen Stärke zutheil geworden ist, sich häufiger finden. Und diese tragen durch ihre erhöhte Fähigkeit, Schmerz und Leid zu empfinden, ein tragisches Element in der eigenen Natur: wenn sie auch Wonne und Glück tiefer und mehr fühlen, in unsrer Welt, wie sie nun einmal ist, wird immer mehr Leid wie Freude sein. Daß gerade die Poesie hier, bei diesem tragischen Element einsetzt, liegt nah, und ebenso verständlich werden die Versuche unsrer Zeit diese sich zu Typen ausbildenden modernen Gegensätze auch auf dramatischem Gebiet zu verwenden.

„Ich und die Welt." Gedichte von Christian Morgenstern.[1]) Der vorliegende Band trägt die charakteristischen Zeichen der Anfängerschaft und der Jugend in der Unausgeglichenheit und Uebertreibung der Gefühle, in den großen pathetischen Worten, in der ganzen unreifen Weltanschauung. Der Titel des Buches, sodann das von sich selbst als vom „Jüngling" reden, z. B. „Jünglings Absage," das viele Reflektiren über die eigene Persönlichkeit läßt die Frage berechtigt erscheinen, ob es sich hier um edles Selbstbewußtsein oder um eine tüchtige Dosis Unbescheidenheit handelt, die sich die mißverstandene Nietzsche'sche Herrenmoral als Mäntelchen umgehängt hat. In dem Gedicht „Entwicklungsschmerzen" sucht der Autor sich ganz zu zergliedern, aber zugleich behandelt er den Trieb dazu mit jener Ironie, die besonders bei Heine ihren Ausdruck findet.

1) Verlag von Schuster und Loeffler.

Die Sprache in den Gedichten ist, mit einigen Ausnahmen, von wenig Wohllaut, oft recht unmusikalisch und nüchtern.

Wozu das ewige Sehnen?
Laßt uns die Brust dehnen
Auch ohne romantischen Trug.
Wir sind! Das ist doch genug.

Und doch ist manches fesselnd und ansprechend:

Vorfrühling seufzt in weiter Nacht,
daß mir das Herze brechen will;
die Lande ruhn so menschenstill,
nur ich bin aufgewacht.

O horch, nun bricht des Eises Wall
auf allen Strömen, allen Seen;
mir ist, ich müßte mit vergehn
und, Woge, wieder auferstehn
zu neuem Klippenfall.

Die Lande ruhn so menschenstill;
nur hier und dort ist wer erwacht
und seine Seele weint und lacht,
wie es der Thauwind will.

Und dann: dieser Dichter hat doch eigene Gedanken, womit er das etwas ersetzt, was seine Verse an Gefeiltheit und Klang bis jetzt noch entbehren. Und diese Gedanken zeigen eine interessante und starke Persönlichkeit, der zu harmonischer Fernwirkung nur noch ein Stück Gereiftheit fehlt. Wenn er seiner inneren Entwicklung nach dazu kommt, den Titel seines Buches statt „Ich und die Welt" „Die Welt und ich" nennen zu können, dann darf man mit berechtigter Hoffnung seine Werke verfolgen.

Lediglich mit Phasen der eigenen Entwicklung befassen sich „die vier Bücher des armen Thoms"[1]) von Hans Tomaseth. Das ist ja schließlich des Lyrikers gutes Recht, aber ich bezweifle, ob diese tagebuchartigen Ergüsse, vom Autor Dichtung genannt, viele Leser interessiren und fesseln werden. Sie sind hochgradig hysterisch: unrein im Gefühl, krankend an der Sucht nach Erregungen um jeden Preis. An Selbstvertrauen und Aufrichtigkeit bis zum Cynismus fehlt es nicht, dafür aber an Takt, Geschmack und schlichter Innerlichkeit. Die gewählte Form ist voll tönender, großer Worte, an denen der Verfasser sich auf Kosten der natürlichen einfachen Empfindung zu berauschen und zu steigern scheint, denn die Ausdrücke werden immer toller und gewagter, das Pathos immer hohler, so daß die Grenze vom Erhabenen zum Lächerlichen völlig verwischt ist. Hier eine Probe gleich von der ersten Seite:

„In jenem rauschenden Garten am Saume der Menschenstadt, wo braune Wetterstämme aus regendurstigen Wurzeln ragen, riß ich eine Knospe vom Buschwerk und zernagte sie mit meinen Zähnen. Denn ich bin ein Lustsehnender. Ein Taumelnder im Dunstkreis des Lebens."

„Fluch mir Knospenmörder! Er wimmerte nicht, er blutete nicht, jener Knospe Lenzkeim. Bitterer Speichel floß in meinem Mund zusammen, nicht heißrothes Thierblut."

„Fluch mir! Lustlos war mein Vernichten, stumm die Qual des Opfers!"

„Ich aber sehne mich nach des Lebens Außentönen... denn ich bin ein Frühlingseher, Weltsucher!"

1) Verlag von Karl Konegen, Wien und Leipzig.

Genug davon, in diesem Stil einer geschraubten Selbstbespiegelung geht es weiter — ob er sich zuruft: „Erkenne selbst dich!“ oder ob er aufschreit: „Bei meinen Weltschmerzmuskeln! Ich möchte ‚Einer von Wenigen‘ sein!... Werde dein eigener Prügeljunge! Wahrhaft That genug für einen Gedankenzerfressenen, für einen Leidschwülen!“ — es bleibt immer dieselbe affektirte Ausdrucksweise, kranker Inhalt, kranke Form! Er liebte, wobei er „mager und wadendünn“ wurde, schließlich scheint ihm ein höheres christliches Ideal aufzugehen durch den Einfluß einer Geliebten, einer Baronin, welche „pfadirrend, welteitel, sehnsuchtgestachelt, leidschwül, wonnedurstig, wahngehetzt, schamgequält, reuezernagt, einsamfröstelnd, flammenversengt, unrein in Reinheit, Spiegel der Menschheit“ ist, wie auch er. Sie stirbt: „geht zur Tempelreinheit ein“, nachdem er sie gepflegt hat. Selbst hier findet sich kein Ton echten Gefühls, es bleibt Phrase: „Ich will dich stützen, bis du ausgelitten — dein Betstuhl will ich, Tiefgeliebte, sein!“

Man thut solchem Werk fast zu viel Ehre an, wenn man ernsthaft darauf eingeht — aber es ist typisch für eine gewisse Richtung, die sich modern nennt, und gleichsam das Gigerlthum in der Lyrik vertritt. Die Entdeckung dieser „Ichsucher“, daß nur in der eigenen Seele der Schlüssel zur Erkenntniß des Lebens ruht, ist uralt — daß man deßhalb nun in diese Seele hinabsteigen, sie belauschen, behorchen müsse und zutage fördern, was sich irgend darin vorfindet, Reines und Unreines, Reifes und Unreifes, das ist der traurige Trugschluß, dem man Bücher wie dieses verdankt.

Wenn, wie etwa bei Mombert sich ein inneres Leben voll eigenartiger Phantasie und Kraft, wenn auch noch unausgegoren bis zur Absurdität, zeigt, so können wir, obwohl die künstlerische Gestaltungskraft vermissend, welche den Dichter macht, uns zu einiger Theilnahme für den Menschen aufraffen. Aber einem Tomaseth und Genossen gelingt nicht einmal dies. Wäre wirklich das Krankhafte, Degenerirte in ihnen, dem sie mit solch lüsterner Neugier nachspüren, das allgemein menschlich Gültige und nicht nur das traurige Erbtheil mißleiteter, vergeudeter oder zersetzter Kräfte — es wäre schlimm um die Zukunft bestellt.

Neben den „Orphischen Liedern“ von C. Christomanos[1]) haben die Bücher des armen Thoms immerhin noch eine gewisse Einfachheit, wenigstens sind sie in verständlichem Deutsch geschrieben. Auf schönstem Büttenpapier, Längsformat, zusammengehalten von einer blauseidenen geschlungenen Schnur, geschmückt mit einer Zeichnung von Lefler, welche Orpheus darstellen soll, dem die Vögel des Waldes ihre Geheimnisse zuflüstern, während er das Gesicht im Arme verbirgt, erregen diese Lieder durch dies ungewöhnliche Aeußere berechtigte Erwartungen. Und in der That, ungewöhnlich in jeder Beziehung ist das Gebotene ungewöhnlich affektirt, unecht im Gefühl, gemacht in der Form, posirend die angewendeten Bilder, zum Theil geradezu bei den Haaren herbeigezogen. Es ist alles Mache; das einzig Bemerkenswerthe sind Aeußerlichkeiten, an denen ja leider unsre jüngste Dichtkunst die frühere weit übertrifft. Eine kleine Probe mag dies verdeutlichen.

Lorbeer-bäume!
lorbeer-bäume! —
.. was er-harret ihr / harrende /
so dunkel
schlummernde? —
... was er-harret meine harrende seele /
die dunkel
schlummernde — —

1) Ebendaselbst.

Traute tiefe seligster nacht! —
neidend leuchte dir nie
leidiges Licht...
— höre! höre! o höre!
du hehre tief-nacht
ohne ende
ohne ende — — —

Ist es wirklich eine Bereicherung, durch solche Anwendung der zu ganz anderen Zwecken üblichen Interpunktionszeichen die Lyrik vertiefen zu wollen? Was das Abtheilen der Silben eigentlich soll, ob das rhythmische Gefühl unterstützen, oder ob es das Abbrechen des einzelnen Tons bedeutet, wenn man sich die Worte gesungen denkt, wage ich nicht zu entscheiden. Aber diese ganzen Spielereien sind unwürdig und verschleiern lediglich die Armuth der poetischen Leistung.

Der Name Holm hat in der modernen Dichtkunst einen guten Klang; Corfiz Holm, der Sohn der Dichterin der reizenden Mutterlieder, Mia Holm, veröffentlichte einige reizvolle Verse in der „Jugend“. Nicht mit ihm zu verwechseln ist Kurt Holm, dessen Buch „Meine Welt“ in Berlin bei Calvary erschienen ist. Diese Welt ist nicht gerade bedeutend oder interessant — wie viel Alltägliches in alltäglichster Form findet sich auf diesen 200 Seiten! Daß diese gereimten Ergüsse dem Autor Vaterfreuden gemacht haben, glaubt man gern, aber er hätte Vieles davon nicht drucken lassen sollen. Seine leicht erregbaren Liebesgefühle suchen und finden ihren Ausdruck mehr in der Menge als in der Tiefe des Erlebten. Das „Präludium“ zu seinem „Liebesgarten“ trägt die Ueberschrift „Weiber“ und schließt mit schöner Selbsterkenntniß:

Und ob ich auch wende Blatt für Blatt,
Allüberall kann ich's lesen,
Daß mich die Liebe vergiftet hat
Bis in mein innerstes Wesen.

Dann kommen sechs Abschnitte, die sechs verschiedene Mädchennamen tragen, wo trotz des jeweils am Ende gedrohten Selbstmords oder mehrfach gebrochenen Herzens der Anfang uns immer wieder erzählt

„Wie leis aufs Neue in mir ihre Schwingen
Die Liebe regte und mich überwand.“

Aber ist es auch keine himmelstürmende Begabung — wenigstens ist nichts Erlogenes in der Empfindung; man wird heute in dieser Richtung bescheiden. Das Fehlen dieses Faktors, der die ganze Bekenntnißlyrik ungenießbar macht, ist schon anerkennenswerth. Und ab und zu sind dem Dichter auch einfache innige Verse gelungen.

Nun hast du alles mir gegeben
Was mir verblieb —
Und flüsterst nur noch unter Beben:
Behalt mich lieb!

Nun lös ich leise dir die Hände
Und athme kaum —
O Wunder du, ohn alles Ende,
O Märchentraum!

Wenn der Autor seine Grenzen erkennt, wenn er bei der Herausgabe kritischer sichtet, gewissenhafter feilt und sich vor gesuchten Wortbildungen und Bildern hütet, wie etwa „Gedüfte, glüher Mond, grauragender Himmel wie Morgensee“ 2c., die bei ihm, dessen Bestes die Einfachheit ist, unangenehm wirken, mag er immerhin noch eine Stelle im deutschen Dichterwald einnehmen.

„Die Komödie der Liebe“ von Eugen Neresheimer[1]) wird vom Verfasser ein wunderliches Gedicht betitelt, ohne daß man über den Grund dazu klar wird. Es ist ein ziemlich talentloses Werk, gereimte Prosa, von abstoßender Derbheit und grobem Cynismus. Das Kostüm des verachtenden Kenners von Welt und Menschen scheint dem Autor noch nicht recht zu passen, wir stoßen oft auf Unreife und Oberflächlichkeit. Der Standpunkt, den er der Liebe gegenüber einnimmt, ist ein derartiger, daß man seine Erhabenheit über die „in Berlin erfundene Kunst“ mit ihren Vertretern wie „Dehmel und andere Pornographen“ nicht begreift. Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen.

Fast all und jeder Gestaltungskraft entbehrt auch Hermann Hesse in einer Sammlung poetischer Prosageschichten, deren Titel „Eine Stunde hinter Mitternacht“[2]) nicht gerade bezeichnend für die nachfolgenden Konfessionen, Träume und Erlebnisse ist. Nur ein einziges Stück ist nicht in der Ichform geschrieben, es ist dies das am wenigsten langweilige des Buches.

Etwas mehr Können und wirkliche poetische Begabung findet sich bei Max Bruns, der mit einer Sammlung Gedichte unter dem Titel „Lenz, ein Buch von Kraft und Schönheit“[3]) erscheint. Er gehört auch zur modernen Schule, deren Vertreter er, von Liliencron bis Mombert, häufig anführt. Es gelingt ihm manches anmuthige Stimmungsbild, namentlich könnten textsuchende Komponisten bei ihm einige Ausbeute finden, an poetischen Freiheiten fehlt es natürlich auch in diesem „Lenze“ nicht. „Dauerprächte (!) lieg' her, plain chasse“ und dergleichen Nachlässigkeiten nehmen sich unsre jungen Genies nicht übel und die Kritik würde auch gern darüber wegsehen, wäre es dem Dichter besser gelungen, seinem schönen Leitspruch (S. 7) „Sei nur wahr“ und „werde nur schlicht“ nachzukommen. Immerhin, wer solches Programm aufstellt, von dem darf man Erfreuliches erwarten, und manches Erfreuliche findet sich auch schon in den vorliegenden Blättern, namentlich quält Bruns weder sich noch den Leser mit der absoluten Verachtung von Form und Rhythmus, die bei Manchen stark an den Fuchs und die Trauben mahnt.

Kein „Moderner“ will Hans Leuß sein, der Verfasser einer Reihe von Gedichten,[4]) die er als Mensch den Menschen, humanis homo, bietet. Dr. Franz Mehring hat dem Buche ein ergreifendes Geleitwort mitgegeben, das uns sicher für den Dichter interessirt, wenn wir auch nicht mit all seinen Werken einverstanden sind. Hans Leuß, der hochangesehene Reichstagsabgeordnete, der freiheitsglühende Idealist, ward wegen eines aus ritterlichen Motiven geschworenen Meineids zu 3½ Jahren Zuchthaus verurtheilt, die er bis zum letzten Tage durchgemacht hat. In seinen Versen findet sich überall die Spur des erlittenen Schicksals, der Schmerz über die verlorenen Jahre, über Ungerechtigkeit und Verkennung, Kämpfe um Ruhe und Menschenliebe, der Wunsch nach Rechtfertigung, nach Frieden, Verständniß und selbst nach der Weihe des Dichters und Priesters, man fühlt überall das Ringen nach der äußerlich verlorenen Menschenwürde und die Wahrheit der geschilderten Schmerzen und Kämpfe. Auch aus ferner Weite sucht der Dichter seine Stoffe, ihn fesselt aller Muth, alle Menschenliebe, er singt von der Eigenart der geliebten friesischen Heimath und vom Glück innigen Familienlebens, er fühlt Mitleid mit den elendesten Mitgefangenen und ersehnt sich reinste Weltüberwindung — vielleicht ist der Poet mehr als seine Werke; eine ungewöhnliche, groß angelegte Persönlichkeit ist

[1]) Verlag von Schupp in München.
[2]) Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig.
[3]) Verlegt bei Schuster u. Loeffler.
[4]) Verlag von Sassenbach, Berlin, Paris.

er gewiß und Niemand wird sein Buch ohne innige Theilnahme für den Verfasser und aufrichtige Wünsche nach Heilung seines zerschlagenen Lebens aus der Hand legen. Er hat sicher viel gelitten, möge er in Thaten und Worten zu Frieden und Klarheit durchdringen. Hier eine kurze Probe sowohl seines Leidens als der daraus gewonnenen Lebensweisheit: erstens die letzten Strophen aus dem Liede „An die Freude“:

Nur eine Stätte meidest du von allen
Einstimmmend in den rohen Spruch der Acht:
Des Kerkers Grab und seine öden Hallen
Und des erzwungenen Schweigens graue Nacht.
Und ob ein Lächeln auf den Mienen zittert,
Es ist nicht wahr! Verdorben und verbittert
Der Gram in ihren Tiefen frißt und wacht.
Hier wird das Werk aufs trefflichste vollendet,
Begonnen von der rohen Niedertracht,
Die vom Gefallnen sich verachtend wendet
Uneingedenk der eigenen schwarzen Nacht,
Auf, schreibt die Wahrheit über diese Pforte!
In das Gewölbe meißelt diese Worte:
Hier wird der Mensch zur Bestie gemacht!

Und dann zum Beschluß den Spruch

Schaffen und Dienen.

Sich aus den Schranken der Menschheit heben,
Den Göttern nah; und durch Erbarmen
Den Ausgestoß'nen sich, den Armen
Durch Liebe unterwerfen, das heißt leben.

Als Letzten in der heutigen bunten Reihe wollen wir einen echten Lyriker nennen, dessen Gedichte zum Herzen dringen, der wie Theodor Storm die eigenartige Schwermuth und den leisen Reiz norddeutscher Natur wiederspiegeln, den an unmittelbarer Innerlichkeit kaum einer der Lebenden übertreffen wird. Paul Remers kleiner Band Sommerlieder „Johanniskind“[1]) gehört zum Anziehendsten, was das vergangene Jahr gebracht hat. Auch er ringt noch mit der Form, aber der Stimmungsgehalt wird dadurch nicht beeinträchtigt. Die vier Lieder vom Glück sind wohl das Beste in dem kleinen Buch:

Das Glück, das ist keine lustige Dirne
Die tanzt und lacht —
Das Glück, das ist eine bange Mutter
Die sorgt und wacht....

Wie hier in der Empfindung, so liegt auch in Form und Ausdruck Gebundenheit, ein künstlerisch fein abgewogenes Maß, und doch fühlt man in allem den Herzschlag des echten Poeten. D—n.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Friedrich Adlers Wiederherstellung des Mausoleums von Halikarnaß, der alle älteren, wie die jüngsten für die Architektur wichtigen Ausgrabungen zugrunde liegen, ist jetzt in dem neuesten Hefte der „Zeitschr. f. Bauwes.“ unter Beifügung kleinerer Grabmäler in Akragas, Knidos, Mylasa und Xanthus erschienen. Danach lagert über dem Sockel der festgeschlossene, aus Quadern gefügte oblonge Unterbau von 144 m Umfang, über dem das von 36 jonischen Freisäulen umgebene Hauptgeschoß aufragt. Ueber dem mit Löwen besetzten Kranzgesims steigt in starker Neigung stufenförmig die pyramidale Krönung an, deren Plattform eine Quadriga trägt. Zum Vergleich mit ähnlichen Werken sind auf einem von Eugen Kohte gezeichneten Blatte das System des Athena-Tempels zu Priene und des Pfeilerkapitell des Apollo-Tempels in Milet beigegeben. Die ganze Anlage, die

[1]) Verlag bei Schuster u. Loeffler, Berlin.

durch die Vertheilung von 9 und 11 Säulen auf die verschiedenen Seiten des Pterons bemerkenswerth ist, zeichnete sich nach dieser Wiederherstellung durch einen seltenen Reichthum an Skulpturenschmuck aus, da außer den 36 zwischen den Freisäulen des oberen Umgangs aufgestellten Figuren ebensoviele völlig frei herausgearbeitete Löwen den Fuß der Pyramide umgeben und ein sehr fein empfundenes Fries von Amazonen und Giganten das ganze gewaltige Bauwerk umzieht. Aus der beigegebenen Skizze des Lageplans ersieht man bequem die Stelle des hervorragenden Denkmals nahe der großen die ganze Stadt auf der Höhe im Halbkreis umziehenden Ringstraße. Während die östliche Hafenspitze von dem Arsenal, die westliche, direkt gegenüberliegende von dem später aus den Resten des Mausoleums errichteten Johanniterschloß eingenommen wird, sieht man in halb nördlicher Richtung von dem Denkmal des Mausolos aus das Theater, westlich die Spuren der Stoa und des Mars-Tempels. Die durch den Bildhauer zu bewältigende Menge künstlerischer Arbeit war, wie noch bemerkt sei, so groß, daß die Ausführung der Beschleunigung halber an die vier Bildhauer Skopas, Leochares, Bryaxis und Timotheos übertragen wurde, von denen Jeder je eine Seite des Mausoleums auf sich nahm. Als fünfter Mitarbeiter trat Pythios hinzu, der Meister der erwähnten Quadriga. Hierüber, wie über die Entstehung, die Ausführung und Baugeschichte, sowie die Schicksale des einst den Weltwundern beigezählten Mausoleums gibt Adler in dem umfangreichen Text die wichtigsten Aufschlüsse.

* Ueber die **Thätigkeit der preußischen Staatsarchive** im Jahre 1899 bringt der „Reichs-Anz." eine längere Zusammenstellung, der wir folgendes entnehmen: Während des Jahres 1899 haben in den preußischen Staatsarchiven 893 amtliche und 2485 außeramtliche Benutzungen stattgefunden. Letztere setzen sich zusammen aus 874 Benutzungen, welche durch die Benutzer persönlich an Ort und Stelle erfolgt sind, und 611, welche durch die Archivbeamten auf schriftlichem Wege durch Uebersendung von Akten, Bescheiden und Berichten ihre Erledigung gefunden haben. Im ganzen benutzten die Archive 2047 Privatpersonen, die Gesammtzahl der Arbeitstage aller persönlicher Benutzer betrug 11,906. Die entsprechenden Zahlen des Vorjahres waren 820 amtliche, 2254 außeramtliche, 799 persönliche Benutzungen und 1455 schriftliche Berichte und Bescheide, 1974 Privatpersonen und 10,975 Arbeitstage. Die auf Veranlassung und mit Unterstützung der Archivverwaltung im Verlag von S. Hirzel in Leipzig erscheinenden „Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven" sind im Jahre 1899 um zwei Bände weitergeführt worden. Es sind erschienen: Band 73. Wyß und Reimer: „Hessisches Urkundenbuch. Erste Abtheilung: Urkundenbuch der Deutschordensballei Hessen. 3. Band 1360/99. Schluß." Band 74. Küntzel und Polz: „Preußische und österreichische Akten zur Vorgeschichte des siebenjährigen Krieges." Von dem Werke „Nuntiaturberichte aus Deutschland 1533/59 nebst ergänzenden Aktenstücken" ist erschienen Band 9 der ersten Abtheilung, bearbeitet von W. Friedensburg und enthaltend „Die Nuntiatur des Verallo 1546 bis 1547." Von der durch das kgl. preußische historische Institut in Rom herausgegebenen Zeitschrift „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken" (Verlag von E. Loescher u. Co. in Rom) ist in diesem Jahre Heft 2 des zweiten Bandes und Heft 1 des dritten Bandes erschienen.

-rt- **Neuer Komet.** An der Riviera scheint man sich in den letzten Tagen eines besseren Wetters erfreut zu haben, als nördlich der Alpen, da M. Giacobini, Astronom an der Bischoffsheim'schen Sternwarte in Nizza, in der Nacht vom 31. Januar auf 1. Februar einen neuen Kometen entdeckt hat. Dieser Komet, der erste dieses Jahres, steht im Sternbild des Walfisches, die Entdeckungspositionen sind

Rektascension = 2^h 58^m
Deklination = -7^0 55'

Der neuentdeckte Komet bewegt sich, wie weitere inzwischen in Nizza gelungene Beobachtungen desselben ergaben, langsam auf die Sonne zu. Er würde, da er gegen 6½ Uhr abends seine größte Höhe über dem Horizont erreicht (in München beträgt diese rund 35⁰), für die Beobachtung gegenwärtig äußerst günstig stehen, infolge seiner geringen Helligkeit ist er aber vorläufig nur den größten Fernrohren zugänglich. Außer dem Namen des Entdeckers wird der Komet die vorläufige Bezeichnung 1900a erhalten.

* Aus New-York wird der Tod des Physikers David Eduard Hughes, des Erfinders des nach ihm benannten Typentelegraphen und des Mikrophons, gemeldet. Hughes wurde 1831 in London geboren, kam aber schon als kleines Kind nach den Vereinigten Staaten. Er war anfangs Lehrer der Musik und wandte sich erst verhältnißmäßig spät der Physik zu. Die Erfindung seines Typentelegraphen stammt aus dem Jahre 1855, doch dauerte es mehr als zehn Jahre, bis dieser Telegraph (zuerst in Frankreich) Einführung fand. In seinen späteren Lebensjahren war Hughes Lehrer der Mathematik und Physik an der Hochschule zu Bardstown (Kentucky). Dort gelang ihm die Entdeckung des Mikrophons, ohne welches an die heutige Entwicklung der Telephonie nicht zu denken gewesen wäre.

* **Tübingen.** Zum Nachfolger Weizsäckers auf dem hiesigen Lehrstuhl für evangelische Kirchen- und Dogmengeschichte ist der seitherige außerordentliche Professor an der hiesigen evangelisch-theologischen Fakultät Dr. phil. et theol. Alfred Hegler ernannt worden.

* **Genf.** Der bisherige außerordentliche Professor der Medizin an der hiesigen Universität Dr. Hugo Atramare ist zum ordentlichen Professor und zum Direktor der Universitätsklinik und Poliklinik ernannt worden.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 10. Februar. Nummer 34.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aus der Münchener historischen Werkstatt.

Das vergangene Jahr hat uns zwei stattliche Leistungen auf dem Felde wissenschaftlicher Geschichtschreibung eingetragen. Von der Hand Sigmund Riezlers erschien der vierte Band seiner „Geschichte Bayerns",[1] der das 16. Jahrhundert umfaßt und das auch für unser Volk im allgemeinen so verhängnißvolle Verhältniß dieses Landes zur Reformation zum erstenmal vollkommen deutlich darlegt. Gleichzeitig brachte Karl Theodor Heigel von seiner seit 1892 in Lieferungen ausgegebenen „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Auflösung des alten Reichs"[2] den ersten, gegen 600 Seiten in Großoktav starken Band zum willkommenen Abschluß; er reicht „bis zum Feldzug in der Champagne" (1792) und verdient das ähnliche Lob, daß die verwickelte politische Lage unsres Vaterlands in den Tagen der französischen Revolution und zumal der Eindruck, den es von diesem Weltereigniß empfing, nie zuvor in so echten Farben und daher so lebendig vergegenwärtigt worden. Dies Zusammentreffen weckt eine alte Erinnerung, der wir in einem Münchener Blatte gewiß einen Augenblick Raum geben dürfen.

König Maximilian II. hat einst als deutscher Fürst durch die Stiftung der historischen Kommission der nationalen Kultur in einem ihrer allgemeinen Anliegen unvergeßliche Dienste erwiesen. Nicht minder war er jedoch als Landesvater von dem Wunsche beseelt, daß in Zukunft auch seine Bayern selbst das moderne Prinzip der freien historischen Forschung und Lehre, wie er es ausdrücklich nennt, zu eigener Bethätigung in sich aufnähmen. Als Nachfolger jener Schüler Ranke's, der Sybel und Giesebrecht, die er noch aus der Ferne herbeiladen mußte, hat er sich auf den Lehrstühlen und in den Studierzimmern Münchens Landeskinder von gleicher Wissenschaft und Kunst gedacht. Im Sommer 1864 nun, wenige Monate nach seinem frühen Tode, stellte die philosophische Fakultät seiner hauptstädtischen Universität eine Preisaufgabe, die der historischen Untersuchung des Herzogthums Bayern in seinem Uebergang von den Welfen an die Wittelsbacher galt. Zwei junge Schüler Giesebrechts, geborene Münchener, gewannen den Preis; und da sie das Thema je nach ihrer Individualität von verschiedenen Seiten angegriffen, so schritten sie in weiterer Arbeit zu gemeinsamer Publikation. In dem Buche von 1867: „Das Herzogthum Bayern zur Zeit Heinrichs des Löwen und Otto's I. von Wittelsbach", hat den Lauf der Begebenheit und das Persönliche Heigel behandelt, die rechts- und zustandsgeschichtlichen Abschnitte Riezler verfaßt. Die Kritik begrüßte das Ganze als treffliche Vorarbeit für eine wissenschaftlich abschließende Darstellung der Zeit Barbarossa's. Niemals war ein guter Anfang von glücklicherer Vorbedeutung. Jene beiden Preisgekrönten, längst in Akademie und historischer Kommission miteinander vereint, wirken heute auch an der Ludwig-Maximilians-Universität als Lehrer der Geschichte zusammen; ihre Namen haben auch in der norddeutschen Heimath der Sybel und Giesebrecht anerkannten Klang — die königliche Saat ist volksthümlich aufgegangen.

Von Riezlers jüngster Arbeit soll hier nur im Vorbeigehen die Rede sein[1]; er gehört zu den gelehrten Autoren, von denen man zu jeder Zeit eine gleichmäßig gediegene Aeußerung erwarten darf. Eine ungewöhnlich bestimmte, gehaltene, in sich geschlossene Natur, deren stetiger Sammlung überdies jahrelang der schweigsame Beruf des Archivars und Bibliothekars zugute kam. Ein Historiker, der mit der nämlichen Energie den Gegenstand wie sich selbst beherrscht, so daß auch der Leser sich überall beruhigt unter fester Leitung weiß. Ein Geist, der das Bedürfniß fühlt, sich und Anderen die innere Struktur der geschichtlichen Erscheinungen klar zu machen; im Urtheil behutsam, doch da, wo er seiner Sache sicher ist, von charaktervoller Schärfe. So hat er in seiner Geschichte Bayerns ein Werk geschaffen, das dem früher gepriesenen Muster einer deutschen Landeshistorie, der württembergischen Geschichte des alten Stälin, entschieden überlegen und der großen Tradition eines Aventin nicht unwürdig ist. Der Reiz, den es ausübt, wird natürlich durch den Stoff bedingt: mit der herrlichen Stammesgeschichte des ersten Bandes läßt sich in den folgenden nichts vergleichen; aber auch die Zeichnung Kaiser Ludwigs im zweiten, die Schilderung der Kultur des ausgehenden Mittelalters im dritten Band und im letzten wieder die Charakteristik Leonhard Ecks und seiner Politik, die Erörterung des Gegensatzes der Häuser Habsburg und Wittelsbach stehen wissenschaftlich auf gleicher Höhe. Sehr mit Recht hat man für den Verfasser eines solchen Buches eine Professur für bayerische Geschichte eigens gegründet.

Von Heigel hätte man wohl — im Sinne jener ursprünglichen Arbeitstheilung und -gemeinschaft zwischen den Freunden — statt seiner deutschen vielmehr eine bayerische Geschichte in der Neuzeit seit dem westfälischen Frieden erhoffen mögen, einer Epoche, welche die Darstellung Riezlers schwerlich überschreiten wird. Denn für dies Gebiet der Forschung hat jener Gelehrte sich längst durch eine ganze Reihe inhaltreicher Originalstudien als bester Kenner literarisch bewährt. Der merkwürdigen Gestalt König Ludwigs I. hat er eine jugendfrische Biographie, dem weltgeschichtlichen Anlauf Kaiser Karls VII. im österreichischen Erbfolgestreit eine abgerundete Schilderung von höchstem Werthe gewidmet. Dennoch zog er es bescheiden vor, seine übrigen einschlagenden Arbeiten in zwei Sammel-

[1] Gotha, Fr. Andr. Perthes.

[2] Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.

[1] Vgl. die Anzeige in Nr. 2 der Beil. d. J. Anm. d. Red.

bänden als „Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns“ zugunsten eines künftigen Gesammtdarstellers zu veröffentlichen. Ein Schritt der Entsagung aus Gewissenhaftigkeit; denn man wird ihm zustimmen müssen, wenn er bezweifelt, daß jene Aufgabe schon heute in erschöpfender Weise gelöst werden könne. In der That bedürfte es für die eine Seite derselben, für die Geschichte der inneren Entwicklung des modernen bayerischen Staates, einer Menge von Vorarbeiten, wie sie keinem Einzelnen zuzumuthen wäre. Es kommt hinzu, daß Heigels eigene reiche Begabung verhältnißmäßig minder nach dieser Richtung neigt. Was ihn auch als Schriftsteller anzieht, ist dasselbe, was ihn seit Jahrzehnten als geborenen, beliebten und wirksamen Lehrer und Redner mündlich beschäftigt und was immer die vornehmste Pflicht des Dozenten der neueren Geschichte bleiben wird: das anschauliche Verständniß der weltbewegenden politischen Ideen und Begebenheiten, die mitfühlende Betrachtung der geschichtlich handelnden Persönlichkeiten. In dieser Sphäre bewegt sich sein eigenstes Wesen, wie so viele Hörer seiner Vorträge und festlichen Ansprachen, so viele Leser seiner Essays, Bilder und Skizzen dankbar erfahren haben; hier zeigt sich die Offenheit, Wärme, Beweglichkeit seines Gemüths, die Freude am Großen, die sich gern zu begeistertem Schwunge erhebt, der freundliche Humor, mit dem er auch das Gewöhnliche sich und Anderen genießbar erscheinen läßt. Der gewaltigen Periode um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts hat er dabei früh mit begreiflicher Vorliebe eingehendes Studium zugewandt; und so nahm er vor längerer Zeit bereitwillig den von außen kommenden Antrag an, für die Cotta'sche „Bibliothek deutscher Geschichte“, eine der genossenschaftlichen historiographischen Unternehmungen unsrer Tage, die Wandlung unsres nationalen Geschicks in den letzten Jahren des alten Reichs, von 1786—1806, darzustellen. Auch zu diesem positiven Entschluß gehörte, wie zu jenem negativen, in manchem Betracht ein gewisses Maß von liebenswürdiger Entsagung.

Besitzen wir doch in Ludwig Häussers „Deutscher Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des deutschen Bundes“, die ihre letzte Ausgestaltung vor fast 40 Jahren erhielt, ein nichtsdestoweniger im wesentlichen unveraltetes Buch, dessen dauernde Bedeutung von so verschieden gestimmten Beurtheilern, wie Ranke und Treitschke, einmüthig bezeugt worden ist. Dies Buch, soweit sich dessen Inhalt mit seiner eigenen Aufgabe deckt, verdrängen oder auch nur geradezu mit ihm wetteifern zu wollen, lag Heigel so fern, daß er vielmehr bei seinen Lesern die Kenntniß Häussers, direkt oder indirekt, voraussetzt. So verzichtete er auf einen Ueberblick über die abgestorbene Reichsverfassung, wie ihn der Vorgänger unübertrefflich zur Einleitung gegeben hatte; statt unnützer Wiederholung des Allbekannten bot er uns lieber, auf Grund ergiebiger archivalischer Studien in München und Berlin, an den wenigen Punkten, wo in den Reichsangelegenheiten noch ein Rest von lebendiger Bewegung zum Vorschein kam, in eingehender Darlegung neue Belehrung. So besonders für die Geschichte der beiden letzten Kaiserwahlen von 1790 und 1792, der Nachwirkungen des von Preußen gestifteten, aber bald vernachlässigten Fürstenbundes, wie der Gegenbemühungen von Seiten des Kaiserhofes. In dem nämlichen Bestreben, von Häusser gelassene Lücken auszufüllen, führt uns Heigel, nach dem Vorgang Ranke's in dessen deutscher Geschichte von 1780—1790, den Aufstand der belgischen Provinzen gegen Oesterreich, den Parteikampf in Holland nebst dem bewaffneten Einschreiten Preußens in ausführlicher Schilderung vor Augen.

Denn man wundere sich nicht, von derlei anscheinend auswärtigen Vorgängen oder von polnischen und orientalischen Fragen, in die uns Heigel umsichtig und sachkundig einweiht, in einer deutschen Geschichte zu lesen. Anders war es nun einmal nicht: „Seit dem Frieden von Hubertusburg,“ sagt Heigel mit vollem Recht, „steht die deutsche Geschichte im Zeichen des Dualismus.“ Es ist also in der Hauptsache die Politik Oesterreichs und Preußens, die der politische Darsteller jener Tage vor uns entwickeln muß; und ganz besonders in den Jahren 1786—1790, vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zum Vertrage von Reichenbach, denen das erste Buch der Heigel'schen Historie gewidmet ist, erging sich der diplomatische Zweikampf der deutschen Großmächte weit ausgreifend in europäischen Regionen. Daß darüber die Betrachtung der inneren Zustände und Wandlungen der deutschen Staaten nicht versäumt werden durfte, versteht sich von selbst. Allein auch hier entspricht es durchaus der wirklichen Bedeutung der Dinge, wenn uns das Stillleben der Mittel- und Kleinstaaten des Reichs nur einmal in einer hübschen, aber knappen Uebersicht vorgestellt wird, während das Walten der Joseph und Leopold in der habsburgischen Monarchie und vor allem die preußische Wirthschaft König Friedrich Wilhelms II. und seiner sonderbar gemischten Umgebung das Talent des Verfassers zu lebendig anschaulicher Charakteristik reizt. Auch das Allvertraute empfängt hier neue Beleuchtung durch den Wiederschein einer Persönlichkeit, in der sich gesunder Verstand und menschliche Milde, Erfahrung des Lebens und Kenntniß der geschichtlichen Welt überhaupt wohlthuend zur richtigen Gesinnung und Stimmung eines im besten Sinne populären Historikers vereinigen.

Das zweite Buch Heigels behandelt das auch für Deutschland auf langehin maßgebende ungeheure Ereigniß der französischen Revolution, ihre Wirkung auf das deutsche Volk wie auf die Politik unsrer Großmächte bis zum Ausbruch des Krieges von 1792. Hier findet denn der neuere Historiker auf seinem Pfade keineswegs bloß die Spuren eines Häusser; vielmehr hat neben und nach diesem eine ganze Schaar von Forschern, vor allen Sybel und seine wissenschaftlichen Gegner, in vermittelndem Geiste Ranke, die Frage nach dem wahren Ursprung der Revolutionskriege literarisch erörtert. Bei dieser Sachlage war es nicht bloß statthaft, sondern in hohem Grade wünschenswerth, daß ein moderner Gelehrter aus voller Kenntniß der gesammten Literatur, zu der sich bei Heigel wiederum noch ein nachprüfendes Studium vornehmlich preußischer Archivalien gesellt, den wahren Hergang abermals zu zeichnen unternahm. Heigel verstärkt dabei die überzeugende Kraft seiner Erzählung noch dadurch, daß er dem Leser selbst einen Einblick gleichsam in die Akten der streitenden Parteien gewährt: die Auffassungen Sybels und seiner Widersacher werden gegeneinander abgewogen. Da es sich dabei im Grunde um politische Sympathien für Preußen oder Oesterreich handelte, die in dieser Weise heute gegenstandslos geworden sind, so wird es dem neueren Autor doppelt leicht, seinen an Ranke's objektive Anschauung erinnernden Ausgleich der Meinungen beim Leser Eingang zu verschaffen.

Man könnte vielleicht auch bei historischen Schilderungen eine Manier des Atelierlichts und eine andere des Freilichts unterscheiden. Heigel zieht die letztere vor, d. h. er läßt gern die geschilderte Epoche mit ihren eigenen Stimmen in ganzer Wirklichkeit vor dem Leser zu Worte kommen: die Kaunitz und Hertzberg sprechen zu uns in den originalen Wendungen der Hauptsätze ihrer Denkschriften und Erlasse. Doch er geht noch viel weiter: er hat sich auch die gesammte Publizistik der Zeit, in der es eine eigentliche Presse noch nicht gab, und mehr noch: was irgend in der damals so redseligen höheren und niederen Literatur an „öffentlicher Meinung“ über die Politik zum Ausdruck gelangt, mit unermüdlichem, bewundernswerthem Fleiße zu eigen gemacht,

um uns eine charakteristische Auswahl daraus vorzulegen. So erscheinen uns, wie der große Schatten Friedrichs, auch die Joseph, Leopold u. s. w. in den reflektirenden Aeußerungen ihrer Zeitgenossen; ein nur scheinbar ideales, in der That vielmehr höchst reales Moment des geschichtlichen Lebens. Unvergleichlich an Vollständigkeit und schlagender Deutlichkeit ist in dieser Richtung zumal die Sammlung von Urtheilen Deutscher über die französische Revolution, die Heigel in einem mehr als 50 Seiten umspannenden Kapitel: „Die französische Revolution und der deutsche Volksgeist“ vor uns ausbreitet. Daß dieser Volksgeist gerade damals, trotz oder auch wegen aller humanen Aufklärung und ästhetischen Bildung, zu politischem Denken weit weniger befähigt war, als in irgendwelcher anderen Periode unsrer modernen Geschichte, ist zwar keine erfreuliche Wahrnehmung, gehört jedoch desto entschiedener zur Signatur der Zeit und trägt das Seine zur Erklärung der Katastrophe bei, die unabwendbar über das alte Reich deutscher Nation hereinbrach.

Doch genug, um anzudeuten, auf wie lebhaften Dank das selbstlose wissenschaftliche Unternehmen Heigels Anspruch hat. Sein Buch gereicht jener deutschen Geschichtsbibliothek, die unter anderem die in ihrer Art vollendeten Leistungen Ritters über das Zeitalter der Gegenreformation und Kosers über Friedrich d. Gr. in sich schließt, auch seinerseits zu Zier und Ehre. Es kommt ebensowohl dem Gelehrten zustatten, wie es dem bloßen Freunde vaterländischer Geschichte zu Herzen sprechen wird. Für die künftigen Bände — wir denken, daß die Zeit von 1792—1806 deren jedenfalls noch zwei erfordern wird — wagen wir dem Verfasser den Rath zu ertheilen, daß er in der Erzählung der Kriegsbegebenheiten, worin Häusser das Mögliche geleistet hat, an Raum spare, um uns dafür mit einer gleich ausführlichen Fortsetzung jener Geschichte der „öffentlichen Meinung“ zu beschenken, derengleichen uns noch kein anderer Forscher dargeboten hat.

Alfred Dove.

Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher.

Von Paul Holzhausen.

IV.[1])

Parade und Audienz.

So verschiedenartig auch die Veranlassungen sein mochten, die unsre deutschen Reisenden, deren Berichte hier verarbeitet worden sind, in die französische Hauptstadt geführt hatten, der Gründe einer war immer der Wunsch gewesen, den merkwürdigsten Mann der Zeit mit eigenen Augen sehen zu können und den Klang seiner Stimme zu vernehmen.[2]) „Als ich nach Paris kam, war ich äußerst begierig, den gefeierten Helden des Jahrhunderts zu sehen,“ sagt Kotzebue[1]) und ähnlich Helmina[2]): „Es hatte mich gereizt, den Helden unsrer Zeit von Angesicht zu Angesicht zu sehen und sein ruhmvolles Streben in der Nähe zu betrachten.“ Wenn man will, könnte man daher, bei aller sonstigen Verschiedenheit, diese Reisen mit den Pilgerfahrten der Deutschen nach Friedrichsruh vergleichen. Aus seinem Herzenswunsch, der ihn von den grünen Auen der Weser oder von den kahlen Sandufern der Spree an die Seine gelockt, hat Keiner unsrer Landsleute im geringsten ein Hehl gemacht. Die Empfehlungsbriefe, von denen ihre Taschen strotzten — nur Julius v. Voß hatte in einer Anwandlung nach „Freiheit“ verlangenden Brutusgefühls diese Urkunden des Protektionswesens zuhause gelassen —, die Empfehlungsbriefe genügten, um die Zirkel der „guten“ Gesellschaft, die Hörsäle der Gelehrten und die Salons der „Neureichen“ zu öffnen. Aber wessen Stellung es irgend erlaubte, der hatte sicher noch ein besonderes Empfehlungsschreiben an den Gesandten seines Hofes nach Paris mitgebracht und bestürmte diesen mit Bitten, ihn auch am Hofe des ersten Konsuls vorzustellen. Hiezu war eine vorläufige Präsentation bei Talleyrand erforderlich; dann öffneten sich dem herausrollenden Wagen die Thore des ominösen Gitters vor dem Tuilerienplatz, deren eherne Pfeiler, echt römisch, die konsularischen fasces und Lorberkränze mit fliegenden Adlern darüber zeigten. Die Vorstellungen fanden am Tage der großen Parade statt, die der Konsul regelmäßig am décadi, häufig auch am quintidi der republikanischen Woche abzuhalten pflegte.[3]) Von den Fenstern eines Vorzimmers

---

[1]) S. Beilage Nr. 260, 261 u. 274 v. J. u. Nr. 4 d. J.

[2]) Zu den dem Leser aus dem Vorausgehenden bekannten Besuchern von Paris ist ein neuer getreten. Ein Theil dieser Aufsätze war schon gedruckt, als mir außer den in der Einleitung und den Noten angegebenen Quellen ein Buch bekannt wurde, das sich unter dem farblosen Titel Auch ich war in Paris (Winterthur, Steiner, 1803, drei Bändchen) eher versteckt als ankündigt. Auch eine Rezension in der „Jen. Allg. Lit.-Ztg.“ (1804, Nr. 8) gab wenig Auskunft. Gleichwohl ist der Verfasser dieses anonymen Werkes, der schweizerische Humorist und Romanschriftsteller Ulrich Hegner, der Dichter der einst viel gelesenen „Molkenkur“ (vgl. über ihn Koberstein, 5. A., V, 143—144), der Persönlichkeit wie dem dichterischen Schaffen nach eine zu bedeutsame Figur, um übergangen werden zu können. Schon früher hatte ich bei den mit dieser Skizze zusammenhängenden Studien meinen Blick auch auf die schweizerische Literatur gelenkt, aber in den Briefwechseln und anderen Kundgebungen von Schweizer Staatsmännern, die um jene Zeit in Paris waren — ich meine vor allem die Reding, Rengger, Stapfer, Usteri und den berühmten Pestalozzi —, für meine Zwecke wenig Brauchbares gefunden. Fast ausschließlich helvetische Politika u. dgl. Das Gesagte bezieht sich freilich nur auf das im Druck vorliegende Material; das im Besitze des Hrn. Nationalraths Meister in Zürich befindliche Usteri-Archiv und die von Wydler (Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger, I, 88) angeführte, übrigens gleichfalls politische Korrespondenz Renggers mit seinen Freunden ist mir Verhältnisse halber bis jetzt unzugänglich geblieben. Auch dies wahrscheinlich ohne großen Schaden, wie denn nach einer gefälligen Mittheilung des Hrn. Prof. Dr. Meyer v. Knonau in Zürich auch der Briefwechsel Hegners mit dem Großvater des geschätzten Gelehrten, dem bekannten Zürcher Rathsherrn Ludwig Meyer v. Knonau, für unsre Zwecke kaum etwas bieten dürfte. Anders steht die Sache mit dem Buche „Auch ich war in Paris“. Eine Lobpreisung desselben im „Neuen Teutschen Merkur“ (1803, 12 St., 660), in die der Herausgeber Böttiger lebhaft einstimmt, bedarf freilich der Einschränkung. Hegner war, wie die Literaturgeschichte weiß, ein feinsinniger Stilist, ein guter Kleinmaler, ein Kunstfreund von zarterem Empfinden als Sierstorpff, politisch ein warmer Patriot, kein Freund der Revolution, aus der er für die Schweiz viel übles hatte erwachsen sehen und deren Greuel seine milde Seele verabscheute. Neben diesen überwiegend guten Eigenschaften ist der enge Horizont des in den Ringmauern einer altväterischen Schweizerstadt aufgewachsenen Schriftstellers unverkennbar. Wie er, der Kleinstädter, auf seinen Ausgängen in der Weltmetropole beständig nach Uhr und Geldbeutel greift, aus Angst vor den gefürchteten Taschendieben, wie ihm die Hausdame eines öffentlichen Lokals als eine grande dame erscheint, der er seine Zeche einzuhändigen aus Ehrfurcht kaum wagt, so fehlt ihm auch in anderen Dingen der Blick in die Weite. Zudem ist er nicht nach Paris gekommen, um „Enthüllung literarischer, artistischer, politischer Geheimnisse“ zu machen, und er flüchtet sich gern von den „Wogen dieses wilden Meeres nach dem ruhigen Museum als dem Lande seiner Sehnsucht“ (II, 91). So ist denn auch sein Interesse an der alles überragenden Gestalt Bonaparte's nicht übermäßig groß, und die Schilderung der Parade (II, 94 ff.), in deren Getümmel unser biederer Schweizer, anscheinend halb zufällig, geräth, gehört nicht gerade zu den farbenreichsten jener Tage. Gewiß, auch er spricht von dem großen Konsul, den er 1801, also noch in der früheren Zeit seiner republikanischen Regierung, besucht, nicht ohne Achtung (II, 10, 11, 142, Anm. zu III, 106), aber in diese Achtung mischt sich (vergl. besonders II, 10) ein leiser, banger Zweifel, und es bedarf der sieghaften Erscheinung des Feldherrn unter seinen Garden, um dem behutsamen Beobachter (II, 96) die Worte zu entlocken: „Ich empfand jetzt lebhaft, daß es doch etwas ist: Digito monstrari et dicier, hic est!“ Immerhin hat auch dieses Buch, das ich dank der dienstbereiten Freundlichkeit des Zürcher Stadtbibliothekars Hrn. Dr. Herm. Escher für die späteren Partien meiner Skizzen noch benutzen konnte, zu dem bunten Bild der Zeitgenossen einige Farbentöne beigetragen.

[1]) Kotzebue, Erinnerungen, 108.

[2]) v. Chézy, Unvergessenes, I, 185.

[3]) *Masson*, Napoléon chez lui, 252.

oder einer Generalswohnung aus durften die Bevorzugten in gewählter Gesellschaft dem feierlichen Akt auf dem Carrouselplatz zusehen, während ihre minder begünstigten Landsleute, die über so gute Empfehlungen nicht verfügten, sich bescheiden unter der auf dem Platz harrenden Menge verloren, die zu dem kriegerischen Schauspiel, das sich hier entfalten sollte, die Staffagefiguren lieferte. Zu der kleinen Zahl der Auserwählten gehörten die Reichardt, Sierstorpff und Kotzebue, dann natürlich auch, seiner diplomatischen Stellung zufolge, Johann Georg Rist. Da diesen zugleich die Ehre einer Vorstellung zutheil wurde, so wird sich unsre Darstellung in erster Linie mit ihren Berichten zu beschäftigen haben, selbstredend ohne jene Anderen auszuschließen, deren Mittheilungen hier und da sogar recht interessante Parallelen abgeben.[1])

Wir sprachen oben von dem „Hofe" des ersten Konsuls, eigentlich ein in sich widerspruchsvoller Begriff, der aber geschichtlich geläufig geworden ist. Zu seiner Entstehungsgeschichte für jetzt nur so viel, daß schon das Direktorium, zum Aerger der Jakobiner, in seinem Luxembourg[2]) eine Art republikanischer Hofhaltung eingeführt, Truppenmusterungen abgehalten und Audienzen ertheilt hatte, denen selbst eine gewisse höfische Steifheit nicht fehlte. Doch ist ein charakteristischer Unterschied gegen die Konsulatszeit auch hierin unverkennbar, und der Schilderung eines der ersten Akte dieser Art nach dem 18. Brumaire entnehmen wir die Bemerkung, daß das Auftreten des neuen Staatsoberhauptes von dem der verflossenen Direktoren sehr verschieden gewesen sei und daß eine „Würde" und ein „Anstand" geherrscht habe, „wovon bei Jenen auch nicht eine Spur war".

„Anstand" und „Würde" hatten sich in aufsteigender Linie weiter entwickelt, und um 1802—1803 erscheint der Typus des konsularischen Regiments völlig ausgeprägt. Es ist dies die Zeit, wo die meisten unsrer deutschen Autoren die Feder ansetzten, die also gerade für die nunmehr zu besprechenden Scenen in jedem Betracht als klassische Zeugen auftreten.

Die große Parade war ein Schauspiel, das auf Männer aus dem kriegerischen Volk der Deutschen seine Wirkung nicht verfehlen konnte. Zwar wurden neben der Konsulargarde, der sogenannten Elite (gensd'armerie d'élite) und dem Korps der Guiden an den kritischen Tagen des décadi und quintidi in der Regel auch einige Linienregimenter der Pariser Garnison gemustert, tapfere Soldaten, aber unansehnliche Leute, deren Aeußeres dem an den Drill von Potsdam oder Kassel gewöhnten Auge wenig gefiel. „Man kann an allem bemerken," sagt der Frhr. v. Sierstorpff, „daß hier der beym Militär allmächtige Prügel fehlt." Aber die Augen wurden groß, wenn die Konsulgarde, die Helden von Marengo, herangerückt kamen. Ihre dunkelblaue Uniform von feinem Tuch mit breiten, weißen Rabatten, die rothen Epauletten, die hohen Bärenmützen und weißen Gamaschen, vor allem aber die Leute selber, schön, stolz und martialisch, machten einen gewaltigen Eindruck. Natürlich fand die nörgelnde Berliner Kritik mancher Zuschauer auch an dieser einzig dastehenden Truppe, namentlich was Richtung und Schwenkungen anlangte, allerlei auszusetzen. Sierstorpff ärgert sich über diese Art des Raisonnements, und es ist ja auch nun einmal nicht aus der Welt zu leugnen, daß der Tag von Jena und Auerstädt den Leuten unrecht gegeben hat, die nur in dem Paradesoldaten, der ebenso steif wie sein Ladestock sein sollte, einen ordentlichen Krieger sehen wollten. Aber nicht allein den Preußen, die noch den großen Friedrich auf dem Tempelhofer Felde hatten Revue abhalten sehen, mißfiel ein gewisses laisser aller selbst bei dieser, der geschultesten Truppe des französischen Heeres. Die Sache lag tiefer. Denn hier stieß Art gegen Art. Das Ideal der methodisch veranlagten Deutschen war und blieb eine straffe soldatische Zucht, während den republikanischen Franzosen als das erstrebenswerthe Ziel militärischer Erziehung die Ausbildung eines von dem Gedanken der gloire getragenen Heldenthums vorschwebte, wie es noch heute in der Devise des französischen Heeres ausgesprochen liegt: l'honneur et la France.[1]) Auch ein so vorurtheilsloser, wenigstens in diesen Dingen vorurtheilsloser Beurtheiler, wie Julius v. Voß, einer von denen, die wenig später mit dem Freimuth eines echten Patriotismus ihre Stimme wider die Mißstände der eigenen Heimath erhoben, auch er war von der Erscheinung der französischen Garden nicht übermäßig erbaut. Aber er ist einsichtsvoll genug, den Grund der Abweichung in der Verschiedenheit des Nationalcharakters zu suchen, während er, in Uebereinstimmung mit Sierstorpff, namentlich der höheren Bildung der großentheils aus guten Bürgerfamilien stammenden Gardisten, ihrer „individuellen, heroischen Haltung" und dem „ehrenvollen, physiognomischen Ausdruck der Einzelnen" volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. „Man sieht es ihnen an," sagt auch Domherr Meyer, „daß sie die vorzüglich begünstigten Söhne des Vaterlandes sind, auch Bonaparte kann auf ihre Anhänglichkeit und Treue rechnen."

Neben der Konsulgarde fand die „Elite" große Beachtung, obwohl gerade diese Truppe, wie Sierstorpff wissen wollte, mehr mit Rücksicht auf militärisches Verdienst als auf äußere Schönheit ausgewählt war. Dann hatte der Konsul noch ein besonderes Korps, die erwähnten „Guiden", die späteren reitenden Jäger (chasseurs à cheval) der Kaisergarde und als solche noch in der Nacht von Waterloo Napoleons letzte Bedeckung. „In reicher Husarenuniform" und „vortrefflich beritten", gewährte die Truppe einen prächtigen Anblick, während das Märchenbild aus „Tausend und eine Nacht", die Schaar der 400 Mamluken, aus Griechen, Kopten, Türken und Franzosen zusammengesetzt, in ihrer bunten orientalischen Gewandung, von der die gelbbraunen Ledergesichter seltsam abstachen, dem glänzenden Schauspiel einen ganz aparten Zusatz verlieh.[2])

So erschienen die Legionen des Mannes von Lodi und Kairo, dessen eigene Person vielen der Beschauer hier zum erstenmal entgegentrat. Freilich sahen sie ihn nur flüchtig, die Einen durch das Gitter des Tuilerienhofes, die Andern, wie er, unter dem Vortritt goldstrotzender Generale und Generalstabsoffiziere durch die Vorzimmer des Schlosses schritt, der kleine Mann im einfachen Waffenrock, der wegen seiner unscheinbaren Gestalt unter dem Haufen betreßter Trabanten manchem Auge, das ihn mit Verlangen suchte, unerkannt blieb.[3]) Doch fanden die Glücklicheren Muße,

---

[1]) Berichte und Notizen über die Parade: Meyer, Briefe, I, 50 ff., II, 211 ff., (v. Sierstorpff) Bemerkungen, I, 454—465; Reichardt, Vertr. Briefe, I, 279 ff., III, 306, 308; dazu (v. Voß), Beleuchtung, 182 ff.; Rist, Lebenserinnerungen, I, 269; Auch ich war in Paris, II, 94—97 (kurz:) Henke, Fries, 89; Kotzebue, 112—116, dazu Jen. Allg. Lit.-Ztg., 1804, Nr. 243. — Daneben Zeitschriften: Lond. u. Par., V (1800), 193 ff.; IX (1802), 131; Frankreich, 1802, I, 161—162; Journ. d. Lux. u. d. Mod., XVII (1802), 200 ff.; Franz. Misc., I, 199 ff. — Parodisch: Offne Briefe des Frhrn. Arminius, 74 ff. — Die Schilderungen der Audienzen beim ersten Konsul sind meist an die der Parade angeschlossen. Besonders wichtige Stellen sind weiter unten citirt. Zu erwähnen wäre noch der kurze Bericht über eine Audienz des Mainzer Generals Eickemeyer bei dem Konsul kurz nach dem 18. Brumaire. (Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer, 339—340.)

[2]) Franz. Misc., I, 96.

[1]) Mit treffender Schärfe hat v. Sierstorpff den Unterschied zwischen deutscher und französischer Anschauungsweise hervorgehoben, wenn er (I, 463) sagt: „Wir Teutschen sind noch immer gewöhnt, lieber den sauber mondirten Soldaten als den schmutzigen Helden zu sehen." Man vergl. auch Franz. Misc., III, 42 ff.

[2]) Ueber die Garde: London und Paris, V (1800), 194; (v. Sierstorpff), Bemerkungen, II, 455—59, Napoleon Bonaparte, 237—40.

[3]) (v. Sierstorpff), Bemerkungen, I, 460.

später bei der Audienz seine Gesichtszüge genauer zu studiren. Einstweilen besteigt der Feldherr seinen Schimmel, reitet, während Aller Blicke auf ihn gerichtet sind, langsam die Fronten ab, läßt ein paar Evolutionen und Schwenkungen ausführen, stellt selbst, wie einer der Beobachter meldet, einige neue Artilleriemanöver an, theilt Ehrensäbel an verdiente Krieger aus, unterhält sich gar, was in Potsdam oder Kassel undenkbar, leutselig mit gemeinen Soldaten, die er unbegreiflicherweise mit Namen kennt. Auch heißt es in dem Reichardt-Schlabrendorf'schen Buche, daß der Konsul Anno 1803 auf einer Parade den Rock eines Soldaten von oben bis unten zerrissen habe, um die Betrügereien der Lieferanten vor aller Welt Augen in drastischer Form zu enthüllen. Derartiges faßten Manche als Sorge um das Wohl des gemeinen Mannes auf; Pessimist Schlabrendorf sah darin vor allem die Absicht, den anwesenden englischen Gesandten zu ärgern.[1])

Ueber das Verhalten des Konsuls dem ihn umdrängenden Volke gegenüber gehen die Berichte und noch mehr die Ansichten der Berichterstatter auseinander. Es war eine allseitig bemerkte Thatsache, daß auf der großen Parade Bittsteller, vor allem arme Weiber aus dem Volk, sich ihm näherten und ihn, wie v. Sierstorpff und Kotzebue melden, am Zügel seines Pferdes oder gar an den Beinen festhielten. Er nahm die Bittschriften bereitwillig entgegen; aber, während der hannoverische Freiherr meldet, daß es wegen der für die Sicherheit des Konsuls getroffenen Vorsichtsmaßregeln den Bittstellern schwer geworden sei, bis zu ihm durchzudringen, will Kotzebue von diesen Maßregeln durchaus nichts bemerkt haben. Daß hieraus für die Beurtheilung der Persönlichkeit des Besprochenen mindestens eine Nuance erwächst, versteht sich von selbst. Auch Reichardt läßt seinen Freiherrn Arminius in dem Augenblick verhaftet werden, als dieser etwas verspätete Republikaner im Ueberschwange seiner Freiheitsgefühle den Konsul auf der Parade umarmen will und durch sein seltsames Gebahren in den Verdacht geräth, ein Glaubensgenosse der Höllenmaschinenmenschen zu sein.[2])

Nach der Parade versammelten sich die zur Präsentation zugelassenen Fremden, eine „Probekarte von Nationalgesichtern" (Reichardt), in der salle des ambassadeurs, einem kleinen licht- und luftlosen Raum, wo man sie in der Regel längere Zeit antichambriren ließ, bis sie, wiederum recht hofmäßig, von einem Palastpräfekten in silberbestickter Uniform durch die Spaliere der reichbetreßten Dienerschaar in den Audienzsaal geführt wurden. Ueber die Präsentation geben wir vorzugsweise dem Musiker Reichardt das Wort,[3]) der an einem besonders interessanten Tage vor dem Konsul erschien, zu Anfang des Jahres 1802, als Lord Whitworth, der Gesandte der mißliebigen englischen Nation, sein Kreditiv überreichte: „In dem eigentlichen Audienzsaale, der mit prächtigen hautelisse Tapeten und in den Ecken mit den en trophée schön aufgestellten Fahnen der Garde verziert war, rangirten sich die Gesandten, die zu ihnen zugehörigen Fremden neben sich und hinter sich, nach ihrer gewöhnlichen Ordnung. Nach dieser kam der Prinz Louis von Baden, der auch heute unter dem Namen eines Grafen v. Eberstein von dem badenschen Gesandten präsentirt seyn wollte, fast gegen das Ende der Reihe zu stehn. Der feine Bonaparte wußte das aber schon zu machen, ohne die eingeführte Etiquette, nach welcher er seine Tour auf der entgegengesetzten Seite anzufangen pflegt, zu beleidigen.... Als sich dann aber der Kreis am Ende des Saales öffnete und der große prächtige englische Gesandte, von dem Minister Talleyrand

[1]) Napoleon Bonaparte, 297—8.
[2]) Offne Briefe, 78.
[3]) Reichardt, Vertr. Briefe, I, 287 ff.

und noch einem begleitet, hineintrat, verließ Bonaparte mit der Stelle vor dem Prinzen von Baden auch seine freundliche Miene und trat in die Mitte, etwas von den beiden andern Consuln, welche die ganze Audienz über unbeweglich und stumm auf ihrer Stelle standen; so auch die Minister, die hinter ihnen einen Halbkreis formirten."

Mit sichtlicher Kühle wird der Gesandte der britischen Nation empfangen und mit kurzen Worten und einer „angenehmen, doch geringen Verbeugung" entlassen. Dann fängt Bonaparte seine gewöhnliche Audienz mit dem päpstlichen Legaten Caprara an — auch Sierstorpff vermerkt eine dem Schließer des Kirchenfriedens widerfahrene Auszeichnung — erst hierauf kommen die übrigen Gesandten, einer nach dem andern, an die Reihe. Das gute Verhältniß zu Preußen charakterisirt ein zweimaliges Gespräch mit dem früheren Gesandten v. Sandoz-Rollin, der darin „sehr verbindliche Sachen" zu hören bekommt. Auch den andern Fremden, Prinzen, Generalen und Männern der Kunst und Wissenschaft, versteht der Konsul etwas artiges zu sagen. Bei dem Preußen Reichardt erkundigt er sich nach dem Berliner Hof und weiß den Komponisten durch ein paar Fragen über die dortige italienische Oper zu fesseln. Weniger glücklich kam Frhr. v. Sierstorpff[1]) weg, mit dem die Unterredung über die bei Josephinens Empfängen gefürchtete „Wetterfrage" nicht wesentlich hinausgekommen zu sein scheint. Auch der geistvolle Johann Georg Rist[2]) wurde mit der Frage, ob er auf der Reise von Kopenhagen den Weg über Hamburg eingeschlagen habe, abgefunden. Mehreres weiß Kotzebue[3]) zu melden. Er wurde, wenn wir ihm aufs Wort glauben dürfen, sogar einer zweimaligen Anrede gewürdigt. Das erstemal drehte sich das Gespräch um Kaiser Paul I., für den der Konsul „mit Innigkeit seine Hochachtung bezeigte". „Er war ein Hitzkopf," sagte er unter anderm, „aber er hatte ein vortreffliches Herz." Man kennt die Hochachtung, die der Präsident des französischen Freistaates für den despotischsten der Monarchen empfand oder affektirte und die ihm dieser, nach anfänglichem Widerwillen, in den letzten Jahren seines Lebens aufrichtig zurückgab. Aber das Herz des eiteln Dichters war vollends gefangen, als der mächtige Staatslenker bei der zweiten Ansprache das Theater zur Sprache brachte: „Er nannte uns Deutsche melancholisch und meinte, durch rührende Dramen werde das französische Trauerspiel etwas beeinträchtigt, er liebe nicht zu weinen u. s. w." In dieser Unterhaltung wird man unschwer einen Vorläufer der Tacituspolemik gegen Johannes v. Müller und Wieland und „der sehr bedeutenden Bemerkungen" sehen, die der Kaiser dem Dichter des Werther über die tragische Bühne machte. Bonaparte kannte seine Leute, und man braucht in den zeitgenössischen Journalen nicht weit zu suchen, um zu erfahren, daß der Verfasser der Rührdramen sein Gespräch mit dem großen Konsul jenseits des Wasgenwaldes mit Erfolg kolportirt hat. Daß daraus für die Literaturkenntniß des Schlachtendenkers schmeichelhafte Folgerungen gezogen wurden, bedarf wohl kaum der Versicherung.

Betrachten wir nach diesem Besuch des konsularischen Audienzsaales auch noch den Eindruck, den man von den Empfängen Josephinens mit nach Hause nahm. Die persönliche Liebenswürdigkeit der schönen Kreolin, von der wir schon die Besucher des Schlößchens La Malmaison schwärmen hörten, konnte natürlich auch bei diesen Anlässen nicht unbemerkt bleiben. Unsern guten Deutschen, die im Benehmen von Fürstinnen höchstens an gnädige Herablassung gewöhnt waren, schien die Wittwe des Exmarquis de Beauharnais, jetzige „regierende Frau Bürgermeisterin" Frankreichs, hierin

[1]) (v. Sierstorpff), Bemerkungen, I, 472.
[2]) Rist, Lebenserinnerungen, I, 271.
[3]) Kotzebue, Erinnerungen, 122.

etwas zu weit zu gehen, und von Seiten Reichardts trägt ihr das gar den Tadel ein, daß ihr „überaus höfliches Betragen noch oft an den ehemaligen Hofdamenstand erinnere“.[1] Auch Josephinens Empfänge fanden in vollständig hofmäßiger[2] Form, des Nachmittags, statt. In steifem, fest gezirkeltem Kreise standen Damen und Herren, Erstere vor, die Letzteren hinter einem Wall von aufgestellten Sesseln. Der erste Konsul und Madame Bonaparte gingen in dem Kreise umher und richteten einige Worte an die anwesenden Damen, deren Stand und Namen der begleitende Palastpräfekt dem Staatslenker zuraunte. Die Gesprächsstoffe waren in der Regel dieselben: Moden, Schauspiele, bei Sierstorpffs Anwesenheit ein Gewitter, das seine schwefelgelben Wolken am Himmel zusammenballte. Für ihre Beurtheilung Bonaparte's gewannen die Beobachter im ganzen wenig neues, außer einigen flüchtigen Beobachtungen hinsichtlich seines Benehmens gegen die Damen, von denen jede, „für ihn, den Helden, ihre schönste, angenehmste Miene zurecht legte, sobald er sich ihr näherte“.

Dagegen wollen wir diese Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen lassen, ohne über den konsularischen „Hof“, dessen wir schon verschiedentlich erwähnten, ein paar Worte zu sagen. Daß es ein wirklicher Hof und Hofstaat war, der den Vertreter der großen Republik umgab, darüber war alle Welt einig, und auch die symptomatische Bedeutung dieser Erscheinung ward schon vielfach erkannt.[3] Allgemein fiel die Aengstlichkeit auf, mit welcher der auf den Bajonetten der Soldaten aus der Tiefe des Volkes zur höchsten Würde emporgetragene Staatslenker sich bestrebte, den äußeren Glanz nachzuahmen, der das alte Königthum umschwebte. Bei dem Besuch eines spanischen Prinzen, des durch Konsuls Gnaden neugeschaffenen Königs von Etrurien, wurde auf das peinlichste die Etikette studirt, worüber das Journal „London und Paris“ einen längeren Exkurs bringt. Auch sonst finden wir Ausdrücke der Verwunderung über die Strenge, mit der Kostüm und Etikette an dem neuen Hof vorgeschrieben und beobachtet wurden: „Der Luxus und die Strenge des Kostüms,“ heißt es in den „Franz. Miscellen“,[4] nehmen in den, halb im Scherz und halb im Ernst sogenannten Hof-Gesellschaften, d. h. bei Bonaparte, den übrigen Konsuln, den Ministern, den Staatsräthen u. s. w. täglich überhand. . . . Es war schon mehreremale die Rede davon, den Frauen ein bestimmtes Hof-Kostum vorzuschreiben; Röcke mit langen Schleppen und eine Art Mantel darüber . . . waren vorgeschlagen, aber es ist darüber noch nichts beschlossen. Die Männer erscheinen entweder in schwarzen oder in reichgestickten sammtenen Kleidern, Bänderschuhe und Zopf sind aus den Gesellschaften durchaus verbannt, mancher muß aus Mangel an Haaren den Haarbeutel an den Rock heften, was dann eine sehr komische Wirkung thut. Der Degen wird auch, wenigstens bei außerordentlichen Gelegenheiten, gefodert.“

Bald meldet die Verfasserin dieses Aufsatzes, Helmina v. Hastfer,[5] daß Degen und Haarbeutel der Höflinge auch wieder auf der Straße erscheinen. Solches kam den Freunden republikanischer Urwüchsigkeit ungehörig und lächerlich vor, und auch Männer, die doch sonst auf Eleganz etwas gaben, wie Reichardt, lassen es an tadelnden Bemerkungen über die Pracht des neuen Hofes nicht fehlen. An den stark verbrauchten Vergleich Bonaparte's mit dem Freiheitshelden Washington anknüpfend, entwickelt Julius v. Voß,[1] daß der Lenker des französischen Staats nicht unter Amerikanern lebe und daß die Rücksicht auf die alte Nationaleitelkeit der Franzosen und daneben auch die auf die Hebung der schwer darniederliegenden Industrie seinem Handeln zwar bestimmte Bahnen vorschreibe, daß er übrigens, namentlich im Vergleich zu dem üppigen Leben von Dresden, Stuttgart und Versailles, in seiner Hofhaltung keineswegs ausschweife, im Gegentheil noch bescheiden sei. Auch Bülow[2] vertheidigt den Konsul mit dem Hinweis auf die Vorliebe der Franzosen für Luxus und Gepränge. Zudem scheint es ihm unwürdig, wolle man eine große Nation weniger glänzend repräsentiren als es durch den neuen Staatslenker geschehe. In seiner derb drastischen Weise und mit Beziehung auf Berliner Verhältnisse, bemerkt dieser Preuße, daß, „wenn es Monarchieen giebt, wo die Regierung nicht mehr verzehrt, wie ein englischer Farmer in Kent etwa jährlich in Ale vertrinkt, eine solche Sparsamkeit dem Beherrscher von 40 Millionen gar nicht anständig sein würde.“

Aber trotz aller Pracht des konsularischen Hofstaats und trotz einer genauen Observanz der Formen, „die man noch nie vielleicht vorher mit solcher Strenge durchgesetzt hatte“, fanden schon damals Viele und gerade solche, die die Tage des ancien régime in Frankreich gesehen hatten, daß dem Hof der republikanischen Majestät doch ein gewisses Etwas fehle, ein kleines, feines, wichtiges Ingrediens, ein zarter Duft, der zu Zeiten der alten Könige den Spiegelsaal des Versailler Schlosses durchschwebt hatte.[3] So klagt Reichardt über den „bunten, noch unbestimmten Geschmack“ des neuen Hofs, und in dem „Napoleon Bonaparte“ lesen wir[4]: „Der Ton daselbst hat keine Spur von der alten französischen Amönität, Leichtigkeit und Lebhaftigkeit.“ Und wo sollten diese herkommen bei dem Konsul-Soldaten und der grobsinnlichen, aus bildungsloser Tiefe emporgestiegenen Gesellschaft, die ihn umgab? Auch Hr. v. Voß[5]: hat für das Fehlen dieser Eigenschaften eine ähnliche plausible Entschuldigung: „Man sieht es gar wohl,“ sagt er von dem zum Hofmann gewordenen Helden, „daß er sich für den golddüberladenen Staatsrock nicht paßt, er hat seine Form vielleicht gar nicht selbst gewählt, sondern es andern überlassen. Wahrlich, er hat wichtigere Geschäfte. Ehemalige Höflinge werden zu dem Behuf . . . herbey gerufen, weil die in der Regel den Krimskrams am besten verstehn; diese gerathen denn noch oft mit dem Geschmack revolutionairer Emporkömmlinge in Collision, und daher in den Costümen noch viel rohe Pracht, viel Widersprüchliches. Man sieht hieraus nur noch mehr, daß dem Individuum, was den Gegenstand im Allgemeinen anordnet, er fremd und lästig ist.“

Auch sonst fand mancher der vornehmen Fremden an dem „amphibischen“ Hofstaate allerlei auszusetzen. Mochten

[1] Ueber die Vorstellung bei Josephinen: (v. Sierstorpff), Bemerkungen, I, 489 ff., Reichardt, Vertr. Briefe, I, 309 ff.

[2] v. Sierstorpff: Bemerkungen I, 492, 494—95. Ebenda (495—96) findet sich auch eine bereits früher (bei der Besprechung des Bildes von La Malmaison) angezogene, in mehr als einer Hinsicht recht merkwürdige Schilderung Josephinens.

[3] Beachtenswerth erscheint in dieser Hinsicht neben anderen eine Bemerkung des Republikaners Eickemeyer, Denkwürdigkeiten, l. c.

[4] „Franz. Misc.“, V, 61.

[5] Ib., 133.

[1] v. Voß: Beleuchtung, 190—191.

[2] v. Bülow: Ueber Napoleon, Kaiser der Franzosen, 59, 60.

[3] Wohl am derbsten und heftigsten in der Polemik jener Jahre, zudem in einer höchst rücksichtslosen und verletzenden Form hat Hans v. Held (Sendschreiben an Bonaparte, 27 ff.) gegen alles, was mit dem konsularischen und dem späteren Kaiserhof zusammenhing, geeifert. Nicht ganz mit Unrecht ist hiegegen (vergl. den Text!) Bülow als Champion für den französischen Helden auf den Kampfplatz getreten. Auf Bülows Schrift „Ueber Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen,“ antwortete Held in seinem „Patriotenspiegel für die Deutschen in Deutschland,“ Teutoburg 1804, einer in vaterländischem Sinn abgefaßten Schrift, die aber, gleich jener obigen, durch die Roheit des Tons und die grellen Uebertreibungen ihre Wirkung zum Theil verfehlt. Neben dieser Replik erschien gegen Bülow auch eine weit maßvollere, freilich ebensoviel schwächere Broschüre eines Ungenannten, „Bemerkungen über die kürzlich erschienene Schrift über Napoleon, Kaiser der Franzosen“, Berlin 1804. Der Verfasser scheint ein preußischer Offizier gewesen zu sein.

[4] Napoleon Bonaparte, 201.

[5] v. Voß: Beleuchtung, 192.

sie immerhin; war es doch ein ganz eigenthümlicher Hof, dieser republikanische, an dem sich, den des großen Friedrich allenfalls ausgenommen, das Interesse aller Besucher weit mehr auf die Person des Gebietenden konzentrirte als an den Höfen irgend einer Majestät oder eines Serenissimus des 18. Jahrhunderts. Wie sehr das der Fall war, dürfte vielleicht am besten eine Eintragung Sierstorpffs bekunden. Sie lautet:[1] „Beym Weggehen wurde unter den Fremden am meisten von Bonaparte gesprochen. Jeder wollte ihn am beßten gesehen und sein Gesicht am genauesten physiognomirt haben. Ueber alle seine Schritte und Bemerkungen wurde raisonirt, und Jeder hatte an ihm etwas Besonderes bemerkt. Es fehlte auch nicht an politischer Kannengießerei und Weissagungen für die Zukunft."

Die Ergebnisse dieser Beobachtungen und Betrachtungen werden uns in dem folgenden Abschnitt beschäftigen.

[1] v. Sierstorpff: Bemerkungen, I, 465.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tz- Vom „Grundriß der indo-arischen Philologie und Alterthumskunde", begründet von Georg Bühler, fortgesetzt von F. Kielhorn, Straßburg, K. J. Trübner, sind Ende vorigen Jahres wieder drei Hefte erschienen. Zwei davon, „The Atharvaveda by *M. Bloomfield*" (englisch geschrieben) und „Astronomie, Astrologie und Mathematik von G. Thibaut" (deutsch), sind ausschließlich für die Fachgelehrten bestimmt; nur der Abschnitt über Astrologie dürfte auch den Freunden der Volkskunde erwünscht sein. Das dritte Heft dagegen, welches an den Anfang des ganzen Werkes treten soll, wendet sich an einen größeren Leserkreis. Es ist dem Andenken Georg Bühlers gewidmet, des berühmten Sanskritisten, der am 8. April 1898 durch jenen verhängnißvollen Unfall auf dem Bodensee so unerwartet der Wissenschaft entrissen ward. Der Nachruf ist von Julius Jolly mit liebevoller Hand geschrieben und er ist um so anziehender zu lesen, als sich der Biograph bis zum Jahre 1878 auf eine eigene Lebensbeschreibung Bühlers, die dieser für die Familie seiner späteren Gattin aufgezeichnet hatte, sowie auf zahlreiche Briefe stützen konnte. Ein echtes deutsches Gelehrtenleben voll rastlosen Fleißes und unermüdlicher Arbeitsamkeit zieht an uns vorüber. Mit 26 Jahren ging Bühler 1863 nach Indien, wo er bis 1879 fast ununterbrochen eine außerordentlich segens- und erfolgreiche praktische Thätigkeit als Schul- und Verwaltungsbeamter entfaltete und sich seine vielseitigen, gründlichen Kenntnisse über das Land seiner Wissenschaft erwarb. Als er aus Gesundheitsrücksichten Indien verlassen mußte, wurde er 1880 auf den eben begründeten Lehrstuhl für indische Philologie und Alterthumskunde nach Wien berufen, den er bis zu seinem Tode inne hatte. Die vier letzten, eng bedruckten Seiten des Nekrologs verzeichnen die ungemein zahlreichen Schriften Bühlers.

* Die Memoiren eines Alpenführers sind soeben in London erschienen. Die Laufbahn des berühmten Alpenführers Matthias Zurbriggen war sehr interessant, daher verdient die Idee des Londoner Verlegers Fisher Unwin, die Memoiren des rauhen Bergbewohners herauszugeben, Lob und Anerkennung. Zurbriggen wurde am 15. Mai 1856 geboren; sein Vater war Schuhmacher und seine Mutter führte den schönen Namen Veronica del Prato. Anfangs wurde es, wie die „Nat.-Ztg." erzählt, dem kleinen Matthias schwer, „seinen Weg zu finden". Der Zufall machte ihn zum Bergführer. Durch seine Ausdauer, seine unvergleichliche Kaltblütigkeit, durch die Unfehlbarkeit in der Schätzung von Entfernungen ragte Zurbriggen bald unter allen Kollegen hervor. Er wurde der gesuchteste Bergführer im Thal von Zermatt. Ganz unglaubliche Thaten, u. a. eine Besteigung des Monte Rosa auf einem bis dahin für ungangbar erklärten Wege, machten ihn so berühmt, daß ihn der berühmte englische Alpinist Sir Martin Conway im Jahre 1891 für eine Forschungsreise nach dem Himalaya als Bergführer engagirte. Die hervorragenden Fähigkeiten, die Zurbriggen in seinen Alpen entwickelte, zeigte er auch in Indien. Sein „Berginstinkt" führte ihn sicher und rasch zum Ziele. Einige Jahre später verließ Zurbriggen von neuem sein Vaterland, um mit Fitz Gerald die erste Besteigung des Aconcagua zu versuchen. Die kühnen Forscher führten ihr Unternehmen zu Ende und auf Zurbriggen fiel neuer Ruhmesglanz. Die Schweizer in Buenos Aires bereiteten ihm einen glänzenden Empfang. Man veranstaltete ein Festessen und beim Dessert verzehrte man einen herrlichen Pudding, auf welchem in Zuckerguß die Thaten des „explorador Zurbriggen" verzeichnet waren. Dieser Pudding war der „schönste Tag" seines Führerlebens.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 1. Februar. Philosophisch-historische Klasse. 1. Hr. Kekule von Stradonitz gab einen vorläufigen Bericht über die Ergebnisse der von den königlichen Museen in Milet begonnenen Ausgrabungen. Er theilte dabei eine lateinische und eine griechische Inschrift mit. Die erstere, aus dem Jahre 100 n. Chr., bezieht sich auf die Herstellung der heiligen Straße von Milet nach Didyma durch den Kaiser Trajan, die zweite, aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts v. Chr., auf einen Rechtsstreit zwischen Milet und Myus und dessen Entscheidung durch den persischen Satrapen Struses. 2. Hr. Hirschfeld überreichte im Auftrag des Verfassers: Musée Calvet: Inscriptions antiques par le Capitaine *Emile Espérandieu.* Avignon 1900. 8°. — Physikalisch-mathematische Klasse. 1. Hr. Fuchs las über eine besondere Gattung von rationalen Kurven mit imaginären Doppelpunkten. Die Notiz handelt von der Aufgabe: eine rationale Funktion $z = F(t)$, unter gewissen Voraussetzungen über ihre Unendlichkeitsstellen, so zu bestimmen, daß die der realen Achse t entsprechende Kurve z vorgeschriebene Punkte in sich aufnimmt, und daß keinem Werthe z zwei verschiedene oder zusammenfallende reale Lösungen t entsprechen. 2. Derselbe legte eine Mittheilung des Hrn. Prof. Fr. Kötter hierselbst vor: Die von Steklow und Liapunow entdeckten integrabeln Fälle der Bewegung eines starren Körpers in einer Flüssigkeit. Die Arbeit weist zunächst auf die Bedeutsamkeit der Fälle hin, in welchen außer den drei allgemeinen ein viertes besonderes Integral existirt, zu welchen die Fälle von Steklow und Liapunow gehören. Dann werden unter Hinweis auf die Analogien mit anderen Problemen der Mechanik die wesentlichen Schritte angegeben, welche zur endgültigen Lösung führen. Zum Schluß werden die Formeln mitgetheilt, welche die Elemente des Problems als Funktionen der Zeit darstellen. Es erweist sich, daß die Lösung dem allgemeinen Typus von Formeln angehört, welche der Verfasser früher aufgestellt hat. 3. Hr. v. Bezold überreichte die beiden Veröffentlichungen des kgl. Meteorologischen Instituts: Ergebnisse der Beobachtungen an den Stationen zweiter und dritter Ordnung im Jahre 1895. Berlin 1899; und Ergebnisse der Niederschlagsbeobachtungen in den Jahren 1895 und 1896. Berlin 1899. 4. Hr. Engler überreichte die folgenden Fortsetzungen der mit Unterstützung der Akademie bearbeiteten Werke: Monographien ostafrikanischer Pflanzenfamilien und -gattungen. IV. Combretaceae exkl. Combretum, bearbeitet von A. Engler und L. Diels. Leipzig 1900; und P. Ascherson und P. Graebner, Synopsis der mitteleuropäischen Flora. 8. und 9. Lieferung. Leipzig 1899.

γ. Im letzten Heft der „Rivista di Storia antica" veröffentlicht der Professor der alten Geschichte an der Universität zu Neapel, Ettore Pais, einen längeren Aufsatz zur Erinnerung an Mommsens 82. Geburtstag, den 30. November 1899. Ausgehend von dem letzten, jüngst erschienenen großen Werk Mommsens, dem „Römischen Strafrecht", schildert Pais den Entwicklungsgang des großen Gelehrten, und gibt dabei einen Ueberblick über die ungeheure Fruchtbarkeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Mit besonderer Liebe verweilt er dann bei den Beziehungen Mommsens zu Italien, wie er sich in diesem Land durch seine archäologischen Wanderungen einen umfassenden, treu ergebenen Freundeskreis verschafft habe, und wie dann so neben den Leistungen auch die Persönlichkeit Mommsens dazu beigetragen hat, seinen Ruf als des größten lebenden

Gelehrten zu begründen. Solche Worte zu schreiben, war unter den Italienern keiner mehr berechtigt und berufen denn Pais, welcher zwei Jahre in Berlin als eifriger Schüler zu Mommsens Füßen gesessen hatte und durch die Uebertragung der „Römischen Geschichte“ ins Italienische an der Verbreitung des Rufes des Verfassers unter seinen Landsleuten nicht geringen Antheil nahm. Doch hält sich Pais, der den Tadel iuravit in verba magistri besonnen vermeidet, von einer überschwänglichen Erhebung seines Meisters fern und durch verschiedene Bemerkungen gibt er zu verstehen, daß er sich seine Selbständigkeit zu wahren bestrebt ist. Die Versicherung des Neapeler Professors, daß die durch die Entdeckung des römischen Cippus veranlaßte Bekämpfung der deutschen „Hyperkritik“ auf den größeren Theil der italienischen Fachgelehrten keinen Eindruck gemacht hat, muß gleichwohl mit der Bemerkung der Redaktion der Rivista zusammengenommen werden, daß wenn jene Polemik in dem angeschlagenen Ton weitergeführt wird, ein Bruch oder wenigstens eine Erkaltung in den Beziehungen zwischen deutscher und italienischer Wissenschaft bevorstehe. Umsomehr ist es geboten, Ettore Pais für sein aufrichtiges Bestreben, durch seinen Glückwunsch zu Mommsens 82. Geburtstag das alte freundschaftliche Verhältniß weiterzupflegen, dankbar zu sein. — Nach der in Nr. 21 der Beilage veröffentlichten Mittheilung über den Streit um den römischen Cippus ist jüngst in der „Nuova Antologia“ ein zweiter Aufsatz von Pais über jenen Gegenstand erschienen. Da für die Zeitbestimmung die zusammengefundenen Vasenscherben mykenischer Zeit geltend gemacht werden, so ist es nützlich, auf eine wichtige Bemerkung von Pais hinzuweisen. Er stellt nämlich die Ungenauigkeit des amtlichen Ausgrabungsberichts fest: man habe z. B. als man zwei übereinanderliegende Straßen aufdeckte, dem Bericht gemäß auf der oberen Straße archaische Topfwaare des 7. oder 6. vorchristlichen Jahrhunderts, auf der unteren aber Reste von gelbem Marmor gefunden. Pais will über diesen Punkt eine besondere Untersuchung anstellen.

w. Das königliche militärisch-geographische Institut in Florenz bereitet eine neue wissenschaftliche Aufnahme des Vesuvs vor. Die letzte genaue Karte, in dem Maßstabe von 1:10,000 ausgeführt, stammt aus dem Jahr 1875, doch hat sich inzwischen durch neue Ausbrüche des Kraters die Oberfläche des Berges besonders im Norden und Westen nicht unbedeutend verändert. Der italienische Topograph Alfred Fiechter, der mit jener Arbeit betraut worden ist, wird seine Untersuchungen sofort beginnen und etwa in sechs Monaten beendigen. Es ist nicht unmöglich, daß der Vesuv, dessen Thätigkeit in den letzten Monaten eine etwas lebhaftere geworden ist, inzwischen einen neuen Ausbruch bescheren wird.

oem. **Breslau.** Der Ordinarius für Strafrecht und Strafprozeß, Professor Dr. jur. Ernst Beling, hat einen Ruf an die Universität Gießen erhalten und angenommen; zu seinem Nachfolger an der hiesigen Universität ist der ordentliche Professor Dr. jur. v. Calker aus Straßburg berufen. — Der seit April v. J. mit Halten von Vorlesungen an der hiesigen Universität auf vorläufig ein Jahr beauftragte Gerichtsassessor Dr. jur. Emil Jacobi aus Berlin ist vom April d. J. ab von seiner vorgesetzten Behörde auf ein weiteres Jahr zur Fortsetzung seiner akademischen Lehrthätigkeit beurlaubt worden. — Professor Dr. phil. Theodor Beinling, Prorektor des hiesigen Gymnasiums zu St. Maria Magdalena, feierte sein 50jähriges Doktorjubiläum.

W. H. **St. Petersburg.** Als Ehrenmitglieder der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in der Abtheilung für schöne Literatur sind kürzlich erwählt worden: Großfürst Konstantin Konstantinowitsch, der bekannte Dichter und Präsident der Akademie, ferner: Graf A. Golenischtschew-Kutusow, A. Schemtschuschnikow, A. Koni, W. Kordenko, A. Potjechin, W. Ssolowjow, Graf Leo Tolstoj und A. Tschechow. Nächstens sollen auch ordentliche Mitglieder dieser Abtheilung der Akademie der Wissenschaften gewählt werden. — Der Literarhistoriker A. Pypin fand (wie wir schon kurz mittheilten) unlängst im Reichsarchiv eine große Menge literarischer Arbeiten der Kaiserin Katharina II., die bisher gänzlich unbekannt waren. Es befinden sich darunter, zum Theil eigenhändig geschrieben, fünf vollständige und sechs unvollendete Theaterstücke, deren größere Hälfte aus Originalarbeiten besteht; drei von diesen Stücken sind frei nach Shakespeare und nach Calderon bearbeitet. Ferner befinden sich unter den Autographen auch viele verschiedenartige historische, geographische und schönwissenschaftliche Abhandlungen und Notizen. Diese wichtigen Funde im Reichsarchiv, ferner die Entdeckung von gleichartigen Materialien in der Handschriften-Abtheilung für russische Sprache und Literatur der Bibliothek der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und im Moskauer öffentlichen Rumjänzow-Museum veranlaßten Hrn. Pypin zu dem Entschluß, eine vollständige Ausgabe der literarischen Werke der Kaiserin Katharina zu veranstalten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

A. J. Polak: Ueber Zeiteinheit in Bezug auf Konsonanz, Harmonie und Tonalität. Beiträge zur Lehre der Musik. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — Max Oeser: Geschichte der Kupferstechkunst zu Mannheim im 18. Jahrhundert. (Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz. III.) Ebd. 1900. — Robert Wilhelm Bunsen, ein akademisches Gedenkblatt. Gedächtnißrede und Ansprachen. Heidelberg, J. Hörning 1900. — Dr. H. Osthoff: Vom Suppletivwesen der indogermanischen Sprachen. Akademische Rede zur Feier des Geburtsfestes des höchstseligen Großherzogs Karl Friedrich am 22. November 1899. Ebd. 1899. — Dr. Rich. Schmidt: Die strafrechtliche Verantwortlichkeit des Arztes für verletzende Eingriffe. Ein Beitrag zur Lehre der Straf- und Schuldausschließungsgründe. Jena, Gustav Fischer 1900. — Dr. W. v. Oettingen: Die kgl. Akademie der Künste zu Berlin 1696—1900. Festrede. (Kgl. Akademie der Künste zu Berlin.) Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — *Cosmos.* Revue illustrée, mensuelle, en langues modernes. Littérature et sciences. 3. année. Nr. 1. Amsterdam, C. A. J. van Dishoeck 1900. — Dr. F. Knoke: Das Varus-Lager bei Iburg. Berlin, R. Gaertner (H. Heyfelder) 1900. — Ad. Damaschke: Vom Gemeinde-Sozialismus. (Soziale Streitfragen. Beiträge zu den Kämpfen der Gegenwart. 1. Heft.) Berlin, J. Harrwitz Nachfolger. — Friedr. Ratzel: Das Meer als Quelle der Völkergröße. Eine politisch-geographische Studie. München, Leipzig, R. Oldenbourg 1900. — Dr. Jul. Nelson: Heinrich Schliemann und seine Homerische Welt; Franz Pahl: Thomas Alva Edison der Erfinder. (Biographische Volksbücher Nr. 74—77 und 78—81.) Leipzig, R. Voigtländers Verlag. — Dr. W. Köppen: Klimalehre; Otto Piper: Abriß der Burgenkunde; Rich. Muther: Geschichte der Malerei, 2 Bde.; (Sammlung Göschen). Leipzig, G. J. Göschen 1899. — Hermine Villinger: Kleine Lebensbilder. 2. Aufl. Stuttgart, Ad. Bonz u. Comp. 1900. — Manon: Lieder eines Jungen. Dresden, Leipzig, E. Pierson 1900. — Graf L. N. Tolstoi: Auferstehung. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von B. A. Hauff. Berlin, Otto Janke.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein deutsches Geschichtswerk über das 19. Jahrhundert.

Seit die Redaktion der Dahlmann-Waitz'schen „Quellenkunde“ in jüngere Hände übergegangen, ist daraus Joh. Chr. Pfisters Geschichte der Teutschen verschwunden, von der seit 1829 zu Hamburg fünf Bände erschienen. Mit Unrecht, denn man lernt nicht bloß von den jeweils neuesten Büchern. Die Bibliographie mag überholte Spezialuntersuchungen unter den Tisch fallen lassen, aber die individuelle Weise, womit ein innerhalb älterer Generationen und Geisteseinflüsse stehender tüchtiger und gedankenvoller Historiker die Aufgabe einer deutschen Geschichte angepackt und wie er diese geschrieben hat, sollte immer interessant bleiben. Es thut auch ganz gut, sich zuweilen durch einen Blick in diese älteren Werke zu überzeugen, daß wir zwar seitdem erheblich weiter gekommen sind, aber daß die Alten schon manches ohne viel Aufhebens auch ins Auge gefaßt haben, was sich heute gern als ganz moderne Errungenschaft ausgibt.

Ein Enkel des verdienten schwabenbürtigen Historikers der Teutschen ist der Mann, der seinen eigenen und ehrenvollen Platz in der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung seit einer Reihe von Jahren eingenommen hat und dessen Name des öfteren den Lesern der „Beilage“ aus deren Spalten willkommen entgegensieht: General z. D. Dr. Albert Pfister. Sein neuestes Werk trägt den Titel: „Das deutsche Vaterland im 19. Jahrhundert.“[1]) Es umfaßt über 700 Seiten und auf jeder dieser Seiten steht quantitativ und qualitativ sehr viel. Ich stehe nicht an, aus der ganzen Fluth dessen, was das Bedürfniß des Publikums und dessen Verwerthung durch den Buchhandel an größeren und kleineren Abrechnungen mit dem abgelaufenen oder ablaufenden Jahrhundert hervorgebracht haben, als das Werk eines Mannes und als geschlossene, einheitliche Säkulargeschichte Pfisters Buch am höchsten zu stellen; dem allermeisten davon steht es sehr weit voran.

Es lag in der Natur der Aufgabe, wenn der Verfasser sich nicht auf eine politische Geschichte beschränkte. Wenn eines, so konnte dies Jahrhundert damit nur höchst unvollkommen zu seinem Recht kommen. Und wenn Jemand, so war General v. Pfister mit seinem hellen Wirklichkeitssinn der Mann, kein Separatkonto, sondern das Hauptbuch des Jahrhunderts aufzuschlagen. Er bedurfte hiezu auch des Anstoßes durch die „neuere Richtung“ unsrer Geschichtschreibung nicht erst. Verlangte es ihn nach einem wissenschaftlichen und literarischen Eideshelfer, so konnte gerade er sich einfacher auf den Großvater beziehen, der sich das Ziel gesetzt: „Aus der Natur der Dinge, aus dem inneren Leben des Volkes heraus soll es mir gelingen, die rechte Ordnung zu finden und die Richtung, welche der Bildungsgang genommen hat.“ Damit sind kulturhistorische Methode, Evolution und alles das eigentlich schon gewiesen. Und so stehen denn neben der ganz prächtigen Darstellung der politischen Entwicklung in dem Buche des Enkels, das dem Andenken des Großvaters gewidmet ist, die Kapitel Deutsche Landschaften, Auf deutschen Straßen und am deutschen Herde, Deutsches Volk und deutsche Städte, Nationale Arbeit, Aus dem geistigen und religiösen Leben, Erwerbsleben und Gedankenarbeit. Ihr Inhalt übertrifft noch weit die Vorstellungen, die schon ihre Ueberschrift erwecken muß. Und im Untertitel des Buches steht die „kulturgeschichtliche“ der „politischen“ Entwicklung sogar voran. Um jene zu betonen, nicht um ihretwegen die politische in den Hintergrund zu drängen. Ueberhaupt nicht, um beide mechanisch, unhistorisch auseinanderfallen zu lassen. Sie tragen auch hier eine die andere, durchdringen sich überall, sind unserm Historiker nur verschiedene Bethätigungen eines und desselben Entwicklungsgangs, durch welchen die Nation sich weiter „bildete“.

Damit tritt Pfister am nächsten der Art und Denkweise an die Seite, aus welcher Treitschke deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert schrieb, setzt er, wenn auch in eingeschränkter Mächtigkeit und Größe der gestellten Aufgabe, den Torso des zu frühe Geschiedenen fort. Was Pfister mit Treitschke gemeinsam hat, das sind der Schwung der Vaterlandsfreude und der starken Sittlichkeit, bei richtig verstandenem Freiheitssinne des tapferen Mannes, die Zusammenfassung aller geistigen und bürgerlichen Vorgänge innerhalb der Volksentwicklung zur „Geschichte“, das liebevolle und sichere Verständniß für Land und Leute, das Sichauskennen im Vaterlande, im Wesen und Charakter seiner Bevölkerungen, die lebendige Anschaulichkeit, womit er, sei es an den Küsten, in den Hafenplätzen, inmitten der Marschen und Moore des Nordens, sei es in den Berglandschaften und an den Strömen des oberen Landes, sei es in dieser oder jener Stadt oder ländlicher Situation dem dort Bekannten sofort vertrauten Erinnerungen erweckt, dem Nichtbekannten rasch orientirende Charakteristik gibt. Selbst in der Sprache klingt zuweilen die Treitschke'sche Pracht. Dabei aber sollen weder Stilistik, noch Auffassung oder Darstellung irgendwie als von den fünf Bänden Treitschke's und dessen Persönlichkeit unfrei abhängig bezeichnet werden. Anders als bei dem Propheten von 1866 und 1870, dem Tyrtäus des neuen Reiches will Pfisters Diktion nicht eigentlich hinreißen; sie hält vielmehr eine ruhigere Wärme des zurückblickenden Erzählens inne. Wir empfinden, daß wir schon 1899 und 1900 schreiben, daß wir nunmehr unverbrüchlich dasjenige als Eigenthum besitzen und daß es in den Hauptsachen doch auch schon in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen ist, wofür Treitschke noch entflammte und stritt. Wenn Treitschke die volle Objektivität bestritten werden konnte gegenüber dem, was jeweils im Laufe des 19. Jahrhunderts die national gerichteten

[1]) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1900.

Hoffnungen und Kräfte bedrohte und durchkreuzte, so ist es Pfisters Bestreben umsomehr, auch hier jenes historische comprendre walten zu lassen, worin wenigstens ein Theil des tout pardonner liegt. Er sucht auch betrauerten oder geschmähten Vorgängen durch die Betonung dessen gerecht zu werden, womit sie an die Stelle eines schlimmeren Zustandes einen besseren oder wenigstens wohlthätige Uebergangsbildungen gesetzt haben. Auf diese Weise gewinnen z. B. der vorübergehende Anfall des linken Rheinufers an Frankreich und der Rheinbund ein immerhin lichtvolleres Ansehen als bei Treitschke und Anderen, da Pfister liebevoll sich in den Antheil an unbestreitbaren Segnungen vertieft, welche die gewaltsame Modernisirung den breiteren Unterthanenschichten jener deutschen Lande gebracht hat — so wenig im übrigen dieser überall reichliche zeitgenössische Originalquellen ausschöpfende Historiker die unwillige Beobachtung unterdrückt, wie damals in den größeren Städten des Königreichs Westfalen die Firmenschilder in französischer Sprache und sonstige deutsche Charaktereigenthümlichkeiten sich breit machten oder wie zwischen Mainz und Saarbrücken „jeder Lump von Beamten es vorzog, ein schauderhaftes Französisch zu radbrechen, anstatt sich seiner Muttersprache zu bedienen.“ Auch der Napoleonskult der nachkongreßlichen und jungdeutschen Zeit bis gegen 1840, der ja kein bloß literarischer, Heine-Saphir'scher, sondern ein tiefwurzelnd bürgerlicher war, wird, um ein zweites Beispiel dieses erklärenden Objektivitätsstrebens zu geben, aus der Lage in Deutschland heraus psychologisch motivirt. „Denn die Männer der That bevorzugt allezeit das Volksgemüth.“ Daher denn auch, weil im Vaterlande selbst nur die niederhaltende, thaten- und gedankenscheue Negation geboten wurde, der Philhellenismus, die Polenschwärmerei und die sich von neuem an kosmopolitischen Stoffen nährende Lesewuth. Auch die 1848er Bewegung, der Theil von ihr, den man die Revoluzerei nennt, kommt mit ihren ehrlichen und gut deutschen Impulsen eher zu ihrem Recht, als unter den Sarkasmen älterer Schilderer, die bei gleicher persönlicher Ueberlegenheit diese doch allzu lebhaft auf die miterlebten Tragikomödien anwandten.

Andrerseits geht über dem Bestreben, erklärende und verstehenmachende Gerechtigkeit walten zu lassen, keine gemachte und wohlerwogene Beobachtung von verurtheilender Wucht verloren. Ich citire nur den einen Satz, der schon an die Entstehung des Zollvereins angeknüpft ist: „Es ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung, daß das Ausland in jeder Thätigkeit, bei dem Preußen sich an die Spitze stellte, die Vorbereitung der deutschen Einheit witterte. Recht im Gegensatz dazu glaubte das Ausland sich beruhigen zu können, sobald Oesterreich die deutsche Sache in die Hände nahm und die Trümmerstücke des ehemaligen deutschen Reiches auseinanderhielt.“ Einen freiwilligen Preußen werden darum Pfisters Landsleute, so weit sie ihre politische Kleinherzigkeit unter anders benannten Parteiflaggen decken, ihn doch nicht heißen können. In ihm lebt von den Eigenschaften, die das Schwabenthum und seine Besonderheit innerhalb unsrer nationalen und Geistesgeschichte zu unvergänglichem Ruhm getragen haben, von Uhland'schem und Vischer'schem Erbe ein schöner Antheil fort und wenn er kein Nurschwabe ist, so ist er auch kein Nichtschwabe und kein Preuße, aber immer ein ganzer und fester Deutscher. Einem gewissen Wesen, das im Nachtrab von allem Guten und Unentbehrlichen sonst noch vom grünen Strand der Spree herkommt und meint, die minderwerthige übrige deutsche Welt sei nun für es erschlossen worden und harre seiner, wird manche stille gute Bemerkung ins Wanderbuch geschrieben. Sie lassen sich freilich von der Gegenseite ergänzen und der Verfasser versäumt das keineswegs. Zu der vielleicht noch diskutirbaren Anmerkung, die zwischen sehr hübschen Studien über Wandlungen im allgemeinen Sprachschatze steht: daß das Wort Streber, wie die Sache selbst, vom Norden nach dem Süden gekommen sei, ließe sich u. a. noch hinzufügen, daß dafür aus der süddeutschen Wohlgedeihlichkeit eines gewissen liberalen Spießbürgerthums her der Ausdruck Protz, von dortiger Satire („Fliegende Blätter“!) zuerst festgelegt, zum Gemeingut geworden sei.

Mit diesen Sprachschatzbeobachtungen haben wir an weitschichtige Kapitel des Buches gestreift, die nicht zum wenigsten dessen Eigenart ausmachen und ihm geradezu Quellenwerth verleihen. Mit wahrer Freudigkeit, die sich auch dem Leser mittheilt, hat sich Pfister in die äußere und innere Kultur der Daseinsformen, des Täglichen in seinen zeitgeschichtlichen Wandlungen vertieft und schöpft dabei aus einer erstaunlichen Kenntniß- und Beobachtungsfülle. Wie man sich möblirte, worauf man und was man kochte, sei es in Württemberg, sei es in der holsteinischen Marsch, wie man sich mit Wasser versorgte, wie man Feuer anschlug, wie man und wo man auf dem Kopfe, auf dem Rücken, auf den Schultern mit der niederdeutschen „Dracht“ die Lasten trug und trägt, seit wann man da und dort im Hause zu baden anfing und die Schwimmbäder mehr besucht wurden, was man für die Lebensmittel bezahlte, was man am Abend las, was und wie man rauchte, wer Sommerreisen machte und in die „Bäder“ ging, wie man reiste, wie es in der Schule aussah, welche Bücher und Zeitschriften vor anderen in die Familie kamen, wer noch glaubte, französisch parliren zu müssen, wie es mit Gemüthssammlung, innerem Lebensbehagen, Zufriedenheit und Biedersinn, Zucht und Ordnung, Eltern und Kindern beschaffen war, worin sich Studenten und Studentenjargon gefielen, das und hundertlei ähnliche Dinge werden knapp und anschaulich, mit zuverlässigen Belegen erörtert. Hier wird das Buch geradezu zu einer Encyklopädie, die aber nichts weniger als trocken ist. Es ist eine heimliche Poesie in ihm, alles belebt sich durch sein eigenes Bild und seine Umgebung, klingt und tönt mit seinen eigenen Lauten, gleichviel, ob die Postkutsche über das Pflaster romantischer Städtchen rasselt oder ob auf den Feldern von Leipzig, Wörth, Mars-la-Tour die Regimenter in die Schlacht brausen. Der Mann, der hier schildert, hat die Turkos anlaufen sehen, mit wildem, fremdem Kriegsruf, den Oberkörper vorgebeugt. . . . Glücklich der Historiker, der viel erlebt, aber herzenbezwingend nur der, welcher es, wie dieser Schilderer, auch außerhalb des Erlebten und Geschauten versteht, von allen Seiten her das historische Geschehen und Sein zu frisch unmittelbarer Anschaulichkeit in sich zu erwecken.

Es ist hier nicht zu erörtern, ob der Historiker ein Mann sein darf, der von der ihn umgebenden, umdrängenden Gegenwart nichts hört und sieht. Vielleicht dem Erforscher und Darsteller weit zurückliegender Perioden oder dem Spezialisten verschiedener Einzel- und Nebengebiete mag es nicht viel schaden, in den Flaus des Gelehrten eingeknöpft nur an seinem Schreibtisch zu sitzen. Aber undenkbar wäre ein Historiker jüngster Gegenwart, des 19. Jahrhunderts, der die Hand nicht am Puls des Lebens hält. Das allerdings ist hier in bewußtester Absicht der Fall. Dies Buch ist nicht geschrieben als literarischer Niederschlag älterer Einzeldarstellungen und Vorarbeiten, sondern das ganze Jahrhundert in einem Zuge ist aus dem Jahre 1899 und dem, was dieses bewegte, nach rückwärts, oder richtiger, ist von den Tagen von Abukir, Luneville und Trafalgar her bis zur jüngsten Gegenwart überblickt. Und der Verfasser versagt sich nicht, das, was am Abschluß des Jahrhunderts am lebhaftesten bewegt, auch am lebhaftesten zu betonen: die Stellung und das Verhalten Englands durch das ganze Jahrhundert hindurch, vor allem aber unsre wachsenden

Weltverbindungen und die dadurch gestellten Aufgaben. In die deutsche Zukunft hinein weht der Meerwind, aber ins Meer wogen auch, durchs niederdeutsche Land hindurch, die Wasser des Neckar, der Fulda, der Saale. Am Anfang des Jahrhunderts war Deutschland das Hinterland von London und Liverpool, seitdem ist es dies für Antwerpen, Rotterdam, Bremen, Hamburg geworden und die Weltbedeutung dieser Häfen steigt in eben dieser Reihenfolge, welche den einen immer noch enger als den anderen den Massen eines gewaltigen Hinterlandes so nahe als irgend möglich bringt. Pfisters Buch ist wohl das erste allgemeinere Geschichtswerk, wo von der Fluthwelle, von Bojen, Baken, Leuchtthürmen die Rede ist. „Unsres Herrgotts Stiefkinder auf der See", so ist der mit beherzigenswertheste, zum Glück gutentheils überwundene Abschnitt überschrieben. Und in diesem Sinne ist es auch zu verstehen, wenn bei flüchtigem Blick die Zollvereinsentwicklung fast zu sehr betont und erörtert erscheint. „Deutsches Reich und Deutscher Zollverein 1871" ist die letzte der sechs beigefügten Karten betitelt, von denen fünf der Zollvereinsgeschichte gewidmet sind. Und der Leser, so wenig der Verfasser sich in Zukunftsphantastereien ergeht, empfängt doch die Ahnung, daß dereinst eine neue Karte dieser Art die nächstliegenden Erfolge unsrer Nation, wenn ihr ein weiteres Vorwärts beschieden sein wird, im Bilde darstellen wird.

Mich hat dies Buch, wie vorstehende Zeilen wohl deutlich genug hervortreten lassen, als eines der besten, die in jüngerer Zeit geschrieben sind, mit hoher, uneingeschränkter, oft bewundernder Anerkennung erfüllt. Auch die detailreiche Fülle, die für ein historisches Kunstwerk anderer Art ein Zuviel sein möchte, rechtfertigt sich in einem Werke, welches für die Familie, das gebildete Haus, die allgemeinere Lesewelt den Inhalt des nun zurückliegenden Jahrhunderts zusammenfassen, welches nicht bloß gelesen, sondern in der Nähe behalten sein will. Ein solches Haus- und Volksbuch im besten Sinne ist es zunächst, auch nach seiner klaren, schönen, fortwährend fesselnden und oft herzerquickend aufrichtigen Sprache. Aber es steht Niemand geistig zu hoch, daß diese neue Gabe Pfisters nicht auch ihm des Neuen und Werthvollen genug zu bieten vermöchte.

Ed. Heyck.

Ueber das Fortbildungsschulwesen in Bayern.[1])

I.

Die mächtige Bewegung, welche seit mehreren Jahren weitere Kreise der deutschen Bevölkerung ergriffen hat, um eine der modernen Entwicklung von Handel und Industrie, Gewerbe und Landwirthschaft entsprechende bessere sachliche Ausbildung des kaufmännischen, gewerblichen und landwirthschaftlichen Nachwuchses herbeizuführen, hat seine Wellen auch bis in unsre bayerische Landtagskammer getragen; denn alle Parteien haben die Förderung der gewerblichen und landwirthschaftlichen Bildung auf ihr Programm gesetzt und zum Theil diesbezügliche Anträge in Aussicht gestellt. Es ist diese Stellungnahme um so freudiger zu begrüßen, als damit die bisher über weitere Kreise Bayerns lagernde Ruhe wohl einer lebhafteren Bewegung weichen wird und damit Bayern sich der in allen übrigen deutschen Staaten herrschenden Regsamkeit auf diesem Gebiet nähert. Da sich diese Thätigkeit zunächst wohl auf die der Volksschule entlassene Jugend erstrecken wird, dürfte ein Blick auf unser bayerisches Fortbildungsschulwesen willkommen sein.

[1]) Berücksichtigt wurde namentlich das von Oskar Pache herausgegebene treffliche „Handbuch des deutschen Fortbildungsschulwesens" Bd. 1—4. Verlag von Herrosé in Wittenberg.

Im Mittelalter oblag vielfach (z. B. in Regensburg) den Innungen neben der gewerblichen Ausbildung ihrer Lehrlinge auch deren geistige und sittliche Bildung. Mit dem Rückgang von Handel und Gewerbe wurde diese Aufgabe immer mehr vernachlässigt; daher sah sich die Kirche gezwungen, auch nach Beendigung der eigentlichen Erziehung einen Unterricht über die Lehren der Religion ertheilen zu lassen. Da diese Unterweisungen stets am Sonntag stattfanden, erhielt die Einrichtung vielfach den Namen „Sonntags- oder Feiertagsschule". — Als die Volksschule größere Verbreitung fand, führte man auch weltliche Unterrichtsgegenstände in der Sonntagsschule ein. Der Unterricht war aber sehr mangelhaft; demgemäß ging das geringe erworbene Wissen bald wieder verloren. Mit dem Wachsen des Verkehrs und den schwachen Anfängen der Großindustrie lernte man den Werth der Intelligenz schätzen. Selbst auf dem Lande suchte man den Werktagsunterricht durch Unterweisungen am Sonntag zu ergänzen. So wurden in dem vorwiegend Ackerbau treibenden Württemberg bereits 1695 Sonntagsschulen gesetzlich eingerichtet. Im 18. Jahrhundert führten verschiedene Länder, darunter auch Bayern, die Sonntagsschule mit Lesen, Schreiben und Rechnen ein. Der Besuch derselben, der bis zum vollendeten 18. Lebensjahr obligatorisch war, wurde streng überwacht. Wer z. B. in Bayern Geselle werden, eine Heirath schließen oder ein Anwesen übernehmen wollte, mußte den regelmäßigen Besuch der Sonntagsschule nachweisen.

Mit der Einführung der Schulpflicht für die Werktagsschule glaubte man der Sonntagsschule entbehren zu können; darum hob man die Bestimmungen über die Sonntagsschulpflicht entweder auf, wie in Baden, oder handhabte sie nicht, wie in Preußen. In Bayern aber verpflichtete bereits eine kurfürstliche Verordnung vom 12. September 1803 Knaben und Mädchen vom 12.—18. Lebensjahr zum Besuche der Sonntagsschule. Mit der Einführung der siebenjährigen Volksschulpflicht ermäßigte die kgl. Allerhöchste Verordnung vom 31. Dezember 1864 den Besuch der Feiertagsschule auf drei Jahre. Diese Bestimmungen, welche durch die kgl. Allerhöchste Verordnung vom 5. November 1880 wiederholt wurden, sind noch heute für die Sonn- und Feiertagsschulen maßgebend. Diese Schulen, welche im wesentlichen die in der Volksschule erworbenen Kenntnisse erhalten und befestigen wollen, waren im Schuljahre 1895/96 von 127,317 Schülern und 162,687 Schülerinnen, im ganzen also von 290,004 Kindern besucht.

Die Zahl der Feiertagsschüler ist zwar vom Jahre 1886/87 bis 1895/96 um 19,336 gestiegen, bleibt aber hinter der Frequenz des Jahres 1890/91 um 25,377 Schüler zurück. Diese relativ geringe Schülerzahl gegenüber der großen Masse der Volksschüler (1895/96 waren es 822,165) ist nicht allein von dem Uebergang mancher Schüler zu Mittelschulen, sondern auch von dem Uebertritt einer größeren Anzahl aus der Volksschule Entlassener in die Fortbildungsschule bedingt.

Schon am 10. November 1792 wurde dem damaligen Privatlehrer und Repetitor an der Militärakademie in München, Xaver Kefer, die kurfürstliche Genehmigung zur Errichtung einer „bürgerlichen Feiertagsschule für Handwerksjungen und Gesellen" in München ertheilt. Mit dieser rasch aufblühenden Schule verband der für die Methode des Zeichenunterrichts bahnbrechende Zeichnungslehrer am kurfürstlichen Gymnasium seine Zeichenschule. Diese gutorganisirte Schule erweiterte sich sehr bald durch eine Lehrwerkstätte, wohl die erste in Deutschland, und die von Schwanthaler 1824 begründete Modellirschule und wurde 1876 in eine gewerbliche Fortbildungsschule umgewandelt.

Wie in München wurden auch in einigen anderen Städten Versuche gemacht, die mangelhafte Schulbildung,

welche die Sonntagsschule vermittelte, durch eine bessere zu verdrängen. Von Seiten des Staats geschah aber in dieser Beziehung wenig. Wohl war König Ludwig I. bestrebt, auch den aus der Volksschule Entlassenen eine bessere Fortbildung zu vermitteln; allein seine Anregungen fanden wenig fruchtbaren Boden. Auch die Allerhöchste Entschließung vom 31. Dezember 1864 vermochte keine Besserung herbeizuführen; doch bezweckte sie, daß im Jahre 1866 vom landwirthschaftlichen Zentralverein die Anregung zur Gründung von landwirthschaftlichen Fortbildungsschulen ausging, nachdem bereits 1848 die Kreisackerbauschule in Triesdorf und 1861 eine landwirthschaftliche Kreisfortbildungsschule in Würzburg ins Leben getreten waren. Erst durch die Allerhöchsten Verordnungen vom 2. Mai und 7. September 1868 geschah ein wesentlicher Schritt vorwärts und entstanden infolgedessen einige landwirthschaftliche und gewerbliche Schulen. Als das eigentliche Geburtsjahr aber der Fortbildungsschulen, namentlich der gewerblichen, kann das Jahr 1870 gelten. In diesem eröffnete die neugegründete Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung eine rührige Agitation mit günstigstem Erfolg. Die neue deutsche Gewerbeordnung eröffnete die Möglichkeit, wenigstens für einzelne Kreise der Bevölkerung die Fortbildungsschule mit Zwangsbesuch durchzuführen. Und bald entstanden in Sachsen, Baden, Hessen, Weimar, Meiningen und Coburg obligatorische Fortbildungsschulen, während auch in allen anderen Staaten eine lebhafte Bewegung zugunsten dieser Schulgattung sich geltend machte. „So ist thatsächlich in den deutschen Landen seit Errichtung des Deutschen Reiches für die Fortbildungsschulen mehr geschehen als in allen Jahrhunderten vorher, nicht nur in Bezug auf die Zahl der errichteten Anstalten, sondern namentlich in Bezug auf den Ausbau dieser Schulgattung"; insbesondere trat eine Scheidung in landwirthschaftliche und gewerbliche Fortbildungsschulen ein, und auch einige kaufmännische und Mädchenfortbildungsschulen wagten sich schüchtern hervor.

Für die landwirthschaftlichen Fortbildungsschulen in Bayern ist zum Theil jetzt noch maßgebend die Allerhöchste Verordnung vom 2. Mai 1868. Darnach „gehören diese Schulen in die Kategorie der den öffentlichen Unterricht an den Sonn- und Feiertagsschulen ersetzenden Privatunterrichtsanstalten, welche mit Zustimmung der Lokalschulbehörde statt der Sonn- und Feiertagsschulen besucht werden können. Den Zweck der landwirthschaftlichen Fortbildungsschulen bezeichnet die kgl. Regierung von Mittelfranken in einem Erlaß vom 1. September 1888 dahin: „den der Werktagsschule entwachsenen Jünglingen auf dem Lande, anknüpfend an den Volksschulunterricht, die Gelegenheit zu ihrer weiteren Fortbildung, besonders in den Elementarfächern zu bieten". Die Unterrichtszeit beschränkt sich in der Regel auf die Wintermonate mit vier bis sechs wöchentlichen Unterrichtsstunden. Die landwirthschaftlichen Winterschulen dagegen haben vollständigen Tagesunterricht. Für diese Schulen, an welchen zum Theil auch Fachlehrer für Landwirthschaft (Wanderlehrer) angestellt sind, wurde am 11. und 12. Dezember 1899 eine Normalschulordnung aufgestellt durch eine Kommission, welche der um die Entwicklung des Schulwesens, besonders auch der Fachschulen, hochverdiente Kultusminister Dr. v. Landmann einberufen hatte. Da in dieser Kommission erfreulicherweise auch Lehrer und Leiter derartiger Schulen vertreten waren, so darf die Hoffnung gehegt werden, daß die aufgestellte Normalschulordnung den Bedürfnissen der interessirten Kreise entspricht und dem Bildungsniveau ihrer Schüler angepaßt ist. — Für den landwirthschaftlichen Unterricht bestehen außer der Akademie für Landwirthschaft und Brauerei in Weihenstephan und der Kreis-Landwirthschaftsschule in Lichtenhof (wahrscheinlich wird im nächsten Jahre eine solche Anstalt auch in Pfarrkirchen errichtet) 5 Kreis-Ackerbauschulen, 16 landwirthschaftliche Winterschulen und 443 Fortbildungsschulen, welch letztere im Schuljahre 1897/98 7818 Schüler zählten. Bayern kann sich mit seinen landwirthschaftlichen Schulen getrost neben Preußen stellen, das im Schuljahre 1896/97 in 875 ländlichen Schulen 13,317 Schüler zählte; dabei zeigt sich die charakteristische Erscheinung, daß die westelbischen Gebiete viele und gut besuchte derartige Schulen haben (Nassau z. B. 320), während in Ostelbien nur sehr wenige vorhanden sind.

Die gewerblichen Fortbildungsschulen, von denen sich nur wenige auf die Zeit von 1864 zurückverfolgen lassen, sind laut der Allerhöchsten Verordnung vom 14. Mai 1864 entweder Nebenanstalten der Realschulen oder selbständige Anstalten. An dieser Bestimmung änderten auch die Verordnungen vom 7. September 1868 und vom 1. Oktober 1870 nichts. Auf letzterer Verordnung beruhen die grundlegenden Bestimmungen für die Organisation der gewerblichen Fortbildungsschulen. Den Kreisregierungen ist es überlassen, innerhalb dieses Rahmens und mit Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse für jede Anstalt die entsprechenden Normen aufzustellen. Nach dem am 21. Juni 1887 für Oberbayern gegebenen Lehrprogramm, womit im wesentlichen die der anderen Kreise übereinstimmen, haben die gewerblichen Fortbildungsschulen „die Aufgabe, an Stelle der unzulänglichen Sonn- und Feiertagsschule für die aus der Werktagsschule entlassenen, dem Gewerbestande sich zuwendenden Knaben eine Befestigung der in der Volksschule erworbenen Kenntnisse und eine Erweiterung derselben mit steter Rücksicht auf den gewerblichen Beruf zu vermitteln".

Die gewerbliche Fortbildungsschule gliedert sich in Elementar- und Fachabtheilung. Erstere ist dazu bestimmt, den in der Volksschule genossenen Unterricht zu befestigen und zu erweitern, sowie Gelegenheit zu Uebungen im Zeichnen zu gewähren; in den Fachabtheilungen soll das Erlernte auf die gewählten Gewerbs- und Fabrikzweige angewendet werden. Der Unterricht wird an Sonn- und Feiertagen, in der Regel auch an zwei Wochenabenden ertheilt. Diese Schulen, welche gewöhnlich drei Jahresklassen umfassen, ersetzen den Besuch der Feiertagsschule, können aber auch von nicht mehr schulpflichtigen Lehrlingen und Gehülfen besucht werden. Nach § 120 und beziehungsweise § 154, Abs. 1 der Reichs-Gewerbeordnung ist den Gemeinden und Innungen das Recht eingeräumt, obligatorische Fortbildungsschulen zu errichten. Sie haben auch für die Kosten derselben aufzukommen; doch können jährliche Zuschüsse aus Zentralfonds nach Verhältniß der Leistungen gewährt werden. Diese Zuschüsse sollen namentlich zur Anschaffung von Lehrattributen, Vorlagen, Modellen u. s. w. verwendet werden. Sie betrugen im Schuljahre 1897/98 59,973 M., während aus Kreisfonds 216,863 M. beigesteuert wurden und die Gemeinden 287,562 M. leisteten; die Gesammtgeldausgabe bezifferte sich auf 631,701 M., wovon mehr als die Hälfte auf Oberbayern trifft und davon der überwiegende Theil auf München, das gut eingerichtete und geleitete Fortbildungsschulen hat. Von den 262 gewerblichen Fortbildungsschulen sind 47 mit Realschulen verbunden, die übrigen sind selbständige Schulen, zum größten Theil unter der Respizienz von Realschulrektoren. Die Schülerzahl belief sich im Schuljahre 1897/98 auf 34,175, wovon wiederum auf Oberbayern mit 79 Schulen 13,002 Schüler treffen.

Um die kaufmännischen Fortbildungsschulen hat sich bisher der Staat so gut wie nichts bekümmert; daher sind auch keine diesbezüglichen Bestimmungen zu verzeichnen. Doch ist auf Grund der §§ 120 und 154 der Gewerbeordnung und des § 76, Abs. 4 des Handelsgesetzbuches den Gemeinden und kaufmännischen Vereinigungen das Recht eingeräumt, obligatorische Fortbildungsschulen zu errichten.

Zur Zeit bestehen in Bayern nur 14 solcher Schulen, von diesen sind drei Nebenanstalten der Realschule. Es ist also das kaufmännische Fortbildungsschulwesen in unserm engeren Vaterlande noch wenig entwickelt. Im Jahre 1897 traf auf 500,000 Einwohner erst eine kaufmännische Fortbildungsschule, in Sachsen dagegen bereits auf 100,000. Da gegenwärtig fast in allen deutschen Ländern auf diesem Gebiete rege, zielbewußte Thätigkeit herrscht, kann wohl auch Bayern, dessen Handel sich ja zusehends entwickelt, nicht länger mehr zurückbleiben.

Auch der Fortbildungsschule für Mädchen wird in neuerer Zeit allenthalben erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet und es entstehen viele derartige Anstalten. Doch steht auch hierin Bayern erst am Anfange der Entwicklung. Während im Schuljahre 1895/96 162,687 Schülerinnen der Sonntagsschule angehörten, besuchten nur 2816 Fortbildungs- und 1947 Fachschulen für Mädchen.

Unter den deutschen Staaten nimmt Bayern in Bezug auf die Zahl der Fortbildungsschüler erst die 15. Stelle ein; es treffen auf 1000 Einwohner nicht ganz 9 Fortbildungsschüler, in Baden dagegen über 35 und in Württemberg 50. Das Königreich Preußen tritt noch etwas hinter Bayern zurück, wozu aber, wie bereits bemerkt, der Umstand beiträgt, daß in den ostelbischen Gebieten das Fortbildungsschulwesen noch wenig entwickelt ist; doch zeigt sich auch hier in neuester Zeit rege Thätigkeit. Eine wesentliche Förderung erhielt diese Bewegung durch den von dem Abgeordneten v. Schenkendorff am 28. November 1896 im preußischen Abgeordnetenhause eingebrachten Antrag: „Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen: Die kgl. Staatsregierung aufzufordern, dem Fortbildungsschulwesen — dem gewerblichen, landwirthschaftlichen, kaufmännischen und weiblichen — künftig eine höhere Beachtung, insbesondere durch vermehrte Staatsmittel, zuzuwenden.“ Ueber diesen Antrag wurde in den Sitzungen vom 10. Dezember 1896 und 6. April 1897 in ungemein anregender Debatte verhandelt, als deren Ergebniß eine erfreuliche Förderung dieser Schulgattung von Seiten der preußischen Regierung und ein bedeutender Aufschwung der Schulen selbst zu verzeichnen sind.

II.

Angesichts dieser Zahlen und Thatsachen drängen sich die Fragen auf: „Haben denn die Fortbildungsschulen eine Bedeutung, einen Werth?“ „Wie müssen sie den Bedürfnissen entsprechend organisirt sein?“

Die beste Antwort auf die erste Frage gibt uns der Erlaß des preußischen Ministers für Handel und Gewerbe über die statutarische Schulpflicht für die gewerblichen Fortbildungsschulen vom 31. August 1899; es heißt darin: „Zweifellos sind die meisten jungen Leute, die mit 14 (bei uns mit 13) Jahren die Volksschule verlassen, weder nach ihren Kenntnissen, noch nach ihrer Charakterbildung reif für das Leben. Bei der vorhandenen und immer noch zunehmenden Lockerung des Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern besteht die Gefahr, daß sie nach ihrer Entlassung aus der Volksschule jeder erziehlichen und unterrichtlichen Einwirkung entbehren. Hier erwächst für die Fortbildungsschule die Pflicht, die entstandenen Lücken auszufüllen, auf Geist und Charakter der Jugend günstig einzuwirken und sie gegenüber den in mannichfacher Form auf sie eindringenden Verlockungen widerstandsfähig zu machen.“

Die Fortbildungsschule ist in der That für Hunderttausende neben der Kirche der einzige Ort, an welchem auf das heranwachsende Geschlecht ein erzieherischer Einfluß ausgeübt, an welchem es zu allem Guten, zu allen christlichen und bürgerlichen Tugenden ermahnt, zur Ordnung und zur Zucht angeleitet werden kann. Der Lehrherr kann oder mag sich nicht um den Lehrling kümmern; dieser findet in dem Hause seines Lehrherrn oder Brotgebers selten Unterkunft, er ist auf eine Schlafstelle angewiesen. In der freien Zeit, wie an den Arbeitsstätten sind die Jünglinge und Jungfrauen mit älteren Personen zusammen, welche durch Mittheilung ihrer unsauberen Lebenserfahrungen gar oft in rücksichtslosester Weise das verderbende Gift in die jungen Seelen träufeln. Durch frühzeitigen Verdienst erhalten sie eine größere Unabhängigkeit von ihren Angehörigen und auch in ihren Arbeitsverhältnissen stehen sie beinahe selbständig da. Die Folge davon ist die stetig zunehmende Verrohung der Jugend und die daraus erwachsenden Gefahren für Gesellschaft und Staat. Daher tritt auch für diese die Pflicht ein, kräftig einzugreifen zur Bekämpfung dieses Krebsschadens an unserm sozialen Körper, um diese Quelle der sittlichen Verkommenheit zu verstopfen und die Jugend für die größere Freiheit in der Gemeinschaft zu erziehen.

Die Verbesserung der sittlichen Verhältnisse in einem Volke bedingt auch eine Erhöhung seiner wirthschaftlichen Kräfte. Je mehr die wirthschaftliche Arbeit sich verfeinert und vergeistigt, um so höhere Ansprüche werden an die sittliche Qualifikation auch des letzten Arbeiters gestellt. Auf Pünktlichkeit, Genauigkeit, Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit, auf strenge Selbstbeherrschung und Treue kommt es in den meisten Erwerbsarbeiten mindestens ebensoviel an wie auf technische Geschicklichkeit. Nun ist aber die Thatsache allgemein anerkannt, daß sich sittliche Eigenschaften im Alter viel weniger anerziehen lassen als technische Fähigkeiten. Die sittlichen Kräfte können nur durch planmäßige, von der ersten Jugend an fortgesetzte geistig-körperliche Erziehung entwickelt werden. Diesen erziehlichen Einfluß vermag die Fortbildungsschule in hervorragender Weise mit zu üben dadurch, daß sie den jungen Menschen zu geistigem Streben, zur geistigen Arbeit anhält, daß sie ihn zur Sittlichkeit führt und ermuntert und ihn von einem schlechten Gebrauche seiner freien Zeit abhält. Es ist also ein öffentliches Interesse ersten Ranges, dem hier die Fortbildungsschule dient, es ist die „Fortsetzung des erziehlichen Einflusses über die Volksschule hinaus, es ist die Ausfüllung der Lücke, die von der Volksschule bis zum Eintritt ins Heer liegt; beim weiblichen Geschlecht vom Verlassen der Volksschule bis dahin, wo gewöhnlich die Zeit der Verheirathung gekommen ist“. Daneben wohnt der Fortbildungsschule eine politische Bedeutung inne. In dieser Beziehung sagt Abg. v. Schenkendorff in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 6. April 1897: „Wir haben im Reiche das allgemeine direkte und geheime Wahlrecht und hiemit wird der Schwerpunkt der Entscheidung der Staatsangelegenheiten mehr und mehr in die Massen des Volkes gelegt. Diese aber sind es, aus deren Reihen die jungen Leute erwachsen, die wir zur Fortbildungsschule heranziehen wollen. Wir — d. h. die zur Prüfung des früher erwähnten Antrags v. Schenkendorff eingesetzte Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses — meinen daher, daß hier ein hervorragendes Staatsinteresse vorliegt, daß der Staat sich seiner jungen Leute annehmen und durch seine Anordnungen dafür sorgen müsse, daß diese jungen Leute nicht verwildern, daß in den Jahren ihrer Entwicklung auch eine Zucht über sie ausgeübt werde. Dann wird der Staat auch in der rechten Weise dazu beitragen, die jungen Leute für ein so großes und ausgebreitetes Recht zu erziehen. Dazu kommt auch die Ausbreitung der Selbstverwaltung in Verwaltung und Rechtsprechung, es kommt dazu die Ausbreitung und Entwicklung der Arbeiterschutzgesetzgebung, es kommt hinzu die Versicherungsgesetzgebung. Alles das stellt auch an den Mann aus dem Volke weitergehende Ansprüche, als es früher der Fall war. So ist es immerhin nöthig, daß eine

gewisse Kenntniß davon auch in der heranwachsenden Jugend über die Volksschule hinaus nach dieser Richtung platzgreife. Es hat also die Staatsregierung alle Veranlassung, hier mit Nachdruck vorzugehen." Den Ausführungen Schenkendorffs stimmten nicht nur hervorragende Vertreter aller Parteien, sondern auch der Handels- und der Finanzminister zu. Wiederholt wurde in der Debatte auch die wirthschaftliche Bedeutung der Fortbildungsschulen betont.

In einer Zeit — so führt der „Verein für das Fortbildungsschulwesen" aus —, in welcher der Einfluß der Wissenschaft in jedem Handwerke, in jedem Zweige der Großindustrie, in der gesammten Landwirthschaft und im Handel von höchster Bedeutung ist, in einer Zeit, in welcher der Wettbewerb eine überaus scharfe Gestalt angenommen hat, ist der wirthschaftliche Erfolg zum besten Theil abhängig von der Intelligenz, der geistigen und sittlichen Bildung des betreffenden Individuums. Dies gilt nicht nur von denjenigen Elementen, welche als selbständige Unternehmer eine höhere geistige Reife, ein gutes Organisationstalent, Thatkraft und weiten Blick besitzen müssen. Es muß heute vielmehr auch der um Lohn arbeitende Mann, selbst wenn er an wenig verantwortungsreicher Stelle steht, über eine nicht geringe Reihe von Umsicht und Entschlossenheit, wie eine nennenswerthe Geschicklichkeit verfügen. Man glaubt zwar vielfach, die in der Gegenwart so fein gegliederte Arbeitstheilung stelle an die Bildung des einzelnen Mannes sehr geringe Anforderungen, bedenkt aber nicht, daß die Ausnützung des Materials, der Umgang mit der Maschine und der beste Gebrauch derselben eine nicht geringe Intelligenz voraussetzen. Außerdem darf nie vergessen werden, daß eine Arbeiterschaft, die nach und nach in allen Abtheilungen der betreffenden Produktion sich die nöthige Leistungsfähigkeit erwirbt, dem Betrieb werthvollere Dienste leistet als Menschen, die durch ihr ganzes Leben hindurch nur zu ein und derselben Verrichtung zu gebrauchen sind. Was von den männlichen Arbeitskräften zu sagen ist, gilt in noch viel höherem Grade von den Angehörigen des weiblichen Geschlechts.... Die Ausdehnung des Verkehrs und der Einfluß der Wissenschaft haben die Führung eines Haushalts wesentlich umgestaltet, so daß von der Hausfrau der Gegenwart größere Kenntnisse verlangt werden. Außerdem ruht heute nicht nur die eigentliche Haushaltung, sondern auch die Kindererziehung, die ganze finanzielle Angelegenheit auf den Schultern der Frau. Die Verantwortung und der Pflichtenkreis der Frau sind also ganz bedeutend gestiegen. Erschwert wird die Lage der Dinge noch durch die Thatsache, daß ein Ueberschuß von weiblichen Bewohnern vorhanden ist. Soll die jährlich wachsende Zahl der unverheiratheten Glieder des weiblichen Geschlechts schließlich nicht eine ernste Kalamität für Staat und Gesellschaft werden, so muß man die Ausbildung der Mädchen derart fördern, daß dieselben einst mit Erfolg sich am Erwerbe betheiligen können.

In allen den Kreisen, die bei unsern Erwägungen in Frage kommen, verlangt man eine tiefere Ausbildung der schaffenden Personen. Die höhere Summe geistiger Güter kann nur in seltenen Fällen an der Lehrstätte gewonnen werden. Denn die Thätigkeit des Lehrlings beschränkt sich auf die Erlernung und Uebung einer Anzahl von Fertigkeiten; von allem anderen, was darüber hinausgeht, von dem „Warum und Weil", erfährt in der Regel weder der Lehrling des Handwerkers und des Fabrikanten, noch der Lehrling des Kaufmanns und der zukünftige Landmann, noch die in der Wirthschaft der Familie arbeitende Tochter des Hauses ein Wort. Die Volksschule kann diese unbedingt nöthigen Kenntnisse nicht vermitteln, weil sie vielfach sachgewerblicher Art sind und erst im Zusammenhange mit der praktischen Berufsthätigkeit zu wirklichem geistigen Besitzthum werden. Die ungeheuer wichtige Aufgabe, den jungen Menschen mit denjenigen Kenntnissen und Fertigkeiten auszurüsten, welche für das Leben unter den besonderen Verhältnissen seines Berufes und seines Vaterlandes nöthwendig sind, fällt der Fortbildungsschule zu.

Die Fortbildungsschulen tragen also zur sittlichen und geistigen Hebung der erwerbsarbeitenden Bevölkerung, welche 90 Proz. der Einwohner beträgt, ganz wesentlich bei und fördern damit in hervorragender Weise die wirthschaftliche Entwicklung unsres Volkes.

V. Loeßl.

Mittheilungen und Nachrichten.

G. Hirth: Entropie der Keimsysteme und erbliche Entlastung. München G. Hirth's Verlag 1900. — Es ist zum erstenmale, daß ich das Wort Entropie, welches in der Physik einen sehr wichtigen, aber auch sehr schwierigen Begriff bezeichnet, in einem nicht physikalischen Werke finde. Und gar noch Entropie der Keimsysteme, also Entropie belebter Systeme, während es in der Physik schon große Schwierigkeiten macht, die Entropie auch nur einer Salzlösung aufzustellen. Das Staunen über die Kühnheit des Verfassers und die Neugier, wie er sich mit diesem schwierigsten Problem abgefunden hat, war groß. Was beim Durchlesen seines Werkes zuerst auffiel, war allerdings geeignet, jemand, der auf die Reinheit der Schulbegriffe hält, abzuschrecken. Man findet in dem Buch eine „Muskelentropie", „Zahnentropie", man findet eine kaleidoskopische Fülle von „Entropismen", man liest von „entropischer Tektonik" der molekularen Gebilde, man findet als Gegensatz zur Entropie eine Ektropie, kurz, es wird der Begriff Entropie als Ball benutzt, der hin- und hergeworfen wird. Es wäre nicht schwierig, wie der Verf. selbst in der Einleitung sagt, das Buch deßwegen zu verulken, aber es wäre auch ungerecht. Denn erstens zeigen eine Reihe von Erörterungen, daß der Verfasser mit dem rein physikalischen Begriff der Entropie sehr genau vertraut ist und daß er direkt und absichtlich eine Erweiterung dieses Begriffes anstrebt, um die verschiedenen Energieverwandlungen, die das Leben zeigt, gleichmäßig zu behandeln. So würde z. B. die von ihm Ektropie bezeichnete Größe sich mathematisch wohl als Differenz des Maximalwerthes und des augenblicklichen Werthes der Entropie eines Systems bezeichnen lassen. Zweitens aber ist überhaupt der Standpunkt des Verf. ein durchaus richtiger und einwandfreier. Er behauptet — und darin muß ihm jeder Naturforscher recht geben, daß auch die lebenden Wesen von denselben allgemeinen Gesetzen beherrscht werden wie die unorganisirte Materie, daß alles Geschehen, alle Veränderung in den Keimsystemen auf Umwandlung von Energie beruht und daß diese Energieumwandlung denselben Richtungsgesetzen folgt wie in der unbelebten Materie. Nur daß eben hier, bei der Vielgestaltigkeit der Prozesse es häufig den Anschein hat, als ob im Gegentheil die Richtung der Verwandlungen und das Ziel derselben gerade das entgegengesetzte wäre wie in der unbelebten Welt. Daß bei diesem groß angelegten Versuch vieles mehr angedeutet als ausgeführt ist, manches mehr in Bildern als in ausgearbeiteter Schulsprache verdeutlicht wird, nur ein Philister könnte das tadeln. Ich muß im Gegentheil gestehen, daß mir, wie viel ich auch im einzelnen einzuwenden hätte, gerade der flotte, kühne Versuch und die prächtige, bilderreiche Sprache ganz besonderes Vergnügen gemacht haben. Das Bild z. B., mit dem der Verf. (S. 43) das fortdauernde Wachsen der Entropie klar macht, ist einfach köstlich und wird jedem Physiker Freude machen. Ueberhaupt halte ich es für eine sehr nützliche Leistung, treffende Bilder für Naturvorgänge zu erfinden. Denn in Wirklichkeit besteht die ganze philosophische Aufgabe des Naturforschers darin, sich von den Gegenständen der Außenwelt Bilder zu erzeugen, so daß diese Bilder, in ihren Konsequenzen verfolgt, nun auch wieder übereinstimmen mit den Folgen, die die Natur zeigt. Ein gutes, treffendes Bild ist daher oft viel mehr werth als eine schöne komplizirte mathematische Formel. Und seine künstlerische Phantasie erlaubt dem Verfasser, der sich in diese schwierigen, physikalischen und biologischen Fragen hineingedacht hat, eine Reihe von so

treffenden Gleichnissen und Bildern zu entwickeln, daß es ihm gelingt, den Leser gefangen zu nehmen und trotz aller Bedenken mitzuschleppen. Alles in Allem ein Buch, das zum Nachdenken anregt und dessen Frische sehr wohlthuend wirkt.

L. Graetz.

Rudolph Lothar: Das Wiener Burgtheater. (Dichter und Darsteller, Bd. 2.) Leipzig, E. A. Seemann 1899. 212 S. — Im zweiten Band der im Verlag von Seemann in Leipzig erscheinenden monographischen Sammlung „Dichter und Darsteller" veröffentlicht der Herausgeber derselben, Rudolph Lothar, eine Geschichte des Wiener Burgtheaters. Keine Tabelle der Zahlen und Namen, keine Chronik der Ereignisse will er geben, sondern, wie er programmatisch erklärt, eine Geistesgeschichte des Burgtheaters, die im Zusammenhang mit dem literarischen Leben der Zeit die Gründe entwickelt, „wie das Burgtheater zu seiner Höhe kam, wie es herrschte und wie es endlich niederging." Die schwierige und heikle Aufgabe ist im ganzen vortrefflich gelöst. Lothar beherrscht das zum großen Theil schon früher von ihm bearbeitete Material mit sicherer Hand, er besitzt hinlänglich die Vertrautheit mit dem gesammten literarischen Leben der österreichischen Heimatherde und andrerseits den unentbehrlichen Kontakt mit den Fragen und Existenzbedingungen des praktischen Theaters, um vor den einseitigen Auffassungen einer Theaterentwicklung nach der einen oder nach der andern Seite geschützt zu sein. In knapper und doch in der Hauptsache erschöpfender, übersichtsvoll gruppirender und belebter Darstellung werden die Geschicke der vornehmsten deutschen Bühne (vornehm leider auch durch ihre aristokratische Abschließung von der volksthümlichen österreichischen Kunst) in allen ihren wichtigen Entwicklungsmomenten von Lothar klargelegt. Von den Zeiten Stranitzky's und Prehausers bis zu ihrer ersten Erhebung unter Schreyvogel, und von da über Deinhardstein und Holbein hinweg zu ihrem unerreichten Glanz- und Höhepunkt unter Laube, dessen Bild in berechtigter Symbolik das Titelblatt des Buches ziert, von Dingelstedts glänzenden äußeren Thaten und Wilbrandts literarisch vornehmer Führung bis zu den jüngsten Geschicken des prachtvollen Hauses am Franzensring. Wie Laube's Direktion äußerlich den Mittelpunkt des Buches bildet, so ist auch die Charakteristik des knorrigen Alten und dessen, was seine eiserne Hand für die Burg geleistet, als Glanzpunkt der Lothar'schen Darstellung zu bezeichnen. Ein besonders werthvolles Aktenstück zur Geschichte der Laube'schen Direktion wird in dem hochinteressanten Absagebrief Laube's an den Obersthofmeister vom 11. September 1867 von Lothar erstmals der Oeffentlichkeit übergeben. Er zeigt Laube's kernige und zielbewußte Persönlichkeit, seinen klaren und scharfen Theaterverstand in hellster Beleuchtung und resumirt gewissermaßen die Hauptsätze seines künstlerischen Glaubensbekenntnisses, die in der für ihn unumstößlichen Ueberzeugung gipfeln, daß eine „einheitliche, planvolle, durchgreifende und erfolgreiche Theaterleitung" nur möglich ist, wenn die unumschränkten künstlerischen Befugnisse in der Hand eines einzigen Mannes vereinigt sind, der, selbst sein oberster Regisseur, das Theater nicht vom Bureau, sondern von der Bühne aus in allen Einzelheiten des künstlerischen Betriebes zu leiten imstande ist. Auch die übrigen dem Text des Buches in glücklicher Auswahl beigegebenen Aktenstücke dienen dazu, um bedeutsame Punkte in der Entwicklungsgeschichte des Burgtheaters in besonders charakteristischer Beleuchtung zu zeigen. Für eine eingehende Charakterisirung der bedeutenderen und bedeutendsten schauspielerischen Koryphäen des Burgtheaters ist dem Verfasser leider nur ein verschwindend kleiner Raum geblieben; die Anlage des Buches erlaubt ihm in dieser Hinsicht nur da ein längeres Verweilen, wo die Charakteristik des Einzelnen sich zu einem typischen Bilde des Burgtheaterstils erweitern konnte. Für die Lücken des Buches in dieser Beziehung wird einigermaßen wenigstens ein Ersatz geboten durch den reichen ihm beigegebenen Bilderschmuck, der alle bedeutenderen Burgtheaterspieler älterer und neuerer Zeit in theilweise sehr charakteristischen Rollenbildern vorführt. Völlig entbehrlich wären dagegen die humorlosen und meistens recht albernen sogenannten „Karikaturen" von G. Gaul, deren einziger sich stets wiederholender Witz darin besteht, daß der unveränderte Kopf des Betreffenden auf den Körper eines Zwergen gesetzt ist, eine „Kunstgattung", die überdies mit dem Wesen der „Karikatur" nicht das mindeste gemeinsam hat. Auch ein anderes Bedenken kann gegenüber den vielen und sehr bedeutenden Vorzügen des Buches nicht verschwiegen werden. Lothar verfolgt die Geschicke des Burgtheaters bis in die unmittelbarste Gegenwart und schließt seine Darlegungen mit einer gegen die jetzige Direktion gerichteten Kritik derselben von geradezu vernichtender Schärfe. Ob und inwieweit diese Kritik den thatsächlichen Verhältnissen ganz und vollauf entspricht, ist hier nicht zu erörtern. Wohl aber ist die Frage aufzuwerfen, ob die Frist einer zweijährigen Direktionsführung genügt, um den Geschichtschreiber des Burgtheaters zu einer derartig gewissermaßen abschließenden Beurtheilung der gegenwärtigen Epoche zu berechtigen. Dieselben Ausführungen, die, als Flugblatt oder Streitschrift veröffentlicht, vielleicht unantastbar sind, verlieren ein gut Theil ihrer Berechtigung, wenn sie als Ingredienzien eines Buches erscheinen, das bei aller, demselben im ganzen sogar recht gut zu Gesicht stehenden Subjektivität doch den Charakter einer historischen Darstellung trägt. Von diesem Standpunkt aus wäre dem sonst sehr vornehm gehaltenen und wirklich beifallswerthen Buche, ohne daß die Thatsache von dem unbestreitbaren Niedergang des Burgtheaters der Bemäntelung bedurft hätte, ein anderes Ausklingen, wenn auch unter Verzicht auf den aktuellen Reiz, zu wünschen gewesen.

Eugen Kilian.

b-r. **Münchener Anthropologische Gesellschaft.** Am Freitag, dem 26. Januar, eröffnete der Vorsitzende Hr. Professor J. Ranke die Sitzung mit dem Ausdrucke des Dankes an Hrn. C. E. Hammer, Direktor des Panoptikums, der die Gesellschaft am 23. Januar zu einer Ehrenvorstellung der so überaus interessanten Truppe der heulenden, tanzenden und mit Feuer arbeitenden Derwische eingeladen hatte. — An erster Stelle demonstrirte dann Hr. Generalarzt Dr. K. Seggel mittelst Lichtbildern eine an einem Soldaten beobachtete Assymetrie des Gesichts verbunden mit einer sehr seltenen Assymetrie der Augen. — Hr. Professor Dr. F. Lindemann sprach hierauf „über prähistorische Gewichte". Durch die Studien über prähistorische Polyeder und Zahlzeichen ergab es sich, daß in den prähistorischen Sammlungen eine Reihe von Gewichten sich befinden. Die Zeichen auf einem Theile der Gewichte stimmen theils direkt, theils wenigstens durch das Prinzip ihrer Bildung mit den altägyptischen, hieratischen und demotischen Zahlzeichen überein. Auf einem Gewichte vom Monte Soffa wurden die Urtypen der etruskischen und damit der späteren römischen Zahlzeichen erkannt. Ueber die mit Zahlzeichen versehenen Gewichte kann hinsichtlich der Richtigkeit der Zweckbestimmung kein Zweifel herrschen, dagegen sind eine Reihe von Gegenständen, die offenbar als Gewichte dienten, bisher falsch bestimmt worden. Es sind das in erster Linie abgestumpfte Terracotta-Pyramiden, die alle nahe dem oberen Rande durchbohrt und bisher meist als Webstuhlgewichte angesehen wurden. Der Rand der Durchbohrung ist theilweise ganz scharf, so daß eine Benutzung als Webstuhlgewichte ausgeschlossen erscheint, außerdem konnte Prof. Lindemann in der Durchbohrung einer solchen Pyramide im Museo civico zu Rovereto Holzreste nachweisen, was für deren Benutzung als Gewicht spricht. Auch ähnliche Formen aus Stein und an der Luft getrocknetem Thon kommen vor. Die ringförmigen Gewichte sind theils aus Thon, theils aus Stein, sie wurden bald für Untersätze, für Gefäße, bald für Keulenköpfe gehalten. Hieher gehören ferner die sogenannten Reib- und Mahlsteine. Die Gewichte lassen sich auf die verschiedenen im Alterthum, speziell in Aegypten und Babylonien gebrauchten Gewichtseinheiten zurückführen. Die Zeichen auf den Gewichten sind theils Zahlzeichen, theils Aichzeichen, wie ein Blatt, dessen Rand meist mehrfach gezackt ist, ein Baum- oder Fischgräten-Ornament, mehrere einander nahezu parallele Linien, die durch zwei oder drei Linien ungefähr senkrecht durchschnitten werden, ein Kreuz, das nicht immer als die Ziffer 10 gedeutet werden kann, ein Zeichen, das als abgekürzte Schreibweise für das ägyptische Wort „unversehrt", „heil" beglaubigt ist, sowie menschliche Figuren und das Zeichen eines Hauses. Auch in

der prähistorischen Sammlung des Staates in München befinden sich aus den Höhlen des fränkischen Jura einige interessante Gewichte mit Zahlzeichen. Das eine Gewicht stammt aus dem Tüchersfelderthale, es besteht aus sehr feinkörnigem Sandstein von äußerlich braungrauer Farbe und stellt einen geraden Zylinder von verhältnißmäßig geringer Höhe mit dreieckiger Basis dar, das Gewicht beträgt jetzt ungefähr 100 g, den in den Vertiefungen befindlichen erdigen Staub 2c. abgerechnet, mag das ursprüngliche Gewicht etwa 98.2 bis 98.5 g betragen haben; das ist genau ein Zehntel der von Lehmann festgestellten babylonischen Gewichtsmine gemeiner Norm, welche schon in der altbabylonischen Epoche (also rückwärts bis über 3000 v. Chr.) in Gebrauch war. Die Aufschrift auf der einen Seite bedeutet nach Lindemann zehn Einheiten von zirka 9.85 g, auf der anderen Seite 1 p = 1 Pfund, es müßte danach das Gewicht von einem indogermanischen Volksstamm gebraucht worden sein, wenigstens von einem Volk, bei dem ein mit dem Buchstaben p beginnendes Wort für Gewicht oder Pfund angewandt wurde. In einer anderen Höhle bei Weidmannsgesees wurde ein ziemlich großer Stein aus schmutzig gelbem Sandstein in Gestalt eines Schuhes gefunden. Es ist ein nicht ganz regelmäßiger Zylinder, dessen Basis eine schuhsohlenförmige Gestalt hat; die gegenüberliegende Fläche hat ein ähnliches Aussehen. Die Länge dieser Sohlen beträgt 30—33 cm, was ungefähr der Maßeinheit entsprechen würde, die nach Pigorini an den Pfahlbauten der Terramaren den Konstruktionen als Maßeinheit = 1 Fuß zugrunde gelegt wurden. Das Ganze macht den Eindruck, als wenn der Stein in seiner ursprünglichen Gestalt ziemlich unverletzt erhalten wäre. Auf der oberen Fläche befindet sich ein Ring eingegraben, rechts daneben die ägyptisch-hieratische Ziffer 10 zwischen zwei fast vertikalen gegeneinander etwas geneigten Strichen. Die beiden Striche sind im Aegyptischen nicht bekannt, dagegen bedeuten sie im Phönizischen die Multiplikation mit zehn. Die Zeichen bedeuten dann 100 Gewichtseinheiten von ca. 49 g, d. h. das fünffache der Einheit auf dem kleineren Gewichte in der Sammlung. Auf der anderen Fläche ist das hieratische Zeichen für 10 mit dem hieroglyphischen Zeichen für „Meßschnur" angebracht, hängt also mit dem Begriffe einer Maßbestimmung zusammen. Da es nicht möglich ist, die Fülle von Einzelheiten in einem kurzen Berichte wiederzugeben, so sei deßhalb auf den Aufsatz des Vortragenden in den Sitzungsberichten der mathematisch-physiologischen Klasse der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften 1899 Band XXIX. Seite 71 ff. „Ueber einige prähistorische Gewichte aus deutschen und italienischen Museen I" hingewiesen. — Führte der Vortrag Lindemanns in eine der frühesten Perioden der Geschichte der Menschheit, so versetzte Hr. Prof. Dr. E. Selenka die Mitglieder der Gesellschaft in noch fernere Zeiten der Geschichte der Welt, indem er über die geistreiche Hypothese von E. Dubois, dem Entdecker der Pithecanthropus erectus, „über den Klimawechsel in der Tertiär- und Diluvialzeit" referirte. Dubois bringt den Klimawechsel in Zusammenhang mit den verschiedenen Wärmeperioden der Sterne, speziell der Sonne.

* **München.** Die medizinische Fakultät der hiesigen Universität hat den Minister des Innern, Frhrn. v. Feilitzsch, zum Ehrendoktor ernannt.

* **Göttingen.** Der Geh. Medizinalrath Professor Dr. Ludwig Meyer, Direktor der Provinzialirrenanstalt und der hiesigen psychiatrischen Klinik, ist am 8. d. M. im 73. Lebensjahre gestorben.

* **Aus Oesterreich.** Der Privatdozent Dr. Hans Malfatti ist zum außerordentlichen Professor für angewandte medizinische Chemie an der Universität in Innsbruck und der diplomirte Maschineningenieur Albert Stöhr in Brünn zum außerordentlichen Professor der technischen Mechanik und allgemeinen Maschinenbaukunde an der Bergakademie in Pribram ernannt worden.

* **London.** In voriger Woche ist hier einer der besten Kenner Indiens und einer der hervorragendsten Beamten des indischen Reichs, Sir William W. Hunter, im Alter von 60 Jahren gestorben. Er war 1861 in den Zivildienst Bengalens eingetreten, hatte sich sogleich mit ungeheurem Fleiß und großer Fähigkeit dem Studium der indischen Sprachen, sowie der Gebräuche und Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung gewidmet und wurde auf Grund seiner bedeutenden Veröffentlichungen auf diesen Gebieten im Jahre 1871 zum Leiter der statistischen Abtheilung und 1882 zum Vorsitzenden des Departements für das Erziehungswesen ernannt. Von seinen Schriften sind besonders zu nennen die „Annalen eines ländlichen Bengalen", seine „Statistische Darstellung Bengalens" (in 20 Bänden), seine „Kurze Geschichte der indischen Völkerschaften" und der erste Band einer „Geschichte Indiens unter der englischen Herrschaft". Ein zweiter Band des letztgenannten Werkes soll seiner Vollendung nahe sein.

△ **Dorpat,** 7. Febr. An Stelle des schon im September 1899 verstorbenen Geheimraths Lawrowski ist der bisherige Direktor des Moskauer Meßinstituts, A. N. Schwarz, zum Kurator des Rigaer Lehrbezirks, zu dem auch die Universität Dorpat gehört, ernannt worden. Hr. Schwarz war früher Professor für griechische Sprache an der Moskauer Universität und ist trotz seines deutschen Namens ein griechisch-orthodoxer Russe.

** **St. Petersburg.** Am 6. Februar fand im Konferenzsaale der kgl. Akademie der Wissenschaft die feierliche Eröffnungssitzung des ersten meteorologischen Kongresses statt. — Die St. Petersburger Universität hat an das Ministerium für Volksaufklärung das Gesuch um einen Zuschuß von 3000 Rubel gerichtet, um die Bibliothek ihres verstorbenen Anthropologieprofessors E. Petri erwerben zu können. Als Nachfolger Petri's im Lehramt wurden ernannt für den Lehrstuhl für Anthropologie der Privatdozent D. A. Korobtschewskij, für den Lehrstuhl für physikalische Geographie der Meteorologieprofessor P. J. Brounow; der durch Petri's Tod gleichfalls frei gewordene Lehrstuhl für politische Geographie ist einstweilen noch nicht wieder besetzt. — Beim Ministerium für Volksaufklärung ist eine besondere Kommission entstanden zum internationalen Austausch wissenschaftlicher Publikationen. Sie sammelt alle russischen für fremde Regierungen und Körperschaften bestimmten Publikationen und theilt andrerseits an die russischen Aemter und Körperschaften die ihnen aus dem Ausland im Austausch oder als Geschenk zukommenden Publikationen aus. — Die statistischen Berichte bekunden für die letzten zehn Jahre eine beträchtliche Zunahme der elementaren Schulbildung, sowie verschiedener Einrichtungen zur Hebung der allgemeinen Volksbildung (Bibliotheken, Lesezimmer, Volksvorlesungen 2c.). Vor allem haben die Mädchengymnasien und Progymnasien eine beträchtliche Mehrung erfahren, ihre Zahl beläuft sich jetzt auf 472. Ihre Kosten mit 7 Millionen Rubel jährlich werden aber nur zum geringsten Theil (8 Proz.) aus der Staatskasse gedeckt, größtentheils aus privaten und Landschaftsmitteln.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

J. v. Troll-Borostyáni: Hunger und Liebe. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Die Gesellschaft. XVI. Jahrgang, 1900. 1. Band, 1. Heft. Hggb. von M. G. Conrad und L. Jacobowski. Dresden, Leipzig, E. Piersons Verlag. — Otto Pilet: Ein Rückblick auf mein Leben, insbesondere auf die Entwicklung des Handels in den letzten fünfzig Jahren. Magdeburg, Faber'scher Verlag 1900. — Sammlung ausgewählter Briefe an Michelagniolo Buonarroti. Hggb. von Dr. Karl Frey. Berlin, Karl Siegismund 1899. — Chr. Meisner: Die Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches, betreffend die Viehgewährschaft, sowie die kaiserl. Verordnung vom 27. März 1899. Handausgabe. 1. Lfg. München, J. Schweitzer Verlag (A. Sellier) 1900. — Eheglück! Die Hygiene des Geschlechtslebens. Von einer praktischen Aerztin. Berlin, Reinhold Schwarz. — Düttmann u. Gebhard: Handausgabe des Invalidenversicherungs-Gesetzes vom 13. Juli 1899. Altenburg S.-A., Stephan Geibel 1900. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 341. Bosnien und Herzegowina. 3. Heft. Wien, Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 13. Februar. Nummer 36.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Großdeutschland in Mitteleuropa.

Von Dr. Vosberg-Rekow.

Es ist während der letzten Monate wiederholt in der in- und ausländischen Presse darüber gehandelt worden, ob das Zustandekommen einer Zolleinigung zwischen Deutschland und einer Reihe benachbarter Staaten wahrscheinlich oder auch nur möglich sei. Hiebei wurde ausgeführt, daß das Projekt eines völligen Zollbundes zwischen Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Belgien und Holland zur Zeit keine Aussicht auf Verwirklichung habe. Ganz abgesehen davon, daß in allen diesen Ländern der Stand der industriellen Entwicklung ein sehr verschiedener ist und daß es mehr als fraglich erscheint, wem zum Nutzen und wem zum Schaden eine solche Vereinigung ausfallen würde, scheitert die Sache an ihrer praktischen Undurchführbarkeit. Ein gemeinsames Zollparlament für eine Reihe von Groß- und Mittelstaaten herzustellen, dazu würde der Muth wahrscheinlich selbst Staatsmännern fehlen, welche geneigt wären, der großdeutschen und Ueberseepolitik die weitgehendsten Konzessionen zu machen. Das Beispiel des kleinen Luxemburg kann nach dieser Richtung hin keineswegs maßgebend genannt werden. Ein Land wie dieses Großherzogthum, ohne eine besondere und eigenartig entwickelte Industrie oder eine Ausdehnung überhaupt, die eine wirthschaftspolitische Selbständigkeit innerhalb des europäischen Staatenkonzertes bestehen läßt, ein solches Land konnte wohl die Vereinigung mit Deutschland eingehen, indem es von seiner Hoheit in Zollsachen einfach abdizirte. Die gleiche Abdikation aber etwa von Ländern wie Oesterreich-Ungarn zu erwarten, erscheint auf den ersten Blick verfehlt. Weil zudem nicht nur hierzulande, sondern auch anderwärts die innere Steuerpolitik mit der äußeren Zollpolitik unmittelbar zusammenhängt und verquickt ist, würden wir zu einem Zustande gelangen, welcher die Finanzhoheit im eigenen Lande von den Beschlüssen ausländischer Parlamente abhängig macht. Es dürfte kaum möglich sein, die zollpolitischen Wünsche der einzelnen Industriellen- und Ländergruppen von den rein politischen vollständig loszulösen, gleichzeitig aber eine politische Einigung herbeizuführen, das werden wohl auch die eifrigsten Befürworter jener Zollvereinsideen nicht wollen oder auch nur für möglich halten.

Es ließe sich noch eine ganze Reihe von Gründen aufführen, welche den mitteleuropäischen Zollbund aus dem Bereiche der realen Politik zu verscheuchen geeignet sind. Auch der Wunsch, den Vereinigten Staaten von Nordamerika gegenüber eine gemeinsame Front zu bilden, kann hier nicht als ausschlaggebend in Betracht kommen. Müßte doch zu einem solchen Zwecke der Umfang des Bündnisses wesentlich erweitert werden; und ob es heute für uns empfehlenswerth wäre, uns mit dem in rückläufiger Bewegung befindlichen Frankreich wirthschaftlich zu assoziiren, muß als mehr als zweifelhaft bezeichnet werden.

Dennoch aber muß für die ziemlich gleichzeitig in allen den genannten Staaten auftretende Idee einer Zolleinigung mit Deutschland irgend eine reale Grundlage den Ausgangspunkt bilden. Zeigt doch auch das lebhafte Interesse, mit welchem die gesammte Presse diese Frage hier in Deutschland aufnahm, daß man zum mindesten das Gefühl hat, es könne eine solche Bewegung nicht ohne die Hoffnung auf Erreichung irgendwelcher Vortheile verlaufen. Es dürfte interessant sein, zu untersuchen, aus welchen Beweggründen heraus der an sich doch nicht alltägliche, vielmehr auffällige Gedanke des Zollbundes sich an den einzelnen Stellen entwickelt hat. Aus einer solchen Untersuchung wird sich auch ergeben, ob und welche Vortheile für Deutschland selbst, wenn nicht aus der Verwirklichung, so doch aus der Propagirung dieser Idee erwachsen.

Daß ein großer, gesunder, lebenskräftiger Wirthschaftskörper eine gewisse Anziehungskraft ausüben muß, liegt auf der Hand. Deutschland ist während der letzten Jahrzehnte als industrielle und Welthandelsmacht ersten Ranges hervorgetreten. Seine Entwicklung ist durchaus normal und auf breiten, sicheren Grundlagen aufgebaut. Daß die benachbarten kleineren Volkswirthschaften durch das Schwergewicht des Einflusses der deutschen Gewerbthätigkeit in Mitleidenschaft gezogen worden sind, kann an sich nicht verwundern. Wer gewöhnt ist, die wirthschaftliche Erscheinungsform in ihrem Zusammenhang zu übersehen und richtig zu beurtheilen, wird das fast allerorten konstatiren können. Ein Besuch in Kiel und an anderen großen Ostseeplätzen zeigt dem scharfen Beobachter deutlich, daß die Handelssuprematie Deutschlands beispielsweise auf Dänemark wirkt, nicht ganz so, aber ähnlich, wie die Riesenschlange auf das vor ihr sitzende Kaninchen. Eine Rolle wirthschaftlicher Selbständigkeit (eine materielle meine ich, nicht etwa eine formale), ist diesem kleinen Lande zur Zeit kaum noch gegeben. Wollte es versuchen, sich in einen handelspolitischen Widerstreit mit uns zu setzen, es würde alsbald den eigenen Ruin beklagen müssen.

Aber es ist doch nicht die Anziehungskraft des großen Körpers auf die kleinen allein, die sich zu der öffentlich erhobenen Forderung eines Zollbundes ausgestaltet hat. Rein politische, nationale und andere Momente sprechen da mit. Am deutlichsten läßt sich das erkennen bei Holland und der Schweiz. Betrachten wir einen Augenblick den letzten Ursprung der Bewegung in beiden Ländern gesondert.

Die Niederlande haben uns die Rhein-Mündung entzogen; es gab eine Zeit der deutschen Ohnmacht, wo diese Entziehung so weit ging, daß man in Holland die Rhein-Mündung zolltechnisch schloß, obgleich die Rhein-Schiffahrtsakte ein solches Vorgehen verbot. Aber man wagte die dortselbst enthaltene Wendung, daß die Schiffahrt auf dem Rhein frei sein solle von der Quelle „jusqu'a la mer“, dahin auszulegen: die Schiffahrt sei frei bis an das Meer,

nicht aber bis in das Meer. Diese Zeiten sind nun freilich lang vorüber; aber ein Stückchen wirthschaftlicher Bevormundung und Benachtheiligung der Rhein-Schiffahrt und des Rhein-Handels, welche deutsch sind, ist doch immerhin übrig geblieben. Es hat sich sogar des öfteren der nationale Gegensatz zwischen den nahe verwandten Holländern und Deutschen stärker ausgeprägt, als man dies hätte erwarten sollen. Handelspolitische Maßregeln trugen dazu bei, die Schranke zu erhöhen. Die Niederlande, um ihrer Existenz willen auf Zwischenhandel angewiesen, haben beispielsweise die Umkehr Deutschlands zu einer gemäßigten Schutzzollpolitik im Jahre 1879 nicht mitmachen wollen. Eine gewisse Antagonie, sogar eine gewisse Antipathie ist von Zeit zu Zeit hervorgetreten. Ich erinnere daran, daß noch vor kurzer Zeit der Grunderwerb in Holländisch-Ostindien Angehörigen deutscher Nationalität seitens der holländischen Regierung systematisch verwehrt und unmöglich gemacht wurde. Auf den holländischen Inseln in Ostindien hatten sich bekanntlich zahlreiche Deutsche angesiedelt und nicht nur als Tabakpflanzer, sondern auch als Beamte den Organismus der großen holländischen Handels-Maatschappijen durchsetzt. Die Reaktion der Holländer gegen diese Agglomeration war augenscheinlich. Heute aber hat der holländische Minister auf eine bezügliche Anfrage erwidert, daß der Ansiedelung Deutscher in Holländisch-Ostindien durchaus keine Bedenken entgegenständen, daß im Gegentheil die holländische Regierung bereit sei, für ein solches Vorgehen die Wege zu ebnen!

Was hat diesen Umschwung herbeigeführt? Holland kann nicht leben oder doch nur kümmerlich leben ohne seinen Kolonialbesitz. In demselben Augenblick, in welchem die Großmächte darangehen, sich in allen Erdtheilen überseeische Besitzungen anzugliedern, geräth der Besitz kleiner, unmächtiger Staatengebilde naturgemäß in Gefahr. Daß sich Holland infolgedessen nach einer Anlehnung umsehen muß, liegt auf der Hand. Ebenso klar ist aber, daß es nicht mit Rußland oder etwa mit Frankreich paktiren kann. Der Gegensatz zwischen der holländischen und der französischen Nationalität ist ganz alt und an vielen Stellen noch stärker ausgeprägt, als beispielsweise derjenige zwischen der deutschen und französischen. So bleibt Holland nur die Wahl zwischen zwei verwandten Mächten, zwischen England und Deutschland. Es hat lange in innigen politischen Beziehungen zu England gestanden: die Aufrollung der Transvaalfrage hat dieses Verhältniß gestört. Scharf ist hiebei die englische Ländergier hervorgetreten. Man hat erkannt, wie wenig sich John Bull mit kleinlichen, etwa mit rechtlichen Bedenken abgibt, wenn sein Vortheil nach der anderen Seite geht. Der holländische Kolonialbesitz liegt vor den Thoren des indischen Reichs, gerade an der Stelle, an welcher Britannien nördlich zu Lande und südlich über das Meer hin die Verbindung zum großen chinesischen Gebiete sucht; an derselben Stelle, wo sich Frankreich ebenfalls begehrlich keilförmig eingeschoben hat und damit für England den Wunsch nach einer anderweitigen Ausdehnung seiner ostasiatischen Verbindungen nähergebracht hat.

Daß so reiche Besitzungen wie diese holländisch-ostindischen den Appetit Englands schon an sich reizen, ist nicht zu verwundern. Ein Schutz gegen die britische Begehrlichkeit aber kann naturgemäß nur bei derjenigen Nation gefunden werden, welche ebenfalls ein Interesse daran hat, daß der englische Einfluß in Ostasien nicht überhand nimmt. Das ist aber Deutschland, das in China festen Fuß gefaßt und im Karolinen-Archipel einen neuen Stützpunkt gefunden hat. So ergibt sich naturgemäß eine Anlehnung an das Deutsche Reich. Diese wird befördert durch die Verletzung der holländischen Sympathien für die ihnen verwandten Buren in Südafrika. Seit dem Telegramm des Deutschen Kaisers an den Präsidenten Krüger weiß man, daß solche Sympathie auch bei uns zulande getheilt wird und daß sie wirken muß, wenn auch nur als politisches Imponderabile und ohne jede direkte Intervention.

Fragen wir uns nun, was haben wir von einer Allianz mit Holland zu erwarten, so wird man sagen müssen, daß die dadurch etwa erreichbaren Vortheile nicht nur auf wirthschaftlichem, sondern auch auf politischem Gebiete zu finden wären. Es ist eine Ausdehnung der deutschen Macht- und Einflußsphäre, die dadurch bewirkt wird; das Ansehen des Deutschen Reiches, als des maßgebenden Faktors in Mitteleuropa, tritt schärfer hervor. In wirthschaftspolitischer Hinsicht wäre vielleicht nicht ohne Nutzen die Stärkung, welche die Idee der Handelsvertragspolitik und die Abkehr von Bestrebungen übertriebenen Hochschutzzolles erfahren kann. Die Gärtner, welche neuerdings vom Bunde der Landwirthe mobil gemacht worden sind, würden alsbald in eine Gegenagitation eintreten und behaupten, der holländische Garten- und Gemüsebau mache ihnen bedrohliche Konkurrenz. Aber die Einfuhrzahlen zeigen deutlich, daß diese Konkurrenz schon heute vorhanden ist, und daß sie sich nur wenig wird steigern lassen. Zudem ist zu bemerken, daß das Gemüse in Deutschland fast allerorten noch seinen guten Preis hält und daß die Treiberei, welche den Hauptbestandtheil der holländischen Gartenwirthschaft bietet, bei uns bisher überhaupt noch nicht entsprechend entwickelt ist. Endlich ist darauf hinzuweisen, daß es sehr wohl möglich wäre, durch geeignete Gestaltung der äußeren Zollschranken diejenigen Verschiebungen auszugleichen, welche durch Niederlegung oder doch durch Abbau der inneren Zollinie entstehen würden. Man sollte auch nicht vergessen, daß schon heute weit über die Hälfte der gesammten niederländischen Ausfuhr nach Deutschland geht. Ich bin für den Augenblick nicht in der Lage, die Folgen einer Zolleinigung auf diesem Gebiete zu übersehen, meine aber, daß sie keinesfalls unheilvoll genug wäre, um die ganze Idee aus diesem Grunde zurückzulegen. Es ist überhaupt überflüssig, hier Einzelfragen zu untersuchen, weil die ganze Aktion noch gar nicht in die Wirklichkeit eingetreten ist und vorläufig politische Schwierigkeiten wahrscheinlich mehr als einen Riegel vorschieben werden. Jedenfalls muß man die Erscheinung, daß das stammverwandte Holland daran denkt, sich uns wirthschaftlich anzuschließen, als ein bedeutsames Zeichen für die Kraft unsrer eigenen Entwicklung begrüßen. Man kann die Schwierigkeiten, welche sich einem solchen Zollanschluß zur Zeit entgegenstellen, noch so hoch, meinetwegen als unüberwindliche einschätzen — das Eine leuchtet jedenfalls ein, daß die Mündungen unsres größten Stromes, des Rheins, das fruchtbare und hochentwickelte Delta, welches er bildet, vom wirthschafts-physiologischen Standpunkte aus zum Deutschen Reich gerechnet werden müssen. Es ist erst die hohe Politik gewesen, welche die unnatürliche Abscheidung dieser Landestheile herbeigeführt hat.

Beschäftigen wir uns nun einen Augenblick mit der Schweiz. Dieses Land hat während der letzten Jahrzehnte eine Industrie entwickelt, die, ins Verhältniß zu Umfang und Einwohnerzahl gesetzt, als hochbedeutend bezeichnet werden muß; eine Industrie, welche in mehreren nicht unwichtigen Zweigen befähigt erscheint, der deutschen Gewerbthätigkeit ernstliche Konkurrenz zu bereiten. Die Schweiz ist vermöge ihres Fremdenverkehrs an sich ein wohlhabendes Land geworden. Aber es muß doch bemerkt werden, daß die Kapitalien, welche den Aufschwung der Industrie zur heutigen Blüthe bewirkt haben, nicht im Lande selbst vorhanden waren. Zu einer Zeit, während welcher am politischen Himmel Europa's mancherlei Gewitterwolken standen, und auch recht kräftige Unwetter in Gestalt von Kriegen

niedergegangen sind, ist die Schweiz durchgehends ohne jede Beunruhigung geblieben. Sie war ein neutrales Land, von dem Konzert der europäischen Mächte garantirt und ernstlichen politischen Gefahren keineswegs ausgesetzt. Diesem Umstand muß es zugeschrieben werden, daß etwa seit Beginn der 60er Jahre große und zahlreiche Kapitalien in der Schweiz Anlage gefunden haben. Es sind, zumal aus Süddeutschland Millionen und Millionen zu verhältnißmäßig niedrigem Zinsfuß an Schweizer Bankhäuser gegeben worden, weil man eine solche Anlage eben für sicherer hielt als an anderem Ort. Große süddeutsche Magnaten haben Riesensummen zu 3 und 3½ Proz. fast ohne ausreichende Sicherheit in Schweizer Unternehmungen gesteckt. Dieser reiche Kapitalsegen hat es in erster Linie ermöglicht, daß die Schweizer Industrie einen ungeahnten Aufschwung nahm. Seitdem indessen das Deutsche Reich gegründet und konsolidirt war, seitdem der europäische Frieden durch den Dreibund eine breitere Grundlage erhalten, und seitdem insbesondere die nicht enden wollenden Wirren in Frankreich dieses Land zu unfreiwilliger Ruhe niedergehalten, seitdem hat sich diese Sachlage wesentlich geändert. Das gewaltige Emporblühen der deutschen Industrie und des deutschen Welthandels zog sehr rasch größere Mittel an sich. Man sah ein, daß die gewünschte Sicherheit bei unserm aufstrebenden Vaterland in vollstem Maß vorhanden war: alsbald begann das Kapital uns zuzuströmen und aus der Schweiz abzufließen. Fragt man heute in Württemberg, Baden und Bayern nach den kapitalistischen Verbindungen mit der Schweiz, so wird man sie auf ein verhältnißmäßig geringes Maß zurückgeführt finden. In der Schweiz dagegen beginnt sich angesichts der großen Ausdehnung der dortigen Etablissements allmählich Kapitalmangel fühlbar zu machen. Augenblicklich, zur Zeit eines großen wirthschaftlichen Aufschwungs, tritt dieser Mangel scharf hervor. Es ist nur natürlich, daß man infolge dessen sein Augenmerk auf dasjenige Land richtet, welches bisher den goldenen Boden für die schweizerische Industrie hergeliehen hat, auf Deutschland. Man verspricht sich von einer Zolleinigung eine Vergrößerung des Absatzgebiets für die schweizerische Industrie und eine neue Alimentirung seiner kapitalistischen Bedürfnisse.

In der Schweiz sind es also nicht Strebungen nationaler Sympathie, ähnlich denen, welche in Holland erwacht sind, und welche in der kürzlich ins Werk gesetzten Reise der jungen holländischen Königin nach Deutschland und den Plänen ihrer Vermählung mit einem deutschen Prinzen Ausdruck finden. Der Schweizer hat seit Jahrhunderten gelernt, sich nicht als Deutscher zu fühlen. Sein politisches Gemeinwesen ist aus drei Nationen zusammengeschweißt, und an die Stelle des dadurch in den Hintergrund gedrängten Nationalismus ist ein gewisser patriotischer Bürgersinn getreten, der in dem sogenannten Kantönligeist gleichzeitig sein eigenes Zerrbild geschaffen hat. Wenn bei den Strebungen in Holland auch praktische Erwägungen ausschlaggebend sind, so kommt hier das Gefühl der Stammesverwandtschaft doch sicher mit in Betracht: bei der Schweiz dürften lediglich wirthschaftliche und zwar recht drückende Gründe den Anlaß gegeben haben. Gehören die Niederlande, wie ich sagte, wirthschafts-physiologisch an sich zu Deutschland, so kann man das Gleiche von der gesammten Schweiz, wie sie sich heute als politisches Gemeinwesen darstellt, nicht in demselben Umfang behaupten.

Es soll hier nicht geprüft werden, welche Wirkung eine Zolleinigung mit der Schweiz für unsern Gewerbfleiß herbeiführen würde. Dagegen ist zu bemerken, daß eine solche Maßregel wiederum in hohem Grade geeignet erschiene, das deutsche Ansehen zu heben und die wirthschaftliche Kraft der gesammten deutschen Macht auf dem Weltmarkte zu vergrößern. Was Oesterreich-Ungarn angeht, so können wir meiner Ansicht nach eine Zolleinigung mit diesem Lande schon deßhalb nicht wünschen, weil seine wirthschaftliche Entwicklung von der unsrigen durchaus verschieden ist, und der Stand derselben an den der unsrigen keinesfalls heranreicht. Ein so großes Gebiet aber, wie die Habsburgische Monarchie, sich anzugliedern, heißt sicherlich, die Grundlagen unsrer gesammten Wirthschaft wesentlich verändern. Daß diese Veränderung aber für uns eine vortheilhafte sein würde, wird wohl kaum Jemand behaupten können. Der wirthschaftliche Nachtheil, den wir durch Errichtung einer Zollgemeinschaft mit Oesterreich-Ungarn erleiden würden, ist meines Erachtens so hoch einzuschätzen, daß er etwaige politische Vortheile aus der näheren Vereinigung der beiden Reiche mehr als aufwiegen würde. Es kommt hinzu, daß die innerpolitischen Zustände Oesterreich-Ungarns den Vorschlag auf Zolleinigung noch weit weniger schmackhaft machen können, als dies in einer früheren Periode der Fall war, in der bekanntlich unsre ersten Autoritäten sich den bezüglichen Vorschlägen abgeneigt gezeigt und ihre Ausführung verhindert haben.

Es würde zu weit führen, hier sich auch noch in extenso über Belgien zu äußern. Die politischen, bezw. nationalpolitischen Momente, welche für den Anschluß Hollands, der deutschen Schweiz und gewisser Theile Oesterreich-Ungarns sprechen, kämen hier ebenfalls in Betracht. Aber gerade der Vorschlag auf den Anschluß eines hoch entwickelten Industrielands wie es Belgien ist, würde die Prüfung mannichfacher und verwickelter wirthschaftlicher Fragen zur Vorbedingung haben. Diesen im einzelnen nachzugehen, ist hier nicht der Raum.

Vielleicht wäre noch die Frage zu streifen, ob man in einer solchen Angliederung der Nachbarstaaten an das Deutsche Reich nicht den Anfang zu dem vom Grafen Goluchowski so warm empfohlenen europäischen Zollbunde gegenüber den Vereinigten Staaten von Amerika zu erblicken hätte. Ich glaube diese Frage verneinen zu müssen; einmal, weil das, was für Deutschland bei der gedachten Zolleinigung an Vortheilen zu erwarten wäre, für ein Bündniß Europa's gegen Amerika nicht in Betracht kommt; dann aber, weil ich diese Idee überhaupt nicht für ausführbar und ihre Verwirklichung gar nicht einmal für erwünscht halte. Was den gegenwärtigen Status unsrer Handelsbeziehungen mit Amerika angeht, so ist derselbe freilich ein recht ungünstiger; allein es sind Anzeichen dafür vorhanden, daß er sich bessern wird. Man geht in den Vereinigten Staaten eben selbst an die Arbeit, um die Bestimmungen zu ändern, aus denen lästige und ungerechtfertigte Zollplackereien sich ergeben. Auch hat die Allmacht der Trusts in Amerika die Waarenpreise nachgerade zu einer Höhe erhoben, welche trotz der bestehenden Zollmauer ein Angebot deutscher Artikel auf dem amerikanischen Markt möglich machen. Fallen die Trusts, so zerbröckelt auch die Zollmauer; bleiben sie bestehen, so wird die Zollmauer für uns übersteiglich. Ist doch während der letzten Monate schon ein wesentliches Anziehen des Exports nach den Vereinigten Staaten bemerkbar geworden.

Was aber den europäischen Zollbund angeht, so wäre er eine Bildung, die dem Gang der künftigen Entwicklung, wie ich sie vor mir sehe, nicht entspräche. Die romanischen Nationen sind in entschiedenem Rückgang begriffen. Es wird sich für die Zukunft lediglich um den Wettstreit zwischen Deutschland, England und den Vereinigten Staaten handeln. Es wäre zwecklos, ja vielleicht sogar schädlich, romanische Nationen oder gar das unentwickelte Rußland in einen solchen Bund einzubeziehen. Die Zeit aber, in welcher England mit Deutschland ein Bündniß gegen die

amerikanische Konkurrenz schließen wird, scheint noch lange nicht herangekommen.

Ich resumire: Eine Angliederung benachbarter kleinerer Staaten gleicher oder verwandter Nationalität bedeutete einen erfreulichen Zuwachs für die Macht und das wirthschaftliche Aufstreben unsrer Nation. Eine Ausdehnung aber solcher Bestrebungen über den nationalen Rahmen hinaus erscheint mir utopisch und selbst für den Fall unerwünscht, daß die praktische Durchführbarkeit des Gedankens gewährleistet wäre.

Ueber das Fortbildungsschulwesen in Bayern.

III.

Wenn nun die Fortbildungsschulen von hoher Bedeutung nicht bloß für den größten Theil unsrer Jugend, für Landwirthschaft, Gewerbe und Handel, sondern auch für Gemeinde und Staat sind, so muß auch eine allgemein gesetzliche Regelung derselben erfolgen, wenn sie ihren dreifachen Zweck der sittlichen, geistigen und beruflichen Ausbildung ihrer Zöglinge erreichen sollen. Bis jetzt ist die Einrichtung derselben vielgestaltig und vielspaltig, der Besuch zum Theil freiwillig, zum Theil obligatorisch, vielfach aber unregelmäßig. Nur durch die Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule im ganzen Land kann eine Gleichmäßigkeit erzielt und Segenbringendes geschaffen werden. Ueber die Nothwendigkeit der Pflichtschule spricht sich der preußische Handelsminister in dem schon erwähnten Erlaß vom 31. August 1899 trefflich aus und widerlegt schlagend die für den freiwilligen Schulbesuch vorgebrachten Gründe. Wenn die Fortbildungsschule eine Stätte der Erziehung und Bildung für die Gesammtheit der Arbeiter sein soll, kann sie nur durch den gesetzlichen Pflichtbesuch ihre schönen Aufgaben erfüllen. Es ist ja eine traurige Thatsache, daß viele Menschen zu ihrem Besten gezwungen werden müssen. Wie unser Volk durch den Schulzwang groß geworden ist, so wird es durch den Zwangsbesuch der Fortbildungsschulen einen merklichen Zuwachs an geistiger, sittlicher und beruflicher Bildung erfahren. Darum weg mit den Sonn- und Feiertagsschulen, die ja von allen Seiten als ungenügend bezeichnet werden, weg mit dem freiwilligen Besuch der Fortbildungsschule!

Doch nicht durch ortstatutarische Bestimmungen möge die obligatorische Fortbildungsschule eingeführt werden, sondern durch ein Landesgesetz, zumal durch § 120 der Reichsgewerbeordnung ohnedies die Lehrherren verpflichtet sind, ihren Arbeitern unter 18 Jahren die zum Besuch der Fortbildungsschule erforderliche Zeit zu gewähren. Würde die Errichtung von obligatorischen Anstalten den Gemeinden überlassen wie bisher, so würde doch die eine und andere Gemeinde selbst bei Hochdruck von oben sich dazu nicht verstehen, sintemal wohl manche Gemeindevertretung den Unwillen einzelner Bürger auf sich laden würde. Das Gesetz aber ist eine eherne Mauer, an der sich die Willkür der Freunde wie der Widerstand der Feinde brechen muß.

Die Schulpflicht darf jedoch nicht wie bisher in Bayern mit dem 16. Lebensjahre enden, sondern muß bis zum 18. ausgedehnt werden, wenn nicht die früher erwähnten moralischen Schäden für die Jugend eintreten sollen. Gerade die Zeit vom 15.—20. Lebensjahre ist die gefährlichste für den jungen Menschen, aber auch die für die gesammte Entwicklung, für die ganze Lebenszeit entscheidende. In dieser Zeit müssen Gemüth und Charakter gebildet, Herz und Hand in Einklang gebracht und Liebe für alles Gute und Schöne geweckt werden. Und zur Erreichung dieses Zwecks müssen Kirche, Staat und Schule zusammenwirken. Es handelt sich weniger darum, daß die jungen Leute mit Kenntnissen und Fertigkeiten ausgestattet werden, als darum, daß sie vor verfrühten Genüssen, welche die sittliche Spannkraft erschlaffen, und vor der Vergiftung der Gesinnung bewahrt werden. Aus diesem Grund ist der männlichen und weiblichen Jugend der Wirthshausbesuch und die Theilnahme an öffentlichen Versammlungen während der Dauer der Fortbildungsschulpflicht zu verbieten und der Schulvorstand für die Einhaltung des Verbots haftbar zu machen. Wenn in den beiden letzten Jahren des Schulbesuchs auch nur eine Stunde Unterricht und eine halbe Stunde Christenlehre zur Pflicht gemacht werden, so genügt dies; denn es handelt sich hauptsächlich darum, daß der junge Mensch eine Anlehnung, eine Aufsicht erhält, daß er Jemand im Leben hat, der auf ihn sieht und ihn kontrolirt. Die Jugend der höheren Lehranstalten steht bis zum 19. Jahre und darüber hinaus unter steter Zucht und Aufsicht; warum soll die Jugend der breiteren Massen des Volks sich selbst überlassen bleiben und dadurch vielfach moralisch verkommen? Da die Gewerbeordnung ohnedies das 18. Lebensjahr als Grenze der Schulpflicht festsetzt und auch in verschiedenen deutschen Staaten diese Altersgrenze festgehalten wird, dürfte auch bei uns kein Grund vorhanden sein, bis zu diesem Alter die Schulpflicht nicht auszudehnen. Es erscheint diese Bestimmung für viel wirkungsvoller als die Einführung des 8. Schuljahrs und die volle Freiheit der Jugend nach dem 15. Lebensjahre.

Freilich wird die Fortbildungsschule allein die Aufgabe der Erziehung nicht erfüllen können. Da müssen die interessirten Korporationen, die landwirthschaftlichen, gewerblichen und kaufmännischen Vereinigungen, die Gesellen- und andere Vereine, vor allem die Lehrherren und die Familie mithelfen. Von segensreichstem Wirken erweisen sich die Lehrlingshorte, die der Unterstützung von Seiten der Gemeinden und des Staats sehr würdig sind. Wenn so alle berufenen Faktoren zusammenwirken, wenn es gelingt, die heranwachsende Jugend wieder mehr in der Familie, oder in den diese zum Theil ersetzenden Horten zurückzuhalten, dann dürfte der Verrohung der Jugend Einhalt gethan werden, dann schwindet vielleicht auch allmählich die Klage, daß wegen mangelnder Schulung des weiblichen Geschlechts der Wirthshausbesuch der Männer zu- und der Familiensinn abnehme. Wahrlich ein solches Ziel ist des Schweißes der Edlen werth.

Eine unabweisliche Folge dieser Voraussetzungen ist, daß die unzulänglichen Sonntagsschulen allenthalben beseitigt und durch obligatorische Fortbildungsschulen mit mindestens vier Stunden wöchentlichem Unterricht in den ersten drei Jahren und eventuell einstündigem Unterricht in den beiden letzten Jahren neben der ebenfalls obligatorischen Christenlehre ersetzt werden. In den landwirthschaftlichen Fortbildungsschulen könnte ja wie bei den jetzigen Winterschulen der Unterricht in den Wintermonaten zusammengedrängt werden, während er sich im Sommer auf eine Stunde am Sonntag neben der Christenlehre beschränken ließe. Eine längere, zeitweise vollständige Aussetzung des Unterrichts — abgesehen von den Ferien — bewirkt zu leicht, daß sich die Jugend ex lex fühlt und damit den beabsichtigten Zweck vereitelt. Auch in den gewerblichen und kaufmännischen wie Mädchenfortbildungsschulen kann der Unterricht je nach den örtlichen Bedürfnissen auf kürzere Zeit ausgesetzt, eventuell eingeschränkt werden. Immer müßte aber daran festgehalten werden, daß das Minimum des Unterrichts unter vier Stunden nicht herabsinkt. Zwei Stunden Unterricht, wie dies bisher vielfach der Fall ist, genügen durchaus nicht, um bleibende Spuren in Geist, Herz und Leben zu hinterlassen; es wird also der Zweck nicht erreicht, vielmehr verfällt der Unterricht dem Fluch, der über allem Halben ruht.

Ebenso darf auch die Unterrichtszeit nicht auf den Abend oder auf den Sonntagnachmittag verlegt werden; darin sehen die Schüler nicht mit Unrecht einen Raub ihrer freien Zeiten, rächen sich dafür durch Unaufmerksamkeit und Unlust. Es muß den Schülern nicht die Freizeit, sondern die Arbeitszeit durch den Unterricht gekürzt werden. Die Lehrstunden fallen am zweckmäßigsten auf die Vormittagsstunden von 6—8 Uhr, besonders im Sommer, und auf die Nachmittage zwischen 1 und 7 Uhr, bezw. auf die Sonntagvormittage außerhalb des Gottesdienstes und mit Beschränkung auf höchstens zwei Stunden; denn gerade die Erhebung und Erquickung des Sonntagsmorgens soll den Schülern wohl vergönnt werden. — Da nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen die Lehr- und Dienstherren ohnedies verpflichtet sind ihren Lehrlingen und Dienstboten die zum Besuch der Schule erforderliche Zeit zu gewähren, so steht der Festlegung der Unterrichtszeit zu zweckentsprechenden Stunden nichts im Weg, wobei allerdings auch wieder die örtlichen Verhältnisse zu berücksichtigen sind.

Auch die obligatorische Fortbildungsschule kann ihre Aufgabe nur dann lösen, wenn sie zweckentsprechend gestaltet ist. Die bisherigen Sonn- und Feiertagsschulen, wie viele der bestehenden Fortbildungsschulen kranken daran, daß sie eben Wiederholungsschulen sind, daß eine zu große Betonung des Volksschulwissens in den Unterrichtsplänen zutage tritt. Was aber nur den Zweck der allgemeinen Bildung fördert, vermag die jungen Leute nicht zu erwärmen, wird als eine drückende Last angesehen und als eine überflüssige Arbeit empfunden, wenn es an sich auch noch so gut und schön ist. Schulen aber, die dem Berufsleben Vortheile bringen, werden freudig besucht und hochgehalten. Die Fortbildungsschule muß in der Praxis des Lebens wurzeln, den Forderungen des Berufes der Schüler genügen und die Anforderungen der Gegenwart befriedigen. Der Beruf muß in den Mittelpunkt des Unterrichts gerückt, von ihm aus das Ganze durchleuchtet und erwärmt werden. Nur dann werden die sittlichen und geistigen Ideen einen guten Nährboden finden, wenn sie dem Verständniß und dem Leben entspringen; denn nur das wirkt fruchtbringend, was den Schüler interessirt. Was nicht mit dem Herzen erfaßt wird, bleibt ein todter Buchstabe. Darum ist gerade in den ersten Jahren der Fortbildungsschule die Anknüpfung an den Beruf unerläßlich. Wenn der Schüler mehrere Jahre beruflich thätig war, wenn er in der Werkstätte, in der Schreibstube, in seinem Umgange mit Berufsleuten ꝛc. auch die Bedürfnisse des Lebens kennen gelernt hat, gewinnt er auch mehr Interesse für allgemein Wissenswerthes. Dann erst wird er Verständniß für die Landeskunde, für Volkswirthschaft und nicht zuletzt für Geschichte erhalten; dann kann aber auch manche unrichtige Vorstellung, die absichtlich oder unabsichtlich von außen in ihn hineingetragen wurde, geklärt, manch falsches Urtheil richtig gestellt werden, besonders wenn der Unterricht nicht mehr den strengen Schulcharakter trägt, sondern mehr einer sokratischen Belehrung gleicht. Darum kann in den letzten Jahren das allgemein bildende Element in den Vordergrund, das berufliche mehr zurücktreten. Für die ersten Jahre sind aber je nach Ort, Zeit, Erwerbsthätigkeit u. s. w. ländliche, gewerbliche, kaufmännische und hauswirthschaftliche Schulen nach den eigenartigen örtlichen Bedürfnissen einzurichten; wo dies nicht möglich ist, sind die Schüler wenigstens nach ihren Berufen zu scheiden und dementsprechend zu unterrichten.

Für die ländlichen, kaufmännischen und hauswirthschaftlichen Schulen ist der berufliche Unterricht wie die Verbindung desselben mit der Praxis des Lebens nirgends besonders schwer. Für die gewerblichen Schulen dagegen stellen sich bei der Mannichfaltigkeit der Geschäfte Schwierigkeiten in den Weg. Aber auch hier läßt sich selbst in den kleinsten Schulen in gewissem Sinne Fachunterricht betreiben, so im Rechnen, in der Buchführung und besonders im Zeichnen. Dies letztere spielt in gewerblichen Fortbildungsschulen eine ganz besonders wichtige Rolle; ist es doch gerade dieser Unterricht, welcher den Lehrlingen verschiedener Gewerbe Fähigkeiten vermittelt, die für ihre künftige technische Ausbildung von besonderem Werthe sind und sie und ihre Thätigkeit zu höherem Streben anregen. Der Erfolg dieses Unterrichtes hängt noch mehr als der eines jeden anderen von dem Interesse ab, das der Schüler ihm entgegenbringt. Dieses Interesse nimmt in dem Maße zu, als der behandelte Stoff zu dem Berufsleben des Schülers in Beziehung tritt. Dies wird im Zeichenunterricht erfahrungsgemäß neben den Vorlagen aus dem Gebiete des Berufes durch eine entsprechende Modellsammlung erreicht. Von großem Vortheil ist es daher, nach selbstausgeführten Zeichnungen, nach Vorlagen oder plastischen Vorbildern von den Schülern selbst Modelle herstellen zu lassen; denn er lernt dadurch ohne weitläufige wissenschaftliche Erörterungen durch Vergleich der einen Gegenstand darstellenden Zeichnung mit dem Gegenstande selbst auch den Zusammenhang kennen. Das Modell verhilft ihm zum Verständniß der Form und zur Einsicht in ihre Bedeutung und ihren Zusammenhang. Indem Auge und Hand des Schülers genöthigt werden, im gegebenen Falle sich um die geringsten Kleinigkeiten zu kümmern, entsteht allmählich die Fähigkeit, jede Form erfüllt von individuellen Zügen zu sehen, durch welche seine Arbeit erst zur Bedeutung gelangt und den Werth der Leistung erhöht. Aus dem mechanischen Handwerker wird ein denkender und empfindender Arbeiter, der imstande ist, etwas werthvolles aus seinem Eigenen in das Werk seiner Hände zu legen.

Ein wesentlicher Faktor zur Hebung der gewerblichen Fortbildungsschulen und des Handwerks selbst sind die Schulwerkstätten. Diese sollen durchaus nicht in die Werkstattlehre eingreifen oder sie ersetzen, vielmehr nur den Fachzeichnungsunterricht ergänzen und den Fachunterricht vervollständigen. Der leitende Gedanke muß sein, die Schüler in das körperliche Sehen, d. h. in das völlige Erkennen des Gegenstandes aus der Zeichnung einzuführen, sie zu lehren, wie jedes Erzeugniß der handwerklichen Praxis in der Zeichnung wurzelt und wie es in der Bildform dargestellt werden kann; es ist darum strengstens darauf zu halten, daß jeder Arbeit in der Schulwerkstätte eine in der Schule selbstgefertigte Zeichnung zugrunde liegt. Solche Lehrwerkstätten finden sich in Württemberg und Baden, woselbst gerade die gewerblichen Fortbildungsschulen und durch sie das Handwerk schön entwickelt sind, vielfach, in Bayern dagegen nur wenig. In den gut organisirten und trefflich geleiteten Fortbildungsschulen Münchens sind einzelne Werkstätten, z. B. für Ciseliren, eingerichtet; hier ist auch die Gliederung des Unterrichts für die verschiedenen Berufe in die richtigen Bahnen geleitet.

Auch in kleinen Orten lassen sich die Fortbildungsschulen nach den beruflichen Bedürfnissen gliedern; stets muß aber auch den örtlichen Verhältnissen und Ansprüchen Rechnung getragen werden. Dies ist besonders bei der Aufstellung der Lehrpläne zu beachten. Diese lassen sich daher nicht nach einem Schema herstellen; immerhin dürften Musterlehrpläne für ein-, zwei- und mehrklassige Schulen als Anleitung für die den örtlichen und beruflichen Bedürfnissen entsprechenden Lehrpläne sich empfehlen. Der Lehrstoff und das Lehrziel sind nach der Eigenart der Schule so zu wählen, beziehungsweise zu gliedern, daß die Schüler immer den Reiz eines inneren und äußeren Fortschritts haben.

„Weil die Fortbildungsschule eine Anstalt ist, welche den Bedürfnissen des praktischen Lebens dienen soll, können

und dürfen nicht die Vertreter der Behörden, auch nicht Schulmänner allein an den Berathungen über die Gestaltung derselben theilnehmen. Was im Erwerbsleben unsrer Tage sich Geltung verschafft, der Produktion oder dem Handel Vortheile gewährt, muß in der Fortbildungsschule, soweit dies möglich und nöthig ist, verständnißvolle Berücksichtigung finden. Es ist demgemäß nöthig, daß an allen Orten Fachleute zu den Berathungen und, wenn möglich, auch zum Unterricht herangezogen werden, und daß die Leiter und Lehrer der Schulen in ununterbrochener Verbindung mit den Vertretern der Berufskreise stehen, denen ihre Schüler angehören."

Aber die beste Einrichtung hilft nichts, wenn nicht tüchtige Vollzugsorgane zur Verfügung stehen. Nun sind in Bayern fast alle Lehrkräfte an den Fortbildungsschulen im Nebenamte beschäftigt; sie sind namentlich aus der Reihe der Reallehrer und Volksschullehrer entnommen. „Für den ersprießlichen Unterrichtsbetrieb an den Fortbildungsschulen genügt aber das an Universität oder Seminar erworbene Wissen nicht mehr. Die erfolgreiche Betheiligung am Unterricht der modernen Fortbildungsschule setzt vielmehr ein besonderes Studium voraus, sowie einen verständigen Einblick in die thatsächlich vorhandenen Zustände auf dem Gebiete des Erwerbslebens." Darum hat man in Bayern bereits Zeichenlehrerkurse für den Unterricht an gewerblichen Fortbildungsschulen errichtet. In der Fortbildungsschule der Neuzeit haben aber auch die übrigen Unterrichtsgegenstände die gleiche Bedeutung. Sollen diese von dem Bann, der noch vielfach auf ihnen ruht, befreit, sollen sie mit dem Geiste des beruflichen Lebens befruchtet werden, so muß auch für alle Lehrer eine systematische Ausbildung für die verschiedenen Fächer erfolgen. Es sind Kurse (vielleicht während der Ferien) für Lehrer an ländlichen, gewerblichen und kaufmännischen Fortbildungsschulen zu errichten. Für gewerbliche Fortbildungsschullehrer sind hiebei methodische Vorträge für den Unterricht an Metallarbeiter, Holzarbeiter, Kunstgewerbetreibende und Bauhandwerker abzuhalten und Exkursionen in gewerblichen Etablissements damit zu verbinden. — Von Vortheil wäre es, wenn, wie dies bereits für die landwirthschaftlichen Schulen schon der Fall ist, speziell Lehrer für gewerbliche Fortbildungsschulen herangebildet würden, wie dies namentlich in Baden geschieht. Würden in jedem Kreise etwa zwei bis drei solcher Lehrer angestellt, so könnten diese, vielleicht im Verein mit den Gewerbemuseen, was auch schon ab und zu der Fall ist, derartige Vorträge übernehmen. Für kaufmännische Fortbildungsschulen finden sich ja in den Handelslehrern der Realschulen ohnedies geeignete Fachmänner.

Wenn irgendwo, so ist besonders an Fortbildungsschulen eine fachmännische Oberaufsicht nöthig. Bis jetzt ist mit Ausnahme der größeren Städte, woselbst auch die gewerblichen Fortbildungsschulen den betreffenden Schulräthen unterstellt sind, die Respizienz über diese Anstalten den Rektoren der Realschulen übertragen, während zur Visitation des Zeichnungsunterrichts ab und zu eigene Fachleute abgesandt wurden. Diese Form der Aufsicht dürfte sich auch für die Zukunft empfehlen, da ja gerade diese Persönlichkeiten die Pflicht haben, die Fortschritte auf den Gebieten der Industrie und des Handels zu verfolgen. Soll aber an allen Orten des Landes eine gleichmäßige Entwicklung erfolgen, sollen die Erfolge, die Unterrichtsmethode u. s. w. der einen Schule allen Schulen zutheil werden, soll eine stetige Hebung und Förderung des ganzen Fortbildungsschulwesens erfolgen, so ist eine Zentralstelle nöthig, welche, wie der Abgeordnete v. Schenkendorff sagte, nicht nur die auf dem Gebiete der Unterrichtsweise gewonnenen Erfahrungen sammelt, sondern auch eine Stelle ist, welche alle Erfahrungen, die in der Fortbildungsschulangelegenheit gemacht werden, zusammenstellt und sie der gesammten Lehrerwelt zugute kommen läßt, damit sie nutzbar gemacht wird und nicht jeder Einzelne hier wieder für sich von vorn damit anfängt. Damit wird auch die natürliche Entwicklung der Fortbildungsschule gefördert, auch ihre Kontinuität in der Entwicklung gewahrt. In diesem Sinne haben auch die meisten deutschen Staaten an den Ministerien solche Zentralstellen; so sind in Preußen und Sachsen, auch in anderen Staaten, am Ministerium eigene Fachleute, ehemalige Direktoren von Fortbildungs- oder Gewerbeschulen, angestellt, während für die einzelnen Gebiete wieder Inspektoren, die gleichzeitig Direktoren an Fortbildungsschulen sind, fungiren. Dürfte sich eine solche Einrichtung nicht auch für Bayern empfehlen?

Wenn auch die Fortbildungsschulen Gemeindeanstalten sind und wohl für die nächste Zeit auch bleiben, so obliegt dem Staate doch die Pflicht, für sie zu sorgen. Diese Fürsorge darf sich nicht bloß auf Organisation und Aufsicht der Schulen erstrecken, sondern muß auch in der Zuwendung von Staatsmitteln zum thatsächlichen Ausdruck kommen. Finanzminister Dr. v. Miquel sagte in der wiederholt angeführten Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses: „Ich bin der Meinung, daß, wie die Dinge einmal liegen, es nicht umgangen werden kann, daß der Staat helfend eingreifen muß, daß nicht erwartet werden kann, daß die Gemeinde, Handwerkerverbände u. s. w. allein aus ihren Mitteln das Erforderliche leisten. ... Die Höhe der Zuschüsse muß sich richten nach den Bedürfnissen und der Leistungsfähigkeit der betreffenden Gemeinden."

Unter der von Miquel empfohlenen Voraussetzung genehmigte auch die preußische Kammer, daß der Staat für Fortbildungsschulen mit freiwilligem Besuche bis zu zwei Drittel, für die mit obligatorischem Besuche bis zu drei Viertel der Kosten übernimmt. Auch in Bayern dürfte eine erhöhte Zuwendung aus Staatsmitteln, namentlich für neu zu gründende oder neu organisirte Schulen, wohl angezeigt sein.

So könnte durch Zusammenwirken von Kirche und Staat, von Gemeinden und Vereinigungen auch in Bayern die Fortbildungsschule noch gehoben und damit ein wesentlicher Faktor in der sittlichen und wirthschaftlichen Förderung unsres Volkes erhöht werden. Möge sich das Wort Fichte's, das er am Anfange unsres Jahrhunderts dem zerrissenen und zertretenen deutschen Volke zurief, auch in dieser Beziehung erfüllen: „Dasjenige Volk, welches bis in die untersten Schichten hinein die tiefste und vielseitigste Bildung besitzt, wird zugleich das mächtigste und glücklichste sein unter den Völkern seiner Zeit, unbesiegbar für seine Nachbarn, beneidet von den Zeitgenossen und ein Vorbild der Nachahmung für sie."

V. Loeßl.

Mittheilungen und Nachrichten.

-nn- **Hällische Geschichte.** Geschichte der Reichsstadt Hall und ihres Gebiets nebst einem Ueberblick über die Nachbargebiete. Von Dr. phil. **Julius Gmelin.** Schwäbisch-Hall, Staib 1899, 830 S. — Die altehrwürdige Reichsstadt Schwäbisch-Hall hat bereits früher seitens der historischen Forschung nach verschiedenen Richtungen hin Berücksichtigung erfahren, namentlich seit der im Jahre 1847 erfolgten Gründung des „Vereins für die Geschichte von Württembergisch Franken", der ein gut Theil seiner fruchtbaren Thätigkeit der Erschließung der reichen geschichtlichen Vergangenheit von Hall und dem „Hällischen" gewidmet hat. Eine zusammenfassende, die gesammten Einzelergebnisse der landesgeschichtlichen Forschung verwerthende Darstellung der Geschichte der Stadt und ihrer Umgebung hat bislang vollständig gefehlt. Eine solche bietet zum erstenmal **Julius Gmelin**, der geschichtskundige Pfarrherr von Großaltdorf bei Hall. Unter

schwierigen Umständen und Enttäuschungen mancherlei Art hat der Verfasser in voller selbstloser Hingebung an seine Aufgabe eine Reihe von Jahren ein gut Theil seiner besten Kraft und Zeit diesem Werk gewidmet, das von vornherein auf breite Grundlage gestellt und mit umfassender, auf größere wissenschaftliche Ziele gerichteter Gründlichkeit die Grenzen einer lokalgeschichtlichen Publikation erheblich überschreitet. Die Geschichte der Stadt Hall erweitert sich zu einer Geschichte von Württembergisch-Franken, für die ältere Zeit sogar zu einer Darstellung der Siedelung in Südwest-Deutschland. Die Arbeit selbst konnte durch solche Vertiefung und Erweiterung nur gewinnen. Eine an sich beschränkte Lokalforschung erhält dadurch erst ihre Berechtigung und Bedeutung. Freilich muß gleich bei der Anlage des Werkes dies in Rechnung gezogen werden, wenn ein so außerordentliches Mißverhältniß in der Behandlung des Stoffes vermieden werden soll, wie es leider die für das Mittelalter so gut angelegte und geschickt durchgeführte Arbeit Gmelins aufweist. Bis zur Reformation 688 Seiten, für die Folgezeit (1522—1802) der Rest von 138 Seiten! Der Stoff wuchs ihm unter den Händen so sehr, daß der zur Verfügung stehende Raum bei gleichmäßiger Durchführung der Darstellung weit hätte überschritten werden müssen und aus äußeren Gründen nichts übrig blieb, als abzubrechen. Wir bedauern dies umsomehr, als wir dem Verfasser gern auch in die neuere Zeit gefolgt wären, besonders bei seinen interessanten, auf wirthschaftliche und statistische Grundlagen gestützten Ausführungen und freuen uns der Zusage, daß die bezüglichen Vorarbeiten an anderer Stelle doch noch veröffentlicht werden sollen.

Heinrich Vierordt. Neue Balladen. Zweite, vermehrte Auflage. Heidelberg, C. Winter 1900. 126 S. — Vierordts „Neue Balladen", die soeben in zweiter Auflage erschienen sind, zählen nach den „Akanthusblättern" und den „Vaterlandsgesängen" zum Reifsten und Gehaltvollsten, was der Dichter bis dahin veröffentlicht hat. Neben einigen außerordentlich glücklich im Volkston gehaltenen Balladen, wie „Der Clown", „Der Hexengeiger", „Die Jäger von Hersfeld", „Der Kreutziger", sind es vor allem die eigenthümlichen historischen Paralleldichtungen, die den Glanzpunkt dieses Buches bilden, als deren gelungenste Vertreter in erster Linie „Die Lüge vom Glück", „Des Templers Rache", „Die Tuilerienkinder" und „Der Traum von Miramar" zu nennen sind. Diese Dichtungen, die eine Art von Spezialität der Vierordtschen Muse bilden, in denen sich ein überaus scharfer Blick für die natürliche Tragik der Geschichte und die Gabe, scheinbar Auseinanderliegendes und Unzusammengehöriges von einem höher gelegenen geistigen Zentralpunkt aus organisch zu verbinden, mit einer wirklich starken plastischen Gestaltungskraft vereinigt, zeigen den Dichter in der Eigenart und auf der vollen Höhe seines schönen Könnens und üben eine Gesammtwirkung, die auch durch manche eigensinnige, weil leicht zu vermeidende und zur Charakterisirung nicht nothwendige Härten in Ausdruck und Reim nicht vermindert wird. Den bekannten und bewährten Gedichten der ersten Auflage haben sich in der vorliegenden zweiten vier neue Stücke zugesellt: „Jüdischer Glaubensmuth", „Nordischer Bauernstolz", „Johann Orth" und „Camoens", von denen namentlich die letztere umfangreiche Dichtung, die drei anderen an Bedeutung erheblich überragend, eine entschiedene Bereicherung für das Buch bedeutet. In gewissem Sinne ein Gegenstück zu der demselben Bande angehörigen Ballade „Colombus", schildert „Camoens" in einigen mit kühner Frische hingeworfenen Bildern aus dem Erdenleben des großen Portugiesen — Bildern, die durch eine seltene sinnliche Anschauungskraft und eine glühende, an Freiligrath gemahnende Pracht der Farbengebung ausgezeichnet sind — die Tragik des in Elend und Verkennung sich hinschleppenden Dichterlooses mit ergreifender Gewalt. Mögen die erweiterten „Neuen Balladen" dem Dichter neue Freunde zu den zahlreichen alten erwerben! E. K.

γσ. **Berlin,** 4. Febr. Die unter dem Vorsitze von Prof. Hellmann abgehaltene Februarsitzung der „Gesellschaft für Erdkunde" ward mit Gedächtnißworten an Geh. Rath Hauchecorne und Exzellenz v. Tillo (St. Petersburg), den verdienten russischen physischen Geographen, eröffnet. Aus den literarischen Neueingängen sei neben dem epistolaren Werke des Grafen Fritz zu Eulenburg „Briefe aus Ostasien" 1860—1862, das eine Ergänzung zu den Publikationen der damaligen preußischen Expedition nach China darstellt, noch die Radde'sche Publikation über das Museum Kaucasicum in Tiflis nebst einer vom Fürsten von Monaco hergestellten Tiefseekarte des um die Azoren gelegenen Theiles vom Atlantic Erwähnung gethan. Als erster Redner des Abends sprach Dr. Hermann Meyer aus Leipzig über seine zweite Chingu-Expedition. Auf seiner ersten, Mitte der 90er Jahre ausgeführten Chingu-Expedition war es dem Forscher gelungen, im Gebiete dieses größten Tributärs zum Amazonas noch völlig im Steinzeitalter abgeschlossen lebende Wildvölker anzutreffen. Es kam ihm nunmehr darauf an, die Quellflüsse zum Chingu aufzufinden, die auf dem die Wasserscheide zwischen Amazonas und La Plata bildenden Hochplateau zu suchen sind. Von hier gehen einander parallel in nördlich-südlicher Richtung die Wasser zum Chingu: Chatobá, Ronuro, Formoso, Paranatinga und Culiseo sind die Zuflüsse zum Chingu. Der Vortragende beschloß, auf dem Formoso eine Thalfahrt zum Chingu zu machen, dann diesen Fluß nach Norden hin zu verfolgen, um die dort sitzenden, noch unbekannten Wildvölker ethnographisch zu studiren. Im März 1899 ging die Expedition mit 51 Lastthieren von Cuyaba in der brasilianischen Provinz Matto grosso aus, wo damals die Revolution tobte. Dr. Meyer kam mit seinen Begleitern, dem Arzt Dr. Mansfeld, dem Botaniker Dr. Pilger und dem Photographen Hrn. Koch nordwärts nach Rosario, wo sie wenig Lebensmittel und einen sehr im Rückgang befindlichen Gummihandel antrafen. Auf sehr schlechten Wegen und mit Kreuzung von zahlreichen Flußläufen ging der Weg nordwärts längs der ca. 100 m sich erhebenden, aus Sandstein, Quarz und Schiefer, je nach der Höhe, gebildeten Sierra de Cuyaba. Kurz vor dem Passiren der Expedition waren die Eingeborenen aus den Paranatinga-Wäldern in die Gebiete der Sierra Pompadour hin vorgedrungen, hatten zum erstenmal auf einem Raubzug brasilianisches Gebiet betreten, doch konnten sie von unsern Reisenden nicht mehr angetroffen werden. Dr. Meyer überschritt den Paranatinga, verpflichtete einen zahmen Bakairi, der ihm schon auf seiner ersten Reise gedient hatte, Lebensmittel für den Theil seiner Leute zum Culiseo zu schaffen, die dort unter Führung von Dr. Pilger botanische Exkursionen machen sollten, und wandte sich dann dem Gebiet der sogenannten Martirios-Goldminen zu, in das alljährliche Forschungsreisen in Brasilien, wenngleich fruchtlos, unternommen zu werden pflegen. Bald war die Höhe des Bergzuges erreicht, von dem der letzte Bach zum Paranatinga geht, und nachdem man einen zweiten Höhenrücken überschritten, fand man sich in einem bisher unbekannten Gebiet, aus dem in tausend Rinnsalen die Wassermassen nordwärts zum Chingu strömten. Dr. Meyer beschloß nun, eine Thalfahrt mit Canus auf dem Rio Formoso zu beginnen. Zuerst führte der Weg durch die wechselnde Scenerie einer üppigen tropischen Vegetation auf dem Flusse dahin, auf dem bald durch Sandsteinfelsen und Baumleichen die Fahrt jedoch schwieriger wurde. Noch nie hatte hier ein Ruder das Wasser getheilt, noch nie war hier ein Canu gefahren. Die Berge traten nunmehr schon dicht an die Flußufer, die nur noch mit Gras bewachsen waren, und nach kurzer Zeit kam man hinein in ein Wirrsal von Stromschnellen und Strudeln, die oft bis zur Tiefe von 10 m hinabgingen. Man war genöthigt, Leute oft zwei Tagereisen voraus- und zurückzuschicken, um an Stelle der beschädigten Canus neue herzustellen, allein die Schlingpflanzen an den Ufern waren hier wieder so dicht, daß oftmals an ein Vorwärtskommen bei höchster Anspannung aller Kräfte kaum zu denken war. Die Hälfte der Ausrüstung hat die Expedition hier eingebüßt und neben Hunger, Fieber und Dysenterie Fährnisse und Beschwerden zu ertragen gehabt, die sie völlig schwächen mußten. Auch alle photographischen Aufnahmen sind in dieser Region verloren worden. Der Vortragende hat persönlich als Folge der Strapazen eine Trübung seines linken Auges davongetragen. Der einzige Erfolg dieser Fahrt ist die Auffindung eines prachtvoll in zwei Armen über einen Felsen in 15 m Tiefe

stürzenden Wasserfalls am Rio Formoso, der Bastianfall genannt wurde, auch fanden sich einige weitere Katarakte von geringerer Mächtigkeit. Das wissenschaftliche Resultat dieser wochenlang ertragenen Entbehrungen ist nach dem Referate des Vortragenden die Erkenntniß, daß nicht der Formoso, vielmehr wohl der Romero als der Quellfluß des Chingu anzusehen ist. Die Expedition gelangte dann zum Culiseo zurück, in dessen Gebiet alle die von der ersten Expedition her bekannten Indianerstämme angetroffen wurden, doch konnte eine Verschiebung in ihren Wohnsitzen konstatirt werden; denn der Culiseo erweist sich für diese Wildstämme als die Einfuhrstraße für die Kultur. Die Bakairi sind in Verfall gerathen, die Nabuqua haben Zuckerrohr und Bohnen anzubauen gelernt und diese Pflanzen mit zum Paranatinga gebracht. Die Trumai, ein Vagabundenstamm, sind dem Untergange geweiht. Die botanischen Sammlungen Dr. Pilgers am oberen Culiseo sind reichhaltig und ebenso gut sind die ethnographischen Sammlungen Dr. Meyers, die er bei den besuchten Wildstämmen zusammenbringen konnte; auch hat er durch geodätische und geographische Messungen und Beobachtungen zur Verbesserung der Karte des Chingu-Gebietes Beiträge liefern können. Am 16. Oktober 1899 gelangte die Expedition nach Cuyaba zurück, um die Erfahrung bereichert, daß einer künftigen Forschungsreise in diese Gebiete der Paranajuba am besten den Zugang zum Quellgebiet des Chingu erschließen dürfte. — Darauf sprach Dr. Paul Rohrbach über seine Beobachtungen der Bevölkerung Nordarmeniens auf seinen Reisen daselbst im Jahr 1897/98. Armenier, Kurden und Türken, die letzteren, trotzdem sie die Herren sind, in numerisch geringer Zahl, leben in den Gebieten Nordarmeniens. Die Armenier sind ihrer Seelenzahl nach (in Rußland lebt heute etwa eine Million) auf türkischem Boden schwer festzustellen, da weder die Listen der die Wehrsteuer entrichtenden Personen, noch die Listen für die Grundsteuer, zu der nur die Höhe oder die einzelnen, oft aus vielen Familien bestehenden Wirthschaftsgenossenschaften als solche herangezogen werden, eine annähernd richtige Schätzung ermöglichen. Es mögen heute etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Seelen sein. Die Armenier auf dem Land leben als Bauern, patriarchalisch, ihre Wohnungen sind in den Dörfern heute noch halb unterirdisch, wie sie Xenophon beschrieben hat. Wenn sie in die großen Städte des Orients kommen, so kommt diesem rührigen Stamm sein scharfer Verstand und Witz beim Vorwärtsstreben zugute, dagegen bringen sie, obgleich unverdorben, wenig sittlichen Fonds mit, der für die Verhältnisse des großstädtischen Lebens nothwendig ist, so daß sie dort als sehr gewiegte Händler gefürchtet sind. Allein sie sind kaum schlechter als andere Orientalen. In Armenien selbst herrscht noch völlig die bäurische Naturalwirthschaft. Jedes Dorf produzirt seinen Bedarf, und der Schmied ist der einzige Handwerker, den man in Geld entlohnt. Selbst der Lehrer — mit großer Energie haben sich die Armenier eine Volksschule zu schaffen gewußt — wird mit Naturallieferungen der Dorfgenossen bezahlt. Nach den Kämpfen zwischen Römern und Neupersern hatten sich unabhängige armenische Fürstenthümer unter den Arzruniern in Wan und den Bagratiden in Ani, nordöstlich von Kars, wo heute noch eine Ruinenstätte liegt, bis ins 11. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung erhalten, als sie um die Mitte des 11. Jahrhunderts durch den Mongolensturm fortgefegt wurden. Die Kurden zwischen Wansee und Urmasee, von dort bis nach Mosul in der iranischen Randlandschaft angesessen, dehnen sich westwärts bis Siwas, nordwärts bis Eriwan und dann weiter nach Erzerum hin. Sie sind schlechte Mohammedaner, und erst seit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts hat die türkische Regierung ihre Oberhoheit bei ihnen zur Geltung bringen können. Man hat, um ihre kriegerische Kraft auszunützen, die sogenannten Hamidièh-Regimenter der Irregulären aus Kurden gebildet. Sie sind träge Ackerbauer und liegen als seßhafte und als Wanderkurden untereinander in Fehde; allein auch mit den Armeniern sind die Kurden in Feindschaft; denn sie überfallen deren Ackerland nicht selten, und die Massacres, die sie dabei anrichten, haben fast eine Viertelmillion an Menschenleben gekostet und zu einer starken Auswanderung der Armenier geführt. Die südlich von Wan sitzenden Kurden steckten als sogenannte Jesidis und Anbeter eines Vogels, des „Melik Taus", eigentlich noch im Heidenthum. Die Türken sitzen in Armenien in größerer Menge erst von Charput bis zum Taurus; denn alle sonstigen türkisch sprechenden Mohammedaner zeigen keinen mongoloiden Typus. Es sind vielmehr die Nachkommen der alten Phrygier, Kappadokier, Galatier, die in ihrer Nationalität durch die jahrhundertelange römische und byzantinische Herrschaft völlig gebrochen, dem Andrang der seldschukischen und osmanischen Türken nicht hatten standhalten können und deren Sprache und Religion angenommen haben. Der Typus wechselt demgemäß vom Taurus zum Aegäischen Meer hin drei- bis viermal. Erst als die Türken am Bosporus die Herren geworden waren, fand eine Türkisirung dieser Gebiete nach rückwärts hin statt; als ein Akt dieses Vorgehens muß auch die Unterwerfung der arischen Kurdenstämme durch die Pforte angesehen werden. Beim einstigen Vordringen der Türken gegen Byzanz hin haben diese die Längsthäler Armeniens nur durchströmt, ohne in jenen Gebieten selbst ihr Volksthum seßhaft zu machen.

* Von der japanischen Regierung wurde 1893 eine Erdbebenkommission eingesetzt, die alle auf Erdbeben in Japan bezüglichen Thatsachen zu sammeln hatte. Die Arbeit wurde zuerst von Prof. Sekiya, und nach seinem Anfang 1895 erfolgten Tode von M. Tayama geleitet. Sie geht nun ihrer Vollendung entgegen, und inzwischen hat Prof. Omori einen Katalog veröffentlicht, der Zeit, Ort und Stärke von 1828 Erdbeben aus den Jahren 416 bis 1867 angibt und unter Benutzung von 427 verschiedenen japanischen Geschichtsbüchern und Chroniken zusammengestellt ist. Die Gesammtzahl der Erdbeben, die zerstörend gewirkt haben, ist 220; da aber die älteren Jahrbücher unvollständig sind, so kann man annehmen, daß etwa alle $2\frac{1}{2}$ Jahre in dem einen oder anderen Theile Japans ein vernichtendes Erdbeben aufgetreten ist. Zuweilen erschienen sie einzeln, doch kamen sie zu Zeiten größter Häufigkeit, die im Durchschnitt alle 13 bis 14 Jahre eintreten, gruppenweise vor.

* **München,** 13. Febr. Universitätsprofessor Dr. Frhr. v. Hertling hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Bonn abgelehnt.

* **Straßburg.** Die Privatdozenten Joseph (Deutsche Philologie), Horn (Orientalische Philologie), Leitschuh (Kunstgeschichte), Sackur (Geschichte) und Schwally (Semitische Sprachen) sind zu außerordentlichen Professoren in der philosophischen Fakultät und die Privatdozenten Bruhns (Mineralogie) und Tornquist (Geologie) zu außerordentlichen Professoren in der mathematischen und naturwissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Berlin.** Am 11. Februar starb hier im hohen Alter von 83 Jahren der als wissenschaftlicher Reisender und Sammler hochverdiente Dr. F. Jagor nach kurzer Krankheit an der Influenza.

* **Hamburg.** Der bisherige erste wissenschaftliche Assistent des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe, Dr. Purgold, ist zum Geh. Regierungsrath und Dezernenten für die wissenschaftlichen Anstalten in Gotha ernannt worden. An seine Stelle ist Dr. Richard Stettiner in Berlin auf den hiesigen Posten berufen worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Alfred v. Müller: Der Krieg in Südafrika 1899/1900 und seine Vorgeschichte. 1. Theil. Berlin, Liebel'sche Buchhandl. 1900. — Dr. Theod. Jaensch: Der Zucker in seiner Bedeutung für die Volksernährung. Berlin, Paul Parey 1900. — Heinr. v. Stein: Giordano Bruno. Gedanken über seine Lehre und sein Leben. Leipzig, Berlin, Georg Heinrich Meyer 1900. — Franz Hörmann: Il Campanile di San Marco oder Kunst und Aesthetik. Berlin, Leonhard Simion 1900. — Lic. K. Stange: Einleitung in die Ethik. I. System und Kritik der ethischen Systeme. Leipzig, Dietrich'scher Verlag (Theod. Weicher) 1900. — Dr. M. Blumenthal: Der preußische Landsturm von 1813. Berlin, Rich. Schröder (vorm. Ed. Dörings Erben) 1900. — A. Dom: So wie wir sind. Erzählung aus dem Leben durch ein halbes Jahrhundert. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender 1900.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 14. Februar. Nummer 37.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein noch unbekannter Anschlag auf den Grafen Schwarzenberg (1638).

Das Bild des Grafen Schwarzenberg, des einflußreichen Leiters der Politik des brandenburgischen Kurhauses während der Unglücksjahre, unter denen die Mark Brandenburg im 30jährigen Krieg litt, ist weiteren Kreisen nicht bloß jüngst nahe gerückt worden, als das dem Kurfürsten Georg Wilhelm in der Siegesallee gewidmete Denkmal zur Enthüllung kam. Auch „Der neue Herr“ E. v. Wildenbruchs und Devrients „Gustav Adolf“ haben die Erinnerung an jenen Mann wachgerufen, der durch sein Wirken in der Mark wenig Sympathien sich dort erworben hat, und der nach seinem in Spandau am 1. März 1641 plötzlich erfolgten Tod noch über ein Jahrhundert lang der Märe die Nahrung gab, er sei enthauptet worden, bis im Jahre 1777 „der alte Heim“, der damalige Physikus von Spandau, amtlich an der Leiche feststellte, daß deren Halswirbel unverletzt waren.

Als Anhänger des Kaisers und eifriger Katholik mußte Schwarzenberg in einem Kampf, den der nord- und mitteldeutsche Protestantismus unter der Beihülfe des Schwedenkönigs führte, naturgemäß den Kaiserlichen zugedrängt werden. Ebenso naturgemäß neigte das märkische Bürgerthum wie der märkische Adel auf die Seite der Schweden; hatte doch auch deren heldenmüthiger Führer die Schwester ihres Kurfürsten zur Gemahlin und war ja der Kurfürst selbst mindestens zeitweilig den Schweden verbündet.

Der Ursprung der v. Schwarzenberg lag am Rhein; sie waren in Jülich und der Mark begütert; die Mutter Adam v. Schwarzenbergs hatte dort ihren Wittwensitz, nachdem der Vater als kaiserlicher Oberst im Türkenkrieg sich den Reichsgrafenstand und die Gunst des Wiener Hofes erworben hatte. Auch der Sohn, Graf Adam, kämpfte in kaiserlichem Dienst gegen die Türken. Als Mitglied der Stände von Jülich-Cleve trat er nach dem Tode des söhnelosen Herzogs von Jülich den Ansprüchen der Kaiserlichen entgegen und wurde (1610) des Kurfürsten Johann Sigismund geheimer Kammerrath. So kam er in die Nähe des Kurprinzen Georg Wilhelm, des damaligen brandenburgischen Statthalters am Niederrhein. Nach dessen Regierungsantritt mit Gunstbezeigungen überhäuft, erlangte er sogar (1625) die Ordensmeisterschaft der Johanniterballei Brandenburg zu Sonnenburg, bisher meist das Vorrecht eines Gliedes des Hohenzollernhauses. So viel Gewicht legte Schwarzenberg auf diese Stellung, daß er — nicht zur Freude des märkischen Adels, dessen erster Landstand er nunmehr geworden — den „Herrenmeister“ neben dem Grafen als seinen vornehmsten Titel führte.

Um aus den Schwierigkeiten herauszukommen, in die den Kurfürsten Georg Wilhelm das Drängen Gustav Adolfs versetzte, sich bestimmt zu erklären, ob er als Freund oder als Feind behandelt sein wollte, rief der Kurfürst den Generalissimus des kursächsischen Heeres, Hans Georg v. Arnim, an seine Seite, einen geborenen Märker und viel erfahrenen Kriegsmann, der evangelischen Sache und im Herzen auch den Schweden zugethan. Er führte in den 1630er Jahren bald die Verhandlungen mit Gustav Adolf, bald die mit Wallenstein, bald die mit dem Kaiser. Von dem Frieden, den der Kaiser im Mai 1635 mit Sachsen schloß und den das übrige Deutschland verwarf, wollte Arnim nichts wissen, Schwarzenberg aber erklärte Brandenburgs Anschluß. Dies war es, was die Märker ihm hauptsächlich zum Vorwurf machten.

Eine der Folgen dieses Friedens war die Zurückberufung der Brandenburger aus dem schwedischen Heer. Durch die sogenannten Avokatorialmandate erging (1636) an alle Befehlshaber und gemeine Soldaten der Befehl, daß sie von Stund an ihre Bestallung bei den Schweden verlassen, sich nachhause begeben und daselbst auf andere Gelegenheit warten sollten „bei Verlust aller und jeder ihrer Habe und Güter, gegenwärtiger und zukünftiger, Lehens und Erbe“. „Das Vaterlandsgefühl des märkischen Adels und die Anhänglichkeit an die Dynastie wurden dadurch wahrlich nicht gestärkt“, sagt hierüber der neueste Bearbeiter unsrer preußischen Geschichte.

Wie der Prager Friede, so wandte noch mehr der Sieg der Schweden bei Wittstock die Stimmung des Landes den Schweden zu. Ihr ruhmgekrönter Führer Baner sandte seine Schaaren gegen Berlin; man hoffte, Brandenburg den Schweden wiederzugewinnen, aber vor den heranziehenden kaiserlichen Regimentern mußten sich die Schweden nach Pommern zurückziehen, wo der letzte Herzog, Bogislav XIV., dem Sterben nahe war. Auch in Stettin führte während dieser Zeit Arnim von seinem Stammsitz Boitzenburg aus mehrfache Verhandlungen mit den Schweden, bis diese ihr Interesse durch ihn gefährdet glaubten und deßhalb ihn durch einen Heerhaufen (am 7. März 1637, drei Tage vor Bogislavs Tod) in Boitzenburg gefangen nahmen und nach Schweden abführten.

Seit dieser Anschlag gelungen war, lag nichts näher für die Schweden, als auf ähnliche Weise sich ihres viel gefährlicheren Feindes, des Grafen Schwarzenberg, zu bemächtigen, zumal dieser in der zweiten Hälfte des Jahres 1637 stark die Werbetrommel in der Mark rühren ließ, um im Juni 1638 unter dem aus Sachsen herübergeholten General v. Klitzing 8000 Mann Kriegsvolk dem Kurfürsten in Neustadt-Eberswalde zur Musterung vorführen zu lassen. Bereits von Cleve aus hatte Schwarzenberg im Jahre 1632 dem Kurfürsten geschrieben: „Von der königlichen Majestät zu Schweden werde ich zum äußersten verfolgt und von der Königin gehasset.“

Im Frühjahr 1638, und zwar anscheinend im Mai, wurde dann in der That von märkischen Edelleuten, die in schwedischen Diensten standen und von den Avokatorialmandaten nichts wissen wollten, ein Plan geschmiedet,

Schwarzenberg von Berlin aufzuheben und nach Stettin zu schleppen.

Dieser Vorgang ist bisher unbekannt gewesen. Urkunden über ihn — leider nur fragmentarische — entdeckte der Schreiber dieses kürzlich in Brandenburger Schöffenstuhlsakten. Ergänzendes Material muß sich in Berliner Untersuchungsakten, wahrscheinlich auch in Akten des Geheimen Raths oder des Kammergerichts befunden haben; das hiesige geheime Staatsarchiv besitzt nach ertheilter Auskunft davon nichts; die Korrespondenz Schwarzenbergs fehlt gerade aus den in Betracht kommenden Monaten; die Berliner Kriminalakten der in Betracht kommenden Zeit sind vernichtet. So verdanken wir denn der Sorgfalt, mit der der Brandenburger Magistrat für die Aufbewahrung jener Akten eintrat, daß überhaupt eine Kunde über den interessanten Vorgang sich erhalten hat.

Im Frühjahr 1638 war der Brandenburger Schöffenstuhl, oder — wie diese Behörde damals technisch titulirt wurde — es waren „die churfürstlich brandenburgischen wolverordneten Schöppen beider Städte Brandenburg“ mit dieser Angelegenheit befaßt. Der Schöffenstuhl fällte unterm 8. Juni 1638 ein Todesurtheil gegen einen Berliner, der sich als schwedischer „Korporal zu Roß“ im Witzleben'schen Regiment den Anschlag gegen Schwarzenberg als Kundschafter zu fördern unterfangen hatte. Es sind drei Urkunden, die davon handeln: das Schreiben des Berliner Hausvogts (des Untersuchungsrichters), der seine Akten nach Brandenburg sandte, um dort Rechtsbelehrung zu holen, was in der Sache zu geschehen habe; der Spruch des Schöffenstuhls, wie gegen den in Berlin gefangen sitzenden Korporal, und der Spruch, wie gegen die Rädelsführer zu verfahren sei. Die Letzteren waren Rittmeister Hartmann Dietrich v. Lüderitz und sein Bruder David v. Lüderitz zu Nackel (Rittergut bei Neuruppin), Wolf v. Wahrenstädt „im Wittstockischen“, Cornet Friedrich v. Ziethen von Walchow (ebenfalls bei Neuruppin) und einige Soldaten. Der Plan ging dahin, den Grafen Schwarzenberg außerhalb Berlins aufzuheben, ihn bei Neuendorf, mit Stricken gefesselt, durch die Havel zu schleppen und dann nach Stettin zu schaffen.

Der Hausvogt schreibt unter dem Datum „Cöln a. Sp., den 4. Juni 1638“ den Brandenburger Schöffen:

„Ehrenveste, hochachtbare, hochgelahrte und vornehme, insondern großgunstige herren. Die acta in sachen des gefangenen Schwedischen corporals Martin Windeln thue ich meinen großgunstigen herren hiermit wieder übersenden, in welchen sie befinden werden, was derselbe mittels angelegter pein, weil er sich sonsten nicht anders ercleren wollen, zugestanden und bekandt.

Bitte demnach, die herrn wollen diese acta nochmaln mit allen fleis und collegialiter verlesen, auch nach befindung derselbten, was nunmehro wieder gefangenen der straffe halber oder sonsten weiter vorzunehmen sey, in rechten erkennen und mich deßen berichten, ingleichen auch, weil gefangener theils seine consorten, welche beym anschlage mit gewesen sein sollen, denomeniret, aber noch nicht eingebracht, was wieder dieselbte und einen jeden insonderheit rebus sic stantibus zu thun oder sonsten zue procediren sey, mir ingleichen des rechten informiren und hernach die acta aufs schleunigste, so die herren vermögen, wollvorwarlichen mir wieder gegen abstatung der gebühr, welche meine großgunstigen herren von einen ehrbarn rath der Neuenstadt Brandenburgk zu empfahen haben werden, zurucke senden.

Solches umb meine großgunstigen herren hinwieder zu vorschulden, will ich allemall wilsam erfunden werden, Colln an der Spree, den 4. juny anno etc. 1638.

Meiner großgunstigen herrn
dinstgeflißene
Georg Reichnaw.“

Darnach übersendet der Hausvogt „wieder“ die Akten und bittet die Schöffen, „nochmals diese Akten zu verlesen“; er übersendet in ihnen das, was der gefangene Korporal „nach angelegter Pein“ bekannt hat. Die Pein, d. h. die Folter, konnte der Hausvogt nach damaligem Strafprozeß, der auf der Halsgerichtsordnung Karls V. (der Carolina) beruhte, nicht aus eigener Machtvollkommenheit anlegen, sondern nur nach vorgängigem Gerichtsbeschlusse. Das Gericht, bei welchem der Hausvogt fungirte, war „Bürgermeister und Rath beider Städte Berlin und Cöln“, d. h. das aus den Bürgermeistern und einigen Rathspersonen als Schöffen einheitlich gebildete, beiden Residenzstädten gemeinsame Strafgericht. Die Zuständigkeit dieses Gerichts und des Hausvogts muß darauf beruhen, daß die zu ahndende That in Berlin-Cöln begangen, oder daß der Thäter in Berlin-Cöln ergriffen war; er saß in der Hausvogtei. Dort wurde mit ihm das erste „summarische“ Verhör vorgenommen; nach dem Resultate dieses Verhörs richtete es sich, ob eingehenderes „artikulirtes“ Verhör, nöthigenfalls mit Anwendung der Folter geboten erschien. Um dem Gerichte in dieser Beziehung die nöthige Direktive zu geben, war es seit alters üblich, daß der Hausvogt oder der ihm zur Seite stehende Hoffiskal (ein Advokat mit ähnlicher Funktion wie der heutige Staatsanwalt) die Akten nach Brandenburg mit der Bitte um Rechtsbelehrung sandte; so geschah es bei wichtigeren Strafsachen von allen Untersuchungsbehörden der Mark. Wenn dann die Brandenburger sich dahin aussprachen, daß der Angeschuldigte zu weiterer Erforschung der Wahrheit peinlich befragt werden könne, so pflegte das erkennende Strafgericht die Tortur zu beschließen, indem es den Brandenburger Spruch zu dem seinigen machte. Das peinliche artikulirte Verhör fand darauf in Gegenwart mehrerer Gerichtspersonen statt und ein in der Folter abgelegtes Geständniß erlangte erst rechtliche Wirksamkeit, wenn es zwei Tage oder länger nach der Folterung vor gehegtem Gerichte wiederholt war. Das Protokoll darüber nannte man „Urgicht“.

Auf dieses Vorverfahren beziehen sich im Schreiben des Hausvogts die Hinweise, daß bereits früher die Akten eingesendet gewesen seien. Eine Nachricht über das Vorverfahren fehlt in den Brandenburger Urkunden, sie sind also in dieser Beziehung unvollständig. Die erste Belehrung der Brandenburger ist aber jedenfalls dahin gegangen, daß der Gefangene zunächst „in der Güte“, d. h. ohne Folter weiter zu befragen sei, erkläre er sich dann nicht genügend, so möge er „mit mäßiger Pein“ — so war der in Brandenburg übliche Ausdruck — vernommen werden. Hierauf bezieht es sich, wenn der Hausvogt bei seiner zweitmaligen Bitte um Belehrung einflicht, daß der Gefangene „mittels angelegter Pein gestanden habe, weil er sich sonsten anders nicht habe erklären wollen“.

Auf der Folter erpreßte Geständnisse haben an sich gewiß geringen Werth, selbst wenn sie mehrere Tage nach ausgestandener Pein bestätigt werden; ließ solche Geständnisse doch selbst die Carolina erst dann als rechtswirksam gelten, wenn die angegebenen Umstände in sich wahrscheinlich sind und nach sorgfältigen Nachforschungen als wahr befunden werden.

Wenn wir diesen Maßstab an die Urgicht unsres Gefangenen legen, so fehlt uns zwar die Urgicht selbst, es fehlen uns auch etwaige in den Akten befindlich gewesene unterstützende Zeugenaussagen — die gesammten Akten der Untersuchung wurden damaliger Zeit in Brandenburg nicht zurückbehalten, sondern an die anfragenden Behörden mit dem Urtheil wieder übersandt —, aber alle Urtheile stellen das Wesentliche der thatsächlichen Umstände, wie sie aus der Urgicht erhellen, mit großer Präzision dem Spruche, zu dem die Schöffen gelangen, voran, und dies Wesentliche ist im vorliegenden Fall so klar, kann überhaupt nicht vom Verhörsrichter dem Gefolterten (anders als etwa bei

fast allen Hexenprozessen) so wenig in den Mund gelegt sein, daß wir keinen Anlaß haben, an der Wahrheit des Gestandenen zu zweifeln.

Hören wir darum, was die Brandenburger auf die Anfrage des Hausvogts antworteten. Die Antwort wurde üblicherweise an den Kurfürsten persönlich gerichtet, weil früher der Kurfürst als oberster Richter es war, der die Frage an den Schöffenstuhl stellte, bis er dies dem Hausvogt, dem Vertreter seines Hofmarschalls, überließ. Die Antwort vertheilten die Brandenburger in zwei Sprüche; der erste erörterte, was gegen den Korporal Windel, der zweite, was gegen die Urheber des geplanten Attentats zu geschehen habe. Die beiden Sprüche, der Handschrift nach verfaßt vom Bürgermeister der Altstadt Brandenburg, Mag. Peter Weitzke, dem Sohne eines dortigen Pfarrers, lauteten:

1. „Gnädigster Herr! Uf Euer Churfürstlichen Durchlaucht unß fernerweit zugefertigten Bericht sambt beygefügter urgicht und ergangenen inquisition, den gefangenen Schwedischen corporal Martin Windeln belangend, dorüber Eure Churfürstliche Durchlaucht, was daß valß rechtens, zuerkennen, gnedigst begehren laßen, sprechen und erkennen Euer Churfürstlichen Durchlaucht des schöppenstuels bey der städte Brandenburg wir verordnete assessores nach vleißiger vorleß- und nothdurftiger erwegung deßen allen vor recht.

Hat bemelter gefengklich enthaltene Martin Windel, auß Berlin burtig, in der gute und nach angelegter meßiger pein bekant und zugestanden, das er bey den Schweden alß Eurer Churfürstlichen Durchlaucht offendlichen feinden zuwieder derselben unterschiedlich publicirten avocatorial mandaten im Wizlebischen regiment ein corporal zu roß geweßen, vor ezlichen wochen zu Lawenburgk in Polen vor gedachte Schwedische soldaten ezlich proviant geholet und bey seiner anweßenheit einer auß Preußen kommender von adel, namens von Woberszschen, im gasthaußе bey Nickel Kauffschilten daselbst einkehrend, angetroffenen gefangenen, was er für ein lands mann were, gefraget, der gefangene geantwortet: er ware ein Märker und auß Berlin bürtig, dörfte wieder seinen Herrn, alß den Churfürsten von Brandenburg woll dienen und wollte, das derselbe gehenkt were, zu dem, weiln er von den Schweden nach erlangter wißenschaft der publicirten avocatorial mandaten nicht abgangen, wieder seine obrigkeit, gott und gewißen gehandelt und über dießes alles uf rittmeister Luderitzens domalß im Kruge zu Niendorff, gemachten anschlagk nebenst 15 pferden und reutern, seine hochwürdigen gnaden den herrn meister und grafen von Schwarzenberg, dofern sie ihn außer Berlin antreffen und fehig werden konten, anzufallen, mit stricken, deren der eine reuter Görgen zweer fäusten groß bey sich am sattel gefuhret, zu binden, nacher Niendorff an der Havel dem alda aufwartenden rittmeister Luderitzen zu liefern, mit bemelten stricken durchs waßer zu ziehen und dann forder nacher Stettin den Schweden zu überliefern, sich gebrauchen laßen, wie er dan drauf umb kundschaft nacher Berlin geritten, in meinunge, hiedurch ein gut recompens, so ihme gemelter rittmeister versprochen, zu erlangen;

sofern nun obgedachter gefangener Martin Wiedel vor dem hochnothpeinlichen halßgerichte bey solcher seiner gethanen urgicht nochmalß bestendigk verharren wird, so magk deßwegen sein ganzer leib durchschnitten und zerhauen, und er alßo vom leben zum tod verrichtet, auch solche vier theil auf gemeine vier wege straßen aufgestecket und angehanget werden.

Urkundlich etc., den 7. junii anno etc. 1638.

Eurer Churfürstlichen Durchlaucht
unterthänigste, gehorsamste
Schöppen beider stedt Brandenburgk."

2. „Alß Eure Churfürstliche Durchlaucht unß ferner weit bericht und einverleibte frage sambt des Schwedischen corporals Martin Windels gethanen urgicht, dorin er ezliche seiner mitgesellen besaget, zufertigen und, was diß valß rechtens, dorüber zuerkennen gnedigst begehren laßen, demnach sprechen etc. vor recht:

Hat bemelter Martin Windel in der gute und nach angelegter pein bekant und zugestanden, das Harttman Diedrich von Luhderiz, rittmeister zu Nackel, einen Anschlagk gemacht nebenst seinem Bruder David Luderizen, Wulfen von Wahrenstädten im Wittstockischen und cornett Friedrichen von Zieten von Walchow, so wol eines pauern Sohne Görgen Hengsten bey Kieriz gehörig, Hanßen Goeschen und Jochim N., bey den spielleuten, Hanßen Jülichen, Hanßen Leppinen und Hanßen von Görgen, seine hochwürdigen gnaden den herrn meister und grafen von Schwarzenburg ufzupaßen, zu binden und nacher Stettin zu den Schweden zu führen, auch solchem gemachten auschlage nach uf kundschaft außgeritten,

so seind Eure Churfürstliche Durchlaucht obgenanten besagten allen nachtrachten, dieselben gefengklich annehmen, uber diese ihre böse begönstigung einen jeden absonderlichen articfelßweise befragen und derselben gethane Außsage umbstendig verzeichnen, auch hierin allenthalben ferner nach rechtsform verfahren zu laßen wol befugt.

Wann solches geschehen, ergehet sodann darauf weiter, was recht ist. Von rechts wegen.

Urkundlich etc., den 8. junii anno etc. 1638.

Eurer Churfürstlichen Durchlaucht
unterthenigste, gehorsamste
Schöppen beider stedte Brandenburgk."

Leider ist die Darstellung, wie sie die Schöffen gegeben haben, in den Zeitangaben ungenau und sie ist darum nicht ganz über allem Zweifel, in welcher Reihenfolge die einzelnen geschilderten Vorgänge aufeinander gefolgt sind. Während der zweite Spruch nur von dem Anschlage gegen Schwarzenberg handelt — bei dem allein der schwedische Reitertrupp unter des Rittmeisters v. Lüderitz Führung betheiligt war —, berührt der erste, den Korporal Windel betreffende Spruch außer der Theilnahme am Anschlag mehrfache weitere Uebelthaten Windels, nämlich zunächst, daß er den kurfürstlichen Mandaten zuwider bei den Schweden in Dienst geblieben und „vor etlichen Wochen" (also etwa im Mai 1638) Proviant für die Schweden „zu Lauenburg in Polen" geholt, dann daß er im Lauenburger Gasthause einem aus Preußen kommenden Edelmann v. Wobeser gegenüber (dieser pommerische Name ist mit „von Woberszschen" anscheinend bezeichnet) ehrenrührige Worte wider den Kurfürsten ausgestoßen habe. Letzterer Vorfall traf zeitlich sicher mit dem Proviantholen in Lauenburg zusammen. Wie verhält es sich aber damit, daß Windel „über dies alles auf Lüderitz d a m a l s im „Krug" (d. h. im Wirthshause) zu Niendorf gemachten Anschlag sich hat gebrauchen lassen"? Wurde der Anschlag vor oder nach dem Lauenbürger Vorfall gemacht, und inwiefern sollte der Korporal bei dem Anschlage thätig sein? „Außerhalb Berlins" beabsichtigte man den Grafen Schwarzenberg zu ergreifen und von Niendorf durch die Havel nach Stettin zu schleppen; die Stricke, um ihn durch die Havel zu ziehen, führte, zwei Fäuste dick zusammengewickelt, immer v. Lüderitz' Reitern am Sattelknopf bei sich. Niendorf ist also an der Havel, nicht allzuweit von Berlin zu suchen! Der Ort dieser That hat mit dem Vorgang in Lauenburg nicht das mindeste gemein; Lauenburg, im äußersten Nordwesten Pommerns, liegt jenseits Stettins noch um manche Meile weiter von Stettin als Stettin von Berlin. An der Havel unweit Berlin gibt es drei Neuendorf; eines unmittelbar vor Brandenburg, ein zweites unmittelbar vor Potsdam, ein drittes (jetzt Nieder-Neuendorf) etwa eine Stunde nördlich von Spandau am westlichen Ufer der Havel, dem Dorf Heiligensee und der daranstoßenden Tegeler Furth gegenüber. Nur das letztere Neuendorf kann in Frage kommen, wenn es sich um einen Stützpunkt handelt, von dem aus Schwarzenberg „außen Berlins" nach Stettin geführt werden sollte; Potsdam wie Brandenburg liegen gerade in entgegengesetzter Richtung; Niemand würde je auf den Gedanken verfallen, einen in der Nähe Berlins Gefangenen in Potsdam oder gar in Brandenburg durch die Havel zu schleppen, um ihn nach

Stettin zu schaffen. Von einem Durchwaten der Havel bei Neuendorf kann nicht die Rede sein; die Havel wird jetzt von Neuendorf nach Heiligensee mit dem Kahn oder mit einer Fähre passirt; ihr Lauf ist für Dampfer fahrbar. Das „Ziehen mit Stricken durch die Havel" wird also wohl dahin zu deuten sein, daß die Reiter ihre Pferde durch die Havel schwimmen lassen und den Grafen auf oder an eines der Pferde binden wollten. War Heiligensee erreicht, so gelangte man sehr bald in den Schutz der Tegeler Forst und dann auf die große Straße Berlin-Stettin. Erwägt man nun noch, daß Spandau die Feste war, nach der hin der Kurfürst wie Schwarzenberg in der damaligen Zeit eine besonders rege Verbindung unterhielt — die damals besonderer Aufmerksamkeit bedürftige Kriegskasse befand sich in Spandau —, so war ein Platz nördlich von Spandau an der Havel sehr wohl gewählt, um Jemand, den man vielleicht gerade auf dem Weg zwischen Berlin und Spandau überfallen wollte, möglichst unbemerkt auf jene Landstraße zu bringen. Die passende Gelegenheit dazu sollte der Korporal Windel ausfindig machen; er war als Berliner mit den Oertlichkeiten besonders vertraut; deßhalb hatten ihn die Schweden, von denen er auch sonst mit Aufträgen in die Ferne geschickt wurde, „gegen Rekompens" auf Kundschaft gen Berlin geschickt, nachdem er vom Proviantholen in Lauenburg zurückgekehrt war. Der Brandenburger Spruch stellt also die ihm zugrunde liegenden Thatsachen nach ihrer richtigen Zeitfolge dar: voran ging das Proviantholen in Lauenburg, daran reiht sich der Anschlag im Neuendorfer Krug und den letzten Akt bildet der Kundschaftsritt nach Berlin. Hier wurde Windel verhaftet, und zwar wohl deßhalb, weil er als Märker den Avokatorialmandaten nicht Folge geleistet hatte. Hiebei mag er sein Geständniß auch über den Anschlag gegen Schwarzenberg abgelegt haben, einen Anschlag, von dem möglicherweise der Hausvogt oder Schwarzenberg selbst diese oder jene Spur entdeckt hatte.

Der Anschlag war bei der eingeleiteten Untersuchung die Hauptsache; nur ihn erwähnt der Hausvogt in seinem Schreiben an die Brandenburger, nicht die Verletzung der Avokatorialmandate oder die Beleidigungen des Kurfürsten. Der Hausvogt bittet auch bei dem lebhaften Interesse, das jedenfalls Schwarzenberg, wahrscheinlich auch der damals noch nicht nach Preußen übergesiedelte Kurfürst an der Sache hatte, sie „aufs schleunigste, so die Herren vermögen", zu erledigen und dabei die Akten „collegialiter zu verlesen". Keineswegs wurden in Brandenburg alle Sachen „collegialiter" verlesen, d. h. in gemeinsamer Sitzung der Schöffen auf ihrem Schöffenhause vorgetragen; die meisten verlas man singulariter, indem sie jedem Einzelnen mit kurzem Gutachten des Vorgängers in das Haus geschickt wurden. Anfragen des Kurfürsten erfreuten sich selbstverständlich einer besonderen Beachtung; es kommt auch vor, daß bei solchen Anfragen ausdrücklich der Befehl ertheilt wird, sämmtliche Schöffen sollten in der Sitzung mitwirken, was keineswegs an sich eine Nothwendigkeit war. Die Windel'sche Sache wurde denn auch in der Sitzung (des 7. Juni 1638) erledigt; denn es findet sich keinerlei schriftliches Votum in den Brandenburger Akten, nur die beiden auf Grund des Sitzungsbeschlusses entworfenen, oben mitgetheilten Urtheile. Unterschrieben wurden die Urtheile nicht, man ersieht daher nur bei schriftlichen Abstimmungen, wer sie gefällt hat; der Schlußakt war, daß der Urtheilsausfertigung entweder vom Altstädter oder vom Neustädter Schöffenältesten (gewöhnlich einem der Bürgermeister) persönlich das Siegel der Schöffen beider Städte aufgedrückt wurde; diesen Großsiegelbewahrer traf die Verantwortung dafür, daß das Urtheil so gefällt war, wie es gesiegelt abging. Im Jahre 1638 war die frühere Zehnzahl der Schöffen unter dem Einfluß der Kriegswirren auf eine Fünfzahl herabgesunken, drei Altstädter und zwei Neustädter Schöffen, Alle auf Universitäten ausgebildete Juristen. Der älteste unter diesen fünf war 1638 der neustädtische Bürgermeister Bernhard Zieritz, in der Altstadt Brandenburg um 1570 geboren als Sohn eines aus Aberdeen eingewanderten schottischen Kaufmanns, eine juristische Autorität, die einen in drei Auflagen gedruckten Kommentar zur Carolina veröffentlichte und sich in dessen Vorrede für möglichst harte Strafen aussprach. Der Einfluß dieser Autorität ist bei unserm auf Viertheilung des Korporals Windel lautenden Spruch unverkennbar. Das Viertheilen war nach der Carolina die Strafe des Verraths, d. h. Hochverraths. War Windel des Hochverraths schuldig? Das nahmen die Brandenburger an. Gründe brauchten sie dafür nicht zu geben; denn damals ergingen alle ihre Urtheile üblichermaßen ohne Zufügung von Gründen, ja wenn die Anfragenden um Gründe baten, erfolgte — ausgenommen dem Kurfürsten gegenüber — ablehnende Antwort. „Minister sind kein Gegenstand des Hochverraths", lehrte später Feuerbach auf Grund der Carolina und ungeachtet des römischen Rechts, das einen Hochverrath an den Großen des Reichs kannte. Für die Brandenburger galten die römischen Strafgesetze neben der Carolina.

Ueber die Ausführung des Urtheils bestimmte der oben abgedruckte Spruch wörtlich, was die Carolina über die Viertheilung vorschrieb. Daß Windels Strafe im Gnadenweg vom Kurfürsten, dem jedes solche Urtheil zur Bestätigung vorgelegt wurde, gemildert sei, läßt sich kaum annehmen, zumal Schwarzenberg darauf hielt, daß seinen Widersachern mit Strenge entgegengetreten werde. Die Exekution gegen Windel oder, wie der damalige technische Ausdruck ist, die „Rechtfertigung" Windels, mag wenige Tage nach dem 8. Juni 1638 geschehen sein. Die Gerichte befleißigten sich zu jener Zeit einer uns heute geradezu befremdlichen Promptheit. Fast stets erfolgten die Brandenburger Sprüche wenige Tage, oft sogar nur einen Tag nach der gestellten Anfrage, auch in Fällen, in denen auf den Tod erkannt wurde, und auch, wenn nicht um besondere Beschleunigung gebeten war. Das hing damit zusammen, daß der die Anfrage überbringende Bote wartete, um die Antwort mit zurückzunehmen, und daß jeder Aufenthalt des Boten die Kostenlast merklich vermehrte. Gäbe es doch auch jetzt noch solche nutzbringenden Warteboten.

Die Grausamkeit der Strafe entsprach dem Wortlaut des Gesetzes, wie wir sahen; sie war aber überhaupt zeitgemäß. Kaum glaublich ist, welche Martern man ersann, auch wo das Gesetz sie nicht vorschrieb. Etwas mehr als ein Jahrzehnt früher spielte der Prozeß gegen ein Ehepaar, das man der Brandlegung Tangermünde's schuldig sprach. Auf der Brandstiftung stand nach altem Recht und auch nach der Carolina der Feuertod; wer mit Feuer schädigte, sollte mit Feuer vernichtet werden. Wie das Verbrennen, oder, wie man damals sagte, „Brennen" zu vollziehen sei, darüber bestimmte die Carolina nichts. In Brandenburg schlug einer der Schöffen vor, jenen beiden Mordbrennern, ehe man sie am Pfahl „schmauchen" ließ, die zehn Finger einzeln mit glühender Zange abzuzwicken; einer der Kollegen meinte, dafür fehle es an einer gesetzlichen Bestimmung; ihm entgegnete aber ein Anderer, da die Carolina den Feuertod vorschreibe, ohne über dessen Ausführung zu bestimmen, sei es Sache des Richters, welche Art der Ausführung er anordnen wolle; das Abzwicken der Finger geschehe mit glühenden Zangen, also mit dem Feuer, und die vorgeschlagene Strafe bewege sich im Rahmen des Gesetzes. Diese Begründung fand Beifall und es kam zur Abzwickung der Finger; einer derselben gerieth unter das zuschauende Publikum und gab noch Anlaß zu einem

weiteren Prozeß. Fast noch entsetzlicher lautete der Spruch eines Spandauer Kriegsgerichts vom Jahre 1640 gegen einen desertirten Hauptmann: ihm sollten die Schwurfinger und dann die ganze rechte Hand abgehauen, die Zunge herausgerissen oder herausgeschnitten und er schließlich lebendig gespießt werden.

Mit der Gefangennahme Windels und seiner Rechtfertigung erledigte sich, wie man wohl annehmen darf, der Anschlag gegen Schwarzenberg. Die im Brandenburger Spruch dem Kurfürsten zuerkannte Befugniß, den v. Lüderitz, v. Warnstedt, v. Zieten und ihren Reitersknechten „nachzutrachten und sie gefänglich anzunehmen“, war nicht von allzu großem Werth. Auch für die Brandenburger und die Berlin-Cölner galt wie für die Nürnberger der Satz, daß sie Keinen hängen, sie hätten ihn denn. Die beim Attentat Betheiligten werden sich schleunigst dem Arm der brandenburgischen Strafgerechtigkeit entzogen haben. Von Interesse wäre es, zu erfahren, was aus den genannten Edelleuten in späterer Zeit geworden ist. Nachdem Schwarzenbergs Einfluß geschwunden, hat ihnen schwerlich das in den Kriegswirren berathschlagte kühne Reiterstück großen Schaden gebracht.

A. Stölzel.

Die Crailsheim'sche Liederhandschrift.

-tz- In der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet sich unter der Bezeichnung Ms. germ. 4⁰ 722 eine Handschrift, die trotz ihres reichen Inhalts bis vor ganz kurzer Zeit so gut wie unbeachtet geblieben ist. Erst vor wenigen Wochen hat A. Kopp durch sein Buch „Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit. Im Anschluß an die bisher ungedruckte v. Crailsheim'sche Liederhandschrift der königlichen Bibliothek zu Berlin quellenmäßig dargestellt“ [1]) die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, und die Lektüre dieser Arbeit bringt alsbald die Erkenntniß, daß die Mühe, die der Verfasser darauf verwandte, keineswegs verschwendet ist, sondern den Dank Vieler, insbesondere der Literatur- und Kulturhistoriker wie der Freunde der Volkskunde verdient.

Die Handschrift, welche aus dem Nachlaß des Frhrn. v. Meusebach stammt, enthält in nicht mehr ganz unversehrtem Zustand 589 Seiten nebst sieben Blättern für das Register. Angefertigt ward sie mit Sicherheit zwischen den Jahren 1747 und 1749, vielleicht auch nur im Laufe des zuerst genannten, durch einen jungen Studenten; wo, ist nicht genau zu ermitteln, höchst wahrscheinlich in Altdorf, vielleicht aber auch in Halle oder Jena. Des Schreibers Name war Albrecht Ernst Friedrich v. Crailsheim. Ueber die Lebensumstände dieses Mannes, der einem noch heute im Ansbachischen angesessenen Freiherrngeschlecht angehört, war nicht viel zu ermitteln. Geboren ist er 1728, gestorben 1795 als kaiserlich kgl. Kämmerer, des Kantons Altmühl Ritterrath und Truhenmeister und des brandenburgischen Rothen Adler-Ordens Ritter zu Rügland in Franken. Daß er studirte, wahrscheinlich eben an der Universität seiner fränkischen Heimath, Altdorf, ist nur aus der Thatsache zu erschließen, daß er jene Liederhandschrift sich anlegte. Der Freiherr hat übrigens auch noch späterhin literarischen Neigungen gehuldigt und zwei Bücher im Druck erscheinen lassen, die auf seinen Geschmack und seine Bildung einiges Licht, wenn auch ein ziemlich seltsames, werfen. Das erste ist eine Kuriositätensammlung, deren erster Theil 1760 ohne Ortsangabe unter dem Titel erschien: „Die hundert und eine Kunst. Oder: Vermischte Sammlung allerhand nützlich auch lustiger und scherzhafter Kuriositäten. Hrsg. v. C. V. F. E. A.“ Diese Buchstaben ergeben, von rechts nach links gelesen, die Anfänge der Namen unsres Freiherrn. Nach mehreren (neun) Fortsetzungen ward aus dem Buche schließlich „Die zehnmal hundert und eine Kunst u. s. w. in zehn Theilen. Nürnberg 1766.“ Das zweite Werk ist ein — „wohleingerichtetes Kochbuch, Hall in Schw. 1781“.

1) Berlin, W. Hertz 1899. 286 S. 8⁰.

Dieselbe Vorstellung, die man sich von dem Freiherrn aus dieser schriftstellerischen Thätigkeit zurechtmachen kann, ergibt sich auch aus dem Inhalt seiner handschriftlichen Liedersammlung. Die Hauptmasse desselben besteht aus Liebesgedichten, deren Ton — wie überhaupt in jener Zeit — fast ausnahmslos wenig ansprechend, ja vielfach roh und abstoßend ist. Daneben findet sich, aber nur vereinzelt, auch manches andere, so ein paar Trink- und Zechlieder, zwei Tabaksgedichte, einige Rollenlieder, in denen etwa der Soldat, oder der Chirurgus, oder der Kunstpfeifer um ihres Standes und ihrer Vorzüge willen gepriesen werden, und, diese wieder in größerer Anzahl vertreten, Studentenlieder. Wenn man auch aus diesen Angaben leicht ersehen kann, daß es mit dem ästhetisch-künstlerischen Werth der aufgezeichneten Gedichte nicht weit her ist, so ist doch ihre historische Bedeutung umso erheblicher, und darin besteht eben der eigentliche Werth der Handschrift. Denn nicht allein, daß sie uns beweist, wie eine ganze Anzahl Gedichte von Sperontes, Menantes, Rottmann, Picander, Stoppe u. A., zu denen sich als bekanntere Namen noch Günther, Lessing, Uz, Gellert gesellen, thatsächlich im Volksmunde fortlebten und wirklich gekannt und gesungen wurden, sie bietet auch, und das ist das Wichtigste, für viele Lieder unbekannter Verfasser, die z. T. noch heute als Volks- oder Studentenlieder im Schwange sind, die älteste Aufzeichnung, mitunter auch die beste Fassung.

Mannichfach sind die Quellen, aus denen Crailsheim geschöpft hat. Das meiste hat er wohl aus gedruckten Liedersammlungen seiner Zeit, seien es nun Gedichtbücher bestimmter Autoren, wie etwa von Günther, Hofmannswaldau, Neumeister u. A., oder einzelne Liederheftchen und dünne Sonderdrucke aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, wie sie damals so außerordentlich beliebt und verbreitet waren. Daneben hat er sich aber auch auf handschriftliche Aufzeichnungen und mündliche Ueberlieferungen gestützt, wie die Art seiner eigenen Niederschrift erweist, und ein oder das andere Lied hat er vielleicht sogar selbst gemacht. Namentlich für die Benutzung jener Einzeldrucke hat der Herausgeber, unmittelbar aus den reichen Schätzen der Berliner königlichen Bibliothek schöpfend, ausführliche und lehrreiche Zusammenstellungen gegeben.

Die Handschrift kann auch noch in anderer Beziehung unsre Theilnahme erwecken, indem sie uns einen Blick in das Familienleben und die Anschauungen des Freiherrn, wie auch in die Entwicklung seiner Tochter zu thun erlaubt. Hr. v. Crailsheim trug nämlich kein Bedenken, jene Liedersammlung seiner im Jahre 1761 geborenen Tochter etwa um 1774 zu schenken, ein Buch, das doch für einen 13jährigen Backfisch auch in jener Zeit gewiß nicht geeignet war. Das frühreife Fräulein, das übrigens schon mit 16 Jahren heirathete, hat es gelegentlich benutzt, um in allerhand Randbemerkungen ihren Liebesschmerzen Ausdruck zu geben. Zunächst findet sich innen am vorderen Deckel die Inschrift: „Dieses Buch gehert der Fraulein Christiane Wilhelmina Carolina Louisa Barone de Crailsheim Anno . . . zu Rügland. Welches mir mein Bapa zu einen Bresend gemacht. Also keiner unterstehe sich mir solches zu nemen.“ Aus den übrigen, zum Theil sehr unverblümten Randkritzeleien des Mädchens ergibt sich, daß sie schon in dieser Jugend ihr Herz verschenkt hat, sich aber wegen der kühlen Haltung ihres Ideals recht unglücklich fühlt. Die Persönlichkeit nun dieses von ihr so eifrig verehrten jungen Mannes ist es, was der an sich ganz unbedeutenden kleinen Liebesgeschichte einen besonderen Reiz für die Nachwelt verleiht: Es war der später so berühmt gewordene preußische Staatsmann Heinrich Friedrich Karl v. Stein, der dem Frln. v. Crailsheim um dreieinhalb Lebensjahre überlegen war und sie wahrscheinlich während seiner Studentenzeit als Gast ihres Vaters auf dessen Gut kennen lernte. Neben vielen anderen erweist diese Thatsache vor allem die letzte der durch das ganze Buch verstreuten Glossen: „Mein Name heißt . . . (folgt) und mein Zukünftiger den ich mir Erwehlet weil er mir gefellet heist Heinrich Carl Friederich v. St.“ — Da sie indessen keine Gegenliebe fand, so heirathete sie 1777 einen Anderen, einen Premierlentnant Christian v. Streit.

Die Ausgabe der Handschrift ist geschickt und praktisch; nur die eine Frage könnte man aufwerfen, warum denn nicht

der Inhalt vollständig abgedruckt ist; dadurch wäre das Buch zwar wahrscheinlich erheblich dicker, aber auch noch brauchbarer und besonders noch bequemer geworden. Wegen der Anstößigkeit vieler Lieder hätte der Herausgeber wohl keine Bedenken zu haben brauchen, da ja sein Werk durchaus als ernste wissenschaftliche Leistung gedacht ist, die kaum in unrichtige Hände gerathen dürfte. Indessen auch so ist seine Arbeit äußerst dankenswerth, vor allem auch deßwegen, weil er den weitaus meisten Liedern mit großer Sorgfalt eine ganze Reihe von Parallelen aus anderen Quellen beigegeben hat. An manchen Stellen sind die literarhistorischen Bemerkungen zu eigenen kleinen Abhandlungen ausgedehnt, wie zum Beispiel bei der Besprechung der „Morgenroth“-Strophe (S. 74 ff.), des „Gaudeamus“ (S. 197 bis 208), beim „Landesvater“ (S. 229 ff.).

Jedenfalls hat der Verfasser durch sein verdienstliches Buch eine empfindliche Lücke in der Geschichte des deutschen Liedes ausgefüllt und er hat nicht unrecht, wenn er den Frhrn. v. Crailsheim als einen würdigen Vorläufer seiner jüngeren Standesgenossen, der Arnim, Erlach, Ditfurth und Liliencron bezeichnet.

Mittheilungen und Nachrichten.

C. A. Cornelius: Historische Arbeiten vornehmlich zur Reformationszeit. Leipzig, Duncker u. Humblot 1899. X und 628 S. 13 M. — Es ist ein Abschiedsgruß, den der hochgeachtete Münchener Historiker mit diesem Buche an seine zahlreichen Freunde hinaussendet, sie zugleich um ein freundliches Gedächtniß bittend. Nur mit lebhaftestem Bedauern werden die Verehrer des greisen Meisters aus dem wehmüthigen und doch starken Geistes niedergeschriebenen Vorwort ersehen, daß Krankheit dem weiteren Arbeiten ein Ziel gesetzt hat. Um so freudiger nehmen wir aus der Hand, der die Feder leider entsunken ist, diese Gabe entgegen, welche die während eines halben Jahrhunderts wissenschaftlicher Thätigkeit entstandenen, hier und da zerstreuten Aufsätze zum größten Theil in einem stattlichen Band vereinigt.

Den Anfang macht die 1851 erschienene Abhandlung „Die Münsterischen Humanisten und ihr Verhältniß zur Reformation“. Schon seine Doktordissertation hatte Cornelius zur Beschäftigung mit der Münsterischen Vergangenheit geführt, indem er die Quellen, welche man bis dahin zur Darstellung der Geschichte des Münsterischen Wiedertäuferreiches herangezogen hatte, einer Untersuchung unterzog. In den „Humanisten“ entwickelt der Autor in der ihm eigenen geistreichen Art ein Bild von dem wissenschaftlichen Leben in der Hauptstadt Westfalens um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, von dem liebenswürdigen Rudolf v. Langen, von Hermann von dem Busche, von Timann Camener, dem ersten Rektor der reorganisirten Münsterischen Domschule, der ihr ein Menschenalter vorstand, weiterhin von Fabricius, Rothmann und schließlich Kerssenbroick. Mit diesen Namen ist zugleich die bewegteste Epoche, welche die Stadt Münster durchlebt hat, gekennzeichnet. Diese Namen sind typisch für verschiedene Entwicklungsstufen in den religiösen Anschauungen ihrer Bewohner. Zwar hat ja, seit Cornelius seine Abhandlung schrieb, unser Wissen von den Münsterischen Humanisten, von dem Einfluß, den die Münsterische Domschule auf die Ausbreitung des Humanismus ausgeübt hat, eine wesentliche Bereicherung erfahren,[1]) aber gleichwohl behaupten die Cornelius'schen Aufsätze noch immer ihren Platz. In den Beilagen behandelt der Autor unter anderem den Versuch der Einführung der Reformation in dem Städtchen Alen, der durch Cotius (Gerhard Schliepstein) unternommen wurde und in seinem Verlauf nicht einer gewissen Komik entbehrt.

In engem Zusammenhang mit der Münsterischen Geschichte stehen auch die nun folgenden Abhandlungen: Die Niederländischen Wiedertäufer während der Belagerung Münsters 1534—1535 und Zur Geschichte der Münsterischen Wiedertäufer. Das Wiedertäufer-Problem hat Cornelius immer wieder angezogen; 1853 veröffentlichte er als zweiten Band der Geschichtsquellen des Bisthums Münster die „Berichte von Augenzeugen über das Münsterische Wiedertäuferreich“, dem er dann in den Jahren 1855—1860 die „Geschichte des Münsterischen Aufruhrs“ (I. Die Reformation. II. Die Wiedertäufer) folgen ließ. Namentlich das letztere Werk ist noch jetzt von grundlegender Bedeutung. Es ist ein Genuß, die Quellen zu studiren und dann zu vergleichen, wie Cornelius sie für seine Darstellung heranzuziehen weiß, mit welch tiefem Verständniß er den Stoff durchdringt. Die „Geschichte des Münsterischen Aufruhrs“ ist freilich nur ein Fragment geblieben, die Erzählung bricht ab, wo der Aufruhr beginnt, aber der Verfasser kehrte später zu dem Gegenstand zurück. So erschienen 1869 in den Abhandlungen der kgl. bayerischen Akademie der hier wieder abgedruckte Aufsatz über die Niederländischen Wiedertäufer, 1872 im Historischen Taschenbuch eine Untersuchung über die Eroberung der Stadt Münster, weiterhin folgten in der Allgemeinen deutschen Biographie die Aufsätze über Bokelson, Kloprys, Knipperdollingk und Mathyszon. Letztere vier Aufsätze sind unter dem zusammenfassenden Titel: „Zur Geschichte der Münsterischen Wiedertäufer“ hier wiederum vorgelegt. Die Gefahr, welche Kaiser und Reich zur Zeit der Münsterischen Belagerung bedrohte, war keine geringe. Der ganze Nordwesten Deutschlands war in Bewegung, das Ziel war die Befreiung Münsters; da sich aber nirgends ein planmäßiges Vorgehen, nirgends eine einheitliche Leitung geltend machte, gelang es den Obrigkeiten verhältnißmäßig leicht, die aufständischen Massen zu bewältigen. Aus den Eidgenössischen Abschieden (Bd. IV, 1c) wissen wir weiterhin, daß auch im Elsaß Täufer, die der Bischof von Straßburg gefangen genommen hatte, bekannten, ihrer seien 4000, und ihr Anschlag gehe dahin, daß, wenn sie sich einer Stadt bemächtigen könnten, sie verfahren würden wie zu Münster. So weit griff der Aufruhr um sich.

Jeder, der sich mit der Geschichte der Wiedertäufer befaßt, stößt auf Schritt und Tritt auf ungelöste, wenn nicht unlösbare Fragen. So ist es auch Cornelius ergangen; rathlos steht er der seltsamen Geschichte von den Nacktläufern zu Amsterdam (S. 87) gegenüber, die absolut keine Kleider dulden wollten, „sagend, sie seien von Gott gesandt, um den Gottlosen die nackte Wahrheit zu verkünden“. Ebenso findet Cornelius die Würdigung eines Mannes wie Jan van Leiden außerordentlich erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht „durch den abnormen Charakter seiner ganzen Umgebung, daneben auch durch die Spärlichkeit der authentischen Nachrichten und ihre fragmentarische Eigenschaft“. (S. 96.) Dieses Urtheil von einem Kenner jener Zeit wie Cornelius, der gerade mit so feinem psychologischen Verständniß an die Erscheinungen herantritt, ist sehr werthvoll. Vergeblich suchen wir bei Leuten wie Mathyszoon und Jan Bokelson nach genügenden Motiven für ihr Vorgehen, und namentlich bei Ersterem ist es schwer zu entscheiden, ob er ein Betrüger oder ein betrogenes Opfer seiner Wahnideen war. Jedenfalls kann der Psychiater das größte Interesse an diesen Erscheinungen nehmen. Für die Greuel der Vielweiberei macht Cornelius den Bokelson allein verantwortlich. „Er hat sich nur auf sein Verständniß der hl. Schrift, nicht auf göttliches Geheiß berufen, als er, und bloß er allein, jene Lehre, die allen Grundsätzen und der ganzen Vergangenheit der Täuferischen widersprach, den Brüdern in Münster aufdrängte, und hat seinen Sieg dann schamloser als irgend wer ausgebeutet und mißbraucht.“ Es scheint doch fast, als ob die Vielweiberei nicht so ganz vereinzelt gewesen sei. In einem Schreiben vom 18. Dezember 1534 ersucht der Rath von Basel jenen von Straßburg um nähere Auskunft über Münster; die Fragesteller sind nur höchst mangelhaft unterrichtet, sie erkundigen sich nämlich, ob man es in Münster mit Täufern zu thun habe, und fügen die Frage hinzu, „ob auch diese so viel Weiber nähmen“. (Vgl. Winckelmann, Politische Korrespondenz der Stadt Straßburg im Zeitalter der Reformation. 2, 239.)

Die nun folgende Abtheilung bildet den Hauptinhalt des Buches, sie ist betitelt: Zur Geschichte Calvins und ent-

[1]) Vgl. namentlich die in der Festschrift zur Einweihung des Neubaues des Münsterischen Gymnasiums (1899) erschienenen Arbeiten von Reichling und Egen, welche auch die weitere Literatur angeben. Das Erscheinen eines ausführlichen Werkes über den Münsterischen Humanismus aus der Feder Reichlings steht bevor.

hält die seit dem Jahre 1886 in den Abhandlungen der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften und in der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft erschienenen Arbeiten Cornelius' zur Genfer Kirchengeschichte. Zugefügt und hier zum erstenmal veröffentlicht ist der letzte Abschnitt: „Calvin und Perrin.“ Veranlaßt wurden diese Arbeiten durch den äußeren Umstand, daß der im Jahre 1872 verstorbene Wilhelm Kampschulte die handschriftliche Fortsetzung seines Werkes über Calvin (Bd. I, Leipzig 1869) dem Münchener Freund zu unbedingter Verfügung überwiesen hatte. Cornelius entschloß sich, seine selbständige Mitarbeit dem Werk zu widmen, und machte zu dem Zweck in Bern und Genf die eingehendsten archivalischen Studien. Daraus erwuchsen die hier vorgelegten Abhandlungen. Als Cornelius dann mit der Fertigstellung des Kampschulte'schen Werkes über Calvin beschäftigt war, sah er sich leider durch Krankheit an der weiteren Arbeit gehindert. (Der Sorge um die Vollendung überhob ihn die junge, rüstige Kraft von Walter Götz. Inzwischen ist das Werk erschienen.) Die hier wieder abgedruckten Studien behandeln eingehend die Verbannung Calvins aus Genf und seine Rückkehr, die Gründung der Genfer Kirchenverfassung im Jahre 1541 und die nächstfolgenden Jahre ihres Bestehens.

Weiterhin folgen mehrere Gelegenheitsreden und -schriften, so die 1862 in der Münchener Akademie gehaltene Festrede über die deutschen Einheitsbestrebungen im 16. Jahrhundert, eine geistreiche Betrachtung über die verschiedenen Momente, welche die Schaffung einer stärkeren Zentralgewalt begünstigten und verhinderten, dann kirchenpolitische Aufsätze, die sich mit der Proklamirung des Infallibilitätsdogmas und dem vatikanischen Konzil beschäftigen. Wer auch, wie Referent, den von Cornelius eingenommenen Standpunkt nicht theilt, wird doch dem warmen Interesse, das derselbe den kirchlichen Fragen entgegenbringt, seine Anerkennung nicht versagen. Die Kölner Adresse an Döllinger entlockte ihm einen schwungvollen Artikel (Allg. Ztg. 1870, 18. Febr.), in der er den preußischen Katholiken Rheinlands und Westfalens die begeisterten Worte widmet: „Und schließlich läßt sich nicht leugnen, daß diesen Stämmen ein großes Maß geistiger Fähigkeit verliehen ist. Wenn man nach den Beiträgen fragt, welche der katholische Theil der Nation zu dem Gesammtschatz der Bildung und des Fortschritts, zu dem idealen Reichthum Deutschlands gegeben hat, so wird der Blick am häufigsten an dem Gestade abwärts gleiten, dem Beethovens und Cornelius' Geburtsstätten angehören, und weiter nach dem Lande der beharrlichen Arbeiter voll wissenschaftlichen Ernstes, dem Lande der schwärmerisch angeregten Seelen von unergründlicher Gemüthstiefe, deren Rätsel Annette v. Droste in das Gold der Poesie gefaßt hat.“ Diese Stelle möge hier gleichzeitig als eine Probe Cornelius'schen Stils mitgetheilt werden.

Den Schluß des Buches bilden die in der Münchener Akademie gehaltenen Gedächtnißreden auf Ignaz Döllinger, Druffel, Gregorovius und Spruner von Merz, sowie die aus der Allgemeinen deutschen Biographie herübergenommenen Aufsätze über den 1843 zu Wiesbaden gestorbenen Schauspieler Karl Cornelius und über Wilhelm Kampschulte.

Mit lebhaftem Dank gegen den Autor scheiden wir von der werthvollen Gabe.

Donaueschingen. Georg Tumbült.

Karl du Prels letzte Schriften. Mit Wehmuth denke ich daran, wie ich jetzt vor einem Jahr einen Rückblick auf das Leben und Wirken du Prels in Arbeit nahm, der zu seinem 60. Geburtstag in diesen Blättern veröffentlicht werden sollte und auch veröffentlicht worden ist. Niemand glaubte damals, daß der 60. Geburtstag des verehrten Mannes sein letzter sein würde. Kränklich war er freilich schon lange Zeit und auch die Feier dieses Tages beging er nicht in seiner Heimath, sondern fern im milden Süden. Sie mochte mit der vielseitigen Anerkennung, die sie brachte, eine befriedigende Versicherung für ihn sein, daß seine Arbeit nicht umsonst gewesen sei. Noch steht er zu sehr in der Gegenwart, als daß das abgeschlossene Urtheil über seine Bedeutung für die Philosophie im allgemeinen und die Psychologie im besonderen gefällt werden könnte. Seine Freunde überlassen das getrost der Zukunft. Das kann man jetzt schon von ihm sagen und das wiederhole ich aus den Zeilen, die ich vor Jahresfrist über ihn schrieb: er hat ehrlich und hat wissenschaftlich gearbeitet; und wenn ihm der Irrthum vielleicht an manchem Ort nicht fern blieb, so war die Unvollkommenheit der menschlichen Kraft, nicht aber ein Fehler, den man ihm zum Vorwurf machen könnte, davon die Ursache. Auch seine Gegner sollten das nicht bestreiten. Man mag die Annahme seiner Ergebnisse ablehnen; aber man sollte es nicht mit der hochmüthigen Geringschätzung thun, mit der es ungerechterweise manchmal geschieht. Auch die exakteste Wissenschaft, die Mathematik, läßt in manchen Aufgaben eine mehrfache Lösung zu; warum sollte sich das nicht auf anderen Gebieten finden, zumal auf denen, in die hinein nur selten und mühsam das menschliche Forschen dringt? Niemand war sich der Schwierigkeiten, hier greifbare Resultate zu gewinnen, mehr bewußt als du Prel. Das tritt eigenartig bei einem Vergleich seiner späteren Werke mit den früheren zutage. Je weiter er voranschreitet, desto klarer, fester, nüchterner wird seine Ausdrucksweise. Je einfacher die Mittel waren, die sich ihm zur Feststellung seiner Ergebnisse boten, desto mehr bevorzugte er sie. Es lag in seiner Entwicklung, daß er von der abstrakten Philosophie immer entschiedener zu der Naturwissenschaft, von der er ausgegangen war, hinüber- und zurückgeleitet wurde. Er glich darin dem Forscher, der das von ihm berechnete und ihm außer Zweifel stehende Resultat am liebsten doch noch experimentell bewiesen sieht, darum drängte auch bei du Prel in seiner letzten Zeit noch der lebhafte Wunsch nach Experimenten hervor, obschon er sich nicht verhehlte, daß eine sorgfältig prüfende Sammlung der in glaubwürdigen Zeugnissen niedergelegten fremden Wahrnehmungen und die wissenschaftliche Verarbeitung dieses Materials eine weit förderlichere Thätigkeit sei, als die Vermehrung dieser trotz allem und allem immer angezweifelten Wahrnehmungen, durch eigene, die von Anderen ja doch auch wieder trotz allem und allem angezweifelt worden wären. Sein Streben, mathematisch zu arbeiten, führte ihn zu den Forschungen auf dem Gebiet der occulten Physik, die er in dem ersten Band seines letzten großen Werkes: „Die Magie als Naturwissenschaft“ (Jena, Hermann Costenoble 1899) niedergelegt hat. Vielleicht ist dieses Werk dazu bestimmt, du Prel in weiten Kreisen die wissenschaftliche Achtung zu erwerben, die er verdient. In einer Reihe leicht aneinandergefügter, durch den gemeinsamen Zweck übersichtlich zusammengehaltener Aufsätze, die zum größten Theil schon vereinzelt erschienen sind, erörtert hier du Prel eine Summe fesselnder Probleme, stets den Nachweis führend, daß sich ihrer Ergründung vom rein materialistischen Standpunkt aus unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen, während sich ihre Lösung einfach und befriedigend ergibt, sobald man als Hülfsgröße ein transscendentales Subjekt, eine Seele, als eigentlichen Wesenskern des mit seiner Körperlichkeit in die Welt der Materie vorübergehend eintretenden Menschen einsetzt. Daß er dabei nicht in dem, was man gemeinhin Magie benennt, in der mit mancherlei Brimborium ausstaffirten Naturphilosophie des Mittelalters, sein Genügen findet, beweist schon der Titel einzelner dieser Abhandlungen. Es findet sich eine solche über das Telegraphiren ohne Draht und die Telepathie, eine weitere über die Röntgen-Strahlen und das Hellsehen; ein Aufsatz, der zweifellos zu dem Geistreichsten gehört, was über diese Materie geschrieben wurde, befaßt sich mit Gravitation und Levitation in drei Unterabtheilungen: das Rätsel der Schwerkraft, die Levitation, der ekstatische Flug und der technische Flug. In dem zweiten Band, der insbesondere die magische Psychologie behandelt, steht an der Spitze eine Erörterung des Problems der Lebenskraft; von den folgenden Abschnitten ist insbesondere jener über den Monoideismus mit seinen Unterabtheilungen: der Monoideismus als Schlüssel zur magischen Psychologie, die Phantasie als magische Kraft, das Stigma, das Versehen, das Traumorakel, hervorzuheben. Der Gedankengang, der sich bei dem Kapitel über das Versehen ergab, ist in einer nach du Prels Tod erschienenen kleinen Schrift über vorgeburtliche Erziehung weiter ausgesponnen. Den Gegnern du Prels bietet dieser zweite Band mehr Angriffspunkte als der erste; das liegt aber nicht in der Bearbeitung des Stoffes, die hier wie dort gleich sorgfältig ist, als vielmehr im Stoff

selbst, der einer zwingenden Festlegung sich überaus leicht entzieht. Ein ähnliches Verhältniß ließ sich bei dem Werk du Prels beobachten, das ich als letztverfaßtes noch in meinem vorjährigen Aufsatz berücksichtigte: „Der Tod, das Jenseits, das Leben im Jenseits.“ Ich hob schon damals hervor, daß in diesem Buch du Prel die Kernpunkte seiner psychologischen Anschauung zusammenfaßte; es war, wie ich vernehme, seine Lieblingsarbeit. Gleichwohl sind an den Ausführungen der Schlußabtheilung selbst einzelne seiner Freunde, die seine ruhige und überlegte Art des Arbeitens kannten, im ersten Augenblick stutzig geworden. Es geht eben gerade bei der von du Prel gepflegten Wissenschaft ungefähr ebenso, wie wohl bei einer Wanderung durch fremde Gegend, die man an der Hand eines verlässigen Führers unternimmt: man folgt ihm gern, solange man noch die Umkehr offen sieht; aber mit einemmal, ohne daß man sagen könnte, wo die Grenzlinie läuft, erschrickt man vor der Menge des Unbekannten und weigert die Folge. Was über den Tod und das Jenseits gesagt war, schien noch Zusammenhang mit dem festen Boden, auf dem wir stehen und den wir, weil er unsre Spanne von Bewußtsein füllt, die Welt nennen, zu haben; in seinen Ausführungen über das Leben im Jenseits schien aber der sonst so klare Denker der Phantasie viel Raum vergönnt zu haben. Beim wiederholten Lesen schwindet dieser Eindruck; man nimmt immer deutlicher wahr, daß auch hier keine kühnen Sprünge, sondern nur rasche Schritte auf wohl erkannten Wegen gethan sind. Ob man du Prel auf diesen Wegen folgen will, bleibt ja eines Jeden besondere Sache, da ja ein Jeder sich sein philosophisches System nach eigener Vorliebe wählen oder mit eigenen Kräften bauen mag; aber achtlos darf Niemand, der den heutigen Stand der Psychologie kennen will, an du Prels Arbeiten vorübergehen. Es ist durchaus kein sacrificium intellectus nöthig, um ihre Gedanken zu erfassen. Wer hieran zweifelt, dem sei gerade das Werk über die Magie als Naturwissenschaft zum Lesen empfohlen. Man braucht in den Ergebnissen nicht mit dem Verfasser einig zu gehen: wissenschaftliche Methode wird man ihm, wenn man dieses Werk kennt, nicht absprechen. Franz Riß.

* **Ueber den Einsturz im Ammonstempel von Karnak**, der, wie hier berichtet worden ist, Anfang Oktober v. J. in der ganzen gebildeten Welt Aufsehen erregt hat, hat Regierungsbaumeister Dr. Borchardt in Kairo der Berliner Akademie der Wissenschaften einen ausführlichen Bericht erstattet, worin er insbesondere auch die Ursachen des Einsturzes dieses einzigartigen Bauwerks einer eingehenden Erörterung unterzieht, die insofern auch einen praktischen Werth hat, als sie für die Wiederherstellungsarbeiten an anderen gleich gefährdeten Denkmälern gute Früchte tragen kann. Nach Borchardt sind die Ursachen des Einsturzes keineswegs in einem Erdbeben, sondern zunächst in den Mängeln der ursprünglichen Konstruktion und des Materials zu suchen. Mechanische Bindemittel sind nirgends bei den Säulen verwendet, sondern nur dünne Schichten weißlichen Mörtels füllen die Fugen; auch bei der Restanrirung hat man die Verwendung von Dübeln und Klammern verschmäht. Dazu ist dann die Verschlechterung der Konstruktion und des Materials durch die Zeit — 3200 Jahre — gekommen. Die steinernen Dachdeckungsplatten fehlen bis auf geringe Reste gänzlich; sie sind wohl ebenso wie die Fußbodenplatten, die auch verschwunden sind, für irgendwelche anderen Bauten weggeschleppt worden. Das Fehlen der Dachdeckungen, für die bei Beginn der Restaurirung des Tempels hätte Ersatz geschaffen werden sollen, ist besonders verhängnißvoll geworden. Auch das wohl schon sehr frühzeitige Herausreißen der Pflasterplatten hat dabei mitgewirkt, und ferner hat die Vertiefung des Bodens durch die Ausgrabung dazu beigetragen, die Standsicherheit der Säulen zu verringern. Alle diese Thatsachen haben aber nur den Sturz erleichtert; herbeigeführt wurde er durch die künstliche Ueberfluthung des Tempels, durch das Wasser, welches man seit vier Jahren bei hohem Nile absichtlich in den Tempel hineinleitete. Das geschah zu dem Zwecke, um das korrodirende Salz aus den Steinen herauszuziehen. Aber gerade durch diese vermeintliche Schutzmaßregel hat man den Ruin des Tempels herbeigeführt. Im letzten Jahre, das einen außergewöhnlich niedrigen Nil hatte, hatte man noch einen in der Nähe des Tempels vorbeigehenden Kanal geöffnet und ihn so gefüllt, daß das Wasser im Säulensaal etwa 1.20 m über Terrainhöhe stand. So lange es ruhig dastand, that es keinen Schaden. Als es aber ablief, sickerte es, da ein Theil sich nach unten durch die weiche Nilerde seinen Weg suchen muß, durch die Säulenfundamente, deren Fugen es mit Nilschlamm füllte und deren an sich sicheren losen Zusammenhang es vollends löste. Das war die unmittelbare Ursache des Einsturzes des Tempels. Borchardt schließt seine Ausführungen, die wir nach einem Berichte der „Voss. Ztg.“ wiedergeben, mit dem Hinweis, daß die Erfahrungen, die so bei dem Ammonstempel von Karnak gemacht worden sind, beachtet werden und besonders dem jetzt durch die Anlage des Stauwerks von Assuan ernstlich bedrohten Philä zugute kommen mögen.

* **Bonn.** In der evangelisch-theologischen Fakultät der hiesigen Universität habilitirte sich als Privatdozent für Kirchengeschichte Lic. theol. Hans Lietzmann aus Bonn. In seiner öffentlichen Antrittsvorlesung in der Aula der Universität behandelte er das Thema „Ueber die kappadocischen Kirchenlehrer Basilius, Gregor von Nazianz und Gregor von Nyssa“.

l. **Paris.** Den Satzungen der Pariser Akademie der Wissenschaften entsprechend hat Prof. van Tieghem, der für das Jahr 1899 als Präsident fungirte, mit dem 1. Januar d. J. den Vorsitz an den bisherigen Vizepräsidenten, Prof. Maurice Lévy, übergeben, als Vizepräsident für das laufende Jahr wurde Prof. Milne-Edwards gewählt.

* **Aus Rußland.** Die allerhöchste Bestätigung fand der Antrag des Reichsraths, an der historisch-philologischen Fakultät der Universität zu Odessa einen Lehrstuhl für byzantinische Philologie zu errichten und ihn mit einem außerordentlichen Professor zu besetzen. — Bei der Universität Tomsk soll eine archäographische Kommission errichtet und damit ein Zentralarchiv für Sibirien verbunden werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

The russian journal of financial Statistics. 1900. St. Petersburg, W. Kirschbaum 1899. — Ernst Heinemann: Der Börsen-Terminhandel und das Reichsgericht nebst einer kurzen Darlegung der kammergerichtlichen Rechtsprechung. Berlin, J. J. Heine 1900. — Kriegstechnische Zeitschrift für Offiziere aller Waffen. III. Jahrg., 1. Heft. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900. — Zur Abwehr! (Prof. Dr. Eug. Wolff-Kiel wider Prof. Dr. Erich Schmidt-Berlin.) (Sonderabdruck aus der Zeitschrift f. wissenschaftliche Kritik und Antikritik. Bd. 1, Heft 3.) Offenbach a. M., E. Kaufholz u. Co. (J. Scherz.) — Herm. Ganswindt: Das jüngste Gericht: Erfindungen. 2. Aufl. Schöneberg bei Berlin, Selbstverlag 1899. — Friedr. Heller: Kraft. Geschichten aus den Bergen. Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Etappenstraße von England nach Indien um das Kap der guten Hoffnung.

Im Verlag von E. S. Mittler u. Sohn, Berlin, erschien kürzlich unter dem obenstehenden Titel eine Arbeit des bekannten seestrategischen Schriftstellers Major Otto Wachs, die im Hinblick auf den die ganze gebildete Welt in Spannung erhaltenden Krieg zwischen England und Transvaal wohl eine ausführliche Besprechung verdient.

Da die Entwicklung der strategischen Lage für die Engländer im Transvaal-Krieg sich immer ungünstiger gestaltet und es unter den holländischen Elementen im Kapland stark zu gähren beginnt, so erhebt sich die Frage immer drohender, was würde der Verlust der Suprematie über das Kapland für England bedeuten? Indien ist der Kronschatz Englands, das Land, aus dem es seine Reichthümer zieht, die Stütze der britischen Weltstellung, darum muß es für das Mutterland stets die größte politische Sorge sein, sich die unbedrohte Verbindung nach Indien, die Seewege, zu sichern.

Auf dem Landweg steht Rußland und hat seine Truppen neuerdings schon von Tiflis bis ins Kutschk-Thal vorgeschoben. In Kutschk liegen schon die Schienen und der Eisenbahnpark, die bis Herat führen werden, und die Trace dahin, 80 km, ist bereits genau abgesteckt, Herat und Afghanistan aber ist das Sprungbrett auf Indien, die Straße, auf der alle Eroberer Indiens vorgedrungen sind zu des Indus' heiligen Fluthen. Hat deßhalb in den jüngsten Tagen die glänzend gelungene schnelle Beförderung des russischen Armeekorps vom Kaukasus über das Kaspische Meer bis vor die Thore Indiens die bedrohliche Machtstellung Rußlands bewiesen, so wächst die durch den Transvaal-Krieg bereits erschütterte Stellung Englands in Südafrika in ihrer Bedeutung von Tag zu Tag, denn das Kapland ist die wichtigste, unersetzliche Etappe auf Englands Seeweg nach Ostindien und Ostasien.

Der Seewege nach Indien sind drei: der erste führt durch den Kanal von Suez, der im Krieg durch ein versenktes Schiff unwegsam gemacht werden kann; der andere über den nördlichen Atlantischen Ozean, dann über den Landweg von Kanada und von dort durch den Pacific, er ist sehr weit und umständlich; der dritte ist die sichere Seestraße, die durch den Atlantischen Ocean südlich ununterbrochen um das Kap der guten Hoffnung nach Indien führt, und der diese Betrachtung gilt.

Wer etwa noch der Meinung ist, daß nach Vernichtung der englischen Flotte eine Landung in England ein militärischer Spaziergang sei, der betrachte einmal auf der Karte den Gürtel von Seefestungen, die, London schützend, an der Themse-Mündung mit Sherneß und Chatam beginnen. Die Meerenge wird durch Dover gesperrt, wo starke Forts den im Bau begriffenen mächtigen Kriegshafen decken, darauf folgt die stärkste Position für die Kriegsflotte in den drei kombinirten und mit Docks, Werften und gewaltigen Forts versehenen Kriegshäfen Portsmouth, Portsea und Gosport. Im Westen folgt Plymouth und bildet mit den Scilly-Inseln den letzten Ring zur Festungskette der englischen Kanalküste, der Basis der Etappenstraße von England um das Kap nach Indien.

Bei einem Blick über die Küste Frankreichs kommt der Verfasser für das früher als unüberwindlich betrachtete Cherbourg wegen seiner flachen Lage gegenüber den weittragenden Geschützen einer modernen Kriegsflotte zu einem sehr ungünstigen Urtheil für den Ernstfall, da die Rhede unter Feuer liegt, hebt aber hervor, welche vorzügliche, starke Position die dritte Republik in Brest besitzt, dem an einer von der Natur sehr begünstigten tiefen Bai der zerklüfteten Bretagne gelegenen größten Kriegshafen Nordfrankreichs. Von Brest aus, sowie auch von dem wohlbefestigten Rochefort an der Charente, das durch die mit Forts versehenen Inseln Ré und Oléron verstärkt ist, könnte eine ernste Bedrohung und Unterbindung der Etappenstraße von England ums Kap nach Indien erfolgen. Die spanischen Häfen Ferrol und Cadiz, sowie das portugiesische Lissabon bieten dafür keine Gefahr wegen der politischen Ohnmacht beider Völker, außerdem findet die Seestraße von England nach Indien an der Südspitze Spaniens die erste starke Etappe, die Felsenfestung Gibraltar mit Docks und Kohlenlagern.

Bis zum Kap Verde gewähren die spanischen und portugiesischen Inselhäfen unbedrohte Unterkunft, aber schon wenige Meilen südöstlich unterhalb dieses westlichen Kaps von Afrika entsteht im französischen Senegambien ein zweites Brest in dem 1859 gegründeten Dakar. An der so hafenarmen Westküste Afrika's ist Dakar, auf einer Halbinsel gelegen und mit zwei starken Molen, die den Hafen umschließen, wohl der schönste und stärkste Kriegshafen, von dem aus eine Ausfallflotte einen beträchtlichen Theil des südlichen Atlantischen Ozeans beherrscht. Außer den Werken, die Stadt und Hafen decken, hat man die vorliegende Insel Gorée mit in die Vertheidigung einbezogen. Dakar nimmt durch die Theilung der britischen Seestraße zum Kap auf der Westseite Afrika's eine ähnliche, den Engländern sehr verdrießliche Lage ein, wie Madagascar auf der Ostseite, und wird mit der Zeit St. Louis von der Stelle der Hauptstadt verdrängen, da dieses, an der Senegal-Mündung gelegen, immer mehr verschlämmt.

Die englische Seestraße besitzt auf der langen Fahrt bis zum Kap noch drei befestigte Etappen. Auf dem Festland, an der Mündung des Sierra Leone-Flusses den geräumigen und gut ausgestatteten Hafen Freetown, der, mit einem durch Werke gedeckten Kohlenlager und Werften versehen, einen wichtigen Stützpunkt an der hafenlosen Küste bildet.

Die beiden anderen Etappenstationen sind ziemlich unwirthliche Eilande inmitten des Atlantic, trotzdem hat eine derselben, St. Helena, einen berühmten Gast bis zu seinem Tod beherbergt, Napoleon I. Die James-Bai mit Jamestown bildet einen guten Hafen mit Kohlenstation und frischem Wasser und zählt zu den wichtigsten englischen Stationen im Atlantischen Ozean, ebenso Ascension mit der Clarence-Bai, wo ebenfalls Kohlenlager, die Lebensnerven des Seekrieges, eingerichtet sind.

Die Hauptstelle des Seeweges nach Indien, eine wahre Herberge des Welthandels, stellt sich im Kapland dar, hier ist die Hauptstütze aufgerichtet für Englands meerbeherrschende Stellung. Darum sind die Folgen des Transvaal-Krieges unabsehbar, darum spannt jetzt England seinen letzten Nerv an, das Kapland zu halten, denn die Losung: „Kapland holländisch bis zum Kap!" die nach den Siegen der Buren durch diese Kolonie geht, bedeutet nicht eine einfache Folge der Niederlagen durch die Freistaaten, sondern eine ernste Bedrohung der wichtigsten englischen Wegstation, der nach Indien und Ostasien, und England wird wohl lieber den Frieden vorziehen als das Wagniß auf sich zu nehmen und das Kap aufs Spiel zu setzen.

Die politische Hauptstadt, Kapstadt, an der Tafel-Bai, ist zwar der Hauptstapelplatz des Handels, des Verkehrs, der Sitz der Behörden, wird aber an strategischer Wichtigkeit von der vor Stürmen geschützteren, eng benachbarten Simons-Bai, die sich aus der breiten „Falschen Bai" abzweigt, übertroffen. Simonstown, daran gelegen, wächst deßhalb, besonders seit Erbauung eines zur Aufnahme schwerster Panzer passenden Docks, jährlich an Bedeutung als Station des südafrikanischen Geschwaders der britischen Flotte. Verfolgt man die Küste weiter, so gelangt man nach Port Elizabeth an der weiten Algoa-Bai, durch Forts befestigt und nach Kapstadt die volkreichste Stadt, und weiter nordöstlich East London, ein Platz, der sich durch aufgefundene Kohlenlager Bedeutung verschafft. Gleichfalls Kohlengruben finden sich in dem 500 Seemeilen weiter gelegenen Port Natal mit der jetzt viel genannten Stadt Durban. Dieser Hafen ist der Schlüssel zu Natal und bekanntlich augenblicklich der Punkt, von wo aus Truppen, Munition und Proviant dem englischen Heer im Kampf zugeführt werden, und das ersehnte Thor zum Meer für Transvaal.

Ueberblickt man diese Lage des Kaplandes von der Tafel-Bai und Simons-Bai mit ihrer Hafenreihe bis zur St. Lucia-Bai an der Grenze des portugiesischen Gebiets, so bietet das gewaltige Dreieck, in das die Buren-Staaten hineingekeilt sind, die festeste Stütze englischen Seehandels und englischer Seemacht.

Vom Kap nach Indien gibt es zwei Seewege: eine äußere, östliche Seestraße über den offenen Ozean und einen inneren, westlichen durch den Kanal von Mozambique, den näheren Weg. Der östliche, weitere Weg über die weiten, blauen Fluthen des Indischen Ozeans zum Wunderland des Ostens führend, findet unterwegs nur eine Etappe, wohlgelegen in der Mitte zwischen dem Kap und Vorderindien gelagert, die zur Maskarenen-Gruppe gehörige Insel Mauritius (Isle de France). Der französische Admiral Mahé schuf auf diesem Schlüssel zum Indischen Ocean für Frankreich zwei feste Plätze an vorzüglichen Häfen, Mahébourg und St. Louis, 1812 ging die Insel durch Eroberung an England verloren, das sich hier eine beherrschende Position gesichert hat und die Insel mit Recht zu ihren seestrategisch wichtigsten Besitzthümern zählt. Von hier nach Ostindien und Ceylon bietet die erste Seestraße keine Etappe mehr.

Die zweite, nähere Seestraße durch den Kanal von Mozambique führt, nachdem das Kap verlassen, zuerst zur portugiesischen Delagoa-Bai, d. h. Bahia de Lagoa, Bucht der Lagune. Diese wichtige Bucht, an der Lourenço Marques liegt, gewinnt seiner sicheren Ankerstätte wegen täglich mehr und mehr an Wichtigkeit und ist die in letzter Zeit meistgenannte afrikanische strategische Position, deren Schicksal noch in geheimnißvollem Dunkel zwischen England, Deutschland und Portugal schwebt. Jedenfalls wird jeder Deutsche diese Bucht lieber in portugiesischer als in englischer Hand sehen, ihre Sperrung wäre sonst der letzte Knebel für die holländischen Freistaaten.

In nördlicher Richtung passirt die Seestraße den Kanal von Mozambique, mit gleichnamigem Hafen, und erreicht dann die Insel Sansibar, in deren Hafen Kohlenlager zu finden sind.

Ein Hafenort, der vielleicht eine längere Besprechung verdient, als der Herr Verfasser ihm schenkt, ist Mombassa, der Ausgangspunkt der britischen Bahn zum Victoria Nyansa-See, die bereits bis zum letzten Drittel durch die Gebirge am See fertiggestellt ist. Da dies letzte Drittel mehr kostet als die jetzige Bahn, auch den ursprünglichen Ueberschlag weit übersteigt, trotzdem aber gebaut wird, liegt der Gedanke nicht fern an einen vierten Seeweg nach Indien von Alexandrien auf dem Landweg der Eisenbahn durch Aegypten und den Sudan, die im Anschluß an jene ostafrikanische Seenbahn in Mombassa das Meer erreicht. Diese Bahnlinien vom Norden her sind allerdings noch nicht im Bau, aber ohne daß die Bahn von Mombassa als ihr Glied gedacht ist, sind die Opfer für dieselbe nicht verständlich. Die Wichtigkeit Mombassa's steigt, worauf der Verfasser hinweist, durch den benachbarten Hafen Kilindini, der größte Fahrzeuge aufnehmen kann.

Eine weitere Station nach Indien ist die Insel Mahé mit Port Victoria, die Werfte und Kohlendepots besitzt. Sie liegt in der Seychellen-Gruppe, dem Beobachtungsposten der englischen Flotte gegen das französische Madagascar, das nach Brest in der Bretagne, Dakar in Westafria, hier die dritte Stellung der Franzosen am englischen Indienweg ist, die diesem gefährlich werden kann.

Als strategisch wichtigster Punkt auf Madagascar muß der vom Verfasser sehr anschaulich geschilderte Hafen an der Nordspitze des „östlichen Frankreichs", Diego Suarez (Antomboke), gelten, der, von der Natur schon zur Seefestung ersten Ranges erschaffen, durch Felswände vor dem Feuer einer feindlichen Flotte geschützt, in weiter, tiefer, gegliederter Bucht Raum für eine Handels- und Kriegsflotte bietet. Das günstige Terrain hat Gelegenheit zur Anlage von Forts geboten, die den ganzen Hafen unter Feuer stellen können.

Wichtige strategische Vorposten für Madagascar sind die Inselgruppen der Comoren mit den guten Häfen Nossi Bé und Mayotte, auch für den Handel günstig gelegen, und der vorgeschobene Glorieuse-Archipel und auf der Ostküste die Insel St. Marie.

Für das Gefühl der Ueberzeugung von der Wichtigkeit Madagascars innerhalb hoher französischer und auch eifersüchtiger englischer Kreise führt der Verfasser interessante Beweise durch Aeußerungen maßgebender Persönlichkeiten an. Daß in Madagascar unter dem General Gallieni als Gouverneur eine sehr praktische und humane Kolonialverwaltung geschaffen worden, ist bekannt, näheres darüber findet sich in der im jüngsten Heft der „Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirthschaft" (Deutsche Kolonial-Gesellschaft Berlin) unter dem Titel „General Gallieni über Kolonialpolitik" erschienenen Darlegung der kolonisatorischen Grundsätze dieses Gouverneurs.

Der Verfasser schließt seine fesselnde Betrachtung folgendermaßen: „Ein Blick auf die Karte des Indischen Ozeans genügt, um zu erkennen, daß Madagascar schon wegen der

Oertlichkeit, die es einnimmt, den Namen der ‚Perle im Indischen Ozean' verdient. An ihm vorbei streichen die großen, das Kap mit Indien und dem Golfe von Aden verbindenden Seerouten und von ihm aus werden die Straßen zwischen dem Kap und der australischen Feste in ihrem westlichen Theile flankirt. Sie alle aber sind Weltverkehrswege erster Ordnung."

Freilich wirft er Frankreich vor, diese Position und die Inselvorposten nicht genügend mit Werften, Docks, Kohlenlagern, mit Kriegsmaterial und Proviant versehen zu haben, so daß man danach glaubt, daß sie mit den bis jetzt dort aufgewandten Kriegsmitteln wohl kaum die Schlappe von Faschoda werden auswetzen können.

Dem Ziele uns nähernd, werfen wir den Blick auf Indien, das sich, politisch betrachtet, vom Ausgang des Persischen Golfs bis Singapore, der Straße von Malakka, erstreckt. Daß, im Vergleich zum Ausgang der Etappenstraße, dem enganschließenden Festungsgürtel der kurzen englischen Kanalküste, diese ungeheure Küstenlänge von zirka 9700 km verhältnißmäßig wenig Hafenplätze bietet, so auf der Ostküste Vorderindiens nur den Flußhafen Calcutta, ist „als ein vortheilhaftes Moment für die seewärtige Vertheidigung der immensen Gestade" zu bezeichnen. Der erste Hafen, Karatschi (Kouragghee), sehr günstig unweit der Indus-Mündungen gelegen, an der Beuge der Küste nach Süden, ist ein starker Handelsplatz als einziger Hafen für Afghanistan und Beludschistan und ein Knotenpunkt der indischen Bahnen, Kabel und Telegraphen. Von großer Wichtigkeit, auch für deutsche Interessen, ist Karatschi, weil es als nächster Hafen zum Persischen Golf für eine Dampferlinie im Anschluß an die projektirte deutsche Bagdad-Bahn ein sehr wichtiger Umschlagsplatz für deren Güterverkehr werden kann, da von deren Endpunkt Basra dann eine direkte kurze Verbindung von Indien bis zum Bosporus geschaffen wird, eine Straße, die für den Welthandel von größter Bedeutung werden kann. Der wichtigste Punkt an der Westküste Vorderindiens, Bombay, ist, ebenso wie Karatschi, mit einer starken Besatzung versehen; im geräumigen Hafen findet, wie dort, eine Flotte Docks, Werfte, Kohlendepots, Proviant, so daß dieser wichtigste Platz Indiens nicht nur die erste Handelsstadt und Sitz der Behörden ist, sondern auch mit Karatschi ein Stützpunkt militärischer Vertheidigung der Küste.

Madras an der Ostküste ist seiner flachen Lage wegen nicht von strategischer Bedeutung, die stolze Stadt Calcutta, an den heiligen Fluthen des Ganges gelegen, den Schiffen erreichbar, ein Emporium des englischen Handels, wird durch starke Werke geschützt. Zu einer der wichtigsten Etappen ist Singapore geworden, an dem Thor zu Ostasien, mit Docks versehen, ein Bergehafen der Schiffe, die den Wirbelstürmen des chinesischen Meeres entronnen sind. Hier schließt die Etappenstraße in Indien.

In dem letzten, sehr interessanten Kapitel „Rückschau und Vorschau" entwirft der Verfasser ein fesselndes Bild der historischen Vorgänge, durch die England es seit Jahrhunderten verstanden, erst die Inseln der Meere, die der Handel durchkreuzte, als Wegstationen zu besetzen und von da aufs Festland hinüberzugreifen, und daß dieser Inselbesitz jetzt als Kriegshäfen, Kohlenlager und Kabelstationen zur Sicherung der Küstenländer dient. Besonders wichtig ist das Kapland, wo England, wie in vielen anderen Ländern, die Erbschaft Hollands angetreten hat. „So beherrscht also England die Kaproute durch Freiheit der Bewegung, gestützt auf die Flotte, die Stationen und das Kabel." Der einzige hinderliche Gegner könnte Frankreich werden, gestützt auf die oben gekennzeichneten Stationen Brest, Dakar, Madagascar.

Zweifellos ist die Hauptquelle des englischen Reichthums Indien; und sind auch dahin, wie wir sehen, die Seewege vom Mutterland nach Möglichkeit gesichert und die wenigen Häfen unter den Schutz von Forts und der Flotte gestellt, so erhebt sich immer die Zukunftsfrage: „Wie steht es um den Schutz der Nordgrenze?"

Die jüngste große Truppenbewegung Rußlands, die schnelle und sichere Beförderung eines Armeekorps bis Kuschk vor die Thore Indiens beweist, wie leistungsfähig die russische Etappenstraße nach Indien ist, die, auf See, Land und Flüsse gestützt, die englische Kaproute an Sicherheit und Leistungsfähigkeit überragt. Setzen wir also zum Schluß der englischen Etappenstraße ums Kap nach Indien ganz kurz die russische Straße nach Afghanistan gegenüber.

Die starke russische Handelsflotte auf dem Schwarzen Meer, die die Kriegsflagge hissen darf, ist imstande, große Truppentransporte binnen zwei Tagen nach Poti und Batum zu werfen, von wo sie die Bahn nach Baku führt. Vom Norden kommen die Truppen von Wladikawkas, d. i. „Zwinge des Kaukasus", auf der Bergbahn das Gebirge überschreitend, über Tiflis nach Baku. Hier erwartet die mit Naphtha geheizte große Transportflotte des Kaspischen Meeres das Heer und Kriegsmaterial. Die in dieses riesige Binnenmeer bei Astrachan mündende Wolga, deren Flußschiffahrt über 3 Millionen Tons Tragfähigkeit umfaßt, bietet eine vorzügliche Basis zur Verbindung mit dem Herzen Rußlands. Boten früher an der Ostküste des Kaspischen Meeres die Wüste und die ungebändigten Turkomanenstämme den Russen Halt, so ist die unter General Annenkows Leitung mit unendlicher Energie geschaffene Transkaspi-Bahn eine Etappenstraße, in der, wie der Verfasser sagt, „jeder Kilometer Eisenbahn ein Regiment und mehr werth ist. Der leitende Beweggrund der Vorgänge in Zentralasien ist der unwiderstehliche Zug nach dem Meer, nach dem Besitz militärisch wichtiger und handelspolitisch werthvoller Küsten. So drängt eben Rußland gebieterisch nach jenen Weltmeeren hin, denen England seine Weltstellung verdankt."

Auf dem Oxus, der bei Karki 1000 Meter breit ist, schwimmt eine Flotte für Truppentransporte und Proviantnachschub.

Die Haltung Afghanistans wird die entscheidende Rolle spielen, aber da der halbasiatische Russe sich die unterworfenen Völker zu Freunden macht und sich ihnen anpaßt, so hat sich das Zarenreich das Vertrauen der Mohammedaner erworben, und der Emir von Afghanistan wird einem Durchmarsch nichts in den Weg legen, wie er selbst ausgesprochen hat. Lord Roberts of Kandahar, der jetzt, dem Ruf des Vaterlandes schweren Herzens folgend, den verfahrenen Karren in Südafrika aus dem Schlamm ziehen soll, hat als bester Kenner der indischen Verhältnisse erklärt, daß Indien nur in Afghanistan vertheidigt werden könne, aber dabei auch auf die gefährliche Haltung der indischen Bergvölker im Rücken dieser Stellung und die Unzuverlässigkeit der indischen Truppen hingewiesen. Ob dem greisen Feldherrn, der einen Sohn gegen die Buren verloren, der Krieg in Südafrika mehr Sorge macht als das russische Armeekorps in Kuschk, ist zweifelhaft, jedenfalls steht die Sachlage für England sehr ernst.

Dieser Auszug konnte nur einige der Hauptzüge streifen. Wer sich über die englische Vertheidigungslinie vom Kap nach Indien und die russische Anmarschlinie unterrichten will, der wird in der Arbeit des Hrn. Majors Wachs genauen Aufschluß finden. Der Verfasser, der schon öfters die politische Zukunft gekündet, hat dort auch die Frage „Wer wird Indiens Herr?" einer eingehenden Erörterung unterzogen.

Rudolf Rabe.

Die „Heidenmauer“ auf dem St. Odilienberg im Elsaß.

Den Schluß der Versammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Straßburg im vorigen Herbst bildete ein nach Oberehnheim, St. Odilienberg und Barr unternommener gemeinsamer Ausflug und die dabei stattfindende Besichtigung und Erklärung der bekannten „Heidenmauer“, und zwar unter Führung von Dr. R. Forrer, dem Herausgeber eines gleichzeitig über dieses Bauwerk erschienenen Werkes.[1])

Hiebei wurde zuerst die prächtige Aussicht, die sich vom Hof des Klosters auf Rheinebene und Schwarzwald bot, bewundert, dann der Rundgang angetreten und dabei in erster Linie der Nordhälfte des Befestigungswerkes, dann nach der Rückkehr der Südhälfte bis zum Mennelstein und Wachtstein ein eingehender Besuch gemacht. Der Besichtigung wohnte eine Reihe von Archäologen bei, die zum Theil schon zehn Jahre zuvor mit der deutschen Anthropologischen Gesellschaft die Heidenmauer besucht hatten.

Damals galt noch das Wort des Oberst v. Cohausen, der sich im Werk von Dr. Fr. X. Kraus: „Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen“ (1. Bd., 2. Abth., S. 228) folgendermaßen über die Heidenmauer geäußert hat, nachdem von ihm a. O., S. 226 ff., ein ausführliches Gutachten abgegeben war: „Alles dies — Mangel an Flankirung, Mangel an Mörtel, unregelmäßige Verbindung der rohen Quadern durch Eichenholzriegel, sog. subscus oder securicula u. s. w. — zeigt nicht ein Aufkeimen, sondern einen Verfall der Kunst; keine geregelte Bauleitung, sondern unverständige Eile, wie sie den Zuständen des 3.—6. Jahrhunderts (nach Christus!) eigen waren.“

Dieser Ansicht, die zuerst von Jakob Schneider im Jahre 1844 in seiner verdienstvollen Schrift: „Beiträge zur Geschichte der alten Befestigungen in den Vogesen“, S. 209—223, wissenschaftlich begründet worden war, hatten sich damals (im Jahre 1889) die meisten Theilnehmer des Straßburger Anthropologenkongresses angeschlossen.

Sie wurde noch gestärkt, als beim Ausflug zur Heidenmauer am 8. August 1889 eine Ausgrabung südwestlich des Klosters stattfand, wobei sich in einem Plattengrabe ein Kinderskelett nebst zwei silbernen Körbchen-Ohrringen in den Goldfäden einer Stirnbinde (Vitta) vorfanden, Grabreste, die offenbar in die merovingische Zeit, 5. bis 7. Jahrhundert n. Chr., zurückzudatiren waren. Diese Funde befinden sich jetzt im Alterthumsmuseum, das zur Zeit im „Alten Schloß“ zu Straßburg untergebracht ist.

Bei dem Besuch vom 28. September 1899 waren jedoch die Ansichten der maßgebenden Personen, zum Theil der nämlichen, die den Anthropologenkongreß mitgemacht hatten, ganz andere geworden.

Vor allem staunten die Theilnehmer über die von Dr. Forrer nahe dem Innenrand der 10,500 m langen, über Berg und Thal ziehenden, aus gewaltigen, mit Eichenholzzapfen kunstreich verbundenen Sandsteinblöcken bestehenden, an vielen Stellen noch 3—4 m hohen und durchgängig 2 m dicken Mauer über die jüngst bloßgelegten Steinbruchwerkstätten. „Man sieht,“ wie Dr. Forrer sagt („Der Odilienberg“, Straßburg 1899, S. 53), „mächtige Felsen durch lange, erst vorgehauene, dann gelegentlich mit Sand tiefgesägte oder mit Meißeln vertiefte Rinnen angeschnitten und in Quader zerlegt. Das Brechen erfolgte mittelst Hebestangen, Holzhämmern und Keilen. War die Mauer auf eine größere Strecke fertiggestellt, so begann die Steinsägearbeit an einem anderen Punkt der Peripherie. Manche der bereits angeschnittenen Felsen blieben dann ungebrochen liegen und bieten heute eine neue Sehenswürdigkeit des Odilienberges. Größere Zentren solcher Steinbrüche finden sich beim Beckenfelsen auf der Bloß und an mehreren anderen Stellen.“

Auf der Westseite der Nordhälfte sind auch dem Terrain angepaßte Versuche gemacht, die Mauer von oben und unten her zu flankiren, indem rechtwinkelig vorspringende Mauertheile an den Enden längerer Mauerstrecken angebracht sind. (Vgl. Forrer: „Die Heidenmauer“, I, Plan der Heidenmauer, Nr. 2 bis 22, und II. Tafel, Nr. 2.) Thurmanlagen fehlen völlig, ein Mangel, den man dem Spätrömer umsoweniger hier zutrauen darf, als sie von anderen „Heidenburgen“ bekannt sind, so von der Heidenburg bei Oberstaufenbach in der Pfalz und von den zwei Heidenburgen bei Kreimbach und bei Waldfischbach, die gleichfalls in der Westpfalz liegen und genau untersucht sind.

Dagegen hat sich ein Thor auf der Westseite fast völlig erhalten. Die monolithischen Seitengewände sind noch erhalten; eine rohe Felsentreppe führt von seiner Oeffnung aus abwärts. (Bei Forrer: „Die Heidenmauer“, IV, 3; im Text S. 12.) Auch diese Thoranlage hat nichts mit den entsprechenden Ausgangsvorrichtungen in „Heidenburgen“ aus spätrömischer Zeit gemeinsam.

Hier war der Eingang stets durch einen Thurm gedeckt, während die Oeffnung in der Mauer selbst womöglich durch einen engen Gang, eine Art von ungedeckter Poterne, geführt hat. So war es auf den „Heidenburgen“ bei Kreimbach, Waldfischbach und Oberstaufenbach. Auf dem großen, zur Römerzeit benutzten Refugium auf dem Drachenfels bei Dürkheim a. d. H. war der Haupteingang vom Osten her in der Weise angelegt, daß der Feind zur Linken eine thurmähnliche Befestigung und dann ein großes, ihn flankirendes Mauerstück zu passiren hatte. (Vgl. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“, XII. Abth. Plan und Text, S. 16—17.)

Die Oeffnungen, die man bisher als „Ausfallthore“ bezeichnet hat, ergaben sich mit einer Ausnahme als auf natürlichem Weg, durch Erosion und Rutschungen, entstandene Mauerlücken.

Auch die Anbringung und Vertheilung der sogenannten Schwalbenschwänze (subscus oder securicula bei Vitruvius; vgl. „de architectura“ — ed. Rose u. Müller-Strübing — IV, 7, 4; X, 17, 8; X, 15, 3) ist nicht „so sinnlos“, wie dies Oberst v. Cohausen a. a. O., S. 228, annimmt.

Je nach seiner Lage hat ein solcher Quader eins bis vier Riegellager, nicht selten sogar zwei auf einer Längsseite. Diese sind mit Sorgfalt eingehauen, und daß diese Quaderverbindung ihre volle Schuldigkeit that und noch thut, beweist die Thatsache, daß auf Grund derselben jetzt noch der größte Theil der „Heidenmauer“ aufrecht steht und auf den dafür empfänglichen Besucher einen geradezu verblüffenden Eindruck macht.

Die Römer allerdings kannten diese Eichenholzverbindung nach den oben angeführten Stellen bei Vitruvius. Dort ist aber nur vom Verband von Säulen (IV, 7, 4), Katapulten (X, 15, 3) und Ballisten (X, 17, 8) die Rede, aber nicht von Quaderblöcken.

Eiserne Schwalbenschwänze dagegen wurden von den Römern erstens zur Befestigung des Läufers bei ihren Handmühlen benutzt. (Vgl. Vitruvius, X, 10; sind hier die laminae ferreae unter ihnen verstanden?) Und zweitens hat die Reste dieser Mauerverbindung der Verfasser bei der Untersuchung der spätrömischen Straßenkastelle auf dem Garnfirst, nordwestlich von Niederbronn i. Elsaß, und auf der „Hühnerscharre“, nördlich von Obersteinbach i. Elsaß, faktisch aufgefunden (Juni 1899).

---

[1]) Die Heidenmauer von St. Odilien, ihre prähistorischen Steinbrüche und Besiedelungsreste. Von Dr. R. Forrer. Mit 120 Abbildungen und Plänen. Straßburg, Verlag von Schlesier u. Schweikhardt 1899. 50 Seiten in Hochquart.

Hier jedoch finden sich diese Einschnitte mitten auf dem Quader und dienten zur Aufnahme von eisernen, mittelst Blei- oder Schwefelzuguß befestigten Klammern, welche die Vertikalen der Mauer aufrechterhalten sollten. Dort auf dem St. Odilienberg bestehen sie nur aus Holz, liegen an den Enden der Breitseiten und verzapfen die Lager, um sie horizontal zu erhalten. Daraus geht ein Unterschied in der Technik und im Material hervor, welcher den kritischen Beobachter gegen den römischen Ursprung der Eichenholzriegellager auf dem St. Odilienberg von vornherein mißtrauisch machen mußte. Zu diesen Thatsachen, der unrömischen Art und Weise, Quader zu brechen, dem Mangel an Thürmen und geschützten Eingängen, dem Fehlen von Mörtelverwendung, die alle gegen den römischen Ursprung der „Heidenmauer“ dem Besucher gegenüber sprechen, kommen noch folgende positivere Erwägungen. (Vgl. Forrer: „Die Heidenmauer“, S. 30—35.)

Auf dem „Kipfel“, dem nördlichen Vorsprung des St. Odilienberges, steht das sogen. „römische Murli“. Es ist eine spätrömische Thurmanlage mit kleinem sich anschließendem Hofe, die als Specula das unmittelbar darunter gelegene Theilchen der Ehn beobachten sollte. Hier haben nun bei Ausgrabungen vom Jahre 1898 und 1899 wohl die römischen Mauerreste, außerdem zahlreiche Knochen, ein römisches Glasgefäß u. s. w. sich nachweisen lassen, allein weder die Mauerquadern daselbst zeigen eine Spur der Anwendung von Schwalbenschwänzen, noch bieten die Steinbrüche, wo man die Quadern gebrochen hat, die Anwendung der Sprengrinnen, wie Forrer sie auf dem St. Odilienberg zahlreich gefunden hat.

„Ist also der Kipfelthurm römisch,“ schließt Forrer mit Recht, „so ist wiederum die Heidenmauer ganz sicher nicht römisch.“ Auch von eingemauerten Bildwerken und Inschriften, wie sie sonst überall in den spätrömischen „Heidenburgen“ und „Heidenmauern“ vorkommen, zeigt die Odilienberger „Heidenmauer“ keine Spur davon auf.

Auch dieser Umstand spricht ganz entschieden gegen den römischen Ursprung der St. Odilienberger Befestigung.

Für denselben spricht nur der Befund einer Reihe von Römermünzen, die von Diocletian bis auf Constantius II. reichen, wobei die Constantiner überwiegen (vgl. Forrer „Der Odilienberg“, S. 48; Schneider a. O. S. 220; Kraus a. O. S. 226). Eine Reihe davon liegt in dem von Dr. Forrer begründeten kleinen, doch wohl geordneten Klostermuseum auf. Auch an echt römischen Scherben fehlt es nicht, wie Baurath Jacobi und der Verfasser am 28. Sept. 1899 festgestellt haben. An Waffen fand sich bisher nur eine römische Pfeilspitze aus Eisen von bekannter Form mit Tülle.

Allein ganz entsprechende Funde sind vom Verfasser auf der „Heidenmauer“ bei Dürkheim im Jahre 1875 (vgl. „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“, II. Abth., S. 20—21), ferner auf dem Maimont im Jahre 1899 gemacht worden, ohne daß deßhalb die Wälle bei Dürkheim und auf dem Maimont als römisch angesehen werden müßten. Im Gegentheil: Alle hiefür einschlägigen Erwägungen verlegen die Erbauung der zwei obigen Befestigungen in die vorrömische Zeit, und zwar fällt die Dürkheimer „Heidenmauer“ wahrscheinlich in die erste Metallzeit, die Bronzeperiode, während der Doppelwall auf dem Maimont wahrscheinlich in die Hallstatt-Zeit zu setzen ist. Mit Sicherheit kann nur das von der römischen Periode gesagt werden: Beide Befestigungen dienten in der Zeit vom 3.—4. nachchristlichen Jahrhundert der umwohnenden Bevölkerung und einzelnen militärischen Aufgeboten zum zeitweisen Aufenthalt. Noch mehr Analogien zur „Heidenmauer“ bei St. Odilien bildet die „Heidenmauer“ auf dem Königsberge bei Neustadt a. d. H. Auch diese besteht aus blockartigen, roh gewonnenen Quaderreihen, welche die zwei Abschnittsmauern und die Ringmauer bilden. Es fehlen jedoch hier die Riegellager; die Horizontalreihen sind ohne Subscudes und ohne Mörtel gebildet. Nach Cohausens Ansicht war man bisher geneigt (vgl. „Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters“, S. 43—44), diese von Doppelsteinwällen abgesperrten Refugien für spätrömisch der Völkerwanderungszeit angehörig zu halten.

Allein nachdem unmittelbar vor dem ersten Abschnittswall auf dem Königsberg eine Nekropole aus der jüngeren Hallstadt-Zeit konstatirt ist (vgl. des Verfassers Bericht im „Pfälzischen Museum“, XVI. Jahrg. 1899, S. 118—120, mit Lageplan) und die in diesen Tumulis gefundenen Quadern von derselben Technik Zeugniß ablegen, wie die Bausteine des Walles, so ist die Bauzeit der Königsberger „Heidenmauer“ wohl mit Sicherheit in das 5.—4. Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung einzusetzen.

Und gerade diese zeigt schon den Verfall der in der der St. Odilienberger Heidenmauer vertretenen Bauweise.

In dieselbe Kategorie gehört der doppelte Abschnittswall auf dem „Heidenschuh“, nordwestlich von der Anstalt Klingenmünster in der Vorderpfalz. Auch hier die gewaltigen, ohne Bindemittel aufeinander gelagerten Quaderreihen, auch hier die Anlehnung an nahe Felsenmassen, auch hier die Sprengrinnen, auch hier eine Reihe von Grabhügeln wie am Königsberg bei Neustadt (vgl. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“, III. Abth. S. 55—56). Bilden diese beiden Maueranlagen ein der Verfallzeit angehöriges Pendant zur St. Odilienberger „Heidenmauer“, so gehört eine zweite Elsässer Befestigung demselben Höhepunkt der vorrömischen Befestigung hochgelegener Refugien an: die Frankenburg westlich von Schlettstadt. Auch ihre Quaderreihen sind unter sich durch Schwalbenschwänze aus Eichenholz verbunden, auch ihre Linie geht kühn bis an die äußersten Ränder des 750 m hohen Bergplateaus heran, auch hier haben Forrer und Laugel analoge Steinbruchfelsen und dieselbe Sprengtechnik wie bei St. Odilien vorgefunden. Zweifellos gehört diese Frankenburg derselben Bauzeit an wie unsre „Heidenmauer“, während die Königsberger „Heidenmauer“ und der „Heidenschuh“ einer baugeschichtlich etwas späteren Epoche angehören müssen.

Welcher Epoche aber gehört nun die „Heidenmauer“ auf St. Odilien an?

Forrer liefert den Nachweis, daß die Mauer erst in der Metallzeit entstanden sein konnte, und zwar aus technischen Gründen (a. O. S. 31—32). Aus dieser Zeit kommt nach ihm besonders die gallische Periode in Betracht (a. O. S. 36—39), als infolge des Vordringens der Germanen von Nordost her im dicht bevölkerten Gallien, wozu ja auch damals das linke Rheinufer gehört hat, das Bedürfniß nach großartigen Volksburgen entstand. Eine solche „Volksburg der gallischen Refugiensitte“, deren Erbauung in die mittlere La-Tène-Zeit, d. h. in das 2. Jahrhundert vor Christus, fällt, war nach Forrer die „Heidenmauer“.

Allein manche Erwägungen sprechen gegen diese historische Ansetzung. Vor allem die Thatsache, daß Julius Cäsar, der beste Kenner Galliens vom Ozean bis zum Rhein, solche Cyklopenmauern auf gallischem Boden weder kennt noch nennt. Wohl aber beschreibt er (Boll. Gall. VII, 23) als gallische Mauer-Konstruktionen aus Eisen- und Längsholzbalken mit dazwischen gelagerten großen unbehauenen Steinblöcken (Grandibus saxis!). Dazu bemerkt Cäsar ausdrücklich: *Muri* autem *omnes Gallici* hac fere forma sunt.

Treffen wir also am linken Rheinufer Mauern, die aus geschichteten Quadern bestehen, an, so müssen diese einer anderen Zeit, ja wahrscheinlich einem anderen Volke

angehören. Das oppidum Aduaducorum, dessen Belagerung Cäsar (II, 29) erwähnt, war offenbar nach einer dritten Konstruktion befestigt. Diese Befestigung bestand in einer doppelten Abschnittsmauer, welche die Angriffsseite vertheidigte und war hergestellt aus rohen Blöcken und Schanzpfählen. Auf allen anderen Seiten deckte das Refugium der natürliche Felsabsturz.

Auch mit dieser Mauerart hat also die Odilienberg-Befestigung und die Frankenburg nichts direktes zu thun. Wir müssen uns nach anderen Analogien umsehen!

Diese werden nach Forrer selbst (vgl. a. O. 23—24, 32 ff.) an den riesigen Quadermauern Etruriens, den Tempelmauern zu Agrigent, zu Tiryns und Mykenai geboten. Speziell in Etrurien findet sich in analoger Weise der aus rohbehauenen Quaderreihen mit Einlage der Holz-Riegellager, wie auf unsrer „Heidenmauer“ (vgl. Forrer a. O. S. 32; über die Bauten Etruriens vgl. Reber: „Kunstgeschichte des Alterthums“ 1871, S. 374, 402 bis 403 mit Abbildungen; und außerdem W. Abeken: „Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft“, besonders S. 138—154 u. Tafel I, II u. III 3a (Grab des Pythagoras). Solche Quadermauern besitzen speziell die etrurischen Küstenstädte, wie Antium, Ardea, Tusculum und Rom.

Speziell in Fiesole (Faesulae) und in Tusculum war der Verfasser bei seinem Besuch im Oktober 1897 erstaunt, in diesen Quader-Stadtmauern das vorgerücktere Abbild der mittelrheinischen Quaderbefestigungen aus der ersten Metallzeit zu erblicken.

Denselben Eindruck machen die Reste der servianischen Mauer zu Rom, die nach der Mittheilung von Baurath Jacobi ebenfalls Holz-Riegellager enthalten soll,[1]) jedenfalls aber ohne Mörtelverband bis heute noch fungirt.

Daß Aegypten und Griechenland für diese Art des mörtellosen Quaderreihen-Verbandes Vorbild und Ausgangspunkt gewesen, dürfte nicht schwer zu beweisen sein.

Die servianische Mauer wird von Otto Richter (vgl. Baumeister: „Denkmäler des klassischen Alterthums“, S. 1446 u. Abbildung Fig. 1591) kaum noch ins 4. Jahrhundert vor Christus gesetzt; älteren Datums, wohl dem 5. und 6. Jahrhundert angehörig, sind die Quadermauern im westlichen Etrurien, von Faesulae und Veji.

Damit gelangen wir in die archäologische Periode der jüngeren Hallstatt-Zeit, die nach Hörnes, einem ihrer besten Kenner, für das westliche Süddeutschland vom Ende des 6. Jahrhunderts bis um das Jahr 400 vor Christus herab anzusetzen ist (vgl. „Die Urgeschichte des Menschen“, S. 626; im Allgemeinen S. 616—628). Tischler charakterisirt diese Epoche, deren Glanzpunkt für Süddeutschland die Fürstengräber von Ludwigsburg und Hundersingen bilden, also: „Dieselben (wie in Frankreich) meist vierrädrigen Wagen mit winkelig gebogenen Radreifen, die Golddiademe und Armringe, die prachtvoll gepreßten Gürtelbleche, die sich in den Museen von Besançon, Leu le Saunier (aus Franche-Comté), Hagenau (Elsaß) in denselben Formen finden wie in Bern, Karlsruhe, Stuttgart, Sigmaringen, Hallstatt; die Paukenfibeln, einfachen Schlangenfibeln, Dolche mit Hufeisengriff u. s. w.“ In den zahlreichen Hügelgräbern Südwestdeutschlands überwiegen diese jüngeren Hallstatt-Formen ebenso wie im Elsaß.

Zu Füßen der „Heidenmauer“ und der Frankenburg und weiter nördlich, bei Egisheim im Hattener Wald, im Brumather Wald und vor allem im Hagenauer Forst liegen zahlreich verstreut die Tumuli aus dieser Hallstatt-Periode (vergl. Winkler: „Versuch zur Aufstellung einer archäologischen Karte der Pfalz“, S. 16 und 23; Bulletins de la société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace“, 1896, Hallstatt-Gräber bei Brumath I., 1899, II., S. 352—357; bei Egisheim 1899, S. 41—57). Auch Forrer spricht (a. a. O. S. 38) von „den im Elsaß in großen Mengen gefundenen Gräbern der Hallstatt- und älteren Tènezeit“.

[1]) In den dem Verf. zur Verfügung stehenden Werken von Baumeister, Otto Richter und Arthur Schneider ist allerdings von dieser Verbindung keine Andeutung zu finden.

Diese Volksstämme vorgallischer Art müssen in den verhältnißmäßig ruhigen Zeiten des 6. und 5. Jahrhunderts vor unsrer Zeitrechnung nicht nur Gegenstände aus Eisen, Bronze, Thon vom Süden der Alpen, aus Etrurien bezogen haben, sondern von dort her kam ihnen auch die Kenntniß zu, aus Felsenblöcken mittelst Sprengrinnen, die Metallinstrumente herstellten, Mauerquadern zu gewinnen und diese mit Holzriegellagern nach südländischer Mode zu verbinden (vergl. Forrer a. a. O. S. 26—30).

Welcher Nation diese Volksstämme der Hallstatt-Zeit angehörten, dahin hat Henning in seinem Vortrag zu Straßburg am 27. September 1899: „Aus der Vorgeschichte des Elsaß“ (vergl. Beilage zur Allgem. Zeitung, 1899, Nr. 225, S. 7) gezielt und ebenso der Verfasser in seinem Aufsatze: „Archäologisches aus den Mittelrheinlanden“ (vgl. „Archiv für Anthropologie“, 1894, S. 183—185).

Es waren zweifellos rätische Volksstämme, die sich längs der Alpen und zwar nördlich und südlich derselben nach Nordwesten seit der Steinzeit vorgeschoben hatten, welche mit den altangesessenen Ligurern[1]) im Rheinthal sich vermischt, zahlreiche Kulturelemente von ihren Stammverwandten in Ober- und Mittelitalien empfangen und bis zum Vordringen der gallischen Eroberer hin am Mittelrhein feste Wohnsitze zwischen Rhein und Wasgenwald aufgeschlagen hatten. — Einen archäologischen Beweis für einen jähen, unvermittelten Uebergang von der jüngeren Hallstatt-Epoche zur La-Tène-Zeit bringen die Ausgrabungen im Hagenauer Forst. Aus den Lagerungen und Funden der zahlreichen, daselbst ausgegrabenen Tumuli — über 300 Stück! — schließt der sorgfältige Untersucher dieser Fundstellen, Staatsrath Nessel zu Hagenau, daß die früher hier seßhafte Bevölkerung „verschwunden“ sei und daß eine neue Völkerschicht mit wesentlich anderen Begräbnißsitten und anders gearteter Kultur (La-Tène-Kultur) hier ihren Einzug gehalten habe.[2]) Ein klaffender Hiatus ist zwischen beiden Typen vorhanden.

Diese Lücke ist, wie auch Henning, Müllenhoff und Schumacher andeuten (vergl. „Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst“, VIII. Jahrgang, S. 31, 33, 36 und Neue Heidelberger Jahrbücher, II. S. 130) zweifellos auf Völkerverschiebungen zurückzuführen. Auch die Untersuchungen Virchows über die Pfahlbauschädel lassen schließen, daß um 400 v. Chr. in den Rheinlanden ein Wechsel der Bevölkerung eingetreten ist. An Stelle der lange Jahrhunderte hier im Mittel- und Oberrheingebiet fest angesiedelten Räter, welche zu Ende der ersten Eisenzeit den Höhepunkt ihrer Kultur, der Hallstatt-Periode, erreicht hatten, trat ein anderes, minder kulturfähiges und unruhiges Volkselement, das mit den Galliern und Galatern der Alten identisch ist. Die La-Tène-Zeit beginnt mit ihnen! — Nicht aber in den unruhigen, durch stete kriegerische Ereignisse gezeichneten Jahrhunderten der La-Tène-Zeit (ca. 400 bis ca. 60 v. Chr.), in welche das Vordringen der Germanen bis zum Niederrhein, die Raubzüge der Cimbern und Teutonen und vor allem die großen Eroberungszüge der Gallier selbst, nach Osten zu bis Böhmen,

[1]) Vergl. darüber: Mehlis: „Die Ligurerfrage“ im „Archiv für Anthropologie“ (XXVI. B., 1899). Dieser Ansicht haben sich auch Henning, Gutmann, Köhl u. A. angeschlossen.

[2]) Unterredung mit H. Nessel, Ende Mai 1899 zu Hagenau.

bis zur Donaumündung und bis nach Kleinasien, im Süden bis Oberitalien und zum Gestade der Tiber hineinfallen, kann ein so gewaltiges Befestigungswerk, wie die über 10 km lange Mauerlinie auf dem Odilienberge entstanden sein (vergl. hierüber Henning: „Die Germanen in ihrem Verhältniß zu den Nachbarvölkern" in „Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst", VIII. Jahrgang, S. 32 bis 41). Auch paßten die Gallier, „ein rauhes, heldenmüthiges, kriegslustiges Volk", wie sie Justinus (XXIV, 4) mit Recht nennt, zur Herstellung eines so gewaltigen, technisches Geschick und werkthätige Geduld erfordernden Befestigungswerks in keiner Weise.

Die Zeit, und vor allem weitere, systematisch betriebene Ausgrabungen auf der „Heidenmauer", welche die Handwerkszeuge, welche die Wohnungen und Todtenstätten der Bewohner und Erbauer der „Heidenmauer" noch finden lassen müssen, werden über die obigen Fragen noch definitiv entscheiden! —

Gehören die Gründer dieser

arces Alpibus impositae tremendis,

wie Horaz (Carmin. IV, 14) von den Burgen der rätischen Breuni singt, nun anarischen Rätoligurern und der jüngeren Hallstattzeit oder arischen Galliern und der mittleren La Tène-Periode an, stets und für alle Zeiten wird die „Heidenmauer" auf dem St. Odilienberg als das gewaltigste Denkmal aus vorgeschichtlicher, grauer Vorzeit auf dem Boden der Rheinlande gelten und bewundert werden.

Echt und recht, wie Tacitus in seiner „Germania" von den Grabbauten der Römerzeit bezeichnend sagt, ein

monumentum arduum et operosum.[1])

Dr. C. Mehlis.

Mittheilungen und Nachrichten.

Die deutschen Einheitsbestrebungen und ihre Verwirklichung. Von Dr. Eduard Loewenthal. Berlin, S. Cronbach, 1899. (Am Ende des Jahrhunderts Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwicklung. Bd. VIII.) 153 S. kl. 8°. — Ich gestehe, daß ich mir von einem geschichtlichen Buche des bekannten Vorkämpfers für das „Cogitantenthum als Staats- und Weltreligion" etwas besonderes versprochen hatte. Auch noch die Vorrede spannte diese Erwartung, da sie Jastrows „Einheitstraum" ziemlich geringschätzig erwähnt. Aber wie so oft seitens derer geschieht, welche das Ritterthum des Geistes am hörbarsten im Munde führen, enttäuschte die Lektüre vollständig. Dieses leider harte Urtheil entspringt nicht etwa bloß der allzu erwartungsvollen Neugier. Das Buch ist nur für ganz genügsame Leser zu genießen, fordert überall ergänzende oder kritische Bemerkungen heraus und kann mit dem erwähnten Jastrow'schen nicht von fern auf eine Stufe gestellt werden. — Die Haltung des Verfassers ist im allgemeinen dieselbe nationale und mittelparteilich-liberale, die er in den benutzten Büchern antraf. Erst im Anhang kommt Dr. Loewenthal zu den humanitären Idealen seiner sonstigen Geistesrichtung, erhebt u. a. die altbekannte Forderung einer erweiterten „Beachtung und Pflege" des geistigen Schaffens durch den Staat — ohne sich jedoch auf eine nähere Ausführung dieser Wünsche und auf eine Kritik dessen, was bereits „von oben" geschieht, einzulassen —, und begrüßt nebst dem Weltstaatenbunde den ewigen Frieden. Letzterer wird allerdings durch die (auf Seite 147 vorhergehenden) eigenen und durchaus zutreffenden Worte des Verfassers bedenklich in Zweifel gestellt: daß neuerdings in vermehrtem Maße die materiellen Interessen der Völker zum Ausgangspunkt für das Vorgehen der großen Politik werden.

Ed. Heyck.

s. **Geographische Gesellschaft in München.** Geschlossene Versammlung vom 9. Februar. Der Abend war ausgezeichnet durch die Anwesenheit Sr. kgl. Hoh. des Prinzen Ludwig, der auch aktiv an den Berathungen theilnahm. Diese füllten die erste Hälfte des Abends und betrafen die Ergänzung der neuen Satzungen. Die von der Vorstandschaft eingebrachten Abänderungsanträge wurden einstimmig angenommen. — Hieran schloß sich der Vortrag von Professor Dr. W. Götz: „Von Plewna durch das Isker-Defilee zum Zentralbalkan." Der Vortragende, der Südosteuropa bekanntlich schon öfter besucht hat, verfolgte mit dieser Reise einen doppelten Zweck. Vort dritthalb Jahren etwa hatte Cvijić im Rila-Gebirg, später auch in Bosnien, in wesentlich geringerer Seehöhe, eine frühere Vergletscherung nachgewiesen. Es sollte daher außer allgemeinen geographischen Studien den Spuren der Eiszeit im Balkan ein besonderes Augenmerk geschenkt werden. Die Reise dahin wurde nicht mit dem Orientzug, sondern auf der Donau unternommen, durchs Eiserne Thor bis nach Nikopol, dann auf der neuen Eisenbahnlinie über Plewna nach Sofia. Die Stadt Plewna und ihre Umgebung, wo in denkwürdigen Kämpfen die türkische Macht in Europa endgültig gebrochen wurde, fanden eingehende Beschreibung. Die Stadt selbst hat das türkische Aeußere, das für sie früher charakteristisch war, fast ganz verloren; im übrigen aber scheint sie in den 16 Jahren seit der ersten Anwesenheit des Vortragenden nur mäßige Kulturfortschritte gemacht zu haben. Die Kampfesstätte im Nordosten und im Süden weist als besondere Geländeeigenthümlichkeit eine Anzahl von schluchtähnlichen Furchen auf, die den Russen beim Vorgehen zu statten kamen. Ihre Entstehung dürfte einer der Eiszeit unmittelbar folgenden Periode reichlicher Niederschläge zuzuschreiben sein. Die Strecke von Plewna bis Sofia, im ganzen 190 km lang, führt zunächst durch das Vidthal und über eine Vorschwelle des Balkans, dann den Isker entlang durch eine großartige, 124 km lange Schlucht. In ihrem ersten Theil erinnern fast senkrechte Wände und pittoreske Felsgestalten an die Thäler der Fränkischen Schweiz und anderer Juragegenden; späterhin erscheint sie mit wechselndem Gestein (Sandsteine verschiedenen Alters, Eruptivgesteine, Schiefer aus der Carbonzeit u. a.) als vollkommener Schluchtweg, dessen Böschungen oft etwa anderthalbmal die Höhe der Frauenthürme erreichen. Dem Bau der Eisenbahn, die das Defilee in 22 Tunnels und zahlreichen Brücken überwindet, bot besonders das stark durchwässerte Schiefergebiet Schwierigkeiten. Hier ist auch ein Tunnel infolge der starken Durchtränkung des Gesteins zusammengerutscht. Landschaftlich ist dieser Schluchtweg mit seinen coulissenartig sich verschiebenden Bildern und seinen wechselnden Durchblicken äußerst reizvoll und malerisch, zuweilen von geradezu feierlicher Gebirgsstimmung. Geographische und geologische Forschung, für die der Balkan ein sehr instruktives Feld bietet, können durch die neue Linie nur gewinnen. Gegenüber der landläufigen Anschauung, als sei der Balkan lediglich infolge von Absinkung oder Schollenbewegung entstanden, ist hervorzuheben, daß auch Faltungen und Brüche vorkommen, wenn auch die Hauptmassen horizontal geblieben sind. Seine höchsten Berge finden sich auf verhältnißmäßig beschränktem Raum im Zentralbalkan beisammen. Hier schien also der geeignete Ort für glaciale Untersuchungen gegeben. Der Anstieg wurde von Karlowo bei Philippopel aus unternommen. Dritthalb Stunden ging es durch malerisch-wilde Gegend aufwärts, vorüber an Wasserfällen, kleinen Bergstürzen und Felspartien. Dann wurde an der Vereinigung von zwei Bächen eine kleine Thalweitung erreicht, die mit moränenartigen Schuttablagerungen und dem vereinzelten Vorkommen von gerieftem und polirtem Gestein glaciale Erinnerungen wachrufen konnte. Es finden sich aber in größeren Höhen keine Bodenformen, die die Entstehung von Gletschern hätten begünstigen können, sondern es sind zumeist nur grasige Flächen an den Anfängen der Furchen oder Bacheinschnitte, und aller Gesteinsschutt ist breccienartig. Die Waldgrenze verläuft auffallend niedrig, besonders bei östlicher

[1]) Bekanntlich haben am 3. Mai v. J. J. M. der Deutsche Kaiser und die Kaiserin, der Fürst-Statthalter und Gemahlin, Bischof Dr. Fritzen und andere Würdenträger den St. Odilienberg, die Heidenmauer und das neugegründete Klostermuseum besichtigt. Hoffentlich gibt gerade dieser hohe Besuch Anlaß zu weiteren Forschungen „mit dem Spaten". D. V.

Exposition. Beträchtlich weit über ihr folgt die „Zinnenregion“, ein Gebiet mit zerrissenen Felsbildungen, die ihre Formen nicht lediglich der Verwitterung, sondern mittelbar auch tektonischen Vorgängen verdanken. Bis hier herauf reichen die zahlreichen Bäche. Die obersten Höhen unmittelbar über jenen Zinnen sodann werden meist von ruhigen gewölbten Bergformen eingenommen mit Grasflächen und zuweilen moorigen Stellen. Auch der höchste Berg, der Jumruktschal (2374 m), gleicht einem sanft gewölbten Schild, um dessen ausgedehnten Rand man herumgehen muß, wenn man die umfassende, bis zu den transsylvanischen Alpen reichende Aussicht ganz genießen will. Seen gibt es in diesen Höhen über 1700 m nirgends, und die beiden Wasseransammlungen, die allein vorhanden sind, besitzen keinerlei glaciale Bedeutung. Alles zusammengenommen wird man auch die tiefer liegenden, vereinzelten geschrammten Steine nur als pseudo-glacial bezeichnen und eine frühere Vergletscherung des Zentralbalkans bestimmt in Abrede stellen können. Eine Schilderung des malerischen und effektvollen Philippopel und des modernen und eleganten Sofia, welche beiden Städte auf der Rückreise abermals berührt wurden, schloß den hervorragend anschaulichen, durch zahlreiche Karten, Skizzen und Profile illustrirten Vortrag. — Prof. Günther legte hierauf den als Geschenk eingegangenen ersten Band des werthvollen Werkes von v. Radde über das Museum Kaucasicum in Tiflis vor, und Prof. Oberhummer wies zum Schluß auf die zahlreich ausgelegten topographischen und geologischen Karten hin. Besondere Bemerkung verdienen darunter die neuen türkischen Karten eines großen Theils der europäischen Türkei (1:216,000), weil sie gegenüber der bisher geübten Zurückhaltung kartographischen Materials die erste offizielle türkische Veröffentlichung dieser Art bilden.

-rt- Meteorologische Beobachtungen in höheren Luftschichten. Es ist bekannt, welch wichtige Aufschlüsse über die Konstitution der Atmosphäre wir in neuerer Zeit der Luftschiffahrt verdanken. Leider sind bis jetzt — mit wenig Ausnahmen — entsprechende Beobachtungen nur ganz vereinzelt und meist nur gelegentlich ausgeführt worden, während der Werth solcher gerade bei fortlaufender Beobachtung ganz wesentlich erhöht wird. In richtiger Erkenntniß dieser Thatsache ist das meteorologische Institut in Berlin auf Veranlassung von Professor Aßmann mit den Vorbereitungen zu regelmäßigen und systematischen Beobachtungen in höheren Luftschichten beschäftigt. Es ist beabsichtigt, mit Hülfe sogenannter Drachenballons Registrirapparate zur fortlaufenden Aufzeichnung des Druckes, der Temperatur und der Feuchtigkeit der Luft, sowie der Windgeschwindigkeit auf Höhen bis zu 1500 m zu heben und dauernd in diesen Höhen festzuhalten. Zur Füllung der Ballons wird Wasserstoffgas verwendet, sie werden an entsprechend starkem Stahldraht festgehalten, der mittelst elektrisch betriebener Winden in kurzer Zeit auf- und abgewickelt werden kann.

* **Tübingen.** Der Nationalökonom Prof. v. Schoenberg wurde zum Kanzler der Universität ernannt.

* **Aus Baden.** Wie der „Ffk. Ztg.“ mitgetheilt wird, hat die badische Regierung die Anordnung getroffen, daß vom künftigen Sommersemester ab an beiden Landesuniversitäten Damen, die ein Abiturium gemacht haben, als ordentliche Hörerinnen immatrikulirt werden. Eine vorherige Anfrage bei den Senaten beider Universitäten ergab, daß in Freiburg alle Fakultäten für die Immatrikulation von Damen stimmten; in Heidelberg stimmte die juristische dagegen.

* **Straßburg.** Prof. Dr. van Calker hat den Ruf an die Universität Breslau abgelehnt.

* **Breslau.** Der ordentliche Honorarprofessor für Landwirthschaft an der hiesigen Universität Prof. Dr. Stutzer hat einen Ruf als Direktor des agrikulturtechnischen Laboratoriums an der Universität Königsberg als Nachfolger des Professors Dr. Ritthausen erhalten.

* **Paris.** Die Akademie der Wissenschaften wählte gestern an Stelle des verstorbenen Baron Fr. v. Müller-Sydney zum korrespondirenden Mitgliede für die Sektion der Botanik den Prof. Simon Schwendener in Berlin.

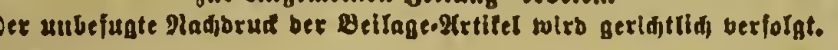
-l- Große Preisstiftung. Der Pariser Akademie der Wissenschaften, die jetzt schon alljährlich eine sehr erhebliche Anzahl von Preisen für hervorragende Leistungen auf allen wissenschaftlichen Gebieten zu vertheilen hat, ist vor kurzem von einem Hrn. Daniel Osiris zum gleichen Zwecke neuerdings die Summe von etwa 1 Million Francs angeboten worden. Dem Wunsche des Stifters gemäß soll aus den Erträgnissen dieses Fonds alle drei Jahre die hervorragendste wissenschaftliche, literarische oder künstlerische Leistung durch einen Preis von 100,000 Francs ausgezeichnet werden. Das französische Institut hat die Zuwendung unter den vom Stifter festgesetzten Bedingungen bereits angenommen, die alle drei Jahre zu treffende Entscheidung dürfte ihr aber wohl nicht ganz leicht werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

O. Fischer: Grundbuchordnung für das Deutsche Reich nebst den preußischen Ausführungsbestimmungen. 2. Aufl.; J. Krech-O. Fischer: Die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen. 2. Aufl.; Heinr. Göppert: Hypothekenbank-Gesetz v. 13. Juli 1899. (Guttentag'sche Sammlung deutscher Reichsgesetze Nr. 42, 43, 51.) Berlin, J. Guttentag 1900. — Neue metaphysische Rundschau. Hggb. von P. Zillmann. III. Band, 1. Heft. Groß-Lichterfelde, Selbstverlag. — Dr. Rud. Sonndorfer: Die Technik des Welthandels. Ein Handbuch der internationalen Handelskunde. II. Aufl. Wien, Leipzig, Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung 1900. — E. Frhr. v. Aufseß: Das Gesinderecht nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch und dem bayerischen Ausführungsgesetz zu letzterem. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1900. — Dr. R. Zander: Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, B. G. Teubner 1900.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 16. Februar. Nummer 39.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle** in München.

Uebersicht.

An der unteren Donau, im Balkan, am Pontus.

Von W. Götz.

1. Nach Nikopoli und über Plewna nach Sofia.

Auf eine Reihe von Tagen Erholung zu bieten durch den Wechsel interessanter Unterhaltung und erfreuender Beschäftigung des Auges, während man bei behaglicher Ruhe und bester Verpflegung ununterbrochen weiterreist: solches vermag in unerreichter Weise die Fahrt auf den Wiener Donaudampfern in die europäischen Länder des Sonnenaufgangs. Wenn möglich, wird man schon die Scenerien um Passau als würdige Thorstrecke dieses Weges passiren, welcher um so anziehender und mannichfaltiger verläuft, je öfter man ihn zurücklegt. Sprechen wir ihm mit solcher Angabe eine Eigenschaft des Klassischen zu, so erfreuen wir uns dabei der Zustimmung Aller, welche auf den besuchtesten Fahrlinien mitteleuropäischer und russischer Flüsse Bescheid wissen. Fesselnde Landschaften, reizvolle Ortsbilder, Beobachtungen auf dem Gebiete des Verkehrs und der Technik, besonders auch der Völkerkunde folgen reichhaltig auf einander, um die Donau für den Touristen zur lohnendsten Wasserstraße zu machen. Nennen wir für ihren oberen Abschnitt nach dem Passauer Defilee nur die Bilder von und um Linz, Grein-Pöchlarn, Göttweih, dann unter Wien Heimburg, Theben, Preßburg: welche Summe von vollgültigen Zeugnissen für unsre Aussage lebt da nicht vor den Vielen auf, die an diesen Uferschönheiten dahingeglitten!

Bei dem durch seine Romantik fesselnden Burgvorsprung von Theben (bei den Magyaren sprachlich richtiger Deven = Paß, Durchweg) mußte bisher die Magyarenflagge aufgezogen werden, ein sonderlicher Vorgang auf einem nichtmagyarischen Schiffe, welches den vertragsgemäß internationalen Fluß befährt. Aber wie sollte die Regierung „Cisleithaniens“ in einer solchen Rechtsfrage sich mit Erfolg wehren können, nachdem es seit 1867 die konsequenteste Handlungsweise der obersten Gewalt war, die Folge der immer steigenden Zugeständnisse an den Magyarismus niemals zu unterbrechen! Man dürfte nur an das Schicksal des sogenannten Henczi-Monuments in der Ofener Königsburg erinnern, jene allegorischen Figuren pietätsvollster Ausführung! Wo man auch an wichtigen Außenpunkten die Grenzen des Magyarenstaates überschreitet, wird man seit den letzten 2—4 Jahren theils durch weiße Marmorstatuen theils durch eigenartige hohe Thurmbauten daran erinnert, daß man das Gebiet eines wohl zu unterscheidenden, ganz besonderen Staates betrete. Wenn sodann unterhalb Preßburg stete Stromverzweigungen der „Insel Schütt“ und das immer gleiche Weiden- und Pappelgrün all ihrer Ufer und Inseln Manchem als reizlos erscheinen, so vermag gewiß sowohl die Beobachtung der mannichfaltigen Dammwerke, welche innerhalb einer 145 km langen Flußstrecke etwa 90 km Länge erreichen, als auch gerade die Gleichartigkeit dieser Stromwelt mittelst ihres Eindrucks des Großartigen uns vor Oedegefühlen zu bewahren. So rühmenswerth hier den Strömungslaunen des Flusses durch die Technik ein Zaum angelegt worden, seit 1894 den Hauptarbeiten nach vollendet, so bedarf schon bei niedrigem Mittelwasser jeder Schiffsleiter zwischen Preßburg und Gönyö einer erfahrungsreichen Kenntniß des Stromstriches und angespannter Achtsamkeit auf die Lenkung seines Dampfers; denn zu rasch verändert sich die Fahrrinne.

Unterhalb der wohlgehaltenen Befestigungswerke von Komorn folgen bald die lebensvollen Einzelheiten des vierten Stromdefilees dieser Fahrt, darunter Gran mit dem säulenumstandenen stolzen Kuppelbau seines Domes inmitten starker Ruinenreste der einst emportretenden Veste. Dann folgt Wischegrad mit seinen Burgruinen, die eine hoch über der anderen eine spitze Felspyramide krönend, während innerhalb der laubgrünen Gärten des Städtchens das weißschimmernde Schloß Arthur Görgey's an dieses noch immer verfolgte Opfer verletzten magyarischen Selbstbewußtseins erinnert. Waizen mit seinen zahlreichen Anstaltsgebäuden und die Insel St. Andree, wo sich die nördlichste Vertretung des orientalisch-christlichen Kultus am Strome erhielt, enden die Reihe der hier gebotenen Bilder unter dem Effekte eines zauberhaften Sonnenuntergangs in dieser so reich durchstrahlten östlichen Atmosphäre. Die nächtliche Illumination der 4—5 km langen Uferstraßen von Pest und Ofen durch die elektrische Stadtbeleuchtung erinnert stets wirkungsvoll an die Größe, Eleganz und Fortentwicklung dieser Kapitale. Die weitere Fahrt im Tiefland aber veranlaßt umso eher dazu, auch dem Leben und Treiben auf dem Schiffe sich zuzuwenden, weil hier noch mehr als oberhalb Pest ein Mancherlei der Trachten und Bagage „und fremder Sprachen Gewirr“ zur Geltung kommen. Außer dem Magyarischen, auch viel von Deutschen gesprochen, welchen es an der nöthigen Selbstachtung fehlt, trifft das Deutsche, das Serbische und häufiger, als wir es sonst hörten, das Rumänische unser Ohr, in der ersten Fahrklasse auch das Idiom der Spanioljuden aus Bulgarien. Die Haltstationen bieten meist wenig; auch das geschichtlich vielgenannte Mohacz weist im Innern keinerlei bezügliche Erinnerung auf; doch erfreute es durch die überaus farbenfrische Tracht seiner jüngeren weiblichen Bevölkerung an den gefälligen ländlichen Anwesen. Vorübergehend in der Nähe der Drau-Mündung, beträchtlich lange sodann längs der Fruschka Gora rechts des Stromes bringen Wein- und Obstpflanzungen und behaglich beschattete Ortschaften neuen Reiz in die Umgebung. Besonders wirkt die romantische „Festung“ Peterwardein, auf jähem Syenitvorsprung mit ihren Bastionen und auslugenden Etagen das gegenüberliegende Neusatz beobachtend, diesen gartenreichen Exportplatz für Obst und Geflügel (nach Wien wie nach Budapest). Auch Karlowitz, der Metropolitansitz für die Orthodoxen oder die Serben Süd-

ungarns, durch vier Kirchen hervorgehoben, interessirt wegen seiner Weingärten. Diese gestatten es seit 2—3 Jahren wieder, eine größere Menge ungefälschten Rebensaftes hinauszusetzen, da man hier eine Wiederherstellung des Weinbaues gegenüber den Verheerungen der Reblaus größerentheils erzielt hat. In der Nacht erreicht das Schiff die Save-Mündung, wo der erstmalige Ankömmling mit vollem Grunde die ansteigenden Lichterreihen von Belgrad als Andeutung einer imponirenden Ortserscheinung erachtet. Wir nehmen Abschied von dem Dampfer „Elisabeth"; „Karl Ludwig" übernimmt die Beförderung durch das berühmte und unbestritten wirkungsvollste Stromdefilee Europa's, die Strecke der Stromschnellen und des „Eisernen Thores".

Die Reize dieses ausgedehnten Wegabschnittes sind schon von Vielen eingehend gewürdigt worden, so daß wir hier die Wiedergabe von anderwärts Gelesenem unterlassen. Aber wir haben wenigstens dies hervorzuheben, daß die erstmaligen Eindrücke auch bei einer mehrfachen Wiederholung der Fahrt durchaus nicht von schwächeren abgelöst werden. Die Burgruinen, Felsgestalten und Bergformen zuerst, dabei jetzt die weitgreifenden Regulirungsbauten, dann die weihevollen Effekte der Stromenge „Kasan", dessen Coulissenwechsel dem dunklen Wasser dreimal den Ausgang vorne zu wehren scheint, während alle Fahrgäste in bewundernder Stille oder nur flüsternd betrachten — darüber kann man nimmermehr auch im kürzesten Protokolle solcher Reise hinweggehen. Nur die Adler sah ich diesmal nicht mehr im Kasan oder nachher unter Orsova nahe dem Schiffe sich über die Stromschlucht hinwegwiegen wie vordem; es mögen sie wohl die geräuschvollen Arbeiten und Sprengungen bei der Regulirung, dazu auch ober dem Kasan die neue Montanthätigkeit auf Quecksilber und auf Kupfer verscheucht haben. Letztere wird wesentlich durch belgische Unternehmer betrieben, wie ja das belgische Kapital so vielenorts in Europa, besonders auch in Rußlands Montangegenden, thätig wurde und anderen zuvorkam, zumal ihm keine nationale Eifersüchtelei entgegenwirkt, wie z. B. dem deutschen. Unter Orsova nimmt uns bald nach der gerade auch durch ihre verfallenen Bastionen malerischen Insel Adakaleh der vielgenannte neue Schiffskanal auf, welcher im Stromwasser, aber vom klippendurchsetzten Bette des Eisernen Thores durch einen 1.8 km langen Steindamm getrennt, das Verkehrshinderniß dieser Stelle beseitigen soll. Wir haben uns darüber vor etlichen Wochen genauer in der Allg. Zeitung geäußert und erwähnen daher nur dies, daß weder ein Vertreter der Schiffahrtsinteressen noch ein Laie von sachlicher Auffassung das Verfehlte dieser Leistung verkennen kann. Schwer ist es, zu glauben, die ungarische Regierung sei hier das harmlose Opfer technischer Irrthümer geworden. Jedenfalls aber sollten die Donauuferstaaten der vertragswidrigen Behandlung der Schiffahrt in Ungarn, als vollzöge sich letztere hier nicht auf einem internationalen Gewässer, handelnd entgegentreten. Den Begriff des Gewaltsamen legt uns übrigens auch die Frage nach der Entstehung des Stromdurchbruchs nahe; denn auf Grund wiederholter Beobachtung ist er uns die Wirkung rasch rückschreitender Erosion vom Eisernen Thore aus, nachdem vorher der Weg deutlich genug tektonisch vorbereitet war.

Weiterhin begleiten den Fluß ruhigere Höhenformen, in deren Einbuchtungen manche große Ortschaften im Schatten ihrer Obst- und vieler anderer Laubbäume vom Ufer ansteigen. Abwärts des rührig vorwärts strebenden Turnseverin, zu dessen gefälligem modernen Aussehen etwa 3000 Deutsche so wesentlich beitragen, ist der interessanteste Platz ohne Zweifel Widin. Seine Minarets und die wuchtige „Burg" erinnern ebenso an die hier vordem so nachdrücklich vertretene türkische Herrschaft wie die zahlreichen Türken, welche am Landungsplatz mit den Farben ihrer Kleidung eine so lebhafte Staffage für den Verkehr der Schiffsstation zu bilden pflegen. Wie an allen großen Stationen, so mußten auch hier die Raschheit, Ordnung und Sicherheit der Abwicklung des Güter- und Personenverkehrs, insbesondere auch die im Benehmen der Bediensteten herrschende Umgänglichkeit und Energie als mustergültig erkannt werden. Von unserem Fahrzeug und seiner trefflichen Verpflegung hieß es bald nachher Abschied nehmen an dem halb türkischen Ausgangspunkt unsrer Landreise, dem kriegsgeschichtlich bekannten Nikopoli.

Wir schließen es aus, daß bei diesem Nikopoli im Jahre 1396 der nachmalige Kaiser Sigismund als Ungarnkönig von den Türken entscheidend besiegt worden. Ganz abgesehen von der Unbestimmtheit des Schlachtberichts, zeigen uns die Bodenformen der Umgebung dieser Stadt im Zusammenhalt mit den sanft welligen oder doch von weit ruhigeren Einfurchungen profilirten Flächen um das große Dorf Nikup, nördlich von Tirnova, welche wir vor Jahren besuchten, daß nur letztere Gegend die Stätte jener raschen Evolutionen von Reitermassen sein konnte. Denn bei unsrer Donaustadt ist die vom Strom aus rasch emporgehende „Bulgarische Platte" scharf und in kurzen Abständen nach verschiedener Richtung zertheilt, und zwar durch schmale Schluchtthäler verschiedener Tiefe und durch wasserlose Einschnitte, an welchen schärfere Höhengestalten mit diesem und jenem Steilhang auftreten. An solchen besonders gewahrt man überall eine wagrechte Lage des thonigen Kalkgesteins, welches oft ganz aus Petrefakten der Kreidezeit besteht, theilweise auch durch mehlige Kreidelagen vertreten wird. Mit diesen wechseln nicht selten dünne Lagen von Hornstein in der Form einer knolligen, unregelmäßigen Gußschicht. Derlei beschäftigt heute von selbst das Auge mehr als vor dem Jahre 1878, weil bis dahin die westsüdwestliche Höhe anzog, von dem wirksamen türkischen Stadtbilde gekrönt. Denn damals stand Nikopoli mit seiner Umfestigung und seinen Minarets noch dort oben, von wo es zur Donauuferstraße meist jäh hinabgeht. Das gegenwärtige Nikopoli jedoch begleitet theilweise das Donauufer, von da aus aber großentheils einen schwachen Bach, welcher von Südsüdwest her eine Schlucht einschnitt. Doch sind auch die zertheilten Höhen im Hintergrund mit beträchtlichen Gruppen von Anwesen besäet; freilich deren Häuschen baute man aus grobem Flechtwerk und Löß und deckte sie mit Schilf und Stroh, die Wohnsitze dürftiger Türken, welche einen großen Bruchtheil der Ortsbevölkerung ausmachen. So vermag denn auf der östlichen donaunahen Höhe, der ehemaligen Stätte einer türkischen Schanze, selbst das heutige Nikopoli einen mannichfaltigen, malerischen Anblick durch dieses Beieinander von Profilswechsel und verschiedenerlei Ortstheilen zu gewähren. Anstatt einer Schanze sehen wir freilich dort einen der ungezählten russischen pyramidenähnlichen Denksteine, welche im Lande hin und her von den Verpflichtungen der Bulgaren gegen die befreiende Macht ständig zu predigen haben. Die Metallbuchstaben der Denkmalsinschrift anderswie nutzbar zu machen, davon ließ sich allerdings das junge oder auch das erwachsene Volk hier nicht abhalten: dieselben fehlen. Von dem Städtchen in der Tiefe aber gelangen wir westsüdwestlich auf einem schmalen, holperigen Fahrweg hinan zu dem verfallenen Thorbau der früheren Stadt, dessen eisenbeschlagene Thürflügel wirklich bis heute an Ort und Stelle geblieben. Im Inneren finden wir außer einem verlassenen neueren Gefängniß zunächst eine überaus unebene Fläche vor, in welcher man nur theilweise die Straßenzüge noch erkennt. Zahllose trichterförmige Vertiefungen, besonders bei den noch vorhandenen niedrigen Bäumen, den vormaligen Schattenspendern in den Höfen der Anwesen, zeugen von den Bemühungen der heutigen Nikopolitaner, das vergrabene Geld

der seinerzeit geflüchteten Türken zu entdecken. Da solche Arbeit wiederholt Erfolg hatte, wurde und wird natürlich oft nächtlicherweile (es ist ja dieser Versuch des Funddiebstahls streng verboten worden) gegraben. Theilweise unterhalb der Bodenoberfläche wurden von den Türken gewölbte Kasematteuräume da und dort gebaut, 7 m hoch, 8 in der Breite und 20 tief: sie bilden die besterhaltenen Baureste aus der Festungszeit. Dagegen war der Befestigungsgraben gegen Westen und Süden nur eine unsorgfältige Arbeit, etwa gegen einen Handstreich einer geringen Truppenmacht schützend. Immerhin behauptete sich die Besatzung im Jahre 1877 vier Tage lang, ein vernunftloses Opfer, gebracht gegen den dringenden Rath Osman Paschas. Die Ruhmesstätte Osmans und seines braven Heeres, Plewna, sollte ein nächstes Ziel meines Weges sein, auf welchem ich mich der Begleitung des kunstverständigen, gewandten Reiseschriftstellers Dr. Jäger (Wien) erfreute. Es gewährte besonderen Reiz, einen geschulten Beobachter mit den Erscheinungen und Zuständen dieser Orientgebiete zum erstenmal bekannt werden zu sehen.

Die neue Chaussee nach Plewna führte aus dem Thale des Donaunebenflusses Osma auf die Höhe der 120—150 Meter hohen Bulgarischen Platte, welche hier ebenso wie ost- und westwärts ein von seichten Mulden durchzogenes Steppengebiet ist, soweit dieses nicht von Balkangewässern mit scharfprofilirten grabenähnlichen Thalzügen unterbrochen wird. Nur hier und da steht in der Weidefläche, beziehungsweise an den spärlich vertheilten Aeckern ein niedriger Baum, und erst nach langer Fahrt erscheinen zahlreichere Flecke von Buschwald dünnen Bestandes. Gleichwohl ist der Boden fast allenthalben eine bald feine, bald gröbere Lehmdecke, beträchtlich tiefgründig, also für Agrikultur wohl geeignet. Aber die 46 km lange Straße führt uns nur durch ein Dorf, noch unten, unweit der Donau, und zwei andere zeigten sich später in der Nähe unsrer Linie, als drittes noch Griviza in der Mulde von Plewna. Also steht es um die Menschenleere und den Verzicht auf Bodennutzung offenbar fast noch ebenso wie zur Türkenzeit und vor 17 Jahren, als ich zum erstenmal einen herdenreicheren Theil dieser Steppenplatte bereiste.

Die Annäherung an die Kampfregion von 1877 brachte uns direkt neben die Stelle der vielgenannten Griviza-Schanzen ostnordöstlich der Stadt. Nur wenig von den Erdwerken und ihren Gräben, auch etliches von dem versuchten Minenkampf zeugt noch von den damaligen Beweisen zäher, todesmuthiger Willenskraft beider Parteien. Kommt man von Norden her, so erkennt man hauptsächlich erst an dem rumänischen Monument sammt Kapelle dicht an der Ostseite der Straße und an zwei russischen Denkmälern an der westlichen, daß es hier eine Erhebung für beherrschende Schanzen gebe; das Terrain erinnert sehr an das bei Amanviller nördlich Gravelotte. Von Osten aus aber sieht man wenigstens an einigen schmalen Terrainmulden, gleichsam ausgeprägten kurzen Wellenthälern, daß es hier blutige Sturmarbeit für die Russen geben konnte. Von den Schanzen ging es abwärts in die stattliche ostwestliche Mulde des Griviza-Baches, in welcher wir bald das ausgedehnte und doch wohlzusammengefügte Plewna erreichten, einen ersichtlich wohlhabenden und baulich rasch fortgeschrittenen Ort, wechselnd in Bezug auf lebhafte Farben und mannichfaltig in den Formen der Häuser. Diese sind der Mehrzahl nach erst seit 1878 gebaut. Eine beträchtliche Anzahl öffentlicher Gebäude erhebt sich besonders in der Westhälfte der Stadt; so in der Nähe des gefälligen Befreiungsmonuments (auf einem Unterbau steht eine weibliche allegorische Figur mit dem Anker der Hoffnung auf die bulgarische Zukunft) das gefällige Stadthaus unweit von dem aus türkischer Zeit noch erhaltenen Uhrthurme. Auf dem Platz des Monuments konnten wir einer Art Feldmesse mit äußerst bescheidener kirchlicher Ausstattung und der Regimentsparade zur Jahresfeier der Thronbesteigung des Fürsten anwohnen. Die Soldaten und Offiziere zeigten auch hier, wie überall im Lande, eine gute militärische Haltung und Uniformirung. Bei letzterer erinnerte nur die viele Posamentirarbeit an den Röcken der Offiziere etwas kräftig an den Orient; die Mannschaften sind im Durchschnitt wohl etwas größer als bei unsrer Infanterie: bei der dortigen Assentirung vermag man ja leichter auszuwählen, weil man eine geringere Zahl von körperlich Untauglichen vor sich hat. Aus diesem Umstand läßt sich aber immerhin weder das hohe Militärbudget des mit Geldmitteln so wenig versehenen Staates begründen, noch die übertriebene Zahl von garnisonirenden Truppen und von Offizieren. Wenn die Türkei noch annähernd so viele kriegerische Energie besitzt, wie 1877 um Plewna von ihr gezeigt wurde, so wird sie auch vor einer Vereinigung der Bulgaren und Serben, an welche wir aber auf Jahrzehnte nicht glauben, schwerlich zurückweichen.

Wandern wir durch den südwestlichen Theil der Stadt von dem meist empfohlenen „Hôtel Europa" aus, einem Wirthshause, welches allerdings gegen ein allgemeines Fortschreiten moderner Kultur in Plewna manches Zeugniß ablegt, so führt uns eine Brücke über den Tutscheniza-Bach, und wir gehen zu der Höhe hinan, welche die grimmigste Tapferkeit während der Belagerung gesehen und die beste Uebersicht über die häuserreiche Stadt, wie über alle Hauppositionen von 1877 gewährt. Heute freilich bietet sich nächst der großen gut erhaltenen Tranchee, welche Osman oben an der Böschung der Thalmulde als Kommunikationsweg für Transporte an alle seine Schanzen einschneiden ließ, zunächst die friedliche Anlage der Kellerei der Weinbauschule und dahinter deren Nebenpflanzungen (20 Hektar im ganzen), durch den trefflichen Direktor Mannschew, einen Mann angenehmsten Verkehrs, ungemein gefördert. Die gelbschillernden mehrjährigen Weine Plewna's sind keiner mitteleuropäischen Marke ähnlich schmeckend, wenn nicht etwa einem abgeschwächten Ruster Ausbruch, jedoch milder; sie werden nach Rußland und auf englischen Schiffen ausgeführt. Hier oben nun haben wir nach kurzem Weg das großartige Kriegstheater vor und um uns, diese mit Recht berühmte Kampfesstätte, an welcher von den Russen und von jedem einzelnen Türken so viel Heroismus bewiesen wurde, insbesondere auch volle Tüchtigkeit und Hingebung der türkischen Offiziere und allseitige Kriegstüchtigkeit ihres hochberufenen Feldherrn. Welch ein Unterschied von den anderen Heereskörpern, beziehungsweise Führern der Türken des Jahres 1877! An dieser Südseite von Plewna trennte vor allem die gewundene schmale Schlucht der Tutscheniza die Höhe und ihre Schanzen in eine westliche und eine östliche Abtheilung; aber enge tiefe Mulden, welche zu der Hauptschlucht als Nebenthälchen in kreuzender Richtung führen, verlangsamten besonders den Russen die Sturmangriffe auf die miteinander zum Theil verbundenen Schanzen. Freilich mußten auch deren Vertheidiger so und so oft quer über diese kurzen Trockenthälchen hinüber Gegenstöße vollbringen. Hier an Ort und Stelle sich die Vorgänge der Erstürmung der wichtigsten zwei Schanzen durch Skobelew und seine Wiederverdrängung am andern Tag durch die neu gesammelten Besiegten und durch letzte Reserven unter Junus Bey schildern zu lassen, deßgleichen Episoden, welche drüben auf der heute so licht beschienenen Gemarkung von Griwiza sich abspielten, wo die Türken auch den Verlust einer Schanze an die Rumänen ohne allen weiteren Schaden ertrugen, sodann die Erinnerung an die furchtbaren Sturmeskämpfe näher heran rechts der Tutscheniza: das ergreift das Herz und läßt auf der einen

Seite immerhin bedauern, daß so viel Hingebung und Tugend im Erfolge doch scheitern mußte. Fünf Monate weniger 20 Tage vermochte die allseitige Fürsorge und angespannte Thatkraft Osmans mit seinen etwa 44,000 Mann gegen eine gewaltige Uebermacht, welche aber gleichfalls reiche Bewunderung ihrer Tapferkeit mit Recht verlangen kann, dieses in Eile geschaffene verschanzte Lager zu behaupten, bis ihn der Hunger bezwang. Die ruhigen Längsgewölbe, welche die Profilirung dieser Höhengegend bewirken, weisen nach Westnordwest, nach Westen zur breiten Thalfurche des Wid auch das immer breitere Thal von Plewna. Dorthin lenkte am 10. Dezember 1877 der Pascha die letzte Kraft seines in der Nacht gesammelten Heeres; aber aus Menschlichkeit gegen seine bürgerlichen Volksgenossen, welche leider mit vollem Grunde Ermordung durch die Bulgaren fürchteten, ließ er von den türkischen Familien den Zusammenhang seines Heeres stören, und in dem würdigen letzten Akt des Dramas konnte grimmige Heldenkraft nicht gegen die überlegene Zahl und überlegene Feuerwirkung einer siegesgewissen Armee das Feld behalten. Die Bedeutung der Türkei in Europa ward hier für immer vernichtet.

Die Stellen dieses Durchbruchversuchs sahen wir erst nach kurzer Eisenbahnfahrt. Die Station Plewna, bis Ende November Endpunkt der Linie von der Hauptstadt durch den Balkan, benachtheiligt durch ihre weit von der Stadt entfernte Anlage die Bevölkerung ebenso, wie dies bei allen wichtigeren Städten in der Balkan-Halbinsel die Bau-Unternehmer sich zugestehen zu lassen verstanden; wir können dies von Belgrad bis Adrianopel, von Nisch bis Ueschküb = Skoplje und bei Sarajevo beobachten. Der Schienenweg durch den Balkan wurde vor einem Jahre fast fertiggestellt, ohne daß unsres Wissens die Presse Europa's Bulgarien dazu lebhaft beglückwünschte, als zu einer baulichen Leistung ersten Ranges und namentlich einem kommerziell bedeutsamen Ereigniß. Nicht einmal das landschaftlich Einzige eines solchen engen Gebirgsdurchbruchs von 118 km Länge wurde in etlichen unsrer deutschen Zeitschriften eingehender gewürdigt. Sollte es aber ohne größeres wirthschaftliches und politisches Interesse sein, daß für das trotz allem einer gewichtigen Zukunft entgegengehende Bulgarien die trennende, also empfindlich schwächende Wirkung des massigen Gebirges zu einem guten Theil beseitigt worden, so daß die beiden Gebietshälften in moderner Weise aneinandergeschlossen sind? Die Verbindung des Donau-Ufers sodann mit der Hauptstadt, neuestens durch die Linie Plewna-Nikopoli herbeigeführt, und dadurch die Schienenverbindung zwischen der Donau und der großen Orientbahn, ferner von Sofia aus auch in Bälde über Küstendil der Anschluß an den Weg Belgrad-Salonik: dies sind doch wohl Vorgänge von Belang für Jeden, der die daraus folgenden Vortheile zu benutzen sich beeilt! Wer Interessen in Salonik hat und wer die politischen Ansprüche der Bulgaren auf Makedonien kennt, wird in dem franchir le Balkan mittelst dieser Plewna-Linie eine sehr beachtenswerthe Begebenheit erkennen.

Unmittelbarer freilich berührt den Reisenden die ästhetische Seite der Fahrt. Auch ein empfindungsarmer Beobachter wird der Thatsache sich nicht verschließen können, daß eine so ungemeine Reihe von Gebirgsthalbildern und Felsendurchrissen, welche stets dicht an einem Fluß, dem Isker, sich hier folgen, diesem Schluchtweg einen Vorrang vor allen unsern Eisenbahndefilees in Gebirgen sichern. Erinnern wir nur daran, daß unten am Fluß nur streckenweise ein Saumpfad durch das im übrigen meist 1100 bis 1300 m hohe Gebirge führte: die Felsaufragungen, welche von den dahinrauschenden Wellen des Isker direkt emporgehen, bestimmten dies so! Ein reiches Mancherlei von Kunstbauten, wie Brücken, Einsprengungen, Tunnels, mächtige künstliche Böschungen, scharfe Kurven, Viadukte und allerlei Schutzwerke: dies ist naturgemäß die nächste Folge solchen Weges, dem die Natur unter manchem Wechsel der Richtung oder doch scharfer, kleiner Biegungen lediglich mit einem Cannon vorgearbeitet hat. Doch sehen wir nach den landschaftlichen Zügen!

Einige Kilometer, nachdem wir uns in der anmuthigen Gegend der Station Rotenberg (Crvenibreg) dem Gebirge unmittelbar genähert haben, gelangen wir in jene windungsreiche Strecke unsres Weges, welche sich mit allen Reizen von Thälern des Frankenjura ausgestattet erweist, abgesehen vom Mangel einer Isker-Thalsohle. Mancherlei Pfeilerreihen, Obelisken, Felsennadeln, Nischenhöhlen sehr wechselnder Formen, auch mit Menschen und Geräthen vergleichene Gestalten, welche lebhaft an jene der Weltenburger Donau-Enge erinnern, treten immerzu, besonders an der Westseite, auf. Aber auch robustere Verwitterungsergebnisse behaupteten sich hier an den Steilabfällen des Durchbruchs, in welchem der Höhenunterschied zwischen dem Isker und den nächsten felsigen Randerscheinungen meist 120—150 m beträgt. Es folgt nun nach einer solchen Strecke ruhigerer, laubgrüner Abhänge die erste der beiden Erweiterungen unsrer Linie: es ist bei Roman, welches noch fünf Tage vor unsrer Fahrt der Endpunkt dieser Transversalbahn von Süden her gewesen war. Ländlicher Anbau von Mais und Kopfkraut, eines der fünf Klöster längs dieser Balkan-Passage (nur zum Theil aus mehreren gesonderten Parterregebäuden bestehend, jedoch von einzelnen Wohlhabenderen zum Sommeraufenthalt benutzt), im Fluß Büffel und Pferde, welche Abkühlung suchen: derlei Züge brachten etwas Idyllisches zu der bisherigen Naturromantik des Weges. Die zweite mäßige Weitung des letzteren bietet sich beträchtlich weiter westwärts bei der Station Mesdra, als Bierstation von uns Fahrgästen bezeichnet. Hier labt nämlich unter beschatteten Tischen eine lobenswerthe Wirthschaft, neben welcher eine stärkere Anzahl von Droschken zur Fahrt nach dem 14 km entfernten Städtchen Vratza auffordert. Dessen Tüchtigkeit in mehreren Industriezweigen hatten wir später in der Rustschuker Ausstellung zu bewundern. Aber auch in Mesdra selbst ist die Industrie durch eine große, ganz moderne Spritfabrik vertreten. Wulstige Terrassenbänke in der oberen Zone, vorspringende Rippen, bis in den Fluß abfallend, und rasch einander folgende Coulissen bilden das Charakteristische der Sandsteinregion, welche sich nach Mesdra fortsetzt und bis zum Ende, wenn auch in veränderter Färbung, alleinherrschend sein würde, wenn nicht an einzelnen Strecken Kalkformation, Thonschiefer und namentlich auch alteruptives Gestein zur Geltung käme, letzteres wiederholt handgreiflich als eine in den Sandstein emporgedrungene Masse, die Kalkschichten aber in verschiedener Höhenlage auf dem Sandstein ruhend. Wesentlich die ungemeine Energie der Biegungen des Flusses und sein rasches Einsägen haben sodann neben der wirksameren Bearbeitung des Steilhanges durch die Atmosphärilien die Voraussetzungen geschaffen für die effektvolle Lage des besitzreichen und größten Klosters weithin, Tscherepić. Dieses Landschaftsbild in der ungefähren Mitte unsres ganzen Balkan-Defilees gilt wohl mit Recht als die Hauptzierde des letzteren. Die anschließende zweite Hälfte hört erst etwa in ihrem letzten Viertheil auf, das Auge anhaltend zu erfreuen oder uns durch die Leistungen der Eisenbahnbautechnik zu beschäftigen. Es würde uns aber zu weit führen, hier das Nacheinander der Scenerien auch nur in der bisherigen Weise zu skizziren, wenngleich wir diese Aufgabe als anziehend und lohnend erachten. Immerhin haben wir auch den letzten oder südlichsten Abschnitt wegen des harmonischen Eindrucks zu rühmen, welchen die Vereinigung von Ruhe und Leben in dieser tiefen Waldschlucht hervorruft. Denn ununterbrochen muthet uns einer-

seits das Eichen- und Buchengrün auf rothbraunem Grund des Sandsteinbodens beider steilen Hänge an, andrerseits das Rauschen und Drängen des wellig vorwärts treibenden Flusses, an welchem die laubreichen Spalten kurzer Nebenthalschluchten münden, diese gefälligen Faktoren der Modellirung der fortlaufenden Höhe. Kommt man vom Süden hier in das Gebirge, so wird etwa beim Dorf Swoge, wo ein kräftigeres Thal von Westen her endet, auch das Naturverständniß von Religiosen ein niedliches Kloster schuf, der Anfang der nun nordwärts folgenden Galerie landschaftlicher Bilder markirt. Unter ihnen bilden freilich die Dörfer und Weiler theils infolge dürftigen Aussehens, theils wegen ihrer spärlichen Vertheilung am Weg keinen beherrschenden Zug. Haben wir aber den Ausgang im Süden erreicht, so erleichtert es uns die Reizlosigkeit der pußtaverwandten Ebene von Sofia, die Eindrücke der großen, so reichlich fesselnden Schluchtstraße im Geist zu befestigen.

Dies gilt allerdings nur für eine kurze Wegstrecke. Denn bald tritt die Hauptstadt in ihrer schmucken Größe farbenlebendig vor uns auf und hebt sich freundlich von der wuchtigen Gestalt der bläulich-dunklen Vitoscha ab, diesem Gebirgswahrzeichen der Stadt. Der Berg, über die Ebene um mehr als 1700 m gehoben, gipfelt bei 2300 m über dem Meer und bietet ein großartiges Panorama, während die höchste Wölbung des Syenitmassivs charakteristische, mächtige Felsen krönen, welche, fast alle in Ovalform abgewittert, sich hier oben zusammenhäuften.

Das Wirkungsvolle von Sofia beruht auf seiner Ausdehnung, seinen Emporhebungen und seinen Farben. In weitem Zuge breitet sich seine Häusermenge aus, obwohl die Einwohnerzahl schwerlich die uns angegebene Höhe von 55,000 erreicht. Sodann vermag sowohl die Längserhebung des Inneren, welche ostwestlich zwischen zwei von Bächen durchzogenen Flachrevieren der Stadt anschwillt und durch eine Anzahl höherer öffentlicher Gebäude (darunter auch die Ruine der ehrwürdigen Sophienkirche des 12. Jahrhunderts) noch besonders herausgehoben wird, als auch das Stattliche mehrerer, wie gewöhnlich, fünfkuppeliger orthodoxer Kirchen, dazu die vormalige Hauptmoschee, jetzt als überaus lichtvoller Bau für das Landesmuseum verwendet, dem Ganzen etwas Dominirendes zu geben. Hiezu kommt noch das Freundliche der Farben, welches theils durch den vielen Wechsel des Anstrichs der formverschiedenen Häuser theils durch häufiges Gartengrün und größere Anlagen bewirkt wird. Zu letzteren gehört der allerdings nicht öffentliche Prunkgarten des fürstlichen Schlosses, das durch Fürst Ferdinand zu einem vornehmen, großen Bau ward, und zwar auf dem Beginn jener Längserhebung im Inneren der Stadt, sodann der benachbarte geschmackvolle „Stadtgarten“, ein vielbesuchter Treffpunkt aller Stände in dienst- und arbeitsfreien Tagesstunden. Peripherisch im Osten oder fast Südosten finden wir den Zoologischen und den „fürstlichen“ Garten, beide Eigenthum der Zivilliste. Ersterer ward unter dem Einfluß unsres bayerischen Landsmanns Leverkühn, u. a. Direktor der fürstlichen Sammlungen, eine besonders ornithologisch reiche Unterhaltungsstätte des Volkes. Als ein gut gepflegter Park von bedeutender Ausdehnung schließt sich der „Große Stadtgarten“ nach auswärts an. Man sieht, daß hier trotz der Höhenlage von 560 m für „Lungen der Stadt“ noch angelegentlich gesorgt wird. Wer Sofia vor seiner Umwandlung in der Mitte der 80er Jahre gesehen, wird sich freuen, wie sehr man es verstanden hat, eine neue und behagliche moderne Stadt binnen kurzem zu schaffen und zu entwickeln, insbesondere auch mit öffentlichen Gebäuden in gutem Renaissancestil zu verschönern; allerdings waren vorherrschend deutsche (auch tschechische) Techniker und Bauhandwerker, deßgleichen Obergärtner thätig. Die geschäftliche Regsamkeit läßt gleichwohl, namentlich infolge des Mangels eines größeren wohlhabenden Umlandes dieses Platzes, zu wünschen übrig. Ein greifbarer Vortheil ist es daher, daß wenigstens die geistige Fähigkeit und geschäftliche Moral einer Anzahl deutscher Kaufleute (worunter natürlich jene aus Oesterreich und namentlich Schweizer mitbegriffen sind) dem Erwerbsleben der Stadt zugute kommt. Unter den Deutschen von Sofia aber als auswärtiger Landsmann geweilt zu haben, würde freilich jedem unsrer Volksgenossen eine Sache dauernd freudiger Erinnerung sein. Eintracht, Fröhlichkeit und eine bewundernswerthe Opferwilligkeit, namentlich auch für deutsche Bildungszwecke, sind etliche der hervortretenden Eigenschaften dieser Sofianer. Auch sehr viele Bulgaren wenden ihnen eine große Werthschätzung zu, obgleich Mißgunst gegen solche Auswärtige, welche im Lande in Stellung und zum Erwerb leben, eine unvortheilhafte, aber verbreitete Erscheinung dortselbst ist. Die Reichsdeutschen besitzen eine besondere gemeinnützige Zusammenfassung auch an ihrer „Kolonie“, einem Ergebnisse des in jeder Hinsicht vorzüglichen Wirkens und Auftretens des jetzigen Generalkonsuls. Alle Deutschen aber besitzen, dank größter Opferwilligkeit einer minimalen Zahl von Leistungsfähigen, an der blühenden deutschen Schule ein gemeinsames Institut von anerkannter Geltung auch bei den Bulgaren, deren Volksschulen übrigens in Stadt und Land eines rühmenswerthen Standes sich erfreuen. Jedenfalls hat man in Sofia von dem Guten der deutschen Sprache und Schulbildung eine erwünschte Auffassung; denn die Kenntniß des Deutschen hat trotz des Wegzugs vieler Deutschösterreicher seit 15 Jahren nicht nur bei den Beamten, welche mitteleuropäische Hochschulen besuchten, sondern auch innerhalb des bürgerlichen Mittelstandes sich stark verbreitet.

Die deutsche Armenien-Expedition und ihre Ergebnisse.

γσ. Schon seit langem hat man danach getrachtet, Klarheit in die Verhältnisse des kaukasischen Stammes zu bringen, und die Fragen nach dem Ursprung unsrer europäischen Kultur, insbesondere der Erfindung der Metalltechnik, zu beantworten. Blumenbachs kaukasische Rasse lenkte die Aufmerksamkeit auf die Kaukasus-Gebiete, auf das Thal der Kura und des Rion, des Phasis der Alten; und in archäologischer Hinsicht galt lange die Gegend um Trapezunt als die Wiege der Metallbearbeitung. Zweifel, die Virchow sowohl hinsichtlich dieser archäologischen Annahme aussprach, wie auch der Umstand, daß die kurzköpfige dortige Bevölkerung nicht in das Schema der Indogermanen paßte, erfuhren insofern eine Verstärkung, als bis heute im Kaukasus Zinnstein nicht gefunden wurde, während doch Zinn für die Bronzebereitung nothwendig ist. Die zahlreichen Gräberfunde zeigten nur Bronzestücke in fortgeschrittener Technik, nirgends erschienen die Anfänge. Dazu kommt, daß linguistisch die Kaukasusstämme sehr verschieden sind, und die Armenier zwar eine indogermanische Sprache haben, während ihr Typus mehr semitisch erscheint. Zur Lösung aller dieser interessanten Fragen, oder vielmehr zu deren wissenschaftlicher Vertiefung haben die beiden deutschen durch Scharfsinn, Energie und Selbständigkeit des Urtheils ausgezeichneten Forscher Dr. Waldemar Belck, seit 1888 eine Zeit lang Chemiker an dem von Siemens'schen Kupferwerk in Kedabeg (Kaukasus), und der Berliner Historiker und Assyriologe Dr. C. F. Lehmann, Privatdozent an der Universität, durch ihre jüngste 1898—1899 ausgeführte Expedition ungemein wichtige Beiträge geliefert.

Diese deutsche armenische Expedition, durch Geheimrath Virchow angeregt und lebhaft in jeder Weise gefördert, wurde auch durch einen zweimaligen Beitrag von Sr. Majestät dem Kaiser, dem preußischen Unterrichtsministerium, den Akademien von Berlin und Göttingen, der Hamburger Geographischen Gesellschaft, von Hamburger Stif-

tungen zur Förderung wissenschaftlicher Forschungen, dem „Orient-Komitee“ und von Privaten finanziell unterstützt, und fand bei der russischen, persischen und türkischen Regierung wohlwollendes Entgegenkommen, speziell hat die türkische Regierung, nach einem auf Dr. Belck gemachten Ueberfall, die Forscher auf ihrer Reise durch eine Truppeneskorte geschützt. Die Expedition beschäftigte sich mit den Chaldern, die mit den pontischen Chaldäern der Alten identisch, nicht jedoch mit deren südbabylonischen Chaldäern zu verwechseln sind und einen großen Theil von Armenien besetzt hielten. Diese Chalder, deren Reich von den Assyrern Urartu genannt wird, haben viele Inschriften in einer der assyrischen Keilschrift ähnlichen Schrift hinterlassen, und wenngleich ihre Sprache bisher noch fast unbekannt war, so ist es doch mit Hülfe von Ideogrammen, wie sie für Gott, Fluß, Stadt 2c. auf den Inschriften erscheinen, und außerdem durch Schlüsse, die man aus dem Standort der Inschriften gezogen hat, gelungen, ihren Sinn zu ergründen. Um den Goktscha-, den Urmia- und den Van-See befanden sich einst die Hauptsitze der Chalder, und schon auf Anregung Karl Ritters und St. Martins sind durch Professor Schulz (1828) die vanischen Keilinschriften gesammelt worden. Es galt nun, zunächst eine Sammlung und Revision aller dieser Inschriften zu veranstalten und möglichst viel neue Inschriften aufzufinden; zugleich sollte nach jeder Richtung eine mehr gesicherte geographische Kenntniß Armeniens angestrebt werden. Das Erreichte übertrifft die Erwartungen. Das Material wurde nachgeprüft und doppelt so viel neues Material, auch qualitativ, für die Geschichte und Sprachkunde zusammengebracht, so daß ein Eindringen in den Sinn der Inschriften ermöglicht worden ist.

Von ihrem Hauptquartier Van aus durchzogen die Forscher das gesammte Armenien. Malatia ist als der westlichste Punkt ihrer Expedition zu bezeichnen, während sie nach Osten hin einerseits bis Tabris, andrerseits bis Topsanä bei Rovandus vordrangen. Zudem haben sie die Grenzen des alten Chalderreichs vom Goktscha- und Urmia-See aus festgestellt, und es ist gelungen, an der Hand der vollständig hergestellten Königsliste die Geschichte von Chaldia aufzuhellen. Zahlreiche Photographien der gewaltigen chaldischen Felsenbauten und Felsenzimmer sind aufgenommen worden, wichtige Inschriften, zum Theil mit dem Teleobjektiv, wenn ein Abklatsch nicht möglich war. Als ältester Stamm im Lande werden die Nairi genannt; die Urartaeer oder Chalder stellen sich als der führende Stamm der Nairi dar. Der Tigris führte die Assyrer nach Armenien und die Inschriften Tiglatpilesers I. und Salmanassars II. an der Tigrisgrotte erzählen von deren Siegen über die Fürsten der Nairi und über die Urartäer. Die Citadellenstadt und die Gartenstadt Van stellen die Hauptstadt des Reichs Urartu-Chaldia dar, deren Herrscherliste in folgender Weise festgestellt worden ist: Sardur I., Sohn des Lutipsis, um 900 v. Chr. — Aram-Sardur II. — Ispuinis, dessen Sohn. Zeitgenosse und Gegner: Samsi-Adad IV. von Assyrien kurz vor 800 v. Chr. — Menuas dessen Sohn, und längere Zeit Mitregent. — Argistis I. dessen Sohn. — Sardur III. dessen Sohn, Zeitgenosse und Gegner Tiglatpileser III. von Assyrien (745 bis 727 v. Chr.). — Rusas I. dessen Sohn, Zeitgenosse und Gegner Sargons II. von Assyrien (722 bis 705 v. Chr.). — Argistis II. dessen Sohn, Zeitgenosse Sanheribs von Assyrien (705 bis 681 v. Chr.). — Rusas II. dessen Sohn. Zeitgenosse Assarhaddons von Assyrien (681 bis 668 v. Chr.) — Erimenas-Rusas III. dessen Sohn Sardur IV. beide Zeitgenossen Assurbonabals von Assyrien (668—626 v. Chr.). — Ispuinis ist der Begründer der chaldischen Burg auf dem Felsen von Van, der sich als ein Rücken von Marmorkalk von West nach Ost in der Nähe des Sees erstreckt. Die spätere Burg von Toprakkaláh, 4 km östlich von Van, ist von Rusas I. begründet worden, nachdem Sardur III. 735 v. Chr. von Tiglatpileser III. besiegt worden war, auch hat Rusas I. die dem Gotte Chaldis und Chaldia durch die Besiegung zugefügte Schmach gerächt, wovon uns die Stele von Topsanä Kunde gibt. König Menuas tritt uns als einer der sympathischsten Herrscher des alten Orients entgegen. Er hat für das Wohl seines Volkes, insbesondere durch gewaltige Bewässerungsanlagen und Kanäle, die heute noch unser Staunen erregen, gesorgt. Der Staat der alten Chalder erscheint uns durchaus als Theokratie; aus unsern Inschriften ergibt sich eine Begünstigung der Priesterschaft durch Argistis I., die wohl nicht ohne besonderen Grund ist. Von diesem Herrscher stammen auch die geglätteten Felsenzimmer auf der Citadelle von Van; vielleicht hat er den Inuspuas seines Thronrechts beraubt, zumal sich auf der Citadelle Spuren ausradirter Inschriften eines Königs finden, dessen Gedächtniß offenbar getilgt werden sollte. Unter Sardur III. ist das Chalderreich auf seinem Höhepunkt. Der Niedergang tritt nicht so bald ein, wie man es nach den assyrischen Inschriften glauben sollte. Auch Funde vollendeter Metalltechnik sind als chaldischen Ursprungs anzusehen. Ein ferneres Ergebniß der Forschungsreise ist die Feststellung der Rückzugsstraße Xenophons und seiner hellenischen Reisläufer, namentlich der Kentrites-Uebergang (Anabasis IV, 3) wurde sicher bestimmt. Den Forschungen Dr. Belcks ist die Feststellung geglückt, daß am Urmia-See um ca. 850 v. Chr. die arischen Mannäer die Chalder zurückgedrängt haben, und es ist begreiflich, daß um die blühenden Gefilde des südöstlichen Armeniens heftige Kämpfe zwischen Assyrern und Chaldern, wie zwischen Mannäern einerseits und Assyrern und Chaldern andrerseits ausgefochten worden sind. Die Kriegsroute der chaldischen Könige nach Arbela und Mosul hin ist aus dem Standort der Inschriften kenntlich. Am Kelischinpaß haben wir eine Inschrift, deren eine assyrische Seite eine chaldische Fortsetzung auf der anderen Seite zeigt. Schwere Bronzeringe, die in Gräbern gefunden wurden, sind wohl als mannäisches Eigenthum anzusprechen; die Chalder selbst scheinen ihre Leichen verbrannt zu haben; 6 km südlich der Citadelle von Van, nahe am großen Semiramiskanal (Schamiramsu), der mit seinen gewaltigen Stützmauern 12—15 m hoch und 4—6 m dick, heute noch, wie vor 3000 Jahren, zur Bewässerung der Ebene von Van dient, stieß Dr. Belck auf einen reinen Steinzeithügel, den er bis zu 7 m unterhalb des Niveaus der Ebene durchschnitt. Er fand bei zunehmender Tiefe immer rohere Formen von Urnen. Dagegen geben die vielen Staudämme und Stauseen, so der Rusas-See bei Toprakkaláh, mit einer Kapazität von 60,000,000 cbm Zeugniß von der technischen Begabung und Solidität der Bauart der alten Chalder. Fast alle Könige haben Kanäle gebaut. Selbst das Prinzip der Turbinenmühlen, von denen sich bei Hassankef 17 übereinander befinden, war den Chaldern vor 2700 Jahren schon bekannt, 28 Grundwasserleitungen in der Nähe von Van zeigen ferner, daß man hier auch das Grundwasser zu benutzen verstand. Eigenartig muthen die Mosaiken an, die man bei Aufdeckung des Fundaments des großen Chaldistempels gefunden hat, und die aus rothen und weißen, und rothen und schwarzen Steinen zusammengesetzt sind. Gold-, Silber-, Bronze- und Eisenartefakte vervollständigen für uns zusammen mit jenen großen 600 l fassenden Krügen, die im kgl. Weinkeller auf Toprakkaláh gefunden worden sind, die Vorstellung von dieser unabhängigen chaldischen Kultur. Diese Weinkrüge tragen die Angabe ihres Maßinhalts in Keilschrift. Bis nach Kars westwärts und Rovandus südlich erstreckte sich einst das Chalderreich. Es läßt sich nicht feststellen, wann es den Todesstoß erhalten hat. Gegen 600 v. Chr. verschwinden die Chalder allmählich aus der Geschichte, zumal nach dem Fall von Ninive jede Tradition aufhört. Um 500 v. Chr. ist Toprakkaláh in armenischem Besitz. Die Chalder sind ins Gebirge zurückgedrängt, und heute noch sitzen in den Dörfern um Trapezunt vielleicht Reste jenes alten Kulturvolkes, aus deren Sprache, da sie einige nicht tartarische, nicht türkische, nicht persische und nicht griechische Worte zu enthalten scheint, vielleicht ein Beitrag zum Verständniß des altchaldischen Idioms zu gewinnen ist.

Die reichen Ergebnisse dieser deutschen Unternehmung, die zu fernerer Forschung anregen, verdienen für ihre beabsichtigte Fortsetzung mit Recht wohl die thatkräftige Unterstützung unsrer gebildeten Kreise.

Mittheilungen und Nachrichten.

Authority and Archaeology Sacred and Profane. Essays on the relation of monuments to biblical and classical Literature by *Driver*, *Ernest Gardner*, *Griffith*, *Haverfield*,

Headlam, Hogarth. Edited by *David G. Hogarth*, Director of the British School at Athens. London, John Murray 1899. XIV und 440 Seiten. — Mit der englischen Seefahrt und Kolonisation ist Hand in Hand auch eine wissenschaftlich-archäologische Ausgrabungsthätigkeit in fremden Gebieten gegangen, die sich aber nicht auf diejenigen Länder beschränkt hat, wo die englische Flagge wehte, sondern die, dank der englischen Weltmachtstellung und dank dem englischen Gold, die erste sein konnte, welche in ehemalig türkischen und jetzt noch dem Sultan unterworfenen Ländern die Kulturen längst vergangener Zeiten aufdeckte. Der Raub der Parthenonfiguren aus dem türkischen Athen und die Ausgrabungen von Niniveh durch Layard, welchem als erster systematischer Untersucher assyrischer Ruinen der Resident der Englisch-ostindischen Kompagnie in Bagdad, Hr. Rich, vorausgegangen war, sind solche englische Thaten, die heutzutage, wo Frankreich neidlich konkurrirend und das einige, mächtige Deutschland durch Handelsgröße und wissenschaftliche Tüchtigkeit imponirend am Mittelmeer und Euphrat dastehen, nicht mehr einem privilegirten England möglich wären. Aber die Folge dieses Vorausschreitens der Engländer zeigt sich noch in der erscheinenden Literatur: das Interesse für die Archäologie der Mittelmeer-Länder ist in dem Lande, welches die Koren des Parthenon und die Reliefs aus den Palästen der assyrischen Könige besitzt, ein viel größeres als es noch bei uns ist. Dazu kommen noch eine Reihe einfluß- und mittelreicher Gesellschaften, Egypt Exploration Fund, Palestine Exploration Fund u. a. m., deren Bestrebungen längst von der großen Masse der Gebildeten in England gefördert wurden, während das Institut, welches in Deutschland glücklicherweise jetzt diesen Arbeiten huldigt, die Deutsche Orientgesellschaft, erst im zweiten Jahre seiner Thätigkeit steht. Endlich hat der bibelgläubige Engländer für die Länder der heiligen Schriften ein tiefes Interesse, und die Bibelstudien, welche bei uns nur in den Händen der Geistlichkeit ruhen, haben in England ein großes, durch jahrzehntelange Beschäftigung mit der Geschichte der heiligen Literatur gut vorbereitetes Publikum. Alle diese Momente wirken zusammen, daß solche Bücher entstehen und zahlreiche Leser in England finden können, wie Hogarth' Authority and Archaeology: ein hervorragendes wissenschaftliches Werk, das dennoch seine populäre Bestimmung ganz und voll erfüllt. Die ersten Gelehrten Englands haben hier zusammengewirkt, um die Resultate der archäologischen Forschung im Verhältniß zu der historischen Ueberlieferung und der heiligen Schriften in einem Bande darzustellen. Jede Autorität hat selbständig das von ihr beherrschte Gebiet behandelt: Driver, Kanonikus und Professor des Hebräischen in Oxford, hat die Domäne des Alten Testaments; ein Drittel des Buches füllen seine historischen Erklärungen, um die Bibel mit den Funden vom Euphrat und Tigris und vom Persischen Golf bis zum Mittelmeer in Einklang zu setzen. Griffith vom Egypt Exploration Fund schildert Aegypten und Assyrien, die in ihrem Verhältniß zur Bibel schon von Driver behandelt worden waren; das prähistorische Griechenland, die ägeisch-mykenische Kultur ist von der Hand des Herausgebers Hogarth geschildert, dem die Erfahrung vielfacher Ausgrabungsthätigkeit als Leiter der Britischen Schule zu Athen zur Seite steht; Ernest A. Gardner, dem wir im letzten Jahr eine Geschichte der griechischen Skulptur zu verdanken hatten, die schon eine treffliche Einleitung über die archäologischen Methoden und die Marmortechnik der Alten aufweist, ist für die Denkmäler des historischen Griechenlands die Autorität; die römische Welt der sichtbaren Denkmäler ist von Haverfield, dem das Corpus Inscriptionum Latinarum viel zu verdanken hat, in ihr Verhältniß zur geschichtlichen Ueberlieferung gebracht; das wichtige Gebiet der Christian Authority, das auch fast 100 Seiten umfaßt, findet durch Headlam eine vorzügliche Darstellung. Somit hat die Unmöglichkeit, einen selbst nur flüchtigen Ueberblick über alle Archäologie in einem Band mäßigen Umfangs zu geben, die Beschränkung auf diejenige geographische Sphäre zur Folge gehabt, in der die Kultur des christlichen Europa's direkt wurzelt, nämlich auf das vielumstrittene Land des nahen Ostens, wo die „thätige" Natur mit der „betrachtenden" um den Besitz gekämpft hat, und von wo die großen Ideen, wenn auch nicht die großen Institutionen, der Menschheit ihren Ausgang genommen haben. So sagt die Hogarth'sche Einleitung, welche einen allgemeinen Begriff vom Wesen und Zweck der Archäologie, von ihren modernen Hülfsmitteln und dem Verhältniß von materiellem zu schriftlichem Ueberbleibsel der Vergangenheit geben soll. Die Archäologie, die Wissenschaft der Behandlung der materiellen Dokumente der menschlichen Vergangenheit, ist eine noch junge Wissenschaft, die sich erst unter der Einwirkung von Ereignissen, welche im ersten Viertel dieses Jahrhunderts die Levante und Aegypten den Gelehrten zugänglich machten, zu einer wissenschaftlichen Methode entwickelt hat. Ausdrücklich nimmt Hogarth das Studium des Stils der Kunst aus seinem engeren archäologischen Begriff heraus. Hiefür haben wir unsern Winckelmann als den Bahnbrecher vor den Engländern voraus. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle auf Details der einzelnen aneinandergereihten selbständigen Essays einzugehen. Sie umfassen die archäologische Thätigkeit bis auf die neueste Zeit, und die allerneueste Literatur bis inklusive erste Hälfte 1899 ist berücksichtigt. Natürlich ist die Art und der Stil nach den einzelnen Schreibern verschieden; der wissenschaftlichste Theil mag wohl Drivers Hebrew Authority sein. Sein Essay sowie Haverfields Christliche Archäologie würden auch in Deutschland bei der großen Masse der Geistlichkeit aller Konfessionen zahlreiche Leser finden. Denn es sind zusammenfassende, erschöpfende Darstellungen, nicht wie zum Beispiel die allerdings auch vortrefflichen „gemeinverständlichen Darstellungen der Vorderasiatischen Gesellschaft der alte Orient", die einzelne Themata aus den Ländern Kleinasiens und Babyloniens sich aussuchen. Uebersetzungen sind in unserm gebildeten Deutschland, das den fremden lebenden Sprachen ein größeres Verständniß entgegenzubringen gewohnt ist als andere Länder, nicht beliebt. Aber da die Bibelgläubigen und Bibelstudierenden gewöhnlich nicht diejenigen sind, welche sich in englischer Sprache wissenschaftlichen Stoff zuzuführen imstande sind, so möchte die Hebrew and Christian Authority eine Uebertragung lohnen. Vielleicht findet sich aber, schon ehe die Deutsche Orientgesellschaft auf ebenso große Resultate, wie die deutschen Schulen von Athen und Rom und wie Schliemann sie geliefert haben, zurücksehen kann, auch eine Reihe deutscher Gelehrten, welche sich zu solch einer wissenschaftlichen und doch gemeinverständlichen nicht zu umfangreichen Encyklopädie der archäologischen Funde und ihres Verhältnisses zur überlieferten Literatur entschließen, wie Authority and Archaeology eine ist. Hommel und Furtwängler, Winckler, Wilcken, Ed. Meyer, Erman, Wiedemann und Glaser, Delitzsch, F. X. Kraus und Harnack, the lasts not the leasts, sind wahrhaftig den Engländern gewachsen. Liegt uns doch eben ein englischer Prospekt vor: „The semitic series", deren erster Band, „Babylonians and Assyrians" von Sayce, schon erschienen ist, und als deren Mitarbeiter die Münchener, Hommel für zwei erscheinende Werke (The Sumerians and History of the Fall of Babylon) und Glaser für eines (Arabia) genannt sind. M.

* Predigten Novatians. Prof. C. Weyman in München hat die Wahrnehmung gemacht, daß die in jüngster Zeit von Pierre Batiffol herausgegebenen „Tractatus Origenis de libris sanctarum scripturarum" (Paris. Picard 1900) nicht lateinische Uebersetzungen von Predigten des großen Alexandriners, sondern lateinische Originalpredigten des 3. Jahrhunderts sind. Sie rühren von einem Zeitgenossen Cyprians, dem bedeutenden römischen Theologen Novatianus, her, den wir bisher als Prediger zu würdigen nicht in der Lage waren. Als Begründer eines Schismas und als Gegenpapst gegen Cornelius ist Novatian in den maßgebenden kirchlichen Kreisen für alle Zeiten eine „persona minus grata" geworden. Was sich von seinen Schriften erhalten hat, mußte sich unter fremder Flagge bergen, und so erklärt es sich, daß auch die neu gefundenen Texte nicht den Namen ihres wirklichen Verfassers an der Spitze tragen. Daß aber diesen Predigten durch die Beobachtung Weymans eine höhere Bedeutung für die Geschichte der altchristlichen Literatur und der lateinischen Sprache erwächst, ist nicht zu bezweifeln. Weyman wird der kurzen Notiz im Archiv für lateinische Lexikographie XI, Heft 4, in Bälde eine ausführlichere Begründung folgen lassen.

La mission secrète de Mirabeau à Berlin 1786—1787. D'après les documents originaux des Archives des Affaires

étrangères. Avec introduction et notes par *Henri Welschinger.* Paris, Librairie Plon, E. Plon, Nourrit et Cie., imprimeurs-éditeurs. 1900. — Zum erstenmal liegen uns hier die berühmten und berüchtigten Berichte vollständig vor, die Mirabeau als politischer Agent der französischen Regierung von Berlin aus zunächst an den Abbé von Périgord, den späteren Fürsten von Talleyrand, richtete. Dieser entzifferte sie, arbeitete sie um und übermittelte sie dann an Calame, dieser an Vergennes, von dem sie dann dem Könige vorgelegt wurden. Mirabeau hatte den größten Theil davon bekanntlich selbst unter den für ihn schmachvollsten Umständen als Histoire secrète de la cour de Berlin herausgegeben und dadurch zu den vielen Skandalen, die er veranlaßt hatte, einen neuen hinzugefügt. Ganz abgesehen von der ungeheuerlichen Indiskretion, geheime diplomatische Berichte zu veröffentlichen — ein Verfahren, das sich geradezu als Hochverrath kennzeichnet —, erzählte er darin auch die skandalösesten Dinge von den höchststehenden Persönlichkeiten am preußischen Hofe mit dem widerlichsten Cynismus und dem offenbarsten Wohlgefallen an diesem Wühlen im Schmutz und bereitete dadurch Frankreich um so größere Ungelegenheiten, als sich Prinz Heinrich, der wärmste Fürsprecher eines Bündnisses zwischen Preußen und Frankreich, der in dem Buche besonders schlecht fortkam, gerade in Paris aufhielt. Der Hof glaubte ihm keine bessere Genugthuung geben zu können, als wenn er das Werk von der Hand des Henkers verbrennen ließ, obgleich Prinz Heinrich, der darin die Anschauungen seines großen Bruders theilte, der Angelegenheit selbst sehr kühl gegenüberstand. — Nach Mirabeau's Tode gelangten die von ihm zurückbehaltenen eigenhändigen Entwürfe der Berichte durch letztwillige Verfügung an den Grafen La Marck; dieser hinterließ sie seinerseits Hrn. Bacourt, aus dessen Besitz sie 1865 in das Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten gelangten. Hier sind die Aktenstücke zwar schon von vielen Forschern benutzt worden — unter Anderen auch von Adolf Stern für sein epochemachendes Werk über Mirabeau —, aber allgemein zugänglich sind sie jetzt erst durch Welschingers mit der peinlichsten Sorgfalt veranstaltete Ausgabe gemacht worden, die sich streng an den Wortlaut der Originale hält — mit einziger Ausnahme der Orthographie, die gemäß der heutigen umgestaltet ist. Die Namen, die in der Histoire secrète nur mit den Anfangsbuchstaben angedeutet worden waren, sind vollständig wiedergegeben und jedem Briefe sind außerdem sehr sorgfältige Anmerkungen beigefügt, die die nöthigen Erläuterungen — namentlich in Bezug auf die erwähnten Personen — geben. Dem Wortlaute Mirabeau's sind für einige Briefe die Bearbeitungen Talleyrands gegenübergestellt, dessen Thätigkeit von Welschinger als retoucher und épurer bezeichnet wird. — In einem Anhange werden einige bisher unbekannte Aktenstücke veröffentlicht, darunter einige Depeschen zwischen dem französischen Gesandten in Berlin, dem Grafen von Esterno und Montmorin, dem Nachfolger Vergennes'.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch.)

l. Einfluß von großer Kälte auf Bazillen. Ueber bemerkenswerthe, mit Bazillen angestellte Versuche berichteten die englischen Professoren Mr. Dewar, Sir James Crichton-Brown und Mr. Macfadyen vor der Royal Society jüngst wie folgt: Eine große Anzahl von als Krankheitserregern bekannten Mikroben wurde während längerer Zeiträume der Temperatur von flüssiger Luft — welche etwa 190 Celsiusgrade unter Null beträgt — ausgesetzt, ohne dabei nur im geringsten Schaden zu nehmen. Nach 20stündigem Aufenthalt in dieser kühlen Umgebung erwiesen sich die Bakterien so lebendig und munter wie zuvor. Daß Eis nicht bakterienfrei ist, ist ja längst bekannt, aber auch die bisherige landläufige Annahme, daß der Verbreitung von epidemischen Krankheiten durch Eintritt von Frostwetter Einhalt geboten wird, erscheint nach den obigen Versuchen recht hinfällig; denn was will unsre Winterkälte gegen die in den Laboratorien der Royal Institution erzeugte schreckliche Kälte besagen! Gewisse leuchtende Bakterien hörten auf, Licht auszustrahlen, solange sie in flüssiger Luft sich befanden, thaten dies aber alsbald wieder, nachdem sie wieder erwärmt und aufgethaut waren. Die interessanten Versuche sollen demnächst mit flüssigem Wasserstoff (der bei — 252 Grad Celsius bereits zu sieden beginnt) fortgesetzt werden.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 8. Februar. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Scheffer-Boichorst las über das Gesetz Kaiser Friedrichs II. de resignandis privilegiis. Versuche, die Masse ertheilter Privilegien zu beschränken, sind im Mittelalter oft gemacht worden; Friedrich II. wollte nur Verzichtleistung auf Urkunden, die dem Tode Wilhelms II. gefolgt waren; die in neue Bestätigungen eingefügte, zum Widerruf berechtigende Klausel ist schon von Heinrich VI. gebraucht worden; die Wirkung des Gesetzes läßt sich an der Stärkung der sicilischen Flotte zeigen; die Annahme, daß das Gesetz später auf alle normannischen Urkunden ausgedehnt sei, ist unhaltbar, zumal das Privileg, das zur Stütze der Ansicht benutzt wurde, sich als Fälschung erweist; das echte, von P. Kehr gefundene, das zum Muster diente, enthält nichts von der behaupteten Erweiterung des Gesetzes; dieses hat noch zu weiteren Fälschungen angeregt. 2. Hr. Harnack zeigte die Vollendung der von ihm im Auftrag der Akademie bearbeiteten Geschichte derselben an und erstattete über die Ausführung der Arbeit eingehenden Bericht. 3. Hr. Homolle, korrespondirendes Mitglied, übersendet ein Exemplar der Festschrift: Le cinquantenaire de l'École française d'Athènes, célébré à Athènes les 16., 17., 18. Avril 1898. Athènes 1899, sowie ein Exemplar der anläßlich der Feier geprägten Medaille. 4. Hr. Ulysse Chevalier in Romans übersendet das Werk: Mélanges de littérature et d'histoire religieuses publiés à l'occasion du jubilé épiscopal de Msgr. de Cabrières. T. I. II. III. Paris 1899, und seine Schrift: Sur la renaissance des études liturgiques. Deuxième mémoire. Montpellier 1899.

β. **Gießen.** Hr. Hofrath Dr. Etienne Laspeyres, ordentlicher Professor der Staatswissenschaften an der hiesigen Universität, hat sich mit Rücksicht auf seine Gesundheitsverhältnisse veranlaßt gesehen, seine Pensionirung zu beantragen.

* **Wien.** Wie verlautet, soll der Prof. Dr. Werner in Zürich an Stelle des verstorbenen Prof. Weidel für allgemeine und pharmazeutische Chemie an die hiesige Universität berufen werden.

* **Paris,** 15. Febr. Tel. Die Akademie wählte den Dramatiker Paul Hervieu und den Kritiker Emil Faguet zu Mitgliedern.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Alb. Heiderich: Einführung in das Studium der gothischen Sprache. Zehn praktische Lektionen mit einem etymologischen Wortverzeichniß. München, Th. Ackermann 1900. — Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte. 71. Versammlung zu München 17.—23. Sept. 1899. Hggb. von Alb. Wangerin. I. Theil. Leipzig, F. C. W. Vogel 1899. — Dr. Joseph Mayer: Ueber Unentbehrlichkeit, Nutzen und Bedeutung der Vivisektion. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer 1900. — W. T. Stead: Sind wir im Rechte? Eine englische Stimme für die Buren. München, Deutschvölkischer Verlag „Odin" 1900/2013. — Verhandlungen der „Besprechung über kommunale Anleihen". Hggb. von Dr. J. Jastrow. (Kommunale Anleihen.) Berlin, Georg Reimer 1900. — Otfr. Layriz: Betrachtungen über die Zukunft des mechanischen Zuges für den Transport auf Landstraßen, hauptsächlich über seine Verwendbarkeit im Kriege. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Giordano Bruno.

(Gest. 17. Februar 1600.)

Von Prof. Dr. Arthur Drews (Karlsruhe).

I.

Würden alle hervorragenden Persönlichkeiten ihrer wahren Bedeutung nach geschätzt, so müßte der 17. Februar dieses Jahres als einer der ersten Gedenktage der gesammten modernen Kulturwelt gefeiert werden. Denn an diesem Tag sind es 300 Jahre, seit Giordano Bruno auf dem Campo di Fiori zu Rom den Tod auf dem Scheiterhaufen erlitt: der Todestag dieses ersten Märtyrers der neueren Philosophie aber ist der Geburtstag der modernen philosophischen Weltanschauung.

Philotheo Giordano Bruno wurde im Jahre 1548 zu Nola in Campanien geboren. In seinem zehnten Jahre wurde er von seinen Eltern nach Neapel zur Ausbildung in den Humanitätsstudien geschickt und trat 15jährig in den Orden der Dominikaner ein. In Neapel lebte Bruno in demselben Kloster, in welchem einst Thomas von Aquino gewirkt hatte. Er beschäftigte sich eifrig mit Philosophie und Poesie und studirte vor allem den Aristoteles, Plotin, sowie Lucretius, den Verfasser des berühmten Gedichts „Ueber die Natur der Dinge“, in welchem die materialistische Weltanschauung des Epicur verherrlicht wird. Durch Lucretius auf die Natur hingewiesen, wurde sein Interesse für die letztere noch verstärkt, als er die Schriften seines Landsmannes Telesius, des ersten Naturphilosophen seiner Zeit, sowie des Kopernikus kennen lernte. Von jetzt an faßte er einen tiefen Widerwillen gegen den Aristoteles und die von ihm abhängige Scholastik. Aus den Schriften des Raimundus Lullus und des Nikolaus von Cusa (gest. 1464), welch Letzterer die kopernikanische Weltanschauung in spekulativ-phantastischer Weise vorweggenommen und die altersschwache Scholastik mit dem Geist einer neuen Zeit erfüllt hatte, holte er sich die Waffen zur Bekämpfung des Aristoteles und damit zugleich der ganzen Kirchenlehre. Alles dies brachte ihn natürlich in einen tiefen Konflikt mit seinem Orden. Es war die Zeit der Restauration des Katholizismus; mehr als je wurde auf Rechtgläubigkeit und kirchliche Zucht gehalten. Bald gaben Bruno's freie Aeußerungen seinen Vorgesetzten Anstoß. Er that die Heiligenbilder von sich und behielt nur ein Kruzifix übrig. Er rieth einem Novizen, statt der Geschichte von den sieben Freuden der Mutter Gottes lieber das Leben der hl. Väter oder sonst etwas vernünftiges zu lesen. Obwohl ihm schon hieraus der Prozeß drohte, empfing er doch die Priesterweihen und wurde in verschiedene Klöster versetzt, bis er nach drei Jahren nach Neapel zurückkehrte. Da drohte ihm abermals der Prozeß. Er hatte sich günstig über den Arianismus ausgesprochen, wonach Jesus nur ein Mensch gewesen sein sollte! Er hatte den Hieronymus und Chrysostomus mit den Noten des Erasmus gelesen und über die Brotverwandlung und unbefleckte Empfängniß höchst ketzerische Ansichten geäußert. Diesmal zog Bruno es vor, zu fliehen. Er ging nach Rom. Aber auch hier erreichten ihn die Beschuldigungen. Da legte er sein Ordenskleid ab und machte sich heimlich auf die Wanderschaft. Es war im Jahre 1575.

Nun begann für Bruno ein unstätes Wanderleben. Er hielt sich in fast allen größeren Städten Oberitaliens auf, theils um Hörer für seine Lehre, theils um einen Drucker für seine Schriften zu finden. Denn Bruno fühlte sich als den Verkündiger einer neuen Weltanschauung. Aus der kirchlichen Gemeinschaft hinausgedrängt, wandte er sich mit aller Leidenschaftlichkeit seines Wesens gegen diese. Aber eben deßhalb fand er auch nicht, was er suchte, weder in Italien noch in Genf, der Hochburg des Calvinismus, von welchem sich Bruno höchlichst angewidert fühlte. In Genf lebte er als Korrektor einer Druckerei. Nur zu bald aber wurde er dieser Beschäftigung überdrüssig, die den Schwung seines Geistes lähmte und ihn doch nicht ans Ziel brachte. So begab er sich nach zweijährigem Aufenthalt in Genf über Lyon nach Toulouse, wo er zum Magister artium und ordentlichen Lehrer der Philosophie emporstieg. Konflikte mit der Scholastik, in die er infolge seiner Stellung gerieth, trieben ihn weiter nach Paris. Hier wurde er Lehrer an der Sorbonne und außerordentlicher Professor, schlug aber eine ihm angebotene ordentliche Lehrstelle aus, weil damit der Zwang verbunden gewesen wäre, die Messe zu hören. Bruno las in Paris vor allem über die Mnemonik oder Gedächtnißkunst, die er nach einem eigenen System behandelte. Er erregte damit ein solches Aufsehen, daß König Heinrich III. seine Bekanntschaft suchte und ihn bewog, eine Anleitung zu seiner mnemonischen Kunst abzufassen. Außer verschiedenen Schriften über die Mnemonik, die damals als die „ars magna“ in hohem Ansehen stand, veröffentlichte Bruno jetzt auch ein Lustspiel „Il Candelajo“ („Der Lichtzieher“), worin er den Geiz, den Aberglauben und die Pedanterie verhöhnte. Für die eigentlichen Interna seiner Lehre fand er jedoch auch in Paris keinen Drucker.

Da vertrieben ihn politische Unruhen im Jahre 1583 nach London. Bruno ging nach England mit Empfehlungsbriefen des Königs an Michel de Castelnau, Herrn von Maurissier, den französischen Gesandten am Hofe der Königin Elisabeth. Im Hause dieses Freundes der Wissenschaften und Künste fand der Ruhelose endlich ein Heim und genoß zugleich den Umgang mit bedeutenden Persönlichkeiten, so vor allem mit dem jungen Philipp Sidney, dem gefeierten Helden und Dichter des Schäferromans „Arcadia“. Er wurde auch der Königin vorgestellt, die ihn huldvoll aufnahm, und machte vielleicht auch die Bekanntschaft Shakespeare's. Vor allem aber fand er in London Muße

zur Ausarbeitung seiner Lehre und zugleich einen Drucker, der die arcana derselben zu veröffentlichen wagte. So entstanden in den Jahren 1584 und 1585 seine hervorragendsten Schriften in italienischer Sprache: „La cena delle ceneri“ („Das Aschermittwochsmahl“), die Hauptschrift „Della causa, principio ed uno“ („Ueber die Ursache, das Prinzip und das Eine“), ferner „Del infinito, universo e mondi“ („Ueber das Unendliche, das Universum und die Welten“), „Lo spaccio della bestia trionfante“ („Die Austreibung des herrschenden Thieres“), „La cabala del cavallo Pegaseo“ („Die Kabale vom pegaseischen Esel“), sowie endlich die Schrift „Degli eroici furori“ („Ueber die heroischen Leidenschaften“). Vorübergehend hat Bruno auch in Oxford gelehrt. Aber seine Vorträge über die Unsterblichkeit und das kopernikanische System wurden untersagt, und Bruno mußte der herrschenden Scholastik weichen. Er hat sich dafür bitter im Aschermittwochsmahl und im ersten Dialog seiner Hauptschrift gerächt, indem er die Schäden der Scholastik aufgedeckt und ihr Treiben an der Universität zu Oxford auf das ärgste verhöhnt hat.

Leider ging Castelnau schon im Jahre 1585 wieder nach Paris zurück. Bruno schloß sich seinem Gönner an. Er war des unstäten Wanderlebens müde und versuchte durch Verwendung des spanischen Gesandten beim päpstlichen Nuntius die Wiederaufnahme in den Schoß der Kirche zu erlangen. Indessen scheiterte die Sache daran, daß Bruno sich weigerte, wieder in seinen Orden einzutreten. Nun begab er sich über Mainz nach Marburg in der Hoffnung, an diesem Orte Vorlesungen halten zu dürfen, doch wurde ihm die Erlaubniß hiezu verweigert. Wohl aber gestattete man ihm in Wittenberg, Philosophie und Mathematik zu lehren. Bruno rühmt die Menschenfreundlichkeit und Duldsamkeit, die er in Wittenberg gefunden habe; trotzdem hat er es hier nur zwei Jahre lang ausgehalten. Dann begab er sich nach Prag; aber schon nach sechs Monaten war er wieder als Lehrer an der Universität zu Helmstädt in Braunschweig, wohin ihn Herzog Julius berufen hatte. Streitigkeiten mit der dortigen Geistlichkeit vertrieben ihn auch von hier schon nach einem Jahre wieder. Im Jahre 1590 hielt er sich in Frankfurt a. M. auf und veröffentlichte hier die drei für seine Lehre wichtigeren lateinischen Lehrgedichte: „De triplici minimo et mensura“ („Ueber das dreifache Minimum und das Maß“), „De monade, numero et figura“ („Ueber die Monade, die Zahl und die Figur“) und „De immenso et innumerabilibus“ („Ueber das Unermeßliche und Unzählbare“).

Noch war der Druck nicht ganz vollendet, als Bruno sich durch die Aufforderung eines vornehmen Venetianers, des Giovanni Mocenigo, der von ihm in die Mnemonik eingeführt werden und die Kenntniß der geheimen Wissenschaften erlernen wollte, verleiten ließ, nach Italien zurückzukehren. Was ihn eigentlich zu diesem Schritt getrieben hat, ist schwer begreiflich. Denn Bruno wußte, was ihm in der Heimath bevorstände. Im Aschermittwochsmahl stehen am Schluß die prophetischen Worte: „Wenn der Nolaner bei dunklem Himmel nach seinem Hause zurückkehren muß und ihr wollt ihn nicht mit fünfzig oder hundert Fackeln begleiten lassen, die, wenn er auch mitten am Tage einherschreiten müßte, ihm doch nicht fehlen werden, falls es ihm begegnen sollte, auf römisch-katholischer Erde zu sterben (eine Anspielung auf den Feuertod!) — o, so laßt ihn doch von Einer heimgeleiten, oder wenn auch das zu viel scheint, leihet ihm eine Laterne mit einem Seifenlichtlein darin.“ Vielleicht war es Sehnsucht nach der geliebten Heimath, die ihn alle Bedenken niederschlagen ließ, vielleicht Sehnsucht nach Ruhe — „ach, ich bin des Treibens müde!“ —, vielleicht auch suchte er absichtlich den Tod im Vaterlande, oder hoffte er am Ende auf Verzeihung? Einige Monate hielt er sich in Zürich auf, dann ging er über Padua nach Venedig. Hier lebte er im Hause des Mocenigo, mit einer systematischen Darlegung seiner Lehre beschäftigt, die er dem Papste vorlegen wollte, um dessen Verzeihung und zugleich die Erlaubniß zu erlangen, im geistlichen Gewand außerhalb seines Ordens zu leben. Sei es nun, daß Mocenigo Angst vor der Inquisition bekam, sei es, daß er sich in ihm getäuscht zu haben glaubte und dies als bösen Willen von Seiten Bruno's auslegte, genug, er denunzirte seinen Lehrer der Inquisition, überfiel ihn im Schlaf und lieferte ihn 1592 dem Gerichte aus, gerade als Bruno, voll schlimmer Ahnungen, sich entschlossen hatte, nach Frankfurt zurückzukehren.

Bruno gestand seine Irrthümer und Zweifel ein. Er erklärte, daß er keineswegs mehr an allem festhalte, was er früher behauptet hatte. Er hatte offenbar die aufrichtigste Absicht, sein Gemüth zu entlasten, und betheuerte, er verabscheue, bereue und verwerfe seine Ketzereien. Gleichzeitig bat er um Wiederaufnahme in die Kirche, flehte seine Richter um Verzeihung an und versprach Besserung, falls man ihm das Leben schenken wollte. Indessen der Papst verlangte seine Auslieferung, und Venedig gab endlich dem wiederholten Drängen des Großinquisitors nach.

Seit 1593 schmachtete Bruno im römischen Gefängniß. Hier wurde nun, wie Lasson in seiner Einleitung zum Hauptwerk Bruno's darstellt,[1] sein Benehmen auf einmal ein ganz anderes. Solange man nur an sein religiöses Bewußtsein appellirt hatte, war er zur Nachgiebigkeit bereit gewesen. Aber seine Richter wollten nach der gewöhnlichen Art der Inquisition ihn auf „wissenschaftlichem“ Weg von seinen Irrthümern überzeugen und suchten ihm einen Widerruf abzuringen. Dagegen aber bäumte sich sein Wahrheitssinn auf, denn widerlegt fand er sich nicht. Bruno gerieth nun in einen tiefen Zwiespalt mit sich selbst. Bald glaubte er trotz alledem, den verlangten Widerruf leisten zu können und bat sich wieder und immer wieder Bedenkzeit aus. Bald vertheidigte er wieder seine Lehre und erweckte dadurch bei seinen Richtern den Anschein, als triebe er ein frivoles Spiel mit ihnen. Endlich aber siegte doch in ihm die begeisterte Liebe zur einmal erkannten Wahrheit. Am 9. Februar 1600 nahm er mit gebeugten Knieen im Palast des Großinquisitors sein Todesurtheil entgegen. „Maiore forsan tum timore,“ rief er seinen Richtern zu, „sententiam in me fertis, quam ego accipiam!“ („Ihr zeigt größere Furcht, indem ihr das Urtheil gegen mich aussprecht als ich, indem ich es empfange.“) Noch ließ man ihm acht Tage Bedenkzeit, aber er widerrief nicht. Da übergaben ihn seine Richter der weltlichen Obrigkeit mit der bekannten heuchlerischen Formel, ihn so gelind wie möglich und ohne Blutvergießen (d. h. mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen!) zu bestrafen. Am 17. Februar 1600 wurde er auf den Campo di Fiori zu Rom geführt. Man band ihn an den Pfahl und hielt ihm ein Kruzifix entgegen; er aber wandte sich unwillig ab. „Und so verbrannte er,“ theilt uns Caspar Schoppe, der einzige Berichterstatter seines Todes, in einem mit gemeinem Hohn und niedrigem Hasse durchtränkten Berichte mit, „und kam elendiglich um, damit er, glaube ich, in jenen übrigen Welten, die er sich dachte, verkündige, auf welche Weise gotteslästerliche und gottlose Menschen von den Römern behandelt werden.“ Dort auf dem Campo di Fiori hat man ihm in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein Denkmal gesetzt, nachdem er bereits vorher ein Denkmal in Neapel erhalten hatte, vor welchem am 7. Januar 1865 Studenten die päpstliche Encyklika vom 8. Dezember 1864 verbrannten.

---

[1] v. Kirchmanns Phil. Bibliothek (1872).

Bruno ist, wie gesagt, der erste Märtyrer der neueren Philosophie. Das mag uns versöhnen mit manchen abstoßenden oder unsympathischen Zügen seiner Persönlichkeit. Denn er war eine bis zur Maßlosigkeit leidenschaftliche, ungestüme und unbesonnene Natur, dabei von brennender Ruhmsucht erfüllt, und sein ruheloses Wandern war doch auch wohl eine Folge seines unstäten, hin und her schwankenden Charakters. Er ging dem Streit nicht aus dem Weg, sondern suchte ihn gerade, aber er that es um der Wahrheit willen, von der er sich nichts abdingen lassen wollte, obwohl er wußte, daß es sich für ihn nicht wie etwa heute, um Anstellung oder Nichtanstellung, sondern um Tod oder Leben handelte. Und doch hing er selbst mit allen Fasern seines Seins am Leben und liebte und genoß es, wie nur irgend einer der heißblütigen Söhne seiner Heimath, ja, er erniedrigte sich vor seinen ersten Richtern bis zu einem Grade, daß er sogar um ihre Verzeihung bettelte, damit sie ihm nur das Leben schenkten. Hier, sowie in seinem späteren Verhalten gegenüber den Inquisitoren zu Rom, liegen die Keime einer grandiosen Tragik, von denen man sich nur wundern muß, daß sie noch nicht von einem Dichter aufgegriffen oder zum Gegenstande eines Romans oder einer Tragödie gemacht sind. Bruno liebte das Leben, aber noch höher schätzte er die Wahrheit; ihr strebte er zu und ist dadurch wirklich, was er in einem seiner Sonette von sich rühmt, zum „Ikaros der neuen Philosophie" geworden:

> Der schönen Sehnsucht breit ich aus die Schwingen,
> Je höher mich der Lüfte Hauch' erheben,
> So freier soll der stolze Flügel schweben,
> Die Welt verachtend himmelwärts zu dringen.
>
> Und mögt' ihr mich dem Ikaros vergleichen,
> Nur höher noch entfalt' ich mein Gefieder.
> Wohl ahn' ich selbst, einst stürz' ich todt darnieder;
> Welch' Leben kann doch meinen Tod erreichen?
>
> Und fragt mich auch das Herz einmal mit Zagen:
> Wohin Verwegener fliegst du? Wehe! Wehe!
> Die Buße folgt auf allzu kühnes Wagen;
>
> Den Sturz nicht fürcht' ich, ruf ich aus der Höhe.
> Auf, durch's Gewölk empor! Und stirb zufrieden,
> Ward dir ein ruhmreich edler Tod beschieden."

Was hat denn nun der Kirche den unauslöschlichen Haß gegen Bruno eingeprägt, so daß sie von seiner Besserung, die er versprach, nichts wissen wollte? Diese Gründe sind in der Stellung Bruno's zum Christenthum und zur Kirche zu suchen. Fast alle Philosophen der Renaissance huldigten einer dem Christenthum mehr oder weniger entgegengesetzten Weltanschauung. Aber dieser Gegensatz war ihnen selbst entweder nicht zum Bewußtsein gekommen, wie dem Telesius und Marsilius Ficinus, oder sie wußten ihn durch die Lehre von der „doppelten Wahrheit" zu verschleiern, wie Pomponatius. Bruno zuerst brach mit vollem Bewußtsein mit der Kirche und dem Christenthum und stellte sich diesen beiden mit entschiedenster Feindschaft gegenüber. Zumal in der „Austreibung des herrschenden Thieres" hat er eine solche Lauge von Hohn über die christlichen Dogmen ausgeschüttet, daß eine Steigerung nicht gut mehr möglich scheint. Bruno glaubte nicht an die Gottheit Christi. Er hielt ihn nur für den edelsten Menschen und stellte ihn in eine Reihe mit Pythagoras, Sokrates, Plato und anderen Weisen. Da aber im Glauben an den Gottmenschen das Wesen des Christenthums beruht, so konnte er sich keinen Christen nennen, und er war ehrlich genug, dies offen auszusprechen, indem er hierin viel klarer sah als viele heutigen. Wie den Katholizismus, so verwarf er auch den Protestantismus und hielt die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben für absurd. Aber wenn er auch kein Christ war und sein wollte, so war er doch nicht irreligiös. Er leugnete Gott nicht, sondern er stellte ihn sich nur anders vor als die Christen. Der Gott, an den er glaubte, war identisch mit der Natur, und dieser war ein Gegenstand der philosophischen Erkenntniß. Der Gott der positiven Religionen dagegen war ein transscendenter, über der Natur hinausliegender, von ihr getrennter, und diesen ließ er gern den Theologen, denn mit der Offenbarung wollte er als Philosoph mit Recht nichts zu schaffen haben.

Weil das Christenthum in Uebereinstimmung mit dem Judenthum Gott als persönlich aufgefaßt hatte, so hatte es ihn damit über die Welt emporgerückt und war er ihm ein transscendentes Wesen; und weil es ihn als ein transscendentes Wesen betrachtet hatte, so hatte es Christus und den heiligen Geist als Mittler und Immanenzprinzipien zwischen Gott und die Welt dazwischen geschoben, um die Einwohnung und Gegenwart Gottes im Endlichen aufrecht zu erhalten. Bruno leugnete die Gottheit Christi; denn da er den heiligen der Welt immanenten Geist als ein unpersönliches Wesen auffaßte, so bedurfte er keines Mittlers zwischen Gott und der Welt, weil der heilige Geist oder der Weltgeist alles dasjenige schon allein für die Erklärung der Dinge leistete, was das Christenthum dem persönlichen Gott zugeschrieben hatte. Bruno verwarf die Annahme des persönlichen und daher transscendenten Gottes nicht ganz und gar — er hat sich sogar vor dem Inquisitionstribunal ausdrücklich zu ihm bekannt — aber derselbe hatte für ihn, als Philosoph, kein Interesse, weil er zur Erklärung der Welt nichts beitragen konnte, ja es ist fraglich, ob es ihm mit der Anerkennung des persönlichen Gottes überhaupt ernst war, und ob er nicht bloß aus Opportunitätsrücksichten an ihm festgehalten hat.

Es ist die bedeutsame philosophische That des Bruno, zuerst gezeigt zu haben, daß die Annahme eines persönlichen transscendenten Gottes neben und außer dem immanenten Gotte für die Welterklärung überflüssig und daher philosophisch nicht zu rechtfertigen ist. Thatsächlich ist denn auch Bruno's „Gott" identisch mit dem Weltgeist, und dieser ist ein unpersönliches Wesen. Von den drei „Personen" der christlichen Trinität verwarf er den „Sohn", ließ den „Vater" als überflüssiges Anhängsel seines Systems bestehen, ohne jemals von ihm Gebrauch zu machen, und behielt nur den „Geist" als Prinzip der Dinge übrig. Bruno leugnete mit anderen Worten zuerst die Persönlichkeit Gottes als philosophischen Prinzips und ist dadurch der erste wirkliche Pantheist der neueren Zeit geworden; denn die Anerkennung oder Leugnung der göttlichen Persönlichkeit bildet das einzige entscheidende Merkmal zur Unterscheidung des Theismus vom Pantheismus. Erst von jetzt an konnten beide Anschauungsweisen sich als entgegengesetzte in ihrer Eigenart begreifen und war damit der Prozeß ihrer beiderseitigen Durchbildung und Abklärung eingeleitet. Seither ist diese ganze Frage in der neuen Philosophie und Religion nicht mehr zur Ruhe gekommen, wenn sie auch zeitweilig, wie z. B. in der Gegenwart, durch andere scheinbar wichtigere Fragen zurückgedrängt und aus dem Gesichtskreis entschwunden ist. Denn der Kampf, der um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts um den Begriff der göttlichen Persönlichkeit entbrannte, ist noch lange nicht entschieden und ausgekämpft, sondern glimmt noch wie ein Funke unter der Asche weiter und muß später wieder mit erneuter Kraft hervorbrechen. Wir haben nur gegenwärtig zu viel mit der Klärung oder Festigung unsrer inneren und äußeren politischen Angelegenheiten, mit der Lösung der sozialen Frage, der Ausgestaltung und Fortbildung unsrer technischen Errungenschaften u. s. w. zu thun, um für den Austrag jenes größten und wichtigsten aller modernen Probleme Zeit und Verständniß übrig zu haben.

Aber andere Zeiten werden auch wieder andere Interessen haben, und wenn erst einmal der heutige religiöse Indifferentismus überwunden ist, wenn das religiöse Bewußtsein wieder erwacht, das heute weit und breit erschlafft ist und meist nur noch in konventionellen Geleisen dahinfährt, dann kann es sich im letzten Grunde um nichts anderes handeln als um den Gegensatz zwischen Pantheismus und Theismus.

Und nun versteht man, warum die Kirche einem Bruno nicht verzeihen konnte. Hat doch dieser Mann nichts geringeres gethan, als den Bruch mit der religiösen Vergangenheit eingeleitet, indem er der jüdischen Religion des Vaters und der christlichen Religion des Sohnes das Zukunftsbild einer „Religion des Geistes“ entgegengestellt hat. Wir sind auch heute von der Verwirklichung dieses Zukunftsideals noch weit entfernt, und es wird vielleicht noch lange dauern, ehe diese neue Form einer rein pantheistischen Religion Gestalt gewinnt und die bisherigen Formen der Religion ernsthaft gefährdet, aber schon heute ist die Zahl derjenigen nicht gering und sie wächst mit jedem Tage, welche in einer derartigen Entwicklung das einzige radikale Mittel sehen, um aus der heutigen Zerfahrenheit der religiösen Zustände herauszukommen und die Religion mit dem modernen Geist auszusöhnen. Giordano Bruno aber hat den Stein ins Rollen gebracht. Darum betrachtet ihn die Kirche mit Recht als ihren Todfeind, und sie weiß sehr wohl, was sie thut, wenn sie das Gedächtniß seines Namens möglichst auszulöschen bestrebt ist und die Anerkennung der Größe Bruno's beinahe als eine persönliche Beleidigung empfindet. Daß sich das Denkmal dieses Mannes, der zu den gefährlichsten Gegnern des Christenthums gehört, weil er die Hand an dessen fundamentalste Lehre angelegt hat, mitten in der christlichsten Stadt der Welt, in Rom, befindet, das ist eine jener Ironien, woran die Weltgeschichte so reich ist, und die auch wohl nur deßhalb möglich gewesen ist, weil erst die Wenigsten bisher die eigentlichste und tiefste Bedeutung Bruno's für die Entwicklung der religiösen Vorstellungswelt begriffen haben.

Anatolische Landwirthschaft.

Unter diesem Titel ist vor wenigen Tagen eine Schrift von Richard Herrmann im Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschienen. Der Umfang des Werkes ist nicht groß, es umfaßt nur 144 Seiten, das Gewand ist einfach und schlicht, kein Bilderschmuck schmeichelt unserm Auge; aber trotzdem übertrifft es die ganze, sehr zahlreiche Reiseliteratur, die seit der Eröffnung der Anatolischen Bahn über Kleinasien erschienen ist, um ein bedeutendes. Es sind nicht oberflächliche Reise-Eindrücke, die hier niedergeschrieben sind, sondern die Resultate eines sechsjährigen ernsten Studiums im Lande werden uns in einfacher, präziser Weise wiedergegeben. Gerade jetzt, da die Bahn von Angora bis nach Bagdad weitergeführt werden soll, kommt die Schrift sehr willkommen, und Jedem, der sich für das große Unternehmen interessirt, sei sie als wahrheitstreue Rathgeberin aufs beste empfohlen.

Hr. Herrmann, der einst Lehrer an der Landwirthschaftlichen Schule in Bonn war, wurde vor mehr als sechs Jahren von der Anatolischen Bahn als Kulturinspektor berufen, mit der Aufgabe, das an die Bahn grenzende Gebiet landwirthschaftlich zu erschließen, d. h. die Bodenverhältnisse zu studiren, Versuchskulturen anzustellen und vor allem auch die dortige Bevölkerung zu unterrichten. Der Unterricht sollte darin bestehen, den Bauer auf die Fehler seines Betriebs aufmerksam zu machen und ihn eine möglichst rationelle Handhabung seines Gewerbes zu lehren, ihn zum Anbau von bisher dort fast unbekannten Früchten aufzufordern und ihn auch zu unterstützen durch unentgeltliche oder äußerst billige Abgabe von Saatfrucht und modernen landwirthschaftlichen Geräthen, vor allem von Pflügen. Hr. Herrmann hat sich mit großer Begeisterung und liebevoller Hingabe dieser schönen, aber sehr schwierigen Aufgabe gewidmet und hat Erfolge erzielt, die die Erwartungen weit übertrafen. Der Schreiber dieser Zeilen, der in den Jahren 1895 und 1897 mehrere Monate sich im Innern Kleinasiens aufgehalten hat, konnte nicht genug staunen über die großen Fortschritte, die die Landwirthschaft in den zwei Jahren gemacht hat. Unendliche Strecken, die vorher ganz unbenutzt dalagen, waren in blühende Felder verwandelt und allenthalben sah man, daß auch die türkische Regierung anfängt, sich sehr angelegentlich um die Hebung der Landwirthschaft in Anatolien zu bekümmern. Außer diesen greifbaren, äußerlichen Fortschritten hat Hr. Herrmann auch noch Erfolge anderer Art errungen: er hat sich die unbegrenzte Achtung und die rührendste Anhänglichkeit und Liebe der ganzen Landbevölkerung erworben, und dieses Moment ist es hauptsächlich, das ihm die Kraft gab, mehr denn sechs Jahre das mitunter sehr entbehrungsvolle Leben zu ertragen. Viele und schwere Fieberanfälle hatte unser Pionier zu bestehen, und einigemal schon war in ihm der Entschluß gereift, nach Deutschland zurückzukehren; doch, wie er mir selbst einmal erzählte, brachte er es nicht übers Herz, sich von seinen braven anatolischen Bauern zu trennen.

„Als mir der Auftrag zutheil wurde,“ schreibt Herrmann in der Einleitung, „als erster deutscher Landwirth in ein fremdes Land hinauszugehen, um durch Belehrung und praktische Beispiele die Landeskultur zu fördern, da wollte mir im Anfang meiner Thätigkeit oft der Muth sinken; als ich aber die Bevölkerung des Landes und besonders den anatolischen Bauer näher kennen gelernt hatte, da wurde es mir bald heimisch hier.“ „Reiseberichte aus Anatolien ließen mich annehmen, daß ich in ein Land käme, wo man keinen Augenblick seines Lebens sicher sei. Das Erste, was ich that, war deßhalb, daß ich mir einen Revolver kaufte und ihn mit scharfen Patronen lud. Heute, nachdem ich sechs Jahre in diesem Lande gelebt habe und den größten Theil dieser Zeit auf Reisen zubrachte, stecken dieselben Patronen in dem Revolver, ja ich ließ ihn bald ganz daheim, wo er sich, weil nicht gebraucht, mit Rost und Staub überzog.“ In der That, die öffentliche Sicherheit ist in ganz Kleinasien ausgezeichnet bestellt, und es dürften Raubanfälle fremder Reisenden zu den allergrößten Seltenheiten gehören; jedenfalls kann man mit viel größerer Ruhe einsame Gegenden, auch des Nachts, durchwandern, als dies in manchen Ländern des Abendlandes (z. B. Italien) möglich ist.

Ueber den eingesessenen Türken weiß Herrmann nur gutes zu berichten und stimmt im allgemeinen vollkommen überein mit der Charakteristik, wie sie Schreiber dieses schon mehrfach gegeben. „Der anatolische Bauer muß bezüglich seiner Charaktereigenschaften als ein braver, ehrlicher Mensch bezeichnet werden“, sagt Herrmann. „Begegnet man ihm auf seinem Weg, so schreitet er nicht vorüber, ohne ein freundliches ‚Guten Abend!‘ gesagt zu haben, und erkundigt man sich nach dem Weg, dann gibt er die freundlichste Auskunft. Zum Schluß ruft er noch ‚Glückliche Reise!‘ nach.“ „Die Gastfreundschaft des Türken ist weltbekannt, ebenso seine Genügsamkeit.“ „Im Hause ist der Bauer der alleinige Herrscher, nie wird man zwischen Mann und Frau einen lauten Streit hören, da sich diese bedingungslos dem Willen ihres Eheherrn unterwirft.“ „Er ist unbedingter Fatalist; nach geschehener Feldbestellung vertraut er ganz seinem Gott, dem Allah, und wenn dieser es für richtig hält, nicht regnen und das Getreide vertrocknen zu lassen, so findet er sich auch ohne Murren in das Unvermeidliche.“

„Er weiß, sein Allah läßt den Muselmann nicht verderben.“ „Welch schönes Bild, wenn er seine stark geflickte Jacke als Betteppich vor sich ausbreitet und das einige Minuten währende Gebet verrichtet. Man hört ihn nicht sprechen, nur seine Lippen bewegen sich, der Blick ist ernst und in sich gekehrt, rhythmisch erhebt er die Hände und küßt dann, auf die Kniee niederfallend, dreimal die Mutter Erde, seine Scholle, die ihn und die Seinigen ernährt und die ihn im Tode zum ewigen Schlummer aufnimmt. Das von der Sonne tiefgebräunte und vom Wetter gefurchte Antlitz des Betenden, neben ihm sein Pflug, dessen Bespannung fast regungslos das Ende des Gebets abwartet, und das alles in der lautlosen Stille der großen, nur in weiter Ferne von duftigen, blauen Bergen begrenzten Hochebene und umflossen von dem wunderbar klaren Sonnenlicht, das ist ein Bild, das man, einmal gesehen, nicht wieder vergessen kann.“ Als bemerkenswerthe und für unsern Fall besonders wichtige Charaktereigenschaft des anatolischen Bauern preist Herrmann noch die große Empfänglichkeit für Belehrung auf landwirthschaftlichem Gebiet. Weniger günstig als der Anatolier wird der Armenier geschildert; trotzdem ist das Urtheil Herrmanns noch viel zu schonend ausgefallen, denn in Wirklichkeit müßte es noch weit schlechter lauten.

Sehr interessant sind Hermanns Mittheilungen über die Kolonisation; besonders sei dieses Kapitel denjenigen eines genaueren Studiums empfohlen, die auf englische Berichte hin den Zusammenbruch des türkischen Reiches in der allernächsten Zeit erwarten zu können glauben. Der jetzige große Sultan Abdul Hamid soll einst, als er nach den Kriegen auf dem Balkan einen Theil seines Landes verlor, den denkwürdigen Ausspruch gethan haben: „Ich habe mein Land verloren, aber nicht mein Volk.“ Als nämlich seine Landstrecken christliche Regierungen erhielten, da entschloß sich ein großer Theil der Türken, ihre Scholle zu verlassen und ihre Hütten wieder von neuem in der anatolischen Türkei aufzubauen. Dasselbe spielt sich übrigens eben jetzt wieder in Kreta ab; auch hier sollen sich ja die Türken trotz aller Bemühungen des Prinzen Georg nicht davon abhalten lassen, den „Giaurs“ den Rücken zu kehren. — Die türkische Regierung nimmt diese Einwanderer mit offenen Armen auf, bietet ihnen Erleichterungen nach Möglichkeit, und betreibt — allerdings erst in neuerer Zeit — ganz planmäßig und mit viel Geschick die Kolonisation in Kleinasien, wo es ja noch Platz für ungezählte Einwanderer giebt. Auf die persönliche Initiative des Sultans hin hat sich eine Kommission gebildet, um die Gebiete, die sich für Kolonisation eignen, genau zu erforschen und auf diese Weise den Kolonisten eine Garantie für ihr Weiterkommen zu bieten. Der Sultan selbst steht an der Spitze dieser Kommission, außerdem gehören ihr viele hervorragende Offiziere, die meist unter von der Goltz Pascha groß geworden, an; als landwirthschaftlicher Beirath ist Hamdi Bey, ein junger Türke, der viele Jahre in Deutschland Landwirthschaft studirt hat, ernannt worden. — Was nun das Entgegenkommen betrifft, das die Regierung den Eingewanderten bietet, so ist dies sehr weitgehend: jeder Kolonist erhält mit seiner Frau ca. 6 ha Land zugewiesen, außerdem ist er in den ersten sechs Jahren von allen Steuern und Abgaben befreit, selbst zum Soldaten wird er während dieses Zeitraums nicht ausgehoben. Das ihm zugewiesene Land bleibt während sechs Jahren Eigenthum der Regierung; erst nach diesem Zeitraum gehört es dem Kolonisten. Verkaufen darf Letzterer aber den so erworbenen Grund niemals, und wenn er ihn vier Jahre lang unbebaut läßt, fällt er wieder zurück an die Regierung. Letztere beabsichtigt ferner, den Einwanderern unentgeltlich Holz zum Häuserbau zu liefern, wenn Wälder nicht in der Nähe sind; außerdem will man Saatgut vertheilen und Zugvieh auf Kredit überlassen.

Ein weniger erfreuliches Bild bietet ein anderes Kapitel dar, das von den Abgaben handelt, welche die eingesessenen Bauern zu leisten haben und die nach den Angaben Herrmanns eine ganz enorme Höhe erreichen. Die Hauptsteuer besteht in dem „Zehnten“. Früher war es wirklich der Zehnte, heute besteht die Abgabe schon in 12 Prozent, die der Bauer meist in natura leistet. Der „Zehnte“ wird jedes Jahr von der Regierung öffentlich meistbietend verpachtet; die Höhe der Pachtsumme richtet sich natürlich nach der Höhe der Getreidepreise und der Größe der Erntemenge, sie unterliegt daher von Jahr zu Jahr großen Schwankungen: in Tusu z. B., einem kleinen an der Bahn gelegenen Dorf, betrug sie im Jahre 1896 17,000 Piaster (1 Piaster = 18 Pf.), im Jahre 1897 dagegen 82,000 Piaster, was außer den günstigeren Marktkonjunkturen vor allem der Zunahme des Getreidebaues, bewirkt durch die Eisenbahn, zuzuschreiben war. Außer der Zehntensteuer muß der Bauer noch Grundsteuer, und zwar 4 pro Mille, bezahlen und dann noch Haussteuer, 5 pro Mille; ferner hat er jährlich 16 Piaster (M. 2.88) Wegsteuer zu entrichten und endlich kommt noch die Viehsteuer dazu, die für jedes Schaf, jeden Hammel oder jede Ziege 4½ Piaster beträgt; alles andere Vieh ist steuerfrei. Welch enorme Summen der Staatskasse aus der Viehsteuer zufließen, geht daraus hervor, daß die Hammelsteuer allein jährlich etwa 4 Millionen türk. Pfd. (72 Millionen Mark) beträgt.

Die letztgenannten besteuerten drei Thiere spielen auch als Nutzvieh bei weitem die größte Rolle in Anatolien. Weltbekannt ist ja die Angoraziege wegen ihrer überaus feinen Wolle. „Es ist ein reizender Anblick, diese Thiere in Herden von 800—1000 Stück über die weiten Weideflächen ziehen zu sehen, ein Thier wie das andere mit silberweißen, langen lockigen Haaren und dem verhältnißmäßig kleinen, ausdrucksvollen Kopf.“ „Da die Wolle im Preise hochsteht und eine bedeutende Einnahmequelle des Landes bildet, so hat die Regierung ein Ausfuhrverbot von lebenden Thieren erlassen, um fremdländische Konkurrenz zu verhüten.“ Um die Ziegenzucht zu fördern und namentlich die Feinheit der Wolle zu verbessern, hat die Regierung in Angora eine Spezialschule eröffnet, die fleißig von den Bauernsöhnen besucht und sicherlich ihren Zweck auch erfüllen wird. Die Rentabilität der Ziegenzucht scheint ziemlich bedeutend zu sein, wenigstens berechnete Hr. Herrmann, daß ein Paar Ziegen von dem Zeitpunkt des Ankaufs gerechnet nach 1½ Jahren einen Bruttogewinn von 185 Piaster (M. 23.30) liefert. Die Unkosten sind nur gering, da in Anatolien freie Weide ist und ein bis zwei Hirten Herden von über 1000 Stück führen können. Die Rindviehzucht tritt dagegen ganz in den Hintergrund und man begegnet in Anatolien meist vollkommen degenerirten Kühen und Ochsen. Kühe, die 2 l Milch täglich geben, gehören schon zu den besten ihres Geschlechtes; dabei ist die Milch so fettarm, daß man den Rahm von 25—28 l Milch gebraucht, um 1 kg Butter zu fabriziren! Die Preise der Thiere sind auch danach: die beste Kuh kann man für 72 M. kaufen, eine schlechtere schon für 27 M.

Stark entwickelt ist wieder die Geflügelzucht, vor allem die Hühnerzucht; unser deutsches Haushuhn, Cochinchina, Kämpfer, Brabanter, Italiener, Paduaner und andere Rassen trifft man allenthalben zahlreich in buntem Gemisch. Von einem rationellen Betrieb der Hühnerzucht kann jedoch nicht die Rede sein. „Nur das dem Geflügel günstige Klima, das mit seiner Trockenheit die Aufzucht der jungen Brut sehr unterstützt, ist die Veranlassung, daß sowohl Hühner- wie Eierpreise in Anatolien sehr niedrig sind.“ Man zahlt für 10—12 Eier 18 Pf., ebensoviel für ein junges Hühnchen von 5—6 Wochen. Fast noch wohlfeiler sind die Gänse; denn man bekommt im Herbst eine

lebende Gans für 90 Pf. bis 1 M. „Mit den Federn wissen die Bauern nichts anzufangen, weil sie nie in Federbetten schlafen, sondern ihre Kopfkissen und Steppdecken mit Watte füllen.“ Diese Verhältnisse haben einen Schweizer veranlaßt, in Eski-Shehir eine Gänsemästerei in großem Stile anzulegen. Er macht die Thiere fett, schlachtet sie dann, räuchert Brust und Schenkel und macht mit diesem Produkt, das übrigens dem pommerischen nicht im geringsten nachstehen soll, und auch mit den Federn ein recht gutes Geschäft.

Enten- und Taubenzucht wird in Kleinasien fast gar nicht getrieben, wohl hauptsächlich deßhalb, weil es diese Vögel in Unmasse wild gibt. Ueberall, wo etwas Wasser ist, da gibt es Enten. Ebenso kann man sich jeden Augenblick Tauben schießen; man braucht nur vor die Stadt gehen, und man wird sicher auf den Feldern oder in den Büschen welche antreffen. Für den Jagdliebhaber ist überhaupt Anatolien ein wahres Eldorado und dürfte es wenig Länder geben, die einen solchen Wildreichthum, besonders an Vögeln, aufweisen können. Außer den schon genannten Enten und Tauben sind Wildgänse, wilde Schwäne, Steinhühner, Steppenhühner, die verschiedensten Reiherarten sehr häufige Erscheinungen; das gewöhnliche Feldhuhn und der Fasan sind nicht selten, sogar wilde Truthühner kommen im Hochland vor. Auch die Schnepfe ist eine regelmäßige Erscheinung im Herbst. Die Jagd auf diese ist hier auch viel angenehmer als in Deutschland, denn sie streicht nicht durch, sondern schlägt für einige Monate ihr Standquartier in jenen Gegenden auf. Die Jagd ist in ganz Anatolien frei; doch gibt es eine Schonzeit und zwar vom 1. März bis 30. August. Schreiber dieses erhielt aber auch während dieser Zeit die Erlaubniß zur Jagd, und es dürften wohl alle Fremden eine solche Vergünstigung nicht allzu schwer erwirken können.

Bezüglich der Bodenkultur berichtet Hr. Herrmann wenig erfreuliches. Der anatolische Bauer hat noch keine Vorstellung von der Nothwendigkeit des Fruchtwechsels oder der Fruchtfolge und des Düngens. Lediglich der hohen Fruchtbarkeit des Bodens ist es daher auch zu verdanken, daß bei dem bis jetzt geübten Verfahren der Bodenbearbeitung noch keine sichtbare Bodenverarmung zutage getreten ist. Schon der aus den ältesten Zeiten stammende Holzpflug, der meistens noch gebraucht wird, erschwert eine rationelle Bodenkultur ungeheuer; denn derselbe arbeitet ganz ungleichmäß und schleift oft mehrere Meter flach über den Boden hin, sodann wendet er die Scholle nicht, sondern kratzt nur den Boden oberflächlich, höchstens bis zu einer Tiefe von 8 cm auf. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat die Anatolische Eisenbahngesellschaft zu einem herabgesetzten Preis in mehreren Dörfern deutsche Pflüge (Normalpflüge) vertheilen lassen, die Bauern haben sich schnell mit dem neuen System vertraut gemacht und dessen Vortheile erkannt. Auch das Dreschen des Getreides geschieht größtentheils noch auf sehr primitive Weise, mit Hülfe des sogenannten „Dreschschlittens“. „Derselbe besteht aus einem zirka 4 m langen Brett, in dessen untere Seite dicht nebeneinander scharfkantige Feuersteine eingekeilt sind. Dieses Brett wird von zwei Thieren gezogen und indem sich der Führer darauf stellt, rutscht das Geräthe auf dem Getreide hin und her, wobei Aehren und Halme in lauter kleine Stücke zermalmt werden. Man erhält dadurch eine Art Häcksel, das ein überaus wichtiges und auch vorzügliches Futter für das Vieh abgibt.“ Das Korn wird vom Häcksel durch Worfeln im Winde getrennt. „Abgesehen davon, daß diese Art des Dreschens überaus langsam von statten geht, hat der Bauer einen großen Körnerverlust, denn er kann die zermalmte Masse nie ganz rein vom Boden aufnehmen, ebenso fehlt auch häufig der richtige Wind, so daß viel Getreide liegen bleibt und verdirbt.“ „Welch große Summen gehen da auf den Tausenden von Dreschplätzen verloren!“

Die am meisten gebaute Getreideart ist der Weizen, von dem in einem Jahr (1. Sept. 1896 bis 31. Aug. 1897) auf den beiden Linien der Bahn 137,830 Tonnen transportirt wurden; dann folgt der Gerstenbau mit 66,076 Tonnen. Roggen- und Haferbau treten ganz zurück dagegen, was sehr zu beklagen ist; denn es gibt viele Bodenlagen, die sich für Roggen und Hafer sehr gut eignen würden, für Weizen und Gerste aber zu arm sind. Sehr auffallend ist auch, daß man die Kartoffelkultur in Kleinasien kaum kennt; nur zirka 750,000 Kilo liefert jährlich dieses große Land nach Konstantinopel, während beinahe 5 Millionen Kilo von außen eingeführt werden. Im Auftrag der Eisenbahngesellschaft wurden allenthalben Versuche mit Kartoffelbau gemacht und vielfach sehr gute Resultate erzielt. In einem Fall wurde der zwölffache Betrag der Aussaat geerntet, dabei erreichten die Kartoffeln eine ganz abnorme Größe! Infolge dieser sehr ermuthigenden Ergebnisse fangen auch die Bauern in einigen Dörfern schon an, den Kartoffelbau einzuführen. Noch überraschender war der Erfolg mit einer anderen bisher in Anatolien unbekannten Frucht, nämlich mit Hopfen. Eine der größten Brauereien in Moabit bei Berlin erhielt eine Probesendung von 50 kg anatolischen Hopfen; das Urtheil lautete dahin, daß der Hopfen dem besten Saazer Gewächs gleichkomme und daß das mit ihm hergestellte Bier von vorzüglichem Wohlgeschmack sei. Auf Grund dieses Erfolgs hat ein Franzose eine ganz bedeutende Hopfenplantage von über 6 ha Ausdehnung angelegt und wird wohl einen reichen Gewinn damit erzielen, da ja der Boden so billig ist.

Noch viel Interessantes theilt Hr. Herrmann über Obst- und Gemüsebau, über die Seidenraupenzucht, die Kultur des Maulbeerbaums, ferner über die Be- und Entwäfferungsanlagen, über Wiesen und Weiden ꝛc. mit, doch es würde viel zu weit führen, dies alles auch nur ganz flüchtig zu besprechen. Zum Schluß läßt sich unser Autor noch über die schon vielfach besprochene Idee der Gründung von deutschen Kolonien in Kleinasien aus, und zwar in folgender Weise: „Anatolien mit seiner spärlichen Bevölkerung, seinen umfangreichen kultivirbaren Gebieten muß als ein Kolonisationsgebiet erster Ordnung bezeichnet werden; würde ich um meine Meinung befragt, ob es dem deutschen Auswanderer anzurathen sei, in Anatolien sich niederzulassen, so könnte ich diese Frage nur ganz bedingungsweise bejahen. Nur in solchen Theilen des Landes wird der deutsche Auswanderer Aussicht auf Erfolg haben, wo es Wald und Wasser gibt, wo das Fieber seltener auftritt und wo endlich durch Eisenbahnen, Meer oder schiffbare Flüsse ein Verkauf der Produkte begünstigt wird.“ „Dem Einzelnen ist unter allen Umständen abzurathen, sein Glück mit der Kolonisation in Anatolien zu versuchen.“ Nur durch eine größere Anzahl von Ansiedlern, die sich gegenseitig unterstützen können, dürfte ein Erfolg erzielt werden. „Aber noch in einer anderen Weise könnte deutsches Kapital und deutsche Intelligenz gerade in dem anatolischen Hochlande, wo das Land sehr billig ist, reiche Zinsen tragen, und zwar in folgender Weise. Eine sich bildende Finanzgruppe müßte geeignete Ländereien in dem anatolischen Hochlande kaufen oder für einen längeren Zeitraum pachten. Diese Ländereien sollten dann in der extensivsten Weise bewirthschaftet werden. Entweder man sucht sich durch Verwendung der modernsten Maschinen von der Arbeit durch Menschenhand freizumachen oder man gibt den vielen einwandernden Türken das Land in Halbpacht, d. h. sie erhalten das Saatgut, sie bebauen das Feld und geben die Hälfte der Ernte an die Gesellschaft.“ Welches von den beiden Systemen besser rentirt, darüber müßten für jeden speziellen Fall besondere Kalku-

lationen angestellt werden. — „Die türkische Regierung würde einer solchen Gesellschaft sicherlich alle nur möglichen Erleichterungen gewähren, da es ja in dem größten Interesse des Landes liegt, wenn die Landeskultur durch gute Beispiele gefördert wird."

So räth Hr. Herrmann! Sein Rath ist begründet auf eine sechsjährige, äußerst erfolgreiche landwirthschaftliche Thätigkeit in Anatolien. Er verdient daher auch in erster Linie befolgt zu werden, sollte die Idee einer deutschen Landeskultur in Kleinasien, die ja schon so oft (meist aber am grünen Tisch) diskutirt wurde, verwirklicht werden. Allerdings hat sich gerade der deutsche Landwirth bis heute sehr skeptisch gegen landwirthschaftliche Unternehmungen in Anatolien gezeigt; vielleicht trägt aber die besprochene Schrift, die ja von einem Praktiker für den Praktiker geschrieben ist, dazu bei, das Interesse auch bei diesen Kreisen für ein Land zu erwecken, das im Alterthum den Ruf einer Kornkammer hatte und das auch heute noch als ein Getreideland ersten Ranges bezeichnet werden muß.

Deutschland hat das Verdienst, das reiche Land Kleinasien aus dem tiefen Schlummer, in den es seit vielen Jahrhunderten versunken war, aufgerüttelt zu haben; Deutschlands weitere Aufgabe wird es nun sein, das Land nach allen Richtungen zu erschließen und ihm seine frühere Kraft und Blüthe wiederzugeben. Der erste Schritt dazu ist, wie wir oben gesehen haben, gethan. Der Umwandlungsprozeß hat begonnen; mit ihm aber wird stets der Name Richard Herrmann verbunden bleiben.

Dr. K. Escherich.

Mittheilungen und Nachrichten.

U. F. Koepp: Alexander der Große. (Monographien zur Weltgeschichte, herausgegeben von E. Heyck IX), Velhagen und Klasing 1899. Mit einer Kunstbeilage und 85 Abbildungen. — Die Weltgeschichte kennt keinen glänzenderen Helden als Alexander, keinen, bei dem die staatsmännischen Ziele trotz der Klarheit, mit der sie erkannt und verfolgt werden, so von persönlicher ritterlicher Romantik umwoben erscheinen, keinen auch, der trotz mancher Verfehlungen eines leidenschaftlichen Temperaments durch echten Edelmuth immer wieder so versöhnte. Sein Leben zu schreiben verlangt fast mehr einen Dichter als einen Historiker, und trotzdem Alexander seit zwei Jahrtausenden im Osten und Westen der Märchenheld ist, ist vielleicht der poetische Gehalt dieser beispiellosen Heldenlaufbahn noch nicht ausgeschöpft. Aber auch wo der Geschichtsschreiber nur die Thatsachen sprechen läßt, tritt die Person so völlig in den Vordergrund, wie kaum je sonst, denn mehr als an irgend einem Punkte der Weltgeschichte geschieht hier durch einen Einzigen ein ungeheurer Umschwung, der weder durch die allgemeine Weltlage als nothwendig, noch ohne diesen Einzigen möglich erscheint. Ohne Alexander wären die bis dahin feindlichen oder gegeneinander abgeschlossenen Kulturen Griechenlands, Vorderasiens und Aegyptens nicht verschmolzen, wäre dem griechischen Geiste nicht der Orient erobert worden. Aber die weltgeschichtliche Wirkung von Alexanders Thaten beginnt erst nach seinem Tode. Von ihr konnte daher bei dem Ziele der „Monographien", die Persönlichkeiten aus dem Strome der Geschichte herauszuheben, fast ganz abgesehen werden, und Koepp suchte denn auch in seiner fesselnden Darstellung, die sich bei der Eigenart des Stoffes fast mit der Spannung eines Romans liest, vor allem für den Menschen Alexander das Verständniß zu erschließen. Daneben wird in großen, klaren Zügen das Bild der Welt entrollt, die der jugendliche Titane umwälzt. Wenn wir für Eines eine tiefere Begründung gewünscht hätten, so ist es für die dem Alexander schon bei seinen Lebzeiten zutheil gewordene göttliche Verehrung. Die modernen Historiker messen das unwillkürlich immer zu sehr mit unserm durch den Monotheismus auf eine andere Basis gestellten Gottesbegriff. Griechen und Römer standen in anderer näherer Beziehung zu ihren Göttern als wir; ihren eigenen verstorbenen Angehörigen verlieh der Volksglauben dämonische Macht; die Ahnherren der Stämme waren Halbgötter, und die Herrengeschlechter leiteten ihre Abkunft direkt von den Göttern her. Daß Hephaistion unmittelbar nach seinem Tode die Ehren eines Heros erfährt, ist den Modernen nicht anstößig. Liegt es dann aber nicht genau in demselben religiösen Vorstellungskreise, schon einem Lebenden, der die Mitwelt so ungeheuer überragt, das Prädikat eines Gottes beizulegen, das ihm nach dem Tode ohnehin gebührt? Und zeigt nicht die für die Diadochen und die römischen Kaiser ständige Einrichtung von Kulten, daß das ein natürlicher Ausfluß der religiösen Stimmung der Antike war und daß ohne diese weder die Selbstüberhebung eines Einzelnen, noch die Schmeichelei so etwas hätte schaffen können, daß es also gar nicht nöthig ist, die „moralische Entrüstung" über die Alexander zutheil gewordene Verehrung, mag er sie nun gewollt oder nur geduldet haben, „durch historische Erwägungen zu mäßigen?" Die Forschung des letzten Jahrzehnts über manche Seiten im Wesen der griechischen Götterverehrung gibt uns — es genügt den Namen Erwin Rhode's zu nennen — hier Erkenntnisse, die das moralische Urtheil des Historikers wesentlich modifiziren müssen. — Die äußere Ausstattung mit Abbildungen ist auch bei diesem Bändchen sehr reich, ich glaube zu reich. Hier ist einmal deutlich zu konstatiren, daß mit Illustrationen auch des Guten zu viel gethan werden kann. Daß von den Alexander-Portraits auch alle „angeblichen" gewissenhaft abgebildet sind, mag gut sein; auch daß, wo die Namen Demosthenes und Aeschines genannt werden, gleich ihre Statuen aufmarschiren. Aber beim Namen des Aristoteles erscheint die früher für ihn gehaltene Statue aus Palazzo Spada, von der die Unterschrift sagen muß, daß weder der Kopf zum Körper gehört, noch daß die antike Inschrift Aristoteles heißt. Wozu also sie abbilden? Auch daß Alexander-Schlachten mit Gemälden Lebruns und daß der Empfang der Frauen des Darius — von dem der Text sagt, daß er in Wirklichkeit nie stattgefunden hat — durch ein Bild Sodoma's illustrirt werden, scheint uns mehr als überflüssig. Nur Bilder, die eine wirkliche Anschauung der Zeit, der Oertlichkeit oder der Person geben, gehören in eine historische Darstellung.

-e- „Der Stern von Navarra." Historischer Roman in zwei Bänden von Marie v. Najmájer. Leipzig und Berlin, G. H. Meyer 1900. — „Meine Freunde," so sagt Heinrich IV. im Schlußwort dieses biographischen Romans, „ob ich ein Stern bin, das weiß ich nicht. Eins aber ist gewiß: wie die Sterne ihr Licht von der Sonne haben, so danke ich alles Gute, das in mir sein mag, meiner Mutter." Zu diesem Schlußaccord stimmt die ganze Weise des Buches. Die begeisterungsfähige Dichterin, die einst in gebundener Rede die persische Märtyrerin Gürret-al-Eya verherrlicht und für Vera Sassulitsch Töne des Antheils gefunden hatte, geht diesmal in schlichter Prosa dem Lebensbuch von Johann von Navarra nach. Wie weit Frl. v. Najmájer die Quellengeschichte jener Zeit genau erforscht hat, bleibt dem Kenner manche charakteristische Härte jener wilden Tage maßloser Parteikämpfe zu sehr im Dunkel. Gleichviel verdient die ehrliche Arbeit Achtung und Verbreitung bei gleichgestimmten, insbesondere jugendlichen Gemüthern. Es ist ein Werk reiner, redlicher Gesinnung und künstlerischer Sorgfalt.

Das Problem Friedrich Nietzsche's von Eduard Grimm. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1899. — Der Verfasser unterscheidet zwischen dem Problem Nietzsche's und Nietzsche als Problem, das erste sei sachlich, das zweite persönlich. Beides läßt sich nicht ganz voneinander trennen, denn man kann Nietzsche's Person nicht verstehen, ohne sein Werk zu kennen, und in seinem Werke wird dem vieles unverständlich sein, der nicht auch seine Person und seine Schicksale vor Augen hat. Das Buch legt den Nachdruck auf Nietzsche als Denker, als Philosophen und will einen Beitrag zu seinem tieferen Verständniß, an dem es bei seinen Tadlern sowohl als seinen Bewunderern noch viel fehle, geben. Zunächst entwickelt es das geschichtliche Werden und die Wandlungen der Nietzsche beschäftigenden Probleme, um dann im zweiten Theile zusammenfassende Darstellungen der einzelnen Theile

seiner Lehre zu geben. Ein dritter Theil erörtert kurz die Bedeutung der Nietzsche'schen Philosophie im allgemeinen. — Der Verfasser beherrscht seinen Gegenstand in der glücklichsten Weise, weiß kurz und klar das Wesentlichste herauszuheben, ohne sich zu tief in Einzelheiten zu verlieren, endlich beweist er trotz seines im ganzen ablehnenden Standpunktes doch genug Unbefangenheit und kritische Besonnenheit, um aus den vielen Widersprüchen, in die sich Nietzsche überall selbst verwickelt, doch auch das Geniale und Bedeutende herauszufinden. Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

* Eine sogenannte Sauer-Bibel von Germantown, eine der größten bibliographischen Seltenheiten, taucht soeben, wie die „Nat.-Ztg." berichtet, auf dem Büchermarkte auf. Es ist ein Exemplar des Bibeldrucks, der als das erste in deutscher Sprache in Amerika gedruckte Buch gilt. Die Stadt Germantown (jetzt eine Vorstadt von Philadelphia), die am 24. Oktober 1685 von der „Frankfurter Landkompagnie" unter der Führung von Franz Daniel Pastorius gegründet wurde, blieb für lange Zeit der Sammelpunkt der Deutschen. Hieher kam auch Christoph Sauer, (geboren 1693) aus Laasphe in Westfalen, der in Halle Medizin studirt hatte, eine tief religiöse Natur, der sein Leben lang bestrebt war, das geistige Wohl seiner Landsleute zu fördern. Er führte Bibeln ein und veranlaßte die deutschen Bibelgesellschaften, ihre Bücher zur Vertheilung an Unbemittelte hinüberzusenden. Er gelangte in den Besitz einer kleinen Druckereieinrichtung und begann die Herausgabe einer Zeitung, des „Pennsylvanisch-Deutschen Berichters". Es war dies die erste Zeitung in deutscher Sprache, die in Amerika gedruckt wurde. Bald darauf faßte er den Entschluß, eine deutsche Bibel zu drucken, ein gewaltiges Unternehmen, zu welchem weder seine Druckerei, noch seine Geldmittel ausreichten; im Jahre 1739 veröffentlichte er eine Einladung zur Subskription, um die Größe der Auflage zu bestimmen und die Zahlung der Auslagen zu erleichtern. Wegen der Typen wandte er sich nach Frankfurt a. M. an Heinrich Ehrenfried Luther, welcher damals Besitzer der berühmten alten Egenolff'schen Schriftgießerei war. Luther schickte Sauer die Typen als Geschenk und verlangte als Gegenleistung nur die Zusendung eines Exemplars der Bibel, wenn sie gedruckt sei. Sobald die Sendung aus Frankfurt angekommen war, begann der Druck, der drei Jahre in Anspruch nahm. Im August 1743 verließ der letzte Bogen die Presse. Die erste in Amerika in einer europäischen Sprache gedruckte Bibel war vollendet. Um Luther seine Dankbarkeit zu bezeigen, schickte ihm Sauer zwölf gut gebundene Exemplare. Das Schiff, welches sie trug, gerieth Seeräubern in die Hände und erst nach Jahren gelangte die Sendung durch einen glücklichen Zufall in den Besitz Luthers. Er behielt ein Exemplar für sich, das noch heute von seinen Nachkommen in Frankfurt als ein kostbarer Schatz aufbewahrt wird und verschenkte die elf anderen. Der englische Gelehrte J. Wright hat diesen Exemplaren nachgespürt und ausführlich darüber berichtet; es ist ihm gelungen, von den elf Exemplaren sieben in verschiedenen Bibliotheken Deutschlands zu entdecken. Als achtes Exemplar kommt nun dasjenige hinzu, welches jetzt im Besitze eines Frankfurter Antiquariats ist. Der Titel lautet: „Biblia, Das ist Die Heilige Schrift Altes und Neues Testaments Nach der Deutschen Uebersetzung D. Martin Luthers, Mit jedes Capitels Kurtzen Summarien, auch beygefügten vielen und wichtigen Parallelen; Nebst einem Anhang Des dritten und vierten Buchs Esrä und des dritten Buchs der Maccabäer. Germantown: Gedruckt bey Christoph Sauer, 1743." Das Papier ist vorzüglich, die Type groß und klar, der Druck äußerst sorgfältig, so daß die Sauer-Bibel den Vergleich mit den deutschen Drucken jener Zeit nicht zu scheuen braucht. Das letzte auf den Markt gekommene Exemplar war dasjenige, welches 1890 in der Brinley-Auktion zu New-York zu 350 Dollars = 1487 M. 50 Pf. verkauft wurde. Das vorliegende Exemplar dieser ehrwürdigen Reliquie deutscher Arbeit ist mit 1200 M. angesetzt.

* **Würzburg.** Der derzeitige Rector magnificus und Professor der Augenheilkunde an der hiesigen Universität Dr. v. Michel erhielt einen Ruf als Nachfolger Schweiggers nach Berlin. Es verlautet, daß er den Ruf annehmen wird.

* **Jena.** Auf Grund eines Staatsvertrags, den Hamburg, Bremen und Lübeck in letzter Zeit mit den thüringischen Regierungen geschlossen haben, können von jetzt ab die diesen angehörigen Rechtskandidaten am Oberlandesgericht in Jena ihre erste juristische Prüfung mit Wirksamkeit für ihre Heimathsstaaten ablegen.

* **Wien.** Der außerordentliche Professor der Botanik an der Hochschule für Bodenkultur, Hugo Zukal, ist am 15. Februar im 55. Lebensjahre gestorben.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Zwischen Hrn. J. Ph. van der Kellen jun., dem jetzigen Direktor des „'s Ryks Prentenkabinet" zu Amsterdam und dem Frhrn. Dr. Hofstede de Groote ist eine heftige literarische Fehde ausgebrochen, in welcher der bekannte Leiter der Abtheilung für Kunst im Ministerium, Victor de Stuers, auch wieder eine Rolle spielt. Hr. Kellen hat in seinem Jahresbericht sich sehr tadelnd über seinen Vorgänger ausgelassen, weil er das Kabinet nachlässig, ohne Fachkenntniß verwaltet, alles sonderbar, unpraktisch geordnet, die Bilder geschmacklos aufgehängt habe u. s. w. Darauf erwiderte Hof. de Groote mit einer Broschüre „Mijn Bestuur over 's Ryks Prentencabinet". Er bespricht darin zunächst sein persönliches Verhältniß zu Hrn. J. Ph. van der Kellen sen. (seinem Vorgänger und Oheim des jetzigen Direktors), das allmählich in Feindschaft überging, weil er dessen Neffen, den jetzigen Direktor, einst nicht als Subdirektor annehmen wollte. Sodann behandelt er die sachliche Kritik seines Nachfolgers. Er schildert den chaotischen Zustand des Kabinets, als er es übernahm, die Mühe, welche er hatte, um diesen zu beseitigen, und beruft sich auf die Urtheile verschiedener Fachkenner, welche die Sammlungen während seiner Direktion besuchten. Er wiederholt dabei auch nochmals die Gründe, weßhalb er einst diese Stelle niederlegte. Sie gipfeln darin: Solange Hr. Victor de Stuers im Ministerium die Abtheilung für Künste regiert, kann es in den Niederlanden keinen selbständigen Direktor eines Museums geben. Sein Wunsch, daß der Minister auch in dieser Angelegenheit eine Untersuchung einleiten müsse, wird von der gesammten Presse unterstützt. — Bisher gab es noch keine Bibliographie der niederländischen Geschichte, sondern nur periodische Mittheilungen, z. B. in dem Repertorium der Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde. Unter diesen Umständen erhalten die historischen Kataloge der Firma Martinus Nyhoff in Haag besondere Bedeutung, nämlich der Catalogue des livres sur les possessions néerlandaises aux Indes orientales, occidentales etc. 1890; Catalogue des livres anciens et modernes, cartes, plans, vues concernant l'histoire locale et la topographie des Pays Bas 1896; Histoire des Pays Bas. Catalogue systématique de livres anciens et modernes 1899. Diese drei, jetzt in einem Bande vereinigt, bieten allen Geschichtsforschern ein bequemes Hülfsmittel dar. — An der Universität Utrecht habilitirten sich Dr. J. H. Gunning als Privatdozent für Pädagogik und Dr. J. H. T. Kohlbrugge als Privatdozent für Klimatologie und tropische Krankheiten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Für Deutschlands Kraft zur See. Aufsätze aus der deutschen Flottenzeitung „Ueberall". Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900. — W. Roths Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte auf dem Gebiete des Militär-Sanitätswesens. XXIV. Jahrgang. Bericht für das Jahr 1898. Supplementband zur Deutschen militärärztlichen Zeitschrift. Ebd. 1899. — W. Shakespeare: König Heinrich der Fünfte. (Bühnen-Shakespeare, 11. Band.) Leipzig, Philipp Reclam jun. — W. Wedekind: Sprachfehler oder Sprachentwicklung? 1. Bändchen: Das Hauptwort in der Einzahl. Berlin, Selbstverlag 1900. — Dr. Felix Bölte: Das klassische Alterthum und die höhere Schule. Ein Vortrag. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung 1900. — Dr. Emil Steinbach: Treu und Glauben im Verkehr. Eine zivilistische Studie. Wien, Manz'sche k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung 1900.

Jahrgang 1900. München, Montag, 19. Februar. Nummer 41.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Beschäftigung der Geisteskranken in den Irrenanstalten.

Von Kurt Gallus.

Ueber das Leben und Treiben in den Irrenanstalten pflegen nur diejenigen, auch unter den Gebildeten, einigermaßen richtige Anschauungen zu haben, die mit eigenen Augen sich von den thatsächlichen Verhältnissen zu überzeugen in der Lage waren. Die Vorurtheile, die diesen Anstalten gegenüber bestehen, wurzeln noch in den Anschauungen vergangener Geschlechter, werden aber begierig durch die den bekannten Prozessen entstammenden, oft aufgebauschten, meist zu Unrecht der fortgeschrittenen Psychiatrie in die Schuhe geschobenen Sensationsnachrichten von widerrechtlicher Freiheitsberaubung, unerhörten Mißhandlungen und Entmündigungen genährt. Diesen lauten Stimmen gegenüber pflegen die Mittheilungen von dem, was in den Irrenanstalten seitens bedeutender Psychiater und einsichtsvoller Verwaltungsbeamten geleistet wurde und wird, zu kurz zu kommen. Einen ganz bedeutenden Fortschritt aber in der Psychiatrie stellt die möglichst weite Ausdehnung der Beschäftigung dar, die zunächst nur der Initiative Einzelner entsprang, mit der Zeit aber mehr und mehr sich ausbreitete und nun zum Segen der Kranken in jeder gut geleiteten Anstalt systematisch ausgeübt wird. Schon Pinel schrieb im Anfang dieses Jahrhunderts: „Eine mechanische Beschäftigung soll das Grundgesetz eines jeden Irrenhauses sein.“ Wenn er dann weiter schreibt: „Die wenigsten Wahnsinnigen, nicht einmal im Zustand der Raserei, sollten von aller Beschäftigung abgehalten werden“, so dürfte er damit allerdings etwas über das Ziel hinausgeschossen haben. Der von ihm ausgesprochene Grundsatz hat sich aber trotz einzelner Auswüchse mehr und mehr Bahn gebrochen und heute gilt die konsequente Erziehung der Kranken zu einer zweckmäßigen Beschäftigung als ein integrirender Bestandtheil der Anstaltsbehandlung.

Für die frisch Erkrankten ist nach allgemeiner Erfahrung die längere Zeit ausgedehnte Bettruhe die beste Behandlung. Solange Erscheinungen von geistiger oder körperlicher Erschöpfung bestehen, kann von einer Beschäftigung nicht die Rede sein. Wenn der Kranke sich dann mit dem Nachlaß der Krankheitserscheinungen immer länger und länger außerhalb des Bettes aufhalten darf, findet er zunächst auf der Station Gelegenheit, sich nützlich zu machen; erst ganz allmählich wird ihm eine ausgedehntere Thätigkeit zugewiesen. Ueberanstrengungen, die bei dem sich gelegentlich einstellenden krankhaften Eifer durchaus nicht ausgeschlossen sind, sind überhaupt zu vermeiden; darum sind die Arbeitsstunden festzusetzen, Ruhe und Arbeit müssen sich zweckmäßig ablösen, dem Ernährungszustand des Kranken ist fortgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen und womöglich eine Gewichtszunahme zu erzielen. Die Arbeit wird wie eine Medizin in ärztlich verordneten Dosen verabreicht; ihre Zutheilung ist darum allein Sache des Arztes. Den Rekonvaleszenten leuchtet gewöhnlich selbst der Nutzen der Arbeit ein; sie stellen häufig schon das Verlangen darnach, wo man aus bestimmten Gründen dem noch nicht nachgeben kann. Für sie bedeutet die Arbeit die Brücke, die nach der Freiheit, der Heimath, den Angehörigen führt. Viele heilen während einer leichten und angemessenen Beschäftigung, die sie von dem fruchtlosen Sinnen, von der gespannten Beobachtung der eigenen Zustände abzieht und sie wieder an der Außenwelt theilnehmen läßt, aus, und die zunehmende Klärung des Geistes und das sichtliche Schwinden der Krankheitserscheinungen ist oft in der erfreulichsten Weise zu bemerken. An einzelnen Kranken wird die Beschäftigung ein Prüfstein dafür, ob die eingetretene Beruhigung einer wirklichen Besserung entspricht oder eine solche nur vortäuscht. Denn es ist höchst verdächtig, wenn solche scheinbar genesenen Kranke unter allerhand nichtigen Gründen Beschäftigung abweisen und lieber unthätig umherlungern, statt an einer geordneten Thätigkeit theilzunehmen. Bei ihnen bestehen fast regelmäßig noch größere, später sich deutlicher zeigende Krankheitsreste, die im Augenblicke trotz aufmerksamer Beobachtung und eingehender Besprechungen mit ihnen in anderer Weise nicht in Erscheinung zu treten brauchen.

Fast noch von größerer Wichtigkeit ist die Arbeit für die unheilbaren Geisteskranken, die besonders in den Provinzialanstalten das Gros ausmachen. Die Heilungsaussichten der Geistesstörungen sind ja leider wenig erfreulich. Mit der Dauer des Irreseins aber pflegen auch bei den Unheilbaren die heftigeren Erregungszustände zurückzutreten; die Kranken werden ruhiger, aber auch stumpfer, schwachsinniger und interesseloser. Viele derselben gewöhnen sich unsaubere Manieren an, liegen in den Ecken herum und vernachlässigen ihr Aeußeres. Da gilt es, sie aus ihrer Apathie aufzuwecken, den geistigen Verfall aufzuhalten und dafür gibt es kein besseres Mittel als Beschäftigung. Auch für die Kranken, die infolge von Sinnestäuschungen unruhig sind, für diejenigen ferner, die infolge eines deplazirten Bewegungs- und Beschäftigungsdranges eine Plage und Last für jede Abtheilung sind, gibt es keine bessere Ablenkung; „die Weiber waschen ihre Tobsucht aus und statt Blut fließt Seifenwasser“. Der Appetit wird angeregt, der Schlaf gebessert, das ganze Wesen munterer und frischer. Die für die Anstalt geleistete Arbeit ist ein Band, das sie mehr und mehr mit dieser verknüpft; solche Kranke fühlen sich als nützliche und integrirende Bestandtheile derselben, gar nicht mehr als Pfleglinge, und sie machen das Anstaltsinteresse zu dem ihrigen. Das früher oft in dringender oder gar drohender Weise geäußerte Verlangen nach Entlassung schwindet und es ist oft unverkennbar, wieviel zufriedener und glücklicher die Kranken unter dem Einfluß der Arbeit sich fühlen. Sie gewöhn-

sich an dieselbe so, daß die Unterbrechung der Werktagsthätigkeit durch den Sonntag von ihnen oft unangenehm empfunden wird, was sich auch nicht selten in einer Steigerung der Unruhe auf den betreffenden Abtheilungen deutlich zeigt.

Diese Vorzüge einer geordneten Thätigkeit leuchten aber nicht jedem Kranken sogleich ein und es kostet oft große Mühe, ihn derselben zuzuführen. Gelegentlich dauert der Kampf des Arztes mit der Trägheit monatelang, und oft stehen Größenideen oder andere Wahnvorstellungen im Wege. Im großen und ganzen sind Größenideen durchaus nicht so hinderlich, wie man wohl meinen möchte. Einen „Prinzen von Hohenzollern" sah ich sich mit großer Vorliebe der Abfuhr widmen, einen „Prinzen Jehova" die Buchbinderei leiten und einen „Kaiser Friedrich von den Vereinigten Staaten" sich der Feldarbeit zuwenden. Aber es kostet oft große Mühe; momentane Stimmungsänderungen, die Begehrlichkeit des Kranken nach kleinen Extrabedürfnissen müssen gelegentlich benutzt werden. Ist die träge Masse erst in Gang gebracht, so macht es gewöhnlich keine Schwierigkeit, sie darin zu erhalten. Durch methodische Erziehung und Anregung der Kranken läßt sich deren Arbeitsfähigkeit erheblich steigern, wie die von Voppel beigebrachten Zahlen, die er auf der damals neueingerichteten Kolonie Zschadroß gewann, zeigen.

1873 kamen auf einen Arbeiter $219^2/_7$,
1875 schon $256^6/_7$ und 1877 gar $296^2/_7$ Arbeitstage.

Die Frage, was für Kranke zur Arbeit herangezogen werden, soll hier nicht weiter beleuchtet werden. Es sei nur bemerkt, daß an und für sich keine Krankheitsform grundsätzlich davon absehen läßt. Nicht wenige Kranke müssen aber aus ärztlichen Gründen, z. B. wegen ihrer besonderen Selbst- oder Gemeingefährlichkeit, mit Rücksicht auf ihr Vorleben, von der Beschäftigung fern gehalten werden. In Alt-Scherbitz waren es 24 Proz. des Bestandes, anderswo dürften es noch mehr sein. — Von der Anwendung jeden Zwangs wird natürlich abgesehen. Thatsächlich stehen dem Irrenarzte so viel Anregungsmittel zur Verfügung, daß er kaum in Versuchung kommt, wirksamere Mittel in Erwägung zu ziehen. Vor allem ist es das größere oder geringere Maß von Freiheit, durch deren Gewährung auf die Kranken ein großer Einfluß ausgeübt werden kann. Ferner allerlei Vergünstigungen, wie Theilnahme an Vergnügungen und Festen, Gewährung von Zulagen an Tabak und Bier, Taschengelder, bessere Kleidung, Weihnachtsgeschenke u. a. Die Politik der kleinen Mittel feiert hier ihre schönsten Triumphe, schon ein saurer Häring vermag oft viel.

Die Entziehung der Vergünstigungen andrerseits wird als Strafe aufgefaßt und ist wohl imstande, einen Kranken, der sich an dieselben gewöhnt hat, wieder zur Thätigkeit aufzumuntern. Immerhin wird darin nicht rigoros verfahren und stets der Zustand des Kranken beobachtet. Oft setzt ein solcher, unter dem Druck einer Verstimmung stehend, die Arbeit aus; werden ihm dann sogleich die ihm bisher gewährten Vergünstigungen entzogen, so kann er dauernd gereizt und verbittert werden. Ob im einzelnen Fall eine kräftige Ermunterung, ein freundlicher Zuspruch oder ein ruhiges Gewährenlassen am Platze ist, vermag nur ein im langjähriger Verkehr mit den Kranken geschulter Takt, zu dem sich eine genaue Kenntniß von dessen Wesen gesellen muß, richtig zu treffen. Es leuchtet eben immer wieder aus allem die Nothwendigkeit der beständigen ärztlichen Ueberwachung hervor.

In der Regel werden die Kranken unter der Aufsicht des Wartpersonals beschäftigt. Noch in den 50er Jahren sah man aber in einer sächsischen Anstalt den Direktor derselben im Zylinder mit seinem Assistenzarzt den Kranken vorarbeiten; man wird wohl heute dieser Art der ärztlichen Thätigkeit keinen besonderen Werth mehr beimessen. Aerztliche Besuche der Kranken bei der Arbeit dürften genügen. — Einzelne sorgfältig Ausgesuchte können allein arbeiten; namentlich geschieht das in kolonialen Betrieben. Der Wärter hat in erster Linie bei seiner Kolonne als Vorarbeiter zu wirken; selbstverständlich hat er dabei in möglichst unauffälliger und taktvoller Weise auch die Aufsicht auszuüben. Fluchtverdächtige Elemente werden unter genauerer Beobachtung gehalten, unverträglichen und reizbaren Arbeiten zugewiesen, bei denen ihnen kein gefährliches Handwerkszeug zur Verfügung steht.

Bei sorgfältiger Auswahl und ständiger Beobachtung der Kranken sind die Gefahren der Beschäftigung derselben geringer als man glauben sollte. Immerhin läßt sich aus der Literatur eine ganze Reihe von beklagenswerthen Unglücksfällen zusammenstellen, die durch arbeitende Geisteskranke herbeigeführt wurden. So weit meine eigene Erfahrung reicht, glaube ich nicht, daß für Aerzte und Personal die im Irrenpflegeberuf liegenden Gefahren durch die Beschäftigung der Kranken, natürlich unter der Voraussetzung der sorgfältigen Beachtung aller Vorsichtsmaßregeln, wesentlich erhöht würden. Es scheint mir vielmehr, die Zahl der auf den Abtheilungen vorkommenden thätlichen Angriffe, wo schließlich jeder Eß- und Spucknapf als Waffe dienen kann, im Verhältniß höher zu sein.

Doppelt beklagenswerth sind die Angriffe, denen unbetheiligte Vorübergehende ausgesetzt waren. Anläßlich eines solchen tödlich verlaufenden Unfalls kam dennoch die italienische psychiatrische Gesellschaft im Jahre 1896 nach eingehender Berathung der ganzen Frage zu dem Schlußsatz, daß trotz alledem die Beschäftigung der Kranken nicht entbehrt werden könne. Man wies darauf hin, daß bedauerliche und vermeidbare Unglücksfälle in jeder Gemeinde, in den bestbewachten Gefängnissen vorkommen; warum nicht auch einmal in Irrenanstalten, wo eine solche Menge reizbarer, explosibler Naturen versammelt sei. Und Berze äußert in einer das gleiche Thema behandelnden Arbeit: „Heute werden wir wohl manchen Irrenarzt finden, der nicht Irrenarzt sein wollte, wenn er seine Kranken nicht beschäftigen könnte, wie jener berühmte Marshall Hall kein Arzt sein wollte, wenn es kein Morphium gäbe."

Natürlich wird kein Irrenarzt den genannten Eventualitäten gegenüber die Hände müßig in den Schoß legen, vielmehr es als eine der vornehmsten Pflichten erachten, die der Arbeit zuzuweisenden Kranken so sorgfältig wie möglich zu studiren, auszuwählen und auch bei derselben beobachten zu lassen, damit nach menschlicher Voraussicht jeder Unglücksfall ausgeschlossen erscheint.

Auch für die Kranken bringt die mit der Beschäftigung unumgänglich verbundene größere Bewegungsfreiheit einige Gefahren mit sich. Sie haben dabei eher einmal Gelegenheit von uneinsichtigen Menschen Schnaps zu erlangen, und er verursacht nicht selten bei den desselben ganz ungewohnten Kranken heftige Zornesausbrüche und Erregungszustände. Daß mehr Kranke bei der Arbeit entweichen als aus den verschlossenen Räumen, wird Niemanden verwundern. Ist indessen die Auswahl eine sorgsame gewesen, so werden auch daraus in der Regel keine schlimmen Folgen entstehen. In den allermeisten Fällen werden die Entwichenen, die entweder durch ihr Benehmen draußen aufgefallen sind, oder aber sich der Heimath zugewendet haben, bereits in den nächsten Tagen der Anstalt wieder zugeführt. Man könnte auch annehmen, daß die größere Bewegungsfreiheit, die namentlich in kolonialen Betrieben den Kranken in hohem Maß zutheil wird, häufiger Gelegenheit zum Selbstmord gebe. Thatsächlich läßt sich aber diese Gefahr vermeiden, wie aus den von Paetz über Alt-Scherbitz gegebenen

Ziffern hervorgeht. Trotzdem dort den Kranken ein Maß von Freiheit gewährt wird wie kaum in einer anderen deutschen Anstalt, steht die dortige Selbstmordziffer nicht nur hinter einer großen Reihe anderer Anstalten, sondern auch noch hinter der Durchschnittsziffer aller preußischen Anstalten zurück.

In welchem Umfang sich die Beschäftigung durchführen läßt, zeigen die Zahlen, die ich wiederum dem Paetz'schen Werke über die Kolonisirung der Geisteskranken entnehme. In Alt-Scherbitz standen etwa 70—80 Proz. aller Kranken in regelmäßiger Thätigkeit, nur 1—2 Proz., die körperlich und geistig zur Arbeit geeignet waren, enthielten sich derselben, der Rest wurde aus besonderen Gründen von derselben fern gehalten. 40—50 geisteskranke Schnitter mit ebensovielen Hülfskräften konnten manchmal auf einem Felde beschäftigt, einige der Pferde- und sämmtliche zehn Ochsengespanne in die Hände von Kranken gegeben werden.

Solche Zahlen, die den Neid des Fachmannes erregen können, sind nun nicht aus jeder Anstalt beizubringen. Ueberall wird in bald größerem, bald kleinerem Umfang demselben Prinzip gehuldigt. Alle neueren Anstalten sind im Besitz umfangreicher Ländereien; man rechnet jetzt etwa ¼ ha auf den Kopf der Gesammtbevölkerung der Anstalt. Und diese Ländereien werden als Putz- und Ziergärten, als Wiesen, Felder und Wald von den Kranken bearbeitet. Die landwirthschaftliche Beschäftigung ist als die wichtigste Beschäftigung der Geisteskranken anzusehen. Jeder, der einen Spaten führen kann, ist leicht für diese Beschäftigung anzulernen; den allermeisten ist die Handhabung desselben etwas geläufiges. „Die große Mannichfaltigkeit der Beschäftigung, die beständige Bewegung im Freien, die mäßige Anspannung der geistigen Kräfte, welche die Ausübung des Landbaues erfordert, die Freude an dem Gedeihen der Feldfrüchte und des Viehes, ohne dabei die Sorge und den Aerger bei Mißerfolgen zu haben, wirken dahin zusammen," wie Snell schreibt, „daß der Ackerbau einen merkwürdig heilsamen Einfluß auf den geistigen und körperlichen Zustand des Kranken ausübt". Neben der eigentlichen Feldwirthschaft wird fast überall Vieh- und Milchwirthschaft, oft in großem Umfang betrieben. Ihre Erzeugnisse stehen durchaus auf der Höhe der Zeit, was am besten die einzelnen Anstalten verliehenen Staatsmedaillen und Ehrendiplome beweisen.

In zweiter Linie ist die Thätigkeit in den Werkstätten zu nennen. Da gibt's große Schneider-, Schuster- und Sattlerwerkstätten; als Buchbinder, Klempner, Schlosser und Maurer werden Kranke beschäftigt, die lieber ihr erlerntes Handwerk als jede andere Arbeit ausüben. In einzelnen Anstalten gibt's eine Bürstenbinderei, Teppichweberei, Zigarrendreherei, wohl überall aber, besonders im Winter, werden Strohdecken, Matten, Körbe und Düten gefertigt, Schreibgewandte werden in Bureaux, entsprechend Vorgebildete als Maler, Notenschreiber, Zeichner beschäftigt.

Die Frauen finden die ihnen angemessene Thätigkeit in der Waschküche, bei der Anfertigung und Ausbesserung der Wäsche, in der Küche und bei den übrigen weiblichen Handarbeiten. Daß schließlich viele Kranke sich bei den häuslichen Arbeiten, insbesondere der Zimmer- und Hausreinigung, daß wieder andere auf zahlreichen anderen Posten nach Geschmack und Neigung sich in dem großen Getriebe der Anstalt nützlich machen, sei der Vollständigkeit halber erwähnt.

Auch Kranke der höheren Stände lassen sich oft ohne Mühe bewegen, leichte körperliche Arbeiten zu übernehmen, und sie erwiesen sich gerade bei gewissen gärtnerischen Arbeiten als sehr anstellig. Aber auch bei denen, welchen Geschick oder Neigung dazu fehlt, wird man, wenn die Zeit dafür gekommen ist, nicht gern auf den Nutzen einer leichten Beschäftigung verzichten mögen. Es erweisen sich in solchen Fällen Turnübungen, Zeichnen, das Anfertigen von Uebersetzungen oder Auszügen, zwischen die in regelmäßigem Stundenplan genügende Ruhepausen eingeschoben sind, oft als sehr zweckmäßig.

Dieser letzteren Art von Beschäftigung fehlt indessen ein wichtiges Moment, auf welches aus verschiedenen Gründen Werth zu legen ist. Sie nützt nämlich außer dem Kranken Niemanden. So wenig Freude es Jemand machen kann, eine bestimmte Leistung am Ergostaten vollbracht zu haben, so wenig Anregung und Nutzen erwächst auch im allgemeinen dem Kranken aus einer Arbeit, deren Zweck er nicht einsieht, bezw. die überhaupt keinen anderen Zweck hat, als ihn zu beschäftigen. Bei zweckmäßiger Eintheilung der Arbeit dürfte es sich wohl vermeiden lassen, daß Kranke, wie es thatsächlich geschehen ist, damit beschäftigt werden mußten, Holz von einem Holzstall zum andern und wieder zurückzuschaffen.

Auch die Anstaltsverwaltungen haben ein natürliches Interesse daran. Man braucht kein „engherziger Finanzpolitiker" zu sein, um es recht und billig zu finden, daß die stetig zunehmende Belastung der Armenverbände durch die Irrenfürsorge einigermaßen durch die Resultate der von den Kranken geleisteten Arbeit gemindert werde. Ist dies auch nicht der Zweck derselben, so ist dieser Vortheil doch freudig zu begrüßen. Thatsächlich ist er nicht gering anzuschlagen, wenn es auch schwer halten dürfte, klare, runde Zahlen aus den komplizirten Verhältnissen herauszurechnen, am ehesten noch da, wo über koloniale Betriebe gesondert Rechnung geführt wird. So konstatirte Voppel, daß für die auf der Kolonie Zschadroß thätigen Kranken ein 52 Proz. geringerer Staatszuschuß nöthig sei als für die in der Mutteranstalt Colditz verpflegten. Die von den Irrenanstalten bewirthschafteten Güter haben sich wohl überall gut rentirt, nachdem die anfänglichen Betriebsschwierigkeiten überwunden waren. Es sei schließlich noch erwähnt, daß manche Anstalten in der Lage sind, nach Deckung des eigenen Bedarfs diese und jene Produkte, wie Matten, Bürsten, Wäsche fabrikmäßig herzustellen und in den Handel zu bringen. Es handelt sich allerdings hiebei um seltene Ausnahmefälle und besonders günstige Verhältnisse.

Sonst könnte Manchem, nicht mit Unrecht, die Frage aufstoßen, ob nicht zahlreiche der in der Anstalt thätigen Kräfte auch draußen ihrem Beruf nachgehen, also entlassen werden könnten. Paetz hat gegenüber dieser Anregung Zahlen angeführt, die die Hinfälligkeit derselben erweisen. Es drängt ja auch der Mangel an verfügbaren Plätzen ebenso wie das berechtigte Verlangen der Genesenen nach Freiheit zur Entlassung derselben. Die dauernd in der Anstalt Zurückbehaltenen sind doch alle meist mehr oder weniger Ruinen und nur die wenigsten von ihnen können als Vollarbeiter bezeichnet werden. Wie viele Viertels- und halbe Kräfte sind darunter? Nach den Berechnungen kommt die durchschnittliche Arbeitsleistung von vier oder gar sechs Geisteskranken erst der eines Gesunden gleich. Nur die eigenthümlichen Anstaltsverhältnisse, die stete Rücksichtnahme auf die geistig Schwachen, auf die Reizbaren, auf die Verstimmten ermöglichen es, das in ihnen noch vorhandene Kapital an Kraft nutzbar zu machen. Gerade darin steckt der hohe Nutzen, den wir von volkswirthschaftlichem Standpunkt aus in diesem System erblicken müssen. Allen anderen Erfolgen voran aber stellen wir den Nutzen, den jeder Kranke aus der methodischen Anleitung und Erziehung zur Arbeit zieht, sei es nun, daß er bald wieder in der Freiheit sein Brot verdienen soll, sei es, daß er dauernd in der Anstalt verbleibt.

Giordano Bruno.

(Gest. 17. Februar 1600.)

Von Prof. Dr. Arthur Drews (Karlsruhe).

II.

Was nun die philosophische Anschauung Bruno's anbetrifft, wie er sie vor allem in seiner Schrift „Ueber die Ursache, das Prinzip und das Eine" dargelegt hat, so schließt er sich hierin grundsätzlich an den Nikolaus von Cusa an, der die höchste Bestimmung Gottes in die Einheit aller Gegensätze, die Coincidentia oppositorum, gesetzt hatte. Gottes Wesen liegt nach Bruno außerhalb des Bereichs aller menschlichen Erkenntniß und ist höchstens nur ein Gegenstand der Offenbarung. Mit ihr aber hat es nicht die Philosophie, sondern die Theologie zu thun, und in dieser Beziehung mag er immerhin als persönlich angesehen werden. Nun beweist das Dasein der Welt und vor allem der Organismen, die, weil sie zusammengesetzt und vergänglich sind, sich unmöglich selbst geschaffen haben können, die Wirksamkeit und Erscheinung des göttlichen Wesens. Insoweit aber Gott erscheint, insoweit kann er auch erkannt werden. Gott ist demnach Wesen und Wirken zugleich, dieser Grundgegensatz ist in ihm aufgehoben; und da nun alle übrigen Gegensätze sich auf diesen höchsten und allgemeinsten Gegensatz zurückführen lassen, so ist er die Einheit aller Gegensätze. Als solche ist Gott Einer und ist er ewig, unendlich zugleich und absolut, weil er nichts außer sich hat; auch die Welt ist nicht außerhalb Gottes, sondern sie ist nur ein Moment in der Einheit seines Wesens. Daher ist er sowohl Ursache wie Prinzip der Dinge, das erstere sofern er als von der Welt verschieden vorgestellt wird, das letztere, sofern er mit der Welt identisch ist und diese nur die äußere Entfaltung seines inneren Wesens darstellt. Als Prinzip ist Gott der innerliche Grund der Dinge, der sich in diesen teleologisch (zweckvoll) auswirkt. Als Ursache ist er der äußerliche Grund derselben, der das Dasein der Dinge von außen kausal bestimmt. Als Prinzip verharrt er in der Wirkung, wie die Form in der mit ihr verbundenen Materie (causa immanens). Als Ursache ist er von der Wirkung getrennt und verhält sich zu ihr, wie der Werkmeister zu seinem Werk (causa transiens). In Wahrheit sind jedoch Ursache und Prinzip eines und dasselbe und nur in der menschlichen Abstraktion verschieden; denn da Gott Eins und Alles ist, so ist es bloß eine einseitige und abstrakte Auffassungsweise, ihn als Ursache von der Wirkung verschieden zu denken, und es ist wohl nur eine Anbequemung an die gewöhnliche Ansicht, wonach Gott und Welt verschieden sind, wenn Bruno sich bemüht, einen Unterschied des Prinzips von der Ursache herauszukonstruiren.

Als Einheit aller Gegensätze ist Gott ferner die Einheit des Denkens und des Seins oder der Form und des Stoffs, wie Aristoteles diesen Gegensatz bezeichnet, d. h. nicht ein Sein, das als solches denkt, sondern selbst Denken ist, nicht ein Denken, das nur solches, sondern zugleich ein reales Sein ist. So ist er die absolute Vernunft, weil sie das Sein nicht außer sich hat, wie die menschliche Vernunft, sondern es selbst ist, die allgemeinste Form des Weltalls und in dieser Hinsicht die Weltseele. Die absolute Vernunft erfüllt das All, erleuchtet das Universum, schreibt der Natur vor, wie sie ihre Werke verrichten soll, und verhält sich zur Hervorbringung der Dinge in der Natur, wie unsre Vernunft sich zur Hervorbringung unsrer Begriffe verhält. Bruno nennt sie auch den „inneren Künstler", weil sie von innen heraus die Materie bildet und gestaltet. Aus dem Innern des Samens und der Wurzel lockt sie den Stamm hervor und treibt aus ihm die Aeste. Aus dem Innern der Aeste gestaltet sie die Zweige, bildet aus ihnen die Knospen und formt die Blätter, Blüthen und Früchte. Und von innen wieder zu bestimmten Zeiten leitet sie die Säfte aus Frucht und Laub in die Zweige, aus den Zweigen in die Aeste, aus den Aesten in den Stamm und die Wurzel zurück. Wenn wir schon nicht glauben, ein bloßes Artefakt ohne Einsicht und Vernunft nach einem bestimmten Plan hervorbringen zu können, wie viel größer werden wir uns die Vernunft desjenigen Künstlers vorstellen müssen, der aus dem Innern der Materie heraus das Produkt gestaltet und mit bewunderungswürdiger Meisterschaft das Ganze ordnet! Ein wie viel größerer Künstler ist nicht der, welcher nicht an einen Theil der Materie gebunden ist, sondern fortwährend alles in allem wirkt!

Die absolute Vernunft oder die Weltvernunft ist hienach der innere Bildungs- oder organische Gestaltungstrieb, der sich ordnend und formgebend in allen Punkten des Seins bethätigt. Aber dieses formirende Prinzip, die allgemeine Form der Welt, könnte sich gar nicht so bethätigen, wenn sie dasjenige nicht zuvor in idealer Gestalt in sich enthielte, was sie als Wirklichkeit aus sich heraussetzt. Sie muß sonach eine Vorstellung (Idee) der hervorzubringenden Dinge haben, ohne welche sie ebensowenig etwas schaffen könnte, wie der Bildhauer eine Statue ausführen kann, ohne zuvor sich ihre Form erdacht zu haben. Die absolute Vernunft, die alle Dinge schafft, ist folglich die absolute Idee, als die einheitliche Gesammtheit oder die konkrete Einheit aller einzelnen Ideen, und so wirkt sie nach einem bestimmten Zweck. Dieser Zweck aber ist die Vollkommenheit des Universums, welche darauf beruht, daß in den verschiedenen Theilen der Materie alle möglichen Formen zur Wirklichkeit gelangen, und zwar immer diejenigen zur Wirklichkeit gelangen, die an dieser Stelle durch die Harmonie des Ganzen gerade gefordert werden. An diesem Zweck ergötzt und erfreut sich die Vernunft so sehr, daß sie nie müde wird, immer neue Arten und Formen aus der Materie hervorzulocken. Diese Thätigkeit der Vernunft geschieht aber nicht durch einen Akt des Nachdenkens, sondern so, wie ein vollkommener Schreiber arbeitet, ohne sich jedes einzelnen Schriftzuges bewußt zu sein, oder besser noch, wie beim Künstler, der bewußtlos schafft, d. h. das Denken der absoluten Vernunft ist ein unbewußtes, sofern es über aller bewußten Vernünftigkeit hinausliegt, weil Vorstellung und Gegenstand in ihr zusammenfallen.

Ist hienach jedes Ding nach einer bestimmten Idee geschaffen und ist es die (unbewußte) Idee, die in ihm wirkt, so ist die Idee die Seele jedes Dinges, und alle Dinge sind beseelt. Es ist, meint Bruno, eine Verkleinerung der Herrlichkeit und Güte Gottes, zu leugnen, daß die Welt mit ihren Gliedern belebt sei, als ob Gott sein Abbild beneidete, als ob der Baumeister sein herrliches Werk nicht liebte, als ob er ihm nicht das Beste, was er selbst besitzt, verliehen hätte! Zwar Artefakte oder bloß mittelbare Wirkungen der Weltseele sind als solche nicht beseelt: der Tisch als Tisch, die Kleidung als solche hat freilich keine Seele, wohl aber das Holz, die Wolle, überhaupt alles, was unmittelbar aus der Hand der schöpferischen Natur hervorgeht. Denn die Weltseele ist im ganzen, wie in allen Theilen, sowie alle Glieder eines Thieres lebendig sind; das Universum ist selbst ein lebendiger Organismus, zu dessen Bestande alle verschiedenen Theile zusammen- und ineinanderwirken. Es gibt sonach überhaupt kein Ding, das nicht eine Seele oder wenigstens einen Keim des Lebens in sich hätte. Ein Ding sei noch so klein und winzig, z. B. ein Atom, es hat in sich einen Theil von geistiger Substanz, und diese bedarf nur eines günstigen äußeren Verhältnisses, um eine Pflanze oder ein Thier zu werden und seine Beseeltheit auch nach außen zu bekunden. Darum hat Vergil recht:

Himmel und Erde von Anfang her und die feuchten Gefilde,
Dich auch, strahlendes Rund des Monds, dich, leuchtende Sonne,
Innen belebt ein Geist, und durch die Glieder ergossen,
Ist's die Vernunft, die die Masse bewegt und das Ganze durchdringet.

Wenn nun Geist, Seele, Leben sich in allen Dingen finden und alles nur in verschiedenem Grade davon erfüllt ist, dann ist offenbar der Geist die wahre Wirklichkeit, und die Weltseele, das konstituirende Formprinzip des Universums, ist nicht bloß die ordnende Macht für die Materie, der Grund des Zusammensetzens und Zusammenhaltens ihrer Theile, sondern sie verhält sich zu dieser, wie das Wesen zu seiner Erscheinung. Nun ist Gott die Einheit des Wesens und der Erscheinung, folglich auch der Materie und der Form. Wenn also der geistigen Substanz absolute Dauer zukommt, so auch der Materie: beide sind gleich ewig, und nur ihre Formen wechseln. Mit demselben Recht, womit behauptet wurde, daß alle Formen aus der Weltvernunft hervorgehen und durch sie bestimmt werden, kann sonach auch gesagt werden, daß sie aus der Materie hervor- und wieder in sie zurückgehen, und nichts ist beständig als die Materie. Das ist jedoch nach dem Vorangegangenen nicht materialistisch aufzufassen, als ob die Materie die eigentliche Substanz oder Wesenheit der Dinge und der Geist nur ihr Produkt oder Accidens sei. Wendet sich doch Bruno ausdrücklich gegen die Lehre des Demokrit, der Epikureer und des Avicebron, wonach die Materie selbst Gott und die idealen Formen nur zufällige Beschaffenheiten der Materie sein sollen. Vielmehr sind beide gleich wesenhaft und substantiell, indem die eine nur dasselbe ist, wie die andere. Allein ebensowenig ist dies hylozoistisch in dem Sinne aufzufassen, wie Haeckel es thut, als ob Gott oder die Weltseele nichts Anderes wäre als die bloße Summe der mit Geist begabten stofflichen Atome, da Bruno der Vielheit der Atome gegenüber durchaus an der wesenhaften Einheit der Weltseele festhält. Daß Bruno selbst diese Auffassung verschuldet hat, ist freilich zuzugeben, weil er Geist und Materie unmittelbar identifizirt. Denn hienach geht die geistige Einheit an die Vielheit der Materie verloren. Aber seine eigentliche Meinung ist dies nicht, und am wenigsten würde er sich zu einer Weltanschauung, wie derjenigen Haeckels, bekannt haben, die trotz der Annahme einer geistbegabten (beseelten) Materie die Naturerscheinungen aus dem bloßen Mechanismus erklären will und die Teleologie, die Annahme von Zwecken in der Natur, als den größten Irrthum der bisherigen Spekulation verspottet. Nach Bruno sind vielmehr auch Teleologie und Mechanismus eins, und sein Bestreben ist, im Gegensatze zur modernen Naturwissenschaft, gerade darauf gerichtet, alle Bewegung und Wirksamkeit in der Natur auf ein inneres geistiges Leben zurückzuführen und allen mechanischen Zusammenhang der Ursachen als die bloße äußere Erscheinungsform einer inneren zweckvollen Vernünftigkeit zu erweisen. Der Naturforscher mag sich immerhin mit den nächsten Ursachen begnügen, der Philosoph hat bis auf den letzten Grund der Dinge zurückzugehen, und dieser ist der Geist. „Die Natur," sagt Bruno, „ist eine ewige, untheilbare Wesenheit, das Werkzeug göttlicher Vorsehung, das vermittelst der ihm eingepflanzten Weisheit wirkt, alles zweckmäßig betreibt, aber ohne Vorstellung und Ueberlegung, vom Unvollkommenen zum Vollkommenen fortschreitend, sich selbst verwirklicht, indem sie die Welt verwirklicht, unermüdlich, frei von Zufall nach bestimmten samenartigen Weisen bestimmte Formen mit (sc. logischer) Nothwendigkeit überall entfaltet, vielfältiger Weise, einfältiger Ordnung, selbst eine lebendige Kunst, ein Vermögen der intellektuellen Seele, nicht einen fremden, sondern ihren eigenen Stoff, nicht äußerlich, sondern innerlich, nicht nach freier Wahl, sondern ihrem Wesen gemäß ewig gestaltend." Hienach haben unsre Materialisten und Darwinisten offenbar nicht das geringste Recht, Giordano Bruno für sich in Anspruch zu nehmen.

Wie weit Bruno von der Ansicht der heutigen Naturwissenschaft entfernt ist, das zeigt vor allem seine Auffassung der Materie. Da alle Unterschiede durch die Vernunft, die absolute Form, bestimmt sind, die Materie aber das Gegentheil der letzteren ist, so ist sie schlechthin formlos und vernunftlos, unräumlich und unwahrnehmbar und bloß durch das Auge der Vernunft erkennbar. Da die Vernunft oder Form das absolute Sein ist, so ist die formlose Materie die reine Möglichkeit des Seins, eine hypostasirte Abstraktion, deren Begriff nicht aus der lebendigen Wirklichkeit, sondern aus der Prinzipienlehre des Aristoteles geschöpft ist. Die Materie ist das bloße Sein-können. Gott aber ist die Einheit des Seins und des Könnens: er ist alles, was er sein kann, und würde nicht alles sein, wenn er nicht alles sein könnte; in ihm sind Wirklichkeit und Möglichkeit Eins. In diesem Sinne darf man daher auch kein Bedenken tragen, ihn für materiell, Gott für die Seele der Materie, die Materie für den Leib Gottes zu halten.

Es ist klar, daß Bruno hiebei unter der Materie gar nicht die stoffliche, sinnliche Materie der Naturwissenschaft, sondern eine übersinnliche, intelligible (geistige) Materie versteht, die, ebenso wie die Form, ein einheitliches Ganzes ist und nur in ihrer übersinnlichen Beschaffenheit den Grund besitzt für ihre Einheit mit dem Geiste. Bruno fühlt offenbar, daß das bloße reine Denken der Weltseele nur ein ideelles, ein Gedankensein, aber kein reales, wirkliches Sein erzeugen kann. Er faßt die Materie auf als das Realprinzip, das den Gedanken (Ideen) erst zum wirklichen Sein verhilft, sie aus der Sphäre der bloßen logischen Möglichkeit in diejenige der Wirklichkeit hinausführt; aber da er beide unmittelbar miteinander identifizirt, so kommt er gar nicht zur Weltwirklichkeit, sondern er bleibt mit seiner übersinnlichen Materie im Intelligibeln, Metaphysischen stecken. Die intelligible Materie Bruno's, die er allein bei seiner Behauptung ihrer Einheit mit Gott im Auge hat, ist der metaphysische, konstitutive Grund der sinnlichen Materie. Sie ist dasjenige, was der letzteren in Gott entspricht, nicht die wirkliche Natur, sondern die „Natur in Gott", das nächste und ursprünglichste Substrat, worauf sich die Thätigkeit der göttlichen Ideen richtet und enthält als solche der Anlage nach die Gestalten der sinnlichen Materie und ihrer räumlichen Ausdehnung in sich. Sie ist ewig, während diese zeitlich ist. Sie ist alles in allem, während diese immer etwas einzelnes ist. Sie ist alles mögliche auf einmal, und weil sie alles ist, so kann sie selbst nichts besonderes sein. Sie ist die Mutter des Lebendigen, aber nur dadurch, daß die mit ihr identische Vernunft ihr ihre Formen einprägt und gleichsam mit ihr die Weltwirklichkeit erzeugt.

Und darin nun beruht der Unterschied des göttlichen (intelligibeln) vom endlichen, sinnlichen Universum, daß jenes alles ist, was es sein kann, weil Möglichkeit und Wirklichkeit in Gott zusammenfallen, nicht aber so im endlichen Universum. Mögen die endlichen Dinge immerhin sein, was sie sein können, sie können doch vielleicht auch nicht sein und sicher etwas anderes oder auf andere Weise sein, als sie sind. Der Mensch ist das, was er sein kann, aber er ist nicht alles, was er sein kann. Der Stein ist nicht alles, was er sein kann, denn er ist kein Gefäß, kein Baum, kein Thier. Die Dinge sind ein besonderes, begrenztes, vielheitlich in sich gespaltenes Sein, das seinen idealen Inhalt erst in Raum und Zeit entwickelt. In Gott hingegen ist alles Eins, und alle Möglichkeiten sind in ihm zugleich entfaltet. Das sinnliche Universum, als

Abbild des intelligibeln Universums und damit Gottes, ist gleichfalls alles, was es sein kann, sofern es alle Materie und ihre wechselnden Gestalten in sich faßt und sich als Ganzes nicht verändert. Aber es ist nicht alles, was es sein kann, sofern die Unterschiede, Bestimmtheiten, Eigenthümlichkeiten und Individuen in ihm bleiben. Darum ist es nur ein Schatten der Urwirklichkeit und des Urvermögens, und weil keiner seiner Theile alles ist, was er sein kann, so sind in ihm Wirklichkeit und Möglichkeit nicht dasselbe.

Mit dieser Auffassung schlägt der Naturalismus Bruno's mit seinem Grundgedanken der Einheit von Geist und Natur in den Idealismus, und zwar in einen abstrakten Idealismus um, der im Sinne Plato's von der Konkretheit und Besonderheit der Dinge abstrahirt, die letzteren für bloßen Schein erklärt und die „wahre Wirklichkeit" als ein Schattenreich idealer Allgemeinheiten auffaßt. Mit dieser Ansicht spitzt sich aber auch zugleich der Monismus Bruno's zu einem abstrakten Monismus zu, einem Monismus, der die wesenhafte Einheit nur dadurch aufrechtzuerhalten weiß, daß er die Realität der Erscheinung leugnet; und der Naturalismus unsres Philosophen verflüchtigt sich zum Akosmismus, zur Lehre von der Unrealität und Scheinhaftigkeit der irdischen Dinge. Der Grund hievon liegt offenbar darin, daß Bruno die Einheit des Geistes und der Natur als eine unmittelbare, durch keine Zwischenglieder vermittelte, auffaßt. Denn damit nimmt die Materie selbst die Bestimmungen des Geistes an, womit sie identisch sein soll, die Einheit, Unterschiedslosigkeit, Allwirklichkeit. Alles dies aber trifft auf die sinnliche Materie nicht zu und folglich ist diese überhaupt nicht wirklich. Da dies jedoch nicht aufrechtzuerhalten ist, so schillert sein Standpunkt zwischen Naturalismus und Akosmismus, zwischen Naturvergötterung und Naturverleugnung, genau wie später bei Spinoza, der sich in dieser Hinsicht an ihn angeschlossen und damit dem abstrakten Monismus für die nächsten drei Jahrhunderte die Herrschaft in der modernen Spekulation verschafft hat.

Gott ist alles in allem, folglich kann er nicht durch die sinnliche Wahrnehmung, die immer nur Einzelnes sieht, sondern nur auf dem Wege der Negation, nicht durch den Verstand, der immer nur Unterschiedenes, Besonderes erkennt, sondern nur durch die intellektuelle Anschauung, durch das Zusammenfallen von Sein und Denken, d. h. in mystischer Weise, begriffen werden. Es ist eine und dieselbe Stufenleiter, auf welcher die göttliche Natur zur Hervorbringung der Dinge herabsteigt, und auf welcher die menschliche Vernunft zur Erkenntniß derselben emporsteigt, denn die göttliche Natur und die menschliche Vernunft sind in ihrem Wesen Eins: beide gehen von der Einheit aus und zur Einheit hin, indem sie sich durch die Vielheit der Mittelglieder hindurchbewegen. Je besser wir das Eine begriffen haben, desto richtiger wird auch unsre Erkenntniß des Vielen sein. Wer dies Eine begreift, der faßt alles; wer dies Eine nicht faßt, der begreift nichts. Wer es begreift, der erkennt damit aber auch zugleich das Universum als ein einheitliches und unendliches, denn da das Wesen unendlich und identisch mit seiner Erscheinung ist, so ist auch die letztere unendlich, wie Copernicus gelehrt hat, d. h. sie hat ihren Mittelpunkt überall und nirgends. Wer Gott nach seinem Werke begrenzt, der zieht damit auch seiner Wirksamkeit und seinem Vermögen eine Schranke. Betröge Gott die unendliche Möglichkeit und Lebensfähigkeit um das Sein, so wäre er nicht gut, sondern neidisch. Denn das Gute ist das Allmittheilsame. Das Unendliche theilt sich seinem Wesen nach aber gar nicht mit, wenn es dies nicht auf unendliche Weise thut. Soweit wie seine Natur, reicht auch seine Macht und sein Wille, und also kann nur eine unendliche Welt sein Tempel und sein Bild sein. Diese Annahme der Unendlichkeit der Welt nach Raum, Zeit und Zahl hat Spinoza gleichfalls von Bruno übernommen und sie zum Dogma in der neueren Philosophie erhoben. Sie schließt den Widerspruch einer vollendeten Unendlichkeit in sich, der von Bruno und Copernicus aus dann auch in die Naturwissenschaft übergegangen ist, aber sie gilt nur bei der unmittelbaren Identität von Wesen und Erscheinung, Geist und Natur, worin wir bereits den Grundfehler von Bruno's Philosophie erkannt haben. Gott ist ganz in der ganzen Welt und in jedem ihrer Theile auf unendliche und vollständige Weise, wo hingegen die Unendlichkeit des sinnlichen Universums auf vollständige Weise nur in dem Ganzen ist, nicht aber in den Theilen. Jedes Ding ist die ganze Gottheit, nur jedes in einer besonderen Form und Erscheinungsweise.

Weil sonach Gott alles in allem ist, so ist er zugleich das Größte wie das Kleinste, das Größte, weil er alles umfaßt, das Kleinste, weil er zugleich das Element des Ganzen, Atom oder, wie Bruno es nennt, Monade ist. Die Theilung ins Unendliche ist nämlich bloß eine mathematische Fiktion; in der Natur hingegen gibt es eine Grenze der Theilbarkeit, ein Untheilbares. Aus solchen untheilbaren einfachen Elementen besteht der Körper. Wie jene, die, als übersinnliche, unräumlich sind, sich zum Raume ausdehnen und zu Körpern vereinigen, so können sie auch wieder getrennt werden, denn sie vermischen und durchdringen sich nicht, sondern lagern sich aneinander und ordnen sich zusammen. Aber sie sind nicht qualitätslos, wie die Alten meinten, sondern durch und durch bestimmte, lebensvolle Kräfte, „lebendige Spiegel des Universums", wie Leibniz sie genannt hat. Bruno ist also Dynamiker, indem er die Elemente der Materie als Kraftzentren auffaßt. Er steht auch damit im Gegensatze zur modernen Naturwissenschaft, wie zu Spinoza, der die materiellen Elemente wieder als stoffliche Atome aufgefaßt hat; dadurch ist er ihnen Beiden als Philosoph überlegen. An seinen Begriff der Monade hat Leibniz angeknüpft, und da die Leibniz'sche Monadenlehre den Durchgang zum Kant'schen Dynamismus bildet, so hat Bruno die Naturphilosophie der Zukunft vorbereitet, zu welcher Kant das Fundament gelegt hat, und die alsdann von Hartmann im Anschluß an die moderne Naturwissenschaft näher ausgebaut ist.

Wenn eine Monade andere Monaden um sich vereinigt, sie dadurch organisirt hat und beherrscht, so heißt sie Seele. Wie die beherrschten Monaden, so ist auch die herrschende Monade oder Seele unsterblich. Der Tod hat nur die Bedeutung eines Uebergangs in neue Formen. Wir nennen das Sterben, aber vielleicht erwachen wir damit erst zum wahren Leben. Bruno stimmt also dem Pythagoras und Plato in der Lehre von der Seelenwanderung bei, wonach der Individualgeist durch die Art, wie er sich in dem einen Körper benimmt, seinen Eingang in einen anderen und seinen Aufenthalt in dem letzteren selbst vorbereitet (Karma). Wenn uns schon jetzt die Gesichter mancher Leute an Pferde, Hunde, Schweine erinnern, so ist das ein Nachklang ihres vergangenen oder eine Hindeutung auf ihr künftiges Leben. Andere dagegen wandern in Menschenleiber und werden Helden, Dichter, Denker. Noch andere steigen zu höheren Sternen empor. Freilich stimmt diese Lehre mit dem Pantheismus Bruno's nicht zusammen, und Spinoza war konsequenter, wenn er die individuelle Unsterblichkeit leugnete.

So kreist denn alles im ewigen Wechsel des Einen, aber der Kreis ist nur der sichtbar gewordene, die Kugel nur der allwärts ausgedehnte Mittelpunkt. Das Unendliche ist nicht entweder zusammengesetzt oder einfach, sondern sowohl zusammengesetzt als einfach, ein in unendlichen Einfachen sich setzendes und aus ihnen sich zusammensetzendes

Unendliches. Versenken wir uns ganz in diese Tiefe, dann erkennen wir sie als die Einheit aller Gegensätze, dann verschwinden in ihr auch die Gegensätze der Materie und der Form, der Substanz und ihrer Accidenzen, dann begreifen wir sie als die eine absolute Substanz, die Wurzel des Geistigen und Materiellen, worin, wie Spinoza dies ausgedrückt hat, diese letzteren nur ihre beiden Attribute bilden:

„Ursach und Grund und du, das Ewigeine,
Dem Leben, Sein, Bewegung rings entfließt,
Das sich in Höhe, Breit' und Tief' ergießt,
Daß Himmel, Erd' und Unterwelt erscheine.

Mit Sinn, Vernunft und Geist erschau ich deine
Unendlichkeit, die keine Zahl ermißt,
Wo Mittelpunkt und Umfang allwärts ist;
In deinem Wesen weset auch das meine.

Ob blinder Wahn sich mit der Noth der Zeit,
Gemeine Wuth mit Herzenshärtigkeit,
Ruchloser Sinn mit schmutz'gem Neid vereinet,

Sie schaffen's nicht, daß sich die Luft verdunkelt,
Weil doch trotz ihrer unverschleiert funkelt
Mein Aug' und meine schöne Sonne scheinet."

Wir haben öfter die Namen Bruno's und Spinoza's zusammen erwähnt. In der That ist die Aehnlichkeit der beiden Denker so groß, daß man nicht umhin kann, einen äußerlichen Zusammenhang zwischen ihnen anzunehmen. Spinoza's Pantheismus ist wesentlich nichts anderes als die mathematisch strenge Durchführung der Gedanken Bruno's auf dem Boden der kartesianischen Weltanschauung, der Pantheismus Bruno's, gesehen durch die Brille des Descartes. Aber nicht bloß dem pantheistischen System Spinoza's, auch dem Individualismus des Leibniz hat Bruno vorgearbeitet. Hat doch Jener, wie wir bereits gesehen haben, seine Monadenlehre in ihrer Hauptsache von Bruno übernommen. Nun sind der Pantheismus Spinoza's und Leibnizens Monadenlehre die Fundamente einer Weltanschauung, die allein imstande, die Ergebnisse der modernen Wissenschaft mit den Anforderungen des sittlichen und religiösen Bewußtseins, das Wissen mit dem Glauben zu vereinen, und so ist Bruno der Herold dieser Weltanschauung, und diese kann wesentlich nichts anderes sein, als der Ausbau und die wissenschaftliche Begründung dessen, was Bruno in mehr poetischer Form ahnend vorweggenommen hat.

Wir sind ja heute wieder mehr als je imstande, die Bedeutung von Bruno's Lebenswerk zu würdigen, nicht indem wir ihm, wie der moderne Naturalismus, Ansichten unterschieben, die Bruno nie gehabt hat und die er aufs entschiedenste bekämpfen würde, sondern indem wir ihn gerade so zu verstehen suchen, wie es dem wahren Sinn seiner Anschauungen entspricht. Denn die stolzen Hoffnungen, die eben jener Naturalismus für die Welterklärung auf die Lehre Darwins gesetzt hatte, haben sich gegenwärtig als illusorisch erwiesen. Mag die rein mechanistische Auffassung des organischen Entwicklungsprozesses, die Darwin ermöglicht, ihre unbestreitbare Bedeutung für die Naturwissenschaft immerhin behalten: daß jene Auffassung nicht, wie man bis vor kurzem vielfach gemeint hat, ein Schlüssel ist, um das Weltgeheimniß aufzuschließen, daß ihre Bedeutung nicht über die Naturwissenschaft hinaus und in die Philosophie hineinreicht, das wird heute auch von besonnenen Naturforschern zugegeben. Bahnt sich doch unter diesen selbst gegenwärtig eine Richtung an, welche die bisherige Ueberschätzung der mechanischen Gesetzmäßigkeit offen zugesteht und der Teleologie eine entscheidende Stelle einräumt. Eine solche Anerkennung der Teleologie neben dem Mechanismus muß aber nothwendig auf eine Anschauung hinführen, wie Bruno sie vor 300 Jahren aufgestellt hat, und darum kann Bruno auch uns Heutigen noch als Führer auf dem Weg zu einer Naturphilosophie dienen, welche diesen Namen in einem höheren Sinn verdient als der unphilosophische Darwinismus der heutigen Naturforscher.

Es war also ein ganz richtiges Bestreben, wenn derjenige große Denker, der die Aufgabe einer modernen Naturphilosophie zuerst energisch in die Hand genommen hat, wenn Schelling sich dabei an Bruno's Pantheismus anschloß. Es war nur ein verfrühter Einfall, diese Aufgabe zu einer Zeit zu unternehmen, wo die Naturwissenschaft noch in ihrem Anfang war und sich eben erst zu unerhörten Thaten vorbereitete. Was damals zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts noch ein phantastisches Wagniß war, das ist dies aber heute nicht mehr: im Gegentheil drängt das ungeheure Material empirischer Thatsachen, das sich inzwischen angehäuft hat, mit Nothwendigkeit zur philosophischen Verarbeitung und gehört die Inangriffnahme einer Naturphilosophie zu den verlockendsten Aufgaben der heutigen Wissenschaft. Unsre Zeit ist der materialistischen Entgeistigung der Natur überdrüssig, wie sie in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts von der Wissenschaft geübt worden ist. Wir befinden uns wieder in einer Periode der Romantik, wie diejenige war, als Schelling in seinem Dialog „Bruno" seinen begeisterten Hymnus auf den Weltgeist anstimmte. Auch die Heutigen ahnen wieder den in der Natur verborgenen Geist. Schon nimmt die moderne Kunst die Erkenntniß desselben ahnungsvoll vorweg und feiert ihn in der grandiosen Natursymbolik Böcklins, in den mystischen Dramen Maeterlincks, in dem Naturpantheismus unsrer neuesten Lyrik. Möge denn auch die Philosophie nach langer, öder Wanderung in den Niederungen und Sandwüsten des Empirismus endlich den Weg zu ihm zurückfinden. Möge die Erinnerung an den Scheiterhaufen Giordano Bruno's uns den Weg erhellen, um uns aus der Nacht des Mittelalters, in der wir Alle noch mehr oder minder umhertappen, in den Morgen einer neuen Zeit und eines neuen Idealismus zu führen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München.** Akademie der Wissenschaften. Januarsitzungen. In der philosophisch-philologischen Klasse legte Hr. Wecklein von seiner kritischen Ausgabe des Euripides ein neues Heft III, 1 vor, und Hr. v. Wölfflin hielt einen in den Sitzungsberichten erscheinenden Vortrag: „Beiträge zum lateinischen Lexikon a) species = Spezereiwaare, b) campana = Glocke." — In der mathemathisch-physikalischen Klasse legte Hr. v. Kupffer die von Hrn. Voeltzkow in Frankfurt a. M. herausgegebenen „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Reptilien" vor, und Hr. Rothpletz hielt einen Vortrag: „Ueber die Ursachen merkwürdiger Deformationen fossiler Ammoniten", der in den Sitzungsberichten erscheinen wird. In den Abhandlungen wird eine von Hrn. F. Lindemann überreichte Abhandlung der HH. Cranz und K. R. Koch an der Technischen Hochschule zu Stuttgart als Fortsetzung ihrer bereits in den Denkschriften erschienenen Untersuchung: „Die Vibration des Gewehrlaufes während des Durchgangs des Geschoßes" gedruckt. Der Vortrag des Hrn. Ad. v. Baeyer: „Ueber die Einwirkung des Caro'schen Reagens auf Ketone" wird anderweit veröffentlicht werden. — In der historischen Klasse hielt Hr. Riggauer einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag: „Ueberſicht über die Entwicklung des bayerischen Münzwesens unter den Wittelsbachern." Hr. Simonsfeld sprach über „Mailänder Briefe zur bayerischen Geschichte des 16. Jahrhunderts" II. Theil. Dieser Vortrag wird, wie dessen erster Theil, in den Abhandlungen gedruckt werden. — Februarsitzungen. In der philosophisch-philologischen Klasse legte Hr. Krumbacher von seiner Byzan-

tinischen Zeitschrift Band IX, Heft 1 vor, worin auch von Krumbacher und Strzygowski ein Bericht über die Thätigkeit der 11. Sektion des römischen Orientalistenkongresses (Grèce et Orient) gegeben ist. Sodann trug Hr. v. Christ vor: „Philologische Studien zu Clemens Alexandrinus III.; über die chronologischen Partien und die Quellen derselben.“ Die Abhandlung wird in den Denkschriften erscheinen. Ferner sprach v. Christ noch über einige, in den Sitzungsberichten erscheinende „Antiquarisch-philologische Miscellen“, über einen Ziegelstempel, eine metrische Inschrift des Antiquariums, über die mythologische Bibliothek des Apollodor und eine Stelle des Bakchylides, über Pindar und über das neugefundene ägyptische Siegerverzeichniß. — In der mathematisch-physikalischen Klasse legte Hr. Hermann Ebert eine in seinem Laboratorium von den HH. Freitag und Heinrich ausgeführte Arbeit „über die magnetische Suszeptibilität organischer Verbindungen“ vor, deren Aufnahme in die Sitzungsberichte genehmigt wird. Hr. Hertwig hielt einen Vortrag „über die Bedeutung der Befruchtung der Protozoen“, der anderweit veröffentlicht werden wird, während eine Mittheilung des Hrn. Pringsheim „über das Verhalten von Potenzreihen auf dem Konvergenzkreise“ in den Sitzungsberichten gedruckt wird. — In der historischen Klasse hielten Vorträge Hr. Traube: „Paläographische Forschungen III“ und Hr. Riezler: „Der Aufstand der bayerischen Bauern im Winter 1633 auf 1634.“ Der Vortrag des Hrn. Traube wird in den Abhandlungen, der des Hrn. Riezler in den Sitzungsberichten veröffentlicht werden.

* **Würzburg.** Der ordentliche Professor an der Universität Gießen, Dr. Wilhelm Wien, wurde (als Nachfolger Röntgens) zum Professor der Physik und zum Vorstand des Physikalischen Instituts ernannt.

-nn- **Karlsruhe.** Ueber das Ergebniß einer am hiesigen Reformgymnasium vorgenommenen Inspektion äußert sich der großherzogliche Oberschulrath in einem an den städtischen Beirath dieser Schule ergangenen Bericht sehr befriedigend: „Im Französischen und Englischen wird jetzt der Grund gelegt durch Uebungen im mündlichen Gebrauch der Sprache, welche die Schüler sehr anregen und die spätere Gewinnung der grammatischen Kenntniß wesentlich erleichtern. Auch der lateinische Unterricht in der Untertertia, welche nach dem bis dahin vorgerückten neuen Lehrplan nun das Lateinische beginnt, hat die Erfahrungen, die in den modernen Fremdsprachen gemacht worden sind, benutzt und bis jetzt sehr gute Erfolge erzielt. Die Schüler verfügen über den Stoff, den sie erlernt haben, mit Leichtigkeit und sind in den Elementen, die ihnen bisher zugänglich geworden sind, sehr sicher. Der intensive Betrieb, den diese Art des Unterrichts erfordert, strengt die Lehrer mehr an als die früher befolgte Methode, aber die Schüler zeigen sich geistig lebhafter und leistungsfähiger, wodurch die erhöhte Arbeit auch wieder gelohnt wird.“

B. **Heidelberg.** An der im März stattfindenden 200jährigen Jubelfeier der Akademie der Wissenschaften in Berlin werden als Vertreter unsrer Universität der neugewählte Prorektor Geh. Bergrath Rosenbusch und Wirkl. Geh. Rath Kuno Fischer theilnehmen.

-nn- **Freiburg i. B.** Die hiesige Universität besitzt ein reichhaltiges Archiv mit werthvollen Beständen an Urkunden und Akten, die aber leider bei der bisherigen mangelhaften Ordnung und Aufstellung der wissenschaftlichen Forschung kaum nutzbar zu machen waren. Nunmehr hat sich eine Kommission von Mitgliedern des akademischen Lehrkörpers unter Zuziehung eines Bibliotheksbeamten gebildet, die die Sorge für Ordnung, Verzeichnung und Neuaufstellung des Archivs übernommen hat. Es wurde beschlossen, die Arbeit einem Beamten des großherzogl. Generallandesarchivs in Karlsruhe zu übertragen, unter dessen Leitung und Mitwirkung ein besonderer Hülfsarbeiter dafür thätig ist. Für später ist die Veröffentlichung eines Theils der Archivalien in Aussicht genommen.

* **Düsseldorf.** Der bekannte Planetenentdecker Geh. Rath Prof. D. Robert Luther, der an der Sternwarte in Bilk angestellt war, ist in voriger Woche im Alter von 78 Jahren gestorben.

* **Wien.** Als Privatdozent für Geburtshülfe und Gynäkologie an der hiesigen Universität ist Dr. Julius Naumann bestätigt worden.

* **Graz.** Der außerordentliche Professor für österreichisches Zivilprozeßrecht an hiesiger Universität Dr. Hans Sperl, soll zum Nachfolger Anton Mengers an die Wiener Universität berufen werden.

* **Rom,** 18. Febr. Tel. Der Präsident der Accademia dei Lincei, Senator Beltrami, ist gestorben. (Beltrami war einer der hervorragendsten Mathematiker Italiens.)

* **St. Petersburg,** 18. Febr. Tel. Unter reger Betheiligung des Auslandes, vornehmlich der Städte Berlin, Stockholm und London, wurde heute die erste Ausstellung für Frauen-Hygiene eröffnet.

* Der Besuch der deutschen Universitäten ist im laufenden Wintersemester abermals größer, als er im Wintersemester 1898 bis 1899 war. Auf den 21 deutschen Universitäten, einschließlich der Akademie zu Münster, beträgt die Gesammtzahl der Studirenden ausschließlich der Hörer (Hospitanten) 33,465, gegen 32,597 im Semester 1898/99. Es hat also im letzten Jahre eine Zunahme um 868 Studirende oder 2.7 v. H. stattgefunden. Gegenüber dem letzten Sommersemester ist sogar eine Abnahme um 98 Studirende zu verzeichnen. Auf die einzelnen Universitäten vertheilen sich die Studirenden folgendermaßen: Berlin 6478 (1898/99 6151), München 4049 (3905), Leipzig 3481 (3413), Bonn 1886 (1780), Halle 1636 (1605), Breslau 1618 (1522), Tübingen 1361 (1306), Heidelberg 1250 (1142), Göttingen 1238 (1191), Freiburg 1235 (1141), Würzburg 1215 (1343), Straßburg 1105 (1075), Marburg 1040 (1107), Erlangen 974 (1036), Königsberg 840 (778), Gießen 802 (717), Greifswald 759 (858), Kiel 759 (858), Jena 655 (664), Münster 620 (566) und Rostock 464 (449). Eine Abnahme der Zahl der Studirenden hat also auf 6 meist kleinen Universitäten stattgefunden, nämlich in Jena um 9, in Erlangen um 60, in Marburg um 67, in Greifswald und Kiel um je 99 und in Würzburg um 128, wogegen die Zunahme am beträchtlichsten war in Bonn um 106, Heidelberg um 108, Münster um 144 und Berlin um 327.

* Ein Apparat zur Projektion undurchsichtiger Objekte. Wie wir in der „Magd. Ztg.“ lesen, wurde bei einem Besuche, den die weimarischen Landtagsabgeordneten kürzlich den weltbekannten optischen Werkstätten von Zeiß in Jena abstatteten, ihnen auch ein von diesen neuerdings hergestellter Apparat zur Projektion undurchsichtiger Objekte vorgeführt, mittelst dessen körperliche Gegenstände und Abbildungen jeder Art bei erheblicher Vergrößerung mit außerordentlicher Schärfe und Farbenfrische einem großen Zuschauerkreis sichtbar gemacht werden können. Der Apparat wird es auch ermöglichen, Operationen während der Ausführung an der Wand zu demonstriren.

* Die Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin hielt am 18. Februar ihre Generalversammlung ab. Außer dem am Ende des vorletzten Jahres erworbenen Schleiermacher'schen Nachlasse, welcher gerade für Berlin von großer Wichtigkeit ist, sind in dem letzten Jahre Briefe Alexander v. Humboldts, Varnhagens v. Ense und Friedrich v. Schacks, außerdem noch Papiere Niebuhrs, welche den schon im Besitz der Gesellschaft befindlichen Nachlaß dieses Gelehrten vermehren, hinzugekommen. — Der Vorstand der Literaturarchiv-Gesellschaft wurde wieder gewählt und besteht aus den HH. Weinhold, als Vorsitzenden, Mommsen, Meisner, Meyer-Cohn, Dilthey, Jonas, Lessing, Erich Schmidt und v. Wildenbruch.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. III. Bd. Herausgegeben von Ant. Bettelheim. Berlin, Georg Reimer 1900. — Robert Misch: „Künstlerehe“. Ein Coulissen-Roman. (Kollektion Freunds „Moderne“ I.) München, Philipp Freund u. Co. — Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. Hggb. von Dr. Heinr. Braun. 15. Band, 1. u. 2. Heft. Berlin, Karl Heymann 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 20. Februar. Nummer 42.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Goethe und die Romantik.[1])

Goethe und Bettine.

Durch die letzte Weihnachtsgabe hat der Vorstand der Goethe-Gesellschaft seine Mitglieder zu lebhaftem Danke verpflichtet, denn sie bietet die zuverlässigste, manches bedeutende Neue bringende Mittheilung über Goethe's briefliche Verbindung mit Zacharias Werner, Adam H. Müller, Heinrich v. Kleist, Clemens Brentano, Ludwig Achim v. Arnim, Bettine v. Arnim, Jakob und Wilhelm Grimm, Friedrich und Karoline de la Motte-Fouqué, Adalbert v. Chamisso, Karl Immermann, August Graf v. Platen, Heinrich Heine und Joseph v. Eichendorff, deren Bezeichnung als „jüngere Romantik" freilich nur ein Nothdach ist. Von allen diesen Dichtern finden wir in Walzels treffender Einleitung nur Werner, von dem manches Neue geboten wird, Kleist und Bettine näher besprochen. Die so erwünschte Sammlung wird noch jahrelang sinnigen Forschern reichsten Stoff zu schönen Untersuchungen bieten. Mir scheint es in diesem Augenblick gerathen, das Verhältniß des Dichters zu der wunderlichen Bettine v. Arnim näher zu verfolgen; besonders die wirklich von Goethe an sie geschriebenen Briefe zusammenzustellen und näher zu erläutern, da ich seit 50 Jahren in diesen Blättern und sonst dasselbe ins Licht zu setzen gesucht habe und die hier gegebenen Mittheilungen mich in meiner Ansicht bestätigt haben. In der Beurtheilung von Goethe's Beziehungen zu der jüngsten Tochter der ihm so theuren wie unglücklichen, schon 1793 gestorbenen Maximiliane Brentano stehen die Herausgeber ganz auf der Seite der Bewunderer, wodurch sie zu einer irrigen Darstellung gelangen. Freilich gibt Schüddekopf schon eine Zusammenstellung der betreffenden Goethe'schen Briefe, aber unter diesen auch einzelne, die Bettine erst nach Goethe's Tode zu ihrem Roman über den göttlichen Dichter erfunden hat, andere fehlen in der Reihe, Goethe's eigenes Urtheil und Berichte anderer zuverlässigen Personen über Bettinens Wesen sind übersehen, vieles Einzelne ist nicht richtig gefaßt, auch Lesefehler unverbessert. Die richtige Kenntniß des Zusammenhangs von Goethe's wirklichen Briefen bildet die nothwendige Grundlage zu einer gerechten geschichtlichen Beurtheilung. Bettine hatte sich, als ihre drei Jahre ältere Freundin Karoline v. Günderode sich verdüstert von ihr abgewandt hatte, an Goethe's Mutter gedrängt, die durch ihr lustiges, aber auch zur Schau getragenes tolles Wesen und ihre Verehrung Wolfgangs sehr erfreut wurde, aber zugleich gequält wurde durch ihre phantastische, fiebernde Sehnsucht, den großen Dichter persönlich in Weimar zu sehen, wozu sie wunderliche Anschläge machte.

[1]) Briefe mit Erläuterungen. 2. Theil. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft 1899.

Ihr Wunsch wurde erfüllt, als sie am 23. April 1807 mit Schwager und Schwester nach Berlin reiste. In Weimar besuchte sie zuerst Wieland, den einstigen Liebhaber ihrer Großmutter, den sie um eine Empfehlung an Goethe bat. Dieser schrieb denn an ihn: „Bettine Brentano, Sophiens Schwester (die in seinem früheren Garten zu Osmanstädt begraben lag), Maximilianens Tochter, Sophie Laroche's Enkelin wünscht dich zu sehen, lieber Bruder, und gibt vor, sie fürchte sich vor dir, und ein Zettelchen, das ich ihr mitgäbe, würde ein Talisman sein und ihr Muth geben. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß sie nur ihren Spaß mit mir treibt, so muß ich doch thun, was sie haben will, und es soll mich wundern, wenn es dir nicht ebenso mit ihr geht." Die Wunderlichkeit des fast 22 Jahre alten Mädchens verräth dieser sonderbare Paß. Goethe's Tagebuch bemerkt nur: „Mamsell Brentano." Auf Bettinens Meldung über ihren Besuch bei Goethe schreibt Frau Aja: „Da hat denn doch die kleine Brentano ihren Willen gehabt und Goethe gesehen. Ich glaube, im gegengesetzten Falle wäre sie toll geworden; denn so etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Sie wollte als Knabe sich verkleiden, zu Fuß nach Weimar laufen. Vorigen Winter hatte ich oft eine rechte Angst über das Mädchen." Das von ihr erhaltene Briefchen schickte die Mutter nach Weimar. Gewiß sei dort kein anderes Wort zu hören gewesen, als von Goethe. Alles, was er geschrieben, jede Zeile gelte ihr als Meisterwerk, besonders „Egmont", alle Trauerspiele, die je geschrieben worden, seien dagegen nichts, gar nichts. Ihrer vielen Eigenheiten wegen beurtheile man sie natürlich ganz falsch; zu Frankfurt habe sie außer ihr eigentlich Niemand. Alle Tage komme sie zu ihr, das sei fast ihre einzige Freude. „Da muß ich ihr nun erzählen von meinem Sohn, alsdann Märchen. Da behauptet sie denn, so erzähle kein Mensch u. s. w. Auch macht sie mir von Zeit zu Zeit kleine Geschenke, läßt mir zum heiligen Christ bescheren. Am ersten Pfingstfest schickte sie mir mit der Post zwei Schachteln mit zwei süperben Blumen auf Hauben, so wie ich sie trage, und eine prächtige porzellanerne Chokoladetasse, weiß und gold." Ihr selbst schrieb Frau Aja in schwärmerischer Begeisterung: „Liebe — liebe Tochter, nenne mich ins Künftige mit dem mir so theuren Namen Mutter — und du verdienst ihn so sehr, so ganz und gar. Mein Sohn sei dein innig geliebter Bruder, der dich gewiß liebt, und stolz auf deine Freundschaft ist. Meine Schwiegertochter hat mir geschrieben, wie sehr du ihr gefallen hast." Daß Bettinens hohler Enthusiasmus Goethe zuwider war, zeigt die Aeußerung an seine Gattin vom 22. Mai: „Der Mutter Brief hat mich weit mehr erbaut, als der Brief von Bettinen. Diese wenigen Zeilen haben ihr mehr bei mir geschadet (in der Absicht, mich zu gewinnen) als deine und Wieland's Afterreden. Wie das zusammenhängt auszulegen, dazu würde ich viele Worte brauchen." Die Lobredner des Kindes lassen sich auch durch dieses Geständniß Goethe's in ihrer Verblendung nicht stören, obgleich Goethe immerfort glaubte, daß ihr Wesen gemacht, sie eine Schau-

spielerin, kaum ein Zug von ihr natürlich sei. Ihr Brief vom 15. Juni verräth das Bestreben, die von Goethe's Mutter gegebene Erlaubniß, Wolfgang zu schreiben, auf das maßloseste auszudehnen. Die Mutter schreibt noch am 8. September: „Bettine Brentano ist über die Erlaubniß, dir zuweilen ein Blättchen schicken zu dürfen, entzückt. Antworten sollst du nicht, das begehret sie nicht; dazu wäre sie zu gering, belästigen wolle sie dich auch nicht, nur sehr selten; ein Mann wie du hätte Größeres zu thun, als an sie zu schreiben, sie wolle die Augenblicke, die der Nachwelt und der Ewigkeit gehörten, nicht an sich reißen." Das ist ja der vollkommenste Widerspruch zu dem, was sie in jenem Brief behauptet.

Zum zweitenmal sah Bettine den Umworbenen im November. Das Tagebuch gedenkt ihrer und der Schwester Meline zuerst am 1. nach Tisch; am 2. speisten sie bei ihm zu Mittag, den 3. schon mit dem jetzt angekommenen Savigny und darauf stellten sich auch Clemens Brentano und v. Arnim ein, denen andere Freunde sich anschlossen. Goethe nahm die Familie in ehrenvollster Weise auf und bereitete ihr eine im Tagebuch ausführlich beschriebene Festwoche. Aber Bettine trat dabei sehr zurück, galt nur als ein wunderlicher kleiner Kobold, wie sie besonders in dem freilich späteren, aber unzweifelhaft richtigen Bericht von Stephan Schütze erscheint, der sie bei Frau Schopenhauer eingeführt hatte. Am Tage vor Goethe's Abreise nach Jena beklagte sie sich bei Goethe's vertrautem Sekretär Riemer über dessen wunderliches und sonderbares Betragen gegen sie. Derselbe berichtet, der Dichter habe am folgenden Tag auf der Fahrt nach Jena sich keineswegs als Bewunderer ihres geistreichen, aber doch barocken Wesens erklärt. Schüddekopf läßt dies unerwähnt, bedauert dagegen, daß man Bettinens Brief, den er als zweiten gibt, nicht beachtet habe, und doch kann dieser bei der Unzufriedenheit, mit welcher Bettine von Weimar geschieden war, unmöglich von ihr geschrieben, er muß erst nach Goethe's Tod von ihr erfunden sein, zur Zeit, als sie sich entschlossen hatte, in einem besonderen Roman sich als des Meisters begeisterte Verehrerin im lebhaftesten Brillantfeuer zu zeigen. Mißmuthig war sie im November von Weimar geschieden, wollte auch zunächst von Frankfurt und Goethe's Mutter nichts wissen, sondern blieb längere Zeit bei ihrem Schwager in Kassel. Ihre nächsten Briefe wurden durch Geschenke veranlaßt, die sie Goethe und seinem Hause in Weimar machte; jetzt wollte sie auf andere Weise sich in freundliche Verbindung mit diesem setzen, durch Geschenke, die bei der Mutter so gut eingeschlagen waren. Goethe's nächste Briefe vom 8. Januar bis zum 10. Mai 1808 sind Dankbriefe; der erstere, für die Weihnachtsgabe, schließt mit den Worten: „Adieu, mein artig Kind! (Goethe's beliebte Anrede an Mädchen.) Schreiben Sie bald, daß ich wieder was zu übersetzen habe." Seltsam hat man hierin den Beweis gefunden, daß Goethe Bettine's Briefe in Sonette umgedichtet. Unter dem Uebersetzen kann nur die Deutung eines Briefes gemeint sein. Bettine muß die erwartete Antwort als Uebersetzung, freilich in sehr gezierter Weise, bezeichnet haben. In dem zweiten Brief, worin er für eine starke Sammlung alter italienischer Musik für seine Hauskapelle dankte, versprach er, sobald etwas reif werde, was sie erfreuen könne, es ihr zu übersenden: aber damit kann es ihm nicht ernst gewesen sein; denn wirklich lagen ihm eine Reihe Sonette vor, die sich wohl zur Uebersendung geeignet hätten. Aber freilich mußte er sich scheuen, ihr etwas zu senden, was irgend auf seine Liebesneigung deuten könnte, ja er mochte überhaupt Bedenken tragen, ihr etwas anzuvertrauen, was er geheim gehalten wünschte. Doch zur Bezeigung seiner freundlichen Ergebenheit bat er um neue Mittheilungen und gab ihr Aufträge, ja bei seines Sohnes Anwesenheit in Frankfurt auf der Reise nach der Heidelberger Hochschule bat er sie, den schwarzäugigen, braunlockigen Ueberbringer seines Briefes ihren Geschwistern und Verwandten vorzustellen. Am 19. April traf eine neue reichliche Sendung Bettinens zu Weimar ein, für die er sofort dankte, was er zugleich für seine Gattin that, deren Schreibseligkeit zu ihren allergeringsten Seligkeiten gehöre. Sein August wurde auch von Bettine herzlich aufgenommen, wofür sie in unserm Brief den Dank der Eltern erhielt. Am 4. Mai äußerte Goethe seinen Dank für alles Freundliche und Gute, das sie seinem August erwiesen habe, der hoffentlich bis zur Abreise ihr auch werth geblieben sei, und er beauftragte sie, dem Fürst-Primas für die August erzeigte Gnade in ihrer artigen und anmuthigen Art zu danken und auch ihren Freund Arnim zu grüßen. Am Schluß heißt es: „Ihrer wird oft, besonders bei den schönen (Christianen geschenkten) Granaten, dankbar gedacht, und wenn ich allein bin, wird mir ein Brief von Ihnen in Karlsbad bei den Drei Mohren ein willkommener Besuch sein. Erzählen Sie mir ja recht viel von ihren Reisen, Landpartien, alten und neuen Besitzungen und erhalten mir ein freundliches Andenken." Das Tagebuch erwähnt am 7. Juli eines von Bettine erhaltenen Briefes, auf den er am 22. mehr höflich als herzlich erwidert. Der Haupttheil des Briefes betrifft Arnim, der jetzt wohl bei ihr sein werde. Zunächst erlahmte der Briefwechsel. Bettine fuhr in ihrer Weise an vielen Orten umher. Selbst die Kunde von der Krankheit der Frau Aja brachte sie nicht nach Frankfurt zurück; ja als Goethe's Gattin zur Regelung der Erbschaft dahin kam, zeigte sie sich nicht, auch äußerte sie gegen Goethe kein gutes Wort. Dagegen verlebte Arnim im Dezember fünf schöne Tage bei Goethe. Auch Bettinens mit ihm verbundener, dichterisch angehauchter Bruder Clemens, der schon manches Tolle verübt, aber als Mitherausgeber der deutschen Volkslieder sich auch Goethe empfohlen hatte, von dem er zu Weimar im Kreis der Familie Savigny freundlich begrüßt worden war, schrieb ihm in der ersten Hälfte Februar. Er begann mit einem Preise der Schwester: „Bettine, deren Herz ich zu kennen glaube, genießt in Ihrer fortwährenden Freundschaft eine Genugthuung und einen Trost, die sie früher mit heimlichen, verzehrenden Thränen entbehren mußte." Goethe wußte, was er von ihrem guten Herzen und ihren vergossenen Thränen um ihn zu halten hatte. Weiter meldete Clemens, sie lese in München dem an der Gicht übermäßig leidenden Tieck vor, die Savignys befänden sich wohl und gedächten dankbar aller in Weimar genossenen Güte. Erst darauf traf Bettinens reichliche Sendung ein, für die der Dank am 22. Februar folgte; eine Danksagung seiner durch die unerwartete Gabe unglaublich erfreuten Frau werde schon eingelaufen sein. Statt über Bettinens langes Schweigen sich zu beklagen, bezeichnet er sich als den schweigenden Freund und spricht von mehreren in Karlsbad erhaltenen Briefen, die er rasch beantworten müsse. Nur kurz gedenkt er seiner guten, unterdeß hingeschiedenen Mutter; sehr wohl begreife er, wie ihr Frankfurt durch deren Verlust verödet worden. Die ganze Antwort ist wieder so launig und anerkennend, daß die Freundin sich geschmeichelt fühlen mußte. Von Wilhelm v. Humboldt, der Bettine in München getroffen hatte, heißt es, er habe immer wieder von ihr zu reden angefangen, ohne daß er eigentlich etwas von ihr zu sagen gewußt habe, was auf ein eigenes Interesse schließen lasse. Ein Zeugniß, daß dieser scharfe Menschenkenner sie für bedeutend gehalten, ist dies keineswegs, sie war ihm nur eine Seltsamkeit. Am Schluß hieß es: „Laß uns von Zeit zu Zeit ein Wort vernehmen. Es thut immer seine gute und freundliche Wirkung, wenn auch der Gegenhall nicht bis zu dir hinüberdringt. Meine Frau, höre ich, hat dich eingeladen; das thu' ich nicht, und wir haben wohl Beide Recht. Lebe wohl, grüße freundlich die

Freundlichen und bleib' uns, Bettine. Adieu! Am Mittag des 4. August besuchte Clemens den Dichter zu Jena auf der Rückreise von Berlin. Dabei gedachte er der Kopie eines Selbstbildnisses von Albrecht Dürer in der Münchener Pinakothek, die Bettine ihm senden werde. Aber in ihrem weiteren am 11. September erhaltenen Brief las er mit Schrecken, sie habe diese schon vor sechs Wochen Fuhrleuten mitgegeben. In Angst, daß sie auf dem Weg verloren gegangen sein müsse, da sie ihm nicht zugegangen sei, bat er sofort die Freundin, deßhalb nachzufragen. Auf manches, dessen sie gedacht hatte, erwiderte er freundlich oder heiter. Als der Maler Kloß, der sich durch sie an ihn gewandt hatte, sich beklagte, daß Goethe nicht einmal seinen „demüthigen und aufrichtigen" Brief beantwortet habe, tröstete sie diesen damit, dasselbe Schicksal sei einmal ihrem eigenen „bittenden und liebenden" begegnet. „Daß Sie meine Unart gegen den Maler Kloß durch eine größere, die Sie mir verziehen haben, entschuldigt, ist gar löblich," erwidert er, „und hat dem guten Mann gewiß zur Erbauung gedient." Heiter war auch die Antwort auf die Frage nach seinen „Wahlverwandtschaften", dem Büchlein, das man ihr angekündigt habe". Von diesem sein ganzes Herz erschütternden Romane heißt es: „Ich kann selbst nicht dafür stehen, was es geworden ist." Er sandte ihr weder dieses noch die Ballade „Johanna Sebus", noch eine seiner Novellen, die in Taschenbüchern erschienen waren, ja von der angefangenen neuen, außerordentlich rasch vergriffenen Ausgabe seiner Werke, die manches Neue, Bedeutende enthielt, findet sich kein Wort. Selbst die Novellen schienen ihm für sie zu hoch oder zu sehr persönlicher Mißdeutung ausgesetzt. Zelters Lieder, die Goethe von allen Kompositionen am höchsten schätzte, waren ihr zuwider, die Natürlichkeit, die auf seinem Weg lag, war eine andere als die von Bettine gepriesene. Aber bei allem Gegensatze Bettinens zu seinem reinen Kunstsinn war es ihm eine heilige Pflicht, das Verhältniß zu der treuen Freundin seiner guten Mutter dankbar zu erwidern. „Deine Briefe machen mir viele Freude," schrieb er; „fahre fort, an mich zu denken und mir etwas von deinem wunderlichen Leben zu sagen." Sein nächster, vier Tage später gesandter Brief sollte sie nur über Dürers Bild beruhigen, das wirklich in Weimar angekommen war und, wie er schrieb, sein guter Wintergesell sein sollte, bis sie selbst komme, es abzuholen. Ein Gruß seiner Frau und Nachrichten von August fehlten nicht. Auf weitere Briefe der noch immer in München weilenden Freundin erwiderte Goethe am 3. November. Ihre Briefe seien ihm sehr erfreulich, hieß es, sie erinnerten ihn an die Zeit, wo er vielleicht so närrisch gewesen, aber gewiß glücklicher und besser als jetzt — ein Wort, das ihr zu denken geben konnte. Sie hatte ihm die Radirung ihres eigenen, sehr ähnlichen Portraits vom jungen Ludwig Grimm gesandt, das ihn sehr erfreut hatte. Freilich sei es sehr die Frage, ob diesem anderen Bilder so gelingen würden, wie das interessante Bettinchen, das so treulich und herzlich dasitze; dem von ihr auf dem Schoß gehaltenen korpulenten Bande von Arnim-Novellen: „Der Wintergarten", könne er seine Stelle fast beneiden, obgleich die Komposition gelungen sei. Die Kopie des Dürer'schen Bildnisses verdiene alle Achtung, und er möchte einmal gern ein von diesem Künstler gemachtes Bild nach der Natur sehen; leider müsse es, weil es bei der Verpackung gelitten habe, zunächst hergestellt werden. Aber Bettinens Aeußerung, sie predige den Künstlern in München das Naturevangelium, wie er selbst es früher in seinen Kunstliedern gethan hatte, läßt ihn wünschen, sie möge dies etwas bedingen: denn wer ließe sich nicht gern von einer so holden Pythonissin (Wahrsagerin) in Irrthum führen? Sie möge ihm doch schreiben, ob der Geist ihr sage, was er meine. Das sollte sie erinnern, die Sache sei keineswegs so einfach, wie sie zu meinen scheine. Um sie aber nicht durch diese Mahnung zu verletzen, schließt er mit der Bitte um Uebersendung weiterer Kompositionen von Durante und Marcello, damit diese in seiner Hauskapelle weiter spukten. Die von Steig in den Oktober versetzten Bruchstücke S. 352 ff. gehören sichtlich zu dem nach Goethe's Tod von ihr ersonnenen Roman, dem auch der als zweiter wirklicher Brief von Schüddekopf begrüßte spätere Entwurf angehört. Sein Schreiben vom 5. Februar 1810 antwortete auf den ganz vor kurzem erhaltenen Brief aus Landshut. Die Schachtel sei wie eine Glücksbombe ihm ins Haus gefallen. Seine Frau wolle selbst berichten, wie das Maskenkleid zu den Festen ganz erwünscht gekommen, aber der schönste Schmuck sei doch der liebe Brief gewesen, der ihre nie versiegende Liebe, ihr immer lebendiges Andenken an die Gegenwärtigen und ihre Treue für die Vergangenen (vielleicht „Vergangene", so daß Goethe's Mutter allein gemeint ist) bezeuge. Ihr hergestellter, an der Wand hängender Dürer sei die Lust aller Kunstfreunde und Patrioten. Davon, daß seit dem 23. Januar große Maskenzüge ihn außerordentlich in Anspruch nahmen und ganz Weimar aufregten, schwieg er. Seine Aufforderung, bald wieder von sich hören zu lassen, achtete sie nicht, so daß er kurz vor seiner Reise nach Karlsbad, am 10. Mai, wieder um ein Lebenszeichen bitten mußte, weil ihre Briefe ihm auf der Reise ihr freundlich liebevolles Bild vergegenwärtigen sollten. „Mehr sage ich nicht; denn eigentlich kann man dir nichts geben, weil du dir alles entweder schaffst oder nimmst", was nur heißen kann, sie schaffe sich ganz frei das Bild der Personen oder bilde es sich aus den von diesen gebotenen Zügen. Am 22. Juli meldete er seiner Frau, er habe von Bettine einen undatirten Brief aus einem etwa eine Tagereise von ihm liegenden Ort, den sie aber nicht nennen wolle; wenn er wieder zuhause sei, werde er sie oder einen langen Brief von ihr finden. Er glaubte, die Verwandten wollten sie nicht gern aus den Händen geben. Erst nachdem er am 4. August nach Teplitz übergesiedelt war, überraschte ihn Bettine, deren Ankunft er am 8. seiner Frau beschrieb. Als er ganz ruhig in seinem neuen Quartier gesessen, sei diese aus der stürmisch aufgerissenen Thür auf ihn losgesprungen. Unendlich habe sie von alten und neuen Abenteuern zu erzählen gehabt; sie sei hübscher und liebenswürdiger gegen ihn geworden, aber gegen andere Menschen sehr unartig gewesen. So blieb sie auch in der Aussicht auf die Heirath mit Arnim der alte leichtfertige Kobold. Als sie den 13. von Teplitz schied, schwebte sie ganz in Heirathsgedanken, wenn sie auch den alten Freund nicht ganz aufgeben wollte.

Der nächste Brief soll ein ohne Datum erhaltener sein, den v. Loeper mitgetheilt hat, aber wir halten ihn, wie fast alle datumlosen, entweder für ganz erfunden oder für wesentlich verändert. Der Schluß scheint ein aus der wirklichen Adresse Goethe's in Dresden („Hauptmann Verlohren") schlecht abgezogener Witz. Die Adresse theilte Goethe schon am 20. August seiner Frau mit. Echt scheint nur Goethe's Brief vom 25. Oktober, der auf mehrere von Bettine deutet, von denen einer am Vorabend seines Geburtstags geschrieben, alle früheren unbeantwortet geblieben waren. Auch als er am 2. Oktober in Weimar zurück war, schrieb er lange nicht. Wie man sich mit Bettinens Fälschung zerquält hat, zeigt die Deutung ihrer Schlußworte: „Wie ominos (ist die Adresse)! o weh! was wird er (der Brief) enthalten!" Steigs Scharfsinn erklärte sie: „Dein nächster Brief wird wohl deine Verlobung mit Arnim enthalten, und dann bist du für mich verloren!" Nur die beabsichtigte Ausführung seiner Lebensbeschreibung, deren Skizze schon im September entworfen war, drängte ihn, Bettine am 25. um ihre Beihülfe, besonders zur

Darstellung seiner Jugendzeit, zu bitten, von der ihr die Mutter so viel erzählt hatte. Für das über seine Geburt Mitgetheilte dankte er schon am 12. November, wenn anders das Datum richtig ist; denn nach den Worten: „Hier die Duette (die sie zurückgefordert hatte)! In diesem Augenblick habe ich nicht mehr Fassung genug, als dir zu sagen: Fahre fort, so lieb und anmuthig zu sein. Laß mich bald taufen. Adieu!" fand, wie das Tagebuch zeigt, an diesem Tag keine solche Bedrängniß statt, sondern am 17. bei Brizzis' Ankunft. Bettinens weitere Mittheilungen folgten bald darauf. (Vergleiche meine Erläuterungen zu Dichtung und Wahrheit S. 91—104 und meine Ausgabe IV, 193—202.) Zu Weihnachten bescherte sie ihm und seinem ganzen Hause; seinen Dank sprach er freundlich aus, als er am 11. Januar 1811 auf 14 Tage sich nach Jena begab. Hier deutet auf ihre Verlobung der Wunsch, daß alles, was sie gelobt habe, und was ihr gelobt worden sei, ihr Glück bringen möge. Viel Freude machte es ihm, daß sie mit Zelter sich näher gefunden habe. Freilich sei sie vielseitig genug, aber auch manchmal ein recht beschränkter Eigensinn, besonders lasse sie über Musik wunderliche Grillen in ihrem Köpfchen erstarren, die er aber aus Liebe zu ihr nicht meistern und quälen wolle. Den schönsten Dank sage er ihr für einige Perikopen aus seinem Evangelium juventutis, womit sie fortfahren solle. Auch gedenkt er der Aufführung Brizzi's von mehreren italienischen Opern in der Ursprache und seiner eigenen jetzigen Unfruchtbarkeit. Alles athmet die mildeste Gesinnung. In diesen Brief wurde später irrig ein Zusatz aufgenommen, dessen Echtheit selbst Schüddekopf nicht fest behauptet. Von der Hochzeit, die am 22. März gefeiert wurde, verlautet gar nichts. Erst als Goethe's Geburtstag nahte, trieb es das junge Ehepaar, sich dem Alten in Weimar vorzustellen. Arnim forderte Riemer auf, in Weimar für ihn eine kleine Wohnung vom 20. August an auf etwa 14 Tage zu miethen. Ohne Zweifel freute sich auch Goethe's Frau, Bettinen alle Ehre zu erweisen und die Arnims hatten die beste Absicht. Wie kam es nun, daß diese Zusammenkunft ein so trauriges Ende nahm, während sie vom 25. August bis zum 8. September beide Theile sehr erfreut hatte? Als Bettine am 13. mit Goethe's Frau auf der schon am 5. September eröffneten Kunstausstellung zusammentraf, entlud sich ein schreckliches Donnerwetter, das damit endete, daß Goethe's Frau Bettinen ihr Haus verbot. Wir finden dafür nur eine Erklärung. Weimars vornehme Frauen, die Stein an der Spitze, waren gegen Goethe's arme, wenn auch nicht geistreiche, aber ehrliche und treuherzige Gattin, die ihre schwere Stellung vortrefflich wahrte, eifersüchtig aufgeregt, so daß sie diese mit Schmähungen, wie die „dicke Hälfte", die „Kugelrunde" u. ä. zu belegen, und ihr Laster anzudichten nicht scheuten, die, wie wir bestimmt wissen, ihr durchaus fremd waren. Bettine, die sich wohl, je länger, um so eifriger an diese hielt, wurde immer schlimmer von dieser bösen Luft angeweht, und sie selbst ärgerte sich auch, daß Goethe Christiane immer nach Gebühr ehrte; da ist es leicht erklärlich, daß, als diese auf der Kunstausstellung Goethe's und Meyers von dem Bettinischen abweichendes Urtheil über ein Gemälde äußerte, in ihrem Uebermuth auf die Arme losfuhr, ja selbst Goethe und Meyer nicht schonte, diese aber in der Noth zu einem derben thüringischen Ausdruck griff, und endlich nach hitzigem Wortkampf der Baronin ihr Haus verbot. Noch schlimmer war es, daß, als Goethe auf der Forderung seiner Frau bestand, Bettine müsse die Beleidigung zurücknehmen, ehe sie sein Haus beträte, sich dessen entschieden weigerte und von den vornehmen Damen darin bestärkt wurde, wie wir es bestimmt von der Stein, der Schiller und der leidenschaftlichen Wolzogen wissen. Noch am 24. traf Goethe einmal bei Hofe mit Arnim zusammen, wo er ihn zwar äußerlich freundlich begrüßte, aber eine Unterhaltung mit ihm vermied. Freilich glaubte der Gatte Bettinens Bericht, die Frau Geheimräthin habe sie abscheulich ausgeschimpft, meinte auch, Goethe selbst habe leicht, ohne seiner Frau etwas zu vergeben, Bettinen für die erlittene Kränkung entschädigen können; den wahren Verhalt kannte er nicht. Auch Goethe liebte und ehrte seine Frau, mochte der Baron sie auch für eine partie negligeable halten.

Im folgenden Jahre kamen Goethe und die Arnims nach Teplitz. Auf Christianens Frage an ihren Gatten erwiderte dieser, von den Arnims nehme er keine Notiz, er sei froh, daß er von den Tollhäuslern los sei. Zuerst bemühte sich Arnim, wieder mit dem hochverehrten Dichter in Verbindung zu kommen. Es gelang ihm mit dem Brief vom 16. Februar 1814, dem er einige Blätter des „Preußischen Korrespondenten" beilegte, den er vier Monate lang redigirt hatte. Arnims Brief gedachte der Geburt seines zweiten Sohnes und der Absicht, der Ersparnisse wegen auf sein Landgut zu ziehen. Nachträglich hatte er auch einen Gruß Bettinens hinzugefügt. Goethe's Antwort war sehr freundlich und eingehend, aber der Gattin gedachte er nicht, nur der Kinder und ihres dreifachen Erbes an Gütern, Talent und Gesinnung. In den folgenden Jahren wurde der Briefwechsel fortgesetzt. Erst später suchte Bettine das Verhältniß herzustellen. Ein Besuch im November 1821 wird angeführt. Endlich hatte sie sich entschlossen, durch ein merkwürdiges Denkmal des großen Dichters ihn zu feiern, und zugleich sich selbst berühmt zu machen. Ueber ihre Skizze desselben spottete Goethe am 4. Juli 1824 als über das wunderlichste Werk der Welt, das wohl einen recht neckischen Anlaß zu einem kleinen Modell gäbe. Bettinens folgende Briefe gingen nur darauf aus, ihrer Kenntniß und ihrem Kunstsinn einen glänzenden Schein zu geben, aber sie benahm sich dabei so ungeschickt, daß sie Goethe endlich nöthigte, sie auf derbe Art zurückzuweisen, wie dies das Tagebuch am 7. August 1830 bemerkt. Darauf gab es denn die bittersten Wehklagen; sie fühlte, daß sie alles verschüttet habe und zunächst nichts mehr wagen dürfe. Doch ganz konnte sie nicht ablassen. Den Tod ihres Gatten im Jahre 1831 hatte sie nicht zur Wiederanknüpfung benutzt; dieser scheint in den letzten Jahren nicht mit Goethe in Verbindung gestanden zu haben, der trotz aller Achtung seiner Begabung und Gesinnung zuletzt beklagte, daß er wie ein Faß sei, dessen Reifen nicht gehörig festgeschlagen seien. Als aber sein zweiter 20jähriger Sohn im März 1832 nach Paris reiste, durfte er natürlich nicht an Goethe vorübergehen. Dieser hatte sich fünf Tage lang seiner freundlichsten Theilnahme zu erfreuen, ja er war einer der letzten Reisenden, die er empfing. Ein Grund, Bettinens Brief vom 8. März für unecht oder nicht überliefert zu halten, ist nicht vorhanden; denn daß Bettine einmal die Bemerkung fallen läßt, seit sechs Jahren habe sie nicht mehr an Goethe geschrieben, ist nur eine ihrer sehr zahlreichen falschen Behauptungen. Alle ihre Briefe wurden auf ihr stürmisches Verlangen, sie aus dem Nachlaß zurückzuerhalten, ihr ausgeliefert. Der letzte war der würdige Schluß des nüchternen Liebesrausches. Goethe's Tod veranlaßte sie zu unendlichen Klagen, dann aber zum begeisterten Entschluß, jetzt auch ein großes schriftliches Kunstwerk zu Goethe's und noch mehr zu ihren eigenen Ehren zu gründen, bei dem sie selbst viel besser fuhr als der Dichter, dessen Lebensbild sie unverantwortlich schädigte, indem sie unter dem Schein, den wirklichen Briefwechsel zu geben, ihre Eitelkeit und ihre ausschweifende Einbildung auf den Thron setzte, ja von ihm selbst manches Falsche berichtete. Die von uns besprochenen wirklichen Briefe mögen das von Bettine sehr verschobene Bild zurecht rücken; denn Wahrheit sei die Losung!

Köln a. Rh., 31. Jan. 1900. **Heinrich Düntzer.**

Kosmische Wolken im Weltenraum.

In einer der letzten Nummern der „Astronomischen Nachrichten“ macht Prof. See in Washington Mittheilung über merkwürdige Ungleichheiten in der Helligkeit und Färbung des dunklen Himmelsgewölbes, die er auf der bei dem Städtchen Flagstaff in Arizona in einer Meereshöhe von 2250 m gelegenen Lowell-Sternwarte wiederholt beobachten konnte. Der Genannte hat auf dieser Sternwarte, die sich infolge ihrer hohen Lage einer ungewöhnlich reinen und durchsichtigen Luft erfreut, in den letzten Jahren den südlichen Himmel nach Doppelsternen systematisch abgesucht („durchmustert“) und ist bei dieser umfangreichen Arbeit mit dem Aussehen des dunklen Himmelshintergrundes allmählich sehr vertraut geworden. Die Beobachtungen wurden völlig im Dunkeln ausgeführt, das Auge des Beobachters somit durch keinerlei Lichtquelle von außen beeinflußt. Unter diesen günstigen Umständen wurde Prof. See bald auf verschiedene Stellen des Himmels aufmerksam, die bezüglich ihrer Helligkeit und Färbung recht merkbar von anderen Gegenden des Himmelsgewölbes sich unterschieden. Diese Unterschiede kamen namentlich dann recht deutlich zum Vorschein, wenn die Luft trocken und völlig ruhig war und Mondlicht nicht störte, die Bilder der Sterne sich also besonders scharf vom dunklen Nachthimmel abhoben. In solchen Fällen erschien dem Beobachter das Gesichtsfeld seines 24zölligen Refraktors an einzelnen Stellen des Himmels matt bräunlich gefärbt, während es gleichzeitig an anderen Stellen des Himmels tiefschwarz war. Diese bräunliche Färbung konnte, wie Professor See feststellte, nicht etwa durch diffuses Sternlicht erzeugt sein, da er sie auch an solchen Stellen des Himmels wahrnahm, an welchen sich gar keine Sterne befinden. Prof. See konnte ferner konstatiren, daß derartige schwach leuchtende Areale nicht gleichmäßig über das Himmelsgewölbe vertheilt sind, sie scheinen vielmehr in einiger Entfernung von der Milchstraße zu beiden Seiten derselben angehäuft zu sein. So war eine mattbräunliche Färbung des Himmelshintergrundes besonders deutlich wahrzunehmen im Sternbild des Mikroskops, das sonst sehr arm an Sternen ist; ferner wurde eine solche beobachtet in der südlichen Krone, im südlichen Fisch, in der Gans, im Phönix, im Fluß Eridanus, in der Hydra, im Centaur, im Wolf, im südlichen Kreuz und im Skorpion. Andrerseits konnte diese Färbung an einzelnen Stellen des Himmels, besonders innerhalb und in der nächsten Nähe der Milchstraße niemals beobachtet werden, der bekannte „Kohlensack“ im südlichen Theil der Milchstraße z. B. erschien stets vollkommen tiefschwarz. Nach einer scharfen Begrenzung dieser bräunlich gefärbten Stellen des Himmels wurde vergeblich gesucht, ihr Aussehen glich stets dem eines matt leuchtenden, ganz feinen Schleiers, der über das Himmelsgewölbe ausgebreitet ist. Wenn somit die beobachteten Erscheinungen ihrem Aussehen nach zunächst auch wenig Aehnlichkeit mit cölestischen Nebelmassen zeigten, so glaubt Prof. See doch annehmen zu müssen, daß sie von weit ausgedehnten feinen Nebel- oder Staubmassen — „kosmischen Wolken“ — herrühren, die uns äußerst geringe, nur unter besonders günstigen atmosphärischen Umständen wahrnehmbare Lichtmengen zusenden, nach seiner Meinung aber möglicherweise durch photographische Daueraufnahmen auch objektiv nachgewiesen werden könnten.[1])

Bei Gelegenheit des Aufleuchtens eines neuen Sterns im Fuhrmann (1892) hat Professor H. Seeliger in München die Ansicht ausgesprochen, daß das Aufleuchten sogenannter neuer Sterne dadurch zustandekommt, daß dunkle oder nur schwach leuchtende Himmelskörper durch weit ausgedehnte kosmische Massen irgendwelcher Konstitution hindurchgehen und infolge des Widerstandes, den sie hiebei erleiden, nicht nur selbst glühend werden, sondern auch die infolge der Massenanziehung mit enormen Geschwindigkeiten auf sie einstürzenden Theilchen dieser Nebelmassen in glühende Gase verwandeln müssen, für einige Zeit somit bedeutende Helligkeit erlangen können.[1])

Diese Erklärung der Ursache von früher mehr oder weniger unbegreiflichen Himmelserscheinungen ist durch die Ergebnisse der an den neuen Sternen ausgeführten photometrischen und spektroskopischen Beobachtungen und insbesondere auch durch die in der jüngsten Zeit in Potsdam ausgeführten spektralanalytischen Untersuchungen völlig bestätigt worden. Eine weitere Stütze derselben glaubt nun Prof. See in seinen im obigen ausführlich besprochenen Beobachtungen erblicken zu sollen. Man wird ihm hier wohl nur mit einigem Vorbehalt zustimmen können. Denn vor allem bedürfen die Beobachtungen See's noch der Bestätigung durch andere Beobachter, da man die von ihm wahrgenommenen Erscheinungen beispielsweise doch ebensogut auf physiologische Ursachen oder auf Erscheinungen ähnlicher Art, wie die bekannten in großen Höhen schwebenden „leuchtenden Nachtwolken“, zurückführen kann. Und wenn andrerseits vernünftigerweise heute kein Zweifel mehr darüber obwalten kann, daß der Weltenraum von staubförmig vertheilter Masse mehr oder weniger dicht erfüllt ist[2]), so wird es doch Niemand ernstlich einfallen, den Nachweis des Vorhandenseins solcher kosmischen Massen an die Bedingung zu knüpfen, daß dieselben immer und überall uns sichtbar sein müßten. -rt-

[1]) Prof. Max Wolf in Heidelberg hat derartige Daueraufnahmen bereits vor mehreren Jahren mit dem Erfolg ausgeführt, daß in der That weit ausgedehnte, über ganze Sternbilder sich erstreckende, auf visuellem Wege aber nicht wahrnehmbare Nebel sich mit größter Deutlichkeit auf den exponirten Platten abbildeten. Prof. See scheint hievon keine Kenntniß zu besitzen.

[1]) Vorgänge ähnlicher Art, nur auf den kleinsten Maßstab reduzirt, haben wir bekanntlich fast täglich an Sternschnuppen und Feuerkugeln zu beobachten Gelegenheit.

[2]) Es möge genügen, in dieser Beziehung an die periodischen Sternschnuppenschwärme und Meteoritenringe, an das Zodiakallicht und an den sogenannten Gegenschein, endlich an das Ringsystem des Planeten Saturn zu erinnern.

Mineralschätze in Persien.

C. H. In der russischen, in Baku erscheinenden Zeitung „Kaspi“ finden wir von berufener Hand einen längeren Artikel über die Mineralschätze Persiens, den wir den Lesern der Beilage nicht vorenthalten möchten. Vielleicht ließe sich auch hier an manchen Orten deutsches Kapital mit Erfolg anlegen und fänden deutscher Unternehmungsgeist ein weites Feld für seine Thätigkeit.

Trotz vieler Bücher und Abhandlungen über Persien ist dieses Land, namentlich was die Thier- und Pflanzenwelt und das Mineralreich anbelangt, immer noch eine terra incognita. Dabei zeichnen sich die Mineralien speziell nicht nur durch ihre Fülle und Mannichfaltigkeit, sondern auch dadurch aus, daß sie in den oberen Schichten der Erde liegen und der Ausbeute leicht zugänglich sind.

Da es aber im Lande keine Spezialisten und sehr wenige passirbare Straßen gibt, so werden die ungeheuren Reichthümer nicht ausgebeutet, auch können die wenigen primitiv angelegten Bergwerke die Nachfrage des Landes nicht decken.

Ein nicht geringer Hemmschuh für die Entwicklung der Bergindustrie ist freilich auch der Umstand, daß die persische Regierung, durch Schaden klug geworden, mit einigem Argwohn sich den Unternehmungen ausländischer Kapitalisten entgegenstellt.

Von Mineralien, die man bis jetzt in Persien gefunden hat, sind in erster Linie zu nennen Steinkohlen und Steinsalz. Sie liegen in den Kalk- und Sandschichten des Schach-kuch und der benachbarten Berge in der Nähe der Stadt Astrabad beim Dorfe Schach-kuch-Bala. Auch die Insel Kischm oder Tawilach („Die Lange“) im Persischen Meerbusen hat große Schwefel- und Salzlager, welche von den Arabern nur fünf Monate jährlich bearbeitet werden, da in der übrigen Jahreszeit hier eine unerträgliche Hitze herrscht. Im Innern der Insel Chendschama, südlich von der Insel Kischm, ca. 40 km von der Hafenstadt Bender-Abas, sind ungeheure Steinsalzfelsen, welche von rothen, gelben und grünen Streifen durchzogen werden. Die Spalten, welche sich in einem Hügel zwischen Kalkgestein und Steinsalz aufgethan hat, endigt mit einer Höhle, die mit Pyrit (Schwefelkies) gefüllt ist.

An Eisen ist Persien außerordentlich reich. Das hohe Kamsoch-Gebirge, das sich vom Elbrus, durch den Schach-

Rud-Fluß getrennt, nach Süden zieht, enthält ebenso wie der Savalan sehr viele Metallschätze; einer seiner Ausläufer, über welchen der Weg von Sultanije nach Kaswin führt, besteht ganz aus rothem Eisenstein (Hämatit) mit einem Gehalt von 80—84 Proz. reinen Eisens. Nordöstlich von Tawris, im Thal eines der Zuflüsse des Araxes, finden wir bei der Stadt Agar sehr ergiebige Eisenerze, die nicht abgebaut werden. Dagegen sind in der Provinz Masanderan, der sogenannten Kornkammer Persiens, westlich von der Stadt Amol viele Dörfer durch die Exploitation der Eisen-, Kupfer- und Bleierze reich geworden. Diese Kupfererzadern gehören zu den reichsten der Welt und erreichen eine Mächtigkeit bis zu drei Faden; sie enthalten 18—34 Proz. reines Kupfer.

Am westlichen Ende dieser Provinz, in der Nähe des Dorfes Sachtesar, entspringen der Erde sehr reiche Schwefelquellen, Ab-i-Germ, d. i. heißes Wasser, genannt. Ebendaselbst sammeln die Bergbewohner Asphalt und verfertigen daraus allerlei Gegenstände.

Nicht weit von Ardebil, im Bassin des Araxes, am Ausgang der Pässe, welche aus dem Talysch zum Kaspischen Meer führen, finden sich ergiebige Kupferlager, die früher einmal abgebaut wurden, worauf die Reste unterirdischer Galerien hinweisen. Ebenso begegnen wir Lagern von Kupfer-, Blei- und Silbererzen auf dem Ostabhang des Berges Segend in der Nähe des Urmia-Sees in der Provinz Adjerbeidschan.

Das Gebirge Binalud zwischen Mesched und Nischapur enthält Adern von Gold-, Silber-, Kupfer-, Zinn-, Blei- und Eisenerzen; nordwestlich von Mesched werden Malachitadern exploitirt und der bunte Stein zu allerlei Kunstsachen verarbeitet; an anderen Orten wird Salpeter zur Pulverbereitung gesammelt; in Schandis wird vorzüglicher gelblicher und weißer Marmor gebrochen und bei Maden finden wir Steinsalz, sowie Türkisen. Diese kommen in Porphyrfelsen und Konglomeraten vor und werden von einer Kolonie Bergleute gewonnen, die aus Badachschan, dem Lande der Rubinen, hieher übergesiedelt sind. Die meisten Arbeiter bilden eine Association und theilen sich in den Gewinn. Es gibt aber auch einzelne Familien, welche ganze Bergwerke von der Krone pachten. Die jährliche Einnahme aus 14 Türkisgruben betrug 1878 77,000 Francs, im Jahr 1886 146,000 Francs. 1898 schon 158,650 Francs.

Die Arbeiter behaupten, daß die Türkisen oder „Glückssteine" ausreifen, das heißt an Farbe gewinnen, sobald sie der Erde entzogen werden; aber ein Jahr ist nicht genügend, erst nach 1000 Jahren gewinnt der Stein seinen vollen Glanz. In der Umgegend von Asterabad werden Bleierze ausgebeutet, welche die persische Regierung verpachtet. Zwanzig Kilometer von Jesd existiren verlassene Blei- und Türkisgruben, dagegen werden die reichen Bleierzlager auf dem Nordabhang des Berges Nugat nördlich von der Stadt Bachramabod ausgebeutet.

In den Umgebungen des Berges Nich in der Provinz Chorasan liegen alte verlassene Bergwerke, in welchen Kupfer und Blei gewonnen wurden. Diese alten Gruben zeigen, daß die Leute, die einst diese Mineralschätze hier gehoben haben, auf einer höheren Stufe der Zivilisation standen als die jetzigen Anwohner. Die alten Galerien und Stollen ziehen sich mehrere Meilen in das Innere des Berges hinein.

Der Berg Elwend, an dessen Abhang die Stadt Hamadan (das alte Ekbatana, die Hauptstadt von Mydien) aufgebaut ist, besteht ganz aus Quarz und Granit. Dieses Gestein ist durchzogen von zahlreichen Adern von Kupfer-, Silber-, Blei- und Zink-, auch arsen- und antimonhaltigen Erzen.

In Adjerbeidschan in der Nähe des Urmia-Sees finden wir ausgedehnte Lager durchsichtigen Marmors. An vielen Stellen dringen aus dem Grund des Sees ergiebige Quellen hervor, indem sie das Salzwasser mit Streifen reinen Wassers durchziehen; aber die bemerkenswerthesten Quellen entspringen in der Nähe des nordwestlichen Ufers des Sees in der Nachbarschaft der Ebene Selmas und im Südosten nicht weit vom Dorfe Dichkergan. Diese Quellen sind bekannt unter dem Namen „Marmorbrunnen". Die Quellen setzen wirklich Marmor ab und man wird nicht fehlgehen, wenn man ihnen die großen Marmorlager zuschreibt, welche so herrliches Baumaterial für die wunderbaren Paläste Persiens und von ganz Vorderasien liefern.

Der sogenannte „Tawriser" Marmor ist gewöhnlich von milchweißer Farbe, auch gelblich und rosafarbig, hat Quarzglanz und gleicht geschliffen dem edlen Onyx. Oft bildet der Marmor eine Art von Stalaktiten und das Oxyd, welches er enthält, verleiht ihm wunderbare Farben. Ohne Zweifel haben sich jene Marmormassen niedergeschlagen, als die Quellen, welche jetzt eine Temperatur von 18° C. haben, bedeutend wärmer waren. Jetzt werfen sie Strahlen schneeweißen Wassers empor, das viele Marmortheile enthält. Auch groben Tuff setzen die Quellen ab, welcher mit Schlamm zu schwärzlichen Massen sich zusammenklebt. Die meisten Quellen kommen aus Travertinkegeln hervor, die sie selbst aufgeworfen haben. Wenn die Oeffnung sich verstopft, so bildet sich eine andere am Fuß oder auf der Seite des Kegels. Aehnliche Fundorte von Marmor trifft man im Gebiet von Kars im Kaukasus, sie sind aber hier so gering, daß sie den Abbau nicht lohnen.

Die chemischen Bestandtheile des Tawriser und des Karser Marmors bilden eine Vereinigung von kohlensaurem Wasser mit Kalk. Er löst sich ohne Satz völlig in Schwefelsäure auf.

Beim See Urmia, nicht weit von Tawris, trifft man in dem Berg Tacht i Suleiman (Thron des Salomo) eine Menge Versteinerungen, die noch kein Geologe untersucht hat.

Am Ostufer des Persischen Busens in der Provinz Chusistan oder Arabistan, im Gouvernement Schuster und Gebiet von Tengsira kommen aus dem Mergel Naphthaquellen hervor, deren vielleicht eine glänzende Zukunft wartet.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Neue Literatur zur Zivilprozeßordnung.** Mit dem 1. Januar 1900 sind auch auf dem Gebiet des Zivilprozeßrechts zahlreiche, zum Theil einschneidende Neuerungen in Kraft getreten. Sie sind in den Zeitschriften über den Zivilprozeß entsprechend behandelt worden; größere Arbeiten darüber liegen spärlich vor. Richard Schmidt hat zu seinem Lehrbuch des Zivilprozesses einen Nachtrag erscheinen lassen, der die Abänderungen zusammenfassend darstellt. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) Als ich vor einem Jahr das Lehrbuch besprach, drückte ich mein Bedauern aus, daß dieses gediegene und äußerst sorgsam gearbeitete Werk so bald durch die neue Gesetzgebung überholt werden sollte. Vollständig ist dieses Gefühl auch durch den Nachtrag nicht beseitigt worden; aber andrerseits ist es als Gewinn zu erachten, daß nun die neuen Bestimmungen eine treffliche zusammenfassende Darstellung erfahren haben. Dafür werden besonders die Praktiker dankbar sein, die mit dem alten Gesetz vertraut sind und sich über die Tragweite der neuen Bestimmungen rasch orientiren wollen. Ich kenne kein Buch, das ich hiefür besser empfehlen könnte. Dem Lehrbuch ist zwar der Vorwurf gemacht worden, daß es zu wenig konstruktiv sei. Er trifft bis zu einem gewissen Grade zu; es fragt sich aber, ob er schwer wiegt. Es ist eben des Einen Art nicht so wie die des Andern. Daß ein Lehrbuch des Prozeßrechts konstruktiv sein müsse, steht nirgends geschrieben; ein Buch, das dieses Erforderniß nicht erfüllt, ohne weiteres als unwissenschaftlich zu behandeln, ist einseitig und ungerecht. Für das Fehlen großangelegter Konstruktionen entschädigt Schmidt durch eine vorzügliche Ausarbeitung des gesammten Materials. Der Theoretiker wird den Mangel, der Praktiker den Vorzug höher anschlagen. Und ich halte es für kein Unglück, wenn Bücher geschrieben werden, die den Praktikern gefallen. — Ein eminent praktisches Büchlein, die Zivilprozeß-Ordnung für das Deutsche Reich von Peters, in dritter Auflage besorgt von Elsner v. Gronow, ist als erste erläuterte Ausgabe der neuen Fassung des Gesetzes auf den Plan getreten. (Berlin, H. W. Müller.) Es hat sich in den früheren Auflagen so viel Freunde erworben, daß ich seine Vorzüge nicht weiter hervorzuheben brauche. — Nur halb in das Gebiet des Prozeßrechts gehört ein Werk, das geeignet ist, eine recht schwer empfundene Lücke auszufüllen: Die Beweislast nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch von Hermann Beckh. Die juristische Fakultät der Universität München hat die Arbeit mit dem Accessit ausgezeichnet; das sagt, daß sie nahe daran war, mit einem

Preis gekrönt zu werden. Die Preisaufgabe war in hohem Grade zeitgemäß; denn von der bösen Frage der Beweislast hatten sich, von den Regelungen einzelner Fälle abgesehen, die für die neue Gesetzgebung berufenen Kommissionen alle sorgfältig zurückgehalten. Trotz eines reichhaltigen Entscheidungsmaterials war die Sache noch durchaus nicht bis zur Durchsichtigkeit gereift; eingehende Vorarbeiten sind hiezu noch erforderlich. Das Buch von Hermann Beckh trägt dazu einen anerkennenswerthen Theil bei. Es ist eine Arbeit, der man anmerkt, daß der Verfasser sich mit Energie zur Klarheit durchgerungen hat. Er bleibt manchmal etwas zu abstrakt und geht manchmal nicht ganz in die Tiefe; auch Material, das guten Nutzen zu bringen imstande gewesen wäre, blieb abseits. Das soll kein Vorwurf sein und die Freude, daß in dieses dornige Gebiet ein Weg gebrochen wurde, nicht beeinträchtigen. Das Buch bedeutet eine brave That.

Hohenlohisches Urkundenbuch. Im Auftrage des Gesammthauses der Fürsten zu Hohenlohe herausgegeben von Karl Weller. Band I. Stuttgart, Kohlhammer 1899. 632 S. 8°. 10 M. — Dieses dankenswerthe Quellenwerk tritt würdig dem längst allgemein geschätzten Urkundenbuch des Hauses Fürstenberg zur Seite, mit welchem die Hohenlohe das Schicksal der Mediatisirung nach langer, vielfältig bewegter Geschichte und territorial bedeutender Reichsstandschaft theilen. Die Anregung zu dem Entschluß des Gesammthauses hat dessen jetziger Senior, der Fürst und Statthalter zu Hohenlohe-Langenburg gegeben. — Die abgedruckten, respektive registrirten Urkunden setzen mit dem Jahre 1153 ein, um welche Zeit die späteren Hohenlohe als Edelherren v. Weikersheim in die quellenmäßige Geschichte eintreten. Da die seit dem 12. Jahrhundert auftretenden Familiennamen ihrem Wesen nach zunächst nur unterscheidende, von lokalen Beziehungen hergenommene Zusätze waren, so sind sie bei den verschiedensten Geschlechtern von Dynasten, edlen Herren und Rittern im Lauf der staufischen Periode noch wieder geändert worden. Auf dieselbe Weise benannten sich auch die bisherigen Weikersheim seit den 70er Jahren des 12. Jahrhunderts um, nach ihrer bei Uffenheim gelegenen Burg Hohenlohe, und zweigten unter Kaiser Friedrich II. noch wieder eine selbständige Familie v. Brauneck von sich ab. Um diese Zeit treffen wir beide Linien in wichtigen Beziehungen und Aemtern des Reiches. Die Geschichte des Deutschen Ordens ist mit ihnen auf das engste verknüpft, und fast überraschend oft begegnen sie auch in Erwähnungen der dichterischen Literatur, bei Konrad von Mure, Hugo von Trimberg, Rudolf von Ems, Friedrich von Sonnenburg. So ist es ein reiches und vielfach ganz neues Material zur Reichs- und zur Territorialgeschichte, das in dem stattlichen bis 1310 geführten ersten Bande vorliegt und von dem Herausgeber nach durchaus geeigneten, nirgends in unnöthige Breite führenden Gesichtspunkten behandelt worden ist. Man darf es mit Spannung begrüßen, daß der Herausgeber, dessen württembergische und alamannische Studien schon früher in der „Beilage" nach Verdienst hervorgehoben worden sind, in seinem Vorwort außer der raschen Fortführung des Urkundenbuches auch eine darstellende Geschichte der Hohenlohe für die „nächste Zeit" in Aussicht stellt. Heyck.

Schwarze Kabinette. Eine Geschichte der Briefgeheimniß-Entheiligungen, Perlustrationen und Brieflogen, des postalischen Sekretdienstes, des „kleinen Kabinets", der „Briefrevisionsbureaus" und sonstiger Briefgeheimnißverletzungen. Von Bruno Emil König. Neue, vielfach vermehrte und verbesserte Auflage des Buches „Schwarze Kabinette". Berlin und Leipzig, Verlag von Friedrich Luckardt. — Das Buch mit dem etwas lang gerathenen und in seinem Ton noch dazu an gewisse Lieferungsromane erinnernden Titel gibt in seinem ersten Theil eine Geschichte der Einrichtungen der verschiedenen Länder zur Eröffnung der Briefe politisch Verdächtiger, um im ganzen zweiten Theil die stenographischen Berichte der Reichstagsverhandlungen über angebliche Briefgeheimnißverletzungen aus den 70er Jahren zu bringen. Ueber diese Dinge ist längst Gras gewachsen und lediglich die persönliche Gereiztheit des Verfassers gegen den damaligen Leiter der deutschen Reichspost, Stephan, vermag es zu erklären, warum diese Geschichten aus der Zeit des heftigsten Kampfes, den die Regierung gegen Ultramontane und Sozialdemokraten zu führen hatte, in dieser Breite, die geradezu ermüdend wirkt, von neuem behandelt werden. Diese persönliche Gereiztheit, ja man kann getrost sagen Gehässigkeit, gegen Stephan ist es auch, die das Buch stellenweise zu einer recht unerquicklichen Lektüre macht. König war früher Postbeamter und leitete nach seinem Ausscheiden aus dem Dienst „Die deutsche Post", ein Blatt, das sich der Interessen der Postbeamten annehmen sollte, aber durch seinen Ton sich vielfach Anfeindungen von Seiten der höheren Behörden zuzog. Wir kennen das Blatt nur aus den Auszügen, die König wohlgefällig in seinem Buch mittheilt, aber wir müssen doch sagen, daß keine Verwaltung der Erde, gehöre sie der absolutistischsten Monarchie oder der demokratischsten Republik an, es sich gefallen lassen kann, daß ihre Beamten in so systematischer und gehässiger Weise gegen sie verhetzt werden.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Im afrikanischen Urwald. Meine Reise nach dem Congo und der Mongalla im Jahre 1896. Von Franz Thonner. Mit 20 Textbildern, 87 Lichtdrucktafeln und 3 Karten. Berlin, D. Reimer (Ernst Vohsen), 1898. X und 116 S. Preis 12 M. — Afrikawerke in deutscher Sprache, die andere Gebiete als unsre Kolonien behandeln, sind heute außerordentlich selten; hier liegt ein solches vor — es schildert die Wanderungen eines deutschen Gelehrten im Congo-Staat. Thonner besuchte 1896 vorzugsweise behufs botanischer und ethnographischer Studien das Gebiet des Mongalla-Flusses, der etwa unter 20° ö. L. von Norden her in den Congo mündet, und hielt sich da etwas über zwei Monate auf. In einem kleinen Artikel hatte Thonner über seine Beobachtungen bereits 1897 im „Globus" (Bd. 72, S. 117) berichtet; hier liegt nun das gesammte Material, mit Ausnahme des botanischen, in einem schön ausgestatteten Band vollständig vor. Der nur kurzen Reisedauer entsprechend ist diese Beschreibung nicht sonderlich umfangreich ausgefallen; sie enthält aber doch in gedrängter Form alles, was Thonner gesehen, erfahren und gesammelt hat, und das ist nicht wenig. Auf die die Reise schildernden Kapitel folgt immer eine knappe allgemeine Uebersicht über das betreffende Gebiet mit Bemerkungen über Klima, Bodenbeschaffenheit, Pflanzen- und Thierwelt und die Bevölkerung. Der letzteren hat er seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und er bespricht verhältnißmäßig eingehend äußere Erscheinung, Tätowirung, Schmuck, Hausbau, Dorfanlage und Sprache, während er das große Gebiet des Geisteslebens und der sozialen Verhältnisse aus Mangel ausreichender Bekanntschaft mit den Stämmen allerdings fast ganz vernachlässigen mußte. Körpermessungen und ziemlich reiche Verzeichnisse von Wörtern der Stämme des Mongalla-Landes schließen sich an. Ueber den Kannibalismus konnte Thonner nichts sicheres erfahren, zumal auch die Beamten der dortigen Regierungsstationen darüber nur sehr vage Vermuthungen hatten; Thonner meint indessen, daß wohl die meisten Stämme dem Kannibalismus huldigen dürften. Erwähnenswerth ist die Notiz, daß sich im Mongalla-Gebiet bis heute eine Völkerverschiebung von Nordosten nach Südwesten bemerkbar macht; die Stämme am oberen Uelle drängen allmählich nach Südwesten, und die westlicheren Stämme geben diesem Druck nach. Im Gebiet des Nimbiri, östlich der Mongalla, sind bereits Asande-(Niamniam-)Völker angelangt, im Mongalla-Gebiet selbst solche aus den Ubangi-Ländern, die sich in Sprache, Tätowirung und Hausbau deutlich von den Congo-Anwohnern unterscheiden. Eine durch Suffixe charakterisirte und darum dem Bantu kaum noch zuzurechnende Sprache redet der in dieser Beziehung dort ganz isolirt dastehende kleine Stamm der Mondunga bei der Station Ngali. Wenig erbaulich ist, was man im Buch zwischen den Zeilen liest über das Verhältniß der belgischen Stationen zu den Eingeborenen. Als Thonner auf dem Landweg von der erwähnten Station Ngali nach der 50 km davon entfernt am Dua liegenden Station Monveda reiste, ließen die Eingeborenen vor den Weißen ihre Dörfer im Stich, und am oberen Dua, nur 100 km östlich dieser Station, wurde Thonner ausgeplündert und zur Umkehr genöthigt. Wenn solche Verhältnisse in einem Gebiet herrschen, das ziemlich dicht mit Stationen

besetzt ist, so beweist das von neuem die schon öfter ausgesprochene Behauptung, daß in großen Theilen des Congo-Staats die Herrschaft der Belgier nur auf ihren Gewehren beruht und mit wirklich zivilisatorischer Thätigkeit nicht viel Aehnlichkeit hat. — Die meist klaren Photographien des Werkes, die im Anhang noch einzeln erläutert werden, gewähren über die Vegetation und die Bevölkerung sehr willkommenen Aufschluß. Außerdem hat Thonner ein werthvolles Material von Routenaufnahmen heimbringen können, das von Moisel konstruirt und in einer sehr schönen Karte in 1 : 300,000 dem Buch beigegeben ist. In dieser Beziehung ist von den Belgiern noch nicht viel geleistet worden; die Flüsse sind zwar nothdürftig aufgenommen worden, aber jenseit der Ufer und schon wenige Kilometer von den Stationen landeinwärts beginnt noch immer die terra incognita. Unter diesen Umständen sind in erster Reihe Thonners Landmärsche von Werth, dann aber auch seine Aufnahmen auf dem Dua, die die Unzuverlässigkeit der Arbeiten Hodisters (1890) beweisen. Bemerkenswerth ist auch die Thatsache, daß Thonner die große Congo-Karte Baumanns (Mittheilung der Geographischen Gesellschaft in Wien 1888—1890) zuverlässiger fand als neuere Aufnahmen der Belgier, die seit 1894 in die Karten Eingang gefunden haben. Die meteorologischen Tabellen sind zwar lückenhaft, aber in Ermangelung anderer Angaben ebenfalls sehr annehmbar. H. Singer.

γ. Was in Nr. 21 der Beilage über den **Niedergang der italienischen Bibliotheken** gesagt worden ist, gibt nur einen Theil der Sorgen wieder, welche das gebildete Italien erfüllt. Das Königreich besitzt zwei große Nationalbibliotheken, die eine zu Florenz und die andere, jüngere, zu Rom. Von dieser, der Biblioteca Vittorio Emanuele, war neulich die Rede. Doch wohl noch schlimmer stehen die Dinge um die Florentiner Nationalbibliothek. Diese ist insofern die erste Italiens, als sie allein dem Gesetze gemäß von jedem neuen im Reiche erscheinenden Druckwerk ein Exemplar erhält. Wie alle Bibliotheken des Landes, ist auch die in Florenz jetzt von der Bestimmung getroffen, daß von der Unterhaltungssumme ein Fünftel gestrichen wird. Dies ist aber nur das kleinere Uebel. Auch jener Umstand ist von geringerer Bedeutung, daß die Räume der Bibliothek bis auf den letzten Platz von Büchern vollgestopft sind. Daß aber das ganze Gebäude unsicher ist und daß sich schon bedenkliche Anzeichen eines drohenden Einsturzes bemerkbar gemacht haben, das hat eine große Erregung nicht nur in Florenz, sondern in ganz Italien hervorgerufen. Träfe das Unglück ein, so wäre der Schaden unermeßlich, da die Bibliothek eine sehr große Sammlung von Wiegendrucken, gegen 18,000 Handschriften und 23,000 Bände von Musikwerken besitzt. Es kommt hinzu, daß die Regierung sich bis jetzt hartnäckig weigerte, den Sitz der Bibliothek zu verlegen, daß sie den Vorschlag des Florentiner Stadtraths, im Verein mit der Stadt Florenz ein neues Gebäude zu errichten, abgelehnt hat und sich mit einer flüchtigen Untersuchung begnügte, welche ein Beamter des Zivil-Genieamts ausführte. Alle Uebelstände nun, welche sich in den italienischen Bibliotheken vorfinden, hat der Senator Pietro Brambilla, der Vorsitzende der italienischen Bibliographischen Gesellschaft, in einem offenen, an den Unterrichtsminister gerichteten Brief zusammengefaßt. Er klagt darin nicht nur über die fehlenden Geldmittel und über mangelhafte Unterkunftsräume, sondern auch über die Verminderung der Zahl der Beamten, über die schlechten Gehälter, über die bureaukratischen Hemmnisse. Dieser Allarmruf, der in den Zeitungen ein starkes Echo fand, kam gerade rechtzeitig, um auf die Kammerverhandlungen bei der Berathung des Unterrichtshaushalts einzuwirken. Die Regierung, durch den Unterstaatssekretär Manna vertreten, mußte die schlimme Lage, in der sich die Bibliotheken befinden, zugestehen, und erklärte sich bereit, für die einzelnen Fälle die nothwendigen Vorkehrungen zu treffen. Doch man ist der vielen Versprechungen nur zu sehr gewöhnt, um sich mit jenen Zusagen zufrieden geben zu können.

G. Von den **Expeditionen**, die durch die Entdeckung der **Goldfelder von Klondyke** veranlaßt worden sind, hat die von der N. S. Coast and Geodetic Survey entsandte, welche sich die Untersuchung der beiden seeseitigen Hauptpforten von Alaska zur Aufgabe gemacht hat, bereits einen Bericht über ihre Ergebnisse erstattet. Es ist daraus hervorzuheben, daß hinsichtlich der Yukon-Mündungen festgestellt wurde, daß die Kusilvak-Mündung die Aphoon-Mündung, die von den Dampfern benutzt wird, an Wassermenge und Tiefe bei weitem übertrifft. In der ersteren bot sich überall eine Durchfahrt von 8 Fuß. Trotzdem aber wird die Schiffahrt vorläufig die seichte Aphoon-Mündung als Eingang in den Strom festhalten müssen, weil die tiefe Durchfahrt der Kusilvak-Mündung sich vielfach hin und her wendet und bei den Eisgängen im Frühjahr starken Wechseln unterliegt. Ganz ähnlich sind die Schwierigkeiten, welche die Zufahrten der in den Lynn-Fjord fließenden Ströme Chilkat und Katschin bieten. Auch hier haben die Untersuchungen der Expedition ergeben, daß durch das Frühjahrshochwasser und die dabei herabgeführten Sediment- und Treibholzwasser die Zufahrt gehindert ist.

* **Eine neue Kunde über das Schicksal Andrée's und seiner Gefährten.** Wie dem „Berl. Lok.-Anz." unter dem 19. Februar aus Stockholm telegraphirt wird, ist ein neues Gerücht über Andrée von Ottawa (Canada) nach London und von da nach Schweden gelangt. Letzten Oktober, so lautet es, kamen nach Churchillfort einige Eskimos, welche erzählten, daß zwei weiße Männer, die „vom Himmel gekommen waren", letzten Frühling von räuberischen Eskimos getödtet worden seien. Sie sagten, daß sie Reste des Ballons gesehen und wüßten, wo diese verborgen worden sind. — Auf jeden Fall ist dieselbe Vorsicht, mit der man schon die früheren Gerüchte über Andrée's Verbleiben aufnehmen mußte, auch bei dem neuesten geboten.

* **Marburg.** Als Privatdozent habilitirte sich an der hiesigen Universität Dr. Georg Kampffmeier mit einer Antrittsvorlesung über „Das Studium des Arabischen im Abendland während des Mittelalters und im Beginn der Neuzeit".

* **Padua.** Am 14. d. M. starb hier im Alter von 64 Jahren einer der bedeutendsten italienischen Forscher der Gegenwart, der Professor für Zoologie, vergleichende Anatomie und Physiologie Giovanni Canestrini, der vornehmlich durch seine bakteriologischen Studien auch im Ausland bekannt geworden ist.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

v. Janson: Das strategische und taktische Zusammenwirken von Heer und Flotte. 1. Heft. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900. — Captain Nemo: Zwischen zwei Welten. Dichtung. Leipzig, Grübel u. Sommerlatte 1900. — Ludw. Jacobowski: Aus deutscher Seele. Ein Buch Volkslieder. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. — Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich nebst Einführungsgesetz. Herausgegeben von Jul. v. Staudinger. 10. u. 11. Lfg. München, J. Schweitzer (Arth. Sellier) 1900. — Eliza Ichenhäuser: Die Dienstbotenfrage und ihre Reform. Vortrag. Berlin, Hermann Walther 1900. — Alois Riehl: Giordano Bruno. Zur Erinnerung an den 17. Februar 1600. II. Aufl. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1900. — Dr. Zacher: Die Arbeiter-Versicherung in der Schweiz und in Belgien. (Die Arbeiter-Versicherung im Auslande, Heft 11 u. 12.) Berlin, Arbeiter-Versorgung (A. Troschel) 1899. — Dr. Fr. Regel: Kolumbien. (Bibliothek der Länderkunde, 7. u. 8. Bd.) Berlin, Alfred Schall, Hofbuchhändler. — Gust. Körner: Bei Schiller und Goethe in Weimar. Genrebild. (Aus Weimars schönen Tagen.) Leipzig, Gust. Körner. — Dr. H. Stegmann: Die Plastik des Abendlandes. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschen 1900. — A. v. Gersdorff: Erlösende Worte. Roman. Berlin, Otto Janke 1900. — J. Doret: Organisation der sozialen Verhältnisse. Skizzen. Zürich, Leipzig, Th. Schröter 1900. — A. v. d. Elbe: Seekönigs Töchter. Roman aus altheidnischer Normannenzeit. Ebd. 1900. — Dr. Bernh. Dietrich: Die Spitzenindustrie in Belgien und Frankreich zu Ende des XIX. Jahrhunderts. (Sonderabdruck aus Schmollers Jahrbuch XXIII, 3 u. XXIV, 1.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

McKinleyismus.

I.

Vor kurzem hat William Lloyd Garrison eine Reihe von uns vorliegenden, nicht in einem Bande gesammelten, sondern dem Volke zu Nutz und Frommen als Flugblätter in den Vereinigten Staaten verbreiteten anti-imperialistischen Reden und Gedichten veröffentlicht. Der Verfasser dieser zeitgemäßen Schriften ist der Sohn des rühmlich bekannten Abolitionisten William Lloyd Garrison, der am 1. Januar 1831 die Wochenschrift „The Liberator“ zu Boston und ein Jahr später die „New England Anti-Slavery Society“ gründete, sich die Abschaffung der Negersklaverei zur Lebensaufgabe machte und den Kampf gegen diese zeitwidrige und mit dem Wesen eines Freistaates unverträgliche Institution unerschrocken und unermüdlich fortsetzte, bis das hohe Ziel durch die vom Präsidenten Lincoln am 1. Jan. 1863 erlassene Proklamation und die am 31. Jan. 1864 vom Kongreß vorgeschlagene und vom Volke angenommene Abänderung der Bundesverfassung vollständig erreicht wurde. Der Sohn trägt den Taufnamen des Vaters und ist von demselben edlen Geist beseelt. Es ist also selbstverständlich, daß er gegen die verhängnißvolle Politik der jetzigen Staatsverwaltung in Washington Stellung nahm und den mit allen Grundsätzen und Ueberlieferungen der Republik in Widerspruch stehenden Versuch, die für Freiheit und politische Unabhängigkeit kämpfenden Filipinos zu unterdrücken, öffentlich brandmarkte. Seine Empörung über diese Gewaltherrschaft drückt er in dem folgenden, an „William McKinley“ gerichteten Sonett klar und kräftig aus:

> Whether or tool or tyrant, History's pen
> Upon the nation's scroll of lasting shame
> Shall pillory in letters black thy name,
> Time can alone adjudge. To living men
> With liberty aflame no empty words
> Can justify the slaughter of the brave,
> Battling for freedom and a freeman's grave,
> As fought Armenians 'gainst Turks and Kurds.
> How in the future will this record read:
> 'Here lie the patriots of the Philippines,
> Murdered to satisfy a nation's greed
> By men whose rebel pathers, on the greens
> Of Lexington and Concord, dared to bleed
> And die for what to freemen freedom means'.

Wie vortheilhaft, vom Standpunkt der Ethik und der höheren Kultur aus betrachtet, sticht der diese Zeilen beseelende edle Geist gegen das rohe, engherzige Bramarbasiren ab, das in den durch den jetzigen Burenkrieg hervorgerufenen Gedichten Kiplings und Swinburne's zur Geltung kommt! Durch die letzteren, sich an poetischem Werth kaum über das Reimgeklingel eines Bänkelsängers erhebenden Ergüsse würdigen sich diese Lieblinge der Musen zu Leibdienern der gemeinsten politischen Streber herab, indem sie das Flügelroß in das Joch des Jingoismus spannen und Schandthaten verherrlichen, welche zwar die britische Gold- und Landgier zeitweilig sättigen, der Ausdehnung des Handels auch beförderlich sein können, aber der Nation in keiner Weise zur Ehre gereichen.

In seiner vor kurzem gehaltenen Rede hat der amerikanische Bundessenator Chauncey M. Depew den angelsächsischen „Sportgeist“ verherrlicht, aus dem, wie er mit Stolz behauptet, auch die von den Amerikanern und Engländern in den Philippinen und in Südafrika geführten Kriege hervorgegangen sind. Der Krieg, mit anderen Worten, wird gegen schwächere Völker, wo der endgültige Sieg außer Zweifel zu sein scheint, als eine Belustigung angesehen, wie die Jagd oder das Wettrennen, und um der Vorliebe für dergleichen Vergnügungen zu fröhnen, nehmen zwei große Nationen, die sich zivilisirt und christlich nennen, keinen Anstand, Menschenblut in Strömen zu vergießen und Länder mit Feuer und Schwert zu verheren. Man könnte vielleicht gegen diese Anschauung einwenden, daß Hr. Depew ein Lebemann sei, der in New-Yorker Gesellschaftskreisen verkehre, die dem Sport nicht bloß zum Zeitvertreib, sondern vor allem als das untrügliche Kennzeichen des vollendeten Gentleman huldigen und deßhalb eine zu große nationale Bedeutung zuschreiben. Wenn es aber damit seine Richtigkeit hat und der redselige Depew den Sportgeist eine gar zu entscheidende Rolle in der Geschichte spielen läßt, so dürfte es jeden besonnenen Menschen befremden, daß seine brutale Aeußerung von der imperialistischen Presse in Amerika und England ohne Widerspruch angeführt und sogar als ein Beweis für die Geistesverwandtschaft und gemeinsamen Bestrebungen der Angelsachsen in der alten und neuen Welt freudig begrüßt wird.

Es ist auch wahr, daß die Lust am Kampf, es sei nun mit der Faust oder mit dem Schwert, bei keinem Volke so groß ist wie bei den Engländern, die mit ihrer Liebe für „fair play“ prahlen, aber keine Bedenken tragen, die grausamsten Mittel zu benutzen, um ihre Feinde zu vernichten. Der Versuch der Haager Friedenskonferenz, Dum-Dum-Geschosse zu verbieten, war den Engländern völlig unbegreiflich und kam ihnen lediglich als ein aus Neid entsprungener, boshafter Eingriff in ihre Rechte vor. Von der politischen Rednerbühne und der Kanzel herab wird in England gern von Friedens- und Menschenliebe gefaselt, aber unter allen europäischen Mächten ist Großbritannien die einzige, die fortwährend Eroberungskriege führt. In einem „The Old Land and the Joung Land“ betitelten Gedicht, welches der britische Laureat Alfred Austin zur Förderung einer Allianz zwischen England und den Vereinigten Staaten vor kurzem veröffentlichte, wird mit Bezugnahme auf die alte Welt von Ländern gesprochen,

> that live cased in steel
> And whose war hammers never cease.

Aber das einzige europäische Land, auf das sich diese Worte wirklich anwenden lassen, ist Großbritannien, dessen Kriegshämmer irgendwo auf der Erde stets in Bewegung sind. Hämmerbares Material, woraus etwas werthvolles zu schmieden sei, wobei es auf das Zusammenschweißen desselben mit dem britischen Reich hauptsächlich ankommt, ist leicht zu finden. Ueberall, wo der Besitz irgend eines von wilden Stämmen oder verhältnißmäßig wehrlosen Völkern bewohnten Gebiets wegen Handelsvortheile oder der Ausbeutung der Bodenschätze wünschenswerth erscheint, drängen sich die Engländer gewaltthätig vor und suchen sich als Landesherren festzusetzen. Nun fangen die Amerikaner an, denselben arglistigen, ungerechten und ehrwidrigen Weg zur Weltherrschaft einzuschlagen und die berüchtigte Räuberpolitik in großartigem Maßstabe zu treiben, welche McKinley selbst, als er noch bei nüchternem Verstande war, „criminal aggression“ treffend nannte. Dazu haben sie jedoch weniger Veranlassung als die Engländer, denn in den Vereinigten Staaten beträgt die Durchschnittsbevölkerung nur 23 Köpfe auf die englische Quadratmeile, so daß von einem Mangel an Ansiedelungsländereien, dem alleinigen einigermaßen berechtigten Vorwand zur Erwerbung neuer Gebiete, keine Rede sein kann.

In einer neulich zu Pittsburg gehaltenen Rede sagte McKinley: „Vor der Ratifikation des Vertrags mit Spanien hatten wir keine Autorität in den Philippinen außerhalb der Stadt, der Bai und des Hafens von Manila. Wir hatten sonst keine Rechtsansprüche zu vertheidigen und keine Obergewalt auszuüben.“ Aber trotz alledem erließ er am 21. Dez. 1898, sieben Wochen vor der Genehmigung des obenerwähnten Vertrags, eine Proklamation, in der er die Absicht verkündete, die Herrschaft der Vereinigten Staaten über die ganze Inselgruppe auszudehnen und mit den Waffen aufrechtzuerhalten, und drohte, alle Bewohner des Archipels, die sich gegen diese Macht auflehnen, ohne weiteres zu zerschmettern. Auch schon 6 Monate früher, am 16. Juni 1898, richtete der damalige Staatssekretär, Hr. Day, ein Schreiben an Hrn. Pratt, den amerikanischen Generalkonsul in Singapore, in dem er ihm verbot, weitere Beziehungen mit den Führern der Filipinos zu unterhalten und erklärte, die amerikanische Regierung beabsichtige, sämmtliche Inseln in Besitz zu nehmen und als ein ihr unterworfenes Gebiet zu verwalten. Es ist also klar, daß McKinley auf dieses willkürliche und verfassungswidrige Vorgehen von vornherein bedacht war. Der Konsul bekam vom Staatssekretär auch einen Verweis, weil er dem Aguinaldo die Befreiung und Unabhängigkeit der Philippinen versprochen habe. Obwohl diese amtliche Rüge einen schriftlichen Beweis liefert, daß eine solche Versprechung gemacht wurde, wird sie von McKinley in den auf seiner Wahlreise gehaltenen Reden, sowie in seiner Botschaft geleugnet.[1]) Man habe freilich die Befreiung und Unabhängigkeit der Filipinos ins Auge gefaßt und als das Ziel der amerikanischen Politik zu erkennen gegeben, aber dabei nur an eine Befreiung von dem spanischen Joche gedacht. Wenn Aguinaldo diese Worte anders aufgefaßt und die darin versteckte Zweideutigkeit nicht gewahrt habe, so sei das Mißverständniß nur seinem Mangel an Scharfsinn zuzuschreiben. Zu welchem Zweck hat sich die menschliche Sprache so fein ausgebildet und so reichlich mit Doppelsinnigkeiten und Spitzfindigkeiten versehen, wenn nicht um der Pfiffigkeit und Verschmitztheit einen Dienst zu leisten und es möglich zu machen, aufrichtige und arglose Personen hinter das Licht zu führen, ohne für einen gemeinen Lügner erklärt zu werden? Daß die vorerwähnte Versprechung wirklich gegeben und von den Filipinos mit Freude begrüßt wurde, geht daraus klar hervor, daß am 8. Juni 1898 eine Deputation der Insurgenten dem Generalkonsul ihre Aufwartung in Singapore machte, um ihm für die mit Aguinaldo getroffene Anordnung „zur Erlangung und Aufrechterhaltung unsrer Unabhängigkeit unter der Obhut der Vereinigten Staaten“ zu danken. Hr. Pratt kam den Beauftragten freundlichst entgegen und sprach die Hoffnung aus, die Filipinos würden mit den endgültigen Ergebnissen der Abmachung völlig zufrieden sein und ihre Wünsche in jeder Hinsicht erfüllt werden.

Ein drastisches Beispiel von trügerischer Wortverdrehung und Sinnverkehrung hat neuerdings in den Vereinigten Staaten gerechtes Aufsehen erregt und alle Wahrheitsfreunde mit Staunen erfüllt. Bekanntlich wollten die als Freiwillige auf den Philippinen dienenden Soldaten, deren Dienstzeit zu Ende war, nachhause zurückkehren, da sie größtentheils den Krieg mißbilligten und nicht gesinnt waren, sich als Werkzeuge zur Unterdrückung der Völkerfreiheit länger mißbrauchen zu lassen. Die Verzögerung ihrer Entlassung gab viel Aergerniß und führte zu heftigen Angriffen auf den Präsidenten und seine Rathgeber. Um das Volk zu beschwichtigen, veröffentlichte die Bundesregierung zu Washington ein Telegramm aus Manila, das folgendermaßen lautete: „The volunteers are willing to remain.“ Der in New-York weilende General Lawton, der die Gesinnung der Freiwilligen genau kannte, war durch diese Mittheilung ganz verblüfft und konnte an die Echtheit derselben nicht recht glauben. Er reiste deßhalb nach Washington und verlangte vom Kriegsministerium das Telegramm zu sehen, dessen unverkürzter Inhalt war: „The volunteers refuse to reinlist, but are willing to remain until the transports arrive.“ (Die Freiwilligen weigern sich wieder, Dienste zu nehmen, sind aber willig, zu bleiben, bis die Transportschiffe ankommen.) Diese plumpe Verstümmelung einer offiziellen Depesche, um die öffentliche Meinung irrezuführen und die Wahlen zu beeinflussen, ist ein in der von Kniffen und Ränken strotzenden Geschichte der amerikanischen Parteipolitik kaum übertroffenes Meisterstück des McKinleyismus.

Auf seiner letzten Wahlreise hat McKinley wiederholt gegen Aguinaldo die Beschuldigung erhoben, er habe sich den Spaniern um den Preis von 400,000 Dollars verkauft und diese Summe in die Tasche gesteckt. Das den bekannten Bericht des Generals Greene enthaltende Schriftstück, welches McKinley selbst am 4. Jan. 1899 dem Bundessenat übersandte, beweist die völlige Unhaltbarkeit dieser Behauptung. Was sollen wir von der Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit eines Mannes denken, der keinen Anstand nimmt, eine derartige Verleumdung aufzufrischen und in Umlauf zu bringen, wenn die amtlichen Dokumente, die das Gegentheil unwiderlegbar darthun, in seinen Händen sind? Spanien hatte sich nicht allein durch Baarzahlungen, sondern vor allem durch die Zusicherung der Reformen, für

[1]) Seit der Abfassung dieses Aufsatzes hat der amerikanische Bundessenat den Präsidenten ersucht, Abschriften aller sich auf den Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und den Philippinen beziehenden offiziellen Dokumente dem Senat mitzutheilen. Dies ist zum Theil bereits geschehen und es geht aus diesen amtlichen Urkunden klar hervor, daß McKinley allein an dem Ausbruch des Krieges schuld gewesen ist. Die Richtigkeit dieser Behauptung wird auch durch einen dem Marineminister in Washingon vom Admiral Dewey am 31. März 1898 erstatteten und erst am 11. Januar 1900 auf Verlangen des Senats bekannt gemachten Bericht bewiesen und durch die Berichte des Generals Otis und anderer Offiziere der amerikanischen Armee bestätigt. Ein sehr wichtiges Dokument ist der „Report of Tour through Island of Luzon“, in dem die Ergebnisse einer von zwei Seeoffizieren des Dewey'schen Geschwaders, HH. Wilcox und Sargent, unternommenen Reise zur Ausforschung der Insel Luzon niedergelegt sind. Dieser im November 1898 eingesandte, sehr werthvolle, aber den imperialistischen Bestrebungen der Regierung äußerst ungelegene „Report“ wurde in den Staatsarchiven begraben, bis der Beschluß des Senats ihn ans Licht brachte. Dank dem Antrag des Senators Hoar aus Massachusetts, der die Initiative in dieser Sache ergriff, ist der „Report“ soeben im „Congressional Record“ veröffentlicht worden.

welche die Aufständischen kämpften, Frieden verschafft. Dem Vorschlag, das Geld unter die Führer und Mannschaft des Heeres nach Maßgabe des Ranges zu vertheilen, widersetzte sich Aguinaldo, obwohl der größte Theil auf ihn als Oberbefehlshaber entfallen wäre. Er bestand darauf, es als Vertrauensfonds zu betrachten und aufzubewahren bis man sähe, ob die Spanier die verheißenen Reformen auch ausführen würden und, falls dies nicht geschehe, es zur Bestreitung der Kosten einer neuen Erhebung zu verwenden. Durch diese Verzichtung auf eigenen Gewinn zugunsten des Gemeinwohls hat der Führer der Filipinos eine selbstlose Vaterlandsliebe gezeigt, an der McKinley zum Vortheil des Gemeinwesens hätte ein Beispiel nehmen können. Der wahrheitswidrigen Darlegung dieser Begebenheit fügte MacKinley mit Tugendstolz die Bemerkung hinzu, die amerikanische Regierung sei in keine Unterhandlungen mit Aguinaldo getreten, denn sie wolle nicht zur Bestechung greifen, um den Frieden herzustellen. Dieser erhabene Entschluß, keine unlauteren Mittel anzuwenden, um dem leichtsinnig vom Zaune gebrochenen, aber schwer zu führenden Krieg ein Ende zu machen, ist kaum mit der Thatsache in Einklang zu bringen, daß McKinley dem Haupt der Empörung in den Philippinen den Posten eines Offiziers in der amerikanischen Armee anbot, aber Aguinaldo nahm das Anerbieten nicht an.

Da dieser Bestechungsversuch fehlschlug, so paßt er jetzt in den imperialistischen Kram, die Filipinos als von dem Wütherich Aguinaldo grausam vergewaltigte und unterdrückte Völker hinzustellen, welche die Amerikaner aus reiner Menschenliebe und mit großer Selbstaufopferung vom drohenden Verderben erretten und mit dem Segen der Kultur beglücken wollen. Sie würden, sagt McKinley, die Oberherrschaft der Vereinigten Staaten mit Freuden annehmen, wenn sie nicht durch den Willen eines einzigen Mannes daran verhindert wären. Kaum hatte er diese Aeußerung in einer von der Plattform eines Eisenbahnwagens aus gehaltenen Wahlrede gethan, als der von den Philippinen soeben zurückgekehrte Rev. Peter McQueen, Feldkaplan bei dem ersten Regiment der californischen Freiwilligen, ihm widersprach, indem er erklärte, es gebe keinen einzigen Filipino in der ganzen Inselgruppe, der unter der Souveränität der amerikanischen Republik zu stehen wünsche. Zu gleicher Zeit schrieb der gut unterrichtete und zuverlässige Korrespondent eines amerikanischen Blattes: „Selbst die Eingeborenen, die sich an dem Kampf nicht betheiligen, hassen uns; sogar in Manila wird dieses anti-amerikanische Gefühl jeden Tag stärker. Von allen Stämmen sind nur die Moros den Amerikanern freundlich gesinnt." Mit der Freundschaft der Moros aber hat es folgende Bewandniß. Sie sind die Unterthanen des Sultans der Insel Sulu, mit dem der Präsident McKinley neulich einen Vertrag abschloß, demgemäß die Insel unter dem Protekorat der Vereinigten Staaten stehen und die Jurisdiktion der amerikanischen Gerichte anerkennen sollte. Für diese Zugeständnisse erhält der Sultan von Amerika dieselben Subsidien wie früher von Spanien. Es wird auch ausdrücklich bestimmt, daß die Sklaverei und Vielweiberei dort unter der amerikanischen Flagge unbehelligt fortbestehen solle. Hier macht sich McKinley einer auffälligen und wirklich schändlichen Verletzung der Bundesverfassung schuldig, welche erklärt: „Neither slavery nor involuntary servitude, except as a punishment for crime, whereof the party shall have been duly convicted, shall exist within the United States, or any place subject to their jurisdiction." Bezüglich der Polygamie wird jetzt der Versuch gemacht, Hrn. Roberts, den neuerwählten Repräsentanten aus dem Staat Utah, vom Kongreß auszuschließen, weil er drei Frauen haben soll. Dieser Protesterhebung schließt sich McKinley eifrigst an, da es seinem sittlichen Gefühl äußerst zuwider ist, einem Polygamisten zu gestatten, sich an der Gesetzgebung zu betheiligen, obwohl er es ganz recht findet, die amerikanische Flagge über dem Harem des Sultans von Sulu an der Bewan-Bai wehen zu lassen. Der Umstand, daß Hr. Roberts ein Vertreter der demokratischen Partei ist, würde natürlich dazu dienen, die moralische Entrüstung des Präsidenten noch zu steigern. Wir wollen die Dreiweiberei des Betreffenden durchaus nicht billigen und sind damit einverstanden, daß ein wissentlicher Uebertreter der Gesetze das hohe Amt eines Gesetzgebers nicht bekleiden sollte. Wir führen den Fall in Verbindung mit McKinley's Duldung und oberherrlichen Gönnerschaft derselben eigenthümlichen Institution in den Sulu-Inseln an, nur um seinen Charakter als Achselträger und populachero, wie der spanische Gesandte De Lome ihn nannte, durch ein triftiges Beispiel nochmals zu erläutern. Was die schon berührte Frage von der Gesinnung der Filipinos anbelangt, so stellt McKinley's Staatsanwalt, der Erzjingo Hr. Griggs, die Behauptung auf, nur ein Zehntel von einem Prozent der Bevölkerung der Philippinen, d. h. ungefähr 10,000 Leute, Weiber und Kinder inbegriffen, lehnten sich gegen die amerikanische Regierung auf; alle übrigen Stämme würden sich glücklich schätzen, den Schutz und Schirm der mächtigen Republik des Westens ungestört zu genießen. Die stärkste Streitmacht, die im Verhältniß zur Bevölkerung aufgestellt werden kann, beträgt höchstens sieben Prozent; darnach würde das Heer der Empörer aus bloß 700 Kriegern bestehen, und um diesen kleinen Haufen zu besiegen, schickt die amerikanische Regierung eine bedeutende Kriegsflotte und 65,000 Landsoldaten nach den Philippinen und hat das erwünschte Ziel noch nicht erreicht.

Derselbe redselige und sich über unbequeme Thatsachen leicht hinwegsetzende Griggs sucht die Einverleibung der Philippinen zu vertheidigen, indem er erklärt, die bisherige Ausdehnung der Vereinigten Staaten sei durchgängig in derselben Weise geschehen, nämlich durch Verträge mit fremden Mächten, welche das neuerworbene Gebiet entweder als eine Friedensbedingung nach einem glücklichen Kriege oder gegen eine Geldsumme an die Union abtraten. Seine Behauptung, es bestehe nicht der geringste Unterschied zwischen diesen Vorgängen und dem jetzigen Versuch, die Philippinen zu erobern, ist ganz falsch. Bei der Besitznahme von Louisiana, Florida, Californien und Alaska haben die Bewohner des einverleibten Landes keinen Protest gegen dieses Verfahren eingelegt und keinen Kampf für ihre politische Unabhängigkeit geführt; von einer Verletzung des Grundprinzips, worauf der amerikanische Freistaat beruht: „government derives all its just powers from the consent of the governed", kann also in diesen Fällen keine Rede sein. Eine Vergleichung des Seminolenkrieges in Florida, der zur Annexion dieses Gebietes Veranlassung gab, mit dem jetzigen Eroberungsfeldzuge gegen die Filipinos ist lächerlich und verräth entweder große Unwissenheit oder die Absicht, Unwissende irrezuführen. Als Louisiana infolge eines mit Frankreich 1803 abgeschlossenen Vertrags in den Besitz der Vereinigten Staaten überging, haben sich die Bewohner des abgetretenen Gebietes der Ausführung des Vertrags nicht widersetzt, sondern die amerikanische Souveränität bereitwilligst anerkannt. Der Erwerbung Californiens gingen einige Streitigkeiten zwischen der von London aus geleiteten englischen und der aus eingewanderten Bürgern der Vereinigten Staaten bestehenden amerikanischen Partei voraus. Die letztere trug ohne Schwierigkeit den Sieg davon und mit dem durch den Friedensvertrag vom 2. Februar 1848 erfolgten Anschluß des Landes an die Union hörten alle Kämpfe auf. An die Gründung eines selbständigen Staates wurde nicht gedacht. Auch gegen den Kauf des Territoriums

Alaska und die Besitzergreifung desselben im Namen der Unionsregierung haben sich die Aleuten und anderen eingeborenen Stämme weder verwahrt noch empört. Aus diesem kurzen historischen Ueberblick ist es also ersichtlich, daß kein Vorgang wie der gegenwärtige Angriff auf die Freiheit der Filipinos je in der Geschichte der amerikanischen Expansionspolitik zu verzeichnen ist. Ein gleicher Fall wäre aber vorgekommen, wenn England nach der Niederlage und Kapitulation von Cornwallis am 17. Oktober 1781 die aufständischen und unüberwindlichen Kolonien an eine europäische Macht verkauft und diese Macht es unternommen hätte, die erhandelten Kolonien zu unterwerfen und gewaltsam zu beherrschen. Würden McKinley und sein Kabinetsrath ein derartiges Verfahren billigen und eine auf solche Weise erworbene Landesherrschaft für rechtmäßig halten?

Der durch solche Einwendungen in die Enge getriebene Griggs erdreistet sich, die Filipinos geringschätzig zu behandeln, indem er sie mit den Modoc-Indianern gleichstellt und ihnen jede Fähigkeit, irgend eine gesetzte und gesittigte Regierungsform zu errichten und zu verwalten, abspricht. In Erwiderung auf diese abgeschmackten und wahrheitswidrigen Aeußerungen genügt es, die bekannten Worte des Admirals Dewey nochmals anzuführen: „Die Filipinos sind fähig, sich selbst zu regieren, und besitzen alle Eigenschaften dazu; es ist nur eine Frage der Zeit; aber der einzige Weg, die Insurrektion zu beenden und dem Archipel Wohlergehen zu sichern, ist das Zugeständniß der Selbstverwaltung an alle Bewohner. Das würde die Lösung vieler Fragen sein und alle Welt befriedigen, besonders die Filipinos, welche sich derselben würdig halten und thatsächlich würdig sind. . . . Ich wünsche dringend, daß der Gewaltthätigkeit ein Ende gemacht werde. Meiner Ueberzeugung nach wäre die Bewilligung des Self-government die gerechteste und vernunftmäßigste Lösung des Problems." Hr. Dr. Schurman, Präsident der Cornell-Universität und Vorsteher der von der Regierung nach den Philippinen geschickten Zivilkommission setzt sein „Vertrauen auf die Völker der Philippinen", drückt seine „Sympathie mit ihren politischen Bestrebungen" aus und sagt, „ein gebildeter Filipino, von welchem Stamme er auch sei, steht auf der gleichen Höhe mit einem gebildeten Menschen irgend einer anderen Rasse". Auch der ehemalige amerikanische Gesandte und Generalkonsul zu Bangkok in Siam, Hr. John Barrett, der im Jahre 1898 die Philippinen bereiste und über seine Beobachtungen in amerikanischen Zeitungen Bericht erstattete, hebt die politische Tüchtigkeit der Filipinos hervor und lenkt die Aufmerksamkeit ganz besonders auf ihre parlamentarischen Berathungen und die Gewandtheit und Würde, mit welcher ihre öffentlichen Angelegenheiten erörtert und geleitet werden. „Machen wir diesem verfluchten Krieg ein Ende; alles, was die Filipinos verlangen, ist Gerechtigkeit," ruft der vor kurzem im Kampfe gefallene ritterliche General Lawton seinen Landsleuten aus Manila zu. Aber der Jingo ist unverbesserlich und hält die Ohren steif, statt sie zu spitzen und dem Rath der Sachverständigen Gehör zu geben. „Keine Unterhandlung mit Rebellen," schreit McKinley. „Hauen wir die unverschämten Wilden nieder," brüllt der blutdürstige Roosevelt; und General Otis nennt die starke Freiheitsliebe der Filipinos „eine alberne Sucht nach Unabhängigkeit", die nur durch wiederholte Aderlässe geheilt werden könne. Es wäre ein Fehler, fügt er hinzu, den Aufstand „zu bald" zu unterdrücken — ein Fehler, den er jedenfalls nicht begangen hat.

Recht befremdend und den vorgeblichen sanftmüthigen Dienern des Herrn schwerlich zur Ehre gereichend, ist das Benehmen vieler amerikanischen Geistlichen in dieser wichtigen Angelegenheit. McKinley gehört der ebenso zahlreichen wie engherzigen Methodistengemeinde an und wird von der Mehrzahl seiner Glaubensgenossen eifrig unterstützt. Sein Bestreben, die Rolle eines Frömmlers mit der eines Volkstribuns zu vereinigen, führt zu recht komischen Situationen: er hebt die Augen gen Himmel, gleichsam um göttliche Erleuchtung zu erflehen, und liegt zu gleicher Zeit mit einem Ohre auf dem Boden, um die Stimme des Pöbels zu vernehmen und sich danach zu richten, denn Vox populi ist bekanntlich Vox Dei, und die letztere spricht sich am deutlichsten und verständlichsten durch die erste aus. Ein Bostoner Methodistenprediger, Rev. W. T. Perrin, will von dem in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung enthaltenen und als eine allgemein gültige und unbestrittene Wahrheit mit Nachdruck betonten Grundsatz: „government derives all its just powers from the consent of the governed" nichts wissen. „Von Gott allein," sagt er, „stammen alle Befugnisse und Gewalten der Regierung her und nur ihm sind die Nationen verantwortlich." Nach diesem Ausspruch ist der Präsident der amerikanischen Republik ein Herrscher von Gottes Gnaden, der auf die Bundesverfassung als ein menschliches Flickwerk gar keine Rücksicht zu nehmen braucht. Oder wäre es Hrn. Perrin und seinen Amtsbrüdern lieber, daß die Geistlichen als die beglaubigten und berufsmäßigen Ausleger und Verkünder der göttlichen Willensmeinungen und Befehle und als Stellvertreter des unsichtbaren Regenten alle Regierungspflichten auf sich nähmen und die demokratische in eine theokratische oder vielmehr hierokratische Staatsform umwandelten?

Ein ergötzliches Beispiel von verkehrtem Eifer haben diese Leute vor kurzem geliefert. Auf das Gerücht hin, daß McKinley während seiner Wahlreise ein Glas Wein in Chicago getrunken habe, schlug man großen Lärm in der Methodistengemeinde und verlangte, daß eine Untersuchung eingeleitet und, wenn es sich herausstellte, daß sich der Präsident wirklich in dieser Weise vergangen habe, er einen scharfen Verweis bekomme oder nöthigenfalls aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen werde. Nicht gegen das frevelhafte Vergießen des Menschenblutes in den Philippinen, sondern gegen den unschuldigen Genuß des Rebenblutes in einem Gesellschaftskreise empören sich diese Schwärmer, auf welche die Worte Jesu sich treffend anwenden lassen: „Ihr verblendeten Leiter, die ihr Mücken seiget und Kamele verschlucket!" Schließlich haben die klügeren dieser Teetotallers den Rath gegeben, von einem Disciplinarverfahren abzustehen, weil das Weintrinken in diesem Falle keine persönliche, sondern eine amtliche Handlung gewesen sei, welche den sittlichen Charakter des Menschen an sich nicht antaste und seine ewige Seligkeit nicht gefährde. Wer diese Ausflucht ersonnen hat, zeigt eine Geschicklichkeit, sich um wichtige Fragen herumzudrücken, um deren Besitz selbst ein in solchen Sachen so gewiegter Politiker wie McKinley ihn wohl beneiden dürfte. Die schlaue und spitzfindige Ausrede ist auch für die in den Vereinigten Staaten herrschende Begriffsverwirrung in Bezug auf öffentliche Angelegenheiten recht bezeichnend und deckt die Hauptquelle der dortigen politischen Korruption auf, nämlich die verhängnißvolle Neigung, die Handlungen eines berufsmäßigen Politikers in seiner Amtsthätigkeit mit einem ganz anderen moralischen Maßstabe zu messen als die seines Mitbürgers, der keines öffentlichen Amtes wartet, oder selbst seine eigenen Handlungen als Privat- oder Geschäftsmann. Der in den größeren amerikanischen Städten mit autokratischer Gewalt herrschende und die Besetzung aller obrigkeitlichen Aemter eigenmächtig bestimmende „Boss" trägt nicht das geringste Bedenken, die Schatzkammer nach Belieben auszuplündern, um sich und seine Anhänger zu bereichern oder Parteiinteressen zu befördern. Da er siegreich aus der Wahl hervorging, so hält er den Inhalt der Stadtkasse für seine rechtmäßige Beute; die öffentliche Meinung im allgemeinen

pflichtet ihm in dieser Anschauung bei und er gilt als ein ehrlicher Mann. Warum nicht? Er ist in das Haus seines Nachbars niemals eingebrochen und hat keinen einzelnen Menschen um einen Heller betrogen. Amtlich ist er ein gemeiner Schuft und das Haupt einer Diebsbande; persönlich gilt er für ein Muster der Redlichkeit und auch der Frömmigkeit dazu, da er mit dem Kirchenstuhlgeld nicht geizt, dem Gottesdienst jeden Sonntag gewissenhaft beiwohnt und mit Andacht und Selbstgefälligkeit dem Prediger zuhört, der die Abgötterei des Königs Ahâb ohne Vorbehalt verdammt und die Gleißnerei der Pharisäer in Jerusalem vor 18 Jahrhunderten unverhohlen rügt.

Neulich hat ein Kongregationalistenpfarrer, Rev. Mr. Meserve, erklärt: „Wir müssen diese Filipinos aus dem Pfade des Fortschritts hinwegräumen." Solch eine Aeußerung dient als ein schlagendes Zeugniß nicht nur von roher Gesinnung, sondern auch von grober Unwissenheit, und die Ausführung dieses Vorhabens würde ebenso unsinnig und dem gewerblichen und landwirthschaftlichen Gedeihen und der allgemeinen Kulturentwicklung der Philippinen schädlich sein, wie die vom General Otis versuchte Ausschließung der Chinesen. Nachdem die Eingeborenen durch den vom ehrwürdigen Herrn verlangten Vernichtungskampf ausgerottet worden sind, wie sollten die verwüsteten Inseln wieder bevölkert werden? Dauernde Ansiedelungen von Weißen stoßen auf unüberwindliche klimatische Hindernisse. Nur die Malaien, welche die weit niedriger stehenden melanesischen Urbewohner allmählich verdrängt haben und den führenden Stamm unter den Filipinos bilden, können die eigenartige, fortschreitende, friedliche und freiheitliche Kulturentwicklung des Archipels befördern und auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit bringen. Von den Malaien sind die Tagalen die begabtesten und dürften als die hauptsächlichsten Träger der dortigen Zivilisation angesehen werden; und aus der Mischung der Chinesen und Tagalen ist eine tüchtige Rasse von Mestizen hervorgegangen, die bestimmt sind, eine ebenso bedeutende Rolle in Ostasien zu spielen wie die aus der Mischung der Chinesen und Aino hervorgegangenen Japaner. Bekanntlich sind die chinesisch-tagalischen Mischlinge äußerst rührige und scharfsichtige Geschäftsmänner und die Inhaber oder Leiter fast aller Bank- und Handelsgesellschaften in den Philippinen; ohne ihre Mitwirkung würden auch die amerikanischen und europäischen Kapitalisten mit den dortigen Unternehmungen es nicht sehr weit bringen. Abgesehen von Erwägungen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, könnte man keine größeren Thorheiten begehen, als das Begehren des Hrn. Meserve zu verwirklichen oder den Befehl des Generals Otis auszuführen. Ueberhaupt scheint es dem amerikanischen Befehlshaber in Manila vor allem darauf anzukommen, durch falsche Berichte („lying reports" werden sie vom Admiral Dewey genannt) die Volksmeinung irrezuführen und den Wahlumtrieben des Präsidenten Vorschub zu leisten. Dieses Bestreben genügt, um ihm, trotz seiner offenkundigen Unfähigkeit, das Oberkommando des Eroberungsheeres zu erhalten. Auch nach seinem letzten Vorschlag, die Aufständischen als Briganten behandeln zu dürfen, läßt sich die Größe seines Menschengefühls und -verstandes genau ermessen.

E. P. Evans.

Johann Christian Hackenschmidt.

(Ein Nachruf.)

Nun ist auch der letzte Angehörige jener merkwürdigen Dichtergruppe heimgegangen, welche im Elsaß durch ihre Lieder das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Deutschland zu einer Zeit aufrecht zu halten suchte, als die Verwälschung mit Hochdruck betrieben wurde und alles Deutsche zu überwuchern drohte. Friedrich Otte, die Gebrüder August und Adolf Stöber, August Lamey, Karl Candius, Gustav Mühl, G. Dürrbach, Ludwig Schneegans, Daniel Hirtz und Alfons Pick — alle diese Sänger haben es noch erlebt, daß das Deutschthum im Elsaß sich wieder frei entfalten konnte; alle haben das Bewußtsein mit ins Grab genommen, daß deutsche Sitte und Sprache, die sie in ihren Liedern so oft verherrlicht haben, Gemeingut des elsässischen Volkes bleiben werden. Am 16. Februar ist ihnen auch Johann Christian Hackenschmidt — mit seinen fast 91 Jahren wohl der älteste Dichter Deutschlands — ins Schattenreich nachgefolgt. Mit ihm wird auch ein Stück Altstraßburg zu Grabe getragen.

Der Lebensgang Hackenschmidts ist schlicht und einfach. Er wurde als Sohn eines Handwerkers am 20. Mai 1809 zu Straßburg geboren und besuchte daselbst das protestantische Gymnasium. Dem Willen seines Vaters sich beugend, verzichtete er auf seinen Wunsch, sich einem gelehrten Berufe zu widmen, und erlernte die Korbmacherei, welche er später mit gutem Erfolge selbständig betrieb. Wie es damals üblich war, durchwanderte er nach beendigter Lehrzeit einen großen Theil Deutschlands und Frankreichs, überall lernend und beobachtend. In diese Zeit fallen seine ersten dichterischen Versuche. In die Vaterstadt zurückgekehrt, schloß er sich einem Kreise gleichgesinnter Freunde an, die gleich ihm nach des Tages Last und Hitze zusammenkamen, um in der Dichtkunst Erholung und Erhebung zu suchen. Was sie auf diese Weise schufen, fand den Weg in die Oeffentlichkeit durch ein von dem Buchdrucker Philipp Dambach herausgegebenes Wochenblatt. Seine erste selbständige Gedichtsammlung gab Hackenschmidt 1841 heraus. In den nächsten Jahren folgten verschiedene Volks- und Jugendschriften, zu denen er mit Vorliebe den Stoff der geschichtlichen Vergangenheit Straßburgs entnahm, z. B. „Die Waldenser in Straßburg", „Die Judengasse in Straßburg", „Die Straßburger Reformation". Andere Arbeiten finden sich in verschiedenen Zeitschriften, Broschüren und Volkskalendern zerstreut. Wie bei den meisten altelsässischen Sängern liegt der Schwerpunkt seiner poetischen Thätigkeit auf dem Gebiet der mundartlichen Dichtung. Wenn er in seinem geliebten Straßburger Deutsch schreibt, trifft er die richtigen Herzenstöne des Volkes, in dessen Denken und Fühlen er sich mit feinem Humor hineinzuleben versteht. Es ist daher nicht zu verwundern, daß viele seiner Gedichte von Mund zu Mund gehen.

Bis in seine letzte Lebenszeit hinein bewahrte der Dichter seine körperliche und geistige Frische. Den ihn besuchenden Freunden erzählte er gern von seinem Jugendleben, den Wanderungen in den Schwarzwald und die Vogesen, von Sitten und Gebräuchen längst entschwundener Zeiten und besonders auch von den vielen politischen Wandlungen, die er miterlebt hat. Hat er doch der Reihe nach das erste Kaiserreich, die Restauration, die Juli-Revolution, die Regierung Ludwigs XVIII., Karls X. und Louis Philipps, ferner die Februar-Revolution und zweite Republik an sich vorüberziehen sehen und dann seinen Lebensabend unter dem Schutze des deutschen Adlers verbracht. Der nach 1870 eingetretenen politischen Wandlung schloß er sich offen und ehrlich an, ohne auf seine elsässische Eigenart zu verzichten. Daher reichen sich heute Alt- und Neu-Straßburg an seinem Sarge die Hände, um den heimgegangenen Dichter zu ehren.

L.

Therese Huber.

Der Name Therese Hubers ist heute nur mehr wenigen Literaturkundigen geläufig, obwohl diese Frau in dem Geistesleben Deutschlands an der Wende des vorigen Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Eine Tochter

des Göttinger Philologen und langjährigen Herausgebers der „Göttinger Gelehrten Anzeigen", Christian Gottlob Heyne, war sie in erster Ehe mit dem Schriftsteller, Politiker und Weltumsegler George Forster vermählt, der 1793 in der Mainzer Revolution sein Vermögen verlor und sich total zugrunde richtete; in zweiter Ehe heirathete sie den damaligen kursächsischen Gesandten in Mainz und späteren Herausgeber der Allgemeinen Zeitung, Ludwig Ferdinand Huber, unter dessen Namen sie eine reiche schriftstellerische Thätigkeit entfaltete. Abgesehen von den politischen Schriften, sind alle nach 1793 verfaßten Bücher, welche ihren Gatten als Autor nennen, auf ihre Rechnung zu setzen, seien es nun selbständige Romane oder Neubearbeitungen von älteren Erzählungen und Dramen, die sie in großer Zahl verfaßte. Nach seinem Tode redigirte sie eine Zeitlang das Cotta'sche Morgenblatt. Das intimere Familienleben dieser interessanten und vielgeprüften Frau, die im Kreis des Göttinger Dichterbundes herangewachsen war und die bedeutendsten Geister jener literarischen Gährungsepoche, welche der Entfaltung klassischer deutscher Poesie voranging, zu ihren Freunden zählte, war bisher in Dunkel gehüllt. Das Verdienst, Licht über dasselbe verbreitet zu haben, gebührt Ludwig Geiger, welcher Therese Huber in seinem jüngst erschienenen Werk „Dichter und Frauen"[1]) zum Gegenstand eines instruktiven Aufsatzes macht. Der Leser wird in demselben speziell über Theresens Jugendleben, ihre Stellung im elterlichen Hause, sowie über ihre Beziehungen zu dem Schröder-Biographen F. L. W. Meyer auf Grund von bis dahin unpublizirten Briefen der Schriftstellerin unterrichtet.

Theresens Mutter, die erste Frau des Philologen Heyne, der sich als der Sohn eines armen Leinwebers bis zum Universitätsprofessor und -bibliothekar emporgearbeitet hatte, war die Tochter des seinerzeit berühmten Musikers Sylvius Leopold Weiß. Sie war in jungen Jahren Unterhofmeisterin der Söhne Augusts von Polen gewesen und an luxuriösere Verhältnisse gewöhnt, als ihr der Gemahl in seiner engen Häuslichkeit bieten konnte. Die Ehe gestaltete sich daher nicht glücklich, obwohl Frau Therese Heyne's erste und wahrscheinlich seine einzige Liebe war. Therese Huber, welche über ihre Mutter mit seltener Unumwundenheit, ja Rücksichtslosigkeit in ihren Briefen spricht, gibt zu, daß sie ihre Kinder unendlich liebte, und Herder, der mit ihr selbst in Korrespondenz stand und Klopstocks Oden mit ihr las, nennt sie „das stark-innigst empfindende Weib und die beste Mutter". Fehlte es der vormals königlich polnischen Erzieherin nicht an den für eine Mutter erforderlichen Herzenseigenschaften, so machte sich dagegen bei ihr der Mangel jeglichen Sinnes für Ordnung und Reinlichkeit um so heftiger fühlbar. Wenn in Therese der Jüngeren frühzeitig das Gefühl erwachte, „sich vor zerrissener Wäsche, Schmutz, Mangel an Kleidung und Schuhen zu schämen", so hatte sie dasselbe nur von ihrem Vater ererbt. „Wir Kinder," schreibt sie später, „blieben ohne alle Aufsicht in der schlechtesten Gesellschaft von Gassenkindern und Mägden — aber der Umgang mit Kindern unsres Standes wurde uns immer erschwert. Mich rettete mein Schutzgeist vor Unsittlichkeit, wahrscheinlich weil sehr früh eine ungemeine Geistesthätigkeit jede Sinnenlust niederdrückte und eine Sucht von stoischer Strenge in mich legte, die meinem ganzen Wesen eine eigene Richtung gab. Mein Bruder säete in dieser schlechten Gesellschaft die herben Früchte seines Lebens aus; meine Schwester ward durch Umstände früh herausgerissen." Das Zimmer des Vaters galt der Tochter stets als ein Heiligthum. Heyne, der sich seine Strümpfe oft selbst flicken mußte, arbeitete „über Menschenkräfte" und sah seine Familie nur bei Tisch. „Er war immer, wie er sein sollte," schreibt Therese, „milde, würdig in seinem Zorn, engelgütig, schamhaft rein wie ein vernünftiges Wesen, das seinen Leib für Gottes Tempel hält." Ein einziges Mal ließ er sich zu leidenschaftlicher Heftigkeit hinreißen, und dies anläßlich der Beziehungen seiner Frau zu dem Musiker Forkel, mit dessen übel beleumundeter Gattin einige Jahre später der Dichter Bürger ein stadtbekanntes Liebesverhältniß unterhielt. Die starke Entwicklung von Frau Theresens geschlechtlichen Neigungen erklärt sich aus ihrer Anlage zur Schwindsucht, der sie erlag, als ihre gleichnamige Tochter elf Jahre zählte. Sie war nach Geigers Ansicht in der letzten Zeit ihres Lebens eine kranke, auch moralisch nicht ganz zurechnungsfähige Frau. Die bis dahin etwas verwahrlosten Kinder holten nach dem Tod der Mutter nach, was bisher in ihrer Erziehung verabsäumt worden war. Heyne nahm die kleine Therese nun öfters auf die Bibliothek mit, zeigte ihr Gemmen, Antiken und Kupferstiche und gab ihr gute Bücher zu lesen. Zwei Jahre später vermählte er sich mit der Tochter des hannoverischen Hofraths Brandes, die ihm zum Unterschied von seiner ersten Frau eine „würdige Häuslichkeit" verschaffte. Therese Huber, der sie nie eine Stiefmutter wurde, nennt sie „ein vortreffliches, geist- und gemüthvolles Weib, ihr Idol, ihr liebes menschliches Götzenbild".

Als Therese sich, 20 Jahre alt, mit Forster vermählte, folgte sie keineswegs einem Zuge ihres Herzens. Sie wollte durch ihre Heirath lediglich den Vater von einer drückenden Last befreien; auch fühlte sie, daß ein vielbewundertes Mädchen, wie sie es war, bald heirathen müsse. „Meine erste Heirath," so berichtet sie selbst, „war mit unerhörter Unvorsichtigkeit geschlossen. Ich ward Braut, ohne Forster öfter als acht- bis zehnmal, sehr flüchtig gesehen zu haben." Wie verfehlt ihre Wahl, oder vielmehr die ihres Vaters, gewesen, sollte sich zeigen, bevor sie noch mit ihrem Gatten die Reise nach Wilna in Polen antrat, wohin jener von Kassel als Professor der Naturgeschichte eben damals berufen worden war. Therese lernte kurz nach ihrer Verlobung den Göttinger Unterbibliothekar Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, einen jungen Mann aus wohlhabender Familie kennen, der sich in den Kreisen der Göttinger Professorengattinnen und -Töchter großer Beliebtheit erfreute. Meyer eroberte Theresens Herz, und Forster, der damals wie noch wiederholt in seinem späteren Leben einen bedauerlichen Mangel an Scharfblick bekundete, hatte dagegen nicht nur nichts einzuwenden, sondern schien die Beziehungen seiner Braut zu dem Nebenbuhler sogar zu begünstigen, indem er sich selbst eng an den Letzteren anschloß. Bald verband sie das brüderliche „Du", und Herder nennt daher Forster, Therese und Meyer stets nur die „Dreieinigkeit". Therese versichert in ihren Briefen, daß ihr nie der Gedanke kam, lieber Meyers als Forsters Frau zu sein, und ihre Beziehungen scheinen in der That nicht sträflicher Natur gewesen zu sein — Meyer soll ihr „ihre kindliche Keuschheit in Gedanken und That" erhalten haben — aber in dem klatschsüchtigen Göttingen fehlte es nie an Leuten, welche anderes zu erzählen wußten. Nachdem Forster während seines Brautstandes und in der ersten Zeit seiner Ehe durch sein ungeschicktes Betragen die Flamme in den Herzen seiner Gattin und Meyers in thörichter Weise geschürt hatte, kam er zu der Einsicht, daß er sich selbst um Theresens Liebe betrogen habe; aber er war auch jetzt noch nicht willens, die „Dreieinigkeit" aufzulösen. „Forster handelte wie ein Unsinniger," schreibt Therese, „wie oft während jener fürchterlichen acht Monate nach unsrer Rückkehr aus Polen bat ich flehentlich: Trenne mich von Meyer, laß mich fort, verbiete mir, ihn wiederzusehen. Umsonst, wir sollten uns sehen, täglich, vertraut, und lieben, aber nicht wie er geliebt sein wollte." Als Forster Theresens Herz, das für ihn verloren war,

[1]) Abhandlungen und Mittheilungen. Neue Sammlung. Berlin 1899.

mit Gewalt zurückerobern wollte, wurde sie darüber krank, Meyer aber überließ sie „ihrem armen, unglücklichen Tyrannen“ und reiste nach England, von wo er noch einige Briefe an sie richtete, sodann aber nichts mehr von sich hören ließ. Forster blieb noch ein Jahr in Göttingen und ging dann als Bibliothekar nach Mainz. Die in dieser Stadt verlebte Zeit nennt Therese die fürchterlichste Epoche ihres Lebens. „Ich kann sie keinem Manne schildern und kein Weib wird sie begreifen. Ich fühlte mein Herz von Meyer mißhandelt und lebte in der Ehe wie eine der Unglücklichen, welche ihren Körper preisgibt, um nicht Hungers zu sterben.“

Als Forster 1793, durch seine Freiheitsideen verblendet, als Deputirter des Konvents nach Paris ging, um die Vereinigung der Mainzer Republik mit Frankreich zu beantragen, fand Therese mit ihren Kindern einen Retter in dem Manne, „der jedes ihrer Gefühle in dem festen Bewußtsein vereinigte, daß sie für ihn Opfer bringen mußte, um ihren eigenen Werth wieder zu erlangen“ — in Ludwig Ferdinand Huber, der sich der Familie Forsters nach ihrer Flucht aus Mainz in der edelsten Weise annahm und dem Therese 1795, nachdem ihr durch Reichsacht aus Deutschland ausgewiesener Gatte in Paris dem Skorbut erlegen war, die Hand reichte. Huber ließ sich zunächst als Privatgelehrter in Bosle bei Neuschatel nieder. 1798 begab er sich nach Stuttgart und übernahm hier die Redaktion der kurz vorher von dem Historiker Ernst Ludwig Posselt gegründeten Allgemeinen Zeitung. Als diese 1803 von der württemberg. Regierung verboten wurde, zog er mit der Familie nach Ulm (wohin auch die Zeitung verlegt wurde), wurde hier Landesdirektionsrath und Oberschulrath und starb 1804.

Ihren Jugendfreund Meyer hat Therese, seit er sie damals verließ, nicht wiedergesehen, aber ein brieflicher Verkehr, der mit großen Unterbrechungen bis zu dem Tode der Schriftstellerin fortbestand, beweist, daß sie ihm zeitlebens eine aufrichtige Zuneigung bewahrte. Noch 1803 gestaltete sie ihre liebste Erinnerung, die Zeit ihrer ersten Liebe, poetisch in einer Novelle („Mehr Glück als Verstand“). So oft sie ein harter Schicksalsschlag traf, wandte sie sich Trost suchend an ihn. Als Therese 1804 ihren zweiten Gatten durch den Tod verlor — in demselben Jahre starben auch zwei von ihren Töchtern —, unterstützte Meyer die in ziemlich traurigen Verhältnissen Zurückgebliebene zwar durch ein Geldgeschenk, aber der Egoismus, welcher einen Grundzug seines Charakters bildete, ließ ihn stets nur kühle Worte der Theilnahme finden. Der Briefwechsel zwischen ihm und Therese schlief daher bald wieder ein. Jene richtete erst 1812 wieder ein Schreiben an ihn, „um ihm über dem Grabe ihres Heiligen“ — sie meint ihren kurz zuvor verstorbenen Vater — „die Hand zu reichen“. Noch damals versicherte sie ihn, daß ihn seine alte Freundin „in Heynens Gefolg mit liebendem Andenken an die bunten Träume ihrer Jugend umschwebe“. Ihr letzter Brief an den Freund stammt aus dem Jahre 1820. Sie sprach ihm darin ihre Anerkennung über seine Schröder-Biographie aus und erhielt darauf von Meyer, der damals auf seinem Gute Bramstedt in Holstein ein ziemlich zurückgezogenes Leben führte, noch einen „lieben, recht herzlichen Brief, ganz so wie vor alten Zeiten“. Es ist die letzte Spur, welche von dieser Korrespondenz auf uns gekommen ist. Zwei Jahre vor ihrem Tode (1827) erkundigte sich Therese in einem Brief an eine Freundin noch einmal nach Meyers Schicksalen. Dieser verharrte dagegen in stolzer Abgeschlossenheit, und keine Zeile in seinem Briefwechsel läßt uns vermuthen, daß er die Erinnerung an jene Liebesepisode ebenso treu im Herzen bewahrt habe wie seine Jugendfreundin, welcher er elf Jahre später im Tode folgte (1840).

Wolfgang v. Wurzbach.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Die Ueberfüllung des ärztlichen Standes.** Wie wir einem diesem Thema gewidmeten Leitartikel des „Hamb. Korr.“ entnehmen, betrug (nach den Angaben in Börne's Reichsmedizinalkalender für 1900, II. Theil) am 15. Oktober 1899 die Zahl der Aerzte in Deutschland 26,689 gegen 25,757 im vorhergehenden Jahr. Bei einer Bevölkerung von 52,251,917 Einwohnern kommen demnach auf 1957 Einwohner 1 Arzt oder auf 10,000 Einwohner 5.1 Aerzte. Im Jahre 1886 betrug die Zahl der Aerzte bei einer Bevölkerungszahl von 46,840,587 Einwohnern 16,292, also 1:2875 oder 3.4 auf 10,000. Die Zahl der Aerzte hat somit um 63.8 Proz., die Einwohnerzahl um 11.5 Proz. zugenommen. Die Bevölkerung hat sich in Berlin um 38.8 Proz., in Hamburg um 30.1 und in München um 58.7 Proz., die Zahl der Aerzte in Berlin um 93.9, in Hamburg um 70.05 und in München um 91.3 Proz. vermehrt. Dabei weisen diese drei größten Städte Deutschlands noch nicht einmal die ungünstigsten Verhältnisse auf, eine ganze Reihe anderer Städte, wie Charlottenburg, Halle, Straßburg u. a. m. zeigen noch weit erschreckendere Zahlen. Auch auf dem flachen Lande ist, wie jeder Sachkundige weiß, eine bedeutende Zunahme der Aerzte zu verzeichnen, wenn es auch eine auf das flache Land beschränkte Aerztestatistik unsres Wissens nicht gibt. — Der erwähnte Artikel betont, daß Abhülfe gegen die pekuniäre Misere, die die nothwendige Folge dieser Ueberfüllung ist, nur durch ein Mittel geschaffen werden kann. Es muß sich die Kenntniß der materiellen Nothlage der Aerzte in immer weitere Kreise des Publikums verbreiten, damit der Andrang zum Studium der Medizin aufhört und allmählich wieder normale Verhältnisse eintreten. „Die jetzt beliebte Art, in der medizinischen Fachpresse dieses Thema zu erörtern,“ so fährt der Schreiber jenes Artikels, selbst ein Arzt, fort, „hat gar keinen Zweck, denn jeder Arzt spürt es täglich an seinem eigenen Leibe, daß eine Ueberfüllung seines Berufs da ist; er braucht es nicht fast allwöchentlich noch einmal schwarz auf weiß gedruckt zu lesen. Erst, wenn sich in der ganzen Bevölkerung die Ueberzeugung Bahn gebrochen hat, daß das Studium der Medizin unter den heutigen Verhältnissen vollständig aussichtslos ist, da schon für die nächsten Jahrzehnte hinreichend junger Nachwuchs da ist, erst dann ist die Möglichkeit gegeben, daß ganz allmählich im Lauf von vielen Jahren wieder gesündere Verhältnisse eintreten. Das Bestreben, dem man in ärztlichen Kreisen nicht selten begegnet, nach außen hin die Sachlage zu verschleiern und die Verhältnisse günstiger darzustellen als sie in der That sind, halten wir für durchaus unangebracht: nur die rücksichtsloseste Offenheit kann hier Wandel schaffen.“

* In Paris hat ein Physiologe bei seinen chemischen Untersuchungen der einzelnen Theile des menschlichen Körpers gefunden, daß sich im menschlichen Körper stets Arsenik findet. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Entdeckung des Professors Armand Gauthier für die gerichtliche Medizin von ganz ungemeiner Wichtigkeit ist, da aus ihr hervorgeht, daß die Auffindung von Spuren von Arsenik nicht unter allen Umständen als ein Beweis für vorgekommene Vergiftung angesehen werden kann. Doch wird der Entdecker dieser Thatsache die Priorität der Entdeckung schwerlich aufrechterhalten können. Wie die „Voss. Ztg.“ zu dieser Nachricht bemerkt, hat der berühmte Chemiker Professor Orfila in Paris, seinerzeit die erste Autorität auf dem Gebiet der Giftkunde in ganz Europa, schon vor etwa 60 Jahren, bei Gelegenheit des Prozesses gegen die Frau Lafarge, die beschuldigt war, ihren Mann mittelst Kuchen, worauf außer Zucker auch Arsenik gestreut war, vergiftet zu haben, behauptet, daß die sehr geringe Menge Arsenik, die in den Eingeweiden des Hrn. Lafarge gefunden worden war, nicht als ein Beweis der Schuld der Angeklagten gelten könne, da in jedem menschlichen Körper Arsenik enthalten sei. Allerdings waren die anderen Beweise für die Schuld der Frau Lafarge so erdrückend, daß ihre Verurtheilung dennoch erfolgte, immerhin aber bleibt die Thatsache bestehen, daß Professor Orfila der Erste war, der das Vorkommen des Arseniks im menschlichen Körper behauptet und auch nachgewiesen hat.

* Die Universität Greifswald ist vorangegangen in dem — jetzt so viel besprochenen — Streben der Hochschulen, sich an weitere Kreise der Gebildeten zu wenden. Es spricht sich das darin aus, daß hier zuerst eine Vereinigung aller Lehrenden (Lehrer der Universität, der höheren und niederen Schulen) gegründet ist und erfolgreich wirkt, und besonders in den seit 1894 bestehenden Ferienkursen. Die diesjährigen Kurse (VII. Jahrgang) finden vom 16. Juli bis 4. August statt. Die Fächer sind folgende: Sprachphysiologie (Geh. Rath Prof. Landois); Deutsche Sprache und Literatur (Prof. Siebs, Privatdozent Bruinier); Englisch (Prof. Konrath, Mr. Quiggin); Französisch (Mr. Brandin); Religion (Konsistorialrath Prof. Cremer); Pädagogik (Prof. Dr. Rehmke); Geschichte (Proff. Seeck, Bernheim, Dr. Altmann); Geographie (Prof. Credner); Physik (Prof. Richarz); Botanik (Prof. Schütt). In diesem Jahr sollen zudem zoologisch-anatomische Vorlesungen und Uebungen gehalten werden. Auch findet, wie in den letzten Jahren, eine Ausstellung bedeutenderer Erscheinungen der neuesten deutschen Literatur statt. Die Kurse sind in erster Linie für Lehrer und Lehrerinnen eingerichtet, doch nehmen auch stets Damen und Herren theil, die nicht dem Lehrstande angehören, die aber gern die Gelegenheit zur Fortbildung benutzen. In den letzten Sommern betheiligten sich jedesmal etwa 450 Herren und Damen (Deutsche, Oesterreicher, Skandinavier, Finnländer, Engländer, Amerikaner, Russen u. s. w.). Für billige Unterkunft und Ferienerholung wird, wie in früheren Jahren, Sorge getragen werden. Ausführliche Programme erscheinen Anfang Mai (Adresse: „Ferienkurse“, Greifswald).

* Ueber das Frauenstudium an den schweizerischen Universitäten bringt die „Straßb. Post“ folgende Zusammenstellung: Es werden die Frauen in der Schweiz an den sämmtlichen sechs Universitäten zu den akademischen Studien zugelassen. In Basel, Bern, Genf, Lausanne und Zürich werden sie bei gleicher Vorbildung wie die Männer immatrikulirt, außerdem auch als Hospitantinnen eingeschrieben; in Freiburg lassen sämmtliche Fakultäten wenigstens Hörerinnen zu. Wie stark von dieser Zulassung thatsächlich Gebrauch gemacht wird, ergibt sich aus der nachfolgenden Statistik, die leider nicht auf erschöpfende Vollständigkeit Anspruch machen kann. (Die amtlichen Personalverzeichnisse lassen hinsichtlich der statistischen Uebersichten leider sehr viel zu wünschen übrig. Und selbst, wenn man sich der großen Mühe unterzieht, die ganzen Verzeichnisse durchzuzählen, so bleiben immer noch einige hundert Hörerinnen, bei denen weder die Namen noch die ziffermäßigen Angaben über ihre Vertheilung nach der Nationalität aufgeführt sind.) Im ganzen zählt man gegenwärtig an den genannten sechs Universitäten 3723 immatrikulirte Studenten und 888 eingeschriebene Hörer, zusammen 4611. Unter dieser Gesammtzahl sind 1026 Frauen, also mehr als ein Viertel der Gesammtheit. Davon sind 624 immatrikulirt, 402 Hörerinnen. Von den ersteren sind 77 aus der Schweiz selbst, 547 also aus dem Auslande. Von den Schweizerinnen ist mehr als die Hälfte, 45 in der philosophischen, 26 in der medizinischen, 5 in der naturwissenschaftlichen und 1 in der juristischen Fakultät inskribirt. Von den Ausländerinnen dagegen gehören 371, gleich 68 Prozent, der medizinischen Fakultät an, 114 der philosophischen, 54 der naturwissenschaftlichen und 8 der juristischen. Von diesen Ausländerinnen stammen volle zwei Drittel, 422, aus Rußland, von welchen wiederum fast drei Viertel, 326, allein Medizin studiren, 51 Philosophie, 40 Naturwissenschaften und 5 Jurisprudenz. Das deutsche Reich ist mit 50 immatrikulirten Studentinnen vertreten, 23 davon studiren Medizin, 20 Philosophie, 5 Naturwissenschaften und 2 Rechtswissenschaft. Auffallend ist, daß nicht eine einzige Französin in der Schweiz immatrikulirt zu sein scheint. Soweit dann die Hospitantinnen nach der Nationalität ausgeschieden sind, befinden sich darunter 98 Schweizerinnen, je 36 Deutsche und Russinnen, 7 Französinnen. Nimmt man endlich die beiden Kategorien zusammen, so haben wir (immer mit dem obigen Vorbehalt) 458 Russinnen, 175 Schweizerinnen, 86 Deutsche, 24 Engländerinnen, 22 Bulgarinnen, 20 Amerikanerinnen, 19 Damen aus Oesterreich-Ungarn, je 7 aus Frankreich und Rumänien, 6 aus Dänemark, 5 aus Serbien, je 4 aus Holland und Italien, 3 aus Schweden, endlich je 1 aus Norwegen und Spanien.

* Der 13. internationale medizinische Kongreß wird, dem im Jahre 1897 in Moskau gefaßten Beschluß gemäß, in diesem Jahr in Paris tagen; es ist für seine Eröffnung der 2. August, für seinen Schluß der 9. August in Aussicht genommen. Um auf möglichst zahlreichen Besuch deutscher Aerzte und auf eine möglichst umfassende Mitarbeit unsrer Forscher und Gelehrten an den wissenschaftlichen Aufgaben des Kongresses hinzuwirken, sowie gleichzeitig die Interessen unsrer Landsleute beim Kongreß zu vertreten, hat sich auf Ersuchen des französischen Organisationskomitees ein Deutsches Reichskomitee für diesen Kongreß gebildet, welches aus folgenden Herren besteht: Dr. R. Virchow, Geh. Med.-Rath, Prof., Berlin, Vorsitzender; Dr. C. Posner, Prof., Berlin, Anhaltstr. 7, Schriftführer; Dr. A. Eulenburg, Geh. Med.-Rath, Prof., Berlin, stellvertretender Schriftführer; Dr. M. Bartels, Geh. Sanitätsrath, Berlin, Schatzmeister; Dr. Aub, Ober-Med.-Rath, Vorsitzender des Deutschen Aerztevereinsbundes, München; Dr. v. Bergmann, Geh. Med.-Rath, Prof., Berlin; Dr. v. Bruns, Prof., Tübingen; Dr. v. Coler, Wirkl. Geh. Ober-Med.-Rath, Generalstabsarzt der Armee, Prof., Berlin; Dr. Curschmann, Geh. Med.-Rath, Prof., Leipzig; Dr. Erb, Geheimer Rath, Prof., Heidelberg; Dr. Ewald, Geh. Med.-Rath, Prof., Berlin; Dr. B. Fraenkel, Geh. Med.-Rath, Prof., Berlin; Dr. Gerhardt, Geh. Med.-Rath, Prof., Berlin; Dr. Gusserow, Geh. Med.-Rath, Prof., Berlin; Dr. Koenig, Geh. Med.-Rath, Prof., Berlin; Dr. Lent, Geh. San.-Rath, Vorsitzender des Ausschusses der preußischen Aerztekammern, Köln; Dr. v. Leyden, Geh. Med.-Rath, Prof., Berlin; Dr. Liebreich, Geh. Med.-Rath, Prof., Berlin; Dr. Naunyn, Geh. Med.-Rath, Prof., Straßburg i. E.; Dr. Pistor, Geh. Ober-Med.-Rath, Berlin; Dr. Rumpf, Prof., Direktor des neuen allgemeinen Krankenhauses, Hamburg; Dr. B. S. Schultze, Geh. Rath, Prof., Jena; Dr. Waldeyer, Geh. Med.-Rath, Prof., Berlin; Dr. v. Ziemssen, Geh. Rath, Ober-Med.-Rath, Prof., München. — Mitglieder des Kongresses können alle approbirten Aerzte und Doktoren der Medizin werden; Zahnärzte, nach Beschluß des Pariser Komitees, nur soweit sie diese Eigenschaften besitzen. — Der Mitgliedsbeitrag ist auf 25 Fr. (= 20 M. 50 Pf.) festgesetzt. Derselbe kann seitens der deutschen Aerzte in dem Reisebureau von Carl Stangen, Berlin W., Friedrichstraße 72, entrichtet werden, welches als „Verkehrsbureau des Deutschen Reichs-Komitees“ fungiren und jegliche Auskunft in Bezug auf Theilnahme, Reise, Wohnung 2c. ertheilen wird. — Anmeldungen von Vorträgen sind an den Generalsekretär des Kongresses, Dr. A. Chauffard, 21, Rue de l'Ecole de Médecine, Paris, oder an den oben genannten Schriftführer des Deutschen Reichskomitee's zu richten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Arth. Human: Der deutsch-russische Handels- und Schifffahrtsvertrag vom 20. März 1894. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen Band XVII, Heft 3.) Ebd. 1900. — Die wechselnden Phasen im geschichtlichen Sehkreis occidentalischer Kultur und auf dem asiatischen Kontinent. I. u. II. Kartographisch skizzirt. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1900. — Gust. Körner: Louise, Königin von Preußen. Ein geschichtlich-dramatisches Gedicht. 2. Auflage. Berlin u. Wernigerode, B. Angerstein (Otto Drewitz Nachf.) 1890. — Karl Kelber: Sturm und Sang. Gedichte. Leipzig, Gustav Körner 1900. — F. Berndt: Wie schützt man sich gegen Falschspieler? Berlin, Charlottenburg, Allgemeine Verlagsagentur. — Joh. Kuhnau: Der musikalische Quack-Salber. Hggb. von K. Benndorf. (Deutsche Literatur-Denkmale.) Berlin, B. Behr (E. Bock) 1900. — S. Rosenfeld-Buchenau: Kreuz und Halbmond. Skizzen. Leipzig, Robert Baum 1900. — H. Bayerl: Anleitung zum Vollzug der sogenannten Personalsteuergesetze vom 9. Juni 1899. III. Auflage. 1. Band: Einkommen- und Kapitalrentensteuer; 2. Band: Gewerbesteuer. München, Eduard Pohl 1899.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 22. Februar. Nummer 44.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aus dem Gebiet der Technik.

(Fortschritte des Eisenbahnwesens; Petroleum, Kokes und Torf als Lokomotivheizmittel; Rauchlose Steinkohlenfeuerung; Eisenbahnsignalwesen; Elektrische Weichen- und Signalstellung; Elektrisches Signalsystem im Rangirdienst; Beschleunigung des Eisenbahnverkehrs; Güterzugsverkehr; Eilgüterzüge; Güterbahnhöfe; Sägeförmige Entladungsschuppen; Elektrische Unterfahrung des Spreeflusses; Elektrische Hochbahn; Schuckert-Langen'sche Schwebebahn.)

Von Wilhelm Berdrow.

Nachdem in der letzten technischen Uebersicht des vorigen Jahres vorwiegend das Gebiet der Schiffahrt berücksichtigt wurde, wird es angezeigt sein, nach längerer Pause auch einigen neueren Fortschritten des Eisenbahnwesens unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die gegenwärtige Steinkohlenkrisis, wie man die in Oesterreich infolge des großen Strikes, in England gleichzeitig infolge des starken Bedarfs der Kriegs- und Truppentransportflotte und auch aus anderen Ursachen eingetretenen Verlegenheiten bereits nennen möchte, läßt die Versuche, andere Betriebsmaterialien als die Steinkohle für die Eisenbahnen zu verwenden, wieder einmal im Licht größerer Dringlichkeit erscheinen. Ueber den elektrischen Antrieb der Vollbahnen ist, seitdem ich in diesen Blättern seiner ausführlich gedachte, nichts von Bedeutung bekannt geworden, dagegen haben die Bestrebungen, die Dampflokomotive anderen Brennmaterialien zugänglich zu machen, einige Erfolge gehabt. Diese Versuche beziehen sich hauptsächlich auf die Verwendung von Petroleum, Kokes und Torf.

Die Verwendung des Rohpetroleums oder der Naphtharückstände als Lokomotivheizmittel wird in Deutschland und den übrigen westeuropäischen Ländern kaum verwirklicht werden, da uns bei der mehr als je drohenden Gefahr eines Weltmonopols für Petroleum mehr daran liegen muß, diesen Stoff entbehrlicher zu machen als seine Anwendung noch zu vermehren. Dagegen spielt die Naphtha- und Masutlokomotive in den Vereinigten Staaten bereits eine gewisse und in Rußland eine sehr große Rolle. In Rußland ist die Lokomotivheizung mit Erdölrückständen den Eisenbahntechnikern durch die enormen Kohlenpreise gewissermaßen aufgenöthigt worden, hat sich aber so gut bewährt, daß sie jetzt fast durchweg in Anwendung ist. Hier besitzt die Masutheizung in der That eine große volkswirthschaftliche Bedeutung, denn sie ermöglicht die hohen Kohlenzölle an der russischen Grenze, ohne dem Staat selbst Opfer aufzuerlegen, reservirt die freilich nicht große Kohlenförderung des Landes selbst für die Industrie und macht die russischen Eisenbahnen für den Kriegsfall vom Ausland unabhängig. Die Masutheizung soll auf jede Lokomotive, verglichen mit den Kosten der früheren Kohlenfeuerung, eine jährliche Ersparniß von 3000—4000 M. ermöglichen. Ihre Anwendung setzt nur geringe, nicht mit übermäßigen Kosten verknüpfte Aenderungen an der Feuerbüchse der Lokomotiven voraus. Der Flammenraum muß feuerfest ausgefüttert und den Stichflammen durch eine schräge, ebenfalls feuerfeste Steinzunge der direkte Zutritt zu den Kesselrohren und Wandungen versperrt sein. Die Hitze regelt sich durch Ventile, die den Zutritt des feinzerstäubten Oeles und der Luft verstärken oder verschwächen. Daß die Feuerung frei von Rauch und Funken ist, ist ein Vortheil, dem ich mich gleich ausführlicher zuwende. Vorher nur noch eine kurze Bemerkung über einen interessanten Versuch, die Lokomotivheizung mit Torf zu bewirken. Derselbe wurde auf den canadischen Bahnen, und zwar in Ontario gemacht, wo eine Torfverwerthungsgesellschaft eine neue Methode zur Herstellung von Preßtorf zur Anwendung gebracht hat. Der gestochene und lufttrockene Torf wird in Maschinen zerkleinert und die Fasern werden in einem Stahlrohr zu kleinen Zylindern von 2 Zoll Dicke und 3 Zoll Länge geformt, die durch einen gewaltigen Druck fast die Schwere, Festigkeit und Heizkraft guter Steinkohle erlangen. Die canadischen Lokomotiven werden noch immer zum großen Theil mit Holz geheizt, was jedoch bei der raschen Abnahme der Waldbestände nicht mehr lange dauern kann. Wenn dann auf die angedeutete Weise die Ausbeutung der auch in den canadischen Seebezirken ausgedehnt vorhandenen Torfmoore ermöglicht werden könnte, so wäre das im Interesse aller Länder, die ebenfalls große Torfmoore besitzen, als Vorbild sehr erfreulich.

Vorläufig kommt den Versuchen, anstatt der Steinkohle Kokes zur Lokomotivheizung zu benutzen, jedenfalls noch eine größere Bedeutung zu. Die Boston und Maine Eisenbahngesellschaft, die den Kokesbrand zuerst auf ihrer Untergrundbahn zwischen Boston, Gloucester und Marblehead einführte, um die gefährliche Rauchentwicklung zu verhindern, hat so viel Vorzüge in diesem System gefunden, daß sie es allgemein anzuwenden beabsichtigt. Der übrigens geringfügige Umbau der Feuerbüchsen, die wegen der stärkeren Gluth des Kokesfeuers einen Wasserröhrenrost erhalten, soll bereits zu Anfang dieses Jahres für 150 Lokomotiven beendet sein. Der Hauptvorzug der Kokesfeuerung ist natürlich die Vermeidung von Ruß und Qualm. Die Gesellschaft glaubt, da die Kokesflammen keine Funken aussprühen, mit einer gewissen Ersparniß bezüglich des Schadenersatzes für verursachte Brände rechnen zu können. Bei gleichzeitiger Anwendung der Kokesfeuerung und der in den Vereinigten Staaten ebenfalls schon ziemlich eingeführten Besprengung des Bahnkörpers mit Petroleumrückständen glaubt man den Eisenbahnbetrieb so reinlich gestalten zu können, wie es nur der elektrische sonst ist. Die neue Feuerung soll hier keine höheren Kosten als diejenige mit Steinkohlen verursachen; bei uns scheint man darüber anders zu denken, denn hier bewegen sich die Versuche, den Lokomotivbetrieb rauchfrei zu machen, wesentlich auf dem Boden der rauchlosen Steinkohlenverbrennung.

Von den bisher zu diesem Behuf versuchten Konstruktionen rauchloser Feuerungen erwähne ich nur diejenige

von Langer u. Marcotty, die in Eisenbahnfachkreisen als die geeignetste für den Lokomotivbetrieb betrachtet wird. Jedenfalls zeichnet sie sich sehr günstig dadurch aus, daß sie nur verhältnißmäßig geringfügige Abänderungen der bisherigen Heizvorrichtungen verlangt und deßhalb ohne zu große Kosten an älteren Lokomotiven angebracht werden kann. Sie beruht auf der Theilung der nothwendigen Verbrennungsluft in einen unteren Luftstrom, der gleichmäßig und fein vertheilt zu den Kohlen tritt, und einen oberhalb zutretenden Luftstrom, der zur vollständigen Verbrennung der aus den Kohlen entweichenden rußbeladenen Gase dient. Diese Gas- und Rauchentwicklung ist am stärksten, wenn eben Kohlen aufgeworfen sind, und läßt nach einiger Zeit, wie die Vorgänge an jedem Fabrik- und Lokomotivschlot bezeugen, ganz nach. Der obere Luftstrom soll deßhalb gleich nach dem Aufwerfen frischer Kohle am stärksten sein und dann langsam abnehmen. Er wird dem Feuer von oben durch eine Dampfdüse mit fächerartigen feinen Oeffnungen zugeleitet und legt sich beim Oeffnen der Feuerungsthür wie ein Schleier zwischen das qualmende Feuer und die Oeffnungen der Feuerrohre, die aus dem Heizraum in die Aschkammer und den Schornstein führen. Dieser Dampf- und Luftstrom reißt den aufsteigenden Qualm wieder mit sich herab und führt ihn bis zur vollständigen Verbrennung des Kohlenstoffes dem Feuer wieder zu. Nach einiger Zeit, wenn die aufgeworfene Kohlenmenge völlig glühend ist, versiegt die Wirkung der Dampf- und Luftdüse und wird erst beim erneuten Oeffnen der Feuerungsthür wieder eingeleitet. Die untere, durch den sogenannten Schlackenrost möglichst fein vertheilte Luftzufuhr dagegen dauert ununterbrochen fort. Der Erfolg dieses von der preußischen Eisenbahnverwaltung schon in großem Umfang eingeführten Systems soll ein sehr guter sein, nicht allein in Bezug auf die Rauchverhütung, sondern auch hinsichtlich der besseren Ausnützung des Brennmaterials. Auch die süddeutschen Bahnen sind in neuerer Zeit mit der Einstellung rauchfreier Lokomotiven mit Erfolg vorgegangen. In Bayern werden zahlreiche Güterzugsmaschinen, die mit Braunkohle geheizt werden, unter Anwendung verbesserter Feuerungen fast rauchfrei betrieben und in Württemberg ist es sogar gelungen, das furchtbare Qualmen der berüchtigten Saarkohle, und zwar selbst bei Schnellzugslokomotiven, größtentheils zu verhüten.

Inzwischen hat man übrigens in den Vereinigten Staaten den Versuch gemacht, fast ohne besondere Vorrichtungen, lediglich durch entsprechende Instruktionen und scharfe Ueberwachung des Heizpersonals, die Rauchentwicklung der Lokomotiven zu vermindern. Dieses Bestreben, das bei stationären Kesselanlagen von so außerordentlichem Erfolg gewesen ist, hat auch bei den Lokomotiven nicht versagt. Auf der Cincinnati-, New-Orleans- und Texas-Eisenbahn haben die Lokomotiven eine einfache schräge Feuerbrücke aus unverbrennlichen Steinen und einige Rohre, die den Feuergasen oberhalb dieser Brücke erhitzte Luft zuführen. Daneben führen die Tender nur beste, feingesiebte Steinkohle, und ist an das Heizpersonal die Vorschrift ergangen, nur schaufelweise zu feuern und stets nach dem Aufwerfen die Thür einige Sekunden geöffnet zu halten, vor allem aber auf ein durchaus gleichmäßiges Feuer zu achten. Jeder Stations- und Streckenarbeiter und Beamte ist angewiesen, jeden Fall des Auswerfens von dickem Rauch sofort zur Anzeige zu bringen. Die Anwendung von Strafen und Belohnungen auf die unachtsamen bezw. achtsamen Heizer, hat unter diesen Umständen Wunder gewirkt.

Eine Reihe bedeutender Fortschritte hat in neuerer Zeit das Eisenbahn-Signalwesen aufzuweisen gehabt, von dessen Zuverlässigkeit nicht nur die Sicherheit des Betriebs, sondern auch die wünschenswerthe Erhöhung der Fahrgeschwindigkeit, die Schnelligkeit des Wagenumlaufs, die Ersparniß an menschlichen Arbeitskräften in so hohem Grade abhängig sind. Dem längst gebräuchlichen System der elektrischen Zugmeldung, die von Siemens und Halske zur größten Vollendung gebracht wurde, hat sich jetzt eine elektrische Methode zur direkten Bedienung von Weichen, Schranken und Signalen hinzugesellt, die ebenfalls von der genannten Firma ausgearbeitet ist und in Bezug auf Sicherheit und Leichtigkeit der Signalisirung und Weichenstellung wohl den Gipfel des Erreichbaren darstellt. Trotz der allgemeinen Anwendung des elektrischen Stroms für die Zugmeldung und seiner umfangreichen Benutzung für die Signalgebung, besonders in Gestalt des Siemens'schen Blockapparats, ist die Bewegung der Weichen und Signale selbst doch immer mechanischen Vorrichtungen überlassen geblieben. Auf der Strecke ist das weniger bedenklich als in stark belebten Bahnhöfen, wo die mechanische Bedienung der Weichen und Signale die schwere und verantwortliche Arbeit der betreffenden Weichenwärter noch durch starke körperliche Anstrengungen, Hin- und Herbewegung zwischen verkehrenden und rangirenden Zügen und die damit verbundene stete Gefahr und Aufmerksamkeit vermehrt. Die Zentralstellwerke vermeiden einen Theil dieser Uebelstände, fügen aber in das Bahnhofsgetriebe einen so umfangreichen, platzraubenden, leichtverletzlichen und nicht immer zuverlässigen Apparat von Hebeln, Drähten, Winkelverbindungen, oder bei Druckwasserbetrieb von Röhren, Hähnen u. dergl. ein, daß diese Systeme keineswegs als etwas vollkommenes anzusehen sind. Vor allem deßhalb nicht, weil sie zwischen dem Signal- und Stellwerksbetrieb immer noch zu viel Raum für die menschliche Aufmerksamkeit und Handthätigkeit und damit — für Versehen und Unfälle übrig lassen.

Erst die elektrische Weichen- und Signalstellung scheint diese Uebelstände völlig beseitigen zu sollen. Nach dem neuen System von Siemens u. Halske erhält jede selbstständige Weiche und Signalvorrichtung einen besonderen Elektromotor, der vor der Stellwerksbude oder Zentralstelle durch eine dünne Drahtleitung in Bewegung gesetzt wird und die Weiche bezw. das Signal zwangsläufig in die eine oder andere Stellung wirft. Dabei ist die Bewegung zusammengehöriger Weichen und Signale durchaus fest miteinander verbunden, so daß ein Signal für eine bestimmte Fahrstraße nur dann auf Frei gestellt werden kann, wenn die Weiche in der That richtig gelegt ist, und daß, wenn die vereinzelte Weiche gewaltsam, z. B. durch eine Lokomotive aus der entgegengesetzten Richtung, in eine andere Lage gebracht (aufgeschnitten) wird, auch das Signal in die Haltstellung zurückgeht. Es läßt sich ebenso erreichen, daß bei Geleisabschnitten mit Wegekreuzungen die Freigabe durch das Signal nicht eher erfolgen kann, bis die Schranken, und zwar ebenfalls auf elektrischem Wege, geschlossen sind, daß ein Bahnhofsgeleis mit vielen seitlichen Einmündungen nicht freigegeben werden kann, so lange die Weiche eines dieser Seitenstränge noch gegen das betreffende Durchfahrtsgeleis geöffnet und es somit möglich ist, daß ein Wagen oder eine Lokomotive auf dasselbe gelangen kann. Im letzteren Fall kann z. B. der Schalthebel, der das fragliche Signal auf Frei stellt, durch die Schalthebel sämmtlicher seitlicher Weichen gesperrt und erst entriegelt werden, wenn dieselben alle herumgeworfen und damit die Weichen gegen das Durchfahrtsgeleis gesperrt sind. Es ist ferner ein Leichtes, besonders wichtige Signale oder nach Belieben sämmtliche nicht nur vom Stellwerkswärter, sondern auch vom Stationsvorsteher abhängig zu machen, indem die Stromkreise durch den Dienstraum geführt und mit Ausschaltern versehen werden, durch welche jedes Signal in der Haltlage festgehalten werden oder, wenn es schon auf Frei stand, wieder auf Halt zurückgestellt werden kann.

Dem Stationsvorsteher ist damit in bedenklichen Fällen eine unbedingte Gewalt über die Signale gegeben, da ein von ihm verriegeltes Signal von keiner Stelle aus geöffnet werden kann. Da die schwere mechanische Arbeit bei diesem System fortfällt, so ist viel an Geschwindigkeit gewonnen, es soll sich z. B. eine Fahrstraße mit 20 umzulegenden Weichen in kaum 20 Sekunden einstellen lassen. Endlich ist es bei keiner anderen Methode möglich, die Züge selbst so leicht zur selbstthätigen Meldung auf elektrischem Weg heranzuziehen, und z. B. einem Zug, der eine bestimmte Blockstrecke durchfährt, das Signal Halt für alle nachfolgenden bei der Einfahrt, das Signal Frei bei seiner Ausfahrt zuzuschieben. Erst diese automatische Zugmeldung macht es unmöglich, daß sich auf demselben Block zwei Züge oder Lokomotiven befinden. Es wird das dadurch erreicht, daß die auf Halt gestellten Signale hinter und vor einem Zug, der sich in einem bestimmten Block befindet, so lange unter allen Umständen verriegelt gehalten werden, bis der Zug selbst sie beim Verlassen des Blocks durch einen Schienenkontakt entriegelt und ihre Umstellung möglich macht.

Bei allen diesen Vorzügen bedarf das neue System nur einen ganz geringen Strombedarf, der aus einer Accumulatorbatterie geliefert wird und für je sechs Weichen oder Signale nur dem Bedarf einer einzigen Glühlampe entspricht. Ebenso wird sowohl auf dem Bahnhofsterrain als in den Stellwerksräumen bedeutend an Platz gespart. Die elektrische Weichen- und Signalstellung, die bereits auf einer Anzahl von bedeutenden Bahnhöfen, z. B. München, Haupt- und Rangirbahnhof, Berlin, Anhalter Bahnhof, Dresden, Wien u. a. mit Erfolg eingeführt ist, bedeutet in der Sicherung des Eisenbahnbetriebs einen ungeheuren Fortschritt.

Ein anderes elektrisches Signalsystem ist gegenwärtig in den Vereinigten Staaten in der versuchsweisen Einführung begriffen. Dasselbe besteht aus einem drehbaren Doppelflügel, der bei der gewöhnlich eingenommenen Haltstellung wagrecht steht und im Dunklen das rothe Licht einer Lampe sehen läßt. Wird das Signal auch freigestellt, was beim automatischen Zugmeldedienst auf Strecken, die in kurze Abschnitte getheilt sind, durch die Züge selbst, sobald sie den Block verlassen, bei Stationssignalen durch das Bahnhofspersonal geschieht, so wird ein kleiner Elektromotor durch Stromeinschaltung in Rotation gesetzt, die Semaphorenflügel rotiren ebenfalls und blenden dabei das Licht bei jeder Rotation zweimal ab.

In diesem Zusammenhang verdienen noch einige interessante, ebenfalls auf der elektrischen Signalgebung beruhende Versuche Erwähnung, den Rangirdienst auf stark belasteten Güterbahnhöfen zu sichern. Auf Bahnhöfen wie Soest, Hamm u. a., wo täglich 10,000, ja zuweilen 15,000—20,000 Achsen über eine große Zahl von Geleisen zu vertheilen sind, wird von der gewöhnlichen Art des Rangirens durch Lokomotiven, als zu langsam, Abstand genommen und tritt dafür der sogenannte Eselsrücken oder Rangirberg in Funktion. Alle zu ordnenden Wagen werden in rascher Folge auf eine Anhöhe geschoben, von wo sie nach der anderen Seite durch ihre eigene Schwere abrollen und wo sich an das oder die Ablaufsgeleise je ein Fächer von Rangirgeleisen anschließt, die durch Weichen mit ihm verbunden sind. Es handelt sich nun darum, daß der auf dem Eselsrücken stehende Rangirer dem Weichensteller an der Einmündung des Fächers stets rechtzeitig die Geleisnummer meldet, für welche der eben abrollende Wagen bestimmt ist und daß diese Meldungen auch richtig verstanden werden. Die bisher für diesen Zweck benutzte optische Zeichengebung versagt bei Nebel, Schnee u. s. w., die mechanische Meldung durch einen Drahtzug und zwei Zifferscheiben hat zu Störungen bei Frost, Feuchtigkeit oder Verschmutzung geführt. Die neuerdings eingeführte elektrische Mittheilung beruht auf der Anwendung mehrerer Drahtleitungen und Schalttafeln, die ähnlich funktioniren wie die Klingelanlagen großer Hotels mit ihren Schalttafeln für die verschiedenen Zimmer. Oben wird durch Zugknöpfe die betreffende Geleisnummer bezeichnet, unten springt sie auf einer Emailtafel vor. Es wäre wohl nicht schwer, diese Einrichtung mit der Weichenstellung von Siemens u. Halske so zu vereinigen, daß die Weichen sofort vom Rangirberge aus elektrisch gestellt werden und durch Signale die einzelnen Rangirer von den in ihr Geleis eintretenden Wagen benachrichtigt werden.

Wo dies nicht beabsichtigt ist, erscheint eine andere, neuerdings auf dem Bahnhof Brockau bei Breslau mit Erfolg erprobte Einrichtung praktischer oder doch mindestens billiger. Der große Rangirbahnhof Brockau hat die Aufgabe, die kolossale, aus Oberschlesien kommende Gütermenge, 15,000—19,000 Achsen täglich, über die verschiedenen Eisenbahnrouten zu vertheilen, was auf ähnliche Art mit Hülfe von Ablaufbergen geschieht, wie in den westfälischen Kohlenzentren. Früher behalf man sich hier mit Ausrufen und Aufschreiben der Geleisnummer an die Stirnwand des Wagens, seit dem vorigen Jahre bedient man sich dagegen für den Verkehr zwischen Rangirmeister und Stellwerksbeamten mit Erfolg des neuen lauttönenden Fernsprechers von Siemens u. Halske A.-G., dessen Lautgabe auch in dem lebhaften Lärm des Rangirbahnhofs vollkommen verständlich bleibt. Es ist ein sehr empfindliches Mikrophon mit einem starken magnetischen Magazin im Lautgeber vereinigt und der Strom von den starken Trockenelementen zum Erregen des letzteren verwendet. Ein magnetisches Läutewerk weckt vor dem Ausrufen der Geleisnummern die Aufmerksamkeit des Stellwerksbeamten.

Neben den fortgesetzten Bemühungen um die zunehmende Sicherheit und die Verminderung der Betriebskosten ruhen auch die Wünsche einer Beschleunigung des Eisenbahnverkehrs nicht. Ueber die zu diesem Zweck konstruirten neueren Lokomotivtypen mag gelegentlich eine zusammenhängende Darstellung an dieser Stelle näheres mittheilen, heute beschränke ich mich auf eine in französischen Fachblättern erschienene Notiz über die Verbesserung der Geleiswege durch längere Schienen. Wie in diesen Berichten früher hervorgehoben wurde, sind auch in Deutschland neuerdings zahlreiche Schnellzugslinien durch Erneuerung ihres Oberbaues stärkeren Ansprüchen angepaßt, doch handelte es sich dabei nur um eine Verstärkung des Schienenprofils, ohne die Normallänge von 9 m anzutasten. Schon seit langer Zeit sind allerdings vereinzelt weit längere Schienen gewalzt worden, auf der Weltausstellung in Chicago konnte man solche von 30 m Länge sehen, aber gewisse Unzuträglichkeiten scheinen ihre Einführung verhindert zu haben. Jetzt wurden auf der Französischen Ostbahn — wohl auch nur versuchsweise — Schienen von 18 m Länge und 44.5 kg Gewicht pro laufender Meter verlegt, von deren Verwendung man zwei Vortheile sich verspricht. Einmal soll der ganze Oberbau gegenüber den wachsenden Ansprüchen des Zuggewichtes widerstandsfähiger werden, dann aber ist es so auch leichter, die bekannten Nachtheile des Schienenstoßes zu vermeiden. Der Uebergang der Räder über die Schienenverbindung, bei der größten Schnelligkeit der Züge und dem vermehrten Gewicht der Lokomotiven und Personenwagen ist heute viel wirksamer als früher, nützt die Schienenenden rasch ab, erschüttert den Oberbau und verursacht Kraftverluste, die bis auf 10 Proz. der gesammten Zugkraft steigen können. Die langen Schienen der französischen Ostbahn vermindern nun an sich die Zahl der Schienenstöße auf die Hälfte, die verbleibenden aber sind in besonders

kräftiger Konstruktion ausgeführt und die Uebergänge durch je drei Schwellen unterstützt. Das Gewicht der Laschen, welche je zwei Schienen aneinander fügen, beträgt 144 kg, gegen 16 kg Gewicht der früheren Stoßverbindungen.

Was den Güterzugsverkehr betrifft, so setzen unsre heimischen Eisenbahnverwaltungen dem oft ausgesprochenen Wunsche von Interessenten und Technikern, größere Güterwagen nach amerikanischer Art zu bauen und dadurch zur Verminderung der Frachten beizutragen, bis jetzt noch ein hartnäckiges „Non possumus“ entgegen. In eisenbahntechnischen Fachkreisen wird entgegnet, daß es, was die Stückgutbeförderung betrifft, den Verkehr verlangsamen hieße, wenn man durch Vergrößerung des Wageninhalts die rasche Füllung erschwert, schon jetzt hält es manchmal schwer, rechtzeitig Stückgut in genügender Menge für ganze Wagenladungen auf bestimmte Routen zusammenzubringen. Was aber die Spezialfrachten, besonders die bei Verfechtung der 20—30-Tonnen-Waggons immer zuerst genannten Kohlen und Erze betrifft, so seien die Gruben und Hütten mit ihren Verlade-Einrichtungen auf den normalen 10-Tonnen-Wagen angewiesen und wünschten keinen anderen. Ob diese Vertheidigung allseitig zutreffend ist, kann man dahingestellt lassen. Daß die amerikanischen Frachtverhältnisse, für welche weniger die alten Industrieanlagen mit ihren bestehenden Einrichtungen als die in den letzten zehn Jahren entstandenen Riesenunternehmungen und ihre gleich im größten Zuschnitt angelegten Lade- und Speichereinrichtungen maßgebend gewesen sind, nicht ohne weiteres für unsre Verhältnisse passen, muß ja zugegeben werden. Umsomehr ist es zu begrüßen, daß wenigstens hinsichtlich der Geschwindigkeit der Güterzüge sich auch auf den deutschen Bahnen ein neuer Geist zu regen beginnt und mit dem alten Vorurtheil, ein Güterzug müsse eben nur etwa halb so rasch fahren wie ein flotter Personenzug, gebrochen wird. In England und den Vereinigten Staaten kennt man die Einrichtung der Eilgüterzüge längst und läßt sie genau wie die raschen Personenzüge mit 60—70 km Geschwindigkeit laufen. Auch Oesterreich, besonders die Kaiser Ferdinands-Nordbahn, hat mit der Einführung von Eilgüterzügen seit Jahren gute Erfahrungen gemacht. Natürlich eignen sich dafür nicht Züge, die von Station zu Station halten, sondern nur solche, die über große Entfernungen zwischen gewissen Knotenpunkten des Güterverkehrs geführt werden. Die preußischen Staatsbahnen sind jetzt, nach der „Reform“, mit einer durchgreifenden Aenderung des Güterverkehrs beschäftigt, der vor allem prinzipiell in Nah- und Fernverkehr getrennt werden soll. Die Ferngüterzüge werden mit der Geschwindigkeit der großen durchgehenden Personenzüge, 60 km etwa, verkehren und nur an bestimmten Stationen halten, die zu Sammel- und Vertheilungspunkten für den Lokalgüterverkehr bestimmt sind. Außer einer Beschleunigung des Wagenumlaufs dürfte auch eine Vereinfachung des Betriebs mit dieser Neuerung verbunden sein, da die Zahl der einander überholenden und an gewissen Stellen aneinander vorbeizuführenden Züge natürlich durch eine gleichmäßigere Durchschnittsgeschwindigkeit vermindert wird.

Von der zunehmenden Wichtigkeit, die der prompten und raschen Abwicklung des Güterverkehrs beigemessen wird, zeigt auch die fortschreitende Kunst, die Güterbahnhöfe praktisch auszugestalten. In dem großen neuen Züricher Güterbahnhof der Schweizerischen Nordostbahn ist beispielsweise ein System, das schon im Kölnischen Güterbahnhof und auf einigen anderen Bahnhöfen zur Anwendung gekommen ist, im größten Stil verwirklicht. Ein Hinderniß der schnellen Wagenentladung am Bestimmungspunkt und damit ein Grund unter anderen für die oft beklagte lange Umlaufszeit der Güterwagen und den Wagenmangel ist die Entladung der Waggons in geschlossener Reihe. Es ist andrerseits auch wieder nicht gut möglich, jeden gewünschten Wagen aus dem Zusammenhang des Zuges zu lösen und vor den Schuppen zu schaffen, weil dabei stets andere Wagen auf dem Entladegeleis im Wege stehen. Das in Zürich im größten Maßstab angewandte System des sägeförmigen Entladeschuppens löst diese Schwierigkeit nebst mehreren anderen. Denken wir uns die den Geleisen zugewandte Front einer langen Güterhalle — auf dem neuen Züricher Bahnhof ist die Empfangshalle 412, die Versandhalle 160 Meter lang — in einer Reihe sägeartiger, etwas gegen die Achse des Bahnhofs geneigter Frontmauern aufgelöst, die je nach einer Länge von 36 Meter um einige Meter einspringen und dann in derselben Weise eine neue Staffel, respektive einen Sägezahn bilden. In diese staffelartigen Einzelhallen, deren Thore alle in derselben Richtung den Einfahrtsgeleisen zugewandt sind, führen ebensoviel Geleisabzweigungen von je 36 Meter Länge in das Innere der Schuppen ein, und zwar können diese kurzen, je für vier Güterwagen ausreichenden Geleisabzweigungen durch die Thore der einzelnen Hallen vom Außenbahnhof abgeschlossen werden. So ist es ein Leichtes, einen einlaufenden Zug bis zu 30, ja 40 Wagen sofort auf die Staffelgeleise zu vertheilen, so daß das Hauptgeleis vor der Empfangshalle gleich wieder frei wird und die einzelnen Wagen sämmtlich zum Entladen bereit stehen, Nachts sogar geöffnet bleiben können, da hinter ihnen die Thore verschlossen sind. Jeder entladene Wagen kann sofort dem Einfahrtsgeleis wieder zugeführt und aufs neue in Umlauf gesetzt werden. In der Schnelligkeit und Bequemlichkeit des Verladens im Innern der Hallen, in dem Schutz gegen die Witterung, der Verminderung der Rangirarbeiten und der Abkürzung des Wagenaufenthalts sind wichtige Vortheile erreicht, die das neue System überall empfehlen, wo die vorhandenen Güterbahnhöfe dem Verkehr nicht mehr genügen.

Zum Schluß mögen uns ein paar vereinzelte Mittheilungen über wichtige Ereignisse des letzten Jahres auf dem Gebiet der Eisenbahnen beschäftigen. In Berlin ist ein seit Jahren in Arbeit befindliches großes Unternehmen, die elektrische Untersahrung des Spreeflusses zwischen Stralau und Treptow, endlich vollendet und gegen Ende des Jahres dem öffentlichen Gebrauch übergeben worden. Neben der noch im Bau befindlichen elektrischen Stadtbahn Berlins hat auch dieses Unternehmen symptomatische Bedeutung. Es sollte selbst dem blindesten Auslandsbewunderer sagen, daß die Zeit endlich vorüber ist, wo wir, um die großartigsten, ja abenteuerlichen Erfolge der Technik zu bewundern, nach England, nach Amerika, genug, über die deutschen Grenzpfähle hinausschauen mußten; daß vielmehr heute eine Epoche gekommen ist, in der die ausländischen Techniker es so wenig wie die nichtdeutschen Kaufleute verschmähen dürfen, von uns zu lernen.

Der Spreetunnel war, in durchaus unsicherem, schwimmendem Boden wenige Meter unter dem Flußbett passirend, gewiß ein schwieriges Unternehmen, zu dessen Bewältigung alle in England und den Vereinigten Staaten ausprobirten Hülfsmittel nicht genügten. Aber diese Hindernisse sind es nicht gewesen, sondern lediglich Gründe der Konzessionsertheilung und andere auf nichttechnischem Gebiet liegende Hindernisse, die den Bau über mehr als vier Jahre hinzogen. In seiner Vollendung gehört der Spreetunnel zu den hervorragendsten technischen Ausführungen der Neuzeit. Die Bekleidung der Tunnelwände mit gepreßten, zementirten Flußeisenplatten aus den Krupp'schen Werken ist hier zum erstenmal in Anwendung gebracht, viele Details der hochinteressanten Baumethode sind ebenfalls erst bei dieser Gelegenheit erdacht und erprobt worden. Der Betrieb mit elektrischen Oberleitungswagen, welche die steilen Rampen an beiden Ausgängen mit vollendeter Sicherheit bewältigen,

ist von Anfang an ohne jede Schwierigkeit geblieben, und eine Fahrt mit dem elektrischen Wagen unter der Spree hindurch gehört jetzt ohne Zweifel zu den Sehenswürdigkeiten Berlins.

Binnen kurzem wird von einer Fahrt auf der elektrischen Hochbahn dasselbe zu sagen sein, denn die Aktiengesellschaft Siemens u. Halske, welche den Bau der Pfeilerbahn im Auftrag der Gesellschaft für Hoch- und Untergrundbahnen in Berlin auszuführen hat, hofft mit der als Hochbahn konzessionirten Strecke des Unternehmens noch bis zum Ende dieses Jahres fertig zu werden. Auch hier sind es verwaltungsrechtliche Schwierigkeiten, die den Bau oft unterbrochen und die Vollendung der für den Verkehr der südlichen Stadttheile so nöthigen Unternehmung über Gebühr verzögert haben. Jetzt sind diese Hindernisse beseitigt und die Inbetriebsetzung der Hochbahn vom äußersten Osten bis zur Grenze Charlottenburgs am Nollendorfplatze wird in kurzer Zeit alle die Zweifel und Streitigkeiten über den ästhetischen oder unästhetischen Eindruck, die Betriebssicherheit, die Vor- und Nachtheile für die Anwohner u. s. w. siegreich zum Abschluß bringen. Für den sachkundigen Beurtheiler, der die Millionenstadt als das betrachtet, was sie ist, als das Herz des mächtigen, rastlos arbeitenden Organismus, den ein großes Reich in industrieller Hinsicht darstellt, und nicht als einen Sammelpunkt für den Kunstgenuß, Ruhe und Aesthetik, ist die Hochbahn schon jetzt nur ein neues, interessantes Bild in dem großartigen, nicht immer stimmungsvollen, aber stets anregenden Straßenleben der Weltstadt, vor allem aber eine einfache Verkehrsnothwendigkeit, deren Ausführungsform sich zu der alten Stadtbahn verhält wie der elegante elektrische Trolley-Wagen zur schwerfälligen, schmutzigen, rauchenden Lokomotive. Die Viadukte sind überall leicht, sicher und stellenweise, bei den Bahnhöfen, Spree-Uebergängen, sogar monumental gehalten, der Betrieb wird mustergültig werden und vermuthlich an Sicherheit demjenigen der Stadt- und Ringbahn überlegen sein. Vom Nollendorfplatz bis in die Nähe des Charlottenburger Schlosses, fast eine Stunde Wegs, wird die Bahn in einem breiten zweigeleisigen, im Straßendamm ausgehobenen und ausgemauerten, endlich wieder mit Eisenkonstruktionen überdachten Kanal weitergeführt, als „Unterpflasterbahn“, in deren Ausführung und Betrieb sich die Firma Siemens u. Halske bereits in Budapest eine gute Erfahrung angeeignet hat. Hier wird also der Betrieb und das Aussehen der Stadtbahn das bisherige Straßenbild vollends nicht beeinträchtigen. Dieser Theil der elektrischen Stadtbahn wird für denjenigen, der sie nicht gerade benutzt, überhaupt nicht vorhanden sein, wenn ihn nicht hin und wieder ein leises, geheimnißvolles Rollen unter seinen Füßen an ihre Anwesenheit erinnert.

Hieher gehört endlich wohl auch eine kurze Erwähnung eines dritten, ebenso großartigen und kühn erdachten Verkehrsunternehmens, über das eingehendere Mittheilungen, wie über die elektrische Hochbahn, bis zur Vollendung aufgeschoben sein mögen: die Schuckert-Langen'sche Schwebebahn zwischen Elberfeld, Barmen und Vohwinkel. Als Verkehrsachse einer in ein enges Thal gedrängten Bevölkerungsmenge von 300,000 Menschen ist die demnächst fertige Hochbahn des Wupperthals, deren Eröffnung in einigen Monaten erwartet wird, eines gewaltigen Zuspruchs ebenso sicher wie die neue Berliner Stadtbahn. Ein genügender Raum in so breiten Straßen, wie die neu entstandenen Stadttheile im Süden Berlins sie besitzen, stand dort nicht zur Verfügung, vor allem aber handelte es sich wohl auch für die ausführenden Firmen darum, einem sicherlich für gewisse Fälle und Zwecke wohlgeeigneten System eine Gelegenheit im großen Stil zu verschaffen. Das ist hier nun in vollem Maße gelungen; wenn die Schwebebahn in Barmen-Elberfeld ihre Feuerprobe gut besteht, wird es dem System an rascher Ausbreitung nicht fehlen. Daß die Eisenkonstruktion, die um den sechsten Theil leichter als die der Berliner Hochbahn sein soll, auch entsprechend billiger werden dürfte, ist glaublich, auch an Aufstellungsplatz bedarf die Schwebebahn, die sich hier nur auf die beiden Ufermauerungen der Wupper stützt, weniger. Endlich verursacht sie, da die Wagen nicht auf einem Viadukt laufen, sondern an einem hohen, schmalen Längsträger hängen, weniger Schatten und Verdunkelung. Daß der gesammte Eindruck einstweilen ein etwas abenteuerlicher sein wird, ja daß Aengstliche vorläufig Bedenken tragen werden, sich den „hängenden Palästen“ von 30—35 km Geschwindigkeit anzuvertrauen, darf allerdings auch vermuthet werden.

McKinleyismus.

II.

England, sagt der britische Hofdichter in dem bereits angeführten Gedichte mit Bezugnahme auf den Burenkrieg,

> for Freedom's cause,
> Speeds her sons to the Southern zone.

Es wird jedem einsichtsvollen und unbefangenen Beurtheiler der Ereignisse recht schwer fallen, an die Aufrichtigkeit eines Mannes zu glauben, der sich eine so handgreifliche Verdrehung der Thatsachen zuschulden kommen läßt, selbst wenn man seinen allzu großen Diensteifer als „poet laureate“ zur Erklärung der wunderlichen Behauptung in Anschlag nimmt. Haben wir hier mit Selbsttäuschung oder geflissentlichem Betrug zu thun? Wir nehmen lieber die erste dieser Voraussetzungen an, denn der Jingo ist ein mit Blindheit geschlagener Fanatiker, der selbst die augenscheinlichste Binsenwahrheit nicht erkennen kann, wenn sie mit seiner vorgefaßten Meinung nicht in Einklang steht. Ebenso ungereimt und unwahr sind die Betheuerungen der amerikanischen Imperialisten, daß sie die Sache der Gerechtigkeit und Humanität in dem Kampfe gegen die Filipinos vertreten wollen und mit edler Uneigennützigkeit bereit seien, alle Opfer zu bringen, um den trotzigen, die Absichten des Wohlthäters verkennenden Feind der Güter der politischen Freiheit und christlichen Kultur theilhaft zu machen. Der gewandte Phrasenmacher McKinley pflegt in seinen Reden dem Volke diesen Humbug mit einem Erfolge vorzugaukeln, der von der Einsicht und Urtheilskraft seiner Beifall klatschenden Zuhörer kein günstiges Zeugniß gibt. Rührend auch ist sein Mitleiden mit den Empörern, die er doch zermalmen möchte. Jedesmal, wenn ein Filipino von einer amerikanischen Kugel tödlich getroffen wird, wird er selbst, wie er uns öfters versichert, vom Gram durchbohrt. Die Quälgeister, die ihn plagen sollen, sind die Regungen eines bösen Gewissens, die er durch seine gewaltthätige und ungerechte Politik hervorgerufen hat und durch zeitige Reue und Umkehr leicht verbannen könnte. Er weiß recht gut, daß der Anschein eines von allen menschlichen Leiden schmerzlich berührten Zartgefühls auf die Volksstimmung außerordentlich verführerisch wirkt, obwohl die Anwendung dieses Mittels von einem Staatsoberhaupt, um die Liebe der Volksmenge zu gewinnen, sich als ein gefährliches und dem Gemeinwesen schädliches Spiel erweisen kann, namentlich wenn sie zu einem die Gerichtsverwaltung beeinträchtigenden Mißbrauch des Begnadigungsrechtes führt. Dieser bedauerliche Fall ist beim Präsidenten McKinley eingetreten. Bis zum 1. Dezember 1899 hat er das Begnadigungsrecht 478mal ausgeübt, in 349 Fällen durch Aufhebung und in 129 Fällen durch Milderung der gesetzlich zuerkannten

Strafen. Meistentheils handelte es sich hier um Missethäter, welche die über sie verhängten Strafen reichlich verdient hatten; darunter waren 24 eingekerkerte betrügerische Bankerottirer und 90 wegen Unterschlagungen und ähnlicher Veruntreuungen zu Gefängniß verurtheilte Postbeamte. Bekanntlich sind die amerikanischen Postbeamten Berufspolitiker und Parteigänger, die bei der Wahl eine bedeutende Rolle, jeder in seinem Bezirke, spielen, und von den Bankiers erwartet man in der Regel beträchtliche Geldbeiträge zur Bestreitung der Wahlkosten. Diese wiederholten und ungebührlichen Uebergriffe der obersten Staatsgewalt in die Gebiete der Strafrechtspflege hebt die Befugnisse der zum Schutz des Lebens und Eigenthums eingesetzten Gerichtshöfe soweit auf und übt einen ungemein verderblichen Einfluß aus. Noch schlimmer ist die Genehmigung einer verbrecherischen Handlung aus Parteirücksichten in einer Weise, die einer thatsächlichen Theilnahme an derselben ziemlich gleichkommt. Bei der letzten Wahl in Ohio hat der Ausschuß der republikanischen Partei sich einer handgreiflichen Gesetzwidrigkeit schuldig gemacht, indem er von den Beamten der Bundesregierung Geldbeiträge forderte, um die Kosten der Wahlumtriebe zu bestreiten. Dieses Vergehen wird mit einer Geldstrafe von nicht mehr als 5000 Dollars oder einer Gefängnißstrafe von nicht länger als drei Jahren oder mit beiden zusammen nach Gutdünken des Gerichts geahndet. Es ist ferner die Amtspflicht des Präsidenten, durch den Staatsanwalt das gerichtliche Strafverfahren gegen die Uebertreter des Gesetzes anzuordnen. Die „civil service commission“ hat es nicht versäumt, durch eine öffentliche Darlegung des Thatbestandes die Aufmerksamkeit McKinley's auf seine Obliegenheiten in dieser Sache zu lenken, aber er freut sich über den Erfolg des begangenen Verbrechens und hat keine Schritte gethan, um die frevelnden Parteigenossen gerichtlich zu belangen und zu bestrafen. Sein Hauptorgan, das New-Yorker Tageblatt „The Tribune“, nennt ihn „einen klugen und verschlagenen Parteiführer, besonders wo es sich um die Förderung seiner eigenen Interessen handelt“. Ob dieser Ausspruch für eine Lobeserhebung oder ein Verdammungsurtheil gehalten wird, hängt von der sittlichen Gesinnung des Lesers ab.

Das Verhalten des Präsidenten in dieser Angelegenheit ist die unmittelbare und folgerichtige Fortsetzung seiner Behandlung der „civil service reform“, die er einzuhalten und nach seinen möglichsten Kräften aufzuheben bestrebt ist. Es ist also kein Wunder, daß die Beutepolitiker vivat sequens! rufen und sich in Ergüssen des siegesfrohen Jubels ergehen. Seit der Annahme des Gesetzes zur Verbesserung des Zivildienstes der Bundesregierung im Jahre 1883 hat sich jeder Präsident der Vereinigten Staaten redlich bemüht, dasselbe wirksam zu machen und gelegentlich auszudehnen. Das meiste hat Cleveland im Jahre 1896 nach dieser Richtung geleistet. Auch als McKinley zum Präsidentschaftskandidaten ernannt wurde, versprach er, das betreffende Gesetz „treu auszuführen“, und fügte hinzu, die republikanische Partei werde in dieser Beziehung keinen Rücksprung thun, sondern stets darnach trachten, den Staatsdienst zu verbessern. Um die Gunst einiger berüchtigter Politiker zu gewinnen, die, wie er meinte, ihm bei einer nochmaligen Bewerbung um die Präsidentschaft förderlich sein könnten, nahm er nicht den geringsten Anstand, wortbrüchig zu werden und mehr als 10,000 öffentliche Aemter mit einem Schlag den „Bosses“ und ihren Genossen als Beute auszuliefern. Es wurde ihm hier die allergünstigste Gelegenheit geboten, gegen die Rädelsführer der politischen Freibeuterei standzuhalten und, wie ein Ritter ohne Furcht und Tadel, eine scharfe Lanze für die Sache der Ehre und Gerechtigkeit und des Vaterlandes Wohlfahrt einzulegen. Aber es fehlte ihm am Muth zu solchen Thaten, obwohl er vor keinem Wagniß zurückzuschrecken scheint, das ihm Vortheil verspricht.

Auch bei der Organisation und Ausrüstung des Heeres im spanisch-amerikanischen Krieg hat er der Korruption Thür und Thor geöffnet. Aus politischen Rücksichten ließ er Leute als Offiziere anstellen, die nicht die geringste Ahnung von ihren Pflichten hatten. „Ueberall,“ berichtet ein sachkundiger und zuverlässiger Beobachter, „roch es nach Nepotismus und ähnlichen Formen des Verderbnisses; an jedem Orte stieß man auf betrübende Beweise dafür, daß unehrliche Politiker aus dem Befreiungsfeldzuge ein einträgliches Privatgeschäft machen.“ Man hat sich über Alger, Eagan und Carter mit Recht geärgert und sogar vom „Algerismus“, „Eaganismus“ u. s. w. in der Presse stark gesprochen, aber diese verabscheuungswürdigen Ismen sind nur symptomatische Erscheinungen und Kennzeichen eines tieferliegenden Uebels, des McKinleyismus, der den Staatskörper in allen seinen Theilen erfaßt und das gesunde Wachsthum und sogar das Bestehen desselben gefährdet.

Kein Präsident hat mit der amerikanischen Fahne so unaufhörlich und ungebührlich Gaukelspiel getrieben, um der jingoistischen Entartung einer sonst recht löblichen Vaterlandsliebe zu schmeicheln und die Massen durch das Fröhnen ihrer Vorurtheile mit sich zu reißen, wie McKinley. Er ist nie müde, auf die Philippinen hinzuweisen und auszurufen: „Unsre Flagge ist da. Wo auch immer diese Standarte gehißt wird, ob in der östlichen oder westlichen Hemisphäre, steht sie für Freiheit, Zivilisation und Humanität.“ Man kann seine Nationalflagge lieben und verehren, ohne sie zu einem Fetisch herabzuwürdigen. Das Sternenbanner ist das Wahrzeichen der Grundsätze, die in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung als selbstverständliche Wahrheiten verkündet werden; wo es aber mit Verletzung dieser Grundsätze gehißt wird, da wird es als das Sinnbild der Unterdrückung und Gewaltherrschaft mit Recht gehaßt. Mehr als Dreivierteljahrhundert hat dieses Banner auch die Sklaverei beschützt, für deren Existenz jedoch nicht die Amerikaner, sondern die Engländer verantwortlich waren. Die Gründer der Republik nahmen sich fest vor, diese mit ihren Begriffen der Menschenrechte durchaus unverträgliche „eigenthümliche Institution“ zu beseitigen. Mit der Erfindung des „cotton-gin“ und der Maschinenspinnerei nahm die Baumwollindustrie einen Aufschwung, der diesen guten Vorsatz vereitelte und das vorgesetzte und sehr erwünschte Ziel wurde erst viel später durch einen langjährigen und äußerst blutigen Bürgerkrieg erreicht. Seit der Abschaffung der Sklaverei werden die freigelassenen Neger einer abscheulichen Mißhandlung ausgesetzt, die den Erfordernissen der „Zivilisation und Humanität“ in keiner Weise entspricht. Am 6. Dez. 1899 wurde ein Neger in Maysville, Kentucky, lebendig verbrannt; scharf beißende Säuren goß man ihm in die Augen und Frauen und Kinder schürten eifrig das Feuer des Scheiterhaufens. Den neuesten statistischen Angaben zufolge sind 900 Menschen während der letzten sechs Jahre im südlichen Theil der Vereinigten Staaten „gelyncht“ worden. Es wird behauptet, um solche Grausamkeiten zu entschuldigen oder zu erklären, daß nur Neger, die weiße Frauen geschändet haben, der Lynchjustiz zum Opfer fallen, da die hohe Achtung der Amerikaner für „das ewig Weibliche“ das Volk unter solchen Umständen zu Gewaltthätigkeiten leicht hinreiße. Diese Erklärung ist jedoch nicht richtig. Im vorigen Jahre hat die Lynchjustiz 118 Personen getroffen, von denen nur 24 der Nothzucht beschuldigt wurden. Neulich im Staat Südcarolina sind die öffentlichen Behörden ausnahmsweise eingeschritten und haben fünf Neger aus den Händen des Pöbels gerettet und vor Gericht gestellt. Die Geschworenen haben vier der Angeklagten freigesprochen und nur einen schuldig erklärt.

Wenn das Volk sich selbst Recht verschafft hätte, es wären alle Fünf lebendig verbrannt worden. Dieser Vorfall wirft ein grelles Licht auf das ganze verbrecherische Verfahren und läßt deutlich erkennen, wie viele Unschuldige dadurch grausam vom Leben zum Tode gebracht worden sind.

Wo und von wem werden solche Schandthaten begangen? Nicht von kurdischen Räuberhorden oder von rohen afrikanischen Buschmännern, sondern von einem christlichen Kulturvolk unter dem glorreichen Sternenbanner, das überall, wo es weht, als das Symbol der „Zivilisation und Humanität“ gelten soll. Es wäre also kein Wunder, wenn diese sonderbaren Merkmale der amerikanischen Gesittung Verdacht statt Vertrauen bei den Filipinos erwecken und wenn die dunkelbraunen Bewohner des Archipels Bedenken tragen sollten, sich der Obergewalt einer Nation zu unterwerfen, welche nicht geneigt oder nicht imstande ist, die schwarzen Bürger im eigenen Land vor so scheußlichen Ungerechtigkeiten und Unmenschlichkeiten zu schützen. Auch würden sie in dieser Beziehung ganz recht haben; denn von einer plötzlichen Ueberwindung der tiefeingewurzelten Vorurtheile gegen dunkelfarbige Volksstämme kann hier kaum die Rede sein, und von der Errichtung der einzigen Schutzwehr gegen die aus derartigen Vorurtheilen entspringenden Mißbräuche in der Rechts- und Staatsverwaltung und gegen die Uebergriffe des politischen Streberthums, nämlich der unverzüglichen Einführung und strengen Handhabung der Zivildienstreform bei sämmtlichen Amtsbewerbungen und -beförderungen, will McKinley nichts wissen. In seiner Botschaft sagt er: „It will be my constant aim in the administration of government in our new possessions to make fitness, character and merit essential to appointment to office.“ Aber durch arge Enttäuschungen hat man gelernt, auf solche Versicherungen gar kein Gewicht zu legen. Dieselbe Versprechung hat er bezüglich der Verwaltung der Bundesregierung zuhause feierlich gegeben und offenkundig gebrochen. Auch sind „fitness, character and merit“ zweideutige Worte, die im Munde des Politikers eine ganz andere Bedeutung haben als im gewöhnlichen Sprachgebrauch. Selbst der Zuchthäusler, der von einem „Boss“ als Konsul empfohlen und von McKinley zu diesem Amt ernannt wurde, war ohne Zweifel vom Gesichtspunkt der beiden Gönner ein Mann von vielen Verdiensten, die jedoch in diesem Fall nicht nach Gebühr belohnt wurden, weil die gar zu empfindliche ausländische Regierung einem entlassenen Sträfling das Exequatur verweigerte. Der verschlagene Parteiführer kann also von „Tauglichkeit, Charakter und Verdiensten“ recht schön reden und sich verpflichten, nur diese Eigenschaften bei allen Anstellungen in Erwägung zu ziehen und dennoch lauter untaugliche und charakterlose Leute begünstigen, die sich lediglich um die Förderung der Interessepolitik und der Ränkeschmiedereien der „Bosses“ verdient gemacht haben. Von den hohen vaterländischen Idealen, welche die besten und gebildetsten Bürger zu verwirklichen bestrebt sind, hat er keine Vorstellung und geht über sie als die Hirngespinnste unpraktischer Träumer verächtlich weg.

Recht bezeichnend für McKinley's leichtsinnige und täppische Auffassung der Philippinen-Frage ist die Behauptung, „Europa würde sich über uns lustig machen, wenn wir uns nun zurückziehen und die Eroberung der Inseln aufgeben sollten“. Das Appelliren an ein falsches Vaterlandsgefühl, um die Amerikaner zu verhindern, von einem begangenen und eingestandenen Unrecht abzustehen und sie zu zwingen, den einmal eingeschlagenen Irrweg fortzusetzen, dürfte jedem verständigen Mann als kindisch vorkommen. Es ist aber nicht nur kindisch, sondern auch verbrecherisch. In den Hintergäßchen von New-York pflegen die älteren Nachtdiebe junge Kinder als Gehülfen bei Hauseinbrüchen zu gebrauchen und zu diesem Beruf heranzubilden. Oft kommt es vor, daß die Kleinen aus Furcht oder vielleicht aus Biederkeitssinn daran nicht theilnehmen wollen. Dann beschuldigt man sie der Feigheit, nennt sie Memmen und sagt, die anderen Buben werden sie auslachen. Auf solche Weise wird in der Regel das Ziel erreicht und das Kind zum Verbrecher erzogen. In den „slums“ der Großstädte dürfte wohl die Furcht, sich lächerlich zu machen, eine der stärksten Triebfedern sein, die man in Bewegung setzen kann, um Buben zu Diebereien und ähnlichen Mißthaten anzuspornen; aber in der Hauptstadt einer großen Nation, wo über die wichtigsten Zeitfragen berathschlagt wird, ist eine derartige Erwägung kaum am Platz, namentlich wenn sie dazu dienen sollte, das Volk zu Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten zu reizen und die Eroberungslust zu erregen oder zu steigern. Außerdem würden die aufrichtigsten Freunde der Republik in Europa eine so lobenswerthe Lösung der Philippinen-Frage freudig begrüßen und die Staatsmänner ehren, die den Muth und Gerechtigkeitssinn hätten, den Krieg durch die Gewährung der Selbstverwaltung unter dem Protektorat der Vereinigten Staaten zu beenden. Dafür liefert die Achtung, die man allgemein für den Admiral Dewey hegt, einen hinlänglichen Beweis. Gewissenlose Glücksritter und Streber, wie Rhodes und Chamberlain, würden darüber wahrscheinlich die Achseln zucken und höhnisch lächeln. Unangenehm würde es auch vielleicht die Professoren an den Universitäten von Oxford und Dublin berühren, die diese frivolen und übermüthigen Betreiber des politischen Jobberthums zu Doktoren der Rechte honoris causa ernannten, obwohl bei ihnen weder von Recht noch von Ehre die Rede sein kann. Bewilligung und Ermunterung von dieser Seite, wenn es sich um Menschen- und Völkerrechte handelt, wird man nicht erwarten und auch mit Gelassenheit entbehren können.

Auf McKinley's zum Theil aus Unwissenheit und zum Theil aus kurzsichtiger politischer Verschmitztheit hervorgehenden Wankelmuth bei der Behandlung der wichtigsten staatswirthschaftlichen Fragen werden wir hier nicht näher eingehen. Es ist auffallend, daß ein Mann, der als Kongreßmitglied die Freisilberprägung stets befürwortete und nie müde war, seinen Vorgänger, den Präsidenten Cleveland, als „den Freund des Goldes und den Feind des Volkes“ zu brandmarken, von der republikanischen Partei als Präsidentschaftskandidat aufgestellt wurde zu einer Zeit, wo es vor allem galt, die Staatsfinanzen auf der Grundlage der Goldwährung endgültig zu regeln. Aber diese Ungereimtheit ist bloß eines der vielen unschicklichen und unsinnigen Ergebnisse der Boßherrschaft in der amerikanischen Politik und Parteiführung und dürfte Niemand, der die bezüglichen Verhältnisse genauer kennt, überraschen.

Ziehen wir nun das Facit aus den angestellten Untersuchungen, so ergibt sich, daß Hr. Garrison in dem angeführten Sonett das Richtige getroffen hat und daß das Urtheil, welches der Dichter über McKinley fällt, vor dem Appellationsgericht der Geschichte in letzter Instanz eine unbedingte Bestätigung und Bekräftigung finden wird.

E. P. Evans.

Mittheilungen und Nachrichten.

Eine Dissertation von hohem wissenschaftlichen Werth hat Ernst Salzer in seiner unter der Aegide Scheffer-Boichorsts verfaßten Untersuchung „Ueber die Anfänge der Signorie in Oberitalien“ geliefert, die als Heft XIV der Berliner „Historischen Studien“ veröffentlicht ist (Berlin 1900, Verlag von E. Ebering). An dieser Stelle ist nur kurz auf die Bedeutung des wichtigen Beitrags hinzuweisen, den Salzer zur Erforschung der Verfassungsgeschichte italienischer Municipien geliefert hat. Er weist für einzelne Kommunen die

Entstehung der Tyrannis italienischer Form und Fassung, der „Signorie", aus dem Volkskapitaneat nach und behandelt die Anfänge der oberitalienischen Einzelherrschaften in kurzem, doch inhaltsreichem Ueberblick. Vortrefflich ist der Abriß der Klassenkämpfe in den Städten während der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts und sorgsam die Untersuchung über die Abgrenzung der Kompetenzen des Podestà der Kommune, und des Volkskapitans. Der Verfasser beschränkt sich nicht einseitig auf Oberitalien, sondern er eröffnet dem Leser mehrfach auch Ausblicke auf toskanische Verhältnisse, auf die Analogien, die er zwischen den nördlichen Stadtgemeinden einerseits und Pisa, Lucca, Pistoia andrerseits bemerkt hat, wobei gelegentlich auch die (einstweilen noch immer wenig gelichteten) Florentiner Verfassungszustände gestreift werden. Da er auch Toskana in den Kreis der Erörterung gezogen, hätte er wohl dem auch in verfassungsgeschichtlicher Hinsicht, wenn auch gewissermaßen in negativem Sinn, höchst interessanten Emporkommen Castruccio Castracane's Aufmerksamkeit zuwenden sollen. Es ist lediglich die Folge seines jähen Todes und der Schwäche seiner Söhne gewesen, wenn die Signorie des Antelminelli nicht zu einer erblichen wurde, im übrigen wies sie in glänzender und fesselnder Art alle Züge der aus den Municipalkämpfen emporsteigenden italienischen Dynastien auf. Und dennoch gibt es da keine verfassungsmäßige Entwicklung, und dennoch spottet da wieder einmal die Wirklichkeit eines jeden Schemas und jeder Regel. Eine überragende Persönlichkeit, die sich verworrenster Verhältnisse zu bedienen wußte, hat sich dort mit schnellem Zugreifen eine Herrschaft begründet, die anderswo sich folgerichtiger begründete, ohne übrigens deßhalb in sich selbst größere Gewähr der Dauer zu tragen. Da indeß der Titel der knapp gehaltenen und inhaltsreichen Schrift nur Erörterung oberitalienischer Verhältnisse verheißt, haben wir vielleicht unrecht gethan, das fehlende Eingehen auf eine der merkwürdigsten der frühen Signorien zu moniren, was uns indeß dadurch nahe gelegt wurde, daß weit spätere toscanische Dinge unter Uebergehung Castruccio's und des Herzogs von Athen behandelt werden. Haben wir noch das Bedauern ausgesprochen, daß ein Index fehlt, den die Reichhaltigkeit der Erörterungen doppelt wünschenswerth macht, so wären damit unsre Ausstellungen erledigt. Erfreulich ist es, daß ein heranreifendes Geschlecht junger deutscher Gelehrten sich mit Eifer der Erforschung der mittelalterlichen Geschichte Italiens befleißt, eines Gebiets, auf dem noch unendlich Vieles zu leisten bleibt. Unter den theilweise sehr tüchtigen Arbeiten dieser Art nimmt die hier in nur flüchtigen Worten angezeigte eine hervorragende Stelle ein.

k. **Leontieffs Zug zum Rudolf-See.** Aus Dschibuti wird uns unter dem 28. Januar berichtet: Graf Leontieff, der bekannte russische Vertrauensmann des Kaisers Menelik, ist mit großem Gefolge hier eingetroffen und begibt sich nach Europa zurück. (Leontieff ist mit mehreren Offizieren inzwischen in Marseille angekommen. D. Red.) In seiner Begleitung befinden sich Major Schedeuvre, die Leutnants Leymarie und Sebillon, der Intendant Bouchier, Dr. Kahn, Generalsekretär Esperet, 5 Kosaken, 85 Senegalschützen, 300 Abessinier und viele eingeborene Träger, die mit ihrem lebhaften, lärmenden Treiben unsern ganzen, gewöhnlich etwas zu stillen Hafen erfüllen. Graf Leontieff, der als abessinischer Militär den Rang eines Dedschas (Häuptling, Oberst) bekleidet, hat durch seinen neuesten Zug sich den Negus Negesti abermals und in hohem Maße verpflichtet, er hat, um den Erfolg der Unternehmung kurz zusammenzufassen, das Reich des „Königs der Könige" bis zum Rudolf-See nach Süden ausgedehnt. — Die Expedition verließ die kaiserliche Residenz Addis-Abeba im Juni 1899 und erreichte am 20. August desselben Jahres den Rudolf-See, nachdem sie das ganze Wassernetz des Flusses Omo eingehend besucht hatte. Der Omo ist der wasserreichste Zufluß des Sees, bei dessen Erforschung am 1. Juni 1896 der italienische Reisende Sacchi und am 16. März 1897 Hauptmann Böttego ihr Leben gelassen haben. Letzterer hatte zuerst festgestellt, daß der Omo nebst dem wenig wasserreichen Nianam die einzigen wesentlichen Zuflüsse des Rudolf-Sees sind und mit diesem großen Wasserbecken in 840 m Höhe ein abgesondertes hydrographisches Gebiet darstellten. Daß dieses in ferner Vorzeit in Verbindung mit dem südlichen großen Seengebiete gestanden hat, beweist seine Lage in der Linie jener Depression, in der die Seen Nyanza, Nobron, Najucha, Nasuro, Baringo, Pagade, Rudolf-See liegen und die sich mit dem Thal des Hanasch bis zum Rothen Meere fortsetzt. Das von der Expedition Leontieff durchstreifte Land wurde als gut bevölkert befunden, ist fruchtbar und reich an Wild und Viehherden; die Landschaft bot mit ihrer Abwechselung von Berg und Thal, Wald und Steppe oft entzückende Anblicke. Das Klima ist mit Ausnahme einiger tiefliegender Sumpfgebiete gesund, denn das Land erreicht vielfach eine Höhe von mehr als 1000 m, worüber gewaltige vulkanische Kegelberge bis über 2000 m emporsteigen. In den tieferen Lagen trafen die Reisenden ganze Herden von Elefanten an, aber auch hier wird dem mächtigen Rüsselträger schon von den Eingeborenen nur zu eifrig nachgestellt. Die Völkerschaften längs des Omo und um den Rudolf-See bereiteten der Expedition anfangs nicht geringe Schwierigkeiten, nach Einleitung von Freundschaftsverhandlungen gelang es jedoch den Abessiniern, das Vertrauen der Leute zu gewinnen und Bündnisse mit ihnen abzuschließen. Durch Geld und gute Worte wurden auch eine Reihe von mächtigen Häuptlingen bewogen, den Kaiser von Abessinien als Protektor anzuerkennen. Bei diesen eingeborenen Fürsten ließ Leontieff Senegaltruppen zurück, und starken Posten von eben diesen sehr zuverlässigen französischen Kolonialtruppen wurde die Bewachung der in den wichtigsten Plätzen des Gebiets gehißten abessinischen Flaggen anvertraut, nämlich in Bako, Benta, Male, Uba, Bao, Baschada und einigen Dörfern am Rudolf-See. — Graf Leontieff und seine Begleiter haben durch ihre Expedition die Forschungen von Cecchi, Chiarini, Graf Teleki, Baron v. Hoehnel, Borelli, Graf Ruspoli, Donaldson, Smith und Böttego mit Erfolg erweiternd bestätigt und dem Negus Negesti eine neue große Provinz gewonnen.

* **Jena.** Obwohl an der hiesigen Universität Frauen weder immatrikulirt noch als Hörerinnen zugelassen werden, ist jetzt die Erlaubniß ertheilt worden, daß den Frauen die Zulassung zur philosophischen Doktorpromotion unter den gleichen Bedingungen wie den männlichen Kandidaten gewährt werde, jedoch mit der Einschränkung, daß die Befreiung von Beibringung des Reifezeugnisses eines humanistischen Gymnasiums oder von einem akademischen Studium von mindestens drei Jahren dem großherzoglichen Staatsministerium vorbehalten bleibt.

* **Königsberg.** Als ordentlicher Professor der Rechte wurde Prof. Dr. W. v. Blume in Rostock an die hiesige Universität berufen.

* **Paris.** Zu korrespondirenden Mitgliedern der Académie des Sciences de l'Institut de France wurden die deutschen Gelehrten Geh. Rath Prof. Dr. v. Zittel, Präsident der kgl. Akademie der Wissenschaften und Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen in München, und Geh. Hofrath Dr. Pfeffer, Professor der Botanik an der Universität in Leipzig, ernannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Heft 113—128. 9. Aufl. Leipzig, Otto Spamer 1900. — H. Suchier u. A. Birch-Hirschfeld: Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 1. Lfg. Leipzig, Wien, Bibliographisches Institut 1900. — H. F. Suksdorf: Eine kritische Stunde in der Entwicklungsgeschichte unsres Volkes. Berlin, Dietrich Reimer (E. Vohsen) 1900. — L. Hofbauer: Wiener Künstler-Postkarten. Serie XLIV: Heimstätten berühmter Personen in Wien. Wien, Philipp u. Kramer. — C. Wójcik: Ueber den Krieg in Südafrika. 1. Heft. Wien, B. W. Seidel u. Sohn, k. k. Hofbuchhändler 1900. — E. Hellmer: Lehrjahre in der Plastik. 1. Theil. Wien, A. Schroll u. Co. 1900. — L. Plate: Ueber Bedeutung und Tragweite des Darwin'schen Selektionsprinzips. Leipzig, Wilh. Engelmann 1900. — Herb. Eulenberg: Anna Walewska. Eine Tragödie. Berlin-Paris, Joh. Sassenbach 1899.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 23. Februar. Nummer 45.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Kriegsflotten und die wissenschaftliche Forschung.

Von Dr. G. Neumayer.

Wenn man von Kriegsflotten spricht und von deren Bedeutung für das Staatsleben und das Leben der Völker liest, begegnet man meistens nur der Erörterung der Machtfrage. Man sollte daher meinen, daß es sich bei der Schaffung einer mächtigen Flotte lediglich darum handelt, dieselbe so stark zu entwickeln, daß sie in dem Völkerkonzert imstande ist, die Machtstellung des Staates, dem sie angehört, zu gewährleisten, damit die Interessen des Staates wie der Privaten desselben in kräftiger Weise vertreten werden können. Ohne Zweifel ist dieser Gesichtspunkt von hervorragender Bedeutung und wird dementsprechend bei Diskussionen über die Machtentfaltung oder, wie man es in jüngster Zeit zu bezeichnen beliebt, die Seegeltung eines Staates in erster Linie genannt. Betrachtet man an der Hand geschichtlicher Thatsachen die Entwicklung der einzelnen Nationen, welche zu bestimmten Epochen zu hervorragender Stellung emporgestiegen sind, bis auf die heutigen Tage, so wird man finden, daß die bezeichneten Gesichtspunkte durch die Entwicklung einzelner Staaten zu ihrer Bedeutung ihre volle Bestätigung finden. Allein es wäre ein Irrthum, wollte man annehmen, daß die Bedeutung einer Seemacht nur in den eben berührten Gesichtspunkten ihre Begründung fände. Vielmehr will es uns scheinen, als ob noch andere gewichtige Elemente bei der Gewinnung einer maßgebenden Stellung unter den seefahrenden Völkern der Erde eine Beachtung finden müssen, wenn es sich darum handelt, die Wege zu einer solchen Machtstellung zu finden. Diese Zeilen haben den Zweck, diesen Weg zur Größe auf der maritimen Entwicklung zu bezeichnen und etwas näher zu beleuchten. Es ist nämlich unzweifelhaft, daß die wissenschaftlichen Aufgaben, welche sich eine aufstrebende Seemacht stellt, und die Weise, in welcher sie diese Aufgabe zu lösen sucht oder in die Lage versetzt wird, sie lösen zu können, von tiefgreifendem Einfluß für den Erfolg ist.

Es würde unschwer sein, an der Hand der Geschichte der Entstehung und Entwicklung einzelner Staatsmarinen zu ihrer Machtstellung nachzuweisen, daß in der Größe der Ziele, die man sich stellte, ganz abgesehen von jenen der Machtentfaltung, der Keim der Entwicklung zur weltgeschichtlichen Bedeutung gelegen ist. Die Natur dieser Ziele kann man dahin zusammenfassen, daß in früheren Zeiten, faßt man nur die Epoche nach den großen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts ins Auge, die Begründung und Festigung und Machtstellung wesentlich in der Erweiterung geographischer Kenntnisse und in der Ausnützung des auf diesem Weg Errungenen zu erkennen ist. Man denke nur an die Unternehmungen der Spanier und Portugiesen im 15. und 16. Jahrhundert, an das, was Holländer und Engländer im 17. und 18. Jahrhundert erreichten, um das Gesagte durch geschichtliche Belege zu erhärten. Man möchte sagen, naturgemäß ergab sich aus den kühnen Fahrten von Entdeckungsreisenden und der Eroberer die Bedeutung einer Nation zur See, die sich auch schließlich zu einem Faktor in der Seegeltung gestaltete. Daß sich aus solchen und ähnlichen Bestrebungen auch die kolonisatorische Bedeutung einer seefahrenden Nation entwickeln mußte, bedarf wohl kaum einer näheren Erörterung oder eines Belegs durch geschichtliche Vorgänge. Es ist auch nicht unsre Absicht, diesen Betrachtungen heute weiter zu folgen. Vielmehr scheint es geboten, ganz in der Gegenwart stehend, nur in Kürze zu beleuchten, daß in der kräftigen Entwicklung einer Flotte auch das Mittel erkannt werden muß, auf dem Gebiete wissenschaftlicher Arbeit in unsrer Zeit wichtiges zu leisten. Daß die wissenschaftliche Behandlung aller technischen Fragen in dem Seeverkehr erste Bedingung für den Erfolg ist, kann, ohne dem Geiste unsrer Zeit zu nahe zu treten, kaum noch als der Erörterung bedürftig angesehen werden: es versteht sich dies von selbst. Anders ist es mit Bezug auf die wissenschaftlichen Arbeiten im weiteren Sinne, welche Staatsmarinen leisten können und, sollen sie ihre Kulturaufgabe erfüllen, leisten müssen: es handelt sich hier um die Förderung der menschlichen Erkenntniß auf dem Gebiete der Naturerscheinungen sowohl in ihrer idealen wie auch in ihrer realen Unterlage. Dem wissenschaftlich gebildeten Geist ist es einleuchtend, daß beide Richtungen der Forschung sich nicht nur nicht widerstreiten, sondern daß sie nebeneinander gepflegt werden müssen, wenn ein wirklicher Erfolg erzielt werden soll.

Die Entwicklung wissenschaftlicher Erkenntniß innerhalb der Marinen aller Staaten ist ein erstes Erforderniß auch lediglich vom Standpunkt der Naturforschung beleuchtet. Sie allein ermöglicht, daß die Staatsmarinen, welche in allen zivilisirten Staaten in ihren hydrographischen Aemtern das Organ zur Inangriffnahme und Leitung wissenschaftlicher Arbeiten besitzen, theils auf dem Gebiete der Nautik im engeren Sinne die Schwierigkeit zu überwinden vermögen, welche im Mangel an wissenschaftlicher Einsicht begründet liegen, theils neue Gebiete der Erde oder des Meeres erschließen und sie für den Verkehr und für Kolonisation zugänglich machen können. Ein Verkennen dieser Thatsache kann nur von Mißerfolgen begleitet sein. Dabei liegt in der Pflege der Wissenschaft seitens derer, welche zum Dienst in einer Marine berufen sind, eine Quelle von wohlthätigen Einflüssen auf den Handel und den Verkehr zur See. Es würde zu weit führen, wollte man die Wahrheit dieses Satzes im einzelnen erweisen, denn es würde dies nur dem Erörtern wissenschaftlichen Einflusses auf den Seeverkehr und wie derselbe durch die Staatsmarinen gefördert werden könne, gleichkommen. Jedoch ist es wohl zweckdienlich, gerade um das, was wir eingangs als eine einseitige Auffassung bezeichnet haben, abzuschwächen, einige wissenschaftliche Aufgaben der Staatsmarinen hier hervorzuheben.

Die Erforschung der Naturgesetze, welche den Erscheinungen, die den Verkehr zur See beeinflussen, zugrunde liegen, können wesentlich durch die Staatsmarinen in der Weise gefördert werden, daß Material zur Forschung aus allen durch den Handel und Seeverkehr berührten

Gegenden in gründlichster Weise gesammelt wird, um später verarbeitet und wieder der Praxis zugänglich gemacht werden zu können. Man denke hiebei nur an die Beobachtungen über Strömungen des Ozeans, die nur wieder als zuverlässig gedacht werden können, wenn die Methoden der Ortsbestimmung zur See so exakt ausgebildet werden wie es der gegenwärtige Stand der Wissenschaft zuläßt, oder vielmehr erfordert. Das hängt nun wieder ab von vorzüglichen und fehlerfreien Instrumenten, und in erster Linie von der Tüchtigkeit der Schiffschronometer und der genauen Kenntniß der Ablenkung der Magnetnadel an Bord eiserner Schiffe. In der Untersuchung der Chronometer für den Seegebrauch und der Förderung der Erkenntniß der magnetischen Verhältnisse an Bord der Fahrzeuge, auf welchen heutzutage der Weltverkehr zur See sich vollzieht, liegt einer der schwierigsten und, wenn von Erfolg gekrönt, segensreichsten Aufgaben einer Kriegsmarine. Die Ergebnisse solcher Arbeiten kommen unmittelbar dem Handel und dem Verkehr zugute, und wenn ein Staat wie im Falle des Deutschen Reichs Tausende ausgibt, um die Errungenschaften der Wissenschaft auf diesem Gebiet zu ermöglichen und für die Praxis zu sichern, so ist das in hohem Maß anzuerkennen.

Verheerend wirken die großartigen Phänomene der Luftwirbel aller Zonen, durch welche der Welthandel sich bewegt, und nur durch wissenschaftliche Beobachtungen und durch an der Hand derselben abgeleitete Erfahrungen, um nicht zu sagen Gesetze, läßt sich deren verheerende Wirkung abschwächen und sich der Verkehr zur See sicherer gestalten. Es ist aber eine der wichtigsten Aufgaben der Staatsmarinen, die hiezu eine Beziehung habenden Erscheinungen gründlich zu beobachten und ein Studium derselben zu ermöglichen, damit daraus für den Verkehr wichtige Sätze abgeleitet werden können. Wollte man dies nur einen Augenblick in Zweifel ziehen, so käme das einem Negiren der wichtigen Errungenschaften gleich, welche gerade auf diesem Gebiet die letzten fünfzig Jahre zu verzeichnen haben. Das Zusammenarbeiten unsrer deutschen Kriegsmarine mit den Schiffen der Handelsmarine hat in unserm Vaterland Hervorragendes in der sicheren Gestaltung des Seeverkehrs bewirkt.

Es wurde schon einzelner, für die Nautik wichtiger Instrumente gedacht: der Chronometer und des Kompasses. Allein zahllos ist die Reihe der Instrumente für nautische Zwecke, die nur durch Prüfung zur wirklichen Leistungsfähigkeit gebracht werden konnten, und es hat sich dies die kaiserliche Marine, wie es aus den wissenschaftlichen Anstalten und den darin erzielten Erfolgen hervorgeht, auch stets zum Grundsatz gemacht Es genügt, darauf hinzuweisen, was in den letzten 25 Jahren durch die Fürsorge der Organe der kaiserlichen Marine für die Verbesserung von Sextanten, von Positionslaternen, von Lothungsmaschinen und Signalen aller Art geschehen ist, um das vorhin Gesagte zu erhärten. Wollte man aber annehmen, daß wir mit dem Errungenen am Ende des Erfolgs angekommen seien, so wäre das ein verhängnißvoller Irrthum; vielmehr muß jeder Einsichtsvolle erkennen, daß auf dem bis jetzt mit Erfolg betretenen Weg an der Hand wissenschaftlicher Forschung weiter gewandelt werden müsse, damit zur Erhöhung der Sicherheit des Verkehrs zur See immer Höheres und Vollkommeneres geleistet werden kann. Daß dazu die Bereitstellung erheblicher Mittel erforderlich ist, bedarf wohl keiner näheren Erörterung.

Die Untersuchung der heimischen Küste nach den verschiedensten Richtungen, sowohl des theoretischen, wie des praktischen Bedürfnisses ist eine Aufgabe, welche, wie auch in anderen Staaten, unsrer Kriegsmarine zufällt, und es hat dieselbe auch seit etwa 25 Jahren ganz Erhebliches dazu beigetragen, daß der Verkehr von und nach unsern Küsten durch Herausgabe von Karten und Küstenbeschreibungen, Hafenplänen u. s. w. immer sicherer gestaltet werde. Was für die Kenntniß des Verlaufes der Gezeiten und der Strömungen derselben deutscherseits geschehen ist, kann sich ohne Bedenken den englischen Leistungen an die Seite stellen, und hat das Observatorium der kaiserlichen Marine in Wilhelmshaven gerade auf diesem letzteren Gebiete eine segensreiche Thätigkeit entwickelt, wie denn die Hydrographie unsrer vaterländischen Küsten nach Maßgabe der zu Zeiten zur Verfügung stehenden Mittel in für die Schiffahrt höchst nutzbarer Weise gefördert worden ist. Dazu kommt das Betonnungs- und Beleuchtungswesen, welches nicht nur durch die Uferstaaten stets in guter Ordnung gehalten, sondern einheitlich vervollkommnet werden muß, was nur durch Verwendung eines reichen Personals und die Einrichtungen von im praktischen und wissenschaftlichen Sinne wirkenden Bezirksämtern erreicht werden konnte. Durch die kaiserliche Admiralität und später durch das Reichsmarineamt wurde unter Leitung der Deutschen Seewarte das Sturmwarnungswesen eingerichtet und durch die Errichtung von zahlreichen Apparaten zum Signalisiren von Stürmen auf wirksamer Höhe erhalten.

Wenn nun auch vieles geschehen ist, um den unmittelbaren Bedürfnissen abzuhelfen, so kann es dem Einsichtsvollen doch nicht entgehen, daß noch eine gewaltige Aufgabe den Marinebehörden vorliegt, die dem aufstrebenden deutschen Handel und Seeverkehr geleistet werden muß, bis jetzt aber aus Mangel an Zeit und Mitteln nicht geleistet werden konnte. Wir meinen hier die Herausgabe von deutschen Kartenwerken und Segelhandbüchern für die Küsten überseeischer Staaten, damit wir von ausländischen Arbeiten auf diesem Gebiete nach und nach ganz unabhängig werden. Manches ist geschehen, Anerkennungswerthes, wenn man die Stärke unsrer Kriegsflotte in Erwägung zieht, allein der größte Theil bleibt hier noch zu thun übrig. Dazu treten noch die Pflichten für die Behörden unsrer Marine, für die überseeischen Besitzungen, die erworben worden sind und nun gebieterisch fordern, daß auch die Küsten und Küstenstriche nach ihren Hülfsquellen und in Beziehung auf ihre Häfen gründlich untersucht und in Karten niedergelegt werden. Nur durch ein wohlgeschultes, zahlreiches Personal und durch eine gründliche Organisation der Arbeit kann hier Ersprießliches und Bedeutendes geleistet werden. Dazu aber reichen die Kräfte im Rahmen der gegenwärtigen Flottenstärke nicht aus, wenn nicht eine beträchtliche Erhöhung derselben eintreten kann. Es ist hier nicht die Rede von neuen Erwerbungen, solches würde weitaus größere Mittel beanspruchen; wir sprechen lediglich von der Erhaltung und Entwicklung im kulturellen Sinne des Besitzes.

Bis jetzt haben wir nur von den großen Aufgaben, die, praktisch gesprochen, ganz in den Vordergrund bei der Entwicklung einer Staatsmarine gestellt werden müssen, gesprochen. Werfen wir nun nur noch einen flüchtigen Blick auf die mehr oder weniger idealen Forschungen, welche einer Kriegsmarine zufallen können, so sei hier nur der ozeanographischen Forschung auf weiten Meeren gedacht, was wiederum nur durch Expeditionen der Staatsmarinen in wirksamster Weise geschehen kann. Wir erwähnen noch der Erforschung noch unbekannter Meerestheile, welche, wenn in Angriff genommen, durch die Staatsmarine nur dazu dienen kann, das Personal derselben in wissenschaftlich seemännischer Weise auszubilden, was wiederum nur dem allgemeinen Wohle zum Vortheile gereicht. Allein solchen Aufgaben kann gegenwärtig unsre Marine, die mit Aufgaben unmittelbar zwingender Natur überlastet ist, sich nicht widmen. Aufgaben dieser Art können nur einem späteren Stadium der Entwicklung unsrer maritimen Kräfte billigerweise zugemuthet werden. Daß sie dazu geeignet ist, woran allerdings Niemand, der den deutschen seemännischen Geist einigermaßen versteht, zweifeln kann, wurde erwiesen durch die Expedition S. M. Korvette „Gazelle“ und die Theilnahme der kaiserlichen Marine an verschiedenen wissenschaftlichen Unternehmungen, wie die Beobachtung der Vorübergänge der Venus im Jahre 1874 und 1882 und der deutschen Expeditionen im Systeme der internationalen Polarforschung. Allein jene Thätigkeit unsrer Marine, die von bedeutenden wissenschaftlichen und praktischen Erfolgen begleitet war, wir erinnern nur an die Erforschung und Erschließung der

Gebiete von Neu-Guinea und der nördlich davon gelegenen Inselgruppen durch S. M. Korvette „Gazelle“ unter Frhrn. v. Schleinitz, fiel in eine Zeit der vergleichsweise weniger intensiven sonstigen Ansprüche an unsre Kriegsmarine.

Wir sprachen hier zuletzt von den mehr idealen Aufgaben, welche einer Marine zufallen, womit aber keineswegs ausgesprochen werden soll, daß dieselben nicht auch hohe praktische Ziele verfolgen können, wie dies ja durch das zuletzt angeführte Beispiel genugsam beleuchtet wird, und wie es namentlich sofort als von eminent praktischer Natur erscheint, wenn man bedenkt, welchen ungeheuren Vortheil Untersuchungen ozeanisch-geographischer Natur auf den Fischfang auf hoher See haben müssen.

Es wurde vermieden, die Machtfrage zu berühren, wenn auch an der Hand geschichtlicher Hinweise die Erhöhung unsrer maritimen Kräfte im Interesse der Machtstellung unsrer Nation als geboten bezeichnet werden kann. Die Ereignisse der letzten Monate haben es aber auch dem kosmopolitisch weniger geschulten Geist klar gemacht, daß wir durchaus, wollen wir unsern Handel und Verkehr über See nicht gefährdet sehen, kräftigeren Schutz erhalten müssen. Von hoher Einsicht geleitet, strebt Se. Majestät der Deutsche Kaiser mit den Bundesfürsten nach einer größeren, wirksameren Entfaltung unsrer maritimen Kräfte. Werden diese vaterländischen Bestrebungen unterstützt und gefördert, so wird in erster Linie dem deutschen Unternehmungsgeist nach überseeischen Ländern kräftiger Schutz gewährt, während andrerseits die kaiserliche Marine in die Lage versetzt werden wird, sich zum Wohl unsres Handels und zur Ehre der Menschheit großen wissenschaftlichen Fragen, wovon wir hier zunächst nur sprechen wollten, wird widmen können.

Die Zeiten, in welchen man Bestrebungen dieser Art für rein idealer Natur zu bezeichnen pflegte, sie gehören der Vergangenheit an. Unsre Zeit fordert volle Einsicht in die praktische Bedeutung, selbst der scheinbar idealsten Bestrebungen. Daß das deutsche Volk diesen Geist der Zeit in den Epochen nach seiner Wiedergeburt erkannt hat, zeigt die Entwicklung unsres Vaterlandes. Wir leben denn auch der festen Ueberzeugung, daß die jungen Männer, die sich der Marine widmen, gewährt man dazu in reichem Maße die Mittel, nicht zurückbleiben werden, wenn es gilt, für die hohen Ziele der Wissenschaft im Dienste der Zivilisation und der Hebung unsres Nationalwohls einzutreten.

Schulhygienische Fragen.

Von Dr. Alphons Fuld.

Lebensschicksale und äußere Verhältnisse bestimmen nicht allein den Charakter des Individuums und drücken der geistigen Persönlichkeit ihren Stempel auf, sie sind auch von weittragendem Einfluß auf das körperliche Befinden, auf jene Summe von Anlagen, Eigenschaften und Funktionen, die man als Konstitution eines Menschen bezeichnet. In jenem gewissermaßen künstlich geschaffenen Milieu, welches das Produkt des kulturellen Fortschritts der Menschheit ist, in Wohnung, Berufsthätigkeit und gesellschaftlichen Beziehungen sind Momente gegeben, die unter Umständen einen schädigenden, ja einen direkt krankheitserregenden Einfluß ausüben können. Allerdings setzt uns dieselbe Kultur, die so viele Nervenkraft und Widerstandsfähigkeit verbraucht, auch in den Stand, die in ihrem Gefolge auftretenden Schädlichkeiten in ihrem Wesen zu erkennen und die geeigneten Wege zu finden, um ihre Wirksamkeit aufzuheben, oder wenigstens einzuschränken.

Wenn das Kind, das bis dahin gewohnt war, in ungebundener Freiheit nach Herzenslust sich herumzutummeln und sich geistig nur vorübergehend und spielend mit Gegenständen zu beschäftigen, die ihm selbst am Herzen liegen, mit dem Eintritt in das schulpflichtige Alter plötzlich gezwungen wird, sich einer ungewohnten, strengen Disciplin zu unterwerfen, seinen natürlichen Bewegungsdrang, die angeborene Plauderlust zu unterdrücken, lange Zeit still zu sitzen, die bisher in schrankenloser Willkür, vom Hundertsten ins Tausende abspringende Gedankenthätigkeit zu ordnen und auf einen bestimmten, es zunächst herzlich wenig interessirenden Gegenstand zu konzentriren, wenn dazu noch die Nothwendigkeit kommt, mit einer Menge bisher fremder, gleichaltriger Leidensgenossen verkehren zu müssen, nicht mehr als der verzogene Liebling, dem alles zu Willen ist, sondern als gleichberechtigtes, aber auch gleichverpflichtetes Wesen, dessen Strebungen und Willensäußerungen auf einen nicht weniger starken Gegenwillen stoßen, dann ist es gewiß nicht zu verwundern, daß ein solcher totaler Umschwung der äußeren Lebensverhältnisse, wie er gleich intensiv im späteren Leben kaum mehr vorkommt, seinen Einfluß auf das geistige und körperliche Befinden des Kindes geltend macht. Wenn eine große Anzahl von Kindern während der ersten Monate nach dem Eintritt in die Schule in ihren Gewichtsverhältnissen zurückgehen, an Appetit nachlassen, die frühere Munterkeit verlieren und die Symptome der Blutarmuth aufweisen, dann ist dies die natürliche Folge der veränderten Lebensverhältnisse und erfahrungsgemäß ohne Bedenken, weil sich diese Störungen mit der Gewöhnung an die neue Lebenslage in den allermeisten Fällen wieder ausgleichen. Man hat aber neben diesen vorübergehenden Schädigungen, die um den Preis der Erziehung und Bildung gewiß mit in Kauf genommen werden müssen, auch andere Störungen des Gesundheitszustands während des Schulbesuchs beobachtet, die zum Theil von weit ernsterer Bedeutung sind und die Quelle von langjährigem, selbst dauerndem Siechthum, oder gar von frühzeitigem Tode sein können. Bei manchen Krankheiten und funktionellen Störungen mag der Zusammenhang nur scheinbar sein und mit Unrecht der Schule zum Vorwurf gemacht werden, für eine nicht geringe Anzahl von Störungen steht es aber mit aller wünschenswerthen Sicherheit fest, daß sie in der That ihre Ursache in dem Schulbesuch haben, und zwar nicht etwa als unvermeidliche Folgen desselben, sondern als die Frucht von Uebelständen, die durch zweckmäßige Verbesserungen unter Aufrechthaltung des prinzipiellen erzieherischen Standpunkts zu beseitigen sind.

Diese im Laufe der letzten Jahrzehnte bei Aerzten und einsichtigen Pädagogen immer mehr gefestigte Erkenntniß hat zu jener Agitation geführt, die in der systematischen hygienischen Beaufsichtigung der Schule und des Schulbetriebs, in der Anstellung von Schulärzten ihr Ziel sieht. Die letzten Jahre haben erfreuliche Fortschritte in dieser Beziehung gezeitigt, eine ganze Reihe von Städten hat sich probeweise zur Anstellung von Schulärzten entschlossen. Es wird nun abzuwarten sein, ob die Prinzipien, die ziemlich gleichmäßig an den verschiedenen Orten bei der Abgrenzung der schulärztlichen Kompetenzen maßgebend waren, sich als richtig erweisen, und ob der Erfolg den gehegten Erwartungen entsprechen wird. Ich will auf diese Frage hier nicht näher eingehen, zumal ich schon in einem früheren Aufsatz an dieser Stelle meine Anschauungen entwickelt habe.

Es sollen hier nur in großen Zügen einzelne, besonders bedeutungsvolle Mißstände erörtert werden, die zum Theil mit Recht, zum Theil aber auch unberechtigterweise dem Schulbetrieb, wie er sich heute gestaltet hat, zum Vorwurf gemacht werden.

Soviel uns bekannt, hat man überall, wo Schulärzte bestellt wurden, deren Thätigkeit ausschließlich auf die Volksschulen beschränkt, von dem Grundsatz ausgehend, daß ein großer Theil jener Aufgaben, die der Schularzt zu lösen hat, bei den aus den besser situirten Klassen stammenden Schülern der höheren Lehranstalten von dem Hausarzt wahrgenommen werden. Meiner Meinung nach ist dieser Standpunkt ganz verkehrt; richtig ist nur der Grundgedanke, daß die Verhältnisse in den höheren Schulen von denen der Volksschulen himmelweit verschieden sind. Was bei der Beaufsichtigung der Volksschulen Hauptsache ist, das mag in den höheren Schulen kaum der Berücksichtigung werth sein, dafür ergeben sich aber in diesen, entsprechend dem höheren Alter der Schüler,

ihrer intensiveren geistigen Inanspruchnahme und besonderen gesellschaftlichen Verhältnissen eine Reihe von Momenten, die um so eingehendere Berücksichtigung verdienen, als aus diesen Schulen die künftigen Führer und Pfadfinder der Nation in wissenschaftlichen wie in politischen und wirthschaftlichen Bestrebungen hervorgehen sollen. Die Ueberwachung der persönlichen Gesundheit, die Erziehung zu rationeller Hautpflege, zur Reinlichkeit überhaupt ist allerdings in denjenigen Kreisen, welche vorzugsweise die höheren Schulen besuchen, nicht nothwendig; darum allein handelt es sich aber doch auch keineswegs; der Schularzt soll ja nicht nur den Gesundheitszustand der einzelnen Schüler überwachen, sondern er soll vor allem über den Zusammenhang etwaiger Gesundheitsstörungen mit den besonderen Verhältnissen des Schulbetriebs Untersuchungen anstellen. Nur unter solchem Gesichtspunkt erhebt sich seine Thätigkeit über die des Hausarztes hinaus zu einem das Ganze und die Zukunft berücksichtigenden, wahrhaft sozialpolitischen Wirken. Solche Aufgaben kann der Hausarzt unmöglich erfüllen, sondern allein der Gesundheitsbeamte, der dazu bestellt ist, die Einrichtungen der Schule und ihren ganzen Betrieb in ihren Wirkungen auf den Gesundheitszustand des Lehrpersonals und der Schüler zu studiren.

Volksschulen, sowie höhere Schulen haben eine Reihe von Mißständen gemeinsam, nämlich solche, deren Ursache in der Ansammlung vieler jugendlicher Personen auf verhältnißmäßig kleinem Raum und in der nothgedrungen gleichartigen Behandlung verschieden gearteter Individuen gegeben ist. Die Anforderungen, die man an die Größe und Höhe des Schulzimmers, an den Luftraum, der jedem einzelnen Kinde zur Verfügung bleibt, zu stellen hat, sind darum im Prinzip die gleichen, aber doch nur im Prinzip. Man darf nicht vergessen, daß auf den Gymnasien und den übrigen höheren Bürgerschulen die Schüler einen viel größeren Theil des Tages in weit anstrengenderer geistiger Thätigkeit in der Klasse zubringen müssen als in den Volksschulen, namentlich auf dem Lande, wo die Kinder zudem noch gewohnt sind, ihre Eltern bei der Feldarbeit zu begleiten oder zu unterstützen und in dieser Weise durch die erfrischende, den ganzen Stoffwechsel anregende Thätigkeit im Freien wieder gut zu machen, was der Aufenthalt in einem nicht ganz einwandfreien Klassenzimmer geschadet haben könnte. Man sieht also, Fragen dieser Art lassen sich nun einmal nicht nach bestimmtem, von der vorgesetzten Behörde vorgeschriebenem Schema entscheiden, die Verhältnisse der höheren Schulen, der städtischen und ländlichen Volksschulen lassen sich nicht über denselben Kamm scheren. Ja, man muß selbst die Anforderungen an die Volksschulen ganz verschieden bemessen, je nachdem die Schüler einer vorzugsweise landwirthschaftlich thätigen oder einer mehr industriellen Bevölkerung entstammen. Darum genügt eben für die Zwecke der hygienischen Schulaufsicht nicht der Exekutivbeamte, der getreulich die Instruktionen der vorgesetzten Behörde ausführt, auch nicht der einfache Arzt, der sein ganzes Wirken in der Beobachtung und Behandlung des Individuums konzentrirt hat, oder ein vorzugsweise in theoretischen Untersuchungen und Laboratoriumsexperimenten geübter Hygieniker, zum Schularzt taugt nur der wissenschaftlich und praktisch durchgebildete Mediziner, der über der Sorge um das Individuum es nicht verlernt hat, den Blick auf das Ganze zu richten und den Einzelnen als Glied eines größeren, komplizirteren Organismus zu betrachten und zu behandeln.

Eine weitere Gefahr, die allen Schulen gemeinsam und in ihrem Wesen begründet ist, liegt in der Verbreitung ansteckender Krankheiten durch die Schule. Es gibt wohl kaum eine Thatsache, die auch den Indifferenten mehr aufrütteln und von der Nothwendigkeit einer Reform überzeugen muß, als wenn ihm ad oculos demonstrirt wird, wie ein vollkommen gesundes Kind in der Schule den Keim zu wochenlanger, gefährlicher Krankheit, ja langjährigem Siechthum oder gar zum frühzeitigen Tode erwirbt. Wer die Sache nicht nur aus der Vogelperspektive betrachtet, der wird zugeben müssen, daß unsre Fortschritte auf diesem Gebiete sehr bescheiden sind, der ganze Apparat der Meldung ansteckender Krankheiten und der Anordnung nothwendiger Vorbeugungsmaßregeln funktionirt viel zu schwerfällig, als daß viel dabei herausspringen könnte; zur durchgreifendsten und unsres Erachtens oft einzig wirksamen Maßregel, zur Schließung der Schule, entschließt man sich überhaupt sehr schwer und gewöhnlich wegen des Instanzenzuges, der zu durchlaufen ist, viel zu spät, meistens erst dann, wenn eine so große Anzahl von Schülern erkrankt ist, daß sich die Schließung der Klasse von selbst ergibt. Allerdings ist ja die Schließung einer Schule eine tief einschneidende und die Zwecke und Ziele des Unterrichts außerordentlich schädigende Maßregel; trotzdem sollte sie dort, wo es geboten scheint, beizeiten angeordnet werden, nicht erst dann, wenn die Seuche schon in beängstigender Weise um sich gegriffen hat; sonst wird auch von dieser äußersten Konsequenz des Isolirungsprinzips nicht mehr viel zu erwarten sein. Oeder Schematismus ist natürlich auch hier wieder vom Uebel; in Landorten, wo die einzelnen Familien, namentlich die Kinder, in intimster Weise miteinander verkehren, wo das Unterlassen von Krankenbesuchen, auch wenn es sich um ansteckende Erkrankungen handelt, einen faux-pas bedeutet, hat die Schließung einer Schule aus Gründen der Isolirung gewöhnlich keinen Zweck. Ganz anders liegen die Verhältnisse in größeren Städten, wo sich von der energischen Durchführung dieser Maßregel allerdings ein Erfolg erwarten läßt. Soll die Verbreitung von Infektionskrankheiten durch die Schule in wirksamer Weise bekämpft werden, dann müssen alle Maßnahmen, die heute oft eines Zeitraums von mehreren Tagen zu ihrer Durchführung benöthigen, Schlag auf Schlag erfolgen. Jedes verdächtige Kind muß sofort dem zuständigen Arzt zur Untersuchung vorgeführt und, wenn die Untersuchung eine ansteckende Krankheit ergibt, vom Unterricht ausgeschlossen werden. Alle sonstigen Isolirungs- und Desinfektionsmaßregeln müssen schleunigst angeordnet und ausgeführt werden, wenn sie mehr leisten sollen als eine augenblickliche Beruhigung der Gemüther. Zu solchen Zwecken muß aber ein Arzt bestellt sein, der jederzeit, wenn es nothwendig ist, der Schule zur Verfügung steht. Namentlich an Orten, die nicht der Sitz eines beamteten Arztes sind, könnte vieles Gute aus dieser Einrichtung erblühen.

Die Schädigungen, welche die Schulkinder durch unzweckmäßig eingerichtete Schulbänke, durch fehlerhafte Beleuchtung, durch unhygienische Beschaffenheit der Lehrmaterialien, durch mangelhafte Heizung und ungenügende Ventilation in ihrer allgemeinen Gesundheit, in Körperwachsthum und Körpergestalt, in der Sehkraft und in manchen anderen Beziehungen erleiden, bleiben ja die gleichen, ob es sich um höhere oder um Volksschulen handelt. Trotzdem sind Mängel dieser Art in den höheren Schulen aus den schon oben angeführten Gründen viel bedenklicher als in den Elementarschulen.

Neben den Störungen organischer Natur haben in den letzten Jahren die Symptome einer zunehmenden Nervosität unter der Schuljugend, die nicht mehr ganz seltenen Schülerselbstmorde und andere unerfreuliche Zeichen einer beklagenswerthen Frühreife und Blasirtheit in hohem Grade die Sorge nicht nur der Pädagogen und Aerzte, sondern aller betheiligten Kreise wachgerufen. Es ist Mode geworden, von einer geistigen Ueberbürdung zu reden, und man hat in manchen Staaten die Lehrpläne und Lehrziele revidirt, man hat sich bemüht, die Stundenpläne nach zweckmäßigen, im Wesen der verschiedenen Lehrfächer begründeten Prinzipien nicht mehr, wie es früher üblich war, nach rein äußerlichen Gesichtspunkten aufzustellen. An sich ist ein rationelles, ökonomisches Schalten mit den geistigen Kräften des Schülers gewiß als dankenswerther Fortschritt zu begrüßen. Andrerseits will es uns aber scheinen, daß man auf vielen Seiten zu weit gegangen ist in den Klagen über die zu hoch geschraubten Anforderungen, die seitens der Schule gestellt werden, und in den Bestrebungen, diese Anforderungen auf ein bescheideneres Maß herabzudrücken. Im Grunde genommen besteht die Frage der Ueberbürdung

nur für die höheren Schulen; in den Elementarschulen wird wohl Niemand, der den Werth der Bildung auch für die breiten Volksschichten zu schätzen weiß und der davon überzeugt ist, daß auch das bescheidenste Maß von Wissen von dem Durchschnittsmenschen ohne ernste Arbeit nicht zu erwerben ist, von Ueberbürdung reden wollen. Man vergißt aber sehr oft, daß die höheren Schulen, insbesondere die Gymnasien und Realgymnasien, nur von solchen Schülern besucht werden oder doch werden sollten, deren geistiges Niveau über dem Durchschnitt steht. Die Anstalten, die uns die künftigen Mitarbeiter in Wissenschaft und Kunst, in Verwaltung und Heerwesen, in Schule und Kirche erziehen sollen, dürfen doch in den Anforderungen, die sie stellen, nicht die geistigen Fähigkeiten jener bejammernswerthen Opfer falsch aufgefaßter Standesrücksichten zum Maßstab nehmen, die allüberall als nutzloser Ballast, als Platzsperrer mitgeschleift und in übel angebrachtem Mitleid selbst durch die Nöthen des Examens hindurchgezogen werden. Die höhere Schule ist dazu bestimmt, nicht nur ein gewisses, nicht zu bescheidenes Maß allgemeiner Bildung ihren Zöglingen zu vermitteln, sondern sie soll dieselben vor allen Dingen an Pflichterfüllung, an selbständiges Denken und Arbeiten gewöhnen. Wer solchen Anforderungen nicht genügt, der mag auf anderen Gebieten Vorzügliches leisten können, für die akademischen Berufe taugt er nicht und sollte zum Eigenen, wie zum Besten seiner Mitmenschen möglichst bald abgestoßen werden. Daß mancher überflüssige Gedächtnißkram gelehrt wird und einseitig fachphilologische Interessen, früher vielleicht mehr noch als heute, oft allzu sehr die Oberhand haben, gebe ich gern zu; in dieser Beziehung Abhülfe zu schaffen und sich den Anforderungen einer neuen Zeit anzupassen, ist die Aufgabe der Schulmänner; solche Bestrebungen sollten aber viel mehr die Vertiefung des Wissens an Stelle des Dranges in die Breite zum Ziele haben, als die Erleichterung des Studiums. Wenn der jetzt wirkenden Generation in ihrer Schulzeit die heutigen, hygienisch eingerichteten Schulpaläste zur Verfügung gestanden hätten, man wäre gewiß vollkommen zufrieden gewesen und hätte nach keiner „Entbürdung“ verlangt. Die ewige Erleichterung, das falsch angebrachte Mitleid sind schuld an der Ueberfüllung der gelehrten Berufe, sie haben die vielen problematischen Existenzen auf dem Gewissen, die ohne eine Spur produktiver Begabung und ohne Arbeitslust dem Tüchtigen den Platz sperren, und das, was ihnen an Wissen und Einsicht abgeht, durch Dünkel und äußere Korrektheit ersetzen. Es ist kein Wunder, daß unter solchen Umständen Unwissenheit und Plattheit in Denken und Lebensauffassung immer weiter um sich greifen.

Viel bedenklicher als die Anforderungen, die man berechtigterweise an die Arbeitskraft der Schüler stellt, scheint mir ein Mißstand, auf den vielleicht nicht genügend geachtet wird, und der, wie ich persönlich glaube, heute, vielleicht unter dem Einflusse der Entbürdung, weit mehr florirt als in früheren Zeiten, ich meine das als Symptom einer bedenklichen Frühreife heute an so vielen Schulen grassirende Verbindungswesen mit seinen Folgen, der vorzeitigen Gewöhnung an Alkohol und Tabak, dem übertriebenen Gebrauche dieser Genußmittel und Verirrungen anderer, schlimmerer Natur. Wenn das studentische Verbindungswesen trotz allem, was ihm seine Gegner vorwerfen, immer den Vorzug bietet, einzelne schwache, haltlose Charaktere zu stützen und durch den Einfluß der Disciplin vor den schlimmsten Ausschreitungen zu bewahren, dann liegen die Verhältnisse bei den „Pennalblasen“ ganz anders; hier ist das öde Saufen, der forcirte Tabakgenuß der eigentliche Zweck der Sache und, wenn unter der Gesellschaft nur ein „Wissender“ den Verführer spielt, dann sind sexuelle Ausschreitungen die gewöhnliche Folge.

Ich bin der Ueberzeugung, daß der geschulte Blick des Arztes weit eher als der Pädagoge diejenigen Schüler herausfinden wird, die solcher Ausschweifungen verdächtig sind; auch aus diesen Gründen halte ich den Schularzt an den höheren Schulen für nothwendig. Der Schulmann, dem der Arzt seinen Verdacht mittheilt, ist in der Lage, durch Warnung und Belehrung zu retten, was noch zu retten ist, er kann andrerseits vollkommen verdorbene Elemente beizeiten entfernen und damit einer Epidemie, die oft verhängnißvoller ist als manche wohlgekannte Seuche, Einhalt gebieten.

Die Schädigungen der Schule liegen eben nicht allein in der Einrichtung und dem Betrieb der Anstalt, nicht minder große Gefahren sind in dem intimen Verkehr vieler, aus den verschiedensten Kreisen stammender, jugendlicher Personen gegeben. Alle diese verschiedenen Verhältnisse je nach ihrer Eigenart in der Stadt und auf dem Lande, in den Gymnasien und in den Volksschulen richtig zu erkennen und zu würdigen, das soll die Aufgabe einer wirklich sachgemäßen und allen berechtigten Anforderungen genügenden ärztlichen Schulaufsicht sein.

Die wissenschaftlichen Ballonfahrten am 3. Okt. 1899.

E. Die internationale aëronautische Kommission veröffentlicht soeben durch ihren Präsidenten, Professor Hergesell (Straßburg), eine tabellarische Zusammenstellung der sämmtlichen Beobachtungen, welche bei den gleichzeitigen wissenschaftlichen Fahrten am 3. Okt. 1899 gemacht wurden. Im Nachstehenden geben wir eine kurze Uebersicht über die wichtigsten Resultate. Betheiligt waren an den Fahrten die Institute in Paris, Straßburg, München, Berlin, Wien und St. Petersburg. Von dem Observatorium in Trappes bei Paris stiegen zwei unbemannte Ballons mit Registririnstrumenten auf. Der erste Ballon wurde noch in der Nacht, um $4^1/_2$ Uhr morgens, hochgelassen, um den Einfluß der Sonnenstrahlung zu vermeiden. Seine größte Höhe, welche er in 58 Minuten erreichte, war nach den Angaben des Registrirbarometers 13,700 m und dort wurde eine Temperatur von — 50 Grad aufgezeichnet. Der Ballon war auch mit Registrirung der Luftfeuchtigkeit ausgerüstet. Die relative Feuchtigkeit nahm sehr rasch ab und war in den großen Höhen sehr gering. Der Ballon fiel bei La Fère Champenoise im Departement Marne, 145 km östlich von Trappes, nieder. Der zweite Ballon stieg um 9 Uhr 7 Min. vormittags auf. Er war mit zwei Apparaten für die Registrirung von Luftdruck und Temperatur ausgerüstet, so daß auch bezüglich der Leistungsfähigkeit der Instrumente ein sehr werthvoller Einblick gewährt wird. Außerdem wurde die Höhe des Ballons, wenigstens im ersten Theil seiner Fahrt, durch Anvisiren bestimmt. Die Angaben stimmen bis 8000 m Höhe sehr gut; später werden die Unterschiede bei steigender Höhe und wachsender Entfernung allerdings beträchtlich. Auch bei dieser Fahrt ergab sich in der Höhe von ungefähr 13,500 m, die in 48 Minuten erreicht wurde, eine Temperatur von — 50 Grad. Das Uhrwerk des einen von den beiden Registrirern blieb bei $12^1/_2$ km Höhe stehen, während der zweite Apparat ohne Störung weiterging und auch beim Abstieg sehr gut übereinstimmende Resultate lieferte, was wohl auch mit der speziellen Wetterlage im Zusammenhang steht. Der Ballon kam bei Lorez-le-Bocage im Departement Seine-et-Marne, 84 km südöstlich von Trappes, zu Boden. In Straßburg stieg ein Registrirballon auf, der in 32 Minuten die Höhe von 8000 m erreichte. Im letzten Theile der Fahrt ist wegen der allmählichen Abnahme der Ventilation die Temperaturbestimmung nicht mehr sicher; in 7300 m Höhe wurden aber noch — 36 Grad zuverlässig registrirt. Der Ballon landete nach vierstündiger Fahrt in Böhmen bei Horowitz in der Nähe von Prag. In München veranstaltete die Meteorologische Zentralstation einen Aufstieg mit dem Ballon „Akademie“ des Münchener Vereins für Luftschiffahrt. Die HH. Professor Finsterwalder und Direktor Erk stiegen um 8 Uhr 49 Min. vormittags auf und mußten eine mehr als 1600 m dicke Wolkendecke durchfahren, oberhalb deren sich eine zweite, wesentlich dünnere Wolkenschichte befand, die ebenfalls, wenn auch nur für kurze Zeit, durchschnitten wurde. In ca. 4300 m Höhe wurde eine Temperatur von — 7 Grad beobachtet. Die Landung fand wieder durch die dichte Wolkendecke hindurch um $12^1/_2$ Uhr auf dem Hirschenstein, an der Grenze zwischen Böhmen und Oberösterreich, statt. Der Ballon blieb zunächst auf dem Gipfel einer Tanne

hängen, doch wurde derselbe, sowie die Instrumente und die Theilnehmer der Fahrt ohne Beschädigung geborgen. In Berlin stiegen zwei bemannte Ballons auf. Im ersten, der mit Wasserstoff gefüllt war und um 9 Uhr 9 Min. vormittags hochging, befanden sich die HH. Professor Hergesell und Dr. Berson. Die Abfahrt war bei bögigem Winde ziemlich schwierig. Um 12 Uhr 22 Min. war die Höhe von 6625 m und eine Temperatur von — 28 Grad erreicht. Eine Stunde später fand die Landung gut nach kurzer Schleiffahrt in der Nähe von Lissewo bei Graudenz statt. Den zweiten Berliner Ballon, mit Leuchtgasfüllung, führte Hr. Dr. Süring und an der Fahrt betheiligten sich noch die HH. Professor Forel, Professor Wiechert und Dr. Thilenius. Seiner Füllung und seiner Belastung entsprechend konnte dieser Ballon natürlich nicht so hoch steigen. Seine Beobachtungen sind aber gerade wegen seines längeren Aufenthalts in geringeren Höhen sehr werthvoll. Außerdem wurden auch noch sehr interessante elektrische Messungen angestellt. In der Höhe von 2200 bis 2400 m wurden ca. 1½ Grad Kälte beobachtet. Der Ballon landete nach einer Schleppfahrt bei Tirschtriegel in der Provinz Posen um 12 Uhr 43 Min. In Wien gingen ein bemannter und ein unbemannter Ballon hoch. Der bemannte Ballon mit den HH. Oberleutnant Schrimpf und Dr. Pircher stieg um 9 Uhr 20 Min. auf, flog anfangs nach Südosten, änderte dann beim Neusiedler See seine Richtung nach Nordosten, flog über Preßburg und schlug beim Abstieg wieder südöstliche Richtung ein. Die Landung erfolgte um 12 Uhr 20 Min. bei Sommarein auf der großen Schüttinsel. In 4400 m Höhe wurde eine Temperatur von — 5.8 Grad angetroffen. Der unbemannte Ballon wurde um 8 Uhr 42 Min. vormittags hochgelassen. Er flog nach Südosten, verschwand nach vier Minuten in den Wolken und landete ca. um 11 Uhr bei Bazs-Berseneczе in Südungarn. Leider funktionirte der Barograph nicht richtig, so daß die Höhen nur aus der Temperaturkurve ungefähr abgeschätzt werden können. Der Ballon dürfte wahrscheinlich eine Höhe von mehr als 11 km erreicht haben, wo die Temperatur unter — 50 Grad lag. In St. Petersburg stieg ein bemannter Ballon mit den HH. Oberst Kovanko von der Luftschifferabtheilung und Inspektor Savinow vom Meteorologischen Observatorium auf. Der Ballon kam in Wolken und Regen und mußte daher viel Ballast ausgeben. Als er dann gegen den Ladoga-See trieb, konnte man es nicht mehr wagen, den über 150 km langen See zu überfliegen. Die Landung fand 5 km vor dem Seeufer und zirka 45 km nordöstlich von St. Petersburg statt. Der Ballon hatte nur eine Höhe von 1800 m und eine Temperatur von ca. 7 Grad über Null erreicht. Die Aufzeichnungen sind jedoch sehr wichtig und ergänzen sich durch weitere Beobachtungen, die in St. Petersburg veranstaltet wurden. Zunächst ging dort noch ein unbemannter Ballon in die Höhe, welcher der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft gehörte. Der Ballon war um 9 Uhr 20 Min. vormittags aufgestiegen, trieb nach Nordosten, erreichte eine Höhe von 13—14 km und fiel dann um 11 Uhr 57 Min. in den Ladoga-See, an dessen nordöstlichem Ufer er am gleichen Tage von einem Fischer gefunden und in Stücke zerschnitten wurde. Die Registrirkurven wurden leider theilweise verwischt. In ca. 9000 m Höhe war nach der letzten Aufzeichnung die Temperatur — 27.5 Grad. Der Ballon stieg dann noch bis über 11,000 Meter. Der höchste Theil der Fahrkurve war auf der Registrirung unleserlich. Im absteigenden Aste war die Temperaturkurve erst wieder unterhalb 6000 m deutlich erkennbar und zeigte sich dort eine Temperatur von — 17.5 Grad, also wesentlich tiefer als der Aufstieg in gleicher Höhe ergeben hatte. Man sieht aus dem Gegensatz gegen die eine Pariser Fahrt, daß bei cyklonaler Wetterlage, wie sie in der Umgebung von St. Petersburg bestand, die Registririnstrumente beim Abstiege aus technischen Gründen, nämlich wegen der Beschlagbildung, versagen müssen. Außerdem wurden im Observatorium von Pawlosk bei St. Petersburg auch noch Drachen mit Registrirapparaten hochgelassen, welche bis ca. 1200 m hochstiegen. Dieselben drangen mehrmals in die ziemlich tiefgehenden Wolken ein und zeigten eine starke Rechtsdrehung des Windes in den höheren Luftschichten.

Der besondere Werth dieser von der Kommission veröffentlichten Zusammenstellung besteht nun darin, daß nicht nur einzelne extreme Werthe, sondern die sämmtlichen Beobachtungen veröffentlicht sind. Man ist auf diese Weise imstande, sich graphisch die Abnahme der Temperatur und für einen Theil der Fahrten auch jene der Luftfeuchtigkeit für die Höhen vom Boden bis zu einer Erhebung vom 13 km zu entwerfen. Vergleicht man diese höchst belehrenden Diagramme mit den detaillirten Wetterkarten, welche uns für den Abend des 2., sowie für den Morgen und Abend des 3. Oktober vorliegen, so zeigt sich, daß bis zu diesen, vor wenigen Jahren der Forschung noch unzugänglichen Höhen die Vertheilung der Temperatur und der Feuchtigkeit der Luft in engstem Zusammenhange mit der herrschenden allgemeinen Luftdruckvertheilung und ganz besonders mit deren weiteren Entwicklung stehen. Je nach ihrer geographischen Lage gegenüber dem Gebiete hohen Druckes, bezw. der Haupt- und Theildepression stimmen auch die einzelnen Fahrten vorzüglich unter sich. So zeigen die Fahrten in Trappes die charakteristischen Erscheinungen im Barometermaximum. Die Linie Straßburg-Berlin ist die Richtung, in welcher im Laufe des Tages der hohe Druck keilförmig vordrang und die Fahrten von Straßburg und Berlin zeichnen sich durch eine stärkere, aber regelmäßige Abnahme der Temperatur mit der Höhe aus. München und Wien sind in den unteren Schichten von einem abziehenden sackförmigen Theilminimum beeinflußt, während in den höheren Regionen die Wirkung der nördlichen Hauptdepression zur Geltung kommt, deren volle Herrschaft die St. Petersburger Beobachtungen erkennen lassen. Das Temperaturdiagramm zeigt, wie die Beobachtungsreihen der von diesen drei letzteren Orten ausgehenden Fahrten den cyklonalen Wärmeüberschuß auf der Vorderseite der Hauptdepression bis in die großen Höhen hinauf aufweisen. In gleichem Sinne sprechen auch die Kurven, welche die vertikale Vertheilung der Luftfeuchtigkeit angeben.

So hat die gemeinschaftliche Thätigkeit der internationalen aëronautischen Kommission am 3. Oktober vorigen Jahres wieder sehr werthvolle Resultate ergeben. Freilich sind auf diesem Gebiete noch sehr viele Fragen zu lösen und die hier erzielten Erfolge werden besonders noch zur Verbesserung der instrumentellen Ausrüstung Anregung bieten, um so mehr als die letzten zwei Jahre bereits wesentliche Fortschritte gebracht haben. Gegenüber der außerordentlich großen Mannichfaltigkeit, mit der sich die Witterungsvorgänge entwickeln, können diese wissenschaftlichen Fahrten, auch wenn sich ihre Zahl wesentlich erhöhen wird, nur den Charakter von Stichproben, von Sondirungen im großen Luftmeere haben. Der hohe Werth dieser Versuche liegt aber darin, daß sie uns, wenn auch in kleiner Zahl, wirklich reell bestehende Verhältnisse aus großen Höhen vorführen und uns damit frei machen von einer allzu schematischen Vorstellung der Cyklonen und Anticyklonen, wie sich solche aus rein theoretischen Ueberlegungen sonst leicht aufbaut. Mit Interesse sieht man in Fachkreisen den weiteren Arbeiten der internationalen aëronautischen Kommission entgegen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Ethik und Politik. Von Dr. F. **Staudinger.** Dümmler, Berlin 1899. — Der praktische Zweck dieser Schrift ist, darauf hinzuweisen, daß die Art, wie man heute vielfach und gerade in maßgebenden Kreisen politisch denkt und handelt, für die Erhaltung und den Fortschritt unsrer nationalen und kulturellen Errungenschaften äußerst bedenklich ist. Im Gegensatz zu den vielen modernen Vertretern der inneren und äußeren Politik, welche von der Bedeutungslosigkeit der Moral in politischen und wirthschaftlichen Dingen überzeugt sind und demgemäß handeln, vertritt der Verfasser die Einheit von Ethik und Politik. Die Schrift zerfällt in zwei Theile; der erste behandelt die Grundlage der Sozialethik, der zweite gibt die Anwendung davon auf unsre heutige Gesellschaft. In der Erkenntniß der Bedingungen unsres Thuns und in der Organisation des Thuns gemäß diesen Bedingungen erblickt Staudinger die beiden Grundpfeiler der neuen Ethik, sie bilden nach ihm das Alpha und Omega des ganzen sittlichen Lebens. Auf diese Weise gelangt er zu einem gleichartigen und zugleich umfassenden Ausgangspunkt;

wie die Erkenntniß die oberste Voraussetzung exakter Wissenschaftlichkeit ist, so auch exakte Ethik wirthschaftlichen Lebens und wahrhaftiger Politik. Wahr und falsch, sittlich und unsittlich, gut und böse sind Begriffe, welche gleichsam parallel laufen; in jenen fassen wir unsre Erkenntnißbeziehungen unter sich in das Auge, in diesen beurtheilen wir die Handlungen nach ihren Beziehungen zum allgemeinen Wohle. So ist ein Satz nur dann wahr, wenn er sich eindeutig und widerspruchslos in den Zusammenhang aller unsrer Erkenntnisse einfügen läßt. Sobald ein Widerspruch auftritt, ist der Beweis erbracht, daß irgendwo ein Irrthum vorhanden ist. Widerspruchsfreie Beziehung aller Erkenntnisse zu einander ist das Ziel; Freiheit von Widerspruch verbürgt allein die Wahrheit. In ganz analogem Sinne ist ein Wille und eine Handlung gut, wenn sie sich einheitlich dem Zusammenhang alles Lebens einfügen, diesen womöglich befördern, auf alle Fälle aber nicht stören; böse sind sie, wenn sie dem Gesammtwohle widersprechen oder mit demselben sich nicht decken. Wie nun eine solche Uebereinstimmung der Handlungen zu erreichen ist, das läßt sich aber nur dann beurtheilen, wenn die Bedingungen des menschlichen Zusammenlebens erkannt sind. Rein abstrakte oder formale Grundsätze reichen hiezu nicht aus, auch in dem Falle nicht, wenn sie inhaltlich vollkommen richtig sein sollten. Denn zwischen dem abstrakten Gesetz und den wirklichen Handlungen der Einzelnen schiebt sich ein historisch gewordenes umfangreiches Material ein, welches in Rechnung gezogen werden muß und über welches man nicht mit einem kühnen Sprunge hinwegsetzen kann. So geht also, wie die exakte Denkweise dies verlangt, die Erkenntniß sowohl in der Ethik wie in rein wissenschaftlichen Dingen von dem Gegenständlichen, beziehentlich dem historisch Gewordenen aus. Und Naturerkenntniß sowohl wie die Erkenntnisse des sittlichen Thuns lassen sich nicht aus a priori feststehenden Gründen bestimmen oder regeln oder, wie Staudinger letzteres ausdrückt: „Die Vernunftordnung ist nicht aus dem Nichts zu schaffen, sondern nur durch vernunftgemäße Um- und Weiterbildung der historisch gewordenen Ordnung zu erzielen.“ Diese gewordene Ordnung abreißen und aus dem Nichts eine neue, auf freie Vereinbarung gegründete Ordnung schaffen zu wollen, wäre selbst dann unvernünftig, wenn die Einzelnen bereits Alle zu vernünftigem Handeln befähigt wären. Denn die schon vorhandene Ordnung mit allem Zubehör, dies große Erbgut der Vergangenheit, so unvollkommen es auch noch sein mag, könnte nicht einen Tag außer Funktion gesetzt werden, ohne daß das Chaos und die Vernichtung auch der heutigen Freiheit die Folge wäre. Dem konsequenten Anarchismus gegenüber aber wäre selbst die schlimmste Gewaltordnung, wenn sie nur konsequent wäre, noch ein Vorzug zu nennen; und so zeigt es sich denn auch historisch, daß anarchistische und ähnliche Gewaltthaten fast nie dazu gedient haben, der Freiheit eine Gasse zu machen, sondern fast immer dazu geholfen haben, die Gewaltherrschaft zu befestigen und selbst Widerstrebende unter deren Fahne zu schaaren. Den ethischen Gewalttheoretikern, die sich so gern auf vernunftlose Gewaltthaten Anderer berufen, um eigene vernunftlose Gewaltthaten mit dem Scheine des Rechtes zu decken, entgegnet der Verfasser: Freilich ist es, solange nicht aller Menschen Einsicht vollkommen ist, d. h. menschlich gesprochen niemals, möglich eine Ordnung zu schaffen, mit der alle in allem Einzelnen einverstanden sind und der sie aus eigener Ueberzeugung des Richtigen in jedem Stücke ihren Willen frei unterordnen. Allein darum handelt es sich auch für uns Menschen gar nicht innerhalb einer bestimmten Epoche, wenn wir den Anspruch erheben, die Vernunftethik an Stelle der Gewaltethik zu setzen. Es handelt sich vielmehr darum, die Möglichkeit vernünftiger Fortentwicklung zu verbürgen. Diese Bürgschaft erblickt Staudinger in dem Vorhandensein zweier Prinzipien: des Prinzips der Erkenntniß und des der Verfassung. Die erste und wesentliche Bedingung des ersten Prinzips ist die völlige Freiheit der Forschung und Mittheilung der wirklich oder vermeintlich gefundenen Erkenntnisse, dazu gehört zweitens die uneingeschränkte Freiheit öffentlicher Erörterung und drittens unverkümmertes und unbedrohtes Entscheidungsrecht der einzelnen Individuen. Diese drei Forderungen lassen sich in dem Worte Gewissensfreiheit zusammenfassen, die in der Theorie bereits durch die Verfassung gewährt, in der Praxis aber gar mannichfaltig verkümmert werde. Unter dem Verfassungsprinzip haben wir die praktische Möglichkeit zu verstehen, daß der Einzelne auf gesetzlichem Wege, als mit Anderen gleichberechtigter Bürger seine Ansicht in die Wagschale werfen kann. Sobald dies nicht möglich ist, haben wir eigentliche Beherrschung, sobald es jedoch gegeben, wandelt sich die Beherrschung zur Regierung nach einem Gesetze, dem der Regierende genau so wie der Regierte untersteht. Das sind die allgemeinen theoretischen Voraussetzungen unsrer Schrift. Referent glaubt in allen wesentlichen Punkten sich mit dem Verfasser in bester Uebereinstimmung, nur in einem Punkt nicht: die Art und Weise, wie Staudinger diese Ethik mit der christlichen Ethik in Zusammenhang bringt, erscheint ihm kühn oder auch genial, aber sachlich nicht begründbar. Der christlichen Ethik schwebt keine Rechts-, sondern eine Gnadenordnung vor, sie bezieht sich überhaupt nicht sowohl auf das diesseitige, sondern vielmehr auf das jenseitige Leben, betrachtet jenes überhaupt als nichtig, werthlos und läßt es nur insofern gelten, als es als eine Vorschule für dieses angesehen werden kann. Der protestantische Theologe Luthardt, der doch wohl in diesem Betreff als eine vollkommen einwandfreie Autorität angesehen werden muß, sagt vollkommen korrekt: „Das Evangelium hat es zunächst mit dem äußeren Leben gar nicht zu thun, sondern mit dem ewigen Leben, nicht mit äußeren Ordnungen und Veranstaltungen, welche mit den weltlichen Ordnungen in Konflikt gerathen könnten, sondern mit den Herzen und ihrem Verhältniß zu Gott, mit der Gnade Gottes, der Vergebung der Sünden u. s. w., kurz mit dem himmlischen Leben. Das Charakteristische für das Reich Christi ist die Gnadenordnung, das Charakteristische für das Weltreich und das Weltleben ist die Rechtsordnung. Also sind sie ganz verschiedener Gattung und liegen nicht auf gleicher Linie, sondern gehören verschiedenen Welten an. . . . Nicht dem äußeren Beruf und dem damit bedingten äußeren Verhalten galten die Worte Jesu, sondern der Person und ihrer Gesinnung und inneren persönlichen Herzensstellung. Denn sonst würde Christus das ganze Weltleben umstürzen, wenn man sein Wort vom äußerlichen Verhalten verstünde. Denn es würde dann mit dem äußeren Verhalten im irdischen Beruf und Amt in unlösbaren Widerspruch gerathen.“ (S. Dr. Chr. Ernst Luthardt. „Die Ethik Luthers in ihren Grundzügen.“ S. 81, 85.) Dies halten wir für die sachlich korrekte Auffassung der Ethik Jesu; als unvereinbar damit müssen wir es aber ansehen, wenn der Verfasser nicht müde wird zu behaupten, die von ihm vertretene Ethik sei der wahre, allein richtige Sinn der von Jesu gelehrten, so S. 39, 43, 52, 60, 70. Allerdings sind auch mit der Auffassung Luthardts nicht alle Widersprüche gelöst, alle Dunkel aufgehellt; jedoch kann an dieser Stelle nicht näher darauf eingegangen werden und muß ich die sich dafür Interessirenden auf meine Schrift „Die Ethik Jesu“, Gießen, E. Roth, 1899 verweisen. — Nach dem Vorstehenden glaubt Referent sich der Mühe überhoben, der tüchtigen, braven, aus redlichem Herzen stammenden und von umfassendem Wissen zeugenden Schrift noch besondere Lobsprüche spenden zu müssen; es sei allen denen zum Studium aufrichtig empfohlen, welchen es an der Zeit, vielleicht auch an Umsicht und Kenntniß mangelt, um durch eigene Vertiefung in den Widersprüchen der Tagesmeinungen sich zurecht zu finden, die aber doch das Bedürfniß nach haltbaren, sicher führenden Grundsätzen besitzen.

Albrecht Rau.

* Seitens des preußischen Kriegsministeriums sind nun auch die für die Handhabung der neuen Militär-Strafgerichtsordnung erforderlichen literarischen Hülfsbücher ausgegeben worden, und zwar 1. Bestimmungen: I. zum Einführungsgesetz zur Militärstrafgerichtsordnung; II. zur Militärstrafgerichtsordnung; III. zum Gesetz, betreffend die Dienstvergehen der richterlichen Militärjustizbeamten und die unfreiwillige Versetzung derselben in eine andere Stelle oder in den Ruhestand, — 2. die Dienst- und Geschäftsordnung für die Militärgerichtsstellen der höheren und der niederen Gerichtsbarkeit, — das Formularbuch, welches die Form und Einrichtung der Prozeßformulare für die Militärstrafgerichtsordnung vorschreibt. — Als „Ein-

führung in die Militärstrafgerichtsordnung" dient das auf Grund aller dieser amtlichen Veröffentlichungen im gleichen Verlag (E. S. Mittler u. Sohn in Berlin) herausgegebene Handbuch des Wirkl. Geh. Kriegsraths und Professors Dr. Julius Weiffenbach, des Chefs der Justiz-Abtheilung im Kriegsministerium und Professors für das Militärstrafrecht an der Berliner Universität.

* **Erdbeben im Monat Januar 1900.** a) Beobachtungen an der Erdbebenwarte in Laibach. Im Monat Januar l. J. wurden nachfolgende seismische Beobachtungen gemacht, welche sich in drei Bebenperioden zusammenfassen lassen. Eine erste Bebenperiode liegt zwischen dem 5. und 15. Januar. — Am 5. Januar [1]) gegen 20 h 15 m, am 11. Januar von 11 h bis 12 h und am 15. Januar gegen 12 h 30 m erfolgten auf den empfindlichsten Instrumenten der Warte deutliche seismische Aufzeichnungen, deren Ausschläge im höchsten Ausmaße 2 mm betrugen; nach dem Charakter der Bewegungen (langsame, flache Bodenwellen) zu schließen, waren es Ausläufer von sehr fernen Erdbeben, deren Herde von Laibach über 10,000 km entfernt sein dürften. Aehnliche Beobachtungen wurden auf allen größeren Erdbebenwarten in Italien gemacht. — Eine zweite Bebenperiode, zwischen 18. und 21. Januar, beginnt also am 18. Januar, an welchem Tag gegen 16 h 25 m alle Instrumente ein sehr starkes auswärtiges Beben verzeichneten. Distanz etwa 1000 km. Am 20. Januar gegen 7 h 30 m gibt es starke Ausschläge (über 5 mm) an allen Instrumenten der Warte, verursacht von einer sehr fernen Erdbebenkatastrophe. Die italienischen Warten verzeichneten die letzgenannten Erdbewegungen ausnahmslos. Am 21. Januar, 0 h 38 m, werden sehr schwache örtliche Erschütterungen in Laibach von allen Instrumenten wiedergegeben, jedoch nur von einigen wenigen Personen verspürt. — Eine dritte Periode beginnt am 29. Jan. An der Warte wurde erst am 31. Januar gegen 20 h 30 m eine längere seismische Aufzeichnung gemacht; gleichzeitig auch auf allen italienischen Warten. — Am 5., 11., 15. und 20. Januar schaukelte also die feste Erdrinde ähnlich der todten See stundenlang als Folgeerscheinung großer Erdbebenkatastrophen, die sich in sehr fernen Gebieten abgespielt haben mögen. Angenommen, daß über den ganzen Erdkörper gleichmäßig Erdbebenwarten vertheilt wären, so würden diese Bodenschwankungen an allen diesen verzeichnet worden sein; dagegen dürften die Erschütterungen am 18. und 31. Januar l. J. für die instrumentelle Beobachtung kaum einen größeren Verbreitungsbezirk als Mitteleuropa haben. — b) Auswärtige Berichte. Nach den Berichten der Bebenwarten-Zentrale in Rom und nach jenen der inländischen Tagespresse wären obige instrumentelle Bebenbeobachtungen noch zu ergänzen, und zwar die erste Bebenperiode mit den vogtländischen (Brambach) Ortsbeben am 9. Januar, dann mit dem am 13. Januar erfolgten schwachen Erdstoß in Reggio Emilia (Italien) mit den Nachbeben [2]) am 14. und 15. Januar in Rußland (Achalkalaki). Am 15. Januar wird überdies eine schwache Erderschütterung aus Italien (Velletri) gemeldet. — In die zweite Bebenperiode fällt ein stärkeres Ortsbeben in Latignano (bei Pisa) am 18. Januar und am 20. Januar die sehr schwachen örtlichen Erschütterungen in Italien: Bagni di Vinadis (Cuneo), Mercatello und Borgo Pace (bei Pesaro). — Nach einer achttägigen Ruhe [3]) des Bodens traten, die dritte Periode der Erderschütterungen in diesem Monat einleitend, die ersten stärkeren Erschütterungen am 29. Januar im südöstlichen Ungarn (Arad, Temesvar) und in Italien in Alanno (Penne-Teramo) auf.

Laibach. Prof. Albin Belar, Leiter der Erdbebenwarte.

[1]) Soweit Berichte bis heute vorliegen, ereigneten sich in der That an diesem und an den nachfolgenden Tagen furchtbare Erdbeben-Katastrophen auf Sumatra.

[2]) Die Ausläufer dieser Nachbeben wurden in Laibach und Italien, soviel bis heute bekannt ist, instrumentell nicht verzeichnet, wohl aber wurden die des Katastrophenstoßes am 31. Dezember 1899 registrirt.

[3]) Auf eine Vollständigkeit dieser letzteren, durch die Tagespresse zusammengestellten Bebenberichte kann naturgemäß kein Anspruch erhoben werden. Etwaige Ergänzungen wären für die Erdbebenforschung von größtem Interesse. Einschlägige Mittheilungen nimmt die Erdbebenwarte in Laibach mit Dank entgegen.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Sitzungen vom 15. Februar. Physikalisch-mathematische Klasse. 1. Hr. Schulze legte den dritten Theil seiner Bearbeitung Indischer Hexaktinelliden vor, welche ihm von dem Indian Museum in Calcutta zur Untersuchung anvertraut waren. Es handelt sich um 14 Arten, von denen die Hälfte neu sind, darunter auch zwei Vertreter neuer Gattungen. 2. Derselbe überreichte die unter seiner Generaldirektion bisher erschienenen zehn ersten Lieferungen des von der Akademie unterstützten Unternehmens „Das Thierreich". Die Probelieferung enthält die Heliozoen von Schaudinn. Drei Lieferungen sind der Vogelklasse gewidmet und enthalten die Paradiesvögel von Rothschild, die Kolibris, Ziegenmelker und Verwandte von Hartert. Drei andere Lieferungen, bearbeitet von Michael, Canestrini, Kramer und Nalepa, enthalten Milbenfamilien. Je eine Lieferung bringt die Skorpione von Kraepelin, eine Abtheilung der Copepoden von Giesbrecht und Schmeil und die Sporozoen von Labbé. Acht Lieferungen sind in deutscher Sprache, eine in englischer und eine in französischer Sprache abgefaßt. — Philosophisch-historische Klasse. Der vorsitzende Sekretär, Hr. Diels, las die Abhandlung des Hrn. Pernice über die sogenannten res communes omnium. Es wird ausgeführt, daß die Theorie sich auf die stoische Lehre vom Weltstaate gründet und daß sie dem klassischen Rechte in der von den Institutionen vorgetragenen Form fremd ist.

* Der diesjährige 29. deutsche Chirurgenkongreß wird vom 18. bis 21. April in Berlin tagen. Die Sitzungen werden durch Vorträge der HH. Czerny (Heidelberg), Krönlein (Zürich), Rehn (Frankfurt a. M.), Israel (Berlin), v. Angerer (München), v. Bergmann (Riga), Credé (Dresden) und Lexer (Berlin) eingeleitet.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Arno Holz: Revolution der Lyrik. Berlin-Paris, Joh. Sassenbach 1899. — Dr. Ernst Lentz: Die Vorzüge des gemeinsamen Unterbaues aller höheren Lehranstalten. Berlin, Otto Salle 1900. — Verhandlungen des fünfundzwanzigsten deutschen Juristentages. Herausgegeben von dem Schriftführer-Amt der ständigen Deputation. I. Band. Berlin, in Kommission: J. Guttentag 1900. — Ernst Heinemann: Die Grundlagen der Schleiermacher-schen Theologie. Eine kritische Untersuchung. Berlin, Herm. Walther 1900. — Statistisches Handbuch für die Selbstverwaltung in Schlesien. Hggb. vom landesstatistischen Amte des schlesischen Landesausschusses. I. Jahrgang, 1899. 1. Abtheilung. Troppau, Selbstverlag 1899. — Dr. E. v. Drygalski: Plan und Aufgaben der deutschen Südpolar-Expedition. Vortrag. (VII. Internationaler Geographen-Kongreß Berlin 1899.) (Sonderabdruck aus: Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. XXVI. 1899 Nr. 10.)

Jahrgang 1900. München, Samstag, 24. Februar. Nummer 46.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert.[1]

Das Buch, von dem hier die Rede sein soll, bildet den dritten Theil der Gesammtgeschichte des 19. Jahrhunderts, die unter der Aegide Paul Schlenthers bei Georg Bondi in Berlin erscheint. Der erste Band behandelt „Die geistigen und sozialen Strömungen", der zweite „Die deutsche Kunst" des Jahrhunderts. Sowohl über die tüchtige Leistung Theobald Zieglers, wie über das geistreiche und originelle Feuilletonkompendium von Cornelius Gurlitt ist an dieser Stelle schon eingehend berichtet worden (Beilage 1899, Nrn. 11 und 158). Der diesem dritten Bande beigegebene „Waschzettel" des Verlegers (wann wird endlich einmal die Zeit kommen, wo diese abscheuliche Gewohnheit als unanständig empfunden wird?) stellt das Werk dar als „so recht eigentlich die bis in unsre Tage führende Fortsetzung von Scherers Literaturgeschichte, zu dessen hervorragendsten Schülern Richard M. Meyer gehört." Dieses gelassen ausgesprochene große Wort läßt es vielleicht berechtigt erscheinen, wenn im folgenden untersucht wird, ob Meyers Buch nur eine Vermehrung oder ob es auch eine Bereicherung unsrer Literaturgeschichte bedeutet.

Die wissenschaftliche Behandlung der Literaturgeschichte hat in diesem Jahrhundert ganz außerordentliche Fortschritte gemacht. Von Nisard, Villemain, Schlegel, über Ste. Beuve, Julian Schmidt, Taine bis zu Scherer, Ten Brink, Hettner — eine glänzende Reihe! Dazu das unungeheure Material, das in den einzelnen Gebieten verarbeitet worden ist! Die Fülle von Vorarbeiten und Vorbildern ist unleugbar für den Literarhistoriker unsrer Tage eine unschätzbare Erleichterung; sie mahnt ihn aber auch ernst und eindringlich, seine Zugehörigkeit zu dieser Gesellschaft ersten Ranges vollgültig zu dokumentiren. Mancher Eindringling in die wissenschaftliche Literaturgeschichte ist aus ihr schon verwiesen worden: Scherr, König, Engel sind warnende Beispiele dafür, daß die Phrase, die platte Tendenz, die Ungründlichkeit doch am Ende entsprechend gewerthet werden. Taine, der genialste Historiker des modernen Frankreich, mußte sich manches berechtigte Wort des Tadels über seine englische Literaturgeschichte sagen lassen; aber er hat sich seinen Platz erobert, denn so fruchtbar, so gewinnbringend war seine geniale Einseitigkeit für die Psychologie des Einzelnen, wie der Rasse, daß man, und sei es nur als heuristisches Prinzip, seine Art der Behandlung anwenden muß; Brandes ist der Vorwurf des Haschens nach Geist, nach Originalität auf Kosten der Richtigkeit keineswegs erspart geblieben; aber er hat Anregungen gegeben, Einflüsse ausgeübt, so stark und so nachhaltig, wie nicht einmal Ste. Beuve vor ihm, und jeder Literarhistoriker muß unter anderem auch sein privatissimum bei Brandes hören, wie keinem hinwieder sein Kursus bei dem feinen Spurenfinder und Lästerer Ste. Beuve geschenkt bleibt. Die erstaunliche Beherrschung des Stoffes durch Wilhelm Scherer, die liebevolle und vornehme Sachlichkeit Ten Brinks, Karl Hillebrands feiner und gerechter Kosmopolitismus — der Literarhistoriker unsrer Tage muß sich mit ihnen Allen auseinandersetzen, muß ihr Schüler werden, um lehren zu können. Wird man es einem Geschichtschreiber der Lebenden verargen, wenn er sich zugleich als Erzieher, als Kritiker im höchsten Sinne fühlt? Wird es nicht seine Pflicht sein, auf Werke aufmerksam zu machen, die mit Unrecht vergessen sind? Den unverschämten Dilettantismus mit zorniger Peitsche zu züchtigen? Die durch die Lupe der Clique vergrößerten Mikroorganismen in ihrer wahren Kleinheit zu zeigen? Lockend und groß sind die Aufgaben des Literarhistorikers unsrer Tage, viel kann er geben, immer werden wir ihm dankbar sein, wenn das, was er uns gibt, nur neu und richtig ist. Wir sind viel milder geworden hinsichtlich der Grundtendenz einer Literaturgeschichte als hinsichtlich ihrer Grundauffassung. Gesetzt den Fall, es käme Jemand und stellte uns die deutsche Literatur unsres Jahrhunderts einmal vom rein geographischen Standpunkt aus dar, malte uns das geistige Leben von Weimar, Berlin, Heidelberg, München, in der Schweiz, in Schwaben, Oesterreich — wenn anders das chronologische Moment nicht zu kurz käme, müßte auch die Zusammenstellung dieser Monographien ein Ganzes, und zwar ein durch die neue Disposition frisch angeschautes Ganzes geben. Aber die Monographie darf nicht zur Biographie werden, eine Literatur**geschichte** nicht nach denselben „Gesichtspunkten" konstruirt werden wie ein Literatur**kalender**; ein Werk, das wissenschaftlich ernst genommen sein will, darf nicht aussehen, als verdanke es seine Entstehung der Schere und dem Kleistertopf, durch die zerstreute Journalartikel und Rezensionen zu einer, wenn auch nicht höheren, so doch wenigstens dickeren Einheit verbunden worden sind.

Das aber ist mit Meyers 966 Seiten starkem Buche der Fall. Ich kann mir nicht helfen, ich bin gegen ein schlecht disponirtes Buch von vornherein mißtrauisch. Eine scharfsinnige, erschöpfende, ungezwungene Disposition — und das Buch ist zur Hälfte fertig. Eine äußerliche, gezwungene oder verfehlte Disposition ist ein untrügliches Zeichen, daß der Verfasser über seinen Stoff nicht Herr geworden ist. Was soll man nun aber von einem Werke sagen, das überhaupt nicht **disponirt**, sondern nur in einem sehr schlimmen Sinne **komponirt** ist? Das nicht reinlich scheidet, ordnet, trennt, sondern, als sei es ein Lottospiel, nach Zahlen zusammensetzt? Das den Zahlenaberglauben, der die großen Zeiten der Menschheit in Jahrhunderte eintheilt, durch einen noch äußerlicheren Zahlenglauben übertrumpft und die Jahrhunderte in zehn

[1] Dr. Richard M. Meyer: Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. Berlin, Georg Bondi 1900.

Zehntel eintheilt wie einen Zollstab? Richard M. Meyer thut das und das ist der Grundfehler seines Buches. Diese Verlegenheitsdisposition bringt es dann freilich mit sich, daß Arthur Schopenhauer zwischen 1810 und 1820 behandelt wird, Bettina gar schon zwischen 1800 und 1810, Grillparzer gleichzeitig mit Schopenhauer, 1820—1830 Döllinger, Hase, Willibald Alexis, 1830—1840 Feuerbach, 1840—1850 Keller, Fontane, Storm, da doch alle diese Männer erst viel später ihre bedeutendsten Werke schrieben oder als Künstler oder Denker zur Wirksamkeit durchdrangen. Beispiele der Art ließen sich häufen. Diese willkürliche Anordnung nach dem Taufschein führt nicht nur zu einer ganz schiefen Darstellung der Wirksamkeit des Autors, auch seine eigene Entwicklung kommt dabei zu kurz. Nicht nur der Schriftsteller wirkt, Zeit und Umgebung wirken auch auf ihn und wandeln ihn. Durch diese Nothdisposition hat sich Meyer des feinsten und stärksten Kunstmittels der pragmatischen Darstellung selbst beraubt. Er macht sein Buch durch eigene Schuld unübersichtlich und unruhig. Er ist seinem Stoffe gegenüber unfrei. Er hat nicht das geringste Recht, auf die romanische Literaturgeschichte herabzusehen, wie er es in seiner Einleitung thut: „Die Literaturgeschichte der romanischen Völker rechnet mit der Thatsache dieser engen Auswahl. Tausend Autoren und zehntausend Werke schiebt sie beiseite; sie sind ihr nur das Lehrgeld, das die Nation daran wandte, um einen Molière zu erziehen oder Victor Hugo's Gedichte zu zeitigen." (S. 1.) Man traut seinen Augen nicht, wenn man diese Sätze liest. Wenn man bedenkt, daß die Franzosen ein Werk besitzen, wie die Histoire littéraire de la France, die mit dem 31. Bande erst beim 14. Jahrhundert angelangt ist; daß gerade jetzt unter der Leitung von L. Petit de Julleville eine französische Literaturgeschichte herauskommt, die ein Muster von Gründlichkeit ist; wenn man an die Unsumme von Spezialforschungen denkt, die für Jeden, der nur zu finden versteht, die Literaturgeschichte Frankreichs zur besterforschten Literaturgeschichte überhaupt machen, so kann man schlechterdings nicht begreifen, wie Meyer einen so unüberlegten Satz (der übrigens nur einem schlecht verstandenen Ausspruche Nietzsche's seine Entstehung verdankt) überhaupt hinschreiben konnte. Oder sollte Meyers Absicht nur gewesen sein, der fingirten romanischen Art, die die Autoren beiseite schiebt, seine eigene Art, die die Autoren durcheinanderschiebt, als die „gerechtere" gegenüberzustellen?

Diese fatale „Methode" Meyers spielt ihm auch nach anderen Richtungen hin schlimme Streiche. Zu ihren übelsten Folgen gehören die Uebergänge von einem Autor zum anderen. Meyer knüpft an den unmittelbar vorher behandelten Autor an, indem er eine einzelne Ideenassoziation weiterspinnt. Wir wollen nur ein Beispiel anführen: „Wo Massen sprachen, ward Goethe unwillig, nicht bloß der französischen Revolution gegenüber, sondern auch, als in Deutschland die Begeisterung der Freiheitskriege hell aufloderte. Aber der Dichter des „Tell" verstand solche Stimmen." (S. 5.) Dieser gezwungene Uebergang hat nun gar noch eine durchaus einseitige Auffassung Schillers zur Folge: „Dem Verlangen lebendiger Parteien Ausdruck zu geben, einleuchtend und klar zu formuliren, was unklar in der Luft liegt, genügte seit Luther erst wieder Schiller. (Eine sprachlich unmögliche Verquickung zweier Konstruktionen!) ... Selbst seine philosophische Dichtung war ... der individuelle Ausdruck von ethischen und ästhetischen Forderungen einer Partei (!), einer Zeit, eines Volkes." Wie schief ist das alles! Wie verdirbt das Wort „Partei" die ganze Darstellung! Welch unerlaubte Generalisirung von Schillers Privatstudien! Endlich welch dürftige, ungenügende Auffassung von Schillers Individualität! Denn — so unglaublich es klingt — weiter weiß Meyer über Schiller nichts mehr zu sagen. Hier hätte er Gelegenheit gehabt, eine verkannte Größe an ihre gebührende Stelle zu bringen. (S. 7.) Dem preisgekrönten Biographen Goethe's hätte es angestanden, über Schiller mehr und Richtigeres zu sagen, als daß er eine Parteitrompete gewesen wäre.

Die verhängnißvolle Neigung Meyers am unrechten Orte zu verallgemeinern, zeigt sich noch ziemlich oft. So zum Beispiel, wenn er mit Begriffen spielt, wie im Folgenden: „Jean Paul und die Romantik haben segensreiche Keime in Fülle ausgestreut. Aber wenn lange, lange Zeit unter unsern hervorragendsten Autoren so merkwürdig wenige von einem Beisatz von Dilettantismus ganz frei blieben, so ist auch das diesen beiden Mächten mit auf das Konto zu schreiben." (S. 11.) Es dürfte Meyer ziemlich schwierig werden, diese beiden Behauptungen zu beweisen; welche „hervorragendsten" Autoren meint er eigentlich? Inwiefern soll der diesen Autoren imputirte Dilettantismus auf das Konto Jean Pauls und der Romantik zu schreiben sein? Da wir, um mit Meyer zu sprechen, „zwei Gruppen sorgfältig auseinanderzuhalten haben", welche „Romantik" meint Meyer? Die ältere oder die jüngere, welch letztere nach seinem etwas kühnen Bilde ein „locker gefügter Sternhaufen ist"? (S. 11.) — „Aphorismen sind für Friedrich Nietzsche wie für Schlegel und Novalis die natürliche Form der theoretischen Aeußerung." (S. 12.) Welchen Schlegel meint Meyer? Der Ausspruch trifft weder für August, noch für Wilhelm zu, die Beide hervorragende Essayisten und philosophisch konstruirende Literarhistoriker waren. Die Thätigkeit der Romantiker findet durch Meyer eine durchaus ungenügende Darstellung: A. W. Schlegels Schriften zur Literatur, Friedrich Schlegels Studien werden nicht erwähnt; der Letztere wird mit zwei Zeilen, Görres mit fünf gewürdigt; von Novalis werden weder die geistlichen Lieder, noch die Hymnen an die Nacht erwähnt. Meyer hält mit Recht große Stücke auf Theodor Fontane: er lese doch nach, was dieser seinen Dr. Faulstich über Novalis sagen läßt („Vor dem Sturm", Theil II). Ueber Tieck wird Wackenroder vollständig vergessen, der mit Joseph Berglinger die Brücke von Heinse's „Hildegard von Hohenthal" zu E. T. A. Hoffmanns Musiknovellen und seiner Kritik der V. Symphonie schlägt. (Auch sonst kommt die Musikkritik bei Meyer schlecht weg: weder Ambros, noch Otto Jahn, weder Spitta, noch Chrysander, ja nicht einmal Schumann, der doch gewiß in die Literaturgeschichte gehört, werden aufgeführt.) Schopenhauer wird, unglaublich dürftig, lediglich als Philosoph der Romantik dargestellt; „denn Schelling ist viel mehr ein romantischer Philosoph als ein Philosoph der Romantik zu nennen." (S. 53.) Was sollen derartige abgeschmackte Wortwitzeleien in einem Buche, das sich zur Aufgabe gestellt hat, die ganze schriftstellerische Produktion des Jahrhunderts darzustellen? Entweder lasse Meyer die Philosophen und Kunstschriftsteller weg oder er gebe ihnen den gebührenden Raum. Es geht nicht an, Nietzsche 19 Seiten zu widmen, Schopenhauer mit dreiviertel Seiten abzuthun, Baader, Herbart, Carrière, Rosenkranz, Bruno Bauer gar nicht zu erwähnen. Wo Justi's Name steht, darf der Woltmanns nicht fehlen; wer die „Fliegenden Blätter" in einer Literaturgeschichte bringt, darf die „Bayreuther Blätter", die „Allgemeine deutsche Biographie", den „Kunstwart" nicht vergessen;[1]) Niebergall ist mit Recht unter den Provinzhumoristen erwähnt; warum fehlt Martin Schleich? Friedrich Diez, der Begründer der romanischen Philologie, wird so nebenher anläßlich Paul Heyse's genannt,

[1]) Eine gründliche Auseinandersetzung mit der „Heimathkunst", von der jetzt im „Kunstwart" gern geredet wird, wäre ein Verdienst gewesen.

während er S. 38 neben Niebuhr, Gauß, Savigny, Boeckh an allererster Stelle zu würdigen war. Raupach, der für seine Zeit von solch eminenter Bedeutung war, verdient, schon aus kulturgeschichtlichen Gründen, mehr als eine Zeile; Joseph Frhr. v. Auffenberg, der wahre Cyklopenbauten langweiliger Dramen aufthürmte, fehlt;[1] ferner fehlt Bechstein, während Volkmann-Leander aufgeführt ist; es fehlt Michael Beer, der Dichter; dafür wird sein Bruder, der Musiker, erwähnt; J. L. Klein, der Verfasser der barock-geistreichen Geschichte des Dramas, Melchior Meyr, der feine und zarte Novellen über das Leben der Rieser Bauern gedichtet hat, Graf Benzel-Sternau, der zum mindesten ebenso wichtig ist wie K. J. Weber, haben auf keiner der 966 Seiten ein Plätzchen gefunden. Der Jung-Wiener Biedermann, der unter dem Namen Felix Dörmann mittelmäßige Gedichte und schlechte Novelletten fabrizirt, wird getreulich genannt; der hochbedeutende Historiker Biedermann fehlt. Clemens Brentano's „Romanzen vom Rosenkranz“ und seine Märchen, Immermanns „Tristan und Isolde“ bleiben unberücksichtigt.

Doch genug der Beispiele! Man verstehe mich recht: es ist Meyers Recht, sich seine Aufgabe zu stellen, sich den Raum, den er dem einzelnen Schriftsteller geben will, zu bestimmen. Es ist aber auch unser Recht, eine gleichmäßige Behandlung zu verlangen. Wer einem glatten Reimer wie Ernst Schulze zwei, einer Romanschriftstellerin wie Helene Böhlau neun volle Seiten (!!) widmet, ist Autoren, die denn doch um ein Beträchtliches höher stehen, Gerechtigkeit schuldig. Meyers Art zu arbeiten ist mehr als ungerecht, sie ist leichtfertig und oberflächlich. „Der Raum hat auch seine Rechte,“ sagt Meyer selbst ja sehr richtig. (S. 7.)

Doch kehren wir zur Romantik zurück. „Im lebhaften Meinungsaustausch typisch ausgeprägter Persönlichkeiten soll das letzte entscheidende Wort gefunden werden. Auch hierin stehen moderne französische Realisten wie die Brüder Goncourt und Zola unsern Romantikern merkwürdig nahe.“ (S. 13.) Ich kann mir absolut nicht denken, was Meyer hiemit meint; doch nicht Zola's „L'oeuvre“ oder die „Manette Salomon“? Diese Werke sind doch gewiß nicht mit der Absicht geschrieben worden, im lebhaften Meinungsaustausch typischer Persönlichkeiten das letzte entscheidende Wort zu finden. Was sollen solch vage und willkürliche Analogien in einem ernsthaften Buche?

S. 14 erwähnt Meyer Tiecks „Aufruhr in den Cevennen“ nach „Vittoria Accorombona“, wo ihm doch die Jahreszahl hätte einen Wink geben müssen, daß wir es in dem letzteren Werke mit einer überraschenden Wendung des alternden, aber geistig immer noch unglaublich schmiegsamen Anempfinders hin zu den Tendenzen des „Jungen Deutschland“ zu thun haben. — S. 17 verwendet Meyer das Geständniß A. W. Schlegels, es komme ihm vor, als hätten die Deutschen noch gar keine Literatur, gegen die „sichere Kritik der Romantiker“. Warum citirt Meyer, wenn er überhaupt einmal citiren muß, die Berliner Vorlesungen August Schlegels, da er doch in den Wiener Vorlesungen Friedrich Schlegels dasselbe Thema von einem viel höheren Standpunkt aus behandelt gefunden hätte? Die Stelle ist so bedeutend, daß sie verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden: „Deutlich sehe ich eine neue Generation entstehen und sich bilden und ohne Zweifel wird das 19. Jahrhundert auch in unsrer Literatur sich ganz anders gestalten als das 18. war Aber noch ist der Geist und die Richtung dieser jüngeren Generation nicht entwickelt genug, als daß man es wagen könnte, ihren Charakter zu bestimmen. Es wird viel von ihr gefordert werden, denn es ist ihr viel vorgearbeitet worden. Wenn auch von dem Ganzen der deutschen Literatur die Rede ist, so zweifle ich auch keinen Augenblick daran, daß sie noch alle die großen Erwartungen erfüllen wird, welche sie bisher mehr nur lebhaft angeregt hat, als vollständig zu befriedigen vermochte. Im einzelnen sehe ich noch vieles Störende und Mißfällige. In der Kunst und Poesie hat das falsche antikische Wesen, das handwerksmäßige Nachdrechseln der alten Kunst und Sprachformen sich zu verlieren angefangen. Dagegen zeigt sich viel übertreibende Nachahmung der Vorgänger, ohne wahre Einsicht und Anerkennung des Rechten und ohne sonderliche eigene Kraft; ein eitles Scheinwesen und leichtfertiges Spielen mit allen jenen Tiefen der Vernunft und der Phantasie, welche die vorangehenden Männer und Meister des Zeitalters, doch in ganz anderer und ernster Gesinnung ans Licht gezogen hatten, um dem kämpfenden Geiste in seiner Entwicklung bewußt oder unbewußt zu dienen.“ (II, 233.) Schlegel sah weiter als Meyer; er schloß seine Betrachtung über die Literatur mit einer edlen und stolzen Wendung ab und verschmähte es, die kleinen Kaffeehausliteraten seiner Zeit in seinem bedeutenden Werke zu monumentalisiren.

S. 16 wird den Romantikern als Kunsttheoretikern imputirt: „Nebensache bleibt — und das ist die verhängnißvolle Kehrseite — wie der Dichter das innere Erlebniß zum Kunstwerk formt.“ Wie ich diese Stelle las, stutzte ich; ich war mir doch bewußt, daß sich mir aus den Romantikern, soweit ich sie kenne, genau das Gegentheil als Kunstforderung gebildet hatte: heißes Bemühen um die Form, Ringen mit den sprachlichen Schwierigkeiten, sogar spielerischer Tendenzen in formaler Beziehung erinnerte ich mich. Meyer lese z. B. den ersten Brief über Poesie ꝛc. (Charakteristiken und Kritiken der Brüder Schlegel, Königsberg 1801, I, 319 f.): „Denn der Dichter hat eine Werkstätte wie jeder andere Künstler. Das schönste Gedicht besteht nur aus Versen; die Verse aus Wörtern; die Wörter aus Silben; die Silben aus einzelnen Lauten. Diese müssen nach ihrem Wohlklang oder Uebelklang geprüft, die Silben gezählt, gemessen und gewogen, die Wörter gewählt, die Verse endlich zierlich geordnet und aneinandergefügt werden. Doch dies ist noch nicht alles“ u. s. w. Ich kann hier nur Respekt vor der Form sehen, keine Gleichgültigkeit. Aber Meyer brauchte eine Antithese, und da er keine fand, konstruirte er sich selbst eine solche!

Der 22 Seiten füllende Aufsatz über Heine zeigt Meyer von einer besseren Seite, von der Seite, die überhaupt seine einzige Stärke bildet und die schon seine ebenfalls allzu umfangreich gerathene Biographie Goethe's gezeigt hatte: er ist ein gewandter Essayist, der die von seinen Vorgängern übernommenen Resultate popularisirend verarbeitet, nicht sehr originell, noch allzu tief und ohne ernstliche Aspirationen nach persönlichem Stil oder neuer Beleuchtung der Thatsachen. Es kann übrigens nicht verschwiegen werden, daß der Aufsatz über Heine den Eindruck eines wenig veränderten Jubiläumsartikels macht; auch ist man ordentlich überrascht, bei Heine plötzlich Literaturangaben zu finden, die bei den vorher behandelten Autoren fast vollständig fehlten; auch das fällt unter die schon gerügte Ungleichmäßigkeit der Darstellung.

Auch einigen anderen Kapiteln, wie z. B. denen über Keller, Heyse, Fontane, können wir das Lob nicht versagen, daß sie sich als gewandt geschriebene und übersichtlich zusammenfassende Essays darstellen, obwohl sie auf Originalität der leitenden Gedanken und Gesichtspunkte kaum Anspruch erheben können. Die Charakteristik dieser Männer war allerdings nur schwer zu verfehlen; Meyers Darstellung gibt in gefälliger Form und Anordnung hier

[1] Ebenso fehlt Pyrker, der zu spät gekommene Epiker der monumentalen Langweile. Die schlechten Autoren sind für die literarische Physiognomie einer Zeit oft wichtiger als die guten.

lediglich schon zum eisernen Bestand der neueren Kritik gewordene Anschauungen und Urtheile wieder.

Wenn Meyer nach origineller Darstellung strebt, gerathen seine Versuche auffallend unglücklich. Drei Beispiele, denen leicht ein Dutzend hinzugefügt werden könnte, mögen dies illustriren: „Der Chambertin, das Lieblingsgetränk in den Romanen der vorigen Jahrzehnte, ist nicht prickelnd genug. Schleiermacher liebte Chambertin; Freiligrath und Herwegh tranken nur Champagner. Dergleichen ist nicht zu übersehen in einer Zeit, an deren Ausgang Ludwig Feuerbach das Dogma aufstellt: Der Mensch ist, was er ißt." (S. 154.) „An dem übermäßigen Jubel seiner Bewunderer ist Herwegh zugrunde gegangen, und auch an Lenau's Schicksal hatte die Verwöhnung theil, die seine Verehrer ihm zuwandten. Den Höhepunkt erreicht dann diese Bewegung mit Friedrich Hebbel, der sich von zwei polnischen Studenten auf den Knieen anbeten ließ, und mit dem Fanatismus der Anhänger Richard Wagners." (S. 155.) Die Ueberschätzung eines Künstlers durch seine Anhänger war von jeher eine charakteristische Seite der Kunstentwicklung, für unsre Tage genügt der Hinweis auf Gerhart Hauptmann; es ist unrichtig, der Zeit von 1830—1840 das Monopol dieser Ueberschätzung zu ertheilen; mehr als unrichtig, geradezu geschmacklos ist es, aus vier oder fünf unzusammenhängenden Thatsachen eine „Bewegung" zu konstruiren. Eine noch schlimmere Geschmacklosigkeit zeigt folgende Stelle: „Es gibt kaum einen Ort in der Welt, der zu stiller, paradiesischer Ruhe mehr einzuladen scheint, als das herrliche Bellaggio.... Hier, wo die Eile eigentlich eine klimatische Unmöglichkeit, sahen wir einen großen Mann in weißem Flanellanzug, einen Schlapphut auf dem länglicheckigen Kopf mit dem stilvollen dunklen Bart, hastig durch die Orangenalleen stürzen. Es war Sudermann. Heyse wäre hier mit leise wiegendem Schritt gewandelt; Hölderlin hätte sich in das Gras gelegt und still um sich geschaut. Das ist der Unterschied dreier Zeitalter." (S. 802.) Warum bringt Meyer diese gräßliche Stelle in einem Buche?

Am unangenehmsten hat mich und Andere die Art berührt, wie Meyer über Martin Greif schreibt. Wenn ich es als häßlich und unwürdig bezeichnen muß, daß Meyer sich nicht scheut, literarischen Kaffeeklatsch schlimmster Sorte zu verbreiten, wenn ich überhaupt die ganze Charakterisirung Greifs nicht nur stilistisch als die am niedrigsten stehende des Buches empfinde, so glaube ich deßwegen doch noch lange nicht zu den „todestreuen Schildknappen" Greifs zu gehören. Es war bisher in der literarischen Kritik Deutschlands nicht Sitte, einen Dichter für seine Verehrer verantwortlich zu machen; wenn Meyer aber durchaus urbi et orbi mittheilen muß, daß „Dehmel seinen Schäfer hat, Liliencron seinen Oppenheimer, Greif seinen Prehm" —, warum vervollständigt er die Reihe nicht? (Ebenso hat Stephan George seinen Hofmannsthal, Hartleben seinen Flaischlen, Hauptmann seinen Schlenther, so haben Ricarda Huch und Helene Böhlau ihren Richard M. Meyer.) Aber es war doch wohl nothwendig, daß Paul Schlenther in zehn effektvoll überschriebenen Kapiteln Hauptmanns Lebensgang und seine Dichtung schilderte? „Kritik und Publikum haben an Hauptmann genug gesündigt." (S. 160.) Meyers Schuld ist es, wenn dieses böse Thema berührt wird. Ja, in der That, eine kritiklose Kritik hat an Hauptmann genug gesündigt, indem sie seine schwächliche Nachempfindung von „Rosmersholm" als ein Meisterwerk seiner Psychologie ausschrie, seinen schlecht gebauten „Biberpelz" Kleists wundervoller Komödie, ihn selbst Grillparzer, Kleist, Anzengruber an die Seite stellte, indem sie den dialogisirenden Zustandsschilderer zum Dramatiker fälschte. — Ebenso überflüssig ist Meyers Forderung: „Die Gesellschaft hat sich wegen Gottfried Keller reuig an die Brust zu schlagen." (160.) Wer Kellers Lebensgeschichte nur einigermaßen kennt, der weiß auch, daß es sich genau umgekehrt verhält: es war ein Wagniß, wie nur wackere Männer es sich getrauen, den „verbummelten" Studenten und Künstler zum Staatsschreiber in Zürich zu machen. Aber Meyer brauchte (Grabbe's wegen) eine Antithese, und da er keine fand, zog er es vor, sich eine solche zu konstruiren.

„Von Grabbe's „Napoleon", „Hannibal", „Hermannsschlacht" führt ein Weg über „Dantons Tod" von Georg Büchner zu Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer" und weiterhin in die Zukunft zu dem realistischen Historiendrama einer neuen Zeit." (S. 162) Ich fürchte, der Weg ist eine Sackgasse. Aber Meyer wird nicht müde, Hauptmanns Vorläufer aufzuzeigen. Seite 29 war es Kleist, nun sind's Büchner und Grabbe, S. 165 ist es gar Friedrich Hebbel: Wer so viele Vorläufer hat, muß doch wohl der Messias des deutschen Dramas sein! „Grabbe hätte das schaffen können, was Hebbel in der „Judith" vergeblich anstrebte, was Hauptmann in den „Webern" erreichte: ein realistisches Geschichtsdrama großen Stils." (165.) Warum fällt mir doch auf einmal eine Stelle aus Hebbels Tagebüchern ein? Warum kann ich der Laune nicht widerstehen, sie zu citiren? „Es gibt eine verfluchte Art, die Wahrheit zu sagen; so z. B. von einem großen Helden zu berichten, daß er nicht tanzen kann und über alle seine übrigen Eigenschaften zu schweigen. Diese Art der aufrichtigen Besprechung wird bei Dichterwerken oft angewendet, man bringt sie in die einzige Kategorie, in die sie nicht hineingehören und spricht dann das Urtheil." (I, 319.)

Es ist erheiternd, zu beobachten, wie konsequent Meyer daneben greift, wenn es sich um die Schätzung eines Autors handelt, der noch nicht, wie Keller oder Fontane, zu den anerkannten Größen der Berliner Literarhistoriker gehört. Für Stifter z. B. fehlt ihm augenscheinlich das Organ. Daß Stifter von Hebbel, selbst von Keller ungerecht eingeschätzt wurde, ist darin begründet, daß der Schaffende, je originaler er ist, auch desto eher zur Ablehnung fremden Schaffens neigt. Der Kritiker aber muß es doch sehen, daß man bis auf Gabriele d'Annunzio heruntergehen muß, um eine Sprache von so gewaltiger Pracht, von solch leuchtender Schönheit zu finden; nur daß Stifter einfacher, tiefer, ruhiger, größer ist als der maßlos überschätzte Italiener. Mehr als Geschmacks-, Gewissenssache aber ist es, den wehrlosen Todten für den Selbstmord seiner Pflegtochter verantwortlich zu machen: „vielleicht hatte doch die liebevolle Strenge des Adoptivvaters den unerklärten Schritt beschleunigt". (S. 206.) Mit solchen „Vielleichts" kann man alles beweisen; wenn Stifter noch lebte, wäre der Satz eine verleumderische Beleidigung; dem Todten gegenüber hat Meyer einen Wahrheitsbeweis ja nicht nöthig. Aber Meyer hat auch keine Ehrfurcht vor dem tragischen Geschick Lenau's; er macht eine Art Hjalmar Ekdal aus ihm und verurtheit ihn mit einem Pathos, das man bis jetzt nur in den literarischen Elaboraten der „Stimmen aus Maria Laach" zu finden gewohnt war: „Lenau ist ein Selbstmörder an seiner Seele, ein Selbstmörder seiner Lebensfreude, Lebenskraft, Lebenslust." (S. 179.) Aber Meyer geht noch weiter: er wirft Lenau das „Netz zweckloser Erfindungen" im „Faust" und im „Don Juan" vor; aber damit wirft er Lenau ja seine Selbständigkeit, seine Produktivität vor. Er bringt das Kunststück fertig, den „Savonarola" und die „Albigenser" mit Eichendorffs „Taugenichts" und Heine's „Harzreise" zu vergleichen (S. 182) — er hat an „Faust" und „Don Juan" auszusetzen, daß sie „keine Dramen geworden sind". (182.) Ach ja, die einfältige Biene! Warum produzirt sie Wachs und Honig? Warum gibt sie keine Milch? Warum trägt sie keine Zwetschgen?

Von jeher war es der Stolz der deutschen Wissenschaft, ihre Schlüsse nur auf Grund der genauesten Kenntniß des einschlägigen Materials zu ziehen. Hr. Meyer ist über diese altväterliche Auffassung einer gründlicheren Zeit hinaus. Ich könnte weitere Dutzende von Beispielen anführen, die seine mangelhafte Kenntniß der einzelnen bedeutenden Erscheinungen darthun. Oft begnügt er sich, nur von einzelnen Werken eines Autors Kenntniß zu nehmen, was ihn aber durchaus nicht hindert, ein Gesammturtheil über den ganzen Mann abzugeben.

Von dem Mangel an ästhetischem Grundgefühl, das dieses durch und durch unwissenschaftliche Buch verräth, ist vollends gar nicht zu reden. Weiß Hr. Meyer vielleicht, was „innere Form" der Lyrik bedeutet? Gewiß nicht; seine Schätzung der Huch'schen Lyrik beweist es ganz deutlich. Wie steht es mit seinem Blick in das tiefere Wesen des Dramas, das man allerdings nicht bei den Naturalisten kennen lernen kann? Wie mit seiner Auffassung der geistigen Bewegungen, insofern sie durch die Philosophie genährt oder geleitet wurden? Schlimm, mehr als schlimm!

Doch genug! Die angeführten Beispiele genügen, um unser Urtheil zu begründen. Man müßte ein ganzes Buch schreiben, um dieses verunglückte Werk, das der deutschen Wissenschaft nicht zur Ehre gereicht, nach Gebühr zu würdigen. Vieles ist direkt mit der „Schere" gearbeitet: das heißt, es ist nur Reflex der Meinungen, die sich in den Revuen Berliner Cliquen ungebührlich breit machen. Diese Literaturgeschichte ist die Arbeit eines nicht unbegabten Feuilletonisten, der auf Cliquenurtheile eingeschworen ist. Zum Literaturhistoriker strengen Stils fehlt ihm nahezu alles: der Blick für das Bedeutende, auch wenn es noch nicht offiziell anerkannt ist; der Blick des Psychologen; Größe der Weltanschauung; gleichmäßig ruhige Behandlung der Zeiten, Menschen und Werke; der Verzicht auf Mätzchen, auf Phrasen, auf Geistreicheleien, und vor allem die natürliche Treffsicherheit des geborenen Aestheten. Meyers Buch ist trotz seiner Neuheit schon jetzt veraltet, wie alles was in seichtem Sinn dem Tag und seinen Götzen dient. Prätension ist keine Wissenschaft! Es stünde schlimm um die deutsche Literaturgeschichte, wenn Meyers „Methode" Nachfolger fände. Schon die Anmaßung, die letzten zehn Jahre unsres Schriftthums geschichtlich darstellen zu wollen, beweist eine Unverfrorenheit der Gesinnung, die mit Wissenschaftlichkeit nichts zu thun hat. Das Wort mag Manchem zu hart erscheinen; aber es drängt sich beim Lesen dieses dicken Buches allzuoft auf die Lippen, um unausgesprochen zu bleiben. Man lasse doch den Menschen und den Dingen die „Unschuld ihres Werdens", besonders wenn man unfähig ist, sich von der Meinung des Tages frei zu machen. Als Dokument gewisser Berliner Strömungen und Idiosynkrasien wird das Buch später oft herangezogen werden müssen.

J. Hofmiller.

Der neueste Band der Monumenta Boica.

Die letzte Serie der Monumenta Boica behandelte die Urkunden des Bisthums Würzburg. Der lang erwartete Schlußband liegt nunmehr vor in der Bearbeitung von L. B. v. Oefele.[1] Er enthält 360 Urkunden, eine aus der Endzeit des 11., 24 aus dem 12., 48 aus dem 13. Jahrhundert, 287 aber aus dem Zeitraum von 1310—1389. Diese zeitliche Umgrenzung wird Manchem eine Enttäuschung bringen, der mit dem Bande den endlichen Abschluß der Monumenta episcopatus wirziburgensis erwartete. Doch vertröstet der Herausgeber auf einen zweiten Ergänzungsband, der Urkundennachträge bis 1400 enthalten soll und stellt zugleich die sehr nothwendigen Indices zu den Monumenta episcopatus wirziburgensis in sichere Aussicht.

Die Grundlagen der veröffentlichten Urkunden sind fast ausschließlich die Originale im Münchener Reichsarchiv, nur in ganz seltenen Fällen, z. B. in der Urkunde Nr. 144 vom Jahre 1367, sind Quellen zweiten Rangs, Kopialbücher und Einzelabschriften, zur Heilung einzelner Stellen beigezogen worden.

Alle Urkunden des 11. und 12. Jahrhunderts erscheinen, wie nicht anders zu erwarten, im lateinischen Gewande, unter dem freilich oft recht deutlich deutsches Denken und deutsche Satzfügung durchschimmert. Aber auch unter den 24 Urkunden des 13. Jahrhunderts ist noch keine einzige deutsche. Dagegen unter den Dokumenten des 14. Jahrhunderts stehen die lateinischen zu den deutschen im Verhältniß von 25 : 262.

Von Oefele wird so wenig wie irgend ein anderer Herausgeber eines Urkundenbuches gewissen Bemängelungen entgehen, die sich auf die Auswahl der veröffentlichten Urkunden beziehen. Der Eine wird unzufrieden sein, daß die Dokumente der geistlichen Thätigkeit der Bischöfe fast gänzlich ausgeschlossen wurden, einem Andern wird es scheinen, als ob mit der Aufnahme einer langen Reihe von Quittungen und Reversen, namentlich von 1372 an, des Guten etwas zu viel geschehen sei. Die Vorrede rechtfertigt dies mit dem Hinweis auf das Interesse der Genealogie und der Münzgeschichte. Es ist zuzugeben, daß viele der gegebenen Urkunden dem Genealogen erwünscht sein werden, aber das einseitig genealogische Interesse steht gewiß erst ganz in zweiter Linie. Die münzgeschichtlich verwerthbaren Stellen sind seltener, als die Menge des gebotenen Stoffes erwarten ließe. Aus manchem der eingerückten Dokumente läßt sich wirklich nichts entnehmen als die gleichgültige Thatsache einer Zahlung in den gewöhnlichsten Münzsorten an eine gleichgültige Persönlichkeit. So wird sich sicher die Ansicht geltend machen, daß in dieser Beziehung der Band an einer Ueberfülle minderwerthigen und zu wenig gesichteten Stoffes leidet. Mag dies schon beim ersten Ueberblick auffallen, so drängt sich bei genauerem Studium entschieden der Wunsch auf, es möchte etwas mehr geschehen sein für die sachliche Erläuterung der Urkunden. Die Vorrede verspricht kurze Erklärung dunkler Stellen. Hierin ist aber eine weitgehende Enthaltsamkeit geübt worden, nur ganz wenige barmherzige Fußnoten geben Hinweise und Aufklärungen. Dieser Umstand beeinträchtigt ganz empfindlich die Benutzung des Werkes namentlich für solche Leser, denen nicht größere Bibliotheken und Archive zu Gebote stehen. Warum ferner ist die frühere Uebung verlassen worden, bei schon gedruckten Stücken, die nur etwa in einer neuen Einkleidung wiedergegeben werden, wie z. B. Nr. 11 und 40 vom Jahre 1157 bezw. 1231, kurz die Stelle des älteren Abdrucks anzugeben?

Allein diese wenigen Ausstellungen vermögen den Gesammtwerth der Publikation nicht wesentlich herabzusetzen. Schon die überaus sorgfältige Entzifferung und die Wiedergabe der zum Theil sehr umfangreichen Dokumente in einem schönen, so gut wie fehlerfreien Drucke erfüllt mit hoher Achtung vor dem Maß der geleisteten Arbeit. Die an einzelnen Formen und Zahlen haftende Kleinkritik wird nur einen verhältnißmäßig sehr beschränkten Spielraum finden und kann hier außer acht bleiben. Die beigegebenen sphragistisch-heraldischen Bemerkungen sind mit besonderer Liebe behandelt. Der wissenschaftliche Gewinn ist aber auch, der aufgewendeten Mühe entsprechend, ein mannichfaltiger und beträchtlicher. Den Germanisten werden Namensformen interessiren, wie Lohkatere (Nr. 9 v. J. 1156), Waldeber (Nr. 29 v. J. 1211), Ridung (Nr. 28 und 29 v. J. 1208 bezw. 1211). Die Zeugenreihen mehrerer Urkunden (30, 31, 34) bringen hübsche Beispiele aus der Frühzeit deutscher Familiennamen, die unter lateinischer Maske erscheinen. Ein Weisthum über Würzburger Mühlen aus dem Jahre 1388 (Nr. 338) bietet beachtenswerthe Belege für alte Formen und Wendungen und für verschollenes Sprachgut des fränkischen Dialekts. Der Rechtshistoriker wird selten so klare und schöne Beweisstellen für den Begriff „der Leistung" des jus obstagii finden wie etwa in Nr. 300 v. J. 1384. Aber vor allem die verschiedensten Zweige der Geschichtswissenschaft, abgesehen von Sprach- und Rechtsgeschichte, erfahren mehr oder minder reichliche Förderung. Es liegt in der

---

[1] *Monumenta Boica.* Vol. 45. Collectionis novae vol. 18. Edidit Academia scientiarum Boica. Monachii, Sumptibus Academicis 1899. VI. 559. *Monumenta episcopatus wirziburgensis Supplementa.*

Natur der Sache, daß die allgemeine äußere Reichsgeschichte nur gelegentlich gestreift wird. Die Territorialgeschichte Frankens aber und die Stadtgeschichte Würzburgs wird das vorliegende Werk stets zu den unentbehrlichen Hülfsmitteln zählen. Für das Werthvollste aber, das uns v. Oefele's reiche Nachlese bringt, möchte ich die zahlreichen Beiträge zur fränkischen Wirthschaftsgeschichte im weitesten Sinne erachten. Eine Geschichte der Verwaltung und Besteuerung im Bisthum Würzburg, eine Geschichte des adeligen und bürgerlichen Erwerbes und Besitzes in Franken, eine Geschichte der fränkischen Agrarverfassung und Landwirthschaft würde, wenn auch zerstreuten, so doch interessanten Stoff finden. Die vielumstrittene sozialgeschichtliche Frage nach der Hörigkeit und Leibeigenschaft in Franken wird in einer ganzen Reihe älterer wie jüngerer Urkunden von 1128—1383 berührt. Die Münz- und Geldgeschichte geht nicht leer aus. Verschiedene Berechnungsweisen, Aufkommen und Umlauf heimischen und fremden Silbergelds, das Auftauchen und Erstarken der Goldwährung, der Kurs der Goldgulden lassen sich an der Hand etwa eines Dutzends der Urkunden verfolgen und erschließen. Drei Rechnungen des Domkapitels in Ochsenfurt von den Jahren 1309/10, 1358/59, 1363 sind nicht wenig ergiebig für eine fränkische Preisgeschichte. Zu den interessantesten Dokumenten des ganzen Bandes gehört eine handelsgeschichtliche Urkunde vom 11. April 1287 (Nr. 71). Bischof Bertold nimmt die welsche Handelsgesellschaft der Bertraminchi und Wuthueri auf 15 Jahre zu vollem Bürgerrecht in Würzburg auf. Sie erhält merkwürdige Vorrechte: Neben freiem Handel unter sicherem Geleite die Zusicherung kirchlichen Zwanges gegen böse Schuldner, einen eximirten Gerichtsstand, Sicherstellung in erbrechtlicher Beziehung, besonderen Schutz bei Pfand- und Leihgeschäften, Sicherheit vor unliebsamer Konkurrenz, Freiheit von bürgerlichen Lasten, das Recht der freien Wahl neuer Gesellschaftsmitglieder. Die Gegenleistung des Wechslerkonsortiums an den Bischof besteht in einem Jahreszins von 20 Mark Silber (= ca. 4760 g). Einige andere Urkunden (Nr. 51 und 225) enthalten neue Zeugnisse für den Würzburg berührenden Durchgangshandel von der Donau nach dem Rhein und von dem bayerischen Süden nach dem Norden.

Das Vorstehende erschöpft noch keineswegs die Summe der Belehrung, die aus der Arbeit v. Oefele's zu gewinnen ist, aber es dürfte hiemit schon das Urtheil begründet erscheinen: Die neue Publikation verdient nicht im mindesten das wegwerfende Urtheil, das über einen Theil der Monumenta Boica im Schwange ist; sie steht an technischer Vollendung und innerem Gehalt den meisten modernen Urkundenwerken nicht nach und ist eine reiche Fundgrube für Leser der verschiedensten Wissensrichtungen.

Dr. Köberlin (Bamberg).

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Beilage Nr. 40 d. J. hat S. 8 werthvolle Nachrichten über Bibliographie der niederländischen Geschichte gebracht und dabei der historischen Kataloge der rühmlichst bekannten Firma M. Nyhoff im Haag gedacht. Ich erlaube mir aus diesem Anlaß auf den für die Geschichte der Theologie und insbesondere der holländischen höchst werthvollen antiquarischen Katalog aufmerksam zu machen, welchen soeben die nicht minder rührige Firma Burgersdijk u. Niermans („Templum Salomonis" 1900) herausgegeben hat (Théologie et Philosophie. Catalogue de Livres anciens et modernes. Nr. 48). Der schön ausgestattete mächtige Band, welcher zu dem Preise von 3 M. abgegeben wird, enthält auf seinen 870 Seiten gr. Oktav eine außerordentlich reiche Auswahl guter älterer und neuerer theologischer und philosophischer Werke, sowohl katholischer wie protestantischer, insbesondere auch jansenistischer Literatur. Es sei namentlich auf die Bibelausgaben, auf Autoren wie Erasmus, Calvin, Grotius, Groon van Prinsserer, ter Haar, Hengel, Kant, Kuyper, Land, Luther, Osterzee, Scholten, Spinoza, Strauß, Tholuck, Venema, Vinet, Wette hingewiesen. Weiter wird eine Sammlung von Portraits holländischer oder in Holland ansässig gewesener Theologen geboten, welche nicht weniger als 1024 Nummern zählt; man kann nur wünschen, daß eine so seltene Kollektion beisammen bleibt und von irgend einer öffentlichen Bibliothek oder Kupferstichsammlung übernommen wird. Das nahezu 70 enggedruckte Seiten umfassende Sach- und Namenregister (S. 804—870) bildet an sich ein jedem Theologen und Philosophen willkommenes bibliographisches Repertorium, zu welchem diejenigen oft greifen werden, welche sich mit dem Studium der Theologie des 16.—19. Jahrhunderts beschäftigen.

F. X. K.

vl. Die Insel, herausgegeben von O. J. Bierbaum bei Schuster u. Loeffler, Berlin. — Noch ehe der „Pan" aus den Lebenden geschieden ist, hat Bierbaum im Verein mit W. Heymel und R. A. Schröder eine ähnliche Revue gegründet, die auch bereits der Gegenstand lebhafter Erörterungen geworden ist. Sie verfolgt ähnliche Ziele; denn sie entspringt dem gleichen Wunsche, der nun einmal unsre künstlerischen Kreise bewegt: Deutschland braucht neben seinen gelehrten Revuen und illustrirten Familienblättern, die entweder der strengen Wissenschaft oder einzelnen Verlegern dienen sollen, ein Organ, das sich rein künstlerische Zwecke setzt. Der „Pan" hatte sich das Programm gestellt, möglichst vornehm zu sein, und wurde etwas langweilig. Die „Insel" greift etwas derber zu, wie das auch nicht anders zu erwarten ist, nachdem sich Bierbaum an ihrer Herausgabe betheiligt. Sie erhält dadurch wohl manchmal etwas Naturburschenhaftes, aber sie bleibt im Kontakt mit dem Leben und der Erde. Nach den vier ersten, zum Theil sehr interessanten Lieferungen, die mir bei dieser vorläufigen Besprechung vorliegen, darf man der neuen Revue ein günstiges Prognostikum stellen. Nur etwas zu viel moderne Dichtergrößen von der Art des — wie ich ohne Rückhalt bekenne — für mich ganz ungenießbaren R. Dehmel trifft man auch hier. Die Redaktion hat sich aber in weiser Voraussicht ein weites Terrain offen gehalten. Sie will auch die Werke alter Meister — seien es Schriftsteller oder bildende Künstler — in ihren Publikationen zulassen, wenn sie nur im Einklang stehen mit dem, was moderner feiner Geschmack und moderner kräftiger Ernst verlangen. Da mag ja auch in Zukunft soviel Gutes geleistet werden als in den ersten Nummern. Die einzelnen Hefte sind mit durchschnittlich sehr mäßigen Illustrationen ausgestattet. Als Entschädigung läßt aber der Inselverlag sehr schöne Mappenwerke erscheinen, die gute Blätter alter und neuer Kunst bringen, wohl auch ganze Cyklen bieten, wie das sehr geschmackvolle Heft „An den Frühling" von dem Worpsweder Radirer H. Vogeler.

Die neuen Ehrenmitglieder der russischen Akademie. Nicht nur in den literarischen Kreisen, sondern in allen russischen Gesellschaftsschichten hat, neben dem Erscheinen des neuen Romans von Leo Tolstoj, kein anderes Ereigniß ein so großes, freudiges Aufsehen erregt, wie die am 8./20. Januar d. J. erfolgte Wahl von neun Ehrenmitgliedern der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Die Namen dieser neuen „Unsterblichen" sind: K. R. (d. h. Konstantin Romanow oder Großfürst Konstantin Konstantinowitsch), Graf L. N. Tolstoj, A. M. Shemtschushnikow, W. S. Ssolowjow, A. A. Potjechin, A. F. Koni, A. P. Tschechow, Graf A. A. Golenischtschew-Kutusow und W. G. Korolenko. Russische Dichter und Erzähler wurden bisher noch niemals so geehrt wie diese, und die Genugthuung, welche durch diese Wahlen hervorgerufen wurde, ist daher eine ganz allgemeine. Aber daß die höchste wissenschaftliche Autorität Rußlands, die kaiserliche Akademie, die größte Objektivität bei dieser Wahl obwalten ließ, muß noch besonders anerkannt werden. Irgendwelche politische oder soziale Rücksichten waren dabei gänzlich ausgeschlossen, die neben einander stehenden Namen des Großfürsten Konstantin und des Grafen L. Tolstoj — von denen der Erste ein naher Verwandter des Kaisers der Andere ein Mann ist, der durch seine Lehren die ganze heutige gesellschaftliche und staatliche Ordnung von Grund aus reformiren will — beweisen dies. Aehnliche, wenn auch weniger schroffe Gegensätze herrschen zwischen einigen anderen Ehrenmitgliedern der Akademie; wir nennen nur noch den Lyriker und Aesthetiker Grafen Golenischtschew-Kutusow mit seinen schwermüthigen und wehmuthsvollen Dichtungen und den volksthümlichen, realistischen Erzähler

Korolenko. — Wir wollen nun versuchen, die neuen Ehren-Akademiker in kurzen Zügen zu charakterisiren, da viele derselben dem deutschen Publikum kaum dem Namen nach bekannt sind: Großfürst Konstantin ist jetzt 41 Jahre alt; seine Poesien werden von allen Freunden reiner Kunst und wahrer Schönheit hoch geschätzt. Sie fanden zuerst im „Europäischen Boten“ 1882 Aufnahme; die erste Sammlung erschien 1886, kam aber nicht in den Handel; erst die zweite Auflage und gleichzeitig auch die „Neuen Dichtungen“ wurden im Jahre 1889 einem größeren Publikum zugänglich. Großfürst K. K. ist vorzugsweise ein Sänger wandelbarer Stimmungen und ephemerer Phantasiegebilde; in seinen Gedichten herrscht Gefühlswärme und theilnahmsvolles Empfinden vor. Er sympathisirte mit dem unlängst verstorbenen Dichter Jakob Polonskij, dessen Poesien offenbaren Einfluß auf ihn ausübten. Julius Grosse hat eine Anzahl seiner Gedichte verdeutscht. — Graf L. N. Tolstoj, der 1828 geboren wurde, ist zu bekannt, als daß es nothwendig wäre, hier viel über ihn zu sagen. Er war Offizier, Pädagog, Gründer von Dorfschulen, ist Romanschriftsteller von Weltruf, großer Moralphilosoph und ein feuriger Apostel der christlichen Nächstenliebe. — Alexis Shemtschushnikow wurde 1821 geboren; er erhielt seine Bildung in der Rechtsschule, die damals eine Pflanzstätte fortschrittlicher Gesinnung war. Dann trat er in den Staatsdienst, konnte sich aber mit den Zuständen, die vor der Reformära Kaiser Alexanders II. dort herrschten, nicht befreunden und nahm bald seinen Abschied. Es zog ihn zur Literatur hin, die zu jener Zeit, da man den Anbruch einer neuen Aera ahnte, leise die Flügel zu regen begann. Im Jahre 1850 erschien seine Komödie „Eine sonderbare Nacht“, dann folgte eine Reihe von Gedichten und seit 1854 war er ein Hauptmitglied des Dichterkreises, der unter dem Kollektivnamen „Kusjma Prutkow“ die Thorheiten und reaktionären Strömungen der damaligen russischen Gesellschaft geißelte. Die Reformepoche begrüßte er enthusiastisch, dann aber, als die gehobene Stimmung und die freudigen Erwartungen, niedergedrückt durch freiheitsfeindliche Maßregelungen, in eine apathische Geistesrichtung umschlugen, bildeten Groll und Entrüstung den Inhalt seiner Poesie, die sich später auch durch melancholische und herzergreifende Töne auszeichnete. — Der Philosoph und Dichter Wladimir Ssolowjow ist 1853 geboren. Schon mit 21 Jahren war er Magister und mit 25 Jahren Doktor der Philosophie; er zeichnet sich durch große Gelehrsamkeit aus und ist ein vielseitiger und scharfsinniger Denker. Unter den wenigen russischen Philosophen nimmt er wohl den ersten Platz ein. Die öffentliche Aufmerksamkeit erregte er hauptsächlich durch seine Arbeiten über religiöse Fragen, er plaidirte mit großem Eifer für eine Vereinigung aller Kirchen. Von seinen letzten Arbeiten sind „Die geistigen Grundlagen des Lebens“, „Die Rechtfertigung des Guten. „Eine Moralphilosophie“, „Das Recht und die Moral“ und eine kürzlich begonnene, vollständige Uebersetzung von Plato's Werken zu erwähnen. Seine Gedichte sind lebendige Reflexe einer schwärmerischen, reinen Seele, sie enthalten einen großen Gedankenreichthum. — Alexis Potjechin (geb. 1827) ist Belletrist und Dramaturg; er war einer der Ersten, die das Volk so schilderten, wie es wirklich ist, mit allen seinen Vorzügen und Fehlern, ohne alle poetische Verschönerung. In seinen Theaterstücken, Erzählungen und Romanen sind der Bauer, der kleine Gutsbesitzer und der Krämer die Hauptpersonen. Als hervorragender Dramaturg stand er von 1882 bis 1889 an der Spitze der kaiserlichen Theater. In letzter Zeit hat er leider fast gar nichts mehr produzirt. — Der Senator Anatol Koni (geb. 1840) ist einer der genialsten russischen Juristen, ein glänzender Redner und ein hervorragender, fortschrittlicher Schriftsteller. Man hält ihn für einen der besten Repräsentanten der russischen Magistratur. Sein Werk „Gerichtliche Reden“ ist eine klassische Mustersammlung gerichtlicher Beredsamkeit Er beschränkt sich aber nicht auf diese Spezialität, sondern äußert sich auch stets über alle öffentlichen Fragen. Von seinen Referaten und Reden sind „Von der ärztlichen Verschwiegenheit“, „Vom Gericht der Geschworenen“, „Von der Expertise in der Literatur“, „Von Dostojewskij als Kriminalist“ besonders hervorzuheben. Koni ist ein überzeugter Fürsprecher des reformirten Gerichtsverfahrens und ein eifriger Vorkämpfer der gerichtlichen Ethik. — Graf Arssenij Golenischtschew-Kutusow ist 1849 geboren. Seine literarische Laufbahn begann er 1871. Später erschienen seine lyrischen und epischen Dichtungen und seine dramatischen Scenen („Der Aufruhr“, „Swjätopolks Tod“). Im Jahr 1878 gab er eine Gedichtsammlung „Windstille und Sturm“ und 1885 und 1896 „Neue Gedichte“ heraus. Graf Golenischtschew-Kutusow ist ein Poet der Melancholie, bei dem eine lebensfrohe Empfindung nur selten zum Durchbruch kommt. Unter den lebenden russischen Dichtern ist er einer der stilvollsten und korrektesten. — Wladimir Korolenko ist ein bekannter, volksthümlicher Erzähler und Herausgeber der Zeitschrift „Russischer Reichthum“. Er wurde 1852 geboren und verbrachte den größten Theil seiner Jugend in der Verbannung. Seine ersten Arbeiten blieben fast unbeachtet, als aber 1885 sein „Der Traum des Makar“ erschien, war sein Ruf fest begründet. Seine Liebe zum Volk, sein Eifer für die Interessen der unteren Klassen, seine Beharrlichkeit, die keine Kompromisse kennt, sind Eigenschaften, die ihm, abgesehen von seinem Talent, die unbegrenzte Sympathie des Publikums eintrugen. — Der jüngste von den neuernannten Akademikern ist Anton Tschechow, von Beruf ein Arzt (geboren 1859). In der Literatur debutirte er 1880 mit einer Reihe von humoristischen Skizzen; seine eigentliche literarische Thätigkeit als psychologischer Schriftsteller, der das Leben in seinen intimsten Regungen gedankentief und musterhaft zu schildern versteht, begann er erst 1885. Jetzt ist er einer der gelesensten und beliebtesten russischen Erzähler. W. Henckel.

-rt- Das neue Jahrhundert in Rußland. Obwohl im vergangenen Jahre in Rußland bedeutende Anstrengungen gemacht worden sind, um mit Beginn des neuen Jahres in den Ländern der griechisch-katholischen Kirche den gregorianischen Kalender zur Einführung zu bringen — Anstrengungen, die hauptsächlich von wissenschaftlichen und merkantilen Kreisen ausgingen, und denen gegenüber, wie St. Petersburger Zeitungen berichteten, auch Kaiser Nikolaus eine sehr wohlwollende Stellung einnahm —, ist infolge des Widerstandes der orthodoxen Geistlichkeit dort doch alles beim alten geblieben. Deutlicher als in den Ländern der übrigen Christenheit wird daher in den Ländern der orientalischen Kirche der Anfang eines neuen Jahrhunderts für denjenigen Theil der Bevölkerung, der Beziehungen zum Auslande unterhält, demnächst zum Ausdruck gelangen. Da nach dem julianischen Kalender das Jahr 1900 ein Schaltjahr ist, der gegenwärtige Monat Februar dort also 29 Tage zählt, wird mit Beginn des nächsten Monats die Datumsdifferenz gegenüber dem gregorianischen Kalender (welche seit dem Jahre 1800 bekanntlich zwölf Tage betrug) auf 13 Tage anwachsen; der 1. März „alten Stils“ wird also dem 14. März „neuen Stils“ entsprechen u. s. f. Das Jahr 2000 ist sowohl nach dem gregorianischen als auch nach dem julianischen Kalender ein Schaltjahr, die Differenz von 13 Tagen wird daher für die nächsten beiden Jahrhunderte konstant bleiben und erst im Jahre 2100 einen weiteren Zuwachs von einem Tag erfahren. Hoffentlich ist es aber bis dahin den Einsichtigen in Rußland gelungen, den Widerstand der starr am Althergebrachten festhaltenden Geistlichkeit zu brechen und die jetzt schon von den gebildeten Kreisen als dringend nothwendig empfundene Unifikation des Kalenders herbeizuführen.

* Zwerghafte Ureinwohner Europa's. Von den Funden, die Dr. Nüesch am Schweizersbild bei Schaffhausen machte und die zum größten Theil im schweizerischen Landesmuseum aufgestellt sind, machten unter den Anthropologen besonders einige menschliche Skelette von abnormer Kleinheit Aufsehen. Professor Kollmann in Basel legte dieselben verschiedenen Naturforscherversammlungen vor. Ueberall überzeugte man sich, daß man es da mit Skeletten von ausgewachsenen, aber überaus kleinen menschlichen Individuen (140 cm) zu thun habe. Auf ausgewachsene Menschen deuteten die abgenutzten Zähne hin, dazu lieferte die Radiographie den Nachweis, daß das keine verknorpelten Knochen von Zwergen, sondern vollkommen ausgebildete sind. Allein diese Funde aus neolithischer Zeit blieben vereinzelt, und die Ansicht Kollmanns, daß es Skelette von Ureinwohnern seien, stand

daher etwas in der Luft. Jetzt hat, wie der „Neuen Züricher Zeitung" geschrieben wird, Dr. Nüesch einen anderen Fund ans Licht gezogen, der jene Ansicht bestätigt. Im Jahre 1847 hatte der seither verstorbene Dr. v. Mandach in der Nähe des Schweizersbildes im Dachsenbühl eine Höhle ausgegraben und dabei eine Grabstätte von 150 cm Länge entdeckt. Der Inhalt jenes Grabes, ein Skelett, blieb in einer Schieblade des kleinen Schaffhausener Museums verborgen, bis ihn Dr. Nüesch aufs neue entdeckte, und seither überzeugten sich die Anthropologen, denen die Reste vorgelegt wurden, daß hier ein neuer Fund eines wirklichen Pygmäen vorliege. Alle Zweifel über das Bestehen einer früheren Zwergrasse sind damit beseitigt; auch stimmen neue Funde in den Pyrenäen mit denen am Schweizersbild und im Dachsenbühl überein. Die Berichte Homers und Herodots, die alten Sagen von Zwergen, die in Bergen und Wäldern hausen, haben dadurch einen naturhistorischen Hintergrund erhalten.

* **Auf dem Seewasser schwimmende Steine** beobachtete Erland Nordenskiöld, wie er in „Nature" (18. Jan. 1900, S. 278) berichtet, auf seiner jüngsten, im Jahre 1899 ausgeführten Reise nach Südwest-Patagonien. Während er mit seinem Reisegefährten, Dr. O. Borge, in dem langen und engen Kanal von Ultima Esperanza einherfuhr, um das Plankton zu studiren, schwammen, wenn die See ruhig oder nur von leichter Dünung bewegt war, kleine Schieferstücke auf der Oberfläche des Wassers in größeren oder kleineren Mengen bei einander. Sie trieben zunächst in der Nähe des Ufers hierhin und dorthin, bis sie von dem starken Strome mitgeführt wurden, der in Zwischenräumen in den Kanal eindringt. Die Menge der Schieferstückchen war beträchtlich, da 700 bei einem einzigen Netzzug innerhalb weniger Minuten aufgefischt wurden. Die Steine waren augenscheinlich vom Ufer weggetrieben, das in der Hauptsache aus ähnlichen Steinstückchen bestand, die von den Klippen heruntergewittert waren, welche aus einem bituminösen mesozoischen Schiefer bestehen. Die Oberfläche der Steine war trocken und sie sanken unter, sobald sie beim Berühren oder beim Bewegen durch die Dünung naß wurden. Die auf der Meeresfläche gesammelten Schieferstückchen hatten ein spezifisches Gewicht von 2.71, während dasjenige des Wassers in dem Kanal nur 1.0049 bei einer Temperatur von 15° C betrug. Das größte Stück wog 0.8 g, 20 der kleineren durchschnittlich 0.3 g. Die Steine enthielten, soweit es mit unbewaffnetem Auge beurtheilt werden konnte, keine Hohlräume und sind daher nicht mit den vulkanischen Auswürfen, die zahlreiche von Luft erfüllte Hohlräume aufweisen zu vergleichen, die man oft im Ozean treibend antrifft. Zur Erklärung der merkwürdigen Erscheinung führt der Reisende folgendes an. Wenn man die schwimmenden Steine beobachtete, konnte man kleine, an ihrer Unterseite befindliche Gasblasen bemerken und am äußersten Rand des Strandes Stücke, die, durch solche Gasblasen gehoben, gerade zu schwimmen anfingen. Leider war der Reisende nicht dafür ausgerüstet, das Gas, welches unter den Steinen sich fand, zu sammeln, um es näher zu untersuchen. Er nimmt an, daß die Steine außer den sichtbaren Gasblasen auch von einer Gasschicht ringsum umgeben waren, die sich in einem unbedeutenden Algenüberzug befand, welcher die Steine bedeckte. Wenigstens sind Spuren von Diatomeen und Algen nach dem Trocknen auf den Steinen sichtbar. Die fettige Oberfläche des Minerals, aus dem die schwimmenden Steine bestehen, verhinderte das Wasser auch, sie naß zu machen. Die Beobachtung ist auch von geologischer Bedeutung. In der angedeuteten Weise kann eine beträchtliche Menge von Steinmaterial nicht allein aus dem engen Kanal Patagoniens, sondern auch sicherlich an verschiedenen anderen Ufern des Ozeans weggeführt werden; es können sich neue Schichten bilden, die möglicherweise Theile von weit auseinander liegenden geologischen Perioden enthalten. („Globus", Nr. 7 d. J.)

B. **Heidelberg**, 23. Febr. Professor Gattermann von hier hat einen Ruf als ordentlicher Professor der Chemie an die Universität Freiburg i. Br. erhalten und angenommen. Er wird dort Nachfolger des kürzlich in den Ruhestand getretenen Professors Claus.

* **Straßburg.** Der vor kurzem zum außerordentlichen Professor beförderte Dozent für Germanistik an der hiesigen Universität, Dr. Eugen Joseph, hat einen Ruf an die Universität Marburg erhalten und wird ihm Folge leisten.

* **Gießen.** Der Assistent am chemischen Laboratorium Dr. Wilh. Eidmann hat sich an der hiesigen Universität für Chemie habilitirt.

* **Bonn.** Mit einer Antrittsvorlesung „über den Begriff der Philosophie" hat sich Dr. R. W. Freytag an der hiesigen Universität als Privatdozent für Philosophie habilitirt.

* **Berlin.** Als Privatdozent für Chemie hat sich Dr. Richard Meyer an der hiesigen Universität habilitirt. — Als Privatdozent für Kunstgeschichte ist Prof. Dr. Max G. Zimmermann, der als Nachfolger K. v. Lützows die „Zeitschrift für bildende Kunst" leitete, zugelassen worden.

* **Czernowitz.** Die außerordentlichen Professoren Dr. W. v. Hörmann zu Hörbach (Kirchenrecht) und Dr. E. Ehrlich (röm. Recht) sind zu ordentlichen Professoren ihres Fachs an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. F. W. Reitz: Ein Jahrhundert voller Unrecht. Ein Rückblick auf die südafrikanische Politik Englands. Berlin, Hermann Walther 1900. — Dr. Heinrich Reicher: Der Kinderschutz und die Armen-Kinderpflege in Steiermark. Ein Handbuch, betreffend die Gesetze, Kundmachungen, Anstalten und sonstigen Einrichtungen auf diesem Gebiete. Graz, Landesverband für Wohlthätigkeit in Steiermark 1900. — Alfr. Germanus: Mahnruf an der Wende des Jahrhunderts. Gotha, Friedr. Andreas Perthes 1900. — J. G. Herzog: Vorspiele zu 192 Choralmelodien. Op. 75. Ein Beitrag zur Förderung eines kirchlich-einfachen und „gemeindemäßigen" Orgelspiels im evangelischen Gottesdienst. Essen, G. D. Baedeker 1900. — Dr. G. v. Mayr: Die Pflicht im Wirthschaftsleben. Tübingen, H. Laupp 1900. — E. Zola: Der Zusammenbruch. Der Krieg von 1870/71. Illustrirt. 1. Lfg. Stuttgart, Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Dr. Alb. Reibmayr: Die Immunisirung der Familien bei erblichen Krankheiten (Tuberkulose, Lues, Geistesstörungen). Ein Wort zur Beruhigung für Aerzte und Gebildete. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke 1899. — Die Slavisirung der Bukowina im 19. Jahrhundert als Ausgangspunkt großpolnischer Zukunftspolitik. Ethnographische und politische Betrachtungen von einem Bukowiner Rumänen. Wien in Kommission: Karl Gerolds Sohn 1900. — Erwin Bauer: England und das Deutsche Reich. Eine Abrechnung zur Jahrhundertwende. Leipzig, B. Elischer Nachf. 1900. — Gust. Ad. Erdmann: Wehrhaft zur See! Die Hauptpunkte der deutschen Flottenfrage. Ebd. 1900. — Theodor Rehtwisch: Dem Kaiser. Sechs Zeitgedichte. Lübeck, Edmund Schmersahl Nachf. (R. Brunn). — Paul Lindau: An der Westküste Kleinasiens. Eine Sommerfahrt auf dem Aegäischen Meer. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur 1900. — Heinrich v. Schullern: Im Vormärz der Liebe. Roman aus der Gegenwart. Linz und Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt 1900. — H. Greinz: Küsse und andere Novellen. Ebd. 1900. — L. v. Ficker: Sündenkinder. Drama. Ebd. 1900. — H. Weber-Lutkow: Schlummernde Seelen. Geschichten aus Kleinrußland. Ebd. 1900. — Dr. Abele: Weiträumiger Städtebau und Wohnungsfrage. Darstellung und Kritik der auf Einführung weiträumiger Bauweise im Städteerweiterungsgebiet gerichteten Bestrebungen. Stuttgart, W. Kohlhammer 1900. — Arthur Morrison: Geschichten aus den Winkelgassen. Wiener Verlag, L. Rosner 1900. — Susi Wallner: Hallstätter Märchen. Ebd. 1900. — Max Messer: Wiener Bummelgeschichten. Ebd. 1900. — Juhani Aho: Panu. Bilder aus den letzten Kämpfen des Christenthums gegen das Heidenthum in Finnland. Aus dem Finnischen. Leipzig, Georg Wigand. — L. Tolstoj: Auferstehung. Roman. Aus dem Russischen. 4. Aufl. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1900. — v. Kunowski-Frezdorff: Der Krieg in Südafrika I. Theil: Vorgeschichte des Krieges und die Kriegsereignisse bis Schluß des Jahres 1899. Leipzig, Zuckschwerdt u. Co. 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Fortschritte der Afrikaforschung im Jahre 1899.[1])

I.

H. S. Der Gang der Afrikaforschung wird seit anderthalb Jahrzehnten durch die politische Auftheilung des Erdtheils bestimmt; eine internationale, rein idealen wissenschaftlichen Zwecken dienende Forschung, die sich an keine politischen Grenzen gebunden hält, gibt es heute nicht mehr, und Franzosen, Deutsche und Engländer beschränken sich auf ihre eigenen Schutzgebiete, die sie wissenschaftlich und damit wirthschaftlich zu erschließen bestrebt sind. Die wenigen Theile Afrika's, in denen noch wie einst dem Wettlauf konkurrirender Nationen sich freier Spielraum bot, sind im vorigen Jahre nun auch vergeben worden, und zwar durch den englisch-französischen Vertrag über den mittleren Sudan und die östliche Sahara. Er war eine Folge des durch die Expedition Marchand veranlaßten Faschoda-zwischenfalls und wies endlich auch derjenigen Kolonialmacht ein genauer umgrenztes Feld der Thätigkeit zu, die in den letzten Jahren mehr als jede andere noch nach größtmöglicher Ausdehnung rang: den Franzosen. Im Abkommen vom 21. März 1899 gab England leichten Herzens das dahin, was es nie besessen hatte, und Frankreich erhielt, was es sich erst hatte sichern wollen — Gebiete, in denen noch nie die Tricolore gesehen worden war: Wadai, Kanem, Borku, Tibesti. England zeigte sich hier ausnahmsweise einmal ländersatt, allerdings in der richtigen Erkenntniß, durch den Verzicht auf einen zwar großen, aber recht harten und mageren Bissen dem französischen Nachbar auf lange Zeit hinaus eine Beschäftigung verschafft und unliebsame und störende Reibungspunkte beseitigt zu haben. Man darf nun wohl erwarten, daß die Franzosen ihre Besitztitel vom Papier in die Wirklichkeit übertragen und an die eingehende Erforschung jener Länder gehen werden, für deren Kenntniß heute noch immer lediglich die unübertrefflichen, aber doch vielfach des Ausbaues bedürftigen Ergebnisse Barths und Nachtigals die Grundlage abgeben.

Zeichnet dieser englisch-französische Vertrag für ungeheure Ländergebiete nur rohe Grenzlinien vor, so geht demgegenüber das deutsch-englische Abkommen über die Westgrenze Togo's vom November 1899 schon mehr ins Einzelne; denn es betrifft Gegenden, über die die beiden Kontrahenten vollkommen unterrichtet sind. Das Voltadreieck bleibt englisch und die neutrale Zone ist getheilt worden. Auf wessen Seite der Vortheil liegt, wird die Zeit lehren — die Frage geht uns hier nichts an. Das Bestreben, die noch vielfach geradlinig verlaufenden Grenzen der Kolonien den thatsächlichen Verhältnissen anzupassen und damit endgültige Zustände herbeizuführen, macht sich im übrigen immer mehr bemerkbar. Eine deutsch-französische Kommission war dabei, die durch den Vertrag von 1897 ungefähr festgelegte Ostgrenze Togo's gegen Französisch-Dahome auszugestalten, und dürfte wohl bald ihre Arbeiten beendet haben. Auch die deutsch-englische Kommission, die mit der Festlegung einer der orographischen Gliederung entsprechenden Scheide zwischen Deutsch-Ostafrika und Britisch-Zentralafrika beschäftigt war, hat ihr Werk im vorigen Jahre abgeschlossen und wird nun wohl in kurzem auf Grund ihrer sorgfältigen Aufnahmen ihre Vorschläge formuliren. An einer anderen Stelle Afrika's hat sich der Mangel einer rationellen Abgrenzung im letzten Jahr sehr fühlbar gemacht: in der Gegend des vielgenannten Kivu-Sees. Das lange Zeit von der deutschen Forschung vernachlässigte Gebiet im äußersten Nordwesten von Deutsch-Ostafrika ist neuerdings von zahlreichen Reisenden aufgesucht worden, Ruanda wurde näher bekannt, und so entstand von selbst der Wunsch, hier die Grenze gegen den Congostaat, die vor 15 Jahren vielleicht ganz zweckmäßig gewesen sein mag, sich jetzt aber als unhaltbar erwiesen hat, zu ändern. Hinzu kommt noch der Umstand, daß auf congostaatlichem Gebiet Unruhen herrschen, die eine genaue Umschreibung des deutschen Machtbezirks nothwendig erscheinen lassen. Bisher ist offiziell in der Sache nichts geschehen, und die deutschen und belgischen Geographen stehen mit ihren Anschauungen über die Bedeutung der älteren Verträge einander schroff gegenüber. Jedenfalls wird das laufende Jahr auch hierüber Klarheit bringen.

So viel über vollzogene oder angebahnte Veränderungen der politischen Karte Afrika's. Durchwandern wir nun wieder die einzelnen Forschungsprovinzen des ehemals dunklen Welttheils; es ist über manche sehr wichtige neue Errungenschaften der Afrikaforschung zu berichten.

Die beiden Engländer Jennings-Bramly und Silva White, die in den letzten Jahren die Oase Siuah besuchten, haben in der Person des deutschen Barons v. Grünau schnell einen Nachfolger gefunden. Frhr. v. Grünau hielt sich im Winter 1898/99 in der Oase auf, wo er meteorologische Beobachtungen durchführte, die Karte ergänzte und auch einige neue Ruinen auffand. Seinen Plan, weiter nach Osten, zur Oase Djerabub vorzudringen, mußte er, wie vor ihm White, aufgeben, da die Vertreter der Snussisekte, mit denen er im übrigen friedlich auskam, sich dem widersetzten. Ueber seine Ergebnisse hat Frhr. v. Grünau in der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde berichtet. — Viel wurde im Laufe des letzten Jahres die Expedition Foureau-Lamy genannt, die von Südalgerien aus durch die Wüste zum Sudan vordrang. Daß diese Mission, wie versichert wird, auch wissenschaftliche Ziele verfolgt, dafür bürgt allerdings der Name Foureau's, des verdienten Saharaforschers, der nun schon zum zehntenmal in der Wüste weilt; andrerseits aber verbietet die Thatsache, daß die Expedition von einer überaus starken militärischen Macht geleitet wird, die Annahme, daß es sich nur um wissenschaftliche Zwecke handelt.

[1]) Abgeschlossen Mitte Januar 1900.

Man darf wohl sagen, daß die Unternehmung bestimmt war, den Missionen Voulet-Chanoine, die von Westen, und Gentil-Bretonnet, die von Süden her vorrückte, in den Tschad-See-Gegenden die Hand zu reichen, um jene Länder zu sichern, die bei Beginn dieser Operationen noch nicht unbestrittenes französisches Einflußgebiet darstellten. Die Mission Voulet-Chanoine hat infolge der bekannten Vorgänge ein vorzeitiges Ende gefunden, und auch Bretonnet, der vom Congo zum Tschad vordrang, ist vom Herrscher von Bornu, Rabeh, aufgehalten und mit seiner Truppe im August v. J. vernichtet worden (s. weiter unten). Wahrscheinlich hat Foureau von diesen Ereignissen Kenntniß, und so ist er vorläufig nur bis Sinder — im Uebergangsgebiet der Sahara zum Sudan — vorgegangen. Der Umstand, daß die Expedition ein volles Jahr beansprucht hat, um die Wüste zu kreuzen, erklärt sich leicht daraus, daß sie lange Zeit zur Sicherung des französischen Einflusses in der Oase Aïr gebraucht haben muß. Ihre Route ging von Uargla südwärts entlang des Uadi Igharghar bis Timassanin, von da ins Land der Asdjer-Tuareg und dann durch die Theile der Sahara, in denen Oberst Flatters 1880 von den Tuareg ermordet worden war. Bei dem Brunnen Asiu erreichte Foureau die Route Barths vom Jahre 1850, die er hierauf über Aïr bis Sinder verfolgt haben wird. Neu ist das Wegstück Asdjer-Asiu; außerdem theilte Foureau mit, daß er auch die Erkundigungen Duveyriers über die nördlichen Gegenden erheblich ergänzen konnte. — Die lange vergebens erstrebte Ausdehnung der französischen Macht bis auf die Oasenreihe Tidikelt im Süden von Algerien wurde Ende v. J. erreicht. Die von allen Kennern der Sahara seit Jahren den Franzosen wiederholte Mahnung, das Tuat und das Tidikelt zu besetzen, hatte in den 90er Jahren zunächst zur Inbesitznahme von El Golea und zur Errichtung einiger in die Wüste vorgeschobener Forts geführt. Dem Geologen Flamant nun, der im Auftrag der Regierung die dortigen Uadis auf ihren Wassergehalt untersuchen sollte und von einer starken militärischen Eskorte begleitet war, glückte es, sich nach einigen Kämpfen in den Besitz von Insalah, der Hauptoase des Tidikelt, zu setzen. Inzwischen hat die Truppe Flamants neue Angriffe der Tuareg zu bestehen gehabt, die mit der endgültigen Besetzung Insalahs durch die Franzosen einen ihrer wichtigsten Stützpunkte verlieren würden.

Aus Marokko ist über die Forschungen des Marburger Professors Dr. Th. Fischer, des verdienten Kenners der Mittelmeerländer, und des französischen Arztes Dr. Weisgerber zu berichten. Fischer reiste vom März bis Juni 1899 in Marokko, wobei er sehr viel Beobachtungsstoff zur physischen Geographie und zur Topographie des im einzelnen immer noch wenig bekannten Sultanats sammeln konnte. Er zog von Mogador den bisher nur ungenügend aufgenommenen Tensift bis Marrakesch hinauf, trug auf zahlreichen Ausflügen in die Umgebung das Material zu einer Karte großen Maßstabs über die Gegend von Marrakesch zusammen, ging dann nach Osten in die Vorberge des Atlas bis Demnat und schließlich den großentheils noch unbekannten Um-er-Rbia hinunter bis zur Küste. Diese verfolgte er bis Rabat, worauf er sich über Fes und Tanger in die Heimath begab. — Dr. Weisgerber, der schon vor Jahren die französische Sahara durchforscht hatte, hat in der ersten Hälfte des vergangenen Jahres die Gegenden im Norden Marokko's zu beiden Seiten der Straße Tanger-Fes näher erforscht und ist dann nach Casablanca zur atlantischen Küste gegangen; auch er ist topographisch sehr thätig gewesen, namentlich in der Umgegend von Fes. Von beiden Forschern liegen bisher nur vorläufige Berichte vor.

In Französisch-Oberguinea richten sich die Bemühungen der Franzosen jetzt vor allem auf die lange vernachlässigte Elfenbeinküste. Von einigen Untersuchungen über die eventuelle Schiffbarkeit der Küstenflüsse, in denen man Zugänge zum oberen Nigergebiet zu gewinnen hoffte, war schon in unsrer vorjährigen Uebersicht die Rede. In das Jahr 1897 fallen die erst jetzt in ihrem ungefähren Umfange bekannt gewordenen Arbeiten Blondiaux'. Er erforschte das Gebiet des Rothen und zum Theil des Weißen Bandama, nahm die Nigerzuflüsse Bagoë, Baule und Dion, sowie den Oberlauf der Küstenflüsse Cavally und St. Paul auf, stellte fest, daß das System des Sassandra erheblich umfangreicher ist, als man angenommen hatte, und fand, daß der Cavally, von dem man es vermuthete, weder einen Zugang ins Innere noch einen Ausgang von dort nach der Küste eröffnet. Ergänzt wurden Anfang 1897 die Aufnahmen Blondiaux' durch Eysséric. Dieser ging von der Küste den vereinigten und dann den Rothen Bandama aufwärts bis zu einer Stelle (unter 7° 30′ n. Br.), die nur eine Tagreise vom südöstlichsten Punkt Blondiaux' entfernt liegt. Hier mußte er der drohenden Haltung der Eingeborenen wegen umkehren. Nach Eysséric's Aufnahmen, die zusammen mit denen Blondiaux' in den „Comptes Rendus" der Pariser Geographischen Gesellschaft (1899, S. 296) in einer kleinen Skizze veröffentlicht wurden, würde dem vereinigten Bandama eine etwas größere Längenausdehnung zukommen, als er sie auf unsern Karten hat. Eysséric meint, der Bandama könne einen wenn auch schwierigen Zugang ins Hinterland der Elfenbeinküste abgeben; ob das zutrifft, steht dahin. — Aus dem Innern des Nigerbogens liegt diesmal wenig erwähnenswerthes vor. Die französische Herrschaft ist dort gefestigt, und zu größeren Zügen, von denen auch für die Erdkunde etwas abfallen könnte, findet sich zur Zeit wohl keine Veranlassung. Einige neue Aufschlüsse über den nördlichen Theil des Nigerbogens hat noch die berüchtigte, schon erwähnte Mission Voulet-Chanoine ergeben. Während Voulet den Niger nach Say hinunterfuhr, schlug Chanoine dorthin den Landweg ein. Er verließ Oktober 1898 Djenne im oberen Nigergebiet und ging über Wahiguya und Wagadugu nach Gurma. Er kreuzte dabei im Westen, bei Bandiagara, einen Gebirgsgrat, der sich seiner Ansicht nach über die von Barth entdeckten Homboriberge nordostwärts bis zum Niger, bis Tosaye fortsetzt; ferner fand Chanoine in der Landschaft Seno eine Reihe von Teichen, die mit dem oberen Volta in Verbindung stehen. Die letzten wissenschaftlichen Berichte der Mission brachte das „Bulletin" der Pariser geographischen Gesellschaft (1899, S. 220 und 279). — Für das deutsche Togo ist die Zeit der Entdeckungsreisen vorbei; in allgemeinen Umrissen ist das Land bekannt, etwa mit Ausnahme des Ostens, über den hoffentlich bald die Berichte der deutschen Grenzkommissäre Preil und Mellin Aufschluß geben, und auf den Stationen nimmt die wissenschaftliche Detailarbeit ihren Fortgang, über die man des öfteren aus den „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten" etwas erfährt. Neuere Aufnahmen liegen vor von v. Doering, Dr. Gleim, H. Klose und Dr. Rigler, sie sind aber noch nicht in vollem Umfang veröffentlicht. Auf die angekündigte Herausgabe einer Karte des nördlichen Togo in 1 : 200,000 scheint man — und das ist nur zu billigen — vorläufig verzichten zu wollen; wenigstens theilt die letzte Denkschrift über die Verwendung des Afrikafonds mit, daß zunächst eine Neubearbeitung der großen Sprigade'schen Karte über Südtogo („Mitth. a. d. deutsch. Schutzgebieten" 1896, Taf. 3) in Aussicht genommen ist, die die vorhandenen zeichnerischen Kräfte wohl ein bis zwei Jahre in Anspruch nehmen wird.

Ueber eine etwa der Wissenschaft zugute kommende Thätigkeit der englischen Niger-Kompagnie, deren Gebiet jetzt Kronkolonie geworden ist, war seit Jahren nichts zu hören. Erst im vorigen Jahre vernahm man von den

Reisen einiger Beamten in bisher wenig bekannte Gegenden. So ist im Juli und August 1898 das vorher nur von Vogel (1854) und Rohlfs (1867) berührte, von Sokoto abhängige Sultanat Bautschi von Beamten und Offizieren der Kompagnie aufgesucht worden. Die Leutnants Bryan und Macnaghten begaben sich von Ibi am Benue durch bisher völlig unbekanntes Land nordwärts nach Jakubu, der Hauptstadt Bautschis, die damals nur 20,000 Einwohner (nach Rohlfs 150,000) zählte, und auf einem anderen Weg nach Ibi zurück, wobei sie mehrere große Städte berührten. Etwa gleichzeitig ist Bautschi auch von Clive erreicht worden, ebenfalls vom Benue her. Leider liegen über diese nicht unwichtigen Reisen bisher nur kurze Mittheilungen des englischen Kolonialamts und des „Geographical Journal" (1899, August-Heft) vor, aber keine Karten. Dagegen hat ein anderer Beamter der Gesellschaft, Moseley, seine sehr interessanten Aufnahmen aus dem Gebiet zwischen Benue und der Grenze von Kamerun im Dezemberheft der genannten Zeitschrift bekannt gegeben. Von Werth ist namentlich Moseley's Karte insoweit, als sie die Gegenden im Süden darstellt; sie reicht hier bis auf deutsches Territorium, bis in die Landschaft Bafum, die 1898 und 1899 von Moseley aufgesucht worden ist. Die Aufnahmen des bisher einzigen Reisenden im Bafum-Lande, des Deutschen Dr. Zintgraff (1889), sind nicht sehr reichhaltig, da dieser der Sicherheit wegen die großen Plätze hatte vermeiden müssen, und so ist hier die Karte Moseley's mit ihrer Fülle von Angaben von Werth. Sie stellt übrigens auch zum erstenmal die zum Theil von Kannibalen bewohnten Gegenden westlich von Bafum dar, erweitert also unsre Kenntniß vom Niger-Benue-Gebiet in sehr willkommenem Umfange.

In unserm deutschen Kamerun ist von einer extensiven Forschung leider noch immer wenig die Rede. Seit zwei Jahren schon wird über die sogenannte Tschad-See-Expedition debattirt, ohne daß es zur That kommt. Unter den heutigen politischen Verhältnissen am Tschad-See erscheint es allerdings nicht rathsam, eine solche Expedition erheblich nördlich über den Benue hinauszuführen; aber auch innerhalb eines beschränkteren Wirkungsfeldes könnte sie viel zur Erschließung des Hinterlandes thun. In der südöstlichen Ecke des Hinterlandes hat die Gründung der Gesellschaft „Süd-Kamerun" auch die Forschung etwas in Gang gebracht. Forstassessor Dr. Plehn hat Anfang v. J. am Ngoko, einem Nebenfluß des Sanga, eine deutsche Station gegründet und die erste Hälfte des Jahres zu Forschungen an den beiden Quellflüssen des Ngoko, an Bumа und Dscha, benutzt. Diese Flüsse haben sich theilweise als schiffbar erwiesen, doch ist noch nicht bekannt, bis zu welcher Ausdehnung nach Westen sie eine wirthschaftliche Ausnützung des Innern ermöglichen werden. Aufnahmen Dr. Plehns harren in Berlin der Bearbeitung. Man plant auch für diese Gebiete eine genauere Grenzfestsetzung (im Süden), und es ist dazu die Bildung einer deutsch-französischen Kommission ins Auge gefaßt. Wichtige geographische Resultate dürfte wohl Hauptmann v. Kamptz' glücklicher Feldzug gegen Tibati im Gefolge gehabt haben; vielleicht begünstigt er auch die weitere Forschung in dieser Richtung, die lang verschlossen schien. Die hieher gehörenden Aufnahmen Leutnant Dominiks liegen ebenfalls in Berlin schon vor. Aus dem Küstengebiet Kameruns wären von Gliszinski's, Nolte's und Dr. Bennetts Aufnahmen östlich von Kribi und Groß-Batanga zu nennen; sie berühren südlich der alten Route Morgens neue Gegenden und reichen ostwärts noch etwas über den 12. Grad östl. L. hinaus. Soweit die Karte, auf der die Ergebnisse verzeichnet sind, erkennen läßt („Mitth. a. d. deutschen Schutzgebieten" 1899, Taf. 1), sind von Gliszinski's Aufnahmen die sorgfältigsten. Ferner verdanken wir wiederum auch dem — inzwischen ermordeten — Händler Conrau neue Aufnahmen und Berichte über die Gegenden nördlich vom Kamerun-Gebirge, aus dem Gebiet der Banyang und anderer Stämme südlich vom oberen Croß-Fluß (ebenda, Taf. 8). Unveröffentlicht sind noch die Aufnahmen v. Stein's zwischen Kribi, Lolodorf und Yaunde aus dem Jahre 1898.

Im benachbarten französischen Congo-Gebiet sind die neueren Unternehmungen, die Bagirmi und die anderen Länder am Tschad-See zum Ziele hatten, von schwerem Mißgeschick betroffen worden. Wie erinnerlich sein wird, war es dem Schiffsfähnrich Gentil vor zwei Jahren gelungen, mit einem Dampfer den Schari bis zum Tschad-See hinunter zu fahren und mit dem Sultan von Bagirmi freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Eine vorläufige Kartenskizze über die geographischen Ergebnisse brachten am Schluß des Jahres 1898 die „Comptes Rendus" der Pariser Geographischen Gesellschaft (Nr. 9), aus der hervorging, daß Gentil den südlichen Schari-Nebenfluß Gribingi und den Schari selbst, sowie dessen östlichen Nebenarm Bahr Ergig in ihrer ganzen Länge aufgenommen, die Mündungen mehrerer von Osten kommender großer Nebenflüsse, die vorhin aus Barths und Nachtigals Erkundigungen nur dem Namen nach bekannt waren, festgelegt hatte, und daß Gentils Begleiter Prins auf einem Abstecher nach Nordosten bis etwa 8° 30′ n. Br. ins Gebiet der Quellflüsse des Schari gelangt war. Gentils Zug, so glaubte man, hatte den Zugang zum Tschad-See eröffnet, und so trat bereits im Januar 1898 eine handelspolitische Mission unter de Béhagle in seine Fußtapfen, die den Rückweg durch die Wüste und über Aïr zu nehmen gedachte. Allein inzwischen hatte bald nach Gentils Abmarsch Rabeh, der Usurpator von Bornu, sich auf Bagirmi geworfen und den Sultan vertrieben, und in Süd-Bagirmi, wo der Eroberer stand, fiel ihm de Béhagle Mitte 1898 in die Hände. Angeblich soll ihn Rabeh schließlich haben verhungern lassen. Ebenso schlimm erging es einer zweiten französischen Mission, einer Regierungsexpedition, an deren Spitze Gentil getreten war. Ihre Ziele waren die gleichen, wie die der vorhin erwähnten Missionen Foureau-Lamy und Voulet-Chanoine: die Sicherung möglichst weiter Gebiete im zentralen Sudan. Bretonnet, der, dem Kommandanten Gentil vorausgehend, im September 1898 aufgebrochen war, wurde jedoch im August v. J. bei Togbau, in der Nähe des Schari (etwa unter 9° 30′ n. Br.) von Rabeh angegriffen und mit seiner Mannschaft vernichtet, bevor der nachrückende Gentil ihm zu Hülfe eilen konnte. Ueber die Maßnahmen Gentils ist seitdem nichts bekannt geworden, doch ist auf dieser Operationsbasis der Vormarsch der Franzosen für die nächste Zeit offenbar ins Stocken gerathen. — Mancherlei geographische Aufschlüsse über einen anderen Theil des Congo français hat die Expedition Fourneau's gebracht, deren Beginn in unsrer vorjährigen Uebersicht gedacht wurde. Fourneau ging in den Monaten Februar bis April v. J. von Wesso am Sanga westwärts durch die südlich von Kamerun liegenden, noch ganz unbekannten Gegenden zum oberen Ivindo, der unter dem Aequator in den Ogowe mündet, den Ivindo hinunter und schließlich nach Libreville. Der Zweck der Reise waren Vorstudien für den Bau einer Eisenbahn vom mittleren Sanga nach dem Ogowe.

Die Verwaltung des Congo-Staates beschäftigt sich zur Zeit mehr mit der wirthschaftlichen Entwicklung einzelner Theile ihres Gebietes als mit der Entdeckungsarbeit, die ja in den zwischen den Flüssen liegenden weiten unbekannten Landstrichen noch ein sehr ergiebiges Feld hätte. Inwieweit die Kämpfe mit den aufständischen Batetela, die sich zwischen dem oberen Congo und dem Tanganika und Kivu abspielen, zu geographischen Ergebnissen geführt haben, entzieht sich zunächst unsrer Kenntniß. Doch brachte das

Brüsseler „Mouvement géographique" im Februar v. J. einen Bericht und eine genaue Karte über die Wanderung des Leutnants Glorie vom Congo nach der Gegend des Kivu-Sees, die in unsrer vorjährigen Uebersicht kurz erwähnt wurde. Aus der Karte geht hervor, daß Glorie einzelne Strecken der Flüsse Elila und Ulindi aufgenommen hat. (Näheres hierüber in der Beilage vom 24. Febr. 1899.) In Katanga arbeitet gegenwärtig eine größere congostaatliche Expedition unter Lemaire, von der man sich vielleicht auch eine Erweiterung der Kenntniß vom Quellgebiet des Lualaba versprechen darf. Im übrigen haben die Vorarbeiten für die Uelle-Bahn, eine Bahn von den Stanley-Fällen nach den Seen und vom unteren Congo nach Majumbe begonnen.

An der unteren Donau, im Balkan, am Pontus.

Von W. Götz.

2. Von Sofia über Philippopel in den Balkan. Nach Rustschuk.

Ungehindert hat die Sonne des Hochsommers seit Wochen ihre Energie auf der trockenen Pußtaebene oder Campagna di Sofia wirken lassen, als es durch eine lange Folge von Staubwolken hinausging zum fernen Bahnhof der Hauptstadt und zum Scheiden von deren so traulichem, deutschem Kreise. Die Geschäftsabwicklung und der Verkehr der Bahnbediensteten mit den Abreisenden erinnerte in allem, daß man jetzt in einer Verkehrsanstalt des vollen Orients sei, nicht mehr auf der Linie Sofia-Plewna und bei deren so coulantem Betriebsbeamten Trzkow. Nach Philippopel ging in unserm Zuge nur ein Wagen dritter Klasse und einer für erste und zweite zugleich, obwohl im Bahnhof eine Menge von Passagieren in mancherlei farbigen Trachten und mit vielen voluminösen Gegenständen ein beträchtliches Bedürfniß von Sitzen und Raum anzeigte. Doch gewährte wenigstens der mitgeführte Speisewagen eine Art Zuflucht aus dem Menschen- und Waaren- („Handgepäck"-) Gedränge der Coupees und aus deren Luft. Die Kürze des Zuges wird allerdings theilweise erklärlich aus der starken Steigung bei der Wasserscheide Isker-Maritza, zu welcher es nach etwa 35 km über einem scharf in rothe Sandsteinbänke eingerissenen Bache hinanging. Diese Erhebung gehört zu der verbindenden Einsattlung zwischen dem sogenannten Mittelgebirge, welches mannichfach profilirt dem Balkan parallel zieht, und der nördlichsten Auszweigung des Rhodopegebirges, dessen Vorhöhen wir ja bald als ständige Begleitung zur Rechten erhielten. Zunächst aber gelangen wir auf die Wasserscheide bei der durch weiteste Vertheilung ihrer einzelnen Häusergruppen bemerkenswerthen Ortschaft Vakarel. Man kommt hier in ein wesentlich anderes Gebiet. Die Anwesen sind freundlicher und behäbiger, die Tracht der Bewohner wird farbenfrischer; letztere erscheinen lebhafter und elastischer. Ebenso wird auch die Landschaft anziehender, ohne daß eine Art von Enge oder Defilee an die auf den Karten zumeist verzeichnete Porta Trajana erinnerte. Diese besteht überhaupt nicht mehr; denn sie war ein (wahrscheinlich byzantinisches) befestigtes Thor nordöstlich oder östlich der Eisenbahnlinie, von welchem nichts mehr vorhanden ist. Es stand in einem Wegeinschnitt, auf den begleitenden Höhen durch Kastelle unterstützt. Durch reichlich bewaldetes Gebiet auf krystallinischem Fundamente, dessen Felsbildungen und Bacheinrisse wesentlich das Malerische dieser Strecke bestimmen, nähern wir uns den Minarets von Tatarbasardschik, welches innerhalb reichbelaubter Nußbäume in weitem Abstand von der gleichnamigen Station eine freundlich winkende Unterbrechung der weiten Ebene der Maritza bildet. Deren träger, breiter Lauf, ebenso wie der von hinzukommenden Bächen durch üppige Weiden- und Pappelbäume bezeichnet, erleichtert die Anstauungen, welche man hier zur Inundation der Reisfelder bedarf. Die einförmige, wenn auch grüne Fläche und die dürftig bewachsenen Vorhöhen der Rhodope zur Rechten lassen die lebhaften Profile und Felsabstürze der letzteren als erwünschte Begrenzung ins Auge fassen, bis man unerwartet zur Linken mitten aus dem wagrechten Schwemmland eine nordsüdliche Bergerhebung in schmalen regellosen Felsterrassen und mit kantigen Profilen der Hänge aufragen sieht, durch eine tiefe Einsattlung nahezu zweigetheilt. Ein Kasernenbau davor, bald auch etliche städtische Anwesen und die Spitzen von Minarets zeigen uns an, daß wir sogleich am Ziele der Fahrt seien, im Bahnhof von Philippopel.

Wahrlich eine malerische Stadt, im Binnengebiete der Balkanhalbinsel nur etwa von dem einzigartigen Bilde Tirnowa's übertroffen! Das stufenweise Ansteigen einer Stadt an einem Hange, zumal wenn freundliches Laubgrün zwischen den Gebäuden zur Geltung kommt, wirkt stets malerisch. Im Orient kommt dazu die größere Mannichfaltigkeit der Anwesen und namentlich ihrer Farben; insbesondere bereichern Minarets das Ganze mit einem interessanten Zuge. Und nun werden hier zugleich mehrere voneinander getrennte Berggestalten, Eruptivgebilde mit stumpfen, rückenartigen Gipfeln, an ihren sanfteren Hängen von Häuserreihen, Villen und verwandten Anwesen erstiegen und auf der profilirten Rückenfläche besetzt, meist bis an einen Absturzrand der Höhe. Drei Haupterhebungen treten größtentheils inmitten der Stadt über deren lebensvolle Quartiere empor, welche sich aus geschäfts- und verkehrsreichen Straßen aller Art und behaglichen, gartengeschmückten Theilen zusammensetzen. Deuten wir nur eine der auf diesen Höhengestalten genossenen Aussichten an, etwa die vom „Uhrberge", sei es von seinem großen Stadtuhrthurme oder von seiner südlichen, mit Spazieranlagen verschönerten Gipfelbildung! Unten breitet sich die Stadt mit ihrem wechselvollen Mancherlei in Gestalt und Farbe aus, mit über zwanzig Minarets, ihren beiden großen Stadtgartenanlagen, dem glänzenden Spiegel der ruhig dahinziehenden Maritza und dem weiten, mehr ländlichen Anwesenrevier an deren nördlichem Ufer. Gegenüber grüßen aus nächster Nähe die häuserbesetzten anderen Stadtgipfel, beziehungsweise im Westen der vorgenannte Doppelberg, welcher durch eines der vielen russischen Monumente des 1877er Krieges und durch stattliche Schanzenreste geschichtlichen Reiz gewinnt. Das Ganze aber athmet jenen hellen, rosigen Schimmer, dessen Eigenart alle Kenner der pontischen und ägeischen Küstenländer zu entzücken pflegt. In der Peripherie der Stadt nach Westen und Süden bekunden große moderne Industrieanwesen und Kasernen die Vielseitigkeit des Platzes, für dessen wohlhabenderen Bevölkerungstheil das freundlich begrünte und besiedelte Vorberggebiet der Rhodope erwünschte Sommerfrischen und Ausflugsziele bietet. Die Bevölkerung ist allerdings überaus mannichfaltig: durch die bunten, reinlichen Trachten der Türken, und an den Markttagen durch die der Bulgaren des nördlichen Flachlandes, erlangt namentlich das Straßenleben viel Farbenreiz; die Armenier, Spanioljuden und die meist bulgarisirten Griechen und deren Mädchen und Frauen vervielfältigen auch durch ihre Physiognomie unsre Eindrücke. Unbedeutend aber ist das deutsche Element, wenngleich die Zahl der österreichischen Unterthanen beträchtlich erscheint, von einem sehr thätigen Konsul bestens vertreten. Ihnen verdankt Philippopel hauptsächlich seine neueren großgewerblichen Unternehmungen, während im Handel die Armenier und Griechen eine allzu skrupellose Konkurrenz bereiten.

Aus einem angenehmen deutschen Gasthause („Feller") ging es nordwärts zum Zentralbalkan. Auch diesmal war ein Türke in reinlicher bunter Kleidung der „Faidonschi", d. h. Droschkenführer, versehen mit sorgfältigstem Gespann der gewohnten drei Pferde. Weithin würde die Ebene bis zu dem 35 km entfernten Hissar eine ununterbrochene wagrechte Fläche sein, wenn nicht wenigstens Tumuli dann und wann emporträten. Diese Erscheinung, in Nordbulgarien wo möglich noch häufiger, könnte einer an Mitteln reicheren archäologischen Gesellschaft gewiß sehr viel Beschäftigung und ebenso auch Erfolge bringen; denn man hat nach der Versicherung Skopels (Philippopel), dieses so verdienstvollen Forschers, zur Zeit bereits 10,000 Tumuli in Bulgarien festgestellt. Es wird also etliche Jahrhunderte lang diese Art von Monumenten die übliche Art von Ehrungen Verstorbener gebildet haben. Etwas westwärts von unsrer meridionalen Hauptstraße abbiegend, gelangen wir auf immer mehr belebtem Wege zu dem in Philippopel viel gerühmten Badeorte Hissar. Seit ihrem Besuch durch Jiretschek, dem Verfasser des trefflichen Werkes „Das Fürstenthum Bulgarien, 1891", also etwa seit 18 Jahren, hat sich diese Oertlichkeit offenbar sehr entwickelt. Denn heute ist etwa die Hälfte des 3—4 ha großen Raumes, welchen die Reste einer mächtigen Befestigungsmauer auf drei Seiten umziehen, mit den Anwesen und Gebäuden des Badeortes besetzt. Durch ein wuchtiges Thorgewölbe, von Thurmruinen trotz Berstung noch ausgiebig gehalten, gelangen wir ins Innere. Seitlich wird die Mauer auch durch einen schmalen, hohen Wall unterstützt, und ein einfacheres Bogenportal führt nach Westen hinaus. Wir schließen aus Verschiedenem auf eine frühbyzantinische Herkunft. Im Innern befinden sich nördlich eines Spazierhaines mehrere Thermen mit Badhaus (eine solche auch außen im Nordosten), Gast-, Speise- und Miethhäuser, unerwartete Kaufläden, ein Sommertheater, und man hört mannichfaltige Sprachen (auch die deutsche): es ist ein vielbesetzter Sommeraufenthaltsort, dessen Warmquellen trotz gewaltthätigster Zerstörung des einst so festen Platzes doch eine überlegene Anziehungskraft auf wohlhabende Städter bewährten.

In hügeligem Gelände mit Nebenpflanzungen an den unteren öden und felsstarren Hängen des „Mittelgebirges" kommen wir in die weite Muldenebene Gjopsa, wie auch deren Fluß heißt, und hier beim Thermenorte Banja (auch byzantinischer Herkunft) wieder auf die Hauptstraße, deren Zustand, wenigstens vor Hissar, nichts zu wünschen übrig ließ; denn im Wegbau ist Bulgarien allenthalben im Laufe des letzten Jahrzehnts energisch vorwärtsgeschritten und steht nun etwa auf der Stufe des tüchtigen Straßenwesens Serbiens.

Längst hatte der Zentralbalkan seine Zinnen und Stumpfgipfel in klarem Profil gezeigt, insbesondere einen scharfen Schluchtausgang, durch welchen anscheinend ein großartiger Schuttkegel mitten gespalten wurde. Hier drängten sich laubdichte Wipfel aneinander, von weitem als Nußbäume erkennbar, und nur die schlanken Spitzen einiger Minarets hoben sich davon licht ab: sie gehörten zum Städtchen Karlowo, unserm nächsten Ziel- oder Ausgangspunkt. Wein- und Obstbau, besonders auch jener der Walnuß, geben dem Orte, welcher ausnahmsweise großentheils seine alte, schützende Ummauerung noch erhielt, eine lebensvolle Einrahmung. An dem von Kanitz gepriesenen, von Jiretschek, wenn auch ohne Namensnennung, sehr verurtheilten „Ali-Pascha-Han", müßigerweise jetzt „Hôtel" genannt, lud mich der freundliche Faidonschi ab: es war ja das beste Gastanwesen des Ortes. Der Besitzer reagirt weder auf slavische Sprache noch auf den Wunsch, Brot, oder ein anderes Getränk zu reichen als türkischen Kaffee. Aber das Quartier war bei aller Einfachheit reinlich, und der Mann sammt seinem Kaffedschi höflich und gefällig. Jeder Orientreisende kennt ja das tadellose Benehmen des Türken und weiß sich unbedingt in guten Händen, sobald er mit einem Türken in geschäftliche Beziehung getreten.

Mein Zweck war, von hier aus die höchste Erhebungspartie des Balkan in Hinsicht auf mögliche einstige Vergletscherung zu durchmustern. Daher bedurfte ich eines einigermaßen wegekundigen und zu etwaigen Dienstleistungen fähigen Begleiters. Der Bürgermeister (Kmet), welcher erst spät abends sich finden ließ, als ich schon an der Wirksamkeit meines ministeriellen Schreibens verzweifelte, berief denn auch einen tüchtigen, lebensfrischen Türken hiezu. Die oft von den Slaven gepriesene nahe Aehnlichkeit ihrer Sprachen war auch bei diesen Verhandlungen nicht wahrzunehmen. Denn der anfängliche Glaube des Kmeten, er werde meine Darlegungen auch in serbischer Sprache verstehen, erwies sich als eitel: es sind zu viele Wörter des täglichen Gebrauchslebens und es ist namentlich die volle Ausbildung des Satzbaues des Serbischen zu verschieden vom Bulgarischen. So mußte denn das von Konstantinopel her, sowie von den katholischen Schulanstalten im Lande verbreitete Französisch auch in diesem Städtchen mit 6000 Bewohnern uns durch einen dolmetschenden Arzt d'accord bringen. Die nächsten beiden Tage und Nächte waren dem Aufenthalt in dem auch amtlich so bezeichneten Zentralbalkan gewidmet.

Gern verherrlicht man beim Rückblick auf die Ersteigung eines fernen Hochgebirges deren landschaftliche Züge so, daß der Leser sich ordentlich von Neid und Wehmuth erfüllt fühlt, weil er nicht von der Partie gewesen sei. Wenn wir nun hier uns von jener leicht erklärlichen stilistischen Gepflogenheit frei wissen, so haben wir doch nach Begehung des Balkan an mehreren Abschnitten anzuerkennen, daß er angesichts des Reichthums der einander fast drängenden Reize und Erhabenheiten unsrer Alpen sich immerhin noch zu deren vornehmen Verwandten zählen darf. Auch unsre jetzige Tour läßt dies begründen, ohne daß man dabei auf den wissenschaftlichen Zweck dieser Unternehmung einzugehen hätte.

Was wilde Romantik felsiger Schluchtthäler im Hochgebirge sonstwo bietet, trat uns hier in den ersten zwei Stunden reichlich entgegen. Da ist es der Weg des grün von Norden ins Thal hinausstürmenden Hauptbaches selbst, welcher fesselt. Mit schäumenden Wellen jagt über Trümmer oder unter und um mächtigere Blöcke im Bachbett, mit Schnellen und Wasserfällen, deren einer die Felswand wie einen Theil der „Oefen" ober Hallein gestaltet hat, das mattgrüne Wasser bald geräuschvoll, bald plätschernd uns entgegen. Hier tief und senkrecht zerschnitten, dort in einer von zerschmetterten Riesenfelsen begleiteten Bahn und nicht selten in scharfer Biegung ließ das Gestein den Torrentenweg südwärts eingraben; seitlich herankommende derartige Erosionserfolge von kürzerer Erstreckung mehren den Reichthum dieser Formen. Die emportretenden Höhen zu beiden Seiten zeigen bald begrünte Hänge, bald zerrissene Felsabstürze, auch immerzu raschen Wechsel des Profils, zumal so oft kleine Weitungen und Schluchtengpaß wechseln; der meist gut gehaltene Weg führt bald über bequeme Stege oder Brückchen, bald innerhalb emporstehender Felsblöcke auf und ab. Die Strauch- und Buschwelt ist reich belaubt, Kräuter und Wiesenblumen erfreuen mit frischester Farbe auf dem dunkeln Hintergrund quarzreichen Thonschiefers oder dem Schuttboden der von der Höhe herabgeführten Granit- und Gneißtrümmer. Ganz ähnlich unterhalten uns auch die Schluchtwege, welche nachher im Westen nach Sopot hinabführten, zum Theil mit noch höheren Felsabstürzen in wilder Enge, deßgleichen jene im Osten in der Richtung auf das behäbig hingedehnte Städtchen Kalofer.

Konnten ja die Gebirgswasser kaum anders wirken, nachdem ihnen von ihrer Quelle bis zum Fuß des Balkan in der geraden oder Luftlinie ein kilometrisches Gefälle von 100—150 m angewiesen. Denn merkwürdig hoch beim obersten Kamme treten die Rinnsale zwischen den Gesteinsbänken heraus, um ihren lebhaften Kaskadenweg zwischen und auf den Felsen zu beginnen. Es ist dies weit über der dortigen Baumgrenze, welche allerdings in geringer Höhe sich hinzieht, besonders an den nach Südosten gewendeten Hängen. Aber auch spät von unten her erreicht man Wald in unserm Sinne; denn vorher herrschen lange fort die gebüschartigen Buchen-, weniger Eichenbestände; dann von etwa 900 m an kommt die Fichte hier auch in zwei kurzastigen Varietäten zur Herrschaft und räumt bei etwa 1300—1400 m meistens harten Steppengräsern, Flächen duftreichsten Thymians oder einem niedrigen, dichten Wachholderpelz den Platz. Aber diese Hochzone bietet ja deßhalb dem Auge nichts weniger als gleichförmige Erscheinungen. Hier oben tritt gleichsam alles freier auseinander; denn die einstige plateauartige Gebirgsmasse ist großentheils nicht mehr vorhanden; sie wurde durch das Eingreifen der hier zahlreicheren einstigen und jetzigen Wasserläufe zertheilt, die das Material hinausführten. Mit wuchtigsten Blöcken bestreute Thalanfänge, durchsägte Felszinnen jeglicher Gestalt am Rande der obersten Stufe und immer wechselnde Formen und Farben der tiefen, waldverhüllten Schluchteinrisse und der hohen Vorsprünge über ihnen — dies sind hier oben die Hauptzüge der Gebirgslandschaft. Zu ihnen gehört einigermaßen noch die anheimelnde Erscheinung von Schafherden der Karatschanen, d. h. der Balkanwalachen, welche dieser weidereichen höchsten Zone eine reichliche Staffage geben. Durch ihre besondere Tracht, aber auch ihren von den Slaven und Türken so verschiedenen Gesichtstypus und durch das Gutmüthige, zugleich Verständige ihres Wesens wird ihre Begegnung von uns stets gern gesehen, wenn auch ihre kraftvollen, grimmigen Hunde für den einzelnen Wanderer zweifellos eine Lebensgefahr bilden. Die Behausungen der Hirten sind in der „Almen"-Zone großentheils nur schmale, schwache Bedachungen aus überhängend gebogenen Zweigen, also offene Stätten, in der Baumzone aber kleine, anscheinend zylindrisch schief in den Boden hineinführende Wohnungen in Gruppen. Ihre Herden kommen auch auf die höchsten Gipfel; wir trafen eine solche sogar auf dem massigen Jumrutkschal, dem höchsten Balkanberg (2374 m ü. d. M.). Seine schildförmige, breite und lange oberste Fläche läßt natürlich ein großartiges Panorama zusammenfügen, wenn man auf ihrer Außenlinie herumgeht: die plastische Karte eines großen Theiles des Fürstenthums ist hier unter uns entrollt. Der Donauspiegel an einzelnen Punkten und der Rhodopekamm deuten dessen Grenzen an, und starke waldbedeckte Bodenanschwellungen an der Nordseite veränderten meine bisherige Vorstellung eines gleichsam nur in sanftwellige Tafeln zerschnittenen Donaubulgariens, welches ohne große Wälder sei und daher Mangel an Brennholz für seine bitterkalten Winter leide. Namentlich durch die Modellirung, welche die energisch eingefurchten Flüsse und Bäche vom Fuße des Balkan bis zur Donau hergestellt, dazu durch das Lichte der Städtchen und großen Dörfer, die sich vom Dunkel ihrer Baumeinfassung abheben, erhalten wir einen lebensvollen Eindruck. Nachdem ich in weiterer Durchwanderung der westlich folgenden Hochzone die Frage über einstige Vergletscherung klar beantwortet gefunden, ging es wieder hinab in die Gjopsa, deren Weingärten, Obstpflanzungen und Rosenfelder das Mißbehagen über den jähen, steinbedeckten Abstieg an diesem Balkanabbruch bald verscheuchten. In Karlowo brachte der späte Abend noch die Freude, in deutscher Sprache von dem jugendlichen Revierförster Wossilew die frohen Semester seiner Münchener Studienzeit preisen zu hören, wie er auch den Wildreichthum unsres Zentralbalkan rühmte, dessen Thiere (außer nicht wenigen Falken und Weihen) ich freilich nur im zoologischen Garten von Sofia gesehen.

Nach der Rückkehr in diese Stadt galt es, alsbald wieder zur Donau zu gelangen, und es war hiebei ebenso lehrreich wie angenehm, den Isker-Durchbruch dank der Vermittlung eines deutschen Ingenieurs mit dem Vorsitzenden der Baugesellschaft für die Plewna-Schumla-Linie, Slatin, und mit einem ihrer beiden technischen Leiter, Neidenov, zu durchfahren. Die technischen Leistungen der Isker-Bahn, zu welchen auch 22 Tunnels gehören, fanden hiebei ihre genauere Würdigung; namentlich aber verdient es geradezu Bewunderung, daß trotz einzelner schwerer Störungen, wie z. B. durch das Einsinken eines bereits fertigen Tunnels infolge des Beweglichwerdens der Böschung unter demselben, deßgleichen durch ungefestigte andere Gehängetheile die 109 km lange Strecke nach Roman in kaum mehr als zwei Jahren durch die wege- und meist obdachlose Schlucht fertiggestellt wurde. Auch die fast dreimal so lange Strecke Plewna-Tirnowa-Schumla und Plewna-Donau erforderte trotz vieler Thalkreuzungen nur ein halbes Jahr mehr Zeit: sie wurde im November 1899 dem Staate übergeben. Slatin hatte daher bei unsrer Fahrt kein lediglich finanzielles Interesse mehr für die lebhafte Vertretung seiner Ueberzeugung, daß das Land durch die Arbeitstüchtigkeit und zähe Willenskraft des Bulgaren trotz der jetzigen Geldarmuth mit Hülfe der Schienenwege und der nun vorwärtsschreitenden Industrie zu wirthschaftlichem Gedeihen gelangen müsse. Während ich sonst keinem gesprochenen Satz eines Bulgaren folgen konnte, schon wegen der vorhandenen Suffixa und des Mangels der Hülfszeitwörter, machte mir der patriotische Ernst und die von festem Glauben getragene Wärme seiner Aussagen unerwartet deren ganzen Inhalt wohlverständlich. Seine Auffassung erscheint nicht zu optimistisch, obgleich für die Industrie das Kapital eine so wesentliche Voraussetzung bildet. Es bedürfte nämlich wohl nur zweier reichen Ernten hintereinander, um Leben in alle Adern des jetzigen bulgarischen Erwerbslebens zu bringen. (Nach zwei Tagen konnte ich in Rustschuk erkennen, daß schon jetzt die Industrie des Landes sehr beachtenswerthe erste Schritte gemacht hat.)

Zunächst ging es wieder nach Plewna. In der Nacht — wie dies in Bulgarien gern geschieht — führte mich von da eine türkische Droschke nach Nikopol. Die nächtlichen Fahrten auf der bulgarischen Platte hinterließen mir niemals unangenehme Erinnerungen. Man sieht nichts von der Einförmigkeit der Landschaft, das Auge beschäftigt sich mit dem weit strahlender als bei uns gestirnten Himmel, man hört nur das wehmüthig tremolirende Singen des kutschirenden Türken und zuweilen Hundegebell. Sehr früh verbreitet die Dämmerung ihren Schimmer (wie sie auch abends hier länger dauert), und immer häufiger fahren wir dann an reitenden Bauern, Fuhrwerken und Fußgängern vorüber, so daß wir, dem träumerischen Sinnen in der fast kalten Nacht mehr und mehr entrückt, die Gedanken dem Morgenziel zuwenden.

In Nikopol nahm mich ein ungarischer Dampfer auf. Die stattlichen Fahrzeuge der „Ungarischen Fluß- und Seeschiffahrt" haben es infolge ihrer Staatsgarantie leicht, in rühriger Weise auch manche Fahrt, was die Güterfrachten betrifft, ganz oder nahezu umsonst zu machen und überhaupt sorgloser in Bezug auf den Erfolg vorzugehen als die Schiffe der österreichischen Gesellschaft. Aber vortheilhaft für die Monarchie wirkt das Auftreten dieser zweiten Gesellschaft schwerlich. Denn das häufige Erscheinen ihrer Flagge demonstrirt den Völkern dort unten immer auch die Ge-

spaltenheit des großen Staates und hiemit gewiß nicht dessen politische Macht. Letztere übt ja stets eine starke Anziehungskraft hinsichtlich des Waarenbezugs von Seiten benachbarter Völker aus und entwickelt überhaupt eine vielseitige wirthschaftliche Propaganda. Wenn übrigens auch nicht wenige Deutsche als Beamte auf den magyarischen Schiffen arbeiten, so stimmen doch die Reisenden und die kundigen Bewohner der betheiligten Städte darin überein, daß auf den österreichischen Schiffen der Verkehr der Bediensteten mit dem Publikum und die wahrnehmbare Betriebsweise gewandter ist, so daß diejenigen, welche freie Wahl ihrer Reisetage haben, die Fahrtage der Wiener Dampfer vorziehen. Doch kamen wir heute mit einer großen Zahl von Passagieren, besonders aus Sistov, das so anmuthig an der hier stark profilirten südlichen Uferseite sich vertheilt, in Rustschuk an, wohin eine Industrieausstellung der nordbulgarischen Bezirke viele Besucher zog.

Rustschuk hat, trotz des Verlustes seiner politischen Vorortsstellung in türkischer Zeit, sich ungemein günstig entwickelt. Ungleich rühriger und belebter als in Sofia ist hier der Gang der Geschäfte, der Verkehr auf den Straßen, der Besuch der Läden; auch die Bauthätigkeit zeigt sich reger als dort. Man sagte uns, die Stadt habe 48,000 Bewohner. Sie wohnen jedenfalls auf engerem Raume zusammen als die ungefähr gleich große Bevölkerung in Sofia. Maßgebend aber für die Entwicklung bleibt zweifellos das ungleich wohlhabendere Umland, sodann der Stromverkehr, wenn auch jener nach Giurgewo, dem Donauhafen für Bukarest, eine unerwartet mäßige Stärke aufweist. Die Umwandlung der Stadt seit 1880 geschah zwar nicht so radikal wie jene von Sofia; jedoch bestehen nur sehr geringe Theile, welche keine Umgestaltung seit der Türkenzeit erfahren haben, und zwar ohne staatliche Unterstützung und große Anleihen, und ohne daß zahlreiche öffentliche Gebäude erstanden. Als die stattlichsten hievon aus den jüngsten Jahren erscheinen ein Gymnasium und das noch unvollendete Stadthaus mit Theater, durch fast luxuriöse Façade bemerkenswerth; sie bekunden indirekt die geistige Regsamkeit der stark gemischten Bevölkerung. Denn neben der bulgarischen Mehrzahl kommen als größere oder als wichtige Bruchtheile noch Türken, Rumänen, Armenier und österreichisch-ungarische Unterthanen, sowie kleinere andere Gruppen zur Geltung. Zu letzteren gehören die Reichsdeutschen, welche wohl nicht mehr als etwa 150—180 sein werden. Eine neuere Zählung und Ausscheidung fand nicht statt, zumal das deutsche Konsulat hier nicht ähnlich zusammenführend wirkt wie in Sofia; wir hatten den wiederholten Eindruck, daß man sich in demselben auf das beschränkt, was der Dienst vorschreibt. Daher fehlt es auch an dem nöthigen Zusammengreifen mit der deutschen Schule, welche allerdings evangelisch ist, da die katholische Schule zu den dortigen bischöflichen Anstalten gehört, in denen natürlich nicht die deutsche Unterrichtssprache herrschen kann. Der hiesige katholische Bischof führt den Titel von Nikopolis, hat aber keinen deutschen Priester zur Verfügung; nur italienische und französische Sprache hörten wir in den Gebäuden bei der „Kathedrale", einer sehr kleinen und höchst einfachen Kirche. Dagegen sind fremde Protestantengemeinschaften mehrfach in der Stadt vertreten: Baptisten, Methodisten, Sabbatarier und evangelische Armenier haben Gebäude für ihre Thätigkeit. So ist also neben dem Bunten der Nationalitäten auch eine besondere Vielgestaltigkeit des konfessionellen Elements wahrzunehmen. Aber das Geschäftsleben beherrscht doch ziemlich ausschließlich die Stadt. Dies zeigte die sehr beachtenswerthe heurige Industrie-Ausstellung an der langen modernen Fürstenstraße, in einem Schulbau auf drei Monate untergebracht; sie erwies Rustschuk als zweifellos ersten Industrieplatz des Landes. Der Möbelfabrikation kommt die trefflich geleitete staatliche Schreinerschule dahier zu statten, der einfachen und der Kunstschlosserei die staatliche Schlosserschule zu Samakov; sie stellten beide auch sehr gut aus. Bei der Rührigkeit der Stadt ist es naturgemäß, daß der Schiffsverkehr eine lange Strecke des Stromufers mit seinen Landungspontons und -brücken dicht besetzt, und daß zahlreiche Magazine zu errichten waren. Aus diesem Stapelrevier nun brachte uns der Dampfer „Hildegarde", gleichfalls unter trefflicher Leitung stehend und auch in der Küche die „Elisabeth" fast übertreffend, thalwärts zu den Seeplätzen des Stromes.

Mittheilungen und Nachrichten.

Zur kirchengeschichtlichen Literatur. Der soeben erschienene zweite Band der „Kirchengeschichtlichen Abhandlungen und Untersuchungen" von Prof. F. X. v. Funk in Tübingen (Paderborn, F. Schöningh 1899; V, 483 S. 8°. 8 M. — über Bd. I vgl. Beilage 1897 Nr. 151 — enthält 22 Aufsätze, die, mit Ausnahme der vier ersten (Konstantin der Große und das Christenthum. Johannes Chrysostomus und der Hof von Konstantinopel. Klemens von Alexandrien über Familie und Eigenthum. Handel und Gewerbe im christlichen Alterthum) und der drei letzten (Gerson und Gersen. Der Verfasser der „Nachfolge Christ". Zur Galilei-Frage), in das Gebiet der altchristlichen Literaturgeschichte fallen. Vierzehn beschäftigen sich mit Denkmälern der griechischen Literatur (5. Die Zeit des Barnabasbriefes. 6. Die Didache, Zeit und Verhältniß zu den verwandten Schriften. 7. Zur Chronologie Tatians. 8. Die Zeit des „Wahren Wortes" von Celsus. 9. Der Verfasser der Philosophumenen. 10. Die Pfaff'schen Irenäusfragmente. 12. Die apostolische Kirchenordnung. 13. Ein angebliches Wort Basilius des Großen über die Bilderverehrung. 14. Die pseudojustinische Expositio recte fidei. 15. Die zwei letzten Bücher der Schrift Basilius des Großen gegen Eunomius. 16. Die Gregorius Thaumaturgus zugeschriebenen 12 Kapitel über den Glauben. 17. Zu den Ignatius-Akten. 18. Pseudo-Ignatius Apollinarist. 19. Die Zeit der Apostolischen Konstitutionen), nur ein einziger (11. Die Schrift adversus aleatores; vgl. meinen Aufsatz, Beilage 1889 Nr. 147) gilt einer lateinischen Schrift. Nr. 11, 20, 21 sind zuerst im Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft veröffentlicht worden. Nr. 15 erschien im vorigen Jahre im compte rendu des internationalen katholischen Gelehrtenkongresses zu Freiburg i. d. Schweiz, alle übrigen haben in der Tübinger Theologischen Quartalschrift das Licht der Welt erblickt. Bei einem einfachen Wiederabdruck konnte es der Verfasser nur bei Nr. 3 und 14—16 bewenden lassen, sämmtliche anderen Abhandlungen sind mit Zusätzen und Verbesserungen bedacht worden, ja Nr. 10, 12, 13, 17, 21 dürfen als im wesentlichen neue Arbeiten gelten. Ein Wort der Empfehlung brauche ich dem Bande nicht mit auf den Weg zu geben. Gleich seinem Vorgänger bildet er ein unentbehrliches Arbeitsinstrument für jeden Kirchenhistoriker und Patristiker.
W.

Bertha Kipfmüller: Das Ifflandische Lustspiel. Ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Technik. Heidelberger Doktor-Dissertation. Darmstadt 1899. 75 S. 8°. — Während im vorigen Jahre Stichler in den „Theatergeschichtl. Forschungen" das Ifflandische Rührstück im allgemeinen einer genauen und vielseitigen Untersuchung unterzogen hatte, behandelt in der vorliegenden Arbeit die Verfasserin die Lustspiele für sich, die zum Theil mit in jenen größeren Rahmen hinein gehören. Sie grenzt den Begriff des Ifflandischen Lustspiels etwas enger und fester ab als man gewöhnlich thut, und sucht ihm eine etwas werthvollere Stellung einzuräumen als es das allgemeine Urtheil will. Frl. Kipfmüller sieht in der lehrhaften, moralisch-menschenfreundlichen Neigung Ifflands, die sich überall geltend macht, einen großen Vorzug; aber ob dies der maßgebende Gesichtspunkt für die Beurtheilung einer Komödie sein kann? Und wenn sie Goethe's Verse in dem „Nachspiel zu den Hagestolzen":

Wenn statt zu schelten, ich belehre,
Wenn statt zu strafen, ich bekehre,
Wenn statt zu scheiden, ich versöhnt,
Hab ich den Himmel mir erkröhnt.

zugunsten des rührseligen Dichters ins Feld führt, so ist dagegen eine andere Aeußerung des Meisters in den „Gesprächen“ (Biedermann I, 185) hervorzuheben, in der er Ifflands Auffassung des Theaters als Sitten- und Jugendschule ausdrücklich als oberflächlich und schwächlich verwirft, da sie die Kultur nur als Quelle aller menschlichen Verkommenheit erscheinen lasse. Ich glaube, der letztere Ausspruch gibt Goethe's wahre Ansicht zutreffender wieder als jene Verse, die einer öffentlichen Gedächtnißfeier für den beliebten, kürzlich verstorbenen Dichter entnommen sind. — Im einzelnen ist die Untersuchung sachlich und im wesentlichen zu billigen, wenn man sich über das Fehlen eines eigenen Abschnitts über Aufbau und Führung der Handlung hinwegsetzt. Sie erstreckt sich auf Personen und Namen, Charaktere, typische Absonderungen (Junggesellen, alte Jungfern, Schwiegermütter 2c.) und sceenische Eigenthümlichkeiten (Auf- und Abtreten der Personen, Aktschluß, Monolog). Auch die Schaffung und Ausnützung der Situation und die Mimik, Ifflands stärkste Seiten, werden eingehend gewürdigt. Zum Schluß werden noch einzelne Motive besprochen, die sich nicht in die früheren Gruppen einreihen ließen. — Die Verfasserin hat sich mit Absicht durchaus auf die Erörterung des Technischen beschränkt, ein Standpunkt, der an sich ja ganz berechtigt ist. Allein eine vergleichend-historische Betrachtung, wenn auch nur in großen Zügen, zu der sich vereinzelt hier und da geringe Ansätze finden, wäre wohl eine noch dankenswerthere Aufgabe gewesen, wie Stiehlers Arbeit zeigt. Indessen auch in der vorliegenden Form erfüllt die Abhandlung ihren im Untertitel ausgesprochenen Zweck. H. Jantzen.

* Am 4. Februar d. J. beging der ausgezeichnete englische Philologe und Literarhistoriker F. J. Furnivall seinen 75. Geburtstag. Dem hochverdienten Gründer der Early English Text Society, der Chaucer Society, der New Shakespeare-Society, der Browning- und Shelley-Society sind in dieser Veranlassung vielfache Ehrungen bereitet worden. Auch die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft hat unter den Glückwünschenden am 3. Februar — die Feier war auf diesen Tag verlegt worden, weil der eigentliche Festtag auf einen Sonntag fiel — nicht gefehlt. Sie war durch ihr Mitglied Professor Dr. Arthur Napier in Oxford vertreten. Dieser überreichte in ihrem Namen Hrn. Furnivall mit einem von Professor Dr. Wülcker in Leipzig verfaßten Glückwunschschreiben das Diplom über die Erwählung Furnivalls zum Mitglied der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Glückwunschschreiben und Diplom, auf Pergament geschrieben, umhüllt eine einfache, aber geschmackvoll gehaltene, mit dem Wappen Shakespeare's gezierte braune Ledertasche. Die Ehrung ist von Hrn. Furnivall mit einem Dankschreiben vom 13. Febr. an den Vorstand der Gesellschaft beantwortet worden, das in deutscher Uebersetzung lautet: „Ich bin Ihnen und Ihren Kameraden von der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft von Herzen dankbar für die Ehre, die Sie Alle mir durch die Wahl zum Ehrenmitgliede einer so illustren Körperschaft erwiesen haben. Gervinus war der erste Mensch, der mir einen Weg durch Shakespeare zeigte und seine Entwicklung mir erklärte. Diesen Weg weiter zu verfolgen, für mich selbst das Wachsthum Shakespeare's an Denkkraft und Kunst, sowie die Bindeglieder, die jedes seiner Stücke mit dem nächstfolgenden verknüpfen, zu entdecken, war mir die interessanteste Arbeit des Lebens. Delius war mein Freund sammt vielen anderen deutschen Männern der Wissenschaft, und ich freue mich der Ehre, die Ihr großes Volk Shakespeare bisher erwiesen hat und noch immerfort erweist, freue mich der Thatsache, daß er euch, uns und unsre Kinder in Amerika so eng miteinander vereinigt. Mögen wir alle drei jederzeit für die Wohlfahrt der Welt zusammenwirken — das ist der Herzenswunsch Ihres F. J. Furnivall.“ Ein Wunsch, der sicher nicht nur in den Kreisen der Shakespeare-Gesellschaft, sondern bei Allen herzlichen Wiederhall finden wird, die den Werth und die Bedeutung der drei Nationen auf dem Gebiete der Wissenschaften und der literarischen Arbeit zu würdigen wissen.

* **Berlin.** Der Privatdozent für Archäologie an der Berliner Universität Dr. August Kalkmann ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Greifswald.** Der Direktor der medizinischen Universitätspoliklinik in Marburg, Prof. August Krehl, ist als Nachfolger des in den Ruhestand tretenden Geh. Medizinalraths Prof. Mosler zum ordentlichen Professor und Direktor der hiesigen medizinischen Klinik berufen worden.

* Berichtigung. In dem Bericht über den neuesten Band der Monumenta Boica in der letzten Nummer der „Beilage“ hat sich ein Versehen eingeschlichen. Auf S. 6, Sp. 1, Z. 20 muß es heißen: „Drei Rechnungen der Amtleute des Würzburger Domkapitels aus Ochsenfurt,“ anstatt: „Drei Rechnungen des Domkapitels in Ochsenfurt“.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Arbeiten aus der biologischen Abtheilung für Land- und Forstwirthschaft am kaiserlichen Gesundheitsamt. I. Band. 1. Heft. Berlin, Paul Parey 1900. — Dr. W. Herm: Repetitorium der Chemie für Techniker. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1900. — Richard Specht: Kritisches Skizzenbuch. Wiener Verlag, L. Rosner 1900. — Das bayerische Gesetz über Heimath, Verehelichung und Aufenthalt in der vom 1. Januar 1900 ab geltenden Fassung. Handausgabe mit Erläuterungen. 4. Aufl. Hggb. von Dr. M. Proebst. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1900. — Wilhelm Redenbacher: Das Invalidenversicherungsgesetz vom 13. Juli 1899. Handausgabe mit Erläuterungen. Ebd. 1900. — Dr. R. Weise: Das kgl. preußische Garde-Jäger-Bataillon, seine Geschichte und sein Heim in Potsdam. Neudamm, J. Neumann. — Dr. P. Eltzbacher: Der Anarchismus. Berlin, J. Guttentag 1900. — Karl Pröll: Deutsch-nationale Bergpredigten. 2. Aufl.; Unter alldeutschem Banner. Nationale Weckrufe und Klagen. 2. Aufl.; Deutsch-österreichische Passionsgeschichten. Nationale Erzählungen. 2. Aufl. Berlin, Thormann u. Goetsch 1900. — Hebbels Werke. Hggb. von Dr. Karl Zeiß. 4 Bde. Leipzig, Wien, Bibliographisches Institut. — F. Bronsart v. Schellendorf: Thierbeobachtungen und Jagdgeschichten aus Ostafrika. (Aus dem Lande der Suaheli. II.) Berlin, Deutscher Kolonialverlag (G. Meinecke) 1900. — Ernst Consentius: Der Wahrsager. Zur Charakteristik von Mylius und Lessing. Leipzig, Eduard Avenarius 1900. — Richard Hönigswald: Ernst Haeckel der monistische Philosoph. Eine kritische Antwort auf seine „Welträtsel“. Ebd. 1900. — Oberländer: Die Dressur und Führung des Gebrauchshundes. 4. Aufl. Neudamm, J. Neumann 1900. — M. Frhr. Knigge-Leveste: Deutsche Wald- und Waidmannssprüche in Reimen. Ebd. — Dr. E. Dentler: Die Grundprinzipien der Philosophie des Anaxagoras. Fulda, Fuldaer Aktiendruckerei 1900. — Hajnalpir: Klärung der Begriffe. Budapest, in Kommission: Otto Nagel jun. 1900. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Ungarn. V. Band (2. Abth.). 24. Heft. 342. Lfg. Wien, Alfred Hölder, k. k. Hofbuchhandlung. — Altbundesrath Emil Frey: Die Neutralität der Schweiz. Rede. Winterthur, Geschwister Ziegler 1900. — K. v. Stelzhammer: Der Scolar. Eine Bühnendichtung. Wien, in Kommission: Stähelin u. Lauenstein 1900. — *Cours de Français* à l'usage des étudiants étrangers. Université de Grenoble. Comité de patronage des étudiants étrangers. Grenoble, Allier frères 1900. — Berichte über Handel und Industrie. Zusammengestellt im Reichsamt des Innern. Band I. Heft 10 u. 11. Berlin, Karl Heymanns Verlag 1900. — *L'Egypte et le Nil.* Programme des Voyages Cook. Londres, Th. Cook et Fils 1900. — Historische Zeitschrift. Hggb. von Fr. Meinecke. 48. Band. II. Heft. München, Leipzig, R. Oldenbourg 1900. — Charles Dickens' sämmtliche Romane und Erzählungen. II. Band. Heft 11—21. 2. Aufl. Deutsch von P. Heichen. Naumburg a. S., Albin Schirmer. — A. v. Müller: Der Krieg in Südafrika 1899/1900 und seine Vorgeschichte. II. Theil. Berlin, Liebelsche Buchhandlung 1900. — Dr. Gräupner: Ueber Bäderkuren im Bad Nauheim bei Herzkranken. Kritische Betrachtungen. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 27. Februar. Nummer 48.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber die englische Flotte.

Von W. Stavenhagen.

Die ursprüngliche Bevölkerung des heute seegewaltigen Englands neigte trotz der Insellage des Landes, seiner reichgegliederten ausgedehnten Küste mit zahlreichen guten Häfen und der vielen Einfälle der Römer und Angelsachsen wenig zum Seehandel und demnach auch zur Vertheidigung desselben durch Kriegsschiffe. Alle Schlachten gegen die Eindringlinge wurden erst auf englischem Boden, zu Lande, geschlagen. Bis zum Zeitpunkt der großen maritimen Entdeckungen lagen ja auch die britischen Inseln gewissermaßen am Ende der bewohnten Welt, und aller Seeverkehr mußte sich wesentlich auf das Mittelmeer, die Nord- und Ostsee beschränken. Die Kräfte des Landes verzehrten sich überdies in inneren Unruhen oder in Kämpfen mit dem alten französischen Erbfeind, und außer Zinn und Kupfer, Wolle und Häuten, welche nach den flandrischen Fabrikstädten wanderten, gab es wenig zu exportiren. Das Volk lebte damals mehr von Ackerbau und Viehzucht als von Gewerbe und Industrie. Dennoch erfahren wir schon von dem Enkel des ersten Reichseinigers Egbert, von Afred, dem größten und besten Herrscher dieses Inselreichs, daß er, um die Unabhängigkeit des Landes, des Volksthums und des Christenglaubens vor der zerstörenden Gewalt der heidnischen Dänen zu retten, eine Flotte von 120 Schiffen erbaute und mit ihr 875 den ersten Seesieg über die räuberischen Vikinge erfocht. Dieser Erfolg war die erste Aeußerung der Vorliebe des englischen Volks für See-Angelegenheiten. Bereits König Ethelred durfte jeden größeren Großgrundbesitzer zur Erbauung eines Schiffs verpflichten — ein übrigens auch heute — zeitgemäß angewendet — nicht ganz übler Gedanke. Nachdem unter den französischen Normannen ein kurzer Stillstand eingetreten war, weil die Nothwendigkeit zur Abwehr nordischer Völker in dem früheren Maß nicht mehr vorlag, nahm unter Heinrich II., der bereits Schottland zum englischen Vasallenstaat gemacht, der Bau von Kriegsschiffen einen größeren Umfang an und zwar nicht mehr zu bloßen Abwehrzwecken. Mit 400 Schiffen eroberte der König die Insula Sanctorum, Island, damals der Sitz der höchsten Kultur Europa's, und die französische Küste bis an die Pyrenäen. Richard Löwenherz focht dann erfolgreich gegen sarazenische Schiffe, Heinrich III. errang den ersten Sieg auf hoher See durch ein ebenso kühnes wie geschicktes Angriffsmanöver, das den englischen Seeleuten große Ehre machte. Nach kurzem Verfall erholte sich unter Eduard III. die Marine, so daß der König bedeutende Seesiege über die französische Flotte bei Sluys an der Schelde (1340) und 1350 über die Lyonier davontrug. Nach einem Jahrhundert des Niedergangs begann dann unter dem einsichtigen Heinrich VII. die allmähliche Entwicklung des Volks zu einem wirklichen See- und Handelsvolk, eine Bestimmung, welche alle späteren Staatsmänner scharf im Auge gehalten haben. Durch energische, oft das ganze Volk in Mitleidenschaft ziehende Maßnahmen wurde die nationale Flotte so gefördert, daß die späteren erbitterten Kämpfe mit den damaligen Seemächten Spanien, den Niederlanden und Frankreich mit dem Sieg Old Englands endeten und das gewaltige Kolonialreich schufen. Heinrich VIII. schenkte nicht bloß allen Fortschritten des Schiffsbaus, wie es zum Beispiel der Bau mit drei Masten statt eines, die Einführung des Bugspriets, die Ausrüstung mit Kanonen waren, seine Aufmerksamkeit, sondern erwarb sich auch unvergängliche Verdienste um die Heranbildung eines seemännischen Berufsoffizierkorps. Besondere Blüthe erlangte die Kriegsmarine unter der großen Elisabeth, die freilich dadurch begünstigt wurde, daß England durch die Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Ostindien in den Mittelpunkt der bewohnten Welt gesetzt wurde. Es wurde sich nun schnell seiner Stellung bewußt und hat in schweren Kämpfen, namentlich mit den Niederlanden, um die Herrschaft zur See gerungen. Die Vernichtung der an Tonnenzahl doppelt so starken, an Manövrirfähigkeit und Geschützwirkung freilich weit unterlegenen spanischen Armada durch den Großadmiral Howard, der von dem Geschwader des Lord Seymour unterstützt war, bei welcher allerdings der Sturm der beste Bundesgenosse war, ebenso kühne Unternehmungen aller Art auch von privater Seite des von Jugend auf nun seemännisch gebildeten Volkes — es sei hier nur an den ersten Erdumsegler und Zerstörer der spanischen Flotte im Hafen von Cadix, Franz Drake, erinnert — waren solche Zeichen der wachsenden Seemacht. Unter der friedlichen Regierung König Jacobs, des ersten unbestrittenen Herrschers aller drei britischen Länder, die damals nur durch Personalunion verbunden waren, nahm zwar die Entwicklung der Handelsflotte mehr zu, doch kamen alle ihre Fortschritte im Schiffbau, namentlich soweit sie sich auf schnellere Fortbewegung und Manövrirfähigkeit bezogen, natürlich auch der Kriegsmarine sehr zu statten. Der unglückliche König Karl I. hatte eine sehr große Vorliebe für die Kriegsflotte, zu deren Erhaltung und Vergrößerung er die unter dem Namen ships money (Schiffsgeld) bekanntgewordene Steuer einführte, welche freilich wegen ihrer Unbeliebtheit mit zu seinem Fall beitrug. Unter seiner Herrschaft wurde auch das erste große Linienschiff, ein 1637 t Tragfähigkeit besitzender Dreidecker mit 112 Kanonen erbaut. Dann möge auf die Lorberen hingedeutet sein, die sich die Kriegsmarine unter dem mächtigen Cromwell besonders im Kampfe mit den Niederländern erwarb und die ihren Ruf als erste der Welt festlegten. Admiral Blake's Ruhm ist nur noch von Nelson erreicht worden. Die Niederlande aber wurden durch Cromwells Navigationsakte von 1651 in ihrem Zwischenhandel schwer getroffen, denn nun durfte kein fremdes Schiff mit Kolonialerzeugnissen Englands Küsten mehr anlaufen. Aber erst von der Mitte des 17. Jahrhunderts an, seit Wilhelms III. Regierung, stellte sich Großbritannien die hohe Aufgabe, seine Flotte zur Beherrscherin aller Meere zu machen. In den Kämpfen mit der von Richelieu und Seignalay auf hohe Stufe gebrachten französischen Marine, die bis zum Sturz Napoleons I. dauerten, errang und behauptete England siegreich die Oberherrschaft zur See und machte seine Flotte im besten

Sinne des Wortes im Lande volksthümlich. Hier seien nur Namen wie Russel, Rooke, Fox, Hawkes, Howe, Johnstone, Hughes und über allen strahlend Nelson genannt. Des Letzteren Genius bewirkte, daß nach 1805 kein Gegner England mehr gewachsen war! Hand in Hand mit dieser Entwicklung ging die Ausbreitung des Kolonialbesitzes in allen Welttheilen und die Entwicklung der Großindustrie. Die Zeiten des Oldmerry England waren längst dahin, ein selbstsüchtiges Handelsvolk war entstanden.

Während der folgenden Friedenszeit betheiligte sich die englische Marine mehr an wissenschaftlichen Expeditionen, so namentlich nach den Polarländern unter Parry, James Roß, Franklin, auch wurde unter einer schwachen Regierung ihrer Fortentwicklung zeitweise keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Immer aber fanden sich Männer, welche im Sinne der nationalen Politik für eine starke Flotte wirkten. Nachdem vor Sebastopol die geringe Widerstandskraft der Holzschiffe gegen die russischen Befestigungen erkannt war, im amerikanischen Bürgerkrieg sich die Ueberlegenheit der Panzer- gegenüber den Holzschiffen, namentlich aber seit Lissa 1866 die Werthlosigkeit der alten hölzernen Zwei- und Dreidecker gegenüber den Panzerschlachtschiffen deutlich erwiesen hatte, betrieb Großbritannien mit solchem Eifer, Energie und Geschick den Bau derartiger moderner Schlachtschiffe, daß es schnell alle Länder überflügelte. Unter einer liberalen Regierung, die aus innerpolitischen Gründen jeder größeren Aufwendung für Flottenzwecke abgeneigt war, trat dann seit etwa 1868 bis Anfang der 80er Jahre ein bedenklicher Stillstand ein. Aber Männer wie Henry, Gordon, Lennox, Arnold Forster, Sir Geoffrey Hornby und Lord Charles Beresford traten für den planmäßigen Ausbau und die Neuorganisation der bedeutend zu vergrößernden Flotte mit solcher Ueberzeugungskraft durch Wort und Schrift im Parlament wie in öffentlichen Versammlungen ein, daß weite Volkskreise die große Gefahr jeder Schwäche für das leicht verwundbare Riesenreich erkannten. Dadurch wurde auch die Regierung besiegt und mußte im Jahre 1889 in der Naval Defense Act ein umfassendes Programm dem Parlament vorlegen, das den Bau von 70 Schiffen forderte. Freudig trug das Volk alle Lasten, das Haus der Gemeinen bewilligte jeden Groschen, den der Erste Lord der Admiralität forderte. Die genannte Act ermöglichte den planmäßigen Ausbau dadurch, daß die Geldmittel im Betrag von 21½ Mill. Pfd. St. auf fünf Jahre für 10 Linienschiffe, 42 Kreuzer, 18 Torpedobootszerstörer im voraus genehmigt wurden. In den nächsten fünf Jahren, von 1894—1899 traten dann wiederum 28 Linienschiffe, 48 Kreuzer, 48 Torpedobootszerstörer hinzu, wobei es zu wiederholten, in wenigen Monaten gestellten Nachforderungen, namentlich im Hinblick auf russische Flottenverstärkungen, gekommen ist. Der neueste Flottenhaushalt 1899/1900 sieht wiederum eine Erhöhung um 60 Mill. M. gegen das Vorjahr vor, und dabei wurden Stimmen aus dem Hause laut, die diese Forderung als zu gering bezeichneten. Man will eben eine Kriegsflotte haben, deren Stärke und Zusammensetzung so beschaffen ist, daß sie der Zahl und dem Gefechtswerth der Schiffe nach den vereinigten Flotten irgend zweier anderer Nationen gleich sei. Dies nicht bloß für die Gesammtstärke, sondern auch im einzelnen bei der Besetzung der auswärtigen Stationen, namentlich aber für das Mittelmeergeschwader durchgeführte two powers system ermöglicht es England, die feindlichen Flotten, Geschwader und Schiffe in allen Gewässern mit überlegener Macht aufzusuchen und zu schlagen, wodurch allerdings jede Invasionsgefahr zweier Großmächte selbst von der Stärke Frankreichs und Rußlands zusammengenommen beseitigt oder bedeutend eingeschränkt wäre. Wie, aber wenn eine dritte Macht kühn und schneidig und einheitlich geführt, mit Geschwadern aus möglichst gleichem, stärkstem und neuestem Typ, als bündnißfähiger Allirter hinzuträte? Bereitsein ist alles!

Die englische Kriegsflotte ist eine ständige, durch statutes and orders geleitete und gesetzlich festgelegte Einrichtung des Landes. Ihre offensiven Aufgaben sind: die Vernichtung der feindlichen Flotten und Kreuzer, die Blockirung und Schädigung der gegnerischen Küsten und Häfen, die Wegnahme fremder Kolonien und Unterbrechung deren Verbindung mit dem Mutterlande, endlich die Vernichtung des feindlichen Handels. In der Defensive fällt ihr der Schutz der eigenen Küsten, des vaterländischen Handels, die Sicherung der Kolonien, Kohlenstationen, sowie der Zufuhr nach dem Mutterlande zu. Da das europäische England nur von der See aus und zur See angegriffen werden kann, so müssen seine Interessen aber auch auf hohem Meer durch eine starke Flotte geschützt werden, was in Anbetracht der vielen verwundbaren Stellen des mächtigen Gesammtreichs, besonders der auf alle Erdtheile vertheilten Kolonien, wo große Landmächte Nachbarn geworden sind, nicht leicht ist. Man denke besonders an Persien, Mittel- und Ostasien! Nur rasche, entscheidende Schläge zur See können solche Gefahren abwenden.

Die Verwaltung der Kriegsmarine lag früher in den Händen eines Lord High Amiral, jetzt aber ist sie Sache einer Kommission, des Board of Amiralty. Dieselbe setzt sich aus dem First Lord of the Amiralty und vier Lords Commissioners zusammen. Es sind durch königliches Patent zugleich mit dem Oberbefehl über die sämmtlichen Seestreitkräfte betraute Offiziere und Zivilbeamte. Der Erste Lord gehört immer dem Kabinet an und vertritt die Marine im Parlament. Er ist das für die allgemeine Leitung und Aufsicht aller Marinebedürfnisse, zugleich auch im besonderen für alle persönlichen Angelegenheiten verantwortliche Oberhaupt. Er beurtheilt alle Fragen der maritimen Vertheidigung und der Flottenstrategie und führt die Aufsicht über die Intelligence and Hydrographic Departments, denen die Schiffsausrüstung, das Geschütz-, Signal- und Torpedowesen, sowie die Sorge für die Manneszucht, die Kriegsgerichte obliegt. Dem Second Naval Lord gehört die Fürsorge für die Bemannung der Flotte, ihre Mobilmachung, die seemännische Erziehung und Ausbildung des Personals und alle die See-Reserven betreffenden Angelegenheiten. Der Dritte Lord hat namentlich das Material, die Docks, Werften, Reparaturwerkstätten, das Maschinenwesen sowie die Verfolgung wichtiger Erfindungen und Entdeckungen unter sich. Der Junior Naval Lord hat die Leitung des Transport-, Verpflegungs- und Sanitätswesens, sowie aller Bekleidungs- und Pensions-Angelegenheiten. Der Civil Lord steht dem Work Department vor, dem das gesammte Bauwesen unterstellt ist, ferner leitet er das Schulwesen und beaufsichtigt das Greenwich Hospital.

Diesen Board unterstützen ein Parlaments- und ein Finanzsekretär für die Arbeiten des Rechnungs- und Geldwesens, sowie — als der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht — der von jedem Wechsel des Ministeriums unbeeinflußte Permanent-Secretary, welcher für den Schriftverkehr verantwortlich ist.

Unter solcher Oberleitung bewirken voneinander unabhängige Departements die gesammte Flottenverwaltung.

Zur Zeit ist die Flotte stark:

A. An Personal:

	Köpfe im Frieden
1. In der eigentlichen Flotte (einschl. indischer Truppenschiffe):	
Offiziere und Beamte (etwa 6300) sowie Seeleute	72,009
Schiffsjungen	3,700
2. Küstenwachtschiffe (Offiziere und Mannschaften) .	4,200
3. Für alle übrigen Dienstzweige einschl. Marinetruppen (rund 18,000 Köpfe) und der im aktiven Dienst befindlichen Reserve der Handelsmarine (Offiziere und Mannschaften)	26,481
Zusammen Marinepersonal	106,390
Hiezu:	**Köpfe im Kriege**
Marinereserve (Offiziere und Mannschaften) . .	11,880
Reserve der Handelsmarine	27,000
Gesammtkriegsstärke	145,270[1]

[1] Dieses Personal gliedert sich (von der Handelsmarine abgesehen) in das aktive und in die eine Reserve bildenden ausgedienten coast guards. Zu ersteren gehört das fast ausschließlich

B. An Material:

Im ganzen sind aus den Jahren 1896—1898 312 Schiffe mit 1,098,995 t Gehalt, 2,245,500 indizirten Pferdekräften, 1889 Geschützen über 10 cm, 955 Lancirrohren und rund 75,000 Mann Besatzung vorhanden. Dazu treten 213 ältere Schiffe mit rund 480,000 t, 338,000 indizirten Pferdekräften, 998 Geschützen über 10 cm, 164 Lancirrohren und etwa 30,000 Mann Besatzung, sowie 160 Torpedofahrzeuge, verschiedene Schiffe für Depotzwecke ꝛc. und die im Bau befindlichen Schiffe. Von diesen Schiffen sind hervorzuheben:

58 Linienschiffe über 5000 t	mit 795,550 t Deplacement	u. 11 (n. Anderen 14)	im Bau
57 gr. Kreuzer über 5000 t	mit 908,835 t Deplacement	u. 12	im Bau
146 kl. Kreuzer über 800 t		u. 2	im Bau
91 Torpedobootszerstörer		u. 17	im Bau

18 Torpedoboote 1. Klasse, 4 verschiedene Schiffe und 1 kö nigl. Yacht.

Für die Hauptgeschwader sind Schiffe gleichen Typs und gleicher Abmessung vorhanden, was die Leistungsfähigkeit der Staats- und Privatwerften steigert, ein schnelleres und billigeres Bauen ermöglicht und im Kriegsfalle die Verwendung der Schiffe erleichtert. Jedes Schiff ist vom Kiel bis zum Mastknopf englisches Material, wodurch der Wohlstand des Landes erhöht wird. Unter den gepanzerten Zwillingsschrauben-Schlachtschiffen gehören die größten (erster Klasse) der London-, Formidable- und Majestic-Klasse an. Erstere hat bei 14,900 t Tragfähigkeit des 122 m langen, 23 m breiten und 8.2 m tiefgehenden Schiffes eine Maschinenstärke von 15,000 HP. Die Armirung besteht aus 4—30 cm, 12—15 cm Sf.- und 30 leichten Sf.-Geschützen. Ueber die Torpedoausrüstung der noch im Bau befindlichen Klasse ist noch nicht entschieden, wahrscheinlich werden es, wie bei den beiden anderen (Formidable- und Majestic-) Typen, 3 Torpedoboote, 1 Oberwasser-, 4 Unterwasser-Lancirrohre werden. Ebenso werden voraussichtlich noch 2 leichte und 8 Mitrailleusengeschütze hinzutreten. Der Gürtelpanzer wird 23 cm, der Thurmpanzer 30.5 cm, der Deckpanzer 10.1 cm stark — sämmtlich aus Nickelstahl. Die Fahrgeschwindigkeit soll 18 Miles in der Stunde, der Aktionsradius 68 m betragen. Die stärksten Kreuzer sind vorläufig der „Powerful-“ und „Terrible“, welche bei 25,000 indizirten Pferdekräften [1]) 21, bezw. 22 Miles in der Stunde bei 250 m Aktionsradius laufen und einheitliche Panzerstärken von 152 mm besitzen. Ihre Ausrüstung besteht aus 2 23 cm, 12 15 cm, 18 7.5 cm, 12 4.7 Sf.-Geschützen, ferner 9 Mitrailleusen, 2 leichten Geschützen und 4 Unterwasser-Lancirrohren.

Mächtig sind auch die für England charakteristischen Torpedobootszerstörer, von denen z. B. der „Expreß“ bei 71.6 m Länge, 6.4 m Breite und 2.5 m Tiefgang eine Tragfähigkeit von 430 t, 9250 indizirte Pferdekräfte, 33 Miles Fahrgeschwindigkeit hat. Die Armirung besteht aus einem 7.5, sowie 5—5.7 cm Sf.-Geschützen und 2 Lancirrohren. Unter den Torpedojägern (Torpedokanonenbooten mit Ramme gegen Torpedoboote) sind solche von 1070 t Deplacement, das Torpedo-Rammschiff „Polyphem“, ein einzigartiger Typ, hat gar 2640 t Tragfähigkeit mit 5520 indizirten Pferdekräften.

All diese Schiffe sind auf die neun aktiven und ein Reserve-Geschwader vertheilt. Hiezu tritt das Schulgeschwader aus etwa 75 Schiffen zur Ausbildung von Kadetten, Schiffsjungen und Marine-Reserven, sowie als Artillerie- und Torpedoschulschiffe. Von den aktiven Geschwadern ist das stärkste das auf die drei heimischen Stationen Portsmouth, Devonport und Chatam vertheilte Kanalgeschwader. Die übrigen acht Geschwader, deren bedeutendstes das des Mittelmeeres ist, gehören acht außerheimischen Stationen an. Das ständig im Dienst befindliche Reserve-Geschwader hat den Küsten- und Hafendienst und besteht aus den nach dem Kanalgeschwader stärksten Schiffen. Außerdem werden die größten und schnellsten Passagierdampfer der Privatgesellschaften, und zwar die „Campania“ und „Lucania“ von der Cuisard Company, „Himalaya“, „Australia“, „Victoria“ und „Arcadia“ der P. and O. Company, „Majestic“, „Teutonic“ und „Oceanic“ von der White Star Line, „Empress of India“, „Empress of China“ und „Empress of Japan“ von der Canadian Pacific Railway als Reserve Merchant Cruisers (Hülfskreuzer) in den Marinedienst gestellt und in Devonport, Woolwich, Hongkong und Sydney im Kriegsfall ausgerüstet. Fürwahr, eine imposante Macht!

aus berufsmäßigen Leuten bestehende seemännische Personal und die für eine gewisse Dienstzeit freiwillig eintretenden Heizer, sowie die Marinetruppen. Das Seeoffizierkorps ergänzt sich aus Seekadetten (naval cadets) der Marinehochschule zu Dartmonck, das seemänische Unterpersonal aus freiwillig im Alter von 15 bis 16 Jahren eintretenden Jungen, welche sich mit 18 Jahren zu einer zwölfjährigen Dienstzeit verpflichten. Das Maschinen-Ingenieurkorps rekrutirt sich aus Ingenieurschülern, die erfolgreich die Ingenieurschule zu Keyham besucht und sich mit 25 Jahren zu zwölfjähriger Dienstzeit verpflichtet haben.

[1]) Vier der im Bau befindlichen erhalten 30,000 HP und sollen 23 Meilen Fahrgeschwindigkeit haben.

Fortschritte der Afrikaforschung im Jahre 1899.

II.

H. S. Zum großen Theil innerhalb des portugiesischen Westafrika fallen die bisher bekannt gewordenen Routen der Expedition des englischen Majors Gibbons, der Afrika von Süd nach Nord durchwandern will. Gibbons, der schon früher am oberen Sambesi mit bestem Erfolg geographisch thätig gewesen war, ging Ende 1898 mit seinen Begleitern Quicke und Hamilton von der Ostküste den Sambesi aufwärts nach Lialui, der Hauptstadt des Barotse-Reiches, um von dort aus zunächst das System des oberen Sambesi zu erforschen. Aus Gibbons letzten, vom August vorigen Jahres datirten Briefen („Geogr. Journ.“ Januar 1900) geht hervor, daß er sein Programm in geradezu mustergültiger Weise durchgeführt hat. Kapitän Quicke marschirte vom Lialui nach Westen zur Vereinigung der Flüsse Kubangi und Kuando, verfolgte den letzteren bis zur Quelle, wandte sich darauf zum Lunguebungo und nahm diesen bis zu seiner Mündung in den Sambesi auf. Gleichzeitig erforschte Kapitän Hamilton den mittleren Kuando, während Gibbons selbst sich Aufnahmen im Okavango-Gebiet widmete. Er stellte zunächst den Lauf des Kuito von der Stelle aus, wo er 1884 durch Capello und Ivens überschritten worden war, bis zur Mündung in den Okavango unter 18° s. Br. fest und verfolgte dann den letzteren nach Osten und Südosten. Zwar führt der Fluß seine Wasser zum Theil in die Ngami-Sümpfe, um dann schließlich in den Salzpfannen des Bamangwato-Landes zu enden, doch sendet er in der Schwellzeit einen Arm nach dem Tschobe oder Kuando und damit zum Sambesi, dem er also unter allen Umständen zuzurechnen wäre. Nicht weniger interessant als diese Ergebnisse sind die nächsten Pläne Gibbons': Hamilton soll den unteren Kafukue, einen nördlichen Zufluß des mittleren Sambesi, erforschen und sich hierauf nach der Ostküste begeben, Quicke den oberen Kafukue bis zur Quelle aufnehmen und in der Nähe der Sambesi-Quellen zu Gibbons stoßen, der inzwischen den Kabompo, den großen nördlichen Nebenfluß des oberen Sambesi, hinaufgegangen sein wird. Während Quicke sich von hier zur Westküste, nach Loanda, begeben soll, will Gibbons noch Forschungen im Quellgebiet des Lualaba vornehmen und dann über den Tanganika und Uganda Chartum zu erreichen suchen. Die Reise dient anscheinend rein wissenschaftlichen Zwecken; sie wird uns Aufschlüsse über die letzten Probleme der Geographie des südlichen Aequatorialafrika bringen. Ebenfalls im Gebiet der portugiesischen Provinz Mossamedes ist seit August v. J. eine deutsche kolonialwirthschaftliche Expedition

unter dem Botaniker Dr. Baum thätig. Zumeist unbekanntes Land durchziehend, kreuzte die Expedition das Chella-Gebirge und erreichte im September Humbe; ihr nächstes Ziel war Kassinga (15° s. Br., am Tschitanda, einem östlichen Nebenfluß des Kunene), wo früher Gold gewaschen wurde. — Die Gegend um den Ngami-See, der Gibbons auf seiner Okavango-Reise nahegekommen, war 1898 und früher das Ziel des deutschen Reisenden Dr. Passarge, der dort geologischen und physikalischen Forschungen nachging. Hiebei besuchte er, wie später Gibbons, ebenfalls den unteren und mittleren Okavango, dessen Darstellung auf den Karten nach seinen Ergebnissen inkorrekt ist. Passarge berichtet („Verhandl. der Berliner Gesellschaft f. Erdkunde" 1898, Heft 10), daß der Okavango hier im ganzen eine mehr ostsüdöstliche Richtung verfolgt, daß die scharfe Biegung bei Andara nicht vorhanden und der Fluß von Fällen durchsetzt ist. Der Ngami-See stellte sich nur noch als eine große, mit Gras bewachsene Fläche dar. Passarge's Reisen betreffen theilweise auch noch den Nordosten des deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebiets, dessen räumliche Erforschung leider seit Jahren, seit Major Kurt v. François' Zeiten, keine erheblichen Fortschritte mehr gemacht hat. Karten über neuere Reisen im Schutzgebiet hat man schon lange nicht zu Gesicht bekommen. Nur im östlichen Grenzgebiet war das vorige Jahr über eine Kommission thätig, die an der definitiven Feststellung der deutsch-englischen Grenze arbeitete und dort ein, wie es heißt, weit nach Westen ausbiegendes Dreiecksnetz im Anschluß an die Kap-Triangulation vermaß. Ihre Thätigkeit soll erst Anfang nächsten Jahres beendet sein. Inzwischen harren noch weite Landstrecken im Nordosten und Norden der Erforschung. Unter diesen Umständen ist jeder kleine Beitrag, auch wenn er nicht aus amtlicher Quelle stammt, von Werth. Einen solchen brachte Heft 12 des Jahrgangs 1899 von „Petermanns Mittheilungen", worin Routen Dr. Ed. Flecks im Tsauchab-Thal und zwischen Rehoboth, Hoornkrans und der Naauw-Kluft aus dem Jahre 1891 (erst jetzt!) veröffentlicht wurden.

Neue Aufschlüsse über das Hochland südlich vom unteren Sambesi, sowie über die Ruinen jener Gegend haben im letzten Jahre die Reisen Dr. Schlichters gebracht. Schlichter hat in Maschona und Inyanga 1897—1898 zahlreiche neue Ruinen entdeckt und im April-Heft des vorjährigen „Geographischen Journals" seine Gedanken darüber niedergelegt. Mauch, der als Erster jene Ruinenstätte vor fast 30 Jahren auf seinem Zuge zum Sambesi aufgefunden, hatte in ihnen die Kulturreste des vielgesuchten Ophir vermuthet. In den 80er Jahren hat dann der englische Archäologe Bent dort Untersuchungen angestellt und es für zum mindesten sehr wahrscheinlich erklärt, daß die Ruinen semitischen Ursprungs seien. Schlichter hat dort neue Anzeichen für einen Astralkult in den Ornamenten der Ruinen entdeckt und andere Anzeichen gefunden, die es in der That jetzt zweifellos erscheinen lassen, daß wir in diesen Ländern altsemitische Kulturstätten vor uns haben. Er ist anscheinend auch geneigt, das Land Ophir hieher zu verlegen, wenn er das auch nicht direkt ausspricht. Trotz des offenbar semitischen Charakters der Ruinen darf diese Frage jedoch noch nicht als entschieden gelten und daran ändern auch nichts die neuerlichen Behauptungen Dr. Peters'. Dieser war im Frühjahr und Sommer v. J. vom unteren Sambesi durch die noch wenig bekannten südlichen Uferländer des Stromes nach Maschona und Inyanga gegangen, hatte ebenfalls Ruinen und Stätten alter Goldgewinnung gefunden und glaubt nun, in den Fura-Bergen zwischen Tete und Senna mit Sicherheit das alte Ophir entdeckt zu haben. Da jedoch sein — soweit bislang bekannt — vornehmstes „Beweismittel" in der schon früher von der Fachkritik zurückgewiesenen Annahme liegt, daß Fura eine etymologische Weiterbildung des Wortes Ophir sei, so kann man vorläufig auf Peters' Meinung wenig geben und muß seine Behauptung, er habe Ophir gefunden, zurückweisen. Daß das rätselhafte Land in jenen Hochländern zu suchen ist, mag wahrscheinlich sein — die Mehrzahl der Geographen neigt seit Bent ohnehin zu dieser Vermuthung; Klarheit aber, wenn wir sie überhaupt jemals bekommen werden, wäre allenfalls nur zu erreichen durch eine minutiöse Durchforschung des ganzen Ruinenfeldes, eventuell durch Nachgrabungen. Zur Zeit ist Schlichter dort wieder thätig, dessen Wissenschaftlichkeit am ehesten die Gewähr dafür bietet, daß alles Erreichbare geschieht. Von Peters haben wir wohl nur eine Bereicherung unsrer Karten zu erwarten — und das wäre immerhin ein noch ganz annehmbares Resultat seiner Reise.

Aus Britisch-Zentralafrika, dessen Osten die geplanten weiteren Forschungen Gibbons betreffen, verdienen zunächst die letzten Untersuchungen Weatherley's am Bangueolo-See Erwähnung. Weatherley, der bereits 1896 Fahrten auf dem See unternommen und darüber eine dankenswerthe Karte an die Londoner Geographische Gesellschaft gesandt hatte, hat die Gegend von neuem im Dezember 1898 und Januar 1899 aufgesucht. Auf Bootfahrten ergänzte und berichtigte er jene Karte, nahm die Inseln auf, maß Tiefen und versuchte schließlich, den Luapula von seinem Austritt aus dem See abwärts zu verfolgen. Das glückte jedoch nicht, da die Grasbarren im Flusse ein Vorwärtskommen verhinderten, worauf Weatherley ein südwestliches Nebengewässer des Sees, den Kamolondo, erforschte und nach Süden ging, wo er den Luapula unterhalb der Sümpfe des Bangueolo-Sees erreichte. Theils zu Wasser, theils zu Lande in unmittelbarer Nähe der Ufer vordringend, nahm nun Weatherley den vielfach von Fällen durchsetzten Luapula bis zum Eintritt in den Meru-See auf. An einzelnen Stellen war der Fluß schon früher berührt worden, so von Giraud, Capello und Ivens, Stairs, Campbell und belgischen Reisenden, doch fehlte es bislang an einer einheitlichen Aufnahme, um die sich jetzt der unermüdliche Weatherley verdient gemacht hat. Ueber diese letzten Reisen Weatherley's besitzen wir jedoch bisher nur vorläufige kurze Mittheilungen („Geogr. Journ." 1899, November-Heft). — In das gleiche Gebiet fallen die Wanderungen Codringtons, der zu Beginn des vorigen Jahres zunächst Livingstone's Grabstätte bei Tschitambo im Süden des Bangueolo-Sees besuchte und im Mai und Juni den Tschambesi, den wichtigsten Zufluß des Sees, befuhr. Für diese Flußfahrt gilt dasselbe wie für Weatherley's Luapula-Reise: der Tschambesi war zwar schon mehrfach gekreuzt, sein Lauf aber niemals aufgenommen worden. Die Karte steht ebenfalls noch aus. Außerdem fallen in das Gebiet zwischen dem Meru-See und der deutsch-englischen Grenze die Reisen Wallace's von 1897; doch betrifft der wichtigste Theil seiner Routen das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet, weßhalb wir ihrer weiter unten erwähnen. Aus Britisch-Zentralafrika nur noch die Notiz, daß der große Ueberlandtelegraph die Südspitze des Tanganika (Abercorn) erreicht hat, und daß die Moore'sche Expedition die Tiefe des Nyassa gemessen hat. Moore's Unternehmung ist eine wissenschaftliche und bezweckt geographische, biologische und geologische Forschungen auf den Seen Nyassa, Tanganika, Kivu, Albert Edward-Nyansa und Albert-Nyansa. Im vorigen Frühjahr begannen die Untersuchungen auf dem Nyassa; sie ergaben für diesen eine größte Tiefe von 785 Meter.

Wir treten nun über auf unser ostafrikanisches Schutzgebiet und geben über die dort im letzten Jahre entwickelte geographische Thätigkeit vorerst der schon erwähnten amtlichen Denkschrift über die Verwendung des Afrika-Fonds

das Wort. Es heißt dort: Außerordentlich rege sei wieder auf kartographischem Gebiet von den Offizieren und Beamten gearbeitet worden und stellenweise habe sich das Material so gehäuft, daß der Maßstab der im Erscheinen begriffenen Ostafrika-Karte in 1:300,000 nicht genügen werde, alles zu verwerthen; binnen wenigen Jahren werde Deutsch-Ostafrika zu den kartographisch am besten bekannten Theilen des tropischen Afrika gehören, und besonders groß seien die Fortschritte in der Gegend zwischen Nyassa und Tanganika und im Rufidschi-Gebiet. — Dieser Aeußerung können wir uns insoweit anschließen, als sie den regen Fleiß, der in Deutsch-Ostafrika bei der Landesaufnahme entwickelt wird, zum Gegenstand hat; gibt doch die Denkschrift selbst ein reichhaltiges Verzeichniß neuer, der Bearbeitung wartender Routen. Im übrigen aber meinen wir, daß nach dem bisherigen Gang der Veröffentlichung jener fleißigen Arbeiten noch lange und nicht „wenige" Jahre vergehen werden, bis sie in fertigen Karten allgemein zugänglich sein, bis sie und damit die betreffenden Theile Deutsch-Ostafrika's im Sinne der Denkschrift bekannt sein werden. Allerdings wird geplant, für die kartographische Bearbeitung aller jener Routen für die große Ostafrika-Karte in 1:300,000 die zeichnerischen Kräfte zu vermehren, so daß im Erscheinen dieser Karte, das viele Monate eingestellt war, wieder ein Fortschreiten zu erwarten ist; aber trotzdem wird eine unverhältnißmäßig lange Zeit bis zum völligen Abschluß dieser wenig glücklich erdachten Karte vergehen, und deßhalb ist es dringend nothwendig, unabhängig von ihr in irgend einem Maßstab die wichtigsten Routen zu publiziren. Welch eine gewaltige Summe topographischen Wissens hat sich seit vier Jahren für den Nordwesten und Südwesten des Schutzgebiets zu einem todten geographischen Kapital angesammelt! Da liegen noch unveröffentlicht die unschätzbaren Aufnahmen Ramsay's, v. Elpons', v. Trotha's, Bethe's, Hösemanns, Langhelds, Dr. Kandts und vieler Anderen in den Schränken der amtlich bestellten Berliner Kartographen, die sie aus Mangel an Mitteln und Hülfskräften bisher nicht verarbeiten konnten. Vor allem wäre vonnöthen eine Veröffentlichung aller vorhandenen Routen im Gebiet des Kivu-Sees, wenn auch nur in vorläufiger Form. Die „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten", die der geeignete Ort dafür wären, würden an ihrer anerkannt wissenschaftlichen Bedeutung nichts verlieren, wenn sie, mit der Erforschung der Schutzgebiete besser Schritt haltend, ab und zu provisorisches Kartenmaterial bringen würden; auch die meisten vom „Journal" der Londoner Geographischen Gesellschaft veröffentlichten Karten haben nur den Werth vorläufiger Orientirungsmittel und doch sind sie dem Fachmann aufs höchste willkommen, weil sie der Forschungsarbeit auf dem Fuße folgen.

Es ist also quantitativ nur wenig, was wir in den „Mitth. a. d. deutschen Schutzgebieten" für das verflossene Jahr über Ostafrika finden. Obenan stehen die ausgezeichneten Aufnahmen des Hauptmanns Herrmann im Gebiet zwischen dem Kagera und dem Ufer des Victoria-Nyansa und auf der Insel Ukerewe (Taf. 2, 3 und 5). Im großen Maßstab von 1:200,000, beziehungsweise 1:100,000 gezeichnet, stellen sie dem Fleiß des Beobachters ein glänzendes Zeugniß aus; sie sind zum Theil auf Triangulation aufgebaut und fast so reichhaltig an Terrain wie unsre Generalstabskarten. Die Zeit aber, aus der diese Aufnahmen herrühren, liegt drei bis sechs Jahre zurück! Unter diesen Umständen muß man es zufrieden sein, daß wenigstens noch in ihrem letzten Heft die „Mittheilungen" eine Skizze des Kivu-Sees nach den vorjährigen Arbeiten Dr. Kandts brachten (vgl. Beilage vom 29. Dezember 1899). Der Kivu-See hat danach nicht eine nord-südliche Richtung, wie die bisherigen Karten angaben, sondern eine nordost-südwestliche Längenausdehnung. Außerdem hat Dr. Kandt das Verhältniß der Kagera-Quellflüsse zu einander im großen und ganzen aufgeklärt, wobei sich der Nyavarongo als Hauptarm ergab. Dessen Quelle hält er für die „wahre" Nilquelle. Kurz nachdem Kandt den Kivu-See umwandert und an dessen Südufer eine zoologische Station eingerichtet hatte, wurde der See in der ersten Hälfte des vergangenen Jahres von den beiden von Udschidschi kommenden Engländern Sharp und Grogan berührt, die die Korrektheit der von Kandt gewonnenen neuen Karte des Kivu bestätigten und dann durch die noch wenig bekannte Vulkanregion nach dem Albert Edward-Nyansa und zur Landschaft Toro gingen, wo sie im August eintrafen. Diese Vulkanregion war bereits Ende 1898 von Hauptmann Bethe aufgesucht worden, der darüber in Nr. 1 des vorjährigen „Kolonialblatts" einen Bericht erstattet hat. Da die vorhandenen Karten jedoch für eine Erläuterung dieser Forschungen nicht ausreichen, so müssen wir diesmal darauf verzichten, auf sie näher einzugehen; es sei nur bemerkt, daß Bethe anscheinend die zuerst von Speke erkundeten und aus der Ferne gesehenen Mfumbiro-Vulkane berührt hat, also erheblich nördlich der Route Graf Götzens von 1894 gekommen ist. Soviel über den Nordwesten des Schutzgebiets. Im Südwesten ist der Stand zwar nicht der Forschung, wohl aber der Bekanntgabe der Aufnahmen ebenfalls recht unbefriedigend, und so muß man es denn willkommen heißen, daß im vorigen Jahre wenigstens eine englische Karte und mehrere Routen von Missionären, die das Gebiet betreffen, veröffentlicht worden sind. Hieher gehören zunächst die schon in unsrer vorjährigen Uebersicht erwähnten Routen des Engländers Wallace vom Sommer 1897, die auf einer Karte im Juni-Heft des Londoner „Geogr. Journ." für 1899 niedergelegt und trotz ihrer Mängel unter den obwaltenden Verhältnissen für uns vom höchsten Werth sind (vgl. die Besprechung der Ergebnisse und Karte Wallace's in der Beilage vom 3. August 1899). Ferner hat sich Paul Langhans in Gotha durch die Publikation der Route des Missionärs Lechaptois („Petermanns Mitth." 1899, Taf. 15) ein besonderes Verdienst erworben, die in das Jahr 1897 fällt. Lechaptois begab sich von Karema nach Süden zu der schon auf englischem Gebiet liegenden Missionsstation Kajambi, von da nach dem Rikwa-See und zurück nach dem Tanganika; er hat, so gut er es vermochte, seinen Reiseweg aufgenommen, der innerhalb des durch die Aufnahmen Wallace's gewonnenen Rahmens einen gewissen Werth gewinnt. Ferner brachte der Jahrgang 1899 von „Petermanns Mitth." noch zwei andere Routen aus dem Südwesten des Schutzgebiets, nämlich Pater Dromaux' Reise von Ugogo westwärts bis Karema im Jahre 1897 (Taf. 1) und des Paters Th. Meyer Aufnahmen im Gebirge nördlich und nordwestlich des Nyassa im November 1898, die viel Neues bieten (Taf. 11).

Die deutsch-englischen Grenzvermessungsarbeiten zwischen Tanganika und Nyassa haben, wie eingangs erwähnt, Ende 1898 ihren Abschluß gefunden und eine Menge sicherer Fixpunkte, sowie viel topographisches Material geliefert. Während das englische Dreiecksnetz bereits im letzten Juni-Heft des „Geogr. Journ." durch den britischen Kommissär Kapitän Boileau bekannt gegeben worden ist, steht Hauptmann Herrmanns deutsche Karte, die eine werthvolle Darstellung des Grenzlandes verspricht, noch aus, da der mit der Nachprüfung beauftragte Astronom Dr. Kohlschütter diese Arbeit noch nicht hat zu Ende führen können. Man mag in diesem Fall mit der Verzögerung einverstanden sein, da Dr. Kohlschütter im Auftrag der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften mit Leutnant Glauning und Anderen zur Zeit noch Pendelbeobachtungen im Rikwa-Graben und Meßtischaufnahmen in jener Gegend ausführt. Kohlschütter hat unlängst über seine bisherigen Beobachtungen auf dem

Weg zum Nikwa-See und am Nikwa selbst im vierten Heft der vorjährigen „Mittl. a. d. deutsch. Schutzgeb." berichtet (vergl. Beilage vom 29. Dezember 1899). Aus anderen Gebieten Deutsch-Ostafrika's liegt kaum etwas erwähnenswerthes vor; nur sei bemerkt, daß im Oktober 1898 nochmals der Kilimandscharo-Gipfel Kibo bestiegen worden ist, und zwar durch Hauptmann Johannes, der auf Anregung Dr. Hans Meyers dort noch einige Beobachtungslücken ausfüllte. Die „Mittheilungen" brachten übrigens auch im vorigen Jahre Listen astronomischer Ortsbestimmungen aus Deutsch-Ostafrika.

Für Britisch-Ostafrika wiesen unsre Karten noch bis vor kurzem sehr empfindliche „weiße Flecke" auf, die im Berichtsjahr durch die Veröffentlichung zweier Karten an Umfang viel verloren haben. Das Londoner „Geogr. Journ." hat die vorläufigen Karten Macdonalds, Austins und Kirkpatricks publizirt, die erwünschten Aufschluß über das zwischen Rudolf-See, Uganda und Nil liegende unbekannte Land brachten. Im April-Heft erschien Kirkpatricks Aufnahme des Kioga-Sees, den der Nil auf seinem Weg vom Victoria-Nyansa zum Albert-Nyansa durchfließt. Bisher war nur das Westufer durch Emin Bei's Reise von 1876 näher bekannt. Kirkpatrick fand, daß der See, ein nur flaches Gewässer, eine außerordentlich zerrissene Gestalt hat und schmale Buchten nach verschiedenen Richtungen hin entsendet, deren eine sich dem Victoria-Nyansa bis auf 15 km nähert. Eingehender zu erforschen bleibt noch der Norden des Kioga-Sees. Noch wichtiger ist die im August-Heft des „Geogr. Journ." veröffentlichte Kartenskizze über die Reisen Macdonalds und Austins. Ersterer kam vom Elgon-Berge nordwestwärts bis in die früher nur von Baker und Emin Bei besuchte Landschaft Latuka, während Letzterer zum West- und Nordufer des Rudolf-Sees vorstieß. Die Aufnahmen wurden durch zahlreiche Breitenbestimmungen gestützt und auch einige astronomische Längen sind gewonnen worden, an denen es hier noch gänzlich fehlte. Auch der Rest jenes „weißen Fleckes" wird in kurzem verschwinden, da er der Schauplatz der Reisen des Kapitäns Wellby war, von denen weiter unten die Rede sein wird. Aus diesen Theilen Britisch-Ostafrika's seien dagegen noch die Aufnahmen des Kapitäns Ashburnham in den Landschaften Buddu und Ankole (zwischen Albert Edward- und Victoria-Nyansa) berührt. Ashburnham nahm den Katschera-See auf und verfolgte seinen Ausfluß, den Bukora, bis zur Mündung in den Victoria-Nyansa; er fand, daß dieser Strom kein Nebenfluß des Kagera ist, sondern selbständig in den See mündet. Durch astronomische Breitenbestimmungen will Ashburnham festgestellt haben, daß durch deutsche Stationsbeamte die Grenze ins britische Gebiet des öfteren überschritten worden ist. Endlich ist im vergangenen Jahre auch der zweithöchste der afrikanischen Schneeberge, der Kenia, bis zum Gipfel erstiegen worden, und zwar durch den Oxforder Professor Mackinder. Leider liegt darüber bisher nur ein schlechter „Times"-Bericht vor. Wir entnehmen ihm, daß Mackinder sich von Nairobi, dem zeitigen Endpunkt der Uganda-Bahn (480 km landeinwärts), nordostwärts zum Sagana-Fluß begab, hier ein Lager aufschlug und, begleitet von zwei Schweizer Führern, an die Ersteigung des Kenia und die Erforschung seiner Gletscher ging. Der Aufstieg zur Victoria-Spitze glückte erst beim dritten Versuch am 12. September. Die Höhenmessungen sind noch nicht berechnet; Mackinder gibt dem Berg vorläufig eine Höhe von 5300—5500 m. Danach würde er niedriger sein, als die bisherigen, auf trigonometrischem Weg durch Graf Teleki und Gregory ermittelten Zahlen vermuthen ließen. Nach der Besteigung, die gerade in das 50. Jahr nach der Entdeckung des Berges durch den deutschen Missionär Krapf fällt, unternahm Mackinder noch eine Reise rings um die Abhänge unterhalb der Gletscherzone, nachdem schon vorher sein Begleiter Hausberg den Fuß des Berges umwandert hatte. Mackinder bringt ein reiches wissenschaftliches Material heim, namentlich auch Beobachtungen über die Gletscher, deren er 15 zählte. Am Rudolf-See verunglückte im September v. J. auf der Jagd der deutsche Reisende Dr. Kolb, der sich 1894 und 1895 durch zwei Reisen zum Kenia und einen Versuch, den Berg zu ersteigen, bekannt gemacht hatte. Welchen Weg er eingeschlagen und ob er wissenschaftlich beobachtet hat, ist bisher nicht bekannt geworden.

Das wichtigste geographische Ereigniß, von dem aus dem Osthorn Afrika's zu berichten ist, ist das Erscheinen der Karten über Bòttego's zweite Expedition (im Reisewerk, das in der Beilage vom 17. Oktober 1899 vom Referenten besprochen worden ist). Sie geben Aufschluß über das Seengebiet im Süden Schoa's, über den Lauf des Omo und die südlichen Zuflüsse des Sobat. Für die italienische Forschung ist nun hier keine Stätte mehr; sie wird von Engländern und Russen fortgesetzt, die auch bereits im letzten Jahre die Errungenschaften Bòttego's wesentlich erweitern konnten. Zum Abschluß gekommen ist die große Reise des Kapitäns Wellby. Dieser verließ Ende 1898 Addis Abeba, ging südwärts zum Suai-See, der zum erstenmal 1882 von Dr. Stecker und dann 1886 von Dr. Traversi aufgesucht worden war, und zu den Seen Hogga und Lamina (nördlich von Bòttego's See Pagade); von da wandte sich Wellby zum Omo, den er bis zur Einmündung in den Rudolf-See verfolgte. Hierauf zog er am Ostufer des Rudolf-Sees nach Süden und umging dessen Südende, um dann halbwegs zwischen Rudolf-See und Nil nach Norden vorzudringen; er kreuzte hiebei die Route Austins (s. oben) und erreichte einen nordwärts fließenden Strom, den er bis zum Djuba, dem durch Bòttego bekannt gewordenen großen südlichen Sobat-Nebenfluß, hinunterging. Ueber Nasser begab sich Wellby nach Chartum, wo er im Juli v. J. eintraf. In den Gebirgen Südabessyniens ergänzte der russische Rittmeister Bulatowitsch in den Jahren 1896 bis 1898 die Aufnahmen d'Abbadie's, Cecchi's und Soleillets; er kreuzte hiebei im Westen des Omo zweimal einen langen, zusammenhängenden Gebirgszug, dessen zahlreiche Gipfel er maß und dem er den Namen „Gebirgskette Nikolaus II." beilegte. Wiewohl Bulatowitsch keineswegs, wie er annimmt, der Entdecker dieses Gebirges ist, das im Norden von den erwähnten älteren Forschern gesichtet und im Süden von Bòttego 1896 überschritten worden war, so bleibt ihm doch das Verdienst, die nord-südliche Ausdehnung der Kette festgestellt und sie näher erforscht zu haben. Bulatowitschs Routen reichen südlich bis zum Rudolf-See. Eine Kartenskizze über diese Entdeckungen brachte im September v. J. der „Russische Invalide". Die Afrika-Durchquerung Marchands, deren auf das westliche Nil-Becken bezügliche Ergebnisse wir in unserm vorjährigen Ueberblick zusammengefaßt haben, ist mit der Ankunft in Dschibuti (Mai 1898) zum Abschluß gekommen. Oestlich vom Nil hat Marchand den Sobat aufwärts verfolgt und ist auf geradem, west-östlichen Weg durch Abessynien gegangen. Er dürfte sich hiebei im großen und ganzen auf der Route des Marquis de Bonchamps bewegt haben, so daß er geographisch nicht viel neues aus diesem Theil Afrika's heimgebracht haben wird. In Addis Abeba wurde eine lange Reihe astronomischer Ortsbestimmungen vorgenommen, deren Ergebniß eine Verschiebung der Position dieser vielbesuchten Stadt um 13′ nach Westen ist. Die astronomischen Ortsbestimmungen — wie es heißt, mehrere Hundert an der Zahl — dürften überhaupt unter den Resultaten der denkwürdigen Reise Marchands eine hervorragende Stelle einnehmen. Zum Theil dieselben

Gegenden Abessyniens, die Marchand durchzog, kreuzte 1899 auch der englische Reisende Blundell; außerdem glückte es ihm, den noch unbekannten Mittel- und Unterlauf des Didessa, des großen südlichen Zuflusses des Blauen Nil, aufzunehmen, worauf er sich am Nil entlang nach Khartum begab. Die Wanderung, die im Dezember 1898 in Berbera begann, war im Juli v. J. abgeschlossen. Endlich erwähnen wir noch einer Reise des Subcommissioner des Somal-Landes, Jenner, von Kismaju im Westen des Djuba nach Lugh (Anfang 1899), wobei der bisher nur nach Erkundigungen auf der Karte eingetragene See Deschek-Wama erforscht wurde, und des Beginns einer neuen Reise des Amerikaners Dr. D. Smith nach dem Rudolf-See; der um die Kenntniß des Osthorns bereits hochverdiente Forscher ist im Juli von Berbera aufgebrochen.

Auf Madagascar haben die Forschungen Wilhelm Grandidiers, über deren Anfang wir in unsrer letzten Uebersicht berichteten, vorläufig ihren Abschluß gefunden. Nachdem Grandidier den Westen und das Innere zwecks paläontologischer und geographischer Untersuchungen durchwandert hatte, setzte er sie mit großem Erfolg im Osten fort. Er ging von Fianarantsoa durch das zentrale Gebirge nach Tananarivo und von da nach Majunga. An weiteren Forschungen im Norden Madagascars durch die dort herrschenden Unruhen gehindert, begab er sich zu Schiff um die Nordspitze herum nach Vatomandry (südlich Tamatave), worauf er schließlich noch eine Wanderung die Ostküste entlang bis nach Vohemar hinauf unternahm (Kartenskizze in den „Comptes Rendus“ der Pariser Geographischen Gesellschaft 1899, S. 123). Ueber weiter zurückliegende Untersuchungen auf der Insel ist noch folgendes bekannt geworden: Leutnant Braconnier hat 1897—1898 das Gebiet der im nördlichen und mittleren Theil der Ostküste mündenden Flüsse Mangoro, Maschora und Sakalina durchforscht und Kapitän Lefort Ende 1897 die ebenfalls noch wenig bekannten Küstenflüsse des südlichen Ostens zwischen der Mananara-Mündung und Fort Dauphin untersucht; westlich erstrecken sich Leforts Routen bis Fianarantsoa und Ihosy. Gleichzeitig reiste Kapitän de Thuy im Gebiet des großen, an der Westküste mündenden Mangokystromes, der sich als zum größten Theil schiffbar erwies. Schließlich hat Pater Colin während der Jahre 1896—1898 umfangreiche Triangulirungsarbeiten, magnetische Messungen und astronomische Ortsbestimmungen in der Nordhälfte der Insel durchgeführt, die die Generalstabsaufnahmen fortsetzen. Auf Sokotra ist die im vorigen Bericht angekündigte naturwissenschaftliche Untersuchungen bezweckende Expedition des Dr. Forbes Anfang 1899 bereits beendet worden. Viel botanisches, zoologisches und geologisches Material wurde gesammelt und auch die Karten konnten ergänzt werden; nur die anthropologischen Ergebnisse entsprechen nicht ganz den Erwartungen, da die Bevölkerung sich feindselig zeigte.

Was die Zahl wichtigerer abgeschlossener Reiseberichte anlangt, so ist sie dem schon wenig ergiebigen Jahre 1898 gegenüber noch weiter zurückgeblieben. Die Zeit ist heute vorbei, da jeder Reisende sich sofort nach seiner Heimkehr an den Schreibtisch setzte und ein Afrikawerk verfaßte; die Neigung geht jetzt vielmehr dahin, bald wieder nach Afrika zurückzukehren und neue Lorbern den alten hinzuzufügen. Vielleicht mag auch der Umstand mitwirken, daß nach einer Uebersättigung des Publikums an Reisewerken in früheren Jahren kein großes Interesse mehr für solche vorausgesetzt wird. So schwillt denn die Zeitschriftenliteratur an, in der sich Gelegenheit zu flüchtiger oder aber rein fachwissenschaftlicher Berichterstattung bietet, während zum Bedauern der Geographen die zusammenfassenden, endgültigen Darstellungen ad calendas graecas verschoben werden oder überhaupt unterbleiben. Diesem Bedauern hält allerdings die Erkenntniß die Waage, daß die Qualität der wenigen neu erschienenen Werke eine durchweg sehr gute ist. Erschienen sind u. a.: Freeman: Travels and Life in Aschanti and Jaman; Ansorge: Under the African Sun (Uganda); Thonner: Im afrikanischen Urwald (Mongallagebiet, Congo); Graf Wickenburg: Wanderungen in Ostafrika; Böttego: L'Omo; Robecchi-Bricchetti: Somalia e Benadir, und Klose: Togo unter deutscher Flagge. Alle diese Bücher sind von bleibendem Werthe.

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins vollendet jetzt das erste Halbjahrhundert ihres Bestehens. Im Februar 1850 hat Franz Joseph Mone das erste Heft des ersten Bandes ausgegeben. Wie ihr Begründer alle Zeit einen Ehrenplatz behaupten wird in den Annalen der deutschen Wissenschaft als ein Bahnbrecher einer auf Quellen und Quellenkritik gegründeten Geschichtserkenntniß, vorwiegend in territorialer Forschungsarbeit, so genießt auch die Zeitschrift von Anbeginn ihrer Wirksamkeit den ehrenvollen Ruf eines der vornehmsten landesgeschichtlichen Publikationsorgane Deutschlands. Sie war in erster Linie zu Mittheilungen aus dem großherzoglich badischen General-Landesarchiv bestimmt, an dessen Spitze Mone stand. Die enge Verbindung mit diesem Institut, das historische Quellenschätze in reichster Fülle birgt, hat der Gründung Mone's ihre berechtigte Bedeutung und ihren dauernden Werth gegeben. „Vorzüglich zur Quellenmittheilung bestimmt“, nebenbei auch für „Abhandlungen, die auf quellenmäßigen Auszügen beruhen“, soll sich ihr Inhalt „über das ganze Volksleben der Vorzeit erstrecken, um es in aller Hinsicht kennen zu lernen“ — so kennzeichnet Mone die Aufgaben seiner Zeitschrift, in diesem Sinn hat er sie geleitet oder vielmehr größtentheils selbst ausgearbeitet mit weitem Blick in der Wahl des Inhalts wie in der Abgrenzung des Arbeitsgebietes — er selbst bestimmt den Umfang auf den ganzen Oberrhein vor der Schweiz bis nach Hessen an Main und Nahe. Und so hat er im Laufe der Jahre, so lange es ihm vergönnt gewesen, die Feder zu führen, bis zum Jahre 1868 eine geradezu einzigartige Sammlung kostbarer historischer Bausteine aus den Tiefen der Archive ausgegraben, von deren Menge, Vielgestaltigkeit und Bedeutung nur Wenige einen klaren Begriff haben, an denen aber Keiner vorübergehen darf, der mit der oberrheinischen Geschichte in nähere Berührung kommt. In gleichem Geiste hat darnach das großherzoglich badische General-Landesarchiv die Zeitschrift amtlich weitergeführt, bis mit dem 39. Band 1885 das Unternehmen in der bisherigen Gestalt einen Abschluß fand und mit wesentlich verändertem Programm, doch unter dem bisherigen Titel (mit dem Zusatz „Neue Folge“) von der badischen historischen Kommission übernommen wurde, die seit 1886 jährlich einen starken Band in vier Heften herausgibt. Indem nun die Zeitschrift auch kurzen Referaten über alle wesentlichen Neuerscheinungen in dem Bereich ihres Arbeitsgebietes Raum gewährt, hat sie nicht nur einem vorhandenen Bedürfniß abgeholfen, sondern sich damit erst als das eigentliche Zentralorgan für die landesgeschichtliche Forschung am Oberrhein aufgethan. Diese ihre Stellung hat sie unter bewährter Redaktionsleitung bis zum heutigen Tage vollauf zu behaupten gewußt, zumal seitdem das Elsaß offiziellen Antheil an der Publikation nimmt. Der Schwerpunkt der Zeitschrift liegt nunmehr auf dem Gebiet der Darstellungen und Abhandlungen, während den unmittelbaren Quellen nur noch ein geringer Raum zugemessen ist, Texte größeren Umfangs völlig ausgeschlossen sind. Daraus ergibt sich von selbst eine stärkere Betonung der neueren Geschichte und ein Zurücktreten der mittelalterlichen Stoffe, die der Natur der Sache nach in der alten Serie überwiegen. Einige, allerdings nur geringe Ergänzungen für die Quellenpublikationen sollen die in Verbindung mit der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins herausgegebenen, nur wenige Bogen umfassenden „Mittheilungen der badischen historischen Kommission“ bilden. Ein eigentliches Organ des General-Landesarchivs fehlt, seitdem die alte Mone'sche Zeitschrift eingegangen ist, und doch harren

noch immer zahlreiche ungehobene Schätze in seinen Beständen der Veröffentlichung. — Voll ungetheilter Anerkennung und Befriedigung blicken wir zurück auf die gewaltige Leistung, welche ernste Forschungsarbeit in 50 Jahren mit den vorliegenden 53 Bänden der ganzen Reihe vollbracht hat. Ein Mangel aber macht sich dem, der die Zeitschrift liebgewonnen hat und ihre Ergebnisse sich zu Nutzen machen möchte, immer empfindlicher geltend: Es fehlt ein umfassendes Register, das rasch und zuverlässig Aufschluß gibt über den unübersehbaren Stoff, der hier im Laufe der Jahre aufgehäuft worden ist. Es wäre zu wünschen, daß die badische historische Kommission diesem schon oftmals beklagten Mangel abhelfe. Sie würde damit nicht nur einer Pflicht der Pietät gegenüber dem Begründer der Zeitschrift genügen, sondern auch sein und ihr eigenes Werk der Wissenschaft erst recht nutzbar machen.

Karlsruhe. Karl Brunner.

r.h. Die finanziellen Beziehungen der florentinischen Bankiers zur Kirche von 1285—1305. Von Gg. Schneider (Bd. XVII Heft 1 der „staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen" von Schmoller). Leipzig 1899. Preis 2 M. — Außer Handel und Krieg verhalf der Geldwirthschaft noch eine dritte Macht zum Sieg über die Naturalwirthschaft, nämlich die Kirche, welche insbesonders zur Einziehung der Kirchensteuern in allen christlichen Ländern kaufmännischer Beihülfe bedarf. Diese leisteten ihr eine wechselnde Reihe von vorwiegend florentinischen Bankhäusern, zu denen die Kurie in einer Art patriarchalischem Verhältniß stand, und die nicht nur als Depositen- und Kreditbanken der Kammer der Kurie und des Kardinalkollegiums fungirten, sondern auch unter Mitwirkung der Kurie einzelnen geistlichen Würdenträgern Beträge erstaunlicher Höhe kreditirten. Interessant ist es, zu beobachten, wie die Kirche um jene Zeit sich vergebens bemühte, an dem Verbot des Zinsennehmens festzuhalten, ein Verbot, das gerade ihren eigenen Bedürfnissen am meisten widerstrebte, und in welcher Weise dasselbe äußerlich aufrecht erhalten, de facto aber beiseite geschoben wurde. Die wechselnden Verbindungen mit den Banken trugen aber neben dem persönlichen Verhältniß (Verpflichtung zur Reisebegleitung bei den sogenannten mercatores curiae u. s. w.) auch einen politischen Charakter, indem die Kirche sich mit Vorliebe auf jene Häuser stützte, die in Tuscien u. a. a. O. eine politisch hervorragende Rolle spielten. Erst mit der Auswanderung der Päpste nach Avignon trat dieses politische Band in den Hintergrund. Neben interessanten Einblicken dieser Art begegnen wir allerdings in der citirten Schrift einer solchen Unzahl von wenig belangreichen Namen, daß wir auf einen Theil derselben gern verzichten würden.

* Zur Ausrüstung der Polar-Expedition unter Leitung des Barons Toll bringt der „Rev. Beob." folgende Einzelheiten: Die „Kajaks" (Eskimo-Böte), deren sich die Nordpol-Expeditionen bisher bedienten, wurden aus geölter Leinwand oder Fellen hergestellt und litten stets an großer Brüchigkeit. Die Expedition, die unter der Leitung des Polar-Reisenden Baron Toll zur Erforschung der Neusibirischen Inseln und des Ssannikow-Landes ausgerüstet wird, hat nun ein besseres Material zur Herstellung dieser unbedingt nothwendigen Transportmittel ausfindig gemacht. Die Kajaks dieser Expedition werden nämlich vom Schiffsbauingenieur C. Mühlenthal in St. Petersburg aus Fournierplatten der Revaler Firma A. M. Luther erbaut und weisen bei einer Länge von 16 Fuß und Breite von 2 Fuß 6 Zoll nebst einer Tragfähigkeit von 30 Pud das verschwindend kleine Gewicht von nur 80 Pfund auf. Die Fournierplatten sind mit einer besonderen Farbe imprägnirt, die sie gegen Witterungseinflüsse sehr widerstandsfähig macht. Die Versuche, die mit diesen Boten in St. Petersburg von Sachverständigen angestellt worden sind, haben die besten Resultate ergeben.

β. **Gießen.** Am letzten Montag, 19. Febr., wurde in Anwesenheit des Ministers und zahlreicher Ehrengäste die feierliche Einweihung eines neuen Universitätsgebäudes vollzogen, unter dessen Dach das physikalische und das physikalisch-chemische Institut vereinigt wird. Es ist nach fachmännischen, bei der Einweihungsfeier ausgesprochenen Urtheilen gegenwärtig das vollkommenste Institut seiner Art in Deutschland. — Dr. phil. Wilh. Eidmann hat sich hier für Chemie habilitirt.

* **Marburg.** Als Privatdozent habilitirte sich an hiesiger Universität Dr. med. Wendel, Assistent an der hiesigen chirurgischen Universitätsklinik, mit einer Antrittsvorlesung über „Charakterveränderungen als Symptome und Folgen chirurgischer Krankheiten des Stirnbeins".

* **Göttingen.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Professor F. Streintz, früher in Graz, als Privatdozent für Elektrochemie habilirt.

* **Graz.** Der Studienpräfekt im hiesigen fürstbischöflichen Priesterhaus, Dr. Johann Haring, ist zum außerordentlichen Professor des Kirchenrechts an der hiesigen Universität ernannt worden.

w. Am 21. Februar starb in Mailand der Afrikareisende Emilio Bencetti im Alter von kaum 41 Jahren. Nach einer längeren Reise im Innern Afrika's hielt er sich zwei Jahre in Sansibar als italienischer Konsul auf. Die belgische Regierung übertrug ihm darauf eine schwierige Unternehmung im Congostaate. Einige Jahre später übernahm er in Bengasi in Tripolis die Errichtung und Leitung einer italienischen Faktorei. Dann ging er zu den Goldminen Transvaals, blieb aber auch hier nicht lange, sondern führte für England eine Telegraphenleitung am Limpopo aus. Dabei überfiel ihn das Fieber, an dessen Folgen er starb.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

L. Loewenfeld: Somnambulismus und Spiritismus. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. I.) Wiesbaden, J. F. Bergmann 1900. — Dr. K. J. Neumann: Die Grundherrschaft der römischen Republik, die Bauernbefreiung und die Entstehung der servianischen Verfassung. Rede. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) 1900. — M. Friedländer: Aus Galizien. I. Reiseerinnerungen. Wien u. Leipzig, M. Breitenstein 1900. — Zeitschrift für Sozialwissenschaft. III. Jahrg. 2. Heft. Hggb. von Dr. Julius Wolf. Berlin, Georg Reimer 1900. — Dr. Fr. Stier-Somlo: Die Volksüberzeugung als Rechtsquelle. Vortrag. Berlin, K. Hoffmann Rechtswissenschaftlicher Verlag 1900. — Jahresbericht des epigraphisch-numismatischen Kabinets der Universität in Graz am Schluß 1899. Graz, Selbstverlag. — Dr. K. Ueberhorst: Das Komische. II. Band. Eine Untersuchung. Leipzig, Gg. Wiegand 1900. — Oesterreichisches Proletarier-Liederbuch. Lieder für das arbeitende Volk. Gesammelt von H. Heller. 2. Aufl. Wiener Volksbuchhandlung. — Rudolf Rabe: Deutschland voran! (Burschenschaftliche Bücherei. Band I. Nr. 1.) Berlin, Karl Heymanns Verlag. — Dr. Ulrich Diem: Das Wesen der Anschauung. Ein Beitrag zur psychologischen Terminologie. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Band XIX.) Bern, C. Sturzenegger 1899. — Richard Leiner: Abschied. Schauspiel. München, Ernst Scherzer 1900. — Samuel Goldmann: Das Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897 (mit Ausschluß des Seerechts). 1. Lfg. Berlin, Franz Vahlen 1900. — Dr. M. Mittelstein: Die Miethe nach dem Recht des Deutschen Reiches. Ebd. 1900. — Dr. Rudolf Schultheis: Der deutsche Vormundschaftsrichter. Eine systematische Darstellung seines gesammten Wirkungskreises. Ebd. 1900. — O. Kraft v. Helmhacker: Erste Dichtungen. Wien, Karl Konegen 1899. — Arthur Oelwein: Starke. Vier Novellen. Ebd. 1900. — Hermann Bardach: Wie Hans die Weiber kennen lernen wollte. Ebd. 1899. — Alfred Bock: Die Prinzessin von Sestri. Lustspiel. Berlin, F. Fontane u. Co. 1900. — Dr. med. Birnbaum: Die Influenza. Ihre Ursachen, Symptome, Verbreitung und Behandlung. Minden i. W., Wilh. Köhler 1900. — Emil Haußer: Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen. XXV. Heft. Das Bergbaugebiet von Markirch. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) 1900. — Dr. Fr. Schierlinger: Handels- und Wechselrecht. Urheber- und Musterschutz. Die juristischen Personen. Zivilprozeßrecht. (Der praktische Rechtsbeistand. II. Band.) München, Karl Haushalter 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle** in München.

Uebersicht.

Gustav Freytag und Heinrich v. Treitschke im Briefwechsel.

I.

Das edle Freundespaar wird vom Herausgeber der Briefe,[1]) Alfred Dove, ebenso treffend wie feinsinnig mit der Herme Herodot-Thukydides im Museum zu Neapel verglichen, der herrlichsten unter den Doppelhermen, die uns aus den alexandrinischen Bildnerwerkstätten erhalten sind. „Gleich einer Zwillingsfrucht wachsen die Büsten aus einem einzigen starken Pfeiler hervor; er vergegenwärtigt den Stamm gemeinsamen Volksthums, der diese blutsverwandten Geister trug. Das eine Hinterhaupt ist mit dem anderen verschmolzen, als hätten die Worte beider Männer ein und derselben leitenden Idee gehorcht. Das Antlitz aber schaut hüben und drüben in voller Eigenart nach seiner Seite aus und wird je für sich vom nämlichen Licht in verschiedener Weise getroffen; es sind eben doch, persönlich gesondert, zwei Abschnitte eines Zeitalters, die uns dies Gebilde in geschichtlichem Zusammenhang vor Augen führt."

Beide, Freytag wie Treitschke, trugen den gleichen patriotischen Wunsch im Herzen und hatten das gleiche Ziel, Einigung der deutschen Stämme unter preußischer Aegide, im Auge; Beide waren kleinstaatlichen Sonderbestrebungen, demokratischen Phrasen und klerikalen Machtgelüsten abhold, Beide auch in der Politik Freunde, dennoch eben als Politiker durchaus unabhängige, ja verschiedenartige Persönlichkeiten. Freytag immer zurückhaltend, maßvoll, zu ruhiger Erörterung geneigt, Treitschke der heißblütige Rufer im Streit; Freytag den Grundsätzen seiner Schule, des englischen Liberalismus, bis an sein Ende getreu, eine Zierde des Bernhardi'schen Kreises, eine Stütze der coburgischen Propaganda; Treitschke für das Credo der Liberalen schon zu Anfang nicht begeistert, zuletzt demselben geradezu feind.

In den Briefen kommen begreiflicherweise mehr die gemeinsamen Sympathien als die Gegensätze zum Ausdruck, aber Verstecken spielen die beiden Männer miteinander nicht, und so sind diese Schriftstücke ein willkommener Beitrag zur vollen Erkenntniß ihres Wesens und Wirkens, wie zum Verständniß der politischen Strömungen in der wichtigsten Epoche der deutschen Geschichte.

Als Süddeutscher erlaubt sich Referent noch zu bemerken, daß jene Gegensätze zwischen den beiden Freunden für manches harte, ja ungerechte Urtheil Treitschke's über außerpreußische Zustände Trost gewähren; man kann über sächsische, württembergische und bayerische Fragen anders denken als Treitschke und doch ein ebenso guter Deutscher sein wie er.

[1]) Leipzig, S. Hirzel 1899.

Der Herausgeber geht in seinem Vorwort auf den politischen Gehalt der Briefe nicht näher ein. Was er über Freytag und Treitschke als Menschen, Gelehrte und Schriftsteller sagt, ist, wie es sich bei Alfred Dove von selbst versteht, gedanklich bedeutend und in der Form mustergültig. Namentlich die Charakteristik Freytags ist bewundernswerth. Dove stellt ihn als Historiker ungemein hoch, sogar über Treitschke. „Er ist unsern besten Historikern beizuzählen, ja, er behauptet unter ihnen einen durchaus eigenthümlichen Platz. Er war zur Geschichte gelangt auf dem Umweg durch die germanische Philologie, in kritischer Methode durch Lachmann unterwiesen, im Innern erleuchtet durch den Genius Jakob Grimms. Von der universalen Höhe Ranke's hielt ihn, wie er gesteht, teutonische Empfindung fern, allein wie er mit dessen erster Schülerreihe in gleichem Lebensalter stand, so theilte er mit dieser Generation von Haus aus die Gabe der Anpassung an die Vergangenheit, den historischen Takt, volle Gründlichkeit, weise Behutsamkeit, sicheres Gleichgewicht zwischen Einbildungskraft und prüfendem Verstand. Indem er nun hiemit die Freude des Germanisten am nationalen Leben in der ganzen Breite und Tiefe seiner Strömung verband, gerieth er schon als junger Dozent auf den Plan einer deutschen Kulturgeschichte, wie er ihn in reifen Jahren so meisterhaft im Cyklus seiner Bilder ausgeführt, der hernach seinen Abschluß in der prächtigen Biographie Karl Mathy's fand."

Was manche Biographen Treitschke's versäumt haben, holt Dove nach: er wird seinem dichterischen Genius gerecht. In Richard M. Mayers Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert, dem werthlosen Gegenstück zu Gurlitts geistreicher Kunstgeschichte, sagt der geschwätzige Autor, Treitschke habe kein Dichter werden können, weil „seine Fähigkeit des Mit- und Einfühlens (!) zu sehr begrenzt" gewesen sei. Wie kräftig, wie wahr ist dagegen das Wort Dove's: Treitschke's Gedichten habe es gefehlt „an der inneren Freiheit schöner Kunst, jener unbewußten Empfindung, die beim echten Dichter den Eindruck unerklärlicher Eingebung macht und die eben nur aus der völligen Hingabe des Subjekts an den selbstgeschaffenen Gegenstand entspringt". Auch ein großer Dramatiker wurde Treitschke nicht, trotzdem er selbst, wie Freytag mit seinem sicheren Blick für Menschen sagt, ein „dramatischer Charakter" war; das unumgänglich nothwendige „Moment der ästhetischen Abkühlung gegen das eigene Selbst" lassen sein „Heinrich von Plauen" und seine anderen dramatischen Pläne vermissen. Dagegen leuchtet hell aus seinen Essays wie aus seiner Deutschen Geschichte jene Poesie hervor, die ihm auch als Menschen selbst eigen war. „Seine Erzählung, noch mehr seine Schilderung sind vom Widerschein eines überaus reichen, immer erregten Gemüths mit poetischem Schimmer übergossen; der tiefe Athemzug seiner Rhetorik berührt uns nicht selten wie ein Ringen nach Gesang."

Vortrefflich entwickelt uns Dove den Fortschritt in seiner Arbeit, das edle Ringen nach dem Ideal, von den dramatisch lebendigen, oft allzu dramatischen Essays zu den

Bänden der Deutschen Geschichte, die Steigerung seines Könnens, die wachsende Einsicht in die Gesetze geschichtlicher Darstellung. „Zu einem Thukydides freilich ward Treitschke auch da nimmermehr; hin und wieder läßt sich noch auf den spätesten Blättern seiner Geschichte der Demosthenes in ihm vernehmen.“

Dem Herausgeber gilt die „geistige Feindesliebe“, „die jede geschichtliche Erscheinung gleich tief von innen heraus zu begreifen strebt“, als der erste Vorzug eines Historikers, und allerdings hat er dafür ein klassisches Beispiel. In Ranke's Geschichtsbüchern spricht weder Haß noch Liebe, kaum daß er uns errathen läßt, in welches Lager er selbst gehören würde.

Mit solcher olympischen Ruhe die weltlichen Bestrebungen und Irrungen, das Wohl und Weh der Völker vorzutragen, war Treitschke nicht gegeben. Er hielt mit seiner entgegengesetzten Ansicht über Geschichtschreibung nicht hinterm Berge. „Jene blutlose Objektivität, die gar nicht sagt, auf welcher Seite der Darstellende mit seinem Herzen steht, ist das gerade Gegentheil des echten historischen Stils. Alle großen Historiker haben ihre Parteistellung offen bekannt.“ Auch wir halten es lieber mit der „tugendhaftigen, unerschrockenen Muthsamkeit“, die Ulrich von Hutten einem Ahnherrn der Mutter Treitschke's, dem „Ritterhäuptling“ Franz von Sickingen, nachrühmte: „Und wünsch' dir damit, nicht als wir oft unsern Freunden pflegen, eine fröhliche, sanfte Ruh, sondern große, ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäft, darin du vielen Menschen zu gut dein stolzes, heldisch Gemüth brauchen und üben mögest.“

Treitschke und Freytag lernten einander im Jahre 1862 in Leipzig kennen, wo sich eine Anzahl gesinnungsverwandter Schriftsteller in einer bescheidenen Bierstube, im „Kitzing“, ein paarmal in der Woche zu zwanglosem Meinungsaustausch versammelte. Doch nur kurze Zeit nahm Treitschke an den Zusammenkünften theil; schon im nächsten Jahre siedelte er nach Freiburg über. Auch in unsre Sammlung ist die herrliche Abschiedsrede Freytags an den jungen Freund, die schon aus der trefflichen Biographie Schiemanns bekannt ist, aufgenommen. Mit warmen Worten rühmt der Redner die furchtlose Entschlossenheit, mit der der jüngere Freund jederzeit für sein politisches Glaubensbekenntniß eintrete, die Poesie, die in dem „Max Piccolomini“ der kleinen Tafelrunde Fleisch und Blut geworden sei, die ebenso seltene wie bewundernswerthe Vereinigung von Ethos und Pathos in allen Schriften Treitschke's.

Alsbald wurden zwischen Freiburg und Leipzig Briefe gewechselt. Sie beschäftigten sich zunächst hauptsächlich mit der schleswig-holsteinischen Frage. Treitschke, wie alle Welt, erblickte im Augustenburger den rechtmäßigen Herrn der stammverwandten Lande. „Hoffentlich ist der Tag nicht mehr fern, wo der Herzog, auf jede Gefahr hin, selbst in sein Land geht.“ Er bekannte sich damals rückhaltlos zum politischen Programm der Gothaer. „Wenn Sie glauben, daß man mich in Gotha brauchen kann, so bin ich jeden Augenblick bereit, meine Professur niederzulegen.“ „Mit aller Leidenschaft, deren sein Blut fähig“, hängt er an Preußen; in den übrigen deutschen Staaten sieht er nur „verrottete Dynastien“, deren armseliges Dasein keine längere Existenz verdiene. Weit kühler und gelassener bespricht Freytag die politischen Angelegenheiten. Er bedauert, daß „die Regeneration Preußens nicht durch eine unwiderstehliche Energie des Volkscharakters, sondern durch langsames Zerarbeiten der Parteien werde bewirkt werden, zuletzt wohl durch einen Thronwechsel, den das Schicksal oktroyirt“. Unterdessen gelte es, muthig auszuharren und sich mit Geduld in das Unvermeidliche zu fügen. „Die Deutschen sind zu brave Kerle, als daß sie verderben sollten, und die Preußen haben vor den Anderen noch das voraus, daß sie trotz allem Söhne eines großen Staates sind. Es wird dort auf einmal in Reformbewegung kommen, wie in einer Champagnerflasche, wenn der Stöpsel springt.“ Dann, so hofft der Freund, werde auch der Tag kommen, daß Treitschke nach Berlin berufen werde, „um in besserer Zeit dort das neue Geschlecht ziehen zu helfen: das ist die Bestimmung, die Ihnen doch das Schicksal dekretirt hat.“

Wie wir schon oben sagten, ist der Briefwechsel nicht nur wegen der offenherzigen politischen Meinungsäußerungen, sondern auch nach anderen Seiten hin interessant. Besonders erfreulich ist der Einblick in die literarische Thätigkeit der Freunde.

Treitschke machte sich in seinen letzten Lebensjahren nicht wenig über die Behauptung lustig, als sei erst in allerjüngster Zeit durch Betonung des kulturgeschichtlichen Moments für die Geschichtschreibung ein neues Licht aufgegangen. Und wohl war er vor Allen zu diesem Spott berechtigt. Denn er selbst hat in seinen historischen und politischen Aufsätzen, z. B. über das Ordensland Preußen, über die Niederlande 2c. die besten Beispiele gegeben, wie man alles Werk eines Volkes beleuchten muß, um ein erschöpfendes Zeitbild zu bieten. „Unsre Geschichte,“ äußert er in seinem Begleitschreiben zum ersten Bande jener Essays, „ist nicht mehr enthalten in den Werken der Dichter und Denker, aber auch der würde nur ein Zerrbild des deutschen Lebens geben, wer bloß zu berichten wüßte von den Landtagen und den Wandlungen der Volkswirthschaft. Die Wechselwirkung der wissenschaftlichen, der künstlerischen und der staatlichen Arbeit bildet einen wesentlichen Charakterzug der Uebergangszeit, darin das heutige Deutschland steht. Wer sich nicht ein selbständiges Urtheil zutraut über diese verschiedenen Zweige des Volkslebens, soll seine Hand lassen von unsrer neuesten Geschichte.“

Freilich nur „anzuregen, nicht zu erschöpfen“, bleibt die bescheidene Aufgabe des Essay's. Dagegen hat der Essayist wieder einen Vortheil vor dem Verfasser einer ausführlichen Geschichtserzählung voraus: „er kann in reinlichen Umrissen zu einem ausdrucksvollen lebendigen Bilde vereinigen, was dieser an zwanzig Stellen zerstreuen muß....“

Rücksichtslose Wahrhaftigkeit allein könne der Geschichte Werth verleihen. „Noch ist die deutsche Staatswissenschaft nur allzu reich an Halbwahrheiten, die Jeder nachspricht und Keiner glaubt. Mir schien es weder ehrenvoll noch nützlich, die erste, die selbstverständlichste aller Pflichten des politischen Schriftstellers zu verabsäumen und da versteckte Winke zu geben, wo nur unumwundene Offenheit der Rede frommen kann.“ Ueber den Umfang an Zeit und Mühe, den die schon in Freiburg geplante „Geschichte des deutschen Bundes“ beanspruchen werde, täuschte sich der Autor gründlich. „Diese deutsche Geschichte,“ schrieb er am 13. Nov. 1864 an Freytag, „wird mir noch mehrere (!) Jahre rauben; auch das Karlsruher Archiv hoffe ich auszubeuten. Wüßte ich nicht so gewiß, daß die Geschichte des deutschen Bundes geschrieben werden muß und großen Nutzen stiften kann: ich wählte jede andere Arbeit lieber als diese, die aller Größe, alles ästhetischen Reizes baar ist. Endlich wird aber doch die Zeit kommen, wo auch diese Arbeit überstanden ist und ich mich Aufgaben zuwenden kann, die dem Herzen wohlthun. Einstweilen lese ich im Tacitus und studire den Ton, welcher dem Erzähler schmählicher Dinge geziemt.“ Als das Schmählichste der deutschen Geschichte gilt ihm ja die Rheinbundepoche, und es regt den heftigsten Zorn in ihm auf, daß er in Baden noch immer verehrungsvoll und im Pathos des echten Patriotismus von Errungenschaften der Franzosenzeit reden hört. „Man meint, die Süddeutschen seien die Bescheidensten unsres Volkes. Ich sage, sie sind die Dünkelhaftesten, sie halten sich Mann für Mann für die eigentlichen Deutschen und den Norden für ein halb-

barbarisches Land. Dazu ein zuchtloses Maulheldenthum, daran ich nicht ohne Ekel denken kann. Glauben Sie mir, nur das gute Schwert des Eroberers kann diese Lande mit dem Norden zusammenschweißen. In einem deutschen Staate erst werden diese häßlichen Züge der Süddeutschen verschwinden; es sind trotz alledem herrliche Menschen, und ich habe sie herzlich lieb gewonnen." Namentlich der Aufsatz über den Einheitsstaat erregte dem Verfasser viele Gegner; es war ein Akt heroischer Selbstlosigkeit, daß der Großherzog von Baden das Buch mit dem Aufsatz, in dem der Selbständigkeit der Kleinstaaten kurzweg jede Berechtigung abgesprochen wird, mit wohlwollender Anerkennung entgegennahm. Freytag theilte die Auffassung des Freundes nicht unbedingt. „Es war eine gute That, den Aufsatz zu schreiben, und diesen Halben und den noch zahlreicheren Staatlosen in die Zähne zu schleudern." Doch die Frage: Ob sich die deutsche Zukunft in Wahrheit so gestalten wird? dürfte wohl nicht zu bejahen sein, „da Preußen noch immer allzu stark in den alten Agrikulturtraditionen stecke und auch auf seinem eigenen Boden nicht die Kräfte erzeugen könne, welche ihm die geistige Führerschaft Deutschlands sichern." Vor allem fehle in Berlin ein Geschlecht mit kräftigem Idealismus. „Wenn man nicht alter Fritz ist, kann man nicht große Politik mit kleinen Leuten machen." Als ideales Ziel deutscher Politik erscheint auch Freytag der Einheitsstaat, doch meint er, daß man „über das Stadium eines Bundesstaates nicht hinwegkommen werde".

Treitschke trennte sich vom Nationalverein sehr bald und entschieden, als er ihm für die Zeichen der Zeit und den kommenden Mann verständnißlos erschien. Freilich hatte auch Freytag für Bismarck, der das Freiheitsideal der deutschen Patrioten gering schätzte, wenig Neigung. Treitschke billigte die innere Politik des Staatsmannes nicht, ahnte aber dennoch schon seine künftigen Thaten. Vorerst tritt die Meinungsverschiedenheit in diesem Punkt im Briefwechsel nicht zutage.

Ergreifend ist die Klage Treitschke's über das Verhängniß, der Sohn eines Mannes zu sein, dem die „teutonische Sonderthümelei" heilig und unantastbar gilt.

Der Konflikt zwischen dem Vater Treitschke, dem treuen Diener der sächsischen Dynastie, und dem Sohne, der in der Vielstaaterei das Unglück Deutschlands sieht, war wie ein Vorspiel des gewaltigen Dramas „1866". Heute, da die deutschen Fürsten und Stämme verbrüdert sind, können wir jener Gegensätze mit Ruhe gedenken; damals erschütterten sie mit elementarer Gewalt die Gemüther. „Mein Vater ist aufgewachsen in der Stammesfeindschaft der alten Zeit, die wir Jüngeren kaum noch begreifen. Ihm ist zumuthe wie mir, wenn mein Sohn unter die Franzosen oder Dänen ginge; er sieht in Preußen einfach den Feind, den Todfeind, und die Götter wissen, daß die jüngsten Sünden hüben und drüben diese Bitterkeit nur vermehren konnten. Der alte Bruderhaß brennt wieder auf; bei manchen Aeußerungen sehr verständiger Männer ist mir's, als hörte ich das Geschlecht des 30jährigen Krieges reden, und ich fühle lebhaft nach, was ein alter Herr empfinden muß, der die Theilung Sachsens miterlebt hat.... Kurz, die Zeitverhältnisse konnten nicht ungünstiger sein für die Stimmung meines Vaters, und er gesteht, daß ihn seit dem Tode meiner Mutter nichts so schmerzlich berührt habe, wie mein Buch."

In der Einverleibung von Schleswig-Holstein in Preußen sah Treitschke die erste Etappe der Einigung Deutschlands; deßhalb der begeisterte Ungestüm, womit er diese „heilsamste Lösung der brennenden Frage" betreibt. Freytag erfreut sich der „schönen Kraft", die sich in der jüngsten Schrift seines Freundes offenbart, und versichert, Niemand, auch Treitschke nicht, könne die Annexion feuriger wünschen, als er, — doch er halte sie bei dem gegenwärtigen Zerwürfniß zwischen Preußen und Oesterreich für unmöglich. Oesterreich werde das zweideutige Verhalten der preußischen Regierung dazu benutzen, die Mittel- und Kleinstaaten um so fester an sich zu ketten, und dieser Koalition gegenüber sei Preußen ohnmächtig. Und „weder Bismarck noch Wilhelm wagen einen Krieg mit Oesterreich". Noch ungünstiger spricht sich Freytag über Bismarcks „Experimentiren" in einem Brief vom 14. Sept. 1865 aus. „Die gegenwärtige Politik Preußens hat auch für mich etwas sehr Widerwärtiges. Zunächst, weil sie launisch mit kecken Einfällen operirt, denen jede nachhaltige Kraft fehlt, dann, weil sie so erbärmlich und schamlos unehrlich ist. Der Fuchs, welcher lüstern nach den Trauben springt, ist nicht das Thier, dem ich mit Vertrauen zuzusehen vermag. Und wenn solch bestienhaftes Wesen, welches unnütz das Hundegebell von ganz Europa gegen mein armes Preußen aufregt, noch wagt, was selbst genialer Kraft erst von der Dankbarkeit späterer Geschlechter verziehen werden darf, so schwillt mir der Grimm!" Er traut im Ernste dem Leiter des preußischen Kabinets den Gedanken zu, den Oesterreichern, um sie zu Abtretungen von Nordschleswig gefügiger zu machen, die Grafschaft Glatz zurückzugeben, und klagt über die Befestigung von Olmütz, wo nunmehr von den weitsichtigeren Oesterreichern die einzige Oeffnung zu einem Vorstoß preußischer Armeen — „die einzige, da Böhmen seit den Erfahrungen Friedrichs des Großen außer Frage ist," — zugerammt worden sei. „Einen großen Krieg vermag Preußen jetzt nicht zu führen und weder das Militärkabinet noch Graf Bismarck riskiren ihn." Den Vortheil werde nur Frankreich haben, dessen Kaiser vorerst ruhig warte, „was sein Schüler Bismarck ihm anbieten wird". Erstaunt und traurig frage er sich, wie ein Mann von so großem und freiem Urtheil wie Treitschke, den von Bismarck eingeschlagenen Weg zur Erhöhung des preußischen Prestige mit Beifall begrüße! Die wunderliche Erscheinung lasse sich wohl nur daraus erklären, daß Preußen seit 1815 gar keine auswärtige Politik gehabt habe, jetzt aber wenigstens den Willen zeige, selbständig aufzutreten, und daß die Freude darüber, daß überhaupt etwas geschehe, die Frage gar nicht aufkommen lasse, ob es auch gut geschehe.

Diesen Klagen und Anklagen gegenüber räumt Treitschke die Zerfahrenheit der preußischen Zustände ein. „Ein Bewunderer Bismarcks bin ich und werde ich nicht, obwohl ich — nach Roggenbachs sicherlich nicht allzu günstigen Erzählungen — ihn und seinen Keudell höher achte, als Sie zu thun scheinen." Die Tadler Bismarcks möchten nur auch hinblicken auf die heillosen Zustände in Oesterreich — in Meißners Roman „Schwarz-Gelb" z. B. sei die „echte k. k. Mischung von Gemüthlichkeit und Bestialität prachtvoll veranschaulicht" —, auf die „Meute der Rheinbündler", auf die in einen Sumpf von Phrasen und Schimpfreden versunkene weiland nationale Partei! Unter solchen Umständen lasse sich die Pflicht des wahren Patrioten nur darin erblicken, Bismarcks auswärtige Politik zu unterstützen. Schärfer noch greift Treitschke ein paar Wochen später die Gefühlsduselei jener Politiker an, die noch immer von einem liberalen Regiment in Preußen das Heil für Deutschland erwarten — die Verlogenheit des Nationalvereins, der grundsätzlich darauf ausgehe, immer neue, möglichst nichtssagende Formeln zu finden, um Leute, deren Meinungen himmelweit auseinanderliegen, scheinbar unter einen Hut zu bringen —, das Maulheldenthum der Süddeutschen, die, obwohl in ihrem Haus und Beruf, in Kreis und Gemeinde verständige, redliche, praktische Männer, in der großen Politik nur phrasenhaft und lügnerisch handeln. „Im ganzen finde ich den sittlichen und politischen Zustand der Nation niederschlagend, wie seit

langem nicht." Das müsse aber erst recht einem Jeden, der noch ein wenig Verstand und Hoffnung in sich fühle, dazu spornen, auf die öffentliche Meinung in gutem Sinn einzuwirken. „Ernsthaftes Arbeiten für die politische Reform ist wirklich ein sittliches Apostelamt." Deßhalb will Treitschke lieber die Arbeit am größeren Werk aufschieben, um durch kurze Essays unmittelbarer und kräftiger auf die Nation einzuwirken; die Rücksicht, daß er mit Essays seiner Carriere nicht nützen werde, könne ihn nicht abhalten, denn „der Patriot ist in mir tausendmal stärker als der Professor, und mit den rechten Zunftgelehrten werde ich ohnehin nie auf guten Fuß gelangen". Verschämt tritt Freytag für den Nationalverein ein; er nennt ihn „eine Kleinkinderbewahranstalt für zuchtlose Demokratie, die allmählich an die Idee Preußens gewöhnt werden soll, und an ein parlamentarisches Selbstbeschränken", denn jetzt dem Deutschen offen vom Beruf Preußens zu reden, sei fruchtlos. „Der Deutsche sieht nur empört den argen Mann Bismarck und die Rotte, welche unter seinem Vorsitz in Preußen die Fülle kleiner Scheußlichkeiten verübt und er ruft: unter einem Baum, der solche Früchte trägt, mag ich nicht sitzen."

Völkerkunde und Kulturwissenschaft.[1])

Seit E. H. Tylor die Grundlinien zu einer umfassenden Entwicklungsgeschichte der menschlichen Zivilisation entworfen hat, ist mit dem anwachsenden Material begreiflicherweise auch die Detailausführung immer umfangreicher geworden. Alle Sphären des sozialen Lebens sind in den Bereich einer emsigen Sammelarbeit gezogen, und damit ist zugleich einer künftigen induktiven Psychologie nach der Formel der Bastian'schen Gedankenstatistik ein unendliches Inventar zugeführt. Diese ganze Forschung ist nur möglich und gewinnt andrerseits auch damit ihre eigentliche Bedeutung unter der leitenden Voraussetzung, daß es uns gelingt, innerhalb dieser sinnverwirrenden Menge der verschiedenartigsten Erscheinungen große Gesetze oder doch wenigstens periodisch wiederkehrende Rhythmen zu entdecken, in welchen sich Sinn und Wesen aller sozialen Ereignisse und Formen offenbaren. Diese sozialpsychologische Anschauung, schon vorbereitet durch das bekannte Programm der Völkerpsychologie, das seinerzeit Lazarus und Steinthal aufstellten, wird schwerlich trotz aller bedauerlichen Uebertreibungen erschüttert werden, weil in der That ohne diese Perspektive der blindesten Spekulationswuth wieder Thor und Thür geöffnet ist. In diesem Sinne hat auch L. Frobenius neuerdings in einer auf mehrere Bände berechneten Untersuchung es unternommen, die Grundzüge der menschlichen Gesittung nach den einzelnen Kontinenten, also in geographischer Anordnung, besonders für die Anfangsstufen einer methodischen Zergliederung und systematischen Zusammenfassung zu unterziehen, deren Prinzipien hier einer kurzen Erörterung unterliegen mögen.

Die Kulturlehre soll, wie es heißt, den Anforderungen der Naturwissenschaft angepaßt werden, vor allem muß es zum Bewußtsein gebracht werden, daß wir es nicht mit chronologisch genau abgegrenzten Perioden, sondern mit Formen im Sinne der Entwicklungsgeschichte zu thun haben. Daß die ethnologische Betrachtung in ihrer psychologischen Zergliederung des Kulturbegriffs sich nicht nach dem landläufigen Rahmen einer mit bestimmten Zeiträumen operirenden Tafel richten kann, ist freilich zweifellos; dagegen möchten die folgenden Sätze unsres Gewährsmannes wohl Bedenken erregen: „Fast der gesammte materielle Kulturbesitz der Afrikaner und Ozeanier ist anatomisch zergliedert und auf diesem Fundament die physiologische Darstellung aufgebaut. Was heißt nun Physiologie der Kultur? Was berechtigt mich, eine solche aufzustellen, d. h. die Kulturlehre so selbständig zu behandeln, wo doch der Mensch in der Völkerkunde die erste Rolle zu spielen und die Kultur nur sein Produkt zu sein scheint? Gerade dies letztere bestreite ich. Der Mensch ist der Träger der Kultur, die Maschine derselben, wenn auch im engeren Sinne.... Der Mensch ist vielmehr das Objekt der Kultur. Damit sind die Lebensbedingungen der Formen der Kultur außerhalb des Menschen zu suchen, nämlich zumeist im Kulturboden, im Wesen und in der Eigenart der Natur, in der sie lebt. Nicht zufällig bringen gleiche Gegenden immer die gleichen Kulturen hervor." (S. 6.) Für diese Auffassung sind die einzelnen Kulturen geradezu Organismen, die biologisch ihre Entwicklung durchmachen (dieser Ausdruck kehrt verschiedentlich wieder), und um gar keine Zweideutigkeit aufkommen zu lassen, bemerkt Frobenius in der Vorrede: „Wenn das Individuum als schöpferischer Genius wegfällt, so kommt auch das Volk als solches nicht in Betracht. Der ganze Prozeß der Kulturentwicklung erscheint in seiner wahren Unabhängigkeit vom Menschen und das Volk als sein Träger. Die Kultur wächst allein, ohne Mensch, ohne Volk, und daher eben: Die Kultur ist ein Lebewesen." Diese Sätze lassen in der That an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, die soziologische Auffassung überschlägt sich im Extrem; um den Protest gegen den Individualismus möglichst zu verstärken, werden abstrakte Begriffe nach spekulativer Schablone einfach substanzialisirt und als wirkliche Wesen hingestellt, während eben die Thätigkeit des persönlichen Geistes durch einen Gewaltakt auf Null reduzirt wird. Daß es sich eben um eine solche Vergewaltigung des Denkens und des wahren Sachverhalts zugleich handelt, leuchtet von selbst ein; alle sozialen Funktionen, alle Bedeutung sozialer Gruppen und Verbände führen letzten Endes auf den schöpferischen Urquell, auf das individuelle Bewußtsein zurück, dessen anderweitige soziale Abhängigkeit dadurch nicht beeinträchtigt wird. Wer das nicht anerkennt, mit dem ist nicht zu streiten, weil er sich absichtlich dem wirklichen psychologischen Sachverhalt verschließt. Im übrigen sollte das Beispiel der soziologischen Vorläufer dieser Theorie, also eines Gumplowicz und vor allem eines Lilienfeld Warnung genug sein, um solche fruchtlose dialektische Spielereien nicht zu wiederholen. Wir stimmen völlig mit dem Verfasser darin überein, daß es vor allem gilt, den ganzen Bau der Kultur nach seiner Struktur gründlich zu studiren, um die Grundzüge seiner Entwicklung zu erkennen, und in dieser Beziehung bietet seine Darstellung ein sehr reiches und, wie uns scheint, ein ebenso übersichtliches Material. Auch sind wir gern bereit, zuzugeben, daß diese induktive Feststellung eines bestimmten Typus zunächst die Bedeutung des Individuums, ja eines ganzen Volkes in den Hintergrund treten läßt, aber eigentlich doch nur deßhalb, weil die Wirksamkeit dieses psychischen Faktoren sich ganz von selbst versteht. Gewiß ist es richtig, wenn Frobenius schreibt: „Die Wanderungen der Kulturen und Menschen sind identisch. Da nun der Mensch nur sehr schwache Merkmale seiner Entwicklung am Körper trägt, denn Generation löst Generation ab, die Kultur aber immer im wesentlichen die gleiche bleibt, und, wenn auch den Wirkungen des jeweiligen Wohnorts ausgesetzt, sie doch sich langsamer umbildet als der Mensch, so bieten die Kulturformen die Dokumente, in denen wir die Geschichte der Menschheit, die Weltgeschichte, studiren können." Aber aus dieser topographischen Begrenzung, aus der lokalen Abhängigkeit des Menschen von allen möglichen äußeren Einflüssen der geographischen Provinz, wie Bastian sagt, folgt noch nicht jener verhängnißvolle Satz, daß die Kulturen Lebewesen sind, oder wie es an einer anderen Stelle heißt: „Wie sie geboren werden, sind sie auch den Wachsthumsgesetzen unterworfen. Plump und unbeholfen gebärden sie sich in ihrer Jugend, energisch und zielbewußt im Mannesalter; kindisch sind die greisen Kulturen. Plump ist die deutsche Kultur im Anfang des Mittelalters, männlich die derzeitige Kultur der Nordamerikaner, kindisch die römische Kultur der späteren Kaiserzeit." Man wird von einem einigermaßen tiefer blickenden Leser nicht verlangen können,

---

1) Mit besonderer Berücksichtigung des Werkes von L. Frobenius: „Ursprung der Kultur". Berlin, Gebrüder Hornträger 1898. Mit 26 Karten von Afrika, 9 Tafeln in Lichtdruck, Buntlichtdruck &c., sowie 240 Textillustrationen.

daß er sich durch dies rhetorische Geplänkel, durch einen fadenscheinigen Vergleich und ein recht abgebrauchtes Bild über den wahren Sachverhalt hinwegtäuschen lassen solle. Welche Stellung wir im Völkerleben dem Individuum zuweisen müssen, vor allem den auserlesenen Geistern, den führenden Herrschern im Reich des Intellekts, welchen Werth etwa auch eine bestimmte völkerpsychologische Eigenart beanspruchen darf (denn auch ohne diese Voraussetzung wird man schwerlich auskommen können), das hier genauer zu bestimmen, ist nicht meine Sache. Aber wohl müssen wir uns dagegen verwahren, wenn diese Momente völlig aus der psychologischen Begründung gestrichen werden sollen.

Die Untersuchung gliedert sich nach drei Gesichtspunkten, nach einer morphologischen, vergleichend anatomischen und einer physiologischen Betrachtung der Kultur. Demnach ist Kulturmorphologie die Lehre von der inneren Gestaltung der Kulturen (Beschreibung der Formen, Ethnographie), vergleichende Kulturanatomie oder schlechtweg Anatomie die Lehre von der inneren Gestaltung oder Beziehung der einzelnen Formen, die Kulturphysiologie die Lehre von den Lebensformen der Kulturen. Für uns, die wir den Verwandtschaftsproblemen nachgehen, ist das Wichtigste die Kulturphysiologie und das Problem der Vererbung. Vererbung ist in der Kulturphysiologie gleichbedeutend entweder mit der Uebernahme seitens einer neuen Kultur, die sich an Stelle einer alten, diese vernichtend oder absorbirend drängt, oder mit dem Wechsel des Wohnorts. Der erstere Fall hat meist Uebernahme und höhere Ausbildung, der andere Umwandlung oder Verkümmerung zur Folge. (S. 7.) Hier gilt es, aus bestimmten und unzweideutigen Anzeichen den Ursprung und die Verbreitung der Gesittung zu erkennen. Als charakteristisch für den physiologischen Bau der Kultur werden nun drei Momente hingestellt: Ernährung infolge Bodenbeschaffenheit, Formen und materialgerechte Entwicklung der Formen bedingt durch den Materialreichthum des Wohnsitzes und endlich Luxusapparat, dem Material des Wohnsitzes entsprechend. Es gibt nicht zwei ethnologische Provinzen auf der Erde, die den gleichen Boden, die gleichen Ernährungsbedingungen und Materialien bieten. Bei der Verpflanzung an einen anderen Ort geht also eine Aenderung der Materialverwendung vor sich. Die anatomische Untersuchung zeigt aber das Ursprungsmaterial eines Gegenstandes, sowie seine Ursprungsformen. Die Untersuchung einer größeren Anzahl von Geräthen, also eines größeren Bestandtheiles der Kulturform, führt daher zur Erkenntniß der Ursprungsformen, also der Eigenschaft der Kulturquelle. Diese können dann aufgesucht werden, wobei einerseits die pflanzen- und thiergeographische Bestimmung, dann die Herausklärung des Luxusapparats von größtem Nutzen ist. (S. 8.) Dies ist freilich ein höchst empfehlenswerthes kritisches Mittel der Untersuchung, das reichen Erfolg verspricht, und Frobenius hat in dieser Beziehung ein sehr großes Material zusammengebracht. Wir begnügen uns mit dem Hinweis auf ein Beispiel: den Zusammenhang der malaionigritischen Kultur Hinterindiens und Ozeaniens mit Afrika veranschaulicht der für Inselbewohner so charakteristische Gebrauch der Muscheln. Diese, zu Klingen an den Aexten u. a. verwendet, sind im dunklen Erdtheil ersetzt durch wirkliche Eisenklingen, die aber die ursprünglich gewundene Form beibehalten haben. In der That wird es möglich sein, auf diese Weise manche verborgenen Beziehungen ethnographischer Art zu enthüllen und damit die jeglicher Ueberlieferung, sei es mündlicher, sei es schriftlicher, entzogenen Bahnen der Kulturentwicklung zu erhellen. Auf diesem Wege lassen sich gewiß noch manche Räthsel, welche bisher vielfach nur hypothetischer Bestimmung zugänglich waren, streng induktiv lösen, und der Verfasser hat hiemit in Bezug auf die verschiedenen Strömungen, welche sich über den dunklen Erdtheil ergossen haben, einen vielversprechenden Anfang gemacht.

Th. Achelis.

Wirkung der Lichtbäder auf die animalische Entwicklung.

Zu dem Inventar des reichlich ausgerüsteten Arsenals, mit dessen Stücken unsre Heilkünstler der leidenden Menschheit zuleibe gehen, sind neuerdings auch Lichtbäder hinzugekommen, und diese scheinen, wenn man nach dem Umfang und der Häufigkeit ihrer Anpreisungen in Zeitungsinseraten urtheilen darf, viel Beifall zu finden. Manchem Nervösen mag es ja auch ganz natürlich dünken, daß ein einfarbiges Licht, etwa von rother oder blauer Farbe, seinem Gedeihen zuträglicher sei als das zusammengesetzte weiße Tageslicht. Hier hat aber die Suggestion, sowohl die von fremder Seite als die selbsteigene, entschieden zu großen Einfluß, als daß über die Frage sogar nachweisbare Erfolge entscheiden dürfen. Von viel größerem Werth für die Beurtheilung sind deßhalb die Ergebnisse wissenschaftlicher Versuche, die hierüber der vielgenannte französische Forscher C. Flammarion mit einer Thierart angestellt hat, die der Suggestion nicht zugänglich sein dürfte, und die zeigen, daß zwar die verschiedenen farbigen Lichtstrahlen das animalische Gedeihen in verschiedenem Maße beeinflussen, daß aber keinerlei farbiges Licht das zusammengesetzte weiße Tageslicht in seiner gedeihlichen Wirkung übertrifft.

Flammarion hatte seine Untersuchungen über die Wirkung verschiedenen farbigen Lichtes auf die Entwicklung von Organismen vor einigen Jahren an Pflanzen begonnen; jetzt hat er sie nun auf eine Thierart, die Seidenraupe (Bombyx mori) ausgedehnt. Er machte, seinem Bericht an die französische Akademie zufolge, den Anfang am 26. bis 29. Mai vorigen Jahres mit der Vertheilung von je 60 Stück sechs Tage alter Raupen auf 12 Kästen, von denen einer ganz offen blieb, einer durch Pappdeckel behufs völligen Ausschlusses des Lichtes und ein anderer mit einem 0.1 mm dicken Stanniolblatt verschlossen wurde, das die infrarothen Lichtstrahlen durchließ; die übrigen Kasten waren mit Glasscheiben bedeckt, von denen eine farblos war, die anderen aber verschiedene Farben von dunkelroth bis zu hellpurpurviolett besaßen; von jeder farbigen Glasscheibe wurde durch sorgfältige spektroskopische Untersuchung festgestellt, welchen Theil des Spektrums sie absorbire. Die Kasten waren in einem hellen, verglasten, aber der unmittelbaren Besonnung nicht ausgesetzten Saal der Reihe nach aufgestellt und wurden während der Versuchsdauer bei möglichst gleichbleibender Temperatur (zwischen 18 und 22°) gehalten.

In den mit farbigen Glasscheiben bedeckten Kasten begannen die Raupen schon am 29. Juni aufzusteigen, wo sie also 40 Tage alt waren, während die im Dunkeln gezogenen Raupen erst fünf Tage und die in freier Luft gehaltenen sogar noch zwei weitere Tage später damit anfingen (wann die unter farblosem Glas und die unter Stanniołdeckel lebenden Raupen sich zum Aufstieg anschickten, gibt Flammarion nicht an). Die bis dahin reichlich mit Maulbeerblättern genährten Raupen eines jeden Kastens wurden zu diesem Zeitpunkt zusammen gewogen und darauf in mit Reisern gefüllte höhere Kasten gebracht, die in gleicher Weise wie die während der vorhergehenden Entwicklung benutzten verglast oder abgeschlossen waren. Zum zweitenmal wurde die Zucht eines jeden Kastens gewogen nach Vollendung der Cocons. Letztere wurden nach dem Ausschlüpfen der Schmetterlinge geöffnet und getrocknet, worauf man ihr Rohseide-Gewicht bestimmte. Zugleich zählte man unter den Schmetterlingen eines jeden Kastens die weiblichen und die männlichen, da von diesem Verhältniß ja die Eierproduktion abhängt. Schließlich wurden die in jedem Zuchtkasten gelegten Eier gewogen, wonach man, da die Zahl der in ihm vorhandenen Weibchen bekannt war, berechnen konnte, wie viel von dem Eiergewicht im Mittel auf ein jedes von diesen komme.

Es ergab sich, daß für die Seidenproduktion, sowie für die Seidenraupenzucht überhaupt die farblose Verglasung die vortheilhafteste ist; bei ihr besaßen die aufsteigenden Raupen, die Cocons und auch die gewonnene Rohseide das größte Gewicht (es betrug für jedes Thier, Cocon und Seide, im Mittel 3.052 g, bezw. 1.695 und 0.227 g; und unter den Schmetterlingen waren 56 Proz. Weibchen); nahezu ebenso große Zahlen wurden bei den unter hellpurpurvioletter Ver-

glasung gehaltenen Thieren erzielt, nämlich im Prozentverhältniß zu jenen als Einheiten angenommenen Gewichtsgrößen 0.95 Gewicht der aufsteigenden Raupe, 0.97 des Cocons, 0.92 der Rohseide, und bei 54 Proz. Weibchen sogar 1.05 Proz. des im ersten Fall für je ein Weibchen erhaltenen Eiergewichts (0.333 g). Als unvortheilhafteste Verglasungsfärbung stellte sich die dunkelblaue heraus, bei der man nur 75 Prozent des unter farbloser Verglasung erhaltenen Rohseidegewichts erhielt.

Die hellpurpurviolette Verglasung absorbirt vom ganzen Spektrum nur einen der Linie F benachbarten Streifen; von den farbigen Gläsern erklärt Flammarion nach seinen Versuchen für der Seidenraupenentwicklung am günstigsten alle die, welche die der D-Linie benachbarten Spektralpartien durchlassen und die am leichtesten brechbaren Strahlen absorbiren, dagegen für die unvortheilhaftesten die, welche den von den Linien A und E begrenzten Theil des Spektrums auslöschen.

Von großem Interesse erscheint noch der Einfluß der Lichtfärbungen auf das Zahlenverhältniß der Geschlechter („Geschlechtswahl") bei den gezüchteten Schmetterlingen; man kann ihn zunächst den durch jene beeinflußten Appetits- und Ernährungsverhältnissen zuschreiben, da die größten Cocons vorzugsweise Weibchen liefern sollen. In freier Luft, sowie unter hellrother Verglasung wurden gleichviel Männchen wie Weibchen erhalten; der Prozentsatz der letzteren stieg bei den unter hellgrüner Verglasung gezüchteten Schmetterlingen auf 53, in Dunkelheit und unter violettem Glase auf 54, unter farblosem Glase auf 56 Proz., fiel dagegen unter Orangelicht auf 47, unter dunkelrothem auf 44, unter Stanniol auf 42, unter dunkelgrüner auf 40, unter dunkelblauer auf 39 und hellblauer auf 37 Proz. Daß solche Verhältnisse von Wichtigkeit sind, erkennt man, wenn man zugleich das Gesammtgewicht der erhaltenen Eier berücksichtigt, das in jener Reihenfolge ziemlich entsprechenderweise von der Zucht unter purpurner bis hellblauer Lichtfärbung fast auf die Hälfte sinkt. Es scheint sich solcher Einfluß aber auch auf die Fruchtbarkeit des einzelnen Weibchens zu erstrecken; allerdings ist da die Reihenfolge der Zuchtstätten eine von der sonstigen erheblicher abweichende. Nimmt man nämlich das für je ein Weibchen unter farbloser Verglasung im Mittel erhaltene Eiergewicht als Einheit an, so sind die entsprechenden Zahlen für hellpurpurviolett und Dunkelheit 1.05, hellgrün 0.98, orange 0.97, hellroth 0.95, dunkelroth 0.93, hellblau 0.87, dunkelgrün 0.86, unter Stanniol 0.84, dunkelblau 0.82, in freier Luft aber nur 0.81. O. L.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Von den Pandekten zum Bürgerlichen Gesetzbuch.** Eine dogmatische Einführung in das Studium des bürgerlichen Rechts von Dr. Ludwig Kuhlenbeck Rechtsanwalt in Jena. Berlin, Karl Heymann. — Professor Dernburg ist, wie man vernimmt, an der Bearbeitung einer Neuauflage seines Werkes „Das Sachenrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs" dadurch verhindert, daß er eine neue Ausgabe seines Pandektenlehrbuchs besorgen muß. Auch Windscheids Pandekten sollen in absehbarer Zeit neu herauskommen. Es ist nicht anzunehmen, daß die Verleger damit Schritte ins Ungewisse thun; zweifellos ist eine lebhafte Nachfrage nach diesen Werken laut geworden. Das ist auch begreiflich; der ältere Jurist, der bisher seine Kenntniß des bürgerlichen Rechts den Pandektenlehrbüchern entnahm, wird dankbar sein, wenn er auf dem gleichen Weg den Uebergang vom alten zum neuen Recht finden kann, und auch der junge Nachwuchs wird sich der einmal hergebrachten Methode, dem Studium des bürgerlichen Rechts das Pandektensystem zugrunde zu legen, nicht leicht entziehen können. Das Pandektenkollegium ist zwar aus der Liste der Vorlesungen an den deutschen Universitäten verschwunden; daß es damit auch aus den Hörsälen verschwunden sei, wäre gewiß zu viel gesagt, die Pandekten werden noch jahrzehntelang gelehrt und wohl noch länger bei uns studirt werden; und für den deutschen Juristenstand wird das weder eine Schande noch ein Schaden sein. Das neue Recht mit seinen eminenten Vorarbeiten wird der Befassung mit dem geschichtlichen Stoff eine vernünftige Grenze ziehen und die nutzlosen Streitigkeiten über die insula in flumine nata oder die nuntiatio novi operis werden künftig nicht mehr die gute Zeit unsrer Studenten vertrödeln und ihren gesunden Sinn verwirren. Das alte Pandektenkolleg wird geläutert und gesiebt zu einem Kollegium über den usus modernissimus Pandectarum werden, als den man ja die Regeln des Bürgerlichen Gesetzbuchs zum großen Theil bezeichnet hat und auch mit Recht bezeichnen kann. Auf diese Art retten wir die reichen Schätze, die in dem römischen Quellenmaterial aufgespeichert liegen und deren Verlust für unsre Rechtspflege nur unheilvolle Folgen zeitigen würde, in die Gegenwart und Zukunft hinüber, während wir die bisher mit allzuviel historischem Sinn mitgeschleppte Spreu getrost der Vergessenheit anheimgeben. Ein glänzendes Beispiel, wie diese Neugestaltung sich durchführen läßt und wie durch die klug bemessene Heranziehung des früher geltenden Rechts die neuen Vorschriften oftmals spielend in völlige Klarheit treten, während sie, von ihrem Werdeboden losgetrennt, nur mit vieler Mühe zu erklären sind, bietet Kuhlenbecks, des unermüdlichen Arbeiters, groß angelegtes Werk. Man kann die Wirkung, die sein Studium übt, durch die Umkehr seines Titels bezeichnen: es führt vom Bürgerlichen Gesetzbuch zurück zu den Pandekten, indem es zeigt, wie bedeutsam diese auch heute noch sind, mit wie vielen Wurzeln das neue Recht in sie hinuntergreift und wie oft sie eine treffliche Handhabe bieten, die Zweifel, die sich trotz aller Genauigkeit ergeben werden, zu lösen und die Lücken, die trotz aller Mühe geblieben sind, auszufüllen. Es ist keine sorgsam bis in die Einzelheiten gehende Arbeit, wie das im gleichen Verlag erschienene Lehrbuch Endemanns, das ich schon mehrmals rühmend erwähnte; Kuhlenbecks Art ist mehr auf die flotte Herausarbeitung der leitenden Gedanken mit starkem Hineinlegen selbstbewußter persönlicher Anschauung gerichtet. Jhering, den er gern citirt, ist offensichtlich sein Vorbild. Ich bin nicht allenthalben mit ihm einverstanden; so theile ich, um eines zu erwähnen, durchaus nicht seine schroffe Verwerfung von Wächters Theorie über die räumliche Herrschaft der Rechtsnormen, die in ihrer nüchternen und klaren Formulirung den Bedürfnissen der Praxis zu sehr entspricht, als daß diese jemals ganz von ihr lassen könnte. In Kuhlenbecks früherer Arbeit über die Rechtsprechung des Reichsgerichts trat diese Abneigung noch nicht hervor, doch sollen mir diese Meinungsverschiedenheit ebensowenig wie die (allerdings auffällig zahlreich vertretenen) sinnstörenden Druckfehler, die wohl auf eine zu rasche Herausgabe des Buches zurückzuführen sind, die Freude an dem vortrefflichen Werk trüben. Ich empfehle es jedem Juristen, ob er nun an seine Pandektenstudien mit Freude oder mit Grauen zurückdenkt: im ersten Fall wird er gern in der neuen Prägung das alte, edle Metall wieder erkennen und im letzteren Fall wird er sich überzeugen, daß eine richtige Behandlung der Pandekten eine solide Grundlage für die Rechtskenntniß schafft, wie sie auf anderem Wege schwerlich, wenn überhaupt, zu erzielen ist.

Eine neue Hebbel-Ausgabe. Der dichterische Ruhm Hebbels ist seit Jahrzehnten in stetigem Wachsthum begriffen. Die Erkenntniß von der Bedeutung dieses starken und eigenartigen Dichtergeistes bricht sich immer energischer Bahn, und die Zahl der Bühnen mehrt sich, die seinen Werken dauernde Beachtung schenken und sich an die Aufführung mancher bis dahin nur einem engen Leserkreise bekannten Dramen heranwagen. Diese Thatsache vermag indessen die Erkenntniß nicht zu beseitigen, daß die Gemeinde derer, die Hebbel mit Liebe und Verständniß gegenüberstehen, noch immer eine relativ sehr kleine ist. Die von E. Kuh und später von H. Krumm veranstalteten Gesammtausgaben der Hebbel'schen Werke waren durch die Fülle ihres Inhalts, durch das Nebeneinander poetischer Meisterschöpfungen und mißlungenen Produkte, durch die Art ihrer Anordnung nicht gerade dazu angethan, die Beschäftigung mit den Werken des Dichters und das Verständniß dafür in weiteren Kreisen erheblich zu fördern. Es war ein glückliches Unternehmen des Bibliographischen Instituts, diesem Uebelstand abzuhelfen durch Veranstaltung einer neuen Ausgabe, die in vier vornehm ausgestatteten Bänden an Stelle der wahllosen Vollständigkeit eine geeignete Aus-

wahl aus den Werken des Dichters setzt und einem weiteren Leserkreis hiedurch die Möglichkeit gibt zu einer leichteren Bewältigung des ungetrübten Schönheitsschatzes Hebbel'scher Dichtung.[1]) Durch eine eingehende biographische Einleitung, durch Erläuterung der einzelnen Werke in Vorwort und Anmerkungen hat der Herausgeber dieser Ausgabe, Dr. Karl Zeiß, dem volksthümlichen Zweck derselben in vortrefflicher Weise gedient.

Ueber die Auswahl der aufzunehmenden dramatischen Erzeugnisse konnte ein ernstlicher Zweifel nicht obwalten. „Judith“, „Maria Magdalene“, „Michel Angelo“, „Agnes Bernauer“, „Gyges“, „Die Nibelungen“, „Genoveva“, „Herodes und Marianne“ durften selbstverständlich nicht fehlen, während „Julia“, „Das Trauerspiel in Sicilien“, die Lustspiele und die dramatischen Fragmente mit Recht hier entbehrlich schienen. Unbegreiflich ist es dagegen, daß dem „Demetrius“ keine Aufnahme in diese Ausgabe gewährt wurde. „Demetrius“ zählt nicht zu denjenigen Werken Hebbels, die ein bloß literarhistorisches oder biographisches Interesse in Anspruch nehmen, sondern zu denen, die den Dichter in der Kunst der Komposition, der Charakterisirung und der Gestaltung auf dem Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens zeigen und, wie Zeiß selbst hervorhebt, durch poetische Schönheiten allerersten Ranges ausgezeichnet sind. Der rein äußerliche Umstand, daß die Tragödie, die schon wegen des Vergleichs mit dem Schiller'schen „Demetrius“ in einer populären Ausgabe nicht fehlen durfte, fragmentarisch geblieben ist, konnte doch wohl kaum entscheidend sein für ihre Ausschließung, umsomehr, da die weit komplizirtere und schwerer verständliche Herodes-Tragödie in der Ausgabe Aufnahme fand. Daß der Schwerpunkt der Ausgabe im übrigen vollkommen auf Hebbels dramatisches Schaffen gelegt wurde, ist nur zu billigen. Der Erzähler Hebbel wurde, abgesehen von dem Epos „Mutter und Kind“, nur mit einigen wenigen, besonders charakteristischen Arbeiten berücksichtigt, von den übrigen Prosaschriften wurde die treffliche autobiographische Skizze „Meine Kindheit“ und eine kleine Auswahl aus den ästhetischen Abhandlungen herangezogen. Mit besonderem Dank verdient die liebevolle Sorgfalt hervorgehoben zu werden, die dem bis dahin recht vernachlässigten und fast gar nicht gekannten Lyriker Hebbel zutheil wurde; ebensowohl in der glücklichen Auswahl und Anordnung der Gedichte, wie in der sorgfältigen einleitenden Analyse, welche die Entwicklung und Bedeutung der Hebbel'schen Lyrik in ihrem Verhältniß zu den sie beeinflussenden Faktoren klarlegt und in die richtige Beleuchtung setzt. Die umfangreiche biographische Einleitung des Herausgebers bietet eine sorgfältige und werthvolle literargeschichtliche Studie, in der auf Grund einer umfassenden Beherrschung der gesammten Hebbel-Literatur ein, wenngleich die Tiefen der Hebbel'schen Individualität nicht erschöpfender, so doch sehr beachtenswerther Beitrag zur Kenntniß von des Dichters äußerem und innerem Werdegang gegeben wird. In den für diese Ausgabe ebenso zweckdienlichen wie wissenschaftlich erschöpfenden einleitenden Erläuterungen der einzelnen Dramen wird alles Wissenswerthe über Entstehung, Quellen, Stoffgeschichte, ästhetische Würdigung und Bühnenschicksale des betreffenden Werkes zusammengetragen und mancher irrigen und an der Oberfläche haftenden Auffassung über Hebbel'sche Kunst mit Erfolg entgegengetreten. Insbesondere verdienen die feinsinnigen Abhandlungen zu „Agnes Bernauer“, „Gyges“ und den „Nibelungen“ rühmende Hervorhebung.

Mit vollem Recht ist der Herausgeber bemüht, auf die mannichfachen Zusammenhänge hinzuweisen, die Hebbels Dichtung mit der Entwicklung der modernen Kunst verbinden. Zusammenhänge, die auch von denen nicht geleugnet werden sollten, die das Wort „modern“ nicht aussprechen zu dürfen glauben, ohne ihr ästhetisches Gewissen durch die Anwendung der beliebten Anführungszeichen zu beruhigen. Nicht nur in der Stilisirung und der individualisirenden Kunst der Charakterisirung, auch in der Stellung der Probleme und der Art ihrer Lösung hat Hebbel Bahnen eingeschlagen, die direkt auf die Bahnen der modernen Kunst hinüberführen. Unverkennbar sind die Fäden, die von gewissen, bei Hebbel beliebten Frauenproblemen, so vor allem von „Herodes und Marianne“ und „Gyges“, zur Kunst von Henrik Ibsen hinleiten. Es gibt kaum eine verkehrtere Vorstellung, als in Hebbel, ebenso wie in Grillparzer, einen Epigonen der Klassiker erblicken zu wollen. In weit höherem Maß noch als in dem Dichter des „Hero“ und der „Libussa“ ist in Hebbel vielmehr der Pfadfinder neuer, bis dahin ungeahnter Wege zu erkennen. Sein Blick weist weit über seine Zeit hinaus, nach vorwärts, und darum konnte seine Bedeutung bei seinen Zeitgenossen nur eine beschränkte Würdigung finden. Es kann für eine unbefangene Beurtheilung keinem Zweifel unterliegen, daß die moderne Dichtung durch die von ihr bewirkte Erweiterung des künstlerischen Gesichtskreises, durch die vielfachen belebenden Strömungen, die sie unsrer Kunst zugeführt, gerade das Verständniß für die Kunst Hebbels sehr beträchtlich gefördert hat.

Der neuen Ausgabe des Dichters von Karl Zeiß, die in ihren Erläuterungen auf diesen und andere, für die richtige Erkenntniß Hebbels bedeutsamen Punkte wiederholt mit Nachdruck hinweist, wird es hoffentlich beschieden sein, ihren Hauptzweck, eine größere Popularisirung des Dichters, mit Erfolg zu erfüllen. Diese ihr eigenthümliche Bedeutung und der dank zahlreicher Vorzüge ihr innewohnende Werth wird ihr auch dann ungeschmälert bewahrt bleiben, wann die von R. Werner in Aussicht gestellte historisch-kritische Ausgabe Hebbels vollendet sein wird.

Eugen Kilian.

l. Eine beträchtliche Verschiebung der Strandlinie innerhalb historischer Zeiträume wurde jüngst in Italien durch eine interessante archäologische Entdeckung recht augenfällig nachgewiesen. In der Nähe des in der Po-Niederung gelegenen Städtchens Adria stießen Arbeiter, welche mit dem Ausgraben eines größeren Entwässerungskanals beschäftigt waren, in der Tiefe von etwa 3.5 m unter der Erdoberfläche auf die sehr gut erhaltenen Ueberreste von zwei antiken Schiffen. Wie das südlich gelegene Ravenna zur Römerzeit ein Seehafen war, so liegt Adria heutzutage beiläufig 31 km von der Meeresküste entfernt, was davon herrührt, daß infolge der enormen Geschiebeablagerungen vor den nicht weit voneinander entfernten Mündungen des Po, der Etsch und der Brenta das Meer allmählich zurückgedrängt und ein freilich fast durchaus sumpfiger Streifen Landes in der angegebenen Breite neu gebildet wurde. Der Zeitraum, innerhalb dessen diese erhebliche Verschiebung der Strandlinie eingetreten ist, kann nach dem obigen kaum 2000 Jahre betragen, das Meer ist demnach an der bezeichneten Stelle um mindestens 1.5 m pro Jahr zurückgewichen. — Von den beiden aufgefundenen Schiffen ist eines fast vollkommen erhalten, es mißt 20.5 m in der Länge und 5 m in der Breite. Die zur Verbindung der Schiffshölzer verwendeten Nägel sind aus Eisen und besitzen ungewöhnlich breite Köpfe. Im Innern, sowie in der Umgebung der Schiffe fanden sich Vasen und andere Gefäße von verschiedenen Formen, ferner Waffen, Bronzen, menschliche Knochen und andere Gegenstände. Die italienische Regierung hat angeordnet, daß die beiden Schiffe und die sonstigen gefundenen Gegenstände einstweilen wohl verwahrt, demnächst aber von einer Sachverständigenkommission näher untersucht und studirt werden sollen; später dürfte der ganze Fund irgend einem Museum einverleibt werden.

T. G. Geographische Gesellschaft in München. Ueber Westindien, speziell über die französische Insel Martinique, sprach Hr. Dr. Max Doflein in der Allgemeinen Versammlung vom 22. Februar, die II. kk. HH. Prinzessin Therese, Prinz Ludwig und Leopold mit ihrem Besuch beehrten. Da der Vortragende über seine westindische Reise in einer Reihe von Artikeln, die in der „Beilage“ erschienen sind, bereits ausführlich berichtet hat, wollen wir uns mit einigen kurzen Bemerkungen begnügen. Martinique, der Typus einer reichen Tropeninsel, verdankt seine Entstehung vulkanischer Thätigkeit; mit dieser hängt auch die ungemein regelmäßige Gestaltung der Küste zusammen, da sich Grate von vulkanischem Gestein als Vorgebirge ins Meer erstrecken, während die zwischenliegenden Schichten, an und

[1]) Hebbels Werke. Herausgegeben von Dr. Karl Zeiß. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Vier Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

für sich tiefer gelagert, vom Meer überfluthet werden und so malerische Buchten bilden. Die Niederlassungen sind natürlich am Rande dieser Buchten emporgeblüht, so die bedeutendste Stadt St. Pierre, die die amtliche Hauptstadt Fort de France weit überflügelt hat. Dank ihres gebirgigen Charakters erfreut sich die Insel ziemlich reichlicher Niederschläge, so daß die Vegetation üppige Formen in buntester Mannichfaltigkeit zeigt. Das Zuckerrohr gedeiht trefflich und ist das werthvollste Produkt, das die Bewohner auf den Markt bringen. Letztere scheiden sich — von einer verhältnißmäßig geringen Zahl Kulis abgesehen — in Kreolen und Neger, die hier ein weniger abstoßendes Aeußere zeigen. Wohlgelungene Projektionsbilder, von Hrn. Rath Uebelacker gütigst vorgeführt, erläuterten die anregenden, mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen.

* Aus **Potsdam** kommt die Nachricht von dem Hinscheiden des bekannten Schulmanns und ehemaligen Leiters des preußischen höheren Schulwesens, Wirkl. Geheimrath D. Dr. **Ludwig Wiese**. Der Verstorbene, ein Westfale von Geburt, hat das hohe Alter von 94 Jahren erreicht und lebte schon seit 25 Jahren im Ruhestand. Er war von theologischen und philologischen Studien ausgegangen und hatte zunächst den praktischen Schuldienst durchlaufen, zuletzt (seit 1838) als Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin. Im Jahre 1852 wurde er als vortragender Rath ins Kultusministerium berufen, 1868 wurde er Vorsitzender der Bundes-, später Reichsschulkommission. Nach der Rückkehr von Elsaß-Lothringen zum Deutschen Reich wurde er mit der Organisation des höheren Schuldienstes in den Reichslanden betraut. Unter der Aera Falk wurden die Gegensätze zwischen ihm und seinem Minister zu stark, als daß er noch länger in so verantwortungsvoller Stellung hätte bleiben können und mögen und er legte deßhalb 1875 sein Amt nieder. Wiese stand seiner Lebensanschauung nach durchaus auf dem positiv christlichen Standpunkt und suchte diesen auch innerhalb seines Bereiches im Unterricht und in der Erziehung der Jugend aufs nachdrücklichste zur Geltung zu bringen. Deßhalb war er auch ein entschiedener Gegner aller auf eine innere und äußere Reform des höheren Unterrichtswesens hinzielenden Bestrebungen. Als Pädagoge und namentlich als Lehrer und Organisator war er von außerordentlicher Bedeutung; und der Pflichteifer, sowie die charaktervolle Selbständigkeit, mit der er das ihm übertragene verantwortungsreiche Amt nach oben und unten hin vertrat, verdienen die höchste Achtung. Während seines langen Ruhestandes war Wiese vielfach literarisch thätig und seine geschichtlich-pädagogischen Werke werden den Tod des Verfassers überdauern. Seine Hauptwerke „Das höhere Schulwesen in Preußen, historisch-statistische Darstellung", sowie die „Sammlung der Verordnungen und Gesetze für die höheren Schulen in Preußen", das erstere dreibändig, das andere in zwei Bänden und in zweiter Auflage von Kübler herausgegeben, bringen alle Seiten der Entwicklung der preußischen Schulen zu lichtvoller Darstellung, angelehnt an alles erreichbare amtliche Material. Seine „Deutschen Briefe über englische Erziehung" wurden auch ins Englische übersetzt und die persönlichen Schriften „Pädagogische Ideale und Proteste" (1884), „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen" haben seinerzeit in der pädagogischen Welt nicht geringes Aufsehen gemacht.

* Eine **Bibliothekarinnen-Schule** wurde, wie die „Post" berichtet, von dem früheren Straßburger Universitätsbibliothekar Dr. **Hottinger** ins Leben gerufen und hat jetzt in Berlin ihre ersten Kurse eröffnet. Die neue Anstalt hat das lebhafteste Interesse der Frauenwelt erregt. Sie will zwei Stufen der Ausbildung unterscheiden; in einem sechsmonatigen Kursus werden Leiterinnen von Volksbibliotheken und dergleichen ausgebildet, während die Ausbildung als wissenschaftliche Bibliothekarin drei Jahre erfordert. Die Lehrfächer sind Bibliothekwesen, Technik der Büchereien, Technologie des Papiers, Geschichte des Drucks, Encyklopädie der Wissenschaften und Sprachen.

* **Jena.** Der Privatdozent Dr. W. **Keller** wurde zum außerordentlichen Professor für englische Philologie an der hiesigen Universität ernannt.

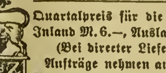
* **Straßburg.** Der ordentliche Professor der alttestamentlichen Theologie, Dr. Karl **Budde**, hat einen Ruf an die Universität **Würzburg** erhalten und angenommen.

R. S. **Rom**, 26. Febr. In der letzten Sitzung des **Deutschen Archäologischen Instituts** hat der Sekretär Professor **Hülsen** nochmals die Frage des sogenannten „**Romulus-Grabes**" besprochen, die im Januar v. J. infolge der Entdeckung der schwarzen Marmorpflasterung an der Grenze des Forums und Comitiums unweit des Severusbogens aufgetaucht und im Mai und Juni durch Auffindung tiefer liegender, höchst alterthümlicher Denkmäler an der gleichen Stelle abermals in den Vordergrund des Interesses der Alterthumsforscher und weiter Kreise des Publikums gerückt worden ist. Es sei daran erinnert, daß diese merkwürdigen Funde alsbald in Beziehung zu den auf Angaben Varro's zurückgehenden Mittheilungen des Festus und einiger Scholiasten über das vermeintliche Grab des Stadtgründers und eine oder zwei daneben befindliche Löwenfiguren — gewissermaßen Hüter des Grabes — gesetzt wurden. Zwei längliche Postamente, die solche Figuren getragen haben können, sind thatsächlich etwa 1½ m tiefer als das schwarze Marmorpflaster, obschon nicht genau unterhalb desselben, gefunden worden, und unmittelbar daneben kam auch der vielbesprochene cippus mit der rätselhaften archaischen Inschrift, sowie das Säulenpostament aus Tuff — Gegenstände, die wahrscheinlich schon zu Varro's und Cicero's Zeit als ehrwürdige Denkmäler der Vorzeit hier verehrt wurden — zum Vorschein. Der Inschriftstein wird von Einigen in die Königszeit, von Anderen in die ersten republikanischen Jahrhunderte hinaufgerückt; das schwarze Pflaster, auf das in seiner jetzigen Gestalt der Ausdruck der alten Schriftsteller „lapis niger" kaum anwendbar erscheint, kann nicht aus so früher Zeit herrühren. Wie ist also das Verhältniß desselben zu den tiefer liegenden Monumenten zu denken? Hülsen ist der Meinung, daß es einer Restaurirung oder Erneuerung in der Zeit des Kaisers Maxentius, etwa zwischen 308 und 313 n. Chr., seine Gestalt verdanke, und er bringt damit zwei Forum-Denkmäler in Verbindung, die den Namen dieses Kaisers tragen oder trugen. Beide sind Marmorpostamente mit längeren Inschriften, und zwar liest man auf dem einen, im vorigen Jahre ganz nahe bei unsrer Monumentengruppe, vermuthlich noch in situ zum Vorschein gekommenen eine Widmung des „Imp. Maxentius P. F. Invictus Aug." an den „unbesiegten Vater Mars und die Gründer seiner ewigen Stadt", auf der anderen, schon seit 1852 bekannten (auf der aber der verstümmelte Kaisername erst kürzlich von Hülsen festgestellt worden ist) eine Dankwidmung, jedenfalls des Senats oder Stadtpräfekten, an den Kaiser selbst, und zwar auf Grund seiner „Schätzung des Alterthums und absonderlichen Pietät". — In Anbetracht der Stelle des erstgenannten Postaments (was beide getragen haben, ist ungewiß) und der auf späte Zeit deutenden Beschaffenheit des schwarzen Marmorpflasters ist nun Hülsens ansprechende Hypothese die folgende: Nachdem die wahrscheinlich beim Galliereinfall beschädigten alterthümlichen Monumente — Inschrift-Cippus, Säule, Löwen und lapis niger — bei der Regulirung des Comitiums durch Cäsar und Augustus überdeckt worden waren und jahrhundertelang in der Erde gelegen hatten, schritt Maxentius zu einer Erneuerung. Es kann dies umsoweniger wundernehmen, als seine Vorliebe für das Alterthum und seine Neigung, an die mythische Gründungsgeschichte anzuknüpfen, bekannt sind. Zur Erinnerung stellte er in der Nähe ein Weihgeschenk mit der Dedikation für Mars, Romulus und Remus auf und der Senat oder Stadtpräfekt gab dem Danke dafür durch Aufstellung des anderen Ehrendenkmals Ausdruck. Die Abweichung in der Orientirung des schwarzen Pflasters von derjenigen der alten Denkmälergruppe erklärt sich aus der Richtung der von Diokletian wiederhergestellten Kurie Cäsars, mit der man nun die erneute Pflasterung übereinstimmend orientirte. — Es wurde in der Sitzung der Wunsch ausgesprochen, daß die bei der Ausgrabung verabsäumte genauere Feststellung der Beschaffenheit der Verschüttungsmasse, die für die Zeitfeststellung von großer Wichtigkeit ist, nachgeholt werden möchte.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 1. März. Nummer 50.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle** in München.

Uebersicht.

Das Anno santo.

Von Franz Xaver Kraus.

III.

Unsre Betrachtung hat uns bis zum Jahre 700 geführt, in eine Zeit, wo das Alte dahingestorben und das Neue noch nicht lebendig war.

Wie ganz anders thut sich die Wende zum 9. Jahrhundert auf!

An reichen Kontrasten fehlte es dem 8. Jahrhundert nicht. Es sah die Zerstörung des Reiches der christlichen Westgothen in Spanien durch die Araber; es sah vorübergehend das ganze Abendland durch die Invasion des Islam bedroht; es erlebte im Ostreich den Ausbruch des traurigen Bilderstreites unter Leo dem Isaurier und Constantinus Kopronymus, den Ausgang der Merovinger und das Königthum der Karolinger. Es sah durch die Arbeit der Heiligen Kilian, Korbinian, Pirmin, Willibrord, Rupert, vor allem des hl. Bonifatius, den größeren Theil Deutschlands der Kirche zugewonnen. Für das Papstthum hatte es schlimme und gute Tage gegeben: die Bedrängniß Roms durch die Longobarden war aufs äußerste gestiegen; zum erstenmal war ein Papst hülfesuchend über die Alpen gegangen (754); aus den Trümmern des Exarchats hatten sich die Anfänge des Kirchenstaats zusammengesetzt, welchen die pipinische und die karolinische Schenkung (756, 774) fest begründete: man hatte die merkwürdige Fälschung des konstantinischen Constitutum (nach 774?) erlebt, eines Fabrikats, welches allem Anschein nach den Zweck hatte, den Kirchenstaat auf den Kaiser Constantin zurückzuführen und den Franken die Prätension zu nehmen, als ob sie mit der „Rückerstattung des Patrimonium Petri“ sich ein sonderliches Verdienst um den hl. Stuhl erworben hätten. Ob Karl d. Gr. dieses Aktenstück je zu Gesicht bekommen, steht dahin, jedenfalls hat es ihn nicht abgehalten, das Longobardenreich zu zerstören und dem von seinen Feinden schmählich mißhandelten, zu ihm nach Paderborn (799) geflüchteten Leo III. seinen Schutz angedeihen zu lassen. Durch den König nach Italien zurückgeführt, ward der Papst am 29. Okt. 799 am Ponte Molle von den Römern empfangen und nahm am 30. Okt. seine Residenz in patriarchio, d. i. im Lateranischen Palast, wieder ein. Am 23. Nov. 800 erscheint Karl selbst, wird am 12. Meilenstein bei Mentana von Leo begrüßt und nachdem die beiden Herren zusammen gefrühstückt, blieb er bei Nomentum und ritt am 27. Nov. in die Stadt ein, wo er von Papst und Klerus vor St. Peter empfangen und in die Basilika eingeführt wurde. Hier verkündete Karl am 1. Dez. vor der Versammlung der römischen Geistlichkeit und seiner fränkischen Großen die von ihm anzustellende Untersuchung über die dem Papst vorgeworfenen Verbrechen, von denen sich Leo am 23. wieder vor derselben synodalen Versammlung durch einen Reinigungseid frei erklärte. Am 25., am Weihnachtsfeste, setzte Leo III. Karl nach den Laudes, vor der Confessio des hl. Petrus, das kaiserliche Diadem unter dem jubelnden Zuruf des Volkes auf. Karl legte den Titel eines Patricius der römischen Kirche ab und hieß von da ab Imperator et Augustus.

Das war das ungeheure Ereigniß, welches das Jahr 800 in der Welt- und Kirchengeschichte zu dem wichtigsten Centenar machte, welches wir abendländische Christen bis zur Gegenwart erlebt haben. Eine überreiche Literatur hat sich mit diesem Faktum beschäftigt und den wahren Sinn desselben herauszustellen gesucht. Heute kann, namentlich nach der glänzenden Untersuchung Döllingers (im „Münchener Hist. Jahrbuch“ 1865) kaum mehr ein Zweifel über die wirkliche Bedeutung des Vorganges bestehen.

Demnach wissen wir also genau, daß Karl sich schon seit langen Jahren mit dem Plane, den Kaisertitel an sich zu nehmen, getragen hatte; daß seine ursprüngliche Idee zwar nicht war, das Imperium des Romulus Augustulus wieder aufzunehmen, sondern die, durch Heirath der Kaiserin Irene legitimer Nachfolger Constantins VI. auf dem oströmischen Thron zu werden; in Rom allerdings wurde dann die andere Idee, die der Erneuerung des abendländischen Kaiserthums, aufgegriffen und bald nach 800 sehen wir Karl in den erneuerten Verhandlungen mit den Griechen sich mit der Vorstellung vollkommen befreunden, durch Anerkennung seines Kaisertitels seitens der Byzantiner die alte Reichseinheit mit zwei Fratres Imperatores und zwei Reichshauptstädten wieder aufleben zu lassen. Daß ihn die Krönung am Weihnachtsfeste 800 überraschte und ihm eigentlich seine Absichten durchkreuzte, kann auch kaum zweifelhaft sein. Daß er sich das Imperium nicht von Papstes Gnaden geben ließ, geht aus seinem ganzen Verhalten und später aus der von ihm ohne Befragung des römischen Stuhles verfügten Krönung Ludwigs des Frommen hervor. Es ist auch ganz klar dargethan, wie sich Karl das Verhältniß der beiden Gewalten seit 800 zurecht legte; in dem Kapitular von 829 ist dies Verhältniß der vollständigen Nebenordnung der geistlichen und der königlichen Gewalt innerhalb der Christenheit ausgesprochen, und das Bild der Ellipse mit ihren zwei Brennpunkten legte diese Stellung verständlich vor. Politisch aber gab es nach Karls Auffassung im Abendland nur eine Souveränität, so wie das Dante ein halbes Jahrtausend nachher trotz aller faktischen Veränderung dieser Lage theoretisch absolut festgehalten hat. Der Papst mit seiner Respublica Romana war dem Kaiserthum ein- und untergeordnet, und daß Leo III. dies anerkannt hat, geht daraus hervor, daß er nach Meldung der fränkischen Annalen den Akt der Adoration durch Niederknieen vor dem Kaiser vollzog, gerade so wie dies nach dem byzantinischen, seit Diocletian üblichen Zeremoniell seine Vorgänger Agapet vor Justinian, Hadrian (787) vor Constantin und Irene, Stephan vor Pipin gethan hatten.

Das alles bedeutete also das große und denkwürdige Jahr 800 für Reich und Kirche. Das 9. Jahrhundert sah seither die eigentliche Begründung des deutschen Reichs und deutscher Kultur durch Karl d. Gr.; die endliche Bekehrung der Sachsen; aber es sah auch den Verfall und die Theilung des Karolingischen Weltreichs in Frankreich, Lothringen und Deutschland; es sah im Osten zwar den Sieg des Bilderdienstes unter der Kaiserin Theodora, aber auch das Schisma des Photius und das letzte allgemeine Konzil, welches Griechen und Lateiner vereinigte (869). Im Abendland erlebte das fränkische Reich den Prädestinationsstreit, die Entstehung der pseudo-isidorischen Dekretalen und die erste Erscheinung des Musters eines großen streitbaren Prälaten in der Person des Reimser Hinkmar. Das Papstthum war unter den Händen Nikolaus' I. mächtig emporgestiegen: jetzt, 900, war es durch Johannes IX. und Benedikt IV. vertreten, deren rasch sich folgende und kurze Pontifikate durch kein bedeutsames Ereigniß bezeichnet sind. In Oberitalien stritten sich Berengar und Ludwig von Provence um die Herrschaft, und die Krönung des Letzteren (im Februar 901) durch Papst Benedikt schuf einen Schattenkaiser mehr, während in Deutschland Kaiser Arnulfs Tod (899) das von den Ungarn bedrängte Reich Ludwig dem Kinde hinterließ, mit dem die Ostkarolinger ausstarben. In Rom sah es inzwischen so trüb wie möglich aus. Zur Ausbesserung der lateranensischen Basilika konnte man keine Balken mehr auftreiben, weil die Banditen draußen die Wälder besetzt hielten. In der Stadt wütheten die Faktionen der Barone: sie hatte ein paar Jahre vorher das schauerliche Todtengericht über den Papst Formosus (897) erlebt — einen dem Haß gegen das deutsche Element verdankten „Exzeß, wie kein ähnlicher die Annalen des Pontifikats befleckt hat“ (Reumont). Jetzt aber steuerte dies Pontifikat seiner tiefsten Entartung entgegen; mit der Herrschaft der tuscischen Partei rückte das Weiberregiment Theodora's und Marozia's ein, Päpste wurden wie Puppen ein- und abgesetzt: eine schmachvolle Aera der Unfreiheit, in der die Regierung Alberichs fast wie ein Lichtpunkt erscheint. Otto des Großen Intervention riß das Papstthum 962 aus dieser Entwürdigung heraus und band die Kaiserwürde auf mehr als 800 Jahre an die deutsche Königskrone: ob zum Vortheil oder zum Nachtheil Deutschlands, war bekanntlich der Gegenstand einer zwischen Ficker und Sybel scharf verhandelten Kontroverse. Sicher war das Königthum des sächsischen Hauses die glänzendste und segensreichste Erscheinung des 10. Jahrhunderts, welchem Baronius den üblen Beinamen des dunklen gegeben hat. Freilich waren die Lage der Kirche und die Zustände im Klerus derart, daß der berühmte Geschichtschreiber und Apologet des Katholizismus sich wohl den Ausspruch gestatten konnte, es habe scheinen müssen, als sei das Schifflein Petri damals in den Fluthen des Meeres versunken. Jetzt, seit Otto's Einschreiten, standen die Dinge besser. Im Jahr 989 war die Kaiserin Theophanu nach Ravenna und Rom gekommen, wo man das seltene Schauspiel einer Fürstin genoß, die als „Imperator“ (nicht Imperatrix) die höchste Gewalt ausübte, Placita abhielt und alle Rechte der Souveränität für ihren unmündigen Sohn geltend machte. Schon 996 kam Otto III. selbst, fast noch ein Knabe, über den Brenner herunter, setzte seinen 24jährigen Vetter Bruno zum Papst ein — es war das erstemal, daß ein Deutscher die Tiara trug: ein unendlicher Schmerz für die Römer, die gewiß, wie Gregorovius meint, lieber ein Monstrum als diesen Sachsen auf der Kathedra Petri gesehen hätten. Der Traum dieser beiden sächsischen Jünglinge, Reich und Kirche durch gemeinsame Arbeit zu verjüngen, sollte nur kurze Dauer haben: es war ihnen nicht vergönnt zu verwirklichen, was ein Gedicht in einer Bamberger Handschrift ihnen zurief:

> Vos duo luminaria per terrarum spacia
> Illustrate ecclesias, effugate tenebras
> Ut unus ferro vigeat, alter verbo tinniat.

Schon am 29. September mußte Papst Gregor V. vor der Rebellion des Patricius Crescentius fliehen, der sich zum römischen Konsul ausrief. Im Februar 998 führte Otto seinen Verwandten nach Rom zurück, die Engelsburg ward gestürmt und Crescentius enthauptet. Seine melancholische Grabschrift hat Baronius noch in S. Pancrazio gelesen. Ein Jahr später war auch schon Gregor V. eine Leiche. Der Kaiser kam nach seiner Wallfahrt auf den Mons Garganus im März 999 nach Rom zurück; er brachte den neuen Papst in seinem Gefolge mit. Gerbert, seit 998 Erzbischof von Ravenna, war zweifellos der merkwürdigste und genialste Mensch seiner Zeit. Zum ersten- und zum letztenmal in der Geschichte stellt sein Pontifikat die Vereinigung des höchsten Wissens einer Zeit mit der höchsten kirchlichen Würde dar. Leider hat auch diese Herrlichkeit nicht lange gewährt: zu Anfang April 999 inthronisirt, bekleidete Sylvester II. die Papstwürde nur bis zum 12. Mai 1003. Sein junger kaiserlicher Freund Otto III. hatte mit kurzen Unterbrechungen, vom 11. April 999 bis zum November in Rom geweilt, dann war er nach Sachsen zurückgekehrt, hatte Pfingsten in Aachen zugebracht und war am 1. November wieder in Rom, wo er in palatio Montis Wohnung nahm, dort am 5. Januar 1001 den Besuch seines geliebten Lehrers, des in der Kunstgeschichte so berühmten Bischofs Bernward von Hildesheim empfing, den Aufstand der Landstadt Tivoli niederwarf, und, unterstützt von Bernward, mit Mühe der Empörung der Römer Meister wurde, die ihn in seinem aventinischen Palast drei Tage belagert hatten. Diese Erfahrungen hatten den 22jährigen Jüngling aus der Welt seiner Träume aufgeweckt, aber auch mit tiefer Schwermuth erfüllt. Im Bußhemd zog er über den Apennin wieder nach Ravenna, wo er Ostern in S. Apollinare in Classe feierte: die große Inschrift im linken Seitenschiff dieser Basilika spricht von dem Ruhm und den Schmerzen des Kaisers, der noch einmal dann, im Juni in St. Paul vor Rom erscheint, in die Stadt nicht mehr eindringen kann, sein Hauptquartier in dem Castell Paterno am Soracte aufschlägt und hier, eingeschlossen, mit seinen wenigen Getreuen halb verhungert, in den Armen Sylvesters sein Leben aushaucht (1002, Januar 23.). Der Traum seiner Weltherrschaft war verwischt: mit seinem und Sylvesters baldigem Ende starb der Idealismus hin, der einen Augenblick Papstthum und Kaiserthum in seinen Trägern zu treuester Freundschaft verbunden, auf ein gemeinsames großes Ziel zusammengeführt hatte. Ein gleichzeitiger Hymnus klagt über Otto's Tod:

> Plangat mundus, plangat Roma,
> Lugeat ecclesia.
> Sit nullum Romae canticum,
> Ululet palatium.
> Sub Caesaris absentia
> Sunt turbata Saecula.

Es war sicher ein ehrlicher Deutscher, der seinem Kaiser dies Klagelied sang: den bald darauf erfolgten Hingang Sylvesters hat keine römische Elegie betrauert. Daß er ein „Franke“ und kein Römer war (Gerbert stammte aus der Auvergne), daß er ein großer Gelehrter war, war hinreichend, um ihn zu hassen; das Volk verschrie ihn als Zauberer, und Walther von der Vogelweide weiß noch 1213 von den Schwarzkünsten dieses Papstes zu erzählen.

Wie Rom damals aussah, schildert uns ein merkwürdiges Buch, die Graphia aurea urbis Romae, die uns der Einsiedler Codex bewahrt hat und dessen Anfänge wohl in die Tage Otto's III. hinaufreichen, während es erst

nach 1154 abgeschlossen sein kann. Gregorovius (III, 497 f.) hat auf Grund desselben ein anschauliches Bild dessen entworfen, was unser junger sächsischer Kaiser um die Wende des 10. und 11. Jahrhunderts in Rom noch von Resten des Alterthums sehen konnte. Es muß ihn immer noch gewaltig imponirt haben, wenn er, unter dem Eindruck seiner Wanderungen durch die ewige Stadt, auf seinem Siegel sein Bildniß mit den Worten AVREA ROMA umgeben ließ.

Eigentlich hätte die Welt im Jahre 1000 untergehen sollen: sie hat uns diesen Gefallen indessen nicht gethan. Die Annahme, es sei gegen Ausgang des 10. Jahrhunderts die ganze abendländische Menschheit von der Angst wegen des nach Ablauf des ersten Milleniums erwarteten Unterganges der Welt erfüllt gewesen und als habe sie, aus diesem Entsetzen gerettet, mit ganz neuem Eifer sich dem Aufbau und Schmuck zahlreicher Kirchen und Klöster gewidmet, ist in den letzten Jahrzehnten durch eine Reihe von Untersuchungen widerlegt, beziehungsweise auf ihr richtiges Maß zurückgeführt worden. Die Zunahme der baulichen Thätigkeit unter der Regierung des freigebigen Kaisers Heinrich II. erklärt sich aus anderen Ursachen. An einzelnen Orten, in einigen Gegenden, war die Besorgniß des Weltuntergangs wirklich verbreitet; daß sie die ganze Christenheit ergriffen und eine tiefere Einwirkung auf Leben und Treiben derselben gehabt habe, ist nicht nachzuweisen. Wenn Reumont (II, 314) das Auftreten des wundervollen Hymnus des Dies irae für die Verbreitung dieser Erwartung anführt, so läßt sich dagegen einwenden, daß die Entstehung dieser Dichtung um 1000 nicht festzustellen ist und daß ihr Aufkommen sich vollkommen aus den trostlosen und zerrütteten Zuständen des Saeculum obscurum erklärt.

Wenn das 11. Jahrhundert die außerordentliche Erhebung des Papstthums in Gregor VII. zu verzeichnen hatte, so war es in vieler Hinsicht doch nicht besser als jenes dunkle Jahrhundert, das ihm vorausgegangen. Rom und das Pontifikat ward zunächst eine Beute der Crescentier, dann der tuscischen Grafen: wiederum war Deutschland die Aufgabe zugefallen, das Pontifikat aus tiefster Erniedrigung und die Kirche vom Schisma zu befreien. Der Römerzug Heinrichs III. 1046 mit der Uebertragung des Patriciats an den Kaiser stellte die Ordnung her, welche die Bestellung deutscher Päpste sichern sollte. Schon unter dem Lothringer Leo IX. trat dann der Einfluß Hildebrands hervor, der mit der Cluniacenser Kongregation die Führung der kirchlichen Reformpartei übernahm und als Gregor VII. mit dem Investiturstreit dem Jahrhundert seine Signatur, dem Papstthum die politischen Ideale gab, welche die drei folgenden Jahrhunderte verwirklichen sollten: der entscheidende Punkt in dem ersten Stadium dieses Kampfes ist die Scene in Canossa (1077); sie gehört zu den kirchengeschichtlichen Bildern, welche auch in der Gegenwart noch Bewunderer finden.

Als man 1100 schrieb, regierte Paschalis II., ein ehemaliger Cluniacenser, die Kirche (1099—1119) im Geiste Gregors, gehoben und unterstützt durch die mächtige Erregung, welche die Verkündigung des ersten Kreuzzuges durch Urban II. zu Clermont (1095) in der Christenheit erzeugt hatte. Er brachte den größten Theil des Jahres, mit Ausnahme der in Salerno, Amalfi, Troja, Montecassino, Anagni verlebten Sommermonate, in Rom zu, wo er im Lateran residirte: die Stadt konnte sich kaum damals schon aus der Asche erhoben haben, in welche der zweimal von Robert Guiscard (1084, 28. Mai ff.) in sie hineingeworfene Brand sie gelegt hatte. Gothen und Vandalen hatten nicht schlimmer gehaust, als es jetzt die Bundesgenossen des Papstes, die Normannen und die ihnen dienenden saracenischen Rotten gethan hatten; Gregorovius hat nicht so unrecht, wenn er diese Verwüstung Roms als den dunkelsten Fleck in der Geschichte Gregors VII. bezeichnet und den in diese um seinetwillen lodernden Flammen hineinstarrenden Papst mit Napoleon auf seinem schweigenden Ritt über die blutigen Schlachtfelder vergleicht. Was von alten und edlen Geschlechtern in der ewigen Stadt sich noch gehalten hatte, war von den Barbaren wie das Vieh, den Strick an dem Hals, in die Sklaverei verkauft worden. Vom Lateran bis zum Colosseum war alles in Flammen aufgegangen, der Circus Maximus, Palatin und Capitol und das prächtige Septizonium waren ebenso wie die Porticus an St. Peter und Paul und die meisten anderen vom Feuer verzehrt. Die melancholische Einsamkeit des Aventin und des Cölius, die uns heute entzückt, ist das Werk dieser Zerstörung. Die Monumente wurden schon vor der Katastrophe als Baumaterial benutzt, wie für Pisa's Dom; in umfangreicherem Maße schleppten dann Abt Desiderius von Montecassino (Papst Victor II.) und der Herzog Robert Säulen und Marmorstücke nach Cassino und Salerno. Ein paar Jahre nach 1100 kam der fränkische Bischof Hildebert von Tours nach Rom, dessen Verödung er in jener berühmten Elegie „Par tibi Roma nihil“ (Uebersetzung bei Gregorovius IV, 4, 235) besang. Kaum, daß das alte Rom noch zu erkennen war: „vix scio, quae fuerim, vix Romae Roma recordor“, läßt er die Stadt sich selbst beklagen. Biondo, der im 15. Jahrhundert zuerst unter den Humanisten die Herrlichkeiten des alten Rom in einem weitverbreiteten Werke darstellte, spricht schon die Ansicht aus, daß der damalige Zustand der Stadt im wesentlichen der war, wie ihn die normannische Verwüstung geschaffen: ein Jahrhundert später sollte Rom auch noch den Sacco von 1527 erleben. Was sonst dies Jahr 1100 auszeichnete, war der Sieg Paschalis' II. über seinen Gegenpapst Clemens III. (Wibert), den Heinrich IV. 1080 in Brixen hatte wählen lassen und der sich drei legitimen Pontificaten gegenüber behaupten konnte. Noch unter Paschal hielt er sich in Albano, bis die Normannen ihn vertrieben und er 1100 im Herbst zu Civita Castellana starb. Einige Monate später tritt zum erstenmal, mit Pietro Colonna, das große Adelsgeschlecht der Colonnesen in die Geschichte ein: es trägt die Säule Trajans in seinem Wappen, nennt sich aber wahrscheinlich von dem heute noch von dem Lateinergebirg auf die Via Labicana herabschauenden Castell.

Abermals brachte die Romfahrt Heinrichs V. (1110 f.) unsagbares Leid über Rom und den Papst, der für seinen apostolischen Gedanken einer Resignation auf die Krongüter kein Verständniß bei den deutschen Prälaten fand. Die Vergewaltigung Paschals in S. Peter (12. Febr. 1111), die Erzwingung der Investitur von dem hohen Gefangenen waren schwere Dinge, die das Konkordat von Worms (1122) und das 9. allgemeine (I) Laterankonzil erst unter Calixt II. begleichen konnte. Der Kampf, den Gregor begonnen, hatte doch das Uebergewicht des Papstthums über das Kaiserthum zur Folge. Sein Wiederausbruch unter den Hohenstaufen änderte nichts an diesem Ergebniß. Das 12. Jahrhundert sah die großen Kreuzzüge nach jenem ersten, den Urban gepredigt: es sah das Aufblühen der romanischen Kunst und das Emporkommen einer neuen Wissenschaft in der von Lanfranc eingeleiteten, jetzt hauptsächlich von Petrus Lombardus, dem Sententiarier (1164) getragenen Scholastik. Es sah das ruhmreiche Pontifikat Alexanders III. und Friedrichs I. Niederlage bei Legnano: es sah aber auch bedenkliche Bewegungen in dem Nationalismus Aebalards, in Arnolds von Brescia kirchenpolitischer Opposition, in dem Auftreten der Waldenser (s. 1179) und Albigenser. Es erlebte die Anfänge der Inquisition (s. 1184), aber auch die Wiederaufnahme des römischen Rechts und damit einen kulturgeschichtlichen Wandel von unabsehbarer Bedeutung.

Als das Jahr 1200 schlug, saß Innocenz III. auf dem päpstlichen Stuhl (1198—1216): kein Papst hat die Tiara glücklicher und glanzvoller getragen als dieser Conti, dessen Krönung (am 22. Februar) von unerhörtem Glanze umgeben war. Sein erstes Werk war die Unterwerfung der römischen Stadtpräfektur unter die päpstliche Herrschaft und die Beseitigung einer historischen Reminiscenz, die man noch zu Zeiten Martins V. nicht verschmerzt hatte. Der letzte Schimmer kaiserlicher Gewalt in Rom war damit gefallen. Nicht besser erging es jener Reliquie städtischer Selbstherrlichkeit, welche den Titel eines römischen Senators trug; doch war damit die Selbständigkeit der Stadtgemeinde keineswegs abgeschafft und die Ausübung einer königlichen Gewalt des Papstes über das städtische Wesen gehört erst dem ausgehenden Mittelalter, beziehungsweise dem Zeitalter der Renaissance an: hier bestanden zwei politische Mächte fast das ganze Mittelalter hindurch nebeneinander, und nichts ist falscher als die Vorstellung, es seien die Päpste des Mittelalters in Rom ebenso Herren gewesen, wie sie es zwischen 1814—1870 waren. Dagegen konnte Innocenz seine Herrschaft über die Staaten des Patrimoniums herstellen, der mathildischen Erbschaft genießen und den Frieden Viterbo's mit den Römern, zu Ende 1200, vermitteln. Viterbo mußte damals die 1167 entführten Bronzethüren von St. Peter zurückgeben und zusehen, wie die Römer ihre Gemeindeglocke im Capitol aufhingen und den alten Bogen des Gallienus mit einem ihrer Stadtschlüssel verzierten. Ruhige Tage waren damit für die Stadt gleichwohl nicht eingetreten; denn bald darauf erregten die Händel der nun zuerst hervortretenden Orsini (wann ihr legendarischer Stifter Ursus, der Bär, gelebt, weiß noch heute Niemand zu sagen) und Poli Unruhen, welche den Papst zur Flucht in die Campagna nöthigten; erst mit dem Frieden von 1205, welcher die Wahl des Senators in die Hand des Papstes legte, kamen ruhigere Verhältnisse zurück.

Der frühe Tod Heinrichs VI. und Costanza's (1198) hatten Innocenz die Vormundschaft über den jungen Friedrich und die Wiederherstellung der päpstlichen Lehensherrschaft über Sicilien eingebracht. Er erhielt den Staufer im Besitz der sicilianischen Krone, doch sah Rom im Jahre 1200 Walter von Brienne, den Schwiegersohn König Tancreds, als Prätendenten für Lecce und Tarent erscheinen. Von weitem kündigten sich die großen Konflikte mit Deutschland, Frankreich und England an, welche das Pontifikat des „Augustus" des römischen Papstthums anfüllen sollten.

Das 13. Jahrhundert ist der Höhepunkt des christlichen Mittelalters. Wollte man mit einem oder einigen Namen ihm seine Taufe geben, man wäre nothwendig in Verlegenheit. Denn in der Politik hätte man Innocenz III., Friedrich II. und Ludwig IX. zu nennen; aus der Welt des religiösen Lebens müßte dies Säculum seine Bezeichnung von Francesco d'Assisi nehmen, und doch wären zu seiner Charakteristik die Heiligen Dominicus und Elisabeth von Thüringen nicht zu entbehren; griffe man in das Treiben der Schulen hinein, so müßten Albert d. Gr., Roger Bacon und Thomas von Aquino genannt werden; die Welt des Schönen bietet keinen Namen, aber Werke von unvergänglicher Größe und Hoheit in den gothischen Domen Frankreichs und der Rheinlande dar. Was in unsern Augen, ich meine in den Augen der Deutschen, durch die hindurchzusehen freilich kaum mehr gestattet wird — dem Jahrhundert seine Signatur gibt, das ist die Zerstörung der deutschen Kaisermacht in der Absetzung Friedrichs II. zu Lyon 1245. So groß die Fehler dieses Größten der Hohenstaufen waren, so war der Untergang des Geschlechts und das Eingehen des Imperiums doch ein unsägliches Unglück: für Deutschland in erster Linie, aber auch für die Kirche. Der Beschluß Innocenz' IV. führte die Umgarnung des Papstthums durch die Anjou, die Entführung desselben nach Frankreich und damit die avignonesische Gefangenschaft herbei: diese aber war der Boden, aus dem fast mit Naturnothwendigkeit das Schisma entsprießen mußte, das Schisma besiegelte die Zerrüttung der mittelalterlichen Gesellschaft und Kirche und führte jene Stimmung und Lage herbei, aus der sich die Ablösung Nordeuropa's von der römischen Kirche fast von selbst ergab. Wer heute diese Linie nicht erkennt, die zwischen Lyon, Avignon, Wittenberg und London geht, braucht sich seine Augen für das Studium der Kirchengeschichte nicht auszustechen; er hat nie welche gehabt.

Trotzdem ist und bleibt dies 13. Jahrhundert ein großes und merkwürdiges Jahrhundert. Es ist nicht bloß die Hochblüthe der Gothik und der Scholastik. Es ist auch das Zeitalter, wo das freie Bürgerthum den Kampf gegen die Bedrückungen der feudalen Gewalten aufnimmt. Es ist die Blüthezeit der italienischen Republiken, aus deren Schoß die große Bewegung der Renaissance bald hervorgehen soll — die Vita Nuova des italienischen Volkes, deren mächtigste Repräsentanten, die Dante, Niccolò Pisano, Giotto, schon den Ausgang dieses Säculums zieren. Allmählich vollzieht sich die Entdeckung des Menschen und es fängt, mit dem Einrücken der Idee des Staates, die dem Mittelalter gänzlich abhanden gekommen war, auch der Mensch in den freien Städten Italiens und Deutschlands wieder an, etwas von dem zu sein, was man im Alterthum einen Bürger nannte. Die Freiheit des Gedankens war nicht bloß bei einem Skeptiker wie Friedrich II., sondern auch in dem Dogma treuen Mönchen, wie Roger Baco, Duns Scot und Albert dem Großen, größer, als sie es heutzutage in manchen Kreisen ist, und wenn dies schlimm war, so mag das Jahrhundert sich damit trösten, daß es in S. Francesco d'Assisi und der hl. Elisabeth von Thüringen zwei Menschen aufzuweisen hatte, in denen, höher, gewaltiger, hinreißender als in jedwedem anderen Menschenherzen, die Liebe zu Gott und den Kreaturen fluthete. Vielleicht war es darum, daß dies Jahrhundert reiferer und tieferer Erkenntniß die Wege bahnte: denn non intratur in veritatem nisi per caritatem, wie St. Augustin sagt.

Gustav Freytag und Heinrich v. Treitschke im Briefwechsel.

II.

Herrliche Worte sind es, mit denen Treitschke darlegt, warum er trotz allem Drängen der Verlagshandlung und seiner Freunde mit der deutschen Geschichte noch immer nicht beginnen könne und sich durch kleinere Arbeiten auf anderen Gebieten erst dazu vorbereiten müsse. „Den dicken Nebel Rotteck-Welcker'scher Phrasen zu durchdringen, diese Welt von fables convenues zu zerstören," sei ein schweres Stück, und „auch sein politischer Horizont müsse inzwischen noch freier und weiter werden". Nichts aber könne das politische Urtheil besser reifen, als die Betrachtung der italienischen und bonapartistischen Dinge. „Cavours Reden erschließen mir eine Welt neuer Ideen. Es ist doch etwas wunderbares um einen großen Mann! Diese souveräne Verstandesklarheit wirkt ebenso packend, hinreißend, wie der rhetorische Schwung Mirabeau's. Ich behaupte, nie gab es eine offenere Politik, als jene des vielgescholtenen Machiavellisten; zehn Jahre lang erzählt er täglich im Parlamente, all sein Thun habe nur den Zweck, die Oesterreicher zu verjagen. Noch merkwürdiger ist der tiefreligiöse Zug in diesem scharfen Geiste; er hegt einen felsenfesten Glauben an den zivilisatorischen Beruf des Katholizismus: das steht einem Italiener wohl an, so fremd es uns Deutschen erscheint."

Ein Zug wahrhafter Größe ist es, daß Treitschke in dem Augenblick, da offen zutage trat, daß der von ihm vertheidigte deutsche Cavour den Willen und die Kraft besitze, die heiß ersehnte Einigung durchzuführen, trotzdem Scheu trug, sich rückhaltlos an diesen Staatsmann anzuschließen, da er dessen politische Moral nicht in allem zu rechtfertigen vermöge. „In dem Augenblick, da ich den Ruf eines unabhängigen Mannes verliere, geht meiner Feder jede Kraft verloren." Bismarck selbst ehrte, wie sein Brief vom 11. Juni 1866 beweist, die „grundsätzlichen Bedenken" des Historikers, sah aber den Gegensatz, den dieser zwischen innerer und äußerer Politik feststellen wolle, nicht als unversöhnlich an; er wisse zwar nicht, wie seine ehrlich gemeinten Versöhnungsversuche aufgenommen würden, hoffe aber, daß ihm auch dazu Treitschke's Mitarbeit nicht fehlen werde. „Unsre Hoffnung," schreibt Treitschke unmittelbar vor den Entscheidungsschlachten in Böhmen, „ruht allein auf dem Heere; zwei gewonnene Schlachten werden hoffentlich beiden Parteien zur Besinnung verhelfen." Freytag billigt den Entschluß Treitschke's, den preußischen Antrag abzulehnen, äußert hohe Freude, daß sie Beide „zusammen wieder in ein Fahrwasser gekommen sind", sieht aber untröstlich der nächsten Zukunft entgegen, denn das preußische Heer werde keine Rettung bringen. „Das Material ist gut, aber Sie haben keine Ahnung, wie es oben aussieht."

Doch Treitschke hatte schärfer gesehen. Wenige Wochen später brauste um ihn in Berlin unbeschreiblicher Jubel, und alle Häuser prangten im Flaggenschmuck zu Ehren der in Böhmen errungenen Siege. Von dem Augenblick, da Baden entschieden ins österreichische oder, wie Treitschke es zu nennen pflegt, ins Rheinbundlager überging, war sein Entschluß entschieden, konnte er nicht mehr „in Feindesland" bleiben. Da jetzt zweifellos eine Zeit anbrechen werde, „wo die Debatte wieder etwas bedeutet und die Publizistik nicht bloß von Handwerkern gehandhabt werden darf," sagte er dem Katheder Valet und trat in die Redaktion der „Preußischen Jahrbücher" ein. „Was mir diese Wochen ganz besonders hart machte und jeden radikalen Entschluß sehr erschwerte, will ich Ihnen, aber nur Ihnen gestehen: am 18. Juni, unmittelbar bevor ich meine Entlassung nahm, habe ich mich verlobt." „Das war eine sehr frohe Nachricht," erwiderte Freytag, „jetzt kämpfen also die preußischen Waffen auch für das Glück Ihres Hauses, und eine gute Fügung will, daß der Krieg, der soviel stilles Glück zerstört, Ihnen ein neues schafft." Die politische Lage sei, da ja durch die preußischen Erfolge die Abneigung der übrigen deutschen Stämme nur gesteigert worden sei, noch schwieriger denn vorher. „Jetzt hat Bismärckchen Gelegenheit zu zeigen, wie seine diplomatische Arbeit in schwerer Zeit ist."

Doch der in den weitesten Volkskreisen gehaßte, von den „gebildeten" Politikern verspottete Staatsmann zeigte auch wirklich mit verblüffender Wucht, daß er sein Handwerk verstehe, und damit war für Treitschke das letzte Bedenken, zu Bismarcks Banner zu schwören, geschwunden. Jeder Vernünftige, meint er, müsse jetzt wissen, was Deutschland einzig und allein fromme, und müsse es als Schande empfinden, daß das Volk der Kleinstaaten so stumpf und dumpf der gewaltigen Zeit zuschaue. Freilich „wenn Männer wie Sie nichts reden, wer soll es sonst?" Das von Freytag geleitete Organ, „Die Grenzboten", möge für die Einverleibung Sachsens in Preußen auftreten, und der Redakteur, wenn es nicht anders gehe, die sächsische Erde von seinen Schuhen schütteln und nach Preußen übersiedeln. „Die Zweckmäßigkeit, offen Annexion zu lehren," erwidert Freytag, „wird für „Die Grenzboten" von Beantwortung der Frage abhängen, ob man durch solches Evangelium den Friedensforderungen der preußischen Regierung nützt oder schadet. Ich bin über das, was sie gegen Napoleon und die Liga prätendirt, völlig im Dunkel. Aber ich meine, daß sie mit großem Geschick gehandelt hat, als sie überall nur den Bundesstaat an die Spitze stellt. Jeder von uns weiß, daß eine solche Föderation unvermeidlich die Einheit schaffe, langsam aber sicher." Nochmals beschwor Treitschke den „allzu Bedächtigen", mit seinem guten Namen für die gute Sache einzustehen. „Ich bitte Sie um meiner lieben Heimath willen, sprechen Sie mit Jordan und thun Sie dann, was nach meiner ruhigen Ueberzeugung Ihre heilige patriotische Pflicht ist. Gerade weil Sie ein „Grenzbote" sind, in Preußens Außenlanden, haben Sie jetzt den Beruf zu reden!" Doch auch den neuen Appell beantwortete Freytag nur ausweichend; er erblickte das Heil im Hinziehen und Zeitgewinnen. „In einem halben Jahre ist, was irgend wählbar wäre, in der großen Majorität von der Nothwendigkeit einer Trennung überzeugt und wünscht nicht mehr die Rückkehr der Wettiner." „Ich möchte jetzt in Sachsen nicht begraben sein," erwiderte Treitschke, „doch wenn Ihnen die Möglichkeit bleibt, dort wie bisher zu wirken, so müssen Sie freilich ausharren." Treitschke selbst fühlt sich in dem neu für Deutschland gewonnenen Kiel wohl und glücklich. „Das Volk hier ist vortrefflich, man muß es nur rütteln und in das deutsche Leben hineinzwingen."

Der Ton der Briefe wird nach 1866 wieder ruhiger; Freytag spottet wohl über den „schwächlichen Blümchenenthusiasmus", der mit der Wiederkehr König Johanns in Sachsen aufwuchs, und freut sich, daß gerade jetzt, da wieder Meuchelmord aus Wohlwollen die Parole sei, der Hecht im Karpfenteich lustige Zeiten haben werde, und Treitschke klagt über den „unerträglichen Holstendünkel", der in der Sorge um das Vaterländchen das große Vaterland vergißt, aber Beide haben doch die Hoffnung gewonnen, daß ihren politischen Grundsätzen die Zukunft gehöre. Auch für belletristische und wissenschaftliche Arbeit war nun wieder Zeit, und unser Briefwechsel bringt mehr denn ein goldenes Wort über die Werke und Tage der beiden Freunde und anderer Gelehrten und Schriftsteller.

Aus den Tagen des französisch-deutschen Krieges sind leider keine Briefe erhalten. In stolzem Pathos aber bewegt sich nach errungenem Sieg die Widmung der vierten Auflage der historischen und politischen Aufsätze an Freytag. Welche Wandlung war eingetreten, seit vor sieben Jahren die Anfänge dieser Sammlung entstanden! „Seitdem sind die kühnsten Träume, die wir einst in jenem Leipziger Freundeskreis zu fassen wagten, über alles Hoffen hinaus verwirklicht worden; und schon regt sich uns die Sorge, wie die überschwellende Kraft dieses erwachten Volkes in Schranken zu halten, wie sie zu bewahren sei vor den weltumspannenden Plänen des alten heiligen Reiches. Es bleibt ein vermessenes Unternehmen, in einer so rasch wachsenden Zeit politische Schriften, die den breiten Stempel des Tages an der Stirn tragen, aufs neue herauszugeben. Ich darf es wagen, denn der Kern meiner Ueberzeugung ist unerschüttert geblieben, wenngleich ich manchem Irrthum entwachsen bin."

Mit Wehmuth beklagt Freytag die schwindende Theilnahme am geschichtlichen Studium. In den Jahren der Sehnsucht gab es große, patriotische Historiker, in der Zeit der Erfüllung sinkt diese Wissenschaft herab. „Es berührt wunderlich," schreibt er am 27. November 1871, „wenn sogar Dümmler und Wattenbach im letzten Band der Vierteljahrschrift wie auf Verabredung Beide klagen, daß der Nachwuchs aus dem Durchschaufeln aller alten Schutthaufen so wenig zu schaufeln wisse." Den Grund erblickt Freytag im Mangel an einem kostbaren Ding, was man nicht lernen und nicht in sich groß ziehen kann, was aber

gerade seinen Freund zum gefeierten Propheten des neuen Reiches gemacht: die Freudigkeit des Herzens!

Treffend ist, was der Verfasser von Ingo und Ingraban selbst über den historischen Roman, das Mittelding zwischen Roman und Geschichte, äußert. „Diese historischen Stoffe haben viel Reizendes: originelle Situationen, Farbe, und leider auch ein Interesse, welches nicht künstlerisch ist. Aber sie legen dem Schreibenden auch eine beständige Entsagung auf. Und die Nothwendigkeit, in Sprache und Kostüm der Zeit zu sinnen, wird zuweilen als Zwang lästig. Ich kann nur sagen, daß ich jetzt eine ordentliche Sehnsucht habe, bevor ich mich weiter mit diesen vergangenen Jungen balge, etwas recht frisch und sorglos zu schreiben, wobei man nicht nöthig hat, zu erwägen, ob der Held eine Hosentasche hat."

Beiden Freunden wuchs mit den Lebensjahren die Schaffensfreude. Freilich spottete Freytag 1872: „Komme ich in den Himmel, was wirklich recht zweifelhaft ist, so verbitte ich mir sofort jede Anstellung, bei welcher Feder und Dintenfaß gebraucht werden. Am liebsten würde ich dort Bummler, ich habe mein Lebtag dazu die größte Neigung gehabt, und ich fühle jetzt manchmal mit einer wahrhaft schmerzlichen Sehnsucht, daß ich die schönste Lebenszeit hindurch diese menschenwürdigste aller Erholungen zu sehr entbehrt habe." Aber diese Worte stehen in einem Begleitschreiben zum ersten Band seiner „Ahnen", und wie unermüdlich arbeitete der Dichter, bis das Werk in einer langen Reihe von Bänden vollendet dem deutschen Volk übergeben werden konnte!

Und für Treitschke begann die fruchtbarste Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller erst, seit der reife Mann 1875 sein eigentliches Lebensziel, den Lehrstuhl der Geschichte an der Berliner Hochschule, erreicht hatte! „Es macht mich oft traurig, daß der Tag auch hier nur 24 Stunden hat!" „Ich habe den schweren Entschluß, mein schönes Heidelberg verlassen zu haben, noch keinen Augenblick bereut. . . . Mein Sohn zieht den Thiergarten dem Schwarzwald vor: Wald ist Wald, und den Kaiser und den alten Wrangel sieht man doch nur hier!" Und wie freut ihn der wissenschaftliche Erfolg seiner Deutschen Geschichte! „Die Deutsche Geschichte ist ein Ackern auf noch ungebrochenem Boden; ich erstaune, wie falsch die Ueberlieferung sich erweist, und will so lange immer wieder die Archive besuchen, bis ich der Sache einigermaßen sicher bin." Freilich, sagt er ein andermal: „Man muß auch den Muth haben, zuweilen allbekanntes zu wiederholen, denn will der Historiker immer neu sein, so wird er unwahr".

Auch politische Fragen werden immer wieder erörtert. Von Freytag mehr mit mildem Humor, von Treitschke noch immer mit der alten Leidenschaftlichkeit. Das preußische Regiment ist nicht nach seinem Sinn, aber es ist Bismarcks Regiment — da gibt es kein Widerstreben und keinen Widerstand! Größeren Kummer bereitet ihm der Sozialismus. „Warum greift dieser durch und durch undeutsche Wahnsinn der Sinnlichkeit und Unfreiheit so gewaltig um sich? Soll es denn immer unser Fluch bleiben, daß wir auch den Unsinn mit Methode treiben?"

Einen würdigen Abschluß der Sammlung bietet die von Treitschke verfaßte Adresse, welche Gustav Freytag am 30. Juni 1888 mit dem erneuerten Doktordiplom überreicht wurde. Die Stellung Freytags in der deutschen Literatur wird in vollem Maß gewürdigt und das innige Verhältniß des Dichters zur deutschen Professorenwelt mit warmer Dankbarkeit hervorgehoben.

„Sie haben uns unsern Beruf verklärt durch den anheimelnden Zauber Ihrer goldenen Laune. Sie wissen, wie viel Mühsal und Versuchung, wie viel Ruhm und Forscherglück um die einsame Lampe des Gelehrten webt; und wenn die Deutschen kommender Geschlechter aus Ihren Dichtungen dereinst lernen werden, wie den Söhnen des 19. Jahrhunderts zu Muth gewesen, so werden Sie auch verstehen, warum es in unsern Tagen ein Stolz und eine Freude war, ein deutscher Professor zu sein." Mit herzlicher Wärme und zugleich mit feiner Ironie dankt der Gefeierte: „Sie, hochverehrte Herren, danken dem Dichter auch, daß er unternommen hat, die krause Art und den edlen Idealismus deutscher Professoren seiner Zeit in leichten Bildern abzuschildern. Manches davon mag schon der nächsten Folgezeit fremdartig erscheinen. Aber, liebe, hochverehrte Herren! solange es ein deutsches Volksthum gibt, wird es auch deutsche Professoren geben, Männer, denen das eigene Leben wenig bedeutet im Dienst ihrer Wissenschaft; oft wird den Helden und Opfern unermüdlicher Arbeit ein kleiner Zopf im Nacken hängen, und immer, so vertraue ich, wird das Volk der Deutschen mit Neigung, Ehrfurcht und zuweilen mit guter Laune auf sie schauen."

Die Briefe sind, wie es scheint, dem vollen Wortlaut nach veröffentlicht. Nur einmal — im letzten Brief Treitschke's vom 12. Februar 1894 — deutet eine Reihe von Gedankenstrichen an, daß der Herausgeber eine Auslassung für geboten erachtete. Da der Text wieder mit dem Satz anhebt: „Natürlich gehöre ich nicht zu den Thoren, die an Preußen verzweifeln, aber Völker leben langsam, und solange ich lebe, kommen schwerlich erträgliche Tage", so läßt sich die Lücke leicht ausfüllen. Freytag geht in seiner Antwort darauf gar nicht ein, sondern beklagt nur, daß das Schicksal nicht müde werde, seinen edlen Freund zu quälen und zu peinigen. „Wer in späterer Zeit dem nächsten Geschlecht Ihr Leben schildern wird, der wird sehr, sehr viel von dem stillen Heldenthum des Duldens zu berichten haben, das Ihrer feurigen und energischen Natur gegen alle menschlichen Vorstellungen von der Verwendung dramatischer Charaktere auf der Erdenbühne zugemuthet wurde."

Ohne Zweifel enthalten diese Worte auch eine Art Antwort auf die Anklagen Treitschke's. Weder leibliches Gebresten noch geistige Leiden blieben dem greisen Patrioten erspart. Da begreift sich, daß sein Gemüth zuletzt verbittert, daß der so wahrhafte, so redliche Mann in seinem Urtheil zuweilen ungerecht war.

Doch wenn er heute noch unter uns weilte, würde kein Leid, kein Mißverständniß, keine traurige Erfahrung die heilige Flamme in ihm ersticken. Eindringlicher denn je würde er „predigen und sprechen" für Kaiser und Reich. Es darf für uns kein Zurück geben, so würde er uns zurufen, also müssen wir vorwärts, und wenn die Nachbarstaaten uns friedlichen Aufschwung nicht gönnen, dann Waffen her, Schiffe her! Kultur war vor dem Staat, doch die Kultur eines Volkes, das nicht eines Tages vom stärkeren Nachbar erst gedemüthigt, bald geknebelt sein will, muß nicht nur eine Schule guter Sitte und schöner Künste sein, sondern auch die beste Waffenschmiede!

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat März (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Die Milchstraße ist noch weiter nach Westen gerückt, sie zieht nunmehr in flachgestrecktem Bogen vom südwestlichen Horizont, ziemlich weit westlich vom Zenithpunkt vorbei, zum nördlichen Horizont. Tief im Nordwesten stehen die Sternbilder der Andromeda und des Stiers, im letzteren ist der Stern erster Größe Aldebaran, sowie der Sternhaufen der Plejaden gleichwohl noch sichtbar; das Sternbild des Widders ist bereits theilweise untergegangen. Im Westen sind die Sternbilder des Hasen und der Taube, im Südwesten der Große Hund mit dem Stern erster Größe Sirius, sowie das

Sternbild des Schiffes im Untergang begriffen. Innerhalb der Milchstraße stehen im Nordwesten die Cassiopeja und Perseus, im Westen der Fuhrmann mit dem Stern erster Größe Capella. Schon ziemlich tief im Südwesten glänzt das Sternbild des Orion mit den beiden Sternen erster Größe Betelgeuze und Rigel, ihm gegenüber, diesseits der Milchstraße, erblicken wir die Zwillinge mit denselben Sternen Castor und Pollux. Südlich von den Zwillingen, und wie dieses zum Theil in die Milchstraße hineinragend, steht das Sternbild des Kleinen Hundes mit dem Stern erster Größe Procyon.

Nur wenig nordöstlich vom Scheitelpunkt steht das bekannte Sternbild des Großen Bären, südlich von diesem der Kleine Löwe. Das Sternbild des Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus geht eben durch den Meridian. Zwischen den hellen Sternen Regulus und Procyon bemerken wir noch das Sternbild des Krebses mit dem bekannten, schon mit freiem Auge sichtbaren Sternhaufen der Präsepe (Krippe). Tief am südlichen Himmel kulminirt endlich das Sternbild des Steinbocks.

Ueber dem südöstlichen Horizont ist das langgestreckte Sternbild der Wasserschlange (Hydra) mit dem hellen Stern Alphard, sind ferner die Sternbilder Becher und Rabe nunmehr vollständig, das Sternbild der Waage theilweise aufgegangen; im Osten steht zunächst noch in geringer Höhe die Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spica (Kornähre). Am nordöstlichen Himmel sind die Sternbilder der Leier mit dem hellen Stern Wega, des Herkules und der Schlange im Aufgehen begriffen, etwas höher stehen dort die nördliche Krone, das Sternbild des Bootes mit dem röthlich strahlenden Arcturus, der Mauerquadrant und die Jagdhunde. Im Norden endlich bemerken wir noch die Sternbilder des Kleinen Bären mit dem Polarstern, des Drachen, des Cepheus und nur wenig über dem Horizont das Sternbild des Schwanes mit dem Stern erster Größe Deneb.

Die Sonne steht um die Mitte des Monats schon ganz in der Nähe des Himmelsäquators. Am 21. März, morgens 3 Uhr, geht sie, in das Zeichen des Widders eintretend, durch den Schnittpunkt des Aequators mit der Ekliptik; der Moment dieses Durchgangs entspricht bekanntlich dem Eintritt des Frühlingsäquinoktiums oder (astronomisch) dem Frühlingsanfang. Tag und Nacht sind nunmehr gleich lang; fortan besitzt die Sonne nördliche Breite. Ihre Kulminationshöhe, welche Mitte März rund 40° beträgt, nimmt ebenso wie die Länge ihres Tagbogens bis zum Eintritt des Sommersolstitiums beständig zu. Die Entfernung Erde-Sonne wächst im Monat März um rund 190,000 Meilen, der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe sinkt im gleichen Zeitraum von 32′ 16.4″ auf 32′ 0.0″ herab.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

März	Aufgang			Untergang		
1.	6 h	57 m	vorm.	5 h	55 m	abends
8.	6	43	„	6	6	„
15.	6	29	„	6	16	„
22.	6	15	„	6	27	„
29.	6	—	„	6	37	„
31.	5	56	„	6	40	„

Die Tageslänge wächst demnach während des Monats März um 1 Stunde 45 Min. Dieser Zuwachs vertheilt sich aber, wie man den obigen Auf- und Untergangszeiten entnimmt, auf Morgen und Abend nicht völlig gleichmäßig, da die Zunahme in den Morgenstunden um fast eine Viertelstunde größer ist als in den Abendstunden. Am Schluß des Monats beträgt die gesammte Tageslänge (ohne Dämmerung) 12 Stunden 43 Min.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat März sind folgende:

1. März	12 h	mittags	Neumond
1. „	1	nachm.	Erdnähe
8. „	7	morgens	Erstes Viertel
15. „	2	nachts	Erdferne
16. „	9	vorm.	Vollmond
24. März	7 h	morgens	Letztes Viertel
29. „	12	nachts	Erdnähe
30. „	10	nachts	Neumond.

Die Phase Neumond, die im Monat Februar gar nicht vorkam, wird im März dafür zweimal eintreten.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

März	Aufgang			Untergang		
1.	6 h	27 m	morgens	6 h	25 m	abends
8.	10	37	vorm.	1	54	nachts
15.	5	49	nachm.	5	39	morgens
22.	12	11	nachts	8	53	vormittags
29.	4	52	morgens	5	14	nachm.
31.	5	47	morgens	7	58	abends.

Im Monat März werden nicht weniger als vier große Planeten vom Monde bedeckt, nämlich Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun. Die Bedeckung des Planeten Jupiter findet am 22. März, mittags gegen 2 Uhr, statt, jene des Planeten Uranus erfolgt am gleichen Tage, etwa 2½ Stunden später. Beide Bedeckungen sind für uns mit freiem Auge also ebensowenig sichtbar, wie die des Planeten Saturn, welche am 24. März, kurz vor Mittag, stattfindet. Dagegen kann die am 8. März, abends gegen 8 Uhr, eintretende Bedeckung des Planeten Neptun mit besseren Fernrohren in unsern Breiten bequem beobachtet werden. Die Elemente dieser Bedeckung sind für München:

Eintritt	8. März	7 h	34 m	mitteleurop. Zeit;	Positionswinkel 109°
Austritt	8. „	8	53	„ „	„ 265

Die Positionswinkel sind vom Nordpunkt des Mondes aus über Ost gezählt, der Planet wird demnach am linksseitigen (dunklen) Mondrand, etwas unterhalb der Mitte, hinter der Mondscheibe verschwinden und am rechtsseitigen hellen Mondrand, etwas oberhalb der Mitte, wieder vor derselben auftauchen. Günstig für die Beobachtung ist der Umstand, daß um die Zeit des Eintritts der Bedeckung beide Gestirne sich vom Meridian noch nicht allzu weit entfernt haben, also ziemlich hoch stehen.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten gestalten sich fortgesetzt günstig.

Merkur bewegt sich zunächst noch rechtläufig im Sternbild der Fische vorwärts, wird am 15. März dort stationär und hierauf im gleichen Sternbild rückläufig. Seine Entfernung von der Erde nimmt ganz beträchtlich ab, da sie am 1. März 22.5, am 31. März nur noch 12.1 Millionen Meilen beträgt. Infolge dieser starken Annäherung steigt der scheinbare Durchmesser der durchschnittlich etwa zur Hälfte erleuchteten Scheibe des Planeten von 6.0″ auf 11.1″ an. Merkur geht am 4. März durch das Perihel seiner Bahn, am 8. März erreicht er seine größte östliche Elongation von der Sonne mit 18.3°, am 14. März seine größte nördliche heliozentrische Breite, am 25. März endlich kommt er in untere Konjunktion mit der Sonne zu stehen. Merkur geht während der ersten Monatshälfte nahezu 1½ Stunden nach der Sonne unter, ist also während dieser Zeit am westlichen Himmel als Abendstern sehr gut wahrzunehmen; während der letzten März-Woche verschwindet er in den Strahlen der Sonne.

Venus geht in rechtläufiger Bewegung vom Sternbild der Fische zunächst in das des Widders und kommt gegen den Schluß des Monats im Stier an. Ihr Abstand von der Erde sinkt von 23.1 auf 18.8 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 71 Proz. erleuchteten Scheibe steigt dementsprechend von 14.7″ auf 18.1″. Venus ist, da sie durchschnittlich erst um 10 Uhr nachts untergeht, während des ganzen Monats als hellstrahlender Abendstern am westlichen Abendhimmel sichtbar. Am 4. März kommt sie in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Mars bewegt sich rechtläufig vom Sternbild des Wassermanns in das der Fische. Sein Abstand von der Erde beträgt durchschnittlich 47 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe 4.0″. Am 18. März geht er durch das Perihel seiner Bahn. Mars ist der Sonne immer noch sehr nahe, er geht im Monat März knapp ½ Stunde vor dieser auf und etwa 1½ Stunden nach ihr unter; mit freiem Auge ist er daher nicht sichtbar.

Jupiter setzt seine langsame rechtläufige Bewegung an der Grenze der beiden Sternbilder Skorpion und Schlangenträger noch bis zum 27. März fort, wird dann zunächst dort stationär und später rückläufig. Seine Entfernung von der Erde sinkt im Laufe des Monats von 106.1 auf 96.5 Millionen Meilen, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe wächst dementsprechend von 34.7″ auf 38.0″ an. Jupiter geht um die Mitte des Monats bereits $^3/_4$ Stunden nach Mitternacht auf, wird also während der zweiten Hälfte der Nacht sichtbar. Am 22. März, um 2 Uhr nachmittags, wird er vom Mond bedeckt.

Saturn kommt im Sternbild des Schützen im Monat März um wenig mehr als 1^0 rechtläufig vorwärts. Sein Abstand von der Erde beträgt am 1. März 210, am 31. März 200 Millionen Meilen, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe steigt im gleichen Zeitraum von 14.8″ auf 15.6″ an. Die scheinbaren Dimensionen seines elliptischen, noch immer weit geöffneten Rings, sind: große Achse 36.8″, kleine Achse 16.1″. Saturn kommt am 25. März in Quadratur zur Sonne zu stehen, am 24. März gegen 9 Uhr vormittags wird er vom Mond bedeckt. Er geht um die Mitte des Monats gegen $2^1/_2$ Uhr nachts auf, steht also in der Morgendämmerung schon ziemlich hoch am Himmel und ist unter günstigen Umständen mit freiem Auge leicht wahrzunehmen.

Uranus ist während der ersten Monatshälfte rechtläufig, vom 17. März ab rückläufig im Sternbild des Skorpions. Seine Entfernung von der Erde sinkt von 383 auf 373 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe beträgt durchschnittlich 3.9″. Am 3. März kommt Uranus in Quadratur zur Sonne zu stehen, am 22. März, um 5 Uhr nachmittags, wird er vom Mond bedeckt. Uranus geht um die Mitte des Monats etwa eine Stunde nach Mitternacht auf, ist also ebenfalls in der zweiten Hälfte der Nacht sichtbar.

Neptun besitzt ganz geringe rechtläufige Bewegung im Sternbild des Stiers. Sein Abstand von der Erde beträgt durchschnittlich 602 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe 2.3″. Neptun kommt am 15. März in Quadratur zur Sonne zu stehen, am 8. März, gegen 8 Uhr abends, wird er, wie weiter oben schon ausführlicher mitgetheilt wurde, vom Mond bedeckt. Er geht durchschnittlich um 10 Uhr vormittags auf und um 2 Uhr nachts unter, ist also während des größeren Theils der Nacht am Himmel aufzufinden.

Kometen. Der am 31. Januar von M. Giacobini in Nizza entdeckte teleskopische Komet 1900 a erreicht nach den von Prof. Kreutz in Kiel aus drei Nizzaer Beobachtungen berechneten Bahnelementen am 28. April seine größte Sonnennähe mit 1.3 Erdbahnradien. Da seine Entfernung von der Erde beständig zunimmt, ist er nach wie vor nur in großen Fernrohren sichtbar.

Sternschnuppen. Im Monat März sind mehrfache Sternschnuppenfälle zu erwarten, die zum Theil recht bestimmt als periodisch erkannt sind. Die Ausstrahlungspunkte derselben liegen: Um den 7. März in der Waage und im Herkules, für den folgenden Theil des Monats im Cepheus, im Großen Bären und im Kleinen Löwen.

Das **Zodiakallicht** ist besonders in der zweiten Hälfte des Monats, während welcher der Mond in den ersten Abendstunden nicht am Himmel steht, nach dem Einbruch völliger Dunkelheit als kegelförmiger, mit der Spitze nicht selten bis zu den Plejaden hinaufreichender Lichtschein wahrzunehmen. Die Basis dieses schiefaufsteigenden Lichtkegels ist stets an derjenigen Stelle des westlichen Horizonts zu suchen, an welcher die Sonne untergegangen ist. -rt-

* **Würzburg.** Der derzeitige Rektor unsrer Universität, Prof. Dr. v. Michel, wird den an ihn ergangenen Ruf nach Berlin auf den Lehrstuhl für Augenheilkunde annehmen. Eine neue Rektorwahl ist für den 15. April anberaumt worden.

* **Heidelberg.** In der Nacht auf den 28. Februar ist der Staatsrechtslehrer an unsrer Universität Geh. Rath Prof. Dr. Georg Meyer plötzlich am Herzschlag gestorben. Er war im Jahre 1841 in Detmold geboren, hatte sich nach den in Jena, Heidelberg, Göttingen und Berlin absolvirten Studien im Jahre 1868 in Marburg habilitirt und wurde 1875 als Ordinarius für sein Fach nach Jena, von dort (1889) nach Heidelberg berufen. Von 1881—1890 gehörte er als hervorragendes Mitglied der nationalliberalen Partei dem Deutschen Reichstag an. Später trat er politisch durch seine rege Thätigkeit als Mitglied der Ersten Kammer des Großherzogthums Baden hervor. Seine zahlreichen wissenschaftlichen Werke sind von anerkannter Bedeutung. Wir heben unter denselben besonders das „Lehrbuch des deutschen Staatsrechts“ (Leipzig 1878, 4. Aufl. 1895) und das „Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts“ (Leipzig 1883—1884, 2 Bände; 2. Aufl. 1893—1894) hervor; ferner seine Schriften über „die staatsrechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete“ (1888) und „der Antheil der Reichsorgane an der Reichsgesetzgebung“ (1889). Die Universität Heidelberg verliert in ihm einen ihrer bedeutendsten Lehrer.

* **Marburg.** An der hiesigen Universität habilitirte sich heute Dr. jur. Paul Merkel als Privatdozent für Jurisprudenz mit einer Antrittsvorlesung über „dolus eventualis“.

* **Jena.** Die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart stiftete für das hiesige Schriftstellerheim den ersten Schlußstein mit 1000 M. Von einigen anderen angesehenen Buchhandlungen wurden ebenfalls 1000 M. gestiftet.

* **Wien.** Aus dem Jahresbericht des österreichischen Archäologischen Instituts, den in der kürzlich abgehaltenen Generalversammlung dieser Körperschaft der Direktor Hofrath Dr. Benndorf, erstattete, sind besonders hervorzuheben die neuen großen Funde und Erwerbungen des letzten Jahres in Carnuntum (großes antikes Waffendepot), in Aquileja (Gründungsinschrift der Stadt, ein Geschenk Sr. k. u. k. Hoheit des Hrn. Erzherzogs Franz Ferdinand), in Dalmatien (neu entdeckter Ort Asseria), in Ephesus und in Lykien (Grabdenkmäler in Thermessos). Hofrath Benndorf konnte auch die erfreuliche Mittheilung machen, daß der berühmte Numismatiker Imhof-Blumer in Winterthur seine Sammlung kleinasiatischer Münzen dem Institut zur Publikation zur Verfügung gestellt hat.

* **Prag.** In voriger Woche ist hier der Prorektor der Universität und Professor der Moral-Theologie, Dr. Th. A. Kurz, im Alter von 62 Jahren gestorben.

* **St. Petersburg.** An der hiesigen Universität ist der Direktor der Universitäts-Augenheilanstalt, Geheimrath Dr. Graf Magawly, in den Ruhestand getreten. Dr. Magawly, früher Leibarzt des Kaisers Alexander II., war ein Schüler Albrecht v. Graefe's und in Rußland der erste Vertreter der in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts aufblühenden Augenheilkunde. Er hat 40 Jahre lang an der St. Petersburger Universitäts-Augenheilanstalt gewirkt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 24. Jahrgang. Statistik des Jahres 1897. Herausgegeben von R. Böckh. Berlin, P. Stankiewicz 1899. — Carl Krüger: Schreibschule für Erwachsene. Anleitung zum Selbstunterricht und Unterricht durch den Lehrer. 1. und 2. Uebungsheft. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung. — A. v. Wittken: Lehrgang der Kurzschrift (Einigungssystem Stolze-Schrey) zum Selbstunterricht und Gebrauch an Kapitulantenschulen. 3. Heft. Ebd. 1899. — Eug. Morel: Die Buren. Deutsch von H. Häfker. Dresden, Leipzig, Karl Reißner 1900. — Th. P. Krag: Ada Wilde. Roman. Deutsch von E. v. Enzberg. Ebd. 1900. — Ida Boy-Ed: Nur ein Mensch. Roman. Ebd. 1900. — G. Arcoleo: Palermo und die Kultur in Sicilien. Deutsch von M. Nolte. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 2. März. Nummer 51.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Mädchengymnasien.

Der Aufsatz „Mädchengymnasien“ in Nr. 31 dieser Beilage ist gewiß von Vielen mit Freude begrüßt worden. Wie von dem Verfasser zu erwarten war, ist er mit hervorragender logischer Klarheit und mit Liebe zur Sache geschrieben. So sehr ich seine prinzipiellen Anschauungen über Weiblichkeit, Frauenbildung und Werth der humanistischen Durchbildung theile, muß ich ihm doch bei der praktischen Anwendung in einigen Fragen widersprechen.

Herr Dr. Meyer meint, es könne der Versuch gemacht werden, die gymnasiale Bildung an Stelle der bisherigen Mädchenschulbildung zu setzen, da diese „sich offenbar nicht bewährt habe.“ Er sagt: „Man hört seit langer Zeit mit seltener Einstimmigkeit stets erneute Klagen (oder Spötteleien) über die höheren Töchterschulen und ihr Produkt, die „höhere Tochter“. Der allgemeine Consensus zeigt doch wohl, daß unsre Mädchenbildung wirklich etwas im argen liegt.“ Dann fährt er fort: „Aber so sehr man in diesem Verdammungsurtheil einig ist, so wenig scheint man sich über den eigentlichen Sitz des Uebels klar zu sein, und gar über Mittel und Wege zur Abhülfe entsinne ich mich nicht, jemals diskutable Vorschläge gehört zu haben.“ Darauf habe ich zu erwidern: erstens, daß diese Klagen und Spötteleien zu einem großen Theil der Nörgellust der Eltern den Schulen gegenüber entspringen und daß sie auch recht reichlich über Knabenschulen und ganz besonders die Gymnasien laut werden. Viele Eltern sehen in der Schule nicht die Gehülfin, sondern eine Feindin, in den Lehrern sehen sie ihre natürlichen Nebenbuhler, denen sie mit Wonne eins am Zeuge flicken. Zweitens aber, daß man kaum in einer anderen Schulgattung so mit Eifer die richtigen Mittel, Wege und Ziele sucht, als gerade in der höheren Mädchenschule. Aber keine Schule ist so verlassen von Hülfe und Schutz, so sehr nur auf die eigene Kraft angewiesen, wie sie. Man gebe ihr einmal die Bahn frei, beschneide ihr nicht Zeit und Ziele, löse sie los von kommunaler Willkür und dem Einfluß gesellschaftlicher Vorurtheile; man gewähre ihr die staatlichen Mittel und den Schutz wie den Knabenschulen, erst dann kann sie zeigen, was sie leisten kann. Aber freilich, ihr heutiges Produkt, die „höhere Tochter“, spricht nicht sehr für sie, denn diese ist mit seltenen Ausnahmen ein Gemisch von überlebten und noch unreifen Idealen. Man müßte die Schule also trotz der obigen Milderungsgründe schwer verdammen, fänden sich nicht noch andere wichtige Faktoren, die vielleicht für die Erziehungsresultate von ausschlaggebender Wichtigkeit sein könnten. Diese finden wir im Haus, in der Gesellschaft, und diese klage ich an. Unsre höhere Mädchenschule ist aus privaten Bedürfnissen hervorgewachsen und vom Hause, von der Gesellschaft aus gegründet. Der Staat hat sich in keiner Weise verantwortlich gefühlt für die Bildung der Frauen höherer Stände. Und so ist sie noch bis heute in vielen Dingen auf den guten Willen und das freundliche Vorurtheil der Gesellschaft angewiesen, auch bei ihren Leistungen. Den Knaben treibt ein bestimmtes Ziel vorwärts, dessen Nichterreichen ihn für sein Leben schädigt. Bringt das der Schule auf der einen Seite die Gefahr, über dem Examensdrill die erziehliche Seite des Unterrichts zu vernachlässigen, so gibt es andrerseits der Schule doch auch eine große Macht über den Knaben; nicht ihr, sondern sein Schaden ist es, wenn er das Ziel nicht erreicht. Welche Mittel hat die Mädchenschule, um das vorgeschriebene Wissen auch wirklich den Kindern zu eigen zu machen? Wo nicht eine kraft- und lebensvolle Lehrpersönlichkeit die Mädchen mächtig an sich zieht und, wie die liebe Sonne, alle Keime in den jungen Geistern zur Entfaltung lockt, da ist die Schule lediglich auf den Geist und sittlichen Ernst angewiesen, den das Kind von zuhause mitbringt und der es von dort aus vorwärts treibt. Das könnte ja ein sehr ideales Verhältniß sein, ist es aber meistens nicht, sondern unterbindet geradezu die erziehliche Kraft der Schule. Wieviel Eltern geben wohl der Schule recht, wenn ihr Töchterchen einmal wegen Unreife oder Faulheit sitzen bleiben soll? Es ist doch erste Bedingung, wenn das Lehrziel der Klasse, und damit auch aller höheren Klassen, erreicht werden soll, daß das Kind mit genügender Reife und Vorbereitung in die Klasse eintritt. Und man begegnet da meistens noch nicht einmal dem sachlichen Einwand, daß die Eltern das Wissen und Können des Kindes für genügend und den Lehrer für zu streng hielten, sondern ganz unverblümt der Ansicht: „Mein Gott, sie ist ja doch kein Junge, sie soll doch kein Examen machen, sie hat's ja doch nicht nöthig!“ Das Mädchen soll in den meisten Fällen nicht ein tüchtiges ernstes Wissen und Können in der Schule erwerben, sondern es soll eben „die höhere Mädchenschule durchgemacht“ haben. Für seine „Bildung“ sind Klavier-, Mal-, Spritz-, Brenn-, Sing- und Tanzstunden genau so wichtig wie der ganze ernste Schulunterricht. Das unglückliche Wort: „sie hat's nicht nöthig!“ das ist der Fluch unsrer Mädchenbildung, das vergiftet auch den Erfolg unsrer höheren Mädchenschulen und würde genau so unsern Mädchengymnasien die gesunde Kraft aussaugen, wenn kein Wandel der gesellschaftlichen Anschauung eintritt. Beredter als ich es könnte, zeigt Dr. Meyer ja selbst das Zerrbild von „Weiblichkeit“ und „Mütterlichkeit“ und „Gemüthsbildung“, das die Mädchenerziehung unsrer Zeit beherrscht. Nur daß diese Verzerrung nicht Schuld der Schule, wenigstens nur zum verschwindend kleinen

Theil, sondern Schuld des Hauses ist. In der Schule wird das Kind aufgerüttelt, von Stunde zu Stunde vor eine ernste Pflicht gestellt; zuhause lacht man über „gelehrte Frauen", pflegt Teint, Hände und Thee-Einschenkmanieren, gibt dem heranwachsenden , hungrigen Mädchen einen Schund von verträumter Backfischchenliteratur in die Hände, macht ihm Ball- und Gesellschaftsleben zum Lebenszweck, hüllt es in eine Wolke verlogener Unschuld, aus der dann das Püppchen, geknetet und zugerichtet, dem entzückten Bräutigam, wenns Glück gut ist, in die Arme fällt. Und zerreißt dann der Schleier und man sieht das geistige und sittliche Nichts dahinter, dann ist es allerdings für die Eltern am bequemsten, über die ungenügende Schule zu schreien. So gern ich zugeben will, daß unsre höhere Mädchenschule sich weiter, vielleicht nach mancher Richtung anders entwickeln muß, wenn sie voll ihre Aufgabe erfüllen will, so kann ich doch den schweren Vorwurf nicht auf ihr sitzen lassen, daß sie in erster Linie unsre heutigen „Damen ohne Lebensernst", wie sie Hr. Dr. Meyer leider mit Recht nennt, auf dem Gewissen hat. Also bin ich gegen Mädchengymnasien? Nein, meine ganze Seele hängt an der Hoffnung, daß die kommenden Frauengeschlechter ruhiger am Born des Wissens und Erkennens schöpfen dürfen, als wir es konnten. Und noch selten habe ich mich über einen Schritt in der Weiterentwicklung der Frauenfrage so gefreut, wie über die Gründung des Vereins „Mädchengymnasium"und den Kölner Gymnasialplan. Oder ich will wohl Gymnasien nur als Vorbereitung auf das folgende Fachstudium, als Mittel zum praktischen Zweck? Durchaus nicht, denn darin gebe ich Dr. Meyer vollkommen recht, so lange sie nur der Hirsebreiberg sein sollen, durch den man hindurch muß zum Schlaraffenland des Fachstudiums, so lange werden sie als Anstalten nicht lebensfähig werden. Das scheint mir gerade besonders werthvoll an Dr. Meyers Anschauung, daß er die humanistische Bildung der Mädchen erheben will in die vornehmere Höhe einer Bildung um ihrer selbst willen. Und gerade die Gründung und der fleißige Besuch von Mädchengymnasien neben den höheren Mädchenschulen würden der beste Beweis sein, daß die flache Oberflächlichkeit in Bezug auf Mädchenbildung aus der Familie und der Gesellschaft schwinden wollten, um einer vertieften Auffassung platzzumachen. Aber nun kommt der zweite Punkt, in dem ich glaube, Hrn. Dr. Meyer widersprechen zu müssen. Er gehört zu den Auserwählten, denen die Wissenschaft „die hohe himmlische Göttin" ist. Darum mißt er auch die Schulen nach dem Maßstab, ob sie die Bildung geben, die zu dem Dienst der Göttin tauglich macht. In Sprache, Literatur, Kultur kommt es ihm viel mehr auf tiefe, klare Erkenntniß, Einführung in das klassische Ideal, leidenschaftslose Schulung des Denkens an, als auf die praktische Vorbereitung für bestimmte broterwerbende Berufe. Die Wissenschaft ist um ihrer selbst willen da, und selig die Menschen, die ihre Priester sein dürfen! Das sind die „Guten" Platons, denen man die Leitung des Staates anvertrauen sollte. Wie sehr hat er recht, dies als das Höchste zu preisen und diese geistig vornehme Welt auch den durstigen Geistern unter den Frauen öffnen zu wollen, die im Sande graben und nach Quellen suchen! Aber wie Wenigen ist ein solches Glück schon äußerlich möglich, wie viel Wenigern innerlich! Wo sind die, denen es um den Dienst der Wahrheit gilt, die der Durst nach Erkenntniß vorwärts treibt? Neunundneunzig unter hundert sehen in der Wissenschaft einfach die tüchtige Kuh. Vielleicht eine, die sie sorgfältigst striegeln und pflegen, auf die sie so stolz sind, wie nur ein Meiereibesitzer auf seine friesischen Milchträger und stattlichen Hochlandsrassen. Aber Kuh bleibt sie, Mittel zum Zweck der praktischen Karriere. Diese Menschen dürfen nicht fragen, was ihren Geist am meisten vertieft und ihr Denken schärft, sondern müssen einfach sehen, wie sie mit dem geringsten Einsatz von Zeit, Geld und Kraft eine Bildung erreichen, die ihnen das Berufsstudium voll ermöglicht; denn tüchtige Menschen wollen sie werden und ehrlich ihren Platz ausfüllen. Nun schwillt auf allen Gebieten das nothwendige Wissen mit jedem Jahrhundert und jedem Jahr unübersehbarer an, jede Wissenschaft muß sich in Spezialzweige theilen, um bewältigt werden zu können. Da muß auch das Gros des Geistes in der Schule den entbehrlichen Ballast abwerfen, um nicht zu versinken. Ich meine, so kann man sehr wohl die Reformneigung auf dem Gymnasialgebiet begreifen und sie direkt mit Freude begrüßen. Sie ist nothwendig für die große Menge der praktischen Naturen, die als gebildete Menschen, aber für das „Heute" und die Zukunft frisch leben wollen, ohne für die gelehrte Erkenntniß der Vergangenheit Sinn zu haben. Man nimmt das „Gewordene", ohne nach dem „Werden" zu fragen; man pflückt die Frucht, ohne sich nach der Wurzel und ihren Lebensbedingungen umzusehen. Lieber Gott, man zeige mir einmal die Schaar der abgehenden Gymnasiasten, die ihren Platon und Aischylos als kostbaren Schatz mit ins Leben nehmen und sie „ohne Schwierigkeit und mit Genuß" weiter lesen?

Darum möchte ich sagen: so schlimm es wäre, wenn uns die klassisch gerichteten Geister in dem Getriebe des modernen Lebens ganz verloren gingen, und so wundervoll es wäre, dürften auch die Frauen sich selbstverständlich ihnen einreihen, so darf doch für sie das Leben, auch das Schulleben, nicht eigentlich zugeschnitten sein.

Warum soll es so schlimm sein, wenn die Schulen sich mehr und mehr differenziren nach dem großen Gesetz der gesunden Lebensentwickelung, und wenn an dieser Verzweigung auch die Mädchenschule theilnimmt? Warum wird es so beklagt, wenn neben dem humanistischen das Reformgymnasium, die verschiedengradigen Realschulen sich entwickeln? Das humanistische Gymnasium mit seiner vornehmen abstrakten Geistespflege wird von den seiner Art widerstrebenden Elementen umsomehr entlastet sein, je mehr die anderen Schulen die gleichen staatlichen Berechtigungen erlangen. Und umsomehr können in diesen Schulen die Naturen, die dem praktischen Leben zugewandt sind, sich froh entwickeln, je mehr der Bann der äußeren Minderwerthigkeit von ihnen genommen wird. Mir scheint, daß diese moderne Richtung ein großes Glück ist, für die praktische Menschheit nicht nur, sondern erst recht für die humanistisch-klassische Bildung, der dann nicht mehr die eitle Berechtigung für Korpsstudententhum und Reserveleutnantsherrlichkeit um die Beine bammelt. Ich begreife nicht, warum die Verzweigung der Schulziele so bitter beklagt wird als Zersplitterung, während sonst auf allen Gebieten die Entwickelung die Formen vervielfältigt. Und welcher Widerwille gegen den Gedanken, die Mädchenschule könnte sich ähnlich verzweigen! Warum sollen tüchtige höhere Mädchenschulen, gymnasiale Kurse und Vollgymnasien nicht nebeneinander sich entwickeln, jede Art dem ihr natürlichen Ziel zustrebend, sich gegenseitig entlastend und fördernd? Warum muß immer eine Art Schule die andere verketzern und verdrängen wollen zu einer Zeit, wo sonst auf den meisten Gebieten die Parole

„Freiheit“ und „Sichausleben“ heißt? Jeder nach seiner Kunst und Gabe! lehrt schon Hey-Speckters Fabelbuch.

Darum wünsche ich von Herzen unserm Volk ein Schulwesen, in dem jede Gabe und jeder Weg frei dem einen Ziel, der möglichsten Menschheitsvollendung, zuführt. Und darum auch die Bahn frei den Frauen, damit die wahre „Weiblichkeit“ und „Mütterlichkeit“, die thatkräftige Liebe, nicht mehr so oft welke unter dem Bann unwahrer, verträumter Salonideale. Nicht für den Mann, sondern für das Leben, soll das Weib erzogen und gebildet werden, damit es an der Seite des Mannes verständnißvoll dem wahren Lichte zustrebe!

Marie Martin.

Presse und Literatur in Finnland.

I.

Finnland, das „Land der Tausend Seen“, ist für den westeuropäischen Leser noch eine terra incognita. Während der letzten Monate bildete Finnland eine stehende Rubrik in der europäischen Tagespresse, doch wurde noch von keiner Seite der Versuch gemacht, die geistigen Errungenschaften des modernen Finnland näher zu beleuchten. Sogar in Rußland, das von Finnland nur durch den kleinen Sestra-Fluß getrennt ist, war das kulturelle und geistige Leben Finnlands noch vor kurzem fast gänzlich unbekannt. Die zahlreichen Artikel über Finnland, welche die Moskauer Blätter seit Jahr und Tag veröffentlichen, sind derart tendenziös, daß sie für die Beurtheilung der Kulturzustände im modernen Finnland von höchst problematischem Werth sind. Mit um so größerer Anerkennung muß ein vor kurzem in St. Petersburg erschienenes Buch begrüßt werden, welches das kulturelle und geistige Leben des Suomenmaa, wie Finnland in finnischer Sprache genannt wird, völlig erschließt. Dieses Buch, welches sich der auch in Deutschland bekannten ausgezeichneten „Geschichte Finnlands“ von Irio Koskinen würdig anreiht, ist ein werthvoller Beitrag zur Kulturgeschichte des modernen Finnland. Die 20 Abschnitte, aus denen das interessante Buch besteht, umfassen das gesammte kulturpolitische, literarische, wissenschaftliche und geistige Leben Finnlands und geben erschöpfenden Aufschluß über alle Fragen, welche Volk und Geschichte von Finnland gegenwärtig beschäftigen.

Die Entstehung des Buches hat eine interessante Vorgeschichte. Die bekannte russische Schriftstellerin O. N. Popow, eine vielseitig gebildete und geistreiche Russin, hat sich die Aufgabe gestellt, die russische Literatur mit guten aufklärenden und belehrenden Werken zu bereichern. Sie eröffnete zu diesem Zweck in St. Petersburg eine Verlagsbuchhandlung, deren Thätigkeit dereinst in der Kulturgeschichte Rußlands einen hervorragenden Platz einnehmen dürfte. Die im Verlage der Frau Popow bis jetzt erschienenen Werke hervorragender russischer und ausländischer Autoren bedeuten Marksteine in der Geschichte der geistigen Entwicklung der modernen russischen Gesellschaft. Frau Popow hat die hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiet der sozialpolitischen und moralphilosophischen Literatur Westeuropa's der russischen Gesellschaft erschlossen und Werke auf den russischen Büchermarkt geschickt, welche für die Verbreitung aufklärender und fortschrittlicher Ideen in Rußland von großer Bedeutung sind. Als die Wogen der antifinnländischen Agitation in Rußland mächtig anschwollen, verfiel diese begabte Frau auf die gewiß dankbare Idee, eine erschöpfende Geschichte der kulturellen und geistigen Errungenschaften des modernen Finnland herauszugeben, um den Werth der vielverschmähten Finnländer deutlich zu illustriren. Sie fand in dem in Helsingfors lebenden russischen Schriftsteller D. Protopopow, der sich durch seine Werke: „Volksbildung in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika“ und „Die neuesten Strömungen in der Städte-Autonomie Englands“ einen geachteten Namen erworben hatte, einen kenntnißreichen und ausgezeichneten Mitarbeiter, welcher die Redaktion des Werkes über Finnland übernahm und es in verhältnißmäßig kurzer Zeit der Oeffentlichkeit übergab.

Für den deutschen Leser bieten jene Abschnitte des Werkes über Finnland besonderes Interesse, welche die Entwicklung von Presse und Literatur in Finnland schildern. Denn die Finnländer, welche sämmtlich des Lesens und des Schreibens kundig sind, verdanken ihre politische Reife und die mächtige Entwicklung ihres nationalen Selbstbewußtseins fast ausschließlich ihrer Presse und ihrer Literatur. Man findet in Finnland keine Bauernhütte, wo nicht eine politische Zeitung gelesen wird; man findet in Finnland keinen einzigen Bauer, der nicht die Werke Runebergs und Topelius' auswendig kennt. Und die Werke Runebergs, des Autors des bekannten Liedes „Vårt land“, der Nationalhymne Finnlands, und Topelius' waren es, welche die patriotischen Gefühle der Finnländer und deren Liebe zur Freiheit mächtig geweckt hatten. Um aber die Bedeutung der Presse und der Literatur Finnlands für die geistige Entwicklung der Finnländer vollauf würdigen zu können, müssen hier einige Worte über die finnländische Nationalbewegung gesagt werden, welcher allein Presse und Literatur in Finnland ihre Entwicklung verdankt. Denn nur diese Bewegung hat die finnländische Sprache, welche vor ihr nur die Sprache der Bauern war, zur Sprache von Literatur und Wissenschaft in Finnland gemacht.

Der Schöpfer der finnischen Bewegung in der Literatur war Heinrich Gabriel Porthán, der durch seine bekannte, große Gelehrsamkeit bekundende Chronik der finnischen Erzbischöfe die Grundlage zur finnländischen Historiographie legte. Ein leidenschaftlicher Patriot, ein ausgezeichneter Gelehrter und einer der besten Kenner des finnländischen Volkscharakters, war Porthán in den letzten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts der Wecker des finnischen Nationalbewußtseins. Als Professor der Geschichte an der Universität zu Abo übte Porthán großen Einfluß auf die studirende Jugend, welche unter seiner Leitung mit den im damaligen Finnland herrschenden schwedischen Traditionen brach, um sich dem finnischen Volk gänzlich zu widmen. Die Saat, welche Porthán und dessen Jünger ausgestreut hatten, ging jedoch erst in den 20er Jahren unsres Jahrhunderts üppig auf. In dieser Zeitperiode bildete sich unter Führung des Professors Ivar Arvidson ein Verein finnländischer Patrioten, welcher von den platonischen Wünschen der Porthánisten zur aktiven Thätigkeit überging. Dieser Verein hatte bereits ein klar formulirtes politisches Programm.[1]) In den von ihm gegründeten Journalen „Mnemosine“ und „Abo Morgonblad“ ertönte zum erstenmal die Forderung nach Einführung der Volkssprache in Schule und Verwaltung. Sie erklärten dem damals in Finnland noch mächtigen Einfluß Schwedens den Krieg, sie verlangten von den damaligen gebildeten Klassen Finnlands, sich die Volkssprache anzueignen, sie forderten alle Staatsangehörigen Finnlands auf, Finnländer zu sein. „Wir haben aufgehört,“ schrieb Arvidson, „Schweden zu sein; Russen können wir nicht sein, wir müssen also Finnländer sein.“ Um diese Zeit, unter dem Einfluß Arvidsons und dessen Anhänger, wurde in Abo die erste Zeitschrift in finnischer Sprache gegründet. Diese Zeitschrift, welche den Namen „Turun Viikon Sono-

---

[1]) Siehe: J. Andrejew: „Die nationale Bewegung Finnlands.“

mat" (Aboer wöchentliche Nachrichten) trug, legte den Grundstein zu jener volksthümlichen Presse Finnlands, welche gegenwärtig in der Geschichte der geistigen Entwicklung der Finnländer eine so hervorragende Rolle spielt. Die heißblütigen Patrioten hatten jedoch die Früchte ihrer mühsamen Arbeit nicht erlebt. Die Reaktion aus der Epoche des Wiener Kongresses, welche in nationalen Bewegungen die Ursache der revolutionären Erregung der Geister sah, erblickte auch in den Bestrebungen der finnländischen Patrioten ein revolutionäres Unternehmen. Die von diesen Patrioten gegründeten Zeitschriften wurden unterdrückt, die Urheber der nationalen Bewegung, darunter Arvidson und der begabte Dichter Franzén, mußten nach Schweden flüchten. Und erst nach dem großen Brand von 1827, dem die ganze Stadt Abo zum Opfer fiel, wurde die Universität zu Abo und mit ihr auch das Zentrum des geistigen Lebens Finnlands nach Helsingfors verlegt, um hier die Träume der nach Schweden geflüchteten finnländischen Patrioten der Verwirklichung zuzuführen. Auf dem von Porthán und Arvidson gedüngten Boden entstanden in Helsingfors in den 40er Jahren einige Vereine, denen es beschieden war, die nationale Wiedergeburt Finnlands herbeizuführen und der geistigen Entwicklung der Finnländer neue Bahnen vorzuzeichnen. Um diese Vereine gruppirten sich hervorragende Männer der Wissenschaft und der Literatur, deren Namen nunmehr jedem Finnländer heilig sind. Die von ihnen zuerst klar gehegten Ideale wurden später Gemeingut der ganzen finnländischen Intelligenz. Unter jenen Vereinen nimmt die in der Geschichte der geistigen Entwicklung Finnlands unter dem Namen „Samstag-Verein" (Lördagsällskapet) bekannte Körperschaft den hervorragendsten Platz ein. Die Mitglieder derselben, durchweg leidenschaftliche Hegelianer, waren mit allen nöthigen Mitteln ausgerüstet, um die Erscheinungen des sie umgebenden Lebens würdigen zu können. Das Studium der deutschen idealistischen Philosophie schärfte ihren Geist und gab ihnen die Möglichkeit, die traurige Wirklichkeit tiefer zu begreifen.

Die finnländischen Patrioten, welche die Wiedergeburt ihres Vaterlandes herbeisehnten, begriffen jedoch sehr gut, daß ihre Forderung nach Einführung der finnischen Sprache in Schule und Verwaltung ohne Bearbeitung dieser Sprache in philologischer und literarischer Hinsicht unmöglich sei. Sie begriffen, daß die damalige finnische Sprache in philologisch-literarischer Beziehung keinen wie immer gearteten Anforderungen gewachsen sei. Und wenn der berühmte Snellmann sagte: „Ein Volk kann nicht politisch erzogen werden, solange in Schule und Verwaltung eine ihm fremde Sprache herrscht", so mußten die Patrioten diese Sprache erst kreiren. Deßhalb faßte der „Samstag-Verein" den Entschluß, eine Gesellschaft zu bilden, deren Thätigkeit der Literatur, Philologie, Geschichte und Ethnographie des finnischen Volkes gewidmet sein sollte. Diese Gesellschaft, welche in Finnland unter dem Namen „Finnische Literatur-Gesellschaft" bekannt ist, wurde 1831 gegründet. Aber nebst den wissenschaftlichen Aufgaben, welche sie sich gestellt hatte, verfolgte sie auch aufklärende Zwecke. Sie übersetzte ins Finnische die klassischen Werke der europäischen Literatur, verfaßte Lehr- und Handbücher, gab belehrende Volksbücher heraus und subventionirte sogar einige politische Tagesblätter.

Die Begründer der „Finnischen Literatur-Gesellschaft" waren die zukünftigen Berühmtheiten Finnlands: Lönnrot, der Schöpfer des finnischen Nationalepos; Kastrer, der Schöpfer der Ethnographie Finnlands; Runeberg, der größte Nationaldichter Finnlands, und Snellman, der hervorragendste Publizist Finnlands. Daß diese Gesellschaft auserlesener Geister die ihr gestellte Aufgabe mit bewunderungswürdiger Energie verfolgte, dafür spricht die Thatsache, daß vier Jahre nach der Begründung derselben, und zwar im Jahre 1835, die Gesellschaft die von Lönnrot gesammelten epischen Lieder der Finnländer unter dem berühmten Namen „Kálevala" herausgab. Dieses große und völlig abgeschlossene epische Poem hatte die Finnländer an ihre Vergangenheit erinnert, zu gleicher Zeit aber auch sie an die Zukunft gemahnt. Und während Lönnrot die Finnländer mit ihrer Volkspoesie bekannt machte, weckte Runeberg mit seinen bezaubernden Liedern den schlummernden Patriotismus seiner Landsleute. Die Bedeutung Runebergs für die nationale Wiedergeburt Finnlands lag darin, daß seine poetischen Werke die Gefühle und die Wünsche, von denen die Finnländer damals beseelt waren, mit photographischer Treue wiedergaben. Aus seinen Werken, welche jeder Bauer in Finnland auswendig kennt, schöpfen die Finnländer Kraft zu jener Solidarität, welche sie so auszeichnet. War schon der Einfluß Lönnrots und Runebergs auf die geistige Entwicklung der Finnländer groß, so war die Thätigkeit Snellmans für die nationale Wiedergeburt Finnlands von entscheidender Bedeutung. Während Lönnrot die Phantasie der Finnländer begeisterte, Runeberg die patriotischen Gefühle seiner Landsleute weckte, wirkte Snellman auf den Verstand der Finnländer. Snellman war der erste finnländische Publizist, der mittelst der von ihm geschaffenen Presse die nationale Wiedergeburt des finnischen Volkes vorbereitete und sie auch herbeizuführen half. Das von Snellman im Jahre 1844 in Kuopio gegründete Blatt in finnischer Sprache „Maamiehen Ystävä" (Der Freund des Ackerbauers) führte in Finnland eine wahre Umwälzung herbei. Die leidenschaftlichen, philosophisch durchdachten Artikel des neuen Blattes zugunsten der finnischen Sprache und Literatur verfehlten ihre Wirkung nicht. Dem Beispiel Snellmans folgten alsbald viele begabte Publizisten, welche Zeitungen gründeten, deren Losungswort war: „Die Wiedergeburt der finnischen Nationalität". Diese Bewegung, deren Urheber Snellman war, war so tiefgehend, daß sogar die auf das westeuropäische Revolutionsjahr von 1848 in Rußland gefolgte starre Reaktion nicht vermochte, die Bewegung zu dämpfen, geschweige denn sie zu unterdrücken. Die Vollstrecker der nikolaitischen Politik in Finnland hatten zwar der „Finnischen Literatur-Gesellschaft" Fessel angelegt und das Blatt des Weisen von Kuopio, wie Snellman genannt wurde, unterdrückt, aber die von diesen Patrioten in die Massen getragenen Ideen konnten nicht getödtet werden. Noch mehr, Snellman eröffnete seine publizistische Thätigkeit im „Litteraturbladet", das Lönnrot zum Redakteur hatte, um in den Spalten dieses Blattes mit noch größerer Schärfe die nationale Wiedergeburt Finnlands zu verkünden. Diese Bewegung griff immer mehr um sich, um mit der Thronbesteigung Alexanders II. den Sieg ihrer Ideen zu feiern. 1858 wurden die von Nikolaus I. der geistigen Bewegung der Finnländer angelegten Fesseln gesprengt: Der Landtag von Helsingfors wurde einberufen und mit ihm auch die Wiedergeburt Finnlands verkündet. Snellman war es beschieden, die Verwirklichung seiner Ideale zu erleben. Wir werden noch Gelegenheit haben, auf die Bedeutung Snellmans für die Entwicklung der Presse in Finnland zurückzukommen; hier wollen wir noch bemerken, daß Snellman es war, der das philosophische System Hegels, dessen geistreicher Anhänger er war, nach Finnland verpflanzte, um auf der Grundlage dieses Systems die Bestrebungen der Finnländer zur Wiedergeburt der finnischen Nationalität theoretisch zu formuliren. Das Vertrauen, welches Snellman noch vor seiner publizistischen Thätigkeit unter den Finnländern genoß, stützte sich auf das Werk „Die Lehre vom Staate", welches Snellman während seiner nicht freiwilligen Anwesenheit in Schweden verfaßt hatte. Die Grundidee dieses

Werkes ist, daß der Mensch nur im Dienste der Gesellschaft moralische Genugthuung finden könne. Die subjektive Norm dieser Wirksamkeit müsse Patriotismus, die objektive Norm — der nationale Geist sein. Indem der Mensch für seine Nationalität arbeitet, arbeite er auch für die ganze Menschheit. In Finnland wurden diese, wenn auch nebelhaften Winke Snellmans wohl verstanden: man verstand, daß Snellman die Finnländer ihrer Apathie entreißen wollte, um sie für die Thätigkeit zugunsten seines Heimathlandes zu gewinnen. Auch gefiel in Finnland die Haltung, welche Snellman gegen die schwedischen Theologen und Klerikalen eingenommen hatte, die in ihrer Orthodoxie gegen die Werke von Strauß den denkbar erbittersten Feldzug eröffneten. Den wahren Werth der Werke Strauß' erkennend, trat Snellman als Anwalt des berühmten deutschen Gelehrten auf und ging aus dem Kampf mit den schwedischen Obscuranten als Sieger hervor.

Wir haben uns bei der Charakteristik Snellmans länger aufgehalten, weil die Entwicklung der modernen finnländischen Presse diesem hervorragendsten Publizisten Finnlands alles verdankt. Der Werdegang der finnländischen Presse bietet deßhalb großes Interesse, weil er deutlich beweist, was ein großer Geist, der von wahrer Vaterlandsliebe beseelt ist, allen Schwierigkeiten zum Trotz erringen kann.

Die Wiege der finnländischen Presse war die Universität, welche im kulturellen Leben Finnlands eine hervorragende Rolle spielte und noch spielt. Im Jahre 1771 gründeten einige Professoren der Universität zu Abo die erste Zeitung in Finnland, welche den seltsamen Titel trug: „Nachrichten, welche eine in Abo lebende Gruppe von Männern herausgeben". Die Zeitung erschien in schwedischer Sprache, weil sie die Sprache der Literatur und Wissenschaft im damaligen Finnland war. Porthán, der erste finnländische Historiker und Philologe, leitete dieses erste finnländische Blatt.[1]) Die Mittel zur Herausgabe des Blattes gab die in der Geschichte der Aufklärung in Finnland bekannte Gelehrten-Korporation „Aurora". Während einer Zeitperiode von 14 Jahren, von 1771 bis 1785, bildete das Blatt, in welchem Geschichte und Literatur des Landes sich besonderer Pflege erfreuten, das einzige Preßorgan Finnlands. Und obwohl die „Nachrichten" keine Zeitung im modernen Sinne waren, so bestand doch ihr großes Verdienst darin, daß sie jene Kreise vereinigten, welche für die Geschichte und Literatur Finnlands Interesse bekundet hatten. Die „Nachrichten" waren die Fahne, um die sich alle gebildeten Elemente des damaligen Finnland gruppirten. Im Jahre 1789 wurde sodann in Abo eine neue Zeitung gegründet, welche den Namen trug: „Aboer Neue Zeitung". Auch diese Zeitung stand unter der Redaktion Portháns. Später traten in den Verband der „Aboer Neuen Zeitung" Tenigström, Lindebeck und der Dichter Franzén, welche es verstanden, das Interesse des Lesepublikums zu gewinnen.

Nach der im Jahre 1809 erfolgten Vereinigung Finnlands mit Rußland trat in der Geschichte der finnländischen Journalistik ein Stillstand ein, der bis 1819 währte. Dieser Stillstand war die Folge der geistigen und materiellen Depression, welche der Krieg von 1808 herbeiführte. Obwohl Porthán sich beeilte, eine neue Zeitung (Allgemeine Literaturzeitung) zu gründen, um das Interesse der Finnländer für ihre Literatur zu heben, so war die allgemeine Theilnahmslosigkeit doch so groß, daß das Blatt nach kurzer Dauer wieder einging. Die wenigen Blätter, welche in Finnland damals bestanden, wurden von der neuen Regierung zu ihren Preßorganen gemacht, so die „Aboer-Zeitung". Sogar die 1776 von Antti Liselins gegründete Zeitung in finnischer Sprache „Suomenkieliset Tietosanomat", welche unter dem finnischen Volk Verbreitung fand, mußte infolge der in Finnland nach der Annexion von 1809 eingetretenen allgemeinen Niedergeschlagenheit ihr Erscheinen einstellen. Diese Niedergeschlagenheit war so groß, daß sogar der von Alexander I. auf dem Landtag und in der Kathedrale zu Borgo abgelegte Eid auf die finnländische Verfassung nicht vermochte, die Beruhigung der Geister herbeizuführen.

Volle zehn Jahre, von 1809—1819, war Finnland ohne unabhängige und selbständige Zeitung. Erst im Jahre 1819 erwachte die finnländische Journalistik zu neuem Leben. Und wieder waren es Professoren der Universität, von denen die Initiative zur Gründung von Tagesblättern ausging. Es entstand so im Jahre 1819 das Blatt „Mnemosine", welches auch soziale und andere Fragen in den Kreis seiner Erörterungen zog. Um aber das nationale Selbstbewußtsein der Finnländer zu wecken, gründete der bekannte finnländische Patriot Arvidson im Jahre 1821 das Tagblatt „Abo Morgonbladet", das trotz der kurzen Dauer seines Bestandes in der Geschichte der finnländischen Journalistik eine hervorragende Rolle spielte. Das „Abo Morgonbladet" eroberte im Nu die Sympathien des Lesepublikums, die Zahl seiner Leser wuchs beständig. Die Artikel des Blattes, welche meistens von Arvidson selbst geschrieben wurden, wirkten zündend auf die Geister im damaligen Finnland. Die vom „Abo Morgonbladet" vertretene Idee der Erweckung des nationalen Selbstbewußtseins der Finnländer faßte im Volk tiefe Wurzel, was den damaligen Machthabern von Finnland mißfiel. „Abo Morgonbladet" wurde unterdrückt, Arvidson mußte nach Schweden flüchten. Die im Jahre 1820 gegründete „Finnländische Zeitung" und die 1824 entstandenen „Aboer Nachrichten", welche noch jetzt bestehen, vermochten jedoch nicht, den Verlust des „Abo Morgonbladet" und der inzwischen ebenfalls eingegangenen „Mnemosine" zu ersetzen. Aber der von „Abo Morgonbladet" und „Mnemosine" ausgestreute Samen ging alsbald üppig auf. Die Erkenntniß von der Nothwendigkeit einer gut organisirten und ernsten Presse war so groß, daß die von der Behörde herbeigeführten Mißerfolge Arvidsons die finnländischen Patrioten nicht abschrecken konnten. Die Folge dieser Erkenntniß war die Gründung der „Aboer wöchentlichen Nachrichten" („Turun Wiikkosanomat"), welche man als die erste finnische Zeitung im modernen Sinne betrachten kann. Becker und Heckman, die geistigen Leiter der „Turun Wiikkosanomat", verstanden es, ihr Blatt auch zum Organ der finnischen Bauern zu machen. Die Einfachheit und Klarheit des Stils, in welchem die Artikel der „Wöchentlichen Nachrichten" geschrieben wurden, die Reinheit ihrer Sprache und der Reichthum ihres Inhalts — das alles im Vereine mit der Tendenz und dem Programm des Blattes, das auf seine Fahne die Aufklärung der Bauern schrieb, machten die „Turun Wiikkosanomat" zum meistgelesensten Blatt des damaligen Finnland. Der Erfolg der „Turun Wiikkosanomat" blieb nicht ohne Nachahmung. 1829 wurde in Uleaborg eine finnische Zeitung, wenige Jahre später auch in Wyborg ein Tageblatt gegründet. Zu den hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete der damaligen Journalistik Finnlands gehörte damals die ausgezeichnete finnische Monatsschrift „Mehiläinen" (Biene), welche der Sammler des „Kalevala", Elias Lönnrot, herausgab und redigirte.

Mit der im Jahre 1827 erfolgten Verlegung der finnländischen Hauptstadt nach Helsingfors erfolgte auch in dieser Stadt die Gründung neuer Blätter, welche für die Entwicklung der Presse in Finnland von großer Bedeutung waren. Von den neugegründeten Blättern von dazumal verdienen die Zeitungen „Helsingfors Morgenbladet" und „Helsingfors Tidningar" (Helsingforser Nachrichten) be-

---

[1]) Siehe E. Erkko, Die Presse in Finnland. Kap. XII.

sonders hervorgehoben zu werden. An der Spitze dieser Blätter standen Runeberg und Zacharias Topelius, die größten Dichter Finnlands, welche ihre Journale dazu benutzten, um die politische Erziehung des finnischen Volkes zu heben. Und obwohl die Zensurverhältnisse von dazumal die Erörterung politischer Fragen in der finnischen Presse unmöglich machten, so verstanden es Runeberg und Topelius dennoch, mittelst Allegorien und humoristischen Aufsätzen alle politischen Fragen zu besprechen und die Lage der Finnländer politisch zu beleuchten.

Während aber die finnländische Presse bis Ende der 30er Jahre nur auf Umwegen die Wiedergeburt Finnlands in nationalem Sinne vorbereitete und sich damit begnügen mußte, ihre Spalten mit belletristischem Material zu füllen, fing sie im Jahre 1844 an, eine Macht zu werden, mit der sogar die damaligen Machthaber Finnlands rechnen mußten. Von diesem Jahre angefangen begann die finnländische Presse alle sozialen und politischen Fragen offen zu erörtern, so daß dieser Zeitpunkt in der Geschichte der finnischen Journalistik eine Epoche von weitestgehender Bedeutung bildete. Diese Wendung in den Geschicken der finnländischen Presse führte der von uns bereits erwähnte Publizist Snellman herbei. Die von Snellman im Jahre 1844 gegründeten Blätter „Saima“ in schwedischer und „Maamiehen Ystävä“ (Der Freund des Ackerbauers) in finnischer Sprache hatten das nationale Selbstbewußtsein der Finnländer wachgerufen und die gebildeten Elemente der damaligen finnischen Gesellschaft zur Erfüllung ihrer Pflicht vor dem Volk genöthigt. Während die finnische Presse bis Snellman hauptsächlich die religiöse und literarische Wiedergeburt des Volkes anstrebte, richtete die Presse unter und nach Snellman ihr Augenmerk auf die politische und soziale Entwicklung der Finnländer. Snellman erkämpfte sich förmlich die Freiheit des Wortes, um alle wichtigen politischen, sozialen und kulturellen Fragen zu berühren, zu erörtern und zu beleuchten. Ja, er verstand es sogar, die Frage der Wiederherstellung der Volksvertretung aufzuwerfen, um in geistreichen, aber allgemein verständlichen Artikeln die Bevölkerung von der unumgänglichen Nothwendigkeit der Theilnahme des Volkes an der Verwaltung des Landes zu überzeugen. Die von Snellman verbreiteten Ideen konnten von der damaligen nikolaitischen Zensur nicht konfiszirt werden, wiewohl sie alles that, um die publizistische Thätigkeit Snellmans zu hemmen. Die kühne Sprache, die Snellman führte, eroberte die Jugend, welche sich unter dem Einfluß der „Saima“ dem Wohl des Volks widmete. Auch die von Snellman in den 40er Jahren gegründete Monatsschrift „Literaturblad för allmän medborgerlig bildning“ (Literaturblatt für die Entwicklung der Gesellschaft) war für die Erleuchtung der Finnländer von großer Bedeutung. Auch durch diese Monatsschrift führte Snellman Volk und Gesellschaft von Finnland auf den Weg der Aufklärung, des Fortschritts und der Freiheit.

Die publizistische Thätigkeit Snellmans, der die Finnländer ihre nationale Wiedergeburt verdanken, führte auch eine Belebung der Presse in Finnland herbei. Snellmans scharfe Ausfälle gegen jene Blätter Finnlands, welche nicht den Muth hatten, für die Interessen des Volkes einzutreten, zwangen dieselben, die von Snellman vorgezeichnete Bahn zu betreten. Andrerseits entstanden neue Preßorgane, welche im Sinn Snellmans zu wirken begannen. Kurz nach der im Jahre 1855 erfolgten Unterdrückung der „Maamiehen Ystäva“ wurden einige Blätter in finnischer Sprache gegründet, welche sich dem Programm Snellmans anschlossen. So das in Wyborg entstandene Blatt „Kánava“ (Kanal), ein treuer Bundesgenosse der „Saima“, und die ausgezeichnet redigirten Blätter „Suomalainen“ (Finnländer), „Suometar“ (Die Tochter Finnlands) und „Sanomia Turusta“ (Nachrichten aus Abo), welche in den Jahren von 1847—1851 auf die Entwicklung der Gesellschaft großen Einfluß übten. Und wie groß zu dieser Zeit unter den Finnländern die Erkenntniß von der Nothwendigkeit einer Tagespresse in finnischer Sprache war, erhellt aus der Thatsache, daß die 1850 von Nikolaus I. erlassene Verordnung, wonach die in finnischer Sprache erscheinenden Blätter nur Fragen der Religion und Landwirthschaft besprechen durften, in Finnland eine solche Aufregung der Geister hervorrief, daß die Regierung sich bemüßigt sah, diese Verordnung de jure rückgängig zu machen, so daß das im Jahre 1855 neugegründete Blatt „Viborg“ trotz der strengen Zensur die kulturelle Mission der Snellman'schen Blätter ruhig fortsetzen konnte.

Mit der Thronbesteigung Alexanders II. trat in der Geschichte der finnländischen Journalistik eine Periode des Lebens und der Freiheit ein. Dieser Zar, welcher zum erstenmal nach Alexander I. den finnischen Landtag nach Helsingfors einberufen und denselben persönlich eröffnet hatte, räumte alle Hindernisse, welche bis zu seiner Thronbesteigung auf dem Weg der Entwicklung der finnländischen Presse lagen, hinweg. Schon wenige Jahre nach der Thronbesteigung Alexanders II. wurde in Helsingfors das täglich erscheinende „Helsingfors Dagblad“ gegründet, das allen Forderungen eines großen europäischen Preßorgans entsprach und zu großem Einfluß gelangte. Auf die Stimme des „Helsingfors Dagblad“ hörte der Senat und der Landtag, und zwar schon deßhalb, weil die hervorragendsten Mitglieder des Landtags Mitarbeiter des Blattes waren. Ein anderes Blatt, das 1864 gegründete „Hufvudstadsbladet“ (Residenzblatt), das den tüchtigen Publizisten Schaumann zum Redakteur hatte, nahm ebenfalls unter den Blättern Finnlands einen hervorragenden Platz ein. Um dieselbe Zeit entstand in Finnland eine neue Zeitung in finnischer Sprache, welche jetzt das einflußreichste finnische Organ ist. Diese Zeitung, welche den Namen „Uusi Suometar“ (Die neue Tochter Finnlands) trägt, ist die leidenschaftlichste Vertheidigerin der nationalen Interessen des finnischen Volks. Von großer Bedeutung ist auch das i. J. 1890 in Helsingfors gegründete Blatt „Päivälehti“ (Tageblatt), dessen Herausgeber der bekannte finnische Dramatiker Erkko ist. Dieses Tageblatt ist ein Vorkämpfer der fortschrittlichen und demokratischen Ideen der Neuzeit und zählt die hervorragendsten jungen Schriftsteller des modernen Finnland zu seinen Mitarbeitern. Erwähnungswerth sind auch die Blätter „Morgonbladet“, „Finland“ und „Nya Pressen“, welche sämmtlich mit ungeschwächtem Eifer die Interessen des Volkes vertreten. Im ganzen erschienen in Finnland im Jahre 1898 83 Zeitschriften.

Die Entwicklung der finnländischen Provinzpresse machte während der letzten drei Dezennien ebenfalls große Fortschritte. Von den 35 Städten Finnlands sind es nur fünf, welche keine eigenen Zeitungen haben. In den meisten Städten aber erscheinen sogar mehrere Zeitungen. In Obo, deren Einwohnerzahl 30,000 beträgt, erscheinen sechs Blätter, drei in schwedischer, drei in finnischer Sprache; Viborg hat vier, Tammerfors vier, Vasa fünf Zeitungen. Im Jahre 1898 betrug die Zahl sämmtlicher in Finnland erscheinenden periodischen Zeitschriften 186, d. h. eine Zeitung auf je 13,000 Einwohner.

Aber nicht nur die Zahl der Zeitungen, sondern auch die der Leser wächst immer mehr. Von den Helsingforser Blättern haben zwei eine tägliche Auflage von je 12,000, die anderen eine tägliche Auflage von je 8000 Exemplaren. Unter den Provinzblättern sind Zeitungen mit einer täglichen Auflage von 7000 Exemplaren eine gewöhnliche Erscheinung. Eine solche Verbreitung der Zeitungen in dem nicht reichen Finnland beweist deutlich, wie groß der Einfluß

ist, welchen die finnländischen Blätter im Volk besitzen. Für die Achtung des finnischen Volkes zu den Vertretern der Presse spricht schon die Thatsache, daß im Jahre 1898 die Redakteure sämmtlicher Blätter von Helsingfors von den Städten Finnlands als Vertreter in den Landtag entsendet wurden. Dieses enge Band, welches zwischen Volk und Presse in Finnland geknüpft wurde, dürfte auf die Dauer schwerlich zu zerreißen sein. N. Golant.

Mittheilungen und Nachrichten.

J. Schiepek: Der Satzbau der Egerländer Mundart. Erster Theil. (Beiträge zur Kenntniß deutsch-böhmischer Mundarten. Im Auftrag des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen herausgegeben von Hans Lambel.) Prag, J. G. Calve 1899. S. XXVI u. 206. — Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen hat bereits im Jahre 1864 den Plan zur Durchforschung der deutsch-böhmischen Mundarten gefaßt. Doch es erschienen seitdem nur einzelne Beiträge zum Wortschatze Nordböhmens, das ganze Unternehmen aber gerieth allmählich ins Stocken. Nun hat der Verein sich zur Fortsetzung des Begonnenen entschlossen und bereitet unter Prof. Lambels Leitung grammatische Darstellungen der einzelnen deutsch-böhmischen Mundarten und als Hauptarbeit ein Wörterbuch für ganz Deutsch-Böhmen vor. Die erste Veröffentlichung dieses erneuerten Unternehmens ist die vorliegende tüchtige Arbeit von Schiepek, die uns den Satzbau der Egerländer Mundart darstellt. Das Egerländische ist in Böhmen der Hauptvertreter der sogenannten nordgauischen oder oberpfälzischen Mundart, die in dem breiten deutschen Gebiet von Westböhmen und in dem angrenzenden Stück von Mittelbayern gesprochen wird. Diese dem Bayerisch-Oesterreichischen nahe verwandte Mundart ist wiederholt durchforscht worden. So hat namentlich H. Gradl die Lautlehre grundlegend behandelt in seiner Schrift: „Die Mundarten Westböhmens“ 1895 (Sonderabdruck aus Brenner-Hartmann, Bayerische Mundarten, 1. u. 2. Bd.). Ergänzend zu diesen und anderen Arbeiten treten nun die Untersuchungen Schiepeks hinzu, die zum erstenmal den Satzbau der Mundart gründlich darlegen. — Die Darstellung selbst zeigt deutlich, daß der Verfasser als sprachgeschichtlich geschulter Philologe und mit reichen Literaturkenntnissen an seine schwierige Arbeit herangetreten ist. Indem er die vorgeführten syntaktischen Eigenheiten seiner heimischen Mundart fortgesetzt mit anderen deutschen Dialekten, mit dem Mittelhochdeutschen, sowie mit der gegenwärtigen Schriftsprache und der Umgangssprache der Gebildeten vergleicht, beleuchtet er oft in fruchtbarster Weise wichtige allgemeine Erscheinungen des deutschen Satzbaues und bietet eine Fülle von Anregungen, die weit über den engen Rahmen des eigentlichen Gegenstandes hinausführen. — Der vorliegende erste Theil beginnt mit der Besprechung des Tempos der Rede, der musikalischen Betonung, sowie des Satz- und Wortaccents. Ueberaus klare Tabellen, die die auf- und absteigende Tonbewegung im einfachen Satze zeichnen, sind beigegeben. Im dritten Abschnitt: „Satzformen I, Einfacher Satz“ findet der unvollständige Satz, der ja in jeder Mundart eine sehr große Rolle spielt, ganz besondere Berücksichtigung. Die im Egerländischen häufigsten typischen oder formelhaften Fälle werden durch zahlreiche Beispiele belegt. In der darauf folgenden Darstellung über den zusammengesetzten Satz wird wieder an vielen instruktiven Beispielen gezeigt, daß die Mundart in Bezug auf die Fülle fein abgetönter Verbindungswörter weit hinter der Schriftsprache zurückbleibt, daß sie im Gegensatz zu dieser die Nebenordnung der Sätze einseitig bevorzugt und daß sich in ihr eigenartige Mischformen zwischen Neben- und Unterordnung der Sätze entwickeln. Im vierten Abschnitt „Wortklassen“ werden die Interjektionen und Naturlaute behandelt, die sich ja auf dem üppigen Nährboden der Mundart reich und mannichfaltig entwickeln, und die verschiedenen Formen des Verbums: Genera, Tempora und Modi. — Alle diese reichhaltigen Ausführungen sind sehr übersichtlich angeordnet und darum leicht zu benutzen. Viel Belehrung bieten auch die Anmerkungen, die auf verwandte Erscheinungen in anderen Mundarten hinweisen und die Dialektpoesie fleißig heranziehen. Hiezu hat auch der Herausgeber, Prof. Lambel, wacker beigesteuert. Die Ausstattung des Buches ist trotz der Schwierigkeiten des Druckes dank der Opferwilligkeit des Prager Deutschen Geschichtsvereins musterhaft ausgefallen. Ein guter Fortgang ist dem dankenswerthen Unternehmen aufrichtig zu wünschen. A. H.

V. Alphabetisches Verzeichniß der deutschen Seehäfen, sowie europäischer und außereuropäischer Hafen-, Anlege- und Küstenplätze. Im Auftrag des preußischen Ministers für Handel und Gewerbe bearbeitet vom kgl. Statistischen Bureau. 3., völlig umgearbeitete Auflage. Berlin 1899. Preis M. 3.40. — Auf Grund der bei der Seeschiffahrtsstatistik gewonnenen Unterlagen wurde unter der Oberleitung des ständigen Dezernenten für diese Sparte, Dr. Kluge, ein bedeutendes Material angesammelt, welches durch Benutzung der Hülfsmittel der nautischen Abtheilung des Reichsmarineamts, des Auswärtigen Amts, der Gesellschaft für Erdkunde, sowie durch die Auskünfte von einzelnen Behörden und Gelehrten des In- und Auslandes eine Vollständigkeit erhielt, welche nichts zu wünschen übrig läßt. Dasselbe wurde vom Plankammerinspektor Kühn bearbeitet und lieferte einen stattlichen Band von 248 Seiten. Derselbe hat in seinem Haupttheil drei Spalten: die erste enthält die dem Schiffsverkehr zugänglichen Plätze, die zweite die Länder- und Küstenstrecken, denen sie zugehören, und die dritte die geographische Breite (in Graden und Minuten). In der ersten Spalte sind bei den auswärtigen Häfen die dort befindlichen deutschen Konsularbehörden nebst Befugnissen (Eheschließung, Eidesabnahme), sowie die ostasiatischen Vertragshäfen durch besondere Zeichen kenntlich gemacht. Von den im Anhang gegebenen Mittheilungen nennen wir besonders das Verzeichniß der für die Seehäfen des Deutschen Reichs zuständigen ausländischen Konsularbehörden. Das Buch, welches ungleich vollständiger[1]) ist als die geographischen Wörterbücher und in seiner Art wohl einzig dasteht, wird den Behörden, Konsulaten, Kaufleuten und Rhedern von großem Werth sein.

l. Neuer Kanal in Amerika. In Chicago ist vor wenigen Wochen eines der großartigsten sanitären Werke unsrer Tage zum Abschluß gelangt. Die Stadt, welche ihren gesammten Wasserbedarf dem Michigan-See, an dessen Südspitze sie liegt, entnimmt, war bisher gezwungen, auch die Abflüsse ihrer zahlreichen Kanäle in diesen See einzuleiten, was sicher nicht als ein idealer Zustand angesehen werden konnte. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wurde vor sieben Jahren mit dem Bau eines groß angelegten Kanals begonnen, der als künstlicher Abfluß des Michigan-Sees diesen mit dem Illinois River, einem Nebenfluß des Mississippi, in letzter Linie also den St. Lorenzo-Golf mit dem Golf von Mexico verbindet und einen doppelten Zweck zu erfüllen hat: er soll zunächst die sämmtlichen Kanalabflüsse der Stadt aufnehmen und die in denselben enthaltenen Sinkstoffe fortführen, außerdem soll er aber später noch als Schiffahrtskanal in Verwendung genommen werden. Dem letzteren Zweck entsprechend sind die Dimensionen des Kanals sehr beträchtlich: die Breite beträgt an der Sohle 160 Fuß (49 m), die Wassertiefe durchaus 22 Fuß (6.7 m). Die Durchflußgeschwindigkeit des Wassers ist absichtlich, um die Schiffahrt in beiderlei Richtung zu ermöglichen, ziemlich gering gewählt, sie überschreitet nirgends eine engl. Meile (1.6 km) in der Stunde, d. i. etwa 0.45 m in der Sekunde, während das durch einen beliebigen Querschnitt des Kanals abfließende Wasserquantum in der Minute 300,000 Kubikfuß (rund 8500 cbm) beträgt. Der Kanal ist im ganzen 47 km lang, seine Herstellung (er ist streckenweise durch festen Felsen gesprengt) hat das nette Sümmchen von 120 Mill. M. verschlungen. Anfangs wurden der Durchführung des nun glücklich vollendeten neuen Verkehrsmittels deßhalb Schwierigkeiten entgegengestellt, weil von verschiedenen Seiten befürchtet wurde, daß infolge der durch den Kanal dem Michigan-See entzogenen Wassermenge eine erhebliche Senkung des Wasserspiegels in dem letzteren

---

[1]) Bei zahlreichen Stichproben vermißten wir nur Torres an der südbrasilischen Küste (29° 20' s. Br.).

und damit eine Gefährdung der Schiffahrtsverbindung mit den übrigen Seen und mit dem Lorenzo-Strom, sowie anderer industrieller Unternehmungen eintreten könnte. Diese Befürchtungen erwiesen sich als gegenstandslos, da für die erwähnte Senkung unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Umstände sich ein Betrag von höchstens 3 Zoll (7.6 cm) ergab.

P. **Aus der Pfalz.** Die „Pollichia", der naturwissenschaftliche Verein der Rheinpfalz, wird am 17. April zu Neustadt a. d. H. seine 60jährige Stiftungsfeier begehen. Dieselbe findet in der Aula der dortigen kgl. Realschule statt. Auf der Tagesordnung stehen folgende Vorträge: 1. Geheimrath Dr. Neumayer: Ueber einen Vorkämpfer der deutschen Kolonisation aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. 2. Rektor Roth: Ueber die Geschichte der Pollichia, 1890—1900. 3. Prof. Mehlis: Ueber die Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen in der Pfalz und im Nordelsaß für das Jahr 1899. 4. Dr. med. Schäfer: Ueber Geweihbildung. — Das Lokalkomitee zu Neustadt wird dafür Sorge tragen, den Ehrengästen und Mitgliedern der Pollichia, zu deren Vorständen Schultz, Delffs, Recknagel, Neumayer, Gümbel gezählt haben, nach jeder Richtung angenehm zu gestalten.

* **In Dresden** ist in voriger Woche der Schriftsteller Alfred Möser im Alter von 65 Jahren gestorben. Er war in Göttingen geboren, studirte in seiner Vaterstadt alte Sprachen und kam anfangs der 60er Jahre nach Dresden, wo er an dem damals in hoher Blüthe stehenden Krause'schen Institut in der Neustadt zwei Jahrzehnte lang als Lehrer der klassischen Sprachen wirkte. Später wurde er in gleicher Eigenschaft an das Wettiner Gymnasium berufen. Seit einigen Jahren war er emeritirt. Möser war in erster Linie lyrischer Dichter. In den Jahren 1865 bis 1893 sind von ihm fünf größere Gedichtsammlungen („Gedichte", „Nacht und Sterne", „Schauen und Schaffen", „Singen und Sagen" und „Aus der Mansarde") erschienen, in denen sein inneres Wesen, in allen Phasen anmuthig und künstlerisch vollendet, elegisch und tief zum Ausdruck gelangt. Seine Vorbilder hatte er u. a. in Petrarca und Camoens gefunden und mit Hölderlin, dessen feinster Kenner er wohl war, zeigte er die innigste Geistesverwandtschaft. Von seinen Prosaschriften sind u. a. zu nennen seine „Geschichte des Dresdner Hoftheaters 1862 bis 1869" und seine „Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe". Auch als Uebersetzer ist er mehrfach bekannt geworden.

* **Greifswald.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. Ernst Zupitza mit einer Vorlesung über „Rasse und Sprache" habilitirt.

* **Paris.** Der unlängst verstorbene englische Physiker Hughes, dessen Name durch die Erfindung des nach ihm benannten telegraphischen Apparats auch weiteren Kreisen bekannt geworden ist, hat der französischen Akademie der Wissenschaften die Summe von 100,000 Fr. gestiftet. Die Zinsen dieses Betrags sollen in jedem Jahre dem Autor der besten praktischen Erfindung auf dem Gebiete der Physik, der Elektrizität oder des Magnetismus als Belohnung und Anerkennung ausgezahlt werden.

** **Aus Rußland.** Das Zoologische Museum der Moskauer Universität hat eine Sammlung von Seethieren erhalten, die der Eisbrecher „Jermak" auf seinen Fahrten im Eismeer in einer Tiefe bis zu drei Werst gesammelt hat. — Zu Gründung einer Frauen-Universität in Moskau hat der verstorbene B. J. Astrakow 100,000 Rubel vermacht. — Bei der Kasaner Universität wurde am 22. Februar in feierlicher Weise ein Bakteriologisches Institut eröffnet. — Der finnländische Senat hat dem Professor für russische Sprache an der Alexander-Universität zu Helsingfors, J. E. Mandelstam, den Auftrag ertheilt, ein schwedisch-russisches Wörterbuch zu verfassen. — Das St. Petersburger Archäologische Institut veranstaltet jeweils Sonntags mittags 1 Uhr eine Reihe öffentlicher Vorlesungen in der Abtheilung russischer Alterthümer im Kaiser Alexander III.-Museum. Die Reihe der Vorlesungen hat der Direktor des archäologischen Instituts, N. W. Pokrowskij, Spezialist auf dem Gebiet christlicher Alterthümer, begonnen.

* **Berichtigung.** Infolge eines Druckfehlers ist in der vorletzten Nummer der Beilage von der Berufung des Professors der Theologie in Straßburg Dr. Budde „an die Universität Würzburg" die Rede. Es muß natürlich heißen: an die Universität Marburg.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. M. Erhardt: Die Waarenhaus-Umsatzsteuer. Eine Besprechung der Regierungsvorlage und der Denkschrift des Bundes der Handels- und Gewerbetreibenden zu Berlin. Berlin, J. Guttentag 1900. — V. v. Heidenstein: Klassizität und Germanismus. Einige Worte über den Weltkampf. Aus dem Schwedischen von E. Stine. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben 1900. — Dr. Fr. Prinzing: Die soziale Lage der Wittwe in Deutschland. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Sozialwissenschaft III. Bd. 2. Heft.) Berlin, Gg. Reimer 1900. — Dr. W. Mengel: Kants Begründung der Religion. Ein kritischer Versuch. Mit einem Vorwort über die Beziehungen der neueren Dogmatik zu Kant. Leipzig, Wilh. Engelmann 1900. — Reinh. Stück: Bismarck. Ein vaterländisches Spiel für die deutsche Jugend. Weimar, R. Wagner Sohn 1900. — Schmeisser: Geographische, wirthschaftliche und volksgeschichtliche Verhältnisse der Südafrikanischen Republik, sowie deren Beziehungen zu England. Vortrag. (Abtheilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, Verhandlungen 1900/01, Heft 1.) Berlin, Dietr. Reimer (Ernst Vohsen) 1900. — Ernst Holzer: Zum Problem des germanischen Typus. (Sonderabdruck aus: „Jahreshefte des Vereins für Mathematik und Naturwissenschaft in Ulm". Jahrgang IX, 1899.) Ulm, Wagner'sche Buchdruckerei 1900. — Dr. Gg. Eger: Das Reichs-Haftpflichtgesetz. 5. Auflage. Hannover, Helwing'scher Verlag 1900. — Karl Lorenz: Der moderne Geschichtsunterricht. Eine historisch-pädagogische Studie. II. Auflage. München, R. Oldenbourg 1900.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 3. März. Nummer 52.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle** in München.

Uebersicht.

Die historischen Grundkarten.

Kritische Betrachtungen von Gerhard Seeliger.

I.

Seit fast zwei Jahrzehnten ist der Tübinger Rechtshistoriker Friedrich v. Thudichum eifrig bemüht, die Herstellung von historischen Grundkarten im ganzen deutschen Reich und, darüber hinaus, in den benachbarten Ländern zu veranlassen. Es sei dringendes Bedürfniß, die Thatsachen des geschichtlichen Lebens kartographisch zu fixiren, und dem dienen als beste, ja als nothwendige und unentbehrliche Hülfsmittel Kartenblätter, die, im einheitlichen Maßstab von 1 : 100,000 ausgeführt, Raum für Eintragungen aller Art bieten und daher nur wenige Angaben enthalten: Flußläufe, Ortschaften — und Grenzen der Ortsfluren (Gemarkungen).

Die Gemarkungen sind das Wesentliche und Eigenthümliche der Grundkarten. Oft werden deßhalb auch die Grundkarten schlechthin Gemarkungskarten genannt. Flußläufe und Ortschaften kann ja Jeder, der eine historische Karte entwerfen will, den Generalstabskarten entnehmen, die Grenzen der Ortsfluren dagegen nicht. Der Werth der Grundkarten liegt vornehmlich, ja fast ausschließlich in der Angabe der Gemarkungen.

Thudichums Idee hat große, ja allgemeine Anerkennung gefunden. Auf den Tagungen des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine kam die Frage zur Sprache, es wurden Beschlüsse gefaßt, das Unternehmen mit aller Kraft zu unterstützen, historische Gesellschaften und Kommissionen nahmen sich der Sache mit Begeisterung an, Regierungen wurden um materielle Unterstützung angegangen und erfüllten, mitunter in bedeutsamer Weise, das Begehren. Eine überaus geschickt geleitete Agitation hat das thatkräftige Interesse für die Grundkarten in den weitesten Kreisen zu erwecken vermocht, hat die Herstellung von Grundkarten als eine eminent wichtige wissenschaftliche, nicht nur geschichtswissenschaftliche, Angelegenheit dargestellt und erklärt, daß nun den aufblühenden landesgeschichtlichen Studien bisher ungeahnte Richtungen neuen Erkennens eröffnet werden. Man spricht von „Grundkartenforschung“ als von einem neuen wichtigen Zweig wissenschaftlicher Thätigkeit, man ist an die Errichtung einer „Zentralstelle für Grundkartenforschung“ gegangen, ja die Agitation hat sogar die deutschen Grenzen zu überschreiten und die „Bewegung“ auf alle mitteleuropäischen Staaten auszudehnen gesucht.

Eine Stimme des Widerspruchs oder selbst nur des bescheidenen Zweifels hat sich meines Wissens bisher nicht erhoben, die geradezu begeisterte Zustimmung scheint allgemein zu sein. Und doch erstehen, wie ich glaube, bei näherer Betrachtung große Bedenken, die wachsen und wachsen, je mehr man sich mit dem Gegenstand beschäftigt.

Die Bedeutung der Gemarkungskarten beruht auf der Annahme, daß die Grenzen der Gemeinden und der selbständigen Gutsbezirke etwas im Wandel des geschichtlichen Lebens verhältnißmäßig Unveränderliches darstellen. „Für den Geschichtsforscher wesentlich und geradezu unentbehrlich sind die Ortsgemarkungen“, sagt Thudichum. „Diese Gemarkungen, wie sie heute bestehen, sind im allgemeinen uralt, vor 500 und 1000 Jahren genau dieselben wie jetzt, aus dem einfachen Grund, weil sie mit Eigenthum und Gemeinderecht aufs engste zusammenhängen und diese stets zähe vertheidigt werden.“ Thudichum glaubt zwar nicht an eine absolute Unveränderlichkeit der Gemarkungen, — wie sollte das auch bei ihm möglich sein, der selbst seinerzeit über mannichfache Theilungen großer Markgebiete berichtet hat; aber er und die Seinen sind doch der Ueberzeugung: die Veränderungen der Gemarkungen seien unbedeutend oder haben lediglich in Theilungen bestanden, so daß die jetzt auf den Grundkarten ersichtlichen Gemarkungen wohl nur Theile der größeren Bezirke früherer Zeit darstellen, aber daß naturgemäß durch einfache Zusammenlegung dieser Theile das frühere Ganze in voller Unversehrtheit erkannt werden könne. Ganz im Sinne Thudichums ward auf dem Innsbrucker Historikertag 1896 als Ergebniß der Konferenz von Vertretern landesgeschichtlicher Publikationsinstitute verkündet: es „sei festgestellt worden, daß man in den Gemarkungsgrenzen bis 1400 zurück eine sichere Grundlage von großer Stabilität habe, daß diese also zuverlässig als Gerippe der sogenannten Grundkarten zu verwenden seien.“ Und diesen Ansichten entsprechend wurden nun Grundkarten zur allgemeinen Benutzung herausgegeben und die historischen Arbeiter zur Eintragung aufgefordert: die Grenzen der Grafschaften früherer Jahrhunderte, der Gerichtsbezirke und Aemter sollen eingezeichnet werden, die Landestheilungen, die Gebiete der einzelnen Herrschaften, die Burggrafschaften, Landfriedensbezirke, Archidiakonate und Diözesen, die Forstbezirke u. dergl. Dabei sollen die Gemarkungen der Grundkarten den wesentlichen Dienst leisten und genaue Grenzangaben gewähren. Denn die Urkunden nennen meist nur die zu einer Grafschaft oder zu einem Archidiakonat gehörenden Orte, erst die Grundkarten gestatten die Grenzlinie zwischen Ort und Ort, daher auch zwischen Grafschaft und Grafschaft zu ziehen. Der Werth der Grundkarten — das ist die herrschende Meinung — liegt eben darin, daß sie in ihren Gemarkungen einen vertrauensvollen „Canevas“ für historisch-geographische Einzeichnungen verschiedenster Art bieten. Weil man in den Grundkarten einen solchen allgemein gültigen „Canevas“ gefunden zu haben meinte, deßhalb glaubte man auch die verschiedensten Arbeitskräfte zur gleichzeitigen Mitwirkung an einem großen gemeinsamen Werk auffordern zu dürfen: zur Mitarbeit an dem historischen Atlas Deutschlands, ja ganz Mitteleuropa's.

Es scheint mir durchaus nothwendig zu sein, gegenüber dem Optimismus der „Grundkartenbewegung“ und der „Grundkartenforschung“ meinen Bedenken Ausdruck zu geben. Denn meines Erachtens wurden hier nicht bloß die für wissenschaftliche Zwecke ohnehin knapp bemessenen materiellen Mittel theilweise unnöthig verwendet, sondern die geschichtswissenschaftliche Thätigkeit ward, wie ich glaube, in eine gefährliche Bahn gewiesen, es wurden die Anregungen zu einer nicht immer fruchtbaren und oft falschen geschichtswissenschaftlichen Arbeit gegeben. Aeußere Umstände zwingen mich, schon jetzt mit den Ergebnissen von Studien hervorzutreten, die in manchem Einzelnen noch nicht zu völligem Abschluß gelangt sind. Indessen werden hoffentlich auch die allgemein gefaßten Erörterungen, die auf Quellenbelege durchaus verzichten, wenigstens in den Hauptpunkten hinreichend überzeugend wirken.

* * *

Die Grenzen der Ortsfluren nach dem heutigen Bestand sind den Grundkarten eigenthümlich: das sind die Grenzen der Land- und Stadtgemeinden, dann die Grenzen der selbständigen Güter, die den Gemeinden an die Seite gestellt wurden, ferner die Fluren der fiskalischen Besitzungen und die unbewohnten, keiner Gemeinde zugeschlagenen Marken — soweit eben die neuen Gemeindeordnungen der einzelnen deutschen Staaten die Selbständigkeit solcher Gebiete neben den Gemeinden anerkannt haben.

Eine wirklich neue Eintheilung des Staatsgebiets in Ortsbezirke wollten die neuen Gemeindeordnungen nicht schaffen, nur eine folgerichtige Regelung und einen vollständigen Ausbau des schon Bestehenden und historisch Gewordenen. Sie suchten Anlehnung an die alten Dorfschaften, Bauernschaften und selbständigen Gutsbezirke des Fiskus und der Grundherrschaften. Sie berücksichtigten die Verhältnisse des ländlichen Gemeindewesens, wie es allmählich geworden war, sie beachteten vielfach auch die örtlichen Beziehungen der bäuerlichen Dörfer zur Grundherrschaft und zu den landesherrlichen Domänen. Inwieweit sie das schon Vorhandene benutzten und dabei doch nothwendig Neues schaffen mußten, das wird später zu betrachten sein, zunächst aber muß uns die Beschaffenheit der Ortsbezirke zur Zeit der ersten Gemeindeordnungen unsres Jahrhunderts klar werden, und wir müssen sehen, wie sie sich zu dem entwickelt haben, was sie waren.

Die deutsche Ortsgemeinde ist uralt, sie geht auf die Zeiten der ersten Besiedelung des Landes zurück. Aber mannichfachen Wandel hat sie im Laufe der Jahrhunderte erfahren müssen: ihr Verhältniß zum Staat und ihre gesellschaftlichen Aufgaben, ihr inneres Wesen und ihre äußere Ausdehnung waren großen Veränderungen unterworfen.

Auf die Verhältnisse des Mittelalters soll hier nicht eingegangen werden. Nur das sei bemerkt: bei allem Festhalten am Hergebrachten und Ererbten herrschte eine gewisse Beweglichkeit unter den Dorfbezirken. Die wirthschaftliche und örtliche Verbindung mehrerer Gemeinden, die großen Markgenossenschaften, lösten sich vielfach auf, größere Strecken des früher gemeinsamen Wald- und Weidelandes wurden unter die verschiedenen Ortschaften vertheilt, die Ortsgemarkung ward gar oft wesentlich erweitert. Aber auch ohne förmliche Theilung der Marken breiteten die Dörfer sich auf Nachbargebieten aus, auf denen sie unbestimmte Miteigenthums- oder Mitnutzungsrechte besaßen, oder es wurden neue Dörfer gegründet, die eine Verschiebung der Gemeindegrenze bewirkten. Und dazu kam das Auftreten des Großgrundbesitzes. Mochte auch die Bildung der großen Grundherrschaften innerhalb der ländlichen Verfassung erfolgen, eine Veränderung der örtlichen Bezirke hat sie vielfach schon in den Jahrhunderten des frühen Mittelalters veranlaßt. Keine Spur davon, daß etwa der gesammte herrschaftliche Besitz im Verband der ländlichen Gemeinden stand, keine Rede davon, daß etwa ein geschlossenes Netz von Gemeinden das ganze Deutschland dieser Jahrhunderte überspannte. Wohl der größere Theil der deutschen Bodenfläche war nicht den Bezirken der Dörfer und Bauernschaften einverleibt, die zwar zumeist ihre fest abgegrenzten Feldgemarkungen hatten, aber darüber hinaus Rechte der Mitnutzung oder des Miteigenthums in weiten Wald- und Weidegebieten beanspruchten, Rechte oft nur ganz schwankender Art.

Eine nicht unwesentliche Veränderung erfuhr die Ausdehnung der Ortsgemeinden durch das Aufkommen und das rasche Aufblühen des Städtewesens. Ob man die deutsche Stadtgemeinde als Nachfolgerin der Dorfgemeinde oder als eine durchaus neue Bildung ansieht — der Erkenntniß wird man sich nicht verschließen dürfen: schon das erste Auftreten des Städtewesens mußte eine Verschiebung der älteren örtlichen Bezirkseintheilung zur Folge haben. Und vollends die große Ausbreitung, die besonders in den letzten beiden Jahrhunderten des Mittelalters und in unserm Jahrhundert die deutschen Städte so häufig begehrten. Nicht allein ganze Dorffluren der Nachbarschaft wurden einbezogen, sondern auch einzelne Theile, Wiesen und Wälder, Wüst- und Ackerland, erworben und der städtischen Gemarkung zugeschlagen. Besonders in früheren Jahrhunderten, da die Regelung solcher Verhältnisse den Interessenten allein überlassen blieb und keiner Genehmigung der staatlichen Behörden bedurfte, ist ein solcher Wechsel überaus häufig vorgekommen. Er findet bekanntlich noch in der Gegenwart statt. Da hören wir, daß 8½ ha der Gutsbezirke N. und A. an Königsberg kommen, daß Danzig 7½ ha des Gemeindebezirks S. erwirbt, Görlitz 4½ ha des Gutsbezirks L., Harburg 11¼ ha der Gemeindeflur N. und 373¼ ha der Gemeindeflur W. u. s. w. Das ist durchaus nichts ungewöhnliches, war es auch in früheren Perioden nicht. Die Städte haben sich in älterer und neuerer Zeit auf Kosten der benachbarten Dorf- und Herrschaftsgebiete ausgedehnt, ihre Gemarkungen verändert.

Der Hinblick auf die Städte hat uns bereits tief in das Zeitalter hineingeführt, für das Thudichum und die Seinen große Stabilität der Gemarkungen voraussetzen. Nur einige Momente aus der Entwicklung der ländlichen Verhältnisse während der letzten vier Jahrhunderte seien hervorgehoben, um diese Annahme als irrig zu erweisen.

Die Verschiebung in den Besitzverhältnissen auf dem platten Lande war ganz ungeheuer: das örtliche Verhältniß des bäuerlichen, herrschaftlichen und domanialen Grundeigenthums, auf dem ja die modernen Grenzen der Ortsbezirke zum guten Theil beruhen, war einem bedeutsamen Wechsel unterworfen, die gegenwärtige Vertheilung ist das Ergebniß von großen Umbildungsprozessen gerade der letzten Jahrhunderte.

Die Grundherren haben, ihre Gewalt über die Bauern gebrauchend und mißbrauchend, in weiten Gebieten Deutschlands die Bauern aus ihren angestammten Hofstellen ausgekauft, vertrieben oder versetzt, sie haben sich durch das Bauernlegen neue geschlossene Gutsbezirke zu verschaffen gewußt.

Ward auch im Westen und Süden Deutschlands das Bauernlegen nicht ausgeübt, Veränderungen anderer Art haben hier nicht minder bedeutungsvoll gewirkt. Das Austheilen der großen Marken, der Wald- und Weidegebiete, die im Gemeinbesitz mehrerer Bauernschaften oder mehrerer Gemeinden und Herrschaften standen, ward fortgesetzt. Und als später, seit dem 18. Jahrhundert, eine dem Gemein-

eigenthum feindliche Anschauung herrschend wurde, da hat man alle Gemeinheiten aufzulösen begonnen: sowohl die Marken, an denen mehrere Dörfer betheiligt waren, als auch die Allmenden, die den einzelnen Gemeinden gehörten und als Weide und Wald, mitunter auch als Ackerland den Dorfgenossen dienten. Die Gemeinheitstheilungen, die im 18. Jahrhundert einsetzen und im 19. zu erfolgreicher Durchführung kommen, bilden die eine Gruppe der bedeutsamen neuen Landeskulturgesetze, die die Fesseln der älteren gebundenen und für extensives Wirthschaftsleben berechneten Agrarverfassung lösen wollten.

Mit den Gemeinheitstheilungen im engsten Zusammenhang stehen die Zusammenlegungen, die eine neue Vertheilung der Grundstücke innerhalb der Feldflur bezweckten, eine durch Tausch und Ausgleich bewirkte Arrondirung des aus zahlreichen kleinen Einzelparzellen bestehenden bäuerlichen und herrschaftlichen Grundbesitzes. Auch diese Maßregel, obschon als interne Angelegenheit der Gemarkungen auf die einzelnen Dorffluren beschränkt, hat nicht selten eine Regelung der Grenzen benachbarter Gemeinden herbeigeführt.

Im Zusammenhang mit diesen Maßnahmen steht ferner die Servitutablösung: die Aufhebung der auf bäuerlichen, herrschaftlichen oder domanialen Wiesen und Wäldern ruhenden Lasten der Mitnutzung Fremder. Und da all diese Ordnungen, deren Ausführung vornehmlich unserm Jahrhundert angehört, von der Idee getragen wird, eine wirthschaftlichere und intensivere Ausnutzung des Bodens zu ermöglichen, so suchte mit ihnen in Verbindung zu treten die längst eifrig geübte Fürsorge des Staats für Kultivirung jener Landstriche, die bisher der Bewirthschaftung fast ganz entbehrten, für Bebauung und Bevölkerung jener Gebiete, die, im Herzen Deutschlands gelegen, einst besiedelt und bebaut, in den Kriegen des 16. und besonders des 17. Jahrhunderts schwer heimgesucht, wüst geworden und lange vernachlässigt waren. Die Maßnahmen der umfassenden Landesmelioration und der großartigen Kolonisation, von erleuchteten Herrschern besonders des 18. Jahrhunderts gepflegt, dann des Abbaues und Ausbaues fanden Aufnahme in der umfassenden Landeskulturgesetzgebung des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts.

All diese Bildungen haben sich nicht einfach innerhalb der altbestehenden Ortsgemarkung vollzogen, sie haben vielmehr die Grenzen der Ortsfluren verändert, hier weniger, dort mehr, hier bescheidene Berichtigungen bringend, dort aber die gesammten Verhältnisse umstoßend. Das gilt es, im folgenden zu erläutern. Und dabei wird sich zugleich zeigen, wie auch die Domänen- und Forstpolitik der Landesherrn, im Zusammenhang mit den erwähnten Umständen, im Zusammenhang ferner mit dem Wechsel der volkswirthschaftlichen Anschauungen, wie das Auf und Ab des staatlichen Guts- und Forstbesitzes die Gestaltung der Ortsbezirke wesentlich beeinflussen mußte.

* * *

Das Bauernlegen hat den Grundherren des deutschen Nordens und Ostens die erste und wichtigste Handhabe geboten zur allmählichen Durchführung einer örtlichen Sonderung bäuerlichen und herrschaftlichen Grundbesitzes, die früher ganz fehlte. In Gemengelage befanden sich anfangs die meisten bäuerlichen und herrschaftlichen Grundstücke, und zwar lag nicht selten das ritterliche Gut in mehreren Dörfern zerstreut, überall im Durcheinander mit dem bäuerlichen. Erst nach und nach ist es den Grundherren des nordöstlichen Deutschlands, vornehmlich des ehemals slavischen Gebietes, des Koloniallandes, gelungen, die zwischen den eigenbewirthschafteten Grundstücken liegenden Bauernhufen an sich zu bringen, das Mißliche des Durcheinanders zu beseitigen, das herrschaftliche Gebiet zu arrondiren und zu vergrößern. Lange Zeit hat diesen Prozeß nichts aufzuhalten vermocht, auch nicht die bis ins 17. Jahrhundert zurückreichenden landesherrlichen Verbote des Bauernlegens, die anfangs mehr die auf bäuerlichen Hufen ruhenden Steuern als die bedrängten Bauern selbst schützen wollten. Hat man doch unter Friedrich II. berechnet, daß in der Kurmark allein von 1624 bis 1749 nicht weniger als 1962 Bauernstellen und 935 Kossäthenstellen verschwunden und ihre Gebiete den großen Gütern einverleibt worden waren. Mehr Erfolg hatte die Gesetzgebung Friedrichs d. Gr. Aber sie ebensowenig wie der weitere Bauernschutz und die Bauernbefreiung des 19. Jahrhunderts, die den Bauer wohl der persönlichen Fesseln entledigte, aber ihm nicht die materiellen Grundlagen freien Daseins bot, vermochten das Vordringen des herrschaftlichen Besitzes gegen den bäuerlichen zu hindern.

In einem großen Theil Deutschlands hat sich der ritterliche Grundbesitz auf Kosten des bäuerlichen unaufhörlich ausgebreitet. Dadurch sind ganz allmählich jene in der Hauptsache geschlossenen Güter entstanden, die dem Norden und Osten Deutschlands eigenthümlich sind. Es erstanden die Gutsherrschaften, die sich von den alten Grundherrschaften des Westens und Südens unterscheiden.

Zum Bauernlegen waren im 18. und besonders im 19. Jahrhundert die Gemeinheitstheilungen und Zusammenlegungen hinzugekommen, um gleichfalls eine örtliche Sonderung bäuerlichen und herrschaftlichen Gebietes zu befördern. Während das Bauernlegen auf den Norden und Osten beschränkt blieb, haben Gemeinheitstheilungen und Zusammenlegungen auch im übrigen Deutschland für eine Separation der herrschaftlichen Grundstücke bedeutsam gewirkt. Auch in den Gebieten, die keine Gutsherrschaft, sondern nur Grundherrschaft kannten, ist im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte eine Verschiebung in den örtlichen Verhältnissen von Grundherrschaft und Bauerngut erfolgt: ehemals bäuerlicher Besitz wurde zu herrschaftlichem Gut gemacht, herrschaftlicher in bäuerlichen verwandelt. Und ferner: die Theilungen der Marken, an denen oft Bauernschaften und Grundherren gemeinsam berechtigt waren, die Ablösung der Servitute und die Abtretung herrschaftlicher Grundstücke an die Gemeinden — all das hat große, mitunter sehr große Veränderungen der örtlichen Bezirke zur Folge gehabt. Ueberall, wo die Ordnung des Gemeindewesens auf einer Scheidung der im 19. Jahrhundert befreiten bäuerlichen Gemeinde und der selbständigen Gutsbezirke beruht, da ist die Gemarkungsgrenze als ein zum guten Theil neues Produkt anzusehen, da ist die gegenwärtige Ordnung begründet auf der Separation von Herrschaftsgut und Bauerngut, wie sie sich erst in den letzten Jahrhunderten herausgebildet hat: die arrondirten herrschaftlichen Länder, oft den Bauern vorher abgenommen, abgekauft, von ihnen eingetauscht, bilden die selbständigen Gutsbezirke; der bäuerliche Besitz aber, während der letzten Jahrhunderte vielfach verkleinert, verlegt, aus dem Herrschaftsgut ausgeschieden, wird in den ländlichen Gemeinden zusammengefaßt. Und dabei muß besonders eines beachtet werden: die Auseinandersetzung zwischen ritterlichem und bäuerlichem Gut, auf der die gegenwärtigen Ortsbezirke in Norddeutschland beruhen, hat sich nicht gerade zwischen einem Rittergut und einer Gemeinde vollzogen. Hier sind mitunter recht komplizirte Verschiebungen vorgekommen. Oft setzt sich ein Rittergut aus Grundstücken zusammen, die ehemals verschiedenen Dörfern oder verschiedenen Herrschaften angehörten, oft schließt eine Dorfflur Gebiete von verschiedener Herkunft in sich.

Welch große Bedeutung aber das wandelbare Verhältniß zwischen Bauerngut und Herrschaftsgut für die Veränderung der Ortsfluren besaß, das zeigt besonders deutlich ein Blick auf die große Ausdehnung der selbständigen Gutsbezirke in vielen Gebieten Deutschlands. Nach dem Stand vom 1. Dezember 1890 kommen in den sieben östlichen Provinzen Preußens auf 759 Städte und 24,349 Landgemeinden 15,511 selbständige Gutsbezirke, während im Königreich Sachsen gegenwärtig neben 3293 Gemeinden etwa 900 selbständige Ritter- und Kammergüter vorhanden sind. Auch in den Gebieten, die von der Bildung der Gutsherrschaften unberührt blieben, spielen die selbständigen Gutsbezirke mitunter eine nicht unwichtige Rolle. So hat Hannover neben 114 Städten und 4019 Landgemeinden noch 322 selbständige Gutsbezirke, Schleswig-Holstein 360 (neben 53 und 1722); Hessen-Nassau, Reg.-Bez. Kassel 279 (neben 64 und 1329), Westfalen nur 20 (neben 103 und 1495), die ganze Rheinprovinz nur noch 7.

* * *

Das wechselnde örtliche Verhältniß von Grundherrschaft und Dorfgemeinde war es nicht allein, das eine Veränderung der Gemarkungen veranlaßte. Andere Momente kommen hinzu. So die überaus wandelbaren Beziehungen der landesherrlichen Domänen und Forsten zu den Gemeinden und zu den selbständigen Gutsbezirken privater Personen.

Auf die Domänenpolitik früherer Jahrhunderte soll nicht eingegangen werden. Auch bleibe unerörtert, aus welch verschiedenartigen Elementen die Domänen sich zusammengesetzt haben. Dem Streben der Landesherren, möglichst viel Domanialland zusammenzubringen, ist eine Politik nachgefolgt, die den Werth der Domänen gering achtete. Seit Jahrhunderten, besonders seit dem 18. Jahrhundert, begannen die Domänen, mitunter sehr rasch, verringert zu werden. Gewiß stehen den Veräußerungen ganz bedeutende Erwerbungen gegenüber, aber im allgemeinen ist doch eine Verminderung des Gesammtbesitzes zu beobachten. Seit dem vorigen Jahrhundert sind die preußischen Domänen, die noch Friedrich Wilhelm I. so kräftig vermehrt hatte, auf die Hälfte des ehemaligen Bestandes gesunken. Wenn trotzdem noch jetzt die nutzbare Fläche der preußischen Domänen etwa 340,000 ha beträgt, so ist ersichtlich, welche Wichtigkeit ihre Veränderungen für die ländlichen Verhältnisse und für den Wechsel der Ortsfluren besaßen.

Allerdings darf nicht angenommen werden, daß all die vielen und mitunter ganz ungeheuren Wandlungen des Domanialbesitzes stets auch Veränderungen der örtlichen Bezirke zur Folge hatten. Es wurden ja auch ganze Gutsgebiete verkauft oder erworben, Vorwerke, die Bezirke für sich bildeten, als Einheit vergabt und als Einheit erhalten. Auch die seit Mitte des vorigen Jahrhunderts häufig vorgenommenen Parzellirungen haben nicht immer einen Umsturz der älteren Gemarkungsgruppen begehrt: oft vielmehr nur eine Theilung der großen Domänengemarkung in kleinere selbständige Gutsbezirke oder Dorfgebiete. Aber vorsichtige Beachtung der alten Grenzen hat man bei all den Maßregeln der Verwaltung durchaus nicht gekannt. So manches Rittergut ist aus Vorwerken und Vorwerkstheilen von Domänen entstanden und hat sich erst durch Zukauf herrschaftlichen oder bäuerlichen Besitzes lebensfähig und selbständig gemacht. Zahlreiche Domänengüter wurden so getheilt, daß die einen Parzellen in benachbarten Dörfern, die anderen in selbständigen Gutsbezirken Aufnahme fanden. Andrerseits erwarben in älterer und neuerer Zeit die Domänen überaus häufig Grundstücke, die früher im Verbande eines Ritterguts oder einer Dorfgemeinde waren. Vor allem ist zu bedenken, daß erst durch die Zusammenlegungen und Gemeinheitstheilungen des 18. und 19. Jahrhunderts viele landesherrliche Vorwerksäcker, die früher im Gemenge mit Grundstücken der Dorfschaften lagen, zusammengelegt wurden, daß getauscht, verkauft, gekauft und dabei immer und immer wieder die Grenze zwischen Domanium, Dörfern und Gutsherrschaften verändert wurde.

Die Beweglichkeit in diesen Verhältnissen kann man sich kaum groß genug vorstellen. Wenn wir noch aus neuerer Zeit hören, daß 28½ ha vom Gemeindebezirk Persing mit dem Fiskalgut R. vereint werden, daß 28 ha der Gemeinde Kannwiesen an Hartingswalde kommen, 83¼ ha des Guts Zöckeritz an die Gemeinde Kütten, oder daß das Domänenvorwerk Beetz theils der Gemeinde Beetz, theils dem Gut Wall zugewiesen wird u. s. w., so ist zu bedenken: das sind einzelne Nachrichten über ganz gewöhnliche Vorgänge der Verwaltung. In den Jahren 1872—1890 wurden in Preußen 1279.11 ha Domanialland durch Kauf und Tausch gewonnen, durch Verkauf, Tausch und Ablösung der Servituten aber verloren 40,494.14 ha. In manchen Zeiten der Vergangenheit waren diese Veränderungen — die, zum Theil wenigstens, auch Veränderungen der Ortsflurgrenzen bedeuten — noch ungleich bedeutender, besonders in den Zeiten, da grundsätzlich eine möglichst rasche Veräußerung der Domänen vorgenommen wurde.

Unter den fiskalischen Grundstücken, deren Kauf und Verkauf, Zusammenlegung und Tausch Veränderungen der Gemarkungsgrenzen bewirkt haben, treten als vornehmlich bedeutsam die Forste hervor. 25.7 Proz. des Gesammtbodens nehmen in Deutschland die Forste ein, und diese mächtigen Waldflächen waren in früheren Jahrhunderten meist nicht bestimmten Gemeinden zugewiesen. Jetzt gehören 32.7 Proz. der Wälder den Staaten, 15.2 Proz. den Gemeinden, 48.3 Proz. den Privaten und 1.3 Proz., resp. 2.5 Proz. Stiftungen und Genossenschaften. Hat sich auch die Gesammtfläche des Waldes in unserm Jahrhundert verhältnißmäßig wenig verändert, ungeheuer sind die Wandlungen des Waldeigenthums. Gemeindewaldungen, Fiskalforste und Wälder der gemeindefreien Gutsherren haben ihre gegenwärtige Ausdehnung und Abgrenzung oft erst in neuer, ja in neuester Zeit erhalten, über weite Waldstrecken, die vor Erlaß der neuen Gemeindeordnungen gemeindefrei waren, wurde erst im Laufe des 19. Jahrhunderts bestimmte Gemeindezugehörigkeit verfügt.

Es wäre sehr lehrreich, die wechselvollen Schicksale der Forsten des Fiskus zu verfolgen. Schon die Betrachtung der verschiedenen Umstände, unter denen die Landesherren den reichen Forstbesitz erworben haben, würde manches Licht auf den Wandel der Ortsfluren werfen. Oft ist der Fiskus rücksichtslos mit der Ausdehnung seiner Eigenthumsrechte vorgegangen und hat Gebiete beansprucht, die vorher von Bauerngemeinden genutzt waren. Noch Ende des 18. Jahrhunderts war es zweifelhaft, ob die „Freigebirge" in Bayern als herrenlos oder als Eigenthum der anwohnenden Bauern anzusehen seien. Bis tief ins 18. Jahrhundert hinein haben die sogenannten Halbengebrauchswaldungen in Hessen als Gemeindewaldungen gegolten und wurden erst im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts vom Fiskus beansprucht.

Die weiten Waldgebiete aber, die der Fiskus in früheren Jahrhunderten erworben hat und die er beim Eintritt in unser Jahrhundert besaß, wurden zum guten Theil veräußert. Die am Anfang des Jahrhunderts herrschenden Lehren der Volkswirthschaft geboten Auflösung des Gemeineigenthums, Auftheilung der Staatsdomänen. Fast alle deutschen Staaten haben, mitunter in ganz kurzer Zeit, massenhaft Forsten verkauft. So Bayern seit 1802 ungemein rasch 4350 ha, dann in den Jahren 1844—1885 19,019 ha, ähnlich Preußen in den Jahren 1818—1820,

Der Periode des Verkaufens folgte eine Zeit, da der Staat Wälder großen Umfangs wieder zu erwerben suchte. Dem erwähnten Verlust des bayerischen Fiskus steht ein Gewinn von über 12,000 ha in den Jahren 1832—1844 gegenüber; im Königreich Sachsen stieg die Staatswaldfläche in den Jahren 1850—1888 von 152,336 ha auf 172,939 Hektar. Welch bedeutende Veränderungen die Staatsforstflächen in Deutschland erlitten und erleiden, das mag aus folgenden, das Königreich Preußen betreffenden statistischen Angaben ersichtlich sein. Die Gesammtfläche der Staatsforsten erstreckt sich gegenwärtig (Berechnung 1895) über 2,750,412 Hektar. Während der Jahre 1867—1891 wurden 61,704.09 Hektar des Staatswaldes verkauft und im Tausch oder als Abfindung abgegeben, dagegen 169,800.94 ha durch Kauf und Tausch gewonnen. In früherer Zeit war der Wechsel gewiß nicht geringer. Veränderungen dieser Art aber hatten früher stets, jetzt wenigstens zum guten Theil, auch Veränderungen der Ortsfluren zur Folge. Und dabei ist auf den Grundkarten die kleine Grenzveränderung von 1 ha deutlich sichtbar, 100 ha machen schon 1 qcm aus.

Die bedeutsame Verminderung der Staatswaldfläche bis zur Mitte des Jahrhunderts ward nicht allein durch Verkauf, sondern auch durch die ganz umfassenden Ablösungen der Forstrechte bewirkt. Der Staat hatte sich ja oft der großen Wälder bemächtigt, die sich zwischen den Kulturländereien der Ansiedelungen hinzogen, die mitunter einst gemeine Marken der Nachbarorte waren oder die in Keines Privateigenthum standen, aber in denen von altersher die Bewohnern der angrenzenden Dörfer Nutzungen ausübten. Durch Abtreten einzelner Wälder wurde überall gesucht, die Staatsforsten der lästigen Pflichten zu entledigen. Besonders in der älteren Gesetzgebung ward bei Ablösung der Servituten gewöhnlich Abfindung in Land vorgesehen. Obwohl später, seit etwa 1830, in manchen Staaten Geldabfindungen üblicher geworden waren, wurde doch auf Landabtreten nie ganz verzichtet. In Preußen hat der Staat in den Jahren 1860—1888 für Ablösung von Servituten nicht weniger als 45,124.37 ha Forstland abgegeben.

Die großen Veränderungen im Waldeigenthum haben nicht nur die Beziehungen zwischen Fiskus auf der einen und Gemeinden oder Privaten auf der anderen Seite beeinflußt, sondern auch das Verhältniß von Gemeinde zu Gemeinde und besonders häufig von Gemeinde zu selbständigen Gutsbezirken oder — so in Bayern — zu den „ausmärkischen“ Bezirken.

Grundbesitzer der schlesischen Landgemeinde L. hatten einst für aufgegebene Hütungsrechte im Bürgerwald der Stadtgemeinde Sp. ca. 50 ha Land erhalten. Als später die Zugehörigkeit dieses Waldstückes zu L. bezweifelt wurde, entschied der Oberverwaltungsgerichtshof zugunsten der Landgemeinde. Und das hat als Regel gegolten: die Theile eines Waldes, sei es eines fiskalischen, herrschaftlichen oder eines Gemeinschaftswaldes, die als Entschädigung für fortfallende Servituten oder aus sonstigen Gründen an Gemeinden oder an Mitglieder einzelner Gemeinden abgetreten wurden, waren der betreffenden Gemeindeflur einzuverleiben.

Nach welcher deutschen Landschaft, in der herrschaftliche, domaniale und bäuerliche Verhältnisse zu regeln waren, man sich auch wenden mag, überall begegnen geradezu klassische Zeugnisse für jene vielfachen Veränderungen der Ortsfluren, die durch Theilungen, Ablösungen und Vertauschen von Waldgrundstücken hervorgerufen wurden. Land- und Stadtgemeinden, Fiskus und Rittergut haben ja so überaus häufig Forste getheilt oder getauscht, als Abfindung gegeben oder verkauft. Erst in dieser Zeit, da die Grundstücksordnung allgemein geregelt wurde, hat manches Rittergut, vorher noch in wirthschaftlich bedenklichen Streulage, sein Gebiet — Aecker und Wald — zusammengethan. Wie die Waldseparation in Bachra (Rgb. Merseburg) nicht nur eine neue Vertheilung des Waldeigenthums schuf, sondern eben dadurch das Bild der Dorf- und Rittergutsfluren veränderte, so naturgemäß auch sonst. Die Gemeindewaldungen der Gegenwart sind zum guten Theil aus sogenannten Gesammtabfindungsforsten entstanden.

So viel ist jedenfalls sicher: die gegenwärtige Vertheilung des Waldes an Gemeinden oder Gemeindemitglieder, an den Fiskus und an die Inhaber selbständiger Gutsbezirke ist das Ergebniß großer Wandlungen gerade der letzten Jahrhunderte. Die Grenzen aber der Gemeinden und der vom Staat anerkannten selbständigen Gutsbezirke sind in nicht geringem Maße von diesen Wandlungen abhängig, sind nach vielen Seiten hin geradezu das Ergebniß dieser Wandlungen.

Victor Hugo's Tagebücher.

Ein ausgesprochenes inneres Verhältniß zu Victor Hugo werden nur sehr wenige Deutsche haben, ja man möchte sagen: können nur wenige haben. Mancherlei steht dem hindernd im Weg, rein Aeußerliches, wie der allzugroße Umfang seiner Dichtungen, in deren an Eintönigkeit grenzenden Gleichmäßigkeit man sich wie in einem Wald verirrt. Aber auch tiefer wurzelnde Gründe sind dafür verantwortlich zu machen. Es gibt kaum noch einen französischen Dichter in der zweiten großen Blüthezeit, der es uns so empfinden läßt, daß er anderen Stammes ist als wir, und sich an ein uns stammfremdes Volk wendet. Die darin liegende Mahnung, diese Gelegenheit zur tieferen Erkenntniß unsrer Nachbarn nicht ungenützt zu lassen, wird von der großen Masse der Lesenden noch öfters überhört, als wünschenswerth ist. Es fällt ihnen schwer, den richtigen Zugang zu dieser eigenthümlichen Gestalt zu gewinnen. Das wird sich bessern, je mehr die Zahl der auf seine Persönlichkeit bezüglichen Veröffentlichungen aus seinem Nachlaß wächst. Als Mensch ist uns Hugo zugänglicher denn als Dichter, und jener muß das Verständniß auf diesen vorbereiten.

Das empfand man schon bei der Veröffentlichung des ersten Bandes seines Briefwechsels; der zweite erschien daneben etwas unbedeutend. Dazwischen sind aber zwei Bände seiner Tagebücher erschienen, und diese bezeichnen ein ganz hervorragendes Hülfsmittel zur Erkenntniß seines Menschenthums. Sie führen den Titel Choses Vues, [1]) und der ist mit Recht und glücklich gewählt. Denn besonders der erste Band enthält nichts von dem prächtigen, aber oft die Formen nur zu sehr verhüllenden Rankenwerk, mit dem Hugo gern das Thatsächliche zu umschlingen liebt, und der einzige Abschnitt des zweiten Bandes, der von reichlich wuchernden Kletterpflanzen der Reflexion umsponnen ist. „Amours de Prisons“ ist ein so einziges Schaustück Hugo'scher Schreibweise, daß man ihn nicht missen möchte. Sonst aber setzen sich beide Bände aus Blättern zusammen, wie sie ein Naturalist nicht besser hätte schreiben können, und ich wenigstens möchte viele Seiten den besten Abschnitten des Tagebuches der Goncourt vorziehen: sie sind weniger gewollt, flüssiger, leichter, die photographische Treue ist nicht so aufdringlich, der sprachliche Ausdruck verräth nicht so das qualvolle Ringen nach dem Zutreffenden, das bei den Goncourt schließlich zur Manie ausgeartet war. Dies allein, daß der größte Romantiker die Spuren der Realisten wandelt, ist schon ein Grund für Jeden, der nach der heutigen Entwicklung der Literatur an einem unversöhn-

[1]) *Choses Vues*, Paris, Hetzel 1897, und Calmann-Lévy 1900.

lichen Unterschied der beiden Richtungen zweifelt, nach Victor Hugo's Tagebüchern zu greifen.

Die Blätter, die von den Herausgebern in diesen beiden Bänden gesammelt sind und durchaus noch nicht den ganzen Reichthum der Hinterlassenschaft erschöpfen, sind alle ersichtlich für die einstige Veröffentlichung geschrieben. Hugo nimmt, um nur einen Beweis dafür zu nennen, auf die Erzählungen seiner Frau, „Victor Hugo raconté par un témoin de sa vie", die seinen Werken vorangedruckt ist, Bezug und sucht Wiederholungen zu vermeiden. Jener Reiz fehlt also, daß wir etwa einen Einblick in Herzensregungen gewännen, die für Niemands Auge bestimmt wären, ein Reiz, den seine an die Braut gerichteten Briefe, die uns demnächst versprochen sind, besitzen werden. Aber gibt es Tagebücher, die nicht für eine gewisse Oeffentlichkeit bestimmt und doch werth wären, gedruckt zu werden? Da muß man schon an solche Mimosenseelen wie Amiel denken. Besser schon, wenn der Verfasser den Zweck scharf ins Auge faßt und offen eingesteht. Damit ist alle falsche Beleuchtung vermieden. Hugo weiß auch den Reiz der Intimität, der so etwa verloren gehen könnte, auf andere Weise wiederzugewinnen. Viele seiner Aufzeichnungen gelten großen geschichtlichen Persönlichkeiten und Ereignissen, sie suchen dieselben aber stets mit Erfolg an einer verborgenen Seite zu erfassen. König Jérôme tritt auf, aber in Hugo's Zimmer, in schwarzem Anzug, Lackstiefeln, weißen Handschuhen, „mit sehr sanfter Stimme, einem gewinnenden, wenn auch etwas verlegenen Lächeln, glatt anliegenden, leicht ergrauten Haaren; seine Züge erinnern leise an das Profil des Kaisers". Es ist der Jérôme von 1848, dem die Rückkehr nach Frankreich erlaubt ist, und der sich dann auf einem Spaziergang über die Place de la Concorde wie ein Schlafwandelnder in die Toulerien verläuft, bis ihn der Portier hinausweist. Louis-Philippe begegnet mehrfach. Aber nach des Königs eigenem Ausdruck „en chambre". Das eine Mal treffen wir ihn an dem Sterbelager seines Sohnes, der am 13. Juli 1842 bekanntlich von seinen durchgehenden Pferden auf das Pflaster der Rue de la Révolte geschleudert und dann schwer verwundet in das nächste armselige Haus getragen wurde. Ein andermal in der von seiner Mutter für die Familie erbauten Grabkapelle in Dreux: da steht er an einem Sarg, der in buntem Gemisch die Gebeine seiner Ahnen enthält, die von der „Schwarzen Bande" der Revolution entweiht, verstreut und von eben seiner Mutter wieder gesammelt sind. Eigenhändig bettet er sie in einen neuen Sarg und stellt seine Betrachtungen an. Anwesend sind nur der Kaplan und zwei Adjutanten. Der Vorgang dauert ohne Unterbrechung von 9 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. Dann wieder berichtet Hugo von Gesprächen des Königs mit ihm. Hier fällt manch belustigendes Wort, manch ernstes und manch wunderliches. „Pitt, sagt der König, hatte Geist, obwohl er von hohem Wuchs war." „Die Völker ändern uns Fürsten zuliebe nicht ihre Anschauungen!" „Herr Hugo, Herr Hugo! Gescheite Fürsten sind recht selten." „Robert Peel kann keine fremden Sprachen. Ein Mann, der keine fremden Sprachen kennt, hat, wofern er nicht ein Genie ist, naturgemäß Lücken in seinen Ideen." Dazwischen springt der König auf und mimt lebhaft eine Parlamentssitzung in London vor. Oder er sagt ganz vertraulich zu Hugo: „Guizot hat große Vorzüge, aber auch gewaltige Fehler", und Hugo kämpft mühsam sein Lachen nieder, denn Guizot hat ihm vor einigen Tagen gesagt: „Der König hat gewaltige Fehler, aber auch große Vorzüge." Und während des Gesprächs gleitet Mme. Adelaïde durch das Zimmer; der König nickt seiner Schwester zu und sagt, indem er sie duzt: „Ich komm dir gleich nach." Das war um halb 12 Uhr nachts. Der König verehrte diese Schwester bekanntlich sehr und liebte es, mit ihr die Fragen der Politik in langen Unterhaltungen durchzusprechen. Hatte sie doch muthig alle Wechselfälle seines Lebens mit ihm getragen und war eine äußerst intelligente und besonnene Frau. Als sie am 31. Dezember 1847 plötzlich an der Grippe stirbt und der König den offiziell kondolirenden Pairs schluchzend entgegentritt, weiß Hugo, daß diese Thränen aufrichtig sind: er hat, sagt Hugo, seinen „Schutzgeist" verloren, die Königin war nur sein „Schutzengel".

Die großen historischen Namen, mit deren Trägern Hugo in Berührung gekommen ist, treten ziemlich vollzählig auf soweit es sich um Politiker handelt. Für die Literaturgeschichte ist die Ausbeute geringer. In jedem Falle beabsichtigen Hugo's Aufzeichnungen, genau wie in den Abschnitten über Louis Philippe, nicht, sie in Aktion auf der großen Bühne ihrer Thätigkeit zu zeigen. Selbst wenn er in den Sitzungen der Nationalversammlung Skizzen von ihren Hauptrednern entwirft oder in der Akademie Bemerkungen über die Unsterblichen niederschreibt, sucht er sie Alle mit ganz wenigen Ausnahmen von irgend einer intimen, menschlichen Seite zu zeigen und gibt nur ganz selten einmal eine umfassendere Charakteristik. So sehen wir auch Balzac, erst auf dem Sterbebette umgeben von all dem Luxus, den er so lange ersehnt und erträumt und der ihm erst zutheil geworden ist, als er ihn nicht mehr genießen kann. Solcher Ironie des Schicksals geht Hugo mit besonderer Vorliebe nach. Führt er uns den populärsten Dichter, Béranger, vor, so thut er das, um ihn eine lange Klagerede über die Unbequemlichkeiten seiner Popularität halten zu lassen, die er mit süßsaurem Humor schildert. Besuchen wir mit ihm Villemain, so ist es der Villemain, dessen Geist vom Verfolgungswahnsinn bereits umnachtet ist. Zeigt er uns Talleyrand, so liegt dieser bereits auf dem Präparirtisch, um einbalsamirt zu werden, und zum Schluß der Scene nimmt der Kammerdiener das aus dem Schädel entfernte Gehirn, das die Aerzte vergessen haben, und wirft es in eine Gosse. Der Romantiker, der Freund des Grausigen, der die Gegensätze des Daseins mit Vorliebe aufsucht, kommt zum Vorschein. Doch auch die Herzensgüte Hugo's, die ja vor allem ihm unsre Zuneigung zu gewinnen vermag, zeigt sich in hellem, aber keineswegs aufdringlichem Lichte; so ganz besonders in der Scene mit Villemain, den er mit feinem psychologischen Geschick zu trösten und zu beruhigen weiß.

Er redet auf diesen Blättern überhaupt mehr von dem, was er geliebt, als von denen, die er mit seinem rechtschaffenen Haß verfolgt hat. Neugierig schlägt man darum den Abschnitt des zweiten Bandes auf, der Louis Bonaparte gewidmet ist. Das ist im wahren Sinne des Wortes ein Abzug vor der Schrift. Louis Bonaparte ist noch ganz das Rätselwesen, das er ein wenig zu jeder Zeit geblieben ist. Marast nennt ihn: citoyen, Odilon Barrot: monsieur, Hugo damals noch: Prince, die Meisten monseigneur und altesse. Er schweigt, beobachtet, verschleiert seine Seele unter den gesenkten Wimpern. Nach einem Diner, das Odilon Barrot gibt, bemerkt Hugo: „Er hat wenig gegessen, wenig geredet, wenig gelacht." Scheinbar gleichgültig sitzt er inmitten verschiedener doppeldeutiger Bemerkungen, die sich über ihn hinweg kreuzen, und füttert das Windspiel der Hausfrau. Am 20. Dezember 1848, genau einen Monat später, ist er Präsident. Hugo, der in der entscheidenden Sitzung anwesend ist, beobachtet, wie er das zu thun liebt, das Wetter. Bis dahin ist es warm wie im Frühling gewesen. An jenem Tage schlägt es um. „Die Sonne von Austerlitz verhüllt sich." Am Abend pfeift ein kalter Wind in Paris, aber am Horizont leuchten schweigende Blitze. „Dezemberwind mit Augustblitzen gemischt, das waren die Vorzeichen dieses Tages." Drei Tage darauf gibt Bonaparte sein

erstes offizielles Diner im Palais de l'Elysée. Hugo ist unter den Gästen. Er kommt ein wenig nach der angesetzten Zeit, findet aber die Gesellschaft schon bei Tisch: dieselbe militärische Pünktlichkeit wie beim Oheim — absichtlich natürlich. Der Präsident erhebt sich, geht ihm entgegen und schüttelt ihm die Hand. Dann führt er ihn zu seinem Platz. Nicht alle Gäste sind Hugo bekannt. Die Stühle, die Bedienung, das Geschirr — letzteres „gewöhnliches weißes Porzellan und geschmackloses abgenütztes, sehr bürgerliches Silberzeug" — zeugen dafür, daß „der Umzug" eben erst stattgefunden hat. Nach dem Essen spricht der Präsident lange mit Hugo. Letzterer hält mit seinen Rathschlägen nicht hinter dem Berge. Er sagt, „daß der Kaiser seine Regierung groß gemacht habe durch den Krieg, daß er dagegen eine große Regierung durch den Frieden machen müsse — Künste, Wissenschaften, Handel, Gewerbe". Der Präsident spricht auch vom Kaiser. „Hier habe ich ihn zum letztenmal gesehen. Ich habe dieses Schloß nicht ohne Bewegung betreten können. Der Kaiser ließ mich holen und legte mir die Hand auf den Kopf. Ich war sieben Jahre alt. Das war in dem großen Saale unten." Diese Erzählung ist am nächsten Tage niedergeschrieben und durchtränkt von dem Gefühl, daß Louis Bonaparte „un personnage à toutes fins" sei, oder wie der Exkönig Jérôme es ausdrückt: „Personne ne sait le fond de cet homme-là".

Fesselnder aber als diese Abschnitte, die doch wesentlich nichts neues bieten können, erscheinen mir die Blätter, auf denen uns Victor Hugo einen tieferen Einblick in sein eigenes Leben und Wesen eröffnet. Wenn irgendwo, so ist der Berichterstatter hier berechtigt, in der ersten Person zu reden, und so wage ich das Geständniß, daß mir Victor Hugo als Mensch immer sehr sympathisch gewesen ist, so sehr, daß ich mich nicht einmal über seine Schwächen und seine spezifisch französischen Seiten hinwegzusetzen brauchte, da ich denselben Menschen auch in ihnen wiederfand. Ich bin darauf gefaßt, hier auf Widerspruch zu stoßen, ich habe ihn schon an den verschiedensten Stellen erfahren, aber ich fühle mich auch verpflichtet, immer wieder für meine Meinung einzutreten. Denn Victor Hugo verstehen, heißt die Franzosen des 19. Jahrhunderts verstehen, mit denen er gewandelt ist und sich gewandelt hat als ein echtes Kind seiner Zeit, und unsre Nachbarn verstehen, ist nicht unwichtig für uns, ihre liebsten — Feinde. Von zwei Seiten muß uns, meine ich, dieser Mann ansprechen: er ist eine Kampfesnatur und er ist ein guter Mensch. Er war eine Kampfesnatur, ausgerüstet mit einer urwüchsigen Lust am Streite. Ununterbrochen hat er gekämpft, erst gegen die Verknöcherung der Poesie, dann gegen die Priester, dann gegen Bonaparte, dann für die Armen und Elenden, und immer einen Kampf für ideale Güter, immer um einen Lohn, den er nicht sich, sondern seinem Volke bestimmte, stets dem Sehnen Frankreichs Ausdruck verleihend, Freiheit und Leben im Reich der Kunst, Freiheit und Recht in der Politik anstrebend. Nie hat ihn das Gefühl verlassen, daß er einer höheren Macht verantwortlich sei für die Ausnützung des ihm anvertrauten Pfundes, nicht einen Augenblick hat er daran gezweifelt, daß er eine Mission zu erfüllen habe. Und ein guter Mensch war er; er war ein Freund für seine Freunde, wie Wenige, er hat die „Misérables" geschrieben. Da aber diese, was Niemandem übelzunehmen ist, wohl nicht von Vielen bei uns gelesen werden, so muß man sich freuen, daß in den „Choses Vues" so viele Blätter gerade den Dichter der „Misérables" verrathen. Ein Abschnitt ist geradezu überschrieben „L'origine de Fantine" und er ist weit lesbarer als die beiden ersten Bände der „Misérables", in denen Fantine auftritt. Viele Seiten — es mag vielleicht ein Viertel der beiden Bände sein — sind dem Vorkämpfer für die Abschaffung der Todesstrafe aus der Feder geflossen und reihen sich seinem „Letzter Tag eines Verurtheilten" würdig an. Ich bin weder für noch gegen die Abschaffung der Todesstrafe, aber ich bin für alle diejenigen, die mit solcher Wärme, wie Hugo, gegen sie und für das „Recht auf Leben und Reue" kämpfen. Ich möchte wohl wissen, wo Hugo mit seinen Argumenten geblieben wäre, wenn er gerade in den heutigen Zeitungen über des Mörders Lucheni erneuten Mordversuch auf seinen Gefängnißdirektor gelesen hätte. Aber ich fühle mit Charles Hugo, der mit Grausen einer Hinrichtung beiwohnte, wo die Henker des Verurtheilten nicht Herr werden konnten, und ehre Victor Hugo, der seinen Sohn vertheidigte, als dieser seine Meinung über diesen Vorgang im „Evénement" allzu hitzig geäußert hatte. In seinen „Choses Vues" führt uns Hugo durch viele Gefängnisse, zeigt uns eine große Anzahl von Verurtheilten, läßt uns an mehreren Sitzungen des Pairshofes theilnehmen, in denen es sich auch um Tod und Leben handelt. Und nie ist er ein müßiger Neugieriger, sondern immer der, der seinen Namen oder seinen Rang als Pair de France für die Menschlichkeit der Behandlung in die Waagschale wirft. Gerade diese Schilderungen haben aber noch einen weiteren Reiz. Ein Romantiker entwirft sie, aber er leiht dazu die Feder eines Naturalisten. Das liest sich besonders gut in einer Zeit, wo man den Naturalismus als den Mohren, der gehen kann, betrachten darf. Es ist gleichgültig, welchen Abschnitt man als Beispiel herausgreift. Am 8. Juli 1847 hatte der Pairshof über den Fall Teste-Cubières abzuurtheilen. Teste, Minister der öffentlichen Arbeiten, war beschuldigt, von einem gewissen Parmentier, Grubendirektor, durch Vermittlung des Generals Cubières 94,000 Fr. erhalten zu haben, um die Konzession zu einem neuen Unternehmen zu ertheilen. Nebenbei bemerkt, ist dieser Prozeß symptomatisch für die Zustände der Gesellschaft vor 1848. Lokal, Personen, Vorgänge werden mit gleicher Anschaulichkeit geschildert. Teste und Cubières sind Pairs. „Teste, der Kommandeur der Ehrenlegion ist, trägt die Rosette im Knopfloch, Cubières, der Großoffizier ist, das einfache Band. Ehe er sich setzt (Tisch und Stuhl sind vorher mit der Gewissenhaftigkeit eines Goncourt beschrieben) spricht der General einen Augenblick mit seinem Vertheidiger, dann blättert er sehr beschäftigt in seinen Akten. Er hat seinen gewöhnlichen Gesichtsausdruck. Teste ist blaß und gefaßt. Er reibt sich die Hände, wie Einer, der zufrieden mit sich ist. Parmentier ist dick, kahl, graue Haare, rothes Gesicht, Vogelnase, Mund wie mit dem Säbel geschlitzt, schmale Lippen, Aussehen eines Schuftes. Er hat eine weiße Krawatte wie Teste, der General eine schwarze. Die drei Angeklagten sehen sich nicht an. Parmentier schlägt die Augen nieder und thut als ob er mit seiner Uhrkette spiele, die er wie ein protziger Provinziale auf seiner schwarzen Weste zur Schau trägt. Ein junger Mann mit schwarzem Schnurrbart — es soll sein Sohn sein — setzt sich ihm zur Linken." Nicht weniger fesselnd als die Schilderung der Aeußerlichkeiten ist die offene Darlegung von Hugo's eigenen Empfindungen. Er glaubt zunächst an die Unschuld von Teste. Am 10. Juli notirt er: „Ich habe keinen Geschmack für die Schuldigkeit, die mir nicht unwiderleglich bewiesen ist. Meine Neigung ist, an die Unschuld zu glauben. Solange für die Unschuld der Angeklagten in den Wahrscheinlichkeiten der Sache noch eine Zuflucht bleibt, kann ich nicht anders: meine Vermuthungen neigen sich, nein stürmen nach dieser Seite." Doch am 12. Juli werden erdrückende Dokumente vorgelegt. Der ganze Prozeß ändert sein Aussehen. Der Pairshof ist tief ergriffen. Dem Vorsitzenden zittert die Stimme. Teste sucht Zuflucht bei seiner Schnupftabaksdose. Im entscheidendsten Augenblick beugt er sich zu

seinem Sohn und flüstert ihm einige Worte zu, worauf dieser sein Gesicht in seinen Händen vergräbt. Am nächsten Tage macht er im Gefängniß einen Selbstmordversuch. Hugo vermuthet den Inhalt jener dem Sohn zugeflüsterten Worte zu kennen: „Gib mir die Pistolen!“ Vielleicht hat er recht. Bei der Urtheilssprechung redet Hugo der Milde das Wort. Wie das Gesetz die Untersuchungshaft, so möchte er die von den Angeklagten erlittenen Seelenqualen angerechnet wissen. Der Dichter, der Anderer Empfindungen in sich nachzubilden vermag wie Keiner, spricht beredte Worte. Man hört ihn unter tiefem, achtungsvollem Schweigen und — ließ sich nicht von ihm beeinflussen. Teste muß in das Gefängniß wandern, das er als Minister hat ausbauen lassen. Ironie des Schicksales, auch hier wieder.

Nicht minder spannend sind die anderen ähnlichen Abschnitte über die Aburtheilung zweier Königsmörder, ebenso der Besuch in der Conciergerie mit ihren historischen Stätten aus der Revolution, des Gefängnisses für die zum Tode Verurtheilten. Auch der Gestalt des unglückseligen Tapner begegnen wir wieder, dessen Prozeß und Hinrichtung man schon aus früheren Veröffentlichungen kennt. Von ganz eigenartiger Kunst der Darstellung ist der Abschnitt, der die Entdeckung und Aburtheilung eines Verräthers unter den französischen Verbannten auf Jersey berichtet. Er ist sozusagen während der Ereignisse niedergeschrieben, ein Kabinetstück der seelischen Feinmalerei. Wenn ich nun noch zum Schluß erwähnte, daß die Revolution von 1848 ausführlich, die Belagerung von Paris in knappen Notizen und außerdem noch manches bedeutende Pariser Ereigniß länger oder kürzer zur Darstellung kommt, so habe ich damit immer noch nicht die Inhaltsangabe der beiden Bände erschöpft, die viel zur Kenntniß der Zeiten und Menschen, mehr aber noch zur Kenntniß des Verfassers selbst beitragen und diesem ein ehrendes Denkmal setzen.

Erich Meyer.

Mittheilungen und Nachrichten.

w. **Der antiklerikale Studentenkongreß in Rom.** Vom 18. bis zum 22. Februar waren in Rom zahlreiche Abgesandte aller italienischen Universitäten zu einem antiklerikalen Kongreß versammelt. Er sollte sich an die Gedächtnißfeier des 300jährigen Todestages Giordano Bruno's, des 17. Februar, anschließen. Man hatte sich manches von den Arbeiten dieses Kongresses versprochen, doch zwei Umstände vor allem haben das Ergebniß beeinträchtigt. Einmal hat die Regierung, die, wie auch die letzten Kammerverhandlungen erwiesen haben, den Klerikalen gegenüber weit mehr Entgegenkommen zeigt als früher, dem Kongreß sehr viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Eine öffentliche Feier wurde unter Hinweis auf das anno santo verboten, und Schaaren von Polizeimannschaften waren aufgeboten, um jede größere Ansammlung zu zerstreuen. Gerade deßwegen kam es zu Unruhen. Als nämlich der römische Professor Labriola am 16. Februar zum Gedächtniß Bruno's im Hof der Universität — die Säle konnten die Menge der Zuhörer nicht mehr fassen — einen begeistert aufgenommenen Vortrag über die Bedeutung des philosophischen Märtyrers gehalten hatte, erwarteten zahlreiche Sicherheitsbeamte die gruppenweise von der Universität sich entfernenden Studenten und trieben sie wieder zur Universität zurück. Die Erbitterung war sehr groß, und da der Lärm nicht ausblieb, so mußen die Hörsäle auf eine kurze Weile geschlossen werden. Der andere nachtheilige Umstand war die politische Uneinigkeit der Kongreßbesucher. Obwohl die Versammlung nur den Zweck hatte, auf sozialem Gebiete den Klerikalismus zu bekämpfen, so hat man es doch nicht verstanden, politische Meinungsäußerungen zu unterdrücken, und da die Mehrzahl der Besucher der sozialistischen Richtung angehörte, so fühlten sich die königstreuen Studenten in ihren Rechten beeinträchtigt. Der Hader kam zum Ausbruch, als die Monarchisten als Antwort auf eine an den Neapeler Professor Bovio, einen eifrigen Republikaner, gerichtetes Telegramm eine Begrüßung Crispi's vorschlugen. Dies wurde abgelehnt und die monarchistischen Studenten, die besonders aus Bologna erschienen waren, zogen sich zurück. Im übrigen ist der Kongreß ziemlich ruhig verlaufen. Es wurde die Gründung einer Federazione Universitaria clericale beschlossen, deren Zwecken eine neue Zeitschrift, die Rivista Universitaria, dienen soll. Aus den Verhandlungen ist besonders zu erwähnen, daß die Errichtung von Volkshochschulen mit großem Eifer besprochen wurde. Ueber den Ort des nächsten Kongresses soll der Vorstand des neuen Bundes beschließen.

* **Deutsche Expedition zur Erforschung Babylons.** An Stelle des Privatdozenten Dr. Meißner, der aus Gesundheitsrücksichten von der Ausgrabungsstätte der Deutschen Orientgesellschaft in Babylon demnächst nach Deutschland zurückkehrt, begibt sich Anfang März Dr. Ernest Lindl aus München nach Bagdad, um als Assyriologe an den erfolgreichen Arbeiten der obengenannten Expedition theilzunehmen. Dr. Lindl, der den Orient schon bereist hat, hat sich neben der katholischen Theologie auch besonders dem Studium des Assyrischen und der orientalischen Sprachen gewidmet und sich erst vor kurzem für die beiden letztgenannten Fächer in der philosophischen Fakultät der Münchener Hochschule habilitirt.

* **Heidelberg.** An der hiesigen Universität habilitirte sich der bisherige Assistent am chemischen Universitäts-Laboratorium Dr. August Klages für Chemie.

* **Marburg.** Prof. Karl Budde in Straßburg hat den an ihn ergangenen Ruf als Ordinarius für alttestamentliche Theologie an die hiesige Universität angenommen. Budde ist ein Schüler des verstorbenen de Lagarde in Göttingen und gehört zu den Anhängern der Wellhausen'schen Richtung. — Der Privatdozent der Philologie Dr. Eugen Kühnemann hat den Professortitel erhalten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

72. Jahresbericht der rheinisch-westfälischen Gefängniß-Gesellschaft über das Vereinsjahr 1898/99. Hggb. von Dr. v. Rohden. Düsseldorf, in Kommission: L. Voß u. Cie., kgl. Hofbuchdruckerei. — Dr. Herm. Kaufmann: Die Reunionskammer zu Metz. (Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Alterthumskunde, Bd. XI, 1899.) Metz, G. Scriba 1900. — Herm. Peters: Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, III. Bd.) Leipzig, Eug. Diederichs 1900. — P. Schultze-Naumburg: Das Studium und die Ziele der Malerei. Ein Vademecum für Studirende. Ebd. 1900. — Rud. Kaßner: Die Mystik, die Künstler und das Leben. Ueber englische Dichter und Maler im 19. Jahrhundert. Accorde. Ebd. 1900. — v. Oppeln-Bronikowski und L. Jacobowski: Die blaue Blume. Eine Anthologie romantischer Lyrik. Ebd.

Jahrgang 1900. München, Montag, 5. März. Nummer 53.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Johann Gottfried Seume über Südafrika.

(Im Jahre 1805.)

J. G. Seume, der 1781—1782 unfreiwillig hatte mit englischem Militärdienste Bekanntschaft machen müssen, war sowohl durch seine Kenntniß der englischen Sprache, als auch des englischen Koloniallebens, das er während eines mehrmonatlichen Aufenthalts damals zu Halifax in Nordamerika kennen gelernt hatte, besonders befähigt, im Jahre 1805 ein damals erschienenes englisches Buch über das Kapland zu übersetzen; es war dies Percivals Account of the Cape of Good Hope (London 1804), ein Buch, das nahezu gleichzeitig drei Uebersetzungen in die deutsche Sprache erzielte. Es war ein leicht lesbares, dem Geschmack weiterer Kreise angepaßtes Buch, das ein englischer Offizier, der zweimal das Kapland selbst gesehen hatte — allerdings war er beidemal nur je zwei Monate dort gewesen —, mit einem gewissen schriftstellerischen Geschick abgefaßt hatte, ohne dasselbe mit irgendwelchem wissenschaftlichen Detail zu belasten. Gar zu sehr in die Tiefe gehen konnte der Verfasser auch nicht; abgesehen von der Kürze seines Aufenthalts im Kaplande, war er auch nicht über die nächste Umgebung der Kapstadt hinausgekommen und am allerwenigsten hatte er sich darauf eingelassen, etwa eingehendere Studien über das Land und seine Bewohner zu machen, dessen Vergangenheit aus Archivalien zu erforschen oder viel wissenschaftliche Literatur durchzugehen. Sein Buch hatte die Vorzüge und noch mehr die Schwächen eines populär geschriebenen Buches.

In einer Vorrede zu seiner Uebersetzung von Percivals „Beschreibung des Kaps der Guten Hoffnung" hat Seume ausgeführt, was er von dem Buche hielt, und dabei einige, wenn auch bei weitem nicht alle Mängel desselben aufgedeckt; letzteres konnte er ja auch nicht, denn wenn auch Seume das Leben in Kolonialländern einigermaßen und englische Anschauungen gut kannte, so wußte er über die besonderen Verhältnisse des Kaplandes kaum mehr, als er aus dem von ihm übersetzten Buche erfuhr. Vor allem fand Seume, daß Percivals Buch ein bißchen jingoistisch gehalten sei, wenn man diese neue Wortbildung hier einführen darf: „Die Absicht dieses Buches leuchtet in die Augen; sie ist patriotisch englisch; dazu hat der Verfasser die Feinde seiner Nation so schlecht gemacht, als sich nur mit Ehre und einigem Schein von Wahrheit thun ließ." Dies bezeichnet in der That den Hauptmangel von Percivals Buch; Percival ist ganz wie ein Jingo unsrer Tage; das Bestreben, die Gewohnheiten und die Denkweise des holländischen Ansiedlers im Kaplande objektiv zu würdigen, fehlt ihm gänzlich. Wenn er irgendwo eine Lichtseite des Kap-Holländers erwähnt, so thut er dies deßhalb, weil sie sich ihm aufdrängt, weil er um sie nicht herum kann, nicht etwa weil er den guten Willen besäße, dem Dutchman irgendwie gerecht zu werden. Es ist dies indeß lediglich naive, nicht bewußte Parteilichkeit.

Während der neueste Historiker des Kaplandes sagt: „Anstatt zu fragen, warum die Holländer in der Kapkolonie nicht mehr geschaffen haben, sollten wir eigentlich uns wundern, daß sie so viel gethan haben",[1] findet Percival, daß die Holländer im Kaplande so ziemlich alle kolonialen Aufgaben vernachlässigt haben. Vor allem findet er, daß die Holländer im Kaplande wie daheim im Mutterlande alle Spannkraft und Unternehmungslust eingebüßt hätten. Seume bemerkt hiezu: „Obgleich das Meiste, was der Verfasser über den Charakter der Holländer und ihrer Regierung sagt, eine Grundlage der Wahrheit hat, so geht er doch wohl etwas zu streng mit ihnen um." Daß Percival den Holländern der Kapkolonie die Unternehmungslust absprach, geht darauf zurück, daß er die Buren des Binnenlandes, die Buren der Distrikte Swellendam und Graaf-Reinet persönlich nie kennen gelernt hatte; er berichtet über dieselben nur, daß diese Buren stets ganz besonders aufrührerisch und feindselig gesinnt gewesen seien, sowohl gegen ihre eigene, die holländische, als auch gegen die englische Regierung, und daß sie die Ursache gegeben hätten zu allen in der jüngsten Zeit stattgehabten Unruhen. Damals wie heute neigten kurzsichtige englische Beobachter zu jener gewaltigen Unterschätzung der holländischen Bevölkerung, die sich in den jüngsten Tagen an den Engländern so schwer gerächt hat. Seume fühlt sich veranlaßt, auf alle diese, die Eigenschaften der Kap-Holländer herabsetzenden Bemerkungen zu erwiedern: „Die alte Kraft findet man freilich nicht mehr, aber durch Fleiß, Arbeitsamkeit und Bonhomie sind sie noch immer ausgezeichnet; dies wird in dem Buche selbst hier und da noch zugestanden." Das Richtige ist vielmehr, daß die kurzsichtige, von ganz anderen als südafrikanischen Interessen geleitete Politik der Holländischen Ostindischen Gesellschaft, einer Aktiengesellschaft, die in ihrem Wesen der heutigen Chartered Company of British South Africa wie ein faules Ei dem anderen glich und die bis 1791 die gesammte Verwaltung des Kaplandes in Händen gehabt hatte, die Entwicklung des Landes systematisch unterbunden hatte. Nachdem die 1779 unter dem Einflusse des Beispiels, das die nordamerikanische Revolution gegeben hatte, erhobenen Beschwerden der Kolonie in Amsterdam nichts gefruchtet, nachdem auch die 1792 und 1793 seitens des Mutterlandes in der Verwaltung der Kolonie vorgenommenen Aenderungen in der Hauptsache nichts gebessert hatten, empörten sich 1793—1795 die Distrikte von Graaf-Reynet und Swellendam, vertrieben die Regierungsbeamten und schritten zur Errichtung einer Selbstverwaltung. Diese hoffnungsvollen Anfänge eines unabhängigen Südafrika, in denen man den segensreichen Einfluß der Ideen der nord-

[1] C. P. Lucas: A Historical Geography of the British Colonies, IV. vol.: South and East Africa, Oxford 1898, part 1. S. 26. (Ein Buch von mustergültiger Objektivität.)

amerikanischen und der französischen Revolution erblicken kann, hätten vielleicht im Laufe der Zeit zur Entstehung eines den Vereinigten Staaten von Nordamerika vergleichbaren Gemeinwesens führen können, aber sie wurden bereits in ihren Anfängen durch die britische Occupation von 1795 geknickt. Diese Umstände waren die Ursachen des von Percival gerügten Mangels an Unternehmungslust seitens der Holländer in Südafrika.

Im einzelnen sind die Vorwürfe gegen die Buren in Südafrika, die von englischer Seite erhoben werden, heute so ziemlich dieselben wie vor hundert Jahren und heute so wenig berechtigt wie damals. Man warf ihnen damals wie heute vor, daß sie die Eingeborenen hart behandelten; außerdem bildet zu Anfang dieses Jahrhunderts die Sklavenhalterei einen Vorwurf gegen die Holländer des Kaps. Selbst Seume läßt sich bis zu einem gewissen Grade durch die Ausführungen Percivals gefangen nehmen, was bei einem so leidenschaftlichen Gegner der Sklaverei, wie Seume war, nicht unbegreiflich ist. Hat doch Seume einst gegen einen Deutschen, der die Berechtigung der Sklaverei zu verfechten suchte, die Verse geschrieben:

> Ja, dort führt man von dem heißen Strande
> Schwarze Völker fern in Sklaverei,
> Und ein Weißer, selbst aus unserm Lande,
> Lehrt abscheulich, daß es billig sei.[1])

Seume macht also zu Percivals Buch die Bemerkung: „Das Sklavenunwesen mag im Innern am Kap freilich stark genug sein, aber ich erinnere mich nicht, irgendwo gehört zu haben, daß sich die Engländer durch Wildheit gegen die Ihrigen auszeichnen.“ Richtig ist jedoch vielmehr, daß den Eingeborenen des Kaplandes seit Begründung der holländischen Kolonie daselbst, seit 1652, die Freiheit gesetzlich zugesichert war. Kein Hottentotte wurde zum Sklaven gemacht, sondern die Hottentotten waren freie, freilich nicht ganz verläßliche Lohnarbeiter.

Die Schwierigkeit, stets bereite Arbeitskräfte herbeizuschaffen, hatte zu einer Einfuhr von auswärtigen Sklaven nach dem Kaplande geführt, ohne daß jedoch deren Zahl die der weißen Bevölkerung erheblich überstieg. Allgemein wird die ziemlich milde Behandlung der Sklaven durch die Kap-Holländer hervorgehoben.

Nicht minder rechnete es Percival den Buren zum schweren Vorwurfe an, daß sie gegenüber den Buschmännern und den Kaffern rücksichtslos vorgingen, und dieser englische Offizier, der in Ostindien im Dienst gestanden war, erhebt laute Klage darüber, daß namentlich die an den Grenzen der Kolonie lebenden Buren von Graaf-Reynet grausam gegen die beiden genannten Völker der Eingeborenen vorgingen. Hier muß man aber bedenken, daß die Kaffern nicht zu den Ureinwohnern des Landes gehörten, sondern ein von Norden her eindringendes Erobervolk waren, mit denen die Engländer noch viel gründlichere Abrechnung gehalten haben als die Kap-Holländer.

Ebenso ist ein englischer Vorwurf gegen die Buren seit 100 Jahren der Mangel an Erziehung bei den Farmern im Innern des Landes. Es ist nun aber nicht anzunehmen, daß nach dieser Richtung es etwa seinerzeit bei den Hinterwäldlern von Kentucky oder bei den sonstigen Squatters in Amerika und Australien etwa besser gestanden habe. So ziemlich die einzigen Bücher, die man nach dem 1804 schreibenden Engländer Percival im Hause eines Buren fand, waren das Gesangbuch und die Bibel. Ich meine, bei den ungemein schwierigen Verkehrsverhältnissen zwischen dem Binnenlande und der Kapstadt war dies vollauf genug. Zudem bestand im ganzen Lande eine einzige Druckerei, die sich in der Kapstadt befand.

[1]) Seume's Sämmtl. Werke, 4. Ausg., Leipzig 1839, 7. Bd., S. 133.

Andere Schwächen der Buren, die mit dem holländischen Phlegma im allgemeinen zusammenhängen und denen sowohl Männlein als auch Weiblein huldigten, wie die Gemächlichkeit holländischer Hausfrauen, bäuerliche Verstandesheirathen, reichliches Essen, noch reichlicheres Trinken von Kaffee, mögen im ganzen richtig geschildert, wenn auch etwas karikirt sein. Seume meint hiezu: „Die Hauptzüge findet man natürlich schon im Mutterlande; nur scheint der Verfasser etwas mit hogarthischer Feder gezeichnet zu haben.“

Im großen und ganzen hat Seume die Beurtheilung der Dinge im Kaplande mit dem Engländer getheilt, von dem er ja auch seine Informationen empfing. „Sehr gern,“ sagt Seume, „glaube ich, daß die Engländer sogleich mehr Industrie und Energie in die Stagnation gebracht haben und bringen werden und daß die Verwaltung der Holländer selbstsüchtig, langsam hinbrütend war.“ Die letztere Bemerkung ist natürlich nicht als ein Vorwurf gegen die Kapkolonie anzusehen, die ja keine Selbstverwaltung besaß, sondern gegen den Rath der Siebzehn in Amsterdam und gegen die holländische Ostindische Kompagnie. Der erwartete Fortschritt unter der englischen Verwaltung ist unter der ersten Occupation durch die Engländer (September 1795 bis Februar 1803) vollständig ausgeblieben. Das Land stand anfangs unter dem Zeichen des Standrechts (bis 1796), dann herrschten Korruption und Begünstigung einzelner Personen. Ich citire hier einen englischen Gewährsmann.[1]) Das einzige Zirkulationsmittel des Landes, das nicht lange vor der englischen Occupation in Umlauf gesetzte lokale Papiergeld, schwankte wild auf und ab. Die paar Versuche der Engländer, die Agrikultur des Landes zu heben, schlugen fehl. Um den Kap-Holländern die Geheimnisse einer rationellen europäischen Landwirthschaft beizubringen, verschrieb man sich einen englischen Landwirth, der in Stellenbosch eine Musterfarm einrichten sollte, aber die Kolonisten erklärten, daß diese Art der Bodenbewirthschaftung wohl europäischen, aber nicht afrikanischen Verhältnissen angemessen sei. Die Interessen der Kolonisten gegenüber den Eingeborenen wurden nicht geschützt.

Entsprechend den Bestimmungen des Friedens von Amiens räumten die Engländer im Februar 1803 die Kapkolonie und eine nach modernen Grundsätzen wirkende holländische Verwaltung trat jetzt an ihre Stelle, allerdings nur für drei Jahre. Im Januar 1806 besetzten die Engländer zum zweitenmal die Kapkolonie, um sich hier dauernd niederzulassen. Dies war das Ziel gewesen, auf das schon Percival im Jahre 1804 in seiner Schrift auf das nachdrücklichste hingewiesen hatte. Seume kennzeichnet ganz richtig die Tendenz des Percival'schen Buches: „Unser Mann sagt ohne Scheu geradezu: Wenn wir das Kapland haben, beherrschen wir den Handel Indiens, folglich den Handel der Welt. Folglich — die Folgen sind alle klar. Das ist echt britisch; Britannia rule the waves, und durch die Wogen mache den Erdball zinsbar! Aber ob irgend eine andere Nation zu wünschen Ursache habe, daß das Kap in den Händen der Engländer sei, ist eine andere Frage.“

Gustav Strakosch-Graßmann (Wien).

Die historischen Grundkarten.

Kritische Betrachtungen von Gerhard Seeliger.

II.

Schon die Schicksale des Waldeigenthums zeigen, daß die Gemeindefluren nicht allein infolge der Auseinandersetzungen zwischen Fiskus, Herrschaften und Dörfern große Veränderungen erfuhren, daß vielmehr auch bedeutsame

[1]) Lucas, a. a. O. S. 96.

Grenzverschiebungen zwischen Gemeinde und Gemeinde, zwischen Gemeinde und unvertheiltem Gebiet erfolgten.

Umwälzend hat hier jahrhundertelang die Auftheilung der großen Marken gewirkt. Im Westen und Norden Deutschlands gab es viele, Hunderte von Hektaren umspannende Flächen von Wäldern und Weiden, die nicht einer Dorfflur oder einer Grundherrschaft gehörten, sondern an der mehrere Gemeinden oder Gemeinden und Herrschaften oder Genossenschaften (Realgemeinden) berechtigt waren. Nur zum Theil gehen die Rechte mehrerer Dorfschaften an solchen Marken auf eine ursprüngliche innige Gemeinschaft der Dörfer selbst zurück, auf eine diese Dörfer umfassende Großgemeinde, auf eine ursprüngliche Markgenossenschaft; oft beruhen sie allein darauf, daß von altersher verschiedene Gemeinden das benachbarte Wild- und Waldgebiet genutzt hatten und daß diese Nutzung allmählich geregelt wurde. Die Thatsache allein, daß mitunter eine Dorfgemeinde in mehreren Marken betheiligt war, schließt die Annahme aus, als ob stets späterer Markgemeinschaft ältere Gemeindegemeinschaft vorangegangen sei.

Viele der großen Marken sind zwar schon im Mittelalter getheilt worden, aber dieser Prozeß war im 16. Jahrhundert noch keineswegs abgeschlossen. Eine Loslösung einzelner Theile der gemeinen Mark, von dieser und jener Land- oder Stadtgemeinde begehrt, ward vorgenommen, dann aber auch das ganze große Markgebiet unter die berechtigten Gemeinden getheilt, um fortan als Gemeindeallmende zu dienen oder — so seit dem 18. Jahrhundert, dem Zeitalter der dem Gemeineigenthum feindlichen Anschauungen — um in das Privateigenthum der einzelnen Markgenossen überzugehen. Immer aber war die Folge dieser Vorgänge: Fluränderung der betreffenden Gemeinden, welche Theile der Marken, mitunter Theile mehrerer Marken aufnahmen.

Bei diesen Theilungen kommen auch jene oft so großen Gebiete in Betracht, die, bisher fast unkultivirt, unter der thatkräftigen Mitwirkung der Staatsgewalt erst besiedelt wurden. 52 Orte und 62 größere und kleinere Besitzungen hatten Gerechtsame am havelländischen Luch, der, 22 Quadratmeilen groß, noch fast ganz der wirthschaftlichen Ausnutzung entbehrte. Nachdem Friedrich Wilhelm I. die großartige Melioration durchgeführt hatte, erhielten die zahlreichen berechtigten Gemeinden und Herrschaften von dem der Kultur gewonnenen Landstrich entsprechende Theile, die dann den einzelnen Gemarkungen einverleibt wurden; der Fiskus selbst aber, der schon vorher Eigenthumsrechte am Luch hatte, erweiterte diese beträchtlich durch Käufe, so daß das große Domänenamt Königshorst gegründet werden konnte: es erstanden dann dort fiskalische Vorwerke, ein Rittergut, mehrere Ortschaften. In ähnlicher Weise wurden damals und später andere Gebiete in Preußen-Brandenburg der Kultur gewonnen: der Oderbruch, der Warthebruch, der Bruch an der Silge u. s. w. Ueberall ist das Gleiche zu beobachten: die Kultivirung der unwirthlichen und bisher unbrauchbaren Landstriche hat die Gemarkungen der benachbarten Städte, Dörfer, Herrschaften verändert, mitunter sehr verändert.

Die staatliche Fürsorge hatte sich aber auch den kleineren Wüstungen zugewandt, die entweder von jeher unbewohnt und unbebaut waren oder die erst das Kriegsunheil des 16. und 17. Jahrhunderts geschaffen hatte. Zahllose ältere Ortschaften, besonders des nördlichen und mittleren Deutschlands, sind damals zu Wüstungen geworden. Wer aber wollte der Meinung sein, daß bei Wiederbebauung der wüsten Gebiete stets oder auch nur in der Regel die älteren Flurgrenzen hergestellt worden seien? Oft wurden Wüstungen unter die benachbarten Ortschaften vertheilt, oft der eine Theil den Nachbarn, der andere neuen Kolonistendörfern gegeben, mitunter ward die ganze Mark einer Nachbargemeinde überwiesen und dieser die Verpflichtung auferlegt, das Land zu bebauen. Hunderte und aber Hunderte von Gemeinden konnten infolge der bewunderungswürdigen Landesmelioration des 18. Jahrhunderts ihre Gemarkungen ausdehnen.

Aber während nach der einen Seite hin die staatliche Fürsorge für die Landeskultur Ausdehnung der einzelnen Ortsfluren schuf, begehrte sie auf der anderen Verkleinerung. Der Staat hatte Macht und Mittel, in alledem verändernd einzugreifen. Die vielen Hunderte neuer Dörfer sind im vorigen Jahrhundert keineswegs nur auf bisher unkultivirtem Land oder auf Wald- und Weidegebiet des Fiskus erstanden, sondern vielfach auf Kosten der älteren Dorf- und Güterfluren. Heißt es doch zum Beispiel in einer Ordre Friedrichs des Großen über die Anlage neuer Dörfer: „Mitten innen, wo die Dörfer weit auseinander liegen, soll ein neues Dorf angelegt, zu dessen Besetzung sollen aus jedem umliegenden Dorf ein oder zwei Söhne ... angesetzt werden.“ Daß aber diese Kolonisation, die eine Verschiebung der älteren Gemarkungen zur Folge hatte, nicht auf den Norden Deutschlands beschränkt war, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Es sei nur auf die Gründung Neuerlangs in den Jahren 1686 und 1687 hingewiesen, dessen Gebiet aus Grundstücken des Markgrafen und aus dazu gekauften Ländereien zusammengebracht worden war.

Die der Landesmelioration gewidmete staatliche Wirksamkeit — das dürfen wir bestimmt behaupten — hat nothwendig eine mitunter recht bedeutende Veränderung der Flurgrenzen geschaffen. Und nicht allein die Nutzbarmachung wüster Strecken, die innere Kolonisation, auch jene Thätigkeit, die bessere Vertheilung des Kulturbodens erstrebte: die Gemeinheitstheilungen und Zusammenlegungen.

Nicht selten sind Gemeinheitstheilungen in Verbindung mit den schon erwähnten Theilungen der Marken vorgenommen worden. Oft gingen solche Auftheilungen von Gemeinheiten, bisher Eigenthum mehrerer Ortschaften, der Gemeinheitstheilung innerhalb der Dorfmark voran: die sogenannten Generaltheilungen. Sie waren sehr umfassend, nicht allein im Königreich Hannover, wo in den Jahren 1832—1861 1,529,175 hannoverische Morgen (also ca. 400,744 ha) der Generaltheilung unterzogen worden sind. Doch nicht bloß Generaltheilungen veränderten die Ortsfluren — auch ohne solche wird bei Gelegenheit der Gemeinheitstheilung und Zusammenlegung manche Veränderung der Ortsgrenzen bewirkt. Ward doch oft die sog. kombinirte Verkoppelung vorgenommen oder überhaupt bei Gelegenheit der Zusammenlegung eine Grenzregulirung angeordnet. Erst jetzt wurde ja überaus häufig Klarheit geschaffen über die Zugehörigkeit dieser und jener Grundstücke, des Waldes und der Weide, auch mancher Wüstungen. Die nicht selten schwankenden und dunklen Besitzverhältnisse hat man geregelt, die nebeneinander bestehenden Ansprüche mehrerer Gemeinden oder der Gemeinden und privater Personen geordnet, besonders auch die Servituten, die auf Fiskal-, Herrschafts- und Gemeindegut lasteten, aufgehoben und den Interessenten dabei häufig Land zu vollem Eigenthum als Abfindung zugewiesen. So erhielt die Stadt Eilenburg „bei Gelegenheit der Separation statt 20 mit Servituten belasteter Holzgrundstücke von 125 ha einen geschlossenen, servitutfreien Wald von 138 ha“, Stendal von einer großen, 1348 ha umfassenden Hutung 510 ha, der Ort Steinbach (Kreis Worbis) als Abfindung 35 ha Oedländereien

Wie groß die gesammte Verschiebung der Flurgrenzen in diesem oder jenem Land infolge der Gemeinheitstheilung oder Zusammenlegung gewesen ist, das ließe sich nur unter Ueberwindung großer Schwierigkeiten mit einiger Sicherheit feststellen. Das veröffentlichte statistische Material **reicht**

nicht aus. Ein Kenner der Verhältnisse behauptet, daß im Königreich Sachsen „mit den meisten Zusammenlegungen Flurgrenzberichtigungen verbunden“ waren. Gewiß sind viele darunter so unbedeutend, daß sie das Bild einer Karte von 1 : 100,000 kaum beeinträchtigen. Aber nicht selten kommt bei diesen Ausgleichungen der Flurgrenzen — ganz abgesehen von den stets bedeutsameren Theilungen der Marken — eine Vielheit von Hektaren in Betracht. Wenn wir erfahren, daß die Grenzen des Ortes Baßlitz bei Großenhain gegen Böhla hin eine Veränderung im Umfang von ca. 28 ha erlitten, gegen Geißlitz hin eine solche von ca. 6 ha, daß zwischen Cannewitz bei Bautzen und Preititz die Flurgrenzausgleichung fast 18 ha betrug, zwischen Kleinzössen bei Borna und Hain über 12 ha u. dgl. m., und wenn wir überdies erwägen, daß diese Flächen der Veränderung auf den Grundkarten stark hervortreten, ja daß manche Gemarkungen nicht größer sind als sie, dann werden wir das mit Sicherheit erkennen: selbst die Zusammenlegungen, die vornehmlich als eine interne Maßnahme der einzelnen Feldfluren zu gelten haben, übten auf den Wechsel der Gemarkungsgrenzen einen Einfluß aus, der kartographisch nicht unbeachtet bleiben darf.

* * *

Das Bauernlegen und das wechselnde Verhältniß zwischen Bauerngut und Herrschaftsland, die Bewegungen im Domanial- und Forstbesitz, die Marken- und Gemeinheitstheilungen, die Zusammenlegungen und die Servitutsablösungen, die Landesmelioration und die Kolonisation — sie alle haben dahin gewirkt, die Gemarkungen in einer gewissen steten Beweglichkeit zu erhalten.

Als die Gemeindeordnungen unsres Jahrhunderts erlassen wurden, da war die wechselvolle Entwicklung der Ortsfluren noch zu keinem sicheren Abschluß gelangt. Wohl gab es Stadt- und Landgemeinden, wohl hatte sich überdies in einem Theil Deutschlands ein gewisser Gegensatz zwischen Gemeinde und selbständigem Gutsbezirk herausgebildet, wohl konnte die moderne Gesetzgebung an ältere Ordnungen anknüpfen. Aber klare, sichere Verhältnisse herrschten nicht. Noch war die Auseinandersetzung zwischen Gutsherrschaft und Dorfgemeinde nicht vollendet, noch die Austheilung der Marken nicht abgeschlossen, noch der Domanialbesitz in steter Bewegung, noch manche Grenze der Dorffluren strittig und unbestimmt, besonders nach wüsten oder unkultivirten Nachbargebieten hin. Vor allem aber: noch waren keineswegs alle Grundstücke, bewohnte und unbewohnte, bestimmten Ortsbezirken zugewiesen. Die Idee, daß alles eingemeindet sein müsse, d. i. einer Gemeinde oder einem der Gemeinde gleichgestellten Bezirk zugewiesen, ist durchaus neu, war vorher unbekannt. Auch das preußische Landrecht, das schon vom klaren Gegensatz zwischen Gemeinde und selbständigem Gutsbezirk ausgeht, ist doch noch weit davon entfernt, für alle Grundstücke des Königreichs Zugehörigkeit zur einen oder anderen Gruppe von Ortsfluren zu verlangen. Das begehrten erst die Gemeindeordnungen unsres Jahrhunderts. Haben sie zwar mitunter große unbewohnte Landstriche von der Eingemeindung freigelassen, der Regel nach wird diese doch vorgeschrieben.

Aber diese Forderung mußte erst erfüllt werden. Im Zusammenhang mit dem Erlaß von Gemeindeordnungen steht daher eine ausgedehnte Thätigkeit der Verwaltungsbehörden: eine dem Gesetz entsprechende allgemeine Bezirksgliederung wurde durchgeführt. Nur als Elemente der Ordnung konnten dabei die vorhandenen Ortsfluren benutzt werden. Die neue Ordnung schloß sich der alten an, mußte aber über sie hinausgehen, die überall klaffenden großen Lücken ergänzen, das Vorhandene manchmal verändern, manchmal ganz umstoßen.

In Preußen war diese Arbeit vornehmlich im Gefolge der Gemeindegesetzgebung von 1851 vorgenommen, und ihr Ergebniß blieb erhalten, obschon das Gesetz von 1851 selbst bald außer Wirksamkeit kam. In Bayern wurde die Ordnung maßgebend, die im Anschluß an das Gemeindegesetz von 1818 getroffen ward.

Die älteren Ortsbezirke wurden beim Ausbau des neuen Gemeindewesens in allen deutschen Staaten benutzt, aber die Grundsätze, die man dabei befolgte, waren nicht immer die gleichen, konnten nicht die gleichen sein. Ueberall ward die Gemeinde aus der Sphäre des privatrechtlichen Korporationswesens erhoben, zum autonomen und doch dem Staat verantwortlichen Träger wichtiger Gesellschaftsbedürfnisse gemacht und mit öffentlich-rechtlicher Kraft ausgestattet, überall ihr eine ganze Reihe wichtiger öffentlicher Befugnisse übertragen. Aber nicht alle bäuerlichen Verbände älterer Zeit waren gleich fähig, Träger des neuen Gemeinderechts zu sein. Und dazu: manche der wichtigen Befugnisse, die das neue Recht für die Gemeinde in Anspruch nimmt, hatten bereits Pflege in Ortsverbänden verschiedener Art gefunden, hier in der Bauernschaft, dort im Kirchspiel. All das mußte die neue Ordnung berücksichtigen. Stüve, der treffliche Kenner des niederdeutschen Gemeindewesens, weist wiederholt auf das schwankende Verhältniß von Ortschaft, Dorf, Gemeinde, Kirchspiel hin. „Als bei Gelegenheit des (hannoverischen) Staatsgrundgesetzes ein theoretisches Kapitel über die Gemeinde aufgenommen wurde, herrschte noch über die Hauptfrage tiefes Dunkel. Man warf die Dorfs- und Markgemeinde, Kirchengemeinde, Armen- und Schulverbände untereinander.“

Keineswegs hat man überall die Dörfer oder Bauernschaften einfach zu Gemeinden erhoben. Bald wurden die größeren älteren Verbände getheilt, bald mehrere kleine Bauernschaften zusammengethan. Mitunter wurden die Bezirke der Kirchspiele, die sich von denen der wirthschaftlichen Gemeinden früherer Zeit wesentlich unterschieden, der neuen Gemeindeordnung zugrunde gelegt. Selbst in benachbarten Gebieten des Königreichs Hannover und der angrenzenden Länder herrschte hierin große Abwechslung. Daß aber die Verschiedenheit erst recht bedeutsam wird, wenn wir den vergleichenden Blick auf verschiedene Stammes- und Siedelungsgebiete des Nordens, Ostens und Südens richten, ist an sich begreiflich. Während in Norddeutschland die neue Ordnung des Gemeindewesens sich meist begnügte, da wo Dorfschaften vorhanden waren, diese zu Landgemeinden zu machen und im übrigen Anschluß der bisher gemeindefreien Grundstücke an diese oder an die selbständigen Gutsbezirke zu verlangen, wurden in Süddeutschland häufig mehrere Dörfer zu einem größeren Verband als Gemeinde zusammengethan. Der Unterschied zwischen Ortschaft und Gemeinde, Ortsflur und Gemeindemark, wie er besonders Bayern eigenthümlich ist, scheint in der Hauptsache neuen Ursprungs zu sein, die Gemeinde, die mehrere Dörfer umfaßt, gibt sich — wenigstens sehr oft — als künstliches Erzeugniß erst des neuen Gemeindewesens zu erkennen.

Damit haben wir den einen Punkt berührt, in dem die neuen Gemeindeordnungen der einzelnen deutschen Staaten auseinandergehen. Ein zweiter Punkt der Verschiedenheit ist der, daß die einen Staaten (Preußen, Sachsen) Selbständigkeit der Fiskalgüter und Gutsbezirke neben den Gemeinden anerkennen, die anderen dagegen Eingemeindung auch der fiskalischen und grundherrschaftlichen Besitzungen verlangen. Aber auch in den letzteren Staaten sind, mitunter wenigstens, die großen Verschiebungen zwischen Domanium, Bauern- und Herrschaftsgut, die wir in älterer und neuerer Zeit beobachteten, für die Ausdehnung der neuen Gemarkungen keineswegs bedeutungslos gewesen. In Bayern z. B. bilden die großen Waldungen, Freigebirge

und Auen, die früher keiner Gemeindeflur angehörten, eigene Bezirke. Dabei gelten als maßgebend jene Verhältnisse, wie sie bei Durchführung des Edikts von 1818 geordnet worden waren: die damals nicht eingemeindeten Landstriche blieben und bleiben gemeindefrei, bis sie besiedelt werden — erst dann tritt die Nothwendigkeit auf, neue Gemeinden zu schaffen oder eine Angliederung an alte Nachbargemeinden zu bewirken. —

So flüchtig auch unsre Betrachtungen der neuen Gemeindeordnungen und ihres Verhältnisses zu den älteren Ordnungen der Ortsfluren sind, das ergeben sie doch: nur zum Theil dürfen wir erwarten, in den neuen Ortsfluren die alten wieder zu finden; überall ward die alte Ordnung benutzt, aber zugleich auch ergänzt und verändert, und zwar nach Grundsätzen, die in den einzelnen Staaten wesentlich voneinander abwichen.

Festere Verhältnisse der Ortsbezirke wollten die neuen Ordnungen überall schaffen. War früher, zum guten Theil wenigstens, die Veränderung der Ortsflur eine rein private Angelegenheit der Interessenten, der Gemeinde, Gutsinhaber und Grundbesitzer, so wurde jetzt, da das Gemeindewesen aus der privatrechtlichen Sphäre erhoben war, die Regelung der Bezirksgrenzen als eine staatliche Sache erklärt. Dadurch wurden die Grenzen der Ortsfluren stabiler, ganz stabil aber nicht. Alle Gemeindeordnungen gestatten Veränderung der Gemarkungen unter staatlicher Genehmigung, ja fordern sie unter gewissen Umständen. Auch für unsre Erörterungen ist es von Wichtigkeit, zu sehen, wie groß die Veränderungen der Ortsfluren selbst in neuester Zeit waren und noch sind. Nicht allein die Städte verschlingen bei ihrem Anwachsen Dörfer und Gutsbezirke oder Theile von Dörfern und selbständigen Gütern, der Wechsel ist auch sonst mannichfach und bedeutend. Da wird dieses oder jenes gemeindefreie Grundstück von beträchtlicher Ausdehnung einer Gemeinde zugewiesen, da wird ein Hof mit vielen Hektaren Landes von der einen Gemeinde zu einer anderen geschlagen, da werden Flächen ausgetauscht und Umgemeindungen vorgenommen.

Die statistischen Veröffentlichungen gestatten auch hier nicht volle Uebersicht. Aber den Mittheilungen des preußischen Statistischen Amtes können wir wenigstens Sicheres über Gemarkungsänderungen entnehmen, die sich an den Grenzen der politischen Kreise vollzogen und Berichtigungen der Kreisgrenzen zur Folge hatten. Wenn wir nun erfahren, daß in vier Jahren (1888—1891) Verschiebungen dieser Art über 2300 Hektar ausmachten — wobei natürlich der Uebertritt ganzer Ortschaften von einem Kreis in einen anderen unberechnet bleibt, so ersehen wir doch so viel, daß selbst in den Zeiten der Ruhe und Stabilität Veränderungen stattfanden, die auch kartographisch höchst berücksichtigenswerth sind.

* * *

Die Ansicht, daß im allgemeinen die Ortsfluren vom Mittelalter her den Wechsel der Zeiten unberührt überdauert hätten, hielt näherer Kritik nicht stand. Die Gemarkungen sind nicht einmal gegenwärtig stabil, sie waren es in früherer Zeit noch viel weniger. Wir durften beobachten, daß Vorgänge der verschiedensten Art fortgesetzt und nachhaltig die Ortsfluren veränderten.

Nicht überall war die Veränderung gleich groß. Wo, wie im Nordosten Deutschlands, die meisten der behandelten Momente zusammenwirkten, da war sie so bedeutend, daß wohl von einem völligen Umsturz des früheren während der letzten Jahrhunderte zu sprechen ist. In anderen Landstrichen — so in Mecklenburg, im friesischen Küstengebiet — waren dagegen offenbar die Verhältnisse einem geringeren, vielleicht gelegentlich gar keinem Wandel unterworfen. Mag aber auch das eine oder andere Dorf seine alten Grenzen Jahrhunderte lang bewahrt haben, in den allermeisten Gebieten Deutschlands waren doch die Veränderungen groß. Hier früher, dort später, hier mehr, dort weniger — aber Wechsel fast überall. Das lehrten unsre allgemeinen Erwägungen, das bestätigen alle Betrachtungen, die an Geschichten einzelner Orte oder an historisch-statistischen Mittheilungen lokaler und territorialer Natur angestellt werden. Wo die Ortsgemarkungen früherer Jahrhunderte festzustellen sind, da wird ein Vergleich mit den gegenwärtigen Grenzen gewöhnlich einen beträchtlichen Unterschied wahrnehmen lassen.

Mit den von uns erkannten wandelbaren Verhältnissen der Ortsfluren hängt eine Eigenthümlichkeit mancher neuen Grundkarten zusammen, die besonders hervorgehoben zu werden verdient: von der Vorschrift Thudichums, die modernen Grenzen der Gemeinden und selbständigen Gutsbezirke einzutragen, wurde gelegentlich Abstand genommen. So, wie es scheint, bei Herstellung der mecklenburgischen Karten, so, wie ich vermuthe, auch in Brandenburg, so besonders im Königreich Sachsen. Die Meßtischblätter des Großen Generalstabs enthalten bereits die brandenburgischen Gemarkungsgrenzen, aber — so erklärte der Bearbeiter der Grundkarten — diese Eintragungen seien lückenhaft und ungenau, und deßhalb mußten bei Herstellung der Grundkarten zur Kontrole und Ergänzung die Katasterkarten herangezogen werden. Sollten indessen nicht die Verschiedenheiten zwischen Kataster- und Meßtischkarten darin ihren Grund haben, daß erstere die Steuerbezirke, letztere die Gemeinde- und Gutsgrenzen enthalten? Sollten die Lücken auf den Meßtischblättern nicht vielleicht darin ihre Erklärung finden, daß bei Aufnahme der betreffenden Gegend ungeklärte Verhältnisse der Ortsbezirke herrschten? Nur als Vermuthung möchte ich zunächst diese Fragen zu bejahen wagen.

Manche Unsicherheit der Gemeindegrenzen ist auch in Sachsen zu beobachten. Diese Erkenntniß wohl, dazu der Umstand, daß die örtlichen Beziehungen zwischen Rittergut und Landgemeinde mitunter kartographisch schlecht wiederzugeben sind, ferner besonders die Thatsache, daß Karten mit Gemeindegrenzen nicht recht zur Verfügung standen, haben zum Entschluß geführt, statt der Gemeindefluren die Grundsteuerbezirke auf den Grundkarten einzuzeichnen. In der That haben die Grundsteuerbezirke manchen Vorzug vor den Gemeinde- und Gutsbezirken voraus. Sie sind wirklich stabil, denn sie wurden auf Grund des Gesetzes von 1843 als feste und geschlossene Bezirke, unter Anlehnung an die damaligen Ortsfluren, geschaffen. Daß indessen diese Karten deßhalb eine höhere historische Brauchbarkeit besitzen, glaube ich allerdings nicht.

Karten der Grundsteuerbezirke müssen wohl in anderer Weise beurtheilt werden als Karten der Gemeinden, aber der eigentliche Werth ist der gleiche. Willkürlich halten beide einen Punkt in der fließenden lebendigen Entwicklung der Ortsbezirke fest und lassen schlechthin unbeachtet, daß nachher und besonders vorher stete Bewegung geherrscht hat.

Das Urtheil über den Werth der Grundkarten für historisch-geographische Forschungen ist, im Grunde genommen, schon deutlich in den bisherigen Betrachtungen zum Ausdruck gekommen. Gewiß bin ich nicht der Meinung, daß die modernen Gemarkungen für historisch-geographische Untersuchungen werthlos seien. Sorgsam berücksichtigen muß sie der Bearbeiter eines historischen Atlas, der, vom Gegenwärtigen und Nächstvergangenen vorsichtig ausgehend, in ältere Zeiten zurückzuschreiten sucht. Wie die modernen Grenzen der politischen und der Verwaltungsbezirke für den Bearbeiter historisch-geographischer Karten von Wichtigkeit sind, so auch — und in erhöhtem Maße — die neuen Gemarkungen. Aber als allgemeiner „Canevas“ zu dienen

vermögen die Grenzen der gegenwärtigen Ortsfluren nicht. Die Entdeckung ihrer Stabilität und daher die Annahme ihres grundlegenden Werthes für alle historisch-geographischen Forschungen beruht auf einem Irrthum. Verfehlt ist deßhalb auch die Meinung, daß „allein die Grundkarten eine diplomatisch sichere Lösung aller geschichtlichen Fragen gewährleisten, welche kartographisch darstellbar sind“, für höchst bedenklich halte ich es, Blätter mit den Gemarkungsgrenzen herauszugeben, zur kartographischen Fixirung der Gaue, Grafschaften, Territorien, kirchlichen Verbände früherer Jahrhunderte u. s. w. aufzufordern und dabei die vertrauensvolle Benutzung der Ortsflurgrenzen nach dem heutigen Bestand schlechthin zu empfehlen. Die große Genauigkeit, die historische Karten, mit Hülfe der Grundkarten gezeichnet, erzielen, ist rein fiktiv. Mit solchen Fiktionen aber müssen wir in der Wissenschaft gründlich aufräumen.

Dreiunddreißig verschiedene Arten von Einzeichnungen wurden den wissenschaftlichen Benutzern der Grundkarten ans Herz gelegt. Sehen wir näher hin, so finden wir: entweder sind diese Eintragungen derart, daß sie auf die Ortsfluren gar keine Rücksicht zu nehmen brauchen, oder sie betreffen historische Gegenstände, deren kartographische Fixirung der Gemarkungsgrenzen bedarf. In ersterem Fall ist der Gebrauch von Grundkarten überflüssig, in letzterem — soweit die Gemarkungen in Frage kommen — unmöglich. Denn die Grundkarte vermag hier nicht den Dienst zu leisten, den man erwartet, sie kennt eben nur die gegenwärtigen Flurgrenzen, respektive die Gemarkungsgrenzen in einem bestimmten, frei gewählten Zeitpunkt, nicht aber auch die der früheren Jahrhunderte.

Was kann uns demnach die Grundkarte bieten?

Die Bearbeiter von territorial-geschichtlichen Atlanten, die — wie bemerkt wurde — die modernen Gemeindegrenzen wohl gebrauchen können, müssen ohnehin, und zwar als durchaus gleichwerthig, das mannichfache lokale kartographische Material, besonders auch ältere Gemarkungskarten benutzen, sie können sich daher auch die Kenntniß der modernen Gemarkungen — soweit es für ihre Zwecke nöthig ist — leicht selbst verschaffen. Für sie wurden ja auch zweifellos die kostspieligen Grundkarten nicht hergestellt.

Allgemeinere Zwecke werden verfolgt und ausdrücklich in den Vordergrund geschoben. Aber wie steht es mit diesen?

Leugnet man die allgemeine Brauchbarkeit der Gemarkungsgrenzen, wie wir es thaten, so bleibt nichts eigenthümliches übrig. Ein Blatt mit Flußläufen und Ortsnamen — was soll uns das? Nur wenige historische Aufgaben dürfte es geben, deren Lösung mit Hülfe solcher Blätter allein möglich ist. Kenntniß der orographischen Verhältnisse vielmehr, der näheren Ortslagen, der Flurnamen u. s. w. wird fast immer — bald die eine, bald die andere — geradezu unerläßlich sein. Insbesondere ist das Einzeichnen älterer Grenzen auf Grund urkundlicher Nachrichten und eingehender Beschreibungen mit Hülfe der Grundkarten allein gar nicht zu versuchen. Berg, Thal, Flurnamen sind hier das Entscheidende. Und so dürfen wir behaupten: ohne Generalstabskarten, eventuell ohne Meßtischblätter vermag der historisch-geographische Forscher schlechterdings nichts anzufangen.

Wozu aber dann noch Grundkarten?

Die Grundkarten haben den Werth zeichnerischer Hülfsmittel. Das allein. Diesen Werth wollen wir ihnen nicht absprechen — einen Werth allerdings von äußerster Geringfügigkeit. Vermag Jemand eine Grundkarte, einen solchen „Canevas“, auszufüllen, so besitzt er auch die Fähigkeit, nach dem Vorbild oder nach einer Pause der Generalstabskarte Flußläufe und Ortsnamen — soweit das gerade nöthig ist — zu zeichnen. Er kann sich dabei eines ganz leeren Blattes bedienen — die Grundkarten sind durchaus entbehrlich.

Mittheilungen und Nachrichten.

Jonas Lie: Auf Irrwegen. Roman. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. München, Verlag von Albert Langen 1900. — Jonas Lie, von den nordischen Dichtern einer der edelsten, will bei uns so recht populär nicht werden, obwohl ihn Reclam schon vor Jahren in seiner Universalbibliothek eingeführt hat. Ich meine, diese, im Vergleiche mit Björnson und Kielland, geringere Popularität ist gerade auf Lie's vornehme Künstlerschaft zurückzuführen. Er fordert besonders gute Leser; er ist weder paradox, noch sensationell, noch sentimental und in der Form sehr künstlich. Er liebt ein Helldunkel der Darstellung, er erzählt sprunghaft. Scenen, welche andere Erzähler mit breitem Behagen schildern würden, deutet er nur an, die Phantasie des Lesers mag sie sich selbst ergänzen; und so modern er sonst in allem sein mag, so weiß er doch das Peinliche und Quälerische zu vermeiden und bleibt poetisch. Seine neue Erzählung zerfällt in eine fortlaufende Reihe von Gesprächen oder Monologen, nur die Verbindungen stellt der Dichter erzählend dar. Das Schwergewicht fällt auf die Stimmung, und diese zeichnet Lie mit ganz intensiver Macht. Hat er uns einmal, und dies geschieht sofort nach den ersten Blättern, so läßt er uns auch nicht mehr aus. Die Lektüre gestaltet sich zu einem wahren Genuß, zu einem außerordentlich innigen Miterleben der Geschichte. Im Roman „Auf Irrwegen“ erzählt Jonas Lie die Geschichte eines sehr begabten Mannes, der erst nach einem merkwürdigen Bankerott zur Erkenntniß kam, daß er eigentlich ein Dichter wäre. Faste Forland lebt in einer kleinen norwegischen Küstenstadt. Natürlich kennen ihre Einwohner einander alle in- und auswendig und der kleine Krämergeist ist, wie wir schon von Ibsen her wissen, oberster Herr im Städtchen. Faste galt von Jugend auf als Phantast, und in der That hat er sich auf dem Polytechnikum im Schweiße seines Angesichts um die Erfindung des Perpetuum mobile bemüht; da konnte er ja nicht ernst genommen werden! Nun aber wird er's plötzlich, als sich das Gerücht verbreitet, daß sein steinreicher, doch geiziger Onkel mit seinen Kapitalien hinter einem großartigen Projekt steht, das Faste ausführen will: die bisher unberühmte Küstenstadt soll in einen modernen Badeort von Weltruf verwandelt werden. An der sandigen Mole soll ein großes Kurhotel entstehen, aus dem bisher so gering geschätzten Boden sollen die Millionen gestampft werden. So mächtig wirkt Faste's Phantasie (mit dem fälschlich vermutheten Kredit des Onkels im Rücken!), daß sich der ganzen Stadt ein wahrer Gründungstaumel bemächtigt. Die neuen Hotelaktien steigen in schwindelnder Höhe, eine wilde Spekulation bemächtigt sich ihrer, Faste hat Mühe, den Kopf klar zu behalten — bis knapp vor Saisoneröffnung der Zusammenbruch der angesehensten Firmen erfolgt. Faste, am Schwindel nur halb schuldig, denn er war seiner Sache sicher, will sich umbringen, im Meer ertränken: da weckt eine heranschwimmende Leiche seine Lebenslust und der geizige Onkel — ein bißchen deus ex machina — rettet ihn durch Ankauf des Hotels (natürlich um ein Drittel der Kosten!) vor der Schande. Während des ganzen Rummels dichtete Faste, literarisch anspruchslos, an einem Lustspiel „Mammon“ zur festlichen Eröffnung des Kurhotels; in naiver Weise trat also seine poetische Begabung zutage. Nun begründet dieses Lustspiel seine Existenz, nun soll er: „sozusagen ein Delikatessengeschäft in höherem Stil errichten: nur mit dem Farbenspiel der Dinge.“ Der geistreiche Humor in der Schilderung des die ganze Stadt erfassenden Goldtaumels ist wahrhaft entzückend. M. N-r.

-rt- **Einführung des Metersystems in Rußland.** Die offizielle und obligatorische Einführung des metrischen Maß- und Gewichtssystems in Rußland ist endgültig beschlossen und wird erfreulicherweise schon in der allernächsten Zeit erfolgen. Die im Finanzministerium ausgearbeiteten Einführungsbestimmungen haben bereits die Genehmigung des Obersten Staatsraths erhalten; verlangt wird von dem letzteren nur noch, daß diesen Bestimmungen ein übersichtliches Verzeichniß derjenigen gelehrten Körperschaften und Hochschulen des russischen Reichs beigelegt werde, welche an der Verifikation der im öffentlichen Verkehr zu benutzenden neuen Maße und

Gewichte mitzuwirken bereit sind. In der russischen Militärpharmakopoe ist übrigens das metrische System bereits seit dem Jahre 1896 in obligatorischer Weise eingeführt. — Von allen europäischen Staaten werden somit in Bälde nur noch England, Dänemark und Griechenland auf die großen Vortheile des Metersystems Verzicht leisten müssen, da auf der skandinavischen Halbinsel, in Spanien, der Türkei, sowie in den Donaustaaten dieses System wenigstens fakultativ, im übrigen Europa aber obligatorisch eingeführt ist. Es ist jedoch zu hoffen, daß, wenn metrische Maße und Gewichte erst einmal im weiten russischen Reiche zur Annahme gelangt sind, die noch rückständigen Staaten, England nicht ausgenommen, sich der Einführung derselben ebenfalls nicht mehr lange werden widersetzen können.

Berlin. In der Sitzung des „Verbandes für Hochschulpädagogik“ am 24. Februar zu Berlin sprach Dr. Hans Schmidkunz über „Psychogenesis und Pädagogik“. Die bereits früher vertretene Grundidee einer der Entwicklung der Einzelseele folgenden Klitterung der Schulstufen und einer darauf gebauten Lösung der die Gymnasialreform niederhaltenden Schwierigkeiten sollte hier ihre nähere psychologische Darlegung finden. Einleitend verwies der Vortragende auf den bisher lebhaften Betrieb der Psychogenesis als der Erkenntniß von jener Entwicklung, soweit es sich um die erste Kindheit handelt, bedauerte aber ihre Vernachlässigung, soweit die spätere Kindheit und die Jugendzeit in Betracht kommt. Ebenso sei zu bedauern, daß weder die Einschnitte des üblichen Schulganges noch auch die Reformbemühungen für die Mittelschulen sich an den wichtigsten Wendepunkt halten, den es in der gesammten seelischen Entwicklung während des Wachsthums gibt: an den Eintritt der Pubertät. Und außerdem sei zu bedauern, daß jene Bemühungen die zwei Aufgaben des Gymnasiums: Allgemeinbildung und Berufsvorbildung, nicht auseinanderhalten und die didaktischen Gründe mißachten, die zu einem Nacheinander dieser beiden Aufgaben und somit zu einer Stufenfolge führen, die zuerst eine realistische und dann eine idealistische Bildung enthält. Eine Vergleichung des menschlichen Seelenlebens vor und nach dem Pubertätseintritt zeigt Gegensätze, die zwar alle unter dem gleichen flüchtigen Schlagwort von Realismus und Idealismus unterzubringen sind, jedoch einer genaueren Beschreibung unterzogen werden müssen. Diese ergibt sieben Punkte. 1. Das Vorpubertätsalter, kurz die Kindheit, zeigt ein Interesse an den Thatsachen, an der Wirklichkeit, und überdies mehr an der gegenwärtigen als an der vergangenen und künftigen; das Nachpubertätsalter, kurz die Jugend, zeigt ein Interesse an den Werthen, an der Ersetzung der Wirklichkeit durch Ideale und an dem, was über die Gegenwart hinausliegt. 2. Die Kindheit ist vorwiegend reproduktiv, die Jugend entfaltet ein Produktionsbedürfniß, zu dem noch das „romantische Sehnen in die Ferne“ hinzutritt. 3. Dort waltet das „direkte Interesse“, hier kommt das „indirekte Interesse“ hinzu, die Neigung zu einer Sache um der anderen willen, zu Opfern für ein „Ideal“, zu einer Ueberwindung des „Utilitarismus“ anderer Altersstufen. 4. Dort der Zug zum Konkreten und Anschaulichen, hier zum Abstrakten, zum Verallgemeinern, zum Operiren mit fertigen Begriffen, zugleich aber dort die Passivität des Bestimmtwerdens, hier die Aktivität der „Selbstbestimmung“. 5. Dort die Richtung zur Außenwelt, hier ihre Ergänzung durch einen Zug nach innen, durch die „Reflexion“; diese auch in dem Sinne der Selbstbeherrschung. 6. Dort die hohe biologische Wichtigkeit des Spieles, hier ein Zurücktreten derselben. 7. Dort die Eignung vornehmlich zu einem so zu nennenden mechanischen Gehorsam, hier die vornehmlich zu einem „ingeniösen“ Gehorsam und später vornehmlich zu einem „judiziösen“ Gehorsam. — Pädagogische Folgerungen aus diesem siebenfachen Gegensatz führen nun zu Postulaten in der Einrichtung der Schulstufen nach der Grundlinie einer Succession: Realschule — Idealschule. 1. Der Kindheit gebührt ein mehr naturwissenschaftlicher, der Jugend ein mehr geisteswissenschaftlicher Unterricht; dort mehr Geographisches, Naturgeschichtliches, Elementarmathematisches, hier besonders Historisches und sein Ethos. 2. Ueber die „Märchenfreude“ u. s. w. der Kinder hinaus paßt für die Jugend der poetische Gehalt des klassischen Alterthums. 3. Der Kindheit gebührt das mit unmittelbarem Interesse zu erfassende Nächstliegende, die Jugend gehe darüber hinaus, und der alte Satz „non scholae sed vitae“ findet erst für diese eine rechte Bedeutung; auch „Hülfsstudien“ treten jetzt in ihr Recht. 4. Für die Kindheit passen die konkreten, anschaulichen Gegenstände, wie abermals Naturgeschichte, Geographie, die entsprechenden Partien von Naturlehre und Mathematik, endlich die praktische Spracherlernung; für die Jugend: die mehr theoretische Spracherlernung, die weniger anschaulichen Partien der vorgenannten Fächer, endlich der Antheil des Persönlichen an der Geschichte. 5. Erst die Jugend dringt durch ihre „Reflexion“ tiefer in das Geisteswissenschaftliche ein, zumal in die philologische Interpretation; hier finden auch die („propädeutischen“) Anfangsgründe der Philosophie ihren Platz. Und gegenüber der verhältnißmäßigen Trennbarkeit von Erziehung und Unterricht in der Kindheit tritt später der „erziehliche“ Unterricht immer mehr in seine Rechte. 6. Für die Differenzirung von Spiel und Ernst sind die als idealistische angeführten Lehrgegenstände besonders geeignet. 7. Die Phantasieleistungen der Jugendzeit und die „heroischen“ Lehrstoffe erleichtern ein im Sinn des „ingeniösen Gehorsams“ vorgehendes Einwirken auf die Seele des Zöglings, wie dann später der Ausbildung des „judiziösen Gehorsams“ der für die oberste Schulstufe zu fordernde „Kult des evidenten Urtheils“ entgegenkommt. Im Sinn dieser Ausführungen zeigte der Vortragende im näheren, wie die Schulstufen um den Wendepunkt des Pubertätseintritts zu gruppiren sind, verlangte sodann eine Spezifizirung der so im allgemeinen nie recht verläßlichen „Liebe zur Jugend“ durch Zuwendung dieser Liebe zu bestimmten Altersstufen — unter denen auch die des Hochschülers einer speziellen Liebe bedürfe — und schloß dann mit einem Blick auf die für das vorliegende Thema recht dürftige Literatur.

In der darauffolgenden Diskussion wurde namentlich eine größere Reihe von Ergänzungen, aber auch mehrfacher Widerspruch vorgebracht. Einer der Redner erkannte zunächst an, daß auf diesem Gebiet eine wesentliche Ergänzung fehlt, die mit Pädagogischem zusammenhängen muß, und verwies auf Felix Adler, der Gewicht legt auf das Beobachten der psychischen Verschiedenheiten beim Schülermaterial, einschließlich derer, die sich ergeben, wenn verschiedene Gruppen von Schülern in eine Schulstufe eintreten; dabei wird eine intime Verbindung von Aerzten mit Pädagogen angestrebt, und zwar von Aerzten, die nicht bloße „Schulärzte“ sind, pädagogisch gesinnt und erfahren sind und physiologische, nicht psychiatrische Interessen haben. Wichtig ist auch die von Prof. Waldeyer vertretene deutliche Erfahrung, daß vor vollem siebenten Lebensjahr der Gehirnbau noch nicht zu Ende ist und daß es kaum eine so typische Entwicklungsgrenze gibt wie diese; darum sei der Schulanfang mit sechs Jahren gerade um ein Jahr verfrüht, und das Kind solle bis zu jener Grenze beim Spiel bleiben. Anzuerkennen ist, daß man jetzt in den Schulen anfängt, die Schülerschaften homogener zu machen, wenigstens durch ein Abstoßen der Extreme; doch wird immer noch „trübes Material“ bis zum Abiturientenexamen hindurchgeführt. — Ein anderer Redner vermißte in der Entwicklung der psychogenetischen Wissenschaft durch den Vortragenden eine Auseinandersetzung über das Verhältniß zwischen dem Gedächtniß, das sich hier fortwährend ändere, mit den übrigen intellektuellen Kräften — einer der wichtigsten Punkte. Das Gedächniß überwiegt beim Kind und bewegt sich dann in einer absteigenden Kurve. Man läßt in der Kindheit mit Recht viel Wissensstoff mechanisch ins Gedächtniß aufnehmen. Gewisse Dinge, möglichst früh eingeprägt, bleiben fürs ganze Leben. Eine erst nach dem 14. Jahr erlernte Sprache wird wohl nicht gut haften. Alles rein Gedächtnißmäßige muß möglichst früh darankommen. Dies ergibt Kreuzungen mit dem Gegensatz „Realismus-Idealismus“. Im Alter erinnern wir uns an das früh mechanisch Aufgenommene besser, als an das später Aufgenommene. Länger als das Gedächtniß hält sich das Anschauungsvermögen. Im ganzen kann der Pubertätseinschnitt nicht für so entscheidend gelten. Gleich dem Vorredner griff auch dieser Redner die Ausführungen des Vortragenden über den „Kult des evidenten Urtheils“ an, dieses anders als der Vortragende im Sinn eines Gegensatzes des selbstgewonnenen Urtheils gegenüber dem autoritativen fassend. Hier am

meisten muß der Individualismus eingreifen. Niemand soll Lehrer sein, der nicht fortwährend nach dem unterrichtet, was sich aus der sich stets wandelnden Individualität des Schülers ergibt, der also nicht mit solcher Beobachtung lehrt. Gerade für jenes Urtheil müssen die Menschen besonders sorgfältig beobachtet werden. Im Anfang ist es, so sehr schon die Kinder ein merkwürdiges Bedürfniß nach ihm haben, oft sogar zurückzudrängen. Der Vorredner schloß sich diesen Ausführungen an, insbesondere denen über das Gedächtniß. Am spätesten geht bekanntlich das Ersterworbene verloren; „Tenacität ist ein Summationsphänomen". Jedenfalls ist für die Muttersprache die Bedeutung der, leider oft den Fremdsprachen gewidmeten, ersten Lebensjahre festzuhalten, widrigenfalls eine große psychogenetische Verkümmerung entsteht. Ein dritter Redner bestritt ebenfalls die Wichtigkeit des Pubertätseinschnitts. Es handelt sich auch nicht um einen Einschnitt, sondern um eine Periode. Außerdem fallen die körperliche und die geistige Wandlung nicht immer zusammen: oft ist der eine der beiden Zustände bereits fertig reif, der andere noch ganz kindlich. So bleibt vom ganzen kaum etwas anderes übrig, als eine gewaltige, vier bis fünf Jahre dauernde Aenderung, mit großen individuellen Verschiedenheiten. Also sind pädagogische Folgerungen schwer zu ziehen, zumal bei gemischtem Schülermaterial. Trotz der Vorsicht des Vortragenden kommt in seine Folgerungen eine bedenkliche Störung hinein. Läßt man nämlich seine Unterscheidungen auf die Pädagogik einwirken, so geräth man in Kollision mit anderen pädagogischen Grundsätzen. Ja, die letzte Konsequenz würde ein Verzichten auf alle Pädagogik sein, eine „Dressur in Freiheit", eine Erlaubniß an das Individuum, gemäß seiner Entwicklung im Stoff herumzugreifen. Neben der vom Vorredner vertretenen Individualaufgabe besteht doch auch die Aufgabe, die natürlichen Hemmungen des pädagogischen Einwirkens zu überwinden. Soll nach dem Vortragenden beim Sprachunterricht eine niedrigere und eine höhere Behandlungsweise unterschieden werden, so wird kein wirkliches Verständniß für die Sprache zu erwecken sein. Es muß vielmehr dem Individuum der geeignete Zeitpunkt für das volle Mittheilen der Sprache abgepaßt werden. Ferner: im Mädchenunterricht herrscht, wie seine Lehrbücher zeigen, Oberflächliches, im Knabenunterricht Gründliches vor, im gemeinsamen Unterricht wird ausgeglichen und eine gute Mitte gefunden. Eine gleiche Durchschnittsrechnung soll jedem einzelnen Individuum gegenüber gelten. Brauche ich irgendwo das Gedächtniß, so darf ich nicht warten, sondern muß ins frühe Alter zurückgehen. Der Vortrag gab nur eine Gruppirung innerhalb der Pädagogik. Kurz: wenn nur der Natur nachgegeben werden soll, so brauchen wir keinen Pädagogiker; dieser soll vielmehr „die Natur ziehen". Der Vorredner fügte schließlich, sich damit einverstanden erklärend, hinzu, daß ja die Individualität viele Entwicklungs-Möglichkeiten habe und nicht bloß eine einzige Kurve ergebe.

Der Vortragende verzichtete auf eine Replik zugunsten der noch zu erledigenden Verbandssitzung. In dieser wurde vornehmlich die Frage erörtert, wie weit auf eine erfolgreiche Agitation für die hochschulpädagogische Sache gerechnet werden kann, ehe spezielle wissenschaftliche Werke aus diesem Gebiete vorliegen, und wurde der Turnus der wöchentlichen, monatlichen und vierteljährlichen Zusammenkünfte festgesetzt. Den nächsten Vortrag (17. März) wird Dr. Rudolf Steiner halten über „Methoden, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft im Hochschulunterricht zu behandeln". H. Schm.

* **Bonn.** Der bekannte altkatholische Theologe Professor Dr. Franz Heinrich Reusch ist am 3. d. M. im Alter von 74 Jahren gestorben. Ueber seine wissenschaftliche Bedeutung wie über die bedeutsame Rolle, die er den Beschlüssen des vatikanischen Konzils gegenüber und als einer der Führer der altkatholischen Bewegung spielte, werden wir in einem besonderen Artikel berichten.

* **Laibach,** 4. März. Tel. Auf der Erdbeben-Warte zeigte sich heute Abend 6 Uhr eine starke Bewegung an allen Instrumenten in der Richtung Südost-Nordwest. Die Distanz des Erdbeben-Herdes von Laibach beträgt etwa 300 Kilometer.

HK. **Oxford,** 2. März. Aus dem Jahresbericht über die neuen Erwerbungen des hiesigen Ashmolean-Museums für Kunstalterthümer, den der verdiente Konservator desselben, Mr. A. J. Evans, soeben veröffentlicht hat, dürfte eine kurze Mittheilung den kunstverständigen Kreisen der Allgemeinen Zeitung vielleicht nicht unwillkommen sein. Unter den bereits früher erwähnten reichhaltigen Kunstschätzen aus den verschiedensten Ländern und Zeitaltern, die das Museum dem Vermächtniß des im vorigen Jahr verstorbenen hervorragenden Sammlers Fortnum verdankt, möchten wir namentlich die orientalischen Bronzen erwähnen, eine Sammlung, die von chinesischen 45 und von japanischen 38 Proben aufweist: eine große mit Gold und Silber eingelegte Vase aus China, datirt aus dem 11. Jahrhundert unsrer Aera, zur Zeit der Sung-Dynastie, eine mit Malachit und Kupfer eingelegte Schale, wahrscheinlich aus derselben Zeit, und sechs Stücke, die mit Inschriften der Suen-Tih-Periode (1426 bis 1436) versehen sind. Dazu kommen noch vier große Vasen aus dem 12. Jahrhundert oder noch früher, sowie ein kostbarer Weihrauchbehälter in der Form einer Persimon-Dattel, der mit Gold eingelegt ist und das Datum der Suen-Tih-Periode (1426 bis 1436) als Inschrift trägt. Von neun großen Vasen aus chinesischem Porzellan erscheint besonders eine mit apfelgrüner Glasur überzogene als die größte und vollkommenste Probe ihrer Art. Eine andere, nicht minder erwähnenswerthe Sammlung griechischer, römischer und etruskischer Alterthümer, die von Mr. Oldfield im vergangenen Jahre geschenkt wurde, ist namentlich reich an gemalten griechischen Vasen aus der altklassischen Zeit. Diese Vasen, deren eingehende Beschreibung von der fachkundigen Hand des hiesigen Professors für klassische Archäologie, Percy Gardner, als Ergänzung seines früheren ausführlichen Katalogs der im Ashmolean Museum bereits vorhandenen griechischen Vasen, handschriftlich vorbereitet, später im Druck erscheinen soll, bieten Proben von außergewöhnlicher Bedeutung dar. Unter denselben sei die berühmte „Busiris-Vase" genannt, auf die zuerst in den Annalen des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom 1865 von Helbig aufmerksam gemacht wurde und welche die charakteristischen Umrisse und Muster eines Vasenmalers des 5. Jahrhunderts v. Chr. aufweist. Ferner eine noch nicht beschriebene, in geschmackvollem Stile verfertigte Amphora, welche die Geburt der Pandora darstellt, sowie die Namen der verschiedenen dabei gegenwärtigen Personen, namentlich des Epimetheus, angibt und über diesen Mythus neues Licht verbreitet. Eine andere stilvoll verfertigte Amphora zeigt den Oedipus und die Sphinx, und ein Stamnos oder Krug stellt uns die Mitbewerber um den Wettkampf der fünf Hauptarten athletischer Uebungen dar. Von ausgezeichneter Arbeit ist eine Oinochoe (Weinkanne) aus Nola mit der über einem Tripodion schwebenden Siegesgöttin Nike. Unter anderen schönen Proben sei noch ein weißes attisches Lekythos (Oelfläschchen) mit einer Begräbnißscene erwähnt, sowie ein Kylix (Kelch), auf welchem ein Jüngling wie er zwei Rosse lenkt, dargestellt ist. Ein Basrelief endlich, das ursprünglich zu einem etruskischen Sarkophage gehörte, führt uns die in der Odyssee geschilderte Scene des Odysseus mit seinen Gefährten und die Sirenen vor Augen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. W. Scharling: Bankpolitik. Jena, Gust. Fischer 1900. — Verhandlungen der am 25.—27. September 1899 in Breslau abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik über die Hausindustrie und ihre gesetzliche Regelung 2c. Herausgegeben vom ständigen Ausschuß. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — Dr. M. Joseph: Die Prophylaxe bei Haut- und Geschlechtskrankheiten. (Nobiling-Jankau: Handbuch der Prophylaxe, Abtheilung II.) München, Seitz u. Schauer 1900. — Heinz Tovote: Die rothe Laterne. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Co. 1900. — v. Haag-Brettreich: Das bayerische Gesetz, betreffend die Flurbereinigung vom 29. Mai 1886 — 9. Juni 1889. II. Auflage. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 6. März. Nummer 54.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle** in München.

Uebersicht.

Presse und Literatur in Finnland.

II.

Die Rolle Porthàns in der Kulturgeschichte Finnlands beschränkt sich nicht darauf, die Presse und die Historiographie Finnlands ins Leben gerufen zu haben. Vielmehr verdankt die finnländische Literatur ihre neuere Entwicklung der Wirksamkeit dieses seltenen Mannes. Wenn der Erzbischof von Abo, Michael Agricola, ein Schüler Luthers und Melanchthons, durch sein erstes Gebetbuch in finnischer Sprache und durch seine finnische Uebersetzung des Neuen Testaments der Schöpfer der finnischen Schriftsprache war, so hatte Porthàn durch seine historischen und philologischen Arbeiten der finnischen Literatur jene Bahnen vorgezeichnet, welche zur Erweckung der modernen finnischen Literatur führten, deren Vertreter nunmehr auch in Westeuropa das Bürgerrecht besitzen. Porthàns philologische Arbeiten machten aus der vulgären, schwerfälligen und armen finnischen Sprache aus der Zeit Agricola's eine reiche, schmiegsame und völlig literaturfähige Sprache, in der die modernen Werke der finnischen Schönliteratur geschrieben werden.

Den Grund zur neuesten Literatur Finnlands legte bekanntlich Elias Lönnrot durch die Herausgabe des finnischen Nationalepos „Kalewala“. Daß Lönnrot überhaupt seinen ärztlichen Beruf im nordfinnischen Städtchen Kajan aufgab, um nach seiner Vaterstadt Sammati zu ziehen und die Denkmäler der Volkspoesie herauszugeben, verdankt Finnland ebenfalls dem geistreichen Porthàn, der in Topelius, dem ersten Sammler der finnischen Volkslieder, dem Vater des berühmten, unlängst verstorbenen finnischen Dichters Topelius, und in Lönnrot das Interesse für die finnische Volkspoesie wachrief und sie für die Schönheiten der finnischen Sagenwelt begeisterte.

Der „Kalewala“ wurde im Jahre 1835 veröffentlicht. Es ist jedoch nicht unsre Aufgabe, seinen Inhalt und seine poetischen Schönheiten hier zu charakterisiren; „Kalewala“ ist der gebildeten Welt bekannt.[1] Wir wollen hier nur seine Bedeutung für die Entwicklung der neuesten finnländischen Literatur hervorheben. Der Held des „Kalewala“, der weise Weinemäinen, die Verkörperung der Weisheit, kämpft für das Glück seines Volkes. Er erobert bei den Lapländern die unter dem Namen „Sampo“ bekannte „Mühle des Glücks“, um sie den Söhnen des Kalewa, seinen Stammesbrüdern, zu bringen. Weinemäinen erobert diese Mühle dadurch, daß er durch seine süßen und bezaubernden Lieder die Feinde der Söhne des Kalewa einschläfert und dann die Mühle des Glücks entführt. Auf der Rückfahrt in das Land des Kalewa wird Weinemäinen von einem fürchterlichen Seesturm überrascht welchen die Königin der Lapländer durch Zauberei hervorruft. Sie selbst setzt Weinemäinen mit einem großen Heer nach, um die entführte Glücksmühle zurückzuerobern. Es findet eine Schlacht statt, in der die Königin auf das Haupt geschlagen wird. Aber die „Sampo“ wird im Gefecht in Trümmer geschlagen, so daß Weinemäinen seinem Volke nur einige Reste der Glücksmühle überbringt, auf denen die Wohlfahrt des Landes begründet wird. Aber trotz seiner Heldenthaten muß Weinemäinen die Macht dem Sohne der Mariatta, Christus, abtreten, den er zum König der Karellen krönt. Nach vollbrachter That tritt Weinemäinen seine Himmelfahrt an, hinterläßt aber vor der Fahrt den Söhnen des Kalewa sein „Cántele“[1] und seine berühmten Lieder, und zwar, wie er sagt, „zur ewigen Freude des Volkes“.

Die Grundidee des „Kalewala“ ist also der heroische Kampf um das Glück und um die Wohlfahrt des Volkes, in welchem Weinemäinen nur dank seiner hervorragenden poetischen Begabung Sieger blieb. Diese Grundidee beherrschte und beherrscht noch die neueste finnländische Literatur. Die Wohlfahrt des Volkes ist das Grundmotiv der hervorragendsten Erzeugnisse der finnländischen Literatur. Jeder finnländische Schriftsteller ist in dieser oder jener Form ein Stück Weinemäinen; jeder Schriftsteller bemüht sich, in dieser oder jener Form das finnländische Schriftthum zu bereichern, um für sein Volk die „Sampo“ schmieden zu helfen. Weinemäinens Worte: „Um eine neue ‚Sampo‘ zu schmieden, bedarf man der neuen Lieder“, haben die finnländischen Dichter und Schriftsteller richtig verstanden: sie verstanden, daß nur die Hebung des Kulturniveaus der Finnländer deren materielle und geistige Wohlfahrt fördern kann. Und so sehen wir, daß die ersten finnländischen Dichter, Runeberg und Topelius, wiewohl sie ihre Werke in schwedischer Sprache niederschrieben, nur einen Zweck kennen: die Gewinnung des gesammten finnischen Volkes für die Ideen der Freiheit, des Fortschritts und der Aufklärung. Runeberg bleibt sich überall treu. Sein Patriotismus kennt keine Parteiunterschiede. Er umfaßt in seiner Vaterlandsliebe Alle und alles, was den Stempel Finnlands trägt. Ob in den „Erzählungen des Fähnrichs Stol“ (Fänrik Ståhls Säger) oder im „Weihnachtsabend“ (Julquällen), ob in „König Fjalar“ oder in der Tragödie „Kungarne pa Salamis“, ob endlich in seinen lyrischen Gedichten oder Epigrammen — überall weckt Runeberg im Herzen der Finnländer die besten und reinsten Ideale, die Liebe zum Volk und zur Gerechtigkeit, die Begeisterung für Freiheit und Schönheit in der Literatur. Auch Topelius,

---

[1] Deutsch erschienen im Jahre 1851.

[1] National-finnisches Musikinstrument, eine Art Zither. Nach der finnischen Sage hatte Weinemäinen das erste Cántele eigenhändig gemacht, und zwar aus der Baumrinde einer Trauerweide. Die fünf Saiten des Cántele hatte er aus dem Haar eines Mädchens geflochten, das seinen Geliebten erwartete. Und Weinemäinen entlockte dem Cántele solche süße und bezaubernde Töne, daß alle lebenden Wesen, sogar die Geister der Luft, Erde und des Wassers herbeiströmten, um diesen Tönen zu lauschen.

der erste Lyriker Finnlands, verstand es, aus längstvergangener Zeit Finnlands Menschen und Ereignisse hervorzuzaubern, welche die Liebe der Finnländer zu ihrem Heimathlande weckten und befestigten. Und man begreift es vollkommen, daß die von Topelius geschriebenen Erzählungen für Kinder „Boken om vårt land" und „Naturens Bok" in keiner finnischen Hütte fehlen. Der Zauber und die poetische Schönheit dieser Erzählungen, die aus denselben athmende Liebe für Finnland und die Finnländer mußten die Landsleute Topelius' begeistern und entzücken. Onkel (farbor) Topelius, wie die finnländischen Kinder den Dichter von „Boken om vårt land" und „Ljungblommor" nannten, hat im Verein mit Runeberg zum erstenmal in der finnländischen Literatur auch den Kampf für die Armen und Unterdrückten eröffnet und somit die gebildeten Elemente an ihre Pflicht den unteren Schichten der Bevölkerung gegenüber gemahnt, welche „im Hunger und in der Kälte der Fahne der Ehre treu blieben".

Runeberg, Topelius und ihre zahlreichen talentvollen Jünger hatten jedoch die Thatsache nicht verschwinden machen können, daß ohne Literatur in finnischer Sprache der kulturelle Werdegang des finnischen Volkes ein Anachronismus wäre. Wiewohl die Werke dieser berühmten Dichter ins Finnische übersetzt wurden, so gab sich die nationale Bewegung, welche Snellman durch seine publizistische Thätigkeit entfesselte, damit dennoch nicht zufrieden. Die Entwicklung des politischen Selbstbewußtseins des finnischen Volkes forderte gebieterisch auch die Kreirung einer national finnischen Literatur. Schon Professor Signeus, dieser hervorragendste finnische Redner, übte auf die Entwicklung des künstlerischen Geschmacks der finnischen Jugend großen Einfluß. In seinen poetischen Werken suchte Signeus diese dann für die Interessen der national finnischen Literatur zu begeistern. War schon aber die Thätigkeit Signeus' und Genossen für die Entstehung der national finnischen Literatur von großer Bedeutung, so war Snellmans Wirksamkeit bahnbrechend für den Werde- und Entwicklungsgang dieser Literatur.

Und so sehen wir, daß kurze Zeit nach der Begründung der „Saima" eine Reihe talentvoller Schriftsteller ihre Werke in finnischer Sprache zu schreiben beginnen. Unter den ersten finnischen Dichtern nimmt der 1889 verstorbene Professor A. Ahlquist, welcher in der finnischen Literatur unter dem Pseudonym A. Oxanen bekannt ist, einen hervorragenden Platz ein. Selbst dem Volk entstammend, im Zentrum des Landes, in Savolax, erzogen und aufgewachsen, vereinigte Ahlquist in sich große Kenntniß der finnischen Sprache, ein feines Gehör für die Töne der Volkslieder und einen hochentwickelten künstlerischen Geschmack. In den Gedichten auf patriotische Themata erhebt sich Ahlquist zum wahren Volkslyriker. Seine Gedichte „Die Braut des Steuerers", „Savolax" und „Erwache, erwache, Heimathsprache!" sind zu Nationalliedern geworden. Seine „Funken" (Kineneitä) haben die Entwicklung der finnischen Lyrik mächtig gefördert.[1] Oxanens Beispiel blieb nicht ohne Nachahmung. Es entstanden alsbald viele Lyriker, welche die Entwicklung der finnischen Poesie förderten. Zu den bekanntesten derselben aus dieser Zeitperiode (1860 bis 1870) gehören: Krohn (bekannt unter dem Namen Suonio), Buocinen, Kramsu, Jennes und Kajander. Während aber die letztgenannten vier Lyriker des modernen Finnland ihre Sujets nur dem finnischen Volksleben entnahmen, war der erst 1888 verstorbene Suonio-Krohn der geistreichste Verbreiter westeuropäischer Ideen in Finnland. Ein Deutscher von Geburt und Erziehung, ließ sich Krohn von den von Snellman gepredigten Ideen hinreißen, um seine große Begabung, seine edlen Gefühle und seine ganze Energie in den Dienst der finnischen Literatur zu stellen. Suonio-Krohn, welcher Professor der finnischen Literatur war, übersetzte die hervorragendsten Werke der Weltliteratur ins Finnische, gab literarische Journale heraus und bereicherte die finnische Poesie mit ideenreichen und gefühlvollen Gedichten, in denen er als Anwalt der Erniedrigten und Beleidigten auftrat. Sein Horizont umfaßte nicht nur Finnland, sondern die ganze Welt, die ganze Menschheit. Unter seinem Einfluß stand auch Kajander, dessen finnische Uebersetzung Shakespeare's eine Leistung ersten Ranges ist.

[1] Siehe K. Laino: „Finnlands Literatur", Kap. XVII.

Diese Lyrik erhielt aber erst Anfang der 70er Jahre in J. Erkko ihren hervorragendsten Vertreter. Sohn eines Bauers, brachte Erkko in die finnische Lyrik jenen naiven Volkston, dessen Natürlichkeit und Unmittelbarkeit große Anziehungskraft ausübten. Nebst der richtigen und treuen Wiedergabe der Gefühle und der Ideen des Volkes verräth die Lyrik Erkko's ein Streben nach Wahrheit und nach hohen ethischen Idealen. Wie noch Keiner verstand es Erkko, die Geheimnisse der tiefen Wälder Finnlands zu erlauschen, das Leben in denselben zu enthüllen. Die große Kenntniß der Natur und des Lebens der alten Finnländer machte Erkko auch zum besten Dramatiker auf dem Gebiet des Kalewala. Sein 1893 erschienenes Schauspiel „Aino" ist das beste Erzeugniß der neuesten finnischen Poesie. Auch sein zweites Schauspiel „Kullerwo" kann mit Recht als eine werthvolle Bereicherung der neuesten finnischen Poesie betrachtet werden.

Während aber die junge finnische Schriftstellergeneration unter dem Einfluß Oxanens, des Schöpfers der Gesetze der neuesten finnischen Dichtkunst, sich ausschließlich der Entwicklung der finnischen Poesie widmete, wuchs in der entlegenen Pfarre Nurmijarvi ein Jüngling heran, dem es beschieden war, der Schöpfer der finnischen Prosa zu werden und durch seine unvergleichlichen belletristischen Werke der finnischen Literatur neue Bahnen vorzuzeichnen. Es war dies Alexis Stenvall, welcher unter seinem Schriftstellernamen Alexis Kiwi bekannt ist. Sohn eines armen Schneiders aus Nurmijarvi, der dem Trunk ergeben war, wuchs Alexis Stenvall in einem Milieu auf, wo seine Begabung eher getödtet als gefördert werden konnte. Aber der Gottesfunken des Schriftstellers war in ihm so mächtig, daß er aus dem Kampf mit den traurigsten Verhältnissen als Sieger hervorging. Dort in der halbverfallenen Hütte zu Nurmijarvi studirte Alexis Stenvall mit fieberhaftem Eifer die Bibel und die Werke von Homer, Shakespeare, Cervantes und den Kalewala, wodurch er seinem Vater großen Kummer bereitete, da dieser die Ueberzeugung gewann, „daß der Faulenzer Alexis das edle Handwerk seines Vaters niemals erlernen werde". Schließlich war der alte Stenvall genöthigt, den im Jahre 1834 geborenen Alexis in die Schule nach Helsingfors ziehen zu lassen. Im Alter von 23 Jahren bezog Alexis Kiwi die Universität, wo er einige Jahre verblieb, ohne sich jedoch dem geistlichen Stand zu widmen, wie er ursprünglich geplant hatte. Schon als Student bekundete Kiwi literarisches Talent. Seine ersten schriftstellerischen Versuche schrieb er in schwedischer Sprache nieder, um jedoch alsbald, unter dem Einfluß der poetischen Werke des Professors Signeus, sich der Schaffung von Werken in finnischer Sprache zu widmen. Das erste finnische Werk von Kiwi war das Drama „Kullerwo", das den ersten Preis der finnischen Literaturgesellschaft erhielt. Das Drama ward anfangs in Versen verfaßt, unter dem Einfluß der Kritik jedoch gab Kiwi diesem seinem Erstlingswerk eine prosaische Form. Das war im Jahre 1864, und dieses Jahr bildete eine Epoche in der neuesten finnischen Prosaliteratur. Das Drama „Kullerwo" schilderte in origineller Weise die Schicksale des tragischsten Helden des finnischen

Volksepos, des unglücklichen Sclaven Kullerwo, mit seiner blutigen Rache, seinem schrecklichen Verbrechen und seinem heldenhaften Tod. Der sagenhafte Held Kullerwo, der sich in Sklaverei befindet, sehnt sich nach Freiheit. Seine Lebensaufgabe besteht darin, seine Peiniger zu vernichten. Anfangs will ihm nichts gelingen; endlich aber erreicht er es, an seinen Peinigern blutige Rache zu nehmen und die ersehnte Freiheit zu erlangen. Siegestrunken begeht er ein fürchterliches Verbrechen, dessen ganze Schwere er erst später erfährt: er verführt seine eigene Schwester. Als er jedoch von seinem furchtbaren Verbrechen erfährt, durchbohrt er sich in Verzweiflung das Herz. Dies ist die Sage von Kullerwo. Und aus diesem Stoff hatte Kiwi ein Schauspiel geformt, das an dramatischer Wirkung, an poetischem Reiz und an dem Zauber der Sprache alle früheren Werke auf dieses Thema, sogar das gleichnamige Drama von Erkko, übertraf. War schon das Drama „Kullerwo" ein Markstein in der Geschichte der neuesten finnischen Literatur, so schuf Kiwi durch sein im Jahre 1864 erschienenes fünfaktiges Volksschauspiel „Die Schneider aus Nummi" („Nummi suntarit") das erste klassische Werk in finnischer Sprache. Als tiefer Kenner seines Volkes und der Naturschönheiten seines Landes, als feiner Beobachter und Meister der psychologischen Analyse, als geistreicher Humorist und objektiver Schilderer entwarf Kiwi in seinem Schauspiel „Nummi suntarit" ein Bild aus dem Leben des finnischen Volks, das durch seine streng realistischen Farben und künstlerische Vollendung einen unwiderstehlichen Zauber ausübte. Aus der Tiefe seines Herzens und aus seiner reichen Phantasie entströmten ihm die bezaubernden Schilderungen jener Volksklassen, denen er selbst angehörte und die er so gut kannte. Daher die Natürlichkeit des Tones, die tiefe Kenntniß der Volksseele, die Wahrheit der geschilderten Ereignisse, welche seine Werke auszeichnen. Der Inhalt des Schauspiels „Die Schneider aus Nummi" ist folgender: Der Schuhmacher Topias, welcher einen Sohn Esko und eine Pflegetochter Jana hat, ist bestrebt, seinen Sohn vor der Verehelichung der Pflegetochter zu verheirathen, um die 500 Thaler zu bekommen, die ein angeheiterter Korporal demjenigen der beiden Kinder vermacht hatte, welches früher in den Ehestand treten wird. Topias und sein Sohn Esko sind sehr einfältig; sie verstehen nicht einmal, Wahrheit von Dichtung, Spaß von Ernst zu unterscheiden. Topias' Frau Marta dagegen ist ein gescheiter Kopf und führt das Regiment im Hause. Als Topias einmal in Begleitung seines Nachbars, des reichen Bauers Kary, vom Jahrmarkt heimkehrt, schenkt er dem halbbetrunkenen Kary Glauben, der sich den Scherz macht, die Hand seiner schönen Tochter Grethe dem Sohne Topias' zu versprechen. Topias sendet deßhalb alsbald seinen Sohn Esko zum Nachbar, damit er um die Hand Grethe's werbe. Die Werbung endet aber mit einem tragi-komischen Skandal. Esko trifft im Hause Kary in dem Augenblick ein, als dort die Hochzeit Grethe's mit einem Anderen gefeiert wird. Esko's Begleiter, der durchtriebene und verständige Mikko, animirt den beschämten Bräutigam dazu, den Zorn durch Branntwein zu stillen. Vollständig betrunken kehrt Esko heim, wo er den todtgeglaubten Matrosen Nillo, den Vater der Pflegetochter Jana, findet. Nillo hat seiner Tochter auch einen Bräutigam mitgebracht, so daß Jana die vermachten 500 Thaler erhält. Aus Freude über die Rückkehr ihres Vaters gibt jedoch Jana die Hälfte des Geldes dem unglückseligen Esko. Dieses einfache Thema gab Kiwi Anlaß, sein hervorragendes Talent zu entfalten. Das Volksleben in seiner ungeschminkten Wahrheit und Natürlichkeit, der Volkshumor mit seinem manchmal derben, aber immer treuen Realismus, die Volksseele in ihrer ganzen Tiefe — das alles sprudelt aus „Nummi suntarit" in unmittelbarer Kraft und anmuthiger Schönheit. Die Sprache dieses Stückes war das erste Muster der echten finnischen Sprache in Prosa.

Während aber Kiwi dieses Werk unter den fürchterlichsten Qualen der Nahrungssorgen niederschrieb, gab eine wohlhabende alte Frau aus dem Volk dem Autor von „Nummi Suntarit" nach der Publikation des Stückes die Möglichkeit, sich ohne Sorgen um das tägliche Brot der finnischen Literatur gänzlich widmen zu können. Und der Menschenfreundlichkeit dieser Frau verdankt die finnische Literatur vieles. Volle sieben Jahre arbeitete Kiwi im Hause dieser Frau, um 1870 die finnische Welt mit seinen berühmten Novellen „Sieben Brüder" (Seitsemän veljestä) zu beschenken. Dieses Werk war und ist wohl das beste Erzeugniß der gesammten Literatur Finnlands, da es die Schätze der finnischen Volksseele erschließt, einen tiefen Einblick in diese Seele gewährt, Land und Leute, Sitten und Gebräuche in meisterhaften und harmonischen Bildern vorführt und mit unvergleichlichem Humor schildert. Trotz der epischen Form der „Sieben Brüder" ist das Werk an dramatischen Episoden sehr reich. Kiwi wollte in diesen Novellen zeigen, wie sieben halbwilde Brüder dank dem Ernste des Lebens und ihrem gesunden Bauernverstand zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft, zu Pionieren der Kultur werden. In ihrer Jugend hatten die sieben Brüder nur für Faustkämpfe und Bravourstücke Sinn. Da starben ihre Eltern, sie waren gezwungen, die Führung der Wirthschaft zu übernehmen. Sie mußten also eine Frau haben, die die häuslichen Arbeiten verrichtet. Es handelte sich ihnen nur darum, welcher von den Brüdern heirathen soll. Endlich faßten die älteren fünf Brüder den Entschluß, um die Hand eines und desselben Mädchens anzuhalten, denn ihnen war es gleichgültig, welchen von den fünf Brüdern das Mädchen wählen würde. Da aber das finnische Gesetz den Analphabeten nicht gestattet, zu heirathen, so sahen die Brüder, welche des Lesens und des Schreibens unkundig waren, den Nutzen der Volksbildung ein; sie begaben sich in die Volksschule. Sie lernten aber sehr schlecht, wurden von den Schulkollegen verhöhnt und verspottet, was zu einer Rauferei führte, an der das ganze Dorf theilnahm. Dies zwang die Brüder, ihre Anwesen in Pacht zu geben und selbst in den Wald zu ziehen, um im Schoß der Natur ein freies Leben zu führen. Die Schilderungen dieses Lebens im Walde dürften an Schönheit und Zauber nicht nur in der finnischen, sondern in der ganzen skandinavischen Literatur einzeln dastehen. Allmählich brachte das Leben die Brüder dahin, daß sie die Jagd und den Fischfang aufgaben, um sich dem Ackerbau, der Hauptbeschäftigung der Finnländer, zu widmen. Sie lernten eifrig lesen und schreiben und sahen endlich ein, daß sie selbst an den Verfolgungen, denen sie bis dahin ausgesetzt waren, Schuld trugen. So kehrten sie endlich in ihr Heimathsdorf zurück, um das Leben ernster Ackerbauer zu führen.

Als Schöpfer der sogenannten realistischen Schule in Finnland, als einer, der mit den Traditionen der Romantik endgültig abbrach, schuf Kiwi in diesen Novellen zahlreiche Typen und Charaktere, in denen sich das finnische Volksleben mit photographischer Treue und Natürlichkeit wiederspiegelt. Er, der Sohn des Volkes, kannte die schwachen und lächerlichen, aber auch die sympathischen Seiten des finnischen Volkscharakters; als realistischer Schilderer enthüllte Kiwi schonungslos alle diese Seiten, um ein großartiges und talentvolles Bild aus dem finnischen Volksleben zu entwerfen. Es ist deßhalb ein Irrthum, wenn einige finnische Ultrapatrioten gegen Kiwi den Vorwurf erheben, daß er in den „Sieben Brüdern" das finnische Volk lächerlich machen wollte; als Naturalist hatte es Kiwi nur vermieden, das Volk zu idealisiren. Mit gesundem Humor und unvergleichlichem Komismus schilderte er das Volksleben; die von ihm

geschaffenen Typen athmen Leben und Wahrheit. Auch in seinem Drama „Die Verlobung“, dieser meisterhaften Schilderung einer komischen Episode aus dem Volksleben, gelangen die charakteristischen Merkmale des literarischen Talents des Schöpfers von „Nummi Suntarit“ und „Seitsemän veljestä“ zum stärksten Ausdruck. Kiwi hätte die finnische Literatur mit noch werthvollen Werken bereichert, wenn er nicht geisteskrank geworden wäre. Die Folgen der schrecklichen Nahrungssorgen, gegen die Kiwi so lange zu kämpfen hatte, blieben nicht aus: es stellten sich bei ihm Symptome unheilbaren Wahnsinns ein, die im Jahre 1872 seinen Tod herbeiführten.

Die von Kiwi eingeschlagene realistische Richtung in der finnischen Literatur blieb nicht ohne Einfluß auf die heranwachsende Schriftstellergeneration Finnlands. Die von ihm vorgezeichnete Bahn betraten viele junge Schriftsteller, welche sein Werk mit Eifer fortsetzten. Aus der Zahl dieser Schriftsteller ragen besonders Pjetari Päivärinta und Inho Reijonen hervor. Päivärinta, ein Kirchendiener aus Esterbotnien, zeichnete sich durch tiefe Kenntniß des Volkes und durch Tiefe des Gemüths aus. Seine Novellen „Elämäni“ (Mein Leben), „Elämän havaintaja“ (Beobachtungen aus dem Leben) und „Torpanpoika“ haben einen hohen ethnographischen Werth.[1] Auch Inho Reijonen ist ein realistischer Sittenmaler, dessen Schilderungen Leben und Wahrheit athmen. Von seinen Erzählungen verdienen die anmuthigen Novellen „Beim Pfarrer“, „Der Rechte“ und „Kaaperi's Freierei“ hervorgehoben zu werden.[2])

Aber trotz einer Schaar unleugbar talentirter Schriftsteller blieb die Lücke, welche der Tod Kiwi's in der finnischen Literatur verursachte, ein ganzes Dezennium unausgefüllt. Erst nach Ablauf von zehn Jahren nach dem Tode des Autors von „Nummi Suntarit“ und „Seitsemän veljestä“ traten in der finnischen Literatur zwei Talente hervor, welche die Nachfolgerschaft Kiwi's in Ehren übernahmen und die finnische Literatur nach außen hin würdig vertraten. Diese zwei Talente, das eine auf dem Gebiete des Dramas, das andere auf dem Gebiete des Romans, waren Minna Canth und Johann Brofeldt, welcher unter dem Schriftstellernamen Juhani Aho bekannt ist. Der Nachfolger Kiwi's auf dem Gebiete des Dramas war eine Wittwe mit sieben Kindern, ihr begabter Rivale auf dem Gebiete des Romans war ein 23jähriger Jüngling, dessen Jugendfrische in Gedanken und Gefühlen seinen Werken besonderen Reiz verlieh. Die Werke dieser beiden Schriftsteller sind, was künstlerische Form und Stil betrifft, das Beste, was bis jetzt in finnischer Sprache erschienen ist. Der Einfluß Kiwi's auf diese Schriftsteller ist unverkennbar; dieser Einfluß drückt sich besonders in Juhani Aho, diesem Stilisten par excellence und originellen Schilderer, aus. Als objektiver Beobachter und Realist ist Aho ein Antipode Canths, die ihr Geschlecht nicht verleugnen kann.

Minna Canth betrat die literarische Laufbahn als bejahrte Wittwe, die das sie umgebende Leben in allen seinen Erscheinungen genau kannte. Ihre ersten Arbeiten waren Erzählungen in Prosa, dem Volksleben entnommen. Dieselben erschienen im Jahre 1891 gesammelt in zwei Bänden. Mit schonungsloser Schärfe schilderte Canth in diesen Novellen die sozialen Zustände in ihrem Vaterlande. Der Kampf des Individuums mit der Gesellschaft, die Stellung des Weibes, die Arbeiterfrage — alles dies fand in ihnen seine schonungslose Beleuchtung. In den später erschienenen Romanen „Armuth“ (Köyhää kansaa) und „Krämerin Lopo“ (Kauppa-Lopo), wo das Volksleben in naturalistischen Farben geschildert wird, versteht es Canth, die Sympathien des Lesers für die Armen und Bedrückten zu gewinnen, wobei die objektive Form der Schilderungen den Eindruck, welcher die Ereignisse hervorruft, noch verschärft. Was den Werth der Canth'schen Werke in Prosa noch erhöht, ist die tiefe Kenntniß der menschlichen Seele. Ein scheinbar unbedeutender Vorwurf erhält durch ihre meisterhafte psychologische Analyse hohen dramatischen Ernst und verwandelt sich in eine Lebenstragödie. So die kleine Erzählung „Herr Roller“, wo das Seelenleben eines scheinbar glücklichen Mannes mit großer Meisterschaft entrollt wird, das doch nichts ist als eine Kette von Qualen und Leiden, denen nur der Selbstmord ein Ende macht.[1])

Wenn aber Minna Canth schon als Novellistin in der finnischen Literatur eine bedeutende Stellung eingeräumt werden muß, so nimmt sie als dramatische Schriftstellerin in der Literatur ihres Vaterlandes den hervorragendsten Platz ein. Schon ihre ersten dramatischen Werke aus dem Volksleben, „wie „Murtovarkans“ (Einbruchdiebstahl) und „Roinilan talossa“ (Roinilans Anwesen), zeichnen sich durch scharfe Charakteristik der handelnden Personen und durch gesunden Realismus aus. Wiewohl die Wahl des Sujets beider Dramen keine besonders glückliche war, so fanden sie durch ihre glänzende Sprache, durch ihre dramatische Handlung und durch ihren Realismus allgemeinen Beifall. Während aber Canth in diesen zwei Volksdramen noch eine gewisse Naivetät des Gefühls verrieth und mit der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung sich scheinbar zufrieden gab, erklärte sie in ihren späteren Dramen dieser Ordnung mit ihren Gesetzen und Institutionen den Krieg, den sie mit ungeschwächter Energie und mit immer wachsender Erbitterung bis zu ihrem Lebensende führte. Diesen Umschwung in der Weltanschauung der begabten Schriftstellerin rief die Bekanntschaft herbei, welche Canth mit den Leiden des Volkes, mit den Gebrechen der bestehenden sozialen Ordnung und mit der Lage der Armen gemacht hatte. Das erste Werk Canths aus dieser Zeitperiode war das Drama „Tyomiehen Vaimo“ (Das Weib des Arbeiters). Grau in Grau malte Canth in diesem Drama das unerträgliche Loos der Arbeiterfrau. Der grausame Mann, welcher seinen Arbeitslohn vertrinkt, quält seine Frau, die endlich diesen Qualen erliegt, während der Mann um die Hand einer Anderen wirbt, die natürlich dasselbe Schicksal erwartet. Die Tendenz der Verfasserin sticht in diesem Drama zwar hervor, aber das Stück ist mit so aufrichtiger Begeisterung geschrieben, ist an dramatischen Episoden so reich, daß es auf den Zuschauer sowohl als auch auf den Leser eine unwiderstehliche Wirkung übt. Die Moral des Stückes ist: der Mensch hat die sozialen Zustände geschaffen, er trägt dafür die Verantwortung. Die moral-philosophischen Werke Tolstoj's und „Die Stützen der Gesellschaft“ von Ibsen beeinflußten die schriftstellerische Thätigkeit Canths in mächtiger und unverkennbarer Weise. Unter dem Einfluß dieser Meister verschärfte sich ihre Abneigung gegen die bestehende Gesellschaftsordnung, welche sie schonungslos bekämpfte. Ihr erschütterndes Drama „Kovan onnan lapsia“ (Die Kinder des Unglücks) ist eine erschreckende Anklage gegen die moderne soziale Ordnung und deren Gesetze. Hier geißelt sie jene Ordnung der Dinge, welche durch ihre Verachtung der Armuth und durch ihre Rücksichtslosigkeit gegen die Bedrückten die Armen der Schande und dem Verbrechen preisgibt. Der Held des Stückes, der Räuberhäuptling Topra-Cheikki, ist ein finnischer Karl Moor; der Thätigkeit seiner Räuberbande verleiht er einen idealen Charakter, indem er ihr

[1]) Einige werthvolle Erzählungen Päivärinta's sind auch in deutscher Sprache erschienen, und zwar im Verlage von H. Haessel in Leipzig unter dem Titel „Aus dem Lande der tausend Seen“, herausgegeben von Max Buch.

[2]) Siehe Max Buch: „Aus dem Lande der tausend Seen“.

[1]) Siehe Max Buch: „Aus dem Lande der Tausend Seen“. Verlag von H. Haessel in Leipzig.

kommunistische Bestrebungen zugrunde legt; er hält Brandreden gegen die Reichen, welche das arme Volk ausbeuten und bedrücken. Während aber Canth in den „Kindern des Unglücks" den in ihrer Brust lodernden bitteren Gefühlen über die Gebrechen der modernen sozialen Ordnung zügellosen Ausdruck gab, vertrat sie dieselbe Weltanschauung in ihren letzten Dramen mit großer Objektivität und Ruhe. So in ihrem Drama „Papin perhe" (Die Familie des Pastors), wo der Zwiespalt zwischen der alten und neuen Generation dargestellt wird. In dieser puritanischen Familie, deren Grundlage die väterliche Autorität und der strenge Konservatismus bilden, entsteht ein Konflikt zwischen Eltern und Kindern. Es ist ein erbitterter Kampf, der hier ausgefochten wird und der schließlich mit dem Siege der neuen Ideen endet: der Pastor muß zugeben, daß alte Wahrheiten durch neue ersetzt werden müssen, denn das Leben duldet keine Hemmnisse. Wiewohl der Einfluß des Turgenjew'schen Romans „Väter und Söhne" in „Papin perhe" unverkennbar ist, so hat Canth in diesem Stück originelle, lebenstreue Typen und Charaktere geschaffen, in denen das moderne Leben Finnlands in unmittelbarer Kraft und Formvollendung sich widerspiegelt. Auch in ihrem Drama „Sylvia" berührte Canth eine ernste Frage, die der freien Liebe.

Nach diesen zwei Dramen, die dem Leben in den bürgerlichen Kreisen entnommen wurden, kehrte Canth zum Volke wieder, das sie so viel liebte und so gut kannte. Ihr letztes Volksstück war das Drama „Anna Lisa", dessen Inhalt dem von Tolstoj's Drama „Die Macht der Finsterniß" vollkommen gleicht. Der Unterschied besteht nur darin, daß bei Canth die Rolle des Nikitta aus der „Macht der Finsterniß" das Bauernmädchen Anna Lisa spielt. Auch in diesem Stücke werden Bilder von abscheulichen Verbrechen entrollt, auch hier wiederholt sich die Scene des öffentlichen Sündenbekenntnisses, doch bildet das Stück, was die Darstellung der Charaktere, was die Schilderung der Volksgefühle betrifft, ein rein finnisches Werk. Mit diesem Drama hatte Canth in ihrer literarischen Thätigkeit den Höhepunkt erreicht. Dieses Stück war auch ihr Schwanenlied: sie starb im Jahre 1898, im Alter von nur 48 Jahren.

Während Minna Canth das dramatische Gebiet vollauf beherrschte, errang sich der 1861 geborene Romanschriftsteller Juhani Aho in der modernen finnischen Novellistik einen Platz, der vor ihm noch von keinem finnischen Novellisten eingenommen werden konnte. Aho erinnert an Turgenjew und Runeberg. In seinen kleinen Erzählungen entwirft er mit unnachahmlicher Meisterschaft Alltagsbilder aus dem finnischen Volksleben, welche durch ihre Farbenpracht, durch ihren objektiven Realismus und durch ihre Plastik anziehen, anmuthen, aber auch ernst stimmen. Die Eigenthümlichkeiten des finnischen Volkscharakters, Unbeweglichkeit und Passivität, sind in Aho mächtig entwickelt und daher die unerschütterliche Ruhe, mit welcher er die tragischen Ereignisse schildert, daher auch der melancholische Zug, welcher über seine Werke schwebt. Doch versteht es Aho, auch humoristische Saiten zu berühren, wobei sein Humor nicht erkünstelt oder erzwungen, sondern frei und sprudelnd ist.

Die erste literarische Arbeit Aho's war die humoristische Erzählung „Eisenbahn". Sie enthält nichts als die Erzählung des Bauers Matti und dessen Frau Lisa über die von ihnen gemachte Eisenbahnfahrt. Aber der naive und köstliche Humor, mit dem Matti seine Eindrücke aus dieser Eisenbahnfahrt erzählt, der meisterhaft wiedergegebene Ton des alten Bauers, die Einfachheit der Schilderung machen diese Erzählung zu einem klassischen Werke der finnischen Literatur. Auf sie folgte die Novellensammlung „Lastuja" (Hobelspäne), welche den Ruf des jungen Aho als hervorragenden Künstlers begründete. Von den größeren Werken Aho's verdienen die Romane: „Papia rouva" (Die Gattin des Pastors), „Mailman murjoma" (Der Pechvogel), „Heräuneita" (Die Erwachten) und der historische Roman „Panu", welcher von der finnischen Literatur-Gesellschaft mit dem ersten Preis gekrönt wurde, besonders hervorgehoben zu werden. In „Papia rouva" berührt Aho die Lage der finnischen Frau. Elly, die Heldin des Romans, ist die Verkörperung der tragischen Lage der finnischen Frau. Das Werk ist von echter Poesie durchtränkt, ist voll Leben und Wahrheit und schildert das finnische Leben mit unvergleichlicher Meisterschaft und innigster Wärme. Der groß angelegte und meisterhaft ausgeführte Roman „Panu" ist der Epoche des Kampfes des Christenthums mit dem Heidenthum in Finnland entnommen. Der Kampf dieser zwei Weltanschauungen, der Zusammenstoß dieser zwei Kulturen, ist von Aho in poetischer und fesselnder Form geschildert. Panu ist der Held des Heidenthums, den das finnische Volk nach dem Siege des Christenthums den Behörden ausliefert, um ihn und mit ihm auch die Epoche des Heidenthums hinzurichten. Die einzelnen Episoden sowohl wie auch der Roman als Ganzes üben auf den Leser nachhaltige Wirkung. Aho, der gegenwärtig im 38. Lebensjahre steht, dürfte den Höhepunkt seines Könnens noch nicht erreicht haben.[1])

Die neuesten Novellisten Finnlands stehen alle unter dem Einflusse Aho's, obwohl sie in der Wahl der Sujets und in der Darstellung der Charaktere eine gewisse Originalität bekunden. Unter diesen Novellisten nehmen Teuvo Pakkala und Santeri Ingmann einen hervorragenden Platz ein. Pakkala (geb. 1862) ist ein Meister des Stils, der durch seinen feinen Humor und echten Realismus zu fesseln und zu packen weiß. Seine „Kinderjahre" (Lapsnuteni ajolta) sind köstliche Skizzen aus der Schulzeit. Von größerem Werthe aber sind seine humoristischen Erzählungen unter dem Titel „In einem Boote nach Uleaborg" (Oulua soutamassa). Sie entfalten lebenswarme, lebenstreue und humoristische Bilder aus dem Volksleben im Norden Finnlands. In letzter Zeit lenkte Pakkala durch seinen Roman „Elsa" die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Der Roman schildert das Leben der Armen in einer Großstadt Finnlands mit großer Kraft, natürlicher Einfachheit und strenger Wahrheit. Santeri Ingmann (geb. 1866), Redakteur der in Helsingfors erscheinenden Zeitung „Päivälenti", ist ein begabter Humorist und talentvoller Sittenmaler. In seinem Werke „Aus der Landwehrkaserne" liefert er farbenprächtige Bilder aus dem Leben des Volkes in der Kaserne. Großes Interesse bietet auch der Roman Ingmanns „Aikansa Capsipu Oli" (Der Stiefsohn unsrer Zeit), welcher das intime Leben des finnischen Politikers enthüllt. Einen hervorragend historisch-literarischen Werth hat sein Roman Iuho Wasajuen", in welchem der bekannte finnische Bauernkrieg von 1590 in fesselnden, farbenreichen und historisch treuen Bildern geschildert wird. Aus den Werken Ingmanns ist eine prächtige Erzählung in deutscher Uebersetzung von Max Buch erschienen.[2])

Einen völlig abgesonderten Platz in der modernen finnischen Literatur nimmt Arvid Ernfelt ein. Geboren 1861 in einer Familie, welcher Finnland einen berühmten Maler (Eero Ernfelt) und einen hervorragenden Komponisten (Armas Ernfelt) verdankt, betrat Arvid Ernfelt die literarische Laufbahn erst im Jahre 1893, und zwar mit einem Roman aus dem Leben der finnischen Studenten. „Heimath" (Isäumaa), so hieß dieser Erstlingsroman, ist die

---

[1]) Ausgewählte Erzählungen von Juhani Aho sind in ausgezeichneter deutscher Uebersetzung bei K. Haessel und bei Ph. Reclam zu Leipzig erschienen.

[2]) Siehe: „Aus dem Lande der Tausend Seen", Bd. II, herausgegeben von Max Buch, Verlag von H. Haessel, Leipzig 1894.

Geschichte eines Studenten aus dem Bauernstande, der infolge der Halbbildung hochmüthig wird und sich seiner Herkunft schämt; später jedoch erwacht in ihm die Liebe zu seinem Geburtsorte und zu seinen Landsleuten, und unter dem Einflusse dieser Liebe stellt er sich in den Dienst der Nächstenliebe und der Gemeinnützigkeit. Das seelische Leben des Studenten ist mit feiner psychologischer Kenntniß geschildert.

Unter den Einwirkungen Tolstoj's, welche in schwachen Andeutungen schon in der „Heimath" sich bemerkbar machten, gab jedoch Ernfelt das rein künstlerische Schaffen auf, um sich religiösen und moral-philosophischen Fragen zu widmen. „Die Atheisten", „Meine Erwachung" und „Das Ideal der Reinheit", diese Werke Ernfelts sind Marksteine der in ihm allmählich vorgegangenen Evolution. In „Die Atheisten" kehrt Ernfelt der Religion in ihren Aeußerlichkeiten den Rücken, in „Meine Erwachung" erklärt er den Formen und Normen unsrer Kultur den Krieg, im „Ideal der Reinheit" (Puhtanden Ihanne) endlich proklamirt er seine völlige Befreiung von der sinnlichen Liebe, die er gleich Tolstoj als eine Sünde betrachtet. Durch seine jüngste, hochpoetische und rein künstlerische Erzählung „Maria" hat Ernfelt das religiöse Gefühl der frommen Finnländer tief verletzt, wodurch sich die Zahl seiner Leser verminderte. Doch ist seine Stellung in der finnischen Literatur eine feste. In letzter Zeit ahmt Ernfelt dem Einsiedler von Jaßnaja Poljana in allem nach: er erlernte das Schuhmacherhandwerk, das Schmiedehandwerk, um schließlich in der Nähe von Lohija Ackerbau zu betreiben.

Eine Reihe anderer junger Schriftsteller, wie Majola, Leino, Larson und Juva, haben ihr Talent ebenfalls schon bekundet, doch sind ihre Leistungen noch zu unbedeutend, um ein Urtheil über ihr schriftstellerisches Können zu ermöglichen. Diese, bei weitem nicht vollständige Skizze der Entwicklung der finnischen Literatur dürfte genügen, um die Fortschritte, welche das finnische Schriftthum in den letzten 50 Jahren gemacht hat, vollauf würdigen zu können.

R. Golant.

Shakespeare und Schlegel.

Ein seit vielen Jahren geübter Brauch bringt es mit sich, daß zugleich mit den Jahresberichten unsrer Gymnasien Beilagen hinausgegeben werden, welche theils rein wissenschaftliche, theils praktische Fragen besprechen. Wenn wir unter den vorjährigen Beilagen speziell die des neuen Gymnasiums in Nürnberg herausheben, so geschieht dies darum, weil hier Professor Eidam in seinen Bemerkungen zu einigen Stellen Shakespeare'scher Dramen, sowie zur Schlegel'schen Uebersetzung eine Frage berührt hat, welche das gesammte Publikum der Gebildeten lebhaft interessiren wird. So verbreitet des Dichters Werke auch in ganz Deutschland sein mögen, die Beschäftigung mit Shakespeare wäre unstreitig noch viel mehr ausgedehnt, wenn nicht die Ausdrucksweise der Uebersetzung durch ihre Eigenart und Geschraubtheit viele Leser abstoßen würde. „Ich kann mit dieser verrenkten, schwerverständlichen Arbeit nichts anfangen", so soll Beethoven einst unwillig ausgerufen haben, als man ihm Schlegels Uebersetzung vorlegte.

Wir verstehen es, daß es Professor Eidam einmal reizte, der Frage näher nachzugehen, wie diesem Uebelstand abgeholfen werden könnte.

Mit Recht hat unsre oberste Schulbehörde neuerdings auch Shakespeare unter die beim deutschen Unterricht in den obersten Klassen zu lesenden Dramatiker aufgenommen. Ist ein Schüler imstande, ein solches Drama in der Ursprache kennen zu lernen, dann wird er gern auch andere Werke, wär's auch nur im deutschen Gewand, sowohl in der Schule als im späteren Leben mit Verständniß und Genuß lesen wollen. Der höchste ideale Gewinn wird ja natürlich dem zufallen, der einen direkten Einblick in das Schaffen des gewaltigen Dichtergeistes thun darf. Darum sollte an den höheren Schulen wie im Griechischen ein Sophokles, so im Englischen unser Shakespeare den Höhepunkt des Unterrichts bilden. Allein es werden schließlich doch immer nur Vereinzelte dieses Ziel erreichen und wir werden damit zufrieden sein dürfen, wenn nur so viel Lust und Liebe zu des Dichters Werken in den Schülern entflammt wird, daß sie auch später gern darnach greifen.

Aus eben diesem Grund sollte man der wichtigen und schwierigen Frage nicht aus dem Weg gehen, ob die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung für alle Zeiten unangetastet bleiben solle.

Die deutsche Shakespeare-Gesellschaft unterscheidet zwischen den Bedürfnissen des Forschers und des einfachen Literaturfreundes. Für jenen hat sie unter Ulrichs Leitung eine kritische Ausgabe (2. Aufl., Berlin, G. Reimer 76) veröffentlicht, in welcher die Tieck'schen Stücke wesentlich umgestaltet oder ganz neu übersetzt wurden, während die Uebertragungen Schlegels fast ganz unverändert geblieben sind. Zur Verbreitung in weiteren Kreisen hält man den Text der alten Uebersetzung für völlig ausreichend. Derselbe gilt Vielen als ein Noli me tangere! Mit Aengstlichkeit wacht man darüber, daß ihm nichts zuleide geschieht. So meint auch Bernays von der Schlegel-Uebersetzung, sie sei wie ein Originalwerk vor jedem fremden Eingriff zu schützen, Schlegel dürfe nur durch Schlegel selbst verbessert werden. Die natürliche Folge war, daß offenkundige Irrthümer oder Härten stehen gelassen wurden. Fern sei es, die außerordentliche Bedeutung des Schlegel'schen Werkes für die deutsche Literatur irgendwie unterschätzen zu wollen. Auch wir bewundern die vollendete Kunst, mit der es dem Uebersetzer in den meisten Fällen gelungen ist, das Original nicht einfach zu übertragen, sondern selbständig nachzuschaffen. Allein wir müssen doch fragen: Soll man wirklich wegen der vielen unübertrefflichen Stellen bei Schlegel auch alle einzelnen minder gelungenen oder ganz verfehlten unverändert lassen? Handeln wir nicht in Schlegels Sinn, wenn wir mit größter Schonung Verbesserungen versuchen? Sollen wir offenkundige Fehler nur darum weiter fortschleppen, weil Schlegel sie gemacht hat? Dürfen wir in der Pietät gegen den Uebersetzer so weit gehen, daß wir darüber die Achtung vor dem Dichter ganz beiseite setzen? Verlangt nicht diese dringend von uns, seine Werke in allen einzelnen Theilen dem deutschen Leser stets möglichst so vorzulegen, wie er sie geschrieben hat? Wenn orthodoxe Theologen zuletzt sich entschließen mußten, eine bessernde Hand an Luthers Bibelübersetzung legen zu lassen — sollten die Shakespeare-Forscher in der That hinter den Erwähnten zurückstehen wollen?

Wir verlangen nicht, daß die Einheit des Grundtones gestört werde. Aber wir sind es dem Dichter schuldig, den Sinn seiner Worte unentstellt wiederzugeben. Wir sind es der Wahrheit und der Wissenschaft schuldig, Verfehltes nicht weiter zu verbreiten. Wir sind es dem deutschen Leser schuldig, ihm die Werke des großen Briten in einer Form vorzulegen, die, unbeschadet der Kraft des dichterischen Ausdrucks, den Anforderungen möglichst entspricht, die wir heute an die Sprache stellen, in einer Form, die auch im einzelnen den Urtext getreu wiedergibt.

Wenn erst eine verbesserte Ausgabe auch für die Allgemeinheit der Gebildeten hergestellt sein wird, dann werden auch diese Dramen wieder mehr und lieber gelesen werden. Zur Benutzung großer kritischer Werke hat nicht Jeder Zeit, noch Lust, noch Mittel. Aber Jeder hat das Recht, zu verlangen, daß die ihm vorgelegte Ausgabe mit dem Stand der Forschung übereinstimmt.

Die Herstellung einer solchen Ausgabe setzt freilich eine gewisse Selbstlosigkeit jener Forscher (Oechelhäuser, Max Koch u. A.) voraus, welche bereits als tüchtige Pioniere in ihren Ausgaben vorgearbeitet haben. Am berufensten zur Schaffung einer Ausgabe, wie wir sie im Auge haben, ist natürlich die deutsche Shakespeare-Gesellschaft, welche von der Schlegel-Uebersetzung nur in wirklich nothwendigen Fällen abweichen dürfte, während die Verse und Wendungen, die als geflügelte Worte schon in das Gemeingut unsrer Sprache aufgenommen sind, im Text selbst unverändert bleiben müßten.

Der königliche Dichter und seine berühmten Ausleger, sie haben einen majestätischen Bau vor uns aufgeführt, die Shakespeare'schen Dramen, einen Bau, der, tief auf Felsen gegründet, mit gewaltigen Mauern, Strebepfeilern und Säulen stolz emporragt, aber auch mit vielen herrlichen Verzierungen reich geschmückt ist. Von großartiger Vollendung erscheint dieser prächtige Bau nach seinem Gesammteindruck jedem Empfänglichen. Doch bei näherer Betrachtung gewahrt man, daß an manchen Stellen die Absichten des Dichters, des ersten Baumeisters, nicht ganz richtig und genau ausgeführt sind, daß hier eine kleine Lücke, dort eine Unebenheit vorhanden ist. Es ist unsre Pflicht, solche durch die Zeit oder durch manchmal weniger geschickte Hände entstandene Mängel und Unvollkommenheiten zu beseitigen, damit der Wunderbau auch in allen Einzelheiten immer herrlicher erstrahle.

Nur ungern versagen wir es uns, die Verbesserungen, welche Eidam für Stellen aus dem Kaufmann von Venedig, Richard II, Julius Caesar, Lear und Macbeth beibringt, einzeln anzuführen. Die Begründungen für seine Anschauungen sind gewichtig und feinsinnig; um nur zwei Stellen herauszugreifen, pg. 23 aus Caesar:

Nein, keinen Eid! Wenn nicht der Menschen Antlitz &c.

viel besser Eidam:

Nein, keinen Eidschwur, wenn wir nicht als Männer &c.
(if not the face of men).

oder aus Lear pg. 33, wo My breath and blood! Mein Blut und Leben! ganz richtig als angstvoller Ausruf des in höchster Aufregung befindlichen Königs angesehen wird.

Möchte die Shakespeare-Gesellschaft Eidams Winke nicht vornehm übersehen! Sonst greift die Zersplitterung nur immer weiter um sich. Ein einheitlicher Neubau würde sicherlich von größtem Erfolg begleitet sein.

Nürnberg. Julius Schiller.

Mittheilungen und Nachrichten.

aß. Geschichte des deutschen Zeitungswesens. Von Ludwig Salomon. I. Bd. 265 S. gr. 8°. Schulze'sche Hofbuchhandlung, Oldenburg und Leipzig. — Ueber die Blüthezeit der geschriebenen Zeitungen, die Vorläufer der gedruckten Flugblätter, der sog. Relationen, und die aus diesen mit Beginn des 16. Jahrhunderts herausgewachsenen Anfänge des deutschen Zeitungswesens sowohl wie über dessen Entwicklungsgang bis auf unsere Tage hat die einschlägige Literatur zahlreiche Spezialstudien zu verzeichnen; eine stattliche Anzahl von Monographien unsrer ältesten Zeitungen und mannichfaltige Abhandlungen über alle Seiten des Journalismus ergänzen jene vortheilhaft. An einer zusammenfassenden Darstellung einer Geschichte der Entwicklung des deutschen Zeitungswesens hat es bislang gefehlt. Das uns vorliegende Werk will diese Lücke ausfüllen. Soweit der bis jetzt erschienene erste Band, der mit den Verhältnissen am Ende des 18. Jahrhunderts abschließt, eine Beurtheilung zuläßt, hat der Verfasser Anerkennung für sein mühevolles Streben zu beanspruchen. Auf Grundlage der zerstreuten Belege und gegebenen Literatur hat er eine sachgemäße Schilderung bearbeitet, welche geeignet ist, eine interessante Seite deutschen Kulturlebens der Allgemeinheit anschaulich vor Augen zu führen und die eminente Bedeutung der Presse zu beleuchten im Sinn des Literaturhistorikers Prutz, der ihre Wirksamkeit mit den Worten „der Journalismus stellt sich als das Selbstgespräch dar, das die Zeit über sich führt“ so treffend charakterisirte. Daß das Werk Salomons sich in äußerst gedrängter Fassung präsentirt, liegt bei den gezogenen Grenzen von zwei Bänden mäßigen Umfangs in der Natur der Sache. Der Kulturhistoriker wird deßhalb auch in der Folge der ausführlichen Spezialquellen nicht entrathen können, die nicht immer gleichwerthig zu Worte gekommen sind. So hat es Verfasser z. B. für überflüssig gehalten, des in der Münchener Bibliothek befindlichen aus vier Quartblättern bestehenden Berichts „Copia der Newen Zeytung auß Presilg Landt“ namentlich Erwähnung zu thun. Und doch ist dieser, 1505 in der Offizin von Erhard Oeglin in Augsburg gefertigt, die erste in Deutschland nachgewiesene gedruckte Flugschrift, die den Titel „Zeitung“ führt, ein Titel, dessen damalige Bedeutung der heutigen nur bedingt gleichzusetzen ist. Bezüglich einiger Daten drängen sich uns Zweifel an deren Zuverlässigkeit auf; so gibt Verfasser das Jahr 1790 an, als den Zeitpunkt, in dem die Sitte, Familiennachrichten in der Zeitung zu veröffentlichen, Eingang gefunden, obgleich aus der „Leipziger Zeitung“ vom 19. März 1785 schon eine Traueranzeige uns bekannt ist, durch die der Kupferstecher Joh. Fr. Bause das Ableben seiner Tochter mittheilt. Für den allgemeinen Leserkreis fallen ja diese Umstände nicht allzusehr ins Gewicht; ihm wird das anschauliche Werk ein guter Fingerzeig sein und als solchem wollen wir ihm in der Erwartung, daß der zweite Theil hält, was der erste erhoffen läßt, die empfehlende Würdigung mit auf den Weg geben.

Ludwig Jacobowski: Leuchtende Tage. Neue Gedichte (1876—1898). Minden in Westfalen, J. C. C. Bruns' Verlag. —

Ach, unsere leuchtenden Tage
Glänzen wie ewige Sterne.
Als Trost für künftige Klage
Glüh'n sie aus goldener Ferne.

Nicht weinen, weil sie vorüber!
Lächeln, weil sie gewesen!
Und werden die Tage auch trüber,
Unsere Sterne erlösen!

Voll und selig, mit leuchtender Schönheit eröffnet dieses Gedicht das neueste lyrische Werk Ludwig Jacobowski's. Und das Gefühl der starken bewundernden Freude, mit der man das Eingangsgedicht liest, verstärkt sich nur noch. Das Buch ist wahr und erlebt, es ist ein reifes Buch, das Werk eines stark und sicher vorwärts schreitenden Künstlers. Und das ist eine sichere Kunst, die stolz auf sich ist. Das Mühelose, das Weltumfassende entzückt daran. Jacobowski zieht sich nicht in schüchterner Scheu und mit dem schneeweißen Gewande des schwächlichen Symbolisten in seltsame Haine zurück, er steht mitten im Leben, im Großstadtleben, noch mehr, im Berliner Leben, aber „überall umwogt ihn die Schönheit und überall reißet er die Schönheit heraus“. Dazu kommt eine große Sicherheit der Form, eine reiche Einfachheit. Wie bei Goethe wächst aus seiner Lyrik, die reizendes Erstaunen, ernstes Nachdenken und ein Ringen um die einheitliche Weltanschauung enthält, jene große freudige Welt- und Lebensbegabung, die der modernen Lyrik zum Theil abhanden gekommen ist. Jacobowski ist durch und durch modern. Ueberall fließen ihm die Stoffe zu und setzen sich in echte Lyrik um. So der „Sommerabend“.

Sommerabend. — Weich und warm die Luft;
Ton von Gärten, ein verirrter Duft,
Matthell noch die weiten Himmelsfluren;
Hie und da von Sternen bloße Spuren;
Auf der Straße Peitschenknall und Lärmen,
Knaben, die um junge Mädchen schwärmen;
Vor den Thüren spielen Kinder Reisen,
Kutscher klopfen ihre Tabakspfeifen,
Stahlroßritter, die auf Liebe sinnen,
Mühen redlich sich um Radlerinnen ....
Und um Alle weiche, warme Luft,
Und von Gärten ein verirrter Duft.

Es ist ein Lebensbuch, das Jedem innere Bereicherung schenkt. Voll und farbig, mit leuchtender Schönheit beginnt es, voll und farbig, mit starker seliger Hoffnung erfüllt, wie ein Gebet, endet es:

Sinkende Arme,
Gefaltet die Hand,
Um mich das warme,
Beleuchtete Land;
Wimpern geschlossen
Im schmeichelnden Licht,
Goldhell umflossen
Das braune Gesicht.

Steh' so in Sonne,
Daß ich vergeh' ...
Wehmuth wird Wonne
Und Wonne wird Weh! —
Hatt ich doch Gnaden
Und Güte und Lust,
Im Glanze zu baden
Die dunkelste Brust! ...

Leuchtende Tage,
Nun sinkt ihr gemach!
Ach, ohne Klage
Schau ich euch nach.
Heimlicher Schimmer,
Der so mich umhellt,
Beglänzt ja für immer
Die blühende Welt.

Dr. Edmund Wilhelm Braun (Troppau).

-rt- Neue Untersuchungen über die Rotation der Sonne. Die Ergebnisse der bis jetzt vorliegenden Bestimmungen der Rotationselemente der Sonne sind insofern wenig befriedigend, als sie entsprechend den verschiedenen Beobachtungsarten, auf denen sie beruhen — Beobachtung der Vorwärtsbewegung der Sonnenflecken und Sonnenfackeln, spektroskopische Bestimmung der Geschwindigkeiten im Visionsradius an beiden Sonnenrändern auf Grund des Doppler'schen Prinzips, Ableitungen aus den Störungen der erdmagnetischen Elemente, aus den Temperaturerscheinungen u. s. w. — recht erhebliche Verschiedenheiten aufweisen. Und selbst die Ergebnisse gleichartiger Beobachtungsreihen sind theilweise miteinander schlechterdings unvereinbar. So wird aus den Beobachtungen der Sonnenflecken die Rotationsgeschwindigkeit der Sonne im allgemeinen in größeren heliographischen Breiten erheblich kleiner erhalten, als am Sonnenäquator, nichtsdestoweniger fand Spörer in Anclam aus einigen Beobachtungsreihen (denen freilich die Ergebnisse vieler anderer widersprachen), daß die Sonnenflecken in allen heliographischen Breiten mit der gleichen (Winkel-)Geschwindigkeit rotirten. Zu demselben Ergebniß führten die Wilfing'schen Beobachtungen der Sonnenfackeln und die von Crew ausgeführten spektroskopischen Bestimmungen der Rotationsgeschwindigkeit der Sonne, während aus den mit den letzteren fast gleichzeitig, aber in viel größerem Umfang angestellten spektroskopischen Beobachtungen Dunérs wiederum eine beträchtliche Abnahme der Rotationsgeschwindigkeit mit wachsender heliographischer Breite resultirte. Dr. Schultz-Steinheil in Lund hat nun vor kurzem nachzuweisen versucht, daß der letztere Widerspruch lediglich als eine Folge der von Dunér angewandten Reduktionsmethode zu betrachten sei. Prof. Dunér hat nämlich bei der Bearbeitung seiner Beobachtungen die Neigung der Rotationsachse der Sonne gegen die Ekliptik und die Lage der Durchschnittspunkte des Sonnenäquators mit der Ekliptik (die Knotenpunkte) von vornherein so angenommen, wie sie Spörer aus zehnjährigen Beobachtungen der Sonnenflecken abgeleitet hat, nämlich die Neigung des Sonnenäquators zu 7° und die Länge des aufsteigenden Knotens, vom Frühlingspunkt ab gezählt, zu 75°. Schultz-Steinheil hat nun diese Elemente sammt der Rotationsgeschwindigkeit der Sonne aus den Beobachtungen Dunérs direkt abgeleitet, und zwar unter der Annahme, daß die letztere Geschwindigkeit in allen heliographischen Breiten gleich groß sei. Er kommt hiebei zu den folgenden, höchst überraschenden Ergebnissen:

Rotationsgeschwindigkeit am Sonnenäquator = 2.054 km pro Sek.
Neigung des Sonnenäquators gegen die Ekliptik = 18° 7'
Länge des aufsteigenden Knotens des Sonnenäquators = 28°

Die beiden letzten Zahlen sind mit den von Spörer aus den Sonnenfleckenbeobachtungen erhaltenen (s. oben) gänzlich unvereinbar. Die Dauer einer (siderischen) Umdrehung der Sonne dagegen würde nach dem Obigen etwa 24.9 Tage betragen, also nur wenig kleiner erhalten werden, als nach den bisherigen Annahmen (Spörer 25.23 Tage, Dunér 25.46 Tage, Beide für den Sonnenäquator; Wilsing 25.05 Tage für die ganze Sonnenoberfläche). Dr. Schultz-Steinheil hat die wahrscheinlichen Unsicherheiten seiner Endresultate berechnet und für dieselben ziemlich geringe Beträge erhalten; er weist nach, daß seine unter der Annahme einer gleichmäßigen Rotationsgeschwindigkeit abgeleiteten Werthe die Beobachtungen Dunérs besser darstellen, als die von diesem selbst aus dem gleichen Beobachtungsmaterial unter Annahme der Spörer'schen Rotationselemente berechneten. — Der Widerspruch, in welchem die Ergebnisse Schultz-Steinheils mit den Spörer'schen Werthen für Neigung und Knotenlänge des Sonnenäquators stehen, läßt sich kaum anders erklären, als durch die Annahme, daß die Sonnenflecken unabhängig von der Rotationsbewegung der Sonne eine beträchtliche Eigenbewegung auf der Sonnenoberfläche besitzen.

-nn- **Heidelberg.** Nachdem in den letzten Jahren innerhalb der Gemarkungsgrenzen unsrer Stadt wie in deren nächster Nähe mehrere werthvolle Alterthumsfunde gemacht worden waren, so namentlich ein größerer alemannischer Friedhof, eine keltische Wohngrube aus der Früh-La-Tène-Periode und mannichfache Spuren römischer Kultur, haben neuerdings weitere unter Professor Karl Pfaffs Leitung vorgenommene Nachgrabungen neue, überraschende Resultate zutage gefördert, über die in der „Bad. Landesztg." berichtet wird. In dem nahen Rohrbach an einer alten wichtigen Verkehrsstraße wurden die Reste eines offenbar römischen Grabdenkmals von gewaltigen Dimensionen bloßgelegt. Das Monument, das mit der Igler Säule bei Trier oder dem Grabmal der Julier bei St. Remy in der Provence verglichen wird und aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christus herrühren dürfte, stellte ursprünglich einen hohen thurmähnlichen Bau dar, der, durch Pfeiler in mehrere Stockwerke gegliedert, mit größeren und kleineren Reliefbildern (Scenen aus dem Leben des Verstorbenen) geschmückt war. An einer anderen Römerstraße, in geringer Entfernung von dem eben erwähnten Fundort, wurden bald darauf drei germanische Grabstätten aufgedeckt, die der merowingischen Zeit angehören. Ebenda stieß man auf unverkennbare Spuren von Brandbestattung aus der Bronzezeit, ein Fund von hervorragender Bedeutung, weil damit zum erstenmal der Beweis für die Besiedelung unsres Gebiets in der Bronzezeit gegeben ist. Die Nachgrabungen der letzten $1\frac{1}{2}$ Jahre haben nunmehr das erfreuliche Ergebniß gezeitigt, daß der Nachweis für die ununterbrochene Besiedelung der Heidelberger Gemarkung von der jüngeren Steinzeit herab erbracht ist.

B. **Heidelberg,** 5. März. Beim Senat unfrer Universität lief heute ein Erlaß des großh. Ministeriums, betreffend die Zulassung von Frauen zur Immatrikulation, nachstehenden Inhalts ein: „Frauen, welche den akademischen Vorschriften gemäß das Reifezeugniß eines deutschen staatlich anerkannten Gymnasiums, bezw. in den hiefür bestimmten besonderen Fällen eines derartigen Realgymnasiums oder einer derartigen Oberrealschule vorlegen und im übrigen die erforderlichen Nachweise für die Immatrikulation erbringen, werden, zunächst jedoch nur versuchs- und probeweise, zur Immatrikulation an den beiden badischen Landesuniversitäten zugelassen."

* **Leipzig.** Der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität, Dr. Drude, hat einen Ruf als ordentlicher Professor der Physik (als Nachfolger des nach Würzburg berufenen Professors Wien) an die Universität Marburg erhalten.

* **Zürich.** Der Professor für pathologische Anatomie an der hiesigen Hochschule, Dr. Hugo Ribbert, hat einen Ruf als Ordinarius nach Marburg erhalten und angenommen.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten an der Universität Wien sind zugelassen worden Dr. Rudolf Sieghart für politische Oekonomie, Dr. Johann Zolger für Verwaltungslehre und österreichisches Verwaltungsrecht und Dr. Hans v. Voltelini für deutsches Recht und österreichische Rechtsgeschichte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Th. v. Hauck: Die Brandversicherungs-Gesetze für das Königreich Bayern in der Fassung des Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch vom 9. Juni 1899. III. Aufl. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1900. — Troels-Lund: Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Leipzig, B. G. Teubner 1900. — Heinrich Murai: Zinseszinsen-, Einlage-, Renten- und Amortisations-Tabellen. II. Auflage. Budapest, Selbstverlag 1900.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 7. März. Nummer 55.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher.

Von Paul Holzhausen.

V.[1]

Bonaparte's Persönlichkeit, Charakter und Lebensweise.

Wir sind erst jetzt in der Lage, die Ergebnisse dessen, was die deutschen Besucher an dem Konsul aus eigener Beobachtung erfahren und unter Zuhülfenahme von Gehörtem, Gelesenem, auch Erdachtem zu fertigen Urtheilen zusammengestellt hatten, zu überschauen. Vergleicht man diese Urtheile im ganzen mit dem, was die zahlreich in Paris anwesenden Deutschen in der Zeit des Direktoriums über den „republikanischen Helden“ fabulirt hatten,[2] so springt ein bemerkenswerther Unterschied in die Augen: damals war Bonaparte ein Brutus, Scipio, Timoleon, auch Thrasybul und Hannibal gewesen, heute war es Mode, ihn mit Cromwell, Cäsar, Octavian zu vergleichen, und im Hintergrunde zeigte sich schon Karl der Große. Man versteht das ohne weiteres. Und doch ist auch wieder ein Band zwischen früheren und späteren Urtheilen zu finden. Schon 1797 wurde Frau v. Staël bei dem Anblicke des Generals von einer ganz eigenthümlich beklemmenden Furcht ergriffen, und in verstärktem Maße pflegte sich dieses — wie soll man sagen? — Angstgefühl bei denen einzustellen, die nach der Rückkehr aus Aegypten und dem 18. Brumaire dieser völlig außerhalb des Rahmens der Erfahrung stehenden Erscheinung gegenübertraten. Die Verwirrung, in die der ungewohnte Anblick eines so fremdartigen Menschen die Beobachter versetzte, verdient schon deßwegen erwähnt zu werden, weil sie mindestens einen der Gründe für die zahllosen Widersprüche der zeitgenössischen Berichterstattung über das Aeußere und das Benehmen des ersten Konsuls in sich birgt.

Allgemein hatte man die Empfindung, dem allerersten der Lebenden gegenüberzustehen. „Der Jüngling,“ sagt der geistvolle Johann Georg Rist,[3] zur Zeit seines Pariser Aufenthalts ein Mann von 28 Jahren, „der Jüngling, den nicht ein eignes behagliches Bangen ergriffe, wenn er vor dem ersten Manne der Zeit sich gestellt und ihm in's Auge sieht und zu ihm reden soll, der wäre ein Kind oder ein Greis.“ Und Reichardt wirft in seinem giftgeschwollenen Buche „Napoleon Buonaparte, wie er leibt und lebt“ den dem Konsul Präsentirten geradezu vor, daß sie nicht „Fassung und Besonnenheit genug hatten, um zu beobachten“,[1] und daß daher „die Wenigsten, die eben von der Präsentation kamen, recht wußten, wie Buonaparte eigentlich aussah.“[2]

Schon die ihn aus dem italienischen Feldzuge hatten heimkehren sehen, den sieghaften Jüngling, der so wenig Jugendliches zu haben schien, schon diese sind in ihren diesbezüglichen Meldungen weit voneinander abgewichen. Dieselbe Erscheinung tritt zu der Zeit, von der wir reden, in einem so hohen Grade auf, daß es, wenn man sonst nichts von ihr wüßte, äußerst schwierig sein würde, nach den Berichten unsrer Reiseschriftsteller sich eine Vorstellung von der Persönlichkeit des Konsuls zu machen. Nur darin sind die Meisten einig, daß die Bilder der französischen Künstler, sogar Isabey's gerühmter Bonaparte auf der Terrasse von Malmaison, von Davids phantastischer Schöpfung gänzlich zu schweigen, mit dem Original keine Aehnlichkeit zeigen.[3]

„Bonaparte ist klein, kaum fünf Fuß hoch und äusserst mager: dünnere Lenden, Beine und Arme kann man nicht leicht finden.“ So schreibt Reichardt, der es sich gefallen lassen muß, gleich bei den ersten Worten von Julius v. Voß korrigirt zu werden. Nach dessen Schätzung ist er „über fünf Schuh zwey Zoll preussisch Maas hoch“, und Hr. v. Voß, Offizier a. D., kann sich darauf berufen, schon als 17jähriger Soldat die „Taxe“ gelernt zu haben. Auch dem Domherrn Meyer und dem Baron v. Sierstorpff erscheint der Konsul als ein sehr kleiner Mann. Neue Verlegenheit hinsichtlich des Körperbaus. Voß widerspricht den Reichardtschen Angaben geradezu. Nach ihm ist er zwar hager, „doch

---

[1] S. Beilage Nr. 260, 261 u. 274 v. J. u. Nr. 4 u. 34 d. J.

[2] Vgl. die im Jahrgang 1898 und 1899 in der Beilage von mir veröffentlichten „Literatur- und Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen“, besonders 1898, Nr. 234.

[3] Rist, Lebenserinnerungen, I, 270.

[1] Napoleon Buonaparte, wie er leibt und lebt, 22. Aehnlich Sierstorpff (I, 478): „Den Augenblick, neben ihm zu stehen, zählt man unter die Hauptepochen seines Lebens, und Jeder, den die Natur nur mit einigem Uebermaß von Reizbarkeit der Sehnerven begabt hat, sieht in ihm alles, was zur Größe und Vollkommenheit gehören mag, im allerhöchsten Grade.“

[2] Man vergleiche z. B. die Beschreibung seiner Augen in Reichardts Frankreich, 1797, III, 367—368, mit der in demselben Journal, 1798, I, 346, stehenden und einer dritten, die aus Volney's Feder stammt und in Posselts Europ. Annalen, 1797, 5. St., 231, zu finden ist. — Die interessantesten Personalbeschreibungen aus der hieher gehörigen Literatur bei: Meyer, Briefe, I, 53—55, dem v. Sierstorpff I, 465 bis 467 (vgl. auch 476—477) in manchem widerspricht, ferner Reichardt, Vertr. Briefe, I, 292 ff., dazu die Gegenbemerkungen von Voß, Beleuchtung, 196—201. Vgl. auch (v. Bülow), Ueber Napoleon, Kaiser der Franzosen, 16—17. Eine von unverhohlenem Haß diktirte Schilderung in: Napoleon Buonaparte, wie er leibt und lebt, 21 ff.

[3] Einigermaßen ähnlich findet v. Sierstorpff (I, 475) das Kupfer, „unter dem die große Parade vom 15. jedes Monats steht“. Hiemit ist offenbar die Revue du décadi von Isabey und Carlo Vernet gemeint, ein zu seiner Zeit Aufsehen erregendes Bild, wovon eine Sepiaskizze sich im Louvre-Museum befindet. (Abbildungen bei *Armand Dayot*, Napoléon raconté par l'image. Paris 1895, 74 u. 75). Gut getroffen ist nach Sierstorpffs Ansicht der Konsul auf einem Stempel des Graveurs Andrieu, der für eine Medaille bestimmt war. Auch dieser schöne, wenngleich augenscheinlich idealisirte Kopf bei Dayot, 100. Kotzebue hält den Kopf auf den Fünf-Franken-Stücken von 1804 für den ähnlichsten. (Muster bei Dayot, 93). In den „Franz. Misc.“ (V, 172) wird als „einer der schönsten“ Bonaparte-Köpfe der auf der Denkmünze genannt, die Denon bei der Ankunft der mediceischen Venus in Paris schlagen ließ. Helmina v. Chézy (Unvergessenes, I, 277) bezeichnet die für die gehoffte Eroberung Englands von Bartolini entworfene Medaille als die beste.

nicht in dem Maas, daß das körperliche Verhältniß auffallend durch einzelne Theile gestört würde". Nur die zu breiten Schultern werden zugegeben. Auch v. Sierstorpff nennt ihn „mager, aber nicht schwächlich", und Kotzebue, der allerdings am spätesten von Allen schreibt, will schon einen Anflug der Wohlbeleibtheit erkennen, die sich bekanntlich in immer höherem Grade bei dem Kaiser einstellte.[1])

Die „scharfangespannte", olivenfarbene, blutleere Haut wird in gleicher Weise von Voß und Reichardt bezeugt,[2]) und es ist köstlich zu lesen, wie sich manche dieser guten Deutschen um den Gesundheitszustand des bleichen Helden sorgen und der ehrliche Voß ihn sogar recht väterlich gegen den Verdacht jugendlicher Ausschweifungen in Schutz nimmt. Keine untergeordnete Rolle spielt in den Personalbeschreibungen der Mund, dieser Mund, der Heeresmassen in Bewegung setzte und an dessen Lippen angsterfüllt die Blicke der Mächtigen Europa's hingen. Domherr Meyer, ein guter Aesthetiker, hebt seinen feinen Schnitt hervor, der Freiherr v. Sierstorpff sagt hingegen trocken: „Er hat einen großen, nicht schönen Mund und ein sehr vorstehendes Kinn." Diesmal dürfte Reichardt den Vogel abgeschossen haben, dessen anerkannt feine Beobachtungsgabe sich in den Worten verräth: „Die Mittellinie des Mundes würde sehr angenehm seyn, wenn sie nicht zu gerade wäre und beym Schweigen so scharf schlöße, daß von den Lippen wenig zu sehen ist." „Beim Reden," fährt er fort, „sind diese aber immer stark auseinander gezogen und bilden ein fortdauerndes Lächeln." Derselbe Reichardt hat an einer anderen Stelle seiner Briefe[3]) die Entdeckung niedergelegt, daß die Kolossalstatue des Augustus im Louvre-Museum eine auffallende Aehnlichkeit mit Bonaparte habe. Besonders das feine sardonische Lächeln. Es kommt einem dabei das rire sardonique in den Sinn, das Antommarchi in den von den Krämpfen des Magenkrebses verzerrten Zügen des Todkranken auf St. Helena beobachtete und Tag für Tag gewissenhaft in seinem Journal notirte! Das Lächeln hat auch Voß auf dem Gesichte des Konsuls beobachtet; dem aber schien es gleichgültig, zerstreut und etwas erzwungen. Mag sein, es handelte sich hier um das konventionelle Lächeln der Präsentationen, bei denen v. Sierstorpff sogar eine Art von Verlegenheit an dem Konsul bemerkt haben wollte.

Manchen dieser Widersprüche würde, wenn sie damals erfunden gewesen wäre, die Photographie aus der Welt geschafft haben. Das schlechteste Daguerreotyp hätte schon so manchen Streit geschlichtet. Anders steht es mit der Frage nach dem Auge des dämonischen Mannes. Der Streit über die Farbe von Napoleons Augen, den wir gleichfalls schon 1797 entbrennen sahen und der sich bis in die neueste Literatur hineingezogen hat, hat auch zur Konsulatszeit die Gemüther vielfach beschäftigt. Auch dem Verfasser der mehrfach angezogenen Rezension in der Jen. Allgem. Lit.-Ztg.[1]) ist der Widerspruch in den Angaben aufgefallen, und auch er hat schon darüber nachgesonnen, ob er nur in den Gemüthsstimmungen der anschauenden Subjekte oder wohl gar in der Natur dieser Augen selbst begründet sei. Selbst ihre Größe wird so verschieden wie möglich angegeben. Nach Sierstorpff sind Bonaparte's Augen groß und schwarz, nach Reichardt „klein und tiefliegend, ohne bestimmte Farbe und Feuer". „Zuweilen glaubt man sie von blaßblauer und bald wieder von grünlicher Farbe, immer verliert sichs aber wieder ins Graue und Unscheinbare." Aehnlich spricht Reichardt in seinem späteren Werke über Napoleon von den „kleinen, matten, grünen Augen Bonaparte's". Der Wahrheit war wohl schon 1797 der Schlesier Oelsner am nächsten gekommen, der „von dem Zauber des dunkelblauen Auges" entzückt war. Bonaparte's Augen sind — man muß sonderbarerweise sagen: wahrscheinlich — blau gewesen, aber in Erregungszuständen ins Schwarze spielend, und unter den Malern soll Girodet sie am besten getroffen haben.[2])

Vielleicht noch interessanter als dieser Farbenstreit sind die Ansichten über den mehr psychischen Ausdruck des Auges. Fand der Eine den Blick „unruhig und um sich her forschend", so glaubt ein Anderer schon in dem Auge des Konsuls jene „Starrheit" zu sehen, die man später — das impassible, den Marmorblick — zu den Attributen der Kaiserphysiognomie zählte. Fast mit einem Vorgefühl Heine-scher Diktion scheint uns Julius v. Voß geschrieben zu haben, der von dem Auge des aus den Tiefen des Volkes zu der Sonnenhöhe einer Herrscherstellung emporgestiegenen Helden sagt, „daß das Charakteristische der Erdengötter so vollkommen darin liegt, als wäre Bonaparte von der Wiege an für einen Thron geboren". Auch glaubt er in ihm schon jene Gleichgültigkeit, jene „Halbkraft alles Interesses und Leidenschaftlichen" zu sehen, die ein Uebermaß an Genuß und Schmeichelei bei den Fürsten zu erzeugen pflegen.

Weniger Schwierigkeiten bietet das Profil. Daß es antik ist, steht seit langem fest, und es ist bekannt, daß einem alterthumsfreundlichen Geschlechte dieser äußere Umstand nicht als der geringste Vorzug des bewunderten Helden galt. Aber auch in diesen Aeußerlichkeiten ist der Unterschied gegen die Schilderungen, die wir aus früheren Jahren besitzen, unverkennbar. Der „republikanische" Typus schwindet mit dem langen Haar des Brutuskopfes. Die zunehmende Rundung der Züge verkündet den werdenden Cäsar, und das Kinn, „das Originellste an diesem Gesicht", das den neuen Typus vollendet, wird mit dem des Domitian verglichen.

Ueber die Stimme gehen die Angaben fast so weit auseinander wie über die Augen. Während Rist sie zwar nicht stark, aber angenehm findet, erschien sie Reichardt „tief und meistens rauh, die schwachtönende Rede von so geringer Modulation, daß sich kaum die Frage bestimmt heraushebt; sehr häufig ist sie auch von einem heisern, tiefen Lachen begleitet, das sich im Innersten der Kehle bildet und hinterrücks verliert".[3]) In dem Reichardt-Schlabrendorf'schen Buche[4]) ist dieses Lachen schon ein „recht fürchterliches" geworden, auch das ein Symptom des zunehmenden Widerwillens der Kritiker gegen den Beurtheilten.

Einen allgemeineren Beifall findet die Haltung des kleinen Mannes, der nicht über das rein physisch Imponirende eines stattlichen Körpers zu verfügen hatte. Man fand, daß sie der Konsul dem Charakter der jeweiligen Situation

---

[1]) Wir können uns nicht versagen, an dieser Stelle auch den Eindruck zu registriren, den in der allerersten Zeit des Konsulats ein französischer Gegner von der Erscheinung des Staatsoberhaupts empfing, und dies umsoweniger, als es sich um eine ganz neue Stimme handelt. In dem soeben erschienenen ersten Bande der Mémoires du Général d'Andigné, publ. avec introduction et notes par Ed. Biré, Paris, Plon 1900, 416 ff., wird eine Entrevue zwischen diesem Royalisten und Bonaparte geschildert, die am 27. Dezember 1799 stattfand und mit der Pacifikation der Vendée zusammenhing. General d'Andigné beschreibt den Konsul folgendermaßen: Un petit homme, de mauvaise mine, ... entra peu d'instants après nous. Un frac olive, les cheveux plats, un air d'une négligence extrême; rien dans son ensemble, ne me donnait à penser que ce pût être un homme important.

[2]) Auch F. H. Jacobi, der sich während des Winters von 1801 bis 1802 drei Monate in Paris aufhielt (vgl. Ferdinand Deycks, Fried. Heinr. Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, 135, Koberstein, 5. A., IV, 59), bezeichnet ihn in einem Briefe an Goethe (Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, 232) als den „grün-gelben Korsikaner".

[3]) Reichardt, Vertr. Briefe, I, 370.

[1]) Jen. Allgem. Lit.-Ztg. 1804, Nr. 243, Spalte 71.

[2]) Henri Bouchot, Le Masque de César, in: Napoléon, Paris, La Vie Contemporaine, librairie Nilsson, 1894, 104.

[3]) Reichardt, Vertr. Briefe, I, 292. Vgl. d'Andigné, Mémoires, I, 420.

[4]) Napoleon Bonaparte, 202.

geschickt anzupassen wußte. Bei der Audienz „vornehm und feierlich, aber zugleich ungezwungen“ (Nist), zeigt er auf der Parade die schnellen Bewegungen des Soldaten. „Sein rascher Gang, sein gewandtes Schwingen aufs Pferd,“ sagt Domherr Meyer, „hatte nichts von dem Erschöpften, Schwerfälligen und Schleppenden eines von Kränklichkeit und Kriegsanstrengung gebeugten Körpers.“ Letzteres hatte man schon nach der italienischen Kampagne von 1796 an ihm wahrnehmen wollen. Auch v. Sierstorpff, der bei seiner zweiten Vorstellung (im Salon Josephinens) das Aussehen des Konsuls wesentlich schlechter als das erstemal fand, glaubt, „daß er sich über seine Kräfte angegriffen habe“ und daß Sorgen, Schlaflosigkeit, nächtliches Arbeiten und der — notorische — Genuß von starkem Kaffee seine Gesundheit beeinträchtige. Derselbe Autor, der auch Napoleons italienischen Accent hervorhebt, bemerkt, daß man ihm auch sonst den Ausländer auf den ersten Blick anmerke, da er bei den Komplimenten „nicht den leichten, nur Franzosen eigenen Anstand“ besitze. Man liest wohl hier und da in späteren Geschichtswerken, namentlich in mißgünstigen Beurtheilungen, Napoleon habe als Kaiser schlecht zu Pferde gesessen. Möglich, daß die mit den Jahren zunehmende Beleibtheit diesen Eindruck hervorrufen konnte. Auffallend erscheint demgegenüber, daß wenigstens bei dem Konsul ein preußischer Soldat wie Hr. v. Voß hievon nichts bemerkt hat. Dieser hebt im Gegentheil hervor, daß Bonaparte besaß, „was die Stallmeister Reuterdisposition nennen“.

Ein Mann von diesem Habitus mußte sich trotz seiner Kleinheit besser im Waffenrock als im Staatskleide ausnehmen. Wenn er „in seiner einfachen blauen Uniform mit weißem Unterzeuge, unbesetztem Hut, gelbledernen Beinkleidern und heruntergeschlagenen Stiefeln“ (Sierstorpff) zur Parade schritt oder im grünen Rock seiner Gardejäger erschien, wie ihn Reichardt im Salon Josephinens sah, wie ihn Delaroche[1]) später als Kaiser gemalt hat, da war es der rechte Napoleon Bonaparte, und nicht von ungefähr ist dieses Bild in der Volksseele, wir können sagen, aller Völker haften geblieben. Gewiß, auch im Konsularkostüm, in dem er Johann Georg Rist erschien, in rothseidenem Staatsrock, weißen Unterkleidern und Schuhen, verlor seine Persönlichkeit nicht ganz ihr Ansehen, wiewohl Reichardt diese Erscheinung mit den Darstellungen des Kaisers von China auf den damaligen deutschen Theatern vergleichen möchte;[2]) aber auch der alte Offizier Julius v. Voß sieht ihn am liebsten, „wenn er zu Pferde sitzt, in der Interimsuniform, von reichgalonirten Adjutanten, Generalen und Mamelucken umgeben“.

Der Uebergang vom physischen zum geistigen und moralischen Menschen vermittelt im Zeitalter Lavaters und Lichtenbergs in bequemer Weise die Physiognomik. So hat es denn auch keiner der Beobachter übers Herz bringen können, uns zu verschweigen, was er und Andere aus den Zügen des Konsuls glücklich herausbuchstabirt hatten. Allen voran der Domherr Meyer, dessen Phantasie freilich so schnell reitet wie Bonaparte auf seinem Schimmel und bei dem der verständige Beurtheiler hinter dem begeisterten Schwärmer oft völlig verschwindet. Wenn er auf der breiten, offenen, männlichen Stirn des Helden „ein hohes Selbstbewußtsein seiner Größe und seiner Kraft“, ferner die „feste Selbstständigkeit des Regentenkarakters“ entdeckt, wer will es ihm verdenken? Aber der nüchterne Leser von heute kann sich eines Lächelns kaum erwehren, wenn ihm in dem Buche auch Stellen wie diese vorgesetzt werden: „Der vorher Zutrauen lächelnde Blick des tiefliegenden Auges strahlte nun stärker; es war der Blick des Kriegers und des Staatsmannes. Um den feingeschnittenen Mund ... schwebt, wenn er gegen Freunde und Bundesgenossen sich öffnet, das Lächeln der Milde und Duldung, aber der Ernst des Heerführers, der Stolz des Mächtigen schwellt diesen Mund, wenn er gebietet.“ Den Schwärmereien des Domherrn tritt v. Sierstorpff entgegen, dem Bonaparte's Kopf beim ersten Anblick „keinen übersprudelnden flüchtigen Geist oder Witz, wie man es zu nennen pflegt“, beim längeren Ansehen aber hohen Verstand verräth und der Ehrgeiz, Entschlossenheit und Festigkeit darin ausgeprägt findet. Nicht übel ist auch trotz der burlesken Wendung das Aperçu des hannover'schen Barons, „die Physiognomie des Konsuls sei die eines Jesuiten, der es bis zum Pater Rektor gebracht habe“. Und auch eine Bemerkung Vossens würde man, denke ich, in diesem Zusammenhang ungern vermissen: „Daß man,“ ruft er gewissen exaltirten Phantasten entgegen, „in der Physiognomie dieses seltnen Mannes nicht das Erwartete findet, darf nicht befremden. Nur oft wiederholter leidenschaftlicher Zustand hinterläßt lesbaren Ausdruck der Blicke und Gesichtsmuskeln, die Operationen der reinen Intelligenz erzeugen ihn nicht allein nicht, sondern nehmen ihn wohl gar zurück, blos auf der Stirne malt sich das häufige kalte Nachdenken. Alle tiefe Berathungen der Konsequenz, deren Großmeister Napoleon heißt, alle geheimen Entwürfe des schrankenlosen Ehrgeizes vollziehen sich in innerster Seele und sind auf der Oberfläche nur zu entdecken, wenn das leidenschaftliche die Materialität berührt. Das liegt aber zum Theil wenig in diesem Charakter, andrerseits hat Klugheit auch die Kunst des Verbergens geübt.“[1])

Dies und noch manches andere wollten also unsre Freunde auf rein physiognomischem Wege aus dem Aeußern des interessanten Mannes herauslesen. Daß sie umgekehrt vieles hineinlasen, versteht sich von selbst, doch gilt es für uns gleich viel, da wir nach dem vorgesetzten Plane weniger Thatsachen eruiren als Urtheile zusammenstellen und beleuchten wollen. Aus diesen Aeußerlichkeiten, aus dem, was sie in Paris über den Konsul gehört, zum Theil auch schon aus der Heimath mitgebracht hatten, aus seinen Thaten endlich, namentlich denen seit dem 18. Brumaire, war nun ein zeitgenössisches Gesammtbild auch des geistigen und moralischen Menschen entstanden, das allerdings wegen der starken Schwankungen in den Urtheilen, die noch in fortwährender Entwicklung begriffen sind und sogar in demselben Individuum vielfach auf- und abwogen, schwer zu fixiren ist. Immerhin muß der Versuch dazu gemacht werden.

Noch am meisten feststehend waren die Ansichten über die rein intellektuelle Seite des Wesens dieses Gewaltigen. Es galt damals für ausgemacht, daß man es nicht mit einem Helden vom Schlage der Hoche, Desaix, Kleber und Marceau, sondern mit einem völlig anders gearteten, jedenfalls aber in aller Hinsicht ganz außergewöhnlichen Menschen zu thun habe, ein Eindruck, den Frau v. Staël schon zur Zeit von Campo Formio vom General Bonaparte empfing. Schon die Beiwörter des „außerordentlichen Mannes“, des „größten Mannes der Welt“ (Sierstorpff) und manche andere, denen wir im Laufe der letzten Kapitel begegneten und die längst stehend geworden waren, sprechen hier mehr als langathmige Erörterungen. Daß das Große, weniger vielleicht das innerlich Große als das quantitativ Gewaltige mit der Erscheinung dieses körperlich Kleinen unzertrennlich verbunden erscheint, zeigen solche Zusammenstellungen wie mit dem Montblanc, dem Alpenriesen, den Jakob Friedrich Fries in einem Athem mit Bonaparte als die höchsten Merkwürdigkeiten, die er auf seiner Reise

[1]) Das bekannte Bild im Leipziger Museum.

[2]) Napoleon Buonaparte, wie er leibt und lebt, 24.

[1]) (v. Voß), Beleuchtung, 200.

gesehen, bezeichnete. Er war ein Stratege allerersten Ranges, ein kapitaler Meister des militärischen Schachbretts; daran wagte kein ernster Mann mehr zu zweifeln. Zwar gab es auch jetzt noch Leute, die unaufhörlich von seinem „Glück" redeten und diesem zuschreiben wollten, wovon sie selbst bei dem gleichen Geschenke Fortunens kein Hundertstel hätten leisten können. Der „Stumpfsinn" dieser kleinen Leute empfängt von Julius v. Voß[1]) eine derbe Rüge, der im Gegensatz zu ihnen betont, daß Bonaparte von dem Augenblick eigenen Wirkens an „aus reiner eigner Intelligenz" gehandelt habe: „Wenn die Cäsar über den Rubikon schreiten, die Bonaparte von Egypten aus zum Heile des Vaterlandes erscheinen, so sind die Kühnheit, das Kraftgefühl eines Erdengotts, der aus dem Chaos Harmonie rufen kann, und das Zufällige, was den Entwurf krönen hilft, freilich alles Dinge von außen her. Habe das Letztere auch mehr gewirkt, der Mitwelt, der Geschichte ist es gleichgültig, und wenn das, was gewöhnlich Glück heißt, den sogenannten größten Mann verläßt, durchaus verläßt, so liegt er auch zu Boden." Neben dem Feldherrn der Staatsmann. Wir werden ihn im folgenden Kapitel zu beleuchten haben. Um Wiederholungen zu ersparen, mag an dieser Stelle nur darauf hingewiesen werden, daß, so verschieden auch die Urtheile über zahlreiche Einzelhandlungen und weit mehr noch über die letzten Triebfedern seines staatsmännischen Wirkens überhaupt ausfallen mochten, auch hier das eine feststand: dieser Mann war ein Politiker von scharfem, durchdringendem Verstande und von einer exorbitanten Willenskraft, die mit dämonischer Macht das von ihr Gewollte der Mitwelt aufdrängte, mit einer ungemeinen Geistesgegenwart das ihr Vortheilhafte zu erspähen und zu benutzen verstand und mit einem ganz eigenartig durchschneidenden Wesen alle Hemmnisse rücksichtslos zur Seite zu schieben wußte. Wie weit in dieser gewaltigen Natur das, was man gemeinhin „gut" oder „böse" nennt, vorwog, darüber waren sich die Zeitgenossen nicht im mindesten einig, ja Viele wagten wegen der „furchtbaren Verschlossenheit" seines Charakters (Hase)[2]) hierüber bei sich selbst zu keiner Entscheidung zu kommen, vertrösteten mit Kotzebue[3]) auf das Urtheil der Nachwelt oder neigten wie derselbe Autor einem gewissen Laxismus zu. Die Motive des Mannes wären im Grunde gleichgültig und kümmerten das Volk wenig, wenn es von seinem Regenten nur glücklich gemacht werde.[4]) Und letzteres konnte man, aller Einwände ungeachtet, in den ersten Jahren des Konsulats, zumal im Vergleich zu dem Treiben der Revolutionsmänner, ohne Scheu zu behaupten wagen.

Auf jeden Fall aber war dieser Mann eine Herrschernatur, eine Herrschernatur ersten Ranges und mit allen Gaben und Attributen einer solchen ausgestattet. „Herrschen ist seine einzige Leidenschaft und Beschäftigung," sagt wörtlich Reichardt,[5]) und Rist[6]) nennt ihn einen „rücksichtslosen, unerbittlichen, militärischen Zwingherrn". Beide und mit ihnen gewiß viele Andere leiteten diese Eigenschaft und die Form, in der sie sich nach außen hin kundgab, direkt aus dem Einfluß der ausschließlich militärischen Sphäre ab, in der dieser Staatslenker groß geworden war. Eine Verwechslung zwischen Wesentlichem und Accidentellem, über die das Leben und der Charakter gar mancher noch mehr als Bonaparte in der unmittelbaren Nähe des Lagerfeuers groß gewordener Revolutionsgenerale hätte aufklären können.

1) (v. Voß), Beleuchtung, 222.

2) Hase, Deutsche Rundschau, 1881, 427. Auch Voß und Reichardt sprechen über die Verschlossenheit: Beleuchtung, 74, Offne Briefe, 164.

3) Kotzebue, Erinnerungen, 106—107, vergl. auch 129, 133.

4) ib. 107.

5) Reichardt, Vertr. Briefe, I, 296.

6) Rist, Lebenserinnerungen, I, 249.

In direktem Zusammenhang hiemit steht für Reichardt die solchen Naturen — auch einem Wallenstein — eigene Gleichgültigkeit gegen Lebensfreude und Lebensgenuß, vor allem eine gewisse Antipathie gegen zwecklose Geselligkeit und gegen alles, was der glückliche Durchschnittsmensch, der sein Dasein freudig genießt, dessen Name aber auch mit dem Zuschlagen des Sargdeckels für ewige Zeiten erloschen ist, unter dem Kapitel „Vergnügen" zu subsummiren pflegt. Unermüdlich thätig, so daß er „nicht begreift oder es doch nicht leiden kann, daß Jemand krank sein könne",[1]) hat er auch für die nächstliegenden geselligen Freuden, die Freuden der Tafel, keinen Sinn. „Daß Bonaparte kein Liebhaber von langem Zutischsitzen ist, weiß Jedermann," sagt der diesen Genüssen weniger abgeneigte Kotzebue,[2]) und in ähnlicher Weise äußert sich ein uns bereits bekannter Besucher von La Malmaison.[3]) Diese Einfachheit in Essen und Trinken und sonstiger Lebensführung fiel besonders im Gegensatz zu dem im vorigen Kapitel besprochenen Glanz auf, mit dem der Konsul seinen Hof auszustatten und seine Person zu umgeben pflegte. Lag schon an und für sich hierin eine Seltsamkeit, die nicht mit Unrecht als beabsichtigt aufgefaßt werden konnte und alsdann den Stempel des Gesuchten bekam, so machte die persönliche Nüchternheit eines Mannes in so glänzender Stellung ganz besonders auf Deutsche einen eigenthümlichen und keineswegs immer günstigen Eindruck. Auch dem gleichzeitigen preußischen König Friedrich Wilhelm III. ist dieselbe Eigenschaft nicht immer in bonam partem ausgelegt worden; ein Seitenhieb Bülows, dessen wir im vorigen Kapitel gedachten, wird den Leser darüber belehrt haben. Der Deutsche liebt einen guten Trunk, und der allzeit Nüchterne kommt bei ihm, namentlich wenn er verschlossenen Charakters ist, nur gar zu leicht in den Geruch des Sonderlings, des Egoisten und des „Strebers" im unangenehmen Sinn. Gourmands wie Reichardt betrachteten die Enthaltsamkeit des Konsuls mit Kopfschütteln: „Mir sind eigentlich nur zwei Dinge fürchterlich an ihm," sagt der Frhr. Arminius v. d. Eiche, „seine große Nüchternheit und Enthaltsamkeit für alle sinnliche Genüsse und seine eiserne Verschwiegenheit."[4])

Es drängt sich hier eine noch heiklere Frage auf: wie unsre Deutschen über die Moralität des Konsuls im engeren Sinn gedacht haben. Zur republikanischen Zeit war er ein „Brutus", womit alles gesagt ist. So hatte beispielsweise auch Wieland in „den Gesprächen unter vier Augen" (1798) seine Sittenstrenge gepriesen, dieses Lob aber später — aus welchen Gründen, ist uns unbekannt — zurückgenommen. In der hier vorliegenden Literatur ist über diesen Punkt selten die Rede, und man wird zu der Annahme berechtigt sein, daß neugierige Fragen der Fremden keine rechte Antwort bekamen oder die Schriftsteller sich gescheut haben, über diesen Gegenstand öffentlich zu sprechen. Nur hier und da klingt leise die Bemerkung durch, daß der Konsul die schöne Schauspielerin George ausgezeichnet habe, die thatsächlich, und zwar mit gutem Grund, Josephinens Eifersucht erregte. Eine Bemerkung Helmina's v. Chézy, die etwas von einer schönen Aegypterin munkelt, kann einer späteren Zeit entstammen. Es könnte damit wohl nur Madame Fourès gemeint sein, übrigens eine Französin, die mit dem General im Pharaonen-Lande war.[5]) Ueber Bonaparte's sittliche Aufführung scheint also, um im Kurial-

1) Kotzebue, Erinnerungen, 135.

2) ib., 124.

3) Lond. u. Par., V (1800), 304—305.

4) Offne Briefe, 164.

5) Ueber Napoleons Verhältniß zu der George: *Frédéric Masson*, Napoléon et les femmes, I, 101 ff., über Madame Fourès: ib., 55 ff.

stil zu reden, seinen Besuchern „nichts nachtheiliges bekannt geworden zu sein". Im Gegentheil wird oftmals an ihm hervorgehoben, daß er in seiner Familie fast spießbürgerlich lebe, und als besonderes Kennzeichen dafür das in Paris damals nicht übliche Zusammenschlafen der Ehegatten in demselben Bett angeführt. Und doch schien seiner Häuslichkeit etwas zu fehlen, vielleicht die Kinder. „Sein Haus ist freudenleer," meint der Freund der Geselligkeit Reichardt, und er prophezeit dem Mann trotz seiner Größe ein einsames Alter. Demgegenüber weiß sich freilich Julius v. Voß[1]) in dem Gedanken zu trösten, daß ein Held wie Bonaparte wohl am Abend seines Lebens am liebsten auf Thaten zurückblicken werde.

Und da wir einmal bei Bonaparte's Verhältniß zu seiner Familie stehen, so dürfen wir auch den Nepotismus nicht unerwähnt lassen, der ihm schon damals recht allgemein zum Vorwurf gemacht wurde. Nicht allein von Gegnern wie Schlabrendorf und Reichardt, der ihn auch in den „Offnen Briefen"[2]) angreift, auch Voß muß ihn zugeben, hat aber gleich wieder eine plausible Entschuldigung bei der Hand, daß nämlich „eine gute Beherrschung auch einen guten Preis werth sey".[3])

Alles in allem genommen, machte also der Konsul als Hausherr auf die Fremden zwar nicht einen geradezu schlechten, aber auch keineswegs einen durchaus günstigen Eindruck. Auch als Gastgeber erschien er nicht tadellos. Kein Wunder, Thür an Thür mit der Ungeselligkeit wohnt die „Unliebenswürdigkeit", was man so im gesellschaftlichen Sinn darunter versteht. Zwar hörten wir ihn im vorigen Kapitel bei offiziellen Audienzen manches interessante, ja liebenswürdige Gespräch führen, namentlich mit Herren, deren gute Meinung für sich zu gewinnen in seinem Sinn lag. Auch hier konnte er recht unangenehm werden, eine bekannte Thatsache, zu der Graf Schlabrendorf eine Musterkarte von Illustrationsproben herbeigetragen hat.[4]) Zudem zeigt sich der wahre Kavalier erst im Umgang mit der Damenwelt, und da hörte man nicht immer die angenehmsten Dinge von dem neuen Herrscher. „Seiner eignen Gemahlinn sagt er, wie andern Damen, oft sehr harte Sachen über ihre Anzüge oder ihr Benehmen, wenn es ihm zu frei dünkt, mitten in grossen Versammlungen."[5]) An die Tallien und die Talleyrand richtete er jene peinlichen Fragen und Bemerkungen, über die sich auch Frau v. Staël so sehr geärgert hat. Freilich waren sie nicht immer so ganz unberechtigt; denn sie betrafen nicht selten das äußerst indecente Auftreten dieser Damen, und der Konsul wollte Ordnung im Hause haben und wenigstens den äußeren Anstand, diesen aber auf alle Fälle, gewahrt wissen. Doch fehlte ihm ein gewisser Takt, ein Mangel in seiner Erziehung, worüber ein bekanntes Wort Talleyrands alles Nöthige gesagt hat.

Und nicht allein das war es, die Barschheit seines Wesens war doch wohl in letzter Linie ein Ausfluß seines angeborenen Temperaments. Das unmittelbare Durchgreifen, das Herrschen um jeden Preis und in allen Dingen lag ihm zu tief im Blut. Kehren wir noch einmal zu der Eigenschaft zurück, die den Grundton des Wesens dieses Mannes bildet und daher auch als Leitmotiv durch unser Kapitel wandert. Das rücksichtslose Einschneiden der neuen Regierung in alle Verhältnisse trat den Besuchern der französischen Hauptstadt auf Wegen und Stegen, auf Schritt und Tritt entgegen. „Die (französische) Nation," schreibt Friedr. Heinr. Jacobi in dem erwähnten Brief an Freund Goethe, „kommt mir unter der Herrschaft

1) (v. Voß), Beleuchtung, 207.
2) Offne Briefe, 168.
3) (v. Voß), Beleuchtung 211.
4) Napoleon Bonaparte, 203–205.
5) ib., 202.

dieses grün-gelben Korsikaners und mit dem republikanischen Schilde auf der Brust gerade wie ein Schulknabe vor, der, anstatt seine Lektion zu lernen, geplaudert hat und nun an der Thüre auf eine Bank treten und den Esel tragen muß." Auch mancherlei Anekdoten und kleinere Vorfälle, die den fremden Besuchern in Paris aufstießen, bezeugen dem, der in historischen Schriften zwischen den Zeilen zu lesen gewohnt ist, oft ganz ohne Kommentar, lediglich durch den Ton ihrer Wiedergabe, wie auch die dem Konsul Wohlgesinnteren über dies und jenes dachten. So, wenn Campe berichtet, daß die Regierung bei dem früher besprochenen Niederreißen der Häuser auf dem Carrouselplatze und besonders bei der Entschädigung der betroffenen Besitzer nach Gutdünken und Laune verfahren sei.[1]) Die Thatsache selbst mag nicht einmal richtig sein — Chaptal bestreitet sie wenigstens, und Chaptal als Minister des Innern konnte das wissen — aber daß man einer sich mit Worten beständig als liberal geberdenden Regierung derartiges zutrauen konnte, ist bezeichnend.

Noch deutlicher scheint ein despotischer Zug des neuen Präsidenten in einigen mehr persönlichen Sachen hervorzutreten. So meldet Kotzebue, daß der „neue Herr" die seit anderthalb Jahrzehnten von allen Freiheitsschwärmern als die größte That des Zeitalters gefeierte Zerstörung Zwinguris, der alten Bastille, — beklagen soll.[2]) Als derselbe Autor der Direktion der großen Oper den Vorschlag macht, einen der Charlemagnesage angehörigen Stoff dramatisch zu behandeln, findet er freudige Zustimmung, und die Form seiner Mittheilung zeigt, daß die dramatischen Haruspices sich verstanden und bedeutungsvoll einander zugelächelt hatten.[3]) Ein Charakter anderen Schlags, der alte Campe, weiß seinen Aerger kaum zu bemeistern, als er vernimmt, wie schon damals strebsame Präfekten in feurigen Reden den Konsul in verwandtschaftliche Beziehung zu dem Herrn der Welten zu bringen wagten, ohne den Herrn des Mikrokosmos Paris durch ihre Plumpheit zu beleidigen.[4]) Wahrlich, von hier ist nicht weit zu der „asiatischen" Schmeichelei, von der im Jahre 1803 in der Allgem. Zeitung[5]) geredet wurde! Selbst das schwärmende Frauenzimmer Helmina[6]) kann die Aeußerung nicht unterdrücken, daß der im Präsidentenstuhl sich wiegende Autokrat die Menschen als „Marionetten behandelt", wenn sie auch freilich nach wie vor an der „edlen Natur" Napoleons festhält und sich in dem Glauben nicht beirren läßt, daß geheime Mächte, die Feinde Frankreichs und der böse Geist Talleyrand, den großen Mann zu seinen despotischen Maßregeln verleiten:

Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben.[7])

Und noch eine herkömmliche Begleiterscheinung despotischen Wesens ist unsern deutschen Freunden aufgefallen und von manchen sogar mit ausnehmender Breite behandelt worden: die Furcht des Usurpators für sein Leben und die umfassenden Maßregeln, die für seine persönliche Sicherheit getroffen wurden. Schon oben war bei Gelegenheit der Parade hievon einmal die Rede. Die Bemerkungen wiederholen sich namentlich bei Sierstorpff, Reichardt und dem Grafen Schlabrendorf mit ermüdender Häufigkeit.[8])

1) Campe, a. a. O., 33, 103; auch bei Anderen erwähnt.
2) Kotzebue, Erinnerungen, 375.
3) ib., 500.
4) Campe, a. a. O., 33, 185—186.
5) Allgem. Ztg., 1803, Nr. 101.
6) v. Chézy, Unvergessenes, 193.
7) ib. 200, 327.
8) Zur Literatur über diesen Gegenstand: Meyer, Briefe, I, 58, 76, 118; (v. Sierstorpff), Bemerkungen, I, 388 u. ö.; Offne Briefe, 78, 85; Napoleon Bonaparte, 87, 89, 136, 138, 142, 189, 219. Die Verfasser, außer Meyer, werfen sämmlich dem Konsul übertriebene Besorgniß für sein Leben vor. Dagegen: Meyer, 118, Kotzebue, Er-

Selten frei von ironischen Wendungen, sind sie die Vorläufer ähnlicher Vorwürfe, die später gegen den Kaiser erhoben worden sind, zumal infolge von Wahrnehmungen, die man 1814 gemacht haben wollte, zur Zeit seines Sturzes, nach welchem ihm selbst ein Byron das Weiterleben als Schmach auslegte. Ich habe mich schon vor Jahren über den Grad der Berechtigung dieser Vorwürfe ausgesprochen.[1]) In der Zeit, von der wir reden, ist besonders Julius v. Voß als Napoleons Anwalt in dieser Sache aufgetreten und hat die nach dem Höllenmaschinenattentat doppelt gebotenen Sicherheitsmaßregeln mit dem Hinweis auf die Ravaillac und Damiens energisch vertheidigt.

Auf der anderen Seite findet sich in den Werken unsrer Schriftsteller auch eine nicht unbeträchtliche Menge kleiner freundlicher Bilder, Züge aus dem Leben des Vielbesprochenen, Aussprüche, die ihm abgelauscht oder angedichtet worden, wie es zu allen Zeiten den Großen dieser Erde widerfahren ist. Auswahl und angeknüpfte Bemerkungen verrathen hier vielfach Wohlwollen der Berichterstatter für den Konsul, dessen echt heldenmäßige Bescheidenheit oftmals gerühmt wird. So heißt es, daß Bonaparte, dem man in Paris ein Denkmal zu setzen beabsichtigt, dies habe der Nachwelt anheimgeben wollen, daß er bei jener bekannten Vorstellung in der großen Oper am Abend des Höllenmaschinenattentats eine bewunderungswürdige Todesverachtung bewiesen, bei Schauspielen voll beziehungsreicher Stellen, Corneille's Cinna und Duvals Edouard en Ecosse, das hübsche Wort gesprochen habe, „den Theaterkönigen gegenüber empfinde er keine Furcht“.

Ueber die Echtheit oder Unechtheit dieses Wortes, mag der Leser eines späteren Abschnitts entscheiden. Wir müssen ohnehin fast befürchten, im Verlaufe dieses Kapitels schon etwas zu tief in die Politik des ersten Konsuls gerathen zu sein, deren weitere Beurtheilung dem folgenden Abschnitt vorbehalten ist.

---

innerungen 114—15 u. ö., sowie (v. Voß), Beleuchtung, 201. Selbstredend spielt in den Besprechungen das Attentat des 3. Nivôse, nach dessen Ausgang Bonaparte „sich zurückzieht“, eine bedeutende Rolle. — Weitere Angaben über die Sicherheitsmaßregeln: Franz. Misc., IV, 74, London und Paris, VII (1801), 134 ff., IX (1802), 421, sowie ein interessanter Bericht eines Pariser Korrespondenten der Allgem. Ztg., 1801, Nr. 122.

[1]) Beil. z. Allgem. Ztg., 1895, Beil. Nr. 70 und 71. In beiden Fällen — 1814 und zur Konsularzeit — handelt es sich um den Schutz vor Mördern. Wie bei jener späteren Gelegenheit Napoleons Benehmen auf der Reise von Fontainebleau nach der Insel Elba von Arthur Lévy (in dessen Napoléon intime) mit dem eines Mannes verglichen wird, der sich vor tollen Hunden zu schützen sucht, so sagt in unserm Fall einmal Frhr. v. Sierstorpff (I, 483): „Dies läßt sich auch mit seinen übrigen großen Heldenthaten sehr gut vereinigen, und es ist eine ganz andre Sache, seinem Feinde in offenem Felde entgegen zu treten oder dem heimlichen Mörder zu entgehen.“

Die neue topographische Landesaufnahme Württembergs.

In dem Artikel mit vorstehendem Titel in Nr. 18 der „Beilage“ sagt Hr. Prof. Dr. C. Koppe, die von mir entworfenen und (April 1891) durch das kgl. Statistische Landesamt als Manuskript gedruckten „Anweisungen“ für die neue Höhenaufnahme von Württemberg in 1:2500 und die topographische Karte in 1:25000 seien gestützt auf Probemessungen mit Studirenden des Polytechnikums ausgearbeitet worden.

Es wäre meiner Ansicht nach doch schlimm, wenn der Entwurf einer solchen Instruktion Jemand anvertraut gewesen wäre, der sie auf Probeaufnahmen mit Studirenden während einiger Wochen hätte stützen müssen; ich glaube, sowohl der jetzige Vorstand des Statistischen Landesamts, Hr. Direktor v. Zeller, als Hr. Kollege Koppe selbst werden mir hierin nicht widersprechen. Ich habe freilich nicht das Glück gehabt (wie es Hr. Prof. Koppe von dem jetzigen Leiter der württembergischen Aufnahmen berichten kann), schon mit 20 Jahren in „leitender Stellung“ praktisch thätig sein zu dürfen; aber meine eigenen größeren Höhenaufnahmen gehen immerhin auf das Jahr 1876 zurück und ich glaube sagen zu dürfen, daß ich in den 15 Jahren bis zur Aufstellung jener Instruktion mich bemüht habe, in praktischer Arbeit für die weitere Ausbildung der Messungsmethoden bei den württembergischen Höhenaufnahmen zu thun, was eben in meinen Kräften stand. Und auf diese Bemühungen gründet sich der wichtigere Theil der Anweisung vom Frühjahr 1891. Die Probemessungen im Herbst 1890 hatten nur den Zweck, mehrere Beamte des Kgl. Statistischen Landesamts (was zu verschweigen vielleicht kein Grund vorlag) und eine Anzahl von Studirenden der Technischen Hochschule praktisch weiter in die Sache einzuführen, als auf der bei uns üblichen jährlich wiederkehrenden 14tägigen geodätischen Studienexkursion möglich ist. Die Aufnahmen von 1890 sind absichtlich zum Theil (in Gegenden, wo dies zulässig war), so flüchtig gemacht, daß sie den Anweisungen nicht ganz entsprechen, und daß sie von Sachverständigen nicht als der Ausdruck meiner Ansichten über die Landeshöhenaufnahme angesehen werden können. Sie fielen nämlich in die Zeit der von Hrn. Kollegen Koppe erwähnten „Kämpfe“, wo alles darauf ankam, die Beamten des Statistischen Landesamts davon zu überzeugen, daß die unmittelbare Zugrundlegung der „Flurkarten“ 1:2500 nicht nothwendig eine so große Steigerung der Kosten gegen eine Aufnahme in 1:25000 nach preußischem Muster im Gefolge haben müsse, wie ein damals in Württemberg anwesender preußischer Topograph und Andere behaupteten. Es ist sicher ein großes Verdienst des damaligen Direktors des Landesamts, v. Knapp, der zuerst nach dem Aufhören des Erscheinens der „Eisenbahnkurvenkärtchen“ und nach den „mancherlei Berathungen“ die Frage der allgemeinen Höhenaufnahme Württembergs wieder praktisch anfaßte, daß er sich überzeugen ließ, trotzdem er von Berlin und Bern mit der Ansicht zurückgekehrt war, daß die preußische und schweizerische Meßtischtopographie auch für Württemberg das Richtige sei.

Vielleicht darf ich dem Vorstehenden noch hinzufügen, daß ich auch seit 1891 in Sachen der topographischen Messungsmethoden nicht müßig gewesen zu sein glaube und selbstverständlich heute ebenfalls manches an den Anweisungen von damals zu ändern wüßte. Ich werde darauf zurückkommen, sobald mehr von den vorgenommenen Aenderungen bekannt sein wird, als Jordan in der Zeitschrift für Vermessungswesen 1898 und Hr. Prof. Koppe hier zu veröffentlichen Gelegenheit hatten. Daß ich selbst eine spätere Ergänzung der Anweisungen für nothwendig hielt, zeigt wohl allein schon der Umstand, daß in ihnen über eine der Haupt- und Grundzahlen einer Höhenaufnahme: Anzahl der zu messenden Punkte pro Quadratkilometer, absichtlich noch keine Angabe enthalten ist; nicht weil ich über diese Zahl erst hätte weitere Erfahrungen abwarten müssen, sondern aus ganz anderen Gründen. Ich habe über diese Zahl erst in einem Aufsatz in den Württembergischen Jahrbüchern 1892 eine Aufstellung gemacht und sie kehrt nun in allen seitherigen Veröffentlichungen genau wieder (Schlebach in der „Zeitschrift f. Vermessungswesen“ 1896, Jordan ebenda 1898); sie steht mit den frühern Anschauungen in Württemberg in Widerspruch und wird also noch zu begründen sein. Ich hoffe dies in einer zusammenfassenden Veröffentlichung über meine Erfahrungen in Höhenaufnahmen und technischer Topographie (es freut mich, daß auch Hr. Kollege Koppe jetzt diesen Ausdruck gebraucht, der, wie ich glaube, den Gegensatz zur Militärtopographie am besten bezeichnet) in Bälde thun zu können.

Da Hr. Prof. Dr. Koppe, der die in Stuttgart eingezogenen Erkundigungen gewiß genau wiedergegeben hat, sich ausdrücklich auf eine unter Leitung von Hrn. Oberfinanzrath Schlebach (damals Professor an der Kgl. Baugewerkschule Stuttgart) durch einige Geometer gemachte Höhenaufnahme für die Forstverwaltung bezieht (Sommer 1880, nicht in den 70 er Jahren), so wird wohl die Bemerkung gestattet sein, daß diese Aufnahme meiner Ansicht nach keine Förderung der bis dahin vorhandenen Methodik der Höhenaufnahmen im Wald, bekanntlich dem methodisch schwierigsten Theil solcher Aufnahmen, gebracht hat. Da ich selbst gegen Ende der 70er und zu Anfang

der 80er Jahre für die Forstverwaltung solche Aufnahmen für verschiedene Zwecke in größerem Umfang auszuführen hatte, glaube ich mir ein Urtheil erlauben zu dürfen, obgleich Hr. Oberfinanzrath Schlebach mich nicht im Zweifel darüber gelassen hat, daß seiner Ansicht nach meine Gesammtarbeit für die Methodik der Höhenaufnahmen einen Vergleich mit der seinigen nicht aushält. — Es kann übrigens nicht meine Absicht sein, mich über diese Ansicht hier auszusprechen zu wollen.

Vielleicht hätten, da Hr. Prof. Koppe geschichtlich zum Theil ziemlich weit ausgreift, bei Gelegenheit der Erwähnung der früheren technisch-topographischen Arbeiten der württembergischen Eisenbahnverwaltung und Forstverwaltung auch noch die Namen einiger Männer genannt werden können, die sich um die Förderung der Höhenkurvensache in Württemberg besondere Verdienste erworben haben: bei der Eisenbahn neben Oberbaurath Morlok (so, nicht Marlock lautet der Name), der wohl das Meiste für die Einführung der Höhenkurven als Grundlage der technischen Arbeiten in Württemberg gethan hat, u. A. der jetzige Baurath Haas, bei der Forstverwaltung neben Baurath Rheinhard, der den Werth von Höhenkurven für die Zwecke der Forstwirthschaft im allgemeinen und besonders für den Entwurf von Waldwegnetzen ins richtige Licht setzte, der jetzige Bauinspektor Beyhl u. s. f.

Stuttgart, Januar 1900. Prof. Dr. E. Hammer.

Mittheilungen und Nachrichten.

r. h. Otto Hübners „geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde" für das Jahr 1899; herausgegeben von Prof. Dr. v. Juraschek. Der moderne gebildete Mensch muß — oder sollte wenigstens — einigermaßen geographischer Kosmopolit sein; das bringt unsre Zeit des „Welthandels" und der „Weltpolitik" mit sich. Bei der Erfüllung dieser Zeitforderung wird Jedem die Hülfe des genannten Tabellenwerkchens hochwillkommen sein, das in der alterprobten Form und Eintheilung, aber im einzelnen wesentlich bereichert und ergänzt, in 48. Ausgabe vor uns liegt. Von wesentlichen Aenderungen heben wir hervor die Berücksichtigung der nordamerikanischen Expansion und eine bedeutende Bereicherung der statistischen Nachweise über die Großstädte. Sollen wir endlich noch von all der komprimirten Wissenschaft auf diesen 96 Seiten ein materielles Ergebniß entnehmen, so wird uns vor allem die allseitige Zunahme der Ziffern, bei Bevölkerung wie beim Handel u. s. w. und hier wieder das steigende Uebergewicht der europäischen Völker (daneben noch der nordamerikanischen Union) ins Auge fallen. Preis der Buchausgabe 1 M. 20 Pf., der Wandtafelausgabe 60 Pf.

γσ. **Berlin**, 4. März. Die Märzsitzung der Gesellschaft für Erdkunde wurde von dem Vorsitzenden, Frhrn. v. Richthofen, mit einem ehrenden Nachruf an die jüngst verstorbenen Mitglieder Geh. Oberbergrath Hauchecorne und Dr. Fedor Jagor eröffnet. — Als Vortragender sprach Oberleutnant O. Olufsen aus Kopenhagen über die zweite dänische Pamir-Expedition, die er 1898 mit Unterstützung der dänischen Regierung in Begleitung der Naturforscher Dr. Juler und Dr. Paulsen ausgeführt hat und deren wissenschaftliche Ergebnisse noch nicht vollständig bearbeitet sind. Der Redner schilderte seine Reiseroute, die durch Transkaspien über Krasnowodsk, Askabad, Bokhara, Samarkand und Taschkend bis Andissan mit der Bahn zurückgelegt wurde, von wo aus dann, wie schon 1896, die turkestanische Post bis nach Osch von der Expedition benutzt ward. Hier wurde die Expeditionskarawane zusammengestellt und man wandte sich dann südwärts bis an den Saum der Oase. Zur Zeit, als die Expedition sich in diesen Gegenden aufhielt, fand daselbst ein Kirgisen-Aufstand statt, der mit Waffengewalt von der russischen Garnison gedämpft werden mußte. Proviant, Geräthschaften und wissenschaftliche Instrumente der Expedition sowie ihr Faltboot mußten auf Pferden in die nördlich des Pamir gelegenen Alai-Gebirge transportirt werden, in denen man nomadisirende Kirgisen antraf. Man schlug durch das westliche Pamir den gleichen Weg wie 1896/97 ein, überstieg die 7000—8000 Fuß hohen Pässe des Alai-Gebirges, die, nur auf schmalen Fußpfaden gangbar, ein langsames Vorrücken ermöglichten. Konglomerat- und Gneisbildungen treffen wir in diesen Bergen, in denen man den großen chinesischen Handelskarawanen nicht selten begegnet, wie den in malerischer Kleidung auf ihren Thieren dahinreitenden Kirgisen. Der Jaschil-kul war das Reiseziel. Zuerst gelangte die Forschungskarawane auf die sogenannte Olga-Wiese, den Olgyulug, 14,000 Fuß hoch gelegen. Hier gedeiht Wacholder; infolge der frischen Wasserläufe, die die Steppe durchziehen, gedeiht hier eine reiche Fauna, in der sich namentlich viele Murmelthiere finden. Die Kirgisen leben auf diesem ihren Herden günstigen Gelände in ihren Filzzelten oder Jurten. Ihre Frauen zeichnen sich durch schöne und solid ausgeführte Webearbeiten aus. Die Höhen der Alai-Steppe, die man nunmehr bestieg, waren im Sommer menschenleer, und die schon mit Schnee bedeckten Höhen des Pamir stellten sich in ihrer Erscheinung als Polarlandschaft dar. Es war jedoch möglich, in den 3000 Fuß hoch gelegenen trockenen, steinigen Flußbetten den Weg fortzusetzen, der von grün, blau und roth gefärbtem Gestein begleitet wird, das in seiner Farbe schon seinen Metallgehalt andeutet. Das große Pamirschaf (Ovis Poli) kommt hier nicht selten vor, und sein Fleisch diente der Expedition zur Nahrung. Zunächst ward der große See Kara-kul erreicht, der nur nach Süden einen Abfluß besitzt. Von kahlen Gebirgsmassen rings umgeben, breitet sich der Seespiegel, auf dem die brennende Sonne steht, in ewiger Ruhe aus und stellt sich in seiner Schönheit fast als brutal dar, da das Landschaftsbild keine Empfindung der Sehnsucht zu erwecken vermag. Von hier aus ward in 22 Tagen, etwa gegen Anfang Juli, die 12,000 Fuß hoch gelegene russische Militärstation Pamirsky-Post erreicht, von wo aus man nach kurzem Aufenthalt in sieben Tagen den zwischen Gneisbergen gelegenen Jaschil-kul-See erreichte. Aus einer Höhe von 20,000 Fuß etwa stürzen hier die Gletscher in den See herab. Das Klima ist nicht angenehm, am Mittag wird durch grellen Sonnenschein das Auge geblendet, die Tagestemperatur stellt sich zwischen 11 und 21° C., während nachts eine Temperatur von —4 oder —5° C. vorherrscht. Der See wurde trigonometrisch aufgenommen, seine Länge auf 60 km, seine größte Breite auf 5 km und seine Tiefe auf 40 m gemessen. Selbst ein Profil des Seebodens ist mittelst einer eigens für diesen Zweck konstruirten Maschine hergestellt worden. Zum großen Erstaunen der Kirgisen ward der Jaschil-kul mit dem Faltboot befahren und er lieferte eine reiche Zahl von Fischen, namentlich von Karpfen, für die Küche der Expedition. Adler, Gänse, Enten sind zahlreich in der Gegend des Sees, aber auch Wölfe und Luchse trifft man dort. Die von den Kirgisen in der Umgegend des Jaschil-kul als Heilquellen benutzten heißen Quellen zeigen eine Temperatur bis zu 78° C. Auch fand man in der Umgebung des Sees Ruinen chinesischer Forts und afghanische Gräber. Neben dem Jaschil-kul wurden noch fünf weitere Seen untersucht. Die Thatsache, daß in Turkestan und in Buchara die Wassermenge bei dem in jenen Gegenden nur spärlichen Regenfall abnimmt, ist damit zu erklären, daß der Amudarja (Oxus) und der Syrdarja, die jene Gebiete durchströmen, eine verringerte Wassermenge von den Gletschern des Pamir empfangen, da diese Gletscher selbst im Rückgang begriffen sind, wofür man als Grund den Umstand angeben kann, daß der Schiefer ihrer Unterlage die Schneemassen nicht lange zu halten vermag. Die Pamir-Seen werden kleiner, der Jaschil-kul wird selbst von dem Quellfluß des Amudarja durchströmt. Am 22 August 1898 hatte sich die Expedition gegen einen kirgisischen Ueberfall zu vertheidigen, doch gelang es, eine Anzahl der Uebelthäter zur Bestrafung nach Pamirsky-Post zu schaffen. Die dünne Luft in jenen Höhen des Jaschil-kul-Sees verursachte den Reisenden Beschwerden und deßhalb wurde die Reise südwärts in die Provinz Wakhan fortgesetzt, an deren Südgrenze sich der 23,000 Fuß hohe Hindukusch erhebt. Der Vortragende gab eine Darstellung von dem Ackerbau, dem Leben und den Sitten der Wakhaner, die auf den Gebirgsterrassen Weizen, Gerste, Hirse, etwas Baumwolle und Tabak bauen. Regen ist in diesen Gebieten selten. Früher bewohnten diese Gebiete die Siaposchen, die wir heute im Norden von Kabul antreffen, eine Thatsache, die durch Ruinenfunde bestätigt wird. Schaf-

fleisch, Erbsenbrei und Reis bildeten die Hauptnahrungsmittel der Expedition in diesen Gegenden. Die Wohnungen der Wakhaner, aus rohen Steinen aufgebaut, stehen in den Dörfern dicht aneinander, so daß die Dächer eine einzige Fläche bilden. Sie bestehen aus einem Gemach für die Männer, einem zweiten für die Frauen, deren jedes in der Mitte der Decke eine Oeffnung zum Abzug des Rauchs besitzt; dazu kommt noch ein Gemach für Fremde, Fenster existiren nicht. In dem Raum für die Frauen, den Fremde nur in deren Abwesenheit betreten dürfen, sind Hürden für die Kinder und für die Geräthschaften angebracht. Fast zu jedem Hause gehört ein Garten, und nicht selten sind Thürme auf den Dächern, aus denen im Falle einer nothwendig gewordenen Vertheidigung Steine vermittels doppeltsehniger Bogen abgeschossen werden. Die Kleidung der Wakhaner ist bei Männern und Frauen sehr einfach, verheirathete Frauen sind an den zwei langen Zöpfen kenntlich, in die ihr tiefschwarzes, strähniges Haar geflochten ist. Aus Wakhan wandte sich die Expedition westwärts nach Ischkaschim, von dort nordwärts nach Chorock in Schugnan, wo eine meteorologische Station eingerichtet wurde, und woselbst man in einem Lehmhause überwinterte, das man mit Filzteppichen ausgelegt hatte. Man unternahm Exkursionen in die Dörfer der Umgebung und machte ethnographische und linguistische Studien bei den hier wohnenden Iraniern, die einen etwas gröberen Typus als die Perser zeigen. Von Mitte November ab war man auf der Höhe völlig eingeschneit — 24° C. ward als die niedrigste Wintertemperatur gemessen, selten, daß man im Dezember und Januar die Sonne sah, bisweilen wurde man durch Erdbeben erschreckt, deren Grund wohl in Einstürzen im Innern der Gebirge zu suchen ist, und von Schakalen, Bergpanthern und Wölfen umheult; letztere kamen bis in die Pferdeställe der Expedition. Der Referent beschrieb die Zeremonien, wie sie diese Bergvölker, die nur äußerlich Mohammedaner sind, bei Gelegenheit von Hochzeit und Bestattung in Anwendung bringen, im einzelnen. Anfang März 1899 brach man von Chorock auf, ging südwärts längs des Pändschflusses nach Wakhan und von dort auf schneebedeckten Wegen und oft bei größter Kälte unter Sonnenschein über die Höhen des Pamir zurück. Nach 27 anstrengenden Tagesmärschen erreichte man den Frühling in Turkestan. Zahlreiche gute Laternenbilder illustrirten die interessanten Darlegungen dieser Forschungsreise auf dem „Dache der Welt".

B. **Heidelberg,** 6. März. Vor der philosophischen Fakultät unsrer Universität bestand Miß Erla Hittle aus Amerika in der englischen und deutschen Philologie, sowie in der Kunstgeschichte ihr Doktorexamen summa cum laude. Bis jetzt ist es in Heidelberg noch nicht vorgekommen, daß eine Dame im Doktorexamen den höchsten Grad errang. — An Stelle des verstorbenen Geheimraths Georg Meyer wird im nächsten Semester Prof. Dr. Jellinek hier über „Allgemeines und deutsches Reichs- und Landesstaatsrecht" lesen.

* **Berlin.** Hier ist am 5. März der bekannte Dozent der Humboldt-Akademie Lic. theol. Friedrich Kirchner im Alter von 52 Jahren gestorben. Er war ein Pädagog und Philosoph von gründlichem Wissen und eigenartiger Begabung, dessen Feder eine Reihe werthvoller populärer Darstellungen philosophischer Fragen und theologischer Themata entstammen.

* In **Hamburg** starb am 5. d. M. der Astronom Georg Rümker, langjähriger Direktor der dortigen Sternwarte, im Alter von 68 Jahren. Er war der Sohn des ebenfalls als Astronom wohlbekannten und hochverdienten Karl Ludwig Christian Rümker, der zuerst die Sternwarte zu Paramatta in Australien und seit 1830 die Hamburger Sternwarte geleitet hatte. Auch des jetzt Verstorbenen Mutter war Astronomin und hat sich durch die Entdeckung eines Kometen einen dauernden Platz in der Geschichte der Astronomie gesichert. Georg Rümker begann unter der Anleitung seiner Eltern schon sehr früh seine astronomischen Studien und war kaum 15 Jahre alt, als von ihm schon Beobachtungen von Pallas und Ceres zur Zeit ihrer Opposition veröffentlicht wurden. Im Alter von 21 Jahren wurde er als Observator an die Sternwarte von Durham berufen, drei Jahre später trat er als Adjunkt bei der Hamburger Sternwarte ein, deren Leitung er dann 1862 übernahm. Später wurde ihm auch das Amt eines Abtheilungsvorstehers bei der Deutschen Seewarte übertragen. Die lange Lebensarbeit Rümkers war höchst fruchtbar und die Zahl seiner meist in Fachzeitschriften zerstreuten Veröffentlichungen, von denen ein Theil auf gemeinsamer Arbeit mit anderen Astronomen beruht, ist überaus zahlreich. Viele Beobachtungen und Bahnberechnungen von Kometen und kleinen Planeten, besonders auch die Beobachtungen am Passage-Instrument in Hamburg, von Sonnenfinsternissen und Zirkumpolarnebeln u. s. w. machen das Ganze dieser Lebensarbeit aus. Als selbständige größere Werke hat Rümker ein „Handbuch der Schiffahrtskunde" und eine „Sammlung von Seemannskarten" herausgegeben.

* **Paris.** Die Akademie der Wissenschaften wählte den Professor der Chemie an der Berliner Universität Emil Fischer zum korrespondirenden Mitglied. — Ferner ist der Professor für Völkerrecht an der St. Petersburger Universität F. F. Martens zum Mitglied der Französischen Akademie (Institut de France) gewählt worden. Mit seiner Erwählung hat die Akademie eine Neuerung eingeführt, da bisher ausländische Gelehrte nur zu korrespondirenden Mitgliedern gewählt worden sind.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Hans Urbanus: Suum cuique. Ein Wort über die Stellung der Oberlehrer an staatlichen und städtischen Schulen. Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer 1900. — Dr. Rud. Eisler: Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. 8. (Schluß-) Lieferung. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900. — Faller: Der Krieg in Südafrika 1899/1900. Die Ereignisse bis Mitte Februar. Hannover, Gebr. Jänecke 1900. — Dr. Th. Achelis: Moritz Lazarus. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, Heft 333.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) 1900. — Wie erwerbe, verwalte und vermehre ich ein kleines Vermögen? Dresden, E. Heinrich 1900. — Dr. Herm. Schiller: Weltgeschichte. Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Handbuch. I. Bd.: Geschichte des Alterthums. Berlin, Stuttgart, W. Spemann 1900. — Dr. Eug. Fuchs: Grundbuchrecht. Kommentar zu den grundbuchrechtlichen Normen des Bürgerlichen Gesetzbuches und zur Grundbuch-Ordnung. II. Heft. Berlin, J. J. Heine's Verlag 1900. — Christ. Meurer: Aufbesserungsrecht und Aufbesserungspolitik auf dem Gebiete des bayerischen Pfründewesens. Stuttgart, Ferdinand Enke 1900. — Fritz Lienhard: Burenlieder. (Flugschriften der Heimath, 2. Heft.) Leipzig und Berlin, Gg. Heinr. Meyer 1900. — Oberammergau und seine Passionsspiele. Ein Rückblick über die Geschichte Oberammergau's und seiner Passionsspiele von deren Entstehung bis zur Gegenwart, sowie eine Beschreibung des Ammergauer Landes, der Volkssitten und Gebräuche seiner Bewohner. 1. Lieferung. München, Karl Aug. Seyfried u. Co. 1900. — *Don. de Nonno:* La fine del secolo. Considerazioni. Asti, G. Brignolo 1900. — v. Reisenegger-Schmidt: Gerichtskostengesetz nebst Gebührenordnung für Gerichtsvollzieher und Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige. II. Auflage. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1900. — v. Pfaff-Schmidt: Das bayerische Gesetz über die Erbschaftssteuer in der Fassung der Bekanntmachung vom 11. November 1899. Ebd. 1900. — Patent laws and trade marks of leading countries of the world. Prepared in the compiling department of the bureau of information of the Philadelphia Commercial Museum. 1899. — Karl Federn: Dante. (Dichter und Darsteller. Hggb. von Dr. R. Lothar. III. Bd.) Leipzig, Berlin u. Wien, E. A. Seemann und Gesellschaft für graph. Industrie 1899. — John Ruskin: Die Steine von Venedig. Aus dem Englischen von Jak. Feis. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). — Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers. Volksausgabe. Berlin, Heinr. Grund, Hofbuchhändler 1899.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 8. März. Nummer 56.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Geschichte der Juden im Mittelalter.

Im Juli 1899 erschien der Prospekt der „Deutschen Geschichtsblätter", einer Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung, herausgegeben von Dr. Arnim Tille, in welchem es heißt, daß seit etwa zwei Jahrzehnten die allgemeine Forschung sich der Lokalforschung genähert habe insbesondere durch Aufnahme der kulturgeschichtlichen Probleme, die ja fast immer eine Vertiefung ins Lokale erfordern. Von diesem gewiß richtigen Satz ausgehend, glaube ich, daß das, was ich beim Studium des Archivs der ehemaligen Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd, das jetzt dem kgl. Staatsarchiv in Stuttgart einverleibt ist, über die Juden gefunden habe, vielleicht ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen dürfte. Darum erlaube ich mir, es hier mitzutheilen.

Die zwei ältesten der uns vorliegenden Urkunden lassen auf eine Verfolgung der Juden schließen. Die erste derselben ist datirt vom Sonntag nach St. Walpurgentag 1349 und lautet im wesentlichen also: „Wir Eberhard und Ulrich Grafen von Württemberg verjehen an (sagen in) diesem Brief, daß die ehrbaren, weisen Leute, der Schultheiß, der Burgermeister, der Rat und die Burger gemeinlich zu Gmünd mit uns lieblich und freundlich bericht und übereingekommen sind, um all das Gut, das die Juden, die zu Gmünd seßhaft waren, gehabt haben, das zu Gmünd in der Stadt liegt, es sei lebend oder tot, liegend oder fahrend, wie das Gut geheißen oder genannt wäre, und auch um die Frevel, daß die Juden daselbst ertötet worden, und sagen die vorgenannten, den Schultheiß, den Burgermeister, den Rat und die Burger gemeinlich der Stadt zu Gmünd um der vorgenannten Juden Gut und um der Frevel willen, die sie an den Juden begangen haben, wann (da) es uns unser gnädiger Herr, König Karl von Rom, geben und ergeben hat, ledig und los mit diesem Brief, der gegeben ist zu Stuttgart am obengenannten Tage."

Wenn uns hier die benachbarten Grafen von Württemberg als Mittelspersonen entgegentreten, so verhandelt in der folgenden Urkunde der Kaiser selbst mit der Stadt, in dem es heißt: „Wir Wenzlaw von Gottes Gnaden römischer König zu allen Zeiten Mehrer des Reichs und König zu Behem bekennen öffentlich mit diesem Brief: Wann sich der Burgermeister, Rat und Burger gemeinlich der Stadt zu Gmünd unsere und des Reichs liebe Getreue mit uns um alle ihre Schulden, die sie den Juden, wo die gesessen sind, schuldig gewesen sind, um 80 Gulden vereint haben, darum so sagen wir sie aller solcher ihrer Judenschulden gänzlich ledig und los und wollen auch dieselben Burger gemeinlich und besonderlich um alle solche Judenschuld vorsprechen, schützen und schirmen gleich anderen Fürsten, Herren und Städten, denen wir solche Gnade gethan haben. Gegeben zu Betlenn nach Christi Geburt 1392 am St. Vincentii Tag."

Das folgende Jahrhundert scheint den Juden Ruhe und Frieden gebracht zu haben. Eine Reihe von Quittungen zeigen uns, daß sie die ihnen auferlegte besondere Reichssteuer, mit deren Einzug die Herren von Weinsberg betraut waren, regelmäßig bezahlten. Es liegen solche Quittungen vor von Engelhard v. Weinsberg aus dem Jahre 1412, von Konrad von Weinsberg des hl. römischen Reichs Erbkämmerer aus den Jahren 1425, 1426 und 1427, von Philipp dem Aelteren aus den Jahren 1473 und 1478. Bei Letzteren kommt zu der gewöhnlichen Judensteuer noch ein goldener Opferpfennig auf Weihnachten

Die Schraube der kaiserlichen Reichssteuer wurde bei besonderen Anlässen noch besonders angezogen. Erzherzog Albrecht von Oesterreich quittirt in einem Schreiben aus Freiburg im Breisgau vom Dreikönigstag 1454 den drei Juden Eberlin, Salomon und Swolln seinem Sohn zu Winterthur für die Steuer, welche sein Bruder Kaiser Friedrich zur Ehrung seiner kaiserlichen Krönung ihm überlassen habe, um sie für sich zu behalten oder Anderen zu geben. In Ansehung der Bürde der schweren Kriege, mit denen die Stadt Winterthur gegen die Schweizer und die Eidgenossen beladen sei, habe er diese kaiserliche Steuer im Betrag von 400 Gulden der Stadt Winterthur überlassen.

Einzelne Juden benutzten auch kaiserliche Geldnöthe, um sich Privilegien zu erkaufen. Der ebengenannte Kaiser Friedrich thut in einem Schreiben, gegeben zu der Neuenstadt am Montag vor St. Urbanstag 1464, kund, daß er den Juden Salomon, Raphael und Sindel Gebrüdern, ferner Jakob zu Schaffhausen, dem Hießlin zu Dießenhofen und dem Isak von Endingen im Breisgau das Recht gegeben habe, in den nächsten acht Jahren ihre Guthaben von ihren Schuldnern ohne alle Verhinderung einzutreiben. Auch sollen sie, ihre Weiber, Kinder, ihr Hausgesind und Hab und Gut während dieser Zeit, wenn der Judischeit (Judenschaft) im Reich im allgemeinen oder besonderen Steuern, Opferpfennige oder sonstige Beschwerungen auferlegt werden, vollständig davon frei sein. —

Kehren wir wieder nach Gmünd zurück, so sehen wir, daß die Stellung der Juden immer fester und sicherer wird, und zwar so, daß ein Jude, der ein einträgliches Geschäft hat, der Stadt eine hohe Summe bezahlt, um sich die Konkurrenz der Glaubensgenossen vom Leibe zu halten. Auf Gutentag (Mittwoch) vor St. Veitstag 1469 wird dem Juden Salomon von Schaffhausen, der sich in Gmünd niederlassen will, ein Schirmbrief ausgestellt. Er wird auf zehn Jahre aufgenommen, darf zwei Häuser besitzen, aber nicht mehr, verspricht dem Rath und Gericht gehorsam zu sein, wie die anderen Bürger. Der Rath wird ihn schützen wie die anderen Juden, die vorher in der Stadt gewesen sind. Dafür bezahlt Salomon der Stadt jährlich auf Weihnachten eine Steuer von 7 rhein. Gulden. Ohne Zustimmung Salomons soll die Stadt in diesen zehn Jahren keinen anderen Juden aufnehmen. Er allein mit seinen Kindern,

seinem Hausgesind und seinem Vorsänger soll das Recht haben, sich in Gmünd aufzuhalten. Dafür bezahlt er besonders als einmalige Summe 500 rhein. Gulden. Will die Stadt nach Verfluß von fünf Jahren ihn nicht mehr haben oder will er nach dieser Zeit nicht mehr bleiben, so müssen ihm 250 Gulden zurückbezahlt werden. Beim Ausleihen von Gold und Geld an die Bürger soll er bei dem, was unter einem Pfund Heller ist, nicht mehr „Gesuchs“ (= Zins) nehmen als einen Heller, von jedem Pfund Heller oder einem Gulden wöchentlich einen Pfennig. Auswärtigen, die nicht Bürger sind, darf er leihen zu einem so hohen Zins als er will und es mit ihnen ausmacht, doch soll er sich nach dem richten, wie es unter seinen Vorfahren, den früheren Juden, gewesen sei. Er darf leihen auf liegende und fahrende Pfänder und Güter, ausgenommen zerbrochene Kelche (Kirchenraub), blutiges Häß (= Kleider, weil auf eine Blutthat weisend), nasse Häute (weil ohne Zweifel gestohlen) und Harnasche (Panzer) von Bürgern (weil nöthig zur Wehrfähigkeit). Salomon hat auch von den Getränken, Wein, Meth und Bier, die er mit seinem Hausgesinde und seinen Gästen in seinem Hause verbraucht, das Hausumgeld zu entrichten. Will Salomon in seinem Haus und im Schulhof, den er auch benutzen darf, mit fremden Juden „Lobrysin“ (Laubreis, Laubhütten) oder den langen Tag halten, so muß er für jeden Juden einen halben Gulden geben. So lange er in Gmünd ist, darf er einen Vorsänger bei sich haben, der seine Kinder und sein Hausgesinde zu lehren hat. Die Metzger sollen von der Stadt angewiesen werden, ihm Fleisch zu geben, so wie er mit ihnen übereinkommt. Den Zins, der aus dem Schulhof und der Synagoge geht, hat Salomon jährlich zu bezahlen, wie es bei seinen Vorfahren Brauch war, ebenso hat er nach dem Herkommen die Schenke auf die Trinkstube (der Herren) und den Richtern ihre Gänse zu geben. Will Salomon nach Ablauf der zehn Jahre noch länger bleiben und will man ihn behalten, so ist ein neues Uebereinkommen zu treffen. Verläßt Salomon die Stadt, so hat er seine Häuser binnen Jahresfrist an einen Bürger zu verkaufen. Er soll aber diese Absicht ein Jahr vorher seinen Schuldnern mittheilen, damit sie ihre Schulden bereinigen. Als Zeuge hat sein Siegel an den Brief gehängt Ritter Ulrich v. Rechberg von Hohenrechberg.

Der Jude Salomon hatte aber als Geldmann nicht bloß eine Bedeutung für die Stadt Gmünd, sondern sogar für das Reich. Kaiser Friedrich erläßt am Samstag vor Simon und Judä 1471 ein eigenes Schreiben an ihn aus Wien, worin er ihm kundthut, daß er dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg gestattet habe, in den vergangenen Kriegsläufen etlich Geld von den Juden an seinerstatt einzunehmen. Salomon sei zu 400 Gulden angelegt, der Einzug sei von Markgraf Albrecht mit Genehmigung des Kaisers den Grafen Eberhard von Württemberg und Jos Niklaus von Zollern übertragen. Salomon sei bei einer Strafe von 50 Mark löthigen Goldes verpflichtet, die genannte Summe an die beiden Grafen abzuliefern. Salomon weigerte sich, zu zahlen. Die beiden Grafen ließen nun durch ihren Bevollmächtigten Renwart von Wöllwart dem Gmünder Magistrat eine Zahlungsaufforderung an Salomon zustellen. Es wurde darüber ein Notariatsinstrument aufgenommen durch den Notar Johannes Baldung; als Zeugen sind dabei Johannes von Bach, Kaplan zu Gmünd, und Kaspar Hack von Hoheneck. Der Gmünder Rath ließ daraufhin den Salomon ins Gefängniß werfen und sein Hab und Gut mit Beschlag belegen. Die Ehefrau Salomons, Tschatlet, und sein Sohn Joseph machten geltend, daß sich unter den beschlagnahmten Sachen Geldbriefe und Güter befinden, die ihnen gehören. Der Gmünder Rath ließ ihnen auch das Beanspruchte ausfolgen. Graf Eberhard protestirte dagegen in einem Schreiben aus Stuttgart vom Samstag vor Luciä 1471 und sagte, das sei eine Trügerei, der schalkhafte Jude habe nach seiner Art seine Briefe und Schulden auf seinen Sohn und Andere wenden lassen. Mittlerweile gelang es dem Salomon, ein kaiserliches Mandat auszuwirken, daß er auf freien Fuß gesetzt werde. Das wurde ihm bewilligt und er mußte eine sog. Urfehde ausstellen (ein Versprechen, daß er sich wegen seiner Gefangensetzung nicht rächen wolle). Salomon erklärte, daß er noch weitere Schritte beim Kaiser thun werde, um die Aufhebung des Zahlungsbefehls zu erwirken. Auf dies hin theilten die Gmünder dem Grafen Eberhard mit, sie wollen eine zuwartende Haltung einnehmen. Eberhard erwiderte ihnen, er sehe wohl, daß sie eben dem Juden helfen wollen. Es liegen einige sehr scharfe Brieflein von ihm vor, meist nur einige Zeilen. Die Sache zog sich noch längere Zeit hin, bis sich beide Theile dahin einigten, daß der Markgraf Albrecht von Brandenburg als Schiedsrichter entscheiden solle. Derselbe verurtheilte die von Gmünd zur Zahlung von 500 Gulden, die weiteren 100 Gulden wegen der infolge des Ungehorsams Salomons verfallenen Strafe und wegen der aufgelaufenen Unkosten. Am Freitag vor dem weißen Sonntag 1476 quittirt Graf Eberhard den Gmündern für die erhaltenen 500 Gulden. Die Gmünder werden sich ohne Zweifel an Salomon schadlos gehalten haben.

Diese Angelegenheit mag vielleicht dem Salomon den Aufenthalt in Gmünd verleidet haben. Denn im Jahre 1480 am Donnerstag vor St. Martinstag wird der Jude Simon von Lainhausen in die Stadt aufgenommen. Die Bedingungen sind zu einem großen Theil dieselben wie bei Salomon, doch ist auch manches anders. Letzteres wollen wir hervorheben. Simon wird nur auf fünf Jahre aufgenommen und darf nur ein Haus haben. Der Gmünder Rath verspricht ihm in gleicher Weise wie dem Salomon, daß er ohne seine Zustimmung keinen anderen Juden, der ein Leihgeschäft treibt, aufnehmen werde. Bloß ihm, seinem Weib, seinen Kindern und seinem Bruder, der sein Vorsänger ist, soll der Aufenthalt in Gmünd gestattet sein. Doch behält sich der Rath vor, einen, zwei oder drei Juden, die nicht ausleihen wollen, auf die Bitte ehrbarer Leute hin aufnehmen zu dürfen. Die Steuern und sonstigen Abgaben bleiben dieselben. Dagegen die Aufnahmegebühr wird auf die Hälfte herabgesetzt. Sie beträgt für die fünf Jahre 125 Gulden, jedes Jahr hat er 25 Gulden „an der Stadt Bau“ zu geben. Auch die Bedingungen des Geschäftsbetriebs und eines etwaigen Wegzugs sind ebenso wie bei Salomon. Nur das fügt der Rath bei, wenn der allerheiligste Vater, der Papst, der römische Kaiser, oder der Bischof von Augsburg der Stadt Gmünd befehlen würden, keinen Juden mehr in ihren Mauern zu dulden, daß sie dann nicht mehr verpflichtet wären, den Simon zu behalten.

Dem Simon scheint es übrigens in Gmünd gefallen zu haben. Denn im Jahre 1486 macht sich sein Sohn David neben ihm selbständig. Er wird zunächst für ein Jahr angenommen, darf ein Haus kaufen, muß als Steuer 4 und zum Bau der Stadt 6 Gulden bezahlen. Hat man nach Ablauf des Probejahres nichts gegen ihn einzuwenden, so soll er diese 10 Gulden jährlich entrichten, solange sein Vater in der Stadt sich aufhält, sein Haus soll er versteuern wie andere Bürger, Umgeld zahlen wie sein Vater, Gänse aber hat er den Richtern nicht zu geben. Das Leihgeschäft muß er unter denselben Bedingungen betreiben wie sein Vater.

Simon kann unter dem Schutz und Schirm der Stadt Gmünd ruhig und sicher leben. Der Gmünder Bürger Leonhard Spät, der ihm mit Erwürgen gedroht hatte, wird mit Gefängniß bestraft und muß bei seiner Entlassung am Mittwoch nach Mariä Heimsuchung 1482 eine Urfehde aus-

stellen. Im Jahre 1490 quittirt der Jude Moses von Empfingen dem Gmünder Rath für 5 Gulden und 30 Ort (eine Scheidemünze), die er als Entschädigung dafür erhalten hat, daß ihm bei Simons Hochzeit — derselbe hat also wohl zum zweitenmal geheirathet — zu Gmünd in dessen Hofe ein Seckel abgerissen worden sei, in dem 5 Gulden weniger 7 halbe Behemsch (Scheidemünze) gewesen seien, außerdem für ein silbernes „Harbet" und einen halben „Schürlitz", die seiner Tochter entwendet worden seien.

Diese für die Juden so günstigen Verhältnisse ändern sich auf einmal mit der Thronbesteigung des Kaisers Maximilian. Derselbe schreibt, daß sich die Zahl der Juden im Reich sehr vermehrt habe und daß von allen Seiten Klagen über ihr wucherisches Treiben eingelaufen seien. Die Stadt Gmünd wird aufgefordert, den Juden eine Zeit zu bestimmen, nach deren Verfluß sie die Stadt verlassen haben müssen. Ihre bewegliche Habe dürfen sie mitnehmen, die unbewegliche ist dem kaiserlichen Fiskus verfallen. Der Kaiser überläßt aber dieselbe zu einem annehmbaren Preis der Stadt zum Kauf. Zum Dank dafür soll in den reformirten Mannsklöstern Gmünds alle Quatember ein Amt gehalten werden, um für den Kaiser ein langes Leben und eine glückliche Regierung zu erflehen. Nach seinem Tode soll statt dessen für seine und seiner Vorfahren Seelenruhe gebetet werden.

Wenn die Juden jetzt aber auch nicht mehr in der Stadt sich niederlassen dürfen, so scheinen sie doch wieder Mittel und Wege gefunden zu haben, mit den Bewohnern derselben Geschäfte zu machen. Das sog. städtische Eidbuch, das wohl aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammt, sagt, man solle an Juden nichts verkaufen und nichts von ihnen entlehnen. Sie scheinen sich in Ortschaften in der Nähe der Stadt aufgehalten zu haben. Wenigstens wird im Jahre 1555 aus Anlaß eines Prozesses ein Jude Jakob von Straßdorf bei Gmünd genannt.

In der im 17. und 18. Jahrhundert gebräuchlichen Formel des Eides, den die neugewählten Rathsmitglieder bei ihrem Eintritt in den Rath schwören mußten, versprechen dieselben, nicht zuzugeben, daß Juden in die Stadt hereinkommen, um Wucher zu treiben.

Schwäb.-Gmünd. Dr. Klaus.

Wilhelm v. Humboldt und Gneisenau.

Im zweiten Bande meines Buches über „Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann" (S. 289) erwähnte ich, daß Humboldt die königliche Zusicherung empfing, daß er als Dotation für die geleisteten Dienste Güter im Ertrage von 5000 Thaler erhalten sollte. „Er suchte sie zuerst im Mansfeldischen," heißt es weiter, „wo sie die Besitzungen seiner Gattin arrondiren konnten; da aber Knesebeck auf die gleichen ein Auge geworfen hatte, kam er mit ihm überein, daß der sie erhielte, der zuerst den offiziellen Antrag gestellt habe. Als er nun Ottmachau (in Schlesien) wählte, erhob Gneisenau darauf Ansprüche; Humboldt forderte mit Recht, daß in der gleichen loyalen Weise, wie er Knesebeck gegenüber es gethan, verfahren werde. So mußte Gneisenau zurücktreten und hat ihm das nie verziehen; von diesem Augenblick an sind dessen vertraute Briefe von Gift und Galle gegen Humboldt erfüllt und scheuen vor den häßlichsten Beschuldigungen nicht zurück." Ich fühlte mich als Biograph Humboldts zu dieser Andeutung verpflichtet, da die Briefe Gneisenau's mit ihren Angriffen seit 20 Jahren veröffentlicht sind und der daraus auf Humboldts Charakter fallende Schatten wohl endlich beseitigt werden mußte, indem die Quelle der Abneigung Gneisenau's aufgedeckt wurde. Nun wird gegen die Berechtigung meiner obigen Behauptung Widerspruch erhoben („Literarisches Zentralblatt" vom 17. Febr. 1900, S. 322). Da es sich um zwei Persönlichkeiten wie Humboldt und Gneisenau handelt, lohnt es sich doch wohl, der Sache etwas näher zu treten und die Beweise vorzulegen.

Humboldt schätzte, wie aus gelegentlichen Aeußerungen hervorgeht, Gneisenau durchaus nach Verdienst. Als 1813 Scharnhorst durch seine Erkrankung verhindert war, nach Wien zu kommen, wünschte er die Sendung Gneisenau's (I, 431 meines Buches). Am 14. September 1813 schreibt er aus Teplitz an die Prinzessin Louise: Votre Altesse Royale aura été enchantée des operations de Gneisenau à qui l'on doit sans contredit en plus grande partie les succès de l'armée de Blücher. Les ordres du jour, ses rapports, tout peint l'homme d'un génie éminent et d'une âme noble et élévée (Pertz Stein 3, 681), und nach der Schlacht bei Leipzig erklärte er sich durchaus für Gneisenau's Vormarschplan (II, 17 meines Buches).

Gneisenau's Art war es nicht, sich viel über seine Verhältnisse zu Personen zu äußern; selbst über sein Verhältniß zu Blücher finden wir in seinem gesammten Briefwechsel kaum hier und da eine positive Mittheilung (Pertz-Delbrück, Gneisenau 4, 141); kein Wunder, daß er Humboldts nirgends gedenkt, zumal sie bis zu den Verhandlungen des Pariser Friedens amtlich nichts miteinander zu thun hatten. Aber bei dieser Gelegenheit schreibt er aus Paris, den 2. August 1815, der Gräfin Voß bitter und wegwerfend über die Diplomaten, fügt jedoch als Nachschrift hinzu: „Was ich oben über die Diplomaten sage, gilt weder dem Staatskanzler, noch Herrn v. Humbold" (a. a. O. 4, 599), ein aus diesem mit Lob kargen Munde günstiges Zugeständniß. Während des Jahres 1816 hatten Beide vielfach Berührungen: in den Unterhandlungen über das Schicksal der Festung Luxemburg hielt Humboldt Gneisenau beständig auf dem Laufenden, erbittet Gutachten und Rathschläge, und aus den Akten ergibt sich, was auch Beide mehr als einmal direkt erklären, vollständige Uebereinstimmung in ihren Ansichten. Nirgends ist die Spur einer Mißstimmung des Feldherrn gegen den Staatsmann zu erkennen. Das Jahr 1817 führte sie im Staatsrath zusammen; das einzigemal, wo nach den Protokollen Gneisenau eingriff, geschah es ganz im Sinne auch der Humboldt'schen Anträge, für die Aufhebung des Prohibitivsystems. (II, 253 m. Buches.) Ueber diese Verhandlungen schreibt Gneisenau den 6. Juli 1817 an Clausewitz (Pertz-Delbrück 5, 228): „Im Staatsrath haben sich schöne Talente entwickelt; Humbold glänzt als Dialektiker vor allen; gute Redner sind Beyme, Merckel, Maaßen, Eichhorn, Ferber, Savigny ... (die Minister) haben einen harten Stand. Ich meine, daß sie solchen nicht bestehen werden, obgleich die Hofpartei selbige halten will. Von denen, die ihre Stelle annehmen möchten, könnte ich nur Humbold und Schön nennen. Ersterer strebt sehr danach, besonders nach dem Posten des Herrn von Bülow und deswegen hat er diesen etwas unsanft geschüttelt, so daß er etwas wackelig ist. Es scheint aber doch fast, als ob er nach England wandern müsse, wie er aber in diesem Falle, als Vorfechter des Staatskanzlers ersetzt werden soll, begreife ich nicht recht; nicht jeder mag diese Vorfechterei und nicht jeder ist dafür ausgerüstet." (Welches Humboldts Ansichten und Haltung wirklich waren, habe ich Bd. 2, 280 ff. auseinandergesetzt.) Einige Wochen später, am 29. September 1817, schreibt Gneisenau an Clausewitz: „Humbold hat alle seine Kunst in Bewegung gesetzt, um nicht nach London gehen zu dürfen. (Wie wenig das stimmt, s. S. 284 f. m. Buches.) Er wollte bei der schwankenden Gesundheit des Staatskanzlers im Mittelpunkt bleiben und die Gunst des Augenblicks benutzen, um in die vielleicht bald erledigte Stelle sich zu schwingen. Bei der Scheu, die Rechtliche und Unrechtliche

vor ihm tragen, war sein Bemühen indeß vergeblich. Ich vermuthe, daß der Staatskanzler ihn gern in Berlin behalten hätte, aber daß der König ihn zu entfernen wünschte. (?) Man schickte ihn am Ende fort, mit dem Versprechen, ihn nach Jahresfrist wieder abzulösen (?), und bekam ein Schmerzensgeld von 100 M.-Thaler, die ihm in einer Domäne angewiesen werden sollten." (Pertz-Delbrück 241.) Die Fortsetzung hat der Biograph unterdrückt. Zur Sache bemerke ich nur, daß Hardenberg ihm die Aussicht auf die Dotation schon 1815 gemacht hatte, daß die Kabinetsordre der Verleihung vom 13. März 1817 datirt, daß also Sendung nach London und Dotation in gar keinem Zusammenhang stehen. (S. 249 m. B.) Aehnlich äußert sich Gneisenau am 15. Oktober zu Niebuhr (Pertz-Delbrück 257) und am 22. Oktober zu Gruner (S. 262). Er beschuldigt Jenen dort, daß er und sein Bruder öffentlich berechnet hätten, wie lange Hardenberg noch leben könne, und fährt fort: „Vor seinem Exil nach England hat Humbold noch ein Schmerzensgeld sich zahlen lassen, und eine Donation begehrt, die ihm auch zutheil geworden. Ohngeachtet er ihrer nicht bedürftig ist, denn seine Frau besitzt ein Einkommen von einigen und vierzigtausend Thalern, er selbst hat nach dem Zeugnis des G. L. R. Jordan an diplomatischen Geschenken an 150,000 Thaler erhalten und seit dem Jahre 1813 seine volle Wiener Besoldung von 24,000 Thaler genossen, während er seine dürren Beine unter des Staatskanzlers Tisch steckte und diese ganze Zeit über kaum einigemal zu Essen gab." Was nützte es, wenn Clausewitz antwortete, den 25. Oktober 1818: „Auch gegen seinen (Humboldts) Charakter bin ich nicht so mißtrauisch, wie man es gewöhnlich ist, und ich gestehe Ew. Excellenz im Vertrauen, daß ich Sie in dieser Beziehung für ihn gewinnen möchte." (Pertz-Delbrück, S. 350.) Gneisenau hielt an seiner Meinung fest: An Clausewitz 8. November 1818 (S. 356). „Sein schmutziger Geiz", schreibt er, „bringt ihn in Verachtung selbst derjenigen, die ebenso schlecht sind als er" — — und das Folgende hat der Biograph unterdrückt. Man vergleiche die ferneren Briefstellen bei Pertz-Delbrück 5, 364, 414, 625 und Pertz-Stein 5, 262. Was, fragen wir dieser Sachlage gegenüber, ist zwischen dem 6. Juli 1817 und dem 29. September 1817 geschehen, das eine solche leidenschaftliche Erbitterung in Gneisenau hervorbrachte. Einen Fingerzeig geben seine Briefe: er deutet bald von Anfang an auf die Dotationsangelegenheit hin, und die Hauptbeschuldigung, zu der bei steigender Mißstimmung noch andere hinzutreten, bleibt die Habsucht Humboldts. Wie wenig diese Beschuldigung gerade angebracht war, zeigt zum mindesten die eine Thatsache, daß er bei seinem Scheiden aus dem Amte auf sein Ruhegehalt von 5000 Thalern verzichtete. (S. II, 414 m. B.) Hier aber handelt es sich um die Ereignisse zwischen jenen beiden Daten, und da stelle ich folgendes fest. Am 23. Juni 1817 hatte Gneisenau an Hardenberg oder Rother geschrieben, daß er aus einer Andeutung des Finanzministers v. Bülow besorge, es mache Schwierigkeiten, ihm Sommereschenburg, das er als Datation wünschte, zu geben; er bitte, sich in dem Falle in Schlesien aus den noch unveräußerten geistlichen Gütern die Dotation auswählen zu dürfen. (Staatsarchiv.) Am 27. Juli 1817 schreibt Humboldt an Hardenberg, daß er ein Dotationsgut suche; auf eines, das ihm passe, habe Knesebeck ein Auge geworfen, so müsse er an ein schlesisches denken; am 18. August 1817 an denselben, er wünsche entweder Hammersleben in Magdeburg oder Ottmachau im Oppelnschen. Bald erfuhr er, daß von ersterem keine Rede sein könne, da es seit 1804 Staatsdomäne war, und solche nicht vergeben werden sollten. So hielt er an Ottmachau fest und schrieb am 27. August 1817 an den Geheimen Oberfinanzrath Rother: „Einen Umstand glaube ich noch berühren zu müssen. Ich habe erst hier bemerkt, daß Ew. Hochwohlgeboren sehr richtig gegen Herrn Merckel (Oberpräsident von Schlesien) die Conkurrenz erwähnt haben, in welche ich wegen Ottmachau mit General Gneisenau kommen könnte. Ich hoffe, daß dieselbe nicht eintreten wird, da der General, wie ich höre, vorzüglich eine Waldbesitzung sucht. Wäre es aber doch der Fall und ließe sich die Conkurrenz nicht vermeiden, so glaube ich, daß Ew. Hochwohlgeb. und der Fürst billig finden werden, daß derjenige von uns beiden das Vorrecht der Wahl hätte, dessen offizieller, auf Ottmachau gerichteter Antrag von früherem Datum wäre, und daß der Fürst gleich selbst also entschiede. Ich habe nach demselben Grundsatz mit dem General Knesebeck verfahren und auf eine Besitzung Verzicht geleistet, die mir übrigens sehr angenehm gewesen wäre. Ich komme sonst wirklich auf beiden Seiten in ein unangenehmes Gedränge." (Staatsarchiv.)

Daß Gneisenau die Sachlage bald erfuhr, ist wohl zweifellos. Der Antrag Humboldts war ganz billig und fand Erfüllung: er erhielt Ottmachau, Gneisenau bekanntlich Sommereschenburg. Wer aber diese angeführten Briefstellen mit ihren Datirungen zusammenhält, vor allem Gneisenau's Schreiben vom 6. Juli 1817, Humboldts an Rother vom 27. August 1817 und nun wieder Gneisenau's vom 29. September 1817, wird doch wohl zustimmen müssen, daß in der Dotationssache der Grund für Gneisenau's Erbitterung und maßlose, aber grundlose Angriffe zu suchen sei.

Bruno Gebhardt.

Das Wesen der Elektrizität.

Welche wechselnden Vorstellungen sich die Menschen von den frühesten Zeiten bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts über die wunderbare Kraft gemacht haben und zu welchen Ergebnissen über das Wesen der Elektrizität die fortschreitende Wissenschaft allmählich gelangt ist, das war kürzlich Gegenstand eines Vortrags — des elften unter den „Centenarvorträgen" in der Berliner „Urania" —, den Prof. Dr. Budde, langjähriger wissenschaftlicher Berather der Firma Siemens u. Halske, vor einer aufmerksam lauschenden Zuhörerschaft hielt. Zwar die Gedanken über das von der Elektrizität der Menschheit aufgegebene Rätsel sind von verhältnißmäßig jugendlichem Alter. War doch die Uebereinstimmung der den Alten schon bekannten Kraft, welche den geriebenen Bernstein leichte Körper anziehen macht, mit der im Blitz wirksamen Naturkraft so lange verborgen, bis es gelang, aus der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfundenen Elektrisirmaschine blitzähnliche Funken zu ziehen. Erst zu dieser Zeit, die nur etwa 10 Jahre nach der Entdeckung des Unterschieds zwischen Leitern und Nichtleitern datirt, beginnen sich Muthmaßungen über das Wesen der Elektrizität geltend zu machen. Den ersten und bedeutendsten Erklärungsversuch gab Benjamin Franklin 1747, indem er die elektrischen Erscheinungen einem besonderen Fluidum, Elektrikum genannt, zuschrieb. Ihm folgten Andere, welche zur Erklärung der Gegensätzlichkeit von Glas- und Harz-Elektrizität zwei gesonderte Fluida annahmen, bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Erweiterung unsres Wissens über Elektrizität durch die Entdeckungen Galvani's und Volta's neue Erklärungsversuche vorerst zum Schweigen brachte und wie auf erfolgte Verabredung die Physiker zu dem Entschluß führte, zunächst so viel Thatsachen als möglich durch das Experiment herbeizuschaffen und dann erst sich weiteren theoretischen Erwägungen hinzugeben. Dies war die Lage zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Man kannte den Unterschied zwischen Glas- und Harz- oder positiver und negativer Elektrizität, man wußte, daß sie sich bei der Vereinigung gegenseitig aufheben und vernichten, daß entgegengesetzte Elektrizitäten sich anziehen, gleichartige sich abstoßen. Man war auch zu den gesicherten Anschauungen über den Unterschied zwischen Leitern und Nichtleitern

gelangt, man war wohlvertraut mit der Eigenschaft des elektrischen Stroms, zusammengesetzte Körper zu zersetzen und die Leiter anscheinend gleichzeitig in entgegengesetzten Richtungen zu durchströmen; aber alle diese noch jungen Erfahrungsthatsachen führten dazu, bei ihrer Schwervereinbarkeit mit den bis dahin geltenden Anschauungen über das Wesen der Elektrizität vorläufig von Erklärungsversuchen abzusehen. Erst das Auftauchen der Lichtätherthoerie im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts regte die Frage an, ob das für die Wellenbewegung des Lichtes vorausgesetzte feine Fluidum wohl auch Träger der Fortpflanzung der Elektrizität sei? Hohe Wahrscheinlichkeit hiefür wurde im weiteren dadurch gewonnen, daß die Geschwindigkeit, in der sich Licht und Elektrizität fortpflanze, nahezu die gleiche von 300,000 km in der Sekunde ist. Die mathematischen und experimentellen Untersuchungen zur Theorie sind in Deutschland an die Namen Gauß und Weber, in England an die Namen Faraday und Maxwell geknüpft. Gauß sprach es zuerst aus, daß eine Kraft, die in der Zeit fortgepflanzt werde, ein Medium für die Fortpflanzung zur unbedingten Voraussetzung habe und daß dies Medium im vorliegenden Fall unendlich zart sein müsse. Von Weber rühren Vorstellungen über das Wesen der Leitung von Elektrizität durch die Metalle und der zersetzenden Wirkung des elektrischen Stroms auf zusammengesetzte Körper her, denen bei ihrem ersten Bekanntwerden nur wenige Thatsachen zur Beglaubigung dienten, die seitdem jedoch, namentlich in den letzten 20 Jahren, so volle Bestätigung gefunden haben, daß sie heute als reife Früchte der Forschung gelten. Weber nimmt an, daß die einzelnen Atome eines zusammengesetzten Körpers, beispielsweise des aus Chlor und Natrium bestehenden Kochsalzes, verbunden sind mit je einer von ihm Elektron oder Mikroion genannten Quantität von Elektrizität, das Chlor im gegebenen Fall mit einem negativen, das Natrium mit einem positiven Elektron. Tritt nun der elektrische Strom in einen solchen zusammengesetzten Körper, dessen kleinste Theile durch Schmelzung oder Auflösung in beweglichen Zustand versetzt sind, so reißt die an der Anode eintretende positive Elektrizität die positiven Jonen, die an der Kathode eintretende negative Elektrizität die negativen Jonen mit sich fort und zugleich die mit ihnen verbundenen Chlor-, bezw. Natriumatome. Es muß also an der Anode eine Ansammlung der negativen, an der Kathode eine solche der positiven Jonen und zugleich der entsprechenden Bestandtheile des zusammengesetzten Stoffs erfolgen. Diese Annahme erklärt zugleich, warum ein solcher zusammengesetzter Körper im festen, starren Zustand ein Nichtleiter sein muß. Um dagegen die elektrische Leitungsfähigkeit der Metalle zu erklären, nimmt Weber an, daß die Atome aller Metalle nur mit positiven Jonen verbunden sind, während negative Jonen sich frei um die Metallatome herumbewegen.

Diese letztere Annahme hat nun im Lauf der letzten Jahre, zugleich mit der Bestätigung der Wellenbewegung der Elektrizität bei ihrer Fortpflanzung durch die schönen Entdeckungen von Hertz in den 80er Jahren, eine unerwartete Bestätigung durch die sogenannten Kathodenstrahlen gefunden. An deren vielseitige und gründliche Beobachtung knüpfen sich die Namen der Physiker Goldstein (Berlin), Lenard (Bonn) und Kaufmann (Berlin). Läßt man einen elektrischen Strom in ein nach Möglichkeit luftleer gemachtes Glasgefäß eintreten, so zeigt sich an der Kathode eine glänzende Lichterscheinung. Diese Erscheinung hat den Namen Kathodenstrahlen erhalten, weil sie eine unzweifelhaft geradlinig sich ausbreitende Bewegung darstellt, wie bewiesen wird durch irgend ein im Erzeugungsgefäß in ihren Weg gestelltes festes Objekt, das einen scharfen Schatten auf den der Kathode gegenüberliegenden Boden des Gefäßes wirft. Die Kathodenstrahlen haben die merkwürdigsten Eigenschaften. Sie bringen das Glas des Gefäßes, in dem sie eingeschlossen sind, zum Phosphoreszziren, ebenso eine Reihe anderer Körper, sie sind von ihrem Wege ablenkbar und deformirbar durch den Magneten, werden durch einen negativ-elektrisch gemachten Körper abgestoßen, durch einen positiv-elektrischen Körper angezogen. Sie durchdringen dünne Schichten fester Körper und um so leichter, je spezifisch leichter diese sind. Setzt man in das Erzeugungsgefäß, der Kathode gegenüber, ein Fensterchen aus dünnem Aluminiumblech ein, so passiren die Strahlen durch dasselbe, ja noch durch mehrere dahinter aufgestellte Aluminiumbleche und werden in der Luft sichtbar, indem sie solche phosphoreszziren machen. Aber sie verlieren an dem Widerstand der Luft ihre gerade Richtung und geben nun kein reines Schattenbild eines dazwischen gestellten undurchlässigen Körpers mehr. Daß die Ursache hievon thatsächlich der Widerstand der Luft gegen das überaus zarte Fluidum der Kathodenstrahlen ist, geht deutlich daraus hervor, daß sie sich weiter in dünnen Gasen, wie z. B. Wasserstoff, und auf kürzere Entfernung als in der Luft in schweren Gasen, wie z. B. Kohlensäure verbreiten. Es ist nun gelungen, da es sich thatsächlich, wie aus diesen Feststellungen hervorgeht, bei den Kathodenstrahlen um etwas materielles handelt, außer ihrer Geschwindigkeit, die 50—100,000 km in der Sekunde beträgt, auch ihr Atomgewicht zu bestimmen. Dasselbe ist auf etwa $^1/_{1300}$ des Atomgewichts des Wasserstoffs ermittelt worden. Letzteres gilt bekanntlich als die Einheit bei der Bestimmung der Atomgewichte. Das größte Atomgewicht besitzt das Uraniummetall = 240, als geringstes Atomgewicht galt bis vor kurzem dasjenige des Wasserstoffs = 1. Erst vor wenigen Jahren hat man in dem Helium ein Gas mit dem Atomgewicht von wahrscheinlich $^1/_2$—$^1/_4$ gefunden, und nun ergibt sich als Atomgewicht des unbekannten Etwas, das die Kathodenstrahlen bildet, ein solches von $^1/_{1000}$—$^1/_{1300}$!! Worin besteht aber dieses Etwas?

Auf diese Frage wirft eine neue Entdeckung ein bezeichnendes Licht! Außer den vorhin beschriebenen Kathodenstrahlen treten nämlich bei der Entladung im luftverdünnten Raum auch noch andere Strahlen auf. Auch sie gestatten, das Atomgewicht ihres Substrats festzustellen — und dasselbe ergab sich als übereinstimmend mit dem Atomgewicht des Metalls, das die Anode formte!! Für diese merkwürdigen Thatsachen gibt es anscheinend nur die eine Erklärung:

Die Kathodenstrahlen sind materiell die negativen Jonen, welche Weber als die Atome des leitenden Metalls umkreisend annahm. Sie treten an der Kathode aus, wenn sie dort keinem Widerstande begegnen. Andrerseits sind die an der Anode austretenden positiven Jonen, weil an Atome des Metalls gebunden, von dem vergleichsweise hohen Atomgewicht des letzteren, von trägerer Bewegung und entsprechend matterer Erscheinung.

So sind wir also am Schluß des Jahrhunderts zu dem wunderbaren Ergebniß gelangt, daß die Elektrizität in der That etwas materielles ist. Die nächsten 50 Jahre werden damit zu thun haben, diese neuen wissenschaftlichen Thatsachen in Einklang mit der Aethertheorie zu bringen!

Der im Vorstehenden skizzirte Budde'sche Vortrag fand acht Tage später eine Art von Ergänzung in dem zwölften der Centenar-Vorträge, den Direktor Dr. Paul Spieß über die „Geschichte des elektrischen Stromes“ hielt. Diese Geschichte ist kaum älter als 100 Jahre; denn vor Galvani's am 6. November 1789 zufällig gemachter Beobachtung der in gleichzeitiger Berührung mit Eisen und Kupfer zuckenden Froschschenkel gab es nur Ladungen und Entladungen der bis dahin allein bekannten Reibungselektrizität. Der Begriff „Strom“ kam erst zur Geltung, als im weiteren Ausbau von Galvani's Entdeckung der Kontaktelektrizität Volta im Jahr 1800 seine Kupferzinksäule herstellte. Als er deren Pole mit Drähten verband, war der erste Stromkreis gebildet. Seitdem hat der Name „Strom“ Bürgerrecht in der Wissenschaft, und er ist in der That für die damit bezeichnete Erscheinung so treffend, wie es ein Bild überhaupt sein kann. Von seinem Urbild unterscheidet sich der elektrische Strom allerdings wesentlich dadurch, daß er gleichzeitig von beiden Seiten „strömt“. Jedenfalls war dieser neue naturwissenschaftliche Begriff gerade vor 100 Jahren in Aller Mund, da schnell hintereinander weitere Entdeckungen von ihm reden machten. Noch im gleichen Jahr 1800 führte Davy den Nachweis, daß mit der Entstehung dieser neuen Art Elektrizität chemische Vorgänge im engsten Zusammenhang stehen. Davy's epochemachende Veröffentlichungen erschienen 1806. Sie enthalten u. a. die Entdeckung der Wasserzerlegung durch den elektrischen Strom und die Entstehung des Lichtbogens zwischen zwei einen Stromkreis unterbrechenden Kohlenspitzen. Schon bald darauf entstand im Kopf eines Deutschen, Söllinger,

der Gedanke, den elektrischen Strom, an dessen Namen sich die Vorstellung von Fernwirkungen fast von selbst knüpft, zur Hervorbringung solcher zu verwerthen. Die chemische Zersetzungswirkung des Stroms sollte hiezu helfen. Söllinger wollte 24 Drähte anwenden, durch sie verschieden starke und verschieden lang andauernde elektrische Erregungen senden und aus deren charakteristisch verschiedenen Zersetzungswirkungen die 24 Buchstaben des Alphabets erkennen lassen. Ein anderer Deutscher, Schweiger, verbesserte diesen Vorschlag; er wollte nur zwei Drähte benutzen, nur zwei deutlich voneinander zu unterscheidende Zersetzungen hervorbringen und das Alphabet durch verschiedene Kombinationen dieser beiden Wirkungen darstellen. Das später von dem Amerikaner Morse erfundene, nur aus Kombinationen von Punkt und Strich bestehende telegraphische Alphabet besitzt in dieser Schweiger'schen Idee somit einen Vorläufer. Doch nicht auf diesem Wege sollte die Telegraphie erfunden werden. Erst durch die 1819 von dem dänischen Forscher Oersted entdeckten, bis dahin ungeahnten Beziehungen zwischen Magnetismus und Elektrizität war der richtige Weg gewiesen, auf dem bereits 1833 Gauß und Weber in Göttingen die erste telegraphische Leitung zwischen Sternwarte und Laboratorium in Göttingen herstellten, nachdem inzwischen die französischen Physiker Ampère und Arago die Gesetze, denen die Beziehungen zwischen Magnetismus und Elektrizität unterstehen, erforscht und in verständliche Form gebracht hatten. In den nächsten Jahrzehnten folgten nun die praktischen Anwendungen des elektrischen Stromes in schneller Folge aufeinander: die Galvanoplastik, die Elektrolyse, je nach ihrem Gebrauch ebenso elektrische Trennung, als Verbindung vermittelnd, das Telephon, die elektrische Beleuchtung, das Schweißen auf elektrischem Wege u. s. f. Einen neuen in seinen letzten Wirkungen heute noch nicht abzusehenden Impuls brachte die Aufstellung des Dynamo-Prinzips und die sich hieran knüpfende Siemens'sche Erfindung der Dynamomaschine in den 60er Jahren. Erst von da ab war es möglich, was die bis dahin benutzten galvanischen Batterien nicht vermocht, starke Ströme verhältnißmäßig billig der Praxis zur Verfügung zu stellen. Erst jetzt nahm, unterstützt durch die mit Erfolg ins Werk gesetzte Theilbarkeit des elektrischen Stroms, die elektrische Beleuchtung, dann die Kraftübertragung, die elektro-chemische Industrie ihren Aufschwung, zuletzt die elektrische Synthese, welche Carborundum, Calcium u. a. geschaffen hat und erst im Anfang einer hoffnungsreichen Laufbahn steht. Neuesten Datums sind die Entwicklungsphasen des Starkstroms in seinen drei Formen Gleichstrom, Wechselstrom und Drehstrom, von denen auch gilt, daß wir zunächst nur die ersten überraschenden Anfänge und Nutzanwendungen gesehen haben. Denn, so schloß der Redner, was wir auch Großes auf dem Felde der Elektrizität durch die Beherrschung des elektrischen Stroms schon erreicht haben, es gleicht nur der Aussaat, die volle Ernte wird das 20. Jahrhundert erst hereinbringen! — Gleichsam als Ausblick auf neue bevorstehende Ueberraschungen führte Dr. Spieß zum Schluß ein Experiment vor, welches noch der Erklärung harrt: Umwickelt man das untere Ende eines vertikal gestellten runden Eisenstabes mit Metalldraht oder was dasselbe ist, steckt man den Stab in eine mit Draht bewickelte Holzspule, streift dann über den oberen Theil des Stabes einen darauf passenden Kupferring und schickt nun einen starken Wechselstrom durch den Draht, so wird der Ring mit großer Gewalt weggeschleudert! A. F.

Mittheilungen und Nachrichten.

Eugen Petersen: Vom alten Rom. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann 1900. — Der erste und beste Band von Seemanns berühmten Kunststätten liegt nach Jahresfrist bereits in zweiter Auflage vor.[1] Der Gedanke des Verlegers, den Besuchern der Hauptstädte Europa's brauchbare Führer durch ihre Denkmäler und Sammlungen an die Hand zu geben, hat sich als sehr fruchtbringend erwiesen.

1) Vgl. die Anzeige der ersten Auflage in Nr. 15 d. J. 1899 der Beilage.

Und das alte Rom ist vielleicht der dankbarste Stoff gewesen, der einem Autor geboten werden konnte. Er ist denn auch mit vollkommener Sachkenntniß und mit prägnanter Kürze, wie es die Fülle des Stoffes verlangte, von Petersen behandelt worden. Man hat, allerdings nicht mit Unrecht, dem Verfasser den Vorwurf gemacht, daß er die Worte oft zu knapp bemessen hat und daß die Lektüre des Buches vor allem in den ersten Kapiteln recht schwierig sei. Aber wie die Erfahrung gezeigt hat, wurden die Leser durch den Inhalt mit der Form versöhnt. Alles ist festgefügt, wohldurchdacht und fein beobachtet in diesem Buch; man findet nirgends leere Worte, aber überall ein wohlgewogenes Maß von Anregung und Belehrung, wie es der Romfahrer an Ort und Stelle braucht. Nun aber hat der Verfasser für die neue Auflage sein Werk noch einmal fleißig durchgearbeitet und vor allem auf die Reinigung des Stiles alle Sorgfalt verwandt. Haben schwerfälliger Satzbau und lange Perioden den Erfolg dieses Romführers nicht zu schmälern vermocht, so darf man ihm jetzt eine dauernde Zukunft voraussagen, nachdem die Form dem Inhalt nicht mehr Abbruch thut. — Auch an den letzteren hat Petersen hier und dort noch ergänzend und verbessernd Hand angelegt. Allerdings konnten die letzten Ausgrabungen auf dem Forum Romanum nur so weit Berücksichtigung finden, wie sie etwa im Juni v. J. vorgeschritten waren, aber die seltsamste Entdeckung, die man gemacht, der lapis niger auf dem Romulus-Grab, ist bereits mit feiner vorsichtiger Kritik analysirt worden. Auch über die Ara pacis erfährt man etwas mehr, aber noch lange nicht genug, und man hätte gern von der unvergleichlich schönen Dekoration des Altarbaues einiges auch in den Abbildungen gefunden. Dem von früheren Recensenten geäußerten Wunsch, den Marc Aurel auf dem Kapitol und den Apoll von Belvedere abgebildet zu sehen, ist Rechnung getragen worden. — Leider sind die Clichés für die zweite Auflage nur zum geringeren Theil erneuert worden und darum erscheinen die Abbildungen oft dunkel und undeutlich. Auch ein Blatt weißes Papier vor dem Titelblatt und am Ende, hinter dem Register, hätte der Verleger dem Buch zugestehen können, dessen Ausstattung auch heute noch in keinem Verhältniß zu dem Inhalt steht. Es scheint auch der Wunsch berechtigt, daß das Buch einmal ein Vorwort erhalten möchte. Man möchte sagen, es ist das ein persönliches Anrecht, das der Lernende an den Lehrenden, der Leser an den Autor hat, und man gibt es ungern auf. Die nächste Auflage, hoffen wir, wird dem Verfasser bald Gelegenheit geben, auch diesen berechtigten Wunsch der Freunde seines Buches zu erfüllen. E. St.

* Ueber die Ausgrabungen in Milet, welche von dem kgl. Museum mit Hülfe einer vom Kaiser gewährten Zuwendung im letzten Herbst begonnen und bis zum Schluß des vergangenen Jahres fortgeführt wurden, hat Professor Kekulé v. Stradonitz, wie hier bereits kurz mitgetheilt worden ist, der Berliner Akademie der Wissenschaften einen Bericht erstattet. Bei der Bedeutung dieses Unternehmens, welches nach den ersten Ergebnissen die gehegten Erwartungen zu erfüllen verspricht, dürften nähere Einzelheiten des hauptsächlich auf die von Dr. Wiegand, dem Leiter der Ausgrabungen, geführten Tagebücher beruhenden Berichts von Interesse sein. Die eigentliche Ausgrabung begann danach im Süden der Stadt, an der Stelle, wo die Spuren der antiken Straße nach Didyma noch erkennbar sind, und eine Inschrift des Kaisers Trajan diese Straße ausdrücklich nennt: Von dieser Stelle aus, die somit einen sicheren Anhalt bot, wurde die Straße nach der Stadt zu verfolgt und zunächst der Verlauf der Stadtmauer festgestellt. Diese stellte sich als eine stattliche Anlage heraus. In den unteren Schichten fand sich wohlerhalten ein Thurm von mächtigen Massen vor, mit einer Treppe von 3 m Breite und mehreren Kammern, weiterhin auf der Innenseite mit zwei aufwärts führenden Rampen von 4 m Breite, alles in sorgfältiger Technik. Die Stadtmauer scheint im wesentlichen der hellenistischen Zeit anzugehören und später vielfach ausgebessert zu sein. Gleichzeitig mit der Verfolgung des Mauerzugs wurden die Ausgrabungen in der Nähe eines seldschukischen Bades und der verfallenen Moschee vorgenommen. Hier wurden viele und große architektonische Funde gemacht. Es wurde zunächst ein theaterförmiges Ge-

bäude aufgedeckt, vor dem, nach Osten hin, ein großer viereckiger Hof lag, ähnlich wie in Pompeji die „Gladiatoren-Kaserne“ vor dem Skenengebäude des großen Theaters liegt. Der große Hof war, wie es scheint, mit Hallen umgeben; im inneren, offenen Theil des Hofes ist das rechteckige Fundament eines großen Altars erhalten. Die den großen Hof westlich abschließende Wand entspricht genau der Skenenwand eines Theaters, sie ist mit fünf Thüren von verschiedener Breite versehen. Das Theater fand sich mit sehr schweren großen Architekturgliedern angefüllt. Es lagen da Thürgewände, der Rest eines Tympanonblocks mit Rundschild, Bruchstücke von jonischen Säulen, Stücke von Architravblöcken mit späten großen Buchstaben, marmorne Löwenfüße von einem Tisch, Bruchstücke dionysischer Masken aus Marmor u a. Die Buchstaben auf den Architravstücken lassen den Namen eines C. Julius Menekrates erkennen, der vermuthlich der Stifter einer der architektonischen Neuerungen gewesen sein dürfte. Der theaterförmige Bau hat im Laufe der Zeit verschiedenen Zwecken gedient und daher vielfache Veränderungen erfahren. Hierauf deutet auch der Umstand, daß über den Marmorplatten, mit denen der große Hof belegt war, Reste eines späten Mosaiks gefunden wurden Zeitweise hat der Bau auch als Buleuterion gedient. Jedenfalls aber ist der große mit Umgängen versehene Hof, in dem der mächtige Altar stand, ein öffentliches Gebäude. Die hauptsächlichsten Einzelfunde, die bei dem Altar und in dessen Umgebung gemacht wurden, sind Platten und Plattenreste von zwei verschiedenen Reliefreihen. Die eine Reihe enthält Waffenstücke, Helme, Schwerter, Harnische, Bogen u. s w., die andere Reihe lebhaft bewegte mythologische Scenen. An Inschriften wurden 191 gefunden, die meisten in Milet selbst manche in der Umgegend, aber alle milesisch. Sie vertheilen sich auf die Zeit vom 6. Jahrhundert v. Chr. bis zum 5. Jahrhundert n. Chr. Am zahlreichsten sind die Inschriften aus dem 3. bis 1. v. Chr. Von Kaisern kommen nur Trajan und Hadrian vor Sehr interessant ist eine Inschrift über einen Rechtsstreit zwischen den beiden Städten Milet und Myus; sie konnte fast vollständig wiederhergestellt werden. Diesen Rechtsstreit entschied der Satrap von Jonien, Struses, zugunsten der Milesier. Die Inschrift muß, da eine solche Rolle den Satrapen nur in den Jahren nach der Wiederaufrichtung der Perserherrschaft in Jonien durch Tissaphernes zugefallen sein kann, in die ersten Jahre nach 392 v. Chr. gesetzt werden, zumal der Schriftcharakter der Inschrift, sowie der auch von Xenophon und Diodor erwähnte Name eines persischen Satrapen „Struthas“ auf diese Zeit hinweisen.

Ueber zwei griechische Originalstatuen in der Glyptothek Ny-Carlsberg zu Kopenhagen handelt A. Furtwängler in den Sitzungsberichten der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften 1899, Band II, Heft 2. Die zwanzig Seiten bringen sehr interessante, von dem Münchener Gelehrten selbst in allen ihren Theilen jedoch noch nicht als ganz sicher angenommene Resultate. Von den zwei durch P. Arndt in der Publikation der Sammlung „La glyptoth. Ny-Carlsberg fondée par C. Jacobsen“ auf Tafel 38—40 und 51—52 veröffentlichten Statuen ausgehend, die Furtwängler jetzt nach wiederholtem persönlichen Augenschein, theilweise entgegen früher geäußerten eigenen Ansichten, für zusammengehörige Originalstatuen des 5. Jahrhunderts und gemäß den sehr knappen Plinthen und den Klammerspuren auf der Rückseite aus einem Giebel herrührend erklärt, kommt er zunächst dazu, in der einen, einem Jüngling mit dem Pfeil im Nacken (siehe auch Reinach, Répertoire II, p. 42, statue d'un fronton), einen Sohn der Niobe, in der zweiten Statue, einer erschreckten und sich mit dem Gewand zu schützen bestrebten weiblichen Gestalt, eine Niobide oder — dafür sieht sie allerdings etwas zu jung aus — vielmehr Niobe selbst zu erkennen (s. auch Reinach, Répertoire II, S. 419 unter „Niobides“). Arndt hält sie nicht für zusammengehörig und nur den liegenden Jüngling für ein Giebeloriginal. Als Epoche ihrer Herstellung nimmt Furtwängler die Zeit zwischen Olympia- und Parthenonskulpturen an, während Arndt mehr zu den ersteren hinauf-, H. Bulle mehr zu den letzteren herunterdatirt Furtwängler findet nun Stilähnlichkeiten zwischen den von ihm angenommenen Giebel-Niobiden mit den Skulpturen des sogenannten Theseion-Frieses, was Dr. Sauer in seiner großen, trotz der theilweise verfehlten Resultate dennoch höchst beachtenswerthen und nützlichen Publikation über das Theseion auch bemerkt hat. Das merkwürdigste ist aber — Furtwängler spricht dies mit aller Vorsicht aus —, diese Niobiden entsprechen ganz wunderbar genau, und zwar in ihren charakteristischsten, von anderen Giebelgruppen abweichenden Eigenschaften, all denjenigen Eigenthümlichkeiten, welche nach Sauers eindringenden Untersuchungen die verlorenen, höchst wahrscheinlich schon im Alterthum sauber aus ihren Standplätzen entfernten Giebelgruppen des Theseions ausgezeichnet haben müssen (parischer Marmor, Anstückelungen, Bohrertechnik des Meisters, Bronzezuthaten, knappe Plinthen, sorgfältigste Befestigungsweise, skrupulöse Kunst in den Drehungen und Körperfalten wahrscheinlich eines Erztechnikers, endlich die Größe von ca. 1.50 m). Nachdem Sauers Giebel-Rekonstruktionsversuche vor allem infolge der Darlegungen von Heinrich Bulle (Berliner Phil. Wschr. 1899, Juli), die eine kritische Rekapitulation des Sauer'schen Werkes und seiner Vorzüge und seiner Schwächen geben, nicht mehr beachtet zu werden brauchen, läßt Furtwängler das Hephaisteion verschwinden und — wohin sollte denn eine Niobidengruppe gehören? — kommt zur Annahme, das sogenannte Theseion möge der auch von Ulrich Köhler, Löschke, E Maaß u. C. Robert angenommene Apollon Patroostempel sein, und eine Niobidengruppe, wozu die zwei Kopenhagener Statuen gehörten, habe seinen westlichen Giebel geschmückt. Selbstverständlich möchte Furtwängler diese Behauptung nur als Vermuthung und Ausblick hinstellen, wie auch die, daß Kresilas der Meister der sogenannten Theseionskulpturen war. Da die Möglichkeit eines anderen Tempels mit gleicher Giebelhöhe immerhin nicht ausgeschlossen ist, und so lange nicht an Ort und Stelle Versuche angestellt sind — Sauer (Nachtrag zu S. 189) behauptet vorweg, daß die Kopenhagener liegende Figur nicht passe — so haben wir es in Furtwänglers Abhandlung zwar noch mit Hypothesen, aber dank den scharf aneinander gegliederten Voraussetzungen mit sehr einleuchtenden Hypothesen zu thun. M.

* Engel: Unsere Schwäbische Alb (Reiseführer). J. Ebner'scher Verlag, Ulm 1900. — Vorliegendes Buch unterscheidet sich von einem Reiseführer in gewöhnlichem Sinne wesentlich dadurch, daß es uns nicht nur über Weg und Steg und sonstiges, was zu einem guten Führer gehört, Auskunft ertheilt, sondern auch durch seinen erzählenden Inhalt reichlich für Unterhaltung und Belehrung sorgt. Der Verfasser, welcher auch jenseits der schwarzrothen Grenzpfähle als ein Kenner der Schwäbischen Alb, besonders in geologischer Hinsicht, bekannt ist, hat es meisterhaft verstanden, seine reichen Erfahrungen, welche er auf seinen Albwanderungen gesammelt hat, in seinem jüngsten Werke niederzulegen. Das Buch ist uns nicht nur Berather für unsre Touren, wir werden vielmehr von einem Erzähler begleitet, welcher uns erst auf die Schönheit der Gegend, auf die günstigsten Aussichtspunkte aufmerksam macht. Bald erzählt er uns die Geschichte einer jetzt als Ruine auf hohem Fels thronenden Ritterburg, bald wird uns der Ursprung von Ortsnamen erklärt. Hier wird unser Auge auf eine eigenartige Flora hingelenkt, dort wird uns gezeigt, wie das Landschaftsbild mit dem geologischen Bau des Gebirges in Zusammenhang steht. Kurz, wir werden über alles, was uns auf einem Ausflug in das Gebiet des schwäbischen Jura begegnet, in ausführlicher Weise unterrichtet. Jeder Freund der Schwäbischen Alb wird daher das Erscheinen dieses Buches mit Freuden begrüßen und dasselbe gern als Reisebegleiter mitnehmen, so oft ihn sein Weg in die Juraberge Schwabens führt. Besonders hervorzuheben ist noch die reiche Illustration des Werkes, welcher zum großen Theil Skizzen von der Hand Peter Schnorrs zugrunde liegen.

Friedrich Noack: Italienisches Skizzenbuch; 2 Bde., 783 Seiten, Stuttgart, J. G. Cotta 1900. — Ein neues, umfangreiches Buch über Italien dürfte wohl bei sehr Vielen im ersten Moment einem starken Mißbehagen begegnen; denn man argwöhnt nicht mit Unrecht wieder einmal eine der unzählbaren redseligen Schilderungen bis zum Ueberdruß bekannter Dinge vor sich zu haben. Ich muß gestehen, daß es mir bei vorliegendem Buch ähnlich ergangen ist; aber schon

die ersten Seiten überzeugten mich, daß man es hier mit einem Schilderer zu thun habe, der so viel eigenes, neues in fesselnder Form zu sagen weiß, daß man keinen Augenblick sein Interesse erlahmen fühlt. Das Buch Noacks ist eine Sammlung von Feuilletonaufsätzen, die er in seiner Eigenschaft als römischer Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“ seit Beginn der 90er Jahre für die Sonntagsbeilage dieses Blattes geschrieben hat. Man würde aber irren, wollte man annehmen, daß man es also nur mit einem zusammenhanglosen Mischmasch verschiedenartigster, dem Tageslesebedürfniß angepaßter Aufsätze zu thun habe. Im Gegentheil, das Ganze macht einen durchaus planmäßigen, einheitlichen Eindruck und gibt ein bis in die subtilsten Einzelheiten getreues Bild des neuzeitlichen Rom und Italien. Wir werden niemals mit trockenen Deduktionen oder wirklichkeitsfremden Schwärmereien gelangweilt, sondern stets ist der engste Kontakt mit der Realität des modernen Lebens gewahrt, wodurch das Buch eine solche Anschaulichkeit und Ueberzeugungskraft gewinnt, daß auch jene Leser, die niemals die italienischen Grenzen überschritten haben, sich ein vollkommen klares, allseitiges Bild dieses Wunderlandes zu schaffen imstande sind. Die Sprache des Buches ist von einem Farbenreichthum, einer Lebendigkeit, Frische und Natürlichkeit, die sofort unweigerlich gefangen nimmt, und ein sonniger, alles überwindender, liebenswürdiger Humor gibt dem Ganzen ein außerordentlich anheimelndes, persönliches Gepräge. Es ist ein Buch, das Allen, die Italien besuchen wollen, aufs beste empfohlen werden kann; aber auch Jene, die das Land schon kennen, werden sich gern wieder einmal einem so liebenswürdigen, sachkundigen und launigen Führer anvertrauen. Um ein Bild von dem reichen Inhalt zu geben, will ich nur kurz die wichtigsten Stücke der beiden Bände erwähnen. Der erste Band ist „Das Leben und Treiben im heutigen Rom“ überschrieben. Er gibt außerordentlich vielseitige, auf intimster Sachkenntniß beruhende Schilderungen des Straßenlebens und der wirthschaftlichen Verhältnisse Roms, und der Autor entwickelt dabei eine Kenntniß der Küchen- und Kellergeheimnisse, die den gewiegtesten fruttivendolo oder pizzicagnolo und die erfahrenste spese-beflissene römische Donna beschämen könnte. Es folgen Aufsätze über römische Spiele, das Lottospiel, die römischen Dienstboten, die Polizeiverhältnisse, die Schulen, das Zeitungs- und Reporterwesen, die Villa Borghese, die Johannisnacht und Weihnachten. Der zweite Band führt uns im ersten Theil „Kreuz und quer durch Italien“, in das Thal von Aosta, nach Siena, in die Volskerberge, die Abruzzen, ins Marserland, nach Neapel (Zoologische Station und Vesuv) und auf Capri. Im zweiten Theil folgen wir dem Erzähler „Uebers Meer nach den Inseln und Nachbargestaden“, nach Sicilien, dessen volkswirthschaftliche und soziale Verhältnisse in sehr ausführlicher und gründlicher Weise erörtert werden, an Garibaldi's Grab, nach Sardinien und zum Schluß an die afrikanische Küste, nach Tunis. Die Fülle des Inhalts des überaus fesselnden Buches ist jedoch damit nur angedeutet, und wir wünschen dem Autor, daß er, gleich den arabischen Märchenerzählern, ein recht zahlreiches, aufmerksames und dankbares Publikum finden möge. Richard Braungart.

G-rr. Kritisches Skizzenbuch von Richard Specht. Wiener Verlag 1900. Buchhandlung L. Rosner. Sep.-Cto. Wien. — Rich. Specht gehört zu den liebenswürdigsten und feinsten Kennern Wiens. Er schreibt nicht viel, aber was er schreibt, ist in jeder Beziehung gediegen, gründlich und maßgeblich. Sein „Kritisches Skizzenbuch“ enthält das Beste seiner in den letzten fünf Jahren geschriebenen Essays über Theater, Literatur und bildende Kunst. Specht hat das, was nur zu vielen unsrer Kritiker abgeht: historisches Gefühl. Er versteht es als ein Meister, uns Künstler und Werke aus ihrer Zeit begreifen zu lassen. Er geht mit unendlichem Zartgefühl der organischen Technik eines Werkes, den Strömungen und Unterströmungen nach, aus und in denen es entstanden ist. Und aus allem, was er so sieht und erfährt, bildet er Zug für Zug das Bild einer Persönlichkeit. Das sind nicht die üblichen Aphorismen-Kritiken, in denen man sehr viel Geistreiches und Geistreichelndes lesen, aus denen man sich aber kein prägnantes Bild machen kann, sondern geschlossene, harmonisch deutliche Portraits, aus denen einem die Individualität des Besprochenen ebenso klar und scharf entgegenleuchtet wie die des Essayisten. Was Specht über Jakob Wassermann und Alphonse Daudet, über Henrik Ibsen und Wassilij Wereschtschagin, über Charlotte Wolter und Arnold Böcklin schreibt, das ist so wohlbedacht und einleuchtend, so klar und interessant, so echt persönlich und liebenswürdig frei, daß man sich an Taine und Brandes zu gleichen Theilen erinnert fühlt, wie an Speidel und Ludwig Hevesi, dem Specht Worte feinen und tiefen Einverständnisses gewidmet hat. Am besten ersieht man Spechts Kunst und Bedeutung aus der Art, wie er citirt. Wie da das Dichterwort ohne jede Prätention, nicht mit dem autoritativen Nachdruck der Unfehlbarkeit, sondern mit der Freude, das rechte Wort gefunden zu haben, angeführt und in den Gang der Periode, gleich wie ein eigener Gedanke gefügt wird, ist einfach vorbildlich. — Spechts Individualität als Essayist läßt sich nicht mit ein paar Worten erschöpfen. In nächster Zeit wird eine Hebbel-Monographie aus seiner Feder erscheinen; dann wird über ihn und sein Werk manches zu sagen sein.

* **Berlin.** Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat für die Doktorpromotion von Ausländern neuerdings eine Bestimmung getroffen, die mit dem 15. Oktober 1900 in Kraft tritt: Danach werden Ausländer nur dann zur Promotion zugelassen, wenn sie das Reifezeugniß einer Hochschule besitzen, die dem humanistischen Gymnasium, dem Realgymnasium oder der Oberrealschule des Deutschen Reichs als gleichwerthig angesehen werden kann. Die Zulassung gilt bloß für die Fächer, zu deren Studium Abgangszeugnisse der genannten Anstalten die Angehörigen des Deutschen Reichs berechtigen. Von einer Prüfung im Lateinischen wird abgesehen. Die Zulassung von Kandidaten aus Ländern wie England und Amerika, deren Schulverhältnisse anders geartet sind als die deutschen, soll wie bisher von Fall zu Fall entschieden werden.

* **Innsbruck.** Wie bereits telegraphisch gemeldet, starb am 7. März der hiesige Universitätsprofessor im Ruhestand, k. k. Hofrath Dr. Ant. Tschurtschenthaler, Edler von Helmheim. Der Verstorbene war der Sohn eines Bauern aus Sexten und rang sich mit eisernem Fleiß und eigener Kraft zu hoher sozialer Stellung auf. Im Jahre 1856 wurde er zum Professor der theoretischen Medizin an der früheren medizinisch-chirurgischen Lehranstalt hier und nach Wiedererrichtung der medizinischen Fakultät im Jahre 1869 zum Professor der allgemeinen Pathologie, der Pharmakologie und der Pharmakognosie ernannt. 1887 schied er von der Hochschule und trat in den Ruhestand.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Neue Karte vom Oranje-Freistaat, Kimberley, Colesberg, Dordrecht, Sterkstrom rc. Zur Uebersicht der Stellungen der Streitkräfte der Buren und Briten. (Südafrikanischer Kriegsschauplatz.) Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1900. — Die wechselnden Phasen im geschichtlichen Sehkreis hier und da. III. Ebd. 1900. — Just. Abel: Universalbuch der Reden und Toaste. XI. Bändchen: Vaterländische Ehrentage. 8. Auflg. Stuttgart, Levy u. Müller. — Dr. Georg v. Mayr: Flotte und Finanzen. Die Deckungsfrage. Tübingen, H. Laupp 1900. — Mémoires du général Baron de Dedem de Gelder 1774—1825. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1900. — Arnold Hagenauer: Muspilli. Roman. Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt 1900. — Dr. Ad. Brodbeck: Alle 600 Jahre kommt ein neuer Heiland, durch 4200 Jahre der Weltgeschichte hindurch. II. Auflage. Heidelberg, J. Hörning 1900. — Ferd. Blanc: Christus. Episches Gedicht in 28 Gesängen. Erlangen, Fr. Junge 1900. — Dr. Ad. Abramowski: Gedenke, daß du ein Deutscher bist. Festspiel zur Einweihung des Hauses der Vereinigung der Reichsdeutschen zu Bukarest am 12./24. Febr. 1900. — Die Baukunst. Hggb. von Borrmann u. Graul. 3. Heft, II. Serie: Die Alhambra zu Granada Berlin, Stuttgart, W. Spemann. — Rud. Rabe: Deutschland voran! (Burschenschaftliche Bücherei, 1. Bd. Nr. 1.) Berlin, Karl Heymanns Verlag. — L. Trampe: Das Deutschthum und sein öffentliches Recht. Kritische Betrachtungen. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1900.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 9. März. **Nummer 57.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle** in München.

Uebersicht.

Franz Heinrich Reusch

(geb. 4. Dezember 1825, gest. 3. März 1900).

Einer der ganz wenigen noch überlebenden Vertreter der vorvatikanischen deutschen katholischen Theologie, einer der Gelehrten der deutschen katholischen Kirche, die in ihr eine Wissenschaft aufblühen ließen, vergleichbar und verglichen mit der, die früher der Stolz der französisch-gallikanischen Kirche gewesen war, einer der überzeugungstreuen deutschen Katholiken, der in seiner ganzen kirchlichen wie wissenschaftlichen Laufbahn gegen den Romanismus in Kirche und Theologie mit zäher Ausdauer und unbesiegten Waffen gekämpft hat; ein deutscher Katholik und ein deutscher Gelehrter ist mit Franz Heinrich Reusch in diesen Tagen aus dem Kreise der Lebenden geschieden, nachdem er zum Kummer derer, die ihn kannten und hochschätzten, schon seit Jahren durch die Trübung seines Geistes ein stiller, in seiner früher so überaus erstaunlichen Arbeitskraft gebrochener Mann gewesen war.

In Brilon in Westfalen am 4. Dezember 1825 geboren, besuchte er dort und in Paderborn die Schule, studirte katholische Theologie in Bonn, Tübingen und München, wo er auch zum Dr. theol. promovirt wurde. In München stand er als Schüler Döllingers damals schon unter der geistigen Fahne, unter der er ein Menschenalter später als Gelehrter von europäischem Ruf gemeinsam mit Döllinger focht, unter dem Banner der deutschen katholischen Kirche. Im Jahre 1849 wurde er zum Priester geweiht und war erst eine Zeitlang Kaplan an St. Alban in Köln, übernahm aber bald die Stelle eines Repetenten am theologischen Konvikt in Bonn. Im Jahre 1854 habilitirte er sich bei der katholisch-theologischen Fakultät zu Bonn für alttestamentliche Exegese und wurde an der gleichen Fakultät 1858 zum außerordentlichen, 1861 zum ordentlichen Professor ernannt. In seinem Fach verfaßte er in jenen Jahren bis 1870, das auch für sein Leben der große Markstein wurde, verschiedene Monographien, so über das Buch Baruch (1853), das Buch Tobias (1857), ein vielgeschätztes Lehrbuch der Einleitung in das Alte Testament (4. Auflage 1870). Das wissenschaftliche Hauptwerk seiner vorvatikanischen Lehrperiode bleibt aber „Bibel und Natur“ (4. Auflage 1876, ein Auszug daraus unter dem Titel „Die biblische Schöpfungsgeschichte“ erschien 1877), das mit Rücksicht auf den biblischen Schöpfungsbericht eine Versöhnung von Glauben und Wissen, Vernunft und Offenbarung anstrebte, das die Harmonie der religiösen Wahrheiten der Urgeschichte der Menschheit mit den gesicherten Resultaten der Naturwissenschaft nachwies und eine bei einem Theologen seltene Vertrautheit mit der naturwissenschaftlichen Forschung und ihren Resultaten aufweist. „Bibel und Natur“ erlebte eine Reihe von Uebersetzungen in fremde Sprachen und gewann dem Verfasser hohen wissenschaftlichen Ruf.

Seinerseits machte Reusch durch Uebersetzungen manches ausländische Werk, so von Wiseman (Fabiola oder die Kirche der Katakomben) und Newman dem deutschen katholischen Publikum zugänglich und war auch ein geschätzter Mitarbeiter an verschiedenen katholischen Zeitschriften.

Als der Kampf des Romanismus gegen die deutsche Theologie, der in der Geschichte der inneren Entwicklung des deutschen Katholizismus in unserm Jahrhundert parallel verläuft zu der Verultramontanisirung des katholischen Volkes und der bisher mehr im Versteckten geführt worden war, offen ausbrach, sah die liberale deutsche theologische Wissenschaft unter Döllingers Führung sich genöthigt, ein eigenes Organ sich zu schaffen. Reusch übernahm im Jahre 1865 die Redaktion dieses Organs, des Bonner „Theologischen Literaturblatts“, das unter seiner Leitung zwölf Jahre lang rühmlich die Ehre der alten katholischen Kirche und ihrer Wissenschaft gegen den Ultramontanismus verfocht, bis es, nachdem seine früheren antiultramontanen Mitarbeiter, dem Beispiel der deutschen Bischöfe folgend, einer nach dem anderen sich unterwarfen und das sacrificio dell' intelletto brachten, 1877 einging.

Als die Katastrophe des Jahres 1870 über die deutsche Kirche und Theologie hereinbrach, da war es für Reusch keinen Augenblick zweifelhaft, welches sein Weg sein müsse, daß es der bleiben müsse, den er bisher mit Ehren gewandelt war. In seiner Opposition gegen die Dogmen des Vatikanums war er, wie das in seiner Natur lag, zurückhaltender als viele Andere. Aber während die größten Schreier bald umfielen und trotz ihrer feierlichen Versprechungen und feurig gefaßter Resolutionen sich unterwarfen — ein Verfahren, das man sich wiederholen sehen kann, wenn es sich um den Kampf zwischen Freiheit der Wissenschaft und Auktorität der Kirche handelt —, blieb Reusch sich getreu. Die Verhandlungen, die zwischen ihm und dem Kölner Erzbischof Melchers — dem Reusch in dieser Zeit das Zeugniß ausstellte, daß er von seiner Bornirtheit jetzt einen noch viel schlimmeren Begriff als früher habe — geführt wurden, lassen sich in zwei Sätzen zusammenfassen, die auch die Quintessenz so manchen anderen geistigen Kampfes sind, der damals durchgefochten wurde. Melchers versicherte Reusch immer, daß er ihn für einen braven Priester gehalten und ihn geachtet und geschätzt habe. „Das Einzige,“ sagte Melchers, „was ich an Ihnen auszusetzen hatte, war, daß Sie von der Wissenschaft zu viel und von der Auktorität zu wenig halten.“ Und Reusch seinerseits lehnte die Zumuthung, sich zu unterwerfen, immer damit ab, daß er fürchte, in Gottes Gericht nicht zu bestehen, wenn er etwas gegen seine Ueberzeugung unterschreibe. Deutsches Gewissen und freie Ueberzeugung einerseits, römische Autorität und ultramontane Geistesknechtung andrerseits sind auch hier die zwei Motive, die in dem ganzen großen Geisteskampf jener Tage die zwei treibenden Elemente waren. Traurig genug für unser katholisches

Volk, daß in diesem Kampf das ausländische Produkt des Ultramontanismus über das deutsche Gewissen gesiegt hat. Die traurigen, schmachvollen Folgen jenes Sieges, sie treten jetzt überall mehr zutage, aber sie zu beklagen ist jetzt zu spät, die Entscheidung ist gefallen, vielleicht auf lange hinaus, bis ein neuer großer geistiger Entscheidungskampf kommen wird. Dem über Reusch verhängten Verbot seiner Vorlesungen, beziehungsweise ihres Besuchs durch die Theologiestudirenden, folgte seine Suspension und am 12. März 1872 seine Exkommunikation.

An der altkatholischen Kirchenbildung, die das nothwendige Resultat der Opposition gegen die ultramontanen Dogmen war, nahm Reusch lebhaften, aktiven Antheil. Er versah eine Zeitlang das Amt eines Pfarrers der altkatholischen Gemeinde in Bonn und war bis zum Jahre 1878 Generalvikar des Bischofs Reinkens. Die Reformen, die der Altkatholizismus in Ritus, Kultus und Disciplin durchführte, geschahen meist auf Grund der von ihm ausgearbeiteten Gutachten über ihre historische und theologische Berechtigung. Eine Reform allerdings war es, die ihn veranlaßte, seine bisherige aktive Antheilnahme an der altkatholischen Kirche und ihrem Leben aufzugeben. Die Aufhebung des Cölibatzwangs für die altkatholischen Geistlichen durch die Synode des Jahres 1878 veranlaßte Reusch, sein Amt als Generalvikar niederzulegen, er hat sich seitdem auf Ertheilung von Religionsunterricht, Abhaltung seiner theologischen Vorlesungen für die altkatholischen Theologen, stille Messe und Beichtehören beschränkt. Ein viel verbreitetes Gebetbuch und einen Jahrgang Predigten verfaßte er in diesen Jahren seines seelsorgerischen Wirkens.

Das Jahr 1870 mit seinen Folgen ließ ihn auch einen anderen Weg der Wissenschaft betreten, auf dem er noch weit mehr Ehre und Anerkennung erntete als auf dem bisherigen.

Die Stellung, in der sich der Altkatholizismus als Opposition wie als Kirche gegenüber dem Ultramontanismus befand, brachte es — wie ich auch in meiner „Geschichtlichen Stellung und Aufgabe des deutschen Altkatholizismus" besonders betont habe — mit sich, daß seine geistigen Vorkämpfer ihre Waffen aus der Geschichte der katholischen Kirche [illegible]nehmen mußten. Die altkatholische Wissenschaft, die früher so glänzend gegenüber dem Ultramontanismus dastand, hat ihr Hauptgewicht nicht auf die Dogmatik, sondern auf die Geschichte und Kritik der katholischen Kirche verlegt. Alle Führer der altkatholischen Bewegung nahezu waren Historiker von Beruf; die es nicht waren, wurden es unter dem Druck der neuen Aufgaben, die ihre veränderte Stellung zu ihrer bisherigen kirchlichen Autorität mit sich brachte.

So wurde Reusch aus einem Exegeten des Alten Testaments ein Historiker der modernen römisch-ultramontanen Kirche.

Wie die historische Wissenschaft des Altkatholizismus im allgemeinen dem päpstlichen Absolutismus gegenüber und gegenüber der jesuitischen Verderbung des katholisch-kirchlichen Lebens den Wahrheitsbeweis für ihre Stellung und das Vorgehen ihrer Kirche aus der Geschichte der Kirche und der Darstellung der in ihr geschehenen Veränderung erbrachte, so war das im speziellen auch die Aufgabe Reuschs, die er zum großen Theil in Verbindung mit Döllinger löste.

Und die Lösung, die er in großen Stücken nach und nach der Welt vorlegte, war eine musterhaft wissenschaftliche, auf einer so soliden Basis der eingehendsten Kenntniß des modernen Katholizismus beruhende, mit solch überlegener Ruhe und einer aus dem Besitz des vollen Wahrheitsmaterials erwachsenen Sicherheit und Objektivität vorgetragene, daß sie ihm als Historiker der neueren katholischen Kirche den ersten Platz nach seinem älteren Mitarbeiter Döllinger zuweist. Mit einer ganz erstaunlichen Arbeitskraft und Vielseitigkeit hat er eine Reihe von Werken geschaffen, die nicht bloß für einen kleinen Kreis von Wissenden bestimmt sind, sondern die für Jeden, der sich mit der Geschichte der inneren Entwicklung des modernen Katholizismus vom Standpunkt der Geschichte der religiösen Kultur abgibt, eine ebenso reiche Fundgrube des Wissens bilden, wie sie zur Gewinnung eines rechten historischen Bildes unumgänglich nothwendig sind.

Da ist vor allem das eine seiner großen nachvatikanischen Werke zu nennen, ein standard work auf dem Gebiet religiöser Kulturgeschichte, das die Wissenschaft auf diesem Gebiet auf lange hinaus beherrschen wird, sein zweibändiges Werk „Der Index der verbotenen Bücher" (1883—1885), dem mehrere Publikationen alter Indices librorum prohibitorum folgten (1885, 1889). Wie schon gesagt, nur der kann ein rechtes Bild von dem Gang der inneren Entwicklung des modernen Katholizismus gewinnen, der dieses Werk studirt und seine Resultate im Zusammenhang mit der geschichtlichen Ausbildung des Katholizismus zum Ultramontanismus betrachtet.

Das Gegenstück zu diesem Werk ist die gemeinsam mit Döllinger herausgegebene „Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche" (1888). Auch da wird uns ein Stück religiöser Kulturgeschichte geboten, die Umwandlung des Katholizismus in den Ultramontanismus auf dem Gebiet der Moral und ihrer Handhabung. Mit Döllinger gemeinsam veröffentlichte Reusch noch die Selbstbiographie des Kardinals Bellarmin, eines Hauptvertreters der jesuitischen Wissenschaft. Die Geschichte der Gesellschaft Jesu war ein Thema, dem sich Reusch immer gern zuwandte, er hat über verschiedene Punkte aus ihr im „Deutschen Merkur", dessen Glanzperiode er mit in erster Linie durch seine Mitarbeit schuf, eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, die den Grund bilden zu seinen späteren „Beiträgen zur Geschichte des Jesuitenordens" (1894). In geistigem Zusammenhang stehen zwei seiner weiteren Werke: „Der Prozeß Galilei's und die Jesuiten" und „Luis de Leon und die spanische Inquisition".

Auch zu Tagesfragen des katholisch-kirchlichen Lebens nahm er mit dem vollen Rüstzeug seiner historischen Wissenschaft Stellung. So als Rektor der Universität Bonn im Jahre 1873 zur Frage der Ausbildung der römischen Theologen, über die gegenwärtig wieder so viel unnütz geredet wird, mit der Rektoratsrede „Theologische Fakultäten und Seminare". Die erschreckende Zunahme des Aberglaubens in den breiten Massen des römisch-katholischen Volkes, der in allerlei Andachten, Wundern, Medaillen sich kundgibt, veranlaßte ihn, die Unterlassungssünde des deutschen Episkopats auf diesem Gebiet in der Schrift „Die deutschen Bischöfe und der Aberglaube" (1879) festzustellen. Als korrespondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München veröffentlichte er in deren Abhandlungen eine größere Schrift über „Die Fälschungen in dem Traktat des Thomas v. Aquin gegen die Griechen" (1890), die auf diesem Gebiet nachweist, wie die kurialistischen Theologen von jeher mit gefälschten und entstellten Väterstellen gearbeitet haben.

Als Freund Döllingers veröffentlichte er nach dessen Tod dessen „Briefe und Erklärungen über die vatikanischen Dekrete" (1890) und Döllingers „Kleinere Schriften" (1890).

Ein international wissenschaftliches Werk, an dem er sich gemeinsam mit Döllinger betheiligte, waren die sogen. Bonner Unionskonferenzen der Jahre 1874 und 1875, über die er Berichte veröffentlichte.

Rechnet man zu all dem Aufgezählten noch die vielen größeren und kleineren Aufsätze, die er für Zeitschriften — abgesehen von den vorvatikanischen Jahren — verfaßte,

so für die „Theologische Literaturzeitung", die „Internationale theologische Zeitschrift", den „Deutschen Merkur", die „Preußischen Jahrbücher", sowie die „Allgemeine Deutsche Biographie", so kann man nur mit gerechtem Staunen erfüllt werden über die immense Arbeitskraft und die Summe von Wissen, die er besaß und fruchtbringend verwerthete.

Im letzten Jahrzehnt seiner schriftstellerischen Thätigkeit beschäftigte sich Reusch auch sehr viel mit den Reformbewegungen innerhalb der katholischen Kirche in der zweiten Hälfte des 18. und in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts; er hat da z. B. zur Geschichte des Josephinismus viel Material gesammelt, und ich selbst bin bei Arbeiten über diese Phase der Entwicklung des Katholizismus durch ihn mit manchen sehr seltenen Büchern bekannt geworden, die er in seinem Sammeleifer oft nach langem Suchen erstanden hatte. Sicher werden sich in seinem literarischen Nachlaß Material und Manuskripte finden, denen nur im Interesse der Wissenschaft zu wünschen ist, daß sie Veröffentlichung finden. Auch ein zweiter Wunsch für die deutsche Wissenschaft drängt sich beim Tode eines so hervorragenden Bibliophilen und Büchersammlers auf, daß seine reiche Bibliothek, die viele Seltenheiten, manche Unika enthält, im ganzen erhalten bleiben möge, damit sie auch nach seinem Tode noch die richtige Verwerthung finde.

Die Kleinheit der altkatholischen Kirche bringt es mit sich, daß nach 1870 die Bedeutung Reuschs als Schriftsteller unendlich weit größer war als die des Lehrers; er hatte stets nur einige wenige Schüler. Umsomehr aber hatten diese Anlaß, ihm dankbar zu sein für die Sorgfalt, mit der er ungeachtet der geringen Zahl seiner Hörer seine Vorlesungen ausarbeitete. Und welcher Wissenschatz in diesen Vorlesungen steckte, das merkte man — wenigstens ist das die Erfahrung, die ich an mir gemacht — erst dann recht, wenn man selbständig wissenschaftlich zu arbeiten anfing und die alten Kollegheste und Nachschreibungen der Vorträge Reuschs wieder hervorholte. Die Ruhe, die Objektivität der Darstellung, die Fülle und Beherrschung des wissenschaftlichen Materials sind auch die geistige Signatur seiner Vorlesungen.

Wenn ich daran denke, daß Reusch seine wissenschaftliche Laufbahn als alttestamentlicher Exeget begann, so erinnert mich sein Tod unwillkürlich an das Wort des Alten Testaments: „Das sollt ihr wissen, daß auf diesen Tag ein Großer in Israel gefallen ist."

Als Reusch seinen 70. Geburtstag feierte, hat der Sprecher der Universität Bonn, der Ueberbringer ihrer Glückwünsche, der Rektor Geheimrath Ritter, die Bedeutung Reuschs als Historiker und den Geist seines wissenschaftlichen Wirkens gut charakterisirt, indem er sagte: „Man hat wohl gesagt, daß der Geist der großen Theologen der gallikanischen Kirche mit der Weite der Gelehrsamkeit, der lichten Klarheit in der Ordnung des Stoffes, der überlegenen Ruhe des Vortrags noch nicht erloschen sei. In der That glaubt man aus Ihren und Ihres Meisters Döllinger Arbeiten das Bild eines De Marca, eines Launoy oder Du Pin in sprechenden Zügen herausblicken zu sehen. So sind Sie in dem letzten Vierteljahrhundert vor unsern Augen gewachsen zu einem der Senioren unsrer Universität, zu dem wir mit Stolz und Verehrung emporsehen."

Mit Reusch ist eine der wenigen Säulen gefallen, die von dem einst so stolzen Bau deutscher katholischer Theologie und Geschichtswissenschaft in das neue Jahrhundert noch herüberragen.

Passau, 5. März 1900. Leopold Karl Goetz.

Friedrich Wilhelm I. und der Pietismus.

Bei der Behandlung der Geschichte des Pietismus pflegt man vor allen Dingen die innere Seite der Bewegung zu betonen. Gewiß mit Recht; denn die außerordentliche Bedeutung, die diese religiöse Richtung für das deutsche Geistesleben gewonnen hat, beruht vor allem darauf, daß das bisher schlummernde Gemüthsleben wieder geweckt und aus den Banden befreit wurde, welche es bisher gefesselt hatten. Was sich seit den 20er und 30er Jahren des 17. Jahrhunderts gleichsam wie verstohlen fortgepflanzt hat, das trat um den Anfang des folgenden Jahrhunderts an des Tageslicht und ergriff mit einer unmittelbaren Gewalt die Geister. Wie sich die so geweckten Stimmungen fortsetzen, ist im höchsten Maße interessant zu beobachten; es ist gewiß bezeichnend, daß die durch den Pietismus geweckte Verinnerlichung des Gemüthes künstlerisch am reinsten nicht durch einen Pietisten, sondern durch den ganz auf orthodoxem Boden stehenden Johann Sebastian Bach zum Ausdruck gebracht worden ist; und wie sich diese Empfindungen auf das weltliche Gebiet fortpflanzen, lehrt die thränenselige Werther- und Siegwartzeit. So unzweifelhaft richtig es nun ist, daß man bei der Erforschung des Pietismus den Hauptwerth auf die inneren Merkmale der Richtung legt, so verdient doch auch die äußere Seite Beachtung. Namentlich die Art, in der der Pietismus sich ausdehnte und seine Beziehungen zu Hochstehenden anknüpfte und erweiterte, vermag die werthvollsten Aufschlüsse zu gewähren. So würde es sicher ungemein lohnend sein, die Ausbreitung der pietistischen Richtung in den adeligen Kreisen zu verfolgen. Nicht minderes Interesse verdienen die Beziehungen zu regierenden Häusern. Gerade nach dieser Richtung hin gewährt uns eine neuere Publikation die reichste Ausbeute; sie zeigt einen der Hauptvertreter des Pietismus im Verkehr mit der Kraftgestalt Friedrich Wilhelms I. Sowohl die Charakteristik des Königs und seines Hofes wie die Erkenntniß des Pietismus wird auf das wesentlichste durch die Tagebuch-Aufzeichnungen gefördert, die der Bibliothekar der königlichen Hausbibliothek, B. Krieger, aufgefunden und mit einer lehrreichen, alle nothwendigen Erläuterungen darbietenden Einleitung und aufschlußreichen Anmerkungen versehen hat: Sieben Tage am Hofe Friedrich Wilhelms I. Tagebuch des Professors J. A. Freylinghausen über seinen Aufenthalt in Wusterhausen vom 4.—10. September 1727.[1])

Johann Anastasius Freylinghausen (geb. 1670) hatte sich unter den typischen inneren Umwandlungserscheinungen dem Pietismus zugewendet. In reiferem Mannesalter vermählte er sich mit der Tochter August Hermann Francke's, und nach dem 1727 erfolgten Tode seines Schwiegervaters übernahm er mit Francke's Sohn zusammen die Leitung der Francke'schen Stiftungen in Halle. Der Oeffentlichkeit ist Freylinghausen vor allem durch die Veranstaltung seines „Geistreichen Gesangbuches" (zuerst 1704) bekannt geworden. Diese Sammlung hat nicht bloß für den Hymnologen und Bibliographen Werth, sondern sie darf als ein kulturgeschichtlich wichtiges Literaturdenkmal bezeichnet werden. Denn sie stellt auf dem Gebiete der geistlichen Lyrik die eigentliche Verkörperung der pietistischen Richtung dar: in der Auswahl, die sie unter den älteren Liedern der evangelischen Kirche trifft, in den Veränderungen, die sie nicht selten an ihnen vornimmt, und vor allen Dingen in den neu aufgenommenen Stücken tritt das Wesen der neuen religiösen Bewegung auf das deutlichste in die Erscheinung. Man wird es daher verstehen, daß dieses Buch der Orthodoxie ein Dorn im Auge war, wie es denn auch in einer

1) Berlin, A. Duncker 1900.

selbständigen umfangreichen Kritik von ihr heftig bekämpft wurde.

Die Uebernahme der Stiftungen brachte Freylinghausen und seinen Schwager in unmittelbare Berührung mit Friedrich Wilhelm I. Dieser war als Kronprinz ursprünglich sowohl dem Pietismus als Francke's Unternehmungen mit Vorurtheilen entgegengetreten; bald aber änderte sich seine Meinung, vor allem weil einige Generale bei ihm warm für Francke eintraten. Er unterzog daher bald nach seinem Regierungsantritt das Waisenhaus einer eingehenden Besichtigung und schenkte Francke und seinem Werke ein dauerndes Wohlwollen, das er auch durch spätere Besuche bezeugte. Nach Francke's Tode ließ er die beiden neuen Leiter der Anstalten zu sich kommen, zuerst im September 1727 Freylinghausen, dann einen Monat später den jüngeren Francke. Beide Männer haben über ihre Erlebnisse am königlichen Hofe ein Tagebuch geführt; Francke's Aufzeichnungen, die an Selbständigkeit, Frische und Unmittelbarkeit hinter denen Freylinghausens zurückstehen, sind schon seit längerer Zeit bekannt, Freylinghausens Tagebuch, das seinen Aufenthalt in dem Jagdschloß Wusterhausen schildert, wird uns jetzt durch Kriegers werthvolle Publikation zugänglich.

Im Mittelpunkt von Freylinghausens Aufzeichnungen steht selbstverständlich der König. Das freundliche Licht, welches durch die Bemerkungen des wackeren Pietisten auf die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms I. fällt, ist weder durch Voreingenommenheit noch durch Liebedienerei des Berichterstatters zu erklären, dessen Worte vielmehr die vollste Glaubwürdigkeit verdienen. Mit dem Bilde, das man sich im allgemeinen von Friedrich Wilhelm I. zu machen pflegt, kontrastirt seltsam die Hervorhebung von des Königs „beweglichem Gemüth", wie man sich damals ausdrückte, d. h. von einer leicht von Rührung ergriffenen Stimmung. Wir bemerken also an dem König einen Zug, der ihn mit dem Pietismus verband, und seine harte, rücksichtslose, nicht selten rohe Außenseite diente offenbar meist dazu, diese Seite seines Gemüths zu decken und vor Angriffen zu schützen. Freylinghausen berichtet von einem Gespräch mit seinem Gönner, dem General v. Seckendorff: „Unter anderem gedachte er von des Königs beweglichem Gemüthe und fragte: Ob ich nicht gemerket hätte, daß ihm heute beim Beschluß der Tafel, da ich von der rechten Uebung des Gebets und Wortes Gottes gesprochen, die Thränen nicht weit gewesen wären." Diese Eigenschaft von des Königs Gemüth tritt auch sonst in diesen Aufzeichnungen hervor. „Glaube er, Herr Freylinghausen," sagt Friedrich Wilhelm einmal, „wenn ich des Morgens und des Abends bete, fühle ichs noch immer in meinem Herzen, was mir Schubert (der Potsdamer Geistliche) geprediget hat." Und ein ander Mal äußert er: „Wenn ich nur allemal das hielte, was ich zu seyn mir vornehme, wenn ich zum Abendmahl gehe, so wäre es schon gut, aber, sagte Er, das thue er nicht. Er habe manchmal versprochen, sich keinen Rausch mehr zu trinken, und habe es doch mal wieder gethan; aber vom Januario an habe er sich nicht wieder voll getrunken und rief alle Generals zum Zeugen an, ob sie es anders sagen könnten, wolle sich auch nie wieder voll trinken."

Kommt in der letzten Aeußerung die derb-kräftige Art des Königs zum Ausdruck, so fehlt es auch sonst an ähnlichen Zügen nicht. So wenn er Freylinghausen den Kastellan als Muster eines Pharisäers vorstellt, als einen Menschen, der wohl mit der Bibel und anderen geistlichen Schriften gut Bescheid wüßte, aber dem Trunk fröhne. Vortrefflich ist, wie der König dann den Kastellan, der das Laster des Trunkes von sich abwehren will, durch das Zeugniß einiger Lakaien überführen läßt. Indessen, wenn es auch an derartigen Zügen nicht ganz fehlt, so treten sie doch im allgemeinen hinter den erörterten großen Fragen zurück. Einen wichtigen Gegenstand der Gespräche bildet namentlich das Verhältniß zwischen Lutheraner und Reformirten. Das hohenzollern'sche Haus war ja, wie bekannt, seit Johann Sigismund dem reformirten Bekenntniß zugethan; Friedrich Wilhelm I. stand jedoch in manchen Fragen auf dem lutherischen Standpunkt. In der reformirten Lehre stieß ihn vor allen Dingen die Prädestinationslehre ab, und es ist ja bekannt, wie tief seine Erbitterung war, als später Friedrich der Große gleich den meisten starken Geistern eine lebhafte Hinneigung zu dieser Lehre bekundete. Doch hielt der König diese Lehrunterschiede für nicht so groß, daß sie sich nicht überbrücken ließen; und er suchte ernstlich eine Vereinigung zwischen den beiden protestantischen Parteien ins Werk zu setzen, die freilich nicht zustande kam. Doch strebte er wenigstens danach, den Frieden zwischen den beiden so nah verwandten Bekenntnissen zu erhalten und — ganz im Geiste seines gewaltigen Großvaters — ärgerliche Zänkereien zu verhüten. In diesem Sinne sprach er sich auch Freylinghausen gegenüber aus: „Ich bin in der Reformierten Religion geboren und erzogen, ich werde wohl auch darinnen leben und sterben, aber die Lutheraner liebe ich auch und gehe lieber in ihre als in unsre Kirche. Sie werden auch nicht sagen können, daß ich ihnen was zuleid gethan hätte; aber sie müssen sich nicht unter einander verketzern und disputiren, sondern einig leben, und ich wollte viel darum geben, daß sie recht könnten vereiniget werden, aber das will nun noch nicht seyn, sie müssen sich aber vertragen." — Auch des Königs Stellung zu den Juden wird berührt; er brachte ihnen wenig Sympathie entgegen, obgleich er im allgemeinen nicht hart gegen sie verfuhr. Freylinghausen theilte dagegen den bekannten judenfreundlichen Standpunkt des Pietismus und hielt die Angelegenheit für wichtig genug, sie in seiner vor dem König zu Wusterhausen gehaltenen Predigt gelegentlich zur Sprache zu bringen. Thatsächlich müssen denn auch seine Erwägungen Eindruck auf den König gemacht haben, denn dieser kam im Gespräch mit Freylinghausen nochmals auf die Frage zurück. Zeigt sich Friedrich Wilhelm I. bei der Behandlung aller dieser Fragen als ein Mann, der das Wesen der Dinge scharf zu erfassen weiß, so hat man auch sonst Gelegenheit, seinen Aeußerungen über die religiösen Verhältnisse zuzustimmen. Ganz vortrefflich sind z. B. die Bemerkungen über die Anforderungen, die an einen guten Prediger zu stellen seien: „Die gelehrten Predigen nutzen nichts. Die Studenten müssen zwar wohl wissen, was zur Gelehrsamkeit erfordert wird, aber mir und anderen hilft es nichts, wir müssen nur das wissen, was zur Seligkeit nöthig ist."

Neben dem König tritt auch die Königin hervor; auch sie erscheint in ihrem Verkehr mit dem pietistischen Geistlichen ungezwungen und von gewinnender Liebenswürdigkeit. Hübsch ist auch der Zug, der in Freylinghausens Erzählung mehrfach seine Rolle spielt. Ein Deserteur war wieder eingebracht worden, und die Königin wünschte den Aermsten vor der Strenge des Kriegsrechts zu bewahren. Auf ihr Geheiß sollte daher des Königs Lieblingssohn August Wilhelm ein gutes Wort bei seinem Vater für den Uebelthäter einlegen; allein der Kleine fürchtete sich und war erst durch die Androhung der Ruthe zu der Fürbitte zu bewegen, worauf die Generale und Freylinghausen den König in demselben Sinn zu beeinflussen suchten. Das Verhältniß des Königs zu dem kleinen Prinzen empfängt in diesen Aufzeichnungen noch durch eine Reihe allerliebster Züge nähere Erläuterung. Freylinghausen erzählt z. B.: „Noch eins, was über der Tafel angemerket, hinzuzuthun, so war es recht lieblich anzusehen, wie leutselig und kindlich der König mit dem Prinzen spielen konnte, ihn auch bei

Tische embrassirte und küssete. Der König nahm sein Händgen und hub ein groß Messer in die Höhe und sagte, er wollte ihm seine Finger abschneiden. Worauf der Prinz sich ein wenig entfärbte, aber gleich mit einer lächelnden und zuversichtlichen Gebärde sagte: O Papa, Sie haben mich ja viel zu lieb, als daß Sie das thun sollten." Hübsch ist auch folgender Zug. Nach Freylinghausens Predigt fragt der König den Prinzen: „Wilhelm, was hastu behalten aus der Predigt?", worauf der Kleine zu des Vaters Ergötzen schlagfertig erwidert: „Papa, was hast du behalten."

Dagegen liest man auch bei Freylinghausen zwischen den Zeilen, daß zwischen dem König und seinem ältesten Sohn ein wirkliches inneres Verhältniß nicht bestand. Auch des Kronprinzen Abneigung gegen den pietistischen Pastor läßt sich nicht verkennen. Eine vom König angeordnete, aber völlig resultatlos verlaufene Prüfung des Kronprinzen, die Freylinghausen ohne sonderliche Freude abhalten muß, erfüllt Friedrich offenbar mit tiefem Widerwillen; und bei der Tafel tritt seine Stimmung gegen den Besuch dadurch zutage, daß er kein einziges Wort redet. Es ist bereits aus den Memoiren der Markgräfin Wilhelmine bekannt, daß der Kronprinz und seine Schwester Francke und seinen Anhang bitter haßten, weil sie glaubten, daß durch die Einflüsse des Pietismus des Königs Hypochondrie verstärkt würde. „Mit einem Wort, dieser abscheuliche Francke verschaffte uns ein Leben wie das der Mönche von la Trappe", sagt Wilhelmine bezeichnend.

Freylinghausen selbst macht in seinen Aufzeichnungen den günstigsten Eindruck. In seinem Auftreten weiß er bescheidene Zurückhaltung mit männlichem Freimuth zu vereinigen. In einzelnen Fragen, über die er seine Meinung abgibt, vertritt er den bereits bekannten Standpunkt. Daß er sich gegen das Schauspiel erklärt, wird man bei den Anschauungen des Pietismus und dem damaligen Zustand der deutschen Bühne begreiflich finden; bei der Beurtheilung der Jagd steht er nicht ohne weiteres auf einem ablehnenden Standpunkt, warnt aber doch vor allen Jagden, bei denen die Thiere unnöthig gequält werden. Ueber die Zulässigkeit der Sonntagslustbarkeiten kommt es zwischen ihm und dem König zu einer kleinen Auseinandersetzung. Friedrich Wilhelm möchte den Bürgern nach der sauren Arbeit der Woche am Sonntag wohl eine „recreation" gönnen; der Pietist vertritt die entgegengesetzte Meinung, wobei er allerdings ebenfalls recht einsichtige volkswirthschaftliche Gründe vorbringt. „Weil sie da durchbrächten, was sie die Woche über verdient, und dabey ihre Weiber und Kinder noth leiden ließen, wäre es allerdings doppelt unrecht. Der geistliche Schade aber sey noch größer."

Wir haben nur die wichtigsten Ergebnisse des überaus lehrreichen Buches herausgegriffen, das kein Freund der deutschen Kulturgeschichte zur Hand zu nehmen versäumen sollte. G. E.

Ein althochdeutscher Findling.

Philipp II. von Spanien unternahm im Jahre 1548 eine Reise, die ihn von Valladolid aus über Norditalien durch Deutschland in seine niederländischen Besitzungen führte. Er wurde dort mit rauschenden Festlichkeiten empfangen, die oft genug, der Zeitsitte entsprechend, auch einen pedantisch gelehrten philologischen Anstrich trugen. Die ganze Reise ist in einem dicken Folianten beschrieben von Juan Christoval Calvete de Estrella, dessen Werk 1552 in Antwerpen herauskam unter dem Titel: „El Felicissimo Viaje D'El Muy Alto y Muy Poderoso Principe Don Phelippe, Hijo d'el Emperador Don Carlos Quinto Maximo etc." Das Buch ist mit einer für uns unverständlichen Ausführlichkeit geschrieben und enthält selbst die unwesentlichsten Details. Es beruht jedoch erstens auf den an Ort und Stelle gemachten Aufzeichnungen Calvete's, zweitens aber auf guten Studien. Es ist darum auch späterhin noch viel benutzt worden, und hier sei nur im Vorbeigehen erwähnt, daß die berühmte und vielzitirte descrittione di tutti i paesi bassi des Lodovico Guicciardini, die heute noch so großes Ansehen genießt, vieles ohne Quellenangabe aus ihm entnommen hat.

Calvete hat sich nun zwar wenig um niederländische Kunst gekümmert, aber er hat uns doch einige beachtenswerthe Angaben über die verbrannten Brüsseler Rathhausbilder des Roger van der Weyden, auch über Jan Scorel gemacht, und so suchte ich im Verlaufe meiner Studien über Jan van Eyck in dieser Reisebeschreibung nach etwa noch unbekannten Notizen über den Erfinder der Oelmalerei. Ich wurde nun in dieser Erwartung freilich enttäuscht, jedoch fand ich zu meiner Ueberraschung auf Seite 105b mehrere Theile aus althochdeutschen Schriftwerken, die ich hier nebst der Einleitung und der sehr unvollkommenen Uebersetzung des Calvete folgen lasse. Es sei nur vorausgeschickt, daß Calvete von einem der Triumphbögen spricht, die in Gent zu Ehren Philipps errichtet wurden und auf denen Verse und Sprüche in sehr vielen alten und modernen Sprachen zu lesen waren. Die Stelle lautet folgendermaßen:

Tenia enla cumbre d'el frontispicio dos grandissimos Grifos las alas tendidas, las manos levantalos con los bastones de Borgoña y en medio d'ellos la Imperial corona, y enel tympano d'el en lengua Franconica antigua (que es la que usò Carlo Magno, y agora sino es en libros antiguos de historias no se halla) avia este letrero de una parte y de otra enel qual compara los Franceses enel animo y effuerço alos Romanos y dize.

Thie Furist ist Gotes Bilidi:
Salige sent mandt ware wanta thie bisizzent erda,
Sie sint so sama kuani
Selpho thio Romani
Zi wafane snelle
So sint thie tegan alle.
Salige sint thie thar sint miltherze wanta
Sie folgent miltidum.

Que quiere dezir.

El Principe, que es ymagen de Dios, defiende al pueblo en felicidad, porque possée y es Señor dela tierra, y assi con el todos tienen animo y osadia aun contra Romanos, y armanse tan valerosamente que pueden sustentarse contra todos. Bienaventurados los, que entre ellos son de animo efforçado, porque con promptitud à su Principe sigan.

Mit Ausnahme der ersten Zeile ist der Text bekannt und zwar ist die 2., 7. und 8. Zeile aus der Bergpredigt bei Tatian entnommen, die 3.—6. aber dem berühmten Lob der Franken in Otfrits Krist. Der Anfang selbst gibt, wie mir Hr. Professor Paul mittheilt, keinen guten Sinn, wenn er, was man ja wohl thun muß, nach rein althochdeutschem Standpunkt betrachtet wird. Furisto hatte damals noch nicht den Sinn Fürst, den man, nach Calvete's Uebersetzung zu schließen, ihm in Gent beilegte, und so wird die Stelle, die ohnehin einigermaßen verdächtig aussieht, eine nicht gar glückliche Mache des 16. Jahrhunderts sein. Der übrige Theil scheint mir nicht vollständig überliefert zu sein. Calvete spricht davon, daß der Text in zwei Kolumnen abgetheilt war und daß er das Lob der Franken enthielt. Da nun die von ihm mitgetheilten Zeilen die Franken nicht erwähnen, diese aber thatsächlich bei Otfried genannt werden, so hat Calvete seine Kenntniß zwar nicht aus den Fingern gesogen, aber uns wohl nur die eine Hälfte der Inschrift des Triumphbogens überliefert.

Nachdem aber die ganze Stelle uns doch schon aus dem Original bekannt ist und keine Bereicherung der alt-

hochdeutschen Literatur bildet, so können wir uns weiteres Kopfzerbrechen über sie ersparen. Es scheint mir aber kulturhistorisch interessant, daß man damals einen Fürsten besonders zu ehren glaubte, wenn man ihn in der Sprache Karls des Großen anredete, die weder er, noch auch die gelehrten Verfasser der Triumphalinschriften verstanden. Die Wissenschaftlichkeit der Humanisten trägt doch mitunter auch ein — allerdings rührend — naives Gepräge. Ich kann mich nicht enthalten, bei dieser höchst wunderlichen und verspäteten Verwendung des Althochdeutschen an jenen großen, aber nicht gar tief gelehrten König Alfons von Neapel zu denken, der einmal in langer lateinischer Rede begrüßt, sehr ergriffen auf seinem Throne saß und nicht wagte, von seiner Nase eine freche Fliege wegzujagen, die ihn doch so erbärmlich kitzelte. Und er verstand wohl von der schönen Rede so wenig wie König Philipp von diesen zusammenhanglosen althochdeutschen Sätzen.

Karl Voll.

Mittheilungen und Nachrichten.

α. **Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71.** Von Kunz, Major a. D. Heft 1—10. Berlin 1897—1899. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. — Seit langem genießt Major a. D. Kunz den berechtigten Ruf, unter die hervorragendsten unsrer Militärschriftsteller zu zählen, und zwar in einer besonderen Eigenart und auf einem besonderen Gebiete: er ist didaktischer Taktiker. Der Laie besitzt von Taktik und von Strategie recht häufig falsche Begriffe, weßhalb sie für denselben kurzweg mundgerecht gemacht werden sollen: Taktik ist die Führung der Truppe im Gefecht, Strategie aber die Führung des Heeres in das Gefecht; beide Disciplinen sind zugleich Kunst und Wissenschaft, beide berühren sich jedoch vielfach und fließen häufig ineinander. Kunz nun schreibt nicht für den zukünftigen Feldherrn, den Strategen, sondern für den Truppenoffizier, indem er von dem ganz richtigen Standpunkt ausgeht, daß unter hundert jungen Offizieren vielleicht ein Einziger im Laufe einer langen Dienstzeit dazu kommt, seine strategischen Kenntnisse zu verwerthen, daß dagegen jeder Offizier, vom Leutnant bis zum kommandirenden General, seine taktischen Kenntnisse stets, im Kriege wie im Frieden, ergiebig anzuwenden vermag. Er beschreibt also kriegsgeschichtliche Ereignisse ausschließlich für die jüngere Generation in der Weise, daß die Taktik vorwiegend das Wort führt, von der Strategie meistens aber nur als von der Vorgeschichte der Schlacht die Rede ist. Als Bearbeitungsfeld hat er sich den Krieg von 1870/71 ersehen, erstens weil wir im zukünftigen Kriege höchst wahrscheinlich wiederum die Franzosen zu Gegnern haben werden, zweitens weil die neue Zeit neue Mittel fordert, die moderne Bewaffnung eine ganz neue Taktik ins Leben gerufen hat und mit der gewaltigen Entwicklung des gesammten Heereswesens nach allen Richtungen hin eine völlige Aenderung der Kriegführung eingetreten ist. Das neue Unternehmen des Hrn. Majors Kunz gliedert sich in Hefte, von denen jedes einzelne ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet; sie beschäftigen sich mit den Gefechten, die für den Truppenoffizier die größte Bedeutung haben. Er stützt sich hiebei auf ein schier unübersehbares Studienmaterial und auf Quellen, die den Meisten dauernd verschlossen bleiben. Es enthalten Heft 1—4: Nachtgefechte, Heft 5: Attacken französischer Kavallerie auf deutsche Infanterie und Artillerie, Heft 6 und 7: Beispiele für die Verwendung der Feldartillerie, Heft 8 und 9: Beispiele für das Waldgefecht und für den Kampf um Höhen und Schluchten (zugleich selbständige Darstellung der Schlacht von Vionville-Mars la Tour am 16. August 1870 auf dem rechten Flügel der Deutschen und den gewissermaßen eine Schlacht für sich bildenden Kampf der 5. Infanterie-Division, sowie der ihr zur Unterstützung gesandten Truppentheile der Armeekorps Nr. VIII, IX und X), Heft 10: den Kampf um St. Privat la Montagne während der Schlacht bei Gravelotte am 18. August 1870; sämmtlichen Heften ist eine Anzahl trefflicher Pläne beigegeben. — Auf den reichen Inhalt derselben können wir natürlich hier nicht eingehen. Nur bezüglich des letzteren sei erwähnt, daß der Angriff auf St. Privat, der bekanntlich dem preußischen Gardekorps so außerordentliche Opfer kostete und erst durch das flankirende Eingreifen der Sachsen unter Kronprinz Albert gelang, schon deßhalb von hervorragender Bedeutung ist, weil er einen völligen Umschwung in dem taktischen Verhalten der preußischen — nicht zugleich der bayerischen — Infanterie zur unmittelbaren Folge hatte und hinsichtlich der geradezu heroischen Tapferkeit der Truppen zu den großartigsten Leistungen aller Zeiten gehört. Dieser Angriff hat, als übereilt und nicht durch die Artillerie vorbereitet, vielen und heftigen Tadel erfahren. Major Kunz läßt ihn in milderem Lichte erscheinen, indem er die psychologischen Gründe für die übereilte Ertheilung des Angriffsbefehles überzeugend darlegt und erklärt, weßhalb die Garde-Artillerie erst im letzten Augenblick bei dem Sturme eingriff; im übrigen mißt er dem preußischen, nicht mehr zeitgemäßen Exerzir-Reglement und der ungenügenden Ausnützung des Geländes die Hauptschuld an den enormen Verlusten bei. (Das Exerzir-Reglement der bayerischen Infanterie, dessen geistiger Vater der General Karl v. Orff war, stand damals auf der Höhe der Zeit. Das sei nebenbei hervorgehoben!) — Im 7. Heft finden sich Angaben über die 1870/71 verloren gegangenen Geschütze. Die Deutschen haben 1915 Feld- und 5526 Festungsgeschütze erbeutet, davon 255 Feldgeschütze im offenen Kampfe, während die Franzosen im ganzen Kriege nur sieben deutsche Geschütze eroberten, darunter drei, welche gar nicht feuerten. Davon kehrten zwei durch die Kapitulation von Metz in deutschen Besitz zurück, ein drittes wurde in der Schlacht von Beaune la Rolande zurückerobert, so daß nur vier in den Händen der Franzosen blieben, darunter eines, das bei Les Côtelles (Beaune la Rolande) im Kampfe erobert wurde, und zwei bayerische, die einer am 10. Nov., dem Tage nach dem Treffen bei Coulmiers, verirrten Munitonskolonne angehörten. — Von den Affairen, an denen bayerische Truppen theil hatten, sind besprochen: Heft 3 die Nachtgefechte der Jäger bei Jandrais und bei St. Mairme am 18. Nov., bei La Ferté Bernard am 22. Nov.; Heft 4 der Ueberfall bei Notre Dame de Clamart am 10. Jan. 1871 und das Nachtgefecht ebendort am 14. Jan.; Heft 5 das Gefecht von Vallière (Chantôme) am 7. Nov.; das Scharmützel bei St. Péravy am 10. Nov., wobei die oben erwähnten zwei Geschütze in Verlust geriethen; Heft 6 die Massenverwendung der Feldartillerie in der Schlacht von Sedan am 1. Sept.; die Theilnahme der Feldartillerie an der Beschießung von Bitsch, Marsal, Toul, Paris; Heft 7 bayerische Artillerie bei Weißenburg, 4. Aug.; bei La Moncelle, Bazailles und Balan, während der Schlacht bei Sedan, 1. Sept. 1870.

Zwei Novellen. Von **Karl Federn.** Berlin, Gebrüder Paetel 1900. — Es ist nicht wenig, was das deutsche Publikum diesem Autor zu danken hat: er hat uns in glänzenden Essays mit eindringlicher Beredsamkeit die Bedeutung Emmersons, der trotz Hermann Grimm bei uns ein Vergessener war, verständlich gemacht und in meisterhaften Uebertragungen (Emmersons „Repräsentanten der Menschheit", Dante's „Neues Leben", Walt Whitmans „Gedichte") dargethan, daß er ein Sprachkünstler ersten Ranges ist. Nach diesen Arbeiten durfte man gespannt sein, selbständige dichterische Arbeiten Karl Federns kennen zu lernen. Ein Drama „König Philipps Frauen" blieb ziemlich unbeachtet, ein Bändchen Gedichte drang über einen kleinen Leserkreis nicht hinaus. Nun erscheinen in Buchform zwei Novellen, die schon bei der ersten Veröffentlichung (die eine in der „Neuen Freien Presse", die andere in der „Zeit") lebhaft und mit Recht interessirten. Die Erzählung „Irrwege" schildert das Leben eines jungen Künstlers bis zum Augenblick, da er, der Irrwege seines Gefühlslebens sich bewußt werdend, als Künstler sich wieder findet. Erst liebt er die Frau eines Anderen mit überströmender Leidenschaft, welche keine Erwiderung findet; wenigstens nicht den Ausdruck einer Erwiderung: „Sie kam aus den Schlingen des Schicksals und ihres Wesens nicht heraus; sie ist auf dieser Sandbank ihrer Ehe festgefahren und müd' geworden. . . ." Dann will er ein Mädchen heimführen, das auf andere Weise die Echtheit seiner Empfindung nicht

erwidert, indem sie seinen ehrlichen, wahrhaftigen Gesinnungen mit Anschauungen gesellschaftlicher Konvention begegnet. Das alles ist mit lebendiger Eindringlichkeit geschildert, das wienerische Milieu spiegelt sich mit überraschender Schärfe in der Erzählung, für die der Rahmen der Novelle beinahe zu enge wird. Weit einheitlicher ist die zweite Novelle „Verbrecher"; sie ist überaus kunstvoll im Aufbau, alle Gestalten treten plastisch und lebenswahr hervor. Es ist eine Liebes- und Lebensgeschichte, aus der der heiße Athem der Leidenschaft weht. Ohne den Titel „Verbrecher" wäre aber der Schluß mehr als dunkel. Es ist nicht gut, aus dem Titel auf den Gang der Erzählung schließen zu müssen, den Leser mit unsicheren Vermuthungen zu entlassen; deßhalb verlangt der Schluß eine Umarbeitung. Bewunderungswürdig ist an beiden Novellen die Kraft und vollendete Schönheit der Sprache; sie geben dem Buche Karl Federns eine über den Tag hinaus reichende Bedeutung. a. r.

∞ Edouard Rod. Au milieu du chemin. Paris, Charpentier, 1900. — Nach den Literatur-Bacchanalen und -Orgien des Art pour l'art mit ihren pornographischen Ausartungen folgt naturgemäß die Katerstimmung, religiöse Selbstschau, moralistische Gewissenserforschung. In größeren Studien und kleineren Anzeigen haben wir diese Wandlungen zu charakterisiren gesucht. Bourget schickt seine Essais de psychologie contemporaine in Band I seiner Oeuvres complètes mit einer reumüthigen Vorrede neu aufgelegt in die Welt und vollendet seine Unterwerfung unter das Gebot des Katholizismus, die er im Disciple begonnen. Edouard Rod, der im Sens de la vie ähnliche Wege gewandelt, wirft in diesem jüngsten Buch das Problem auf, ob und wieweit ein Autor verantwortlich für die Verheerungen, die gewagte Thesen oder glühende Erotik in seinem Leserkreis hervorgerufen. Das Schicksal eines jungen Mädchens, das infolge (?) der Lektüre eines bestimmten Dramatikers zum Ehebruch und Selbstmord getrieben wird, bewegt den erschütterten Künstler, in sich zu gehen. Der Vorwurf wäre nicht übel. Auch Goethe's Werther hat Wirrköpfe in den Tod gejagt. Deßhalb wurde Goethe aber nicht sofort kopfscheu oder gar ein Betbruder.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung am 22. Februar. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Planck las: Ueber Entropie und Temperaturstrahlen der Wärme. Der Vortragende berichtet über eine neuerdings von ihm ausgeführte Untersuchung, zu welcher einige kürzlich erschienene Arbeiten auf diesem Gebiet den Anlaß gaben. Dieselbe enthält u. a. eine direkte Berechnung der Entropie strahlender Wärme, sowie die Berechnung der Temperatur eines gegebenen Strahlenbündels, unabhängig von dessen Ursprung und von den Energieverlusten, welche es bei seiner Fortpflanzung durch Reflexion und Absorption vorher erlitten hat. — 2. Die folgenden Druckschriften wurden vorgelegt: Kants gesammelte Schriften. Herausgegeben von der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften. Bd. X. (Zweite Abtheilung: Briefwechsel. Bd. I.) Berlin 1900; H. Laehr, die Literatur der Psychiatrie, Neurologie und Psychologie von 1459 bis 1799. Bd. I. II. 1. 2. III. Berlin 1900 (her. mit Unterstützung der Akademie); Briefwechsel zwischen Franz Unger und Stephan Endlicher, herausgegeben und erläutert von G. Haberlandt. Berlin 1899. — Durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 31. Januar ist die Wahl des Direktors des Geodätischen Instituts und ordentlichen Professors der Geodäsie an der Universität Berlin Geh. Regierungsraths Dr. Friedrich Robert Helmert zum ordentlichen Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse bestätigt worden. — Die Akademie hat ihr korrespondirendes Mitglied Hrn. Eugenio Beltrami in Rom am 18. Februar durch den Tod verloren. — Sitzungen am 1. März. Philosophisch-historische Klasse. Hr. Vahlen sprach über die Versschlüsse in den Komödien des Terentius. Der Vortrag unterzieht im Hinblick auf Fleckeisens neue Bearbeitung des Terenz (1898) und im Gegensatz zu ihr die Frage der Stellung einsilbiger (oder einsilbig gewordener) Partikeln am Schluß der Verse einer erneuten Prüfung, indem er durch vollständige Darlegung des Materials als Grundlage berechtigter Induktion und eingehende Erklärung einer Anzahl von Stellen die Ueberzeugung zu festigen sucht, daß der Dichter diese Versform, die Fleckeisen überall durch kritische Neuerungen beseitigt hat, nicht vermieden habe, wobei außer Präpositionen und Konjunktionen die völlig gleichartigen Gebrauch aufweisenden Interjektionen in Betracht gezogen werden, deren bisher in dieser Frage nicht beachtete Natur deutlich zeigt, wie Terentius selbst über solche Schlüsse seiner Verse geurtheilt hat. — Physikalisch-mathematische Klasse. Hr. Fischer las über aromatische Derivate der Harnsäure. Durch Vereinigung von Uramil mit Phenylcyanat entsteht eine Pseudoharnsäure, welche durch Abspaltung von Wasser in Phenylharnsäure übergeht. Aus letzterer lassen sich nach bekannten Methoden zahlreiche andere Phenylderivate des Purins gewinnen.

* **Freiburg i. Br.** An der hiesigen Hochschule habilitirte sich Dr. Königsberger als Privatdozent für Physik.

* **Frankfurt a. M.** Großem Interesse in allen gebildeten Kreisen begegnet die Balneologische Ausstellung, welche am 8. März in der landwirthschaftlichen Halle in Anwesenheit der Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden feierlich eröffnet wurde. In Verbindung mit ihr steht eine Ausstellung für Krankenpflege, Sanitätswesen und Chirurgie, welche aus den verschiedensten Theilen des Reichs beschickt wurde. Der Vorsitzende der Balneologischen Gesellschaft, Prof. Liebreich (Berlin), entwickelte die Grundzüge der Ausstellung; nach ihm ergriff Prof. v. Leyden das Wort in einem interessanten Vortrag über die Aufgaben der Balneologie und den heutigen Stand der Krankenpflege, welche durch die Ausstellung aufs beste illustrirt wurden. Regierungspräsident Graf v. Zedlitz-Trützschler eröffnete sodann in seiner Eigenschaft als Verwaltungschef der Provinz mit dem begeistert aufgenommenen Hoch auf den Kaiser die Ausstellung, die der Oberbürgermeister Frankfurts, Dr. Adickes mit herzlichen Worten des Dankes, daß gerade Frankfurt zum Ausstellungsort gewählt worden sei, übernahm. Die Ausstellung ist sehr hübsch arrangirt und enthält ein reiches Material, dessen eingehende Besprechung noch folgen wird. Im Anschluß an die Ausstellung beginnt heute ein großer Balneologischer Kongreß, der zahlreiche Gelehrte nach Frankfurt geführt hat.

* **Berlin.** Hier starb am 5. d. M. im 60. Jahre der naturwissenschaftliche und philosophische Schriftsteller Dr. Eugen Dreher, der früher längere Zeit als Universitätsdozent in Halle gewirkt und später in Berlin privatim seinen Untersuchungen auf dem Gebiet der Psycho-Physiologie gelebt hatte. Aus der großen Reihe der von ihm veröffentlichten Schriften seien genannt: „Die Kunst in ihrer Beziehung zur Psychologie und Naturwissenschaft", „Der Darwinismus und seine Stellung in der Philosophie", „Ueber Wahrnehmen und Denken", „Beiträge zu einer exakten Psycho-Physiologie", „Beiträge zur modernen Atom- und Molekulartheorie", „Der Begriff der Kraft", „Der Darwinismus und seine Konsequenzen", „Die Physiologie der Tonkunst", „Der Materialismus", „Die Grundlage der physischen Welt".

* In **Wien** ist am 8. d. M. der durch seine österreichischen „Dorfgeschichten" bekannte Schriftsteller Dr. August Silberstein im Alter von 74 Jahren gestorben. Er war durch 42 Jahre hindurch der Herausgeber des „Oesterreichischen Volkskalenders", der jedes Jahr eine neue Dorfgeschichte von ihm erhielt. Silberstein hatte im Jahre 1848 der Akademischen Legion als Schriftführer angehört, war dann geflüchtet und hatte nach seiner Rückkehr nach Oesterreich (im Jahre 1854) wegen der Betheiligung an der Revolution einige Jahre im Kerker zugebracht.

* **Brünn.** An der hiesigen böhmischen technischen Hochschule ist der Professor am Staatsgymnasium Dr. Franz Kamenicek als Privatdozent für österreichische Geschichte zugelassen worden.

* In **Bern** ist am 3. d. M. der bekannte Alpinist Ludwig Purtscheller im 50. Lebensjahre einer Lungenentzündung erlegen. Sein Tod ist für die deutsche Alpinistik ein großer Verlust. Seit vielen Jahren widmete er der Erforschung der Alpen seine freie Zeit. Mehr als 1000 Bergspitzen hat Ludwig

Purtscheller bezwungen, es gibt im Gebiete der österreichischen, der schweizerischen, italienischen und französischen Alpen fast kein Thal und fast keinen Gipfel, das Purtscheller nicht durchwandert, den er nicht bestiegen hätte. In guter Erinnerung stehen seine mit Dr. Meyer durchgeführte Besteigung des Kilimandscharo in Deutsch-Ostafrika und seine Hochtouren im Kaukasus, die den Namen Purtschellers weit über die österreichischen und deutschen Grenzpfähle hinaus bekannt gemacht haben. Zahlreich sind Purtschellers Publikationen in alpinen Zeitschriften, besonders in den „Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins" und in hohem Ansehen steht bei allen Alpenwanderern sein (in Gemeinschaft mit H. Heß bearbeitetes) Reisehandbuch: „Der Hochtourist in den Ostalpen". Purtscheller war aus Innsbruck gebürtig und am Gymnasium in Salzburg als Turnlehrer thätig.

* Aus **Belgrad** wird uns der Tod des Archimandriten Nikifor Dučič gemeldet, der als Patriot und Gelehrter bei allen Serben hohes Ansehen genoß und durch geschichtliche und archäologische Werke sich auch über die Grenzen Serbiens hinaus Achtung erworben hat.

** **Rom.** Der Kongreß für christliche Archäologie, der im Monat April in Rom abgehalten wird, veröffentlicht in Nr. 1 seines „Bulletins" die folgende Anordnung und Eintheilung der Verhandlungen und Sektionen. Die erste Sektion umfaßt die Studien, Untersuchungen, Notizen, Funde auf dem Gebiet der Archäologie, Geschichte und Kunst der ersten fünf Jahrhunderte. Die zweite und dritte Sektion umfassen auf dem gleichen wissenschaftlichen Gebiet die Zeit vom sechsten bis zwölften Jahrhundert und zwar die zweite Sektion das Abendland, die dritte das Morgenland. Bei eventueller zu starker Belastung der ersten und zweiten Sektion sollen sie in zwei Untersektionen getheilt werden, die erste für die eigentliche Archäologie, die zweite für die christliche Kunst. Die dritte Sektion umfaßt sowohl die byzantinische Archäologie, Geschichte und Kunst, als auch die der eigentlich sogenannten morgenländischen Kirchen, von Syrien, Armenien, Aegypten, sie kann im Bedarfsfall auch in zwei Untersektionen, eine byzantinisch-slavische und eine morgenländische, getheilt werden. Die vierte Sektion ist dem Studium der ältesten Liturgien der ursprünglichen Kirche gewidmet und umfaßt alle Riten der ersten Jahrhunderte. Die fünfte Sektion, die für Inschriftenkunde, wird sich speziell mit den großen Sammelwerken und vergleichenden epigraphischen Studien zu beschäftigen haben. Die sechste Sektion umfaßt die Studien auf dem Gebiet der christlichen Literatur vom ersten bis zum sechsten Jahrhundert, soweit sie sich auf die christlichen Alterthümer beziehen. Die didaktische und praktische Archäologie (Unterricht, Ausgrabungen, Museen) wird in der siebenten Sektion behandelt, die nach Bedarf in zwei Untersektionen getheilt werden kann. In den allgemeinen Versammlungen des Kongresses sollen solche Gegenstände behandelt werden, die von allgemeinem Interesse für die christliche Archäologie oder von besonderer Wichtigkeit sind, oder deren Thema sich über das Arbeitsgebiet mehrerer der genannten Sektionen erstreckt. Deßgleichen müssen die Resolutionen und Beschlüsse der einzelnen Sektionsversammlungen von den Generalversammlungen des Kongresses bestätigt werden.

w. Am 6. März starb Vito Fornari, der Leiter der Nationalbibliothek in Neapel. Er war geboren in Molfetta am 10. März 1821, widmete sich vorübergehend in Trani juristischen Studien und trat dann in Neapel in den Theatinerorden ein. Im Oktober des Jahres 1860 übernahm er die Leitung der Biblioteca Nationale in Neapel, und seinem unermüdlichen Eifer ist es zu danken, daß die umfangreichen gedruckten und handschriftlichen Schätze jener Bibliothek in gründlicher Weise geordnet wurden. Was Fornari schrieb, gehört der Theologie und der Philologie an, seine Hauptwerke sind: La vita di Gesù Cristo (1874), Ragionamenti dell' Armonia Universale (1850), L'arte del dire (1868). Er war Präsident der Società de' Missionarii cattolici italiani und Korrespondent der Florentiner Accademia della Crusca.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Kunz: Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. 12. Heft. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900. — Dr. M. Scherer: Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Art. 1—218; Familienrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich. B. G.-B. IV. Buch §§ 1297 bis 1921. Erlangen, Palm u. Enke (Karl Enke) 1900. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lieferung 343. Bosnien und Herzegowina. 4. Heft. Wien, Alfr. Hölder, k. k. Hof- u. Universitätsbuchhändler. — Porträt des Präsidenten Krüger. Reproduktion im Heliogravüreverfahren. Berlin, Wilhelm Buchholz 1900. — *Ernst Hauviller:* L'histoire de l'art chrétien. D'après un ouvrage récent. (F. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst.) Bruxelles, Société Belge de Librairie, Oscar Schepens et Cie. 1900. — Th. Kühl: Am grauen Strand, am grauen Meer. Roman; Cl. Naft: Jenseit der Lügner. Novelle. (Kollektion Otto Janke.) Berlin, Otto Janke. — Frz. Wichmann: Die Alpinisten. Roman. Ebd. 1900. — A. Arndt: Unser Leben. Das Ziel. Der Weg. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Emil Kullberg: Das alte Lied. Ein neuer Sang. Eine ungereimte Prosadichtung auf Welt und Menschen. Ebd. — Hans Erdmann: König Tod. Schauspiel. Ebd. — Hugo Petersen: Herzog Gothland. Trauerspiel. Berlin, Dr. R. Wrede 1900. — Dr. v. Hagen: Ernste und heitere Eindrücke von der Bremer Philologenversammlung (26.—29. Sept. 1899). Greiz, in Kommission: Erich Schlemm Nachf. (Max Frege) 1900. — Cav. Lino Ferriani: Schreibende Verbrecher. Ein Beitrag zur gerichtlichen Psychologie. Deutsch von A. Ruhemann. Berlin, Siegfr. Cronbach 1900. — Moritz Schanz: Streifzüge durch Ost- und Südafrika. (Aus dem Lande der Suaheli III.) Berlin, Deutscher Kolonialverlag, (G. Meinecke) 1900. — Herm. Wäschke: Paschlewwer Geschichten. I. Bändchen. 2. Aufl. Cöthen, Anhalt, Paul Schettlers Erben. — W. A. Fritsch: Zur Geschichte des Deutschthums in Indiana. Festschrift. New-York, E. Steiger u. Co. 1896. — Dr. M. Hachenburg: Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Vorträge, gehalten in den Jahren 1896/97. 2. Auflg. 4. Lfg. Mannheim, J. Bensheimer 1900. — Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 2. Auflg. 13. Lfg. Jena, Gustav Fischer 1900. A. Frhr. v. Offermann: Die Bedingungen des konstitutionellen Oesterreich. Wien, Leipzig, Wilh. Braumüller, k. k. Hof- u. Univ.-Buchhdlg. 1900. — Stand und Beruf im Volksmund. Eine Sammlung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten. Hggb. v. Rud. Eckart. Göttingen, Franz Wunder. — Dr. Gg. Salomonsohn: Der gesetzliche Schutz der Baugläubiger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ein Beitrag zu den Entwürfen eines Reichsgesetzes, betreffend die Sicherung der Bauforderungen und eines preußischen Ausführungsgesetzes. Berlin, Karl Heymanns Verlag 1900. — Dr. M. Runge: Das Weib in seiner geschlechtlichen Eigenart. 4. Auflg. Berlin, Julius Springer 1900. — Konrad Bornhak: Geschichte der preußischen Universitätsverwaltung bis 1810. Berlin, Georg Reimer 1900.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 10. März. Nummer 58.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ernst Haeckel und die Welträtsel.

Von Professor Max Seiling.

Im vergangenen Jahre hat der bekannte Naturforscher und Jenaer Professor Ernst Haeckel ein „Die Welträtsel“ (Bonn, E. Strauß) betiteltes Buch erscheinen lassen, das er in Rücksicht auf sein vorgeschrittenes Alter als sein literarisches Testament betrachtet wissen will. Da man unter diesen Umständen annehmen darf, daß der Verfasser das Geschriebene doppelt wohl erwogen haben wird, hat der Inhalt des Buches eine erhöhte Bedeutung.

Ein tiefer Denkender ist nicht wenig erstaunt, wenn er aus Haeckels Buche erfährt, daß wir es in der Lösung der Welträtsel jetzt gar herrlich weit gebracht haben. Haeckel gibt uns nämlich nicht nur die allgemeine Versicherung, daß das 19. Jahrhundert viele große Welträtsel gelöst hat, die an seinem Beginn für unlösbar galten, sondern er glaubt sogar behaupten zu können, daß die schwerwiegenden, von Emil Du Bois-Reymond als die „Sieben Welträtsel“ bezeichneten Fragen am Ende des 19. Jahrhunderts definitiv aus der Welt geschafft sind. Diese von Du Bois-Reymond im Jahre 1880 in der Leibniz-Sitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften aufgeworfenen sieben Probleme sind folgende: 1. Das Wesen von Materie und Kraft, 2. der Ursprung der Bewegung, 3. die erste Entstehung des Lebens, 4. die (anscheinend absichtsvoll) zweckmäßige Einrichtung der Natur, 5. das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung und des Bewußtseins, 6. das vernünftige Denken und der Ursprung der damit eng verbundenen Sprache, 7. die Frage nach der Willensfreiheit. — Diesen Welträtseln setzte Du Bois-Reymond ein immerhin ehrliches Ignoramus und in drei Fällen (1, 2 und 5), die er für transscendent und ganz unlösbar hält, sogar ein Ignorabimus entgegen.

Was sagt nun aber Haeckel? „... Nach meiner Ansicht werden die drei ‚transscendenten‘ Rätsel durch unsre Auffassung der Substanz erledigt; die drei anderen, schwierigen, aber lösbaren Probleme (3, 4 und 6) sind durch unsre moderne Entwicklungslehre endgültig gelöst, das siebente und letzte Welträtsel, die Willensfreiheit, ist gar kein Objekt kritischer wissenschaftlicher Erklärung, da sie als reines Dogma nur auf Täuschung beruht und in Wirklichkeit gar nicht existirt.“

Der Leser fürchte nicht, daß uns die Prüfung der Richtigkeit dieser überaus kühnen Behauptungen ein schweres Stück Arbeit machen wird; Haeckel selbst hat uns vielmehr, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, diese Aufgabe sehr erleichtert. Ehe wir uns damit befassen, möchte ich einige allgemeine Bemerkungen über Haeckels wissenschaftliche Stellung und Weltanschauung vorausschicken.

Haeckel will weder Naturforscher, noch Philosoph, sondern „Naturphilosoph“ sein. Zweifellos kann nur einer auch auf der Naturwissenschaft fußenden Philosophie eine erfolgreiche Lösung der Welträtsel beschieden sein. Daß aber Haeckels Standpunkt von einer glücklichen Vereinigung der empirischen und der spekulativen Methode der Wahrheitsforschung zeugt, möchte ich nicht behaupten. Haeckel ist vielmehr trotz einem gewissen spekulativen Zuge vorwiegend Naturforscher und hat als solcher zweifellos große, wenn auch nicht unbestrittene Verdienste, zu deren richtiger Würdigung ich mich übrigens nicht kompetent fühle. Dagegen erlaube ich mir auszusprechen, daß Haeckel als Philosoph schon darum nicht ernst genommen werden kann, weil er vom erkenntnißtheoretischen Problem kaum eine Ahnung hat. Er gibt zwar zu, daß die menschliche Sinnesthätigkeit sowohl in quantitativer als in qualitativer Hinsicht beschränkt ist, hält jedoch das durch die Sinne vermittelte Weltbild für objektiv wahr und ist also von der Realität der Materie in ganz alltäglichem und unkritischem Sinne überzeugt. Diesem kindlich-naiven Realismus hat, nebenbei bemerkt, der Materialist Büchner einmal einen rührenden Ausdruck dadurch verliehen, daß er sagte, der beste Beweis für die objektive Wahrheit des Weltbildes sei die Photographie! Da Haeckel von Büchner nur mit großer Hochachtung spricht, kann man ruhig annehmen, daß er ihm sogar in dieser, „in die Bedientenstube gehörenden“ (Schopenhauer) Auffassung zustimmt. Infolge seines krassen Realismus hat Haeckel nicht einmal die Bekanntschaft des Begriffes „übersinnlich“ gemacht; der Gegensatz des sinnlich Wahrnehmbaren ist ihm vielmehr das „Uebernatürliche“, das er allerdings mit Recht in das Reich der Phantasie verweist. Zum Beleg dafür, daß Haeckel nur einer grobsinnlichen und beschränkten Betrachtungsweise fähig ist, würde es auch schon genügen, aus den „Welträtseln“ das folgende besonders charakteristische Beispiel anzuführen: „... Weniger vorstellbar ist die neuere mystische Theosophie, welche den persönlichen Gott als „unsichtbares“ — eigentlich gasförmiges! — Wesen verehrt und ihn doch gleichzeitig nach Menschenart denken, sprechen und handeln läßt; sie gelangt dadurch zu dem paradoxen Begriff eines gasförmigen Wirbelthieres.“ Auf diese geistreiche Leistung kann man wirklich nur mit einem „Schuster, bleib' bei deinem Leisten!“ antworten.

Als „Naturphilosoph“ vertritt nun Haeckel einen Monismus, der sich zwar vom gewöhnlichen Materialismus wesentlich unterscheiden soll, nichtsdestoweniger aber fast die sämmtlichen Allüren desselben trägt. Das Weltwesen Haeckels ist nämlich eine Substanz, deren Attribute die Materie und die Energie sind, so daß es sich also um eine Kombination des Materialismus mit der Energetik handelt, die man als stark degradirten Spinozismus bezeichnen könnte. Denn der Weltsubstanz kommt auf ihrer ursprünglichen, niedrigsten Stufe nur ein ganz schwaches Empfinden und ein schwacher Wille zu.

Wie sich aus Haeckels Ueberwindung des bescheidenen Du Bois-Reymond'schen Standpunktes ergibt, liegt der

Schwerpunkt dieser Ueberwindung in Haeckels Auffassung von der Substanz. Aus dieser Substanz läßt sich nun bei einiger Phantasie die Entstehung der Bewegung und des Lebens mit knapper Noth dunkel vorstellen. Hingegen bleibt es ganz unerfindlich, wie das Bewußtsein und das Denken entstanden sein sollen. Kein einziges religiöses Dogma stellt an den Glauben seiner Bekenner so hohe Anforderungen, wie die Entstehung des denkenden Geistes aus blinden Kräften an den Glauben — denn von einer Einsicht, einem Wissen kann absolut nicht die Rede sein — der Materialisten und der Haeckelianer.

Aber vielleicht versteht Haeckel unter der „Lösung" der Welträtsel etwas ganz anderes als der unbefangene Leser? Dem scheint wirklich so zu sein, wenn man z. B. erfährt, daß viele einzelne Erscheinungen des wunderbaren Lebensreiches der Organismen heute „so vollkommen physikalisch erklärt" seien, wie irgend ein wohlbekanntes physikalisches Phänomen in der anorganischen Natur. Haeckel verwechselt hier offenbar „Erklären" mit „Beschreiben"; denn wir können nicht einmal ein so wohlbekanntes physikalisches Phänomen wie die Gravitation erklären, wir kennen und beschreiben nur ihre Wirkung. Man wird in der Annahme, daß Haeckel mit dem Worte von der „endgültigen Lösung" der Welträtsel im Eifer nur einen falschen Ausdruck erwischt haben müsse, ferner dadurch bestärkt, daß dieser Löser der Welträtsel das Bewußtsein das „psychische Zentralmysterium" nennt und daß er trotz der vermeintlichen Fruchtbarkeit seines Substanzbegriffs die folgende Erklärung abgibt: „Wir müssen eingestehen, daß uns dieses eigentliche Wesen der Substanz immer wunderbarer und rätselhafter wird, je tiefer wir in die Erkenntniß ihrer Attribute, der Materie und Energie, eindringen, je gründlicher wir ihre unzähligen Erscheinungsformen und deren Entwicklung kennen lernen." Daß es sich aber in der That keineswegs um die eigentliche Lösung der Welträtsel handelt, davon ist man schließlich vollständig überzeugt, wenn man in Haeckels Buche liest: „Wir sind unfähig, das innerste Wesen dieser realen Welt — „das Ding an sich" — zu erkennen."

Haeckels Welträtselerklärungen sind im Grunde genommen lediglich auf zum Theil sogar phantastische Hypothesen einerseits und auf Beschreibung von Naturvorgängen andrerseits zurückzuführen; diese sind im besten Falle Wahrheiten, gegen welche — wie Richard Wagner einmal treffend äußerte — sich nichts sagen läßt, die uns aber auch nichts sagen. Um bei der Beurtheilung des Werthes der Haeckelschen Weltanschauung ja nicht ungerecht zu sein, will ich annehmen, daß es mit allen von der modernen Naturforschung gefundenen „Wahrheiten" (soweit sie positive sind) und aufgestellten Theorien seine volle Richtigkeit habe. Es entfällt dann auch jede Kritik des in vieler Hinsicht gewiß werthvollen Hauptinhalts des Haeckel'schen Werkes. Dagegen muß ich auf die weiter oben schon gemachte Bemerkung, daß der Haeckel'sche Monismus fast die sämmtlichen Allüren des Materialismus trägt, jetzt etwas näher eingehen. Ich schicke voraus, daß Haeckel „das schlechteste Buch des Jahrhunderts", als das Büchners „Kraft und Stoff" nicht mit Unrecht bezeichnet wurde, ein „berühmtes Werk" nennt. Diese Werthschätzung Büchners ist, beiläufig gesagt, ein ungleich stärkeres Stück als das seinerzeit von der dänischen Akademie über Hegel abgegebene Urtheil. Und doch war Schopenhauer über die Ansicht dieser Akademie, daß Hegel den angesehensten Philosophen beizuzählen sei, so aufgebracht, daß er ihr eine Rhapsodie des spanischen Dichters Gracian entgegensetzte, in welcher auf einem Jahrmarkte von einem großmäuligen Sprecher ein Esel für einen Adler ausgegeben wird.

Was nun die Allüren des Materialismus betrifft, so kommen außer der bereits erwähnten Unmöglichkeit, das Bewußtsein aus blinden Kräften zu erklären, und außer dem plumpen, jede höhere Einsicht verwehrenden Realismus etwa noch folgende Punkte in Betracht: der unendliche Raum; die endlose Wiederholung des Weltprozesses; die Ausschließung aller Teleologie; die Aufhebung der Selbstherrlichkeit des Individuums; die endgültige Vernichtung des Menschenwesens durch den Tod; die Unfreiheit des Willens ohne ein ergänzendes, transscendentes Reich der Freiheit; die Unmöglichkeit der Moralbegründung und die Leugnung einer sittlichen Weltordnung.

Was den unendlichen Raum anlangt, so muß es umsomehr wundernehmen, daß Haeckel sich von dieser primitiven, die Vernunft nimmermehr befriedigenden Vorstellung nicht hat frei machen können, als heutzutage sogar viele Astronomen von der Endlichkeit des Sternenhimmels überzeugt sind.

Die ewige, zweck- und sinnlose Wiederholung des Weltprozesses, das immer wieder von neuem anhebende astronomische Spiel der Weltenentstehung und Vergehung, bei dem das Resultat der biologischen und geschichtlichen Prozesse stets verloren geht, kann doch wahrhaftig nicht anders als eine Absurdität bezeichnet werden.

Bei Ausschließung jedes teleologischen Prinzips ist nicht einzusehen, wie die Entwicklung, zumal in der organischen Natur, überhaupt möglich gewesen sein soll.

Die von unserm Bewußtsein kategorisch geforderte Selbstherrlichkeit des Individuums wird durch die Annahme einer pantheistischen, all-einen Substanz vollständig aufgehoben. Andrerseits wird unser Selbstgefühl auch im Hinblick auf die unendliche Ausdehnung dieser Substanz, so gänzlich vernichtet, daß Haeckel bemerken muß: „Unser eigenes Menschenwesen besitzt für das ganze Universum nicht mehr Werth, als das mikroskopische Infusorium und der winzigste Bazillus." Daß dieser nichtige Bazillus noch die Lust und gar die Fähigkeit hat, die Welträtsel zu lösen, ist freilich keine kleine Merkwürdigkeit.

Was die Kardinalfrage der Menschheit, die Fortdauer nach dem Tode, betrifft, so macht sich Haeckel die Widerlegung der Beweise für dieselbe sehr leicht. Er sagt z. B.: „Der teleologische Beweis, daß die ‚höhere Bestimmung' des Menschen eine volle Ausbildung seiner mangelhaften Seele im Jenseits erfordere, beruht auf einem falschen Anthropismus. Der moralische Beweis, daß die Mängel und unbefriedigten Wünsche des irdischen Daseins durch eine ‚ausgleichende Gerechtigkeit' im Jenseits befriedigt werden müssen, ist ein frommer Wunsch, weiter nichts." Haeckels Beweise gegen die Fortdauer des Seelenlebens lassen sich dahin zusammenfassen, daß „die Naturwissenschaft eine selbständige, immaterielle Seele nicht entdecken kann". Zudem macht diese Naturwissenschaft bis zum Ueberdruß immer wieder geltend, daß der Geist das Produkt des Gehirns sein müsse, weil jede Verletzung eines bestimmten Gehirntheiles das Aufhören einer bestimmten Geistesthätigkeit zur Folge habe und weil mit der Zerstörung des Gehirns das Denken ganz aufhöre. „Dieser Trugschluß," sagt Du Prel einmal, „ist nun aber von ganz besonderer Bornirtheit. Man könnte ebensogut sagen: Jede Verletzung des telegraphischen Apparats zieht eine bestimmte Schädigung der Depesche nach sich, und wenn der Draht durchschnitten wird, bleibt die Depesche ganz aus; also produzirt der Apparat die Depesche, und es ist ein Vorurtheil, zu meinen, daß hinter dem Apparat noch ein Telegraphenbeamter steckt."

Bezüglich der Verbreitung des Unsterblichkeitsglaubens läßt sich Haeckel übrigens einen schweren Irrthum zuschulden kommen, auf den ich noch hinweisen möchte; er behauptet nämlich: „Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele fehlt vollständig den meisten höher entwickelten orientalischen Religionen; er fehlt dem Buddhismus, der

Lehre des Konfutse und, was das Wichtigste ist, er fehlt der älteren und reineren jüdischen Religion." Verräth dieser Satz einerseits eine bedenkliche Unkenntniß des Buddhismus, dessen vornehmstes Dogma die Lehre von der Re-Inkarnation ist, so ist andrerseits nicht abzusehen, warum der Glaube oder vielmehr Unglaube eines kleinen Winkelvolkes „das Wichtigste" sein soll.

Zur Frage der Re-Inkarnation möchte ich nebenbei bemerken, daß Haeckel Plato die naivsten Vorstellungen von einer „Seelenwanderung" zutraut, wie z. B. die, daß „die Seelen von grausamen Tyrannen bei ihrer Wiederverkörperung in den Körper von Wölfen und Geiern schlüpfen, diejenigen von tugendhaften Arbeitern dagegen in den Leib von Bienen und Ameisen". Diese Lehre Plato's, der als Mitglied eines Geheimbundes eine esoterische Lehre hatte, ist sicherlich nur als ein exoterisches Sinnbild anzusehen.

Wenn Haeckel den menschlichen Willen für unfrei hält, so kann man ihm in dieser, übrigens von Anderen längst gelösten Frage, soweit eben das irdische Leben in Betracht kommt, voll und ganz beipflichten. Trotzdem muß es als einer der größten Mängel des Haeckel'schen Monismus bezeichnet werden, daß er bei seinem Weltprozesse im Gegensatz zu transscendenten Lehren nur und ausschließlich das zum Fatalismus treibende Gesetz der Nothwendigkeit kennt.

Hinsichtlich des so überaus wichtigen Moralproblems ist zunächst mit Genugthuung hervorzuheben, daß Haeckel eine Auslegung der Entwicklungslehre in dem Sinn, daß der Stärkste auch der Beste ist, entschieden ablehnt. Dieser Protest gegen die bei zahlreichen Materialisten so beifällig aufgenommene Herrenmoral ist bei der großen Verbreitung, welche das Haeckel'sche Buch voraussichtlich finden wird, mit Freuden zu begrüßen. Haeckels Moralprinzip ist vielmehr nach dem Vorgang Herbert Spencers die Herstellung einer gesunden Harmonie zwischen Egoismus und Altruismus, zwischen Selbstliebe und Nächstenliebe. Haeckel will an den christlichen Humanitätsgeboten der Liebe und Duldung, des Mitleids und der Hülfe durchaus festgehalten wissen, während er dem Egoismus durch Ablehnung der lebensfeindlichen Seite der christlichen Moral (der Verachtung des eigenen Lebens, des Leibes, der Natur, der Kultur, der Familie und der Frau) Rechnung trägt. Nebenbei gesagt: Mit Haeckels an geeignetem Orte eingeflochtener Bloßstellung des modernen Scheinchristenthums muß man sich leider nur allzusehr einverstanden erklären. Hingegen macht es einen nichts weniger als vornehmen Eindruck, daß Haeckel seinen naturwissenschaftlichen Standpunkt den gleichsam wehrlos dastehenden, christlichen Dogmen gegenüber gar zu sehr ausnützt; denn an das Christenthum darf nicht nur der kurze Maßstab der heutigen Naturwissenschaft angelegt werden.

So wenig man nun gegen das Haeckel'sche Moral**prinzip** einzuwenden haben mag, so sehr vermißt man eine genügende Begründung desselben. Denn wenn Haeckel behauptet, daß das Pflichtgefühl lediglich auf dem Boden der **sozialen Instinkte** beruhe, die wir bei allen gesellig lebenden höheren Thieren antreffen, so hat man etwa dieselbe Empfindung, wie wenn man statt eines Brotes einen Stein erhält. Ich bezweifle nicht, daß die sozialen Instinkte im Leben der übrigen höheren Thiere eine wichtige Rolle spielen; aber im Leben des Menschen, der seine Vernunft allein braucht, „um thierischer als jedes Thier zu sein"? Nein, unsre scheinbar moralischen, in Wirklichkeit aber nur **legalen** Zustände haben wir in erster Linie der Polizei, dann der öffentlichen Meinung und in sehr bescheidenem Maß der Religion — in nichtchristlichen Ländern ist dieser letzte Einfluß allerdings größer — zu verdanken. Würden diese drei Faktoren plötzlich zu wirken aufhören, dann würde man im sofort entstandenen bestialischen Wirrwarr von den sozialen Instinkten blutwenig verspüren; sie würden höchstens zu einer Neuorganisation der Polizei führen. Die Moralbegründung ist eben ohne den Unsterblichkeitsglauben schlechterdings unmöglich.

Was schließlich die Leugnung der sittlichen Weltordnung betrifft, so scheut sich Haeckel nicht, zu sagen: „In der gesammten Astronomie und Geologie, in dem weiten Gebiet der Physik und Chemie spricht heute Niemand mehr von einer sittlichen Weltordnung. . . . Dasselbe gilt auch von dem gesammten Gebiet der Biologie." Den Protest gegen diesen, von einer wahrlich nicht geringen Beschränktheit zeugenden Glauben der betreffenden Naturforscher, als könne die Frage nach der Sittlichkeit der Weltordnung etwa in einem chemischen Laboratorium gelöst werden, überlasse ich wieder Schopenhauer, der sich veranlaßt sah, in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Schrift „Ueber den Willen in der Natur" die folgende Lektion zu ertheilen: „Da werfen sich Leute zu Welterleuchtern auf, die ihre Chemie, oder Physik, oder Mineralogie, oder Zoologie, oder Physiologie, sonst aber auf der Welt nichts gelernt haben, bringen an diese ihre einzige anderweitige Kenntniß, nämlich was ihnen von den Lehren des Katechismus noch aus den Schuljahren anklebt, und wenn ihnen nun diese beiden Stücke nicht recht zu einander passen, werden sie sofort Religionsspötter und demnächst abgeschmackte, seichte Materialisten. Daß es einen Platon und Aristoteles, einen Locke und zumal einen Kant gegeben hat, haben sie vielleicht einmal auf der Schule gehört, jedoch diese Leute, da sie weder Tiegel und Retorte handhaben, noch Affen ausstopfen, keiner näheren Bekanntschaft werth gehalten; sondern, die Gedankenarbeit zweier Jahrtausende gelassen zum Fenster hinauswerfend, philosophiren sie aus eigenen reichen Geistesmitteln, auf Grundlage des Katechismus einerseits und der Tiegel und Retorten, oder der Affenregister, andrerseits, dem Publiko etwas vor. Ihnen gehört die unumwundene Belehrung, daß sie Ignoranten, dem Volk beizuzählende Menschen sind, die noch vieles zu lernen haben, ehe sie mitreden können."

Vergegenwärtigt man sich die vielen und schweren, von Haeckel zum Theil selbst zugegebenen Mängel seiner Weltanschauung, dann ist es nur aus einer starken Autosuggestion zu erklären, wenn Haeckel seiner Lehre folgendes Zeugniß ausstellt: „Das ethische Bedürfniß unsres **Gemüths** wird durch den Monismus ebenso befriedigt, wie das logische Kausalitätsbedürfniß unsres **Verstandes**."... Die Forderungen des Gemüths kommen bei der Erforschung der Wahrheit eigentlich nicht in Betracht; und am ehesten, möchte man meinen, müßte eine mechanistische Weltanschauung sich hüten, diesen Punkt zu berühren, weil sie eben dem Gemüth buchstäblich **nichts** zu bieten hat. Wenn Haeckel aber die Frage der Gemüthsbefriedigung gar noch an die große Glocke hängt, so kann dies seinen Grund nur darin haben, daß er sich seiner Schwäche wohl bewußt ist und sie deßhalb sich und seinen Lesern nach Kräften ausreden muß. Diese Verranntheit in die Vortrefflichkeit seines Monismus verleitet Haeckel sogar zu der unsinnigen Behauptung, daß der definitive Verzicht auf den Unsterblichkeitsglauben nach seiner festen und ehrlichen Ueberzeugung für die Menschheit nicht nur keinen schmerzlichen Verlust, sondern einen unschätzbaren positiven Gewinn bedeuten würde. Sonderbar, daß der von Haeckel so sehr bewunderte und gern citirte „größte deutsche Dichter und Denker" (wie sich Haeckel ausdrückt) in dieser wichtigsten aller Fragen der entgegengesetzten Ansicht war. Goethe sagte nämlich einmal: „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja ich möchte sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die kein anderes hoffen."

Erinnert man sich angesichts des Zeugnisses, das Haeckel seinem Monismus ausstellt, ferner noch, daß es im Vorwort zu den „Welträtseln" heißt, die vorliegenden Studien über monistische Philosophie seien für die Denkenden, ehrlich die Wahrheit suchenden Gebildeten aller Stände bestimmt, — dann glaubt man zu träumen. Man kann begreifen, daß die auf die Worte ihres Magisters schwörenden Leser den Ausführungen Haeckels glauben, nicht aber, daß sie viel dabei denken. Ich wenigstens kann mir nicht vorstellen, daß der Gemüthszustand eines Wesens ein befriedigter sein sollte, das sich darüber klar geworden: daß es keine Selbständigkeit besitzt, sondern nur ein Theil einer unerklärlichen Substanz ist; daß ihm an Bedeutungslosigkeit der winzigste Bazillus nicht nachsteht; daß es mit dem Tod der definitiven Vernichtung anheimfällt; und daß ihm das Bewußtsein, dem diese zermalmenden Einsichten entstammen, noch dazu als ein Zentral-Mysterium erscheint. Oder aber: ein Mensch, der sich in dieser rätselhaften und leidvollen Welt ohne religiösen oder transscendent-philosophischen Rückhalt ein zufriedenes Gemüth zu bewahren vermag, kann in höherem Sinn nicht wohl ein denkendes Wesen genannt werden.

Außer den im Vorhergehenden berührten allgemeinen Fragen sei es mir gestattet, noch eine besondere Angelegenheit zur Sprache zu bringen.

Unter den Geistesrichtungen, mit welchen Haeckel in seinem literarischen Vermächtniß Abrechnung hält, befindet sich auch der Occultismus. Die Unwissenheit, welche Haeckel nach dieser Seite hin an den Tag legt, muß bei einem vierfachen Doktor — Haeckel ist, wie aus dem Titelblatt seines Buches zu ersehen, Dr. phil., Dr. med., Dr. jur. und Dr. scient. — schon fast schimpflich genannt werden. Andrerseits ist es wiederum komisch, mit anzusehen, wie ein vielwissender Welträtsellöser gerade von jenen Thatsachen, durch welche der Schleier der Lebensgeheimnisse wenigstens einigermaßen gelüftet wird, keine blasse Ahnung hat. Zunächst ist zu bemerken, daß von den meisten Gebieten des Occultismus gar nicht die Rede und daß selbst das Wort „Occultismus" im ganzen Buch nicht zu finden ist. Ja, für Haeckel scheint sogar der Hypnotismus, dieser von der Wissenschaft bereits vielfach anerkannte Zweig des Occultismus, eine unbekannte Sache zu sein. Man glaube nicht etwa, daß der Hypnotismus in den Rahmen des Buches nicht recht gepaßt hätte; denn der vierte Theil des 470 Seiten umfassenden Werkes handelt von der Seele, und zudem berührt Haeckel eine Menge Fragen (sogar politische), welche mit seinen „Welträtseln" in viel loserem Zusammenhang stehen als der Hypnotismus. Man kann auch nicht ohne weiteres sagen, daß ihm die vom Hypnotismus eröffnete Perspektive unheimlich und für seinen mechanistischen Monismus gefährlich erschienen sein könnte, so daß er ihr deßhalb absichtlich aus dem Weg ging; denn auf Ehrlichkeit und aufrichtiges Streben nach Wahrheit erhebt er, wie er wiederholt betont, unbedingten Anspruch und verlangt, daß diese Eigenschaften sogar von seinen entschiedensten Gegnern anerkannt werden.

Für Haeckel ist der Occultismus (ein großes Ganzes) offenbar identisch mit dem Spiritismus (einem kleinen Theil jenes Ganzen); diese überlebte Anschauung spukt nur noch in Köpfen, welche in ihrer Bildung um Jahrzehnte zurückgeblieben sind. Dem Spiritismus nun glaubt er auf etwas mehr als einer Seite seines Werkes den Todesstoß versetzen zu können. Die betreffende Stelle findet sich im Kapitel vom „Wissen und Glauben", an dessen Spitze als Motto noch dazu die folgenden schwerwiegenden Worte L. Brentano's gesetzt sind: „Die wissenschaftliche Forschung kennt nur ein Ziel: die Erkenntniß der Wirklichkeit. Kein Heiligthum darf ihr heiliger sein als die Wahrheit. In alles muß sie eindringen; vor keiner Prüfung oder Zergliederung darf sie zurückschrecken. . . ."

Behält man diese trefflichen Gedanken über die Pflicht der wissenschaftlichen Forschung beim Lesen der Haeckel'schen Ansichten über den Spiritismus im Auge, dann fühlt man sich — um mich nicht noch drastischer auszudrücken — wie von einem kalten Wasserstrahl begossen. Haeckel nennt den Spiritismus eine der merkwürdigsten Formen des Aberglaubens; er tischt das bei den Zeitungen so beliebte Märchen von der Entlarvung sämmtlicher Medien auf; er muß zwar zugeben, daß „angesehene Naturforscher" und „hervorragende Physiker" (er nennt Crookes, Wallace, Zöllner, Fechner und Wilhelm Weber) für den Spiritismus eingetreten sind, er erklärt dies jedoch „theils aus ihrem Uebermaß an Phantasie und Kritikmangel, theils aus dem mächtigen Einfluß starrer Dogmen, welche religiöse Verziehung dem kindlichen Gehirn in frühester Jugend schon einprägt"; und er schließt seinen Ausfall gegen den Spiritismus folgendermaßen: „Die lebhaften Schilderungen, welche Karl du Prel in München und andere Spiritisten von solchen „Geistererscheinungen" geben, sind durch die Thätigkeit einer erregten Phantasie, verbunden mit Mangel an Kritik und an physiologischen Kenntnissen, zu erklären."

Haeckel spricht also nicht nur allen in spiritistischen Sitzungen beobachteten Erscheinungen die Echtheit ab, sondern er nimmt auch an, daß diese Erscheinungen von sämmtlichen Anhängern des Occultismus ohne weiteres den Geistern Verstorbener zugeschrieben werden. Vom Animismus, welcher viele der in Rede stehenden Phänomene aus abnormen Fähigkeiten der anima des Mediums erklärt, weiß er nichts; ebensowenig davon, daß manche Occultisten überhaupt nur den Animismus vertreten. So hat denn auch der bedeutendste der von Haeckel angeführten Naturforscher, Crookes, die längste Zeit an seiner Theorie von der psychischen Kraft der Medien festgehalten, während er später ohne die Annahme fremder, für unsre Sinne nicht wahrnehmbarer Intelligenzen nicht glaubte auskommen zu können. Auf den großen Skeptiker und ausgezeichneten Experimentator Crookes passen überhaupt die Haeckel'schen Erklärungsgründe (Uebermaß an Phantasie, Kritikmangel und religiöse Verziehung) noch weniger als die Faust auf das Auge.

Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß Crookes der Präsident der sich mit occulten Fragen beschäftigenden großen Londoner Society for psychical research ist. Zu den korrespondirenden Mitgliedern dieser manchen Namen ersten Ranges aufweisenden Gesellschaft gehörte auch der geniale, von Haeckel mit Recht so sehr bewunderte Physiker Heinrich Hertz, welcher Umstand dazu beitragen dürfte, die Werthschätzung dieser englischen Gesellschaft in deutschen Gelehrtenkreisen anzubahnen.

Es zeugt wirklich von keiner kleinen Unbesonnenheit, das Zeugniß „hervorragender Physiker" mit Füßen zu treten, wenn man die in Rede stehenden Experimente nicht einmal kennt und noch dazu selbst kein Physiker ist. Daß Haeckel dies nicht ist, hätte ich im Hinblick auf sein vierfaches Doktorthum nicht anzunehmen gewagt; er sagt es uns jedoch selbst, indem er in seinen „Welträtseln" einmal (S. 253) bemerkt: „Ich bin selbst zu wenig mit Physik vertraut, um . . ."

Ganz besonders unverantwortlich ist nun aber die von Haeckel über du Prel gemachte Aeußerung, weil durch sie der Anschein erweckt werden kann, als ob „lebhafte Schilderungen von Geistererscheinungen" den Hauptinhalt der Werke dieses verdienten Denkers bildeten, von dem Haeckel kaum eine Zeile gelesen zu haben scheint. Du Prel, dessen Lebensarbeit in diesen Blättern vor noch nicht langer Zeit von Franz Riß bereits gewürdigt wurde (s. Nr. 76 vom 4. April 1899), ist gleich Haeckel ein vom Darwinismus

ausgegangener Naturphilosoph. Hiezu ist bemerkenswerth, daß du Prels erstes größeres Werk „Der Kampf ums Dasein am Himmel" sogar die Anerkennung Büchners, des von Haeckel so hoch gehaltenen Gesinnungsgenossen, gefunden hat. Und wenn du Prel auf seinem späteren Forschungsweg, wie er sich ihn vom erkenntnißtheoretischen Problem vorgezeichnet glaubte, dem Occultismus nicht aus dem Weg ging, so hat er damit gezeigt, daß er sich auch in die Tiefe versenken konnte, während sein unkundiger Beurtheiler sich nur in die Breite auszudehnen vermochte. Was nun speziell den Spiritismus anlangt, so hat du Prel, bei voller Anerkennung der animistischen Theorie, sich allerdings auch für die Berechtigung der spiritistischen Hypothese ausgesprochen, weil ihm eben der Spiritismus in der Verlängerungslinie des Darwinismus zu liegen scheint, wie denn auch die von du Prel begründete monistische Seelenlehre als ein metaphysischer Darwinismus bezeichnet werden kann. Die Beschäftigung mit dem Spiritismus bildet nun aber einen verschwindend kleinen Theil der zahlreichen Werke du Prels.

Die frühesten Beziehungen Aegyptens zu Europa.[1]

Bei der systematischen Ausgrabung der großen vorägyptischen Friedhöfe von Ballas und Naqada, die der Zeit um 5000 v. Chr. G. angehören, wurden in den Gräbern von Naqada eine Anzahl von Thongefäßen gefunden, die für Aegypten ganz fremd sind. Dagegen kennen wir Gefäße von dem gleichen Material, der gleichen Verzierung und von verwandten Formen u. a. von Ciempozuelos in Spanien, aus Bosnien und von der untersten Stadt in Hissarlik. An diese in Naqada gefundenen Gefäße reihen sich andere an, die mit aufgemalten großen Galeeren verziert sind. Schon sehr früh müssen also derartige, in Aegypten nicht gebräuchliche Schiffe dorthin gekommen sein und mit ihnen jene fremden Thongefäße; ebenso verhält es sich mit einer dritten Gefäßgattung, die aufgemalte Figuren von Straußen haben, die wohl in Nordafrika häufig sind, aber in Aegypten in jenen Zeiten nicht vorkamen. Auf Grund der Galeerendarstellungen kann angenommen werden, daß durch diese Schiffe ein ausgedehnter Handel im Mittelmeerbecken getrieben worden ist.

Eine vierte Klasse von Gefäßen aus Naqada, die mit Spiralmotiven verziert sind, weist auf frühe cyprische Thongefäße hin. Und eine weitere Verbindung Aegyptens mit Europa in dieser frühesten Zeit wird durch jene merkwürdigen menschlichen Figuren bestätigt, deren untere Körperhälften in abnormer Weise — übertrieben dick und mißgestaltet — gebildet sind. Derartige Figuren kennen wir von den Korannas am Orange-Fluß in Südafrika, und einige ähnliche weibliche Thonfiguren sind wieder in den Gräbern von Naqada gefunden worden. Fast gleiche Figuren aus sehr früher Zeit kommen in Malta vor, und drei oder vier weitere, aus Elfenbein geschnitzte, wurden in der paläolithischen Felsenhöhle von Brassempouy in Südfrankreich gefunden. Es scheint demnach, daß diese merkwürdigen Figuren Schritt für Schritt nach Süden vorgedrungen sind (von Frankreich über Malta nach Libyen und dem Somali-Land), bis sie endlich das Südende von Afrika erreichten.

Hier muß auch noch der Fund eines schilfblattförmigen Kupferdolches mit rautenförmigem Klingendurchschnitt aus einem Grabe in Naqada erwähnt werden, und zwar deßhalb, weil derselbe mit den bekannten Kupferdolchen von Cypern nahe verwandt ist.

Aus dem Angeführten ergibt sich, daß Aegypten bereits in dieser sehr frühen Zeit mit dem Mittelmeergebiet und mit Europa in Verbindung gestanden ist, was auch für eine der nächstfolgenden Perioden konstatirt werden kann. Arthur J. Evans fand nämlich bei seinen letztjährigen Ausgrabungen in Kreta u. a. einige Siegelsteine, die mit denen der XII. Dynastie in Aegypten (um 2500 v. Chr. G.) ganz identisch sind, und einige Jahre früher wurden in dem Schutte einer zerstörten Stadt der XII. Dynastie, in Kahun, bemalte Thongefäße von damals unbekannter Art gefunden, die jetzt durch in Kreta zutage gekommene Gefäße von gleicher Fabrik und mit gleicher Bemalung ihre Erklärung erhalten: es sind Importartikel von dieser Insel. Geben schon diese Funde einen Beweis für die Beziehungen Aegyptens mit Kreta während der XII. Dynastie, so noch mehr die folgende Thatsache: auf Gefäßen dieser Dynastie, aus Kahun, treten mehrere symbolische Zeichen auf, die als Buchstaben verwendet worden zu sein scheinen und die Arthur J. Evans wieder auf Siegelsteinen, viereckigen Marken, sowie auf Thongefäßen der Mykenäzeit von Kreta und Griechenland nachgewiesen hat.[1]

In der nächstfolgenden großen ägyptischen Kulturperiode, während der XVIII. und XIX. Dynastie, die mit der Mykenäzeit in Griechenland gleichaltrig ist, sehen wir die Verbindung zwischen Aegypten und Griechenland durch Tausch und Handel in fortwährender Zunahme. Eines der wichtigsten Verbindungsglieder in der Kette der Beziehungen zwischen Aegypten und Mykenä ist das Spiralornament. Die vierfache Spirale findet sich in Aegypten an den Decken der Gebäude, in Mykenä auf den Grabstelen, doch ist ein Unterschied zwischen beiden erkennbar. Während der Aegypter die Spiralen mit den nächsten Mittelpunkten durch Linien verbindet, welche diagonal der Außenseite des zu verzierenden Raumes gehen, legt der Mykenäer die Verbindungslinien dagegen parallel mit den Außenseiten.

Eine andere beliebte Kombination der Spiralen war die mit der Lotusblume, die wir an der Decke des Palastes in Orchomenos, hier aber modifizirt, angewendet finden, und zwar derartig, daß die Lotusblume geometrisch dargestellt wird, wodurch ihre Schönheit verloren geht. Hieraus ergibt sich, daß das Motiv von auswärts nach Griechenland gekommen ist. Denn es ist immer ein sicheres Zeichen für die Entlehnung eines Ornaments, wenn wir dasselbe unverstanden wiedergegeben antreffen. Weitere Verwendungen des Spiralornaments und der Lotusblume bestätigen, daß diese Motive von Aegypten nach Griechenland gekommen sind, hier aber in das Geometrische und Konventionelle umgebildet wurden, also nicht selbständige Erfindungen sind.

Von anderen Dekorationsmotiven müssen in erster Linie die mit Gold eingelegten Bronzedolche aus den Schachtgräbern von Mykenä, mit der Löwenjagd u. s. w., die ja allgemein bekannt sind, erwähnt werden, und mit ihnen der in gleicher Weise verzierte Bronzedolch aus dem Grabe der Königin Aah-hotep. Wir haben aber noch einen anderen, weniger bekannten Dolch von Mykenä („Mittheilungen d. Arch. Inst." 1882, VIII), der mit Aegypten in naher Beziehung steht; auf der Klinge desselben sind Enten zwischen Papyruspflanzen dargestellt, die von einem katzenähnlichen Thiere verfolgt werden. Unter den Thieren sind die Wellen des Kanals angegeben. Nun kennen wir aus Aegypten mehrere Darstellungen laufender Katzen oder Löwen, so u. a. auf dem bekannten Fresko im British Museum, aus der XVIII. Dynastie (um 1500 v. Chr.), und auf den Wandmalereien im Tell el Amarna sehen wir den Kanal mit den Wellen und den Papyruspflanzen in gleicher Weise wie auf dem Bronzedolche von Mykenä. Auf der anderen Seite derselben ist die vorerwähnte gleiche Darstellung, jedoch sind noch Fische hinzugefügt und solche treffen wir auf ägyptischen Wandmalereien wiederholt an, so in den früheren Gräbern und später in dem Tempel von Deir-el-Bahri.

Ferner muß darauf hingewiesen werden, daß die Hinterfüße der katzenartigen Thiere auf den Dolchen von Mykenä

---

[1] Durch das freundliche Entgegenkommen des durch seine langjährigen Ausgrabungen in Aegypten mit Recht berühmten Prof. Dr. W. M. Flinders Petrie in London sind wir in der Lage, über die wichtigen Ergebnisse seiner weiteren Studien, die er in den „Transactions R. S. L." Vol. XIX, Part I veröffentlichte, zu berichten.

[1] Das ganze Material ist von Arthur J. Evans in folgenden Publikationen zusammengestellt. „Primitive pictographs and a praephoenician script from Crete & the Peloponnese" (Journal of Hellenic Studies, Vol. XVI, 1894), „Cretan pictographs and praephoenicianscript", London 1895, „Further discoveries of cretan and aegean script with libyan and proto-egyptian comparisons". (Journal of H. St. Vol. XVII, 1898.)

stets gerade gestreckt gezeichnet sind, und dasselbe finden wir u. a. bei dem auf einen Stier springenden Löwen des Fußbodenfreskos im Tell el Amarna wieder, das der Zeit um 1380 v. Chr. angehört. Lassen diese Darstellungen schon eine Zeitbestimmung zu, so haben wir doch noch eine größere Zahl von Gegenständen aus Aegypten und Griechenland, die eine bestimmtere Datirung ermöglichen. So fand Professor Flinders Petrie in einem Grabe zu Kahun, das der Zeit des Königs Tahutmes III, 1450 v. Chr., angehört, eine mit Epheublättern verzierte Vase des Mykenä-Stils, und derselben Zeit sind die zweifellos mykenischen Gefäße zuzutheilen, welche auf den Malereien des Grabes von Rekhmara bei Theben von den Kefti des Mittelmeergebiets als Tribut dargebracht werden. Eines dieser Gefäße hat dieselben Canellirungen und eine fast gleiche Form wie ein goldener Becher von Mykenä (Schliemann. Mykenä. Nr. 342). Auch die Verzierung des Deckels mit einem Thierkopf, wie sie das gemalte Gefäß zeigt, wird in Mykenä gebräuchlich gewesen sein; denn es ist anzunehmen, daß der von Schliemann gefundene große silberne Stierkopf zur Verzierung eines Gefäßdeckels gedient hat.

Aus der Zeit des Königs Amenhotep III. sind folgende Funde von Wichtigkeit: ein großer Scarabäus mit dem Namen dieses Königs aus einem Grabe der Nekropole in Jalysos (Furtwängler u. Löschcke. Myken. Vasen. Taf. E, 1); ein Glasfragment, ebenfalls mit dem Namen Amenhoteps III., aus einem Hause beim Löwenthor in Mykenä („Ephemeris", 1891, III, 3 u. 4), ein anderes Glasfragment desselben Königs aus dem 49. Grabe in Mykenä („Ephemeris", 1888, III, 156), ein Scarabäus der Königin Tyi aus einem Zimmer des Palastes in Mykenä („Ephemeris", 1887, XIII, 21), und ein anderer derselben Königin aus dem 93. Grabe der Mykenä-Nekropole von Enkomi in Cypern (jetzt in der Gemmensammlung des British Museums).

Hier haben wir also fünf bestimmte Daten eines Königs, der 1414—1379 v. Chr. regierte. Wichtig ist, daß die Scarabäen des Königs Amenhotep III. und seiner Gemahlin, der Königin Tyi, in späterer Zeit nicht nachgeahmt worden sind.

Von dem nächsten König, Amenhotep IV., der bei seinem Religionswechsel den Namen Akhenaten annahm, liegen ebenfalls genügende Beweise vor. Es sind dies goldene Schmucksachen, die in den Gräbern von Enkomi in Cypern gefunden wurden, dann aber auch die Funde aus den Ruinen des von diesem König erbauten Palastes im Tell el Amarna, die aus hundert datirbaren Gegenständen bestehen, an welche sich über 1400 Fragmente von Mykenä-Gefäßen reihen, die ungefähr 800 ganze Gefäße repräsentiren. Infolge dieser zahlreichen datirbaren ägyptischen Funde, sowie durch die vielen Mykenä-Gefäße und durch das Fehlen von Gegenständen nach 1350 v. Chr. ist jeder Irrthum in der richtigen Zeitbestimmung ausgeschlossen. An diese Funde reihen sich einige andere von Mykenä-Gefäßen, die in Gurob gemacht wurden und die, wie die vorigen, genau datirt werden können: sie gehören in die Zeit des Königs Tutankhamen, 1353—1344 v. Chr.

Aus der Zeit Ramessu's II., 1250 v. Chr., stammen einige blaue ägyptische Gläser und blauglasirte Gegenstände aus Gräbern in Mykenä und ein in Kurium in Cypern mit einer Mykenä-Vase des späteren Stils gefundener Scarabäus dieses Königs.

Endlich ist noch anzuführen, daß in dem Grab Ramessu's III., 1150 v. Chr., einige durch die Ornamentmotive von den früheren abweichende Bügelkannen mykenischen Stils gefunden worden sind, und andere degenerirten Stils kennen wir aus Gurob (aus der Zeit um 1180 v. Chr.). Eine sehr späte Bügelkanne von roher Arbeit wurde im Tell el Yehudiyeh gefunden: sie ist aus der Zeit Ramessu's VI., 1120 v. Chr. G. Fassen wir die Resultate zusammen, so ergeben sich folgende sichere Zeitbestimmungen: zwei für Tahutmes III., 1503—1449 v. Chr. G.; fünf für Amenhotep III., 1414—1379 v. Chr. G.; drei für Amenhotep IV., 1383—1365 v. Chr. G.; eine für Tutankhamen 1353—1344 v. Chr. G.; eine (oder einige nicht ganz sichere) für Ramessu II, 1275—1208 v. Chr. G.

Kehren wir nochmals zu den vorerwähnten Thierfiguren zurück, so finden wir u. a. auf dem Fußbodenfresko des Palastes im Tell el Amarna, aus der Zeit Amenhoteps IV., 1383—1365 v. Chr., einen sehr lebendig aufgefaßten springenden Stier dargestellt, den wir in gleicher Weise auf einem der Goldbecher von Vaphio (Perrot et Chipiez. Histoire de l'art dans l'antiquité. T. VI, Fig. 369) wieder antreffen; jedoch hat der mykenische Künstler die Hinterfüße des Stiers dicht nebeneinander und gerade gestreckt wiedergegeben, so daß sie jenen der katzenähnlichen Thiere auf dem vorerwähnten Mykenä-Dolch gleichen.

Ferner finden wir sowohl in Aegypten als auch in Mykenä die gleichen fabelhaften Thiere, wie z. B. den Greif. Auf der Axt des Königs Aahmes der XVIII. Dynastie (1580 vor Christus), die in dem Grabe seiner Mutter, der Königin Aah-hotep, gefunden wurde, ist der vogelkopfige Greif des Gottes Mentu dargestellt und dasselbe Thier, aber laufend, begegnet uns, erhaben in Goldblech ausgeführt, in Mykenä (Schliemann, Mykenä. Nr. 272). Nochmals sehen wir den vogelkopfigen Greif schreitend auf einer vortrefflich ausgeführten runden knopfartigen Holzschnitzerei, die von Lepsius in Aegypten gefunden wurde und, wie derselbe annimmt, aus dem Grabe eines Astartepriesters Namens Sarabina stammt, der offenbar ein Fremder war und während der Regierung Amenhoteps IV. gestorben ist. Diese Schnitzerei scheint rein mykenisch zu sein und ist eine der besten Arbeiten dieser frühen Zeit. Neben dem Greifen sind zwei Antilopen und ein katzenartiges Thier dargestellt und hinter und über denselben füllen Palmen und wolkenartige Motive den Raum aus, genau so wie auf den Goldbechern von Vaphio.

Rechnen wir zu diesen wichtigen Gegenständen noch die im Tell el Amarna gefundenen Hunderte von Mykenä-Gefäßen, die der frühesten Zeit angehören, so ergibt sich, daß Aegypten und Griechenland in der gleichen Zeit auf derselben Kulturstufe gestanden sind; eine Thatsache, die früher nicht so bestimmt ausgesprochen werden konnte. Wir dürfen demnach auf Grund der angeführten Funde sagen, daß einige mykenische Arbeiten mit ägyptischen aus der Zeit um 1600 v. Chr. übereinstimmen und daß nähere Beziehungen zwischen Aegypten und Griechenland um 1500 v. Chr. begonnen haben, die bis um 1200 dauerten. Nur zwei oder drei Beispiele, die einen Verfall der Kunstübung zeigen, gehen bis 1100 v. Chr., dann tritt eine große Lücke in den Beziehungen beider Länder ein, die bis zur Zeit Psammetichs reicht.

Durch die Mykenä-Gefäße wird es möglich, einen früheren und späteren Stil derselben zu bestimmen; ersterer reicht von 1500 bis 1350, letzterer von 1350 bis 1200 v. Chr. Diesen Zeiten gehören auch die mit den Gefäßen gefundenen Gegenstände an.

Aus späterer Zeit, dem 7. Jahrhundert v. Chr., ist eine Kalksteinstatuette von Naukratis bekannt, die, verglichen mit ägyptischen glasirten Figuren, den Beweis liefert, daß die in Naukratis eingewanderten Griechen von den Aegyptern beeinflußt wurden und von diesen Stil und Typus entlehnten.

Der Einfluß Aegyptens auf die griechische Kunst der historischen Zeiten ist ja längst bekannt, aber nicht, daß derselbe sehr wahrscheinlich mehr durch die überall verbreiteten Bronze- und glasirten Statuetten stattgefunden hat, als durch die großen auf Altären aufgestellten Statuen, welche der Fremde wohl nur selten sehen konnte.

Man hat angenommen, daß während der XXVI. Dynastie in Aegypten die Kunst durch griechischen Einfluß wieder belebt worden sei, das ist jedoch nicht der Fall gewesen. Wichtige Aufschlüsse geben in dieser Beziehung die häufig auf den Bronzestatuetten angebrachten ägyptischen Dedikationsinschriften, welche die Namen der ehemaligen Besitzer der Statuetten nennen. Infolge des schnellen Wechsels in der Form der Namen wird es nun möglich, die Zeit dieser Arbeiten genau zu bestimmen, so daß eine chronologische Reihenfolge derselben festgestellt werden kann. Ein gründliches Studium der mit Dedikationsinschriften versehenen ägyptischen Bronzestatuetten wird zeigen, daß sich die ägyptische Kunst von 1000 v. Chr. bis zu der Zeit der Römerherrschaft mehr und mehr verschlechtert hat, und weiter wird sich ergeben, daß keine Spur griechischen Einflusses vorhanden ist, und daß die Stilmischungen, welche zuweilen auftreten, nichts sind als gemeinschaftliche Verschlechterung.

Dr. J. Naue.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. M. Am nächsten Montag, 12. März, feiert das **Deutsche Archäologische Institut in Athen** sein **25jähriges Bestehen.** Auf Anregung von E. Curtius und zufolge eines Antrags der Zentraldirektion des Archäologischen Instituts hatte in den Flitterwochen des Deutschen Reichs, unmittelbar nach der Eröffnung der Straßburger Universität, der Reichstag im Mai 1872 sich für die Gründung einer Zweiganstalt des Instituts in Athen ausgesprochen; im folgenden Jahr ward ein entsprechender Antrag der Regierung zum Beschluß erhoben, und im Mai 1874 erfolgte die kaiserliche Genehmigung, etwa gleichzeitig mit dem Abschluß des Vertrags mit Griechenland über die Ausgrabungen in Olympia. Am Winckelmanns-Tag (9. Dezember) 1874 ward das athenische Institut durch den späteren Erzieher des griechischen Kronprinzen und deutschen Generalkonsul Otto Lüders eröffnet. Wenn die Vierteljahrhundertfeier um einige Monate hinter dem eigentlichen Termin zurückbleibt, so liegt der Grund darin, daß der Anbau eines stattlichen Sitzungssaals an das Institutsgebäude erst jetzt hat vollendet werden können. Das athenische Institut, das die französische Ecole d'Athènes bereits vorfand und in einer amerikanischen und einer englischen archäologischen Schule allmählich weitere Genossen erhalten hat, kann auf eine höchst erfolgreiche Wirkungszeit zurückblicken. An den olympischen Ausgrabungen ward es freilich nicht betheiligt, aber die etwa 10jährige Leitung Ulrich Köhlers (seit dem Herbst 1875) prägte den Arbeiten und Veröffentlichungen des Instituts einen vornehmen, streng wissenschaftlichen Charakter auf, mit einem gewissen Vorwiegen der epigraphischen und nächstverwandten Fächer. Inzwischen war seit 1881 der an den olympischen Ausgrabungen in hervorragender Weise betheiligte Architekt Wilhelm Dörpfeld zur Mitarbeit am Institut herangezogen worden und hatte seine Forschung zunächst den athenischen, dann in naher Verbindung mit der griechischen Archäologischen Gesellschaft auch den übrigen griechischen Bauwerken zugewandt. Es war die Zeit der Hochfluth wichtigster Entdeckungen, für deren Charakterisirung man nur an die Namen Heinrich Schliemann, Olympia und Pergamon, Epidauros und Delos, und an die systematische Aufdeckung der Akropolis von Athen zu erinnern braucht. Als Köhler auf einen Lehrstuhl nach Berlin berufen worden war, trat zunächst Eugen Petersen 1886 an seine Stelle, während Dörpfeld als zweiter Sekretär fungirte; im nächsten Jahre, in dem Petersen den athenischen Posten mit dem römischen vertauschte, wurde Dörpfeld als erster, Paul Wolters als zweiter Sekretär an die Spitze des athenischen Instituts gestellt. Daß die Architektur wieder an den gebührenden Platz im Betrieb der Archäologie getreten ist, ist nicht zum wenigsten Dörpfelds Verdienst. Eine unscheinbare, aber nicht minder werthvolle Thätigkeit auf dem Gebiet der Epigraphik und der bildenden Kunst entfaltete daneben sein archäologischer Kollege. Es ist hier nicht der Ort, auf alle die verschiedenen Unternehmungen des athenischen Instituts, vollendete, begonnene, geplante, einzugehen; sie gehören bereits zum unveräußerlichen Bestand der Wissenschaft. Wohl aber muß erwähnt werden, in wie hohem Grade das athenische Institut die Aufgaben einer archäologischen Hochschule erfüllt. Der Zug der jungen Archäologen geht längst nicht mehr in erster Linie, wie früher, nach Rom, sondern, der Bedeutung der griechischen Kunst und Kultur entsprechend, nach Griechenland. Die winterlichen Lehrkurse und Versammlungen des archäologischen Instituts in Athen bilden den Hauptanziehungspunkt für Archäologen und Kunstfreunde nicht bloß Deutschlands, sondern aller Nationen; zu der Bereisung Griechenlands und der Dampfschiffahrt durch die griechische Inselwelt bis zu den Küsten Kleinasiens drängt sich in jedem Frühjahr eine große internationale Schaar nicht bloß anschauungs- und lernbegieriger Jünger, sondern auch Meister der Wissenschaft. Dabei steht das Institut nicht nur in den besten kollegialischen Beziehungen zu den übrigen fremden Anstalten verwandter Richtung, sondern es erfreut sich auch des vollen Vertrauens der griechischen Behörden und Fachgenossen, namentlich der athenischen Archäologischen Gesellschaft. Dem Vernehmen nach werden der König und der Kronprinz, sowie Vertreter der übrigen Institute, Gesellschaften, Schulen an der Feier theilnehmen, die in dem von Schliemann gebauten, seit kurzem in den Besitz des Deutschen Reiches übergegangenen Gebäude des Instituts, Phidiasstr. 1, stattfinden wird. Wir wünschen dem Institut weiteres glückliches Gelingen in der Lösung der schönen Aufgabe, der deutschen Wissenschaft und dem deutschen Namen in der klassischen Ferne Ehre zu machen.

F. W. Kampschulte: **Johann Calvin**, seine Kirche und sein Staat in Genf. II. Band. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von **Walter Goetz**. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot. 1899. 8°. X und 401 S. — Diese werthvolle Fortsetzung des Johann Calvin von Kampschulte erblickte das Licht der Oeffentlichkeit 30 Jahre nach dem ersten Band des auf drei Bände angelegten Werkes (1869) und 27 Jahre nach dem Tode des Verfassers (3. Dez. 1872). Gewiß ein glänzendes Zeugniß für die gewissenhafte und tüchtige Arbeit des seinem Lebenswerke früh, mit 42 Jahren, entrissenen Bonner Historikers, daß das Opus postumum ohne jeden wesentlichen Eingriff und mit geringer, pietätvoller Nachhülfe seines Herausgebers noch heute den literarischen Lebensgang antreten darf, ohne das Verdikt zu spät im geringsten befürchten zu müssen. Ueber das Geschick dieses Bandes seit dem Tode seines Autors berichtet Näheres C. A. Cornelius im Vorwort zu seinen gleichzeitig im selben Verlag erschienenen „Historischen Arbeiten vornehmlich zur Reformationszeit“, die Georg Tumbült jüngst in Beilage Nr. 37 mit verdienten Ehren anzeigte. Wie dort bereits berichtet, hatte Wilhelm Kampschulte die handschriftliche Fortsetzung seines Calvin dem Freund Cornelius zu unbedingter Verfügung überwiesen. Dieser legte das Manuskript zunächst zurück, um die Vervollständigung des Quellenmaterials abzuwarten, und beschloß sodann, während die große Ausgabe der Werke Calvins der Straßburger Gelehrten Reuß, Cunitz und Baum im „Corpus Reformatorum“ (Braunschweig 1863 bis 1896, fortgesetzt von Lobstein und Erichson) allmählich vorrückte, das immer noch unfertige Werk selbstthätig im Sinne des Verblichenen zu vollenden. Diesem Entschlusse verdanken wir die bedeutsamen Beiträge zur Geschichte des Genfer Reformators in jenem Cornelius'schen Sammelbande. Leider versagte die rüstige Kraft des greisen Forschers über der Arbeit. Seine Calviniana sind nun Bausteine geblieben: — „Trümmer“, wie der Erkrankte in verständlicher Wehmuth sie nennt — die, den Weg zum Ziele bezeichnend, Zeugniß ablegen von dem Geiste brüderlichen Wetteifers, dem sie ihr Dasein verdanken. Das Erbe Kampschulte's selbst konnte er den rüstigen und sachkundigen Händen eines jüngeren Mitarbeiters, des Leipziger Dozenten Walter Goetz, anvertrauen, aus denen wir es soeben in würdiger Gestalt empfangen. Aus inneren wie äußeren Gründen unterließ Hr. Goetz eine nochmalige Ueberarbeitung des Textes, den der Verfasser im wesentlichen druckbereit hinterlassen hatte. Nur hier und da war unter zwei von Kampschulte nebeneinander gegebenen Ausdrücken desselben Gedankens die von jenem offenbar verschobene Wahl zu treffen. Zwischen eckigen Klammern ist ferner in der Gestalt von Fußnoten nachgetragen worden, „was die neuere Calvinforschung im Gegensatz oder als Erweiterung zu Kampschulte's Anschauungen zutage gefördert“ hat. Selbstverständlich wurde dabei besonders auch auf Cornelius' Arbeiten im einzelnen hingewiesen. Endlich sind die von Kampschulte citirten älteren Ausgaben der Werke und Briefe Calvins, sowie der Viten Calvins von Beza und Collaton durch das Corpus Reformatorum ersetzt, auch die dort im XXI. Bande veröffentlichten Genfer Raths- und Konsistorialprotokolle unter „Annales“ citirt worden. — Von dem vorbehaltenen Rechte jener Zusätze war jedoch nur mäßiger Gebrauch zu machen, da der Herausgeber mit den besten der neueren Arbeiten Kampschulte zumeist in weitgehendem Einklange, ja vielfach durch neue Ergebnisse diesen nicht nur zuvorgekommen, sondern sogar vorausgeeilt fand. Daß er am Schlusse ein treffliches Register für beide Bände beifügte, sei ihm noch besonders gedankt. Leider führt nun auch diese Biographie das Leben Calvins nicht bis zum Ende. Der im Vorworte zu Band I von Kampschulte angekündigte III. Band, der die Weltstellung des Calvinischen Genf zum Gegenstande haben und das Werk abschließen sollte, fehlt und wird oft

schmerzlich vermißt werden. Aber alle Grundlagen für das nicht mehr umspannte letzte Lustrum im Leben Calvins sind gewonnen, die entscheidenden Kämpfe mit kirchlichen und politischen Gegnern wie Hieronymus Bolsec, Michael Servet, Ami Perrin u. A. in allen ihren furchtbaren Peripetien bis zum letzten Siege geschildert und die einzelnen Züge für das Gesammtbild der herben schlichten Größe Calvins gewonnen. Die klassischen Arbeiten, durch die das Calvinische Genf zum gesetzgebenden Vorbilde für die gesammte reformirte Welt Westeuropa's werden sollte, die kirchliche Lebens- und Gemeindeordnung in ihrem engen Zusammenhange mit dem bürgerlichen Gemeinwesen, die theologische Akademie u. a., sind mit dem Jahre 1559 unter Dach gebracht und das alles klar und schön dargestellt. Es gilt, was Cornelius (1882) in der Allgemeinen Deutschen Biographie (jetzt auch in den „Historischen Arbeiten") urtheilt: wenngleich gerechter jetzt auf beide Freunde bezogen. „Was vollendet ist, erweist sich als bedeutender wissenschaftlicher Gewinn. Der Verfasser hat alle Vorgänger durch Reichhaltigkeit des benutzten Materials weit übertroffen. Ebenso hoch erhebt er sich über sie durch Weite des Horizonts und Unbefangenheit des Urtheils. Er hat den Gegenstand dem einseitigen Eifer der theologischen Partei entrissen und für die historische Wissenschaft in Besitz genommen." S-r.

Die Grundprinzipien der Philosophie des Anaxagoras. Von Dr. E. Dentler. 1900. 8⁰ 96 S. — Soeben erscheint im Verlag der Hofbuchhandlung von Bernklau in Leutkirch obige philosophische Schrift von Dr. Dentler (Bärenweiler, Württbg.), eine erweiterte Münchener Dissertation. Die Arbeit behandelt zuerst das Stoffproblem, sodann das Geistesproblem nach anaxagorischer Lösung. Unter Verwerthung der neuesten Literatur wird zu vielumstrittenen Fragen Stellung genommen. Von besonderem Interesse ist die Geisteslehre des Anaxagoras. Er galt bisher als der Erste, der dem Stoffe den Geist scharf gegenüberstellte. In jüngster Zeit sind dieser Auffassung namhafte Gegner erstanden. Verfasser prüft eingehend, ob dem Anaxagoras der Ruhm eines wirklichen Spiritualismus abgesprochen werden kann.

Der Golem. Von Rudolph Lothar. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer 1900. — In diesem neuen Buche Lothars ragen jene Darstellungen hervor, die alte Historien übernehmen und in selbständiger und eigenartiger Weise psychologisch vertiefen. Die Naivetät der alten Grotesken, die nun in neuem schillernden Gewande erscheinen, geht dabei allerdings verloren; aber es ist interessant, zu beobachten, wie der Autor seine eigene Phantasie in den Dienst dieser alten phantastischen Erzählungen stellt und das, was beziehungslos war, in seelische Zusammenhänge bringt. Man wird alle diese mit anziehender Lebhaftigkeit vorgetragenen Geschichten gern lesen, den stärksten Eindruck wird die Prager Geschichte „Der Golem" hinterlassen, die Geschichte vom „Hohen Rabbi Loew" und seiner unheimlichen Kunst, einer aus Lehm geformten Menschengestalt eine menschliche Seele einzuhauchen. Hier ist die Schlußwendung, wie die schöne Esther nach der Umarmung des Golem die Seele Eleazars wiedererkennt, von überraschender, starker Wirkung. a. r.

-rt- Neuer Planet. Der Astronom an der Sternwarte in Nizza, M. Charlois, hat am 22. Februar im Sternbild des Großen Löwen einen neuen Planetoiden auf photographischem Wege entdeckt, der die vorläufige Bezeichnung 1900 FA erhalten hat. Wie alle in der letzten Zeit entdeckten kleinen Planeten, ist auch der neue Planetoid ziemlich lichtschwach, seine Helligkeit entspricht der eines Fixsterns der zwölften Größenklasse. Die Gesammtzahl der bekannten kleinen Planeten dürfte zur Zeit etwa 460 betragen.

* **Gießen.** Soeben sind von der großherzogl. hessischen Regierung die Bestimmungen über die Zulassung von Frauen an der Landesuniversität veröffentlicht worden, die mit dem 1. April 1900 in Kraft treten. Sie besagen, daß im allgemeinen Frauen als Hospitantinnen aufgenommen werden können, wenn sie einen Ausweis über ihre wissenschaftliche Vorbildung beibringen. Sie erhalten dann einen Aufnahmeschein, der von Semester zu Semester verlängert werden muß und unterstehen den für Hospitanten maßgebenden Bestimmungen über das akademische Bürgerrecht. Für bestimmte Vorlesungen kann der Rektor auf Antrag des Dozenten diesem die allgemeine Ermächtigung zur Zulassung von Frauen ertheilen. Die so Zugelassenen haben lediglich die Stellung der nichtimmatrikulirten Hörer.

* **Prag.** Dr. Heinrich Rietsch, bisher Privatdozent an der Universität in Wien, ist zum außerordentlichen Professor der Musikwissenschaft an der hiesigen deutschen Universität ernannt worden.

* **Bern.** Professor Gretener von der hiesigen Universität hat einen Ruf als ordentlicher Professor für Strafrecht an die Universität Breslau erhalten und angenommen.

* Die Verlagshandlung des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien theilt uns mit, daß in ihrer Sammlung von „Meyers Reisebüchern" anläßlich der Eröffnung der Pariser Weltausstellung eine neue, die vierte Auflage von Meyers Paris und Nord-Frankreich rechtzeitig gegen Ende März erscheinen wird. Diejenigen unsrer Leser, welche an der Sache interessirt sind, werden gut thun, sich mit dem altbewährten Führer — für Nord-Frankreich bekanntlich dem einzigen in deutscher Sprache — so frühzeitig wie möglich bekannt zu machen. Die Sorgfalt in der Bearbeitung der Meyer'schen Reisebücher rechtfertigt zwar stets jede Empfehlung im voraus, wir werden aber später noch eingehender auf das jedem Besucher der Pariser Weltausstellung unentbehrliche Reisebuch in Verbindung mit einem näheren Hinweis auf den im gleichen Verlag früher in neuer Bearbeitung erschienenen vortrefflichen französischen Sprachführer zurückkommen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Engel: Unsre schwäbische Alb. Reiseführer. Ulm, J. Ebner 1900. — Rechenschaftsbericht über die Thätigkeit der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen im Jahre 1899. Prag, Selbstverlag 1900. — Lehnerts Handbuch für den Truppenführer. Unter Berücksichtigung der Felddienstordnung vom 1. Jan. 1900. 19. Aufl. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900. — Was enthält die Felddienstordnung vom 1. Jan. 1900 neues? Ebd. 1900. — Dr. A. Bolliger: Der Weg zu Gott für unser Geschlecht. Ein Stück Erfahrungstheologie. 2. Aufl. Frauenfeld, J. Huber 1900. — Karl Junker: Die Berner Konvention zum Schutze der Werke der Literatur und Kunst und Oesterreich-Ungarn. Wien, Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhdlg. 1900. — A. Schäffle: Zur sozialwissenschaftlichen Theorie des Krieges. (Separatabzug aus der Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft.) Tübingen, H. Laupp. — Jul. Rausnitz: Das Reichsgesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit vom 17. Mai 1898 und das preußische Gesetz über die freiwillige Gerichtsbarkeit vom 21. Sept. 1899. 1. Lfg. Berlin, Franz Vahlen 1900. — G. Eichhorn: Das Testament. Hand- und Musterbuch für letztwillige Verfügungen nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch, mit Hinweis auf die bisherigen Sonderrechte Deutschlands. 4. Aufl. Ebd. 1900. — Leo Tolstoi: Auferstehung. Deutsch von W. Czumikow. Bd. II u. III. Leipzig, Eugen Diederichs 1900. — Dr. H. Meurer: Pauli sextani liber. Editio altera. Weimar, Herm. Böhlau's Nachf. 1900. — Rud. Schwartz: Die Musik des 19. Jahrhunderts. Ein historischer Ueberblick. Leipzig, Bartholf Senff 1900. — St. Kekule v. Stradonitz: Goethe als Genealog. Vortrag. Berlin, J. A. Stargardt 1900. — K. Paschen: Weltwirthschaft und Flotte. Ein Vortrag zur Flottenverstärkung. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1900. — Die Gesetze über die direkten Steuern im Königreich Bayern vom 9. Juni 1899. Hggb. v. F. Klemm. II. Bd. Ebd. 1900. — Sigm. Merzbacher: Reichsgesetz betreffend die gemeinsamen Rechte der Besitzer von Schuldverschreibungen vom 4. Dez. 1899. Ebd. 1900. — Jahresmappe der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien. 1899. II. Wien, Selbstverlag 1899. — Die Graphischen Künste. Red. v. Dörnhöffer-Masner. Jahrg. XXII, Heft IV und Jahrg. XXIII, Heft I. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst 1899. — Holbeins Madonna, Darmstadt. Kupferstich von Doris Raab. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Montag, 12. März. Nummer 59.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die geognostische Landesuntersuchung Bayerns in ihren Beziehungen zur Land- und Forstwirthschaft.

Die geognostische Untersuchung Bayerns wurde vor 50 Jahren unter der Leitung des vor zwei Jahren verstorbenen Hrn. Geheimraths Oberbergdirektor C. W. v. Gümbel begonnen und in einheitlicher Weise bisher weitergeführt. In den ersten 30 Jahren gelangte das nordöstliche und mittlere Bayern zur speziellen Aufnahme, deren Resultat auf zehn großen Kartenblättern im Maßstab von 1 : 100,000, zwei Profiltafeln und in drei Bänden einer eingehenden Beschreibung niedergelegt ist. Außerdem fand in den Jahren 1854—1859 das bayerische Alpengebirge mit dem anstoßenden Vorland eine Uebersichtsaufnahme, die auf fünf solchen Karten und einer Profiltafel dargestellt ist und in einem weiteren Band eine für den damaligen Stand der Wissenschaft vorzügliche Beschreibung enthält. Während der letzten 20 Jahre bewegte sich die Aufnahme wesentlich in der Rheinpfalz und ist hier dem Abschluß nahe. Eines der vier Kartenblätter, welche dieselbe umfassen, Blatt Speyer, ist bereits veröffentlicht, ein anderes ist in Vorbereitung.

Große Gebiete Bayerns harren noch der geognostischen Untersuchung, nämlich das nordwestliche Bayern mit Unterfranken und größeren Theilen von Ober- und Mittelfranken im Umfange von vier Kartenblättern und die schwäbisch-bayerische Hochebene mit sechs Kartenblättern. Diese Gebiete, für die auch einige Vorarbeiten vorhanden sind, sind geognostisch im ganzen einfacher aufgebaut als etwa das Fichtelgebirge oder das Alpengebirge oder größere Theile der Rheinpfalz, und aus diesem Grunde hat sie Hr. v. Gümbel bis zuletzt aufgespart. Vergleicht man die Größe derselben im Umfang von nahezu neun Vollblättern im Maßstab von 1 : 100,000 mit derjenigen der Rheinpfalz, welche auf vier Blätter vertheilt, doch nur eine Fläche von zwei Vollblättern umfaßt, und nimmt man an, daß die Aufnahmen in Zukunft dreimal so rasch voranschreiten als in der Rheinpfalz, was sicherlich nur bei äußerster Anspannung der Arbeitskräfte zu erreichen ist, so würde bis zum Abschluß der geognostischen Untersuchung Bayerns, wenn dieselbe, wie bisher, nur von zwei bis drei Geologen bethätigt wird, noch ein Zeitraum von wenigstens 30 Jahren nöthig sein. Und dabei läßt sich für große Gebiete nur eine Uebersichtsaufnahme erreichen. Außerdem hat sich eine Neubearbeitung des Alpengebirges als so nothwendig erwiesen, daß die HH. Geheimrath v. Zittel und Prof. Rothpletz unter Mitwirkung zahlreicher jüngerer Kräfte bereits größere Theile desselben nochmals aufnehmen ließen, und Hr. v. Gümbel, selbst einsehend, daß seine früheren Arbeiten dem Stande der Wissenschaft nicht mehr genügen, hat sich in seinen letzten Lebensjahren mit seinen Assistenten daran betheiligt.

Der Zweck der geognostischen Untersuchung ist die wissenschaftliche Durchforschung des Landes, die Förderung des Bergbaues, der Industrie, durch Feststellung der verwerthbaren Bodenschätze und die Schaffung einer Grundlage für die landwirthschaftliche Bodenuntersuchung. In jeder dieser Richtungen ist in Bayern schon viel erreicht worden. Vergleicht man jedoch die geologischen[1]) Spezialkarten der übrigen deutschen Staaten, in Sachsen, Preußen, Thüringen, Braunschweig, Mecklenburg, Hessen, Baden und Elsaß-Lothringen, mit denjenigen Bayerns, so ergibt sich, daß jene den praktischen Bedürfnissen mehr gerecht werden, als diese. Der weit größere Maßstab derselben, 1 : 25,000, gegenüber 1 : 100,000 bei den bayerischen Karten, ermöglicht sowohl eine sorgfältige Darstellung der Topographie in Höhenkurven, die auf den bayerischen Karten gänzlich fehlt, als auch eine schärfere Abgrenzung und Gliederung der geologischen Gebilde. Insbesondere ist man in jenen Ländern bestrebt, in den geologisch einfacher aufgebauten Flachlandsgebieten mit der geologischen eine landwirthschaftliche Bodenuntersuchung und Kartirung zu verbinden. Und man ist darin zu einer gewissen Vollkommenheit gelangt, welche zunächst im Maßstab der Karte ihre Grenze gefunden hat. Mit Karten im Maßstab von 1 : 25,000 kann man mehr als die preußischen geologisch-agronomischen Karten der Flachlandsgebiete mit Bohrkarte und Bohrregister bieten und mehr als die badischen geologischen Karten der Rheinthalfläche enthalten, überhaupt nicht darstellen. Nicht unwesentlich für die praktische Verwerthung der Untersuchungsresultate ist der Preis der Karten, der in Bayern pro Blatt 24 M., in den übrigen deutschen Staaten 2—3 M. beträgt.

Die geologische Aufnahme erfolgt in Bayern ebenfalls im Maßstab von 1 : 25,000, früher wurden sogar Katasterblätter in 1 : 5000 dazu verwendet. Die Veröffentlichung aber geschieht im Maßstab von 1 : 100,000. Auf diesen Karten lassen sich neben den geologischen landwirthschaftliche Bodenverhältnisse nicht mehr zum Ausdruck bringen, weßhalb entsprechende Untersuchungen unter Anwendung des Erdbohrers in Bayern bisher unterblieben sind. Hr. v. Gümbel hat sogar den Maßstab von 1 : 100,000 für geologische Spezialkarten als den kleinsten, der zulässig ist, bezeichnet. Man braucht nur das Blatt Speyer der bayerischen Karte zu betrachten, um davon sofort überzeugt zu sein. Es wurde

[1]) Hr. v. Gümbel hat seine bayerischen Karten stets als geognostische bezeichnet, in den übrigen deutschen Staaten nennt man sie geologische.

deßhalb wiederholt in Zeitungen und Zeitschriften angeregt, daß Bayern mit der Ausgabe von geologischen Karten im Maßstabe von 1 : 25,000 nachfolgen solle. Für die Rheinpfalz ist dies gegenwärtig nicht möglich, da die nothwendige topographische Grundlage fehlt, und im rechtsrheinischen Bayern, wo dieselbe in Form der Positionsblätter für einen größeren Theil des Landes vorhanden ist, sind die früheren geologischen Aufnahmen auf den bisherigen Publikationsmaßstab zugeschnitten, so daß, wenn die neuen Karten denen der übrigen deutschen Staaten gleichwerthig werden sollen, umfangreiche Revisionen und Neuaufnahmen nothwendig sein würden.

Außerdem hat man betont, daß Bayern mit landwirthschaftlichen Bodenuntersuchungen in Verbindung mit den geologischen Aufnahmen beginnen solle. Ueber die Zweckmäßigkeit dieser Arbeit gehen jedoch die Anschauungen in Bayern noch sehr auseinander. Von berufener Seite ist sogar geäußert worden, daß es in Bayern überhaupt kein Bedürfniß nach einer landwirthschaftlichen Bodenuntersuchung gäbe. Darauf läßt sich erwidern, daß, wo die Kenntniß von einer Sache und deren Nützlichkeit fehlt, auch das Bedürfniß darnach fehlen wird. Wer hat vor 50 Jahren mit Thomasmehl, Kainit, Chilisalpeter u. s. w. düngen wollen? Niemand, weil man von diesen Dingen nichts wußte. Und heutzutage kann ein rationell arbeitender Landwirth ohne solche künstliche Düngmittel nicht mehr auskommen. Wenn man dieselben aber richtig anwenden will, so muß man die Beschaffenheit des Bodens kennen, in den sie kommen sollen; man muß wissen, welche Pflanzennährstoffe der Boden in genügender und welche er in ungenügender Menge enthält. Weite Gebiete Bayerns sind so reich an Kali, und zwar nicht nur im ganzen, sondern auch an Kali in bodenlöslicher Form, daß besondere Kalidüngung auch bei intensiver Bewirthschaftung kaum nöthig erscheint und, wo sie angewendet wurde, geringen Erfolg hatte. Drei Viertel sämmtlicher Kulturböden Bayerns sind kalkarm und bedürfen der Kalkdüngung. Wo genügend Kalk im Boden vorhanden ist, stellt sich meist ein rascher Wechsel von kalkarmen und kalkhaltigen Böden ein. Es genügt nicht, von den Landwirthen einzelne Bodenproben einsenden und auf Kali und Kalk prüfen zu lassen. Das Resultat gilt nur für die Entnahmestelle. Eine Uebertragung desselben auf die Umgebung ist meist unzulässig. Nur eine sorgfältige Bodenuntersuchung im Gelände, welche auch den Untergrund und die Entstehung des Bodens aus dem Gestein berücksichtigt, d. h. auf geologische Grundlage gestellt ist, kann völlige Klarheit bringen.

Wenn die Abgeordneten des preußischen Landtages in der Sitzung vom 6. März 1895 von der Regierung einen außerordentlichen Kredit zur Beschleunigung der geologisch-agronomischen Aufnahmen forderten — obschon bereits mehr als 24 Geologen für diese Arbeiten vorgesehen waren —, weil damit der Landwirthschaft einmal ein wirklicher Nutzen gebracht würde, so darf man doch annehmen, daß eine ähnliche Untersuchung für Bayern nicht werthlos sein wird.

Es bestehen in Bayern ferner Zweifel darüber, ob sich landwirthschaftliche und geologische Bodenuntersuchungen vereinigen lassen, bezw. gleichzeitig von einem und demselben Manne ausgeführt werden können. Daß dies möglich ist, beweisen die Arbeiten der Geologen in anderen deutschen Staaten. Das eigentliche Arbeitsfeld des Geologen ist allerdings das unzersetzte Gestein. Dasselbe bildet bei uns jedoch kaum den hundertsten Theil der Erdoberfläche, alles übrige Land bedeckt zersetztes Gestein und zwar meist Kulturboden. Aus der Beschaffenheit des Kulturbodens muß der Geologe dann auf die Gesteinsbeschaffenheit schließen. Er muß also den Kulturboden ebenfalls untersuchen, und will er sorgfältig arbeiten, so muß er sehr häufig den Erdbohrer benützen, um den Untergrund zu erforschen, sonst ist er nicht selten auf die gänzlich unzuverlässigen Mittheilungen der Landwirthe angewiesen. Damit ist bereits ein wesentlicher Theil der landwirthschaftlichen Bodenuntersuchung gegeben. Die geologische Aufnahme wird daher durch die Untersuchung des Bodens mit dem Erdbohrer gefördert, nicht gehindert. Und körperlich anstrengender ist sie auch nicht, weil die körperliche Arbeit mit dem Erdbohrer durch Arbeiter ausgeführt wird; der Geologe hat gleichzeitig mit der Untersuchung der Bohrproben und den nöthigen Aufzeichnungen vollauf zu thun.

In Bayern hat man gesagt, daß der Geologe die geologische Grundlage herzustellen habe und auf derselben nachher der kundige Landwirth die landwirthschaftliche Bodenkarte. Man gebe doch einmal einigen gebildeten Landwirthen die bayerischen geognostischen Karten mit dem Auftrag, auf dieser Grundlage eine landwirthschaftliche Bodenkarte zu fertigen und stelle die einlaufenden Arbeiten nachher zu einer Karte zusammen und man wird erstaunt sein, wie wenig Brauchbares dabei herauskommt, außer es sind diese Landwirthe zugleich praktisch erfahrene Geologen. In Preußen hat man bei den geologisch-agronomischen Arbeiten im Flachland früher neben den Geologen auch gebildete Landwirthe und Kulturtechniker beschäftigt, später ist man davon gänzlich abgekommen und verwendet für diese Arbeiten nur noch Geologen. Jedenfalls ist die bayerische geognostische Karte als Grundlage für die Herstellung einer landwirthschaftlichen Bodenkarte unzureichend und würde hiefür die Mitwirkung von Geologen noch unbedingt nöthig sein.

Unter diesen Umständen ist es gewiß eine berechtigte Frage, ob es nöthig ist, für die noch zu untersuchenden Gebiete Bayerns vorher noch eine besondere geologische Grundlage, welche noch 30 Jahre und eine halbe Million Mark erfordern würde, zu schaffen, oder ob man sofort zu einer erweiterten geologischen und landwirthschaftlichen Untersuchung übergehen könnte. Wer sich Jahre lang als praktisch thätiger Geologe mit geologischen und agronomischen Spezialaufnahmen beschäftigt hat, der weiß, wie wenig ihm Vorarbeiten in der Art der bayerischen geologischen Karten nützen. Er sieht im Monat kaum einmal in diese Karten und seine Arbeiten würden kaum um einen Tag länger dauern, wenn er sie nicht hätte.

Man hat gesagt, in Bayern gibt es nur sehr kleine Gebiete, wesentlich um das Rhein- und das Donauthal, welche sich ähnlich wie das preußische Flachland zu geologisch-agronomischen Untersuchungen eigneten. Das ist nicht richtig. Die ganze schwäbisch-bayerische Hochebene mit ihren Diluvial- und Tertiärbildungen kann sofort in ähnlicher Weise bearbeitet werden, ebenso die ausgedehnte Albüberdeckung und große Gebiete des Frankenlandes. Im Bereich der älteren Formationen hat man bisher allerdings nur geologische Karten hergestellt. Das liegt daran, daß bei gleichartiger Gesteinsbeschaffenheit sich auch die Beschaffenheit der Kulturböden häufig einfach gestaltet, z. B. im Gebiet des Granits, des Gneißes, des Buntsandsteines u. s. w. Wenn aber innerhalb einer geologischen Abtheilung verschiedene Gesteinsformen auftreten oder die Zersetzung des Gesteins verschiedenartige Böden liefern

kann, so ist der Wechsel der Bodenarten häufig ein so mannichfaltiger, daß auch die Karten im Maßstab von 1 : 25,000 für die Aufnahme und die Darstellung nicht mehr ausreichen. Daraus geht zugleich hervor, daß man für die landwirthschaftliche Bodenuntersuchung unbedingt Katasterblätter benöthigt. Mit diesen aber bietet sich keine Schwierigkeit, die landwirthschaftliche Bodenuntersuchung in Verbindung mit den geologischen auf das ganze Land auszudehnen. Man muß nur wissen, wie es zu machen ist.

Eine sorgfältige Prüfung verlangt die Frage, ob man eine der in Preußen oder in Baden gebräuchlichen Aufnahmemethoden schematisch für Bayern übernehmen soll oder ob sich die Sache noch verbessern ließe. Die Untersuchung der in jenen Ländern veröffentlichten geologisch-agronomischen Karten auf ihre praktische Verwendbarkeit ergibt, daß dieselbe nur eine bedingte ist. Diese Karten sind noch keine eigentlichen landwirthschaftlichen Bodenkarten, sondern nur eine gute Grundlage dafür. Preußen hat in seinem Flachland sehr viel Großgrundbesitz. Der Großgrundbesitzer oder sein Gutsverwalter ist meist ein gebildeter Landwirth, und von diesem darf man erwarten, daß er sich für sein Gut auf dieser Grundlage dann mit den Gutsplänen eine Bodenkarte herstellt. In Bayern aber überwiegt der Kleingrundbesitz. Für den Kleingrundbesitzer, der meist nur elementare Volksschulbildung besitzt, sind diese Karten aber gänzlich ungeeignet. Schon die topographische Karte mit Höhenkurven kann nicht Jeder lesen. Kommt dazu noch das bunte Farbenbild der geologischen Eintragungen, die für den Landwirth unverständlichen, ihm fremdartigen Gesteins- und Schichtennamen, die griechischen Buchstaben, die rothen agronomischen Zeichen und Bodenprofile, so wird er verwirrt. Diese Karten sind für ihn viel zu schwer verständlich. Er kauft sie trotzdem, weil man ihm sagt, daß sie für ihn bestimmt seien, daß er großen Nutzen daraus ziehen könne. Fragt man ihn aber nachher, ob er sie verstanden habe, so verneint er und sagt, daß er mit diesen Karten nichts anfangen könne. Und dasselbe gilt für die zugehörigen Erläuterungen.

Es dürfte daher zweckmäßig sein, in der Form der Mittheilung der Resultate der Bodenuntersuchung an die Landwirthe für Bayern eine Aenderung eintreten zu lassen. Man verwende dazu die Katasterblätter, auf denen der Landwirth leicht die Lage seiner Grundstücke finden kann und schreibe in diese Karten und in die zugehörigen, möglichst gemeinverständlich gehaltenen Erläuterungen nur das hinein, was er verstehen und benützen kann. Selbstverständlich kann man die gegen 20,000 Katasterblätter nicht gut in Farbendruck vervielfältigen lassen; das würde zu viel kosten. Man müßte ein paar Exemplare zeichnen lassen, wovon eines den Gemeinden ohne vorheriges Ansuchen zur Verfügung zu stellen wäre. Die Erläuterungen, die für ein größeres Gebiet Gültigkeit haben würden, kann man dagegen drucken lassen, damit sie möglichste Verbreitung gewinnen. Die geologischen Details der Aufnahme und sonstigen wissenschaftlichen Untersuchungsergebnisse, die der Landwirth nicht verwerthen kann, würden dann in die geologischen Karten und die zugehörigen wissenschaftlichen Erläuterungen zu stellen sein.

Man hat gesagt, die bisher von Hrn. v. Gümbel herausgegebene geognostische Spezialkarte von Bayern im Maßstab von 1 : 100,000 würde ein Stückwerk bleiben, wenn man vor ihrer Vollendung mit einer neuen, vollkommeneren geologisch-agronomischen Aufnahme beginnen würde. Was hindert denn, diese Karten und ausführlichen Beschreibungen größerer Gebiete zur Vervollständigung des Werks auch fernerhin herzustellen? Das ist doch nur eine Publikationsform! Der Landtag braucht nur die Mittel zu genehmigen, dann kann ihre Herstellung auch auf Grund einer sorgfältigeren Untersuchung geschehen. Es ist im Gegentheil sogar sehr wünschenswerth, diese Karte zu vervollständigen, da nach der Erfahrung in den anderen deutschen Staaten ein großes Bedürfniß nach geologischen Karten im Maßstab von 1 : 25,000 für das ganze Land nicht besteht. Dieses Bedürfniß ist nur für die Umgebung größerer Städte und von Badeorten, für Bergbau und Industriebezirke und für landschaftlich schöne und wissenschaftlich interessante Gebiete, wie z. B. für das Alpengebirge, vorhanden. Auf diese Gebiete kann man sich mit der Ausgabe von Karten im Maßstab von 1 : 25,000 nöthigenfalls auch beschränken. Die landwirthschaftliche Bodenkarte aber ist für das ganze Land ein Bedürfniß.

Das Beste und Billigste wäre, mit einem Male eine geologische, land- und forstwirthschaftliche Bodenuntersuchung in der Vollständigkeit durchzuführen, daß sie allen einschlägigen Bedürfnissen genügt, daß sie also wissenschaftlich, montanistisch und technisch ausreicht, daß sie dem Landwirth und Forstmann eine klare Auskunft über die Bodenbeschaffenheit gewährt und daß sie eine gute Grundlage für die Flurbereinigung und für die Feststellung der Bonitätsverhältnisse bietet. Die Bonitirung auch damit verbinden zu wollen, das wäre zu viel; das ist eine besondere Sache. Aber der Versuch, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Bodenuntersuchung mit den Bonitätsverhältnissen zu vergleichen, der wird nach der Herstellung solcher Bodenkarten sicherlich gemacht werden.

Daß eine solche Untersuchung des Landes mehr Zeit erfordert als die bisherige geognostische Aufnahme und, wenn sie in absehbarer Zeit zum Abschluß gebracht werden soll, auch mehr Arbeitskräfte benöthigt, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Daß man zehnmal mehr Erdbohrungen ausführen müßte, als jetzt bei den geologisch-agronomischen Untersuchungen in Preußen und in Baden der Fall ist, um eine gute Bodenkarte zu erhalten, wie von anderer Seite behauptet wurde, das ist nicht richtig. Man wird bei der Aufnahme, unter Verwendung der Katasterblätter eine größere Genauigkeit anstreben, als mit Karten im Maßstab von 1 : 25,000 möglich ist und in Gebieten mit rasch wechselnden Bodenverhältnissen zwei- bis dreimal so viel Bohrungen ausführen als z. B. in Baden geschieht; weiter kann man aber auch mit Katasterblättern nicht gehen. Man kann nicht jede kleine Verschiedenheit in der Bodenbeschaffenheit besonders hervorheben, man muß in gewissem Maß schematisiren. Auch kann man nur die natürlichen Bodenverhältnisse darstellen. Die Beurtheilung der künstlichen Veränderungen des Bodens und des Bodenwerthes durch die Kultur ist Sache der Flurbereinigungskommission und der Bonitirungsarbeiten.

Will man aber in Zukunft in Bayern eine geologisch-agronomische Aufnahme beginnen, die nur einer späteren vollkommeneren Untersuchung wieder als Grundlage zu dienen hätte, so vergesse man nicht, daß diese letzte Untersuchung in der Aufnahme genau ebensoviel kostet als eine einmalige ausreichende Arbeit.

Wie die Sache zu machen ist, darüber bestehen große Zweifel nicht mehr; die übrigen deutschen Staaten haben Vorarbeiten in reichem Maße geliefert. Es ist auch nicht nöthig, gleich eine große Untersuchungsanstalt zu gründen. Man fange nur einmal mit systematischen Arbeiten im angedeuteten Sinne an. Und ge-

winnt man dann die Ueberzeugung, daß mit diesen vollkommeneren Arbeiten dem Lande ein weit größerer Nutzen gebracht wird als mit den bisherigen, dann ergibt sich das Weitere von selbst.

Dr. Hans Thürach.

An der unteren Donau, im Balkan, am Pontus.

Von W. Götz.

3. Nach Odessa und Sebastopol.

Das zweite Hauptziel der Reise war Südrußland; hier war über den Boden und Getreidebau jener Gebiete persönliche und literarische Unterweisung zu gewinnen. Daher ging es von dem diesmal nur mäßig von Schiffen besuchten Galatz (viele lagen unbenutzt vor Anker) zunächst nach Bessarabiens Eisenbahnhauptpunkt Bender. Zuerst muß man noch ein russisches Schiff bis Reni benutzen, wenn man nicht über Jassi in die Moldau weit abbiegen will. Die frühere Eisenbahnverbindung von Galatz über den Pruth hob Rußland bereits 1878 auf, ohne Zweifel hauptsächlich deßhalb, um das neuerworbene Land an der Donau (vorwiegend von Rumänen bewohnt) auch kulturell des früheren Zusammenhangs mit Rumänien zu entwöhnen. Dies ist augenscheinlich nicht mißlungen; denn beim Betreten russischen Territoriums gewinnt man alsbald den Eindruck, daß man sich hier ebenso in Rußland befinde, wie am Dnjepr oder am Don. Die Schiffahrtsbeamten und die Bediensteten des Zoll- und Paßwesens sprechen mit Jedermann nur russisch; die Kleidung des Volkes, die Verpflegung im Gasthause, die Geschäftsaufschriften an den Häusern, sogar der Droschkenkutscher (bereits hier wie in Moskau Iswoschtschik genannt) erscheinen ganz russifizirt. Dies bringt allerdings dem Reisenden keinen Nachtheil, außer wenn er mit den Verkehrsbediensteten weder deutsch noch französisch sprechen kann. Der Deutsche erfreut sich jedenfalls in Rußland an der Thatsache, daß man hier wie in der Eisenbahn so vom Droschkenführer, vom Dienstmann, vom Kellner und Wirth überall gefällig, freundlich und ohne hinterhältische Gedanken behandelt wird. Auch das in allem Reiseverkehr bemerkenswerthe, höchst zuvorkommende Verhalten gegen die Frauenwelt berührt vortheilhaft.

Von Reni brachte uns die Eisenbahn an dem gelben Wasser des mächtig langen Jalpuch-Sees vorüber, welcher wohl erst nach dem Entstehen des Donau-Deltas aufgehört haben wird, eine Meeresbucht zu sein. Hochufer mit großentheils scharfem Rand und zerrissenen Steilhängen fassen den See längsseits ein; sie sind aus Löß und unter ihm aus anderem kalkreichem Boden aufgebaut. Da der See die Endstrecke eines Flußthales bildet, so waren wohl die Wasser, welche von Norden herunterflossen und ihren früheren Ausgang zum Meer durch die ostwärts vorrückenden Aufschüttungen der Donau gesperrt fanden, infolge von Lösung und durch Brandung imstande, die Ufer zu unterspülen und zu zerstören. Heutzutage allerdings würde die karge Wassermenge, welche von Norden einfließt, derartige Wirkungen nimmermehr erzielen. Sowohl am See, als weiter landeinwärts wechselt sehr rasch wohlbestelltes Ackerland und Weingelände sammt Obstbaumpflanzungen mit öder, dürrer Steppendecke ab, ebenso auch grüner Wiesgrund später mit Laubgehölz auf den gewölbten Erhebungen. Also auch hier wie nordöstlich der Krim kann nicht Waldlosigkeit als Kennzeichen der Steppenzone gelten. Die Dörfer zeigen zuerst noch Häuser aus Löß, mit Schilf und Stroh gedeckt, wobei die Anwesen von Hecke und Damm umzogen sind. Weiterhin aber, wo die Deutschen zahlreicher wohnen, wird das ziegelgedeckte steinerne Haus vorherrschend, sei es in älteren großen Orten, wie Leipzigskaja, sei es in den von ihnen ausgegangenen zerstreuten Weilern. Jedenfalls aber ist hier das Land reicher besetzt mit Ortschaften als die meisten Gouvernien des Staates. Die Deutschen trugen dazu nicht wenig bei, da sie hier gewohnheitsmäßig nicht wie bei uns gern in die großen Städte übersiedeln, sondern nach Ankauf vernachlässigten Bodens gruppenweise ländliche Anwesen darauf gründen. Der Reichthum an Vieh, Gänsen und anderem Geflügel, aber auch die Häufigkeit großer Raubvögel belebt besonders die Thalflächen und die Ränder der stehenden Gewässer oder kurzer Strecken von Bächen, welche sich im Boden verlieren. So ist dann der wohlhabende Charakter der größeren Städte Bessarabiens leicht erklärlich. Zu ihnen gehört das geschichtlich durch Karl XII. bekannte Bender.

Dieses macht trotz seiner 44,000 Bewohner und seiner zahlreichen Garnison (besonders von Reiterei mit ebenso kräftigen als wohlgestalteten, hohen Pferden) den Eindruck einer bescheideneren Landstadt. Ganz ungemein breit sind seine geraden Straßen, weit seine Plätze, zahlreich seine meist modernen Geschäftsläden, seine Markttage sehr unterhaltend. Noch vielfach zeigt sich da die bunte kleinrussische Tracht der Frauen und Mädchen vom Lande neben den dunklen Farben der Männerkleidung; besonders aber ist die Aufschüttung und das Auslegen aller möglichen Waaren nebeneinander originell: Maiskolben, Obst, Pardeis, Paprika, Hirse, Flachs, bunte Tücher, Fische (in Haufen, von Wagen heruntergestreift), Weintrauben, Holzgeräthe, Seilerwaaren, Messer und eiserne Werkzeuge findet man nachbarlich gelagert, nur zum geringsten Theil in den Läden, welche einen der Hauptplätze umgrenzen oder sich an das Anwesen der „Kathedrale“ anlehnen. Dieser einfache Bau mit wenig hoher, breiter Kuppel entspricht wie die meisten Kathedralen (Sabors) in Rußland unserm Begriffe von solchen Kirchen wenig; aber daß sie wie hier so häufig in einem beschatteten Hofe stehen, welchen eine Mauer, sowie die Kirchendienstgebäude umgeben, entnimmt dieselben doch demonstrativ dem Alltäglichen der Straßen. Auf diesen trifft an unser Ohr nicht selten der hocherfreuende Klang deutscher Sprache, zum Theil freilich nur in einzelnen Worten verständlich, und zwar als Plattdeutsch. Deutsche sind es auch, welche durch Gründung von Brauereien sich um Bender Verdienste erwarben, wie die deutschen Dorfbewohner besonders mit Gemüse, Obst und Trauben den hiesigen Markt versehen.

Von Karl XII. allerdings zeugt nur in dem etwa 40 Minuten entfernten Dorfe Warnitza noch das solide einstöckige Haus, in welchem er einst so lange zum Verderben seines Staates weilte; in einem Garten erhebt es sich zu geringer Höhe. Malerischer als Bender und weiter östlich steigt vom Thal des Dnjestr das dichter zusammengeschlossene Tiraspol auf, durch stattlichere Häuser und Kirchen etwas vornehmer aussehend, durch seine Befestigung zu ökonomischerer Behandlung des Baugrundes veranlaßt. Das Land aber bekundet auch längs des Weges nach Odessa den Vorzug Bessarabiens, bis nach Moskau Obst, an alle russischen Plätze Wein liefern zu können und jedenfalls durch rührige und vielseitige Landwirthschaft zu den leistungsfähigsten Theilen Rußlands zu gehören. Zahlreichen „Fermen“ — würde man in Lothringen sagen — oder Anwesen, welche als Gehöfte von Wohlhabenden erscheinen, sieht man es schon meilenweit vor Odessa an, daß sie durch die Vortheile, Lieferanten für den reichen Seeplatz zu sein, ins Dasein gerufen und zu ihrem behäbigen und vornehmeren Aussehen befähigt wurden. Bemerkenswerth sind wiederholt größere Baumschulen für die Masse der Villenanlagen, die Alleen und andere Pflanzungen der Umgebung und des Innern der Städte, sowie für das Obstbedürfniß in dem trockenen, überaus warmen Klima.

Odessa selbst, der hervorragendste Sitz allgemeinen Wohlstands und des Kapitalreichthums in der Südhälfte Rußlands, thront auf steiler Höhe über dem schmalen Strande, dreiseitig von einem überall mehr als kilometerbreiten laubgrünen Rahmen eingefaßt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß diese jugendliche Stadt, deren erstes Haus vor 105 Jahren gebaut wurde, durch die Eleganz ihrer Straßen die erste Stelle unter den großentheils so wohlsituirten russischen Hauptorten beanspruchen darf. Hier ist nicht nur ein größerer reicher Kern splendid angelegt oder ausgebaut, sondern wenn wir nach Norden hinausfahren in die Arbeiterquartiere, sehen wir ebenso, daß die mechanisch thätige Klasse in soliden neuen Häusern an wohlbestellten Straßen wohnt. Namentlich werden wir im Süden während einer dreiviertelstündigen Dampftrambahnfahrt beiderseits von einer ununterbrochenen Folge von Villen mit großentheils luxuriösen Gärten, einer sehr greifbaren Erscheinung vielverbreiteten Geldreichthums, begleitet. Alle Stilarten, alle gärtnerischen Künste kommen da vor das Auge; selbst die große Champagnerfabrik (auf Aktien) wählte romantische Burgformen. Zuweilen treten auch gewöhnlichere Anwesen dorfähnlich nahe aneinander, bis weit im Süden Groß-Fontan als ein beträchtlicher Ort das Ende dieser großen Gesammtheit von Hainen vorbereitet, bereits nachbarlich zwei deutschen Dörfern, welche noch näher der Küste durch ihre Kirchthürme so anheimelnd an unsre Lande erinnern. Aber auch im nordwestlichen Innern der Stadt wird das Deutschthum in einer erfreuenden Weise baulich vertreten durch den stolzen, schönen Bau einer Kirche in gothischem Uebergangsstil, nächst welcher die Gebäude der blühenden deutschen Realschule und Volksschule, sowie solche der Wohlthätigkeit einen Häuserblock bilden. Durch die deutschen Sprach- und die Religionsstunden allein vermag mittelst solcher Anstalten, den Früchten einer wahrhaft ruhmeswerthen Opferwilligkeit, der deutschen Sprache mit Mühe eine dauernde Stellung gesichert werden. Nur wenn so leuchtende Persönlichkeiten, wie die des Pastors Lockenberg, ihre volle Berufstreue weiterhin bewähren, kann deutsches Wesen auf theilweise Erhaltung seines dortigen Bereiches hoffen, welche doch dem russischen Staate nur Vortheile bringt. Deutsch versteht man ausgiebig im Kreise des Handelsstandes, welcher ja einen großen Bestandtheil der Stadtbevölkerung ausmacht. Davon zeugt auch die große Zahl eleganter Läden und das rührige Leben, welches man zu allen Tagesstunden auf den breiten, überall im Trottoir beschatteten Straßen wahrnimmt. In der baulichen Anlage finden wir das Auftreffen langer Straßen auf irgend ein monumentales Gebäude besonders erstrebt und unter letzteren eine hervortretende Mannichfaltigkeit der russischen Kirchenbauten, welche zwischen der farbenbelebten, vielkuppeligen Erscheinung Altmoskauer Formen und einer eigenartigen Renaissancekathedrale wechseln. Neueste Leistungen der Architektur reden zunächst von dem starken Verkehrsleben Odessa's: die Größe, Eleganz und vielgliedrige Einrichtung des Post- und Telegraphengebäudes kann sich mit jedem anderen auf dem Kontinent messen. Aber die dem Meere zugewendete Stadtfront erscheint wenig effektvoll: vom Schiffe aus würde man trotz eines in weißem Marmor herabschauenden griechischen Portikus keine so reiche Stadt auf der Höhe vermuthen. Letztere wurde am Meere links und rechts von Odessa mittelst hoher Absallstufen gleichsam gebrochen; besonders links oder südlich könnte man darthun, daß Auslaugungen ein Niedersinken der einstigen äußersten Randzone bewirkten. Längs der Stadt selbst aber führt in der Mitte eine riesige Freitreppe hernieder zu den Hafenabtheilungen, welche durch lange und überaus breite Dammbauten voneinander getrennt werden, aber nicht so mastenreich waren, wie man es vermuthen möchte. Ein großes Personen- und Frachtschiff führt uns von hier nach Sebastopol.

Zuerst jedoch kommen wir zu dem als ein Standort der Alliirtenflotte 1854 vielgenannten Eupatoria. Deutsche Landleute, welche im Inneren der Krim ansässig sind, bereiteten mich zwar auf dem Schiffe darauf vor, die Stadt als den Umschlagplatz eines reichen Ackerbaudistrikts zu erwarten; allein daß unser Dampfer volle sechs Stunden lang aus- und einladen werde, war bei der Passagierzahl von etwa 400 Köpfen eine ausreichende Erinnerung daran, daß wir ja im glücklichen Oriente seien, wo man von der Hast der vergänglichen Stunden sich seine Gemüthsruhe nicht rauben läßt. In lichter Rosabeleuchtung des Morgens dehnte sich Eupatoria längs der sanften Bucht aus, viel von Baumgrün größerer Gärten oder von Anlagen durchsetzt, von mehreren älteren Kuppelkirchen überschaut, von welchen namentlich die Sophienkirche durch die höchst geschmackvolle, reichliche Gliederung ihrer gesammten Außenseite als Rotunde ein vornehmer Bau in jeder Großstadt sein würde. Viele Gelegenheit und Aufforderung zur Beobachtung von Sitten und Aussehen der Leute bringt bekanntlich der Aufenthalt auf Passagierschiffen. Auch die vier Tage umfassenden Seefahrten dieser Reise brachten es mit sich, daß wir wiederum die Züge russischen, aber auch des mohammedanischen Wesens ins Auge faßten. Das Gutmüthige, Natürliche, fast Naive der Russen, ihre geringe Initiative zum Anknüpfen persönlichen Verkehrs mit ihresgleichen, besonders die Stille bei den Mahlzeiten, sodann die offenbar verwöhnende Devotion gegen die Frauen, obwohl sie in ihrer Weise des Auftretens hinter den unsrigen meistens zurückstehen, gleiche äußere Lebensstellung vorausgesetzt: derlei nahmen wir neben einer bemerkenswerthen Zurückhaltung in Bezug auf geistige Getränke auch diesmal wahr. (Der Russe trinkt nur infolge besonderer Veranlassungen stark.) Die dürftigeren Tataren und die durch gelbseidene Gewänder und Metalldiademe als wohlhabend erkennbaren Tatarinnen, welche unverschleiert ihre dunklen Augen und ihr intelligentes, ebenmäßiges Antlitz zeigten, erwiesen sich wie die Türken südlich der Donau durchweg als Leute selbstbewußter Sonderart, tadellos in all ihrem Benehmen. So gab es, trotz der Einförmigkeit dessen, was man vom Lande sah (eine graubraune Küste) und trotz des langen Ausbleibens von Sebastopol geistige Beschäftigung. Als wäre es dieser Stadt um einen denkbar vollständigen Effekt zu thun, tritt sie erst unmittelbar bei der Einfahrt in ihre große fjordartige Bucht vor das Auge, ein ergreifendes Bild, großartig und reich. Nach dem ersten Genusse der mancherlei Züge desselben fragt man sich: Warum wohl huldigen bei uns Lehrbücher und literarische Gewohnheit dem hohen Rang dieses Platzes so spärlich? Wenn man die Hafenbildung und die Höhen an den Ufern beschaut, wundert man sich lebhaft über die Kurzsichtigkeit jener Alliirten von 1854, die da glauben konnten, dieser sozusagen von der Natur befohlene Kriegshafen könne auf lange Dauer als solcher unbenutzt bleiben: eine lange Bucht tiefen Wassers mit so und so viel Nebenbuchten, völlig geschützt durch die steilen Höhen, in welche dieser Naturhafen tief eingesenkt worden!

Sein Hauptzug greift über 6 km von West nach Ost ins Land, größtentheils etwa 700—900 m breit, wobei etwa 1200 Schritte vom Eingang eine starke Bucht 2 km lang nach Süden einschneidet; von ihr wiederum zweigt die für die Kriegsmarine wichtigste nach Südosten ab. Eine unvergeßliche Gesammtheit von Eindrücken entzückt uns auf einer Kahnfahrt inmitten der Mündung der Südbucht! In dem lichtblauen ruhigen Wasser, unter der schimmerüberkleidenden Sonne der Levante eilen in großer Zahl kleinere Dampfer, Barkassen und Kähne in allen Richtungen hin und her, Regattaklubs üben sich, weißgekleidete Matrosen überbringen auf Dienstschiffen rasch ihre Aufträge an diesen

und jenen der Panzer, welche in ernstem Schwarz zu acht in gleichen Abständen vor Anker lagen, während in allen möglichen Uferabständen große, vorwiegend weiße Handelsfahrzeuge von starken Lichterbooten bedient werden. Den Haupteingang flankiren die großen, sorgfältig gebauten Forts von 1854 und ihre Kanonenreihen in Etagen; aber sogleich neben uns westlich lädt die stolze „Grafenreede“ ein, der Anlegeplatz der Personendampfer, ihm zunächst eine hohe Freitreppe, ober ihr ein krönender Portikus griechischen Stils, dazu bewohnte Gebäude von anmuthigster Architektur und der flott angelegte Park „Seeboulevard“, vor welchem das große Monument des Admirals Nachimov, als einer Bismarckfigur, die Plastik geschmackvoll vertritt. Hier an der Südbucht ziehen dann längs ihrer ganzen Westseite die farbenfrischen Stadtquartiere der bürgerlichen Kreise hin, welche den Hang und die Höhe bedecken, von einer beträchtlichen Zahl stattlicher orthodoxer Kirchen überragt. Drüben östlich aber bilden hohe Kasernen und militärische Amtsgebäude auf allen Höhenstufen, einfachere Vorstädte, dazu ländliche Anwesen, am Steilhange übereinander gereiht, alte und neue Befestigungswerke, dazwischen unten in der Richtung zum laubgrünen Maláchovgipfel eine große, luxuriöse Alexander-Newskikirche echt russischen Stils, weiter im Nordosten die von monumentaler Pyramide überragte Höhe des riesigen, gleichfalls reich bepflanzten Friedhofs der russischen Vertheidiger der Festung, dazu mehrerenorts die weißen Zelte von Truppenlagern — dies bildet Außentheile und vortretendere Einzelerscheinungen des mannichfaltigen Ganzen. Militärische Musik und die Töne der glockenreichen Kirchen bereichern noch besonders die von diesem Panorama geschaffene Stimmung. Die Stadt entspricht im Innern vollauf den äußeren Eindrücken: Wohlstand, gute Verwaltung und reges Vorwärtsstreben tritt dem Beobachter durchweg entgegen. Auch die Bewohner jener Häuschen auf der Höhe zum Großen Redan auf der Ostseite der Südbucht machen den Eindruck wohlbefriedigenden Daseins; sonst wären sie wohl weniger freundlich gegen den wandernden Fremdling. Von dort oben, wo ein schmuckloser, umfriedeter Obelisk der Stürme und Verluste der Engländer gedenkt, geht es nordöstlich zu der berühmtesten Kampfesstätte, dem Malachovhügel. Die Furchtbarkeit jener Kämpfe, den Todesmuth, welchen diese Truppen beweisen mußten, erkennt man wohl schon an der dichten Nähe der französischen Laufgräben und der Bastiongräben und Gegenlaufgräben der Russen. Noch jetzt sind diese Züge im zerwühlten Boden genügend erkennbar, wenn auch unzählige kleine Gruben und tiefe Risse in demselben einen chaotischen Eindruck machen. Erstere rühren wohl seltener von Geschützkugeln her als vom Sichbergen einzelner russischer Schützen. Durch die trostlose Sterilität dieser Höhen wurde die Forterhaltung des damaligen Zustandes begünstigt, und nur die fürsorgende Verschönerung der Malachovgipfelfläche durch wohlgepflegte Anlagen und durch das hohe Monument des gefallenen Admirals Kornilov änderte an demselben wesentlich. Vom Malachov-„Thurm“ ist noch der Unterbau dieser kleinen Redoute mit kasemattirtem Raum vorhanden; die größeren Befestigungen waren ja zu seinen beiden Seiten angelegt, sowie sich auch rückwärts solche anschlossen, die noch deutlich erhalten sind. Jedenfalls hatten aber die damaligen Geschütze zumeist eine geringe Tragkraft: heute würde der Malachov von der im Süden sich anschließenden nahen Plateauhöhe ausgiebig „eingesehen“. Diese wird zwar weiter südlich durch niedrige, dünnstehende Bewaldung um ein Weniges belebter, besitzt aber allenthalben für Truppenbewegungen den Nachtheil, wie überhaupt der Westen der Krim, von steilen, schluchtartigen Trockenthälchen durchzogen zu sein, welche in die Meeresbuchten bei Sebastopol enden, etliche auch zur Tschornaja hin, deren Thal in die Hauptbucht mündet. Daß diese „Gründe“, welche nur etwa durch die Schärfe ihres Querprofils an die Thälchen gleicher Benennung in der Sächsischen Schweiz erinnern, nicht von höherem geologischen Alter sind, ergibt sich schon aus dem erwähnten Querprofile und dem Zutagetreten der wagrechten Kalkbänke. Wir haben eben auch hier eins der vielen Zeugnisse, daß in der rezenten Zeit das Grundwasser in unsrer gemäßigten Zone sank, weil die Verwitterung senkrecht fortschreitet. Daher ist es ein besonders opferheischender Erfolg, daß die Militärverwaltung hier jenseits der großen Bucht oder über deren Nordosten jenen berühmten Friedhof zu einer Stätte üppigen Baumwuchses umzugestalten und als solche aufs beste zu erhalten wußte. Nirgends wird den ruhmreich zu Zehntausenden gefallenen Kriegern eine würdigere und größere Ruhestätte bereitet werden können. Alle Arten großer und kleinerer Monumente und Grabsteine, die mannichfachsten Laub- und Nadelbäume unsrer Zone wirken hier zusammen, um eine Sehenswürdigkeit zu schaffen, welche bei dem patriotischen Russen Wehmuth und Stolz, beim fremden Besucher befriedigte Hochachtung vor dieser Pietät hervorzurufen pflegt. Die von unten als schlankere Pyramide vermuthete Krönung der grünen Höhe aber erweist sich in Wirklichkeit als das spitze Dach einer großen Kapelle, deren Inneres in votnehmster Ausstattung äußerst geschickt gegliedert ist, um zahlreiche Verzeichnisse der Gefallenen vortheilhaft bieten zu können. Von der „Freiung“ außen um diese Kapelle überschaut man fast alle kriegerisch wichtig gewesenen Punkte, an welchen die hier oben Bestatteten fielen, auch Stadt und Hafen und einen Theil des Meeres, welches damals die Flotte jener beiden Admirale meiden mußte, deren Heldenmuth auf den Bastionen Sebastopols die schon erwähnten Monumente verherrlichen. Vor dem Verlassen des ergreifenden Lagers der grand army, welches die Russen „Bruderfriedhof“ nennen, grüßen wir mit wärmerer Empfindung das hochragende Grabmal Todtlebens, ohne dessen deutsche Geistesarbeit die Kriegsgeschichte Rußlands um zwei ihrer ruhmvollsten Zeugnisse ärmer sein würde. Den Franzosen und Engländern aber war damals außer den Anforderungen schwerer Kämpfe aller Art und steter Arbeiten auf dem theilweise nur seicht von Boden bedeckten Kalkplateau um die Stadt auch noch auferlegt, den Kontrast zwischen dieser deprimirenden Landschaft und der reichbegrünten, bestkultivirten Heimath zu empfinden. Erst das Tschornaja-Thal mit seinem frischeren Grunde, mittelalterlichen Bauresten von Inkierman, kleinen und größeren Nischenhöhlen, zum Theil mit kleinen Klostergebäuden besetzt, auch etlichen etwas anheimelnden Einzelanwesen unten würde auf der Nordseite des besetzten Terrains manchen Reiz geboten haben, wie man im Süden durch die so effektvolle Fjördbucht von Balaklawa und an dem westlicher gelegenen Georgs-Kloster den Anfang der landschaftlichen Vorzüge dieser südlichen Uferregion der Krim genießen konnte. Die genannten beiden Oertlichkeiten bilden einen besonderen Schmuck für das Gebiet um Sebastopol und werden auch von dort her viel besucht. Bei dem Kloster, wo der Hochrand der Halbinsel bereits etwa um 140 bis 150 m über das Meer gehoben ist, wird sowohl durch die Abstürze des dunklen Eruptivgesteins und dessen Spitzpyramiden, welche aus dem Meeresspiegel und am jähen Hange aufragen, als auch durch das Tiefblau und die Ruhe des Wassers in der geschwungenen Bucht, dann durch die oben an der Höhe stufenweise vertheilten Baulichkeiten des Klosters, auch durch einige Anwesen am Abstiege ein fesselndes Bild zusammengesetzt. Man versteht es, daß schon die antiken Pontusfahrer den Ort durch einen Diana-Tempel auszeichneten, wie sodann bereits 891 n. Chr. eine tiefe Höhlenkapelle für die Mysterien der orientalischen

Kirchenlehre hier eingerichtet wurde. Letzteres verzeichnet eine neue Mosaikarbeit in dieser 1891 reich renovirten Wallfahrtsstätte, an welcher ich auch Russen des Beamtenstandes freigebig spenden sah (für unsre Begriffe). Doch macht das Kloster selbst, die für den regelmäßigen Kultus benutzte Hauptkapelle am weiten Hofraum des Ganzen, dazu die Kleidung der Mönche und die Geräthe des Bewirthungstischs nicht den Eindruck reicher Vermögensumstände. Was weiter ostwärts die Krim so berühmt macht, die immergrüne südländische Strauch- und Baumwelt, die großen, farbenprächtigen Blumen und Blüthen, das saftige Grün der Weinpflanzungen, Obstbäume aller Art, Gärten und Villen: dies tritt seinen Anfängen nach schon im breiten nördlichen Beginn des Thals von Balaklawa, nämlich bei dem Dorf Kadiköi ins Auge, auch bei dem Buchtorte selbst. Dessen mannichfach farbige Anwesen heben sich lebhaft ab von dem helleren Blau der Wasserfläche innerhalb der beiden mattgrauen, steinbesäten Steilhänge. Diese tragen jedoch noch einen besonderen romantischen Zug durch die Ruinen starker Befestigungsbauten aus früheren Jahrhunderten und durch die einer wuchtigen Burg, welche den schmalen Eingang am weiten Pontus beherrschte.

Mittheilungen und Nachrichten.

Psychologie der Veränderungsauffassung. Von L. William Stern, Privatdozent der Philosophie an der Universität Breslau. Breslau, Preuß u. Jünger, 1898. (V, 264 S.) — Die Thatsache, daß wir außer und an uns beständig die mannichfachsten Veränderungsreihen ablaufen sehen, diese im Grunde elementarste Erfahrung, bot der philosophischen Betrachtung von jeher mancherlei Probleme; es sei nur an das bekannte Philosophem der Eleaten in Bezug auf räumliche Veränderungen, an den Gegensatz zwischen ruhendem Sein und Wechsel der Erscheinungen, oder an die verschiedenen naturwissenschaftlichen Veränderungsbegriffe (Umsetzung „Werden", Entwicklung u. s. f.) erinnert. Die psychologische Seite der Sache, also die Beschreibung der Vorgänge und Gesetzmäßigkeiten, die bei der Wahrnehmung und Auffassung von Veränderungen zutage treten, ist dagegen, wie so oft bei „selbstverständlichen" Vorgängen der Fall, bisher nur wenig beachtet und wohl noch nie besonders bearbeitet worden. Sterns selbständige und inhaltreiche, auf gründlicher prinzipieller und experimenteller Untersuchung beruhende Arbeit liefert, indem sie „Wesen, Ursprung, Maß und Gesetz der Veränderungsauffassung zu erforschen" sucht, zu den hier vorliegenden Problemen eine Reihe werthvoller Ergebnisse und Anregungen; insbesondere dürften gegen seine prinzipiellen Anschauungen wohl kaum ernstliche Einwände erhoben werden können. Das Buch zerfällt in einen der „qualitativen" und einen der „quantitativen" Untersuchung gewidmeten Theil; der erstere sucht allgemein die Bewußtseinselemente bei der Veränderungswahrnehmung aufzuzeigen, der zweite hat die „Feinheit der Veränderungsauffassung", bezw. deren Bedingungen und exakte Messung zum Gegenstand. Ausgangspunkt des prinzipiellen Theils ist die Statuirung, daß es zur Wahrnehmung einer Veränderung nicht erst einer indirekten (durch Erinnerung ermöglichten) Vergleichung zeitlich auseinanderliegender Phasen bedarf; vielmehr kann es zur Wahrnehmung einer Veränderung (wenn auch nicht nothwendig zur Erkenntniß ihrer Richtung) schon innerhalb der „psychischen Präsenzzeit" kommen, d. h. innerhalb der kleinsten Zeitstrecke, deren Inhalt das Bewußtsein als eine Einheit aufzufassen vermag. Diesen kleinsten Einheiten, z. B. kurz andauernden Sinnesempfindungen, kommt nach Stern schon entweder „Konstanzcharakter" oder „Uebergangscharakter" zu; in letzterem Sinne spricht Verfasser von „Uebergangsempfindung"; später wird diese — und gewiß mit Recht — jenen sekundären psychischen Realitäten zugezählt, die Ehrenfels als „Gestaltqualitäten", Meinong als „fundirte Inhalte" bezeichnet. Der zweite Theil enthält eine große Anzahl Untersuchungen über die „Feinheit der Veränderungsauffassung" für die Sinnesgebiete, für die der Verfasser das Dasein von „Uebergangsempfindungen" annimmt; methodologisch beachtenswerth erscheint dabei der Versuch, den Grad der Urtheilssicherheit seitens des Reagenten für die Bestimmung der Unterschiedsempfindlichkeit zu verwerthen. Seine Versuche über die Wahrnehmung von Tonveränderungen haben den Verfasser zur Konstruktion eines sehr sinnreichen Apparats zur Erzielung gleichmäßiger Aenderungen von Tonhöhen geführt, der sich auch für weitere physikalische und psychophysische Messungszwecke geeignet erweisen dürfte. Wenn den Psychophysiologen häufig, und nicht durchaus mit Unrecht, zum Vorwurf gemacht wird, daß sie zumeist Dinge zutage fördern, die man im Grunde auch ohne diese statistische Bestätigung schon gewußt habe, so widerlegen die Stern'schen Ergebnisse diesen Vorwurf in seiner Allgemeinheit: daß langsame Empfindungsänderungen unter Umständen besser, und zwar erheblich besser, wahrgenommen werden als rasche, ist gewiß auf den ersten Blick überraschend; ebenso konnte z. B. der Nachweis, daß die Netzhautperipherie sich in Bezug auf Veränderungswahrnehmungen anders verhält als das Netzhautzentrum, nicht anders als durch das Experiment erbracht werden. Man braucht nicht allen Anschauungen und Folgerungen des Verfassers beizupflichten, um der Psychologie doch das häufigere Erscheinen solcher Monographien zu wünschen.

Erlangen. Karl Schneider.

Thierbeobachtungen und Jagdgeschichten aus Ostafrika. Von Fritz Bronsart v. Schellendorf. 154 Seiten. Berlin, Deutscher Kolonialverlag, G. Meinecke. — Der Herausgeber, „Afrikaner" und selbst Fachmann, hat dem Werkchen ein Vorwort vorausgeschickt, in dem er mit Recht auf den bisherigen Mangel an anregender Jagdlektüre in der deutschen Literatur, im Gegensatz zur englischen, hinweist. Und doch böte gerade dieses Gebiet an Stelle des lange ersehnten und immer noch nicht vollkommen erreichten „Kolonialromans" ein vorzügliches Mittel, das Interesse weiter nichtfachwissenschaftlicher Kreise, insbesondere der Jugend, auf unsre Kolonien zu lenken. Und hierin, mehr als in der zoologischen Bereicherung, erblicken wir den Hauptwerth der locker zusammengefügten Skizzen, und bedauern nur, daß der Verfasser nicht zu einem umfangreicheren, besser gegliederten Buch, womöglich mit guten Abbildungen, die Zeit gefunden hat — eine Aufgabe, zu welcher er, wie seine bisherigen Veröffentlichungen zeigen, sicherlich wie nicht leicht ein Anderer geeignet wäre. — Die Bestrebungen des Verfassers hinsichtlich der Wildpflege und Thierzucht sind anderwärts schon hinreichend bekannt und seine Wünsche hinsichtlich eines gesetzlichen Wildschutzes in Deutsch-Ostafrika zu berechtigt, als daß sie nicht über kurz oder lang eine befriedigende Erledigung fänden. r. h.

* Zu unsrer dem Andenken **Ludwig Purtschellers** gewidmeten Notiz in Nr. 57 der Beilage erhalten wir von einem früheren Schüler des Verstorbenen folgende, das Lebensbild des wackeren Mannes in schöner Weise ergänzende Zuschrift:

„Sie rühmen mit Recht den Verstorbenen als hervorragenden Alpinisten, aber neben seinen Leistungen als Bergsteiger verdienen noch andere Seiten seines Wesens der Vergessenheit entrissen zu werden. Purtschellers Hochtouren waren keineswegs von Eitelkeit und modernem Alpensport eingegeben, sondern sie waren ein Ergebniß seines zielbewußten Strebens nach allseitiger, harmonischer Ausbildung der körperlichen Kräfte. Es wird nicht viele Zeitgenossen geben, welche auf allen einschlägigen Gebieten mit gleicher Energie dem Ideal vollkommenster Gewandtheit zustrebten und ihm überall so nahe kamen. Denn Purtscheller huldigte nicht bloß der gefährlichen Hochtouristik und, wenn es Zeit und Amt nicht anders gestatteten, auch, von reinster Naturfreude getragen, dem bescheidenen Bergsport, sondern er war auch ein unermüdlicher und an Eleganz der Bewegung kaum zu übertreffender Turner und Schlittschuhläufer. Unbeirrt von gesellschaftlichen Vergnügungen, die sich bei Anderen so gerne mit dem Sport vermengen, ihm aber gänzlich fern lagen, übte er seine Muskeln mit eisernem Fleiße und wußte jene wahrhaft künstlerischen Formen zu erreichen, deren Anblick dem Fachmann wie dem Laien ästhetischen Genuß bereitet. Und wie er unausgesetzt an seiner

eigenen körperlichen Ausbildung arbeitete, so versäumte er auch keine Gelegenheit, bei seinen Schülern für diesen Gedanken, der ihn so ganz erfüllte, Verständniß und Begeisterung zu wecken. Sein Beispiel und seine vollständige Hingabe an den Gegenstand machten ihn zum vortrefflichsten Lehrer im Turnsaal der Schule und darüber hinaus. Unvergeßlich ist uns, wie er mit seiner hellen klaren Stimme und mit einer Wärme, die vom Herzen kam, in feierlicher Ansprache mahnte, neben aller anderen Weisheit der Alten auch des schönen „mens sana in corpore sano“ nicht zu vergessen, unvergeßlich auch seine Freude, wenn er bei zufälligem Zusammentreffen auf Ausflügen und Bergfahrten sich überzeugen konnte, daß trotz allen Bücherkrams auch bei der Jugend Sinn für die Schönheit der Natur zuhause war. So gebührt Purtscheller nicht bloß als Alpinisten ein bleibendes Andenken. Höher zu stellen, als manche der hohen Spitzen, die er bezwungen, ist wohl sein unausgesetztes Ringen nach körperlicher Vollkommenheit und die vorbildliche Wirkung seines edlen Strebens.

Wien. Dr. W. Erben.“

* **Berlin.** Dr. Eduard Buchner, der als Nachfolger Professor Fleischers die Professur für Chemie an der hiesigen Landwirthschaftlichen Hochschule übernommen hat, ist als Privatdozent in den Lehrkörper der hiesigen Universität eingetreten. Buchner ist insbesondere durch wichtige Forschungen zur Lehre von der Gährung bekannt geworden. Vor seiner Berufung nach Berlin war er Professor in Tübingen.

* **Göttingen.** Zum außerordentlichen Professor für Aegyptologie an der hiesigen Universität ist der Privatdozent Dr. Kurt Sethe in Berlin ernannt worden.

* **Greifswald.** Der außerordentliche Professor der Medizin Dr. Paul Strübing ist zum ordentlichen Professor und Direktor der Poliklinik ernannt worden.

* **Wien.** Am 4. März starb hier der Vizedirektor der Hofbibliothek, Dr. Alfred Göldlin v. Tiefenau, im Alter von 66 Jahren. Er war einer der letzten Sprossen des alten schwäbischen Geschlechts der Göldlin. Der Wiener Hofbibliothek hatte er seit 30 Jahren angehört. Als ausgezeichneter Kenner der Inkunabeln und der Handschriftenliteratur genoß er in den Fachkreisen großes Ansehen.

-bra. **Stockholm,** 7. März. Belohnungen für aufgefundene Ueberreste der Andrée'schen Expedition. Die Leitung der „Svenska sällskapet för antropologi och geografi“ trat vor einiger Zeit der schwedischen Regierung mit dem Ersuchen näher, daß allen Seefahrern, welche sich um die Auffindung von Ueberbleibseln der Andrée-schen Polarexpedition verdient gemacht haben, aus öffentlichen Mitteln eine angemessene Belohnung zuerkannt werden möge. Besonders befürwortete die genannte Gesellschaft, daß eine derartige Prämie an den Führer des norwegischen Waljägers „Alken“, Kapitän O. Hansen, der bekanntlich am 15. Juli 1897 eine von Andrée abgesandte Brieftaube erlegte und heimschickte, verabfolgt würde; ferner seien der Harpunir Olsen und Kapitän L. P. Ask, die am 11. September vorigen Jahres gemeinschaftlich die sogenannte große Polboje auf König Karls-Land auffanden, zu berücksichtigen, sowie endlich der isländische Fischerknabe, welcher am 14. Mai 1899 im Kollafjord auf Island eine der kleineren Polbojen in Sicherheit brachte. Die Regierung hat dem an sie gerichteten Ersuchen stattgegeben und veranlaßt, daß den beiden vorgenannten Kapitänen je ein werthvolles Marineglas mit entsprechender Inschrift zuertheilt wurde; dem Schiffer Ask wurde außerdem in Ansehung des Zeitverlustes, der ihm aus der amtlichen Seeverklarung in Hammerfest erwuchs, eine Geldentschädigung von 100 Kronen zuerkannt. Der Harpunir Olsen, welcher die große Polboje auffand, erhielt 50 Kronen und der isländische Fischerknabe 25 Kronen angewiesen. Da es nicht ausgeschlossen erscheint, daß weitere Funde von Resten der Andrée'schen Expedition in den nächsten Sommern gemacht werden, hatte die Geographische Gesellschaft noch beantragt, daß auch für die Zukunft entsprechende Mittel bereit gestellt werden möchten, um die arktischen Seefahrer zu neuerlichen Nachforschungen an den geeigneten Stellen zu ermuthigen. Die Regierung hat sich diesem Antrage insofern willfährig erwiesen, als sie einen Spezialanschlag von rund 1000 Kronen bereit stellte, aus welchem die Fundprämien für kommende Gelegenheiten gezahlt werden sollen. Doch behielt sich die Regierung vor, die Höhe der einzelnen Beträge von Fall zu Fall selbst festzustellen. Die Anthropologisch-Geographische Gesellschaft hat in Verfolg dieser Bewilligung seitens der Regierung eine Kundgebung in Aussicht genommen, laut welcher alle das nördliche Eismeer besuchenden Seefahrer gebeten werden, sich im Interesse einer endgültigen Lösung des mit dem Verlauf der Andrée'schen Expedition verknüpften Räthsels um die Ermittelung von Ueberresten der verunglückten Expedition auf ihren demnächstigen Fahrten zu bemühen. Die Nachforschungen haben sich keineswegs auf die Polboje mit ihrem allerdings besonders schätzbaren Inhalte von Depeschen und schriftlichen Mittheilungen aus Andrée's Hand zu beschränken, sondern erstrecken sich überhaupt auf alle Gegenstände und Ueberbleibsel, die vom Polarmeer angespült, bezw. aufgeschwemmt worden sind. Wesentlich erleichtert wird die spätere Identifizirung der aufgefundenen Sachen dadurch, daß fast sämmtliche Ausrüstungsgegenstände mit der ausdrücklichen Bezeichnung „Andrée's Polarexpedition 1896“ (die Abfahrt des „Oernen“ verzögerte sich bekanntlich um ein Jahr und das Datum wurde später nicht abgeändert!) versehen sind. Die kleineren Ausrüstungsgegenstände — wie z. B. Konserven, Geräthe 2c. — sind zudem so eingerichtet, daß sich dieselben schwimmend an der Oberfläche des Wassers erhalten. Hieraus ergibt sich, daß die Zahl der auffindbaren Ueberbleibsel eine relativ recht große sein dürfte, sofern beim Untergang des „Oernen“ nicht ganz besondere Umstände obgewaltet haben. Als Fundstellen kommen nicht allein die arktischen Inseln des Archipels von Spitzbergen, König Karls- und Franz Josephs-Land in Betracht, sondern überhaupt die Eismeerlisière der europäischen und amerikanischen Nordküste. Man würde aus einer möglichst vielseitig zusammengesetzten Kollektion von Andrée'schen Fundobjekten auch schätzbare Anhaltspunkte für die Golf- und Strömungsverhältnisse im Bereich des arktischen Ozeans zu erwarten haben. — Was die gewährten Fundprämien anbetrifft, so dürfte noch hervorzuheben sein, daß außer der offiziellen Belohnung jedem der obengenannten Seefahrer von den Freunden und Verwandten Andrée's schon früher beträchtliche Entschädigungen für gehabte Mühe zugewandt worden sind.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. R. Leonhard: Die Hauptziele des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Vorträge in volksthümlicher Fassung. Breslau, J. U. Kern (Max Müller) 1900. — Friedr. Paulsen: Kants Verhältniß zur Metaphysik. Berlin, Reuther u. Reinhard 1900. — Karl Vorländer: Kant und der Sozialismus, unter besonderer Berücksichtigung der neuesten theoretischen Bewegung innerhalb des Marxismus. Ebd. 1900. — H. v. Preuschen: Vom Mondberg. Erlebte Gedichte. Zürich, Cäsar Schmidt 1900. — Leo Hildeck: Herbstbeichte. Ein Liebesroman. Berlin, Leipzig, Schuster u. Loeffler 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Jakob Grimms Deutsche Rechtsalterthümer.[1]

Von Felix Dahn.

Vor 46 Jahren war's, da führte mich mein großer Lehrer Konrad v. Maurer zu München in die Vorhalle des germanischen Alterthums, indem er mich auf Jakob Grimm verwies.

Mit meinen „Blutkreuzern“ (wie man an der Isar spricht) erstand ich, zu Anfang der Herbstferien, August 1853, ein 19jährig Studentlein, bei dem allzeit so langen Zahlungsaufschub gutmüthig gewährenden Hrn. Christian Kaiser in der Residenzstraße zu München die beiden Bände „Deutsche Mythologie“ und den Band „Rechtsalterthümer“, steckte sie in meinen Ranzen — viel anderes war nicht darin! — und wanderte zu Fuß und allein an den Walchensee, den mir lang vertrauten, wunderschönen, und in dessen — damals! — märchenhafte Einsamkeit. Bei dem „Jäger am See“ — so mein' ich, hieß das Häuslein — in Urfeld fand ich Herberge.

Etwa vier Wochen blieb ich da, zuweilen in den See fahrend, Bürschlinge zu fangen und so ein wenig Abwechslung in die täglich gleich wiederkehrende Verpflegung zu bringen. Aber die übrige Zeit verbrachte ich bei Jakob Grimm und seinen beiden herrlichen Werken. Diese einsamen Wochen sind entscheidend geworden für mein ganzes Geistesleben: ja, für das ganze: in der Dichtung nicht minder als in der Forschung. Denn angemessener noch als in dem niedrigen, schmalen Kämmerlein las sich's von Göttern und Geistern, aber auch vom „echten Ding“, von „Rachinburgen“ und „Schöffen“ unter der alten Mal-Eiche draußen im Freien, auf dem weichen Waldmoos der Uferhänge neben dem knorrigen Wurzelwerk, das bis in den grünschillernden See sich reckte. Die Wirkung der „Deutschen Mythologie“ auf meine Einbildungskraft in solcher Umgebung ist anderwärts (Erinnerungen, II, 1891, vergl. II, 1892, S. 103) geschildert: hier genüge die Bemerkung, daß die „Rechtsalterthümer“ von da ab meine unentbehrliche Rüst- und Waffenkammer für Rechtsgeschichte und Poesie geworden und geblieben sind.

Bald darauf durfte ich mit dem Meister in brieflichen Verkehr treten. In der Folge theilte er mir die Aufgabe zu, Aventin für das „Deutsche Wörterbuch“ auszuziehen, Sammlungen, die später Freund Lexer, der allzu früh verlorene, verwerthet hat.

Die nächsten beiden Auflagen des 1828 — mit der herrlichen Vorrede! — erschienenen Werkes von 1854 und 1881 sind unveränderte Abdrücke gewesen: erst jetzt haben zwei hervorragend tüchtige jüngere Gelehrte, Andreas Heusler in Berlin und Rudolf Hübener in Bonn, es übernommen, eine erheblich erweiterte Ausgabe herzustellen, einmal aus handschriftlichen Nachträgen, mit denen der Verfasser sein Handexemplar ausgestattet, dann aus dem in dem „Grimm-Schrank“ der kgl. Bücherei zu Berlin gefundenen Quartband, den sein Brief vom 14. Dez. 1828 mit den Worten erwähnt: „Zweihundert Seiten Nachträge habe ich schon, noch warm vom Schmieden, zusammengeschrieben, die ebenso gut wie das andere hätten gedruckt werden können“; „es sind 274 Seiten, wovon manche nicht völlig, manche um so enger beschrieben.“[1] Weiteren Stoff haben die Herausgeber nicht herangezogen; zwar wäre aus dem reichen handschriftlichen Nachlaß noch sehr vieles einzuverleiben gewesen, „ja, es wäre nur ein kleiner Theil übrig geblieben, der nicht irgendwo in diesem vielspeicherigen Schatzhause seine Stelle finden konnte“ (ein hübsches, ganz im Sinne Jakobs gedachtes Bild), aber man wollte nicht die Maßverhältnisse der ersten Anlage verwischen. Man kann dies billigen und doch den Wunsch hegen, diese Nachträge nicht für immer vergraben zu wissen: freilich müßte man Art und Umfang der Aufzeichnungen kennen, um zu beurtheilen, ob sie etwa in Gestalt eines „Anhangs“, geordnet nach den sechs Büchern des Hauptwerkes, zusammengefaßt werden können: eine Frage, deren Erwägung den hochverdienten Herausgebern wohl ans Herz zu legen ist.

Ja, den hochverdienten! Denn würdig des unschätzbaren Hortes an Wissen, Geist, Gemüth und Poesie, den der Meister in diesem Werk seinem deutschen Volk gehäuft hat, ist die scheuvolle Hingebung, mit der sich die Beiden in ihre Aufgabe versenkt haben, liebevoll auch auf das Kleinste treue Sorge wendend, wie aus dem genauen Rechenschaftsbericht erhellt, der pp. XXIII—XXVII über die müheschwere Arbeit vorausgeschickt wird. Jener Quartband ist der Hauptmasse nach in der Zeit gleich nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe niedergeschrieben worden, wie die Gleichmäßigkeit der Züge und der Tinte zeigen, in zusammenhängendem Fluß, auf Grund der bereitliegenden Auszüge. Die Bemerkungen in dem Handexemplar dagegen vertheilen sich ziemlich gleichmäßig von 1828—1863: „sie zeigen Grimms Handschrift auf den wechselnden Stufen, von den zeichnerisch klaren, formfrohen Linien des beginnenden Vierzigers bis zu den zusammengezogenen Grundschriftkurven des Greises.“ Dieses Handexemplar läßt am deutlichsten erkennen, wie die Rechtsalterthümer ihrem Verfasser nie aus den Augen entschwanden; er selbst sagt in der Vorrede zur zweiten Ausgabe 1854: „Unter allen meinen Büchern habe ich keine mit größerer Lust geschrieben als die ‚Rechtsalterthümer‘, den ‚Reinhart‘ und die ‚Geschichte unsrer Sprache‘. Denn ‚Grammatik‘ und ‚Wörterbuch‘ überschreiten das Maß, das sich ein arbeitsamer Mensch

[1] „Deutsche Rechtsalterthümer“ von Jakob Grimm. Vierte vermehrte Ausgabe. Besorgt durch Andreas Heusler und Rudolf Hübner. Band I u. II. Leipzig, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). pp. XXXIII, SS. 6. 75, 723.

[1] Werthvolle genauere Berichte über diese Nacharbeit Jakobs an seinem Lieblingswerk brachte schon 1895 die Schrift Rudolf Hübeners: „Jakob Grimm und das Deutsche Recht“. Göttingen.

setzen kann, der ihnen nicht ausschließlich verfallen will. . . . Die ‚Rechtsalterthümer‘, schon vor 26 Jahren ausgegeben, behutsam niedergeschrieben und mit mehr Nachsicht, (!) als ich erwartet hatte, auch von den Rechtsgelehrten aufgenommen, sind mir so lange Zeit nie aus den Augen entschwunden, und für sie wurde die mühevolle Sammlung der ‚Weisthümer‘, die einen Schatz von neuen Aufschlüssen enthalten, freudig angelegt: das ganze Werk würde nun ein anderes und volleres Aussehen gewinnen, könnte ich Hand daran legen.“ Auch unter der „Zwingherrschaft“ des Deutschen Wörterbuches wurden die Rechtsalterthümer immer wieder hervorgeholt und bereichert. Die Herausgeber erklären und rechtfertigen ihr Verfahren in umständlicher, vollüberzeugender Weise und in einer anmuthigen Sprache, deren Bilder häufig an die Schule des Meisters selbst gemahnen: „Von den genannten Aufzeichnungen haben wir alles herübergenommen, was uns verwendbar erschien . . . im ganzen, scheint es uns, haben wir eher zu viel als zu wenig über die Schwelle gelassen: der Leser wird auf Nachträge treffen, deren Berechtigung nur in der Pietät gegen ihren Sammler gefunden werden kann,“ womit man gewiß einverstanden sein wird. Hochverdienstlich ist die gar mühevolle Arbeit, die auf Ergänzung und Ausfüllung Grimm'scher Ausführungen, die nur den Fundort angeben, ohne die Stelle auszuschreiben, verwendet wurde. „Die Liebe, womit Jakob Grimm seinen Gegenstand umfaßte, äußert sich aufs fühlbarste in der persönlichen, empfundenen Stilisirung, die er seinen handschriftlichen Nachträgen verlieh. So manche der eigenen Bemerkungen, auch wenn sie inhaltlich nicht gerade von großem Gewicht ist, hat er in seiner zierlichen Sprache hingeschrieben, als gelte es, dem auftauchenden Gedanken gleich auch die bleibende Form zu finden. Und gar oft leitet er einen sachlichen Quellenbeleg mit einer kurzen Wendung ein, die nur ihm so eingefallen wäre“; ja wahrlich, von ihm kann man sagen, wie von jedem großen Schriftmeister: „Der Stil ist der Mann.“

Am Schluß ihres Vorwortes sagen die Herausgeber: „Mit den Deutschen Rechtsalterthümern schließt die Reihe von Jakob Grimms großen Hauptwerken, denen nunmehr die vom Meister selbst angesammelten Schätze auf den Weg mitgegeben sind. Die Herausgeber sprechen den Wunsch aus, „mit ihrer Arbeit hinter der gestellten Aufgabe nicht allzu weit zurückgeblieben zu sein, und so viel an ihnen lag, dazu beigetragen zu haben, daß dem ehrwürdigen und noch immer von Lebenskraft erfüllten Werk die thronende Stellung in der Wissenschaft vom Deutschen Alterthum erhalten und gefestigt werde“: — die getreuen Werkleute mögen sich der Zuversicht getrösten, daß ihnen die Wissenschaft für ihre gewissenhafte Mühung zu tiefem Dank verpflichtet ist: die pietätvolle Gesinnung, mit der sie an ihre hohe Aufgabe heranschritten, hat sich mit schönstem Gelingen belohnt.

* * *

Man könnte ein Buch schreiben über die hohe Bedeutung jeder der sieben Abtheilungen des Werkes, die eine Fülle von Stoff und von Verarbeitung mit je einem gewaltig umfassenden Wort unter sich begreifen wie sieben mächtige Dächer großartigster Scheunen für goldene Aehren: „Einleitung“, „Stand“, „Haushalt“, „Eigenthum“, „Gedinge“, „Verbrechen“, „Gericht“. Und wahrlich, nicht nur für das Recht, für die gesammte Kulturgeschichte von der Urzeit bis herab zur Gegenwart finden sich hier unerschöpfliche Schätze gehäuft: so für alle Zeitabschnitte und alle Gebiete der Volkswirthschaft: Werke wie die v. Inama-Sterneggs und Meitzens sind undenkbar ohne die Grundlagen, welche die Rechtsalterthümer geschaffen haben.

Wir wollen hier aber eine andere Seite der reichen Anlagen des Meisters berühren: seine dichterische Begabung. Er soll kaum jemals ein paar Verse geschrieben haben: aber nicht ums Versemachen handelt es sich dabei: ist es auch eine herausfordernde Uebertreibung, zu sagen, Raffael wäre ein großer Maler geworden, auch wenn er ohne Hände wäre geboren worden, so gilt doch ein ähnlicher Gedanke für Jakob Grimms Verhältniß zur Poesie. Die thörigen Leute, die dem „trocknen“ Recht die Poesie absprechen, haben einfach nicht genug gelernt, nicht im Recht und nicht in der Aesthetik: so wenig wie des Humors, darbt unser altes Recht der Poesie: d. h., richtiger gesagt, unser Recht in seiner Jugend; denn von dem Recht gilt dasselbe, was von der Sprache: je jünger, desto formenreicher und lebendiger, desto sinnbildlicher sind beide.

So ist denn gerade auch die Sprache des Rechts (im weitesten Sinn von Sprache = Ausdruck überhaupt) in der Jugendzeit des Volkes wunderbar reich an Formenfülle, an Bilderschmuck, an Zeichen und Symbolen. Gleich die Einleitung der Rechtsalterthümer bringt auf mehr als 300 Seiten eine überwältigende Menge der prachtvollsten Formen, Formeln, Maße, Zeichen und Symbole. Jakob eignete nun eine geradezu wunderbare Feinfühligkeit für das Poetische in allen solchen Dingen: nicht nur seine herrliche „Deutsche Mythologie“ weist hierin ihre schönste Schönheit und tiefste Weisheit — auch in dem spröderen Rechtsstoff weiß er überall die geheim verborgenen Goldkörner des Poetischen herauszufühlen. Daß er dabei völlig frei ist von aller nebelhaften Phantasterei, versteht sich bei dem weisen Muster strengster Schulung von selbst: die Unwahrheit und Künstelei, an der gleichzeitig mit Grimms Forschung gar manche Romantiker kranken, ist dem durch und durch Gesunden, Einfachen, Wahrhaftigen entgegengesetzt wie Giftgebräu edlem Wein. Wie dereinst den Neunzehnjährigen, begeistert und entzückt mich noch heute der Genuß jener echtesten Poesie, die Jakob Grimm aus der Tiefe der germanischen Volksseele geschöpft hat. Und die gleiche Labsal für Gemüth und Phantasie hat der Herrliche Unzähligen bereitet — neben der wissenschaftlichen Schulung in Sprache, Recht, Götterglaube, Brauch und Sitte. Dank und Segen seinem Andenken immerdar!

Der Baumkultus.

Von Gräfin Ersilia Caëtani-Lovatelli.

I.

Das weihevolle Gefühl, das die geheimnißvolle Stille der Wälder in unsrer Seele erweckt und die Verehrung für gewisse Bäume, vor allem für die, welche der Menschheit als nützlich und heilsam galten, war bei allen alten Völkern vorhanden und äußerte sich meistens in Form eines besonderen Kultus, dessen Andenken uns nicht nur durch die Ueberlieferung, sondern auch durch Schriftsteller und Denkmäler erhalten ist.

Besonders berühmt sind der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntniß, die eine so große Rolle in der Geschichte vom Sündenfall spielen und von denen alle Erzählungen vom Paradiese reden. Die Genesis scheint an einigen Stellen von zwei Bäumen zu sprechen, dem Baume des Lebens und dem Baume der Erkenntniß, an anderen Stellen nur von einem, der jedoch die Attribute der beiden in sich vereinigt und in der Mitte des Gartens Eden steht. Den ersteren finden wir in der Offenbarung Johannis am „Strom des Lebens“ wieder, der durch das neue Jerusalem fließt; er bringt allmonatlich eine Frucht hervor und seine Blätter dienten „zur Gesundheit der Heiden“.

Semiten und Arier kannten gleicherweise den Baum des Himmels, den Baum des Lebens und den der Erkenntniß, von denen der erste als Früchte die glühenden und leuchtenden Körper im All, der zweite einen Trank hervorbringt, der die ewige Jugend verleiht, und der dritte schließlich die Prophetengabe und Allwissenheit schenkt, weßhalb man behaupten kann, daß letzterer große Aehnlichkeit mit dem prophetischen Baume hat, der die Geheimnisse der Zukunft offenbart und als Dolmetscher des göttlichen Willens dient.

Bei den Chaldäo-Assyrern war das Bild des Lebensbaumes der Gegenstand eines ganz besonderen Kultus; es bildete eines der erhabensten Sinnbilder der Religion.

Deßhalb sehen wir ihn auf den chaldäischen und assyrischen Denkmälern zwischen zwei geflügelten Genien stehen, die ihn zu bewachen haben; wogegen auf dem, unter dem Namen des „schwarzen Steins Lord Aberdeens" bekannten Monumente, das sich auf die religiösen Einrichtungen des Königs Assur-ah-iddin bezieht, der Baum des Lebens als Idol in einem kleinen Tempel dargestellt ist. Dasselbe Bild des heiligen Baumes, das man mit dem der Eden-Ueberlieferungen vergleichen kann, erscheint als Symbol des Lebens auf den seltsamen Sarkophagen aus gebranntem Thon, die den letzten Zeiten der chaldäischen Zivilisation nach Alexander dem Großen angehören und in Warka, dem alten Erech, entdeckt wurden. Bei dieser Gelegenheit dürfte es nicht unangemessen sein, daran zu erinnern, daß der älteste Name von Babylon in der Sprache der vorsemitischen Bevölkerung Tin-tir-ki hieß, was man als „Ort des Lebensbaumes" übersetzt, wie auch die chaldäische und phönizische Legende des paradiesischen Baumes gewissermaßen mit dem alten Mythencyklus zusammenhängt, der allen Zweigen der arischen Rasse gemeinsam ist.

Diese Mythen gehen von der Grundanschauung aus, daß das Universum nichts anderes als ein ungeheurer Baum sei, dessen Wurzeln die ganze Erde umfassen und dessen Zweige die Himmelswölbung bilden. Die Frucht dieses Baumes ist das zum Leben des Menschen unerläßliche Feuer und das körperliche Zeichen der Vernunft; aus seinen Blättern aber träufelt der Saft des Lebens.

Der Baum ist zweifellos einer der verbreitetsten und ältesten Gegenstände der semitischen Bilderkunst, hauptsächlich in Mesopotamien.

Er erscheint zuerst in rudimentärer Form, wird aber auf den Monumenten von Ninive schon deutlicher und stämmiger. Der wesentliche Zweck des Lebensbaumes besteht jedenfalls in der Hervorbringung von Früchten, die eine berauschende Flüssigkeit, einen Unsterblichkeitstrank enthalten. Auch bei den Chinesen findet sich die Ueberlieferung von sieben außergewöhnlichen Bäumen, die auf dem Küen-Lün blühen; die Früchte eines dieser Bäume sollen den unsterblich machen, der davon ißt.

Auch Indien hatte seine Paradiesesbäume. Bemerkenswerth ist der, von welchem die Vedas reden, welcher mit den Wurzeln in der Erde ruht und mit dem Gipfel den Himmel berührt, was keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß er mit dem Baume der Erkenntniß identisch ist.

An zwei Stellen des letzten Buchs der Rig-Veda wird gleichfalls ein Baum angeführt, aus dem Himmel und Erde entstanden sein sollen. In einer buddhistischen Legende wird ein Riesenbaum erwähnt, dessen vier Zweigen vier große Flüsse entströmen, und der als Früchte goldene Beeren trägt, die sich im Meere verlieren; die Legende wäre, scheint mir, der des Lebensbaumes mit seinen wunderbaren Aepfeln gegenüberzustellen, der inmitten des Edengartens steht, und von dem vier große Flüsse ihren Ursprung nehmen.

Auf das indische Paradies beziehen sich noch mehrere andere Bäume, wie z. B. der Pârig'âta, der Wonnebaum der himmlischen Nymphen, der mit dem Wohlgeruch seiner Früchte die Erde durchduftet, und der „Baum des Soma", der das Weltall darstellt und von dem alle Güter und göttlichen Eigenschaften hergeleitet werden: das ewige Leben, die Zeugungskraft, das vollkommene Glück und die höchste Weisheit.

Die königliche Mutter Buddha's brachte nach der Legende ihren Sohn in einem verzauberten Gehölz zwischen zwei goldenen Bäumen zur Welt, deren einer der Boddhi-druma oder heilige Feigenbaum, eben der Baum der Erkenntniß war, des Symbols der Wahrheiten, die zum Nirvâna führen; im Schatten eines Feigenbaumes gelangte Buddha später zur höchsten Erkenntniß und wurde der Weiseste der Weisen.

Da wir nicht von allen fabelhaften Bäumen des indischen Paradieses sprechen können, so will ich nur noch denjenigen anführen, der, wenn er existirte, meiner Meinung nach der schönste und angenehmste von allen sein würde; ich meine den Kalpadruma, der die unvergleichliche Kraft besitzen sollte, jeden Wunsch zu erfüllen, der vor ihm geäußert wurde.

Was die Aegypter anbelangt, so glaubten sie, daß die Göttin Nut von der Höhe eines Sykomorenbaumes den Trank der Unsterblichkeit auf die Seele des Verstorbenen herabträufele. Die Perser glaubten, daß an den Ufern eines paradiesischen Sees zwei Bäume stünden, von zwei Genien bewacht, von denen einer den Tod fernhalte, der andere allerlei Samen hervorbringe. Im Paradiese blühte der Baum der Glückseligkeit, der alle Schmerzen vergessen machte. Eine persische Ueberlieferung ließ das erste Menschenpaar, Mashya und Mashyâna, aus einem Baum hervorgehen.

Doch ist es die skandinavische Mythologie, die uns das vollkommenste Sinnbild des Weltbaumes in der Esche Yggdrasill darbietet, dem schönsten aller Bäume. Er reichte bis in den Himmel; seine Zweige breiteten sich über die ganze Erde aus, und auf seinem Wipfel saß ein Adler.

Ich übergehe weitere Beispiele, weise aber darauf hin, daß das Bestehen solcher Ueberlieferungen auch durch Denkmäler bekräftigt wird. So sieht man z. B. auf einer phönizischen Vase des 7. oder 6. Jahrhunderts vor Christi, die in einem der ältesten Gräber auf der Insel Kreta entdeckt wurde, einen Apfelbaum gemalt, um den sich eine Schlange in großen Windungen ringelte, indem sie mit ihrem riesigen Rachen eine seiner Früchte zu erreichen trachtete.

In der Zeit des umfassenden Einströmens orientalischer Mythen in die römische Welt erscheinen ähnliche Darstellungen auch auf mehreren Sarkophagen; ein solcher im kapitolinischen Museum zu Rom stellt die Schöpfung des Menschen dar und zeigt unsre Stammeltern unter einem Baum.

Bis hieher war hauptsächlich von den sagenhaften paradiesischen Bäumen die Rede; jetzt mögen auch einige wirkliche Bäume erwähnt werden, die Gegenstand großer Verehrung und abergläubischen Kultus waren. Vor allem möge man beachten, daß die religiöse Bedeutung einiger Bäume hauptsächlich auf dem wohlthätigen oder unheilvollen Einfluß beruhte, den sie unter gewissen Bedingungen vermeintlich auf das Schicksal der Menschen

ausübten, wozu noch der Glaube kam, der den Baum mit dem Gott identifizirte, dem er geweiht war.

Im alten Testament werden oft Bäume verschiedener Art erwähnt, hauptsächlich der Terebinthenbaum, dem man religiöse Bedeutung beilegte; denn er war der Baum, unter dem sich gewöhnlich die Gottheit offenbarte, unter dem man Altäre errichtete und Opfer darbrachte.

Abraham errichtete sein Zelt unter den Terebinthenbäumen von Mamre im Ebronthal und hier erschien ihm der Herr, wodurch der Ort geheiligt wurde. Heilig war der Terebinthenbaum Jakobs in Sichem, unter dem zur Zeit Josua's, der dort einen Altar errichtete, die Bundeslade stand. Die Erscheinung des Engels des Herrn vor Gideon geschah ebenfalls bei einem Terebinthenbaum. Im Schatten dieser Bäume pflegten endlich die Hebräer ihre Todten zu begraben.

Die Aschurah, von der die Bibel oft spricht, war in dem alten kanaanitischen Kultus von Palästina nichts anderes als das Bild der Göttin des Lebens und der Fruchtbarkeit unter der Gestalt eines Baumes oder richtiger eines Stammes, der mit Binden, Gewinden und herkömmlichen Sinnbildern geschmückt und ungefähr so gepflanzt und herausstaffirt wurde wie unsre Maibäume. Diese Aschurim wurden von den Hebräern immer wieder gepflanzt und hergerichtet, trotz der strengen Rügen der Propheten bis zu dem Tage, an welchem König Josuah im Kidronthal den Aschurah verbrennen ließ, den Manasse selbst im Tempel von Jerusalem hatte aufpflanzen lassen. Aber der besondere Baum Palästina's war entschieden die Palme, die wir deßhalb auch als Sinnbild des hebräischen Volkes auf den Münzen des Vespasians und Titus', die sich auf den jüdischen Krieg beziehen, dargestellt sehen, umgeben von der Legende: Judaea capta oder Judaea devicta, mit dem Bild einer auf dem Boden sitzenden, weinenden weiblichen Gestalt darunter.

Die Bäume spielten auch eine große Rolle in der Wahrsagekunst aller semitischen Völker; unter ihnen wurde die Kunst betrieben, in der Zukunft zu lesen, indem man auf das Rauschen der Blätter, das als Stimme der Gottheit galt, lauschte und es deutete. Zum gleichen Zweck wurden die in der Luft umherfliegenden, auf dem Wasser schwimmenden oder verbrannten Blätter aufmerksam untersucht. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß in dieser Art der Weissagung, die bei allen alten Völkern vorkam, eine der ältesten Formen der Zeichendeuterei bestand.

Was den Gopherbaum betrifft, so wird desselben nur einmal, und zwar in der Genesis, Erwähnung gethan, wo von Noah erzählt wird, daß er auf Befehl des Herrn aus seinem Holz die Arche zimmerte. Es muß ein Nadelbaum gewesen sein; nach einigen war es eine Cypresse, nach anderen eine Pinie.

Bei den assyrischen Chaldäern reichte der Kultus der von ihnen als heilig angesehenen Cypresse in das graue Alterthum hinauf; auch hatten sie große Ehrfurcht und Hochachtung vor einem Baum, den sie Samullu, d. h. Baum des Lichtes, nannten; ihm war, wie es scheint, in Babylon ein Tempel geweiht, den man den „Tempel des großen Baumes Samul" nannte. Die Araber hingegen betrachten den Samurah als einen Zauberbaum, aus dessen Dornen, die man auch als Amulet mit sich herumtrug, geheimnißvolle Stimmen erklangen, die die Zukunft weissagen sollten. Dies gemahnt in gewisser Beziehung an die mit Dornen besäeten Bäume des Schmerzenswaldes in Dante's Hölle, zwischen denen die Seelen der Selbstmörder eingekerkert sind und aus denen Seufzer und Stöhnen erklingen.

Unter dem Sinnbild eines Baumes verehrten einige arabische Stämme die Gottheit, welche sie zuweilen Allât, zuweilen Al-Uzza nannten und deren Kultus Mohammed abschaffte, der ihre Bäume und Heiligthümer verbrennen ließ.

Der Baum, welchem das semitische Heidenthum vor allem einen religiösen Charakter zuschrieb, war die Palme, und es fehlt nicht an Zeugnissen dafür. Es genüge, an die prächtige Palme zu erinnern, welche die Bewohner von Negren in Yemen in dem östlichen Theil der Stadt besaßen und unter der sie sich alljährlich zu einer Festfeier versammelten. Nachdem sie ihre Idole um dieselbe aufgestellt hatten, zogen sie in Prozession hinaus, brachten ihr Gaben und Opfer dar und richteten lange Bittgebete an sie, bis aus ihrer Mitte heraus ein Geist oder Dämon seine prophetische Stimme ertönen ließ. Dann beugten sich Alle zur Erde nieder und beteten, womit das Fest schloß. Man erzählt sich, ein Nachkomme der Apostel sei aus Syrien nach Yemen gekommen, habe die Palme von Negern umhauen lassen und die Gelegenheit benutzt, um die Bewohner zum Christenthum zu bekehren.

Die Inder hatten gleich allen anderen Völkern heilige Bäume und Wälder und nannten die Cypresse den Gottesbaum; sie feierten die Hochzeit ihrer Götter seit undenklichen Zeiten unter dem Symbol zweier Palmenbäume, deren einer männlich, der andere weiblich war und die nebeneinander auf irgend eine Bergspitze gepflanzt wurden. Seltsam ist ein Gebrauch, der uns durch die heiligen Bücher Indiens überliefert wird, nach dem ein Baum an Kindesstatt angenommen, zu ihm gebetet, und er um Vermittelung angefleht wurde. In den buddhistischen Legenden ist nichts gewöhnlicher als der Beistand der Vanadevatas oder Genien, welche die Bäume bewohnten. Der Baumkultus bestand von jeher bei den Indiern; und heute noch wie zu Zeiten Ramâjanas haben einige den Ehrenplatz am Eingang oder auf dem Marktplatz des Dorfes. Immer noch besteht der Cultus des Tulasi oder heiligen Basilikums, einer Pflanze, die dem Vischnu geweiht war und deren Blättern man eine besondere Heilkraft gegen das Schlangengift zuschrieb.

In der alten Parsenreligion begegnet man demselben abgöttischen Baumkultus, nach den Vorschriften des Zend-Avesta, welche Ormuzd dem Zoroaster direkt ertheilt hatte; das Vendidâd befiehlt dringend, die Bäume, welche es für rein und heilig erklärt, anzurufen und zu ihnen zu beten. Vor allem wurde die Cypresse, welche Zoroaster eingebürgert hatte, mit besonderer Verehrung behandelt.

Alte Ueberlieferungen aus Assyrien oder Babylonien erzählen, ein Schüler der Chaldäer habe eine Cypresse in der Stadt Battra neben den Palast des Königs gepflanzt, die in wenigen Tagen einen so außerordentlichen Umfang erreicht habe, daß sie auf ihrem Gipfel einen schönen, großen Saal tragen konnte, den Zarathustra daselbst erbaut habe. Es hieß, daß Jeder, der ihre Blätter gekostet habe, Verstand und Wissen erlange. Zoroaster pflanzte eine andere, nicht weniger berühmte Cypresse in Kirschmer, einem Dorfe von Khorasân, in der Nähe eines berühmten Tempels. Auf ihren breiten dichten Zweigen erhob sich ein großer Palast, der zwei ungeheure Säle enthielt; sein Dach war von Gold, der Fußboden von Silber und die Wände von mit Juwelen verziertem Bernstein. In diesen zog sich nach der Legende der König Gustasp zurück, um sich auf den

Himmel vorzubereiten und leichter in denselben einzugehen, wenn seine Stunde gekommen sei.

Ehe wir nun mit den sagenhaften Bäumen schließen, möge es noch gestattet sein, beiläufig auf zwei Platanenbäume von riesiger Größe hinzuweisen, von denen Plinius spricht. Der eine wurde in Lycien für heilig gehalten, wo er am Rande einer klaren Quelle stand. Der Stamm hatte mehr als acht Fuß Durchmesser und seine grünen Wipfel warfen einen undurchdringlichen Schatten auf die umliegenden Felder. Der Konsul Licinius Mucianus, welcher in diesem Schatten mit 18 Gästen getafelt und dann bequem Mittagsruhe gehalten hatte, behauptete, dies sei ein weit schönerer Speisesaal, als die prächtigen marmornen, mit Malereien, Goldzierathen und Statuen geschmückten Triclinien.

Die andere Platane, von der Plinius spricht, stand bei Velletri und war von solcher Größe, daß ihre Zweige einen großen Tisch mit breiten Brettern tragen konnten. Der Kaiser Caligula feierte daselbst ein prächtiges Banket an dem nicht nur für 15 Gäste, sondern auch noch für alle Diener, die die Tafel besorgten, Platz war. Diese Art Triclinium pflegte Caligula sein „Nest“ zu nennen.

Durch Alter geheiligte Cypressen sah man in ganz Iran vor den Tempeln und in den Höfen der Paläste sowohl, wie in den medisch-persianischen Gärten oder sogenannten Paradiesen. Es ist bekannt, daß die persische Religion in der schlanken Form der Cypresse das Bild der heiligen Feuerflamme sah; deßhalb sieht man auch in den Basreliefs der römischen Zeit, die sich auf den Mithras-Kult beziehen, zuweilen Mithras zwischen der Sonnen- und der Mond-Cypresse abgebildet.

Jedenfalls war der Baumkultus zu allen Zeiten in den Provinzen Persiens weitverbreitet, trotz dem Eindringen der intoleranten Lehren des Islam.

Der Dichter Sa'dî in seinem Gulistân oder Rosengarten zeigt uns einen Perser, der jede Nacht unter einem heiligen Baum niederkniet, um Gott anzuflehen, daß er ihm einen Sohn schenke. Jener Baum, fügt der Dichter hinzu, wurde täglich von einer Menge Pilger besucht, die eine Gnade erlangen wollten. Barbaro, der als Gesandter der venetianischen Republik um das Jahr 1471 an den persischen Hof kam, wunderte sich bei der Reise durch dieses Land darüber, daß man gewissen alten Bäumen ganz besondere Ehren erwies. Im Jahre 1622 wurde Pietro della Valle in dasselbeErstaunen versetzt, als er sah, welche Andachtsübungen die Perser vor einer uralten Cypresse verrichteten, die sich vor den angeblichen Trümmern von Pasargadä erhalten hatte, und von der sie glaubten, daß der Geist eines Heiligen in ihr lebe. Auch muß ich noch zwei herrliche Cypressen erwähnen, die sowohl von europäischen Reisenden, wie von muselmännischen Schriftstellern erwähnt werden; sie wurden „die beiden Liebenden“ genannt und genossen in Schiras Jahrhunderte lang große Verehrung.

Noch heute kann man in Persien, hauptsächlich in der Nähe von Brunnen, die verschiedenartigsten Bäume sehen, an deren Zweigen vielfarbige Tücher hängen, die die Pilger aus abergläubischen Rücksichten daselbst anbringen und an die Niemand zu rühren wagen würde. Dieser Gebrauch, Gaben und Opfergegenstände an den Bäumen aufzuhängen, bestand bei den Persern schon zur Zeit der Achämeniden. Herodot erzählt, der König Xerxes I. habe, als er in die Nähe von Sardes in Lydien kam, vor einer prächtigen Platane angehalten, reiche Mäntel, goldene Hals- und Armspangen an derselben aufhängen lassen und einen Krieger aus der Abtheilung der Unsterblichen zu ihrer Bewachung bestimmt.

Auch bei den Galliern und Germanen findet sich der abergläubische Kultus der Wälder und Gehölze und aus Tacitus wissen wir, wie die Germanen Weissagungen aus den Bäumen zu entnehmen pflegten.

Sie schnitten einen Zweig in viele kleine Stücke, auf denen Runen eingeschnitten waren, dann versuchten sie, dieselben auszulegen, indem sie die Augen gen Himmel richteten und die Hülfe der Götter anflehten.

Nach Robert von Fulda verehrten die Germanen noch im 8. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung auf einem Hügel als Symbol des Weltbaumes einen hohen Baum, den sie Irmensul nannten, was nach dem genannten Chronisten „die Weltsäule, welche alle Dinge stützt“, bedeutet; nach Anderen soll es die „Hermannssäule“ bedeuten, was wohl richtiger ist.

Man pflegte die Bäume auch mit Blut zu begießen, um sie zu heilen und die Gerichte verurtheilten diejenigen zu schweren Strafen, welche Baumfrevel begingen. Wer mit Absicht einen Baum beschädigt oder verstümmelt hatte, mußte unerbittlich zugrunde gehen, oft selbst mit seiner ganzen Familie.

Was die Gallier betrifft, so zogen ihre dunkeln und ehrwürdigen Wälder, in deren Dichicht sich die Druiden versammelten, um sich über religiöse und geschäftliche Dinge zu berathen, sogar die Aufmerksamkeit der Alten auf sich; Lucanus hat in der „Pharsalia“ einen dieser Wälder wundervoll geschildert.

Tilman Riemenschneider.

In dem reichen Kranz der Künstlermonographien, der erschienenen und der geplanten, ist dieser Name nicht zu finden und wohl auch kaum zu erwarten. Wohl gibt es noch eine stattliche Zahl von Werken seiner Meisterhand im schönen Frankenlande, in dem der Sohn des Harzes seine zweite Heimath fand, und auch sein Bildniß ist uns erhalten auf seinem von seinem Sohne Hans gefertigten Grabstein im Würzburger Dom, aber ein lebendiges Bild des Künstlers und Menschen und seiner Stellung in und zu den Bewegungen seiner Zeit in Kunst und Leben zu zeichnen, reichen die dürren Notizen über seinen äußeren Lebensgang nicht aus. Hiezu mußte der Dichter dem Forscher die Hand reichen, und in wem fände sich diese Vorbedingung glücklicher vereinigt, als in dem ahnungs- und gemüthvollen **Eduard Paulus**. Es ist dem Berichterstatter immer ein besonderer Hochgenuß, wenn er in einem weihevollen Stündchen dessen Bilder aus Italien oder den Sammelband seiner Dichtungen oder seine köstlichen Arabesken hervorholen und sich daran ungestört erquicken kann. Sinnige Natur- und Kunstbetrachtung, flammende Vaterlandsliebe und hohe Begeisterung für des Deutschthums Größe und Weltberuf, heiliger Zorn gegen alles Gemeine und Niedrige, gegen alle Feinde, die an des deutschen Volkes Kraft und Gesundheit nagen, scharfe Satire und daneben schalkhafter liebenswürdiger Humor weht uns aus seinen prosaischen und poetischen Schriften entgegen, und allen diesen Vorzügen begegnen wir auch in seiner in bescheidenem Gewande auftretenden neuesten Dichtung: **Tilman Riemenschneider** um 1460—1531. Ein Künstlerleben in zwölf Gesängen.[1]) Als Erfüllung einer verspäteten Dankespflicht, die unser deutsches Volk einem seiner größten und edelsten Künstlergenien aus den letzten Tagen des Mittelalters und aus den ersten der beginnenden Renaissance längst hätte abtragen sollen, bezeichnet der Dichter seinen Versuch, Gestalt und Leben des großen Bildschnitzers und Bildhauers in poetischen Bildern auftauchen zu lassen. Und wir möchten hinzufügen, daß, nachdem der Dichter seinerseits diese Dankespflicht durch Darreichung eines solchen poetischen Lebensbildes erfüllt hat, nun auch das deutsche Volk seinen Antheil an dieser Dankesschuld abzutragen sich angelegen sein lasse, zumal ihm der leichtere Theil zugefallen ist, die ebenso billige wie

[1]) Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Comp. 1899.

reichen Genuß bietende Dichtung zu kaufen und zu lesen. Gewiß wird Keinen diese geringe Aus- und Aufgabe verdrießen.

Als Meister der poetischen Form hat Paulus für die verschiedenen Gesänge jedesmal ein dem Inhalt angemessenes Versmaß gewählt. In schlichten Vierzeilern schildert er den Einzug des schmucken jungen Wandersmannes aus dem Harz in der alten Bischofsstadt Würzburg. Der zweite Gesang zeigt uns den Lehrling bei Meister Ulrich, der ihn mit den nicht gerade ermuthigenden Worten empfängt, daß man mit bloßer Kunstbegeisterung nicht weit komme und ihn endlich zu seinem geringsten Malersknecht annimmt. Aber unverdrossener Fleiß bringt ihn bald so weit, daß er es wagen kann, auf die Wanderschaft zu gehen. Straßburg ist sein Ziel, wo dereinst Erwin,

> Der größte Meister von Beruf,
> Das weltberühmte Münster schuf,
> Dreihundert Steingestalten
> Die Ehrenwache halten.

Und der Meister läßt ihn ziehen mit seinem reichsten Segen, aber nicht ohne einen Anflug von Selbstüberschätzung, womit der Dichter Gelegenheit zu einem Stich auf die Modernen erhält:

> Er war voraus vor seiner Zeit,
> Natürlich lange nicht so weit
> Als unsre neu'ste Richtung
> In Leben, Kunst und Dichtung.

So recht in seinem Element ist der Dichter im dritten Gesang, wo die Fahrt Tilmans das Mainthal hinab und den Rhein hinauf, vorbei an Felswänden und Rebenhügeln, an stolzen Burgen und reichen Städten und die Schilderung des Eindrucks des mächtigen Münsters auf den jungen Künstler uns des vielgewanderten, kunstverständigen und kunstbegeisterten Sängers eigenstes Empfinden bei seinen Wanderfahrten durch Deutschland wiederspiegeln. Den echten Dichter zeigt der schöne Gedanke, daß das Madonnenideal, das der Künstler in seinen vollendetsten Werken schuf, ihm in dem Anblick und der Liebe einer holden Jungfrau aufgegangen ist, die er nur einmal im Dome lebend erblickt und dann nach vier Tagen wieder im gleichen Heiligthum im Sarge gesehen hat, und deren Bild ihm nun ewig eingeprägt ist und in seinen Meisterwerken ewig von ihm festgehalten wird. (Vierter Gesang.)

Der hohen Stimmung entsprechend, aus der nach des Dichters Schauen der Hochaltar zu Creglingen hervorgegangen, wird dessen Einweihung im fünften Gesang in dem feierlichen Maße der achtzeiligen Stanze besungen. Was das Volk mit lautem Jubel begrüßt, ist aus des Künstlers tiefstem Seelenschmerz geboren. Da dringt, im sechsten Gesang, die Botschaft von Luthers Auftreten in Tilmans stilles Wirken herein und ergreift ihn mit mächtiger Gewalt. Und neben der Reformation ist es die Renaissance, die auf des Künstlers Schaffen umbildend einwirkt. Das führt uns der Dichter im siebenten Gesang, der in antikem elegischen Versmaß gehalten ist, vor, wo er uns den Meister bei der Arbeit am Grabmal des Bischofs Lorenz von Bibra zeigt, dem ersten Werk, in dem er von der Gothik zur Frührenaissance überging. Meisterhaft sind die Gedanken zum Ausdruck gebracht, die den Bildhauer bei dieser Neuerung bewegten.

Vom achten Gesange an tritt der Künstler zurück gegen den Politiker. Till wird Bürgermeister, er wird in den Strudel des Bauernkriegs hineingezogen, dessen Berechtigung der Mann des Fortschritts ebenso klar erkennt, wie seine Ausschreitungen ihn mit innerem Schmerz erfüllen, und er sieht darob sein äußeres Lebensglück zertrümmert. Was er gewollt, was er vernichtet sieht und was er von einer späteren Zeit für sein Volk doch noch erhofft und ersehnt, das ist in Form eines Monologs des gefangenen Helden in ergreifenden Worten niedergelegt. Und im letzten Gesang klingt dieses reiche Künstlerleben aus in einer Vision, die ihn in seiner Jugend Tage zurückversetzt: die Gestalt der Seligen, die ihn einst zu seinen edelsten Werken entzückt, winkt ihm zu baldigem Wiedersehen droben in den Paradiesen. So endigt dieses tieftragische Künstlerleben mit einem alles Leid und allen Schmerz versöhnenden Ausblick in die selige Ewigkeit. So konnte nur ein Dichter dieses Künstlers Erdenwallen schreiben, und wenn auch die Forschung uns nichts zu berichten weiß von des Meisters Liebe zu der Frühentrissenen oder von seinen Gesprächen mit dem Bischof Lorenz über die Kunst der Renaissance, so dürfen wir doch mit Recht sagen, daß Paulus der Dichtung Schleier, den er um dieses Künstlerleben wob, empfangen habe aus der Hand der Wahrheit. Und so möge diese ergreifende Dichtung freundliche Aufnahme finden bei allen Verehrern des Meisters und des Dichters und beiden viele neue Freunde gewinnen.

Paul Weizsäcker.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Wir haben folgende Zuschrift mit der Bitte um Veröffentlichung erhalten:

Herr Professor H. Düntzer behauptet in seiner Besprechung des zweiten Theils unsrer Publikation „Goethe und die Romantik" (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band XIV) in Beilage 42 dieser Zeitung, daß unter die Briefe Goethe's an Bettina „auch einzelne" aufgenommen seien, „die Bettine erst nach Goethe's Tode erfunden" habe, und dehnt dies auch auf einzelne Briefe Bettina's an Goethe aus. Demgegenüber konstatire ich, daß unsre Publikation, wie auf Seite 305 ausdrücklich gesagt ist, nur die Stücke des Briefwechsels bringt, die uns in den Originalen vorgelegen haben. Und zwar ist

1. der zweite Brief Bettina's (S. 162), der nach Düntzers Ansicht „unmöglich von ihr geschrieben sein kann", in ihrer Handschrift, mit Adresse und Postvermerk, im Goethe- und Schiller-Archiv ausgelegt;

2. der undatirte Brief Goethe's (S. 179), den Düntzer „für ganz erfunden oder für wesentlich verändert" hält, nach G. v. Loepers Druck von B. Suphan und R. Steig im eigenhändigen Original kollationirt;

3. das Bruchstück eines Bettina-Briefes vom Oktober 1809, das wir in den Anmerkungen (S. 352) bringen, von dem ersten Herausgeber, R. Steig, als echt verbürgt.

Da somit die drei Fälle, auf die H. Düntzer seine Behauptung stützt, schon aus äußerlichen Gründen hinfällig sind, die erbetene Erklärung hierüber aber von seiner Seite nicht erfolgt ist, so lege ich den Sachverhalt hiemit öffentlich vor.

Weimar, 9. März 1900. Dr. C. Schüddekopf.

Hr. Prof. H. Düntzer in Köln, den wir von dieser Zuschrift in Kenntniß setzten, antwortet hierauf folgendes:

Ich wiederhole, was ich Hrn. Dr. Schüddekopf schon brieflich erwidert habe. Daß manche Briefe unecht seien, gesteht er selbst ein. Umsomehr war es geboten, das, was für die Echtheit einzelner Briefe zu sprechen schien, nicht zu übergehen. Beim ersten Brief führt er erst jetzt den Umstand an, daß dazu eine Adresse und Postvermerk vorliegen, ohne sich deutlicher darüber zu erklären. Vom 15. Brief war gar nicht zu ersehen, daß er von Goethe's Hand sei, ja man konnte daran zweifeln, wenn man die Weimarer Briefausgabe in den Lesarten zu 5483 und 6031 verglich. Zu Brief 12 werden Bruchstücke aus Bettinens Briefen mitgetheilt, ohne irgend einen Beweis, daß sie durch die Post verschickt worden seien, wonach die Unechtheit derselben kaum zu bezweifeln ist. Uebrigens wird mein Bericht über die seltsame Natur der Briefe Bettinens nicht im geringsten berührt; Goethe hat dieser von Anfang bis zu Ende nicht getraut, alles für ein listig berechnetes Spiel erklärt.

Professor Heinrich Düntzer.

* **München.** Akademie der Wissenschaften. März-Sitzungen. In der philosophisch-philologischen Klasse wurde zunächst über die Verleihung von Preisen und Unterstützungen aus den für griechische Studien bestimmten Thereianosfonds Beschluß gefaßt. Die Verkündigung wird in der Festsitzung der Akademie zur Feier ihrer Gründung am 28. März erfolgen. Sodann hielt Hr. Ohlenschlager einen Vortrag: „Archäologische Aufgaben in Bayern", der in den Sitzungsberichten erscheinen wird. In der mathematisch-physikalischen Klasse sprach Hr. J. Ranke über „Deformirte Schädel aus den Gräberfeldern von Ancon und Pachacomac bei Lima". Die Schädel sind von I. kgl. Hoh.

der Frau Prinzessin Therese von Bayern bei Gelegenheit ihrer Reise nach Peru erworben und der stetig an interessanten Objekten wachsenden prähistorischen Sammlung des Staates zum Geschenk gemacht worden. Die Mittheilung Nauke's erscheint in den Abhandlungen. Hr. W. Königs bespricht eine von ihm mit Hrn. Dr. Eduard Knorr ausgeführte Untersuchung: „Ueber einige Derivate des Traubenzuckers"; die Arbeit ist für die Sitzungsberichte bestimmt; ebenso die von Hrn. H. Ebert vorgenommene Untersuchung: „Versuche mit flüssiger Luft", deren Ergebnisse Hr. Ebert in der Klasse vortrug. Hr. Seb. Finsterwalder besprach und legte das von Hrn. Dr. Ad. Blümcke und Dr. H. Heß in Nürnberg herausgegebene Werk: „Untersuchungen am Hintereisferner" vor. Hr. R. Hertwig überreichte zwei Abhandlungen des Hrn. Dr. Franz Doflein: a) „Ueber eine neue Süßwasserkrabbe aus Columbien", gesammelt von I. kgl. Hoh. der Frau Prinzessin Therese von Bayern; b) „Weitere Mittheilungen über dekapode Crustaceen der kgl. bayerischen Staatssammlungen." Beide Arbeiten werden in die Sitzungsberichte aufgenommen werden. In der historischen Klasse hielt Hr. Berthold Riehl einen in den Abhandlungen erscheinenden Vortrag: „Von Dürer bis Rubens. Eine geschichtliche Studie über die deutsche und niederländische Malerei des 16. Jahrhunderts."

s. Geographische Gesellschaft in München. Geschlossene Versammlung vom 9. März. Der zahlreich besuchten Versammlung wohnten Ihre königlichen Hoheiten die Prinzen Ludwig und Leopold bei. Zunächst sprach Dr. F. Erk, Direktor der kgl. meteorologischen Zentralstation, über das meteorologische Observatorium auf der Zugspitze. Die Errichtung des Observatoriums ist nächst der Beihülfe des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins vor allem der aufopfernden Thätigkeit und Ausdauer der HH. Kommerzienrath Wenz und Ministerialrath Burkhard zu verdanken. Es ist ein thurmartiges Gebäude am Münchener Haus. Der Unterbau ist Mauerwerk, der eigentliche Wohnraum Holzwerk. Mehrfache, aus verschiedenerlei Materialien bestehende Abdichtung schützt ihn gegen die Unbilden der Witterung. Mit Rücksicht auf die hohe Lage und die Windstärke ist das Ganze an 16 Stellen 4 m tief in Fels verankert, der Thurm noch außerdem durch vier übergespannte Drahtseile gesichert. Die Kosten für das Observatorium werden einschließlich der Instrumente etwa 26,000 M. betragen, was im Vergleich zu anderen Observatorien (Schneekoppe 45,000 M., Brocken 120,000 Mark, Sonnblick 145,000 M., Ben Nevis 250,000 M., Pic du Midi und Puy de Dôme je 300,000 Fr.) außerordentlich billig zu nennen ist und großentheils mit davon herrührt, daß alle betheiligten Firmen die billigsten Preise ansetzten. Der Bau wurde 1898 begonnen, im November 1899 vollendet. Die innere Einrichtung ist einfach. Die Beobachtungen sollen das ganze Programm der modernen Meteorologie umfassen und werden theils in direkten Ablesungen, theils in Aufzeichnungen durch Registririnstrumente bestehen, welch letztere stets sofort zu verarbeiten sind. Wissenschaftlich geschulte Kräfte sind dazu unerläßlich. Das Observatorium soll zugleich als Wetterwarte dienen. Seine Lage auf freiem, steil gegen offenes Flachland abfallendem Gipfel bietet für diesen Zweck unvergleichliche Vortheile. Es ist erwiesen, daß zwischen den Theildepressionen, die sehr häufig den Fuß des Gebirges entlang ziehen und den für die klimatischen Verhältnisse Südbayerns charakteristischen Föhntagen, wie auch dem Zug der Gewitter auf dem Alpenvorland ein inniger Zusammenhang herrscht. Man muß sich also schon von der wissenschaftlichen Beobachtung der Entwicklung und des Verlaufs solcher Theildepressionen, wie sie auf der Zugspitze ermöglicht sein wird, eine wesentliche Förderung des meteorologischen Studiums versprechen. — Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. S. Finsterwalder über die neuesten Ergebnisse der Gletscherforschung in den Ostalpen mit Vorlage der neuen Aufnahmen des Vernagt- und Hintereisferners. Eine Darlegung der Geschichte der neueren Gletscherforschung von Agassiz bis auf E. Richter zeigte, daß als zuverlässige Grundlage dieser Forschung nur exakte Gletschervermessung gelten kann. Genaue topographische Aufnahmen mußten sich nothwendigerweise auf vereinzelte Gletscher beschränken. Um einen Ueberblick über größere Gletschergebiete zu erhalten, hat man für möglichst viele Gletscher einen „Ueberwachungsdienst" durch Einheimische eingerichtet, der jetzt in zufriedenstellender Weise funktionirt. Der Vortragende, seit 1885 mit Gletschervermessung beschäftigt und dabei von Heß, Blümcke, Kerschensteiner u. A. wirksam unterstützt, mußte sich brauchbare, den Terrainschwierigkeiten angepaßte Vermessungsmethoden erst schaffen. Hauptforschungsobjekte waren zunächst Suldenferner, Gepatschferner, vor allem der durch seine Wasserausbrüche bekannte Vernagtferner. Während man anfänglich nur die Gletscherzunge aufnahm, dehnte man bald die Vermessung unter vortheilhafter Anwendung der Photogrammetrie auch auf die Firnfelder aus und maß auch möglichst alle Veränderungen des Gletschers, so den durch Ablation entstehenden Substanzverlust, die Geschwindigkeit und Bewegung der Gletscher u. a. Als Resultat der Vermessung des Vernagtferners, die in den Jahren 1888 und 1889 ausgeführt wurde, lag eine Originalzeichnung und Karte in 1:10000 vor, die als hervorragendes Beispiel kartographischer Darstellung des Hochgebirgs gelten muß. Das Bestreben, das Gelände unter Verzichtleistung auf jeden durch künstlerisch freie Behandlung erzielbaren Effekt vor allem richtig und doch schön zu zeigen, ist darin durchaus geglückt. In den auf 1889 folgenden ungeraden Jahren wurde der Vernagtferner regelmäßig nachgemessen. Es ergab sich ein gegenüber anderen Fernern außerordentlich großer Massenverlust infolge von Zusammenschmelzung. Während dieses Rückgangs ist eine Steigerung in der Geschwindigkeit des Fließens des Gletschereises eingetreten von 17 m (pro Jahr) im Jahre 1890, auf 177 m im Jahre 1898. Ein Vorstoß des Gletschers (um ca. 200 m) ist aber, obgleich eine Profilschwellung in seinem oberen Theil bereits 1893 zu konstatiren war, erst 1899 erfolgt. Während dieser Zeit wurden auch andere Gletscher aufgenommen, so der Obersulzbach-Gletscher durch Kerschensteiner, einige Gletscherzungen der Stubaier Alpen durch Heß, der Hochjochferner inkl. Firnfeld durch Beide vereint, der Hintereisferner durch Heß und Blümcke. Ihre Arbeitsergebnisse lagen zum Theil vor. Neben diesen mehr praktischen Arbeiten wurde eine brauchbare Theorie der Gletscherbewegung zu schaffen gesucht und hiebei der Makrophysik der Gletscher, welche sich vor allem auf das Verhalten des Gletschers im ganzen stützt, der Vorzug gegeben gegenüber der Mikrophysik, welche ihre Schlüsse vorwiegend aus der Struktur und Bildung des Gletscherkorns zu ziehen sucht. Nicht der Gletscher allein ist das Forschungsobjekt, sondern sämmtliche mit ihm zusammenhängenden Erscheinungen, so außer der Geschwindigkeit und Bewegung auch die Ablation und der Untergrund. Nach den Forschungen, die Blümcke und Heß am Hintereisferner vorgenommen haben, nimmt die Ablation nicht nur vom Gletscherende nach oben zu, sondern auch, und zwar über Erwarten rasch, vom Rand nach der Mitte zu ab. Beide Forscher haben am Hintereisferner mittelst Bohrungen auch Gletscherauslothungen vorgenommen und an zwei Punkten mit 66 und 86 m Tiefe den Boden erreicht. Diese Tiefen stimmen genau mit der Strömungstheorie des Vortragenden überein. Die Konsequenzen, welche sich hieraus für die Theorie der Gletschererosion ergeben, seien jedoch jetzt noch nicht zu ziehen, sondern man werde besser noch weitere Bohrungen abwarten, die näher dem Firnfeld und in voraussichtlich größeren Tiefen anzustellen seien. Mittel zu angemessener Durchführung dieser Forschungen und zur Publikation ihrer Ergebnisse hatte in dankenswerther Weise der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein bereitgestellt. Schließlich berichtet der Vortragende über die internationale Gletscher-Konferenz, die Mitte August am Rhonegletscher mit einer fünftägigen Begehung desselben statthatte. Für zukünftige Forschung wurde dort u. a. vorgeschlagen: Kartographische Aufnahme der Gletscherstruktur, Anlegung eines 300—400 m langen Stollens durch eine Mittelmoräne und die in größeren Zeitintervallen vorzunehmende Färbung der Oberfläche eines Firnfeldes. — Die letzte Programmnummer des Abends bot die von Prof. Oberhummer veranstaltete Vorlage neuer Erscheinungen der alpinen Literatur und Ausstellung moderner Hochgebirgskarten mit besonderer Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand der Geländezeichnung. Sie begann mit einer Reihe von Karten unsres kgl. topographischen Bureaus, darunter mehreren Blättern

der Reichskarte (1 : 100000) mit braunem Terrain, und von Positionsblättern (1:25000) Reichenhall in drei verschiedenen Drucken und die Reuteralp mit ihrem wirren, meisterhaft behandelten Terrain. Hieran schlossen sich eine Anzahl von Karten des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins: mit Isohypsen versehene Schraffenkarten (z. B. Zillerthaler Gebirgsgruppe) und einfarbige Isohypsenkarten mit Schummerung (Karwendel), dann farbige Isohypsenkarten mit Schummerung und schiefer Beleuchtung nach Schweizer Manier, schließlich als neueste Karte die der Ferwallgruppe, auf der die schiefe Beleuchtung nur mehr für die Bergzüge im großen durchgeführt ist. Beckers Glaruskarte als Beispiel für die sogenannten Reliefkarten, die oben erwähnten Karten Finsterwalders und vom Istituto topographico militare herausgegebenen Alpenkarten, darunter Paganini's Gran Paradiso (in photographischer Reproduktion) vervollständigten die Reihe der europäischen Karten. Die außereuropäischen Hochgebirge vertraten die von Merzbacher entworfenen, im hiesigen kgl. topographischen Bureau hergestellten Karten vom Kaukasus, mehrere russische Originalkarten des gleichen Gebirgs und vom Elbrus, Ararat und Ferghana, ferner einige durch ihre rückständige Terrainzeichnung auffallende Blätter des „Indian Atlas" über den westlichen Himalaya, endlich mehrere neue Aufnahmen aus dem pacifischen Hochgebirg Canada's. — Schließlich legte Prof. Günther eine Anzahl von Zeichnungen und Berechnungen von Kapitän Schück (Hamburg) zu den sogenannten Segelkarten der Mikronesier vor. Diese Segelkarten bestehen aus geraden und gebogenen Stäbchen, die mit einander verbunden und mit Muscheln als Marken versehen sind, und versinnlichen nach Schück die Dünung, die einzuhaltenden Kurse und die anzutreffenden Inseln.

* **Würzburg.** Der Privatdozent Dr. Binder von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität wird einem Ruf an die Universität Rostock Folge leisten.

* **Frankfurt a. M.** Ausstellung für Krankenpflege. Das Staatsministerium hat das Interesse der Regierung an der Ausstellung durch Verleihung von silbernen Staatsmedaillen bewiesen, die Kaiserin hat ebenfalls fünf silberne Medaillen gestiftet und sowohl von der Stadt Frankfurt wie dem großherzogl. hessischen Ministerium des Innern sind dem Preisrichterkollegium silberne und bronzene Ehrenzeichen zur Verfügung gestellt worden. Die Ausstellung zerfällt in zwei große Gruppen, allgemeine und spezielle Krankenpflege, und erstere wieder in die Unterabtheilungen: das Krankenzimmer, das Krankenbett, der Kranke, Literatur und Unterricht. Die Abtheilung spezielle Krankenpflege in Kinderkrankenpflege, Wöchnerinnenpflege, chirurgische Pflege und Kriegskrankenpflege (Armee und Marine). Der balneologische Theil enthält zahlreiche, über die ganze Ausstellung vertheilte Karten und Pläne von Bädern, Heilquellen, Luftkurorten und Krankenanstalten. Leider verliert dieser höchst instruktive Theil der Ausstellung sehr viel infolge des Mangels übersichtlicher Gruppirung. Das Krankenzimmer ist am besten vertreten. Eine große Anzahl von bedeutenden Firmen hat Krankenstuben eingerichtet, in denen Industrie und Technik im Verein mit der Wissenschaft wahre Triumpfe feiern. In den Betten, die natürlich auch nach modernsten Erfindungen speziell für Krankenpflege eingerichtet sind, liegen Wachspuppen, bedeckt mit Verbänden, umgeben von chirurgischen Werkzeugen und hygienischen Gegenständen, und an Hunderten von oft höchst einfachen, oft aber auch unendlich komplizirten Apparaten erkennt man die gewaltigen Fortschritte, welche in den letzten Jahren, nicht zum geringsten Theil mit Hülfe der Elektrizität, gemacht wurden. Natürlich nehmen die Röntgen- und Induktionsapparate eine ihrer Bedeutung angemessene Stellung ein. Das Rothe Kreuz und der Vaterländische Frauenverein haben Ansichten des Operationssaales, Verbandtische, Kriegskoffer für die Schwestern u. dgl. m. ausgestellt. Sehenswerth ist auch eine Kinderkrippe, sowie die Einrichtungen der Stadtkrankenhäuser in Offenbach, Höchst und Frankfurt. Das Krankenbett selbst hat durch die Wiesbaden'sche Patentmatratze bedeutende Verbesserung erfahren. Durch einen Federdruck kann die Matratze von dem Rahmen entfernt werden. Die Frankfurter Freiwillige Rettungsgesellschaft führt eine Rettungswache im Betrieb vor. Die Ernährung der Kranken veranschaulicht eine große Musterküche, in der verschiedene Nährpräparate, wie das bekannte Sanatogen, Nährstoff Heyden, Somatose, Nutrose 2c. verwendet werden. Eine Marschküche des Frankfurter Krieger-Verbandes findet reichen Beifall von Autoritäten, welche im übrigen eine sehr strenge Kritik üben. Der Lehre von Körperruhe und Körperbewegung dienen zahlreiche Objekte, welche nur für den Fachmann von Interesse sind, dagegen sind die großartigen Bäder und Badeeinrichtungen, die prächtigen Heiz- und Kühlvorrichtungen und die Stände für Krankenkleidung stets von Schaulustigen dicht umringt. Großes Interesse beansprucht die Abtheilung: Wöchnerinnenpflege. Auf diesem Gebiete sind die neuesten gynäkologischen Forschungen in Hunderten von neuen Hülfsmitteln, chemischen Produkten und medizinischen Produkten verwerthet, bis in die kleinsten Details ist die Geburtshülfe, Wöchnerinnen- und Säuglingsbehandlung zur Anschauung gebracht, so daß besonders der praktische Arzt reiche Anregung aus diesem Theile der Ausstellung empfängt.

* **Bonn.** Hier ist am 11. März nach längerem Leiden der außerordentliche Professor der Chirurgie an der Universität Geh. Medizinalrath Dr. Karl v. Mosengeil im Alter von 60 Jahren gestorben. Er war ein Schüler Langenbecks, und hatte sich hauptsächlich den speziellen Gebieten der Orthopädie und der Massage gewidmet. Die letztere, die vor ihm nur grob empirisch ausgeübt worden war, stellte er auf wissenschaftliche Basis. Eine von ihm begründete Aerzteschule für Massage wurde von Aerzten aus allen Welttheilen besucht. Seine Lehrthätigkeit hatte er wegen Kränklichkeit schon vor einigen Jahren einstellen müssen.

p. **Greifswald.** Der Direktor der hiesigen medizinischen Klinik, Geh. Med.-Rath Dr. Mosler, ist mit diesem Wintersemester in den Ruhestand getreten und hat aus diesem Anlaß innerhalb der letzten Zeit zahlreiche Beweise von Anerkennung und Zuneigung erhalten. Der Aerztliche Verein hat seinen langjährigen Vorsitzenden einstimmig zum Ehrenmitglied gewählt. An der Stätte seiner Lehrthätigkeit, in dem Auditorium der medizinischen Klinik, wurde von den Aerzten und Beamten derselben sein wohlgelungenes Bild als bleibendes Andenken zu Weihnachten gestiftet. — Als Nachfolger ist, nachdem Prof. Dr. Goldscheider in Berlin den an ihn ergangenen Ruf abgelehnt hat, Professor Dr. Krehl aus Marburg zum Direktor der medizinischen Klinik ernannt. Da inzwischen eine Trennung der stationären Klinik von der medizinischen Poliklinik verfügt wurde, ist mit der Direktion der letzteren als ordentlicher Professor der bisherige außerordentliche Professor Dr. Paul Strübing beauftragt worden.

* **Aus Oesterreich.** Der Professor der Augenheilkunde an der Universität Innsbruck Dr. Friedrich Dimmer wurde zum ordentlichen Professor dieses Faches an der Universität Graz und der Privatdozent Dr. Ewald Hering zum außerordentlichen Professor für allgemeine und experimentale Pathologie an der deutschen Universität in Prag ernannt. — Der Dozent der Augenheilkunde an der Krakauer Hochschule Dr. Franz Sroczynski, der schwer nervenleidend war, hat sich erschossen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Magd. Thoresen: Am Abgrund vorbei. Aus dem Norwegischen von P. Klaiber. Berlin, Leipzig, Schuster u. Loeffler 1900. — J. J. David: Am Wege sterben. Roman. Ebd. 1900. — Ad. Palm: Im Lindenhof. Das Lob der Armuth. Die Muttergottes von Altötting. Drei Erzählungen. Stuttgart, Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1900. — Gg. Nordensvan: Maler Figge. Eine Erzählung aus dem Künstlerleben. Aus dem Schwedischen von E. Stine. 2. Aufl. Ebd. 1899. — Max Krauß: Dös gibt's! Münchener Humoresken. 2. Aufl. Ebd. 1900. — O. Layriz: Zur Ausbildung der Feld-Artillerie. Studie. Berlin, R. Eisenschmidt 1900. — L. v. Estorff: Der Burenkrieg in Südafrika. 1. Lfg. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900. — H. Zimmerer: Mädchengymnasium oder Waldmeisters Brautfahrt. Lustspiel. Ludwigshafen a. Rh., Aug. Lauterborn 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Paul Heyse.

Zu seinem 70. Geburtstag.

(15. März 1900.)

Still geht er seines Weges hin
Und denkt: die Seinen kennen ihn.
Die Jahre, die uns manches rauben,
Ihm stärken sie nur den jungen Glauben,
Dem müss' es immer wohlergehn,
Der in den Freunden die Welt gesehn,
Da nichts das Blut so warm erhält
In dieser schlechtgeheizten Welt.
So möcht' er's, wenn sie bei ihm bleiben,
Wohl noch ein Weilchen weitertreiben.

So sang der nun Siebzigjährige vor einem Jahrzehnt von sich selbst in dem Danklied, das er den Freunden aus dem Süden heraufsandte. Sie hatten ihn, den Sechzigjährigen, gefeiert, umjubelt, vielleicht auch getröstet

Weil er die Mühe sich gegeben,
Des „Alters Anfang" zu erleben.

Und so würde er auch jetzt wieder singen können, wenn es ihm, dem Vielgestaltenden, gefiele, in die damals angeschlagene Tonart aufs neue einzustimmen. Denn an Freunden ist er nicht ärmer geworden, wenn auch viele der altvertrauten inzwischen dahingesunken sind, wenn er auch gerade in dem seitdem verflossenen Jahrzehnt so manche Todeshymne für die liebsten aus ihrer Schaar anstimmen mußte.

Wie reich, wie unendlich reich an Freundschaft ist doch dieses von den Göttern geliebten Dichters Leben immer gewesen, und wie recht hat er, rückschauend dies als ein besonderes, ihm beschiedenes Glück zu preisen! Schon vor zehn Jahren, als er erst des „Alters Anfang" erlebte, „traute er den wachen Sinnen kaum, hielt alles für einen schönen Traum", so laut und zahlreich war der Chor der „lenzesfrohen Vogelstimmen", die damals ihn unisono begrüßten. Um wie viel lauter wird nun erst jetzt, da er sich zu des „Alters Mitte" hindurchgelebt, dieser Chor erschallen! Und des feinfühligen Dichters Ohr wird unter den mancherlei Klängen und Sängen, die morgen dort drunten in dem stillen Olivenhain am Gardasee aus nah und fern an sein Ohr schlagen werden, gewiß neben dem vielen Konventionellen und modisch Nachempfundenen, das bei solchen Gelegenheiten an das Licht tritt und sich in täppischer Weise breit macht, wieder eine Fülle des echten Freundschaftsklanges vernehmen können, der sein ganzes Leben, von den frühesten Jünglingstagen an, begleitete.

Es gehört zu dem harmonischen Ganzen dieses Lebens, daß in keiner Epoche seiner inneren Entwicklung der Dichter der Wohlthat des Zusammenhangs und Zusammengehens mit gleichgestimmten Seelen entbehrte, und gewiß ist das Gleichmäßige, stets in ruhiger äußerer und innerer Förderung Fortschreitende in diesem Lebensgang in nicht geringem Maß dieser Wohlthat zu verdanken. „Still geht er seines Weges hin", dem inneren Drang nur folgend, der ihn zum nie rastenden, heißen Ringen um den höchsten und schönsten Lorber antreibt, aber dabei immer freundlich begleitet von der Zustimmung der edelsten Geister, der besten Menschen, umgeben von dem Einfluß, den ihr Wirken auf den bedeutendsten Gebieten des Lebens in so unmittelbarer Nähe besonders stark ausüben mußte, tief eintauchend mit seiner empfänglichen Seele in alles, was sie aus ihrer eigenen Fülle ihm direkt darbieten konnten und ihm, dem liebenswürdigen Menschen, bereitwillig darboten. So mußte unter dieser fortdauernden, bedeutenden Einwirkung der Freunde des Dichters Charakteranlage die gleichmäßige harmonische Ausbildung noch weiter erfahren, zu der die Mischung des elterlichen Blutes und die Einflüsse des Elternhauses den ersten Grund gelegt hatten. Und es ist wohl nicht bloß der glückliche Zufall gewesen, der ihm des Lebens äußere Stürme und schroffen Wechsel ersparte. Sondern tiefbegründet in der von allem Anfang an freundlichen und reich mit Freundestheilnahme durchwirkten Umgebung liegt die schöne äußere Ruhe, die in des Dichters Werdegang zum Ausdruck kommt und die uns das schöne Beispiel eines vollen Auslebens in einer auf ein hohes Lebensziel fest genommenen Richtung darbietet.

Unter den Gedichten Paul Heyse's haben für mich immer zu den schönsten Stücken die poetischen Ansprachen gehört, die er an seine Freunde hält. Auch die vor drei Jahren erschienenen „Neuen Gedichte" enthalten eine Reihe dieser unter dem Titel „An Personen" zusammengefaßten poetischen Episteln. Und wie innerlich reich wird diese Reihe durch die Namen der dort Apostrophirten! Gottfried Keller, Fontane, Gildemeister, Stockhausen, Ribbeck, Kalbeck und Andere mehr werden da als Freunde begrüßt, und nicht lediglich begrüßt, sondern so liebenswürdig, so schalkhaft und fein in ihrer vollen Eigenart erfaßt und so warm in ihrer Einwirkung auf den schreibenden Freund geschildert, daß einem das Herz im Leibe lacht vor fröhlicher Theilnahme an solch schönem und herzlichem Freundschaftsvermögen. Ein Dichter, der so zu Freunden reden kann und darf, muß in der That das seelische Vermögen besitzen, das so vielen einsam strebenden und kämpfenden edlen Geistern nicht zutheil geworden, auch seine eigene Persönlichkeit ganz hinzugeben im Herzens- und Seelenaustausche und für das Empfangene mit gleicher vollwichtiger Münze zu zahlen. Hier kommt ein Zug in Heyse's Wesen und Dichterart deutlich zum Ausdruck, der vielfach verkannt wurde und noch verkannt wird: die Fähigkeit der inneren leidenschaftlichen Theilnahme an den Schöpfungen seiner Phantasie. Allzu ruhig und innerlich allzu ausgeglichen erschien und erscheint der Meister der Novelle, der Lyriker und Dramatiker Heyse gar Vielen, die ihn nur oberflächlich

beurtheilen, besonders den Stürmern und Drängern in unsern Tagen, die sich die „Modernen" nennen. Weil der Vulkan nicht Schlacken auswirft, meint man, es glühe nicht in seinem Inneren. Weil der Dichter von frühe an durch eigene schwere, emsige Arbeit an sich selbst und nicht am wenigsten durch die geistig abgeklärte und verfeinerte Umgebung, in die er gestellt war, an ein objektives, maßhaltendes Ausgestalten seiner dichterischen Eingebung im echt Goethe'schen Sinne sich gewöhnen mußte und gewöhnt ward, wird ihm das Fehlen der Fähigkeit des poetischen Ueberschäumens, der überwältigenden Wucht der Leidenschaftlichkeit zum Vorwurf gemacht. Als ob allein hierin des Dichters Kunst und Kraft zu suchen sei. Wir sehen es ja an unsern modernsten Lyrikern und Dramatikern, zu welchen Ungeheuerlichkeiten diese verkehrte Anschauung, als müßte ein künstliches Ueberspannen des persönlichen leidenschaftlichen Elements schon allein dichterische Thaten erzeugen, geführt hat.

Gewiß ward dem Dichter Heyse nicht die höchste Gabe verliehen, die Stürme, die sein Inneres wohl oft genug aufgewühlt haben, auch in stürmischer, leidenschaftlich tief umwühlender Form zu äußern, aber gilt denn diesem Mangel gegenüber so wenig die Thatsache, daß er eine bedeutungsvolle Periode unsres Denkens und Fühlens durch seine Poesien zum krystallklaren dichterischen Ausdruck gebracht, daß sich in seinen Werken wie in seiner Persönlichkeit ein großer Theil der gesammten kulturellen und künstlerischen Entwicklung des ablaufenden Jahrhunderts mit plastischer Schärfe wiederspiegelt? Diese Entwicklung verlief nicht vorwiegend in stürmischen Bahnen, aber sie zeitigte doch in ihrem ruhigen, tiefen Verlauf die Ideen, mit denen unsre Jungen heute so stolz sich brüsten. Und wo wäre Heyse je zurückgeblieben oder feig zurückgewichen, wenn es galt, für diese Gedanken, an deren Sieg wir Alle heute uns freuen, in ruhig abwägendem oder unbefangen fabulirendem Schaffen freie Bahn zu machen? Er, der solange die Gunst eines edlen Fürsten genossen und dieser schon in so frühen Jahren das sichere materielle Geborgensein verdankte, hat er je in der geistigen Richtung seiner Dichtung nur im geringsten einen byzantinischen Zug verrathen; hat er nicht immer, unbeirrt durch äußere Rücksichten, in allen seinen Werken den Kampf gegen religiöse und gesellschaftliche Intoleranz, gegen jede Beschränkung der Selbstbestimmung des Individuums, gegen Uebergriffe der brutalen Gewalt, in welcher Form diese auch sich äußern mochte, unentwegt durchgefochten? Es ist richtig, er ist niemals ein Tendenzdichter gewesen in der ausgesprochenen Absicht, es zu sein, aber die ganze Grundtendenz seines Wesens, seiner Bildung, seines Denkens prägt sich so einheitlich, so klar in jeder Zeile aus, die er geschrieben, daß man wohl aus seinen Werken das Bild einer Zeit mit neuen fruchtbaren Gedanken und erfüllt vom regen Kampfe um geistige und individuelle Freiheit erstehen sieht. Nicht in feurigen, aufstachelnden Kampfesliedern, nicht im monumentalen Gedankenausbau eines gewaltigen Dichtungswerkes hat er diese Zeit dargestellt, sondern in feinen, oft nur leicht hingeworfenen Zeichnungen, die aber in ihrer stets sauberen Linienführung ohne Ausnahme eine scharfe Charakterisirung des Dichters und seiner Umwelt darbieten. Wie wenig sind die „Modernen" sich es doch bewußt, daß auch Heyse zu den Dichtern gehört, die im Grunde ihnen nur die Bahn getreten, auf der sie sich in so prätentiöser Weise als Entdecker neuer Welten breit machen. Soweit ihre Schöpfungen überhaupt einen geschlossenen, faßbaren geistigen Inhalt haben, ist derselbe schließlich noch um keinen Finger breit weiter oder tiefer, als die Probleme es sind, die schon Heyse in seinen Novellen und Romanen aufstellte oder wenigstens andeutete und in durch keinerlei stoffliche oder künstlerische Vorurtheile befangener Art löste. Das Maßhalten, das gleichwohl Heyse diesen Jüngeren voraus hat, ist lediglich durch sein künstlerisches, gebildetes und feines Urtheil bedingt. Aber Urtheil ist noch nicht Vorurtheil, so sehr dies freilich die jüngeren, künstlerisch sich radikal geberdenden „Schulen" auch behaupten mögen.

Die „schöne Form", die „schöne Sprache" — wie oft mag sich Heyse darüber geärgert haben, wenn man mit diesem Lob sein Lebenswerk gleichsam todtzuloben versuchte. Im Grunde besteht ja die Bewegung, welcher man den stolzen Namen einer „Revolution der Literatur" gab und die neben so manchem anderen dichterischen Schicksalsgenossen auch Heyse so kühn zum alten Eisen warf, zunächst nur in einem Rütteln an den alten Formen. Zu einer innerlichen Vertiefung der Kultur, zu einer Erfüllung unsrer Literatur mit wirklich neuen Gedankengängen ist es bisher auf keinem Gebiete gekommen. Im Gegentheil: gegenüber der seinen und mit einem sicheren Bestande lebens- und entwicklungsfähiger Ideen erfüllten Bildung der Zeit, in der Heyse herauwuchs und von der er seine geistigen Anregungen erfuhr, hat sich ein Banausenthum gefährlichster Art breit gemacht, eine Veräußerlichung der Kultur, die schließlich nur auf modisches Nachäffen und Nachplappern einiger Schlagworte hinausläuft. Dieser Erscheinung gegenüber ist es wirklich an der Zeit, wieder ernstlich darauf hinzuweisen, welches Unrecht einem Manne wie Heyse dadurch geschieht, daß man über der Form seiner Dichtungen den positiven und werthvollen Kulturinhalt seines Lebenswerkes gänzlich übersehen zu dürfen meint. Die vornehme, oft kühle Zurückhaltung, der aristokratische Zug, die man der Persönlichkeit wie der Darstellungsweise des Dichters, gleichsam das eigene Banausenthum damit entschuldigend, zum Vorwurf macht, sind im Grunde ja nur die Symptome einer tieferen und gründlicheren Verarbeitung der Bildungselemente, als sie in unsern Tagen noch möglich zu sein scheint. Mit krafterheuchelnden plebejischen Allüren kann sich die jüngere literarische Generation nicht auf die Dauer über die Thatsache hinwegsetzen, daß sie in ihrer ästhetischen Bildung zurückgegangen ist und daß sie eigentlich Grund hätte, eher mit Neid als mit verächtlichem Achselzucken auf den dichterischen Vertreter einer geistig entschieden höher stehenden Periode hinzuschauen. Mit dem bloßen Kraft gefühl, das ja unsre „Modernen" in so hohem Maße beseelt, ist in der Kunst noch nichts gethan, und neue Formen bilden sich nur lebensfähig heraus, wenn ihnen ein lebenskräftiger Inhalt zugrunde liegt.

Man scheint das in der letzten Zeit wieder mehr zu empfinden, und eine Rückkehr in die Bahnen, die man so voreilig verlassen, wird sich wohl von selbst wieder vorbereiten. Auch das Heyse'sche Lebenswerk beginnt man selbst in den Stürmerkreisen wieder mit verständnißvolleren Augen zu betrachten. Die Feier des 70. Geburtstages des Dichters wird das bereits durch den großen Umfang, den sie angenommen, in rein äußerlicher Hinsicht zeigen. Und der Jubilar hat durch die Veröffentlichung einiger Stücke aus seinen Lebenserinnerungen (in den vier letzten Heften der „Deutschen Rundschau") selbst das Beste dazugethan, um die große Bedeutung seines reichen Lebens und Wirkens für das geistige Leben Deutschlands im letzten halben Jahrhundert ersichtlich zu machen. Kein Essay, keine literarhistorische Darstellung könnte so schön und treffend uns des Dichters Wesen und Schaffen und die Welt, in der es sich bewegte, darstellen, wie es diese einfachen Plaudereien und Erzählungen biographischen Charakters thun. Sie gehören in einzelnen ihrer Abschnitte zu dem Besten, was Heyse je geschrieben. Vor allem das Stück, mit dem er in diesem seinem Geburtstagsmonate uns ganz nachträglich noch überraschte („Mein Elternhaus"), ist voll unaussprechlichen

Zaubers, fein empfunden und abgestimmt und eines großen Dichters würdig. Die Bilder, die Heyse hier von seinen Eltern entwirft, sind nicht allein pietätvoll und lebenswahr, sondern weisen in ihren einzelnen Zügen auch auf die harmonische Verschmelzung, die diese in dem Sohn gefunden, aufs deutlichste hin. Die lebhafte, einer tüchtigen, geistig überaus angeregten jüdischen Familie entstammende Mutter gleichsam das aktive Element in der Familie, und neben ihr der in seiner geistigen und wissenschaftlichen Bedeutung nie genug gewürdigte Vater, dem nie das Glück, „das höchste aller geistigen Menschen, sich in voller Freiheit den Aufgaben zu widmen, zu denen man sich berufen fühlt," gegönnt war: aus dieser „weftöstlichen" Mischung ist der Dichter entsprungen. Er findet an sich „die alte Erfahrung bestätigt, daß dem Menschen die Charakteranlage vom Vater, die geistig-sinnliche von der Mutter vererbt zu werden pflegt. Wie ich dieser verdanke, was an phantastischem Vermögen und warmblütigem sinnlichem Temperament mein eigen ist, so habe ich von meinem Vater, der aus echtestem germanischen Stamm entsprossen war, die Eigenschaften überkommen, deren ein Künstlerleben zu seiner reinen, freien Entfaltung bedarf, die Gewissenhaftigkeit und den Fleiß und den unbezähmbaren Trieb zur inneren und äußeren Unabhängigkeit. Zugleich auch neben einer Anlage zu jäh auflodernder Leidenschaft die Kraft, diese gefährlichen Anwandlungen zu bändigen, so daß ich fast immer denen, die mich nur oberflächlich kennen, den Eindruck eines durchaus gleichmüthigen, von inneren Stürmen und Kämpfen stets verschonten Menschen gemacht habe, wovon ich weit entfernt bin."

Eine Persönlichkeit von solch glücklicher Mischung der Natur, schon von frühester Jugend an in eine Umgebung voll der feinsten geistigen Anregungen hineingestellt, mußte alle Vorbedingungen einer harmonischen Entwicklung in sich tragen. Aber diese Vorbedingungen konnten nur ihre Erfüllung finden auf dem Boden einer Kultur, wie sie das Deutschland der 40 er und 50 er Jahre in glücklicher Mischung der Bildungselemente gezeitigt hatte, nur in einem Freundeskreise von so hoher und selbständiger Art, wie ihn Heyse stets um sich versammelt fand. Die Persönlichkeit des Dichters entsprach hierin durchaus seiner Umwelt (wenn wir „Milieu" so verdeutschen dürfen), sie wurde in allen ihren einzelnen Bethätigungen getragen von ihr und brachte ihrerseits durch das Himmelsgeschenk der schöpferischen Dichtungsgabe die feinsten Regungen und Stimmungen derselben zum klaren und leuchtenden Ausdruck. In diesem Zusammenhange aufgefaßt, gewinnt, wie gesagt, Heyse's Lebenswerk eine außerordentliche Bedeutung für die letzte Hälfte des ablaufenden Jahrhunderts. Es sind nicht mehr wie in den Zeiten der sich auslebenden italienischen Renaissance die Fürstenhöfe die alleinigen Stätten, an denen die Blüthe einer feinen Bildung gedeiht, sondern das in sich gefestigte, sich seiner kulturellen Bedeutung in freiheitlicher Gesinnung wohlbewußte Bürgerthum ist der Pflanzboden geworden, in dem die von Goethe und Kant angebahnte geistige Renaissance ihre Wurzeln geschlagen. Und aus diesem Bürgerthum ist Heyse herausgewachsen, ist auch das Wesen seiner Poesie geboren. Der Mendelssohn'sche, der Kugler'sche Kreis in Berlin, das war seine eigentliche geistige Heimath, der er innerlich sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist. Von dem starkempfindenden Predigerssohn der Lübecker Republik, Emanuel Geibel, wurde er in seinen empfänglichsten Jünglingsjahren in den Tempel der deutschen Poesie eingeführt, von einem echt deutschen Gelehrten, wie Diez in Bonn es war, empfing er die sichere wissenschaftliche Leitung. Später, am Königshofe in München, war Heyse, obwohl noch so jung an Jahren, schon mehr der Gebende als der Empfangende. Der Aufenthalt im Süden, der der Berufung nach München vorausgegangen, hatte dem Jüngling die nothwendige Ergänzung für die in der Berliner und Bonner Atmosphäre gewonnenen Anregungen geboten; gefestigt in sich, fertig mit beiden Füßen auf dem sicheren Boden einer werthvollen Kultur stehend, kam er nach München, nicht mehr ein Suchender, sondern bereits ein aus der Fülle des reichen Eigenlebens heraus Schaffender.

Und das ist er geblieben bis heute, zu seinem 70. Jahre. Das mühevolle und die Kräfte aufreibende Kämpfen um eine feste Bildungsrichtung ist ihm erspart geblieben; daher sein äußerlich so ruhiger, glücklicher, harmonischer Lebensgang. Aber ist er so auch nicht zum Schöpfer einer neuen Gedanken- und Anschauungswelt für uns geworden, so ist doch die Arbeit nicht hoch genug anzuschlagen, die er für die Ausdehnung und für den Ausbau der uns durch die Geistesheroen aus dem Anfang dieses Jahrhunderts überkommenen Kultur durch sein selbständiges Produziren geleistet. Unser geistiges Leben bedurfte solcher Arbeiter, solcher Dichter, wenn jene Kultur nicht Gefahr laufen sollte, zu versanden.

Darum hat heute das deutsche Volk wohl Ursache, dem Siebzigjährigen ein lautes: Heil Dir! freudig und dankbar zuzurufen. Der Jubilar hat in emsiger und redlicher Lebensarbeit ein bedeutendes Theil mit dazu beigetragen, daß unserer Nation kulturelle Schätze erhalten, ja, gerettet wurden, die oft genug von den Wogen unsres politischen, unsres rein materiellen Lebens überspült zu werden drohten. Wie viel schon — um aus seinem Lebenswerk nur eines besonders herauszuheben — hat Heyse durch seine Dichtungen für die Reinerhaltung und edle Fortbildung unsrer Muttersprache gethan! Schon dieses Verdienst wäre groß genug, von dem ganzen Volke heute dankbar gefeiert zu werden. Und ist nicht das andere, einem Volke seine Kultur miterhalten zu haben, bei weitem größer und wichtiger? Drum: Heil, dem Jubilar! O. B.

Der Baumkultus.

Von Gräfin Ersilia Caëtani-Lovatelli.

II.

Auch in den Kultus der Griechen spielten die Bäume herein. So sehen wir die berühmten Eichen von Dodona durch ihr Blätterrauschen den Willen Jupiters offenbaren und es ist nicht zu leugnen, daß der Wald von Dodona mit seinen Wahrsagungsbäumen eine der ersten Pflanzstätten griechischer Kultur und Religion gewesen ist. Der Baum, in dessen Stamm das Bild der Gottheit wie in ein Heiligthum eingeschnitten war, bildete zweifellos den ersten Tempel, den die Menschen der Gottheit errichteten.

Der dem Apoll geheiligte Lorberbaum wurde als der Heilsbaum im eigentlichen Sinn des Wortes angesehen, der bei allen Reinigungsgebräuchen verwendet wurde und dem man nicht nur Heilkraft, sondern auch Abwehr jedes schlimmen Einflusses zuschrieb.

In dem Maße, wie sich der Apollo-Kultus in Griechenland verbreitete, entstanden und wuchsen mit seinen Tempeln auch überall grüne duftige Lorbergehölze empor, in denen die Gottheit die zukünftigen Geschicke voraussagte.

Bekannt ist der heilige Oelbaum der Athene auf der Akropolis, an dessen Zweigen die Waffen der Göttin aufgehängt waren und der sich auf vielen athenischen Münzen befindet. Man erzählte sich, daß er wunderbarerweise in einer Nacht neu ausgeschlagen habe, nach-

dem die Perser Feuer an die Akropolis gelegt hatten; von ihm stammen die unantastbaren, gleichfalls der Minerva geheiligten Oelbäume in der Akademie, mit deren Oel die Krüge gefüllt wurden, die an den großen Panathenäenfesten zu Ehren der Göttin den Siegern bei den Wettspielen überreicht wurden.

So groß war die Verehrung für diese Bäume, daß selbst die Lakedämonier sie verschonten, als sie das ganze Land verwüsteten.

Die Stadt Lindos besaß einen Athene-Tempel, der mitten in einem schönen Olivengehölz stand. Bekanntlich war der Oelbaum eine Schöpfung der Athene und Zeuge ihres Sieges über Neptun in dem denkwürdigen Streit um den Besitz Attika's. Daher denn auch die Bilder der göttlichen Tochter des Zeus nichts anderes waren, als Trophäen, die einen Olivenstamm zur Stütze hatten und vor denen man, als vor einem religiösen Symbol, Opfer brachte.

Es darf hier das berühmte Gehölz der Daphne nicht übergangen werden, das den schönsten Schmuck der Vorstadt von Antiochia bildete. Es umgab einen dem Apoll geweihten Tempel, denn die Griechen hatten diesen Gott an die Stelle des Baal oder einer anderen Sonnengottheit gesetzt.

Einen dieser Bäume zu vernichten, wurde als schweres Verbrechen angesehen, so daß das Gehölz bis zu den Zeiten des oströmischen Reichs unversehrt erhalten blieb, wie es die Zeugnisse der zeitgenössischen Schriftsteller nicht minder als die Bestimmungen in dem Kodex des Theodosius und des Justinianus beweisen, welche die Wirkung haben sollten, den Lorberhain der Daphne vor den gefürchteten Verwüstungen der christlichen Neophyten zu bewahren.

Der Keuschbaum war der Juno und der Artemis geweiht; seinen Blättern und Zweigen wurde die Fähigkeit zugesprochen, die Keuschheit zu erhalten; die Frauen legten sie in ihre Lagerstätten während der Feste der „Thesmophoria“, bei denen die Gegenwart der Männer strengstens untersagt war und die von Frauen allein gefeiert wurden.

Weil Dionysos nicht allein der Anpflanzung der Reben, sondern aller Bäume vorstand, so erschien einstens unversehens zwischen den Zweigen einer vom Sturme umgerissenen Platane sein Bild den Magneten, welche es versäumt hatten, ihn bei Gründung ihrer Stadt anzurufen. Nach dieser göttlichen Kundgebung wurde ihm auf Befehl des delphischen Orakels von jener Stadt ein Kultus gewidmet, in welchem er „der Baumreiche“ genannt wurde.

Vielen Bäumen wurde ein günstiger Einfluß auf die Heilung menschlicher Krankheiten zugeschrieben; seit den ältesten Zeiten hingen die Griechen gleich anderen Völkern Schärpen, Kränze, Votivtafeln, Figürchen und oscilla (d. h. kleine Blechstücke, die im Winde klirrten und glänzten) an den Zweigen auf; wenn der Baum dem Bacchus oder Dionysos geweiht war, so wurde er mit Schellen, Pauken und Doppelflöten behängt, wovon wir Darstellungen auf Vasenbildern, Reliefs und auf pompejanischen Wandbildern besitzen.

Als wahre und wirkliche Idole müssen wir jene Bäume betrachten, denen man eine menschliche Gestalt zu geben trachtete, indem man einen Kopf darauf setzte, den die langen Blüthenzweige wie mit einer Krone umgaben und die mit Kleidern, Waffen und verschiedenen Attributen behängt, den heiligen Bildern glichen, die man auch sonstwo sah, wie z. B. die Oelbäume der Athene, die ihren Schild und ihre Waffen trugen.

Zuweilen waren die heiligen Bäume durch Mauern oder Gitter gegen Entweihung geschützt oder sie wurden zur größeren Vorsicht in Gebäude eingeschlossen. Ich würde die Goldäpfelbäume des fabelhaften Gartens der Hesperiden hier nicht erwähnen, wenn mir die Gelegenheit dazu nicht durch ein Gegenstück des Mythencyklus von Babylon und Chaldäa gegeben wäre, in dem ein Wald von Wunderbäumen geschildert wird mit smaragdenen und krystallenen Früchten, die von seltsamen Vögeln bewacht wurden, deren Nester aus Edelsteinen bestanden.

Schließlich bemerke ich noch, daß es glück- und unglückverheißende Bäume gab, welch letztere zuweilen verbrannt wurden, um jedes schlimme Omen zu vernichten.

In Italien wurden seit den ältesten Zeiten die religiösen Feierlichkeiten in den Wäldern begangen. Die Etrusker theilten die Bäume in „günstige“ und „ungünstige“ ein. Dies gilt auch für die Römer, die einen Unterschied zwischen Glücks- und Unglücksbäumen machten. So wurden beispielsweise die Nägel und Haarabfälle des Flamen Dialis „unter dem glücklichen Baum“ vergraben und mit einem Zweig des Glücksbaums wurde der hieratische Kopfputz der Flaminica, der Gemahlin des Priesters, geschmückt.

So mußte auch das heilige Feuer der Vesta, wenn es erloschen war, dadurch wieder angezündet werden, daß man zwei Holzstücke von einem Baum „glücklichen Omens“ aneinander rieb.

Die Bäume, welche auf irgend eine Weise geheiligt waren, sei es durch eine auf Ueberlieferung beruhende Verehrung, wodurch sie als Tempel oder Wahrzeichen des Gottes galten, oder durch göttliche Kundgebung, wenn der Blitz hineinschlug, wurden unantastbar; deßhalb konnten sie auch weder gefällt noch verpflanzt werden, ehe sie durch die „Exauguratio“ ihr heiliges Gepräge verloren hatten und Sühngebete über sie gesprochen waren.

Dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß die vom Blitz getroffenen Bäume als unheilbringend angesehen wurden, weßhalb man ihnen einen besonderen Kuchen darbrachte, von einem Gebet zu Jupiter begleitet, das ihn günstig und wohlwollend stimmen sollte. Die Pflicht, ein solches Opfer darzubringen, lag dem Besitzer des Baumes ob; wenn der Baum jedoch zu einem heiligen Gehölz gehörte, mußte er sobald als möglich ausgerissen werden, doch erst, nachdem gewisse ziemlich verwickelte religiöse Vorschriften erfüllt worden waren.

Die ältesten und berühmtesten Bäume bei den Römern waren zweifellos der ruminalische und der navische Feigenbaum, die beide auf dem Comitium standen. Nach der Legende fand man unter dem ersten die Wölfin, wie sie die Zwillinge Romulus und Remus säugte; der Baum, für den man die größte Verehrung hegte, wurde als das Zeichen der Ewigkeit Roms und des Reichs angesehen. Jedesmal, wenn er zu verdorren drohte, waren Götter beflissen, ihn durch traditionelle und religiöse Gebräuche wieder zu beleben. Unter Nero begann nach Tacitus der Baum zu verdorren; er verlor alle Blätter. Dies galt als schlimmes Zeichen, doch begann er sich wieder zu beleben und frische Schößlinge zu treiben. Man hielt ihn für älter als Rom selbst; er ist nicht allein auf zwei Münzen des Antonius Pius mitten in einem Rundgebäude, sondern, wenn ich nicht ire, auch auf anderen Münzen abgebildet.

Der Feigenbaum des Navius wurde von Tarquinius Priskus zum Andenken an die Wunderthat des Auguren Attus Navius gepflanzt. Dieser wollte sich

unter dem Vorwand, daß die Vorzeichen nicht günstig dafür seien, einigen Neuerungen widersetzen, die der König bei den Ritter-Centurien einzuführen gedachte; Navius bewies seine Wunderkraft, indem er einen Schleifstein mit der Klinge eines Rasirmessers durchschnitt. Beides wurde dann unter jenem Baum vergraben. Da nach der Aussage des Haruspices die römische Freiheit sich so lange unversehrt erhalten sollte, wie der Feigenbaum des Navius dauere, so wurde ein neuer Schößling gepflanzt, sobald der alte zu welken begann.

Ein anderer uralter Baum war der heilige Cornelkirschbaum des Romulus, der Cornus Romuli. Nach der Ueberlieferung schleuderte der Gründer Roms, um seine Stärke zu prüfen, eine Lanze mit einer Spitze aus Cornelholz vom Aventin nach dem gegenüberliegenden Palatin; dort grub sie sich so fest in die Erde ein, daß es Niemand gelang, sie wieder herauszuziehen, so Viele sich auch daran versuchten. Das Holz jedoch, das wohl gute Erde gefunden haben mochte, fing an, auszuschlagen und Zweige zu treiben, bis es ein wirklicher Baum wurde. Derselbe war als einer der heiligst gehaltenen Gegenstände Roms von einer Mauer umgeben und wenn irgend einer der Vorübergehenden zu bemerken glaubte, daß er zu verwelken beginne, so rief er es mit lauter Stimme den Begegnenden zu, die es wieder Anderen mittheilten, und so sah man urplötzlich von allen Seiten Leute mit gefüllten Wassereimern herbeieilen, als ob es sich um eine Feuersbrunst handle. Beim Bau der Treppen, welche Caligula in jener Ecke des Palatin errichten ließ, wo der Baum stand, kamen die Arbeiter beim Graben den Wurzeln zu nahe und der Baum ging ein.

Zwei vor dem Tempel des Quirinus auf dem Quirinal gepflanzte Myrtenbäume, deren einer die Patrizier, der andere die Plebejer versinnbildlichte, deuteten die Einigkeit der beiden Klassen an, auf gleiche Weise wie eine Rebe, ein Feigenbaum und ein Oelbaum auf dem römischen Forum den Ackerbau des Landes darstellte; doch diese letzteren plebejischen Pflanzungen verschwanden, als Domitian das Forum mit neuen Gebäuden schmückte.

Dabei soll die heilige Eiche auf dem Capitol nicht vergessen werden, an der die erste Beute aufgehängt wurde, die Romulus dem Jupiter Ferentinus weihte, noch auch die Thatsache, daß im Jahre 546 v. Chr. ein Konsul eine Eiche feierlich als Zeugin anrief, als ob sie eine Gottheit wäre, daß die Aequer den Vertrag verletzt hätten. Jupiter Fagutal, der auf dem Altar des Esquilins verehrt wurde, war nichts weiter, als eine uralte Buche, in der, wie man glaubte, der Gott wohne. Plinius schließlich erzählt, daß zu seiner Zeit ein Lotusbaum im Umkreis des Tempels der Juno Lucina in Rom stand, der älter war, als der Grund und Boden, auf dem er stehe; an seinen Zweigen hing man die Haare auf, die der Pontifex den Vestalinnen bei ihrer Einweihung abschnitt und der deßhalb „arbor capillata“ genannt wurde.

Aber ganz besonders berühmt war bei den Zeremonien des aus dem Orient nach Rom eingeführten phrygischen Kultus die der großen Göttermutter, d. h. der Cybele geweihte Fichte, von der die „Fasti Philocaliani“ unterm 22. März mit den Worten „arbor intrat“ berichten. Dieser Hinweis bezieht sich auf die Feste, welche besonders während der Kaiserzeit zu Ehren jener Göttin gefeiert wurden, denn dem Gott Attis soll nach einigen Zeugnissen die große Göttermutter die Fichte geweiht haben, um ihn darüber zu trösten, daß er sich im Schatten dieses Baumes entmannt habe; nach Anderen jedoch war die Fichte das Sinnbild des Attis selbst, den seine göttliche Geliebte in diesen Baum verwandelt hatte. Wie dem auch sei, jener symbolische Baum mußte am Tag der Frühlingsnachtgleiche entwurzelt werden, um den folgenden, den 22. März, feierlich in den Tempel der Cybele auf dem Palatin gebracht zu werden. Sein Stamm wurde bei dieser Gelegenheit in wollene Binden gewickelt zur Erinnerung an jene, in welche der Leichnam des jungen Attis gehüllt worden war, und Kränze von Frühlingsblumen, besonders von Veilchen, wurden an seinen Zweigen aufgehängt, weil man sagte, Veilchen seien der mit seinem Blute getränkten Erde entsprossen.

Auf ähnliche Weise feierte man beim Beginn des Frühlings ein großes Fest in Hierapolis, das das Fest „der Pyra oder der Lampen“ genannt wurde; dasselbe bestand darin, daß man im Flur des Tempels der syrischen Göttin große Bäume in Brand steckte, an denen Ziegen, Schafe und andere lebende Thiere und daneben Gewänder, goldene und silberne Geräthe hingen.

Zur Kaiserzeit, als die neuen asiatischen Gebräuche zu Ehren des Gottes Attis in den Cybele-Kultus mit einbegriffen wurden, war eine besondere Brüderschaft, oder ein Kollegium, das der Dendrophori oder Baumträger, welches unter der Aufsicht der Fünfzehnmänner stand, damit beauftragt, den heiligen Baum in den palatinischen Tempel der Göttin zu tragen, weßhalb jene Brüderschaft auf den Inschrifttafeln den Namen der „Dendrophori der großen Göttermutter“ trägt.

Solche Männervereine, welche ihren Namen geradezu von dem Tragen der symbolischen Bäume, Pflanzen und Zweige herleiteten, das ihnen bei den Prozessionen oblag, hatten vielleicht in Rom mit dem fremdländischen Aberglauben des Bacchuskultus Eingang gefunden, zu dessen Festfeierlichkeiten in Griechenland die heiligen Dendrophorien gehörten. Doch ist es wahrscheinlicher, daß sie zugleich mit dem Kultus der großen Göttermutter Cybele eingeführt wurden, bei deren Festen, den „Megalensia“, man Leute den Wagen der Göttin umgeben sah, welche abgeschnittene Bäume trugen.

Jedenfalls ist zweifellos, daß, wenn auch der Kult der Göttermutter jener Körperschaft den Ursprung gab, sie zur Kaiserzeit in der ganzen römischen Welt verbreitet war und nicht allein als religiöser Verein; denn die Denkmäler zeigen uns die Dendrophoren oft als eine Klasse abergläubischer und zugleich handelsbeflissener Leute, die aus Holzhändlern und Lieferanten bestanden und deßhalb eng verbunden waren; zugleich aber oft eine Genossenschaft mit Schlossern und Flickschneidern, manchmal auch mit Schiffsbauern bildeten.

Damit stimmt das bekannte Gesetz Konstantins überein, das befahl, man solle in allen Städten die Vereine der Schlosser und Flicker durch die der Dendrophoren vermehren, eine Einrichtung, die unverständlich wäre, wenn diese Klassen sich nicht durch Gleichartigkeit der Beschäftigung schon nahe gestanden hätten. So erscheinen die Dendrophoren auch in den meisten Inschriften, in denen ihrer Erwähnung geschieht, nicht nur als eine fromme Brüderschaft, sondern wie eine Zunft. Diese Dendrophoren scheinen außer Cybele noch andere Gottheiten verehrt zu haben, die den Wäldern vorstanden, besonders den alten Nationalgott Silvanus, den die ersten Einwohner Latiums als den Beschützer und Herrn des Waldes verehrten und den man deßhalb mit einer Fichte in der Hand darstellte, woher sein Name Dendrophorus kommt.

Im Jahre 1890 wurden auf dem Cälius die Ruinen der Wohnung der römischen Dendrophoren nebst einigen

auf sie bezüglichen Marmorinschriften entdeckt; auch fehlen in Ostia die sie betreffenden Inschriften und Erinnerungszeichen nicht.

Einer Inschrift aus Mösien verdanken wir die Nachricht von einem Archidendrophorus, das einzige Beispiel, das wir von einem solchen Titel haben, so daß wir darüber nur Vermuthungen aussprechen können. Wenn wir jedoch damit die ähnlichen und wohlbekannten Titel des Archigallus, des Hauptes der Cybele-Priester, und des Archibukolus, des Hohenpriesters des Bacchus, vergleichen, so liegt es nahe, daraus zu schließen, daß jener Gajus Antonius Eutyches, welcher dem Attis einen Altar weihte, indem er sich Archidendrophorus nannte, nichts anderes, als der Präsident der Dendrophoren von Tomi in Mösien war.

Merkwürdig ist schließlich eine alte Grabinschrift, die in Avezzano gefunden wurde; sie ist dem Dendrophoren Marcius Faustus geweiht und besagt ausdrücklich, daß er auch ein vorzüglicher Koch gewesen sei.

Wer weiß, ob nicht in einem Fest, das vor dem Jahre 1789 am Pfingstmontag in drei Pfarrgemeinden von Remiremont in Frankreich noch gefeiert wurde, ein Nachklang der alten Dendrophorien auf uns gekommen ist? Es bestand darin, daß die Pfarrkinder, Baumzweige, Immortellen, Rosmarin, Stechpalme und sonstige Pflanzen in den Händen, in Prozession nach der Stiftskirche in jener Stadt zogen.

In Rom, wie anderswo, gab es heilige Haine, von denen ich nur zwei nenne: den berühmten Hain der Arval-Brüder am fünften Meilenstein der Portuensischen Straße, in dem ohne vorhergegangene feierliche Riten und Opfer kein Baum gefällt werden durfte, und den Lorberhain, den die Kaiserin Livia Augusta selbst gepflanzt hatte und der dem Kaiserhause besonders heilig war.

Hierhin begaben sich die Kaiser, um, wenn sie einen Triumph zu feiern hatten, die Lorberen für ihren Siegeskranz zu pflücken und einen neuen Schößling zu pflanzen.

Man hatte beobachtet, daß beim Tode jedes Kaisers der von ihm gepflanzte Schößling ebenfalls abstarb, bis kurz vor dem Tode Nero's, des letzten Cäsars, der ganze Hain plötzlich zugrunde ging.

Der Baumkultus dauerte in Griechenland wie in Italien bis in die letzten Tage des Heidenthums und zog sich noch durch das ganze Mittelalter; wie schwierig seine Ausrottung war, beweisen ebenso die Edikte des Theodosius wie die wiederholten und wirksamen Bittgesuche des Libanius an den Kaiser, die fanatische Baumzerstörung der Mönche zu unterdrücken.

So sehen wir den Barbatus im 7. Jahrhundert bei Benevent einen heiligen Baum fällen, der von den Longobarden hoch verehrt wurde. Die Kirchenväter sprechen von diesem Kultus als einem weitverbreiteten Aberglauben, der den strengsten Strafen widerstand, mit denen er von den ersten Christen belegt wurde. Ihnen schlossen sich die Konzilien an, um den heidnischen Kultus der Bäume und Wälder wirksam zu bekämpfen. Die unter dem Namen der Kapitularien bekannten Gesetze der merovingischen und karolingischen Könige verdammten wiederholt und feierlich als Kirchenschänder alle diejenigen, welche sich darauf versteiften, Feuer und Lichter nicht allein vor Steinen und Brunnen, sondern auch neben Bäumen anzuzünden und an solche unbelebte Dinge Gelübde und Gebete verrichteten.

Auch die Gesetze des Longobardenkönigs Luitprand und die christlichen Missionäre erließen dieselben Verbote und der Apostel der Deutschen, Bonifazius, legte selbst Hand an, um die berühmte Donnereiche zu fällen.

Trotzdem blieben jene Wälder, welche die alten Völker so lange Zeit als Wohnort der Gottheit verehrt hatten, in welche man nur wie in ein Heiligthum, mit von religiösen Gefühlen erfüllter Seele eintrat, Gegenstand der Verehrung. Und nur indem man diese Spuren des altheidnischen Kultus der neuen Religion anpaßte, gelang es den Aposteln des neuen Glaubens, jenen Aberglauben nach und nach auszurotten, der so feste und weitverzweigte Wurzeln geschlagen hatte.

Heiligen- und Madonnenbilder wurden an vielen Orten an Bäumen angebracht, vor denen das Volk fortfuhr, niederzuknien; im Kloster der Höhle zu Megaspileon in Arkadien auf wilden Bergen steht noch jetzt die Platane, auf welche Lucas das wunderbare Bild der Muttergottes gemalt haben soll. In ihrem Stamm, der durch die Jahre ausgehöhlt und zerfressen worden ist, aber noch immer kräftig fortwächst, ist die Kapelle der Panagia Plataniotissa eingeschlossen, die so groß ist, daß wohl zehn Personen Platz darin finden können.

Merkwürdig ist in dieser Beziehung eine elsässische Legende, welche von einem Ritter erzählt, der in einem Wald jagte. Zwei wilde Tauben führten ihn wunderbarerweise bis zu einer Eiche, auf deren Stamm plötzlich das Bild der Muttergottes mit dem Kind im Arme erschien. Von diesem Zeichen betroffen, stiftete der Ritter an jener Stelle eine Kapelle „zur hl. Maria bei der Eiche". Ebenso merkwürdig scheint mir eine volksthümliche Ueberlieferung in der Normandie, nach der ein Muttergottesbild, das in einer Eiche in der Nähe der Abtei von Jumieges gefunden und von den Mönchen zweimal in ihre Kirche getragen worden war, beide Male wieder zur Eiche zurückkehrte. Eine Kapelle war zur Erinnerung an das Wunder daselbst errichtet worden.

Wie dem nun auch sei, weder die neuen Anschauungen noch die christliche Bedeutung, welche man diesen natürlichen Göttern unterschob, konnten den Volksglauben an die geheimnißvolle Wesenheit gewisser Wälder ganz auslöschen, in die Einige den Wohnsitz von Zauberern und Schwarzkünstlern, Andere den von Elfen und Feen verlegten.

Hievon finden wir Spuren nicht allein bei den Dichtern und Novellenschreibern des Mittelalters, sondern auch noch in den später folgenden Jahrhunderten. Man braucht sich nur des Wunderwaldes von Brecheliande in Frankreich zu erinnern, in dem der Zauberer Merlin wohnte, ebenso wie des verzauberten Waldes der Armida, den Tasso so poetisch beschreibt und der ihm vielleicht gerade durch die Erinnerungen an Arthur und Merlin ins Gedächtniß gebracht worden ist. Heute noch glaubt das belgische Volk, daß die großen alten Wälder der Vorfahren von geheimnißvollen Geistern, den Woudmannen oder Bosch-Goden, bewohnt seien, die bei nächtlicher Weile sich da vergnügen und umherspazieren.

In den mittelalterlichen Legenden, wie in den Chroniken, Ritterdichtungen und Reisebeschreibungen jener Zeit wird eine Arbor sicca geschildert, die jedes Zweiges bar war und nach Einigen in einem wüsten Land des äußersten Ostens wuchs; es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieselbe eins sei mit dem Baum des irdischen Paradieses.

Die europäische Kunst verwendete die Gestalt des Baumes zu religiösem Schmuck und er begegnet uns besonders in der Bildhauerkunst der romanischen Zeit. Es wäre nicht unbegründet, anzunehmen, daß einige Flachreliefs des 12. Jahrhunderts nichts anderes sind, als

Erinnerungen an den Orient, wie z. B. die beiden mystischen Thiere, die einen Baum zwischen sich haben, in welchem manche den „Hom", d. h. den symbolischen Baum der Orientalen erkennen wollen.

Wenn ich nicht fürchtete, zu weit zu gehen, so möchte ich fast behaupten, daß diese symbolische Bedeutung als Ueberbleibsel einer alten Tradition dem Kaiser Theophilus Veranlassung gab, in seinem prächtigen und seltsamen Palaste in Byzanz einen Baum ganz aus Gold errichten zu lassen, zwischen dessen Blättern sich eine Unzahl künstlicher Vögel aufhielt, deren jeder seinen eigenen Gesang ertönen ließ. Dieser Wunderbaum fand sein Gegenstück in jenem anderen, der, nach einer mehr poetischen als geschichtlich verbürgten Meldung, in dem prachtvollen Palast des Khalifen Mugtadir in Bagdad stand. Ganz aus Gold und Silber gearbeitet und von ausgesuchter Kunst, hatte er viele Zweige, auf denen eine Unmenge von denselben kostbaren Metallen verfertigten Vögel saßen, die jedesmal, wenn der Baum sich beugte und bewegte, ihren besonderen melodischen Gesang ertönen ließen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Wien. Ein „Dank von Oesterreich" für Paul Heyse. Am 15. März soll Paul Heyse zu seinem 70. Geburtstag von den deutsch-österreichischen Verehrern seiner Kunst und Persönlichkeit ein von dem begabten jungen Medailleur Rudolf Marschall in Silber getriebenes Relief überreicht werden. Marschall hat Heyse kürzlich in Gardone portraitirt und die Medaille wirkt lebenstreu, das heißt also gewinnend in höchsten Maße. Der Wortlaut der von Max Kalbeck verfaßten Adresse ist folgender:

Hochverehrter Herr und Meister!

Der 15. März 1900, Ihr 70. Geburtstag, wird überall gefeiert, wo Kinder der Welt sich eins fühlen mit ihrem Dichter.

Ein kleiner Theil Ihrer zahlreichen Wiener Verehrerinnen und Verehrer, begrüßen wir den festlich frohen Tag mit besonderer Freude. Gibt er uns doch willkommene Gelegenheit, Ihnen vom Herzen zu danken für die vielen Stunden köstlichen Genießens, innigen Behagens und idealen Erhebens, die Ihre Werke uns gewährt haben!

Ihr Genius sei gesegnet, daß er Sie in der freien Selbstbestimmung des Menschen das höchste sittliche Gut erkennen ließ und daß er Sie vor Anderen befähigte, die beglückende Botschaft eines der Noth des Daseins entrückten, von reinen Formen verklärten und veredelten Lebens im Geiste und der Wahrheit zu verkündigen!

Wir bitten Sie, hochverehrter Herr und Meister, zugleich mit unsern innigsten Glückwünschen Ihr von Künstlerhand geprägtes Bildniß zum dauernden Andenken und als ein sichtbares Zeichen des Bundes, der zwischen dem Dichter und seinen Freunden besteht, von uns annehmen zu wollen.

Wien, März 1900.

Unter den 148 Unterschriften sei obenan der Name der Führerin des Damen-Komitees, Marie v. Ebner-Eschenbach, genannt; ihr schließen sich eine Reihe der besten Namen aus der Geistes- und Gelehrtenaristokratie Wiens an.

Diese besondere Huldigung unsrer Landsmannschaft hat ihre besonderen Gründe. Wohl geziemt es den Deutschen Oesterreichs, den 70. Geburtstag des edlen Menschen und Dichters festlich zu begehen. Nicht nur, weil er ihnen, wie seinen engeren Landsleuten in zahlreichen und gehaltvollen, alle Gebiete der schönen Literatur durchlaufenden Meisterwerken einen Schatz unvergänglicher Freuden beschert hat, sondern weil die Vaterstadt Franz Grillparzers und Ludwig Anzengrubers dem Manne dauernde Erkenntlichkeit schuldet, der bei mehr als einer Gelegenheit für diese ihre großen Söhne so selbstlos und aufopfernd, so unerschrocken und begeistert mit Wort und That eingetreten ist.

Auch der Wiener Zweigverein der Schiller-Stiftung hat an Paul Heyse eine Adresse gerichtet, deren Wortlaut von Prof. Jakob Minor herrührt:

Hochverehrter Herr!

An dem Tage, an welchem Ihnen alle Herzen entgegenschlagen, drängt es auch den Wiener Zweigverein der Deutschen Schiller-Stiftung, Ihnen mit Glückwunsch und Huldigung zu nahen.

Nicht bloß durch kollegiale Bande fühlt sich der Vorstand des Wiener Zweigvereins der Deutschen Schiller-Stiftung zu seiner Ehre mit Ihnen verbunden. Er gedenkt nicht bloß der warmen und kräftigen Theilnahme, die Sie jederzeit den österreichischen Schriftstellern haben zutheil werden lassen, er gedenkt heute auch des Namens, den die Stiftung trägt, und des Weimar'schen Stammes, auf den alle Zweige zurückführen. Es lebt heute kein Schriftsteller mehr in Deutschland, der in gleichem Maße wie Sie die Errungenschaften der Weimar'schen Periode mit den berechtigten Anforderungen der modernen Zeit zu vereinigen wußte. Adel der Form, Vornehmheit der Gesinnung und ein freier Kunstgeist sind Tugenden, die anfangen selten zu werden. Umsomehr gelten von dem, der sie noch besitzt, die Worte des Dichters:

„Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben über'n Schlammpfad,
Mit den Feuerflügeln
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen."

Möge Ihr Genius auch in Zukunft Sie leiten und führen, Ihnen zum Ruhm, uns zur Freude und zum Genuß.

Wien, März 1900.

L. Lobmeyer; Jos. Lewinsky; Alfr. Frhr. v. Berger; Dr. Anton Bettelheim; Dr. A. Egger Ritter v. Möllwald; Alfred Ritter v. Hölder; Dr. Ludw. Kunwald; Dr. Jakob Minor.

Die Zwangserziehung Minderjähriger. Von Landgerichtsrath Dr. P. F. Aschrott. Berlin, J. Guttentag. — Bei der Berathung des Entwurfs des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches hatte die zweite Kommission der Anschauung Ausdruck gegeben, daß das Recht der Eltern, bestimmend auf die Erziehung ihrer Kinder einzuwirken, in dem Rechte des Staates seine Schranken finde, über die Erziehung der Jugend zu wachen und dafür zu sorgen, daß jeder Einzelne die moralische Qualifikation besitzt, die das Leben von ihm verlangt. Die Kommission hatte deßhalb die Bestimmung vorgeschlagen, daß das Vormundschaftsgericht, auch ohne Vorliegen eines Verschuldens der Träger der elterlichen Gewalt, zu entsprechenden Maßregeln berufen sei, wenn ein Kind sittlich verwahrlost, und nach den Lebensverhältnissen des Vaters anzunehmen ist, daß die elterliche Erziehungsgewalt zur Besserung des Kindes nicht ausreicht. Diese Bestimmung als reichsgesetzliche in das Bürgerliche Gesetzbuch aufzunehmen, lehnte zwar der Reichstag ab, doch einigte man sich schließlich auf den Art. 135 des Einführungsgesetzes, welcher die Anordnung der Zwangserziehung Minderjähriger unbeschadet der Vorschriften des Strafgesetzbuches dem Vormundschaftsgericht vorbehält und ausspricht, daß dieselbe außer den Fällen der §§ 1666 und 1838 des Bürgerlichen Gesetzbuches nur erfolgen kann, wenn sie zur Verhütung des völligen sittlichen Verderbens nothwendig ist; und daß die Landesgesetze die Entscheidung darüber, ob der Minderjährige, dessen Zwangserziehung angeordnet ist, in einer Familie oder in einer Erziehungs- oder Besserungsanstalt unterzubringen sei, einer Verwaltungsbehörde übertragen können, wenn die Unterbringung auf öffentliche Kosten zu erfolgen hat. Die meisten Bundesstaaten haben in Ausführungsgesetzen oder in besonderen Gesetzen die Ausführung der Zwangserziehung bereits geregelt, die preußische Regierung hat vor kurzem einen bezüglichen Gesetzentwurf dem preußischen Herrenhaus vorgelegt. In der vorliegenden Schrift unterzieht Aschrott diesen Entwurf einer scharfen sachverständigen Kritik, indem er zugleich die ganze Materie in äußerst anregender Weise bespricht und die sozialpolitische Bedeutung einer zweckentsprechenden Behandlung überzeugend darthut. Der preußische Entwurf läßt die Zwangserziehung — außer den Fällen, die das Bürgerliche Gesetzbuch und das Strafgesetz vorhersehen — bei Minderjährigen bis zum vollendeten 18. Lebensjahre zu, wenn sie wegen Unzulänglichkeit der erziehlichen Einwirkung der Eltern oder sonstiger Erzieher oder der Schule zur Verhütung des völligen sittlichen Verderbens nothwendig ist; es kommt somit nicht auf das Vorhandensein eines Verschuldens auf Seite der Eltern oder des Kindes, sondern allein auf die Thatsache der Verwahrlosung des Kindes an. Aschrott

erinnert daran, daß er seinerzeit den Vorschlag machte, die Entscheidung über die Zwangserziehung nicht in die Hand eines Einzelnen, des Amtsrichters, zu legen, sondern für das Verfahren eine Art Schöffengericht zu bilden. Der preußische Entwurf überläßt die Entscheidung dem Vormundschaftsgericht, das von Amts wegen oder auf Antrag zu beschließen hat; zur Stellung des Antrags ist der Landrath, in Städtekreisen der Magistrat und der Vorstand der Polizeiverwaltung berechtigt und verpflichtet; die Herrenhaus-Kommission schlägt vor, daß in Städten mit mehr als 10,000 Einwohnern zur Antragstellung auch der Gemeindevorstand berechtigt sei. Mit großem Nachdruck und mit überzeugenden Gründen kehrt sich Aschrott gegen diese Bestimmungen und schlägt vor, einen besonderen staatlichen Beamten, den „Jugend-Anwalt", mit den nöthigen Erhebungen und mit der Stellung des Antrages auf Zwangserziehung zu betrauen. Mit Recht spricht sich Aschrott auch gegen die von der Verwaltungsbehörde zu beaufsichtigende Erziehung in der eigenen Familie aus, da eine dauernde Kontrole ohne Eindringen in die internen Angelegenheiten einer Familie nicht durchführbar ist; und ebenso zweckmäßig erscheint der Vorschlag Aschrotts, für die Einführung der Zwangserziehung besondere Erziehungsämter zu bilden (wie ein solches seit Jahren bereits in Hamburg besteht), in denen neben Beamten auch Schulmänner und Aerzte ihren Sitz hätten. Besondere Inspektoren sollten mit der Oberaufsicht und ständigen Revision betraut werden. Die Schrift Aschrotts, der sich seit Jahren auf so vielen Gebieten der Sozialpolitik mit Erfolg bethätigt, gibt zu dem in Behandlung stehenden Gegenstand eine Reihe wohldurchdachter, dankenswerther Anregungen. a. r.

Horaz. Ausgewählte Lieder. Deutsch von Heinrich v. Wedel. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn 1899. 80 S. — In der Besprechung einer jüngst erschienenen Uebersetzung des Horaz citirt O. Weißenfels einen Ausspruch Lessings: „Wenn durch eine große, wunderbare Weltordnung auf einmal alle Bücher, die deutsch geschriebenen ausgenommen, untergingen, welch eine erbärmliche Figur würden die Vergile und Horaze bei der Nachwelt machen." Diesen lapidaren Worten scheint ewigdauernde Gültigkeit zugesichert; denn es gibt thatsächlich bis heute noch keine Horaz-Uebersetzung, welche den Anforderungen, die wir im Geiste des Originals zu stellen berechtigt sind, Genüge leisten würde: die vorliegende zeigt ein überaus anerkennenswerthes Bestreben, in gereimten deutschen Versen den Urtext wiederzugeben; aber vor allem muß immer und immer wieder gegen die Verwendung des Reimes bei Uebersetzungen antiker Gedichte im Namen des Stilgefühls feierlich Protest erhoben werden: durch den Reim wird zunächst das ganz Spezifische des Originals verwischt und der Zwang des Gleichklangs übt Gewalt gegen den Fluß der Gedanken, wie er sich beim Dichter ergibt. Man vergleiche nur die bekannten Verse:

Omnes eodem cogimur: omnium	Wir alle ziehen stumm zu Grab,
Versatur urna serius ocius	Ob früh, ob spät dasselbe Loos
Sors exitura et nos in aeternum	Führt uns auf ewig dort hinab
Exsilium impositura cumbae.	In der Verbannung dunklen Schoß.

Wie viel Bildkräftiges und Plastisches ist da zu konventionellen Wendungen verblaßt, um wie viel ist der deutsche Ausdruck ärmer als der lateinische, der zwei so charakteristische Motive bei aller Flüchtigkeit der Ausführung uns so lebendig vor Augen rückt. C. III, 30, 7 bringt „Libitina's Schicksalshand" in „Multaque pars mei vitabit Libitanum" eine schiefe Vorstellung in den Zusammenhang, in C. III, 9, 17 ist für

Quid si prisca redit venus	Doch denk' ich an vergang'nes Glück,
Diductosque iugo cogit aëneo,	Und kämst du an mein Herz zurück,
Si flava excutitur Chloë	O Lydia, mit diesem Tag
Reiectaeque patet ianua Lydiae	Verstummte Chloë's Lautenschlag.

in der Uebersetzung kein sinngemäßer und kein das Scharfgeprägte des Originals auch nur andeutender Ausdruck zu finden. In I, 22, 16 ist leonum arida nutrix mit „der Löwen durstenfüllte Amme" wohl nicht stilgemäß wiedergegeben. Vieles ist aber dem Uebersetzer sehr hübsch gelungen, wie z. B. II, 18, 36 f.:

hic superbum
Tantalum atque Tantali
Genus coërcet, hic levare functum
Pauperem laboribus
Vocatus atque non vocatus audit.

Er zwang den Stolz der Tantaliden,
Er naht, ob lauter Wehruf klingt,
Ob sich ein stumm Gebet um Frieden
Aus sorgenschwerer Seele ringt.

Das ist entschieden poetisch und poetisch ist der Uebersetzer auch reichlich anderwärts, aber wenn wir auch jetzt schon durch mehr als ein Jahrhundert die Sprache zu derartigen Uebersetzungen biegsam und plastisch gemacht zu haben wähnen, die Zeit der Horaz-Uebersetzungen scheint noch immer nicht gekommen: was der Dichter auf engem Raum an Gedankenreichthum zusammendrängt, zerflattert in allen Uebersetzungen noch immer zu sehr in indifferente Wendungen, die das Wesen des antiken Gedankens kaum flüchtig berühren, geschweige denn ausschöpfen.

Prag. Eugen Holzner.

* **Gießen.** Der außerordentliche Professor der Physik in Leipzig, Dr. Drude, hat einen Ruf als ordentlicher Professor an die hiesige Universität erhalten und angenommen.

* **Bonn.** Zum Nachfolger des verstorbenen Professors der Philosophie an der hiesigen Universität Geh. Rath Neuhäußer ist der Professor an der Breslauer Universität Dr. phil. Bäumker berufen worden; er soll die Berufung angenommen haben.

* **Greifswald.** Zum außerordentlichen Professor für Mineralogie und Geologie an der hiesigen Universität ist der bisherige Privatdozent an der Technischen Hochschule in Dresden, Dr. Bergt, ernannt worden.

* **Königsberg.** Der Pfarrer Ecke in Bremen wurde als außerordentlicher Professor der systematischen Theologie an die hiesige Universität berufen.

⁂ **Aus Rußland.** Im kommenden Sommer erhält die neue russische Universität in Odessa eine medizinische Fakultät. — Die kais. Militär-medizinische Akademie in St. Petersburg zählt gegenwärtig 32 Professoren, 85 Privatdozenten und 737 Studenten. — Am 1. März wurde in St. Petersburg im Justizministerium die zweite Versammlung der russischen Gruppe der internationalen Kriminalisten-Vereinigung eröffnet. — In Kijew wird beim polytechnischen Institut ein großes Studentenheim für 600 Studenten gebaut. Es erhält u. a. einen großen Speisesaalbau, der gleichzeitig 400—450 Tischgäste fassen soll.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Fritz Bley: Die Buren im Dienste der Menschheit. Vortrag. Wien, Friedr. Schalk 1900. — A. Billerbeck: Der Festungsbau im alten Orient. (Der alte Orient. 1. Jahrg. 4. Heft.) Leipzig, J. C. Hinrichs 1900. — Soziale Rundschau. Herausgegeben vom Arbeitsstatistischen Amte im k. k. Handelsministerium. I. Jahrgang, Januar-Februar-Heft 1900. Wien, Alfr. Hölder, k. k. Hof- u. Univ.-Buchhdlg. — Felix Dörmann: Warum der schöne Fritz verstimmt war. Wiener Verlag, L. Rosner 1900. — Vernon Lee: Schemen. Phantastische Geschichten. Aus dem Englischen von M. v. Berthof. Ebd. 1900. — K. v. Hase: Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. 7. Aufl. 1. Lfg. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — Kants gesammelte Schriften. Hggb. von der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften. Band X, 2. Abthlg.: Briefwechsel I. Berlin, Georg Reimer 1900. — Dr. P. Jaeckel: Das Reichsgesetz über die Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung vom 24. März 1897, nebst dem Einführungsgesetz und dem für Preußen ergangenen Ausführungsgesetz vom 23. Sept. 1899 und Kostenbestimmungen. 2. Lfg. Berlin, Franz Vahlen 1900. — B. Graf von der Schulenburg: Kriegserfahrungen. Rathenow, Max Babenzien 1900. — Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau. III. Theil: Die Urkunden des Heiliggeist-Spitals zu Freiburg. II. Band. 1401—1662. Freiburg i. Br., Fr. Wagner'sche Univ.-Buchhdlg. 1900.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 15. März. Nummer 62.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Hygiene und Frauengymnasium.[1])

Von Professor Dr. Hans Buchner,
Vorstand des hygienischen Instituts der Universität München.

I.

Wenn in vergangenen Jahrhunderten auf Kirchenversammlungen ernsthaft die Frage verhandelt werden konnte, ob das Weib überhaupt eine Seele habe, wenn ferner der Wahnglaube, daß gerade das Weib und nur das Weib den plumpen Verführungskünsten des Teufels zugänglich sei, im dunklen Mittelalter zu jenen entsetzlichen Hexenverfolgungen führte, und wenn endlich in der Gegenwart der Professor einer medizinischen Fakultät den Ausspruch thut, er halte die Frauen zum akademischen Studium und zur Ausübung der durch dieses Studium bedingten Berufszweige in körperlicher wie geistiger Beziehung für völlig ungeeignet, so erscheint mir nur der Grad verschieden, in dem sich die zugrunde liegende Brutalität in diesen historischen Thatsachen und Aeußerungen zu erkennen gibt.

Allerdings darf die Behauptung des erwähnten Professors auch nicht umgedreht, es darf ebensowenig gesagt werden, daß etwa jede, oder auch nur die Durchschnittsfrau zum akademischen Studium geeignet sei; denn das wäre nicht minder Thorheit. Aber darum handelt es sich im Augenblick nicht; sondern zunächst nur um Feststellung des Prinzips, daß die Männer nie und nimmer berechtigt sein können, den Frauen, gleichsam wie einer minderen Gattung von Menschen, den Zutritt zu akademischen Studien, zu höherer geistiger Ausbildung überhaupt gänzlich vorzuenthalten. Es handelt sich darum, daß wir in Deutschland aufhören, uns Augen und Ohren zu verschließen gegenüber der Thatsache, daß anderwärts, namentlich in dem stammverwandten Amerika und Skandinavien, die Frauen in einer ganzen Reihe von gelehrten Berufen mit Erfolg seit lange thätig sind. Eine derartige Erscheinung ist denn doch einfach nicht wegzustreiten, und da hiemit die Befähigung bewiesen ist, so ist auch die Berechtigung eo ipso gegeben, da wir doch hoffentlich nicht unsre eigenen Töchter, so wie wir es Ausländern gegenüber etwa thun, durch Prohibitivgesetze vom Wettbewerb ausschließen wollen.

Das Prinzip steht also in seiner Allgemeinheit ganz außer Frage, so daß es überflüssig wäre, in dieser Beziehung noch weitere Worte zu verlieren. Was aber nun meine heutige Aufgabe betrifft, so lautet dieselbe ja wesentlich beschränkter. Ich soll nur feststellen, was vom hygienischen Standpunkt aus über Mädchengymnasien zu sagen ist. Aber, indem ich dies zu thun versuche, scheint mir doch nöthig, auch hier vorerst über die allgemeine Frage des Nutzens einer Gymnasialbildung für Mädchen überhaupt sich klar zu werden. Denn falls dieser an sich verneint werden müßte, dann wäre es ja überflüssig, erst noch den hygienischen Standpunkt in Betracht zu ziehen. Abgesehen davon, fühlt sich jeder Hygieniker nebenbei auch als Mensch und zwar, wenn möglich, als gebildeter Mensch, und wünscht schon aus diesem Grunde, seine persönliche Ansicht zur Hauptfrage zur Geltung zu bringen.

Ich bitte deßhalb, aus persönlichen und sachlichen Rücksichten etwas weiter ausholen zu dürfen, indem ich im voraus bemerke, daß vom hygienischen Standpunkt aus ein absolutes Veto gegen Mädchengymnasien nicht abgegeben werden kann, vorausgesetzt nur, daß diese nicht als bloße getreue Nachahmung der bestehenden Knabengymnasien ins Leben gerufen werden sollen. Denn dazu wird kein Hygieniker die Hand bieten können, daß so etwas geplant und angestrebt werde: weil das nichts anderes hieße, als die Mädchen geistig ausbilden und körperlich dafür zugrunde richten. Falls man also überhaupt einen neuen Schritt riskiren will, dann ist es ganz unzulässig, die alten Fehler mit zu übernehmen, und wenn man Mädchengymnasien überhaupt errichten will, dann müssen diese nicht nur etwas neues, sondern auch im hygienischen Sinn etwas weitaus besseres gegenüber dem Bestehenden darstellen, sie müßten Musteranstalten werden, die umgekehrt auf die alten Knabengymnasien in hygienischem Sinn reformirend zu wirken imstande sind.

Nun aber zuvörderst die Hauptfrage! Wozu brauchen wir überhaupt Mädchengymnasien? Der eine Grund liegt auf der Hand, daß ohne Unterricht an einem Gymnasium die Qualifikation zum Bestehen des Abiturientenexamens und damit die Zulassung zum akademischen Studium und entsprechender Berufsthätigkeit für die Frauen nur sehr schwer zu erreichen ist. Es soll also den Frauen die Selbständigmachung, der eigene Broterwerb durch eine neue Reihe von Möglichkeiten erleichtert werden. Von solchen Berufen nenne ich vor allem den ärztlichen und ferner den höheren Lehrberuf. Merkwürdigerweise wird in Deutschland — nachdem fast alle Kulturstaaten ringsum mit Frauenärztinnen längst vorangegangen sind und dabei vorwiegend recht gute Erfahrungen gemacht haben — die Zulassung der Frauen zur Heilkunde von einigen kompetenten Fachleuten noch heute bestritten. Erst vor kurzem hat ein sachverständiger Referent auf dem deutschen Aerztetag zu Wiesbaden, dessen Ausführungen neuestens auch im Deutschen Reichstag Beachtung fanden, in diesem Sinn seine Stimme erhoben. Aber freilich zeigt sich bei einer näheren Betrachtung der beigebrachten Motive, daß

[1]) Vortrag, gehalten im Verein zur Gründung eines Mädchengymnasiums in München, am 10. März 1900.

dieselben weit eher gegen die These sprechen, zu deren Begründung sie eigentlich angeführt wurden.

So namentlich die statistisch bewiesene Thatsache, daß der Zudrang der Frauen zum ärztlichen Beruf in den verschiedenen europäischen Staaten, welche an sich genügend Aerzte haben (d. h. mit Ausnahme von Rußland), nur ein geringer ist. Wie daraus ein Argument gegen die Zulassung entnommen werden soll, ist nicht ersichtlich, da vielmehr gerade die geringe Gefahr bei versuchsweiser Zulassung der Frauen dadurch aufs deutlichste illustrirt wird. Denn demnach ist auch in Deutschland bei seinem schon bestehenden Reichthum an Aerzten und der Ueberzahl Medizin studirender Jünglinge gar nicht daran zu denken, daß etwa von Seiten der Frauen ein besonders reichlicher Zudrang zur Medizin stattfinden sollte. Dadurch schwindet auch die Gefahr, daß etwa den männlichen Aerzten durch die Frauen als Aerzte eine zu empfindliche Konkurrenz gemacht werden könnte.

Wenn in der Schweiz, wo die ärztliche Praxis für Frauen seit nunmehr 36 Jahren freigegeben ist, dennoch nur 23 Aerztinnen praktiziren, gegenüber 2000 männlichen Aerzten, so wird ganz gewiß in Deutschland, dessen Frauenwelt im ganzen weniger unternehmungslustig ist als jene der Schweiz, noch viel längere Zeit vergehen, bis die Zahl der weiblichen Aerzte etwa auf ein Prozent der männlichen Aerzte herangewachsen sein kann. Anstatt vielleicht 40,000 männlichen Aerzten würden wir also dann vielleicht 39,600 männliche und 400 weibliche Aerzte haben. Denn die Voraussetzung des erwähnten Referenten, daß die Aerztinnen in jedem Fall einen „Konkurrenzzuwachs“ über das sozusagen normale Maß hinaus darstellen würden, ist offenbar irrig. So einfach schematisch lassen sich solche Dinge in einem Reich, dessen Volkszunahme jährlich über 800,000 Seelen beträgt, und das schon aus diesem Grund einer fortwährend gewaltig steigenden Zahl von Aerzten bedarf, unmöglich für die Zukunft ausdenken.

Es ist überhaupt ungemein schwer, richtiger unmöglich, zu sagen, wann die Normalzahl der Aerzte für eine gegebene Bevölkerungszahl thatsächlich erreicht ist. Denn das richtet sich ja nach einer ganzen Anzahl wechselnder Bedingungen, hauptsächlich auch nach der Wohlhabenheit und dem Bildungsgrad der Bevölkerung, nach dem Ueberhandnehmen der Pfuscher, der sogenannten Naturärzte u. s. w. und damit auch nach dem Stand der Gesetzgebung, welche bekanntlich gegenwärtig in Deutschland die Aerzte als Gewerbetreibende klassifizirt und nach diesem Gesichtspunkt ihre Paragraphen eingerichtet hat. Ferner ist es bekannt, daß derartige Verhältnisse, bei denen Angebot und Nachfrage in Betracht kommen, mit einer gewissen Elastizität sich innerhalb eines größeren Staatswesens von selbst reguliren, indem bei einer bestimmten Berufsart der Zugang regelmäßig geringer zu werden pflegt, sobald die Bedingungen des Fortkommens ungünstigere werden und umgekehrt. So können wir beim ärztlichen Beruf, bei dem schon seit lange ein übermäßiger Zudrang besteht, wohl in nicht ferner Zeit eine energische Selbstregulirung erleben, sobald einmal die Aussichten für den jungen Nachwuchs gar zu unvortheilhaft werden, sobald einmal feststeht, daß Galenus nicht mehr die „opes“, die Schätze, von denen seine Jünger träumen, sondern für Viele derselben nur mehr das Hungertuch in Bereitschaft hält.

Aber vor dem Eintreten einer solchen Selbstregulirung, die, wie überhaupt der ganze Daseinskampf, auf dem sie in letzter Linie beruht, eine recht grausame Einrichtung ist, werden wir keineswegs dadurch sicher bewahrt bleiben, daß wir die Frauen vom ärztlichen Beruf fernhalten. Und falls wir versuchen sollten, durch offizielle Abmahnungen dem Eintreten einer solchen Ueberfüllung von vornherein vorzubeugen — ein Verfahren, das ja ganz empfehlenswerth sein mag — so würde es weder zweckmäßig, noch berechtigt oder begründet sein, nur gerade eine bestimmte Kategorie von Bewerbern, nämlich nur die Frauen allein, durch Warnungen von der Konkurrenz zurückzuschrecken, die männlichen Bewerber aber, die an Zahl so außerordentlich überwiegen und darum für den Gesammterfolg bei weitem ausschlaggebend sind, dabei unberücksichtigt zu lassen.

In solchem drohenden Falle hilft eben nur eine Gesammtreduktion der Bewerber, aber es hilft nicht eine Repression, die sich nur auf ein Prozent der Bewerber bezieht und 99 Prozent derselben unbehindert zuläßt. Das Richtige wäre in solchem Falle offenbar, durch strengere Prüfungsvorschriften und sonstige gesteigerte Anforderungen die minder begabten Bewerber zurückzuhalten, ganz gleichviel ob dies nun Männer seien, oder Frauen. Wer anders denkt, der ist eben meines Erachtens überhaupt ein Gegner der weiblichen Aerzte und benützt derartige Argumente, wie die hier entwickelten, nur als Vorwand.

Nur in einer Richtung hege ich offen gestanden einiges Bedenken hinsichtlich der Konkurrenz der Frauen im ärztlichen Beruf, und das ist die Gefahr einer Unterbietung der ärztlichen Honorarforderungen, wodurch die Konkurrenz auf gleicher Basis verschoben und das Ansehen des ärztlichen Standes im ganzen herabgemindert werden könnte. Ich kann diesen Punkt berühren, weil ich selbst nicht als Arzt praktizire und kein ärztliches Honorar zu vereinnahmen pflege. Aber es ist nothwendig, die Frauen selbst auf dieses Moment hinzuweisen, weil die Gefahr besteht, daß weibliche Aerzte keineswegs aus schlimmer Absicht, sondern aus Gründen ihrer im ganzen einfacheren Lebensführung und deßhalb billigeren Arbeitsleistung gleichwie in anderen Berufsarten, so auch hier in diese Richtung sich drängen lassen. Im ganzen aber kann ich diesem Bedenken ein großes Gewicht nicht beimessen, einmal weil auch unter den männlichen Aerzten bei zunehmender Konkurrenz die gleiche Gefahr schon besteht, während andrerseits gerade bei den Aerzten durch berufliche Organisation ein ziemlich wirksamer Zwang in dieser Richtung ausgeübt werden kann, dem sich auch die weiblichen Aerzte nicht entziehen könnten.

Die Hauptfrage bleibt schließlich immer, wie die bisherigen Erfahrungen über das Medizinstudium und die ärztliche Thätigkeit von Frauen in der Schweiz, in Skandinavien, in Amerika u. s. w. lauten, und da muß der mehrerwähnte Referent selbst zugeben, daß dieselben günstige sind. Dadurch wird meines Erachtens bewiesen, daß man nicht berechtigt ist, solchen Frauen, die dazu Beruf in sich fühlen, diesen Lebensweg vorzuenthalten. Ich bin durchaus kein Enthusiast in dieser Beziehung, ich werde sicher keiner Frau je zu diesem Lebensweg, dessen Schwierigkeiten mir wohl bekannt sind, rathen, wenn sie den Beruf dazu nicht selbst in ihrem Innern fühlt. Aber so sehr es irreleitend ist, immer von der „Durchschnittsfrau“, vom „Gros der Frauen“ 2c. in diesem Zusammenhang zu reden, als ob je daran zu denken wäre, daß etwa die Durchschnittsfrau zu einem gelehrten Beruf, der ein so langes und intensives Studium voraussetzt wie der ärztliche, sich herandrängen würde, so gibt es andrerseits eben Ausnahmenaturen und darunter wahrlich nicht die schlechtesten, die über

alle Schwierigkeiten hinweggehen, und diese berufenen Naturen nun durch äußere Hemmnisse von ihrem innerlich berechtigten Wege abzuhalten, das scheint mir eine große Ungerechtigkeit. Und ferner halte ich es auch für unzweckmäßig; denn ich bin gewiß, daß weibliche Aerzte in manchen Fällen eine segensreiche Wirkung entfalten können, und zwar zum Theil in Richtungen, in denen dies vielleicht dem männlichen Arzt weniger gut möglich ist, wie z. B. als Aerzte an weiblichen Erziehungsanstalten als weibliche Genossenschaftsärzte, als Aerzte in Fabriken mit weiblichem Personal u. s. w.

Erlassen Sie es mir, über die zweite Berufsart, für welche die Mädchengymnasien hauptsächlich die nöthige Vorbereitung liefern sollen, den höheren Lehr- und Erziehungsberuf, mich eingehender zu äußern, zumal mir hier die fachmännische Kompetenz mangelt. Daß ich die Frauen für diese Berufsarten ganz besonders und viel mehr beanlagt halte, als für den Beruf des Arztes, und daß mir dieses Lebensziel deßhalb für Frauen ungemein wichtig erscheint, aber nicht nur um ihrer selbst willen, sondern indirekt auch um der Förderung und Veredelung der Menschheit willen, sei dabei nur kurz erwähnt.

Auch auf mathematischem und astronomischem Gebiete haben einzelne Frauen schon Glänzendes geleistet, und mit Ausnahme von Jurisprudenz und Theologie, bei denen verschiedene Gründe dagegen sprechen, sollen ihnen auch die übrigen Wissenschaften nicht prinzipiell verschlossen bleiben. Bei der Theologie sind die Hinderungsgründe übrigens hauptsächlich in der Tradition zu erblicken, die hier eine größere Rolle spielt als in anderen Wissenschaften. Denn rein menschlich objektiv betrachtet, ließe sich eigentlich nicht einsehen, weßhalb Frauennaturen, wie sie uns beispielsweise in „Adam Bede" vorgeführt werden, nicht auch religiös bildend und veredelnd sollten auf ihre Mitmenschen einwirken können.

Die Mädchengymnasien sind also berechtigt und nothwendig, weil sie allein für den akademischen Beruf die erforderliche Vorbildung gewähren können. Aber es fragt sich, ob auch, abgesehen hievon und für solche Frauen, welche auf akademisches Studium und gelehrte Berufe zunächst keinen Anspruch erheben, Mädchengymnasien als allgemeine Bildungsanstalten in Betracht kommen können?

Ich glaube, diese Frage ist bis heute noch viel weniger in Deutschland erörtert worden, sie wirkt im allgemeinen noch viel überraschender als jene vom akademischen Frauenstudium, an die man sich allmählich schon gewöhnt hat. Wenn der deutsche Philister erfährt, daß der Statistik zufolge etwa 25,000 Amerikanerinnen gegenwärtig an den Hochschulen des Landes, d. h. wesentlich an Gymnasialschulen studiren, so wird er entweder ungläubig lächeln, oder er wird, wenn er unhöflich aufgelegt ist, so etwas wie von amerikanischer Exzentrizität murmeln. Natürlich bildet er sich ein, daß alle diese Studentinnen in der Folge gelehrte Blaustrümpfe werden oder zur Ausübung eines akademischen Berufes übergehen müßten. Aber weit gefehlt! Nach den hochinteressanten Darlegungen von H. Münsterberg, der selbst drei Jahre an der größten Universität des Landes, in Harvard, als Professor gewirkt hat, jetzt Professor der Philosophie an der Universität Freiburg i. B. ist und auf seinen Reisen durch die Union sehr viele Frauen-Colleges kennen gelernt und das ganze Unterrichtswesen aufs gründlichste studirt hat, darf es als zweifelhaft gelten, ob unter den 25,000 studirenden Damen auch nur 500, also der fünfzigste Theil wirkliche Studentinnen sind, und noch viel zweifelhafter, ob unter diesen der zehnte Theil, also 50, es bis zu einem Studienabschluß bringt, der etwa dem deutschen Doktorgrad entspricht. Die 400 Hochschulen, welche sich ziemlich willkürlich theils als Colleges, theils als Universitäten bezeichnen, sind in ihrer überwiegenden Mehrzahl Institute mit vierjährigem Lehrplan, der im Lehrstoff und den wissenschaftlichen Methoden etwa einer deutschen Sekunda und Prima entsprechen würde. Sie sind also im wesentlichen Gymnasien, freilich von unsern Instituten gleichen Namens dadurch unterschieden, daß besonders für die höheren Jahrgänge den Schülern eine gewisse Freiheit in der Wahl der Lehrgegenstände gelassen ist und daß ferner auch Fächer wie Philosophie, Psychologie, Nationalökonomie, Geologie, Astronomie 2c. unter den freien Wahlfächern ihre Vertretung finden. Einerseits haben wir also bis zu einem gewissen Grad die Freiheit des Universitätsstudiums; andrerseits aber tritt der Charakter von Schulstunden durch die äußere Form der Lehrbuchbenützung, des Ueberhörens, der schriftlichen Arbeiten, der Zwischenfragen u. s. w. doch wieder unverkennbar zutage.

Die Colleges sind also keine Universitäten. Aber was ist dann, so werden Viele verwundert fragen, ihr Zweck, wenn es sich dabei nicht um Vorbildung für gelehrte Berufe handelt? Ihr Ziel, sagt Münsterberg, ist nicht ein gelehrter Beruf, sondern „vertiefte Bildung". Die Töchter der besten Familien gehen drüben ins College, nicht weil sie auf das Brot der Lehrerin angewiesen sind, sondern weil diese Jahre freier Bethätigung im Gebiet ernster Studien ihnen das Leben verschönern und bereichern.

Es ist jedenfalls merkwürdig, daß gerade die Amerikaner, denen wir so gern die ausschließliche Jagd nach Erwerb und das Ueberwuchern des geschäftlichen Sinnes vorzuwerfen pflegen, in Bezug auf Frauenbildung, und zwar ohne jede Rücksicht auf praktische Zwecke, uns vorangehen. Ohne Zweifel hängt das zusammen mit der ganz besonderen Hochachtung für die Frauen, welche den Amerikanern traditionell, ja sozusagen angeboren ist. Eben deßhalb wollen sie ihre Frauen auch geistig auf eine höhere Stufe erhoben wissen. Es gibt, sagt Münsterberg, in den Vereinigten Staaten viele Gegner der weiblichen gelehrten Berufsthätigkeit; es gibt aber wohl keine Gegner der höheren, über die „Töchterschule" weit hinausgeführten Frauenbildung: der Amerikaner fühlt zu stark, welche Quelle von Idealismus und Enthusiasmus und geistiger Regsamkeit dort dem Lande sprudelt. Das Weib soll für einen geistigen Lebensinhalt kämpfen, nicht um die Ehe abzuschaffen, sondern um sie zu veredeln. Es soll durch die ernste Berührung mit den besten Gütern der Kultur in sich eine freie Persönlichkeit herausbilden, für welche die Ehe in demselben Sinne Vollendung ist, in welchem sie es auch für den Mann sein soll. Die Ehe wird dadurch geistig und sittlich vertieft, und mit ihr hebt sich das Niveau des Hauses, der Erziehung, der Gesellschaft. Thatsächlich bleiben die College-Studentinnen nicht etwa für ihr Leben lang unverheirathet, sondern die Statistik der Graduirten des Vassar-College in den letzten 25 Jahren hat ergeben, daß etwa zwei Drittel derselben geheirathet haben.

So viel von jenseits des großen Wassers. Auch in England gibt es eine ganze Reihe von Bildungsanstalten für Mädchen, welche den ausgesprochenen Zweck verfolgen, denselben die gleiche gründliche Bildung zutheil werden zu lassen wie den Knaben in den besten Gym-

nasien. Im Lehrplan erscheinen außer Englisch, Geschichte, Literatur und Mathematik, auch Französisch, Deutsch und Latein, außerdem Physik, Chemie, Gesundheitslehre, Volks- und Hauswirthschaft u. s. w., wobei den Schülerinnen die Wahl für die meisten Kurse freigelassen zu werden pflegt. Auch Frankreich — um von den, in der Frauenbildung uns ebenfalls voranstehenden skandinavischen Ländern ganz zu schweigen — ist durch seine staatlichen „Lycees de filles“ und städtischen „Colleges de filles“ uns Deutschen im Punkte der höheren Frauenerziehung entschieden überlegen, und wir müssen zu unsrer Beschämung eingestehen, daß wir hier mit den zurückgebliebensten Staaten der alten Welt auf gleicher, d. h. auf letzter Stufe rangiren. Der Deutsche schwärmt noch immer vom Ideal „der echten deutschen Frau“, wie es u. A. auch der erwähnte Referent des Aerztetages thut, und glaubt dieses zu entweihen, wenn der heranwachsenden Tochter und zukünftigen Gattin und Mutter eine vertiefte Geistes- und Herzensbildung zutheil werden sollte. Die Befürchtung ist ganz und gar überflüssig. Denn kein junger Mann soll je gezwungen werden, seine Braut gerade unter den höher gebildeten Mädchen sich auszuwählen, sondern Jeder kann, da die weniger Gebildeten doch immer hundertfach an Zahl überwiegen, ganz ruhig seinem Geschmack und seiner Einsicht folgen. Wenn man sich übrigens darüber klar zu werden sucht, warum denn eigentlich nach Ansicht so Mancher die höhere Bildung den Frauen etwas von jenem Reiz rauben soll, der sie den Männern so begehrenswerth macht, so liegt da wohl ein Mißverständniß zugrunde, veranlaßt durch die so häufige Halbbildung. Gerade die mangelhafte Bildung verleitet bei unentwickelter Persönlichkeit leicht dazu, sich des unverdauten Wissens bei unpassender Gelegenheit zu bedienen. Die vertiefte Bildung dagegen führt zur Entwicklung einer selbständigen und freien Persönlichkeit, wodurch das Schablonenhafte, Angelernte, der Firniß der Halbbildung überwunden und abgestreift wird. In Naturen, bei denen das nicht gelingt — entsprechende Bildungs- und Erziehungseinflüsse vorausgesetzt —, steckt eben keine Persönlichkeit, und ein feiner empfindender Mann wird darum gerade bei den hochgebildeten Mädchen am schnellsten wissen, woran er ist, abgesehen davon, daß auch die letzteren selbst infolge ihrer größeren Reife viel eher in der Lage sein werden, sich ein Urtheil über das ihnen Zusagende zu bilden. Man glaube doch nicht, daß die tiefere Bildung etwa den Kern der Persönlichkeit in seinem Werth zu vermindern, etwa das Gemüth zu verkümmern, die Empfindungen des Herzens durch überwiegende Verstandesthätigkeit zu lähmen imstande sei. Dagegen müßte im Interesse aller Bildungsfreunde aufs allerentschiedenste protestirt werden. So etwas wäre nur vielleicht möglich bei langandauernder einseitiger spezialistischer Geistesbethätigung. Allein jene allgemeine Geistesbildung, wie sie für Frauengymnasien ins Auge zu fassen ist, kann eine derartige Wirkung niemals haben. Der Kern der Persönlichkeit kann in der reicheren Fassung nur reicher und klarer wieder erscheinen. Derjenige Reiz aber, der angeblich im geringeren Bildungsgrad stecken soll, ist nur von trügerischem Werth und hält im Leben und in der Ehe nicht vor. Mag sein, daß Naivetät beim ungebildeten Landmädchen reizend erscheint; aber für die Dauer kann die anziehende Wirkung nur vorhalten, wenn eine sich allmählich herausentwickelnde Persönlichkeit, ein Charakter dahinter steckt. Der bloße Reiz der Naivetät verliert sich bald. Die gegentheilige Auffassung kommt wohl hauptsächlich daher, daß der Mann bei uns die Frau gern als ein unmündiges, halb kindliches Wesen zu betrachten liebt, vielleicht nur — verzeihen Sie das harte Wort — als eine Art von höheren Dienstboten, für die sich eine beschränktere Bildung am besten eignet. Demgegenüber ist aber auch vom rein praktischen Standpunkt aus darauf hinzuweisen, daß eine hochgebildete Frau als Hausfrau und Mutter sicherlich ihre Aufgaben eher noch besser zu erfüllen, ihre Ziele noch richtiger ins Auge zu fassen und ihr Thun noch erfolgreicher zu gestalten imstande sein wird. Freilich muß dabei das gleiche Maß von technischer Vorbildung vorausgesetzt werden. Dann aber, d. h. bei gleicher technischer Vorbildung, überhaupt unter sonst gleichen Bedingungen, gilt der Satz, glaube ich, allgemein, daß immer die Bildung der bloßen Routine überlegen sein muß, handle es sich nun um einen Architekt oder Feldherrn, einen Fabrikleiter, einen Ingenieur, oder handle es sich endlich um den weiblichen Beruf einer Hausfrau und Mutter. Bleibt also nur die Frage, wie jene allgemeine höhere Bildung für Frauen, die wir wünschen und anstreben, beschaffen sein soll?

In Frankreich bieten die Lycées de filles ein „enseignement moderne“, im Gegensatz zum „enseignement classique“ der Knabengymnasien („Lycées“). Auch in Deutschland haben sich sehr beachtenswerthe Stimmen für einen modernen Charakter der höheren Frauenbildung ausgesprochen; so u. A. Schuldirektor Professor Dr. Wychgram in seinen vortrefflichen Vorträgen über Frauenbildung. Wychgram ist für eine moderne Bildung, trotzdem er selbst erklärt, „aus persönlicher Erfahrung den eingehenden Betrieb klassischer Studien für ein unvergleichliches Mittel formaler und stofflicher Bildung“ halten zu müssen. Mir scheint, daß Wychgram durch diese Aeußerung mit sich selbst in Widerspruch geräth; aber es ist wichtig, seine Gründe zugunsten einer modernen Bildung kennen zu lernen.

Einmal, meint er, dringen ja auch in das Knabengymnasium mehr und mehr moderne Stoffe ein, so daß wir schließen müssen, immer mehr erscheine das Verständniß für die Gegenwart als das Maßgebende. Und ferner sei auch die Zahl der Männer, die im späteren Leben in der auf dem Gymnasium erhaltenen Bildung etwas pflegenswerthes sehen, eine sehr geringe. Ich muß gestehen, daß mir beide Gründe nicht ausschlaggebend erscheinen. Vor allem wird das Eindringen der modernen Stoffe in das Knabengymnasium wohl kaum in absehbarer Zeit so weit gehen, daß die klassischen Elemente aus diesen Bildungsanstalten etwa ganz verschwinden müßten. Ferner muß ich bestreiten, daß nur die moderne Bildung imstande sei, ein Verständniß der Gegenwart zu ermöglichen. Ein oberflächliches ja — ein vertieftes nein! Hat doch erst kürzlich Houston Stewart Chamberlain in einem ausgezeichneten Werk überzeugend nachgewiesen, wie die Grundlagen des 19. Jahrhunderts und damit auch der Gegenwart zurückgehen auf die alten klassischen Kulturvölker, die Hellenen und Römer und deren großartige und bleibende geistige Errungenschaften. Wer also die Gegenwart wirklich verstehen und ein wissender urtheilsfähiger Zuschauer des Weltgetriebes, nicht ein bloßes Sandkorn am Meeresstrand sein will, das ohne Bewußtsein von den Winden hin und her getrieben wird, der muß auch mit den alten Kulturen vertraut sein, nicht nur mit den modernen; und in der Regel wird diese Kenntniß der alten Kulturvölker eben am besten durch das Studium und die Beschäftigung mit den alten Sprachen vermittelt, wenn auch keineswegs bestritten werden soll,

daß es schließlich möglich ist, auf anderem, indirektem Weg mehr oder weniger tief in den Geist der klassischen Antike einzudringen. „Durch den Besitz der Sprache," sagt Paulsen, „tritt man in unmittelbare Berührung mit dem geistigen Leben des Volkes, das sie spricht, und darum heißt eine fremde Sprache lernen, sich den Zugang zu einer neuen Provinz der Humanität öffnen."

Es ist ein großer Irrthum der Modernen, zu glauben, daß die Gegenwart mit den alten Kulturvölkern gar nichts mehr zu thun und keinen Zusammenhang mehr habe. Freilich, wer seine Blicke nur auf die allermodernsten Errungenschaften, auf Telegraphen und Telephon, auf Expreßzüge und elektrische Kraftmaschinen richtet und der Meinung ist, daß in diesen technischen Errungenschaften, sowie in den hochbedeutsamen Entdeckungen der Chemie und Physik, in der Ausbreitung der Kolonisation, des Welthandels u. s. w., das ganze eigentliche Wesen der Gegenwart beschlossen sei, für den scheint jeder Zusammenhang mit dem Alterthum zerrissen. Wer aber, ungeblendet durch die gewiß großartigen Fortschritte auf naturwissenschaftlich-technischem Gebiet seinen Blick auf diejenigen inneren Beweggründe und Gesinnungen richtet, die das Handeln der Menschen auch in der Gegenwart noch mächtig genug beeinflussen: Religion, politische Ueberzeugung, Nationalismus und Internationalismus, Rechtsgefühl, Ethik u. s. w., der muß sich doch sagen, daß die tief inneren Probleme des Menschenlebens heute noch ebenso ungelöst sind wie zu irgend einer Zeit, ja großentheils noch weit verschiedenartiger aufgefaßt werden als jemals. Und er wird auch zugeben müssen, daß die Fäden, welche von den klassischen Kulturzentren, jenen für uns unerreichbaren Musterbildern einer geschlossenen Lebensauffassung, bis zur Gegenwart heraufreichen, weder thatsächlich zerrissen sind, noch ohne Nachtheil voreilig zerrissen werden dürfen, wenn wir uns nicht aus eigener Schuld um den Besitz von Idealen bringen wollen, für die es in der ganzen übrigen Menschheitsgeschichte keinen vollgültigen Ersatz geben könnte.

Uebrigens beweisen den thatsächlich vorhandenen inneren Zusammenhang auch manche wohlbekannte Verhältnisse; so z. B. die Fortexistenz des römischen Rechts, das im wesentlichen heute noch in unserm Rechtswesen weiterwirkt, ebenso der im römischen Kirchenthum immer noch mächtig fortlebende Imperiumsgedanke. Und aus der Fülle philosophischer Ideen der alten Hellenen existirt manches, leider nicht gerade überall das Beste, noch mit unbeugsamer Lebenskraft inmitten von uns, während die reinsten und höchsten Kunstideale, die für alle Zeiten hochgehalten werden müssen, gerade beim Volk der Griechen als unerreichbare Muster uns entgegentreten.

Der Lyriker Heyse.

Als vor drei Jahren Heyse's „Neue Gedichte" erschienen waren, konnte ein wohlgeneigter Rezensent nicht unterlassen, weise zu bemerken, daß das Sprachgut der Heyse'schen Kunst im wesentlichen doch dasjenige der Klassiker sei. Der kritische Anhang der „Neutöner" drückte sich deutlicher aus und griff schnellfertig zu seinem Lieblingswort „Epigonenthum", womit manche Leute alles, was ihnen nicht paßt, abthun zu können vermeinen. Lieber Gott! Was hat es nicht schon für unsterbliche Epigonen gegeben! Da war z. B. Grillparzer während der letzten 50 Jahre seines Lebens ein halbvergessener Epigone. Und wie gewaltig modern war dagegen der damals großmächtige Gutzkow! Auch Mörike mußte sich's gefallen lassen, trotz Fr. Vischer, als letzter Epigone der Romantik vom jungen Deutschland in den stillsten Winkel gestellt zu werden. Vielleicht nimmt Heyse es nicht übel, wenn er mit diesen beiden „Epigonen" als Dritter im Bunde genannt wird.

Wem es darum zu thun ist, eine klare Anschauung von dem Menschen und Künstler Heyse zu gewinnen, der mache sich recht vertraut mit dem Lyriker, wie er in den drei Bänden „Gedichte", „Verse aus Italien", „Neue Gedichte" enthalten ist. Diese drei Bände bilden dem Umfang nach, so stattlich sie immerhin sind, ja nur einen kleinen Theil dessen, was Paul Heyse's „Gesammelte Werke" heißt. Aber dieser kleine Theil, was birgt er nicht alles! Welche Fülle, welchen Reichthum! Und welch ein Mensch offenbart sich darin!

Es gibt in der deutschen Literatur nur sehr wenige Gedichtsammlungen, die gleich der Heyse'schen eine große und entschiedene Persönlichkeit so voll, so reich, so schön entfalten. Alles, was ein herrlicher Poet und ganzer Mann in einem langen Leben erfahren und erlitten, errungen und erstritten hat, die bunteste Mannichfaltigkeit der äußeren Welt und die schönsten Stimmungsbilder aus der inneren Welt — ein Leser, der feine Sinne und eine genügend gebildete Seele besitzt, wird so bald nicht satt des Genießens, er erlabt sich von Zeit zu Zeit immer von neuem an der unvergänglichen Schönheit so vieler Zauberwerke.

Niemand kann ein echter Künstler sein, der nicht ein leidenschaftlich Herz im Busen trägt. So sehr der Künstler noch mancher anderen Dämonsgaben bedarf, die gefährliche leidvolle Gabe des leidenschaftlichen Herzens kann er nicht entbehren. Nur der Feuerathem, der aus seinem glühenden Herzen haucht, vermag seinem Kunstgebilde die unsterbliche Seele zu schaffen. Und gerade dieser Flammenhauch des Herzens soll der Heyse'schen Kunst fehlen — nach der irrigen Meinung derer, die nur grobe Sinne haben. In der Kunst kommt alles darauf an, wie man's sagt.

Bei Mörike spricht ein Mädchen:

> Heut im Bette, früh, es dämmert' eben,
> Lag ich in Gedanken an den Liebsten:
> Unwillkürlich küßt' ich, wie du küssest,
> Meinen Arm, und mußte bitter weinen.

Das ist ein Hauch starker sinnlicher Leidenschaft, der in diesen Versen lebt, aber grobe Sinne spüren ihn kaum.

Bei Heyse lautet eines der leidenschaftlichsten Gedichte:

> Rausche, Brunnen, rausche du,
> Singe mir das Herz in Ruh'!
> Könntest du die Flammen kühlen
> In der Nacht, der sommerschwülen,
> Mir im Nu
> Aus dem Blut das Fieber spülen!
>
> Rausche, Brunnen, rausche du!
> Was ich sinne, was ich thu',
> Wie die Stunden leer sich dehnen,
> Zuckt und zehrt in mir das Sehnen
> Immerzu —
> Oel ins Feuer sind die Thränen.
>
> Jetzt wohl aus dem kleinen Schuh
> Schlüpft ihr Fuß und geht zur Ruh',
> Und nun liegt sie wach im Bette:
> „Ach, daß ich ihn wieder hätte!"—
> Herz, und du
> Zerrst dich wund an deiner Kette!

Es gibt Kaffernseelen, denen Arno Holz mit seinen famosen Versen:

> Ganz will ich dich haben,
> Ganz und nackt!

künstlerisch viel verständlicher ist als Mörike und Heyse. Aber die edlen Kaffern irren gewaltig, wenn sie behaupten, Arno Holz habe im Vergleich mit Mörike und Heyse das leidenschaftlichere Künstlerherz. Weder die Kunst noch das Herz haben damit das geringste zu schaffen.

Alles wahrhaft künstlerische Gestalten ist ein sieghaftes Ueberwinden des Stoffes durch die Form; je mehr das dem Künstler gelungen ist, um so weniger wird der Genießende von dem zugrunde liegenden Rohstoff irgend einen Reiz verspüren. Es gelten auch von Heyse's lyrischen Kunstwerken die Worte Schillers:

> Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
> Und im Staube bleibt die Schwere
> Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.

Nur schade, daß das große Publikum zum rechten Genuß solcher Kunstwerke so wenig fähig ist. Es fehlen ihm dazu die nöthigen feinen Organe. Die schönsten, herrlichsten Gebilde des Lyrikers Heyse schweben durchaus „in den Regionen, wo die reinen Formen wohnen", ebenda, wo Goethe'sche, Hölderlin'sche, Storm'sche, Mörike'sche Gedichte leben.

Längst ist es eine herkömmliche hohle Redensart geworden, Heyse einen Meister der Form zu rühmen. Gewiß ist er das, und nicht zum wenigsten in seinen Gedichten. Man will mit jenen verbrauchten Worten die vollendetste, säuberlichste Schale anerkennen und gegenüber dem Kern eine gewisse reservatio mentalis üben. Was den Lyriker anbelangt, so mag hier auf das entschiedenste betont werden, daß die Heyse'sche Form überall da, wo der Dichter sein Bestes, Eigenstes gibt, nichts weniger als von außen dem Stoff angebildet, sondern als organisch aus der Natur des Stoffes erwachsen sich zeigt, als innere Form sich offenbart. Ein Meister und Muster äußerer Formvollendung ist Platen; innere Form ist bei ihm selten zu finden. Die Platen'schen Sonette gelten nach überlieferter Schulmeinung als die besten deutschen Sonette. Und doch sind drei Viertel davon ihrem innersten Wesen nach überhaupt keine Sonette, weil ihnen die geistige Struktur dieser Strophenform mangelt. Platen hat massenhaft griechische Strophenformen gebildet, ohne ihr innerstes Wesen erkannt zu haben. Platen hat alle möglichen Formen bald virtuosenhaft, bald schulmeisterlich nachgebildet, nur von einer einzigen Form hat er niemals Gebrauch gemacht: von der Form der freien Rhythmen, die ihm wohl überhaupt keine Form dünken mochte. Einzig ein Künstler, dem das Geheimniß der inneren Kunstform offenbar ist, und der deßhalb für das künstlerische Gedeihen seiner Gefühle und Gedanken kein Spalier des Metrums und des Reimes braucht, kann Unsterbliches in freien Rhythmen sagen: so Goethe, Hölderlin, Heine, Mörike, Heyse. Von Heyse's freien Rhythmen seien hier mit Namen angeführt das herrliche „Künstlers Weihnachtslied", die „Lieder Balders", „An die Natur", aus den neuen Gedichten „Wiegenlieder", „Abschied". Und als eine Probe dieser inneren Form diene eine Stelle aus den „Versen aus Italien", später auch zum größten Theil in den älteren Gedichtband aufgenommen. Das „Fragment" betitelte Gedicht gehört zu den Nänien, die der Dichter einem seiner früh dahingerafften Kinder gewidmet hat. Die betreffende Stelle lautet:

> Gleich dem Fischer,
> Der nachts um Uferklippen
> Lautlos lenkt mit der Fackel
> Den dunkeln Nachen
> Und über Bord geneigt
> Späht in die Tiefe,
> Der Fische glückliche Brut
> Heraufzulocken,
> Daß die Harpune dann
> Ihr Spielen ende:
> So lauert nächtlich
> Das Schicksal der Betrogenen,
> Denen wohl ist in kühler Wonne.
> Denn kindisch sind
> Die Lieblinge der Natur.
> Glänzendes lockt sie,
> Und arglos bieten sie
> Den Hals der Schärfe des Eisens....

Wenn man den Anfängen der Heyse'schen Lyrik nachgeht, so gelangt man ins Land der Romantiker und hört mit einiger Verwunderung, wie das talentirte Berliner Weltkind aus dem Eichendorff'schen Waldhorn die ersten Heyse'schen Töne weckt. Es ist schon etwas eigenes in diesen Jugendgedichten, ohne daß einer gleich sagen könnte, worin das Eigene besteht. Vielleicht ist es mehr ein Negatives als Positives. So ist z. B. vom lieben Gott gar nicht die Rede, während es die Romantiker in ihren Gedichten sehr stark mit dem lieben Gott zu thun haben, einige, weil sie wirklich gläubige und fromme Gemüther waren, andere, weil ihnen der liebe Gott sozusagen der unentbehrliche Stimmungsmacher war. Der junge Heyse macht, charakteristisch genug für den späteren Mann, zu romantisch-poetischen Zwecken keinen Gebrauch vom lieben Gott. Wer die Weltanschauung des gereiften Künstlers kennt, wird vielleicht mit Recht vermuthen, daß schon der Jüngling in keinem besonders innigen Verhältniß zu dem unbegreiflichen himmlischen Vater, wie er in Kirchen gepredigt wird, gestanden haben mag. Später hat Heyse sein Verhältniß mit dem himmlischen Vater ganz gelöst und einzig und allein der Mutter Natur sich anvertraut. Von ihr singt und sagt der Künstler:

> Dein Bilderbuch, Allmutter Natur,
> Drin Jahreszeiten
> Und Sternenheere,
> Länder und Meere
> Vorübergleiten,
> Gibst du den großen,
> Ewig unmündigen
> Kindern zu schauen,
> Bis ihnen spät im Abendgrauen
> Vom Blättern matt
> Die Hand hinsinkt auf das letzte Blatt.

Heyse zählt zu den hervorragenden Geistern, die durch ihr künstlerisches Wirken zugleich die tapfersten Vorkämpfer für unbedingte Geistesfreiheit geworden sind. Seine Werke, epische und lyrische, zeugen auf Hunderten Seiten von den Kämpfen und Siegen des geistig und sittlich freien Menschen, des Mannes, der sich in heldischem Ringen befreit hat von all den dogmatischen Ketten, womit geistliche und weltliche Gewalthaber, einträchtiglich immer von neuem sich zusammenfindend, die Menschheit fort und fort in der alten schmählichen Knechtschaft zu halten suchen. Das ἓν καὶ πᾶν, das letzte Rätselwort menschlicher Erkenntniß, zu dem so manche erlauchte Seele resignirend sich bekannte, steht auch über der Eingangspforte des Tempels, den der Künstler Heyse auferbaut hat. In diesem Tempel wird der Kultus der Schönheit, ästhetische Religion, geübt.

> Ueber Tod und Schicksal
> Tröstet die Schönheit allein,
> Lichtet die nächtlichen Klüfte,
> Sonnegemiedene Grüfte
> Still umgoldend wie Mondenschein.
>
> Wenn dir Tod und Schicksal
> Glück und Jugend geraubt,
> Nur an der Schönheit Busen,
> Nur vom Hauche der Musen
> Heilt das Herz dir und hofft und glaubt.

Hier erschallt jenes „Weihnachtslied des Künstlers", in dem die Konfession des ästhetischen Christenthums ihren schönsten Triumphgesang anstimmt; hier tönt aber auch die erschütterndste Todtenklage, die jemals einer stolzen freien Mannesseele sich entrang. Doppelt und dreifach hat Heyse vom Schicksal Glück und Unglück empfangen; seine intimsten Gedichte zeigen, wie würdig er beides zu tragen verstanden. Das schwerste Geschick vermochte die Freiheit seines Geistes nicht einzuschränken und die Thatkraft seines sittlichen Willens nicht zu brechen. Dreimal ist er von der Bahre hoffnungsvoller geliebtester Kinder ungebeugt als ein Held ins Leben zurück, an die Arbeit geschritten; und aus den Thränen, dem tiefsten zärtlichsten Vaterherzen entquollen, hat der Künstler leuchtende Edelsteine geschaffen und geschliffen. So liegen sie nun da, theuerste, unschätzbare Geschmeide, aufbewahrt im Schatzhaus seiner Werke. „Marianne" heißt eine lange kostbare Terzinenkette; die hat eine wunderbare geheimnißvolle Kraft, dreht einem das Herz im Leibe um; und die Edelsteine, die aus Thränen gebildet sind, werden aufs neue zu Thränen im Auge des Betrachtenden.

Der Mann und Denker Heyse hat im tiefsten Leid ein Bekenntniß abgelegt, so tapfer, so kühn, so unbeugsam, wie kein Märtyrer es schöner für seine Ueberzeugung leistete. Das höchst bezeichnende document humain möge hier Platz finden:

Fassung? — Ich bin gefaßt. — Geduld? — Ich dulde.
Aufbäumen wider das gewalt'ge Muß
Ist eine Thorheit, die ich nicht verschulde.

Ich weiß, in strenger Kette, Schluß an Schluß,
Reiht sich der Wandel aller ird'schen Dinge,
Und unaufhaltsam rinnt des Werdens Fluß.

Nur daß zum Danken ich die Lippen zwinge,
Wenn ich beraubt ward, daß ich, wenn der Geier
An meiner Leber zehrt, Tedeum singe,

Daß hinter jenem nie gehob'nen Schleier
Ich eine Macht mir träume liebevoll
Und Huldigung ihr stamml' in frommer Feier:

Das fordre Niemand. Weder Haß noch Groll,
Noch minder Liebe trag' ich jenem Einen,
Der alles ist und wirket, was er soll.

Ich bin ein Theil von ihm, sammt allem Meinen.
— — — — — — — — — — — — — —

Ihm sollt' ich kindlich liebewarm das Knie
Umfassen, gut' und böse Gabe danken,
Im Wahn, daß er sie väterlich verlieh?

Niemals! Uns trennen himmelhohe Schranken.
Muß er mich leiden lassen, sei's darum!
Dem Weltall dient vielleicht des Wurmes Kranken.

Doch eh' mir seine Weisheit das Warum
Nicht offenbart, schweigt mir von Vatergüte!
Wo blieb' ein Vater seinem Kinde stumm,
Wenn schon aus einem Wort ihm Trost erblühte?

Den gleichen Freimuth, wie in religiösen Dingen, hat der Dichter auch sonst überall bewährt, wo es seine Ueberzeugung galt; er hat niemals aus seinem Herzen eine Mördergrube gemacht. Besonders die reiche Spruchdichtung und allerlei polemische Stachelverse gewähren offenen Einblick in die lebhaften Sympathien und Antipathien Heyse's. Mit Leidenschaft vertheidigt er sein Kunstideal gegen Naturalisten und Symbolisten und schnellt auch spitze Pfeile ins Lager der Gegner. Die Unabhängigkeit der Gesinnung, die männliche Entschiedenheit des Wesens, die Geschlossenheit der gewonnenen Kunst- und Weltanschauung verleugnet sich nirgends.

Im vorstehenden sind einige charakteristische Züge vom Bilde des Künstlers und Menschen, soweit es sich in seinen Gedichten darstellt, andeutend nachgezeichnet. Wie Vieles wäre noch zu sagen! Aber die Absicht dieser Zeilen zielte nicht auf eine erschöpfende Charakteristik, sondern auf eine anreizende Skizze, die den Leser locken soll, den viel zu wenig gekannten und geschätzten Lyriker Heyse durch eigene Lektüre recht gründlich kennen zu lernen.

Albert Matthäi.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Zum Heyse-Jubiläum.** Der Verwaltungsrath der **Deutschen Schiller-Stiftung** hat aus Anlaß des 70. Geburtstags Paul Heyse's den einstimmigen Beschluß gefaßt, dem Dichter zum 15. März das Diplom der **Ehrenmitgliedschaft** zu verleihen. Das Schreiben, mit welchem der Vorort Weimar im Namen des Verwaltungsraths dieses Diplom dem Dichter übersandte, hat folgenden Wortlaut:

„Gestatten Sie uns, den treuen Kollegen im Verwaltungsrath der Schiller-Stiftung, sich dem langen Zug von Verehrern anzuschließen, die heute aus der Ferne Ihnen nahen, um, wenn auch nur schriftlich, dem gefeiertsten der lebenden Dichter Deutschlands, ihre wärmsten und treuesten Glückwünsche zum 70. Geburtstag darzubringen. Wir können mit Recht sagen, dem gefeierten Lieblingsdichter, der in diesem Jahre zugleich das goldene Jubiläum seiner 50jährigen literarischen Laufbahn begeht. In der That, wenn die Kenner und Freunde deutscher Literatur um ein halbes Jahrhundert zurückblicken, finden sie unter den leuchtenden Namen der Auserwählten keinen Anderen, der mit so unvergleichlicher Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit, mit so großer Gesinnung und so dauerndem Erfolg, mit so vollkommener Beherrschung mustergültiger Formen auf allen Gebieten der Literatur um die Palme gerungen und, indem er die Herzen der Besten seines Volkes gewann, damit auch den Besten kommender Zeiten genug gethan haben wird. Und mehr als das. Sie haben auch in Tagen des sinkenden Geschmacks, der Verflachung und Verwilderung des künstlerischen Stils, allzeit das Banner der reinen Kunst hochgehalten, um die Traditionen einer größeren, unvergeßlichen, klassischen Zeit auch für die Zukunft würdevoll zu erhalten. In diesem Schaffen hat Ihnen bisher noch jedes kommende Jahr, in dem Sie mit bewundernswerther Schöpferkraft Ihre Verehrer mit immer neuen Werken erfreuten, einen Kranz errungen. Möge es den berufenen Pflegern der Literaturgeschichte vorbehalten bleiben, im einzelnen Ihre Werke auf den Gebieten des Dramas und Epos, des Romans, der Novelle und Lyrik, der Spruchpoesie wie der Uebersetzungskunst zu würdigen. Wir dürfen uns freuen, daß Sie, in der Unerschöpflichkeit Ihres Reichthums bis zur Schwelle des Alters gleichwie in zweiter unzerstörbarer Jugend fortschaffend, auch den kommenden Generationen als leuchtendes Vorbild erscheinen werden. Dabei sei nicht vergessen, daß Ihre Verehrer nicht bloß zu dem im Sonnenglanz des Erfolges wirkenden Dichter, sondern zugleich zu einem der edelsten Menschen hinaufblicken. Wiederholt haben es die entschwundenen Dezennien bewiesen — und Ihre Gedenkblätter erneuern diese Erinnerungen —, daß sich in jeder entscheidenden Lebenswende und Prüfung Ihr gesinnungstreuer, lauterer Charakter, Ihre selbstlose Menschenfreundlichkeit bewährt hat, nicht am wenigsten in jener Periode, in welcher Sie als Vorsitzender der Deutschen Schiller-Stiftung walteten, deren Verwaltungsrath Sie noch heute angehören. Für diese vieljährige treue Mitarbeit und fördernde Antheilnahme unsern wärmsten Dank auszusprechen, fühlen wir uns ganz besonders verpflichtet. Kann auch die Stiftung, ungleich den Hellenen, um das Vaterland verdienten Siegern keine Statuen zuerkennen, so verfügt sie doch über die hohe Auszeichnung der Ehrenmitgliedschaft. Wir bitten, das beifolgende Diplom als Zeichen unsres verehrungsvollen Dankes anzunehmen. Indem wir es Ihnen hiemit überreichen, sind wir uns bewußt, daß, wie wir Ihnen eine Ehrung bereiten, so Ihr illustrer Name im Goldenen Buch für alle Zeiten der Stiftung ein Ruhmestitel sein wird."

w. Mit **Bartolomeo Capasso**, welcher am 3. März im Alter von 85 Jahren zu Neapel starb, ist einer der bedeutendsten Gelehrten Süditaliens dahingegangen. Er begann seine Forschungen **auf dem Gebiet der Archäologie**, indem er die Halbinsel von Sorrent und den Stadtbereich von Neapel nach antiken Resten durchsuchte. Das erste bedeutende Ergebniß seiner Arbeiten war eine sichere Unterscheidung der beiden alten, den Boden des heutigen Neapel

einnehmenden Städte, von Neapolis und Palaiopolis. Vom Neapel des Alterthums wandte sich dann Capasso zum Neapel des Mittelalters, und hatte er dort nur wenige Vorarbeiter gehabt, so war hier beinahe noch alles zu thun. Er begann mit ausdauerndem Eifer alle schriftlichen Denkmäler, welche von der Geschichte der neapolitanischen Provinzen vom 5. bis zum 15. Jahrhundert zeugen, zu sammeln, und, was ihm noch wichtiger war, zu sichten. Denn es waren manche falschen Zeugnisse zu vernichten, darunter die Chronik des Ubaldo und die Diurnali von Matteo di Giovinazzo, und da es nicht an Vertheidigern fehlte, so kostete es Capasso einen langwierigen Federkrieg, um seiner Kritik zum Siege zu verhelfen. So kam denn allmählich das Hauptwerk des Forschers, Monumenta ad neapolitani ducatus historiam pertinentia, ans Licht, und zugleich zahlreiche Einzelschriften über die Geschichte einzelner Oertlichkeiten Neapels und seiner Umgebung. Wenn auch Capasso alle Stätten, an welchen seine Geschichtsquellen aufbewahrt wurden, mit Eifer aufsuchte, so war doch der liebste Platz seiner Thätigkeit das große Staatsarchiv zu Neapel, das nun in der Nähe der Kirche S. Severino e Sosio aufbewahrt wird. Der ungeheure dort aufbewahrte Urkundenschatz, welcher allein gegen 40,000 Pergamenturkunden enthält, ist erst durch Capasso geordnet und der europäischen Geschichtsforschung zugänglich gemacht worden, und indem Proben der verschiedenen Bestandtheile des Archivs zu einem „Archivmuseum“ vereinigt wurden, ist jene Ordnung auch zugleich mustergültig geworden. Mit seiner Schrift „Torquato Tasso a Sorrento“ hat sich Capasso auch um die Literaturgeschichte der Klassiker verdient gemacht. Neben dem Archiv leitete er noch die Neapler Società di Storia patria, aber die größte Ehre ward ihm zutheil, als er vor einigen Jahren zum Präsidenten der Neapeler königlichen Akademie gewählt wurde. Sein Tod hat nicht nur in Neapel, sondern auch in ganz Italien große Trauer hervorgerufen. Die ihres Oberhauptes beraubte Akademie beschloß, ihre Veröffentlichungen in den beiden nächsten Monaten mit einem Trauerrande zu versehen, eine Büste des Verstorbenen aufzustellen und über die Fortschritte der Neapeler Geschichtsforschung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen Preis auszuschreiben. Das Bild des rastlosen Gelehrten, der nur seiner Wissenschaft lebte und dem seine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit Freunde in allen Kreisen verschaffte, wird den Neapolitanern noch lange im Gedächtniß bleiben.

* **München.** Kgl. Akademie der Wissenschaften. Zu dem Bericht über den Vortrag des Hrn. J. Ranke ist noch zu bemerken: Der Name heißt nicht Pachacomác, sondern Pachacamác. Mißverständlich ist auch das Wort „erworben“, da Ihre kgl. Hoh. Prinzessin Therese von Bayern bis auf einen alle Schädel in den Ruinen, bezw. auf dem Todtenfeld selbst gesammelt hat.

* **Frankfurt a. M.** Ausstellung für Krankenpflege. Die Ausstellung ist jetzt gänzlich vollendet, nachdem in den letzten Tagen eine größere Anzahl von Ausstellungsobjekten des XVIII. Armeekorps eingetroffen ist, bestehend aus großen Ambulanz- und Arzneiwagen, ausgerüstet mit Operations-Apparaten, Instrumenten und Verbands-Artikeln, einem mächtigen Krankenzelt mit zwölf Betten und kaloriferischer Heizung, Tragbahren und sonstigen für die Kranken- und Verwundetenpflege im Felde bestimmten Utensilien. Von den zahlreichen Ausstellern verdienen in der Abtheilung Kinderkrankenpflege die eisenhaltigen Eier des Apothekers Aufsberg, Wiesbaden, Erwähnung. Es ist ein sensationelles Nahrungs-, Arznei- und Kräftigungsmittel, das bereits mit Erfolg zur Anwendung gelangte. Erwähnt zu werden verdienen ferner die zahlreichen Kräftigungsmittel, wie Mutose, Somatose, Sanatogen, Hämatogen, Hämaglobin, Herkules-Hämatogen, Toril, Dr. Teinhards Kindernahrung Hygiäne, die Stademann'schen Kindernährmittel, Nährstoff Heyden, Nutrose, Aleuronat, Bolero 2c., deren Zulassung zur Ausstellung allein für ihre Güte spricht, denn das wissenschaftliche Komitee hat überaus strenge Zensur geübt und alles zurückgewiesen, was nicht bereits vor der ernsten wissenschaftlichen Kritik bestehen konnte. Gerade die strenge Sachlichkeit verleiht der Ausstellung den bedeutenden wissenschaftlichen Werth. — Auf dem Gebiete der Wöchnerinnenpflege ist so ziemlich alles vertreten, was die Neuzeit als gut und zweckmäßig anerkannt hat. Ein neues antiseptisches Operationsmittel, Xeroform, das gegenüber dem seither gebräuchlichen Jodoform ganz beträchtliche Vorzüge besitzen soll, erregt hier großes Interesse. Xeroform ist ein gelbes, absolut ungiftiges Pulver, geruchlos und wird von verschiedenen Kapazitäten warm empfohlen. Der Xeroform-Therapie wurde auch anerkennend auf dem balneologischen Kongreß gedacht. Die Wöchnerinnenpflege veranschaulichen mannichfache mechanische Einrichtungen, besonders für das trockene Bett konstruirte Betten, allerhand chemische Präparate, hygienische Frauentrachten, Bandagen 2c. Der Arzt findet in dieser Abtheilung noch das Dr. Graf'sche Byrolin und die Byrolinpräparate, ebenfalls ein neuer Stoff, der erfolgreich bei Entbindungen angewendet wurde. Die Wiesbader'sche Patentmatratze nimmt naturgemäß hier einen großen Theil der Ausstellung ein und ist diese Erfindung wohl auch mit das Bedeutendste, was in der letzten Zeit auf einschlägigem Gebiete geschaffen wurde. — Noch verdienen die schönen Badeanlagen, die reich und praktisch ausgestatteten Badezimmer Frankfurter und auswärtiger Firmen genannt zu werden, darunter die Hochhäusler'sche Wellenbadschaukel. Die großen Desinfektionsanlagen, die zur Ausstellung gebracht werden, bilden gleichfalls wichtige Objekte derselben, ebenso die vielen orthopädischen Instrumente und medico-mechanischen Apparate der schwedischen Heilgymnastik, sowie die unzähligen kleineren Gegenstände, die alle zur Krankenpflege gehören und eine große Industrie beschäftigen.

* **Wien.** Erzherzog Franz Ferdinand hat Dr. Paul Heyse aus Anlaß seines 70. Geburtstags zum Kurator der Deutsch-österreichischen Literaturgesellschaft ernannt.



Jahrgang 1900. München, Freitag, 16. März. Nummer 63.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Wie verlor Süddeutschland seinen Antheil am Welthandel?

Von Dr. Alexander v. Peez.

Daß die norddeutsche Hansa hauptsächlich aus Mangel einer festen Politik und Handelspolitik des Deutschen Reichs gefallen ist, wurde in schlagender Weise in diesen Blättern nachgewiesen.

Wie aber stand es mit den süddeutschen Städten? Wir werden versuchen, diese Frage kurz zu beantworten.

Vor Entdeckung Amerika's war der Leitstrom des Handels für die europäischen Völker allezeit der Handel mit Indien. Die begehrtesten Erzeugnisse kamen von dort, und das Volk, das diesen Handel besaß, gelangte zu Reichthum, Kultur, Kunst, Gewerbe und Wissenschaft.

Drei Wege nach und von Indien standen für Europa im Vordergrund: 1. zu Land über Persien und Kleinasien nach Byzanz; 2. zu Land über Zentralasien und Rußland zur Ostsee; 3. zur See über Aegypten. Zu diesen drei Straßen kam vermöge der Entdeckungen der Portugiesen im Jahre 1495 noch 4. der Weg um das Kap der guten Hoffnung.

Von diesen vier Straßen führten 1 und 3 nach Deutschland, dem Land der Mitte und zumal nach Süddeutschland; die Straße 2, die übrigens nur als zeitweilige Aushülfslinie diente, mündete an der Ostsee und berührte unsre Lande wenigstens mit ihren Ausläufern, während der vierte Weg, die Linie um das Kap der guten Hoffnung, Süddeutschland ganz beiseite liegen ließ.

Also Byzanz war unser guter Handelsfreund. Sobald die Stürme der Völkerwanderung verrauscht waren, und besonders seit Befestigung der mitteleuropäischen Verhältnisse durch Karl den Großen, sehen wir Byzanz in seiner wichtigen Mission, als europäischer Vorposten nach dem Orient, die indischen Waaren mit der rechten Hand übernehmen und mit der Linken donauaufwärts, oder theilweise auch zur See über Venedig oder Genua nach Mitteleuropa bringen. Das dauerte bis in das 13. Jahrhundert, in welcher Zeit mit dem Niedergang von Byzanz die italischen Städte in der Levante immer festeren Fuß faßten und in dem Handel zur See über Aegypten für die byzantinische Landroute eine Konkurrenz eröffneten. In solcher Weise sammelte Italien den indischen Handel in seinen Häfen, gab dann dessen Hauptmasse nordwärts über die Alpen an Süddeutschland ab, und beide vereinigt genossen reichlich alle schon früher erwähnten mächtigen Folgen dieses Handels: Wohlstand, bürgerliche Freiheit, Bildung und edle Künste; alle großen Dome Süddeutschlands sind in dieser Periode gebaut. Der indische Handel war die tiefe Ursache der engen Verbindung zwischen Italien und Deutschland, die in beiden Ländern so edle Früchte zeitigte.

Hatten seit den Frankenkönigen und zumal seit Karl dem Großen, die deutschen Fürsten und Ritter ihre Heimath mächtig und stark gemacht, so brachten nunmehr die Bürger der Städte Wohlstand und größere Freiheit der unteren Klassen hinzu. An der Spitze dieser Entwicklung standen zuerst Regensburg, als Donaustadt, dann aber Nürnberg, Augsburg und Wien. Schon im 12. Jahrhundert begegnen wir einer deutschen Kirche in Byzanz, und im 13. Jahrhundert steht das Kaufhaus der Deutschen in Venedig in voller Blüthe. Rasch hatten die oberdeutschen Städte die sich bietende Konjunktur erfaßt und mit den italienischen Städten, welche das Mittelmeer beherrschten, dem Haupthandel der Zeit ein breites Bette eröffnet. Mag man nun Süddeutschland als den Vorhafen Italiens gegen Mittel- und Nordeuropa bezeichnen oder aber die italienischen Häfen am Ligurischen Meer und der Adria als die von Süddeutschland nach dem Mittelmeer erstreckten Vorposten auffassen — genug an dem, daß beide in inniger Gemeinschaft standen und beide prächtig gediehen. Auch war diese Thätigkeit nicht auf einzelne Hauptplätze beschränkt, sondern fast alle oberdeutschen Städte von Straßburg bis Wien nahmen an dem Handel theil und an den Handel knüpfte sich, wie das bei kräftigen Völkern zu geschehen pflegt, der Gewerbfleiß, die Eigenerzeugung, und so sehen wir die Industrie mächtig emporblühen. Die beiden Hauptorte Nürnberg und Augsburg hatten sich in die wichtigsten Gewerbszweige derart getheilt, daß Nürnberg vorzugsweise Metallwaaren, Kurzwaaren und Tücher, Augsburg mehr Leinwanden, Baumwollgewebe, sowie Gold- und Silberwaaren arbeitete. Um diese beiden Städte geschaart sind jedoch Ulm, Eßlingen, Nördlingen, Memmingen, Dinkelsbühl, Würzburg, Bamberg, Freysing, Regensburg, Passau, Rothenburg, Straßburg, Freiburg, Konstanz, Zürich, Basel, Bern, St. Gallen, Kempten, dann in Oesterreich neben Wien Trient, Bozen, Innsbruck, Laibach, Salzburg, Krems, Mautern u. a. thätig. Die Bürger von Städten, deren Namen heute kaum mehr auswärts genannt wird, tummelten sich damals in Venedig und der Levante. Nordwärts standen die Oberdeutschen mit den Niederlanden in engster Beziehung, reichten im Nordosten den Hansen die Hand, zogen ihre Routen gegen Lyon, waren bald in Polen und den östlichen Ländern zu finden, und ihre Kapitalien arbeiteten in den Bergwerken und Hütten von Tirol, Steiermark, Kärnten und Ungarn. Ein guter Theil jener Waaren, gegen deren Einfuhr nach England im Jahre 1518 die Londoner Bevölkerung sich erhob, kam aus Oberdeutschland; es waren dies Eisen, Nägel, Schlösser, Gürtel, Sättel, Messerwaaren, Zeuge u. a. Und wenn wir erwähnen, daß das Handelshaus der Fugger noch in den Jahren 1546 und 1547 den englischen Königen Heinrich VIII. und Eduard VI. unter Bürgschaft der Stadt London Darlehen gab, so ist damit alles zur Bezeichnung der damaligen Rangordnung zwischen Deutschland und England gesagt.

Allein gegen diesen Garten erhoben sich rauhe Stürme und streiften, da er ohne Schutz gelassen war, die schönsten Blüthen ab. Mit der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken im Jahre 1453 versiechte der südöstliche Handelsstrom, während gleichzeitig die Mameluken die ägyptischen Zufuhren mit enormen Zöllen belasteten. So wurde die höchste Prämie auf die Seestraße gesetzt und Vasco de Gama schoß den Vogel ab, als er im Jahre 1498 seine Schiffe in Calicut anlegte. Wohl widersetzten sich die damals noch kraftvollen italischen Städte und, wie sie die einzigen waren, die einst den Byzantinern gegen die Türken zuhülfe geeilt, so machten sie lebhafte Anstrengungen, um wenigstens die ägyptische Route offen zu halten. Aber die Portugiesen verschlossen mit List und Gewalt den Persischen und Arabischen Meerbusen, sie hatten den Vorsprung erlangt und wußten ihn zu behaupten. Lissabon ward der Stapelort für die indischen Waaren, die nun, statt über Mittelmeer, Donau und Alpen, über die Häfen der atlantischen Küste in den europäischen Verbrauch gingen, wobei Antwerpen wegen der Nähe der Rheinstraße und wegen seiner zentralen Lage zwischen Deutschland, Frankreich und England Hauptvermittler war. Die Entdeckung von Amerika im Jahre 1492 diente nur dazu, das Uebergewicht der atlantischen Küste, und zumal der zwischen Cadiz und Rotterdam gelegenen Häfen, zu steigern.

So war also die Achse des Welthandels für Europa von der Mitte in den Westen verlegt, sie war von den italienisch-deutschen Städten auf die atlantischen Küstenplätze übergegangen. Ein ungeheurer Umschwung! Wie haben sich diesem gegenüber die süddeutschen Städte verhalten? Man muß gestehen, daß sie der neuen Lage mit Einsicht und Thatkraft gegenübertraten. Zunächst hielten sie, mit den Italienern gemeinsam, die alten Verbindungen nach der Levante nach Möglichkeit fest, gleichzeitig aber sehen wir sie, auf die neue Konjunktur eingehend, ihre Verbindungen mit Lissabon und den Niederlanden erweitern und allmählich den Schwerpunkt ihrer Geschäfte an die Atlantis verlegen. Neue Handelswege werden von ihnen eröffnet. Die Bürger von Nürnberg und Augsburg mit Genossen reisten zumeist über Lyon nach Lissabon, andere Wege gingen über Marseille oder Genua nach Barcelona. Weit enger noch wurden die Beziehungen mit den Niederlanden. Die Behaim und Hirsvogel, die Fugger und Welser, die Hochstätter, Mannlich und Altstätter schlagen in Antwerpen ihre Schreibstuben auf. Dorthin schickten sie ihre Söhne zur Erlernung der Handelschaft. Die Fugger und Welser unterhielten auf dem Rhein und der Schelde eigene Schiffe für die aus Lissabon kommenden Waarenzüge. Der Rhein, der früher die indischen Waaren abwärts geführt, brachte sie nun aufwärts. Zugleich betheiligten sich die oberdeutschen Häuser in schon bekannter Weise am Handel über See und machten schon Versuche der Gründung von Ansiedelungen in Amerika —, also Alles schien in gutem Gang, der Uebergang in die neuen Wege angebahnt, und wenn die Hansen sich in ähnlicher Art den neuen Mittelpunkten des Weltverkehrs zuwendeten, so stand immer noch im Reich eine an Erfahrung, Tüchtigkeit und Kapitalbesitz höchst beachtenswerthe Macht da, wohl immer noch die stärkste in Europa; die geographischen Bedingungen waren nicht mehr so günstig wie vorher, aber doch nicht unüberwindlich, der handelbelebte Rhein zog ein mächtiges Band zwischen Nord und Süd, und wenn beide, Hansen und Oberdeutsche, sich die Hand reichten, so mochte, auf das Bürgerthum gestützt, für ganz Deutschland eine neue Periode entstehen, nicht minder blühend als die frühere, dabei sicherer, größer und mit weiteren Ausblicken — aber Eines fehlte: die Staatskunst, die Leitung der vereinzelten Bestrebungen nach Einem Ziele, kurz, die Einigung, am besten gewahrt durch eine kräftige Reichsregierung.

Es wäre vielleicht zu viel verlangt, wenn wir sagen, daß die alten Karolinger und Ottonen, die mit Avaren und anderen Turaniern fertig geworden, verbündet mit den italischen Seemächten, auch Konstantinopel und mit ihm den indischen Landhandel vor den Türken gewahrt hätten. Die viel bescheidenere Leistung jedoch der Erhaltung noch bestehender starker Elemente zur Zeit des Umschwungs des Welthandels, die Abwendung von Gefahren von außen, der Schutz gegen fremdes Unrecht und fremde Gewalt, das sind Dinge, die man vom Reich erwarten durfte. Aber sie fehlten. Gerade unter Mitwirkung der tief gestörten wirthschaftlichen Verhältnisse geriethen Deutschland und Italien außer Rand und Band. Auch die von Amerika hereinkommende Veränderung des Münzwerthes und aller auf Geld gestellten Rechte und Pflichten trug das Ihrige dazu bei. Jeder Einzelne empfand den Rückgang des Wohlstands und der Lebenshaltung, aber die richtige Ursache und daher der Weg zur Abhülfe wurden nicht erkannt. In der Vertretung und Durchsetzung von privaten oder Standesinteressen waren die Deutschen allezeit eifrig und wuchtig, aber für die Interessen der Gesammtheit war ihnen jede Anstrengung und jedes Opfer zu groß. Die Erkenntniß, heute noch nicht stark, scheint damals ganz zu fehlen: daß in der Gesammtheit auch das Eigeninteresse am besten gefördert wird. Stand erhob sich gegen Stand, Bekenntniß gegen Bekenntniß. Der Bauer kämpfte gegen den Ritter, der Ritter gegen den Bürger, die Zünfte gegen die Geschlechter, die Städte erlagen den Fürsten, weil die Reichsgewalt, deren natürliche Aufgabe der Abschluß der entsprechenden Kompromisse gewesen wäre, diese Dinge entweder nicht verstand oder weil sie schon zu schwach war, um dem empörten Einzelwillen den Gesammtwillen aufzuerlegen. So gingen die Einzelerfolge der süddeutschen Städte im Bankbruch des Ganzen unter.

Der entscheidende Schlag fiel, als Antwerpen von den Spaniern erobert wurde (1575). Jetzt ging die führende Rolle von dem Freihafen an der Schelde auf Holland über, das mit Rührigkeit, Tapferkeit und staatsmännischem wie diplomatischem Geschick die Handelspolitik aus den Händen der Städte nahm und in streng egoistischem Sinn als erster Staat durchführte. Alle Mittel waren nun recht, um die Kolonialwaaren, mit den eigenen, holländischen Gewerbswaaren versetzt, in die umliegenden Lande zu verkaufen, womöglich zu Monopolpreisen und mit Zurückweisung aller Konkurrenten durch ein sorgfältig durchdachtes Zollsystem und durch staatliche Gewalt.

Den Holländern folgten auf größerem Gebiet und mit größerer List die Engländer, und diese behaupteten, nachdem die Deutschen im 30jährigen Bürgerkrieg sich selbst außer Mitwerbschaft gesetzt hatten, um so sicherer ihre Handelsherrschaft, als sie während der napoleonischen Kriege ihre Industrie mit Maschinen ausgerüstet hatten. Krieg und Politik sind Vater und Mutter der bis heute andauernden und erst jetzt von den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reich angefochtenen Suprematie Englands. Nicht die wirthschaftliche, sondern die wirthschaftspolitische Konkurrenz der Holländer und Engländer hat die Deutschen besiegt. Weder süddeutsche noch norddeutsche Städte konnten sich in ihrer Vereinzelung dagegen ernstlich schützen. Das konnte nur das Reich seit 1870, aber das wird nur ein Reich vermögen, dessen Bürger, durch die Lehren der Vergangenheit gewitzigt, die Gesammtinteressen voranstellen und dem Reiche geben, was des Reiches ist.

Hygiene und Frauengymnasium.

Von Professor Dr. Hans Buchner,
Vorstand des hygienischen Instituts der Universität München.

II.

Die Einbildung der Modernen, daß die Gegenwart sozusagen etwas ganz selbständiges, vom Früheren deutlich abgegrenztes sei, ist geradezu lächerlich. Viel eher muß man Chamberlains Anschauung beipflichten, nach der wir angesichts der überall vorhandenen ungelösten grundsätzlichen Widersprüche auf religösem, wie politischem Gebiet, wo gerade heute die radikalsten Gegensätze unvermittelt überall nebeneinander stehen, immer noch in einer Uebergangszeit, welche sich vom Mittelalter keineswegs in jeder Beziehung scharf abgrenzen läßt, mitten drinnen stecken, ohne daß für absehbare Zeit die Hoffnung auf allgemeine größere Klarheit, auf eine Versöhnung der bestehenden schroffen Differenzen gegeben wäre. Ich fühle selbst durchaus modern, denn falls dies nicht der Fall wäre, könnte ich weder für Frauengymnasien, noch überhaupt für erhöhte Frauenbildung hier meine Stimme erheben. Aber nach meinem Dafürhalten bedeutet Modernsein im guten Sinn keineswegs, alle Brücken wahrer Bildung hinter sich abbrechen, bedeutet vor allem nicht, solche erhabenste Genien, wie unsern Goethe und Schiller für überwunden erklären und an Stelle weisen und schönen Maßes die rohe barbarische Willkür eines schrankenlosen Individualismus setzen. Wie groß die Verwirrung der Geister heute ist, wie arg die Zerrüttung der für Erhaltung eines Volkes so unbedingt nöthigen sittlichen Grundanschauungen, wie sehr wir höherer Gesichtspunkte bedürfen, zeigt vielleicht nichts schlagender, als gerade das Gebahren der echtesten Modernen auf der Bühne. Wenn wir beispielsweise in einem Stück, wie Erich Hartlebens „sittlicher Forderung" einer wirklichen „Umwerthung aller Werthe" begegnen und dabei erleben müssen, daß das Publikum in voller Haltlosigkeit des Urtheils — nach dem modernen Dogma vom „Sichauslebenmüssen" — der rücksichtslosesten individualistischen Willkür zujubelt, ohne Ahnung davon, daß dadurch der tausendmal wichtigeren staat- und volkerhaltenden sozialen Sittenforderung ein tödlicher Stoß zugefügt wird, so werden wir um so überzeugter sein, daß in dieser Art von modernem Wesen das Heil der zukünftigen Menschheit sicherlich nicht gefunden werden kann.

Wie werthvoll wäre es, angesichts solcher Gegensätze, bei so großen, noch zu lösenden Aufgaben, dem deutschen Volk auch die Mitarbeit hochgebildeter Frauen zu sichern! Wie wichtig könnte uns ihre begeisterte Hingabe an das Ideale, ihre besondere Befähigung zum Versöhnen, zum Ausgleichen der Gegensätze werden, auf die Dr. Unold in seinem trefflichen Vortrag in diesem Kreise hier mit den Worten Ibsens hingewiesen hat: „Licht zu bringen ist ja ihr Beruf."

Ich glaube also bestimmt, daß eine rein moderne Bildung, d. h. eine Bildung, die auf die alten Kulturen in ihrer großartigen nachwirkenden Bedeutung keine Rücksicht nimmt, die höchste erreichbare Bildung nimmermehr sein kann, weil sie eben auf das Verständniß der Wurzeln verzichtet, aus denen das Gegenwärtige, wenigstens zum großen Theil, hervorgegangen ist. Daß aber eine Kenntniß, welche nicht zugleich die Grundlagen gibt, keine vollständige und erschöpfende sein kann, sollte doch gerade im Zeitalter des Entwicklungsgedankens klar sein.

Wenn nun ferner gesagt wird, daß auch die Männer an Zahl gering seien, welche die erhaltene klassische Bildung weiter pflegen, so ist es gewiß richtig, daß Viele von uns den Sophokles, den Platon später nicht mehr lesen, auch vielleicht gar nicht mehr dazu imstande sind. Aber daß deßwegen die klassische Bildung an uns verloren gegangen sei, das möchte ich denn doch entschieden bestreiten. Der eigentliche Bildungswerth liegt ja nicht so sehr im Einzelnen, als im Gesammteindruck der klassischen Kulturwelt, in der näheren Beziehung, in die wir zu den Helden der antiken Zeit, zu ihren geistigen und ethischen Strebungen, wie zu den Kunstleistungen jener so bewundernswerth harmonisch veranlagten Völker treten, wodurch unsre Nacheiferung angespornt, unsre Auffassung vom Menschenthum veredelt, unser Urtheil geschärft und zugleich im Sinne der Abneigung gegen alles Barbarische, Uebertriebene, Gewaltsame beeinflußt wird. Uebrigens würde ich selbst dann, wenn bewiesen wäre, daß viele Männer aus der ihnen zutheil gewordenen klassischen Bildung wenig bleibenden Nutzen ziehen, dadurch in meiner Ueberzeugung von deren Vorzüglichkeit mich keineswegs erschüttern lassen. Mag immerhin sein, daß die unablässig drängende und den Mann geistig ganz in Beschlag nehmende Berufsthätigkeit seinen Sinn vielfach den ursprünglich eingepflanzten Idealen mehr und mehr entfremdet. Um so wichtiger wäre gerade dann, daß auch die Frauen von klassischer Bildung ein reiches Antheil erhalten haben; denn diese werden viel eher als der im Daseinskampfe sich mühende Mann imstande sein, die heilige Gluth der Begeisterung am Hausesherde zu nähren und dann, wenn es noththut, auch im Familienkreise gelegentlich davon auszutheilen.

Uebrigens ist es noch aus ganz anderen Gründen erforderlich, daß die Frau der höchsten Bildung, die es gibt, und das ist eben die klassische, theilhaftig werden könne. Was ich dabei im Auge habe, bezeichnet treffend ein Ausspruch von Anna Beyer, in dem es heißt: „Die Frauenfrage ist keine Brot-, noch vorwiegend eine Bildungsfrage, sie dreht sich um den Menschheitswerth der Frau." Es ist eben eine naturhistorische Thatsache, daß Mann und Weib erst zusammen „den Menschen" repräsentiren, nicht aber die Männer allein, wenn auch letztere das vielfach als selbstverständlich voraussetzen. Gewisse dunkle Verhältnisse in unsrer Zivilisation hängen aber tiefinnerlich damit zusammen, daß den Frauen der „Menschheitswerth" im Bewußtsein vieler Männer nicht voll zuerkannt wird. Allerdings sind viele von den betreffenden Frauen, um die es sich da handelt, selbst mit an ihrem Schicksal schuld. Allein so große und allgemeine Uebelstände, wie die hier in Rede stehenden, haben in der Regel auch viele Wurzeln und wenn man mit der Beseitigung überhaupt anfangen will, so kann nicht darauf gerechnet werden, daß von einem einzigen Angriffspunkte aus alles zu erreichen ist. Praxis und Theorie müssen vielmehr in solchen Fällen zusammenwirken, und gerade die Theorie halte ich hier für sehr wichtig, die Theorie nämlich, welche den Menschheitswerth der Frau im ganzen höher veranschlagt, als das in Deutschland wenigstens bisher der Fall gewesen ist. Ich will mich übrigens mit diesen Andeutungen begnügen, um nun endlich auf die eigentliche hygienische Frage überzugehen.

Wie steht es also mit der Hygiene in den Mädchengymnasien? Vielen scheint gewiß der Einwand naheliegend, daß Gymnasialstudien für Mädchen unter allen Umständen ungesund sein müßten. Nichts wäre verkehrter, als eine solche Behauptung; aber natürlich kommt alles darauf an, wie man's betreibt. Das Studiren an sich, die Anspannung der Gehirnthätigkeit bildet durchaus keine Schädlichkeit. Im Gegentheil beweist

einer der berühmtesten und erfahrungsreichsten Aerzte der Gegenwart, der jetzt 76jährige Sir Hermann Weber in London in einer von wahrer Lebensweisheit zeugenden Schrift, daß gerade durch unausgesetzte Uebung bis ins höchste Alter hinauf die geistigen Funktionen frisch und ungestört bleiben, was aus physiologischen Gründen, wegen der besseren Blutversorgung des Gehirns bei und infolge seiner Thätigkeit sich leicht begreifen läßt. Während im Gegentheil ein Nachlassen in dieser Beziehung, ein Sichschonenwollen, ein Aufgeben regerer Geistesthätigkeit am allersichersten zu vorzeitiger Lähmung der Verstandesfunktionen zu führen pflegt. Was nun im hohen Alter nützt, das muß erst recht im kräftigsten Alter nützen, nur darf man natürlich nicht — und das soll man überhaupt nirgends — die Sache übertreiben.

Auf eine geeignete Auswahl der Unterrichtsfächer wird also großer Werth gelegt werden müssen, und eine weise Beschränkung wird hier erforderlich sein, denn — um es nur gleich zu sagen — mehr als 24 Schulstunden wöchentlich für rein geistige Thätigkeit können hygienisch nicht zugelassen werden. Die sämmtlichen Nachmittage müssen vom eigentlichen Unterricht freigelassen und vorwiegend für körperliche Erziehung verwerthet werden. Um mit dieser Stundenzahl auszukommen, darf also nur das Wichtigste im Unterricht angestrebt werden. Dieses aber ist meines Erachtens ein Dreifaches: einmal brauchen wir formale logische Bildung, Schulung der Vernunft und des anschaulichen Verstandesvermögens, wozu Sprachen und Mathematik in erster Linie geeignet sind. Bei einer anderen Gelegenheit habe ich darauf hingewiesen, daß die Sprache das unmittelbarste Erzeugniß des menschlichen Geistes ist, und deßhalb am meisten zu seiner Uebung und Entwicklung sich eignet. Max Müller, der große Sprachforscher, erklärt geradezu Sprache und Vernunft für identisch, indem er behauptet, daß begriffsmäßiges abstraktes Denken, worin die dem Menschen allein unter allen Geschöpfen eigenthümliche Vernunft besteht — im Gegensatz zum Verstand, den auch die Thiere bis zu einem gewissen Grad besitzen — ohne Worte, d. h. ohne Sprache überhaupt unmöglich sei. Daß nun, wenn überhaupt Sprachen als logisch-formales Bildungsmittel in Betracht kommen, die alten Sprachen den Vorrang verdienen vor den modernen, hängt mit ihrem größeren Formenreichthum, ihrem abgeschlossenen Charakter als todte Sprachen und ihrer strengeren philologischen Durcharbeitung zusammen. Freilich würde ich, wenn es angängig wäre, aus hygienischen Rücksichten mit einer klassischen Sprache mich begnügen. Oder wenigstens würde ich empfehlen, die zweite klassische Sprache nur kursorisch zu nehmen, nur insoweit, um die Hauptformen und die wichtigsten Wurzeln kennen zu lernen, aber nicht bis zur Bewältigung der Literatur. Solche Mädchen, die das Abiturientenexamen anstreben, zum Zweck des akademischen Studiums, müßten eben dann noch in besonderen Kursen auch in dieser zweiten Sprache sich vervollkommnen, was bei größerer geistiger Reife unschwer gelingen würde.

Uebrigens will ich nur gestehen, daß mir bei der einen gründlich zu betreibenden klassischen Sprache nicht die lateinische in erster Linie vorschwebt, sondern jene der alten Hellenen, und zwar wegen ihrer unvergleichlich werthvolleren Literatur, die auch dem weiblichen Geist zweifellos viel näher gebracht werden kann, als etwa die Bücher Caesars „de bello gallico" oder die Ciceronianischen Reden. Ich bin überzeugt, daß Frauen im Homer mit gleicher Begeisterung das Unvergänglichste, was die Welt an Dichtkunst je hervorgebracht hat, würdigen und genießen werden, wie die jungen Männer.[1])

Durch die Literatur würde dann gleich die zweite Hauptaufgabe der Bildung in Angriff genommen, welche darin besteht, dem Geist einen gewissen Reichthum an vielseitigem Wissensmaterial zur Verfügung zu stellen, das ihn zum Urtheilen und zu einer eigenen Welt- und Lebensauffassung befähigt. Außer der Kenntniß der klassischen Kulturen und des antiken Menschheitsideals gehört hiezu insbesondere auch jene der neueren Literaturen, vor allem der deutschen, aber auch, soweit es möglich ist, der englischen und französischen, und ferner das Vertrautsein mit den Hauptthatsachen der Geschichte, und zwar mehr im Sinn einer Kultur- als einer Staatengeschichte. Daß endlich die naturkundlichen Fächer hier nicht vergessen werden dürfen, das versteht sich bei der Bedeutung des Naturerkennens für die heutige Lebensauffassung von selbst. Den Betrieb dieser Fächer würde ich mir aber durchaus nicht in derjenigen Weise denken, wie dies an unsern heutigen Gymnasien bis jetzt der Fall ist, nicht in Form einer mehr oder weniger theoretischen Lehre, sondern ausschließlich in praktischen Kursen, ähnlich wie es in den amerikanischen Colleges geübt wird. So wären Chemie und Physik nur im Laboratorium und am Experimentirtisch zu pflegen, weßhalb diese Unterrichtsstunden ohne Nachtheil auf den Nachmittag verlegt werden könnten. Theoretische Vorträge würden nur in den, an die Mathematik sich anschließenden Gebieten der Mechanik und Astronomie erforderlich sein. Alles übrige ließe sich als bloße mündliche Erläuterung zu den anzustellenden Experimenten in genügender Weise erledigen, da es sich selbstverständlich hier nur um Aneignung einer Reihe von Hauptthatsachen, nicht um erschöpfende Kenntnißnahme handeln kann. Solche an der Hand von wirklichen Versuchen kennen gelernte, „selbst erfahrene" Thatsachen würden hundertmal mehr bleibenden Werth haben für die wahre Bildung, als bloße Studien, etwa an der Hand eines Lehrbuchs. Uebrigens ließen sich Chemie und Physik wohl als wahlfreie Kurse betreiben. Letzteres gilt dagegen nicht für Botanik und Zoologie, die ebenfalls im Laboratorium und dann auf Ausflügen, eventuell bei Besuchen im zoologischen Garten — wenn nämlich ein solcher in der betreffenden Stadt existirt — zu behandeln wären. Bei den Wanderungen im Freien, die hauptsächlich Gelegenheit zum Sammeln und Bestimmen von Pflanzen bieten würden, könnten nebenbei auch andere Theile der Naturkunde, wie Meteorologie, Mineralogie, Geologie u. s. w. geeignete Berücksichtigung finden.

Am einfachsten würde sich an Mädchengymnasien wohl die dritte Aufgabe der Bildung lösen lassen, die mir in der Mittheilung solcher Kenntnisse und Einsichten zu liegen scheint, die im späteren Leben unmittelbar praktische Anwendung finden sollen. Da die elementaren Fertigkeiten, welche hieher zählen, einschließlich der Befähigung zu französischer Konversation und Besitz des nöthigsten geographischen Wissens für die höheren Gymnasialklassen überhaupt nicht mehr in Betracht kommen, so würde für letztere außer der Fortbildung in englischer Sprache hauptsächlich nur ein Unterricht in Erziehungskunde und ferner in allgemeiner Lebenskunde in Betracht kommen. Unter letzterer verstehe ich mit Unold eine auf der Gesundheits-

[1]) Wenn das Griechische gründlich und das Latein nur kursorisch betrieben wird, so müßte gleichwohl aus didaktischen Rücksichten mit letzterer Sprache zuerst begonnen werden.

lehre als realem Untergrund aufbauende Lehre von den Pflichten der Selbsterhaltung und Vervollkommnung, namentlich aber von den sozialen Pflichten, die der Einzelne nicht nur seiner Familie, seinen nächsten Angehörigen und Freunden, sondern der größeren Allgemeinheit, seiner Gemeinde, seinem Volksstamm, seinem Vaterland gegenüber zu erfüllen hat. In einer Zeit, wo von dieser höheren Art von Sittlichkeit, diesem wahrhaft sozialen Geist, der den alten römischen Staat so groß gemacht hat, uns Allen noch viel zu wenig in Fleisch und Blut übergegangen ist, muß es von Bedeutung sein, gerade die Frauen für solche höchste Aufgaben des Menschenthums zu begeistern. Ich denke mir, daß an der Hand ausgewählter literarischer und historischer Beispiele ein derartiger ethischer Unterricht anziehend und eindrucksvoll genug gestaltet werden könnte.

Mit Recht wird man sagen, daß auch der Unterricht in Religionslehre hier Erwähnung finden müsse. Gewiß ist es der Fall, doch hängt die nähere Bestimmung in dieser Hinsicht ganz wesentlich zusammen mit einem anderen Punkte, der überhaupt in jeder Beziehung und namentlich auch in hygienischer von der allergrößten Bedeutung ist. In Bezug auf das Lebensalter, in welchem die Mädchen den Gymnasialunterricht erhalten sollen, herrscht nämlich ein sehr merklicher Gegensatz zwischen den amerikanischen Sitten und Anschauungen und den deutschen Gewohnheiten. Während in Amerika die Mädchen vom 18. bis 21. oder 22. Lebensjahre aufs College oder auf die Universität ziehen, um dort im wesentlichen eine nur wenig erweiterte Gymnasialbildung sich zu holen, so erklärt in Deutschland ein Fachmann wie Professor Wychgram es für gar nicht durchführbar, daß Mädchen bis zum 19. Lebensjahre überhaupt auf der Schule bleiben. Wenn diese letztere Ansicht in der That zutrifft, und wenn kein Wandel möglich ist, dann müßte ich als Hygieniker mich gegen Mädchengymnasien überhaupt erklären, weil ich es für ganz unmöglich halte, ohne Schädigung der Gesundheit schon bis zum 18. Lebensjahr die große Aufgabe zu bewältigen. Außerdem auch wäre ein derartiges Mädchengymnasium, in welchem der ganze Stoff nur möglichst schnell und in einem möglichst wenig gereiften Alter durchgepeitscht werden soll, mit Rücksicht auf den höheren Bildungszweck überhaupt in meinen Augen vollkommen werthlos. Dasselbe hätte nur Bedeutung als Dressuranstalt fürs Abiturientenexamen im Hinblick auf einen akademischen Beruf. Gegen letzteren habe ich ja nichts einzuwenden, meine aber, daß ein so schwieriger und größere Reife erfordernder Lebensweg auch ein gewisses Maß an Geduld und finanziellen Hülfsmitteln voraussetzt, so daß nicht alles von vornherein auf eine möglichst rasche Erledigung des Studienganges angelegt werden darf. Mädchen, die in jungen Jahren schon selbständig werden und etwas verdienen wollen, eignen sich eben nicht für die langsamer zum Ziel führenden akademischen Berufe, sondern müssen suchen, im niederen Lehrberuf oder im Handels- oder Verkehrswesen ihr Unterkommen zu finden.

Hygienisch gilt es mir als Hauptgrundsatz, daß die Mädchen nicht in einem zu jugendlichen Alter ins Gymnasium aufgenommen werden dürfen. Betrachtet man als Norm ein vier- bis fünfjähriges Gymnasialstudium, das auf einer vorher zu absolvirenden höheren Töchterschule aufbauen würde, so wäre als Mindestalter für den Eintritt das 17., besser noch das 18. Lebensjahr zu verlangen. Das empfiehlt sich, abgesehen von der Hygiene, auch aus pädagogischen Rücksichten, um der Gymnasialbildung alle die großen Vorzüge zu sichern, von denen vorher die Rede war, indem nur dasjenige Bildungsmaterial das in gereifteren Jahren dem Geist dargeboten und von ihm auch bewältigt wird, von dauerndem Einfluß werden kann auf das spätere Leben.[1]) Freilich verstößt es bei uns gegen alles Herkommen, Mädchen in diesem Alter studiren zu lassen, wo sie doch nothwendig in die Oeffentlichkeit, d. h. in Gesellschaften und auf Bälle eingeführt werden müssen. Glücklicherweise liegt aber kein Grund vor, warum — wenn man es überhaupt für nöthig hält — für Gymnasialstudentinnen der Besuch von Bällen unmöglich sein sollte, da doch Universitätsstudenten, die auch eigentlich des Studiums halber die Universität besuchen, nebenher Bälle und viele andere gesellschaftliche Vergnügungen durchaus nicht außer Acht zu lassen pflegen. Nur das Heirathen würde für die Gymnasialstudien voraussichtlich ein Hinderniß bilden. Sollten übrigens Gymnasialstudentinnen infolge ihrer Studien wirklich erst später, nach dem 21. oder 22. Lebensjahr dazu kommen, zu heirathen, so wäre vom hygienischen Standpunkt aus auch dies nur als durchaus vortheilhaft zu begrüßen. In Amerika sagt man: College girls heirathen spät, aber sie heirathen gut.

Hiezu sei nur bemerkt, daß derartige vier- bis fünfjährige Gymnasialkurse, wie sie in Berlin und Leipzig ja bereits bestehen, mir zunächst vortheilhafter erscheinen, als Vollgymnasien mit einer acht- oder neunjährigen Schulzeit, und zwar deßhalb, weil doch in der Regel erst mit etwa 16 Jahren sich herausstellen wird, ob die nöthigen Anlagen zum Weiterstudiren vorhanden sind, während sich Eltern nicht leicht entschließen werden, schon im zehnten Jahr eine diesbezügliche Entscheidung zu treffen. Gerade hier in München würde es, glaube ich, keine allzugroße Schwierigkeit bieten, solche vier- bis fünfjährige Gymnasialkurse einzurichten, im Anschluß an die Töchterschule, wenn man versuchen würde, mit der Gemeindeverwaltung, der an einer höheren Mädchenbildung auch gelegen sein muß, gemeinsam vorzugehen.

Ein hygienischer Hauptpunkt bleibt nur noch die Frage, wo das Gymnasium zu errichten und wie es äußerlich auszustatten ist? Am billigsten und bequemsten wäre es natürlich, die Gymnasialkurse inmitten der Stadt einzurichten, eventuell zunächst in einem gemietheten Hause.

Auf solche Konzessionen indeß kann die Hygiene sich nimmermehr einlassen. Die Hygiene ist überhaupt nicht dazu da, um Konzessionen zu machen, sondern sie muß ihre Anforderungen unerbittlich stellen, gleichviel was davon im Augenblick erfüllbar sein mag oder nicht. In diesem Sinne also erkläre ich, daß das Mädchengymnasium nimmermehr in die eigentliche innere Stadt hereingerückt werden darf, sondern daß es in einem Vorort erbaut werden muß, möglichst weit vom Zentrum entlegen, aber durch gute Verkehrsmittel mit der Stadt innig verbunden, in möglichst freier und sanitär günstiger Lage. Denn die Hauptsache sind offenbar — außer den für Luft und Licht genügend zugänglichen Innenräumen — ausgedehnte Turn- und Spielplätze unmittelbar beim Gym-

---

[1]) Auch in anderer Richtung schiene es mir zweckmäßig, zwischen Töchterschule und Gymnasium eine Studienpause von ein bis zwei Jahren einzulegen, um den Mädchen neben der Gelegenheit zu geistigem Ausruhen und körperlicher Entwicklung die Aneignung der nothwendigen hauswirthschaftlichen Kenntnisse zu ermöglichen, die wir Deutsche von den Frauen nun einmal unbedingt zu verlangen gewohnt sind.

nasium, ferner auch die Gelegenheit, jederzeit in einer freien schönen Natur sich zu ergehen. Außerdem müßte man von vornherein daran denken, auch für ein Internat beim Gymnasium zu sorgen, für solche Mädchen, deren Eltern zu entlegen oder überhaupt nicht in der gleichen Stadt wohnen. Ferner wäre es, um unnöthige Zeitverluste zu vermeiden, nöthig, den Studentinnen um 1 Uhr, d. h. am Schluß des vierstündigen Vormittagsunterrichts, vor dem Beginn der Nachmittags-Spiele, -Turnübungen, -Wanderungen u. s. w. ein sehr kräftiges zweites Frühstück in der Anstalt selbst zu verabreichen. Für alle diese Zwecke wäre also vor allem ein ziemlich ausgedehnter Bauplatz erforderlich. In Amerika würde man ziemlich sicher darauf rechnen dürfen, daß sich eine hoch genug denkende Persönlichkeit findet, welche bereit wäre, für so ein wichtiges Unternehmen mindestens den Bauplatz aus Eigenem zu stiften. „Da der Amerikaner," sagt Münsterberg, „— und zwar wirkliche, nicht die in Europa erfundene Karikatur — seinen Besitz als öffentliche Vertrauenssache auffaßt und es für seine erste Pflicht hält, das Erwerben in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen, so steht für jeden guten Zweck das Geld aus privaten Mitteln fast unbegrenzt zur Verfügung. Der höhere Schulunterricht wird daher nicht selten in Gebäuden und mit Lehrmitteln ertheilt, auf welche manche deutsche Universitäten mit Neid blicken würden." Auch bei uns ist diese höhere sozialethische Gesinnung zweifellos im Wachsen begriffen, wovon manche öffentliche Stiftung in neuerer Zeit ein glänzendes Zeugniß ablegt. Vielleicht dürfen wir daher hoffen, daß ein hochsinniger Freund des neuen Unternehmens sich findet, der das Zustandekommen desselben rascher ermöglicht, als wir es uns bisher träumen ließen. Das Ziel, höchste Frauenbildung und damit ein allmähliches Hinaufheben der ganzen Frauenwelt zu ermöglichen, wäre bedeutend genug. Und hygienisch und pädagogisch könnte dabei zugleich eine Musteranstalt geschaffen werden, während unsre heutigen Knabengymnasien, namentlich so, wie sie früher, z. B. in meiner Studienzeit bestanden, aber auch jetzt noch großentheils fortbestehen, eine wahre Ironie sind auf dasjenige, was die alten Hellenen unter einem „Gymnasium" eigentlich verstanden wissen wollten. Die bekannten Worte des Schülers im Faust:

> In diesen Mauern, diesen Hallen
> Will es mir keineswegs gefallen.
> Es ist ein gar beschränkter Raum,
> Man sieht nichts Grünes, keinen Baum —

paßten ganz vorzüglich auf die Anstalt, in der ich einst mit so viel hundert und tausend Zeitgenossen meine Studien verbrachte. Und viel besser ist es bei uns auch heute noch nicht geworden. Die einfache Wahrheit, daß die Gesundheitspflege den Untergrund bilden muß, auf dem sich alle geistige und moralische Bildung erst gesichert aufbauen kann, ist zwar theoretisch vielleicht, aber praktisch noch keineswegs anerkannt. Immer noch gilt die körperliche Erziehung als eine Aufgabe, die so minderwerthig erscheint, daß man glaubt, ihr mit ein paar Turnstunden zu genügen, alles übrige aber dem Zufall, der eigenen Liebhaberei der jungen Leute überlassen zu dürfen. Das Mädchengymnasium müßte hier energisch Wandel schaffen und den Beweis liefern, daß man nicht nur in Amerika und England, sondern auch bei uns in Deutschland imstande ist, das Gute zu erreichen, ohne das Nothwendige außer Acht zu lassen.

Ich gebe vollkommen zu, daß ich hier ein Idealgemälde vor Ihnen entworfen habe. Aber als Hygieniker mußte ich das thun; die Kompromisse mit der harten Nothwendigkeit kommen dann von selbst. Als Hygieniker aber mußte ich die Anforderungen so stellen, daß von mir für die hygienische Seite des Unternehmens volle Verantwortung übernommen werden könnte. In der That wird ein derartig eingerichtetes Mädchengymnasium, in dem die körperliche Erziehung durch zielbewußte Pflege von Turnen, namentlich Freiübungen, von größeren Wanderungen und Bewegungsspielen und von geeignetem Sport parallel der geistigen Bildung ihre volle Berücksichtigung findet, auf seine Schülerinnen ganz gewiß keinen ungünstigen, sondern nur einen gesundheitlich fördernden Einfluß haben können. Sicherlich würden auch hier, wie in den amerikanischen Colleges die Mädchen frischer und gesünder aus dem Gymnasium austreten, als sie in dasselbe aufgenommen worden sind.

Meine Damen und Herren! Das deutsche Vaterland befindet sich an der Schwelle des neuen Jahrhunderts in großartigem Aufschwung. Wenn nicht — was ein gnädiges Schicksal verhüten möge — unvorhergesehene Unglücksfälle dazwischen treten, so mag der deutsche Adler seinen Flug höher nehmen, als ihm dies zu irgend einer Zeit vorher, bis zurück auf Karl den Großen, vergönnt war. Solchem Machtaufschwung nach außen muß dann aber auch die Läuterung im Innern entsprechen; das deutsche Volk soll gesunden bis in die Knochen hinein, nicht nur in leiblicher, sondern auch in geistiger und moralischer Beziehung, denn sonst kann seine Weltmachtstellung unmöglich von Dauer sein. Dazu aber müssen alle inneren Bildungskräfte des Volkes in Bewegung gesetzt werden, und daß hier die Frauen, die als Mütter und Erzieherinnen einen so ungeheuren Einfluß haben, in erster Linie berufen sind, mitzuwirken, versteht sich von selbst. Dem angeborenen Taktgefühl der Frau widerstreitet jenes übermäßige Hasten nach Gewinn und Genuß, das die heutige Männerwelt aller Kulturnationen mehr und mehr moralisch zu degradiren im Begriffe steht. Die höher gebildete Frau wird auch hier einen stärkeren Einfluß ausüben können, und daß sie diesen Einfluß ihrer innersten Natur nach nur in gutem Sinne verwerthen wird, dafür bürgt mir das ewig wahre Wort, das die Prinzessin Eleonore an Tasso richtet:

> Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Mittheilungen und Nachrichten.

vl. Die Plastik des Abendlandes von Dr. Hans Stegmann. Leipzig, Göschen 1900. — In der verdienstvollen Sammlung Göschen ist kürzlich ein Abriß über die Geschichte der Plastik herausgekommen. Stegmann behandelt darin die Antike, dann das ihm besonders wohlvertraute Mittelalter und auch die Neuzeit in einer für die eben doch nicht gering angeschlagenen Bedürfnisse, denen die Sammlung Göschen dienen will, durchaus genügenden Weise. In der gleichen Kollektion hat Otto Piper einen kleinen Abriß der Burgenkunde erscheinen lassen, der übrigens nicht lediglich als ein Auszug aus seinem gleichnamigen großen Werke betrachtet werden darf; in Einzelheiten bietet der gelehrte Verfasser auch hier Neues und Ergänzendes. Das kleine Büchlein ist von höchstem Interesse. Ohne an Pipers Autorität herummäkeln zu wollen, möchte ich nur in einem Punkte eine andere Ansicht aussprechen. Es besteht eine Meinungsverschiedenheit, ob bei Belagerungen die Vertheidiger die Mauern noch eigens durch hölzerne Wehrgänge verstärkt haben oder nicht. Dabei sind die Gelehrten in einige Konfusion hineingerathen, von der selbst Piper sich nicht ganz frei gemacht hat, wenn ich

den Wortlaut der Stelle auf Seite 83 richtig verstehe. In Friedenszeiten waren die Mauern zum Schutz gegen Witterung mit hölzernen Dächern eingedeckt. Kam aber der Feind, so war das Erste, was man that, wie das in den Chroniken so oft zu lesen ist: die Abdeckung der Wehren, d. h. man nahm die Holzdächer, wohl auch holzverdeckten Hänge weg, damit an ihnen kein brennender Pechkranz hängen bleiben und den Vertheidigern den Aufenthalt auf der Wehr unmöglich machen konnte.

* Mittheilungen der Erdbebenwarte in Laibach. 1. Nachträge zum Monat Januar 1900. Am 2. Januar wurden starke Erschütterungen aus Werny, dem Hauptorte des russisch-zentralasiatischen Gebietes Semiretschinsk, gemeldet. Das sehr ferne Beben vom 20. Januar d. J., welches von der Laibacher Warte angezeigt wurde, erfährt seine Bestätigung durch die im „Diario oficial del Supremo Gobierno de los Estados Unidos Mexicanos“ veröffentlichten heftigen Erdbeben, die sich an diesem Tage in der Stadt Mexico und 19 benachbarten Städten ereigneten. 2. Erdbeben im Monat Februar 1900. a) Beobachtungen an der Erdbebenwarte in Laibach. Am 2. Februar erfolgten um $1^h\ 34^m$ auf den empfindlicheren Instrumenten der Warte schwache seismische Aufzeichnungen, deren Ursprung nach Berichten aus Italien in der Umgebung von Argenta (Ferrara) in Oberitalien zu suchen ist. — Eine zweite, stärkere seismische Aufzeichnung erfolgte am 6. Februar um $16^h\ 10^m$, deren Ursprung bis heute unbekannt ist; die Entfernung des Erdbebenherdes von Laibach wurde seinerzeit auf über 2000 km geschätzt. Die gleichen Beobachtungen wurden an allen italienischen Warten gemacht. Diese zwei Beben wären noch an die dritte Bebenperiode, welche am 29. Januar beginnt, anzugliedern. Mit Ausnahme dieser beiden Beben wurden an der Warte im ganzen Monat Februar keine weiteren derlei Aufzeichnungen gemacht. Nicht minder wissenswerth dürften die meteorologischen Aufzeichnungen sein, die in diesem Monat auf der Warte gemacht wurden. Am 10. Februar zeichnete nämlich der Kleinwellenmesser von 8^h früh bis 11^h nachts regelmäßige Störungsbilder, wie solche auf diesen Instrumenten von orkanartigen örtlichen Winden hervorgerufen werden; nun war aber an diesem Tage die Luft in Laibach nur sehr mäßig bewegt, die Ursache war daher weiter auswärts zu suchen. Nach den verschiedenen Berichten aus Triest, Pola und Fiume war an diesem Tage das Adriatische Meer nur mäßig bewegt, während andrerseits nach Berichten, die der Warte von der kgl. ungarischen Seeschiffahrts-Gesellschaft „Adria“ in Fiume zur Verfügung gestellt wurden, im Jonischen Meer starker Südost mit großem Seegang, im Tyrrhenischen Meer heftige Westsüdweststürme mit großem Seegang, an der Küste Portugals Nordoststürme, im Golf von Biscaya heftiger Nordweststurm, der sich bis auf den Aermel-Kanal und die Südküste von England erstreckte, geherrscht haben.[1]) Aus dem vorliegenden Bericht geht deutlich hervor, daß am 10. Februar ein großer Theil der Südküste und Westküste von Europa einem heftigen Seegang und Sturmwind ausgesetzt war, welcher sich auch auf die weite Distanz nach Laibach auf den empfindlichen Instrumenten der Warte eingezeichnet hat. In der That beobachteten an diesem Tage Sturmwindaufzeichnungen auch andere Warten in Europa. Starke Sturmwindbewegungen wurden auch am 20. Februar beobachtet, jedoch bei gleichzeitigen örtlichen Stürmen. b) Auswärtige Berichte. Nach den Berichten der Bebenwarten-Zentrale in Rom und nach jenen der inländischen Tagespresse sind obige instrumentelle Bebenbeobachtungen zu ergänzen, und zwar die III. Periode mit den zerstörenden Beben vom 3. Februar von Achalkalaki (Rußland). Ein vereinzelter stärkerer Erdstoß bei ausnehmend starken örtlichen Stürmen wird vom 16. Februar nachts aus Mülhausen i. E. gemeldet. Eine vierte Bebenperiode in diesem Jahre beginnt am 19. Februar, an welchem Tage leichte Erschütterungen in Italien: Albano Laziale (Rom) und Biancavilla (Catania) beobachtet wurden; diesem hinzuzuzählen wäre noch eine schwache Erschütterung, die am 20. Februar am Agramer Felde allgemein verspürt wurde. Der Monat Februar l. J. kann demnach als seismisch ruhig bezeichnet werden.

Professor Albin Belar,
Leiter der Erdbebenwarte.

[1]) Einige Tage darauf kamen laut Zeitungsnachrichten die Stürme über das südliche und westliche Europa gezogen, wo sie insbesondere in England, Deutschland und Oberitalien verheerend aufgetreten sind.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung am 8. März. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Conze legt einen Bericht des Hrn. Dr. Schuchhardt in Hannover vor über Ausgrabungsuntersuchungen bei Haltern an der Lippe, auf dem Annaberg und an dessen Fuß. Die Ausgrabungen, im Auftrag der Alterthums-Kommission für Westfalen begonnen und mit Unterstützung des Kaiserl. Archäologischen Instituts fortgeführt, haben den Nachweis einer ansehnlichen römischen Niederlassung aus der ersten Kaiserzeit am genannten Platz geliefert. Der Bericht erörtert, mit Geneigtheit sie zu bejahen, die Frage, ob die römische Festung Aliso mit dieser Ansiedelung als identisch anzusehen sei. Die Ausgrabungen sollen fortgesetzt werden. 2. Hr. v. Bezold überreichte im Auftrag des Hrn. Kr. Birkeland in Christiania ein Exemplar von dessen in den Schriften der dortigen Gesellschaft der Wissenschaften erschienenen Abhandlung: Recherches sur les taches du soleil et leur origine (Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse 1899, Nr. 1.)

γσ. **Berlin,** 13. März. In der außerordentlichen Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft am 10. d. M. sprach der als Gynäkologe im Haag thätige und durch seine Forschungsreisen im Sunda-Archipel bekannte Dr. Stratz unter Vorführung von Lichtbildern über seine ethnographischen Studien der weiblichen Kleidung. Der Vortragende ist als Arzt diesen Studien zugeführt worden, für die in den Arbeiten v. d. Steinen, Bartels und Waldeyers werthvolle Vorarbeiten existiren. Für die strikt wissenschaftliche Behandlung der Frage bieten sich zwei Wege dar, der ethnologische und der kulturhistorische. Der erste Weg ist schon deßhalb der mehr sichere, weil der zweite zu viele Lücken der Ueberlieferung darbietet, auch finden wir bei Vergleichung der Resultate beider Wege die Ergebnisse der ethnologischen Untersuchungen, insbesondere bei den afrikanischen Völkern, bestätigt. Dr. Stratz hat nun zunächst die Kleidung der Naturvölker zu vergleichen gesucht, dann die Nationalkostüme der verschiedenartigsten Stämme herangezogen, um endlich die „Mode“ als künstliche Bedeckung des Körpers zu betrachten und daran eine Untersuchung der Einflüsse und der Entstellung anzuschließen, denen der weibliche Körper in unsrer Zeit unterliegt und die nicht berücksichtigt werden. Wir unterscheiden zwei Prinzipien der Kleidung, das tropische und das arktische Prinzip. Das tropische Prinzip der Kleidung stellt einen über den Körper ausgebreiteten Schmuck des Körpers dar, der sich in der Form von Verzierung, als Bemalung, Narbe und Tätowirung, d. h. Narbe mit Bemalung, entwickelt. Die Ohrringe unsrer Damen können hier als Atavismus gelten. In einem weiteren Stadium tritt der bewegliche Zierath hervor, die Hüften werden geschmückt und der Gürtel tritt auf; dahin gehören auch die Haarfrisuren, deren Alter durch eine altägyptische, 5000 Jahre alte Thonfigur bestätigt wird. Den Typus der tropischen Kleidung können wir als einen Rock mit Gürtel bezeichnen, der in der Mitte des Körpers befestigt ist. Bei allen afrikanischen Völkern finden wir diesen Rock aus Pflanzentheilen, an den das Kostüm unsrer Balletttänzerin noch erinnert; auch Stirnschmuck von Pflanzen kommt vor. Allmählich tritt die Zweckmäßigkeit in der Frauenkleidung ein, die Tätowirung schwindet mehr und mehr, aber der Oberkörper bleibt unbedeckt oder nur unscheinbar bekleidet; es tritt das Bestreben auf, dessen Formen frei zu lassen. Die Art und das Material des Kopfputzes bei den Frauen der Naturvölker läßt die verschiedenen Stufen ihrer sozialen Stellung erkennen. Aus dem Kopfputz einer Dajakfürstin auf Borneo, der aus Tigerzähnen besteht, hat sich allmählich unsre Krone entwickelt; Zulumädchen benutzen geschenkte Handtücher unwillkürlich als Kopfschmuck. Die Naturvölker verbinden keineswegs das Gefühl der Unsittlichkeit mit dem der Nacktheit, das Mädchen aus dem Naturvolke versteht sehr wohl den studirenden und

forschenden Blick des Arztes und Forschers von dem lüsternen zu scheiden. Auf Celebes sind fast alle Kinder nackt, nur die königlichen sind etwas verziert. Auf Samoa und Sumatra bekleiden die Eingeborenen sich nur bei Gelegenheit von Festlichkeiten, um ihren Schmuck zu zeigen. Die Kleidung der nördlichen Frauen hat sich dem Klima entsprechend als eine an den Körper anschließende entwickelt. Beinkleid und Jacke mit Aermeln sind typisch für die Frauenkleidung bei den arktischen Völkern, so sind die Eskimofrauen ebenso wie die Männer gekleidet. Die mannichfaltig verschiedenen Nationalkostüme stellen in der Frauenkleidung eine Vermischung des tropischen und des arktischen Prinzips dar, wie denn aus dem ersteren überhaupt sich die Frauenkleidung entwickelt hat, während die Männerkleidung das arktische Prinzip zur Grundlage hat. In der griechischen Kunst finden wir eine entgegengesetzte Strömung; es läßt sich das allmähliche Schwinden der Kleidung beobachten. Das griechische Frauenkostüm ist aus dem phrygischen hervorgegangen, das die Amazonenkleidung mit der phrygischen Mütze wiedergibt. Auf einem archaischen Steinbilde, das uns erhalten ist, können wir dieses Kostüm noch erkennen. Allmählich läßt die Kunst die Körperformen, und zwar die durch Gymnastik wohlgeformten Körperformen, mehr und mehr hervortreten; wie sie uns die „Wettläuferin“ aus der Zeit vor Phidias zeigt. Die wachsende Vernachlässigung der Kleidung durch die Mode zwang die Hellenen zur erhöhten Ausbildung des weiblichen Körpers durch Gymnastik. In dem Nationalkostüm der Hindus ist der Oberkörper bloß und nur der Unterkörper ist mit einem Rock bedeckt. Bei den Parsi gebietet die Religion den Frauen den Schleier, in Persien sind weite Beinkleider bei den Damen in Gebrauch, während wir in Kurdistan schon europäischen Einfluß wahrnehmen; denn dort verhüllen die Frauen den Oberkörper vollständig, wobei auch wohl der Islam einwirken mag. In Siam herrscht bei den Eingeborenen das rein tropische Kostüm vor, durch europäische Berührung ist bei den Frauen die Sitte entstanden, ein Tuch um den Oberkörper zu schlagen, das die rechte Schulter frei läßt. Die vornehmeren Frauen Nordchina's bedienen sich der Beinkleider, wogegen im Süden gerade bei den reichen Damen die tropische Kleidung beliebt ist, und nur die arbeitenden Frauen hier Beinkleider tragen, die auch in Japan beliebt sind, obgleich dort das männliche Kostüm keine Beinkleider zeigt; dagegen ist der Oberkörper in Japan bei beiden Geschlechtern bekleidet, und die Winterkostüme sind dort nur schwerer und enger anschließend als die Sommerkleidung. Auf Korea bekleiden die Frauen den ganzen Körper. Ganz den Männern ähnlich kleiden sich die Frauen der Ainos, die sich sogar Schnurrbärte anfärben. Das mexicanische Nationalkostüm ist aus einer Mischung der indianischen und der altspanischen Tracht erwachsen, ihm sind besonders die ledernen Beinkleider charakteristisch. In einer langen Reihe von Lichtbildern konnte der Vortragende viele europäische Volkstrachten vorführen, aus denen hervorgeht, daß die „Mode“ stets bestanden hat, eine Thatsache, die schon aus der Scheu der Wildvölker sich ergibt, von einer bestimmten Kleidung abzuweichen. Unsre heutige „Mode“ ist Uniform, sie hat den Zweck, die Entstellungen und Unregelmäßigkeiten des Körpers zu verdecken. Das Korsett und die Schuhe bilden die am meisten nachtheilig und schädlich wirkenden Momente der heutigen Frauenkleidung. Im Mittelalter von 1100—1400 wurde infolge von asketischen Anschauungen die weibliche Büste durch das Korsett komprimirt. Demgegenüber steht die schlaffe Haltung auf den Frauenbildern Hans Holbeins und van Eycks, die damals für schön galt. Auf den Bildern von P. P. Rubens ist auf den Reichthum der Kleidung ein besonderer Accent gelegt. Hundert Jahre später gibt der französische Hof im Rokoko die Frauenmode an, und seitdem ist Paris hiefür maßgebend geblieben. Der Vortragende sprach die Ansicht aus, daß durch die damals beliebte Schnürung unterhalb der Brust, Schwindsucht und Migräne entstanden sind. Die Empire-Mode, hygienisch abnorm, mußte deßhalb schwinden, weil sie nur leichte Kleider zu tragen gestattete; denn diese hingen an der Brust und an den Armen. Im Jahre 1830 ist der Absatz an den Damenschuhen verschwunden, aber man ist wieder zum Korsett zurückgekehrt. Einen Fortschritt, wenngleich nur einen geringen nach hygienischer Richtung hin, bezeichnen die Sport- und Strandkostüme, die mit und ohne Korsett zu tragen sind. Durch bildliche Darstellungen konnte der Referent die vielen Schädigungen und Verkümmerungen, sowie die abnormen Bildungen der Organe nachweisen, die durch das Korsett verursacht werden. Eine Verschiebung des Körpers in der Hüftengegend, sowie eine solche der Muskeln des Rückens sind die am häufigsten beobachteten Wirkungen des Schnürleibs am Frauenkörper. Die in hygienischer, sozialer und kulturgeschichtlicher Beziehung so wichtige Frage der Frauenkleidung verdient ein eingehendes vergleichendes Studium.

* **Straßburg.** Ueber die Zulassung von Frauen zu den Vorlesungen an der hiesigen Universität veröffentlicht die „Straßb. Post“ am 14. März folgende ihr aus Universitätskreisen zugegangene Mittheilung: „Der akademische Senat hat nunmehr am Ende des Semesters die Frage, ob und wie die im vorigen Sommer beschlossene Zulassung von Frauen als Hospitantinnen im einzelnen näher geregelt werden solle, zum Gegenstand eingehender Berathung gemacht. Es bleibt nach wie vor dem Ermessen jedes einzelnen Dozenten überlassen, zu seinen Vorlesungen und Uebungen Frauen zuzulassen oder nicht. Immerhin aber wurde es für zweckmäßig gehalten, auch bezüglich der Hospitantinnen gerade wie bei den männlichen Hospitanten, so weit als möglich, eine übereinstimmende Uebung herbeizuführen. Der akademische Senat hat deßhalb beschlossen, denjenigen Dozenten, die Hospitantinnen zulassen, zu empfehlen, diese Zulassung auf folgende Kategorien zu beschränken: einmal diejenigen Deutschen, die ein deutsches Reifezeugniß oder ein deutsches Lehrerinnenzeugniß besitzen; dann solche Ausländerinnen, die eine dieser deutschen gleichwerthige Vorbildung nachweisen können; endlich solche Deutsche, die an einer ausländischen Universität auf Grund eines Reifezeugnisses oder eines Lehrerinnenzeugnisses zugelassen wurden und sich darüber durch amtliche Zeugnisse auszuweisen in der Lage sind. Um den unter diese drei Kategorien fallenden Frauen für später den Nachweis über die in Straßburg zurückgelegten Studien zu erleichtern, ist weiterhin beschlossen worden, daß diesen Hospitantinnen besondere Anmeldungsbücher zum An- und Abtestiren der Vorlesungen, sowie beim Verlassen der Universität auf Wunsch besondere Abgangszeugnisse ausgestellt werden sollen. Selbstverständlich haben alle diese Bestimmungen, mit denen ausschließlich die Frage der Zulassung von Frauen zum Studium an der Universität geregelt werden soll, mit der weiteren Frage der Zulassung von Frauen zu den Staats- oder Doktorprüfungen nicht das Mindeste zu thun; dafür sind die betreffenden gesetzlichen Bestimmungen, bezw. die Promotionsordnungen der einzelnen Fakultäten maßgebend; dabei sind besondere Bestimmungen oder Erleichterungen für die studirenden Frauen gegenüber den Männern weder getroffen noch in Aussicht genommen, übrigens werden solche Begünstigungen von den Frauen selbst auch nicht beansprucht. Diese Regelung der Frage darf wohl gleichzeitig auch als Beweis dafür betrachtet werden, daß von denjenigen Mitgliedern des akademischen Lehrkörpers, die bisher schon Frauen als Hospitantinnen zugelassen haben, dabei keinerlei ungünstige Erfahrungen gemacht worden sind.“

* **Gießen.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. Frdr. Best aus Wermelskirchen in der Rheinprovinz für Augenheilkunde habilitirt.

* **Marburg.** Der Oberbibliothekar der hiesigen Universitätsbibliothek, Dr. Münzel, ist an die Universitätsbibliothek in Berlin versetzt worden.

* **Düsseldorf.** Zum Nachfolger des jüngst verstorbenen Leiters der hiesigen Sternwarte, Geh. Regierungsraths Dr. Robert Luther, wählte das Stadtverordnetenkollegium dessen Sohn und bisherigen Assistenten, Dr. phil. Wilhelm Luther.

* **Freiberg i. S.** Zum ordentlichen Professor des Bergrechts und der allgemeinen Rechtskunde an der hiesigen Bergakademie ist der bisherige Amtsrichter Dr. Bohm in Lauenstein ernannt worden.

* **Aus der Schweiz.** Wie die „Frkf. Ztg.“ mittheilt, ist der praktische Arzt Dr. A. Treyer in Freiburg (Schweiz) zum außerordentlichen Professor für innere Medizin an der Universität Lausanne ernannt worden.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 17. März. Nummer 64.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle** in München.

Uebersicht.

Der deutsche Kleingrundbesitz angesichts der Agrarkrisis.[1])

Von Dr. Alfred Nossig.

I.

In den Agrarkrisen, den zuerst chronisch, schließlich permanent auftretenden Stockungen des landwirthschaftlichen Gewerbes, gipfelt der nachtheilige Einfluß des freien Systems auf die Landwirthschaft. Wie in Frankreich, so ist auch in Deutschland die Frage des Verhältnisses des Kleingrundbesitzes zu diesem höchsten aller Agrarübel eine vielumstrittene. Wir wollen versuchen, auf Grund des vorhandenen Materials Licht in dieselbe zu bringen.

Nach einer weit verbreiteten und auch von der Mehrzahl der Sozialisten vertretenen Ansicht soll der deutsche Kleingrundbesitz — ähnlich wie der französische — von den Agrarkrisen weniger leiden als die übrigen Besitzkategorien, weil er hauptsächlich für den Selbstkonsum, weniger für den Markt produzire. Es soll also die relativ größere Widerstandsfähigkeit des Kleingrundbesitzes dieser Ansicht nach keineswegs einen Beweis seiner Existenzberechtigung bilden: er werde von der Produktionskrisis nur darum nicht betroffen, weil er einfach hinter der zeitgemäßen Entwicklung der Produktion — der Waarenproduktion — zurückbleibe.[2]) So beruft man sich unter anderen auf die Resultate der bayerischen Agrarenquete, welche dargethan, daß etwa die Hälfte der Bauern in den untersuchten 24 Gemeinden kein Getreide verkaufte.[3])

Daß diese Anschauung für den überwiegenden Theil des Kleingrundbesitzes nicht zutreffend sei, läßt sich bei aller Mangelhaftigkeit verbürgter Informationen ziffermäßig nachweisen. Wenn wir die Ursachen und Bethätigungsarten der Krisen Revue passiren lassen, so überzeugen wir uns, daß die Mehrzahl der ersteren in der Sphäre des Kleingrundbesitzes nicht nur wirke, sondern stärker wirke als in anderen Besitzkategorien und daß daher auch die letzteren — die Symptome der Krisis — den Kleingrundbesitz ganz empfindlich treffen müssen.

Worin besteht die Krisis? Der Verkehr stockt — antwortet Engels, — die Märkte sind überfüllt, die Produkte liegen da, ebenso massenhaft wie unabsetzbar, das baare Geld wird unsichtbar, der Kredit verschwindet, die Fabriken stehen still, die arbeitenden Klassen ermangeln der

1) S. Beilage zur Allgem. Ztg. Nr. 152 (7. Juli 1899). „Der französische Kleingrundbesitz angesichts der Agrarkrisis.“

2) S. Kautsky, „Die Konkurrenzfähigkeit des Kleinbetriebs in der Landwirthschaft“. („Neue Zeit“ 1894—95, Bd. II. David ibid. S. 689.)

3) A. Müller und Dr. J. Schmidt, „Aus den Ergebnissen der Agrarenquete“ („Neue Zeit“ 1895—96, Bd. I, S. 469).

Lebensmittel, weil sie zu viel Lebensmittel produzirt haben. . . . Jahrelang dauert die Stockung, Produktivkräfte wie Produkte werden massenhaft vergeudet und zerstört, bis die angehäuften Waarenmassen unter größerer oder geringerer Entwicklung endlich abfließen. . . .[1])

Und die Ursachen? Wenn man behauptet, der Bauer werde von der Krisis nicht betroffen, weil er keine Waarenproduktion betreibe, so nimmt man implicite an, die Krisis sei hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, auf die ausländische Konkurrenz zurückzuführen, auf die Freiheit des Waarenverkehrs, die Verbilligung des Transports, die Ueberproduktion und die Anarchie der Produktion, welche die Marktpreise herunterdrücken.

Nichts einseitigeres als diese Ansicht. Diese Faktorengruppe bildet, zusammengenommen, nur eine der zahlreichen Krisenursachen, und fast alle einsichtigen Männer, welche die Agrarkrisis in Deutschland gründlicher untersucht, stimmen in der Anschauung überein, daß dies nicht die Hauptursache sei. „Ce n'est pas dans la surproduction,“ sagt Blondel, „qu'il faut chercher la cause essentielle de la crise.“[2]) Darin sind alle Enqueten und sonstigen Vernehmlassungen einig — konstatirt Buchenberger — daß in Deutschland die ungünstigere Gestaltung der Gesammtlage des landwirthschaftlichen Gewerbes nicht bloß auf den vermehrten Konkurrenzdruck von außen zurückzuführen sei, sondern ebensosehr, ja gegendenweise vorwiegend mit anderen Verumständungen . . . zusammenhänge.[3])

In der That: damit die Krisis entstehe und damit sie fühlbar werde, dazu ist zunächst das Zusammenwirken aller jener Faktoren und Erscheinungen nöthig, die uns im Rahmen des freien Systems entgegentreten. Das private Bodenbesitzrecht, der freie Bodenverkehr unter Lebenden und auf den Todesfall, die Güterzersplitterung und -zerstreuung, der Einfluß des mobilen Kapitals: die Spekulation mit dem Boden und seinen Früchten, die Steigerung der Bodenpreise und die Verschuldung, die schwache Vermehrung, ja das Sinken der Grundrente, die hohen Produktionskosten auf erschöpftem Boden — das alles sind Krisenursachen, und sie alle treffen den Kleingrundbesitzer härter als größere Landwirthe. Und noch eine lange Reihe anderer Faktoren ist an der Entstehung der Krisis betheiligt: der niedrige Stand der Wirthschaftsmethoden, das Währungssystem, die Steuerpolitik und nicht zum mindesten ungünstige Ernten.

Ungünstige Ernten — jawohl, denn der Engels'sche Satz, daß die Krisen auf Ueberproduktion von Lebensmitteln beruhen, findet nur selten seine Anwendung. Wohl hängt z. B. die Agrarkrisis der 20er Jahre mit dem außerordentlichen Aufschwung der Getreideproduktion zu jener Zeit, ferner mit einer Reihe ausnahmslos guter, theilweise sehr

1) Engels, „Hrn. Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaften“ 1886, S. 262; vergl. auch Herkners Aufsatz „Krisen“, im Hdw. d. St.-W.

2) „Etudes sur les populations rurales de l'Allemagne“, S. 388.

3) „Agrarwesen und Agrarpolitik“, Bd. II, S. 567.

guter Erntejahre von 1816—24 zusammen — mit einer Ueberproduktion also, der die Unmöglichkeit des Absatzes entgegentrat, da nicht nur England (Korngesetz von 1815), sondern auch Frankreich, Schweden und Spanien der Einfuhr fremden Getreides sich verschlossen.[1]). Im allgemeinen aber haben die Krisenhistoriker die Beobachtung gemacht, daß Krisen sehr häufig im Gefolge von Mißernten und Theuerungsjahren auftreten.[2])

Speziell hinsichtlich der letzten permanenten Agrarkrisis kann hierüber kein Zweifel herrschen. „Die Preisdepression landwirthschaftlicher Erzeugnisse" — führt Buchenberger aus — „fiel zeitlich mit einer ungewöhnlich langen Reihe von unergiebigen Erntejahren zusammen, und nicht selten ist man in sachverständigen Kreisen . . . der Meinung begegnet, daß auf die durch die Mißerntejahre veranlaßten Einnahmeausfälle, mehr noch als auf die transatlantische oder osteuropäische Konkurrenz die beklagte Nothlage des landwirthschaftlichen Gewerbes zurückzuführen sei."[3])

Daß nun ungünstige Ernten für den Kleingrundbesitzer dieselbe Kalamität bedeuten, wie für größere Landwirthe, ja daß sie ihn — insofern er kein Nebengewerbe treibt — bei seiner Kapitallosigkeit oft dem Ruin aussetzen, wird Niemand bestreiten wollen. Ob der Kleingrundbesitzer für den Markt produzire oder nicht, ob er vom internationalen Wettbewerb betroffen werde oder nicht, kommt hiebei gar nicht ins Spiel.

Was immer wir jedoch als Hauptursache der Agrarkrisen betrachten wollen: stets werden wir den Kleingrundbesitzer stark mitbetheiligt finden. Nehmen wir mit Sering,[4]) Ruhland,[5]) Blondel[6]) und zahlreichen anderen Agrarpolitikern die hohen Bodenpreise und die Verschuldung als die eigentliche Veranlassung der Krisis an — der Kleingrundbesitzer zahlt die höchsten Bodenpreise und die höchsten Zinsen. Führen wir mit Buchenberger den ganzen Umschwung in der Gestaltung des Getreidehandels, welcher durch den Massenimport ausländischen Getreides charakterisirt wird, auf die Thatsache zurück, daß die Getreideproduktion in Deutschland seit den letzten 25 Jahren, der rasch anwachsenden Bevölkerung gegenüber sich als unzulänglich erwiesen hat,[7]) auf mangelhafte Produktion also — wir finden beim Bauer die ungenügendsten Wirthschaftsmethoden, die niedrigsten Ertragsziffern. Verfolgen wir endlich mit Flürscheim und den Landreformern die Ursachenreihe bis zu ihrem Ursprung hinauf, lassen wir den unbeschränkten Privatbesitz an Grund und Boden, die auf demselben basirte Herrschaft des mobilen Kapitals und die durch diese Herrschaft verursachte Schwächung der Konsumkraft als die wahren Erzeuger der Krisis gelten[1]): wer leidet mehr unter den Folgen des privaten Bodenbesitzrechts, als der Kleinbauer, der unbeschränkte Herr eines gründlich ausgesaugten und dank dem Flurzwang nicht besser zu bewirthschaftenden Bodenlappens? Wer empfindet die Sklaverei des mobilen Kapitals härter als er? Und wessen Konsumkraft ist mehr reduzirt als die seinige?

Und nun schließlich: Ist es denn wahr, daß der Kleingrundbesitzer an der landwirthschaftlichen Waarenproduktion keinen Antheil nehme und daß er von der ausländischen Konkurrenz und der Preisdepression nicht betroffen werde?

Man nehme nur die landwirthschaftliche Betriebsstatistik zu Hand und man wird sich sofort überzeugen, daß diese Behauptung nichts als ein populäres, ungeprüft von Vielen wiederholtes Vorurtheil ist.

Im Vordergrund der landwirthschaftlichen Waarenproduktion steht in Deutschland immer noch das Getreide. Dieses hat auch bekanntlich am meisten von der ausländischen Konkurrenz gelitten. Der starke Preisfall, der für den Weizen festgestellt wurde, wird erklärlich, wenn man erwägt, daß die konkurrirenden Gebiete — Nordamerika, Rußland u. s. w. — hauptsächlich diesen Artikel produziren und exportiren,[2]) und daß die Verbilligung des Transports keinem landwirthschaftlichen Produkte in dem Maße zugute kommt, wie dem Getreide. Es entfallen nach Settegast Prozente des Werthes der Waare beim Transport auf der Landstraße und Eisenbahn:

Bezeichnung der Waaren	Marktpreis pro Zentner	Landstraße à 15 Pf. pro Zentner	Eisenbahn à 2.5 Pf. und Meile
Grünfutter	50 Pf.	30.00 Proz.	5.00 Proz.
Zuckerrüben	100 „	15.00 „	2.50 „
Stroh	100 „	15.00 „	2.50 „
Kartoffeln	150 „	10.00 „	1.66 „
Heu	200 „	7.50 „	1.25 „
Milch, frisches Obst . . .	400 „	3.75 „	0.62 „
Weizen	1000 „	1.50 „	0.25 „
Lebende Thiere	2000 „	0.25 „	0.25 „

Der Weizen hat also die größte Transportverbilligung erfahren. Hiezu kommt, daß dieser Artikel die Dauer und die Beschwerden des längsten Transports ohne Schaden erleidet (Lagern, Umladen, Seereisen), während die meisten anderen Massenprodukte der Landwirthschaft darunter leiden (Fleisch, Milch, Obst, Gemüse, Eier).

Nun hat sich das Eisenbahnwesen und die Dampfschiffahrt in den letzten Jahrzehnten in den konkurrirenden Gebieten viel stärker entwickelt und sind die Tarife auf diesen Linien unvergleichlich niedriger gestellt worden, als in Deutschland. Nach Giffen hat sich von 1870—1895 das amerikanische Eisenbahnnetz versiebenfacht, das von Asien, Australien und Afrika verdreißigfracht, während das gesammte europäische Eisenbahnnetz sich nur verfünffacht hat.[3]) Die Erniedrigung der Frachtsätze auf den nordamerikanischen Eisenbahnen und Kanälen ist aus folgenden Angaben ersichtlich: Nach Sering betrug die durchschnittliche Fracht für die Tonne und englische Meile auf Eisenbahnen im Jahre 1868: 2.453 Cents, dagegen 1883 nur noch 1.055 Cents, auf Kanälen und Eisenbahnen im Durchschnitte 1868 2.295 Cents, 1880 nur 0.991 Cents, es sind die Wasserfrachten von 2.48 Pf. auf 1.39 Pf., die Eisenbahnfrachten von 6.97 Pf. auf 2.99 Pf. vom Tonnenkilometer zurückgegangen.[4]) Der Transport von 100 Pfd. Weizen kostete

[1]) Buchenberger, l. c. Bd. II, S. 540 und Ucke, „Die Agrarkrisis in Preußen während der 20er Jahre dieses Jahrhunderts", 1887.

[2]) So Wirth, Geschichte der Handelskrisen", Einl. S. XI u. pass. — S. eine Uebersicht der Krisen von diesem Gesichtspunkt aus bei Arndt „Handelskrisen" (München, Allgem. Ztg., Beil. Nr. 49, Jahrg. 1898).

[3]) Buchenberger, l. c. Bd. II, S. 565. Vergl. auch weiterhin: „Jedenfalls ist so viel richtig, daß der Ausbruch der Krisis in der zweiten Hälfte der 70er Jahre durch die ungewöhnlich schlechten Ernten der Jahre 1876, 1877 und 1879 einerseits beschleunigt worden und daß andrerseits der Verlauf derselben durch den regnerischen Charakter der 80er Jahre, der wiederholt die Einerntung des Getreides und anderer Gewächse erschwerte, der Qualität der Bodenerzeugnisse Eintrag that und dem Absatz derselben erhöhte Schwierigkeiten bereitete, wesentlich verlangsamt worden ist. Auch kann nicht wohl beabredet werden, daß insbesondere an der Nothlage, in der sich in Deutschland und in Oesterreich seit anderthalb Jahrzehnten die Weinbaugegenden befinden, ganz vorwiegend die durch die abnormen Witterungsverhältnisse bedingten unergibigen Herbste bei geringer Qualität der erzeugten Weine theil haben."

[4]) „Die innere Kolonisation", S. 276.

[5]) „Die Lösung der landw. Kreditfrage", S. 76—77 und S. 102 ff.

[6]) L. c. S. 393.

[7]) Buchenberger, l. c. S. 551.

[1]) Flürscheim: „Der einzige Rettungsweg", S. 104 ff, 207 und pass.

[2]) S. nähere Angaben bei Buchenberger l. c. Bd. II S. 554 ff.

[3]) Vgl. Kautsky: „Die Agrarfrage", Stuttgart 1899, S. 237.

[4]) Sering: „Die landwirthschaftliche Konkurrenz Nordamerika's", S. 512; vgl. auch Buchenberger l. c. Bd. II, S. 559.

auf der Eisenbahn von Chicago nach New-York 1893: 25 Cents, 1897: 20 Cents.[1])

Auch der Weizentransport von Amerika nach Europa ist bedeutend billiger geworden. 1868 kostete der Transport von New-York nach Liverpool durchschnittlich pro Bushel 14.36 Cents, 1884 nur noch 6.87 Cents. Nach dem Yearbook of the United States, Departement of agriculture, 1896, zahlte man für dieselbe Strecke:

	Januar	Juni
1885	9.30 c	5.00 c
1890	11.13 „	3.75 „
1896	6.12 „	4.00 „

Nach H. J. Gibbs, dem Direktor der Bank von England, kostete der Weizentransport von der Ostküste Amerika's nach London per 20 Zentner 1881: 22—28 Mark, 1884 nur 12—15 M.; von Indien nach England 1872: 60—65 M., 1885: 17—30 M.[2])

Wie sehr diese rapide Entwicklung und Verbilligung der Verkehrsmittel ökonomisch rückständiger Länder die deutsche Landwirthschaft schädigen mußte, liegt auf der Hand. Da jene Länder unvergleichlich billiger produziren und die Länge des Transports durch seine Billigkeit aufgehoben wird, so treten sie auf den europäischen Märkten als furchtbare Konkurrenten auf. Es erhebt sich nur die Frage, infoferne der deutsche Kleingrundbesitz diese Konkurrenz zu empfinden hat.

In ihrer Totalität hat die deutsche Landwirthschaft noch keineswegs vor der ausländischen Getreidekonkurrenz die Segel gestrichen, wie es etwa in England geschehen, wo man den Körnerbau stark reduzirte und dafür zum Wiesenbau und zur Viehzucht Zuflucht nahm. „Anders," sagt Kautsky, „ist die Entwicklung in Deutschland. Seine kontinentale Lage, seine Getreidezölle, der konservative Charakter des Bauern verzögern sie, auf der anderen Seite wird sie durchkreuzt durch den Fortschritt von rückständigem zu intensiverem Betrieb, durch das Aufgeben der Brache und den Uebergang von der Dreifelder- zur Fruchtwechselwirthschaft, Fortschritte, die noch keineswegs überall vollzogen sind." Es liegt auf der Hand und soll auch im folgenden dargethan werden, daß es eben in erster Linie die kleineren, bäuerlichen Wirthschaften sind, die jetzt erst an derartige Reformen herantreten. Nun aber sagt Kautsky weiter: „Die letzteren Momente begünstigen naturgemäß die Ausdehnung des Körnerbaues. Der Rückgang des Körnerbaues, seine Verdrängung durch Viehzucht, Gemüse- und Obstproduktion ist daher bis auf einzelne Gegenden Deutschlands beschränkt und tritt im allgemeinen nicht zutage.

Im Deutschen Reiche betrug die Erntefläche in Hektar von

	1878	1883	1893	1896	Zu (+) oder Abnahme (—) 1883—1896
Weizen und Spelz . . .	2,222,500	2,306,100	2,398,200	2,249,900	— 56,200
Roggen . . .	5,950,200	5,817,100	6,016,900	5,982,100	+165,000
Gerste	1,623,300	1,754,300	1,627,100	1,676,300	— 78,000
Hafer	3,753,100	3,773,800	3,905,800	3,979,600	+205,800

Die Ernteflächen der Hauptgetreidearten haben sich also nur unerheblich verändert. Den Getreidearten und Hülsenfrüchten zusammen wurden 1883 15,724,000 ha gewidmet, 1893 dagegen 15,992,000, eine Zunahme von 268,000 ha. In gleichem Zeitraum verringerte sich die Fläche der Ackerweide und Brache von 3,336,830 ha auf 2,760,347 ha, also um 576,483 ha."[3])

Der Antheil des Kleingrundbesitzes an dieser erheblichen Getreideproduktion läßt sich aus folgenden Angaben ersehen. Gruppirt man alle landwirthschaftlichen Betriebe in

[1]) Kautsky l. c. S. 238.
[2]) Buchenberger ibid.
[3]) Kautsky l. c. S. 253—254.

fünf Größenklassen, so wurden im Jahre 1895 von 200 ha der Gesammtfläche jeder Größenklasse rein landwirthschaftlich (als Acker und Wiese) benutzt:

Unter 2 ha	69.25
2 ha bis 5 „	77.12
5 „ „ 20 „	76.61
20 „ „ 100 „	74.52
100 „ und darüber	70.58
Zusammen	74.08[1])

Es sind also gerade die eigentlichen Bauerngüter (2—100 ha), in denen die rein landwirthschaftliche Bodennutzung am stärksten ist (über drei Viertel der Gesammtfläche) und insbesondere die kleinen Bauerngüter (2—20 ha), in denen dieselbe mit 77.12 und 76.61 die Durchschnittsziffer 74.08 übertrifft.

Daß das Aufgeben der Brache und hiemit auch der Körnerbau eben in dieser Größenklasse relativ bedeutend fortschreitet, läßt sich zwar bei den Mängeln der statistischen Aufnahmen nicht direkt nachweisen,[2]) ist aber doch aus gewissen Angaben zu ersehen. Im Jahre 1895 hatten neben landwirthschaftlich benutztem Areal von 100 Betrieben jeder Größenklasse auch Oed- und Unland[3])

Unter 2 ha	2.98
2 ha bis 5 „	12.81
5 „ „ 20 „	21.77
20 „ „ 100 „	34.39
100 „ und darüber	47.78

Es sind also die kleinbäuerlichen Betriebe, in denen man heute am seltensten unbenutztes Land findet. Und dieselben Betriebe haben sich auch die Holzrodung behufs Einführung intensiverer Wirthschaft am meisten angelegen sein lassen. Auf diesem Gebiete lassen sich die Jahre 1882 und 1895 direkt vergleichen. Es gab

Größenklasse	Landw. Betriebe mit Holzland in Proz. aller landw. Betriebe 1882	1895	somit 1895 weniger in Proz.
Unter 2 ha	5.33	4.57	9.48
2 ha bis 5 ha . . .	23.75	21.92	4.44
5 ha bis 20 ha . .	43.54	40.10	0.70
20 ha bis 100 ha . .	55.09	52.17	5.21
100 ha u. darüber . .	56.48	54.88	2.56

Größenklasse	Landw. Betriebe ohne Holzland in Proz. aller landw. Betriebe 1887	1895	somit 1895 mehr in Proz.
Unter 2 ha	94.67	95.43	6.55
2 ha bis 5 ha . . .	76.25	78.08	6.04
5 ha bis 20 ha . .	56.46	59.90	14.34
20 ha bis 100 ha . .	44.91	47.83	6.59
100 ha u. darüber . .	43.52	45.22	3.97

Hiezu bemerkt der offizielle Bericht: „Am bedeutendsten ist die Minderung der Betriebe mit Waldland der absoluten Zahl nach bei den Parzellen und den kleinen Bauerngütern, bei denen die intensive Bewirthschaftungsweise am meisten in Betracht kommt und wo daher Holzrodungen besonders angebracht erscheinen."[4])

Und an einer anderen Stelle: „Der . . . Rückgang der Betriebe mit Waldland beruht zum Theil auf der heutigen intensiveren Bewirthschaftung des Bodens, für welche Holzrodungen nicht selten die erste Voraussetzung

[1]) „Die Landwirthschaft im Deutschen Reich" (Statistik des Deutschen Reichs, Neue Folge. Band 112. Berlin 1898, S. 20.)
[2]) Während im Jahre 1895 das Oed- und Umland für jede Größenklasse angegeben ist, wurde es 1882 mit den Haus- und Hofräumen, wegen u. s. w. als „sonstige Fläche" zusammengezählt, so daß ein Vergleich nicht möglich ist. („Die Landw. i. D. R.", S. 21.)
[3]) Ebd. S. 23.
[4]) „Die Landw. i. D. R.", S. 24.

bilden; auch die fortgesetzte Ausdehnung des Eisenbahnnetzes..., sowie die durch die gedrückten Preise der ländlichen Erzeugnisse herbeigeführte mißliche Lage der bäuerlichen Waldbesitzer, welche vielfach hiedurch zur weitestgehenden Ausnützung ihrer Holzbestände sich veranlaßt sehen, spielen hier eine Rolle."[1])

Niemand wird behaupten wollen, daß diese umfassenden Rodungen, diese emsige Reduzirung des Oedlandes, diese ganze augenfällige Intensifizirung der Wirthschaft, welche, wie **Kautsky** bemerkt, „naturgemäß die Ausdehnung des Körnerbaues begünstigen", nur den Zweck haben, dem vergrößerten Selbstkonsum an Getreide zu genügen. Es ist klar, daß es sich hier um Produktion für den Markt handelt.

Fassen wir einmal die Ergebnisse der Untersuchung der wirthschaftlichen Verhältnisse in 24 Gemeinden des Königreichs Bayern etwas näher ins Auge. Es muß vorausgeschickt werden, daß gerade in Bayern die Betriebe, welche nur für Selbstkonsum arbeiten, besonders zahlreich sind. Blondels Mission fand in Bayern Gegenden, in denen die Getreidekrisis gar nicht verspürt wird. „En somme" — so heißt es über Oberbayern — „la crise agraire n'a rien de bien grave dans cette région."[2]) Ueber die Oberpfalz wird berichtet: „Ce qui m'a d'abord frappé dans mon enquête, c'est de voir, que la baisse du prix des céréales n'a pas eu dans le Palatinat de conséquences bien appréciables, parce que la plus grande partie de la population se compose de paysans qui vivent à peu près exclusivement de ce qu'ils produisent."[3])

Betrachten wir nun nachstehende Tabelle:

	Es verkaufen:	Es reichen aus:	Es kaufen:
1. Wollomos . .	49	—	6
2. Eberfing . .	37	24	33
3. Polling . .	56 (verkaufen und reichen aus zusammen)		20
4. Leiblfing . .	In jeder Wirthschaft wird Getreide verkauft, jeder Klein- oder Mittelbesitz kauft Brotgetreide oder Mehl an.		
5. Schalldorf . .	80	(?)	22 (?)
6. Zell	11	140 (?)	13 (?)
7. Trabweiler . .	20	32 (?)	24
8. Trulben . .	60	17 (?)	40
9. Haßloch . .	220	180	80
10. Kondrau . .	(?)	(?)	(?)
11. Paulushofen .	Alle verkaufen.		
12. Sollbach . .	Kleine Leute kaufen zu.		
13. Gesees . . .	Kleine Oekonomiebesitzer kaufen zu.		
14. Mönchsambach .	40	—	15
15. Bobengrün . .	Roggen verkaufen nur die größeren Anwesen (18?), die Anwesen bis zu 5 ha (39) kaufen gewöhnlich noch Roggen zu.		
16. Hartershofen .	37 (?)	—	8 (?)
17. Petersaurach .	70	60 (reichen aus und kaufen zusammen)	
18. Vorra . . .	40 (verkaufen und reichen aus zusammen)		ca. 110
19. Oberesfeld . .	30 (wenig Roggen und Weizen)	4	10
20. Mainbernheim .	93 (wenig Roggen und Weizen)	(?)	37
21. Rothenbuch . .	12 (Hafer)	(?)	160
22. Nassenburen .	77	13 (?)	4
23. Genderkingen .	ca. die Hälfte (70) verkaufen etwas Hafer oder Gerste.		
24. Missen . . .	—	—	73

Unter den 23 Gemeinden, welche Angaben geliefert, gibt es fünf, in denen etwa die Hälfte verkauft (Nr. 8, 9, 17, 19, 23), sieben, in denen ein bei weitem größerer Theil verkauft, $^3/_4$—$^8/_9$ der Gemeindemitglieder (Nr. 1, 5, 11, 14, 16, 20, 22); diesen treten aber acht Gemeinden entgegen, in denen mehr als die Hälfte nicht verkauft (Nr. 2, 3, 6, 7, 15, 18, 21, 24). Das eigentliche Verhältniß dürfte am besten durch den Bericht aus Leiblfing gekennzeichnet sein: In jeder Wirthschaft wird Getreide verkauft, jeder kleinere Besitz aber muß andrerseits gewisse Getreidesorten oder Mehl zukaufen. Halten wir uns aber an die Zahlen, welche in der That ein Verhältniß von etwa $^1/_2 : ^1/_2$ ergeben, so hat diese Bilanz für uns eine ganz andere Bedeutung als für die Beurtheiler der Enquete in der „Neue Zeit": wenn in Bayern, dem Lande des bäuerlichen Getreideselbstkonsums par excellence, noch immer die Hälfte der Bauern Getreide verkauft, so trifft die Getreidekrisis selbst in diesem Lande die Hälfte der bäuerlichen Bevölkerung; um wie viel mehr also in den anderen deutschen Ländern!

1) S. 21.
2) **Blondel** l. c., S. 42.
3) S. 50.

Balzacs „Lettres à l'Etrangère".

Von **W. Fred.**

Die Balzac-Literatur ist schon erschreckend groß. Ich kann es wahrhaftig nicht erfreulich finden, daß über den Hundertjährigen so viel todtes Material zusammengetragen wird. Aber um Balzac webt sich in Frankreich eine Legende. Er ist der Begründer des neuen französischen Romans. Er ist der Ahne Zola's. Diese Erkenntniß ist den Franzosen im letzten Jahrzehnt wieder gekommen und natürlich hat das die Sammlung der „Etudes Balzaciennes" wieder um viele Bände vermehrt. Der letzte, umfangreiche Band, der mir zu Gesicht gekommen ist, ragt an Werth über das Mittelgut weit hinaus. Er enthält Liebesbriefe.[1]) Es sind 575 enggedruckte Seiten Lexikonformat. Das ist ja nicht wenig. Und all diese Briefe sind an eine Frau gerichtet. Man denkt unwillkürlich: Wie müssen sich diese beiden Menschen geliebt haben? In dem Zeitraum von acht Jahren, den diese Briefe umfassen, ist Balzac nicht müde geworden, jede noch so geringfügige Einzelheit seines Lebens mitzutheilen. Und die Antworten müssen nicht weniger Raum beansprucht haben. Ja, wenn irgend ein Detail, die Verwendung einer Stunde nicht genau angegeben wurde, läßt die Reklamation nicht warten. Der Gedanke kommt, wie anders man wohl vor 60 Jahren in Frankreich geliebt hat. Die Ausdrucksformen haben gewechselt, das sind keine Schäferbriefe, die dieser Band enthält. Es wird nicht, wie es wohl das Wesen des Liebesbriefs ist, ein und dasselbe Gefühl mit Ausschluß aller reellen Thatsachen in immer neuen oder doch für neu gehaltenen Tönen variirt. Es sind Referate. Manchmal lächelt man auch über die seltsame Mischung von Geschäft und Gefühl, der man begegnet. Aber das macht ja dem Literarhistoriker und Psychologen den Band nur werthvoller. Wenn irgendwo in einem Memoirenbuch, kommt hier der Kopf des Schreibers klar heraus. Eine Autobiographie ist ja immer ein schlechter Spiegel. Aber es ist doch so interessant, zu vernehmen, in welches Licht sich der Mensch selbst gesetzt haben will. In einem dieser Liebesbriefe, am Anfang der Korrespondenz, schildert sich Balzac mit so viel Aufrichtigkeit, als eben einer hat, der an eine Frau schreibt, die er noch nie gesehen hat. Das Selbstportrait ist in einer seltsamen, halb bescheidenen Naivetät entworfen. Er nennt sich „Un pauvre enfant, victime d'hier et encore victime demain de ses pudeurs de femme, de sa timidité, de ses croyances". So erscheint sich Balzac in jenen Tagen, wo er von sich sagen durfte: „Noch kurze Zeit, und die Jugend ist für mich nur noch eine schöne Erinnerung." Er ist 34 Jahre alt, aber schon von Arbeit zerwühlt. Man denke an seine Lebens- und Arbeitsweise, die den Tag zur Nacht machte. Er legte sich bekanntlich abends schlafen, um gegen Mitternacht wieder an die Arbeit zu gehen. Und Balzac war rastlos. Er wollte ja Geld erwerben, Reichthümer. Sein Leben ist eine Sehnsucht nach Millionen und Milliarden. Dabei gleiten

1) *H. de Balzac:* „Lettres à l'Etrangère" (1833—1842). Paris, Calman Levy Editeur 1899.

ja natürlich die Summen durch seine Finger, er träumt immer weiter von unermeßlichen Reichthümern, fast ein dichtender Geschäftsmann zu nennen. Vierzehn oder fünfzehn Stunden täglich sitzt er bei der Arbeit und er ist schon grau geworden. „Et blanchir déjà sans avoir été aimé par une jeune et jolie femme, ça est triste. . . .“

Die Geschichte dieser Briefe ist ein Roman. Sie ist in einem Bande (Un Roman d'amour) bei Calman Levy, (Paris) vom Vicomte de Spoelberch de Lovenjoul ausführlich erzählt worden. Madame Hanska, an die die Briefe gerichtet sind, eine geborene Komtesse Eveline de Rzewuska, war zu Beginn der Korrespondenz etwa sechsundzwanzig Jahre alt und lebte auf einem Gute ihres Gatten in Rußland. Eines Tages schrieb sie, begeistert von Balzacs Schriften, an diesen einen Brief, den sie „L'Etrangère“ unterzeichnete. Er war der erste einer langen Reihe. Einmal verlangte sie von Balzac ein Lebenszeichen. Er gab ihr dieses in dem Tagesblatte „La Quotidienne“. Dies war die erste „Petite Correspondence“, die erschien. Es ist wenig bekannt, daß Balzac der Eröffner dieser gerade in Deutschland so gebräuchlichen Rubrik ist. Bald ersetzten aber Privatbriefe diese lakonischen gedruckten Zeilen. Der erste entstammt dem Januar 1831. Siebzehn Jahre später vermählte sich Balzac mit Madame Hanska, nachdem er ihr monatelang Briefe geschrieben hatte, bevor er sie auch nur gesehen hatte.

Diese platonische, im äußersten Sinn des Wortes papierene Liebe erklärt Balzac selbst in einem Briefe so: „Je vous aime, inconnue, et cette bizarre chose n'est que l'effet naturel d'une vie toujours vide et malheureuse, que je n'ai remplie que par des idées, et dont j'ai diminué les infortunes par des plaisirs chimeriques. Si cette aventure devait arriver à quelquun, c'était à moi. Je suis comme un prisonnier, qui du fond de son cachot, entend au loin une delicieuse voix de femme. Il porte toute son âme dans les fragiles et puissantes perceptions de cette voix, et après ses longues heures de rêveries, d'espérances, après les voyages de son imagination, la femme belle, jeune le tuerait, tant le bonheur serait complet.“

Die große Sensitivität, die in Balzac lag, wird fast von jedem Brief neu bewiesen. Dieser Mann ist eine der komplizirtesten Naturen gewesen, die wir kennen. Man glaubt, ihn oft zu erklären, wenn man die eine Seite seines Wesens, den Durst nach Geld, mittheilt. Aber hundert andere Emotionen gehen in seiner Seele vor. Wir lesen, daß er weinte, als ein Freund eines seiner Werke tadelte. Wir lesen von seinen Dichterqualen. Wie kämpfte dieser Mann noch als reifer Schriftsteller. Er konnte nicht, wie man das von Zola weiß, Tag für Tag, in Ruhe seine fünf oder sechs Druckseiten schreiben. Er hatte Aengste, Fieber für jede Zeile, die er schrieb. „Es gibt Augenblicke“ heißt es in einem dieser Briefe, „wo die Phantasie stockt und man verzweifelt dasitzt und die Gedanken nicht mehr gehorchen.“ Und in manchen Briefen liest man auch von jenen furchtbaren Enttäuschungen, von denen jeder Dichtende zu berichten weiß, von den Leiden, die der Morgen bringt, da man das abends Geschriebene liest und nicht wiederfindet, was man hineinlegen wollte. Für eine Psychologie des künstlerischen Schaffens wird diese Briefsammlung, in der jede Absicht, jede Freude und jeder Kampf genau vermerkt ist, eine schätzenswerthe Quelle sein.

Auf die dichterische Produktion Balzacs hat diese Freundschaft, die eine Liebe wurde, natürlich steten und bedeutenden Einfluß gehabt. In vielen seiner Schriften taucht die Gestalt der „Etrangère“ auf, bei jeder Zeile, die er schrieb, hat er wohl an sie gedacht. Allerdings bei der durchaus realistischen Art Balzac'scher Bücher ist das weniger ausschlaggebend gewesen, als das etwa bei einem modernen Dichter wäre. Auch wissen wir ja nicht, ob der Geist der „Etrangère“ sehr fein war. Es ist schade, daß ihre Briefe nicht bekannt sind. Sie würden interessante Rückschlüsse gestatten.

Man darf Balzac um sein Schicksal beneiden. Als er nach vielen Briefen, die zwischen ihm und der Etrangere hin- und hergingen, sie sah und sprach, kam keine Enttäuschung über ihn. Das Bild der Träume wurde in seiner Schönheit erreicht. Die Briefe nach diesem ersten Zusammensein sind fast von jugendlichem Liebestaumel erfüllt, und um so seltsamer wirkt natürlich dann die ständige Erörterung geschäftlicher Dinge. Siebzehn Jahre dauert die Korrespondenz. Die Briefe der ersten Hälfte dieser Zeit sind uns überliefert. Sie führen die Peripetie einer merkwürdigen Leidenschaft vor. Man beginnt, wenn man am Ende des Bandes angelangt ist, allmählich für diesen Fall an die Wahrheit des Satzes zu glauben, den man am Anfang mit etwas Lächeln in einem Brief gelesen hat: „Mois aussi je ne conçois pas l'amour autrement qu'eternel, en appliquant ce mot à la durée de notre vie. De ne comprends pas que l'on se quitte, et pour moi une femme, c'est toutes les femmes.“ Es herrscht nicht ein einheitlicher Ton in diesen Briefen. Oft ist Bitterkeit, Eifersucht zu überwinden. Mißverständnisse stören, aber die Liebe siegt dann. Sie ist das „Gute“, das in den moralischen Geschichten immer zum Sieg kommt.

Manchmal lesen sich die Briefe auch wie ein Roman, der Pikanterien bringen will. Man findet da vom selben Datum manchmal zwei Briefe, der eine offiziell und auch für die Augen des Gatten bestimmt, der andere vertraulich, poste restante.

In einem Brief ist ein Lied wiedergegeben, das Balzac für Rossini gedichtet hat. Ich weiß nicht, ob es aus anderen Quellen bekannt ist. Aber ich setze es hieher:

„Rive chérie
Où sont mes amours
Sois ma patrie!

Là, mon amie,
Des cieux la fleur,
S'est attendrie
De mon malheur!

Rive chérie
Où sont nèes mes amours,
Sois ma patrie!

Là de ma vie
Commença l'heur;
Mélancolie
N'est plus douleur.

Ah! dis, chérie,
Où sont nées mes amours
Est la patrie!

* * *

Es überkommen Einen seltsame Gefühle bei diesen Briefen. Man wird manchmal traurig bei dem Gedanken, daß Leute, die sich lieben, so vieler Worte nöthig haben, um es sich zu glauben. Daß jeder Brief, der einen Tag Verspätung hat, Aufregung bringt, Vorwürfe und Kummer. Man erinnert sich, daß unsre Zeit da nicht viel geändert hat. Es ist mir auch manchmal der Gedanke gekommen, wie schrecklich es eigentlich ist, daß Briefe, die von den Seelen zweier Menschen erzählen, die das Geheimste aussagen, nach 50 Jahren allen Menschen ausgeliefert werden. Das scheint manchmal schamlos. Es ist fast so, wie wenn man einem Fremden erlauben wollte, unter seinen Andenken an frühere Zeit zu kramen, mit gleichgültigen Fingern an Blumen zu rühren, die Einem theuer gewesen

sind. Aber vielleicht sind das alles dumme, sentimentale Gedanken. Die Philologen und die Psychologen haben sicherlich doch recht. Für die Nachwelt sind auch Liebesbriefe nur eines: Material. Das muß gesichtet werden, rubrizirt und Bücher geschrieben. Es ist eine schätzbare Quelle. Sonst nichts. Die zärtlichen Worte verlieren dann ihren Klang, der Duft entschwindet, aber die Kenntnisse werden vermehrt. So darf man ja zufrieden sein. Man muß wohl.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. G. van Hamel: Het Letterkundige Leven van Frankrijk. Studien en Schetsen. P. N. van Kampen u. Zoon. Amsterdam. Zweiter Band. — Unter dem trefflichen Titel: „Das literarische Leben Frankreichs" hat der bekannte holländische Romanist und Journalist A. G. van Hamel eine stattliche Reihe von Skizzen und Studien vereinigt, die zum großen Theile bereits vor dem Jahre 1898 den Lesern des „Gids" wenigstens in Holland nach und nach zur Kenntniß gelangt waren. Wie der Verfasser in seiner kurzen Vorrede zum ersten Bande (Oktober 1898) bemerkt, hat indessen eine Ueberarbeitung einzelner Theile der Essays stattgefunden, einerseits um einen gleichförmigen Charakter der ganzen Sammlung zu erzielen, andrerseits um mit dem steten Fortschritt der Wissenschaft gleichen Schritt zu halten. Ergänzungen im letzteren Sinne waren besonders für diejenigen Artikel oder längeren Abhandlungen erforderlich, die auf das Interesse des engeren Kreises der Fachgenossen Anspruch erheben sollen. Ganz unbefriedigt aber wird überhaupt kein Freund der französischen Literatur das kleine Werk aus der Hand legen. Es pulsirt wirklich frisches Leben darin, und die elegante Form, in die van Hamel von jeher seine Gedankenfülle zu kleiden versteht, läßt den anziehenden und aus trefflichen Gesichtspunkten behandelten Stoff stets in angemessener Beleuchtung erscheinen. Dem modernsten wissenschaftlichen Standpunkt entsprechend, hat van Hamel seine Bilder den mittelalterlichen so gut wie den neuesten Perioden und Phasen der französischen Literatur entnommen. Im allgemeinen behandelt er auch selbst die ältesten Zeiten mit dem gleichen Geschick und mit dem gleichen Verständniß wie die modernsten literarischen Erscheinungen. Seine warme Sympathie für die französische Nation, sein häufiger Aufenthalt in Frankreich, sein Studiengang, der eine mehrjährige Ausbildung an Frankreichs höchsten Unterrichtsanstalten in sich begreift, stempeln ihn zu einem taktvollen Kritiker, der mit der fremden Psyche in erstaunlich innigen Kontakt gerathen ist. — In der ersten Serie tragen diejenigen Nummern, welche Paul Bourget, Les Trophées, die dramatischen Veranstaltungen der Pariser Charwoche, sowie den Sterbetag E. Renans behandeln, ein mehr belletristisches Gepräge. Aus der zweiten Serie sind die drei letzten Betrachtungen: Bourgets Sensations d'Italie, die dramatische Diktion und „Ein Besuch bei drei Meistern" (V. Hugo, A. Daudet, V. Huet) in dieselbe Kategorie zu verweisen. Wie aus dieser summarischen Uebersicht hervorgeht, ist der hervorragenden Bedeutung P. Bourgets zweimal gedacht worden. Die beiden interessanten Studien, die zeitlich verhältnißmäßig weit auseinander liegen, sind wohl deßhalb nachträglich nicht zu einer einzigen zusammengeschrumpft, weil der Verfasser der Sensations d'Italie mit seinen kunsthistorischen Reiseerinnerungen in ein ganz neues, überaus wohlthuendes Stadium seiner ästhetischen Entwicklung eingetreten ist. Der Dichter, Kritiker und Romanschreiber ist in eingehender, unparteiischer, d. h. von einem maßvollen Enthusiasmus diktirten Form geschildert. Seine poetische Wirksamkeit wird in großen Zügen als diejenige eines Abkömmlings der Schule Leconte de Lisle's, eines Verehrers von Sully Prud'homme und eines Geistesverwandten Baudelaire's charakterisirt. Aber auch Anklänge an A. de Musset, ja, so befremdend es klingt, an Fr. Coppée, sind seiner Muse nachzuweisen. Etwas breiter gehalten ist die Erörterung der Methode des Verfassers der Essais de Psychologie Contemporaine, der völlig neue Bahnen im Gegensatz zu Vorgängern wie Gustav Planche, Sainte-Beuve und H. Taine eingeschlagen hat. Denn er ist nicht als Literat, nicht als Aesthetiker, nicht als Geschichtsforscher an seine kritischen Untersuchungen herangetreten, sondern als „Pfleger der seelenkundigen Analyse". Wenn Bourget einen Dichter wie Baudelaire, einen Historiker wie E. Renan, einen Philosophen wie Taine zum Vorwurf seiner psychologischen Studien wählt, richtet er sein Hauptaugenmerk nicht auf ihre Werke, ihr Talent, ihre Zeit, sondern auf ihre Leser, Anhänger und Nachfolger. Die geistige Verwandtschaft mit der jüngeren Generation bildet den Knoten, dessen feinste Fäden er unermüdlich zu entwirren sucht. Seelenzustände zerfasert Bourget aber hauptsächlich auch deßhalb mit Vorliebe, wie van Hamel hätte hinzufügen können, weil er dem XIX. siècle finissant angehört, dessen Geisteshelden sich namentlich durch eine bedauerliche Gabe auszeichnen: eine krankhafte Reizbarkeit, eine von den Kulturzuständen geförderte Nervosität, die bis an die Grenzen des Wahnsinns hellsehend macht. Viel Dank gebührt van Hamel, daß er die Erinnerung an das Programm in der Revue des deux Mondes wachruft, das der 21 jährige Schriftsteller einst von dem „idealen" Roman entwarf, der mit seinen Schilderungen gesunder Zustände und edler Bestrebungen von der rauhen Wirklichkeit abziehen solle. Der Verfasser von „Mensonges" und „Coeur de femme" ist seinem Jugendideal wahrlich nicht treu geblieben! Aber on en revient toujours à ses premières amours. Auch der gereifte Bourget wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach zu einer mehr equilibristischen Weltanschauung aufschwingen. Wenn van Hamel zum Schluß seiner feinsinnigen Studie den Patriotismus des genialen Mannes rühmend hervorhebt und energisch betheuert: „Cosmopolis ist seine Vaterstadt nicht", so verwickelt er sich entschieden in einen Widerspruch. Jeder Bewohner von Paris ist, sich selbst vielleicht unbewußt, ein Kosmopolit. Großstädte, die infolge der dargebotenen Genüsse und Zerstreuungen von der Fremdenwelt überfluthet werden, bewahren kein reines nationales Gepräge. Die fremdländische Infektion steckt in der Luft, die Jeder nothgedrungen einathmet. Bourgets Liebe zum Vaterlande entspringt einer ehrlichen Herzensregung, aber er, der so gern und viel reist und für die Vorzüge anderer Nationen ein so scharfes Auge hat, bekundet viel zu viel ausländisches Interesse, um noch eines einfach natürlichen patriotischen Gefühls fähig zu sein! — Die José-Maria de Heredia gewidmete Skizze: Les Trophées bietet bei aller Kürze drei werthvolle Gesichtspunkte: eine ästhetisch völlig berechtigte Abschätzung der exotisch angehauchten Produkte des formengewandten Dichters, einen trefflichen Vergleich mit Sully Prud'homme im Anschluß an die beiden gleichbetitelten Sonette La Sieste und eine sorgsame Zergliederung der eigenthümlichen Behandlung und Bevorzugung des Alexandriners von Seiten Heredia's. — Die dramatischen Veranstaltungen der Pariser Charwoche hat van Hamel nicht mit Unrecht als Kuriosität für das Raritätenkabinet späterer Generationen in Betracht gezogen. Dieselben werfen (auch dieses Jahr) ein gar zu eigenthümliches Streiflicht auf die bizarre Form, in der der halb erloschene religiöse Sinn unsrer Zeit in den literarischen Tageserscheinungen vorübergehend aufflackert. Der Vergleich der modernen französischen religiösen Dichtung mit der kindlichen Einfalt, der bisweilen entzückenden Naivetät der mittelalterlichen Mysterienspiele fällt natürlich nicht zugunsten der Neuzeit aus. Man begreift daher den Protest, der in einzelnen großen Zeitungen (z. B. dem „Gaulois") den theatralischen Veranstaltungen in der Charwoche entgegengebracht wird. Auf Rostands Samaritaine, dem Hauptzugstück der stillen Woche, fällt neuerdings ein Reflex des Ruhmes des Verfassers von Cyrano de Bergerac. Auf die unleugbaren Schönheiten einiger Scenen dieses biblischen Dramas lenkt van Hamels untrüglicher Geschmack unsre Aufmerksamkeit, aber auch er wird sich klar sein, daß dem germanisch-christlichen Taktgefühl eine derartige Accentuirung der Rolle der Samariterin widerstrebt; und die gefeierte Künstlerin Sarah Bernhardt begeht wohl nur in den Augen der französischen Nation keine Profanation der Muse Rostands, wenn sie, wie es z. B. dieses Jahr thatsächlich geschehen ist, heute in der „Samaritaine" und am folgenden Abend bereits in der „Dame aux Camélias" ihre Triumphe feiert. — „Am Sterbetage E. Renans" wird der Leser als eine glückliche Momentaufnahme begrüßen, da über den vielseitigen, elastischen Denker noch kein endgültiges Urtheil for-

mulirt werden konnte. — Dem Besuch „Bei drei Meistern“ ist ein gewisser dramatischer Effekt nicht abzusprechen, aber das Streiflicht, das auf den greisen Dichterfürsten V. Hugo fällt, würde etwas peinlich berühren, wenn sich die entstandene Dissonanz nicht in harmlose Heiterkeit über die Romanfabrik von Alphonse Belot u. Co. auflöste, sowie in eine kurze sinnige Anerkennung der stillen Verdienste V. Huets. — Die größere, überdies noch werthvollere Hälfte der ganzen Sammlung passirt zum Schlusse nur ganz flüchtig Revue, da eine sorgfältige Besprechung derselben im Rahmen einer rein philologischen Fachzeitung dringend geboten erscheint. Die ausführliche phonetische Abhandlung: „Gesprochenes und geschriebenes Französisch“ z. B. wirkt selbstverständlich auf den Nichtphilologen ermüdend. Dagegen halten die Studien über Molière's Don Juan und Misanthrope, über die französische Tragödie, über den Oedipus der französischen Klassiker, über die ältesten Dramendichter Frankreichs (Jean Bodel und Adam de la Halle), über altfranzösische Erzählungen und das ergötzliche Heldengedicht Le Pelerinage de Charlemagne glücklich die Mitte zwischen anmuthiger Plauderei und gründlicher, jedoch schwerfälliger Gelehrsamkeit. Die Erstlingsgabe des ersten Bandes der Sammlung: „Gaston Paris und seine Schüler“ wird überall sympathischen Anklang finden, nicht nur im engeren Kreise der Schüler, Verehrer und Freunde des „Immortel“, sondern überhaupt in allen Ländern, in denen sich der Ruhm des hochverdienten Gelehrten verbreitet hat. Es erscheint ganz begreiflich, wenn van Hamel anläßlich der Diez-Feier Frankreichs am 2. Mai 1894 in der gehobenen Stimmung der Festfreude die beiden französischen Hauptpfleger der romanischen Philologie, Gaston Paris und Paul Meyer, als zwei Paladine des Bonner Altmeisters auftreten sah, und daß beim Klang ihrer Stimme der schöne Vers des Rolandliedes durch sein Ohr summte: D'itels vassaus los avrat dolce France.

Dr. Minckwitz.

y- Theodor Gottlieb: Die Ambraser Handschriften. Beiträge zur Geschichte der Wiener Hofbibliothek. I. Büchersammlung Kaiser Maximilians I. Leipzig, M. Spirgatis 1900. — Die Entstehungsgeschichte und die frühesten Schicksale der Wiener Hofbibliothek, die trotz der älteren Untersuchungen von Lambeck, Denis, Mosel, Chmel und Hoffmann von Fallersleben noch vielfach im Dunkel liegen, unternimmt der Verfasser in einer Folge von Einzeldarstellungen aufzuhellen. Das vorliegende erste Heft beschäftigt sich mit dem Bücherbesitze Maximilians I., der lange als der Gründer der Bibliothek galt. Diese Ansicht ist dahin zu berichtigen, daß schon Maximilians Vater, Friedrich III., im Schatzgewölbe der Burg zu Wiener-Neustadt neben anderen Kostbarkeiten eine freilich nicht gerade umfangreiche Büchersammlung besessen hatte. Kaiser Max ließ die unter ihm beträchtlich angewachsene „bibliotheca regia“, wie sie C. Celtis nannte, zum Theil nach seiner Lieblingsresidenz Innsbruck schaffen. Von dort kamen die werthvolleren Handschriften nach Schloß Ambras, um den Grundstock der nachmals von Erzherzog Ferdinand angelegten weltberühmten Sammlung zu bilden, die jedoch erst 1665, nach dem Aussterben der Tiroler Linie der Habsburger, in ihrem Hauptbestande sogar erst 1806, in der Franzosenzeit, nach Wien übergeführt wurde. Der Rest des Neustädter Büchervorrathes war schon vorher, im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts, theils in die Prager Kunstkammer Rudolfs II., theils in die damals bereits bestehende Hofbibliothek verbracht worden. — Diese Nachweise, die an der Hand mehrerer alter Inventare, darunter eines zum erstenmal veröffentlichten Innsbrucker Verzeichnisses aus der Zeit Ferdinands I., gegeben werden, sind, soweit sie noch nicht bekannt waren, gewiß ein dankenswerther Beitrag zur Geschichte der Bücherei Maximilians. Auch die vorsichtigen Identifizirungen einer Anzahl in den Verzeichnissen genannter mit noch vorhandenen Codices dürften den Beifall der Bibliographen finden. Darüber hinaus hält aber die Arbeit keineswegs, was der Titel verspricht. Vor allem fällt auf, daß die vom Kaiser selbst oder unter seiner Mitwirkung verfaßten Werke, sowie die Cimelien maximilianeischer Herkunft, welche die Hofbibliothek und die Ambraser Sammlung des Kunsthistorischen Hofmuseums bewahren, in den Anhang verwiesen und dort nur summarisch aufgeführt werden, während von diesen gesicherten Hauptstücken doch auszugehen gewesen wäre. Ueber die strittige Frage des Gebetbuches aus der Offizin Schönspergers in Augsburg, dessen illustrirte Fragmente in München und Besançon bisher als Reste des kaiserlichen Handexemplars betrachtet wurden, eilt der Verfasser mit ein paar flüchtigen Zeilen hinweg. Ebensowenig werden die Aufzeichnungen Maximilians, in denen von seiner Bücherpassion so häufig die Rede ist — namentlich die originellen „Gedenkbücher“ mit ihren Einträgen über die Werke, die er geplant, denen er nachforschen ließ und die ihm dargebracht wurden —, gebührend gewürdigt. Wie herzlich äußert sich da etwa sein Antheil an den Scenen aus höfischen Ritteryen, die in den Runkelsteiner Fresken verbildlicht sind, den „guten, alten istory“, die er „in schrift zu wegen bringen“ zu lassen vorhat — wie ganz renaissancemäßig lautet sein Auftrag an Sebastian Ranck, den Verfasser eines ihm gewidmeten Jagdbuches, „auff etliche gotshäussern vnnd clöster in dem heiligen reich vnnd besunder in teutscher nacion die liberej zue perlustriren vnnd die antiquitates vnnd geschichte der alten auch der natur zue besichtigen ab zue beschreiben“ — wie nachdrücklich befiehlt er noch in seinem Testament, „all vnnser khöcher, puecher, cronickhen vnnd dergleichen treulichen zuuerwaren vnnd zufursehen biß auf vnnser lieben sün (seine Enkel Karl und Ferdinand) willen vnd weiter fursehung“. Der literarische Interessenkreis des Humanistenkaisers, seine nationale Begeisterung für deutsche Heldensage und Geschichte, seine genealogischen, biographischen, theologischen Neigungen und sein Verhältniß zum Alterthum — all dies kommt zum Ausdruck in seinem Bücherwesen. Ohne Frage liegen hier zum Theil auch die Quellen, aus denen der romantische Sinn Maximilians die Anregung zu manchem politischen Projekt geschöpft hat. — Solchen, doch naheliegenden Erwägungen geht der Verfasser aber im weiten Bogen aus dem Wege. Er behandelt den Gegenstand ausschließlich vom bibliographischen Standpunkt, schwelgt in der Aufzählung von Büchertiteln, Ausgaben und Inventarnummern, in der Beschreibung kalbs- und schweinslederner Einbände, ohne kaum ein Wort zu verlieren zur Charakteristik des kaiserlichen Bücherfreundes, der doch den lebendigen Mittelpunkt der Darstellung hätte bilden sollen. So ist eine Materialsammlung zustande gekommen, die in ihrer fleißigen, aber wenig geordneten Notizengelehrsamkeit mehr den Eindruck eines umgestürzten Zettelkastens macht, als eines Buches — eines Buches, das das anziehende Thema verdient und das ihm von berufenerer Feder hoffentlich nicht vorenthalten bleiben wird.

-nn- Zeitschrift für deutsche Wortforschung. — Reges Leben herrscht bei den Germanisten. In rascher Folge werden zwei neue Zeitschriften angekündigt mit wichtigem, vielverheißendem Arbeitsprogramm, beide von Baden aus unternommen. Der „Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten“ (vergl. Beilage 1899, Nr. 240) folgt nun die „Zeitschrift für deutsche Wortforschung“, die das Erscheinen ihres ersten Heftes für den 1. April d. J. in Aussicht stellt (Trübners Verlag in Straßburg). Die Schriftleitung liegt in den bewährten Händen Friedrich Kluge's (Freiburg), der, unterstützt von A. Gombert (Breslau), mit dem Unternehmen eine Sammelstätte schaffen will, „in der die Nachträge und Berichtigungen zu unsern großen Wörterbüchern eine Unterkunft finden bis zu einer endgültigen Aufarbeitung“. „Es will durch Klärung über Wesen und Inhalt der Wortforschung die großen Aufgaben der Zukunft vorbereiten und einleiten. Es will der Gegenwart dienen, indem es durch ernsthafte Einzelarbeit das Verständniß der Muttersprache belebt und vertieft.“ Wölfflins „Archiv für lateinische Lexikographie“ hat die Anregung zu dem Unternehmen gegeben; nach seinem Vorbild soll es auch durchgeführt werden. Wie hier und im „Thesaurus linguae Latinae“ für das Lateinische, so sollen in der neuen Zeitschrift für das Deutsche Ziele und Aufgaben der Wortforschung erweitert und vertieft werden. Eine Reihe namhafter Sprachforscher haben bereits ihre Mitwirkung zugesagt. Weit über die Fachkreise der Germanisten hinaus wird die Gründung lebhafte Theilnahme erwecken unter den Gebildeten unsres Volkes, die am Leben unsrer Muttersprache mehr als bloß äußerliches Interesse nehmen.

* **Neue Forschungsreise in Südarabien.** Privatnachrichten zufolge erwartete man in Aden gegen Ende Februar die Rückkehr einer Forschungsexpedition aus dem Innern Südarabiens. Anscheinend ist diese Mission ohne viel Aufhebens ausgerüstet worden; denn weder über die Nationalität noch betreffs der Namen der Theilnehmer ist etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen. Nur daß ihr der von seinen früheren Reisen her bekannte Engländer Bury als Führer diente, ist bekannt geworden. Er reiste auch diesmal wie früher unter dem Namen Abdallah Mansur oder, wie ihn die Araber nennen, El Frengi Abdallah Mansur, und begab sich mit seinen Begleitern, die auf einem österreichischen (?) Dampfer nach Südarabien gekommen sind, nach Jeschbum, Anszaab und Markha. Von hier kehrte die Gesellschaft nach Jeschbum zurück und setzte am 21. Jan. d. J. die Reise fort, und zwar nach Khaura, Ez Zaahir, Wadi Thire (oder Thirwe), Dathina und Schugra, von wo sie mittlerweile in Aden eingetroffen sein dürfte. Anscheinend hat diese Expedition archäologische Zwecke verfolgt und dürfte, nach den berührten Oertlichkeiten zu schließen, reiche Ausbeute mitgebracht haben; denn einzelne dieser Gegenden waren bisher von Europäern nicht besucht worden. In kartographischer Hinsicht wird die Reise nur wenig neues bringen, da die ganze Gegend bereits seit Maltzan, allerdings nur auf Grund von Erkundigungen, kartographisch aufgenommen ist, zuletzt von Dr. Glaser und vom Grafen Landberg. Bereits früher bereist wurden Theile dieses Gebietes von: Maltzan, Miles, Munzinger, Bent, Deflers und Bury, wenn wir von den kleineren Abstechern absehen, die schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts von englischen Seeoffizieren (Küstenvermessern) unternommen wurden. Jedenfalls bedeutet die neue Reise einen erheblichen Fortschritt in der Erforschung dieses Theiles des englischen Südarabiens. Aller Wahrscheinlichkeit nach gebührt das Verdienst englischen Forschern, obgleich die Nachricht, daß die diesmaligen Gefährten Mr. Bury's auf einem österreichischen Dampfer nach Arabien kamen, auch auf Forscher anderer, speziell österreichischer, Nationalität gedeutet werden könnte; denn erstens einmal benutzen auch Engländer fremde Schiffe, wenn auch nur selten, und zweitens hat in den letzten Monaten außer Slatin Pascha kein Oesterreicher von Namen eine Forschungsreise angetreten. Slatin Pascha aber ging, übereinstimmenden Blättermeldungen zufolge, nach dem Sudan, also nicht nach Südarabien.

* **Das deutsche archäologische Institut in Athen** gedenkt, wie dem „Berl. Lokal-Anz." von dort geschrieben wird, auf der Insel Ithaka Ausgrabungen zu veranstalten. Zu diesem Zweck wird Professor Dörpfeld nächste Woche dahin reisen. Er hofft, dort den seinerzeit vergeblich von Schliemann gesuchten Herrscherpalast des Odysseus aufzudecken. Der Lösung der vielumstrittenen Frage wird in den Athener archäologischen Kreisen das lebhafteste Interesse entgegengebracht.

* **Berlin.** Für die große Festsitzung zur Zweihundertjahrfeier der Akademie der Wissenschaften am 20. März im Sitzungssaal des Abgeordnetenhauses ist die Ordnung festgesetzt worden. Die Sitzung wird eingeleitet mit Giovanni Gabrieli's Sonata piano et forte für sechs Posaunen, Kornett und Violons, vorgetragen von dem Instrumentalchor der akademischen Hochschule für Musik unter Direktion von Prof. Dr. Joachim. Nach der Eröffnung der Sitzung durch den vorsitzenden Sekretär, Geh. Rath Prof. Auwers, folgt die Festrede des Prof. D. Dr. Harnack und alsdann der Empfang der Abordnungen, die in vier Gruppen getheilt sind, deren Ansprachen durch je einen der vier Sekretäre der Akademie beantwortet werden. Die erste Gruppe bilden die Abordnungen der Akademien und allgemeinen wissenschaftlichen Gesellschaften. Es werden erscheinen vier deutsche Akademien, sieben auswärtige Akademien der internationalen Association und 20 sonstige Akademien des Auslandes. Von den auswärtigen Mitgliedern der Akademie hat sich nur Hr. v. Kölliker (Würzburg) angemeldet. Von den Ehrenmitgliedern läßt sich König Oskar von Schweden durch Prof. Mohn (Christiania) vertreten, von den korrespondirenden Mitgliedern haben ihr Erscheinen zugesagt, u. A. die Pariser Picard, Lippmann und Oppert, Kenyun (London), Bywater (Oxford), Mendelejew und Schmidt (St. Petersburg), Duner (Upsala) und Nathorst (Stockholm), v. Beneden (Lüttich), Heiberg (Kopenhagen), Gomperz, Jagitsch und v. Inama-Sternegg (Wien). Ein Schlußwort des vorsitzenden Sekretärs und Stadlers Hymne „Großer Gott" werden die Feier schließen.

* **Kiel.** Am 16. d. M. ist hier der Professor der Physik Geh. Rath Gustav Karsten im Alter von 80 Jahren gestorben. Er war geborener Berliner, hatte sich 1845 an der Universität seiner Vaterstadt habilitirt und war seit 1848 Professor in Kiel, später auch Direktor des Erziehungswesens für die Elbherzogthümer und Mitglied der Normalaichungskommission des Deutschen Reichs. Von seinen zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten sind zu nennen die „Einleitung in die Physik", die er für die von ihm herausgegebene „Encyklopädie der Physik" verfaßte, dann seine Abhandlungen über die Physik der Meere in den Berichten der Ministerialkommission zur Untersuchung der deutschen Meere, deren geschäftsführendes Mitglied er war. Karsten gehörte einige Zeit dem preußischen Abgeordnetenhause und dem Deutschen Reichstag als fortschrittlicher Abgeordneter an.

* **Aus Oesterreich.** In Wien starb am 15. d. M. im Alter von 57 Jahren der Direktor der Archivsbibliothek im Finanzministerium Dr. Alexander Budinszky, der früher Professor für romanische Sprachen an der Universität Czernowitz war und einige schätzenswerthe wissenschaftliche Werke („Die lateinische Sprache in Italien"; „Aus den Provinzen des römischen Reiches"; „Die Universität zu Paris im Mittelalter") verfaßt hat. — Der Obergeometer Joseph Lička ist zum außerordentlichen Professor der höheren Geodäsie an der böhmischen technischen Hochschule in Prag und der Honorardozent dieser Hochschule Franz Novotny zum außerordentlichen Professor der niederen Geodäsie an der genannten Hochschule ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

E. v. Böhm-Bawerk: Einige strittige Fragen der Kapitalstheorie. Drei Abhandlungen. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- u. Universitätsbuchhandlung 1900. — Alb. Margutti: Die Meeresbeherrschung in ihrer Rückwirkung auf die Landoperationen des großen Krieges. Ein Beitrag zum Studium moderner Strategie. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 20. März. Nummer 65.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Buch vom Fürsten in kritischer Ausgabe.[1]

Von Moritz Brosch.

Mit gutem Grund hat der verewigte Herm. Baumgarten seiner leider unvollendet gebliebenen Geschichte Karls V. ein Kapitel eingefügt, das die Ueberschrift trägt: Machiavelli und Luther. Denn es waren diese Beiden in Wahrheit die Schicksalsmänner des 16. und manches folgenden Jahrhunderts. Wer nicht zu der Erkenntniß vorgedrungen ist, daß religiöser Glauben das Sinnen und Trachten eines Menschen ganz erfüllen und dessen Handeln mit unwiderstehlicher Gewalt bestimmen kann, der wird Luther nie begreifen, ihm nie gerecht werden. Und wer die Politik nicht als die Kunst erkennen will, bei deren Ausübung in allen Zeiten und Orten jeder Unterschied zwischen gut und böse sich verflüchtigt hat und Macht stets vor Recht ging, der wird Machiavelli bewundern oder verabscheuen, aber nicht verstehen können.

Der deutsche Reformator und der florentinische Staatssekretär waren von gleich starkem Hasse gegen das Papstthum, gleich heftiger Liebe zu ihrer Heimath erfüllt, sie haben die seltenen Vorzüge und größeren oder kleineren Fehler ihrer Nation in sich vereinigt, und Beiden ward das Loos, verkannt zu werden von Freund und Feind. Luther galt den Katholiken, die ohne ihn doch niemals zu ihrer Gegenreformation gekommen wären, als Erzketzer; er galt vielen seiner starrköpfigen Anhänger, die — nach Lessings Ausspruch — seine Pantoffeln in der Hand, den von ihm gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig daherschlenderten, als der Mann des todten Buchstabenglaubens. Machiavelli ward selbst von Jesuiten als Lehrmeister jeder Verruchtheit gebrandmarkt und von seinen Lobrednern als Republikaner gepriesen, der die Fürsten verlocken will, sich selbst zugrunde zu richten oder auch den Völkern vor Augen stellt, was sie von ihren Fürsten zu erwarten haben.

Vollends das Buch, in dem Machiavelli, wie er brieflich seinem Freunde Vettori berichtet, die Frucht einer 15 jährigen praktischen Wirksamkeit in Staatssachen und reiflichen Nachdenkens über Vorgänge der griechisch-römischen Antike niedergelegt hat, wurde von denen, die es vertheidigten, oft ebenso mißverstanden, wie von den Anderen, die es zu widerlegen suchten. Und mit diesem in jeder Hinsicht merkwürdigen Buch hatte es obendrein die sehr mißliche Bewandtniß, daß es nicht in seiner wahren Gestalt, sondern nur in Drucken und Abschriften bekannt war, deren Herausgeber oder Kopisten Aenderungen im Text, selbst Hinzufügungen zu demselben sich erlaubt haben. Die schwierige Aufgabe, solchem Uebelstande abzuhelfen, hat endlich Gius. Lisio in die Hand genommen, und er ist dabei zu einem Ergebniß gelangt, das vielleicht nicht in jedem Betracht unanfechtbar ist, aber doch, im ganzen genommen, einen unfraglich reineren Text, als den bisher geläufigen, vom Principe zum Vorschein bringt. Um dies zu erreichen, bedurfte es nicht geringer Mühe und Geduld. Da Machiavelli's Urschrift verloren gegangen oder nicht aufzufinden ist, mußte aus der Vergleichung von fünf Abschriften, die aus dem 16. Jahrhundert stammen, einer weiteren, die wahrscheinlich in den Beginn des 17. fällt, dann des ersten Druckes vom Jahre 1532 auf den ursprünglichen Wortlaut geschlossen und derselbe also durch Vornahme einer Art von Wahrscheinlichkeitsrechnung rekonstruirt werden. Das System der Textvergleichung, dem Lisio dabei folgte, ist zweifelsohne ein richtiges; aber eine volle Sicherheit, daß Punkt für Punkt, Wort für Wort getroffen wurde, was aus Machiavelli's Feder geflossen ist, konnte es, der Natur der Sache nach, nicht bieten. Man muß zufrieden sein, jetzt den Principe zu besitzen, wie sein Autor ihn geschrieben haben kann, während wir früher mit in den Kauf nehmen mußten, was die verschiedenen Herausgeber mehr oder weniger willkürlich in das Buch hineingeschrieben hatten.

Ist aber durch Lisio's Arbeit eine neue Grundlage gewonnen für das Verständniß des großen Florentiners und seines, dem Anschein nach rätselhaften, so oft in diametral entgegengesetztem Sinn ausgelegten Werkes? — Man muß dies aufs bestimmteste in Abrede stellen. Denn mit den vielen Varianten, die von Lisio der bisher geläufigen Lesart entgegen aufgestellt und begründet werden, mag es zwar größtentheils seine unbedingte Richtigkeit haben, die wenigsten von ihnen erscheinen gewagt oder können selbst verfehlt sein,[2] doch alle zusammengenommen bilden nur ein neues, genauer ausgedrückt, das ursprüngliche Gewand, mit dem der Körper des Buches angethan war. Von Gewand und Faltenwurf abgesehen, ist und bleibt es der alte Körper, in dem auch der alte Geist wohnt — ein so mächtiger Geist, daß er selbst die früheren Verunstaltungen siegreich durchbrochen hat. Archaische Redewendungen, die ehedem von den Herausgebern einem neueren Geschmack anbequemt wurden; in Florenz gebräuchliche grammatische Formen; dann Latinismen, die sonst in die Vulgärsprache übersetzt wurden; Füllwörter, die Machiavelli mit souveräner Verachtung behandelt, d. i. aus dem Bau der Rede ganz weggelassen hat und pedantische Herausgeber in denselben nachderhand einschmuggelten;

[1] *Machiavelli: Il Principe.* Testo critico con introduzione e note, a cura di *Gius. Lisio.* Firenze, Sansoni 1899.

[2] Vergl. hierüber die Besprechung im „Giornale storico della Letteratura ital." Jahrgang 1900, Heft 1, S. 106 ff.

Cäsuren und Ausdrücke, die man später anbrachte, um den Tonfall der Worte recht angenehm erklingen zu lassen: alles wurde, je nach Erforderniß und Erwägung, theils schonungslos ausgemerzt, theils in der Fassung wiederhergestellt, auf welche aus der vorgenommenen Textvergleichung ein Schluß zu ziehen war. So läßt sich die mühsame philologische Arbeit Lisio's der Reinigung eines Kunstwerkes von den Zuthaten ungeschickter oder allzu eifriger Restauratoren gleichsetzen.

Wie jetzt dieses Kunstwerk aussieht, erscheint der verführerische Reiz, mit dem es auch widerwillige Beschauer und Denker seit Generationen an sich fesselte, ins Dämonische gesteigert. Gleich Quadersteinen ruhen die Sätze im Principe aufeinander. Man empfängt den Eindruck, der uns beim Anblick von Brunellesco's Palazzo Pitti überwältigt, dessen architektonischen Stil Machiavelli ins Rednerische übertragen hat, allen Zierrath, alles Gefällige verschmähend, einzig der Massenwirkung sicher, die von seinen mit unerbittlicher Logik hingepflanzten Gedankenreihen erzielt werde. An wuchtiger Kraft, der die einfachsten Mittel genügen, um das Schwierigste zu vollbringen, steht seine Prosa, in der italienischen Literatur wenigstens, unerreicht da.

Allein der Stil ist zwar, nach Büffons viel citirtem Worte, der Mensch selbst, und der Mensch ist, wie es Schopenhauer und vor ihm Spinoza[3]) sagten, sein eigener Willen; aber darum ist nicht jeder einzelne Willensakt, obgleich ein Ausfluß der ganzen Wesenheit des Menschen, auch an sich klar und durchsichtig — Beweggründe, die ihn hervorriefen, Endziele, nach denen er strebt, bleiben uns oft ganz unerklärlich. Genau so unerklärlich, wie es das ist, was Machiavelli mit seinem Buch vom Fürsten eigentlich wollte und für erreichbar hielt. Der Streit hierüber wogt seit länger als dreieinhalb Jahrhunderten hin und her, ohne daß seine ihn ein für allemal abschließende Entscheidung erfolgt wäre. Zwar ist dieser Streit in neuerer Zeit, dank Ranke's, Villari's und Baumgartens Untersuchungen, die einander gegenseitig theils ergänzen, theils berichtigen, einem definitiven Austrag näher gerückt worden; aber doch nicht so nahe, daß man ein kritisch unanfechtbares wissenschaftliches Verdikt in Sicht nehmen könnte.

Lediglich zur Orientirung über den Stand der noch immer offenen Frage sei hier folgendes beigebracht. Der fälschlich sogenannte Machiavellismus, ein aus Vorurtheil und Nationalhaß zusammengebrautes Stichwort, mit dem man alles zu bezeichnen pflegte, was seit der Reformationszeit an politischen Verbrechen begangen wurde, ist von Oreste Tommasini in seiner Preisschrift über Machiavelli gründlich abgethan und zu einem Phantasma aufgelöst worden, hinter dem alles eher steckt denn der Geist des florentinischen Meisters. Die Gestalt Machiavelli's selbst wird von Villari in die richtig gezeichnete und prachtvoll kolorirte Perspektive gestellt, in der betrachtet sie sich vor uns auf dem Untergrund der Renaissance emporhebt, gleichsam als Naturerzeugniß dieser mächtigen Kulturepoche. Nicht minder erhellt aus Villari's Darstellung, daß Machiavelli an sittlichem Gehalt, so parador dies klingt, seiner Zeit voraus war, nicht um Kopfeslänge, wie sein großer Zeitgenosse Michelangelo, aber doch um ein immerhin erhebliches. Denn er hat nach Wahrheit gerungen und was er als solche fand oder gefunden zu haben glaubte, das sagte er aus, offen und rücksichtslos bis zum Cynismus. Es hat niemals einen größeren Feind jeder Heuchelei gegeben, niemals einen getreueren Bildnißmaler der Großen und Kleinen, die ihm, ohne daß sie sich dessen bewußt waren, Modell saßen. Die von ihm verkündigten Grundsätze der Politik kommen, in ihren Zusammenhängen gefaßt, einer Kodifikation von Unrecht und Grausamkeit erschrecklich nahe; aber sie sind aus dem vollen Leben jener Zeit gegriffen — ein Leben, das uns Villari des öfteren zur Sichtbarkeit heraufbeschwört.

Leider jedoch ist alledem, was Villari über den Principe speziell vorbringt, nicht eine definitive Aufklärung des Wirrsals abzugewinnen. Den an sich mageren Thatsachen, die uns betreffs Entstehung der Schrift bekannt sind, wird mittelst einer Argumentation nachgeholfen, die scharfsinnig und geistreich gehalten ist, aber stellenweise vom Bereich des sicher Gegebenen nach dem der Konjekturen über dasselbe ablenkt. Dies findet sich schon bei Baumgarten, im Anhang zum ersten Band seiner Geschichte Karls V., gegen Villari ausgesprochen, und man müßte dem deutschen Forscher gegen den Italiener vollauf recht geben, wenn nicht auch Jener aus Thatsachen, die kaum etwas anderem als unverhohlener Skepsis Raum gönnen, seine Schlußfolgerungen gezogen hätte, mittelst deren er auf festen Boden zu führen hoffte. Diesen von Baumgarten, wie es stets seine Art war, mit äußerster Gewissenhaftigkeit aufgezählten Thatsachen ist als unzweifelhaft beglaubigt einzig das Nachstehende zu entnehmen.

Der Principe war um die Jahreswende von 1513 auf 1514 zu Ende geschrieben. Daraus erhellt, daß Machiavelli auf die Ausarbeitung des dem Umfang nach kleinen, aber im strengen Wortverstand monumentalen Werkes nicht ganz ein Jahr gewendet haben kann. Denn erst im März 1813 war er aus dem Kerker entlassen worden, in den man ihn als angeblich Mitschuldigen der Verschwörung Boscoli's und A. Capponi's geworfen hatte. Außerdem ist es so gut wie unfraglich, daß er während dieses Jahres 1513 noch an seiner Madragola, dem besten italienischen Lustspiel, zu schreiben wenigstens begonnen habe. Des öfteren wurde in Italien die Madragola als die Komödie, der Principe als die Tragödie der Gesellschaft jener Tage bezeichnet. Der Verfasser beider hätte also gleichzeitig das erschütternde und das erheiternde Stück, mit denen er seiner Verbitterung Luft machte, in Angriff genommen. Den im Januar 1514 fertiggebrachten Principe gedachte er, um sich dem Hause Medici zu Diensten zu empfehlen, Giuliano de' Medici zu widmen. Aus dieser Widmung wurde aber nichts; erst im Jahre 1516, als Giuliano gestorben und Lorenzo de' Medici Herrscher in Florenz geworden war, erfolgte die Widmung an diesen. Das Buch hatte also volle zwei Jahre hindurch verbessert oder auch ganz umgearbeitet werden können; Ranke deutet sogar an, es sei mittlerweile ein anderes geworden und in also veränderter Gestalt habe der Verfasser es Lorenzo dedicirt. Allein diese Meinung ist jüngsthin als irrig dargelegt und bewiesen worden,[4]) daß der Principe in ganz der nämlichen Gestalt, die er Anfang 1514 hatte, ohne Aenderungen oder Verbesserungen, selbst ohne Beseitigung augenfälliger Anachronismen, die im Buche stehen blieben, trotzdem sie mit einem Federzug hätten richtig gestellt werden können, dem Lorenzo de' Medici überreicht worden ist.

Das ist so ziemlich alles, was wir über Entstehung des Principe und über den Nutzen wissen, den sich Machiavelli aus der Widmung an Lorenzo verhieß. Hiezu kommt einzig die andere schwerwiegende Thatsache, auf welche der zu Freveln anreizende Inhalt des Buches hinausläuft. Daß es mit zwei anderen Werken des

3) Eth. P. III, schol. ad pr. 9; Def. ad pr. 59.

4) Von Lisio in seiner Vorrede, S. LXII.

Verfassers, den Discorsi und den sieben Büchern über die Kriegskunst, vielfach übereinstimmt, daß ferner den größten Anstoß erregende Stellen auch in den Discorsi vorkommen, ist unleugbar. Doch ebenso unleugbar ist, daß Aeußerungen, die Machiavelli in familiären Briefen gethan oder in seine amtlichen Schreiben als Staatssekretär eingeflochten hat, mit Stellen des Principe durchaus nicht übereinstimmen, ihnen vielmehr geradezu widersprechen. So werden (Kap. 21) die Thaten Ferdinands des Katholischen als großartig, außerordentlich und bewunderungswerth gepriesen, während in einem an Vettori gerichteten Schreiben Machiavelli's zu lesen ist: dieser König habe mehr Arglist und Glück als Klugheit und Weisheit. Im Principe wird Cäsar Borgia als Muster eines profunden Staatsmanns hingestellt — derselbe Borgia, über dessen jähen Fall Machiavelli, im Laufe seiner Legation bei Julius II., nur Spott und Hohn hat. Das berühmte Schlußkapitel des Principe fordert in ergreifender Weise zur Einigung und zur Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft auf, und doch hat Machiavelli den Glauben an die Möglichkeit der Einigung seinem Freunde Vettori aus dem Sinne geschlagen: der Glauben, schrieb er diesem einmal, wäre nichts als Irrthum und Selbsttäuschung; ein andermal gar führt er ihm zu Gemüthe: „Mit Euerer Einigung Italiens macht Ihr mich lachen; denn erstlich kommt es hier nie zu einer solchen für irgend etwas gutes, und wenn selbst die Häupter sich untereinander vereinigt hätten, könnten sie nichts ausrichten, da es an Soldaten fehlt, die auch nur einen Heller werth wären, und zweitens fehlt es an jeder Einigkeit zwischen Haupt und Gliedern." Wer also dachte und trotzdem jenes Begeisterung athmende Schlußkapitel niederschrieb, ein Kapitel von dem jetzt nachgewiesen ist, daß es von ihm dem Eingang der Rede des Isokrates an Nikokles nachgebildet wurde,[5]) der kann unmöglich mit seinem Buche die Absicht verfolgt haben, einen Lorenzo de' Medici anzuleiten, wie Italien zu einigen und zu befreien sei.

Ehe die Forschung weitere Aufschlüsse gebracht haben wird, läßt sich nur sagen: Wir wissen zwar, was Machiavelli für seine Person durch den Principe erreichen wollte, eine Anstellung im Staatsdienst des Hauses Medici, sei es nun, daß er das Buch von vornherein in dieser Absicht geschrieben hat, sei es, daß erst mit oder nach Vollendung desselben ihm ein solcher Gedanken gekommen ist. Allein was darüber hinausgeht und zur Erklärung der Schrift, zu ihrer Abschwächung ins Erträgliche oder ihrer Steigerung ins Unmenschliche herbeigeholt wurde, das hat nicht den Werth einer ausgemachten Wahrheit. Man wird vielleicht einwenden, der Principe sei reine Tendenzschrift, mit welcher der entlassene Staatssekretär auf nichts anderes als seine Wiederanstellung hingezielt habe. Dagegen aber möchte ich auf die bisher wenig oder gar nicht beachteten Worte eines sehr großen Denkers verweisen, die wie folgt lauten:[6])

„Durch welche Mittel ein Fürst, der einzig von Herrschsucht erfüllt ist, sein Reich befestigen und sich erhalten könne, hat der überaus scharfsinnige Machiavelli ausführlich dargelegt; zu was für einen Zweck aber, ist nicht genügend klar. Wenn er jedoch einen guten Zweck hatte, wie es von ihm, dem weisen Manne, zu glauben ist, so scheint es der gewesen zu sein, daß er zeigen wollte, wie unklug viele einen Tyrannen beseitigen wollen, während sie die Ursachen, warum der Fürst ein Tyrann geworden ist, nicht aus dem Wege räumen können. . . . Vielleicht wollte er auch zeigen, wie sehr ein freies Volk sich davor hüten muß, sein Heil in das unumschränkte Belieben eines Einzelnen zu stellen."

Zum Schlusse sei bemerkt, daß die Medici das Schlußkapitel des Principe überschlagen und die unser Entsetzen erregenden Lehren der vorhergehenden 25 Kapitel nach ihrem Geschmacke gefunden haben. So hielt es offenbar Lorenzo, dem das Buch zugeeignet war, und wohl nicht besser der Papst Clemens VII., der nach der zweiten Restauration seines Hauses in Florenz mit Kapitulationsbruch und rachgieriger Blutthat nicht sparte. Aus dem Schiffbruch Italiens haben sich die Medici die Herrschaft über die Arnostadt gerettet — eine Rettung, die ihnen, den von Zeitumständen Begünstigten, gelingen mußte, auch wenn Machiavelli nicht eine Zeile des Principe geschrieben gehabt hätte.

[5]) Vergl. G. Ellinger: Die antiken Quellen der Staatslehre Machiavelli's. Tübingen 1888. S. VIII und 13.

[6]) *Spinoza:* Tractat. Polit. Cap. 5, § 7.

Der deutsche Kleingrundbesitz angesichts der Agrarkrisis.

Von Dr. Alfred Nossig.

II.

Wollte man nun auch zugeben, daß der Kleingrundbesitz heute in geringerem Maße Getreide für den Markt produzirt als die Großbetriebe, die für den Körnerbau geeigneter sind, so folgt daraus durchaus nicht, daß diese Klasse von Landwirthen überhaupt an der Waarenproduktion sich nur schwach betheilige; in um so höherem Maße treten nämlich die Bauern als Waarenproduzenten auf anderen Gebieten auf. Was von den berufensten Agrarpolitikern als bestes wirthschaftliches Kampfmittel für die europäische Landwirthschaft angesichts der internationalen Getreidekonkurrenz empfohlen wurde, was insbesondere die englische Landwirthschaft mit so großem wirthschaftlichen Erfolg durchgeführt, das übte in seiner Einfalt auch das kindliche Gemüth des deutschen Bauern: er verlegte sich mit aller Macht auf die Produktion von Vieh, Eiern, Milch, Obst, Gemüse, Handelspflanzen u. s. w., zum Theil auch auf die industrielle Verarbeitung seiner Produkte. Auf diesen Gebieten ist die internationale Konkurrenz heute noch schwächer als auf dem der Getreideproduktion; und dieselbe Entwicklung des Transportwesens, die den Getreidebau nicht lohnend macht, wirkt dahin, in manchen Gegenden die Produktion von Fleisch, Milch u. s. w. für den Verkauf zu ermöglichen, indem sie diesen Artikeln einen Markt zugänglich macht, von dem sie bis dahin abgeschlossen gewesen.[1]) Auf diese Umstände, auf die Art der von den Bauern hauptsächlich produzirten landwirthschaftlichen Waaren, mag ja zum Theil die günstigere Stellung, auf der sie sich während der Agrarkrisis behaupten, zurückzuführen sein; immerhin aber steigt auch auf diesen Gebieten der Konkurrenzdruck in empfindlicher Weise, und der Kleingrundbesitz legt eine erstaunliche Leistungs- und Widerstandsfähigkeit an den Tag, indem er diesen wirthschaftlichen Kampf, der ihn bei weitem stärker trifft als die größeren Betriebe, siegreich besteht.

Ueber den Antheil des Kleingrundbesitzes an der Viehproduktion gibt uns die landwirthschaftliche Betriebszählung vom Jahre 1895 sehr bemerkenswerthe Aufschlüsse.[2]) Von 100 landwirthschaftlichen Betrieben der Größenklasse

[1]) Kautsky, „Agrarfrage", S. 251.

[2]) S. 28—31.

1 bis 2 ha hielten	92.69	Proz. Nutzvieh
4 „ 5 „ „	98.37	„ „
5 „ 10 „ „	98.92	„ „
10 „ 20 „ „	99.35	„ „
20 „ 50 „ „	99.41	„ „

In den höheren Größenklassen wird der Prozentsatz der nutzviehhaltenden Betriebe immer geringer. Vergleicht man die Zählung von 1895 mit der von 1882, so hatten „im allgemeinen die Betriebe mit Nutzvieh lediglich bei den großen Bauerngütern und Großbetrieben ein Minus zu verzeichnen, in den unteren Größenklassen jedoch ein namhaftes Plus."

Daß der bei den Kleinbetrieben vorgefundene Nutzviehstand nicht bloß zum Selbstgebrauch diente, sondern für den Markt produzirt wurde, zeigt seine relative Größe.

Auf je 100 Hektar landwirthschaftlich benutzter Fläche kamen:

Größenklassen	Pferde 1895	Pferde 1882	Rindvieh 1895	Rindvieh 1882	Schafe 1895	Schafe 1882
Unter 2 ha . .	4.91	3.11	78.26	88.44	31.39	41.18
2 bis 5 „ . .	6.88	6.38	85.30	81.80	14.89	22.83
5 „ 20 „ . .	11.80	11.63	64.05	60.24	19.25	29.38
20 „ 100 „ . .	12.71	12.13	47.12	42.14	35.45	55.46
100 ha u. darüber .	8.31	7.54	24.99	19.75	78.83	147.07
Im Durchschnitt .	10.36	9.77	52.44	48.49	38.73	66.26

Größenklassen	Schweine 1895	Schweine 1882	Ziegen 1895	Ziegen 1882
Unter 2 ha . .	191.66	114.12	137.43	108.21
2 bis 5 „ . .	71.17	46.64	8.98	7.06
5 „ 20 „ . .	43.31	28.90	2.59	2.12
20 „ 100 „ . .	26.93	17.49	0.65	0.53
100 ha u. darüber .	11.35	6.17	0.11	0.07
Im Durchschnitt . .	41.71	26.46	9.55	7.70

Demnach hatten die bei weitem größte Zahl von **Pferden** die bäuerlichen Wirthschaften, und zwar nicht nur die großbäuerlichen, sondern auch die mittleren; „hier — bemerkt der Bericht — wird die Erhaltung und Nachzucht des Pferdebestandes am intensivsten gepflegt." Es ist dies, nebenbei gesagt, ein Gegenbeweis gegen die von den extremen Vertheidigern des Großbetriebs oft wiederholte Behauptung, daß die Pferdezucht ein Privileg des letzteren sei.

Auch das **Rindvieh** ist seinem Hauptbestande nach im Besitz der mittleren und Großbauern, dann folgen die Kleinbauern, hernach erst die Groß- und Parzellenbetriebe. Nur die **Schafhaltung**, welche übrigens, **angesichts der stetig sinkenden Wollpreise** in allen Betrieben abnimmt und der Zucht von nutzbringenderen Thieren, namentlich von Rindvieh und Schweinen, den Platz räumt, ist vornehmlich mit dem Großbetrieb verbunden, dafür ist die **Schweinehaltung** am stärksten bei den Parzellen- und Mittelbetrieben, und die **Ziegenhaltung** fast ausschließlich auf die Zwergbetriebe beschränkt.

Die schwunghafte, für den Markt bestimmte Produktion der Bauern auf diesem Gebiete wird von Allen, die die bäuerlichen Zustände näher untersucht, hervorgehoben. So berichtet die Expedition **Blondel**, daß die **bayerischen** Bauern, wenn sie auch verhältnißmäßig wenig Getreide verkaufen, dafür umsomehr „durch die Viehzucht und zwar speziell durch die Schweinezucht heute ihr Einkommen zu vergrößern trachten". „Es werden im Frühling in Neumarkt große Jahrmärkte (Schrannen) abgehalten, wo man Tausende von Ferkeln verkauft." „Die Eigenthümer eines Gutes von 20 Hektar haben in der Regel vier Mutterschweine; sie können also jährlich etwa 80 Ferkel verkaufen, was im Durchschnitt 920 M. ergibt."[1])

[1]) **Blondel**, l. c., S. 50.

Die Erzielung dieser Gewinne kommt den Bauern durchaus nicht leicht. Der Preissturz, den die permanente Agrarkrisis erzeugt, trifft in stets wachsendem Maße auch die Produkte der Viehzucht und die internationale Konkurrenz wird auch auf diesem Gebiet immer bedrohlicher. Die wachsende Gefährlichkeit Nordamerika's erhellt aus dem riesenhaften Aufschwung, den die Thierzucht und die Ausfuhr von Produkten derselben in den letzten Jahrzehnten daselbst genommen hat.[1])

Man zählte in den Vereinigten Staaten:

	Kühe	anderes Rindvieh	Schafe	Schweine
1870 . .	10,096,000	15,389,000	40,893,000	26,751,000
1895 . .	10,505,000	34,364,000	42,294,000	44,166,000

Der Werth der Ausfuhr von Produkten der Rindvieh- und Schweinezucht betrug in je 100 Dollars:

	Leb. Rinder	Leb. Schweine	Produkte von Rindern	Produkte von Schweinen
1876 . . .	1110	670	9921	67,838
1886 . . .	10,959	674	18,505	57,125

Allerdings nimmt bis jetzt die Hauptmasse der nordamerikanischen Fleischprodukte der englische Markt auf; aber hier eben, auf dieser Zentralstation des Weltmarktes, hat die deutsche Produktion mit der amerikanischen einen immer härteren Kampf zu bestehen.

Von dem in England importirten Rindvieh stammten im Jahre 1886 36 Proz. aus den Vereinigten Staaten; im Jahre 1895 lieferten die Vereinigten Staaten schon 67 Proz. Ganz Europa stellte im Jahre 1876 99 Proz., im Jahre 1886 bloß 43, 1891 nur 15 Proz.

Unmittelbar läßt sich die Konkurrenz der europäischen Nachbarländer spüren. Der Import von Rindvieh aus Oesterreich-Ungarn, Rußland, Dänemark und den Niederlanden nach Deutschland ist im stetigen Wachsen begriffen. Der Werth der Einfuhr von Rindvieh stellte sich im Jahre 1883 auf rund 51 Mill. M., 1892 dagegen auf 79 Mill. Mark. Noch stärker stieg die Einfuhr von Schweinen, diesem Hauptartikel der Kleinviehzucht: 1888 betrug ihr Werth 35.6 Mill. M., 1892 schon 98 Mill. M. Die Einfuhr von Pferden ist minder stark; ihr Werth schwankte in der Periode 1883/92 zwischen 59.9 Mill. M. (1885) und 73.5 Mill. M. (1891). Dafür hat aber die Pferdeproduktion unter einem anderen Konkurrenzdruck zu leiden. Das Pferd wird immer mehr von den maschinellen Motoren verdrängt. In der Fortbewegung von Lasten im Fernverkehr ersetzt die Dampfkraft dasselbe; im lokalen Verkehr und in der Landwirthschaft neben der Dampfkraft auch die Elektrizität; und nicht den geringsten Abbruch thut ihm auch das Fahrrad.

Wenn **Kautsky** meint, daß hievon nur die größeren Landwirthe, die kleinen aber nicht direkt betroffen werden,[2]) so sind die Zahlen, die wir eben angeführt, geeignet ihn zu widerlegen. Aber er gibt selbst zu, daß die Verdrängung des Pferdes die Bauern indirekt trifft, indem sie die Nachfrage nach Pferdefutter reduzirt. Nun war Hafer gerade diejenige **Getreideart**, die bisher am wenigsten unter der überseeischen Konkurrenz litt. Im Deutschen Reiche nahm die Erntefläche von Hafer 1883—1896 um 205,800 Hektar zu, während die von Weizen um 56,200 Hektar, die von Gerste um 78,000 Hektar abnahm. Die fallende Nachfrage nach Pferden bedeutet also einen doppelten Verlust für die kleinen landwirthschaftlichen Produzenten.

Daß die kunst- und handelsgärtnerische Produktion[3]) fast ausschließlich auf den Kleinbetrieben ruht, ist eine be-

[1]) S. **Buchenberger**, „Agrarwesen u. Agrarpolitik", II, Seite 559 ff. und **Kautsky**, „Agrarfrage", S. 256.

[2]) „Agrarfrage", S. 288.

[3]) Die Landwirthschaft im Deutschen Reiche (Betriebszählung vom 19. Juni 1895), S. 50 ff.

kannte Thatsache. Im Jahre 1895 gehörten 94.06 Proz. aller Betriebe dieser Art zur großen Klasse unter zwei Hektar. Da der Betrieb der Kunst- und Handelsgärtnerei große Intensität erheischt — fügt der Bericht hinzu — und sich daher mehr in Gegenden mit kleineren und Parzellenbetrieben durchführen läßt, so finden wir diese Kulturen vornehmlich in der Rheinprovinz, in Sachsen, Schlesien, Hessen-Nassau, ferner in Bayern.

Auch hier muß nun der kleine deutsche Produzent immer härter mit der ausländischen Konkurrenz ringen.[1]) Vor 1891 war die Einfuhr von Obst aus Amerika allerdings unbedeutend; aber in den letzten Jahren hat sie sich riesenhaft entwickelt. Es betrug die

Einfuhr von frischem Obst (aus Amerika):

1891	3372 dz	im Werthe von	0.1 Mill. M.
1896	78,201 „	„ „ „	1.4 „ „
1897	103,365 „	„ „ „	ca. 2.2 „ „

Einfuhr von getrocknetem Obst:

1891	17,745 dz	im Werthe von	0.9 Mill. M.
1896	84,121 „	„ „ „	3.3 „ „
1897	178,502 „	„ „ „	ca. 6.5 „ „

Da aber große Mengen amerikanischen Obstes auch über Holland und Belgien zur Einfuhr gelangen, wobei der amerikanische Ursprung meistens nicht deklarirt zu werden pflegt, so müssen für das Jahr 1897 noch 430,866 dz + 269,671 dz frisches Obst hinzugezählt werden, so daß Amerika an der deutschen Gesammteinfuhr, welche 1897 1,413,728 dz (gegen 1,056,748 dz im Jahre 1896) betrug, mit mehr als der Hälfte betheiligt erscheint. Nun ist aber die amerikanische Konkurrenz eine besonders gefährliche — nicht nur wegen der Einschleppung der Schildlaus — sondern wegen der außerordentlichen Billigkeit und der vorzüglichen Qualität des amerikanischen Obstes. Letzteres besitzt im Durchschnitt mehr Aroma und Süßigkeit, das deutsche Obst mehr Säure ohne besonderes Aroma. So finden wir also ein Gebiet, auf welchem die überseeische Konkurrenz die kleinen landwirthschaftlichen Waarenproduzenten ganz ebenso empfindlich trifft, wie die großen auf dem der Getreideerzeugung.

Immer stärker wird auch der Antheil der deutschen Bauern an der Produktion von Rüben und von Kartoffeln, welche für industrielle Zwecke (Zucker-, Alkohol-, Stärkefabrikation), also für den Absatz bestimmt sind.[2]) Von 100 landwirthschaftlichen Betrieben befaßten sich im Jahre 1895

Größenklasse	mit dem Anbau von Zuckerrüben	Kartoffeln
Unter 2 ha	9.52	4.03
2 ha bis 5 „	18.91	6.75
5 „ „ 20 „	41.43	21.56
20 „ „ 100 „	23.53	30.61
100 „ und darüber	6.41	37.05

Wenn auch die Anbaufläche bei den größeren Betrieben unvergleichlich bedeutender ist, so beweist doch diese Tabelle, wie zahlreich die Kleinbetriebe sind, die sich mit diesem Zweige landwirthschaftlicher Waarenproduktion beschäftigen und deren wirthschaftliches Wohl und Wehe daher — zum Theil wenigstens — von den Weltproduktions- und Absatzverhältnissen auf diesem Gebiete abhängen.

Nicht unbedeutend ist aber auch die Anzahl der Kleinbetriebe, welche Zuckerrüben und Kartoffeln selbst verarbeiten und so nicht nur als landwirthschaftliche, sondern auch als industrielle Waarenproduzenten auftreten. Von 100 landwirthschaftlichen Betrieben waren im Jahre 1895 verbunden mit

Größenklasse	Zuckerfabriken	Branntweinbrennereien
Unter 2 ha	44.00	11.63
2 ha bis 5 „	9.72	6.55
5 „ „ 20 „	14.86	17.58

Nun ist die Ueberproduktion an Zucker, welche die Zuckerrübenproduzenten ebenso wie die Zuckerfabrikanten trifft, eine längst festgestellte Thatsache. Man verarbeitete in Deutschland 1871/72 nur 2,251,000 Tonnen Rüben, im Jahre 1896/97 13,722,000. Diese Produktion übertrifft bei weitem den inländischen Zuckerverbrauch und die Ausfuhr. Im Jahre 1894/95 betrug die Ueberproduktion 300,000 Tonnen.

Aehnlich stieg die Zahl der Branntweinbrennereien und der für sie bestimmten Kartoffeln (1880/81 : 1,982,000; 1885/86 : 3,087,000 Tonnen) nur dazu, um 1884 eine Krisis herbeizuführen, welche trotz der protektionistischen Steuergesetze von 1887 und 1895 dauernd besteht.

Allerdings sind Zuckerfabriken und Branntweinbrennereien zumeist mit Großbetrieben verbunden oder auf einer kleinen Fläche mit Vernachlässigung der Landwirthschaft erbaut. Wie sehr aber die kleinen Fabriken, die gewöhnlich mit einem landwirthschaftlichen Betrieb vereinigt sind, unter der Krisis gelitten, beweist der Umstand, daß z. B. die Zahl der Branntweinbrennereien, welche nur bis 50 Liter produzirten, von 1890/91 bis 1894/95 um mehr als die Hälfte gefallen ist (von 1300 auf 513). Diese Zweige der landwirthschaftlichen Industrie — bemerkt der Bericht — eignen sich eben, ähnlich wie die Stärkefabrikation, wenig als Nebengewerbe für kleinere Betriebe.

Dafür gibt es eine Reihe anderer landwirthschaftlicher Produkte, deren Verarbeitung sich sehr wohl mit kleineren Gütern verbinden läßt, und welche den Kleingrundbesitzern Gelegenheit geben, sich an der Waarenproduktion, sei es auf industrieller, sei es auf genossenschaftlicher Basis, in hervorragendem Maße zu betheiligen. So sind, nach der Betriebszählung von 1895 die Getreidemühlen vornehmlich, die Bierbrauereien sehr häufig mit kleineren und mittleren Betrieben verbunden. Nicht weniger als 18.78 Proz. aller Getreidemühlen fanden sich in Betrieben unter 2 ha, 24.15 Prozent waren mit Betrieben von 2—5 ha und 44.30 Proz. mit solchen von 5—20 ha verbunden. Ein ähnliches Verhältniß findet in Bezug auf die Bierbrauereien statt. Es entfielen von denselben

17.73 Proz.	auf Betriebe von	unter 2 ha
18.57 „	„ „ „	2 ha bis 5 „
41.86 „	„ „ „	5 „ „ 20 „

In noch hervorragenderem Maße sind die Kleingrundbesitzer an der Milch-, Butter- und Käseproduktion betheiligt. Es entfielen im Jahre 1895 von 100 Betrieben auf die

Größenklasse	Betriebe mit Milchhandel	An Molkereigenossenschaften oder Sammmelmolkereien betheiligte Betriebe
Unter 2 ha	21.46	6.95
2 ha bis 5 „	26.35	21.49
5 „ „ 20 „	36.59	36.19
20 „ „ 100 „	13.54	29.42
100 „ und darüber	2.06	5.95

Es bilden also die Kleingrundbesitzer das weitaus überwiegende Gros der individuell und genossenschaftlich arbeitenden Milchproduzenten, und die sozialistischerseits gern wiederholte Behauptung, daß in den Genossenschaften die größeren Landwirthe das Hauptkontingent stellen, erweist sich als irrig.

Wie sehr nun die deutsche Molkereiproduktion und die zahlreichen an ihr betheiligten Kleinbetriebe von der inter-

---

1) Vergl. die Münchener Allg. Ztg. vom 2. Febr. 1898 („Verbot der amerikanischen Obsteinfuhr") und vom 12. März 1898 („Einfuhr von Obst und Südfrüchten in Deutschland").

2) Betriebszählung 1895, S. 40 ff.

nationalen Konkurrenz bedrängt werden, läßt sich aus folgenden Zahlen ersehen.[1]) Bei stetig wachsender Produktion betrug in Deutschland die

1886	12,309,000 kg	5,119,000 kg	an Butter
1897	3,716,000 „	10,326,000 „	
1886	3,409,000 „	5,216,000 „	an Käse
1897	1,373,000 „	11,937,000 „	

Die kolossal emporsteigende Butterproduktion Dänemarks und Australiens verdrängt die deutschen Molkereiprodukte insbesondere auf dem Hauptabsatzgebiete derselben, auf dem englischen Markte. An der englischen Buttereinfuhr betheiligten sich (in Prozenten):

	Deutschland	Dänemark	Australien
1887 . .	10.3	32.3	0.4
1895 . .	6.8	41.1	11.1

Ganz ansehnlich ist auch der Antheil der deutschen Kleingrundbesitzer an der Holzproduktion und dem Holzhandel. Auf die einzelnen Größenklassen entfielen im Jahre 1895 von je 100 Forstbetrieben[2])

Größenklasse	Forstbetriebe	mit landw. benutzter Fläche
Unter 10 ha	89.86	91.07
10 ha bis 100 „	8.65	8.19
100 „ „ 1000 „	1.23	0.63
1000 „ und darüber	0.26	0.11

Das größte Holz- und Holzindustriegebiet Deutschlands, oder mindestens Süddeutschlands, ist Bayern, wo der Bauernbesitz überwiegt.

In hervorragendstem Maße betheiligen sich die zahlreichen kleinen Forstbetriebe an den forstwirthschaftlichen Nebengewerben. Von den 953,874 deutschen Forstbetrieben waren 1895 verbunden mit Betrieben für

	Forstbetriebe				
	Ueberhaupt	Unter 10 ha	10 bis 100 ha	100 bis 1000 ha	1000 ha u. darüber
Samendarren	73	12	2	3	56
Torfstich, Torfstreu	783	654	52	48	29
Holzkohlen- u. Holztheergewinnung	38	30	7	1	—
Harz- und Pechgewinnung . .	17	12	4	1	—
Holzzurichtung und -Konservirung (Sägenmühlen)	5244	3926	1146	135	37

Trotzdem der Holzexport Deutschlands bedeutend geringer ist als sein Import (12 Mill. M. gegen 143 Mill. Mark), ist sein Handel doch recht beträchtlich. „Es umfaßt nicht nur den Binnenhandel; es gibt auch einen inländischen und überseeischen Exporthandel in Holz. In Bayern allein zählt man 250 Ausfuhrfirmen.“ Nun sind für den internationalen Holzhandel die Frachtsätze von entscheidender Bedeutung, da das Holz als Massenartikel bei großem Gewicht einen verhältnißmäßig geringen Werth besitzt und dieser am Ursprungsorte zumeist in keinem Verhältniß zu den Transportkosten steht; und gerade in Bezug auf die Frachtsätze ist der deutsche Holzhandel benachtheiligt. „Ein großer, bei einer Tarifreform dringend zu berücksichtigender Mißstand ist die theure Verfrachtung des inländischen gegenüber dem ausländischen Holz, ein Umstand, der besonders am Rhein den ausländischen ... Weltbewerb sehr nachtheilig fühlbar macht.“[3])

Noch auf einen Zweig der landwirthschaftlichen Waarenproduktion sei zum Schluß hingewiesen, der ähnlich wie die Kunst- und Handelsgärtnereien, vornehmlich, ja fast ausschließlich in den Händen der Kleingrundbesitzer ruht: auf den Weinbau. Von allen Weinbaubetrieben gehörten

[1]) Vergl. Kautsky, „Agrarfrage“, S. 270—271.

[2]) Betriebszählung 1895, S. 53.

[3]) „Vom deutschen Holzhandel“ (Münchener Allg. Ztg., 17. Juli 1898.

1895 93.15 Proz., von der ganzen Weinfläche 63.40 Proz. zur Größenklasse unter 1 Hektar. „In der Hauptsache wird der Weinbau in Verbindung mit der Landwirthschaft von Landwirthen betrieben. Dies beweist der Umstand, daß zu den Weinbaubetrieben in der Regel noch eine viel größere sonstige landwirthschaftliche Fläche gehört (das Zehnfache), ferner, daß drei Viertel aller Weinbergsinhaber ihrem Hauptberuf nach zur Landwirthschaft zählen. Besonders stark sind die sich mit Weinbau abgebenden Landwirthe in den Größenklassen 20 Ar bis 3 Hektar vertreten, wo ihr Prozentsatz 78.23 und sogar 83.78 erreicht; sie bilden den eigentlichen Grundstock der Weingärtner. Dementsprechend finden wir die Mehrzahl der Weinbaubetriebe in den Gebieten des Kleingrundbesitzes: auf die preußischen Provinzen Hessen-Nassau und das Rheinland, ferner auf die Staaten Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und Elsaß-Lothringen entfallen 96.80 Proz. von allen Betrieben, 93.7 Proz. von der Weinbergfläche.[1])

Für die wirthschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen die Winzer zu kämpfen haben, hat Kautsky sehr belehrendes Material zusammengestellt,[2]) aus dem er allerdings andere Schlußfolgerungen zieht als wir. Die Einfuhr frischer Weinbeeren aus dem Ausland ist in stetem Steigen begriffen. Sie betrug 1886 3,181,000 kg, im Jahre 1895 bereits 19,371,000 kg. Man begreift den Erfolg des ausländischen Wettbewerbs, wenn man erwägt, daß in Gebieten mit fruchtbarerem und billigerem Boden, wie Algier, Tunis, Cap, Californien, Uruguay, Argentinien und Australien, in den letzten Jahrzehnten der Weinbau enorme Fortschritte gemacht. In Algier, wo 1878 nur 17,600 ha mit Weinreben bepflanzt waren, widmete man 1893 116,000 ha dem Weinbau.

Für den kleinen Winzer wird diese Konkurrenz besonders empfindlich. Die Weinhändler und Weinfabrikanten, an die sie ihre Trauben zumeist verkaufen müssen, drücken die Preise um so stärker herab, je größere Quantitäten ausländischer Trauben und billiger Weine ihnen zur Verfügung stehen und je unabhängiger sie damit von der inländischen Traubenproduktion werden.

Noch schwerer als die Konkurrenz der ausländischen Naturweine und Trauben ist die der Kunstweinindustrie. Die sogenannten verbesserten Weine, edle Gattungen, die aus geringwerthigen, durch Zusatz von chemisch erzeugtem Traubenzucker gewonnen werden; die Trester- und Rosinenweine, welche besonders unter Anwendung der Reinzuchthefe in vorzüglicher Qualität erzeugt werden, werden den deutschen Naturweinen immer gefährlicher. Vom Rosinenwein sagt ein Fachmann: „Es ist ein sehr guter und brauchbarer Wein, er hat vollkommen den Charakter eines Weines.... Technisch ist gegen ihn nichts einzuwenden, aber umsomehr wirthschaftlich, da er unserm deutschen Wein schwer Konkurrenz macht. Er ist analysenfest und ungeheuer billig; zu 12 M. kann man 100 l herstellen.“[3]) Hiezu sei bemerkt, daß die Einfuhr von Rosinen infolge des Aufschwungs der Rosinenweinfabrikation von 12,994,000 im Jahre 1886 auf 32,846,000 im Jahre 1895 gestiegen ist.

Ja, man denkt jetzt ernstlich daran, mit Hülfe der Hefereinzucht aus Zuckerlösungen ohne allen Zusatz von Weinen, Trauben oder Rosinen edle Weine zu erzeugen.[4]) Damit würde auch auf diesem Gebiet jener Prozeß seinen äußersten Ausdruck erlangen, der sich in anderen Zweigen

[1]) „Die Landwirthschaft im Deutschen Reich“ (Betriebszählung 1895), S. 51.

[2]) Kautsky: „Agrarfrage“, S. 287—296.

[3]) Prof. Maercker in seinem Referat über „Die Lage der Gesetzgebung betreffend die Weinbereitung und die Technik der Weinbereitung“ im k. preuß. Landesökonomiekoll. (Februar 1897).

[4]) Ibidem.

der Landwirthschaft bereits abgespielt: nach der Bedrängung der landwirthschaftlichen Produkte durch die Surrogate der Industrie käme die schließliche Verdrängung derselben, ihre Ersetzung durch Erzeugnisse, welche von der Industrie direkt, ohne alle Mitwirkung der Landwirthschaft, hergestellt werden.

So erzeugt die industrielle Chemie aus Steinkohlentheer das Saccharin, welches als Versüßungsmittel, wenn auch noch nicht als Nahrungsmittel, den Zucker verdrängt; sie gewinnt aus demselben Material Alizarin und macht damit einer für die süddeutschen Kleinbauern wichtigen Handelspflanze, dem Krapp, die schwerste Konkurrenz.[1])

Ueberhaupt muß es hervorgehoben werden, daß die Konkurrenz, welche die Industrie durch ihre Surrogate der Landwirthschaft macht, vornehmlich die Hauptartikel der kleinbäuerlichen Waarenproduktion trifft. Wie den Wein und den Krapp, so schädigt sie andere Handelspflanzen, ebenfalls Spezialartikel der Kleinbetriebe.[2])

Trotz des enormen Aufschwungs der Bierproduktion (1872 in Deutschland 32,945,000 hl, 1896/97 61,486,000 hl) schreitet die Hopfenproduktion nicht vorwärts (1884 28,870 t, 1896 25,325 t). Im Jahre 1884/85 entfielen in Deutschland auf eine Tonne Hopfen 2260 hl Bier, im Jahre 1896/97 3324 hl; ein Beweis, daß die ganze Zunahme der Biererzeugung nicht den Hopfenproduzenten, sondern den der Hopfensurrogate zugute kommt.

Der Absatz von Oelpflanzen verringert sich, da die Industrie es gelernt hat, aus einem landwirthschaftlichen Abfallsstoff, dem Baumwollensamen, billigeres Oel zu fabriziren. Es betrug im Deutschen Reich die Einfuhr von:

	Baumwollensamenöl	Leinöl
1886	8,067 t	39,743 t
1897	30,227 t	15,548 t

Mit der Einführung des billigen Baumwollensamenöles hängt das Auftreten der Kunstbutter zusammen, zu deren Herstellung es neben Rindertalg und Milch verwendet wird. In Deutschland begann man Margarine im Jahre 1872 zu erzeugen; heute gibt es gegen sechzig Margarinefabriken. „Die Kunstbutter und neben ihr noch der Kunstkäse,“ bemerkt mit Recht Kautsky, „sind wohl bisher jene von der Großindustrie erzeugten Surrogate, die sich der Landwirthschaft am fühlbarsten bemerkbar machen.“ Die Molkereiproduktion ist aber, wie wir wissen, der Hauptzweig der Waarenproduktion der Kleinbetriebe; so haben diese die ganze Wucht des Anpralls der industriellen Konkurrenz auszuhalten.

Das ist das wahre Verhältniß der Kleingrundbesitzer zur Agrarkrisis; ein Verhältniß, welches den landläufigen Annahmen schnurstracks zuwiderläuft und geeignet ist, das für Viele räthselhafte Phänomen des Beharrens einer angeblich unrettbar verlorenen Klasse noch unerklärlicher erscheinen zu lassen. Daß die kleinen Betriebe von der Krisis nicht betroffen werden, ist ein Märchen. Die Hauptfaktoren der Krisis werden für sie ebenso, ja zum Theil noch mehr fühlbar als für die höheren Besitzklassen. Auch von jener Seite der Krisis, die man gewöhnlich in den Vordergrund schiebt, von der Erschwerung des Handels mit landwirthschaftlichen Produkten, werden sie aufs stärkste berührt.

Wenn nun die Kleingrundbesitzer der Krisis sich dennoch erwehren können, wenn sie, trotz aller verderblichen Folgen, die das freie System für sie gehabt, dennoch nicht an der Wurzel ihrer Existenz getroffen sind, so liegt dies keineswegs daran, daß sie sich einfach durchhungern. Neben Jenen, die thatsächlich gezwungen sind, sich „krumm zu legen“, gibt es ein bedeutendes Kontingent von solchen, die in ihren bescheidenen, aber auskömmlichen Daseinsbedingungen relativ viel weniger alterirt werden als die größeren Landwirthe in den ihrigen. Inwiefern dies mit dem Wesen ihrer Betriebsform zusammenhängt, kann hier nicht näher erörtert werden, aber schon die bloße Untersuchung des Verhältnisses der Kleingrundbesitzer zur Krisis hat uns manches an die Hand gegeben, was zu einer Erklärung ihrer wirthschaftlichen Widerstandsfähigkeit führen kann.

In einer allgemeinen Betrachtung der Agrarkrisis bemerkt Buchenberger, daß die Wirkung derselben in den verschiedenen Ländern Europa's in sehr verschiedenem Grad zutage getreten ist. Die moderne landwirthschaftliche Handelskrisis ist in erster Linie eine Getreidekrisis; wo demnach der Getreidebau dominirt, müßte die Wirkung eine viel tiefergreifende sein, als wo neben dem Getreidebau auch die Kultur anderer Gewächse oder die Viehzucht eine erhebliche Rolle spielt, wo die Einnahmen aus dem Verkauf von Brotgetreide neben jenen aus anderen Erzeugnissen der Landwirthschaft eine vergleichsweise erhebliche Rolle nicht spielen.[1])

Dieses Verhältniß gilt nun aber nicht nur für die verschiedenen Länder, sondern auch für die verschiedenen Betriebe in jedem Land. Nicht darum beharren die deutschen Kleinbetriebe, weil sie außerhalb der Wirkungssphäre der Krisis stünden, sondern weil sie nicht hauptsächlich Getreide produziren, weil ihre Produktion für den Markt vornehmlich andere, wohl ebenfalls bedrängte, aber weniger als das Getreide gedrückte Artikel umfaßt. Nicht darum widerstehen sie der Krisis, weil sie an der landwirthschaftlichen Waarenproduktion überhaupt keinen Antheil nehmen, sondern weil ihre Produktion verschiedene Zweige umfaßt, statt sich einseitig und ausschließlich einem Artikel zuzuwenden; weil ihr Einkommen aus verschiedenen Quellen fließt, so daß der Mißerfolg des einen Erzeugnisses durch den Erfolg des zweiten ausgeglichen wird, nie alles auf eine Karte gestellt ist. Nicht darum endlich, weil sie gar nicht für den Markt und bloß für Selbstkonsum produziren, sondern weil sie nicht bloß für den Markt produziren, weil sie einen Theil ihrer Produktion für ihre eigenen Bedürfnisse reserviren und weil auf diese Weise die Erhaltung der Produzenten unabhängig von den Fluktuationen des Weltmarktes stets gesichert bleibt. Weit entfernt, verzopfte Naturalwirthschaft zu sein, liefert dieses System — das eigentliche Geheimniß des siegreichen Bestandes der Kleinbetriebe während der Krisis — vielmehr die bedeutsamsten Fingerzeige, welche Prinzipien für die Agrarpolitik der Staaten maßgebend sein sollten. Es zeigt, daß neben der durch den Fortschritt der Weltproduktion unbedingt gebotenen Theilung und Spezialisirung der nationalen Produktion die Ausdehnung derselben auf alle für die Erhaltung der Bevölkerung nothwendigen Artikel einhergehen solle, daß neben der Theilnahme an der immer rationeller und planvoller sich gestaltenden Weltversorgung zugleich die Selbstversorgung der Länder zu erstreben sei.

Mittheilungen und Nachrichten.

E. In London starb am 10. März G. J. Symons, der Begründer und unermüdliche Leiter des Netzes für Niederschlagsmessungen auf den britischen Inseln. Stets hatte sich der ungemein rührige und in weiten Kreisen hochangesehene Gelehrte der besten Gesundheit zu erfreuen, bis ihn am 14. Februar ein Schlaganfall traf, von dem er sich nicht mehr erholen sollte. Am 6. August 1838 war er in Pimlico geboren und schon als Knabe zeigte er ein ausgesprochenes Interesse für die Erscheinungen in der Natur. Frühzeitig begann er, regelmäßige Witterungsbeobachtungen anzustellen, und seine Eltern gestatteten ihm schließlich, sich diesem Wissens-

---

[1]) Kautsky, l. c. S. 286.
[2]) Kautsky, l. c. S. 279 ff.

[1]) Buchenberger: „Agrarwesen und Agrarpolitik“, II, S. 561.

zweige ganz zu widmen, obwohl eine so hervorragende Autorität wie J. Glaisher ihn davor warnte, da „Wissenschaft sich nicht bezahlt mache". Der junge Symons arbeitete zunächst einige Jahre unter Admiral Fitzroy am Meteorologischen Amt und wendete sich dann jener Aufgabe zu, die sein Leben ausfüllen sollte, nämlich der Sammlung statistischen Materials über den Regenfall auf den britischen Inseln. Sein erstes Jahrbuch des „British Rainfall" erschien im Jahre 1860 und enthielt die Berichte von 168 Stationen. Wie dies Werk unter seiner Leitung und unermüdlichen Energie wuchs, mag man daraus ersehen, daß er imstande war, für 1898 die Beobachtungen von 3404 Stationen zu veröffentlichen. Die auf diese Weise gesammelten Daten wurden bald eine wesentliche Hülfe für alle Ingenieure und Dienststellen, die sich mit der Wasserversorgung zu beschäftigen hatten. Im Laufe der Zeit wurde Symons die erste Autorität für die Niederschlagsvertheilung über Großbritannien und sein Werk wurde eine unentbehrliche Auskunftsstelle für alle Parlamentskommissionen, welche für Wasserversorgung eingesetzt wurden. Im Jahre 1897 wurde die Albert-Medaille der Society of Arts an Symons verliehen. (Erfreulicherweise wird das von ihm organisirte Netz, das ausschließlich aus freiwilligen Beobachtern besteht, mit seinem Tode nicht zerfallen, sondern von seinem Mitarbeiter H. Sowerby Wallis weitergeführt werden.) Im Jahre 1866 begann er die Herausgabe der populären meteorologischen Zeitschrift „Symons's Monthly Meteorological Magazine", die bis auf den heutigen Tag weitergeführt wurde und sich außer durch zahlreiche interessante Aufsätze besonders durch die Raschheit auszeichnet, mit welcher sie meteorologische Mittheilungen neuesten Datums aus dem weiten Gebiete des englisch-indischen Kaiserreichs bringt. Symons war mehrmals Präsident und Sekretär der Royal Meteorological Society gewesen und war für das laufende Jahr wieder zum Präsidenten erwählt worden, so daß er die ehrenvolle Aufgabe gehabt hätte, im April die 50jährige Jubelfeier dieser Gesellschaft zu leiten. Der Schlaganfall, der ihn im Februar traf, zwang ihn jedoch, diese Ehrenstelle niederzulegen. Außerdem gehörte er einer Reihe von wissenschaftlichen Gesellschaften an. Er war ein eifriger Bibliophile und besaß eine reiche Bibliothek. Der von ihm gesammelte Zettelkatalog von mehr als 18,000 Titeln der meteorologischen Literatur bildete in Verbindung mit dem Katalog von Professor Cleveland Abbe die Grundlage zu dem großen Werke der „Bibliography of Meteorology", welche das amerikanische Wetterbureau in Washington Ende der 80er Jahre, aber leider nicht für alle Zweige der Meteorologie, herausgegeben hat. Außer seinen oben erwähnten regelmäßigen Veröffentlichungen hat Symons mehrere wissenschaftliche Werke und eine Reihe von Abhandlungen geschrieben. Im persönlichen Verkehr war er äußerst anregend und entgegenkommend; er hatte es verstanden, um sich einen weiten Kreis von freiwilligen Beobachtern zu sammeln, die ebenso wie zahlreiche Freunde auf dem Kontinent und in den Kolonien seinen Verlust betrauern.

w. **Eine Volksuniversität in Rom.** Die Associazione fra i liberi docenti italiani hat den Beschluß gefaßt, in Rom einen öffentlichen und unentgeltlichen Volkshochschulunterricht zu begründen, zum Nutzen der Arbeiterklasse und aller derer, welche aus Mangel an Zeugnissen, Zeit oder Geld die königliche Universität nicht besuchen können. Dieser Beschluß, der überdies noch von dem Präsidenten jener Vereinigung, dem Abg. Nasi, in der Kammer feierlich angekündigt worden ist, hat fast überall große Beistimmung gefunden. Man begann nun gleich, die Ergebnisse ähnlicher Einrichtungen in Nordamerika, England und in Frankreich zu untersuchen, um daraus gute Lehren für die neue Anstalt zu ziehen. Doch ist der Plan noch weit davon entfernt, verwirklicht zu werden, da man besonders über einen sehr wichtigen Punkt noch nicht einig ist. Jener Verein nämlich hat sich das Recht vorbehalten, über die Einrichtung des neuen Unternehmens allein verfügen zu können, während die Arbeiter und mit ihnen auch manche der größeren Tageszeitungen die Leitung zwischen Lehrern und Schülern getheilt wissen wollen, wie es ähnlich in Frankreich und England der Fall sei. So wird denn bis zur Eröffnung der Universität noch viel Wasser den Tiber hinabfließen können.

* **München.** Der geprüfte Rechtspraktikant Dr. August Köhler aus Erlangen wurde als Privatdozent für Strafrecht und Strafprozeßrecht an der juristischen Fakultät hiesiger Universität bestätigt.

* **Straßburg.** Am 15. d. M. starb hier der emeritirte Professor der Kaiser Wilhelms-Universität Dr. Elwin Bruno Christoffel im Alter von 70 Jahren, ein ausgezeichneter und scharfsinniger Mathematiker, der zu den hervorragenden Gelehrten gehörte, denen im Jahre 1872 die ehrenvolle Aufgabe übertragen wurde, den Lehrkörper der neubegründeten Kaiser Wilhelms-Universität zu bilden. Vor seiner Berufung nach Straßburg war Christoffel (seit 1862) ordentlicher Professor am Polytechnikum in Zürich und (seit 1868) an der Gewerbeakademie in Berlin gewesen. Seit dem Jahre 1894 lebte er, fortwährend kränklich, im Ruhestande.

* **Leipzig.** Der Privatdozent Dr. Hans Stumme ist zum außerordentlichen Professor der orientalischen Sprachen in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Berlin.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität haben sich habilitirt Dr. Walter Struck mit einer Vorlesung über „Erste Kammer und Herrenhaus in Preußen" und Dr. Alfred Vierkandt mit einer Antrittsrede über „Dualismus oder psychophysischer Parallelismus?"

* **Bonn.** Der bisherige ordentliche Professor D. Dr. Eduard König zu Rostock ist zum ordentlichen Professor in der hiesigen evangelisch-theologischen Fakultät ernannt worden.

* **Königsberg.** Der bisherige ordentliche Honorarprofessor Dr. Albert Stützer zu Breslau ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten an der böhmischen Universität in Prag sind zugelassen worden: Dr. Friedrich Mohl für romanische Philologie und Dr. Vladislaw Mladejovsky für Balneologie und Klimatologie.

* **Aus der Schweiz.** In Bern ist der außerordentliche Professor der Theologie und Oberbibliothekar der Berner Stadtbibliothek Dr. E. Blösch gestorben. — Aus Basel wird das Hinscheiden des namhaften Kirchenhistorikers, ordentlichen Professors der Theologie an der dortigen Universität Dr. Rudolf Stähelin gemeldet. Stähelin, ein geborener Baseler, stand erst im 59. Lebensjahre. Er hatte seine Studien zuerst in seiner Heimath, dann in Berlin und Tübingen absolvirt und war bis zum Jahre 1873 als Pfarrer und Lehrer thätig gewesen. Seit 1874 war er außerordentlicher und seit 1876 ordentlicher Professor an der Universität in Basel. Sein Hauptarbeitsgebiet war die Geschichte des Reformationszeitalters, besonders die Geschichte des Lebens und Wirkens Zwingli's. Eine große Zwingli-Biographie erschien aus seiner Feder im Jahre 1895 („Huldreich Zwingli, sein Leben und Wirken nach den Quellen dargestellt"), nachdem als vorbereitende Arbeiten im Jahre 1883 „Zwingli und sein Reformationswerk" und 1887 „Zwingli als Prediger" von ihm veröffentlicht worden waren. In den Kreis dieser reformationsgeschichtlichen Arbeiten gehört auch Stähelins Untersuchung über Erasmus' Stellung zur Reformation, mit der er in seine akademische Thätigkeit eintrat, und die besonderen Schriften „Die ersten Martyrer des evangelischen Glaubens in der Schweiz" (1883) und „Briefe aus der Reformationszeit" (1887). Als Meister der biographischen Darstellung erwies sich Stähelin ferner in den Lebensbeschreibungen der Baseler Theologieprofessoren Karl Rudolf Hagenbach und Wilhelm Lebrecht Martin de Wette.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Hggb. vom Vereins-Ausschuß. Neue Folge. 29. Bd. 2. Heft. Hermannstadt, in Kommission; Franz Michaelis 1900. — H. Studer: Till-Eulenspiegel im Lande des Tell. 2. Aufl. Zürich, Cäsar Schmidt 1900.

☛ Die gestrige Nummer fiel des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) aus.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 21. März. Nummer 66.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle** in München.

Uebersicht.

Napoleon I. und die Architektur.

Von Dr. **Fritz Minkus** (Linz a./D.).

I.

Der Pariser „Temps" hat vor mehreren Jahren [1]) unter dem Titel „Napoléon Ier architecte" einen Aufsatz publizirt, der sich abmühte, in den reichen Ruhmeskranz des großen Kaisers auch noch die Palme des genialen Baukünstlers einzuflechten; dieser panegyrische Artikel des „Temps" ist auszugsweise in Armand Dayots populäres Werk über Napoleon I. [2]) übergegangen und hat hier eine Kommentirung gefunden, die seinen Inhalt als „ganz neue, einer durchaus zuverlässigen Quelle entstammende Eröffnungen" hinstellt; dadurch nun und durch die große Verbreitung, die Dayots übrigens äußerst verdienstvolles Buch gefunden hat, läuft die ohnedies noch kaum durchforschte Entwicklungsgeschichte der Empire-Architektur Gefahr, einem weiten Kreise in völlig falschem Licht zu erscheinen, so daß es nunmehr gilt, die in dem Artikel des „Temps" und mehr noch in seinem theilweise geschehenen Abdruck in Dayots „Napoleon I." propagirte Auffassung Napoleons zu widerlegen und die Stellung klar zu machen, die der Kaiser der Architektur seiner Zeit gegenüber eingenommen hat.

Die nach Dayots Meinung „ganz neuen Eröffnungen" des obengenannten „Temps"-Artikels, auf die ich weiter unten noch näher zurückzukommen haben werde, beruhen im allgemeinen auf der allen Lesern von Napoleon-Biographien und allen Kennern der Geschichte der Empirekunst längst bekannten Thatsache, daß der große Kaiser, der den fraglosen Mangel gründlicherer allgemeiner Bildung durch ausnehmend klaren und treffsicheren Verstand und vornehmlich durch das glückliche Talent ersetzte, sich auch auf den ihm fernliegendsten Gebieten rasch zurechtzufinden, diese bewunderungswürdige Gabe dem Drange seiner gewaltigen Autokratennatur dienstbar zu machen verstand und es liebte, in nicht selten glücklich lösender, oft freilich auch übereilter und verletzender, stets aber verblüffender Weise selbstherrisch Fragen zu entscheiden, die außerhalb seiner eigentlichen Wirkungssphäre lagen; die Geschichte der Empirekunst wimmelt von derartigen kategorischen Eingriffen des Kaisers in das Schaffen der Künstler, deren „Freiheit" dadurch zu einer sehr problematischen ward: Maler und Bildhauer erhielten nicht nur die Gegenstände ihrer Darstellungen genauest vorgeschrieben, sondern sie mußten es sich auch gefallen lassen, daß ihnen der Kaiser aufs energischste in

[1]) 23. Mai 1894.

[2]) **Armand Dayot**, „Napoleon I. in Wort und Bild", übertragen von O. Marschall v. Biberstein, Leipzig, 1897.

die Art der Ausführung hinein redete. Rein künstlerische Motive waren es hiebei in den seltensten Fällen, die Napoleon leiteten; fast immer waren es p o l i t i s c h e. Schon die Revolutionszeit hatte ja die Kunst mit Vorliebe vom politischen Standpunkt aus betrachtet, freilich mehr theoretisch als praktisch, denn zu eingehenderer Bethätigung ihrer künstlerischen Anschauungen hatte ihr sowohl die Muße als das Geld gefehlt. Napoleon nun trieb diese politische Kunstauffassung auf die Spitze; sehr richtig sagt Bausset in seinen bekannten Memoiren bezüglich des abfälligen Urtheils, das der Kaiser über Renouards Tragödie „Die Templer" fällte: „Napoleon sah eben alles unter dem Gesichtswinkel des Politikers!" [1]) In jedem Federzug, jedem Pinselstrich, jeder Medaillenmatrize, jeder Möbelapplique witterte er Werth oder Gefahr für Politik und Dynastie. Vor allem fürchtete er für seine junge Kaiserherrlichkeit die Lächerlichkeit des Parvenüthums: aus der ängstlichen Scheu vor der Komik parvenümäßiger Eitelkeit — keineswegs, wie manche seiner Panegyriker glauben machen wollten, aus „rührender Bescheidenheit", einer Eigenschaft, die nicht in das Charakterbild des großen, selbstbewußten Mannes hineinpassen will! — erklärt sich Napoleons konsequente Weigerung, der Ausführung allzupersönlich-lobhudelnder Monumente seine Zustimmung zu geben; [2]) und aus dem hastenden Bestreben, die peinlichen Erinnerungen an die revolutionäre Provenienz seiner Kaiserkrone auszumerzen und seinem neugeschaffenen Hof den Glanz feudaler, luxusgewöhnter Vornehmheit zu geben, erklärt sich der thatsächlich umwälzende Einfluß, den Napoleon durch seinen geschickten Architekten Fontaine und dessen genialen Freund und Mitarbeiter Percier auf die Innendekoration und das Kunstgewerbe seiner Epoche gewann; [3]) hier ging thatsächlich vom Kaiser selbst die Initiative zu einer radikalen Stiländerung aus: die römische, griechische und etruskische Mode, die die Gesellschaft der Revolutionszeit zu den albernsten Maskeraden getrieben hatte, wich, man kann sagen, mit einem Schlage einer neuen Geschmacksrichtung, die auf die Formen der Louis-Seize-Zeit, zum Theil selbst auf die italienische Hochrenaissance zurückgriff.

Auf die Architektur in ähnlich maßgebender Weise Einfluß zu nehmen, hatte Napoleon keinerlei Veranlassung. Während der Wirren der Revolution war so gut wie nichts gebaut worden: angesichts der zahllosen Schlösser, Hotels und Villen, die die Emigranten zurückgelassen hatten, und die zu den billigsten Preisen zu kaufen oder zu miethen

[1]) *L. F. J. Bausset:* Mémoires anécdotiques sur l'interieur du Palais. 2. Aufl. Paris 1827. Bd. I, S. 49.

[2]) So war Napoleon sehr erzürnt, als er erfuhr, daß in dem auf dem neuerbauten Carrouselbogen stehenden Triumphwagen seine eigene Figur im Imperatorenkostüm aufgestellt werden sollte; er ließ die Statue in einen Winkel der Louvregalerie stellen, und der Wagen blieb leer. Das hat dann einen Pariser Spottvogel veranlaßt, auf den Bogen eines Nachts den bissigen Calembourg zu schreiben: A Napoleon — le char l'attend! (— le charlatan)!

[3]) Vergl. insbesondere *Bouchot:* „Le luxe Français: l'Empire", Paris, o. J.

gewesen waren, hatte selbst der Privatbau nahezu gänzlich aufgehört. So waren denn die Bizarrerien, die, dem Geist der Zeit entsprechend, eine damals vielbewunderte Gruppe excentrischer Künstler, die sogenannten „Symbolisten",[1]) entworfen hatten — Häuser in Form einer eingestürzten dorischen Säule, halbkugelförmige „Tempel", die, mitten im Wasser stehend, im Verein mit ihrem Spiegelbild die „Weltkugel" darstellen sollten, u. dergl. mehr — zum Glück unausgeführt auf dem Papier geblieben. Als ruhigere Verhältnisse eingetreten waren, die eine erhöhte Bauthätigkeit und ein geregeltes, normalere Gebäude erheischendes gesellschaftliches Leben mitbrachten, waren diese Absurditäten rasch vergessen: die Architektur gab also dem Kaiser „politisch" nichts zu schaffen!

Aber selbst wenn Napoleon die Baukunst seiner Zeit entscheidend hätte lenken wollen, wäre ihm dies bei all seiner Macht und all seiner Energie wohl kaum gelungen; denn bauästhetische Wandlungen lassen sich nicht so glattweg dekretiren, wie geschmackliche Wandlungen auf dem Gebiet der Innendekoration und anderen, näher der Mode als dem Stil stehenden Gebieten des Kunstschaffens; dort kann das Beispiel Eines Kreises, des Hofes, sozusagen über Nacht den unerwartetsten Umschwung herbeiführen: Moden können „kreirt" werden; Baustile aber entwickeln sich! Wohl kann auch auf die Architektur von Seiten der tonangebenden Gesellschaftsklasse ein einschneidender Einfluß genommen werden; aber das geschah, so weit die Geschichte der Baukunst zurückverfolgbar ist, stets nur entweder durch Heranziehung fremder, in fremder Kunstanschauung herangereifter Künstler, also auf dem Weg des Imports eines ausländischen Stils, oder dadurch, daß in kritischer Zeit, d. h. in dem Augenblick, in dem, als Frucht naturgemäßer Fortentwicklung, eine Spaltung zwischen Jungen und Alten, eine „Sezession" eintrat, der Beifall der maßgebenden Kreise ausschlaggebend in die Waagschale der Jungen fiel, wie dies etwa z. B. der Regentschaft bezüglich des Rokoko, und dann wieder, zur Zeit der Pompadour, bezüglich des Klassizismus der Fall war. Diese kritische Zeit nun war in der Epoche des Empire längst vorüber: seit den Anfängen der Revolution standen sich in unüberbrücktem und nunmehr unüberbrückbarem Zwiespalt zwei bauästhetische Theorien gegenüber, — die Revolution ließ ja auf jedem Gebiet die Theorie üppiger als jede andere Epoche ins Kraut schießen! — die die Fachkreise tief bewegten und sie in zwei feindliche Lager spalteten: die Theorie, die die strenge Nachahmung der klassischen und vornehmlich der griechischen Antike als einzig zu Recht bestehendes Dogma proklamirte, und jene, die in der möglichsten Betonung der „Convenance", d. h. der Zweckmäßigkeit im weitesten Sinn des Wortes, erreichbar durch einen klugen Eklektizismus, die richtigste Lösung der architektonischen Frage erblickte.

Das Bestehen einer „architektonischen Frage" muß überraschen, wenn man bedenkt, daß die Zeit Ludwigs XVI. ihr architektonisches Glaubensbekenntniß ja bereits in präziser Weise formulirt hatte, so daß man meinen möchte, im Zeitalter der Revolution hätte es sich lediglich um die Frage einer weiteren Ausbildung des Gegebenen, nicht aber um eine Frage von der Schroffheit des „Entweder — oder" der beiden eben genannten Theorien handeln können. Diese scheinbar verwunderliche Thatsache erklärt sich aber von selbst, wenn man in Erwägung zieht, daß die Revolutionszeit, die ja in so vielfacher Hinsicht tabula rasa machte und von Grund auf Neues schuf, der Ansicht huldigte, daß auch die Kunsttraditionen des ancien régime mit diesem selbst zunichte geworden seien, und daß es ihr nun obliege, eine den neuen Verhältnissen entsprechende, neue Kunstsprache zu sprechen. — Daß diese Ansicht von der plötzlichen Ausrottbarkeit einer auf jahrhundertelanger, natürlicher Entwicklung basirenden Kunstüberlieferung irrig war, ist einleuchtend, und gleich die erste der beiden obgenannten Theorien bestätigt dies, indem sie sich durchaus nicht, wie ihre Vertreter — in der allen Kunstepochen gemeinsamen falschen Beurtheilung der unmittelbaren künstlerischen Vergangenheit — etwa meinen mochten, als eine Revolution auf dem Gebiet der Architektur darstellt, sondern lediglich als rasch und eben theoretisch gezogene Konsequenz der die letzten Dezennien des Königthums charakterisirenden Tendenzen, als allerdings dem langsameren, natürlichen Entwicklungsgang antizipirter, aber immerhin völlig entsprechender Abschluß der Geschmacksrichtung, die die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts eingeschlagen hatte.

Die klassizistische Theorie,[1]) die die strengste Nachahmung der Antike gebietet, geht von der Voraussetzung aus, daß die Louis-Seize-Architektur die Antike nur als Lehrmeisterin — wenn auch als mehr oder minder gewissenhaft befolgte —, nicht aber als unmittelbar anzustrebendes Vorbild aufgefaßt und die Tendenz gehabt habe, auf Grund des von der Antike Erlernten Absolut-Neues schaffen zu wollen; da sie nun aber als oberstes Axiom den Satz aufstellt, daß die Architektur eine seit mehr als zwei Jahrtausenden völlig „fixirte, abgeschlossene Kunst" sei, nimmt sie logischerweise den Standpunkt ein, daß jegliches Streben nach absoluter Neuerung ein wahnwitziges Umhertappen im Finstern bedeute, und sucht, in dem Wunsche, dem neuen Zeitgeist neuen künstlerischen Ausdruck zu verschaffen, einer eben nur relativen Neuerung zum Durchbruch zu verhelfen, der bisher in allerstrengster Konsequenz noch nie versuchten, sklavischen Kopirung der klassischen Antike, die ja die „natürliche" Entwicklung der Baukunst in unübertrefflicher Weise endgültig abgeschlossen habe!

Der naheliegende Einwurf, daß es schwer durchführbar sei, nach dem modernen Frankreich eine Bauweise zu verpflanzen, die unter völlig anderen sozialen, materiellen und klimatischen Bedingungen entstanden sei, bringt die Klassizisten nicht aus dem Konzept: sie selbst sind die Ersten, diese Schwierigkeiten anzuerkennen; aber, gemäß der Starrheit ihres Standpunktes, immer nur die klassische Baukunst als einzig schöne, naturgemäße im Auge behaltend, gelangen sie durch diesen Einwurf lediglich zu dem Trugschluß, daß, eben wegen der in andere Bahnen drängenden Lebensgewohnheiten und klimatischen Verhältnisse Frankreichs, nur die abklatschartig getreue Kopirung der Antike zum Heile führen könne, da jedes, auch das geringste Entgegenkommen gegenüber diesen „äußerlichen" Obstakeln des strengen Klassizismus nothwendig auf ästhetisch falsche Wege führen müsse!

Bildet, objektiv betrachtet, der Klassizismus der Revolutionszeit, wie bereits betont, bei all seiner Strenge nur das logische Resultat der allerdings noch gemäßigteren antikisirenden Tendenzen der Louis-Seize-Architektur, so verkörpert die zweite der die baukünstlerische Aesthetik der Revolutionsära beherrschenden Theorien die Selbstauffassung der Revolutionszeit als eines Wendepunktes in allen Aeußerungen der menschlichen Kultur: die gesammte, auch die künstlerische Vergangenheit ist todt, und die Revolutionszeit dazu berufen, aus den zusammenhangslos vorliegenden Trümmern der Kunstweisen aller bisherigen Zeiten eine neue aufzubauen auf Grundlage dessen, was sogar der religiöse Glaube der Revolution zu seinem höchsten Wesen gemacht, der Vernunft. Die Vernunft gebietet unter dem

[1]) Vergl. *Benoit:* „L'Art français sous la Révolution et l'Empire", Paris 1897. S. 266 f.

[1]) Vgl. *Quatremère de Quincy:* Dictionnaire de l'architecture, Bd. I, 1789. *Lebrun:* Théorie de l'architecture grecque et romaine, déduite de l'analyse des monuments antiques, 1807. *Viel:* Principes de l'ordonnance et de la construction des bâtiments, 1797.

schneereichen Himmel des Nordens hohe, steile Dächer, hohe, gut ziehende Rauchfänge; die Vernunft gebietet, sich in der Baukunst streng an die Natur des Materials zu halten, das der heimische Boden liefert; die Vernunft gebietet, in der Architektur das getreue Spiegelbild der Sitten und Gebräuche ihrer Zeit, ihres Volkes zu schaffen, ja jedem einzelnen Gebäude ein so scharf umrissenes Gepräge, einen so individuellen Charakter zu verleihen, daß sich sein Zweck auf den ersten Blick von selbst verräth.

So verfechten denn die „Modernen", wie ich die Vertreter dieser Theorie im Gegensatz zu den auf den Traditionen der Louis-Seize-Zeit basirenden Klassizisten nennen möchte, als ersten Punkt ihres ästhetischen Glaubensbekenntnisses den Satz: Es gibt keine von irgendwelchem einzelnen Baustile fixirte, allgemein gültige architektonische Schönheit; die Schönheit eines Bauwerks resultirt vielmehr aus seiner höchsten Zweckmäßigkeit und aus deren bestmöglichem, verständlichstem Ausdruck mittelst der architektonischen Formensprache.[1])

Vertritt der Klassizismus die unbedingte Beugung unter das Joch strengster Nachahmung der klassischen Architektur, so predigen die „Modernen" weitgehendste Originalität, freilich unter Zuhülfenahme der jeweilig geeignetsten Formen sämmtlicher historischer Baustile, da sich ja ein wahrhaft originaler Stil — ihr Ideal — nicht auf Kommando „erfinden" lasse und bis zum umwälzenden Auftreten des betreffenden „selbstschöpferischen Genies" ein modus vivendi geschaffen werden müsse.

Die Staatsgewalten der Revolution hatten naheliegenderweise die große ästhetische Kontroverse ihrer Zeit, die in den beiden eben besprochenen Theorien ihren Ausdruck gefunden hatte, nicht auf Grund sozusagen persönlichen Geschmackes zu lösen vermocht, wie dies in der knapp vorhergegangenen Epoche der Fall gewesen war, in der der Hof die geschmackliche Krisis entschieden hatte. So hatte sich denn der ästhetische Zwiespalt der Revolutionsepoche, gefördert durch die Freude der Zeit an theoretischen Spintisirereien und genährt durch eine Unmasse von Streitschriften, mit der die unfreiwillige Muße der Architekten den Büchermarkt überschwemmte, unausgeglichen auf die Zeit des Konsulats und des Empires weiter vererbt.

Auffallender-, aber wohl begreiflicherweise merkte man, als nach dem Staatsstreich vom 18. Brumaire des Jahres VII und mehr noch nach dem Sacre vom Jahre 1804 eine Aera regerer Bauthätigkeit der architektonisch so sterilen Epoche der Revolution folgte, in der Praxis herzlich wenig von dieser ganzen theoretischen Zerfahrenheit: man baute das ganze Empire hindurch mit dermaßen großer Nüchternheit, daß weder die radikalen Anschauungen der Klassizisten, noch die unpräzisen Ideen der „Modernen" zum Ausdruck zu kommen vermochten und daß die Werke der theoretisch enragirtesten Klassizisten und der schriftstellerisch kategorischen „Modernen" sich bestenfalls dadurch unterschieden, daß die Einen einen „antikischen" Portikus und ein flaches Dach, die Anderen etwa ein paar dürftiger, spielender Spitzbögen oder schüchterne Fensterumrahmungen im Renaissancestil und ein sichtbares Dach aufwiesen; erst um vieles später, zum Theil in unsrer Zeit, zog die Praxis die Konsequenzen aus der theoretischen Divergenz.[2])

[1]) Vgl. *Durand:* Précis des leçons d'architecture données à l'Ecole polytechnique, 1802—1805; *Legrand:* Essai sur l'histoire générale de l'architecture, 1799, und auch *Q. de Quincy* in einigen Stellen seines Dictionnaire de l'architecture (S. 148, 165, 698 f.); *Q. de Quincy* schwankt, wie übrigens eine ganze Reihe anderer Theoretiker, manchmal in unausgeglichenster Weise zwischen der Theorie der Klassizisten und der „Modernen" hin und her.

[2]) Wenn man die ganze streng-retrospektive, allmählich freilich alle alten Stile als Vorbilder auffassende Richtung der Hittorf, Viollet-le-Duc, Duban, Visconti u. s. w. als Fortentwicklung des Hauptpunktes der klassizistischen Theorie — daß ein neuer Baustil unmöglich sei — ansehen will, so kann man beispielsweise Davioud-Bourdais' Trocadéropalast in Paris, mit der an ihm versuchten Schaffung eines neuen Stils durch Verschmelzung von romanischen, maurischen und Renaissance-Elementen als Verkörperung der eklektischen Theorie der „Modernen" betrachten. — Am allerdeutlichsten aber dokumentirt sich die von der Revolutionsepoche gezeitigten und dann über ganz Europa verbreitete ästhetische Doppelströmung in München mit seinen streng-retrospektiven Klenze'schen Bauten aus der Zeit Ludwigs I. und den im „neuen Stil" gehaltenen Bürklein'schen Bauten der Maximilianeischen Aera.

Da nun Napoleon wohl kaum die theoretische Kunstliteratur seiner Zeit gelesen haben dürfte — ein Glück, um das ihn Jeder beneiden wird, der sich in ihrem öden Wust zurechtfinden muß! —, stand er der „architektonischen Frage" seiner Epoche nicht objektiv, wie mancher seiner zeitgenössischen Lobredner glauben machen möchte, sondern völlig passiv gegenüber. Auf dieser sehr begreiflichen und wohl auch sehr vernünftigen Passivität gegenüber der unfruchtbaren theoretischen Streiterei basiren in erster Linie alle die zahllosen Anwürfe, die eine ganze Reihe zeitgenössischer Architekten gegen Napoleon erhoben haben; an der Spitze dieser Reihe — sie setzt sich selbstverständlich vornehmlich aus solchen Künstlern zusammen, die ihre Verdienste seitens des Kaisers und der staatlichen Kunstbehörden für nicht genügend gewürdigt erachteten — steht Léon Vaudoyer.[1]) Schon der Umstand, daß der Schwerpunkt seiner ganzen Thätigkeit auf theoretischem und nicht auf praktischem Gebiete liegt, macht die Unverdrossenheit begreiflich, mit der er gegen Napoleons angebliche Gleichgültigkeit gegenüber der Architektur zu Felde zieht; bald klagt er, „der Kaiser liebe die Architektur nicht, seine Minister fürchteten daher alles, was Architekt heiße, und, um dem Monarchen zu gefallen, sagten sie es ganz frei heraus";[2]) bald jammert er, als Napoleon im Jahre 1806 bei der Organisation der Verwaltung des Königreichs Italien die Ernennung eines „Ersten Architekten" unterließ: „Nichts wurde vergessen, nur die arme unglückliche Architektur! Wer wird denn Bauten errichten, wer die vorhandenen konserviren? . . . Napoleon hat keinen Ersten Architekten ernannt! Ludwig XIV. hätte es nicht vergessen!"[3]) Bei jeder nur irgend mit der Architektur in Verbindung stehenden Handlung Napoleons macht Vaudoyer seine Glossen; wo ein paar Künstler gegen diesen oder jenen Beschluß des Kaisers oder der Regierung Protest einlegen, steht sein Name an der Spitze.

Angesichts dieser beinahe gehässigen Stellungnahme Vaudoyers gegenüber dem Kaiser ist es nun geradezu komisch, wenn sich herausstellt, daß die „durchaus zuverlässige Quelle", auf die der Aufsatz des „Temps" und Armand Dayot ihre am Eingang der vorliegenden Studie erwähnte Auffassung Napoleons als Architekten stützen, Niemand anderer als . . . Vaudoyer ist! Der „Temps"-Artikel geht nämlich auf ein Journal Vaudoyers zurück,[4]) das im Jahre 1894 in der Zeitschrift „L'Ami des Monuments et des Arts" zum erstenmal veröffentlicht ward, und in dem Vaudoyer in allerdings auffallend „wohlwollender" Weise über den Antheil Napoleons an der Konzeption des Arc de Triomphe de l'Etoile spricht.

Thatsächlich beschränkte sich dieser Antheil des Kaisers auf ein sehr unbedeutendes Minimum. Der Kaiser hatte

[1]) Geboren 1756, gestorben 1846.

[2]) Vaudoyer, Tagebuch Nr. 129. Bibl. Nat.

[3]) Ungedrucktes Tagebuch Vaudoyers. Vergl. Benoit, a. a. O. S. 160, Note 4.

[4]) Der „Temps"-Artikel war nicht, wie Dayot irrthümlich schreibt, „einer auf das Memorial eines seinerzeit sehr bekannten Architekten sich stützenden Studie Charles Normands entnommen"; Normand, der verdienstvolle Herausgeber des „Ami des Monuments", hatte lediglich das bis dahin unbekannte Manuskript Vaudoyers publizirt. Dayots Irrthum erklärt sich daraus, daß er nach seiner eigenen, mir von Hrn. Normand mitgetheilten diesbezüglichen Aeußerung nur den „Temps"-Aufsatz und nicht das Vaudoyer'sche Journal selbst gelesen hatte.

im Jahre 1806 beschlossen, die Erinnerung an die ruhmreiche Schlacht bei Marengo, ähnlich wie er zum Gedächtniß der Schlacht bei Austerlitz den Arc de Triomphe du Carrousel hatte errichten lassen, durch ein großes Monument zu verewigen. Nachdem Napoleon seine ursprüngliche Absicht, dieses Denkmal in Gestalt einer Pyramide aufführen zu lassen, fallen gelassen und sich für die Triumphbogenform entschieden hatte, waren zwei in ihrer Geschmacksrichtung einander ziemlich fernstehende Architekten, Raymond und Chalgrin, der Erstere ein etwas antiquirter Anhänger des Palladianismus, der Letztere ein sehr prononcirter Klassizist, gemeinsam mit der Platzwahl, der Anfertigung der Entwürfe und dem Bau des neuen Monuments betraut worden. Natürlich stritten sich die beiden Baukünstler über jeden Punkt ihres Auftrags endlos herum; schon bezüglich der Platzfrage konnten sie sich nicht einigen, geschweige denn bezüglich des Entwurfs: Raymond wollte drei Durchgänge anbringen und vor die Pfeiler statuenbekrönte Säulen stellen, Chalgrin das Denkmal einbogig gestalten und die ungegliedert belassenen Pfeilerflächen nur mit Reliefs schmücken. Als auch noch eine aus mehreren bedeutenden Architekten bestehende Kommission, die einberufen worden war, um die Angelegenheit zu entscheiden, zu keinem Resultat gelangte, griff Napoleon, den die Sache ungeduldig machte, nach eigenem Gutdünken ein, bestimmte — und das war thatsächlich ein sehr glücklicher Griff — die Barrière de Chaillot (den jetzigen Rond-Point de l'Etoile) als Platz für das Marengo-Denkmal und entschied zugunsten des Chalgrin'schen Projekts, das ihm wohl aus dem Grunde besser zusagte, weil es mit seinen breiten, ungetheilten Mauermassen sich besser zu einer ruhmredigen Verherrlichung der Grande Armée durch plastischen Schmuck eignete als der Raymond'sche Entwurf. Raymond trat daraufhin von der Mitarbeiterschaft zurück und Chalgrin erhielt den definitiven Auftrag zur Ausführung des Baues.[1]) Es mag nun immerhin denkbar sein, daß der Kaiser in dieser oder jener Hinsicht kleine Aenderungen des Chalgrin'schen Entwurfs anregte: aber deßwegen kann man noch nicht sagen, „daß der Bau nach seinem eigenen Plane ausgeführt wurde und daß Napoleon auch hier einen weiteren Blick an den Tag gelegt habe als die Berufenen"! Die Apologeten von Napoleons architektonischem Genie sollten froh sein, den zweifelhaften Ruhm der Konzeption des ungegliederten Klotzes, der am Ende der Avenue des Champs-Elysées so schwerfällig in die Lüfte ragt, mit allem Rechte allein Chalgrin überlassen zu können, und sich damit begnügen, das Beste an dem ganzen Monument, die Platzwahl, für den Kaiser in Anspruch nehmen zu dürfen! Freilich läßt sich aus der Sicherheit, mit der der Kaiser den vortheilhaftesten Platz für das Denkmal herausfand, noch kein baukünstlerisches Talent deduziren!

Vaudoyers zu seiner früheren Beurtheilung Napoleons erstaunlich gegensätzliche Auffassung der Einmischung des Kaisers in die Angelegenheit des Arc de l'Etoile dürfte sich daraus erklären, daß Vaudoyer, der sich unter dem Konsulat und in der ersten Zeit des Empire von der Regierung sehr zurückgesetzt gefühlt hatte, nunmehr eine Reihe öffentlicher Funktionen bekleidete — er war Secretär der Bauschule, Mitglied des Zivilbauraths geworden und wurde häufig verschiedenen Kommissionen beigezogen —, was ihn allmählich mit den allgemeinen Verhältnissen der neuen Zeit und mit der ihm anfangs sichtlich unsympathischen Person des Kaisers befreundet haben mag. Ich will mit dieser Bemerkung Vaudoyers Charakter, dessen seltene Lauterkeit uns eine pietätvolle Biographie des Meisters aufs anschaulichste schildert,[1]) keineswegs auch nur im entferntesten nahetreten: ich will nur darauf hinweisen, wie gefährlich es ist, vermeintlich wichtige, jedenfalls aber einen strengen Objektivismus erheischende geschichtliche „Enthüllungen" lediglich auf die schwankende Basis von nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten, merklich von durchaus subjektiven Stimmungen diktirten Tagebuchnotizen zu begründen!

[1]) Große Fundirungsschwierigkeiten brachten es mit sich, daß der Bau, den nach Chalgrins Tode (1811) sein erster Bauführer Goust leitete, beim Sturze Napoleons nur wenige Fuß über den Erdboden hervorragte; erst im Jahre 1836 wurde er, aber genau nach Chalgrins Plänen, vollendet. Im Jahre 1810 war der Bogen, gelegentlich des Einzugs der Kaiserin Marie Luise, in seiner späteren bleibenden Gestalt aus Holz und Leinwand als provisorische Festdekoration errichtet worden. — Eine ganz andere Version der Angelegenheit des Arc de l'Etoile erzählt auf Grund von Mittheilungen Fontaine's Bausset a. a. O., Bd. IV, S. 178 f.; hier wird Napoleon gänzlich aus dem Spiel gelassen und Fontaine die Lösung der Triumphbogenfrage zugeschrieben. Doch dürfte die obige Version die richtigere sein. Vergl. *Lacroix:* Directoire, Consulat et Empire, Paris 1885, S. 475.

Die Wahrheit über Napoleons Verhältniß zur Architektur liegt wohl in der Mitte zwischen den beiden Extremen, in denen sich Vaudoyers diesbezügliche Tagebuchnotizen bewegen. Vor allen Dingen kann von einer „Abneigung" des Kaisers gegen die Baukunst gewiß nicht die Rede sein; Ziffern sprechen da wohl am beredtsten: ein Monarch, unter dessen nahezu autokratischer Regierung in zehn Jahren — von 1804 bis 1814 — 62 Millionen Francs für Kronbauten, 102 Millionen für staatliche Bauten in der Hauptstadt und 149 Millionen für öffentliche Bauten in den Departements, also im ganzen 313 Millionen für Bauzwecke ausgegeben wurden, ist kein Gegner der Baukunst!

Freilich kommt bei diesen ungeheuren Summen in Betracht, daß Napoleon, der ja bekanntlich in Geldsachen die Findigkeit eines Spekulanten von Fach besaß, es sich zum Prinzip gemacht hatte, ihre Aufbringung durch geschickte Finanzoperationen möglichst zu unterstützen; das bestätigt u. a. ein vom Kaiser unterm 21. März 1808 an den Minister des Innern, Cretet, gerichteter Brief, in dem es heißt: „Ich möchte eine Brücke vor dem Hôtel des Invalides bauen lassen. Eine Brücke wie der Pont des Arts würde 6—700,000 Francs kosten und würde sich gut rentiren. Wenn sie fertig sein wird, werde ich die Aktien verkaufen, um andere Bauten aufführen zu lassen. Ueberhaupt werde ich, so oft ich etwas bauen werde, was ein Erträgniß abwirft, es verkaufen, um das Geld für andere Bauten zu verwenden." Diesen Umstand aber der Anschuldigung zugrunde zu legen, daß Napoleon so viel gebaut habe, um „Geld zu machen", das kann nur der allerverblendetste Haß zuwege bringen:[2]) denn, ganz abgesehen davon, daß die Bauten, die ein „Erträgniß abwarfen", nur den allergeringsten Theil unter den zahllosen Bauwerken der Napoleonischen Aera bildeten, wurden ja diese Erträgnisse in den jährlichen Baubudgets verrechnet und flossen also sicherlich nicht in die Taschen des Kaisers, der übrigens zur Vermehrung seines Vermögens genug ergiebigere Quellen zu Gebote hatte, um auf derartige Bauspekulationen verzichten zu können!

Will man sich überhaupt auf die von vornherein etwas vage Untersuchung der „Motive" von Napoleons unleugbarer Baulust einlassen, so läge es wohl näher, sie in einer Eigenschaft zu suchen, die jedenfalls im Charakter Napoleons mehr hervorsticht, als die Geldgier: in seinem glühenden Ehrgeiz! Ob man nun diese an sich schon ethisch doppeldeutige Eigenschaft bei Napoleon im günstigen oder ungünstigen Sinne auffassen will, hängt freilich von dem Standpunkt ab, den man der so schwer ganz objektiv, frei von Sympathie und Antipathie zu beurtheilenden Gestalt des großen Kaisers gegenüber im allgemeinen einnimmt;

[1]) *Henri Révoil:* Léon Vaudoyer, etc. Nîmes 1872.

[2]) Vergl. die anonyme Schmähschrift: „Das Echo der Säle von Paris", Leipzig 1816.

jedenfalls aber ist es zu weit gegangen, wenn Bouchot in seinem schon citirten Werk über die französische Kunst der Revolutions- und Kaiserzeit den Ehrgeiz, der den Kaiser zur Entfaltung einer wahrhaft grandiosen Bauthätigkeit veranlaßt haben mag, „das diesem Meister der lärmenden Reklame angeborene Bedürfniß nach Prahlerei“ nennt.[1]) Die Einleitung des „Le Mécénat Impérial“ überschriebenen Kapitels in Bouchots sonst übrigens sehr unparteiischem und ganz ausgezeichnetem Buche ist überhaupt in einem dem Historiker kaum erlaubten Maße tendenziös gehalten; ich will hier diesbezüglich nur auf eine Verdrehung hinweisen, die dies, wie ich glaube, deutlich illustrirt: Bouchot schreibt in merklich übelwollender Absicht: „Er (Napoleon) beschleunigt den Ausbau des Louvre, weil er eine glänzende ‚Paradewohnung‘ haben will“ und verweist betreffs des Ausdrucks „Paradewohnung“ auf Bausssets Memoiren; nun erwähnen aber diese Memoiren eine derartige auf den Louvre bezügliche Aeußerung des Kaisers nur an einer einzigen Stelle,[2]) in der erzählt wird, daß Napoleon, wegen der Unwohnlichkeit der Tuilerien sich entschlossen hatte, seine Residenz ins Elysée zu verlegen, und daß der Kaiser bei dieser Gelegenheit zu seinem Architekten Fontaine in nachstehender Weise über den Louvre gesprochen habe: „Der Louvre wird niemals eine bequeme Wohnstätte abgeben; ich betrachte ihn als ein P a r a d e p a l a i s, in dem man alles vereinigen soll, was man an künstlerischen und wissenschaftlichen Schätzen besitzt.“ Ich glaube, daß sich an diese Aeußerung Napoleons hämische Bemerkungen über seine „Prahlsucht“ wohl kaum mit Recht anknüpfen lassen dürften!

Wie wenig übrigens Napoleon für seine Person an Prunkbauten Gefallen fand, und wie einfach er sich im großen und ganzen ein für ihn selbst bestimmtes Palais dachte, das erhellt aus einer Note, die der Kaiser im Jahre 1813 bezüglich des geplanten Baues eines Palais auf den Anhöhen von Chaillot[3]) an Fontaine richtete, und in der es u. a. heißt: „Wenn man mir dort etwas Prätentiöses baut, wird es mit dem neuen Palais so ergehen, wie mit dem Louvre, der niemals fertig geworden ist.... Mir wird nur ein außerordentlich einfacher und meiner Lebensweise genau entsprechender Bau gefallen.... Es soll eher ein angenehmes, als ein schönes Palais werden, zwei Bedingungen, die einander ausschließen.... Meine Wohnräume sollen die eines reichen Privatmannes sei.... Alles in allem, ich brauche ein Palais für einen Rekonvaleszenten, für einen an der Schwelle des Alters stehenden Mann....“ Aus diesen Weisungen spricht sicherlich alles eher, als „angeborenes Bedürfniß nach Prahlerei“!

1) a. a. O. Bd. IV, S. 157.

2) a. a. O. Bd. IV, S. 233.

3) Im Jahre 1810 hatte sich Napoleon entschlossen, auf dem damals noch sehr wüsten Terrain, auf dem heute der Trocadéro steht, eine Art Privatpalais bauen zu lassen, das nach seinem gerade geborenen Sohne „Palais du roi de Rome“ heißen sollte. Napoleon hatte für diesen Bau die Summe von 16 Mill. Fr. präliminirt, doch verschlangen allein die Vorarbeiten, insbesondere die sehr schwierige Applanirung des Terrains, die Summe von dritthalb Millionen, ohne daß der eigentliche Bau jemals in Angriff genommen worden wäre.

Die bäuerliche Auswanderung in Italien.

Italien stellt bekanntlich seit Jahren von allen Ländern Europa's das Hauptkontingent zur transatlantischen Auswanderung. Es gibt zu denken, daß 70 Prozent der überseeischen Auswanderer Italiens allein der arbeitenden landwirthschaftlichen Bevölkerung angehören, während letztere selbst nur 35 Prozent der Gesammtbevölkerung ausmacht. Das legt den Schluß nahe, daß die Lage der Bauern, d. i. der ländlichen Gemeinden, elend, unglücklich sein muß, unglücklicher als die der Handwerker und Arbeiter schlechthin.

I.

Die bäuerliche Auswanderung zeigt in den Jahren 1888/98 eine beträchtliche Zunahme in fast allen Landestheilen des vereinigten Königreichs. Ganz abnorm ist sie in Venetien, wo sie als dauernde das Maximum mit 45 pro Mille in Rovigo und als temporäre mit 160 pro Mille in Friaul erreicht. Es wanderten aus (mit Ausschluß der Personen unter 14 Jahren):

	Dauernd		Temporär	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
1896	7,293	6,350	15,425	1,630
1897	8,828	6,631	11,031	2,165

Die Gründe dieses Massenexodus sind allzugroße Armuth, Mangel an Arbeit, geringe Produktivität des Bodens, übermäßige Grundsteuern, sehr niedrige Löhne gegenüber dem hohen Preis der nothwendigsten Lebensmittel, Hoffnung auf Besserung der Existenzbedingungen. Die transatlantische Auswanderung der venetianischen Landbevölkerung ist so recht der wahrste und ergreifendste Ausdruck ihrer wirthschaftlichen Nöthe; denn erst dann, wenn an allen Ecken und Enden Matthäi am letzten ist, wenn das Maß des Elends überläuft, entschließt sich der venetianische Bauer, d. i. derjenige, der mit dem jetzt in Deutschland gekannten Auswanderungselement ganz und gar nichts zu thun hat, die heimathliche undankbare Erde auf immer zu verlassen.

Es muß nun auffallen, daß der venetianische Auswandererstrom sich fast ausschließlich (Treviso ausgenommen) nach Brasilien und nicht in die glücklicheren Ebenen der La Plata-Staaten ergießt. Es ist von Interesse, die Ursachen dieser Erscheinung festzustellen. Brasilien ist wahrlich bis zur Stunde nicht das Einwanderungsland, das den italienischen bäuerlichen Kolonisten erträgliche, geschweige gute Existenzbedingungen böte. Die italienischen Ansiedler werden dort jämmerlich geschunden und nur Wenigen, den Allerzähesten, gelingt es, sich mit der Zeit eine erträgliche und wirthschaftlich selbständige Existenz zu schaffen. Ganz anders in Argentinien. Die bäuerlichen Einwanderer (aus Piemont, der Lombardei, aus Campanien und Calabrien), fast alle ländliche Proletarier, fangen als landwirthschaftliche Tagelöhner (außer Kost und Wohnung) mit einem durchschnittlichen Geldlohn von 30 Pezzi[1]) per Monat an (1 Pezzo = 2.20 Lire). Dieses ansehnliche Einkommen erlaubt dem sparsamen und fleißigen Bauer, im Verlaufe der ersten Jahre eine bescheidene Summe zu sparen. Er kann dann an den Resultaten seiner Arbeit mit und neben dem Eigenthümer ein starkes Interesse haben mittelst der Mezzadria oder auch der Terzeria, d. i. eines für wenig fruchtbare Böden üblichen Agrarkontrakts, kraft dessen zwei Drittel des Reinertrags (und nicht die Hälfte, wie bei der Mezzadria) dem Bauer verbleiben, der auf eigene Rechnung und Gefahr die Erde kultivirt. Es ist den italienischen Bauern ohne jegliche Hülfe der italienischen Regierung und unter den schwierigsten lokalen Verhältnissen gelungen, sagt Maffeo Pantaleoni in einem an uns gerichteten Briefe,[2]) an den Ufern des Rio de la Plata eine neue Zivilisation zu be-

1) Den thatsächlichen Kaufwerth dieses Einkommens veranschaulicht folgende Preistafel der unentbehrlichsten Lebensmittel: 1 kg Brot 0.25 Pezzi; Ochsenfleisch 0.25—0.40; Schweinefleisch 0.70—0.80; Hammelfleisch 0.25—0.30; Lammfleisch 0.30—0.40; Reis 0.25—0.30; Salz 0.08; türkisches Weizenmehl 0.15; Bohnen 0.25—0.35; Kartoffeln 0.05; Zucker (nicht raffinirt) 0.35—0.45; 1 Dutzend Eier 0.45—0.60; 1 Liter Olivenöl 1.20—1.50; 1 Liter Bier 0.60; inländischer Wein 0.40. Ein Anzug kostet 18—25, ein Paar Schuhe 5—8, eine Kammer monatlich 6 Pezzi; monatliche Pension (ohne Wein) im Durchschnitt 22 Pezzi.

2) Vergl. „D e u t s c h e L a n d w. P r e s s e“ vom 12. August 1899.

gründen, die in der Geschichte der Menschheit ihre Rolle spielen wird. Das haben diese Leute ganz allein geleistet und damit bewiesen, daß sie kein Schund sind. Warum also gehen die venetianischen Bauern nicht nach diesem Eldorado? Es scheint uns, daß es mehr Bande des Blutes sind als die Hoffnung auf den baldigen Erwerb eines kleinen Eigenthums, die sie nach den ungesunden Gegenden an den Ufern des Marañon ziehen. Ihre Väter, ihre Brüder, ihre Freunde sind drüben in Brasilien, und wo die sind, da wollen sie auch sein.

Ein wichtiges Moment für das Verständniß der venetianischen Massenauswanderung ist die Lohnfrage. Die in Venetien (besonders in Udine, Rovigo und Treviso) bezahlten Löhne sind im Vergleich zu den in anderen Theilen des Königreichs üblichen Sätzen (Apulien und Sardinien ausgenommen) in der That sehr niedrig. Das Minimum liegt in vielen Fällen unter 1 Lira (L. 0.50—0.90 für freie Arbeiter, 300—360 L. für kontraktlich gebundene Gutstaglöhner, 400—450 L. für verheirathete Dienstboten); das Maximum bewegt sich zwischen L. 1.50 und L. 2.00. Wenn man ferner in Erwägung zieht, daß die freien Landarbeiter in Venetien sehr zahlreich sind, daß sie 145 pro Mille zählen, die kontraktlich gebundenen nur 126 pro Mille, so wird man verstehen, daß der standard of life des ländlichen Proletariats in Venetien ein sehr ärmlicher sein muß.

Das persönliche Verhältniß zwischen Eigenthümer und Landarbeiter ist vielfach, besonders in gewissen Orten der Ebene, überaus schlecht. Das ist von jeher so gewesen und wird in Zukunft so bleiben, solange der Eigenthümer seinen Grundbesitz nicht selbst bewirthschaftet, solange er den Ertrag desselben fern von seinem Grund und Boden, den er zuweilen nie betreten hat, in amüsanten Großstädten verzehrt, solange er sich nicht dazu versteht, inmitten der wirthschaftlich von ihm abhängigen bäuerlichen Bevölkerung zu leben und mit ihr gemeinsam zu arbeiten, solange er mit einem Wort sich blutwenig um seine Leute bekümmert und nicht das thut, was sich östlich der Elbe von selbst versteht, daß die Herrschaft, wenn ihre Leute in Noth gerathen sind, sich verpflichtet fühlt, für ihre Arbeiter einzustehen. Im gebirgigen Theil Venetiens zeigt der Bauer in seinen sozialen Beziehungen zum Eigenthümer viel Geduld und Ergebung: beständige Noth und Bedrängniß haben ihn mürbe gemacht. In gewissen Orten der Ebene aber nehmen die Ideengänge zuweilen eine für den Eigenthümer recht bedrohliche Richtung: Haß und Neid, ja offener Kampf gegen den proprietario, der gleich einem natürlichen Feind erachtet und behandelt wird, sind nicht selten. Man kennt diese Form der offenen Feindseligkeiten: die Agrarstrike.[1]) Ihre Zahl steht immer in direktem Verhältniß zur wirthschaftlichen Lage der bäuerlichen Bevölkerung. Daher kommt es, daß allein in Rovigo von 1884—1891 nicht weniger als 25 Agrarstrike gezählt wurden, eine Zahl, die nur von zwei Provinzen der Lombardei — von Mailand mit 36 und Mantua mit 35 — übertroffen wurde.

Calabrien (und die Basilicata) ist die zweite Region, die in der Periode 1888—1898 das größte Kontingent für die bäuerliche Auswanderung stellte. Hier die Ziffern für 1896 und 1897:

	Dauernde Auswanderung		Temporäre Auswanderung	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
1896				
Calabrien	9,475	1,764	10	—
Basilicata	2,719	1,275	—	—
1897				
Calabrien	7,888	1,673	—	—
Basilicata	2,082	1,159	—	—

[1]) Vergl. „Tägliche Rundschau" (Nr. 28 der Volksw. Beilage vom 20. Juli 1899).

Die Provinz Catanzaro lieferte 18, Potenza 26, Cosenza 26 pro Mille. Wie man sieht, ist die temporäre bäuerliche Emigration gleich Null. Wenn sie wirklich statthat, so richtet sie sich nach anderen meridionalen Provinzen Italiens. Hier wie in Venetien ist materielles Elend und Mangel an Arbeitsgelegenheit Haupt- und nächstliegender Grund für die starke Auswanderung; aber hier unten tritt noch ein, übrigens recht interessantes Moment hinzu: die dem Meridionalen innewohnende unbezähmbare Lust, auf Abenteuer auszugehen, und endlich der viel energischere Impuls, die ökonomische Lage zu ändern, koste es, was es wolle. In Masse verlassen sie daher ihre gebirgige Heimath, die, abgeholzt und steinig, nichts mehr geben will oder die an anderen Stellen fruchtbar ist, aber gleichwohl wenig hervorbringt, weil die Eigenthümer noch mit Systemen von Adam und Eva her wirthschaften oder kein Geld in ihre Betriebe stecken, weil sie keines haben. Die Agrarzustände des Südens müssen jeden aufrichtigen Freund Italiens mit Betrübniß erfüllen. Die jungen proprietarj kehren nach Beendigung ihrer Studien in Neapel auf ihre Güter zurück. Vielleicht um das Loos ihrer Leute, das ihrige oder das ihrer Provinzen zu verbessern? Keineswegs. 1200 oder 2000 Lire Rente genügen ihnen, um sich von den „Geschäften" zurückzuziehen. Diese Summe erlaubt ihnen fare il signore, „zu grüßen und gegrüßt zu werden". Bis zum Alter von 25 Jahren kann man sie auf den Promenaden von Metaponto, Catanzaro und Cosenza finden, wo sie in carrozza fahren, rauchen, poussiren und bummeln. Später vertauschen sie die Bänke der Promenade mit den bequemeren Schaukelstühlen inmitten ihrer Orangenhaine, wo sie ihren Kolonen zusehen, die den Boden umgraben. Die große Anzahl der freien Landarbeiter (258 gegen 166 pro Mille kontraktlich gebundene) steigert das Uebel in den Agrarzuständen des Südens.

Die Tagelöhne betragen L. 1.00—1.50; die Instruktion ist höchst mangelhaft, der in Venetien ohne Zweifel nachstehend. Und das will etwas heißen. Die Agrarstrike sind indeß im Süden eine seltene Erscheinung (4 in der Periode 1884/94). Interessant ist, daß die Bauern Calabriens selten mit der ganzen Familie auswandern (vergl. Uebersicht). Lockerung der ehelichen Bande und Verschlechterung der Moral sind die natürlichen beklagenswerthen Folgen dieses Vorgangs. Andrerseits bedingt die Zunahme der Auswanderung eine Abnahme der Kriminalität. Die Auswanderung entfernt die unruhigsten Geister.

Andere Landestheile, die einen beträchtlichen Beitrag zur bäuerlichen Auswanderung geben, sind: Campanien (Benevent), Abruzzen und Molise, Sicilien (Palermo und Girgenti), Lombardei (Mantua), Piemont (Cuneo), Toscana (Lucca, Massa und Carrara). Es wanderten aus 1896 und 1897 in:

	Dauernde Auswanderung		Temporäre Auswanderung	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
1896				
Campanien	14,647	4,650	2,137	553
			(nach Südfrankreich)	
Abruzzen u. Molise .	5,601	1,727	2,808	309
			(nach d. Campagna di Roma)	
Sicilien	3,102	1,327	1,177	144
Lombardei	5,403	2,256	2,334	259
Piemont	5,530	1,581	3,886	785
			(nach Südfrankreich)	
Toscana	3,008	1,215	1,309	348
			(nach Corsica, Elba rc.)	
1897				
Campanien	8,354	4,414	2,117	708
Abruzzen u. Molise .	2,700	1,396	1,324	181
Sicilien	4,555	1,774	624	236
Lombardei	4,479	2,784	3,627	368
Piemont	2,271	926	3,631	691
Toscana	3,454	1,866	2,192	402

Die bäuerliche Auswanderung Lucca's hat lokale, mit der Agrarverfassung der Provinz eng verbundene Ursachen. Die Bauern Lucca's sind meistentheils Mezzadri auf lange Zeitabschnitte; als solche sind sie quasi Eigenthümer des Bodens; ihr Produktenantheil ist durch traditionelle Verträge fest bestimmt und indem sie das Land bebauen, haben sie die Befriedigung, zum Theil für sich selbst sich abzumühen. Die Erde ist daher aufs beste angebaut. Sie genügt ihnen gleichwohl nicht; denn die nachgeborenen Söhne der Mezzadri, die das väterliche oder auch ein anderes Gut nicht übernehmen können, müssen auswandern. Sie gelten in ganz Italien als vorzügliche Erdarbeiter; sie haben gute Schulbildung und guten Charakter.

Wir schließen unsern Ueberblick mit folgender Tabelle, die die bäuerliche Auswanderung des gesammten Italiens seit 1893 veranschaulicht:

	Dauernde Auswanderung	Temporäre Auswanderung	Proportion per 100: Dauernde Auswanderung	Proportion per 100: Temporäre Auswanderung
1893 . . .	54,595	41,302	54.48	36.57
1894 . . .	55,485	27,816	66.73	25.24
1895 . . .	90,369	32,045	70.10	28.36
1896 . . .	94,391	34,864	65.55	30.83
1897 . . .	81,147	31,300	64.61	25.33

Das Studium der bäuerlichen Auswanderung mit Rücksicht auf die Höhengliederung, d. h. in Beziehung auf die Unterscheidung von ebenen, gebirgigen und gemischten Provinzen, führt zu folgendem Ergebniß: die temporären wie die permanenten Auswanderer rekrutiren sich meistentheils aus den gebirgigen Provinzen und aus dem gebirgigen Theil der gemischten Provinzen. In der Gebirgszone ist die Auswanderung fast eine Integralinstitution des Agrarorganismus. Ungünstige Kultur- und Klimabedingungen sind die Hauptursachen derselben. Der magere und trockene Boden, die Rauheit des Klimas machen die Arbeit des Landmanns für einen guten Theil des Jahres nahezu zwecklos. Die ländlichen Besitzungen, unter Viele vertheilt, sind fast immer zu klein, um die zahlreichen Familien zu ernähren. Einige der erwachsenen Familienglieder (insonderheit die Frauen) steigen zur Zeit der Reis- und Weizenernte in die Ebene hinab und bieten ihre Arme den dortigen Großgrundbesitzern an. Die Kräftigsten und Muthigsten aber gehen temporär ins Ausland, um den Zurückbleibenden für den Sommer Luft zu machen, ihnen Brot für den Winter und dem Staat und den Gemeinden Steuern zu schaffen. In Lucca tritt noch ein psychologisch interessanter Faktor hinzu: die nachgeborenen Mezzadrisöhne wollen lieber in der Fremde als Erdarbeiter ihr Brot verdienen, als daheim auf dem Gütchen des glücklicheren erstgeborenen Bruders als Tagelöhner fungiren. Stolz lieb' ich mir den luccaischen Bauernsohn!

Auch in der Ebene nimmt die bäuerliche Auswanderung beständig zu (besonders die transatlantische). Es ist einleuchtend, daß sie dort am stärksten ist, wo das System „ad economia“ (d. i. die Selbstbewirthschaftung großer Besitzungen) oder die Großpachtung vorwiegt; wo die Mezzadria der herrschende Agrarkontrakt ist, wie in Umbrien, in der Mark, in der Emilia, in Theilen Toscana's, ist sie gering.

Der dauernde bäuerliche Auswandererstrom fluthet nach Argentinien, Brasilien und den Vereinigten Staaten, der temporäre ergießt sich in die angrenzenden Länder Europa's, nach Südfrankreich, nach der Schweiz, nach Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Griechenland und nach Bayern.

In Argentinien werden die vorzüglichen Eigenschaften der italienischen bäuerlichen Ansiedler, die in den meisten Provinzen die Majorität der ausländischen Landarbeiter bilden, sehr gewürdigt. Die Leute sind intelligent, anstellig, arbeitsam und ausdauernd. Nicht Wenige sind zur Stunde schon Grundbesitzer, Andere sind auf dem Wege, es zu werden. Das Klima ist im allgemeinen zuträglich, die Erde produktiv in vielen Provinzen.

In Brasilien ist die Lage der italienischen Kolonisten traurig. In einigen Provinzen werden sie zu Hunderten die Beute des Tropenklimas oder des Hungers. Und in anderen Gegenden mit günstigeren klimatischen Verhältnissen müssen sie auf den Zucker- und Kaffeeplantagen die härtesten Arbeiten verrichten und werden obendrein schlecht behandelt. Die Arbeiter anderer Nationen sehen den Italiener höchst ungern, weil sie mit dem arbeitskräftigen und ausdauernden Sohn Italiens nicht konkurriren können.

Das schwache nach den Vereinigten Staaten gehende Kontingent (meist Süditaliener) zählt in seinen Reihen eine stattliche Zahl Europamüder, denen daheim der Boden unter den Füßen brannte und die in den weiten Ebenen des Mississippi Zuflucht vor den Nachforschungen der italienischen Kriminalpolizei suchen und finden.

Fassen wir die Ergebnisse unsrer Darstellung kurz zusammen, so gelangen wir zu folgenden Leitsätzen:

1. Wirthschaftliches und soziales Elend treibt den italienischen Bauer in die Fremde. Er verdoppelt dort seine jetzt entfesselten, von der Hoffnung auf bessere Tage gestählten Kräfte und Energie und ist bereit, die höchste Anstrengung im Adoptivvaterland zu ertragen.
2. Die Provinzen mit starker Auswanderung haben eine hohe Kriminalität.
3. Die sozialen Beziehungen zwischen Eigenthümer und Bauer sind in den Provinzen mit beträchtlicher Auswanderung nicht glücklich. Der Interessengegensatz Beider findet seinen schärfsten Ausdruck in den Agrarstriken.
4. Die Auswanderung ist am häufigsten in den gebirgigen und im gebirgigen Theile der gemischten Provinzen.
5. Sie ist beträchtlich in den Provinzen, wo das System „ad economia“ und die Großpachtung (affitto) vorwiegt.
6. Es ist sicher, daß die Auswanderer für den Anfang in den überseeischen Einwanderungsländern größeren Entbehrungen entgegengehen als daheim; aber mit der Zeit gelingt es einer beschränkten Zahl, das so heiß begehrte und erstrebte Ziel zu erreichen: Erwerbung eines kleinen Landbesitzes als Eigenthum.

Dr. Hans L. Rudloff.

Mittheilungen und Nachrichten.

-y- **Heidelberg**, 19. März. Internationale Kriminalistische Vereinigung; Landesgruppe Deutsches Reich. Der Vorstand der Landesgruppe versammelt sich alljährlich zur Osterzeit hier in Heidelberg. An der heutigen Sitzung nehmen unter dem Vorsitz des Unterstaatssekretärs z. D. Professor v. Mayr (München) theil: Geh. Justizrath Professor v. Liszt (Berlin), Geh. Justizrath Professor Seuffert (Bonn), Ministerialrath Stadler (Straßburg), Professor Frank (Halle), Professor Mittermaier (Heidelberg), Professor Heimberger (Straßburg). — Zunächst wurde die Zeit der diesjährigen in Straßburg stattfindenden Versammlung der deutschen Landesgruppe endgültig auf Donnerstag und Freitag der Pfingstwoche (7. und 8. Juni) festgesetzt. Daran reihte sich eine eingehende Berathung über die Tagesordnung der genannten Versammlung, die in folgender Weise festgestellt wurde: a) Grundsätze für die einheitliche Regelung der ersten juristischen Prüfung in den deutschen Bundesstaaten. Referent Ministerialrath Stadler, Korreferent Professor v. Liszt. b) Bericht über den Stand der Arbeiten der auf der Münchener Landesversammlung von 1898 eingesetzten Kommission zu der Frage: Sollen für die Bedrohung, Verfolgung und Bestrafung der Polizeiübertretungen besondere Grundsätze gelten? Referenten: Professor Frank und Professor

Mittermaier. c) Versuchsstrafe und Erfolgshaftung bei vorsätzlichen Strafthaten. Referent Professor Seuffert, Korreferent Oberlandesgerichtsrath Professor Harburger (München). d) Die Eigenart des heutigen gewerbsmäßigen Verbrecherthums. Referent Sanitätsrath Leppmann (Berlin). Hienach dürfte das Programm der Straßburger Landesversammlung das Interesse aller betheiligten Kreise in vollem Maß in Anspruch nehmen, und es darf deßhalb auf einen starken Besuch der zum erstenmal im Reichsland tagenden Versammlung aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes gerechnet werden. Bei der Erörterung der Prüfungsfrage wird sowohl die Prüfungsmethode (Klausurarbeit u. s. w.) wie die Frage der angemessenen Berücksichtigung des öffentlichen Rechts und der Staatswissenschaften neben dem Privatrecht zur Sprache kommen. Die Frage der Versuchsstrafe und Erfolgshaftung gibt nach Inhalt der vorläufig darüber vom Referenten aufgestellten und in der Vorstandssitzung besprochenen Thesen Anlaß zur Erwägung und Erörterung der wichtigsten kriminalpolitischen Grundfragen. Leppmanns Vortrag über das heutige gewerbsmäßige Verbrecherthum darf mit besonderem Interesse entgegengesehen werden; auch ist in Aussicht genommen, diesen Vortrag, welcher als gemeinverständlich gedacht ist, einem weiteren Kreise zugänglich zu machen. Von den sonstigen Verhandlungen der Vorstandssitzung ist noch folgendes zu erwähnen. Als Ort der nächsten allgemeinen Versammlung der Internationalen kriminalistischen Vereinigung wird deutscherseits St. Petersburg befürwortet. Bezüglich der im Vorjahr in Aussicht genommenen Enquete (bei Praktikern) über die bedingte Begnadigung wurde die weitere Verfolgung dieses Gedankens und die Einleitung seiner Verwirklichung durch Professor Mittermaier beschlossen. Auf Anregung von Professor Frank soll aus der Mitte der Landesgruppe eine Kommission eingesetzt werden, welche ihr besonderes Augenmerk den Gesetzentwürfen strafrechtlichen Inhalts zuwenden und mit deren eingehender Prüfung sich beschäftigen soll. In Aussicht ist genommen, daß die Ergebnisse dieser Prüfung rechtzeitig in geeigneter Weise (etwa in Verbindung mit einer häufiger erscheinenden juristischen Zeitschrift) veröffentlicht werden. — Als Mitglied des Vorstands wurde Professor v. Lilienthal (Heidelberg) kooptirt.

* **Berlin.** Aus Anlaß des 200jährigen Bestehens der Akademie der Wissenschaften wurden ernannt: zu auswärtigen Mitgliedern: die bisher korrespondirenden Mitglieder ihrer physikalisch-mathematischen Klasse Lord Kelvin in Glasgow, Karl Gegenbaur in Heidelberg, die bisher korrespondirenden Mitglieder ihrer philosophisch-historischen Klasse Theodor v. Sickel in Rom, Gaston Paris in Paris, Friedrich Imhoof-Blumer in Winterthur, Max Müller in Oxford, Theodor Nöldecke in Straßburg, ferner der ständige Sekretär der Académie des Sciences in Paris, Marcelin Berthelot, der Präsident der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, Eduard Sueß, der Professor an der Universität Halle Rudolf Haym, der Professor am R. Istituto di studj superiori in Florenz Pasquale Villari; zu korrespondirenden Mitgliedern der physikalisch-mathematischen Klasse: die Physiker Josiah Willard Gibbs in Newhaven, Gabriel Lippmann in Paris, Henry Augustus Rowland in Baltimore, Johannes Diderik van der Waals in Amsterdam, Woldemar Voigt in Göttingen, die Chemiker Dimitrij Mendelejew in St. Petersburg, Julius Thomsen in Kopenhagen, Clemens Winkler in Freiberg, die Mineralogen und Geologen Ernst Wilhelm Benecke in Straßburg, Albert Gaudry in Paris, Friedrich Schmidt in St. Petersburg, Johannes Strueger in Rom, die Botaniker Alfred Gabriel Nathorst in Stockholm, Ludwig Radlkofer in München, Melchior Treub in Buitenzorg, die Zoologen Karl Chun in Leipzig, Johann Wilhelm Spengel in Gießen, Ludwig v. Graff in Graz, die Anatomen und Physiologen Max Fürbringer in Jena, John Burdon Sanderson in Oxford, der Astronom Nils Dûner in Upsala, die Mathematiker Paul Gordon in Erlangen, Franz Mertens in Wien, Friedrich Schottky in Marburg, der Meteorologe Henrik Mohn in Christiania; zu korrespondirenden Mitgliedern der philologisch-historischen Klasse: für das Fach der Philosophie Max Heinze in Leipzig, William James in Cambridge, Mass., Wilhelm Wendt in Leipzig, für das Fach der klassischen Philologie Friedrich Blaß in Halle, Ludwig Friedländer in Straßburg, Georgios Hatzidakis in Athen, Frederick Kenyon in London, für das Fach der Geschichte Albert Hauck in Leipzig, John P. Mahaffy in Dublin, Heinrich Nissen in Bonn, Albert Sorel in Paris, Julius Wellhausen in Göttingen, für das Fach der deutschen und neueren Philologie Gustav Gröber in Straßburg, Richard Heinzel in Wien, August Leskien in Leipzig, Adolf Mussafia in Wien, Eduard Sievers in Leipzig, für das Fach der Kunstwissenschaft Léon Heuzey in Paris, Alexander Stuart Murray in London, für das Fach der orientalischen Philologie Francis Ll. Griffith in Asthon-under-Lyne, Victor v. Rosen in St. Petersburg, Emil Senart in Paris, Wilhelm Thomsen in Kopenhagen, für das Fach der Staats- und Rechtswissenschaft Karl v. Amira in München, Karl Theodor v. Inama-Sternegg in Wien, Emile Levasseur in Paris, Frederick William Maitland in Cambridge, Richard Schroeder in Heidelberg.

* **Stuttgart.** Die Professur für Botanik an der hiesigen Technischen Hochschule wurde dem bisherigen Privatdozenten Dr. Fünfstück übertragen.

* **Dresden.** Der Privatdozent an der hiesigen Technischen Hochschule Dr. Bergt ist zum Professor für Mineralogie an dieser Hochschule (nicht an der Universität Greifswald, wie in Nr. 61 d. Beil. irrthümlicherweise berichtet worden war) ernannt worden.

* **Berlin.** Der frühere Pfarrer von Remscheid, Lic. Thümmel, der bei der theologischen Fakultät der hiesigen Universität zur Habilitation zugelassen ist, wird am 23. April seine Antrittsvorlesung halten und dann sofort seine Lehrthätigkeit beginnen. Er will sich der Dogmatik und Homiletik widmen.

* **Breslau.** Am 19. d. M. ist der Senior des Lehrkörpers der hiesigen Universität, der Professor der Theologie Joseph Heinrich Friedlieb, im Alter von 90 Jahren gestorben. Sein Lehrgebiet war die biblische Exegese, doch lieferte er auch werthvolle Arbeiten auf dem Gebiet der klassischen Philologie.

* **Wien.** Der außerordentliche Professor Dr. Jakob Krall an der hiesigen Universität ist zum ordentlichen Professor der alten Geschichte des Orients ernannt worden.

* **Kopenhagen.** In voriger Woche ist hier der Nestor der dänischen Chirurgen, Prof. Saxtorph, im Alter von 77 Jahren gestorben. Er war ein Schüler des berühmten französischen Chirurgen Nélaton und der Erste, der im Jahre 1870 die antiseptische Methode Listers in Kopenhagen einführte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Joseph Gény: Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Antheil an den sozialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490—1536. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. I. Band, 5. u. 6. Heft.) Freiburg i. B., Herder'scher Verlag 1900. — Dr. O. Steinwender: Parlamentsdämmerung. Wien, Deutscher Verein 1900. — Herm. L. Strack: Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit. Mit besonderer Berücksichtigung der „Volksmedizin“ und des „jüdischen Blutritus“. 5.—7. Aufl. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1900. — Budapest in Wort und Bild. Herausgegeben von Oskar v. Krücken. 5. Heft. Berlin, Internationale Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. — Führer durch Budapest und Umgebung. Hggb. von Leo Woerl. V. Aufl. (Woerls Reisehandbücher.) Leipzig, Selbstverlag. — Neue Burenstreiche. Der Transvaal-Krieg in der Karikatur. Gewidmet dem Heldenvolk der Buren. Berlin, Dr. Eysler u. Co. 1900. — The journal of germanic philology. Edited by G. E. Karsten. Vol. III. No. 1. In Kommission: Gust. Fock, Leipzig 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Venedig und die Levante.

Wiederholt habe ich an dieser Stelle über den Fortgang der Veröffentlichung von G. M. Thomas' zweitem und letztem Band der Urkundensammlung zur venetianisch-levantinischen Geschichte berichtet; nun möchte ich mir erlauben, die Geduld der freundlichen Leser dieses Blattes noch einmal für kurze Zeit in Anspruch zu nehmen, um ihnen von dem endlich erfolgten glücklichen Abschluß des Werkes Kunde zu geben.[1])

Habent sua fata libelli! Ich darf als bekannt voraussetzen oder wieder daran erinnern, wie diese Urkundensammlung entstanden ist.[2]) Mit dem ihm seit 1844 befreundeten trefflichen „Geographen und Byzantinologen" Gottlieb L. Fr. Tafel besuchte Thomas im Herbst 1850 Wien. Sie sahen dort im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv die Abschriften der großen, reichhaltigen venetianischen Urkundensammlungen aus alter Zeit: des von dem Dogen Andrea Dandolo († 1354) angelegten „Liber Albus" und „Liber Blancus", der noch älteren „Libri Pactorum" und der „Libri Commemorialium", und seit längerer Zeit mit Studien zur byzantinischen Geschichte beschäftigt, kamen sie zu dem Entschluß, den Beziehungen Venedigs zu Byzanz und zur Levante, zum Orient überhaupt, ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und Materialien zu einem Urkundenbuch über diese Beziehungen zu sammeln. Nach einer einleitenden Abhandlung: „Der Doge Andreas Dandolo und die von demselben angelegten Urkundensammlungen zur Staats- und Handelsgeschichte Venedigs"[3]) (aus welcher meine eigene Erstlingsarbeit: „Andreas Dandolo und seine Geschichtswerke"[4]) hervorgegangen ist) begannen die beiden Freunde 1856 mit der Veröffentlichung der „Urkunden zur älteren Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig mit besonderer Beziehung auf Byzanz und die Levante", welche von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien — Venedig war ja damals noch österreichisch — in ihre „Fontes Rerum Austriacarum" aufgenommen wurden. Drei Theile, die Urkunden von 814—1299 enthaltend, erschienen so hier in den Jahren 1856—1857 als Bd. XII—XIV der 2. Abtheilung „Diplomataria et Acta", von der gelehrten Welt als eine sehr werthvolle Quelle allgemein anerkannt und eifrig benutzt.

[1]) Diplomatarium Veneto-Levantinum sive Acta et Diplomata res Venetas Graecas atque Levantis illustrantia a. 1351—1454. Par. II = Monumenti Storici pubblicati dalla R. Deputazione Veneta di storia patria. Serie I a Documenti vol. IX. Venetiis 1899. XXX, 452 S. 4⁰.

[2]) Cf. Beilage z. Allgem. Ztg. 1888, Nr. 66.

[3]) Abhandlungen der k. bayer. Akademie der Wissenschaften, III. Kl. VIII. Bd. (1855.)

[4]) München, Th. Ackermann 1876.

Die Ereignisse der Jahre 1859 und 1866 machten sich auch hier geltend und wirkten auf den weiteren Verlauf der Publikation störend ein. Oesterreich verlor Venedig; in den „Oesterreichischen Geschichtsquellen" war für venetianische Urkunden kein Platz mehr. An die Stelle der Wiener Akademie trat endlich nach längerer Pause die in Venedig neu begründete R. Deputazione di storia patria, welche Thomas gleich Anfangs 1876 zu ihrem Ehrenmitglied wählte. Sie übernahm denn auch die Fortsetzung des Werkes auf ihre Kosten, das noch zwei Bände umfassen sollte, aber einen neuen, eigenen Titel: „Diplomatarium Veneto-Levantinum" (cf. oben Anm. 1) erhielt. Die Herausgabe des ersten Bandes davon,[1]) mit den Urkunden der Jahre 1300—1350, hat Thomas 1880 selbst besorgt. Das Manuskript des zweiten Bandes hatte er bereits der „Deputazione" übergeben, da der Druck desselben alsbald beginnen sollte — da ereilte ihn am 24. März 1887 der Tod! Und nun traten allerlei Stockungen theils aus persönlichen theils aus finanziellen Gründen ein, welche es zweifelhaft erscheinen ließen, ob der zweite und letzte Band überhaupt noch das Licht der Welt erblicken werde. Es wurde von venetianischer Seite u. a. namentlich geltend gemacht, daß das Manuskript keineswegs so ganz druckfertig sei wie man geglaubt hatte; ferner daß von Thomas eine Reihe von Urkundensammlungen im venetianischen Staatsarchiv nicht herangezogen worden sei, aus denen sich eine Vermehrung und Vervollständigung des gesammelten Materials gewinnen lasse — wer aber solle sich dieser Aufgabe unterziehen? Es ist dann ja meinen Bemühungen gelungen, trotz dieser Bedenken die „Deputazione" 1891 zu einem bindenden Beschluß hinsichtlich der Vollendung des Werkes zu veranlassen. Es wurde zu diesem Behuf eine Kommission eingesetzt, die aus den Professoren De Leva (in Padua) und Jos. Müller (in Turin) bestand: auch diese Beiden wurden vor der Zeit vom Tod dahingerafft. So blieb schließlich die Fürsorge für den Abschluß des zweiten Bandes allein dem Manne überlassen, der auch sonst wohl die Hauptarbeit bei der Drucklegung gehabt hätte, Professor R. Predelli am Staatsarchiv in Venedig, der sich besonders durch die Bearbeitung der Regesten jener „Libri Commemorialium" längst einen rühmlichen Namen unter den Historikern erworben und auch Thomas bei der Lesung der Korrektur des Druckes zu unterstützen sich bereit erklärt hatte. Wie dankbar Thomas das Anerbieten des von ihm hochgeschätzten jüngeren Kollegen annahm, beweist ein Brief des Ersteren vom 5. Januar 1887, welchen Predelli mit Recht in der Einleitung mitgetheilt hat. Nur konnte dieser, durch dienstliche und andere Beschäftigungen behindert, nicht seine ganze Kraft dieser, immerhin entsagungsvollen, Arbeit zuwenden und sie erst jetzt zu einem glücklichen Ende führen. Dem von der „Deputazione" gefaßten Beschluß gemäß wurde von einer Erweiterung des Materials durch Heranziehung anderer Urkundensammlungen abgesehen, wurden

[1]) = Documenti etc. (cf. oben) vol. V, in 4⁰ XXVI, 356 S.

nur die von Thomas gesammelten Stücke aufgenommen. Dem Wunsch des Entschlafenen entsprechend wurde beim Druck im großen und ganzen dasselbe Verfahren innegehalten, wie beim vorausgehenden Bande, wurden die Texte möglichst getreu in der Lesart der Originale wiedergegeben. Neu hinzugekommen ist, was außerordentlich freudig zu begrüßen ist, außer dem geographischen Index für den zweiten Band ein Personenverzeichniß für die beiden Bände. Endlich hat Predelli in der Einleitung ein Verzeichniß der auf Venedig sich beziehenden Schriften von Thomas und einen kurzen Abriß seines Lebens vorausgeschickt, in welchem nur irrig aus einem Mißverständniß das Jahr 1871 (das Thomas die Wahl zum Mitglied in den deutschen Reichstag brachte) zugleich als Jahr seiner Pensionirung — statt 1877 — angegeben ist.

Was nun den Inhalt des Bandes, die hier mitgetheilten über 200 Urkunden selbst betrifft, so findet sich naturgemäß eine große Uebereinstimmung mit dem ersten Band. Es handelt sich auch hier vor allem um Unterhandlungen, Verträge überwiegend handelspolitischer Natur mit den Herrschern von Byzanz und den Türken, den Kaisern von Trapezunt, den Tatarenfürsten am Pontus, in der Krim und Tauris (Persien), den Beherrschern Syriens und Babyloniens (Aegyptens), den Sultanen von Tunis, den Königen von Cypern und den kleineren Fürsten der griechischen Inselwelt — und zwar in den hundert Jahren von 1351—1454, also gerade in dem Zeitraum, welcher in der Geschichte Venedigs zu den allerwichtigsten gehört, da in ihm die politische, kommerzielle und maritime Größe der Republik nach verschiedenen schweren Krisen zur höchsten Blüthe sich entfaltete: es ist die Zeit des kräftigsten, besten Mannesalters Venedigs. „Nach verschiedenen schweren Krisen" — ich erinnere daran, daß auf den Dogen Andrea Dandolo 1354 Marino Falieri folgte, dessen Verschwörung den ganzen sorgfältigen Bau der Verfassung umzustürzen drohte. Kaum war diese Gefahr beseitigt, so sah sich die Regierung bald darauf in ebenso gefährliche auswärtige Kriege verwickelt. Besonders bedenklich war der von 1363—1367 währende Aufstand auf Kandia (Kreta), da er nicht von den einheimischen Griechen, sondern von den venetianischen Kolonisten selbst ausging, welche sich unabhängig machen wollten. Darüber hat Thomas im vorliegenden Band 37 Aktenstücke als Appendix mitgetheilt. Dann kam der große Krieg mit Genua und seinen Verbündeten auf dem Festland (den Carrara und dem König von Ungarn), der den Feind bis in die unmittelbarste Nähe der Stadt, bis nach Chioggia, brachte. „Es ist der größte Moment in der Geschichte der Venetianer", urtheilt Ranke (Zur venetianischen Geschichte, S. 6), „daß sie sich in dieser Gefahr behaupteten." Ja, man gewinnt den Eindruck, als ob sie nun erst recht sich zu regen, zu recken und strecken und ihre Kräfte zu entfalten begannen. Ihren Besitz auf der Terraferma, ihrem italienischen Hinterland, zu welchem sie durch verschiedene Umstände, namentlich durch die Rücksicht auf die gefährliche Nachbarschaft der großen Fürstenthümer und auf die Sicherheit ihres Handels nach dem Festland und der deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen, geradezu genöthigt worden sind, diesen Landbesitz haben sie damals in fortwährenden Kämpfen mit den benachbarten Gewalten in angemessener Weise vergrößert. Und daneben haben sie in dieser Zeit ihrem eigentlichen Lebenselement, dem Meere, unentwegt die vollste Beachtung geschenkt, ihre wichtigste Aufgabe nie aus den Augen verloren, nämlich ihren Handel, insbesondere eben nach der Levante, dem Orient, — die Grundlage ihrer Macht und ihres Reichthums — immer mehr zu befestigen und auszudehnen. Daher ihre Neuerwerbungen von Korfu (1387), von Argos und Nauplion (Napoli) auf Morea (1388—1394), von Negroponte (1390), ihre Bemühungen um Behauptung ihrer Stellung in Byzanz, dem byzantinischen Reich und den angrenzenden Gebieten und insbesondere in Syrien und Aegypten. Mochten die Päpste den Handel gerade dorthin und mit den Ungläubigen noch so oft verbieten, immer wieder verstanden es die Venetianer, sich von der geldbedürftigen Kurie Dispens ertheilen zu lassen, wie die vielen hierauf sich beziehenden Dokumente dieses Bandes beweisen.

Wie aus dem Titel der ersten drei in den „Fontes Rer. Austr." erschienenen Bände ersichtlich, hatten Tafel und Thomas ursprünglich die Absicht, die Urkundensammlung bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts reichen zu lassen. Es ist durchaus richtig, wenn Thomas hierin eine Aenderung eintreten ließ und die Sammlung nur bis zum Jahre 1454 fortführte. Denn dieses Jahr oder das Jahr 1453, das Jahr der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, ist für die Geschichte Venedigs von so einschneidender Wirkung, daß man es geradezu als epochemachend bezeichnen darf. Kein Zweifel, daß mit diesem Ereigniß die Axt an die Wurzel der Weltmachtstellung Venedigs gelegt wurde. Wir haben oben die Besitzergreifung eines Theils der Terraferma durch Venedig gerechtfertigt, ja geradezu als nothwendig bezeichnet. Aber einmal hätte man sich hier begnügen müssen und nicht den Landbesitz über Gebühr ausdehnen sollen; denn das verstrickte die Republik immer tiefer in die festländischen italienischen Händel, erweckte schließlich den Neid der Nachbarn und führte zur Katastrophe der Liga von Cambray. Und andrerseits hätte man darüber das Wichtigere, den Osten, die Levante, oder genauer gesagt, das Vorrücken der Türken nicht unterschätzen dürfen, d. h. man hätte dasselbe um keinen Preis dulden dürfen, hätte den Türken mit aller Macht unter Aufbietung aller Kräfte entgegentreten müssen, statt (wie aus unserm Band gleichfalls ersichtlich) sich mit ihnen in Unterhandlungen einzulassen und alles Heil für die Fortdauer des dortigen Handels von einer Bestätigung der (überdies geminderten) früheren Privilegien durch die siegreichen Sultane zu erwarten. Nachdem Mohammed II. Konstantinopel eingenommen, ging er — in klarer Erkenntniß dessen, was noth that — „mit aller Macht daran, eine achtunggebietende Kriegsmarine zu schaffen",[1]) mit welcher es den Türken dann eben möglich wurde, bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts von den venetianischen Besitzungen im griechischen Archipel und auf der Halbinsel Morea eine nach der anderen anzugreifen und sich zu unterwerfen und damit nicht bloß die Vormachtstellung Venedigs in diesen Gebieten zu brechen, sondern auch dessen Kräfte in unfruchtbarem Kampf eben dort in jenen Gegenden festzuhalten und dadurch die Republik zu verhindern, daß sie selbständig an dem neuen Handelsweg nach Ostindien sich betheiligte. Es war der Anfang vom Ende, welches so in erster Linie herbeigeführt wurde durch die nämlichen Faktoren, welche um die gleiche Zeit, am Ende des 15. Jahrhunderts, und zwar zuerst in Rußland, die Stellung der Hanse zu erschüttern begannen: nämlich überlegene, stärkere, politische Mächte, wie ich das schon vor Jahren in meinem Vortrag „Die Deutschen als Kolonisatoren in der Geschichte" betont habe, an den ich hier im Anschluß an die Ausführungen D. Schäfers (s. Hauptblatt Nr. 48 ds. Js.) wohl um so eher erinnern darf, als er zuerst hier in Beilage Nr. 50 ff. 1885 [und dann selbständig[2])] erschienen ist.

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, daß der Inhalt dieses Schlußbandes den übrigen an Reichthum und Mannichfaltigkeit nicht nachsteht. Dies lehrt übrigens auch ein Blick auf die bekannte, schon citirte

---

[1]) Heyd: Geschichte des Levantehandels. II, 318.

[2]) Bei J. F. Richter in Hamburg.

„Geschichte des Levantehandels“ von W. Heyd (in zwei Bänden, 1879, Cotta), der durch die außerordentliche Liebenswürdigkeit von Thomas in Stand gesetzt war, dessen ungedruckte Materialien für sein Werk einsehen und benutzen zu dürfen. Es muß näherer Untersuchung vorbehalten bleiben, inwieweit sich aus den nun im Wortlaut vorliegenden Urkunden etwa noch Zusätze oder Veränderungen zu Heyd ergeben. In Regestenform ist ein Theil der hier vereinigten Dokumente in der — von der nämlichen Deputazione herausgegebenen, von demselben Professor Predelli besorgten — Fortsetzung der „libri Commemoriali“ mitgetheilt worden.[1])

Ich darf bei dieser Gelegenheit wohl zugleich auf die eifrige Thätigkeit hinweisen, welche dieser rührige venetianische Geschichtsverein seit einer Reihe von Jahren und fort und fort entfaltet. Außer 54 Bänden der hochwichtigen Tagebücher (Diarii) des jüngeren Marino Sanudo hat sie von ihren „Monumenti storici“ bis jetzt folgende Bände veröffentlicht: von der ersten Abtheilung (Serie) „Documenti“ neun Bände (wovon der vorliegende eben der letzte); von der zweiten Abtheilung „Statuti“ einen Band (Vicenza betreffend); von der dritten „Cronache e Diarii“ zwei Bände (Udine und Verona); von der vierten „Miscellanea“ (größere Abhandlungen umfassend) zwölf Bände einer ersten und sechs einer zweiten Reihe, von welch letzteren der fünfte Band eine sehr beachtenswerthe Arbeit von Enrico Besta über den venetianischen Senat, der sechste eine neue Ausgabe des „liber regiminum Paduae“ von der Hand des Prof. A. Bonardi bringt — fürwahr eine stattliche Reihe von Bänden! Und dazu kommt noch die alljährlich in mehreren Heften erscheinende Zeitschrift „Nuovo Archivio Veneto“, welche ebenso vornehm, ja fast luxuriös ausgestattet ist wie alle anderen Publikationen und insbesondere auch dieser Schlußband des Thomas'schen Werkes. Indem wir hiemit zu diesem zurückkehren, um von ihm Abschied zu nehmen, dürfen wir wohl unsrer Freude darüber Ausdruck geben, daß die Deputazione Veneta diese ihre, wie ich sie früher einmal nannte, Ehrenschuld so würdig eingelöst hat, und ihr zugleich zu ihren weiteren Unternehmungen von Herzen Glück wünschen.

München, im Februar. H. Simonsfeld.

[1]) = Band 7 und 8 der „Documenti“ (1883 und 1896).

Napoleon I. und die Architektur.

Von Dr. Fritz Minkus (Linz a./D.).

II.

Mag man übrigens die psychologischen Motive für Napoleons Baulust in welcher Eigenschaft immer suchen, Thatsache bleibt, daß diese Baulust eine ganz außerordentliche war und sich sehr wohl mit dem Mäcenatenthum Ludwigs XIV. vergleichen ließ — eine Aehnlichkeit, die dem Kaiser freilich den Vorwurf eintragen sollte, er habe den Sonnenkönig „nachgeäfft“! Es ist geradezu wunderbar, wie Napoleon, inmitten der gewichtigsten Staatsaffairen, zwischen zwei entscheidenden Schlachten, immer wieder Muße findet, sich mit der einzig dastehenden Kraft seines Gedächtnisses der geringfügigsten Details zu entsinnen, die auf seine verschiedentlichen architektonischen Lieblingspläne Bezug haben; wie er aus den entferntesten Hauptquartieren Note um Note an den Minister des Innern sendet, an die vierte Klasse des Instituts — die Klasse der schönen Künste — an den Generaldirektor der Museen, Denon, seinen gern gehörten Rathgeber in künstlerischen Dingen, an Fontaine, bald in dieser oder jener Frage ein Urtheil fordernd, bald neue großartige Pläne entwickelnd, bald in langwierige Streitfragen mit einem nicht immer sonderlich zarten Machtwort dreinfahrend; wie er mit Duroc, dem Großmarschall des Palais, mit Denon und Fontaine, die er ein paarmal in der Woche beim Gabelfrühstück zu empfangen pflegt, in seiner kurz angebundenen Manier in einer Viertelstunde alles, was gebaut wurde, wird und werden könnte, bespricht; wie er, bei der Inspizirung irgendwelchen Neubaus, sich in dem Durcheinander eines werdenden Baues zurechtfindet, auf alle Einzelheiten eingeht und doch immer den Blick fürs Ganze behält; wie er, wenn es sich um größere Fragen handelt, nicht müde wird, endlosen Konferenzen vorzusitzen, alle widersprechenden Meinungen anzuhören, um am Schluß mit ein paar klar begründenden Worten das entscheidende Urtheil zu fällen; wie er selbst in kritischster Zeit — am Ende des Jahres 1813 — knapp vor einer bedeutungsvollen Senatssitzung seinen Ersten Architekten zu sich bescheidet und mit gespanntester Aufmerksamkeit dessen Berichte entgegennimmt; wie er schließlich im Jahre 1815, am Beginn der Cent jours, ein paar Tage nach seinem Einzug in Paris, Fontaine rufen läßt und ihm aufträgt, sofort wieder mit den Bauarbeiten zu beginnen, „da er nicht einen Augenblick verlieren wolle!“ Vor allem aber kennzeichnen Napoleons Verhältniß zur Architektur und werfen ein interessantes Licht in sein Seelenleben die langen, nahezu freundschaftlichen Besprechungen, die der Kaiser so oft in arbeitsfreien Stunden mit Fontaine pflog,[1]) und in denen Napoleon, von irgendwelcher aktuellen Frage ausgehend, vom hundertsten ins tausendste kommend, in entlegene Zeiten der Kunstgeschichte zurück-, meist aber in eine ferne, nie verwirklichte Zukunft vorausgriff: da konnte Napoleon zügellos seine Phantasie dahinschießen lassen — eine glühende Südländerphantasie, die selbst unter seinen Vertrautesten nur wenige hinter der Stirn des kühl berechnenden Staatsmannes und Feldherrn vermutheten —, eine Phantasie, die, getragen vom Bewußtsein einer ungeheuren, die Unmöglichkeit kaum kennenden Macht, ins Gigantische wuchs! Ganz Paris wurde in solchen Unterredungen umgestaltet, von altem, winkeligem Straßengewirr, von häßlichem Baugerümpel gesäubert, mit großartigen Avenuen durchzogen, mit einer Unzahl herrlicher Neubauten erfüllt; im ganzen Lande erstanden mächtige Schlösser, weite Fruchtmagazine, gewaltige Kasernen, prunkvolle Regierungspaläste — neue Stadttheile:[2]) aber wenn der Kaiser dann plötzlich

[1]) Bausset hat manche von ihnen in dem von Fontaine herrührenden hochinteressanten Appendix seinen Memoiren, Notice anecdotique sur les Bâtiments de la Couronne etc., veröffentlicht.

[2]) Von diesen zahllosen Plänen erwähne ich im nachstehenden nur die bedeutendsten und auch nur jene, die halbwegs greifbare Gestalt annehmen: Ausgestaltung der Place de la Concorde in Paris (1801); Ausgestaltung der Place Bellecour in Lyon (1802); kaiserliches Palais in Lyon (1806); Regulirung von Bordeaux: Neubau eines Versorgungshauses, eines bischöflichen Palais, eines Seminars (1808); Bibliotheks- und Museumspalast in Paris (1808); vier große Spitäler in Paris (1808); Operntheater in Paris (1809); vier Ministerpalais in Paris (1809); Rathhaus in Lille (1810); Universitätspalast in Paris (1811); Palais des Königs von Rom in Paris (1811); Kaserne am Champ de Mars in Paris (1811); vier große Friedhöfe in Paris (1812); Postpalast in Paris (1812); Palais für die italienischen Minister in Paris (1813); Militärspital in Paris (1813).

An thatsächlich unter Napoleon ausgeführten oder doch begonnenen Bauwerken nenne ich die folgenden hervorragendsten: Carrouselbogen in Paris (1805); Anlage der rue de Rivoli in Paris (1805); Pont de Jéna in Paris (1806); Etoilebogen in Paris (1806); Ruhmestempel (Ste. Madeleine) in Paris (1807); Börse in Paris (1808); Halle au Blé in Paris (1811); Ausbau des Louvre, Freilegung des Carrouselplatzes, nördlicher Verbindungstrakt zwischen Louvre und Tuilerien.

Daß die Baugeschichte des Empire, im Gegensatz zu der Fülle von Projekten, an Neubauten verhältnißmäßig so arm ist, hat seinen Grund in der Endlosigkeit der Restaurirungs- und Adaptirungsarbeiten, die nach den Wirren der Revolution bei den meisten der bestehenden Monumentalbauten unerläßlich nothwendig geworden waren und den größten Theil der verfügbaren Mittel verschlangen.

inmitten dieses riesenhaften Planens gewahr ward, wie ihm der Boden der Wirklichkeit unter den Füßen schwand, wie er sich ins Unausführbare verstieg, dann erschrak er über seine Phantasien, und halb wehmüthig, halb barsch brach er das Gespräch ab: „Nein, nein, ich will nicht, daß man mich zu so wahnwitzigen Ausgaben hinreiße — die Architekten haben Ludwig XIV. ruinirt!“

Dieses „Die Architekten haben Ludwig XIV. ruinirt“ war eine Lieblingsphrase Napoleons und charakterisirt seine höchst unfreundliche Stellung gegenüber den zeitgenössischen Baukünstlern, die diese Abneigung, wie bereits gesagt, großentheils mit subjektiv wohl erklärlichen, objektiv aber meist durchaus ungerechtfertigten Anwürfen erwiderten.

Napoleon hatte von den Künstlern überhaupt keine sonderlich hohe Meinung, wenn er auch gelegentlich den einen oder den anderen unter ihnen in ganz auffallender Weise auszeichnete, wie beispielsweise David, vor dem er, anläßlich der Vollendung des Krönungsbildes, sich verneigend, den Hut abnahm mit den Worten „David, je vous salue“, oder Gros, dem er im „Salon“ des Jahres 1808 sein eigenes Ehrenlegionskreuz überreichte; im großen und ganzen widersagte schon der künstlerische Beruf an sich Napoleons ganzer Geistesrichtung, — ein Beruf, der sich nicht systemisiren, dessen Jünger sich, trotz mancherlei derartiger Versuche, durchaus nicht in Beamtenkategorien und militärische Rangklassen gliedern lassen wollten! Auch kam der Kaiser sein Lebtag lang nicht zur Einsicht, daß sich künstlerisches Schaffen nicht dekretiren und kommandiren lasse, wie administrative Maßregeln und taktische Operationen. Für diese falsche Auffassung ist besonders bezeichnend eine Stelle des „Exposé de la situation de l'Empire français“ vom 6. Nivôse des Jahres XIII (27. Dezember 1804), in der es heißt: „Für die Künste . . . wurden Preise . . . ausgesetzt, auf Grund deren . . . seine Majestät das Recht hat, zu erwarten, daß Frankreich Meisterwerke hervorbringen werde! . . .“ Die Hauptursache aber von Napoleons Antipathie speziell den Architekten gegenüber war, wie gesagt, eine finanzielle, — die feste Ueberzeugung, daß die Architekten durch die Bank ihre Kunden über den Löffel balbirten: „Die Architektenrechnungen sind Zauberbücher, in denen sich kein Mensch auskennt“,[1]) meint er; oder: „Die Architekten ruiniren den Staat und die Privatleute; sie haben Ludwig XIV. ruinirt; man sollte sie für die Ueberschreitung der Bauanschläge verantwortlich machen und die Zwangsvollstreckung zur Einbringung der Mehrkosten gegen sie in Anwendung bringen; sie sind die Schmach meines Reichs!“[2])

Uebrigens läßt es sich nicht leugnen, daß thatsächlich die Architekten der Empirezeit, sei es, um sich für die ungünstigen Zeiten der Revolution schadlos zu halten, sei es auch infolge der hervorragenden gesellschaftlichen Stellung, die die neuen Verhältnisse, im Gegensatz zum ancien régime, den Künstlern einräumten, sich zu den exorbitantesten Ansprüchen verstiegen, was gerade dem Kaiser, als skrupulösem Rechner, ganz besonders wider den Strich gehen mußte.

Außerdem hatte Napoleon eine Abneigung gegen die Architekten, weil sie ihm, dem fieberhaft thätigen Mann der rastlosen Arbeit und der peinlichsten Pünktlichkeit, allesammt zu langsam bauten und niemals zur bestimmten Zeit fertig wurden, so kategorisch er auch bei Konkurrenzausschreibungen und Aufträgen die strikte Einhaltung des Termins als Hauptbedingung aufstellen ließ, und so genau

[1]) Bausset, a. a. O. Bd. IV, S. 216.

[2]) *Deseine:* „Notices historiques sur les anciennes académies.“ Paris, 1814. S. 124. N. — Thatsächlich hat, nach Baudoyer, über Anordnung des Kaisers der Minister des Innern, Cretet, im Jahre 1808 eine neue Zivilbauordnung ausgearbeitet, „bei der die Architekten sehr schlecht weggekommen wären“.

er auch, selbst von seinen Feldzügen aus, die Fortschritte aller Bauarbeiten in Evidenz führte und die Architekten in oft höchst ungestümer Weise zu rascherer Arbeit antrieb, — ein Drängen, das man in Paris in der nachstehenden Strophe glossirte:

> Im Frieden jagt, gleichwie in Kriegen,
> Sein Feuergeist ihn rastlos auf;
> Wie übern Feind er pflegt zu siegen,
> Will bauen er — in Sturmeslauf!

Um Napoleons Antipathie gegen die Architekten vollauf zu erklären, muß weiters auch noch darauf hingewiesen werden, daß sich die Baukünstler des beginnenden 19. Jahrhunderts, wie dies ihre zahlreichen fachschriftstellerischen Werke zur Genüge bestätigen, einer Weitschweifigkeit und Umständlichkeit der Sprechweise, einer Sucht, die geläufigsten Ausdrücke durch klangvolle termini technici zu ersetzen, hingaben, die — übrigens ein allgemeines Charakteristikum der Zeit — dem Kaiser ungemein widerwärtig war; obwohl er, als ehemaliger Kriegsschüler, gerade in physikalischen und mathematischen Dingen sehr gut beschlagen war, und also von einem Nichtverstehen fachmännischer Auseinandersetzungen nicht die Rede sein konnte, vertrug er es nicht, wenn ihm Architekten etwa in konstruktiven Fragen weit ausholende Auskünfte gaben, statt klipp und klar, mit ein paar einfachen, bezeichnenden Worten, den Fall zu erläutern; so hat einmal der geniale Rondelet den Kaiser in die übelste Laune versetzt, als er ihm, bei einer Inspizirung der im Pantheon nothwendig gewordenen Konsolidirungsarbeiten,[1]) die Ursache des schlechten Bauzustandes in so komplizirter Weise erklärte, daß Napoleon bei der Heimfahrt den ihn begleitenden Fontaine sehr grimmig fragte: „Was will denn der Herr Rondelet mit seinem ‚Druck und Gegendruck‘, seinem ‚Widerstand‘ und seinen ‚vergleichenden Berechnungen‘? Ich will rundheraus wissen, warum die Pantheonkuppel einzustürzen droht, und was man dagegen thun muß?“ Fontaine, der, so angelegentlich er auch seine Fachgenossen in kritischen Momenten vor ungerechtfertigter Ungnade zu schützen beflissen war, doch jede Gelegenheit benutzte, sich ins rechte Licht zu setzen, antwortete, er pflege „sehr gewöhnlichen Wirkungen niemals komplizirte Ursachen zu unterschieben“ und glaube ganz einfach, daß die vier Kuppelpfeiler für ihr Gewicht zu schwach seien, und daß man sie entweder aus härterem Material erneuern, oder verstärken müsse. Das war eine Erklärung, wie sie der Kaiser wünschte!

Fontaine war überhaupt, seinem ganzen Wesen nach, wie geschaffen zum Verkehr mit dem Kaiser, der ihn denn auch — die einzige Ausnahme unter seinen Berufsgenossen — zu seinem erklärten Liebling gemacht, und ihm eine dermaßen einfluß- und in jeder Hinsicht erfolgreiche Stellung eingeräumt hatte, daß der Neid der übrigen Architekten nicht den letzten Grund ihrer, Napoleons Verhältniß zur Baukunst so vielfach entstellenden ungünstigen Beurtheilungen des Kaisers ausgemacht haben dürfte!

Ein Zufall hat Fontaine mit Napoleon zusammengeführt[2]): Madame Josephine Bonaparte hat von der reizenden Ausschmückung und Möblirung des Palais des Hrn. v. Chauvelin, ehemaligen französischen Botschafters in

[1]) Der Bau des Pantheon in Paris (Ste. Geneviève-Kirche) war 1764 von Soufflot begonnen worden; Soufflots Kuppelstützen erwiesen sich bald als zu schwach, so daß Rondelet, Soufflots Nachfolger am Bau des Pantheon, schon 1792 an Umänderungsarbeiten schreiten mußte; diese wurden, nachdem sie die Fachkreise zu lebhaftesten Kontroversen geführt hatten, erst im Jahre 1810 vollendet.

[2]) Vergl. *Ernst Chesneau:* Charles Percier in „Gazette des Beaux-Arts“ 1881. *Fontaine:* Mia Vita, Manuskript, Paris, Nat.-Bibliothek. Halévy's 1854 in der Academie des Beaux-Arts gehaltenen offiziellen Nachruf „Eloge de Fontaine“.

London, gehört, das in der Rue de la Victoire dicht neben dem kleinen Hotel des Ersten Konsuls liegt; von Haus aus neugierig und überdies gerade mit der Adaptirung der kürzlich angekauften Malmaison beschäftigt, besichtigt sie das Chauvelin'sche Haus; entzückt von der Originalität und der Grazie seiner Innendekoration, fordert Josephine den sie begleitenden Maler David auf, ihr die Künstler vorzustellen, die die Einrichtung geschaffen haben; es sind zwei junge Leute, von der Akademie her unzertrennliche Freunde, die nach ihrer Rückkehr von Rom, wo sie mit Begeisterung nicht nur die Antiken, sondern auch die Denkmäler der Renaissance, ja des „finsteren" Mittelalters studirt hatten, eine Zeitlang in Paris in bitterer Noth gelebt haben, bis sie letzthin durch ihre allgemein bewunderten Dekorationen zu einer neuen Oper zu Ruf und zu reichlichen Aufträgen gelangt sind: Charles Percier und Pierre Fontaine. Die beiden Architekten machen, von David eingeführt, ihre Aufwartung bei Madame Bonaparte, die ihnen ihre Ideen betreffs der Malmaison auseinandersetzt; da erscheint Bonaparte; er geht geradeswegs auf David zu und sagt ihm in seiner brüsken Weise, ohne weitere Begrüßung: „Herr David, ich will die Antiken, die nach dem Frieden von Tolentino hierher gekommen sind, im Invalidenhotel aufstellen lassen; es sind Eroberungen — dort gehören sie hin. Was meinen Sie dazu?" David erwidert, das sei eine Angelegenheit, von der er zu wenig verstehe; übrigens sei hier ein Fachmann in derartigen Dingen, Hr. Percier; Percier aber, in seiner schüchternen Art, tritt wortlos beiseite; Fontaine hingegen platzt, ungefragt, mit seinem Bescheid heraus: „Ich billige diesen Gedanken des Bürgers Ersten Konsuls ganz und gar nicht; wenn man der Armee an ihrem Ruhesitze Dankestrophäen errichten will, so soll man die dem Feind abgenommenen Fahnen im Invalidendom aufhängen; Kunstwerke aber gehören in ein Museum." Ohne Erwiderung verläßt Bonaparte das Zimmer. David macht Fontaine lebhafte Vorwürfe über seine dreiste Meinungsäußerung: Bonaparte, an Widerspruch nicht gewöhnt, habe sie sicherlich übelgenommen! Fontaine ist sehr kleinlaut und beklagt es, daß er sich eine gute Gelegenheit, Karriere zu machen, verscherzt habe. Percier ist „kühl wie eine antike Marmorstatue".[1] — Wenige Tage später läßt der Konsul Fontaine wissen, daß er seinen ursprünglichen Plan aufgegeben und Fontaine's „so klar" ausgesprochenen Vorschlag angenommen habe, und daß er ihn mit dem Arrangement der Trophäen im Invalidendom, sowie mit der Leitung des bevorstehenden großen Nationalfestes betraue. Bald darauf ist Fontaine Architekt des Louvre an Stelle Lecomte's, der in Ungnade fällt, weil er, als man ihm über die Unsolidität zweier von ihm im Auftrag Bonapartes am Louvre errichteter Altane Vorwürfe gemacht hat, gemeint hat, „sie würden sich zum mindesten so lang halten, wie der, der sie bestellt hat!"

Damit hat Fontaine's glänzende Laufbahn begonnen. Während der sanfte, träumerische, kränkliche Percier, mit dem Fontaine seinen stets wachsenden Ruhm in alter Freundschaft theilt — freilich theilt er nicht ganz brüderlich und freilich braucht er ihn, den bescheidenen fleißigen Künstler von ideenstrotzender, gottbegnadeter Genialität! — im stillen Atelier, fern vom Getriebe der Welt und dem Glanze des Hofes, unablässig vor dem Zeichenbrett sitzt und rastlos entwirft, ist es der robuste, praktische, energische, heißblütige Fontaine, der die Aufträge bringt, der die Bauten leitet, der in zwei Wochen die halbe Malmaison vom Erdboden bis zum Dache umgestaltet, der in zwanzig Tagen Fontainebleau für den Empfang des Papstes restaurirt und möblirt; der bald in Paris, bald in St. Cloud, Compiègne und Versailles, in Lyon, in Mainz, in Rom, in Florenz, in Venedig, in Aranjuez arbeitet, sich mit diplomatischer Geschicklichkeit durch alle Intriguen durchwindet, der alles kennt, alles weiß, nie um eine Auskunft verlegen ist und sie in ein paar schlagenden Worten zu geben versteht, der alle Ziffern, alle Maße im Kopf hat, über alle Terrainverhältnisse orientirt ist, immer etwas neues, großartiges vorzuschlagen vermag, von einem Tag zum anderen die umfangreichsten Pläne, die verlockendsten Modelle, die exaktesten Ueberschläge vorlegen kann, der von so glühendem Ehrgeize erfüllt ist, daß der Kaiser sogar in offiziellen Noten mit gelindem Spott auf die unersättliche Ruhmbegierde seines Architekten anspielt: „Ich will keine Chimäre", schreibt er in der schon erwähnten Note bezüglich des Palais des Königs von Rom, „sondern etwas thatsächliches für mich und *nicht zum Vergnügen des Architekten; der Ausbau des Louvre genügt vollkommen zu seinem Ruhm!"*

Dieses mächtige Bedürfniß nach Ruhm, die Rastlosigkeit der Arbeitskraft, die fabelhafte Gewandtheit und vielleicht auch die Geschicklichkeit im Ausnützen nicht nur günstiger Sachlagen, sondern auch — ihrer Freunde bilden eine gewisse Seelenverwandtschaft zwischen Napoleon und seinem Architekten, die denn auch ein beinahe an die Intimität streifendes Verhältniß herbeiführt.

Nur einmal, und zwar bald nach dem Beginn ihrer gegenseitigen Beziehungen, im Jahre 1803, drohte dieses Verhältniß sich zu lösen. Bonaparte hatte sich nämlich in sehr unzweideutiger Form über die großen Kosten der in seinem Auftrag von Percier und Fontaine — die Baufirma trug beide Namen — ausgeführten Adaptirung eines Spitals geäußert; darauf hatte Fontaine an den General Duroc ein Schreiben gerichtet, in dem er aufs genaueste Rechnung legte und nebenbei mit einer gewissen Spitze auf das von einem Herrn Beaujon, „einem einfachen Privatmann", der Stadt Paris gewidmete Spital hinwies, das in einer Zeit, da das Bauen um ein Drittel billiger kam, mehr als viermal so viel gekostet habe, als das in Rede stehende. Duroc unterbreitete das Schreiben dem Ersten Konsul, der in margine dazu schrieb: „Was geht mich der Herr Beaujon an und was er hat thun mögen! Der Architekt hat mein Zutrauen verloren und soll die Arbeiten dem übergeben, den man mir vorschlagen wird und den ich innerhalb einer Woche ernennen werde." Als dann aber der Minister des Innern, Chaptal, eine Liste der empfehlenswerthesten Architekten vorlegte und der Konsul fragte, welchen er ihm als den geschicktesten und ehrlichsten anrathen könnte, antwortete Chaptal: „Den, den Sie fortjagen"; worauf dann Napoleon Fontaine kommen ließ und ihm sagte: „Also, nachdem Sie der allergeschickteste und der aller... ehrlichste sind, werde ich machen, was Sie wollen." Und von diesem Augenblick an hat Napoleon, der immer durch ein rechtes Wort am rechten Platz dauernd gewonnen werden konnte, die Redlichkeit Fontaine's nie mehr in Zweifel gezogen und hat thatsächlich zumeist „gemacht, was Fontaine wollte".

Freilich ging Fontaine, wenn er die Annahme eines seiner Projekte durchsetzen wollte, ganz systematisch zuwege; wenn er auch dem himmelstürmenden Gedankenflug, dem sich der Kaiser bei der Entwicklung seiner allgemeinen Ideen über die bauliche Ausgestaltung von Paris, die architektonische „Verschönerung seines Reiches", hinzugeben pflegte und dessen Utopismus Fontaine genau erkannte, mit aller Begeisterung zu folgen und ihn anzuspornen schien, so hatte er doch stets irgend ein spezielles, realisirbares Projekt im Auge, das er immer wieder so geschickt und so lange in die Konversation einwarf, bis sich Napoleon,

[1] Halévy, a. a. O.

von seinen Phantasien abgekommen, der ihm solcherart eingeflüsterten Idee als seiner eigenen bemächtigte und sie zur Ausführung bestimmte. Fontaine selbst spricht von dieser „amüsanten Beobachtung“, wie er sich ausdrückt, da, wo er schildert, wie er die Annahme seines Planes, auf den Höhen von Chaillot ein Palais zu bauen, durchsetzte: „Der so nebenbei in eine der frühereren Unterredungen über das in Lyon projektirte Schloß eingeflochtene Gedanke schlug solange in der Einbildungskraft Napoleons Wurzeln, bis der Kaiser den Auftrag gab, ihm ein Projekt für die Verschönerung des Bois de Boulogne unter Anschluß eines Entwurfes für ein Landhaus vorzulegen, das er sich auf der Spitze des Hügels von Chaillot bauen lassen möchte; Napoleon kam auf einem kleinen Umweg auf den Gedanken zurück, der ihm suggerirt worden war und den er aufgriff, ohne es selbst zu merken.“ [1])

Ganz besonders klug aber wußte Fontaine sich eine Eigenthümlichkeit Napoleons zunutze zu machen, die alle anderen mit dem Kaiser in Berührung kommenden Architekten zur Verzweiflung brachte und die im Zusammenhang dieser Studie ganz besonders hervorzuheben ist, weil sie bedeutsam zur Entkräftung der Legende von Napoleons „baukünstlerischem Genie“ herangezogen werden kann: Napoleon hatte nämlich eine wahre Manie, die Bestimmung eines Baues zu ändern, wenn er schon mitten in der Ausführung war, und wollte es nicht begreifen, daß sich eine solche Aenderung unter Beibehaltung des bereits Geschaffenen nicht mehr durchführen lasse! Am bezeichnendsten dafür ist wohl, daß er die Börse, als der für sie bestimmte Neubau schon beträchtlich vorgeschritten war, plötzlich ins Palais Royal verlegen, den neuen Börsenpalast aber in ein Opernhaus umwandeln wollte, und nicht eher von seinem Gedanken abließ, bis ihm der Minister des Innern mit einem Einwand politischer Natur kam: „Im Palais Royal seien,“ meinte Minister Montalivet, „schon genug andere aufrührerische Elemente vereinigt.“ Solche Gelegenheiten nun, dem Kaiser einen neuen Vorschlag nahezulegen, ergriff Fontaine stets mit großem Geschick; zuerst Napoleons Transformationsideen scheinbar billigend, lenkte er den Kaiser dann nach und nach meist dahin, wo er wollte. Auch in dem erwähnten Falle mit der Börse und dem Opernhaus wäre es Fontaine beinahe gelungen, seinen Lieblingsplan verwirklicht zu sehen, die weite Place du Carrousel durch einen Querbau — diesmal ein glänzendes Theatergebäude — zu theilen, wenn nicht Napoleon aus einem für ihn sehr charakteristischen Grund ästhetischer Natur, auf den ich weiter unten zurückzukommen haben werde, den Vorschlag zuguterletzt doch noch verworfen hätte.

In beinahe allen anderen Fällen war dem Kaiser, wenn er auch häufig das Gutachten des Instituts, ja selbst des Publikums,[2]) insbesondere aber Denons einholte, Fontaine's Urtheil das weitaus maßgebendste, schon weil Fontaine seine Ansicht meist in eine Form zu kleiden verstand, die den Kaiser von vornherein gewann: so wußte er, als man die für den Carrouselbogen getroffene Platzwahl in Paris lebhaft besprach und vielfach angriff, alle Diskussionen bei Hof dadurch abzuschneiden und den Kaiser zu endgültiger Entscheidung in seinem Sinn zu bringen, daß er auf Napoleons diesbezügliche Frage erwiderte: „Meine beste Antwort, Sire, wird die Errichtung des Denkmals selbst sein!“

---

[1]) Bausset a. a. O. Bd. IV, S. 209.

[2]) „Herr Fontaine hat sobald als möglich ein Gypsmodell der Verbindung des Louvre und der Tuilerien anfertigen zu lassen, das im nächsten „Salon“ auszustellen ist; man wird dann die Kritiken des Publikums sammeln“ (Note vom Jahre 1808); oder: „Herr Fontaine wird auch ein schönes Projekt für ein Opernhaus machen; es wird zur öffentlichen Kritisirung ausgestellt werden“ (Note vom Jahre 1811).

Wenn es auch den Anschein hat, daß Napoleon häufig baukünstlerische Fragen lediglich auf Grund eigenen Urtheils entschied, ist doch anzunehmen, daß er sich auch hier meist von Fontaine inspiriren ließ; das scheint wenigstens der interessante Briefwechsel zu beweisen, der in Angelegenheit der Konkurrenz für den Ruhmestempel (Ste. Madeleine-Kirche) in Paris zwischen Napoleon und Duroc, die damals in Finkenstein weilten, einerseits und Fontaine andrerseits stattfand,[1]) und in dem der Kaiser seinen Architekten beauftragte, ihm privatim, „unabhängig von dem, was er in den die Konkurrenz betreffenden Kommissionssitzungen vorbringen würde“, seine Meinung über die „Vortheile und Nachtheile der einzelnen Entwürfe“ umgehend mitzutheilen: hätte nicht zufällig eine postalische Nachlässigkeit Fontaine's Bericht erst erheblich verspätet in Napoleons Hände gelangen lassen, so wäre Napoleons verblüffende Umstürzung der vom Institut vorgenommenen Prämiirung des Beaumont'schen Entwurfs zugunsten des Vignon'schen Projekts sicherlich nicht erfolgt, da sich Fontaine über dieses letztere in seiner vertraulichen Mittheilung an den Kaiser so ungünstig aussprach, daß Napoleon gute Lust hatte, seine Entscheidung nachträglich wieder zurückzunehmen. Paris wäre dadurch um eines seiner herrlichsten Bauwerke ärmer geworden!

Fontaine hat dank der hohen Werthschätzung, die er seitens Napoleons fand, einen außerordentlich weitgehenden Einfluß auf die Entwicklung der Architektur der Kaiserzeit genommen, und man wird nicht fehlgehen, wenn man Fontaine, der ja seit 1813 auch offiziell den Titel eines „Ersten Architekten“ führte, als baukünstlerischen Apostel des Empire, wenn man seine Werke als prägnanteste Verkörperungen des Baugeschmacks der Napoleonischen Aera bezeichnet. Dennoch hatte Fontaine im Vertrauen, in der Zuneigung des Kaisers und hinsichtlich seines Einflusses auf Napoleon einen bedeutenden Rivalen: den ganzen Stand der Techniker und Ingenieure!

Die Techniker bildeten unter den Vertretern der oben im Gegensatz zum Klassizismus als „Moderne“ bezeichneten bau-ästhetischen Theorie eine eigene, stattliche, etwa mit dem Ausdruck „Konstruktivisten“[2]) zu benennende Gruppe, die mehr noch als alle anderen „Modernen“ das Wesentliche der Architektur nicht in ihrer äußeren Erscheinung, sondern in der höchsten praktischen Zweckmäßigkeit, in der unbedingten Unterordnung abstrakter Schönheitsregeln unter die Gebote ihrer materiellen Schaffensbedingungen erblickte[3]) und infolge ihrer puritanischen Perhorreszirung jedweden nicht aus der Konstruktion logisch sich ergebenden Schmucks, ihrer starren Leugnung des ästhetischen Werthes des „malerischen“ Moments, in ausgesprochener Opposition zu der gerade das Malerische und das Ornamentale besonders betonenden Gruppe der sogenannten „Dekorateure“ standen, deren Führer Percier und Fontaine waren.

Napoleon hatte nun — es dürfte dies mit seiner technischen Bildung, seinem Hang zur Mathematik und seiner ganzen rein verstandesmäßigen Sinnesart in Zusammenhang stehen —, im Gegensatz zu seiner allgemeinen Antipathie gegen die Architekten, eine derartige Vorliebe für Techniker und Ingenieure, daß er nicht nur zu wiederholtenmalen Ingenieuren baukünstlerische Aufgaben übertrug oder übertragen wollte, daß er nicht nur eine Reihe hoher Staatsposten, namentlich den für Kunstangelegenheiten so maßgebenden Posten des Ministers des Innern, besonders gern mit Ingenieuren besetzte, worüber sich natürlich die

---

[1]) Bausset, a. a. O., Bd. IV., S. 152 f.

[2]) Man verzeihe den von „konstruktiv“ etwas kühn abgeleiteten Ausdruck; ich wußte keinen bezeichnenderen zu finden!

[3]) Diese Anschauungen wurden literarisch vornehmlich vom Professor der Baukunst an der Ecole polytechnique, Durand, und seinem Mitarbeiter Legrand vertreten.

Architekten, Fontaine nicht ausgeschlossen, aufs bitterste beschwerten,[1]) sondern daß er sogar rein technische Arbeiten als „Kunstwerke“ beurtheilt wissen wollte und sich höchlichst darüber entrüstete, als die Kunstklasse des Instituts im Jahre 1810 bei der Vertheilung der ausdrücklich für die „schönsten“ Bauwerke bestimmten Dezennalpreise Straßenbauten und Kanalanlagen nicht in Kombination zog: „Seine Majestät wünscht zu wissen,“ schrieb damals der Minister des Innern, Montalivet, an den Präsidenten der IV. Klasse, „warum das Institut den Kanal von Saint-Quentin, die Simplon- und die Mont-Cenis-Straße nicht beachtet hat, *die man doch alle drei als Architekturwerke ansehen kann.*“

So war es naheliegend, daß in Napoleons baugeschmacklichen Anschauungen das Interesse für Zweckmäßigkeit der Gesammtanlage und der Details und für Gediegenheit der Konstruktion alle rein ästhetischen Interessen weit überwog. Den Tenor der letzteren aber, ja vielleicht im Grunde ihr Um und Auf, bildete das von Napoleon oft und oft gebrauchte Wort „grandeur“. Die „gewaltige Größe“ des Carrouselplatzes, die sich durch die geplante Demolirung des zwischen Louvre und Tuilerien liegenden Häuserblocks ergeben würde, läßt ihn, trotz der Schiefachsigkeit und der Niveauverschiedenheiten des Terrains, trotz der Ungleichmäßigkeit der den Platz umgebenden Bautrakte, Fontaine's hartnäckig verfochtenen Plan endgültig zurückweisen, den riesigen Platz durch einen Mitteltrakt quer zu theilen:[2]) „Was groß ist, ist immer schön,“ meint der Kaiser; „ich kann mich nicht entschließen, einen Platz in zwei Theile zu theilen, dessen Hauptreiz ja gerade die Größe sein soll;“ und immer wieder ist es die „imponirende, majestätische Größe der Dimensionen“, die er an den verschiedentlichen, von ihm am meisten bewunderten alten Bauten aufs nachdrücklichste hervorhebt: an den Pyramiden Aegyptens, am Parthenon zu Athen, an St. Peter zu Rom,[3]) an der Notre-Dame zu Paris, an der Wiener Hofbibliothek, dem Schlosse Schönbrunn, der Residenz zu Würzburg.

Trotz dieser äußerst geringen Präzision von Napoleons baugeschmacklichen Anschauungen, trotzdem, wie ich glaube, von einem „Kunstkenner Napoleon“ nahezu ebensowenig gesprochen werden kann, wie von einem „Architekten Napoleon“, steht Napoleon doch in einem Punkte seines Verhältnisses zur Baukunst hoch über der Mehrzahl seiner kunstverständigsten Zeitgenossen, hoch über der überwiegenden Mehrzahl der zeitgenössischen Baukünstler von Fach: in seiner hohen Werthschätzung des *Eisenbaus*! So eifrig die Architekten und die Kunsttheoretiker auch die „unästhetische“ Wirkung der sichtbaren Eisenkonstruktion zu beweisen trachteten, so angelegentlich sich Fontaine auch abmühte, Napoleon von seiner Ansicht abzubringen, so apodiktisch auch die Kunst-

[1]) So klagt der Architekt Peyre in Nécessité de rétablir les Académies d'Architecture S. 11: „... Der Einfluß der Ingenieure war außerordentlich unheilvoll für die Kunst; die Ingenieure haben die höchsten Stellen im Staate eingenommen,“ und Fontaine setzte dem Kaiser, als er wieder einmal einen Architekten (Poyet) durch einen Ingenieur ersetzen wollte, auseinander, „daß, eine Berufsklasse zu erniedrigen, nicht das rechte Mittel sei, sie vorwärts zu bringen; daß, wenn man die Architekten unter die Leitung eines wenn auch noch so geschickten Ingenieurs (Minister des Innern Montalivet) stelle, das ungefähr soviel bedeute, wie wenn man einen Schüler seinen Lehrern an die Spitze setzte; denn die Architekten verfügten über das ganze Wissen der Ingenieure, während diese nur den hundertsten Theil der Kenntnisse jener besäßen, u. s. f.“ (Bausset, a. a. O., Bd. IV, S. 217.)

[2]) Siehe oben.

[3]) Den Parthenon und St. Peter hatte Napoleon niemals in Natur gesehen; doch sprach er häufig voll Bewunderung von ihnen (Brief an Champagny, d. d. 30. Mai 1807; Note betreffs des Ruhmestempels vom Jahre 1807, wo es u. a. heißt: „Was könnte man denn in der Art einer Kirche Großes schaffen, da doch eine Kirche in die Lage käme, mit der Notre-Dame und namentlich mit St. Peter in Rom zu wetteifern?“

klasse des Instituts den Eisenbau rundweg für künstlerisch „unzulässig“ erklärte: als hätte Napoleon, mit dem weiten Blick seines gewaltigen Genies vorausgesehen, welch ungeheure, umwälzende Rolle der Eisenbau dereinst zu spielen berufen sein werde, als hätte er mit der instinktiven, elementaren Kraft seines Scharfsinns vorausgeahnt, daß der „Neue Stil“ — der Stein der Weisen, nach dem eine Unzahl von Baukünstlern und Kunstgelehrten in Ruinen und Museen unermüdlich stöberten — nur auf dem Boden jener mächtigen technischen Errungenschaften gedeihlich sich entfalten könne, in denen die Architekten seiner Zeit nichts weiter als schamhaft zu verhüllende Surrogattechniken erblickten[1]) — immer wieder kam Napoleon auf die Frage des Eisenbaus zurück: „Theilen Sie mir mit,“ schreibt er im Jahre 1808 an Cretet, was sich dagegen einwenden ließe, den Pont de Jéna aus Eisen zu bauen.“ „Warum sollte man,“ heißt es in einem Briefe vom Jahre 1807, „für die Ueberwölbung des Ruhmestempels, die Gegenstand langer Erörterungen ist, nicht Eisen verwenden? Eisen und Granit sollten das Material dieses Denkmals bilden!“[2])

Hätte die Natur dem großen Manne die Unsterblichkeit geschenkt, die die Geschichte seinem Namen verliehen hat, er hätte am Ende des Jahrhunderts, an dessen Schwelle seine weltbeherrschende Größe ragt, an allen Ecken und Enden seines geliebten Paris die großartigsten Leistungen des Eisenbaus bewundern können: die grandiosen Lesesäle der Ste. Geneviève- und der Nationalbibliothek; den kühnen Bau der St. Augustinkirche; das zweckmäßige Fachwerk der Louvoiskaserne; die graziösen Formen des Glashofes der Ecole des Beaux Arts; die weitläufigen und schönen Ausstellungsbauten des Marsfeldes; vor allem — gerade gegenüber den Anhöhen von Chaillot, auf denen er sich ein behagliches Heim für das „herannahende Alter“ hatte bauen wollen — die gigantische, schlank in die Lüfte steigende Pyramide des Eiffelthurmes! Sie alle lassen lustig und frei ihr Eisenwerk im hellen Sonnenlichte schimmern —, siegreiche Beweise für die ewige Allgültigkeit des schönen Wortes, das einst Napoleon zu seinem Architekten sprach:

Das Wahre ist immer schön.

[1]) Vgl. unter der außerordentlich reichen hierauf bezüglichen Literatur insbesondere *Rondelet:* Memoire sur la reconstruction de la coupole de la Halle au blé à Paris. — Schon die Architekten der Louis-Seize-Zeit hatten den Eisenbau in großem Umfang benutzt und benutzen müssen, um die durch die damals beginnende Neueinführung der antiken Baustile nothwendig gewordenen großen Steinlängen (an den Architraven), die sich aus den nordischen Baumaterialien nicht herstellen ließen, nachzubilden: man durchbohrte eine Anzahl kleinerer Steine und fädelte sie gleichsam auf eisernen Traversen auf, eine höchst unsolide Technik, die die Empire-Architektur im großen und ganzen fast ausnahmslos beibehielt; nur die strengen Klassizisten steiften sich nach antikem Muster auf den reinen Steinbau; da aber, wie gesagt, das zur Verfügung stehende Material nicht die Widerstandskraft des antiken Baumaterials besaß, mußten sie bei ihren „streng-antiken“ Bauten nothwendigerweise die Dimensionen theils verringern, theils vergröbern — der Grund, warum die meisten dieser Bauten, bei aller Exaktheit der Details, einen so wenig antiken Eindruck machen.

[2]) Nur einmal läßt es sich nachweisen, daß sich Napoleon, der sich ja überhaupt häufig auf Grund irgend einer plötzlich über ihn kommenden Stimmung zu desavouiren pflegte, offenbar unter dem momentanen Einfluß Fontaine's, in anderem Sinne ausgesprochen hat: „Ich gebe zu,“ sagte er bei der Betrachtung des allerdings sehr häßlichen Eisenbaus des Pont des Arts, „daß man in England, wo der Stein selten ist, für Bögen von großer Spannweite das Eisen anwenden muß; aber bei uns in Frankreich, wo alles im Ueberfluß vorhanden ist! ...“ (Bausset, a. a. O., Bd. IV, S. 208.)

Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- Kalenderverhältnisse in Rußland. Dem von dem Vorstand der russischen astronomischen Gesellschaft, Professor G. v. Glasenapp, der kaiserl. Akademie in St. Petersburg erstatteten Bericht betreffs der Reform des russischen (julianischen) Kalenders entnehmen wir noch die für weitere Kreise gewiß nicht uninteressante Mittheilung, daß dieser Kalender in Rußland durchaus nicht uneingeschränkt in Gebrauch ist. Ausschließlich des gregorianischen Kalenders bedienen sich diesem Bericht zufolge vielmehr nicht nur die Astronomen und die Meteorologen des ganzen russischen Reiches, sondern auch die Bewohner des ehemaligen Königreichs Polen und jene des Großfürstenthums Finnland. Der doppelte Stil wird angewandt vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten für internationale Beziehungen, vom Ministerium der Kommunikationen bei den Grenzeisenbahnen (Fahrplänen), vom Ministerium des Innern für die internationale Post- und Telegraphenkorrespondenz und endlich von der gesammten Kriegs- und Handelsflotte. Der Berichterstatter hebt weiter hervor, daß die „rechtgläubigen" (orthodoxen) Christen im Osten und Westen von Rußland „es zum Theil schon für gut befunden haben, den neuen (gregorianischen) Stil bei sich einzuführen." Nach all dem wird man die absurden Vorschläge desselben Berichterstatters bezüglich der „Verbesserung" des jetzigen russischen Kalenders, über welche jüngst an anderer Stelle (siehe Hauptblatt Nr. 74 und Nr. 77) ausführlich berichtet wurde, nur als um so verwunderlicher bezeichnen müssen.

* **München.** Zu Privatdozenten an der hiesigen Universität wurden ernannt Dr. Karl Voll für Kunstgeschichte und der Assistent am anatomischen Institut, Dr. med. Ludwig Neumayer, für Anatomie. — Der Privatdozent an der Universität Würzburg Dr. Binder ist auf sein Ansuchen seiner Funktion enthoben worden.

* **Stuttgart.** Im Alter von 62 Jahren starb der Professor an der hiesigen Technischen Hochschule Teichmann, Hauptlehrer für Maschinenbaufach. Er war auch literarisch, sowie als praktischer Ingenieur thätig und machte sich namentlich als Erbauer von Wasserrädern bekannt.

* **Straßburg.** Die Privatdozenten der hiesigen Universität Dr. Kobold, Observator der Sternwarte, und Prof. Dr. Hergesell, Direktor des meteorologischen Landesdienstes, sind zu außerordentlichen Professoren ernannt worden.

* **Marburg.** Der Professor der Medizin Ernst Romberg in Leipzig hat einen Ruf als Direktor der hiesigen medizinischen Poliklinik erhalten und angenommen.

* **Berlin.** Das erste weibliche Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften ist Frau Maria Elisabeth Wentzel, geb. Heckmann. Sie dankt die seltene Auszeichnung der großen Stiftung, die sie der gelehrten Körperschaft überwiesen hat. Das Kapital besteht in der stattlichen Summe von 1,500,000 M. Bei Lebzeiten der Stifterin werden jährlich 20,000 M. für wissenschaftliche Unternehmungen verwandt. Zunächst sind u. a. ein großes Rechtslexikon, sowie die Erforschung der Fauna und Flora in Deutsch-Ostafrika aus den Mitteln der Stiftung in Angriff genommen. An Frau Baurath Wentzel-Heckmann ist in Anerkennung ihres gemeinnützigen Wirkens auch der Kaiser Wilhelms-Orden verliehen worden.

* **Rostock.** An die Stelle des nach Wien berufenen ordentlichen Professors der klassischen Philologie, Dr. v. Arnim, ist der Extraordinarius Dr. Otto Kern zum ordentlichen Professor für dieses Lehrfach ernannt worden. Prof. Dr. Otto Kern, der durch seine Herausgabe der Inschriften von Magnesia bekannt geworden ist, gehört seit 1897 dem Lehrkörper der hiesigen Hochschule an.

-ir. **Aus den Niederlanden.** In der Beilage Nr. 40 wurde über die literarische Fehde berichtet, welche zwischen dem ehemaligen Direktor des „'s Ryks Prentenkabinet", dem Frhrn. Dr. Hofstede de Groot, und seinem Nachfolger, Hrn. J. Ph. van der Kellen, ausgebrochen ist, weil Letzterer in dem Jahresberichte die Thätigkeit seines Vorgängers in herber Weise kritisirt, ja ihm Unkenntniß in seinem Fache vorgeworfen hatte. Hofstede de Groot ließ eine Gegenschrift erscheinen, beklagte sich außerdem beim Minister des Innern und bat ihn, eine amtliche Untersuchung einleiten zu lassen. Der Minister hat, wie die Zeitungen jetzt melden, letzteres abgelehnt, jedoch angeordnet, daß die Gegenschrift des Hrn. Hofstede de Groot in denselben Jahresbericht aufgenommen werde. — Frhr. Dr. Victor de Stuer wird demnächst sein 25jähriges Amtsjubiläum feiern. Unter seinen Freunden und Verehrern hat sich eine Kommission gebildet, welche ihm bei dieser Gelegenheit eine Denkmünze mit seinem Brustbilde überreichen will. — Der Senat der Universität Edinburg hat Prof. Dr. C. Tiele zu Leiden zum Ehrendoktor der Rechte gemacht. — Der Chirurg Prof. Korteweg zu Amsterdam, welcher mit der niederländischen Ambulanz nach Transvaal gezogen war, ist schon wieder zurückgekehrt, da dort jetzt ärztliche Hülfe genug vorhanden sei. und er seine Zeit und Kraft nützlicher in Amsterdam verwenden könne. Im ersten Kolleg, das er nach seiner Rückkehr gab, hielt er seinen Studenten einen Vortrag über Schußwunden, welche die englischen Geschosse verursacht hatten. — Der Bibliothekar der Utrechter Universitätsbibliothek, Hr. van Sommeren hat den größten Theil der Photographien, Bilder, Dokumente, Briefe, Zeitschriften 2c., welche bisher in der Utrechter Bibliothek zu sehen waren, nach Amsterdam gebracht und dort im Gebäude der „Maatschappij van Bouwkunst" eine neue Transvaalausstellung dieser Art veranstaltet; auch eine sog. Vondelausstellung ist eben in Amsterdam zu sehen. — Die Akademie der Wissenschaften hatte neulich wieder den Preis (Stiftung Hoeufft) in dem jährlichen Wettstreit für lateinische Poesie zu vertheilen. Es waren 18 Gedichte eingegangen, meistens von Italienern, welche sich wieder als Meister in der Form, aber meistens arm an Phantasie zeigten. Manche Dichter besangen sehr moderne Themata, z. B. das Fahrrad, die Haager Friedenskonferenz, die Elektrizität 2c. Die Kommission beschloß, acht Gedichte drucken zu lassen und den Preis, eine goldene Medaille, dem Italiener Giovanni Pascoli in Messina zu verleihen, der dieselbe schon mehrmals gewann. — Zum Direktorialassistenten am Ethnographischen Reichsmuseum zu Leiden ist für die Abtheilung Afrika und Amerika Dr. Jos. Marquart, bisher Privatdozent in Tübingen, ernannt worden.

* Aus New-York wird berichtet, daß Miß Helen Gould der dortigen Universität eine Schenkung von 400,000 M. zur Errichtung eines Pantheons auf dem Gipfel des Universitätsberges gemacht hat. Es wird den pomphaften Namen „Ruhmeshalle für die großen amerikanischen Männer" führen. Dieses Pantheon wird mit 150 Wandfeldern geschmückt werden, die die Namen der großen amerikanischen Männer tragen sollen. Fünfzig Felder sollen den vor dem Jahre 1900 berühmten Männern gewidmet sein, die übrig bleibenden 100 sind für die Berühmtheiten des kommenden Jahrhunderts bestimmt. Die Wahl findet durch Volksabstimmung statt. Nur amerikanische Bürger, die in den Vereinigten Staaten geboren sind, sind zehn Jahre nach ihrem Hinscheiden wählbar. (Das wird ein schöner Berühmtheitsschwindel werden!)

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Neue Beiträge zum Briefwechsel zwischen D. E. Jablonsky und G. W. Leibniz. Herausgegeben von Dr. J. Kvačala. Jurjew, C. Mattiesen 1899. — Denkschrift zum 50jährigen Jubelfest der Verlagsbuchhandlung von Hermann Costenoble in Jena. 20. März 1900. — Nauticus: Beiträge zur Flotten-Novelle. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900. — Dr. Johann Krech: Grundbuchordnung vom 24. März 1897. II. Auflage. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1900. — Dr. Kvačala: Die Spanheim-Konferenz in Berlin. Zur Geschichte des Ursprungs der Berliner Akademie der Wissenschaften. (Sonderabdruck aus den Monatsheften der Comenius-Gesellschaft.) — A. Frhr. v. Perfall: Pygmalion, Novelle; L. Brenkendorf: Geächtet, Roman; Ad. Streckfuß: Ein Thaler, Kriminal-Novelle, III. Aufl. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise, Bd. 85—87.) Berlin, Albert Goldschmidt 1900.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 23. März. Nummer 68.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Boyen.

Mit dem zweiten Bande hat **Meinecke** sein groß angelegtes und groß durchgeführtes Werk über Boyen zu Ende gebracht.[1]) Das urkundliche Material, auf das er sich stützt, ist sehr reichhaltig: der Nachlaß des Generalfeldmarschalls bot eine Fülle von Denkschriften und Entwürfen und die verschiedenen in Betracht kommenden Archive wurden von dem Autor zur Ergänzung herangezogen. Die Verarbeitung dieses schönen Stoffes ist methodisch und nach der Seite geistiger Durchdringung hin tadellos. Allerdings konstruirt Meinecke immer noch ein bißchen viel; sucht Tiefen, wo sie fehlen; schafft Probleme ohne Nothwendigkeit, um sie zu lösen; kontrastirt Personen und Dinge schärfer als sie es erlauben; forscht nach Motiven psychologischer Art, wo einfache Zweckmäßigkeit herrscht; spürt größeren Zusammenhängen nach und weist auf sie als vorhandene hin. Manche Ausführung leidet an einer gewissen Schwerfälligkeit und Dunkelheit, wo sich wahrscheinlich die Sache einfacher und klarer, wenn auch weniger pompös, sagen läßt. Aber alles in allem ist der zweite Band doch leichter lesbar, geschlossener in seiner Darstellung, weit weniger, wenn ich das Wort brauchen darf, grüblerisch, weit realer, mehr Thatsächliches bietend, statt der früher stärker hervortretenden Reflexion.

Der Unterschied zwischen den beiden Bänden entspringt wohl aus der Sache selbst; im ersten hatte es der Autor noch mit dem werdenden, sich entwickelnden Mann zu thun, und da ging er denn nach allen Seiten hin den Einflüssen nach, die einwirkten; das bot ihm Gelegenheit, geistige Strömungen, Tendenzen der Zeit, Richtungen der philosophischen Bewegung reichlich, vielleicht allzu reichlich darzulegen. Im zweiten Bande schildert er den fertigen Mann, der sich später sogar dem Einfluß neu aufkommender Richtungen verschloß und auf dem einmal gewonnenen Standpunkt fest stehen blieb. Jetzt galt es mehr darzulegen, wie seine Individualität, wie seine Absichten und Bestrebungen im Kampfe mit gegnerischen Richtungen sich bewährten, sich durchrangen und zum Siege oder zur Niederlage führten, und da konnte sich der Autor der Wucht der realen Verhältnisse nicht entziehen. Ob die Darstellung in einigen Abschnitten, wie vor allem im Kapitel „Die Landwehr“, nicht mit Vortheil hätte kürzer gehalten sein können, ist schwer zu sagen; die Sache ist höchst wichtig, das Material sehr groß, den Militär wird gewiß alles interessiren, den Nichtmilitär manches ermüden, obwohl die Darlegungen gerade hier durchsichtig und leicht verständlich sind. Etwas anderes habe ich an dem ganzen Buch nach meinem Geschmack auszusetzen; es ist die Jagd nach Bildern und Vergleichen, der der Autor zu eifrig nachgeht. Statt, wie es ihre Aufgabe ist, das Verständniß zu erleichtern, erschweren sie es an mehr als einer Stelle.

Naturgemäß nehmen in Boyens Thätigkeit die militärischen Angelegenheiten den breitesten Raum ein. Die Organisation der militärischen Behörden, Institute und Verbände, die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, der Kampf um die Landwehr, das sind die Gegenstände, die während seines ersten Ministeriums ihrer Erledigung harrten. Bei der Behandlung aller dieser Fragen werden die Grundtendenzen, von denen Boyen ausging, scharf ins Licht gerückt. Treffend charakterisirt Meinecke das Verhältniß von Boyens Arbeit zu der von Scharnhorst geleisteten dahin, „daß er ganz neue, ganz persönliche Accente auf alles legte, was den Zusammenhang des Heeres mit der allgemeinen bürgerlichen Verwaltung und mit dem Volksleben berührte, daß er aber da meist nur weiterführte und ausbaute für die größeren Verhältnisse des Staates, wo es galt, die Organisation und die Thätigkeit des stehenden Heeres so kriegsgemäß und kriegstüchtig wie nur irgend möglich zu gestalten. Hiefür hatte Scharnhorst schlechthin Meisterhaftes geleistet.“ Dieser von Boyen erstrebte „Zusammenhang des Heeres mit der allgemeinen bürgerlichen Verwaltung und mit dem Volksleben“ bildet in der That den Grundzug für alles was er that; zugleich aber auch die Quelle für die schwierigen Konflikte, für den Kampf um die Landwehr, der der eigentliche Mittelpunkt seiner Wirksamkeit als Minister war. Hier trafen die Tendenzen der Reaktionäre mit denen der Reformer auch nach der Reformzeit feindlich zusammen. Vor diesem Gegensatz verblichen die sachlichen Bedenken, die nicht ohne guten Grund gegen Boyens Pläne geltend gemacht werden konnten. Der springende Punkt in der Landwehrfrage war eben, daß die Anhänger des Alten von lebhafter Abneigung gegen das Institut der Landwehroffiziere, die sich aus den bürgerlichen Ständen rekrutirten, erfüllt waren, während Boyen gerade um dieses Zusammenhanges von Volk und Heer mit Eifer dafür eintrat. Der König dachte durchaus nicht reaktionär, wollte aber die Landwehr fester mit der Linie verbinden und befand sich dadurch in einem gewissen Gegensatz zu seinem Kriegsminister. Daß Boyens Befürchtungen übertrieben waren, hat Treitschke behauptet; Meinecke meint dem gegenüber, daß man mit einer solchen Annahme der so gewaltig gespannten Situation ihre eigenthümliche Schärfe und Farbe nehme, aber er muß einerseits die Schwächen der Boyenschen Landwehrpläne einräumen, andrerseits zugeben, daß er seinem ganzen Wesen nach „sich nicht leicht umdenken“ konnte, „von jeder Störung des fein und folgerichtig hergestellten Zusammenhanges das Schlimmste“ fürchtete. Der Fortgang der Ereignisse lehrte ja auch, daß solche Befürchtungen wenig angebracht waren, daß der Organisator der Landwehr nicht nöthig gehabt hätte, sein Werk auf-

[1]) Fr. Meinecke: Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen. Zweiter Band 1814—1848. Stuttgart 1899, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

zugeben, wenn nicht allerdings die ganze innere Lage des Staates sein Mißtrauen zu erhöhen geeignet war. Und das führt nun zu den politischen Verhältnissen hinüber, die von Meinecke gebührend herangezogen werden, bei deren Beurtheilung ich mich aber in viel häufigerem Widerspruch mit ihm befinde, als ich des Raumes wegen hier ausführen kann.

Schon bei Beginn der ganzen Darstellung, bei Besprechung der sächsischen Frage auf dem Wiener Kongreß, ist Meinecke mit seiner Meinung zu sehr zurückhaltend und wird jetzt wohl aus Fourniers Arbeit überzeugt sein, daß Preußen wirklich eine Zeitlang Aussicht hatte, ganz Sachsen zu erlangen. Auch er wiederholt den Vorwurf Treitschke's, daß Hardenberg und Humboldt mehr an die europäische als an die deutsche Aufgabe Preußens gedacht haben, während aus Humboldts hierher gehöriger Denkschrift mit aller Deutlichkeit hervorgeht, daß diese Ausführungen bloß als ein auf die fremden Mächte berechnetes Argument angeführt sind. Die Ausführungen, die Meinecke an die sächsische Frage knüpft (S. 9 f.), sind Hypothesen ohne Fundament, dagegen ist es ganz richtig, wenn er betont, daß man Talleyrands Rolle und Einfluß überschätzt habe. Die Kriegspläne, die daran anknüpfen, hätten in der Unmöglichkeit ihrer Durchführung noch schärfer charakterisirt werden können; der Idealismus Gneisenau's verliert den realen Boden der Verhältnisse unter seinen Füßen. In der deutschen Frage glaubt Meinecke den tiefen Gegensatz der Boyen'schen und Humboldt'schen Geistesrichtung feststellen zu können. Aber es ist nicht wahr, daß Humboldt in der Zerstückelung Deutschlands das Heil sah, ebensowenig wie Boyen gegen eine straffere Bundeskriegsverfassung Widerspruch erhob, weil ihm die Einheit das wahre Ideal des nationalen Lebens war. Das letztere ist offenbar ein Widerspruch in sich; vor allem aber auch Humboldt wollte ein starkes Deutschland; nur erkannte er, daß es damals nicht zu erreichen war, und rieth deßhalb immer, Preußen so stark wie möglich zu machen, damit es für die Zukunft gerüstet sei — ein Rath, den Boyen gewiß richtig fand. Noch einmal — das ist übrigens charakteristisch für Meinecke, daß er einmal gefaßte Ansichten immer und immer wiederholt und ihre Richtigkeit an allen möglichen Vorgängen zu erweisen sucht — konstruirt er den Gegensatz Hardenberg-Humboldt und Boyen. Jene lebten in der Idee der europäischen Aufgaben und Pflichten, dieser redete einer preußisch-nationalen Politik das Wort. Wäre dem so, die Erklärung läge nahe: dort weitblickende Staatsmänner, hier enger schauender Militär. Aber es ist gar nicht so. Auch Humboldt wollte die norddeutschen Fürsten an Preußen militärisch und politisch binden, und von Hardenberg gibt das Meinecke (S. 42) selbst zu. Aber seine Vorliebe, alles aus dem Innersten und Tiefsten heraus zu erklären, in allen Handlungen und Ansichten Ausflüsse der ureigensten Natur des Individuums zu sehen, verführt ihn zu Konstruktionen, wo die Erklärungen ungezwungener aus der augenblicklichen Lage, aus momentanen Absichten zu entnehmen sind.

Auch in dem Kapitel „Bundeskriegsverfassung" gibt es Behauptungen, die zum Widerspruch reizen. Was Meinecke sonst sorgfältig vermieden hat, Boyen zu überschätzen, scheint hierin nicht immer ganz geglückt. Die Kämpfe des Jahres 1819 übertreibt er, nach meiner Schätzung, in ihrer Wichtigkeit. Ich bin gewiß tief durchdrungen von den segensreichen Folgen, die damals die Einführung einer Verfassung gehabt hätte, aber ich möchte eine solche Schicksalswendung doch nicht darin sehen und das Unterbleiben nicht so pathetisch beklagen. Sie hätte gemäß der Individualität des Königs, der Stellung der Parteien, der inneren und äußeren Einflüsse doch nur sehr beschränkt sein können; ihre Existenz hätte zwar erziehlich für die Zukunft, aber kaum einflußreich für die damalige Gegenwart wirken können. Auch mit der Auffassung Humboldts und seiner Stellung zu Hardenberg kann ich mich nicht durchaus einverstanden erklären; ich bestreite, daß Humboldt den Kampf gegen Hardenberg persönlich führte, und bestreite, daß dieser es that, weil der Kanzler sich nun einmal das Vertrauen der energischen Reformfreunde verscherzt hatte. Man wird Humboldt überhaupt nicht gerecht, wenn man ihn als Reformer im Sinne der Scharnhorst, Gneisenau, Boyen bezeichnet, wenn er auch Reformen erstrebte, und er hätte mit Hardenberg zusammen gearbeitet, wenn dieser auf die Prärogativen seiner Kanzlerstellung verzichtet hätte. Er fiel auch viel weniger dem Einfluß der Reaktionäre als dem persönlichen Haß des Kanzlers zum Opfer. Doch genug der Ausstellungen und abweichenden Meinungen, die bei der Zartheit der in Frage stehenden Angelegenheiten und der Komplizirtheit der Charaktere nicht zu vermeiden sind.

Von 1820 bis 1840 lebte Boyen in stiller Zurückgezogenheit, schriftstellerisch thätig, ohne damit an die Oeffentlichkeit zu treten. Sein Biograph macht aus den zahlreichen Aufsätzen und Entwürfen, die sich auf Religion und Philosophie, auf Geschichte und Politik, auf Krieg und Heerwesen beziehen, dankenswerthe kurze Mittheilungen, die zwar weniger Originalität des Denkens verrathen als das bewunderungswürdige, oft rührende Bemühen, über die wichtigsten Fragen sich selbst klar zu werden. Alles zeigt deutlich, wie stark die ideale Geistesrichtung in Boyen war, wie sie weder durch die Jahre noch durch die Erfahrungen gemindert, frisch wie in den Bartensteiner Jugendtagen sich regte. In diesem 7. Buche tritt uns die Individualität, das eigenste Wesen noch deutlicher, intimer und nachdrücklicher als in den Schilderungen der öffentlichen Thätigkeit entgegen.

Für die letzte Periode von 1840—1848, da der alte Herr von Friedrich Wilhelm IV. noch einmal zur Wirksamkeit berufen wurde, verfügt Meinecke über ein weniger reichliches Material, aber der Schaden ist nicht groß, da in Boyens Ressort während dieser Zeit nichts entscheidendes geschah. „Es war ein Geschäftsministerium, pflichteifrig und rührig, aber ohne entscheidende historische Thaten." Boyen stand auf dem Boden der enthusiastischen Reform- und Befreiungskriegszeit; die Tendenzen der 40er Jahre waren ihm fremd und er erschien den Menschen mehr wie eine Erinnerung als eine gegenwärtig lebendig wirkende Erscheinung. Dazu kam, daß die militärischen Angelegenheiten unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. ungebührlich zurücktraten.

Meinecke gibt keine zusammenhängende Charakteristik seines Helden, aber an vielen Orten deutet er Einzelzüge an, und so steht Boyen vor uns als ein Mann, in dem tiefe historisch-politische Einsicht sich mit merkwürdigen schematischen und phantastischen Ansichten paarten. „Die beiden Seiten seines Wesens, die theoretische und die praktische gleichsam, der abstrakte Philosoph und der konkrete Preuße und Staatsmann, der grübelnde Projektenmacher, der unerschütterliche Kämpfer für seine Grundsätze und der klug „mit allerlei Winden segelnde" Politiker, sie waren ja von Jugend auf im Handeln immer vereint; sie stritten nie widereinander, sondern halfen sich nur." In ihm lebte „jene Denkweise, die ausging mehr von dem, was sein sollte nach den höchsten und schönsten Normen, als von dem, was wirklich war, welche mehr das Individuum sah in seiner sittlichen Freiheit und schöpferischen Kraft des Wollens, als die niederziehenden Gewichte der Gewohnheit, der Beruf- und Standessphären und das ermüdende Gleichmaß der Tage." Seine Art war, mehr systematisch und planmäßig zu arbeiten als blitzartig und momentan

entscheidende Entschlüsse zu fassen. Die beiden Pole, um die sich sein Denken und Handeln drehten, waren die Macht des preußischen Staates und das Ideal der Humanität; alle Gedanken und Empfindungen des eigenen Daseins verwebten sich ihm mit dem national-preußischen Dasein. In einem großen historischen Zusammenhang wirken die politischen und militischen Gedanken Boyens ineinander: „Sein Kampf gegen den Provinzialgeist, sein Versuch, in dem Dualismus von stehendem Heer und Landwehr nationale und militärische Kraft gleichmäßig zu fassen und zu vereinen, sein Kampf für ein starkes schlagfertiges stehendes Heer, sein Kampf für die Hegemonie Preußens in Norddeutschland."

So sieht der Biograph seinen Helden, so, wünscht er, soll ihn auch der Leser sehen und so soll er der Nachwelt erscheinen. Vielleicht wird ein nüchterner Blick manches nüchterner ansehen — in jedem Falle darf die preußische Geschichte und die Literatur der Biographien dem Verfasser für sein Werk Dank wissen.

Bruno Gebhardt.

An der unteren Donau, im Balkan, am Pontus.

Von W. Götz.

4. In der Sulina, in Belgrad und Pest.

Nach einer kurzen Besichtigung der Krimküste bis zu deren Glanzpunkt Jalta sammt Umgebung, wobei jedoch auch beträchtliche Strecken vor dem Schiffe steil und felsenstarr emportraten, führte uns von der Rheede Sebastopols aus der Rückweg auf einem russischen Dampfer in die Sulina, während die jetzt von den Russen ziemlich fleißig durchfahrene Linie der Kiliamündung uns auch diesmal seitwärts blieb. Aber es bestätigte sich unser früherer Eindruck, daß den Sulinaweg trotz der weiten Röhrichtflächen durchaus nicht der Vorwurf der Langweile treffen kann, auch wenn man denselben in wenig anmuthender Gesellschaft durchmißt. Schon das gleichnamige Städtchen hat durch seine soliden Häuserreihen, seine verschiedenen Hafengebäude, eine Anzahl von Kirchen und den bunten Wechsel von Trachten und Gesichtstypen der Leute viel Ansprechendes. Dies konnten allerdings heute die Passagiere weniger in Augenschein nehmen, weil die rumänische Sanitätspolizei wegen der in Astrachan vorgekommenen Pestfälle das Aussteigen fast unmöglich machte. Der Strom selbst ist sonst, wenn nicht wie damals Mißernte empfindlich lähmt, durch Fluß- und Seeschiffe reich belebt, während wir heute erst beim Aufwärtsfahren mehr Rührigkeit wahrnahmen. Das Begegnen von Seeschiffen mit russischer, rumänischer, ungarischer Flagge, dazu Triester Lloyddampfern, sowie einigen Seglern bot häufig genug erwünschte Abwechslung. Den freundlichsten Eindruck machten hiebei zweifellos die lichten, leicht und gefällig konstruirten Lloydfahrzeuge, auch ein ebensolches Flußschiff der Wiener Gesellschaft in der oberen Strecke. Das Gewässer selbst beschäftigt die Aufmerksamkeit bald durch seitliche Arme, bald auch durch eine kräftige Bucht, deßgleichen durch die sorgfältig ausgeführten Uferbefestigung. Die Schilfebene aber, welche sich vom Ufer aus hindehnt, erweist sich als ein für die Nutzung wohldurchgemessenes grünes Land, wo frisch gemähte, helle halbgewachsene und alte Rechteckflächen aneinanderstoßen. Die kleinen Hütten der Arbeiter, welche zugleich Fischer sind, zeigen bald durch Sorgfalt bei aller Dürftigkeit, bald durch nachlässigen Zustand und verschiedene Anlage auf die verschiedene Nationalität ihrer Besitzer hin. Außer mit dem Fischfang befassen sich auch Manche mit der Ueberraschung der im Donaudelta heimischen Schwäne, welche man an Parkgartenbesitzer liefert, und mit dem Fang der großen Raubvögel, besonders der Weihe, von welchen wir zweimal stattliche Exemplare sahen. Eine wohlgebaute Straße, von ländlichen Wagen benutzt, begleitet lange das südliche Ufer, während im Norden dazwischen auch einmal ein Dorf, reich an Weidenbäumen und niedrigen Pappeln, sichtbar wird. Dies gilt besonders nach dem Eintreten in die Hauptwassermasse, also ober der Abzweigung der Sulina, wo wir uns den Höhen der Südseite und namentlich auch dem so wirkungsvollen Stadtbilde von Tultscha nähern. Drei Kuppen bilden die Höhen über dem in sanft geschweifter Bucht sich hinziehenden Hange, dessen Stufen die durch Gärten und laubbeschattete Zwischenräume voneinander unterschiedenen Anwesen besetzen. Fünf orthodoxe, zwei andere christliche Kirchen und eine Dschamja mit Minaret zeichnen die vortretenderen Punkte aus, ein großes russisches Monument die östliche Außenkuppe, starke Windmühlen die nächste jener Gipfelhöhen. Unten aber am langen, wohlgebauten Quai bringt namentlich das türkische und tatarische Element Farbe unter das Volksallerlei; man sah echt mongolische Typen mit dem starken Kopfe, dem geringen Bartwuchs, gelber Gesichtsfarbe und selbst mit den schiefen Augen. Auf der Nordseite folgten rasch aufeinander die russischen Zollkordonanwesen, oben braun, unten weiß, alle bestens gehalten, wie finnländische Bauernhäuser; 18—24 Mann kaserniren in jedem; im Dienst der Zollinie zeigte sich einer ihrer drei kleinen Dampfer nahe der zwischen steile Lößufer eingesenkten schmalen Mündung des Pruth gegenüber den kräftig profilirten Bergzügen, welche rechts der Donau von Isaktscha bis Matschin die Dobrudscha abschließen.

Galatz, so bedeutend auch seine Quais und Lagerplätze sind, dazu die Zahl der zur Zeit verankerten Schlepp- und Dampfschiffe, machte gleichwohl unten am Strome zunächst nicht den Eindruck regeren Wachsthums. Erst oben in der eigentlichen Stadt, welche, den Orientplätzen entsprechend, eine sehr weite Ausdehnung besitzt, bezeugt ein reichlicher Zuwachs von Straßen mit hübschen, ja theilweise vornehmen Anwesen, daß die Verbindung mit der See heutzutage unmöglich einen Stillstand der Entwicklung solcher Plätze zuläßt. Noch mehr schritt man wohl in Braila vorwärts, wo durch den eleganten großen Hafenbau sammt Dock und modernen Krahnen, durch die Getreideelevatoren, die vornehme neue Quaistraße und die riesige neue Dampfmühle schon beim Betreten der unten liegenden Vorstadt die Beweise sich drängen, daß diese Donaustrecke für zwei gleichkräftige kommerzielle Hauptplätze die nöthigen Anregungen bietet. Laut der Statistik ist es auch hier die altbewährte Wiener Dampfschiffgesellschaft, welche weitaus am meisten donauaufwärts verfrachtet.

Höchst erfreulich war es wieder, auf ihrem Personenschiff „Hildegarde" den Weg nach Belgrad zurückzulegen, dabei den Eisernen Thorkanal in seiner ganzen Verkehrsfeindlichkeit zu beobachten und bei stimmungsvollster Morgenbeleuchtung die zum Theil unten noch schattendunklen Engen des Kasanpasses zu durchfahren. Politische Gespräche wurden nun vielfach auf dem Schiffe hörbar: es ward an jenem Tage Ristitsch in Belgrad begraben, welcher zweimal die Regentschaft Serbiens geführt hatte, obgleich oder weil er kein Politiker von klarem Wollen gewesen. Das Großserbien der Zukunft zu wollen, aber auf die Erregung der nationalen Leidenschaft in den unteren Volkskreisen aufs dringendste zu verzichten und von den für den status quo eintretenden Mächten das Zeugniß des Wohlverhaltens zu erstreben: das war eine Tendenzenmischung, welche Unfruchtbarkeit bringen mußte. Aktiveres Interesse boten sodann die eben beginnenden Hochverrathsprozeßverhandlungen in Belgrad. Es schien mir aber zunächst behaglicher, in dem vorzüglichen Hotel Streicher in Semlin Quartier zu nehmen. Die Stadt war früher nicht ganz geeignet, um sich

unmittelbar auf einen Belgrader Aufenthalt vorzubereiten, weil in ihr die deutsche Sprache das Verkehrsleben stets beherrschte. Heute aber ist sie auch drüben derart verbreitet, daß kein Deutscher irgendwelche Mühe hat, sich in jeder Straße mehrmals deutsch unterweisen zu lassen.

Trotz des Mangels an charakteristisch aus dem Stadtganzen emportretenden Bauten — abgesehen von der alterthümlich interessanten Türkenveste im Osten der Stadt und vom königlichen Palais mit seinen zwei kuppelartigen Renaissancethürmen im westlicheren Theile — ist Belgrad doch eine imposante Stadterscheinung. Steil vom Rande der Save emporgehend, stellt sie in mächtig weiter Erstreckung ihre wohlgehaltenen, größerentheils während der letzten zwei bis drei Jahrzehnte erstandenen Häuserreihen auf dem beherrschenden Höhenrücken über beiden Strömen farbenfrisch vor das Auge. So oft man auch zu Schiff oder mit der Lokomotive vor die Stadt geführt wird: immer genießt man diesen Anblick mit Freude und Bewunderung. Insbesondere aber erinnert Belgrad insofern nicht an Städte des Orients, als diese meist nur von außen als anmuthvolle Ortsbilder Eindruck machen; hier aber baut man viel und zum Vortheil des Stadtaussehens. Jedenfalls ist fortschreitende Entwicklung einer Hauptstadt, welche den anderen Städten des Landes so überlegen ist, und das rührige Leben in ihren zahlreichen Straßen ein Zeugniß, daß es um das Erwerbs- und das geistige Leben jenes Staatsganzen nicht ungünstig stehen kann. Einzelne vergangene Momente der Behandlung der Staatsschuld können keinen haltbaren Gegenbeleg bringen.

Gewiß gab es schlimme Ebbezustände in den öffentlichen Kassen noch im Jahre 1897; auch jetzt noch erschweren es die durch den Einfluß des Exkönigs und „Armeeoberkommandanten" Milan emporgetriebenen Ansprüche des Militärbudgets, den Staatskredit so zu heben, wie es die wirthschaftlichen Gesammtverhältnisse Serbiens zur Zeit gestatten würden. (Milan ist offenbar der Ueberzeugung, daß durch die vorgenommene Vermehrung der Bataillonezahl auf 60, sowie z. B. durch äußerste Liberalität gegen Offiziere, etwa durch Tagegelder für möglichst viele Abzukommandirende, das Offizierkorps für die Dynastie eine möglichst verlässige Stütze werde. Eigenthümlicherweise hört man hier in politischen Gesprächen zumeist „die Dynastie" als jenen Begriff verwenden, für welchen wir in Deutschland etwa Monarchie oder Staat sagen würden.) Ebenso verkennen wir trotz des Vortheilhaften unserer wiederum gewonnenen Eindrücke auch nicht die starke Demüthigung Serbiens, welche der letzte Attentatsprozeß brachte, eine offenkundige politische Verfolgung, welche einen bedauerlichen Zustand der persönlichen Sicherheit in diesem Staatswesen ersehen ließ. Wenn man zumal etliche ehrenfeste Richter desselben kennt, empfindet man Beileid, daß es neben ihnen solche zur Beugung des Rechts willige Werkzeuge gab. Gedenken wir als eines Beispiels nur der Verurtheilung des Obersten Nikolitsch, welcher zudem schon geraume Zeit vor dem Attentat gemaßregelt war: man verurtheilte ihn jetzt zu 20 Jahren Kerker, ohne daß irgend eine faßbare Belastung vorlag. Es hätte doch u. a. auch die derbe Ohrfeige, welche er dem Polizeipräfekten beim Verhör gab, weil dieser ihm Theilnahme am Attentat vorwarf, als Symptom des entrüsteten militärischen Ehrgefühls jeden Neutralen über die Natur jenes Mannes orientiren müssen!

Aber es macht Serbien gleichwohl unabweisbare Eindrücke des Vorwärtsschreitens. Dies gilt auch von den Truppen. Die Beobachtung der wohlgewachsenen, elastischen Leute in dem großen geordneten Sommerlager bei Belgrad, die überall wahrgenommene Haltung und das sonstige Aussehen der Offiziere, deßgleichen die ausgiebigen neuen Militärbauten, besonders auch für Heranbildung von Offizieren — dies läßt erfreuliche Erfolge der jetzigen Pflege des Heerwesens nicht verkennen, obgleich die Gagen gering sind. Die politisirenden Kreise der Bevölkerung begründen die unverhältnißmäßige Höhe der Militärausgaben damit, daß Serbien angesichts seiner und der Bulgaren Zukunftsgedanken nicht ohnmächtig dastehen dürfe; ein Gedanke, dem man Berechtigung nicht absprechen würde, wenn es zutreffend wäre, daß diese beiden Völker wirklich ohne Eingreifen seitens der nördlichen Nachbarmächte eine Neuordnung auf der Halbinsel vornehmen könnten. Uebrigens ist bezüglich des Politisirens auch der Fortschritt Serbiens zu verzeichnen, daß die früher lodernde und oft giftige Leidenschaftlichkeit des Parteikampfes sich bedeutend abgeschwächt hat, namentlich auch in der Presse, selbst in der von der Belgrader Polizei unabhängigen der Serben Ungarns. Dies hängt wesentlich mit der zeitgemäßen Schwächung der Radikalen zusammen, einem Erfolge der endlich zur Geltung gekommenen größeren Stetigkeit im Willen des Königs. Das Bild des jungen Königs Alexander hat durch voreingenommene Journalisten, deren Darstellungen mehr oder weniger in unsre deutsche Presse gelangten, eine derartige Verzeichnung erfahren, daß man sich nur langsam den Zeugnissen hingeben kann, welche Männer verschiedenster Berufsstellungen und nichtserbische Unterthanen in Belgrad übereinstimmend ablegen. König Alexander ist vor allem weder von schwächlicher Gesundheit noch krank, sondern von bestem Aussehen und Wohlsein. Sodann glaubt er zwar, wie übrigens auch die serbischen Parteiführer, an den besonderen Verstand seines Vaters und gibt dessen Willen und Rathschlägen vielfach nach; aber er hat auch eine völlig freie Festigkeit politischen Wollens, und vor allem beweist er nun bereits seit einigen Jahren ruhige Konsequenz in der Einhaltung einer gleichartigen Regierung im Innern. Dies ist bei einem Alter von 23 Jahren und angesichts der bisherigen dortigen Hof- und Parteiverhältnisse doch wohl ein sicherer Nachweis eines vorhandenen inneren Berufes zur Regierung.

Noch greifbarere Symptome des Fortschreitens liefert das produktive Arbeiten in Land und Stadt. Draußen im Lande sieht man immerzu, daß Oedstrecken und Hutland während des letzten Jahrzehnts in Aecker verwandelt wurden; der eiserne Pflug und die anderen mitteleuropäischen Ackergeräthe kamen allgemein in Gebrauch, und nicht mehr errichtet der Bauer sein Wohnhaus aus Löß oder humusdurchsetztem Lehm, wie wir es vor 15 Jahren beobachteten. Deßgleichen durchziehen außer den vorigen trefflichen Fahrstraßen neue von gleicher Güte die Landschaft. Die kleineren Städte wachsen zwar langsam, ließen aber doch den einen oder anderen modernen Industriebetrieb auftreten. Jedenfalls legt das Schaffen und Treiben der schönen Hauptstadt am klarsten den Stand der Dinge dar; daß hier eine kräftige Aufwärtsbewegung stattfindet, drängt sich Jedem auf, der zeitweise hieher wiederkehrt. Die Privaten, Wohlthätigkeitsvereine (für neue große Anstalten), die Stadt und der Staat wetteifern miteinander in Bauthätigkeit. Der Staat gibt besonders auch durch seine Eigenindustrie ein treffliches Beispiel. An der Spitze steht hier zweifellos die monopolistische Tabakfabrik, welche zur allgemeinsten Zufriedenheit der Raucher thätig ist; unter der musterhaften Leitung des Obersten a. D. Vinitschky stieg in den letzten Jahren der Reinertrag derart, daß er im abgelaufenen Jahre 8 Mill. Dinar erreichte. Hiebei zeigen in der Fabrik die Gesundheits- und Wohlfahrtseinrichtungen für die Arbeiter eine rühmenswerthe Sorgfalt. Bei der Billigkeit der Lebensmittel und bei dem geringen Verbrauch geistiger Getränke durch den Arbeiter ist überhaupt dessen Stellung in den dortigen Gebieten weit weniger durch Unzufriedenheit verbittert als

bei uns. In großer Anzahl kommen Arbeiter und einfache Handwerker aus der nördlichen Nachbarmonarchie herüber, ohne daß über Mißgunst gegen den Fremden geklagt würde, wie in Bulgarien. Diese vernünftigere, tolerante Art ist aber sicher ein Hauptgrund für den Wohlstand der Hauptstadt, wie auch für die jetzt so bedeutend fortgeschrittene Kenntniß unsrer Sprache. Ueberhaupt wird es daher dem vorurtheilslosen Deutschen nicht schwer, sich in Belgrad wohl zu fühlen, sei es für kürzeren Aufenthalt oder wenn er sich dort dauernder nützlich machen will.

Aber auch außerhalb der Hauptstadt tüchtige Auswärtige ins Land zu ziehen, erkennt man als dessen wahren Vortheil. Als mich der in allen Bevölkerungskreisen so geschätzte vorige Finanzminister Popowitsch zu einem Besuch des lohnendsten Aussichtsberges in Nordserbien einlud, waltete dort seit kurzem ein Deutschösterreicher als Forstmeister des Reviers. Der Awala — so heißt das energische, dicht mit Laubbäumen verschiedenster Art überkleidete Berggewölbe — erhebt sich als ein einzelstehender Gipfel eruptiver Herkunft rund 500 m über den Wasserspiegel der Donau und läßt ein mächtiges und anziehendes Panorama überschauen, von den Thürmen der Karlowitzer Kathedrale an bis zu den Bergen der berühmten Donau-Enge, zu den Massivs von Ostserbien und des Westbalkan, ebenso auf die Rücken bei Kragujevatz, welche freilich waldärmer sind als man gewöhnlich schreibt. Denn der Mangel durchgreifend aufrechtgehaltener Forstschutzgesetze macht sich seit langem fast überall bemerkbar, obwohl gerade eine Reform in dieser Hinsicht unzweifelhaft das Entscheidendste für die Bodenbenützung und für die Besserung der Viehzucht Serbiens wäre. Aber die Scheu vor den demagogischen Sprüchen der Radikalen und vor deren gründlicher Verbreitung bei dem Landvolk hat bisher hierin die bessere Einsicht der Staatsregierung noch immer überwunden, wie wir dies schon vor Jahren schrieben. Innerhalb der wohlbewachten Beforstung des Awala nun sehen wir ganz in deutscher Weise für angenehme Zugänge zum Gipfel gesorgt, deßgleichen zu dessen stattlicher Ruine einer starken Burg, welche allerdings erst durch Zubauten und spätere Erweiterung ihre letzte Gestalt erhielt, Ende des 15. Jahrhunderts wahrscheinlich durch einen türkischen Machthaber aufgerichtet. Von hier oben überschaut man in einziger Weise das mächtig ausgebreitete Stadtbild der Hauptstadt in seiner farbigen Helle und unter wirksamem Heraustreten aller stattlicheren Gebäude. Nachdem wir eine Anzahl dolinenartiger Vertiefungen und besonders auch einen tiefen Schacht am Hange als die Erinnerungen an den eifrigen Bergbau und an Steinbrucharbeit früherer Zeit erkannt, dazu die engste Verbindung der eruptiven Erstarrungsgesteine aus tertiärer Zeit mit Kreidekalkstücken des Berges, kehren wir unter dem Strahlenschimmer des niedergehenden röthlichen Sonnenballes zum letzten Abschiedsgruße in die Stadt zurück.

Die Eisenbahn — dicht besetzt, wie wir dies gewöhnlich in Ungarn finden, eine Folge der gemilderten Fahrpreise, — bringt uns durch die reich bebauten hügeligen Gegenden Slavoniens und jenseit des Tunnels von Peterwardein in die Ebene der magyarischen Herrschaft. Nur Deutsche, welchen das Maß von nationaler Selbstachtung fehlt, wie es jeder Arnaute besitzt (von den Serben gar nicht zu reden, wo die dürftigsten Hirten in den südlichen Gebirgen stolz sich heben mit dem Worte: „Eine serbische Mutter hat mich geboren"), könnten ohne Scham über ihre Volksgenossen in Ungarn und ohne Groll wegen des gehässigen Vernichtungskampfes der Magyaren gegen unsre Kultursprache das Land durchreisen. Brutal wird uns nicht nur in keiner größeren Stadt innerhalb der Verkehrsgebäude irgend ein verständliches, sei es auch nur slavisches Wort als Aufschrift vergönnt, so daß man z. B. das Telegraphenbureau finden könnte, sondern auch die Bediensteten verweigern nach ihrem Belieben jede nichtmagyarische Antwort. Und doch sieht man in Belgrad, in Sofia, in Galatz, wie sehr die Bevölkerung unsere Sprache als eine erwünschte Verkehrssprache durch häufigen Gebrauch anerkennt! Welch eine Gedankenlosigkeit und Unkenntniß liegt doch darin, von einer Ritterlichkeit der Magyaren zu sprechen! Siehe die Behandlung der Siebenbürger Deutschen! oder jener in Ofen und Pest, den Kampf gegen deutsches Theater, deutsche Firmentafeln, deutsche Namen!

Aber eine Musterung von Pest und Ofen in Bezug auf Neubauten, neue Verkehrseinrichtungen, Monumente und geschmackvolle Anlagen vermag wieder anderen Eindrücken und Stimmungen zur Herrschaft zu verhelfen. Man begreift die Bewunderung, welche den Deutschen Kaiser bei der Besichtigung des Reichstagsgebäudes ergriff, und man findet, daß eben doch der gothische Stil, reich entwickelt, die wirkungsvollsten Monumentalbauten entstehen läßt! Die Curia gegenüber, d. h. der neue Justizpalast, führt allerdings ein Werk frei geänderter Renaissanceformen vor: es ist aber zunächst der Luxus im Baumaterial und in der Ausstattung der merkwürdig reichen Wartehalle, was hier Vielen imponirt. Drüben in Ofen die neue Corvinuskirche, die Umbauten und Anlagen der großen Bäder und eine energische Ausdehnung der Stadt an der Nordwestseite trotz deren unebenem Boden deuten die Allseitigkeit der baulichen Entwicklung des Ganzen an. Hiezu gehört auch der begonnene Abbruch des Blocksbergsforts, womit allerdings ein romantischer Zug in dem bewunderungswürdigen, großartigen Donauuferbilde abhanden kommt. Aber auch der städtische Verkehr erhält zur Zeit neue große Förderungsmittel in der Brücke zur Margaretheninsel und in der neuen Donaubrücke von Ofen nach Pest, deren Straßenfortsetzung auf das bisherige Stadthaus geradlinig auftrifft. Deßhalb wird das Stadthaus und eine ganz stattliche spätgothische Kirche abgebrochen: man will den Vorzug eines vornehmen, von großen Gesichtspunkten beherrschten Stadtausbaues nicht durch solche Hemmnisse oder das Zetern engherziger Bevölkerungskreise beeinträchtigen lassen. Ein nachahmenswerthes Beispiel für andere Städte mit 450,000 Einwohnern, da Stadtverschönerung immer durch die erhöhte Anziehungskraft, die sie auf die Fremden ausübt, reichlich den Aufwand für derartige Verbesserungen aufwiegt! Dieser vornehmeren Art entspricht es auch, daß ohne die geringste Störung für das Auge unter der berühmten Andrassystraße eine elegante elektrische Bahn hinzieht und nur Bahnen mit unterirdischer elektrischer Leitung in der großen inneren Stadt hergestellt wurden. Eine solche führt uns endlich an den Zentralbahnhof, vor welchem ein neues Monument in bedeutenden Dimensionen aufragt: das des Verkehrsministers Baroß, welcher sowohl das exklusive Magyarenthum im Verkehrsdienste vertrat, als auch kühne und gelungene Reformen, wie z. B. den Zonentarif, vornahm. Man sieht auch hieran, wie der Eifer für die Nationalität und das entschlossene Handeln im wirthschaftlichen Leben bei einem unleugbar vorwärtsschreitenden Volke zur höchsten Ehrung führen, ein Ansporn für andere Söhne des Landes!

Jubelfeier der Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Ueber den Festakt, der am 19. März die Mitglieder der Akademie, die Vertreter der höchsten Behörden des Staates und der Stadt und die zur Begrüßung von auswärts erschienenen Delegirten im Weißen Saale des alten Königsschlosses an der Spree vereinigte, sowie über die Rede des Kaisers,

in der er seinen Gipfelpunkt fand, ist schon an anderer Stelle unsrer Zeitung berichtet worden. Wir schließen daran die Schilderung, die einer unsrer Berliner Korrespondenten von der akademischen Feier gibt, welche am Tage darauf im Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses stattfand.

γσ. Es war ein belebtes Bild, das sich unsern Augen in den schönen Räumen des Abgeordnetenhauses darbot. In ihrer malerischen Amtstracht waren neben den Mitgliedern der Berliner Akademie die auswärtigen Delegirten erschienen. Nansens Wikkingergestalt und der feine Diplomatenkopf des rumänischen Ministers Sturdza hoben sich ab von den Trägern des „Palmenfracks“ der „Académie française“, dem Renanisten Gaston Paris, dem Mr. Senart, dem Mathematiker Darboux, dem Comte de Franqueville, dem Rektor der Pariser Universität Gréart und endlich dem Elektrochemiker Moissan, jenem modernen „wissenschaftlichen Zauberer“, dem Hersteller künstlicher Diamanten. Der Präsident der Budapester Akademie, Baron Dr. Eötvös, Prof. v. Than, Reichsarchivar Dr. Pauler vertraten die ungarische Hälfte der habsburg-lothringischen Monarchie, während Oesterreich u. A. durch die Mitglieder der Wiener Akademie, ihren Präsidenten Prof. Eduard Sueß, den bekannten Geologen, und Hofrath Karabacek repräsentirt wurde. Der belgische Kunsthistoriker Marchal vertrat die Brüsseler Akademie, während England die Professoren Thorpe und Ramsay, den berühmten Chemiker und Chef des Edinburger „Museum of natural history“, Dr. Traquair, den Dubliner Geschichtsforscher Prof. Mahaffy und Prof. Atkinson entsandt hatte. Der Kliniker Botkin, der Archäologe Radloff und der Chemiker Staatsrath Beilstein hatten Rußland zu vertreten. Der Schwede Retzius, bekannt als hervorragender Biologe, neben dem persönlichen Vertreter König Oskars II., Ehrenmitglieds der Berliner Akademie, dem Meteorologen Prof. Mohn, dem finnischen Chemiker Hjelt, dem Historiker Schybergson aus dem skandinavischen Norden gesellten sich die italienischen Forscher Ascoli (Mailand), Cossa (Turin) und Prof. Vitelli (Florenz) hinzu. Holland, Griechenland, Dänemark waren ebenfalls durch Delegirte vertreten. Im Namen der Smithsonian Institution in Washington war der Botschafter der Vereinigten Staaten, Dr. White, erschienen. Hiezu kamen die Vertreter der Akademien und Universitäten deutscher Zunge, der preußischen wissenschaftlichen Gesellschaften, wie der Akademien, Hochschulen, Kunst- und Unterrichtsinstitute, Korporationen und wissenschaftlichen Vereine Berlins — ein buntfarbiges Gesellschaftsbild!

Um die Sekretäre der Akademie gruppirten sich deren am festlichen Tage ernannten Ehrenmitglieder, der Reichskanzler, die Excellenzen D. Dr. Falk und D. Dr. v. Goßler, der Kultusminister Dr. Studt, Graf von und zu Lerchenfeld, Direktor Dr. Althoff, Geh. Rath Dr. Schöne, Frau Maria Elisabeth Wentzel, geb. Heckmann. Punkt 10 Uhr ertönten die Eingangsaccorde der Sonata pian e forte von Giovanni Gabrieli (1597), vorgetragen von dem Instrumentalchor der „Hochschule für Musik“ unter Leitung von Prof. Joachim, nach deren Ausklingen der Sekretär Professor J. Vahlen die Versammlung begrüßte und Prof. Adolf Harnack, dem bekannten Kirchenhistoriker und Geschichtschreiber der Akademie, das Wort zur Festrede ertheilte, die wir im folgenden kurz skizziren.

Die Wissenschaften suchen, wie der Redner ausführte, an ihren Festen ihre lebendige Geschichte zu erfassen, sie feiern die Männer, aus deren Händen sie das Erbe empfangen haben; so wird ihre Geschichte zu einer Geschichte des Geistes. In ihrer Erinnerung preist heute die Akademie ihre geistigen Vorfahren, das edle Herrscherpaar, das sie begründete, die glänzende Reihe ihrer königlichen Protektoren und alle die Männer, die der Schöpfung Glanz und Ruhm gebracht, von Leibniz bis zu den jüngst dahingeschiedenen Mitgliedern, alle die Gelehrten und Staatsmänner, die die höchste Anschauung von Wissenschaft bethätigten. In der Geschichte der Akademie stellt sich die Geschichte der Ideen und Kräfte ihres Stifters und ihrer großen Mitglieder dar, d. h. die Geschichte der wissenschaftlichen Welt. In meisterhafter Weise wußte der Festredner die Geschichte der Akademie in vier scharf voneinander getrennte, je 50jährige Perioden zu gliedern. Auf die Akademie Leibnizens folgt die fridericianische, dann die Akademie Humboldts, Niebuhrs, Schleiermachers; auf der vierten Stufe ihrer Entwicklung steht unsre Gegenwart. Die klare Darstellung zeigte, wie auf jeder Stufe die Absicht der Akademie erfaßt und durchgeführt wurde, seit jenem Tage, da nach dem Plane des Hofpredigers Jablonski „Se. Churfürstliche Durchlaucht befohlen, ein Observatorium und eine académie des sciences zu etabliren“. Die große Kalenderreform zu Beginn des 18. Jahrhunderts verlangte stetig fortgesetzte astronomische Beobachtungen, und wieder, wie einst in Babylon, begann die Wissenschaft mit der Astronomie. Das „Kalendermonopol“ hat fast ein Jahrhundert hindurch die materielle Grundlage für die Akademie gebildet. Astronomie und Mathematik, wie sie in dem Geiste Descartes', Newtons und Leibnizens neu geschaffen waren, die Erkenntniß der Gesetze der Bewegung erschienen als eine neue Offenbarung. Auf Grund dieser neuen Prinzipien hoffte Leibniz in seinem universalen Umfassen jeder Wissenschaft nur durch eine „Societät der Wissenschaften“ das Studium der Auswirkungen dieser Prinzipien zu erreichen und den Zusammenschluß aller Forscher auf der Erde herbeizuführen. Er hoffte nichts von den noch zum Theil in der Scholastik steckenden Universitäten. Der Mann, den keine Spezialwissenschaft einschränkte, der die mathematische Physik durch Philosophie vertiefte, der im Gegensatz zu Spinoza und in Verbindung mit dessen Gedanken, eine neue Kosmologie ausarbeitete, der die Einheit aller Wissenschaft betonte, er wollte durch eine „Societät der Wissenschaften“ in jedem Kulturstaate das hohe Ideal der Platoniker, auf dem Boden von ganz Europa, in neuer Gemeinschaft begründen. Vor diesem Ideal, dem er als 21jähriger Jüngling und noch als Greis diente, verblaßten ihm die Kirchen, durch seine Erfüllung hoffte er die wahre Verehrung Gottes, einen nie vorher gekannten, intellektuellen Zustand und eine ungeahnte Glückseligkeit zu erreichen. In Wien und in Hannover gelang ihm die Durchführung seiner Pläne nicht, er wandte sich nach Brandenburg, „dem Grenzlande des noch wissenschaftlich unbekannten Rußland und China's“, dessen Größe er vorausgesehen hat. Die aus drei Klassen, einer physikalisch-mathematischen, einer deutschen und einer historisch-literarischen, nach dem Statut vom Juli 1700 bestehende Akademie erhält eine Fülle von Aufgaben: Magnetische Beobachtungen bis nach Rußland und China soll sie anstellen, alle technischen Modelle prüfen, den Zusammenhang der Epidemien mit dem Wasser und dem Wetter erforschen, Bodenuntersuchungen vornehmen; den Schatz der deutschen Sprache zu mehren, den des deutschen Alterthums zu heben wird neben der Erforschung der „Historie deutscher Nation in Kirche und Recht“ und der Vertheidigung der Reformation und endlich neben der Missionsthätigkeit in China dieser ersten universalen Akademie Europa's als Ziel hingestellt. Solange Leibniz lebte, war er die Akademie; allein er besaß nicht die „Kraft der Exklusive“, er konnte nichts für direkt falsch erklären, auch fehlte ihm die Gabe, auf Andere bildend zu wirken. Die Zeit aber, da es noch keinen deutschen Staat gab, in dem eine deutsche Geisteswissenschaft entstehen konnte, sie brauchte einen Mann der Exklusive, wie ihn Friedrich Wilhelm I. verkörperte, der die Akademie aufheben wollte, „weil sie nichts ersprießliches leistete“. Damals hat die junge Pflanzung bittere Jahre durchlebt, und erst als der große Friedrich den ersten Gelehrten des Zeitalters, Maupertuis, an die Spitze seiner neugeschaffenen „Académie“ berief, stellte er diese auf die europäische Bühne. Ihre Leistung ist eine zwiefache. Die Mathematiker, Chemiker und Astronomen, zumeist Deutsche, förderten die Wissenschaft; durch die französische Form und die „Aufklärung“ im Sinne Friedrichs hat seine Akademie das kulturelle Verdienst, ein Publikum in Norddeutschland geschaffen zu haben, das unsre klassische Dichtung dann aufzunehmen vermochte. Wenngleich Friedrichs Akademie „durch raison zur Moral und Toleranz“ leiten sollte, so war sie doch um das Jahr 1786 als eine französische Akademie für Deutschland ein Anachronismus. In ihr hatte das neue geistige Leben der Nation keine Stätte; aber auch die Absichten eines Wöllner und v. Massow, die Akademie zum Betreiben reiner, nutzbringender Technik zu bestimmen — ward ihr doch durch eine Kabinetsordre von 1796 befohlen: die Nützlichkeit in

Paragraphen zu fassen — konnten ihr kein frisches Leben geben. Mit der Aufnahme Alexander v. Humboldts (1800) beginnt eine neue Epoche in ihrer Geschichte, die erst voll in den Tagen nach Preußens Niederlage einsetzte. Wilhelm v. Humboldt mit Niebuhr und Schleiermacher ist ihr Neuschöpfer. Diese dritte Periode ist charakterisirt, einmal durch die lebendige Verbindung der Akademie mit der jüngeren Universität, d. h. mit der lernenden Jugend, und sodann mit dem neuen Geiste, der durch Rousseau und Herder erweckt, das Innenleben des Individuums und der Völker zum Gegenstande der Forschung erhob, und in Goethe einen Dichter erlebte, in dem sich das neue Dasein fast wie mit göttlicher Kraft kundgab. Aus diesem Geiste haben dann die Savigny, Böckh, Bopp, Grimm, Karl Ritter und Lachmann die modernen Geisteswissenschaften geschaffen, und damit Deutschland an die Spitze der geistigen Bewegung der Welt gestellt. In der Naturwissenschaft haben sich um Humboldt die Dirichlet, Mitscherlich, Rose, Jacobi geschaart, und von Johannes Müller ist eine völlig neue Aera naturwissenschaftlicher Forschung ausgegangen. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts haben sich Ziele und Aufgaben der Wissenschaft geändert. Lockte am Beginn des Jahrhunderts den Forscher das Größte in der Erscheinung, so begann man seit der Mitte des Jahrhunderts mehr nach den Ursprüngen zu fragen. Die Massenbeobachtung und die Kritik, und als deren Folge die Arbeitstheilung versuchen zu den primitiven Thatsachen vorzudringen. Die Naturwissenschaft hat den Umschwung des modernen Lebens herbeigeführt. Helmholtz, Werner Siemens und Rudolf Virchow kennzeichnen für die Akademie diesen Umschwung, der in den Geisteswissenschaften sich in den Arbeiten eines Haupt, Droysen, Müllenhoff, Scherer, v. Treitschke und vor allem eines Ranke kundgibt, und der heute noch lebendig ist in den Meistern der „Römischen Geschichte" und der „Geschichte der griechischen Philosophie". Der Großbetrieb in der Wissenschaft ist heute eine Hauptaufgabe der Akademie geworden, ein Umstand, der es ihr möglich macht, die jungen Talente zu fördern. Mit staatlicher Unterstützung nur kann diese Aufgabe gelöst werden; deßhalb gebührt Dank dem Herrscher und der Unterrichtsverwaltung, die nie den Wünschen der Akademie sich versagt haben. Die Wissenschaft, so schloß der Redner, ist nicht die einzige Aufgabe und nicht die höchste für das Staatsleben, allein für sie gilt es, den Sinn für Wahrheit rein und lebendig zu erhalten, und die Welt, die gegeben ist als ein Kosmos von Kräften, nachzuschaffen als ein Kosmos von Gedanken.

Von der Uebergabe der Adressen und der Abstattung der Glückwünsche der auswärtigen Akademien und gelehrten Körperschaften, die sich an diese Festrede anschlossen, ist ebenfalls schon an anderer Stelle in unserm Blatt berichtet worden. Die dort ausgesprochenen Gedanken von einer Universalität der Wissenschaft fanden in den Ansprachen der einzelnen Delegirten, wie in dem ganzen Verlauf des glänzenden Festes ihre schönste Bestätigung.

Mittheilungen und Nachrichten.

b- Julius Quaglio: Max v. Pettenkofer als Chemiker. Jubiläumsausgabe 1850—1900. Als Anhang: „Zur Atomtheorie" mit einer Tabelle „System der Elemente". Berlin 1900. Polytechnische Buchhandlung A. Seydel. Gr. 8°. 48 S. — Wenn Pettenkofer als Schöpfer der experimentellen Hygiene und erfolgreichster Seuchenbekämpfer einen Weltruf genießt, so sind seine Verdienste um die Chemie noch älteren Datums. Bekanntlich wurden dieselben erst vor kurzem durch Widmung einer goldenen Medaille von Seite der Deutschen Chemischen Gesellschaft gefeiert, welche zum 50jährigen Jubiläum einer von Pettenkofer 1850 veröffentlichten theoretischen Abhandlung „über die regelmäßigen Abstände der Aequivalentzahlen der sogenannten einfachen Radikale" gestiftet worden ist.[1] Es muß jedenfalls als Ironie des Schicksals gelten, wenn diese Arbeit, die seinerzeit so wenig Verständniß fand, daß die Akademie der Wissenschaften sich nicht in der Lage erklärte, ein von Pettenkofer zur Fortsetzung seiner chemischen Forschungen erbetenes Stipendium von 200 Gulden dafür zu gewähren, wenn diese selbe Arbeit jetzt nach 50 Jahren ihrem Autor nicht nur eine Medaille, deren baarer Goldwerth vielleicht das Mehrfache jener Summe betragen mag, sondern auch eine so seltene Ehrung eingetragen hat. Uebrigens bedeutete jene Weigerung der Akademie, die anscheinend nicht von großem Wohlwollen für den jugendlichen Forscher diktirt war, einen Wendepunkt in dessen Leben, indem Pettenkofer dadurch von der reinen Chemie weg und mehr und mehr einer praktisch-chemischen Richtung entgegengetrieben wurde, aus der er allmählich zum Segen der Menschheit die Hygiene zu gestalten wußte. Die Abhandlung selbst, die ursprünglich in den Sitzungsberichten der Akademie erschienen war, erfuhr 1858 einen Wiederabdruck behufs Reklamation der Priorität gegen Dumas, ist aber trotzdem heute etwas schwer zugänglich geworden, weßhalb es ein glücklicher und pietätvoller Gedanke des Chemikers und Ingenieurs Julius Quaglio genannt werden muß, eine Jubiläumsausgabe derselben zu veranstalten. Geziert ist dieselbe durch drei sehr hübsche, wohlgelungene Portraits Pettenkofers aus den verschiedenen Lebensabschnitten, sowie durch Abbildungen von Ehrengaben, welche dem Meister von verschiedenen Korporationen gewidmet wurden. Auch eine ausführliche Skizze von Pettenkofers Lebensgang ist beigegeben, die manches bis dahin weniger Bekannte enthält, so z. B. über die Verdienste Pettenkofers um Herstellung des Fleischextrakts, und die von einem ausführlichen Verzeichniß der sämmtlichen 144 im Druck erschienenen Schriften Pettenkofers gefolgt ist, das Manchem werthvoll sein dürfte. Den Schluß bildet eine kurze, aber gehaltvolle Abhandlung des Herausgebers Julius Quaglio, „Zur Atomtheorie", die Pettenkofer in Erinnerung an seine Arbeit von 1850 gewidmet ist. Quaglio macht darin den beachtenswerthen Versuch, die Irrationalität der Atomgewichtszahlen durch spezialisirte hypothetische Annahmen über Aetherhüllen der Atome und Moleküle zu erklären. Hinzugefügt ist eine hübsche, in Form einer Spirale angelegte Uebersichtstabelle über das „System der Elemente". Auf diese Art kam eine sehr ansprechende Gesammtpublikation zustande, die bei ihrer geschmackvollen Ausstattung und ihrem hohen inneren Werth viele Freunde finden dürfte. Sollte es zu einer zweiten Auflage kommen, was nach einer uns gewordenen Mittheilung in Aussicht steht, so wäre der Verlagshandlung zu empfehlen, durch einen Sachverständigen die ziemlich zahlreichen Druckfehler bei Eigennamen korrigiren zu lassen. Leider konnte der Herausgeber das nicht selbst thun; denn — mit Wehmuth und Schmerz muß es gesagt werden — Quaglio ist todt und hat die Herausgabe seiner „Jubiläumsausgabe" nicht mehr erlebt. Eben deßhalb möge es vergönnt sein, über den Autor einige biographische Notizen anzufügen. Julius Quaglio, ein geborener Münchener, ist allgemein bekannt als Erfinder des patentirten Verfahrens zur Herstellung künstlicher kohlensaurer Bäder, erbaute außerdem mehrere Gasfabriken in Oesterreich-Ungarn und Schweden und andere technische Anstalten in Norddeutschland. Er schrieb über „Kohlensaure Bäder nach Patent Quaglio" (6. Auflage, Berlin 1897); ferner auch „Katechismus der Gasindustrie für Gasingenieure, Gasmeister und Installateure" mit zahlreichen Holzschnitten und Tafeln (1876), über „Wassergas als Brennstoff der Zukunft" (Wiesbaden 1880), ferner „Die erratischen Blöcke und die Eiszeit nach Prof. Torells Theorie" (Wiesbaden 1881). Schließlich lebte er als Chefingenieur seines chemisch-technischen Laboratoriums in Berlin. Im Spätherbst 1899 kam er bereits leidend nach München, wo er viel mit Pettenkofer verkehrte, siedelte zu seiner Erholung nach Meran über, wo er am 3. Dezember 1899 (an Pettenkofers 81. Geburtstag) starb. Daß er sich auch mit allgemeiner theoretischer Chemie befaßte, beweist die oben erwähnte Abhandlung.

[1] Ein Bronzeabguß der Medaille ist gegen Einsendung von 11 M. zu beziehen durch Inspektor G. Fehl, Arcisstr. 1.

-nn- **Aus Baden.** Eine beachtenswerthe Einrichtung zur Förderung des Interesses und Verständnisses für die Erhaltung und Pflege vaterländischer Denkmale hat die badische Regierung getroffen mit der Bestellung von Bezirkspflegern der Kunst- und Alterthumsdenkmäler, die den Konservator der öffentlichen Baudenkmäler in seiner Thätigkeit unterstützen und weitere Kreise zu kunst- und baugeschichtlichen

Nachforschungen anregen sollen. Zur Zeit sind in 47 Amtsbezirken 59 Bezirkspfleger in Ausübung dieses Ehrenamtes thätig. Der Etat des Ministeriums für Justiz, Kultus und Unterricht weist in diesem Titel für die Budgetperiode 1900/1901 eine beträchtliche Erhöhung gegenüber den Vorjahren auf. Dadurch soll vor allem erreicht werden, daß die von den Pflegern zu erwartenden zahlreichen Anfragen und Anregungen möglichst weitgehende Berücksichtigung erfahren.

F. **Berlin.** Die Akademie der Wissenschaften beabsichtigt, in der philosophisch-historischen Klasse mehr als bisher das Feld der Germanistik anzubauen. Der Hinweis des Kaisers auf die Aufgabe der Akademie, die deutsche Sprache zu pflegen, ruft die Erinnerung wach an Du Bois Reymonds, des früheren ständigen Sekretärs, in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 26. März 1874 gehaltenen Rede über eine „Akademie der deutschen Sprache". In dieser Rede heißt es: „Kein Geringerer als Jacob Grimm ist es, der an dieser Stelle die Deutschen anklagte, in Pflege der Sprache hinter den Völkern romanischer Zunge, Italienern, Spaniern, Franzosen zurückgeblieben zu sein. Auch die anderen Völker germanischen Sprachstammes, Engländer, Niederländer, Skandinaven, traf seine Anklage." Seit dem 16. Jahrhundert ist die Accademia della Crusca bemüht, „das Mehl der italienischen Sprache von der Kleie zu säubern". Spanien besitzt seit 1715 seine Real Academia Española, welche für das Castilische ähnliche Zwecke verfolgt. Der sprachliche Formensinn der Franzosen ist verkörpert in der Académie française. Die Puttkamer'sche Rechtschreibung wird Niemand als eine endgültige Lösung der Frage einer einheitlichen deutschen Rechtschreibung betrachten. Jacob Grimm hat in seiner Abhandlung über das Pedantische in der deutschen Sprache bereits hervorgehoben, wie Viele die Konsonanten mit und ohne Stimme und die neben einanderstehenden Vokale und Diphthonge nicht unterscheiden, so daß viele unsrer schönsten Gedichte durch unvollkommene Reime entstellt sind. Unmittelbar an Du Bois Reymonds Anregung knüpfte die Arbeit eines Wiener Germanisten an über das „österreichische Hochdeutsch, Versuch einer Darstellung seiner hervorstechendsten Fehler und fehlerhaften Eigenthümlichkeiten". In der Berliner Akademie selbst fanden die Vorschläge für eine Akademie der deutschen Sprache keine Gegenliebe. In seiner Antwort auf Wilhelm Scherers Antrittsrede warnte 1884 Mommsen vor dem „Mediokritätenbouquet", welche eine „nur aus Berliner Poeten zusammengesetzte Akademie bieten dürfte". (Sitzungsberichte 2c. 1884, Band II, S. 729, 730.) Der Sekretär der Berliner Akademie antwortete: „Dies paßt nicht auf die von mir gedachte Akademie, welche ich ausdrücklich als eine über ganz Deutschland verbreitete beschrieb." „Sollte es der deutschen Nation nicht würdiger sein, von einer Versammlung ihrer besten Schriftsteller und Gelehrten die äußere Gestalt ihrer Sprache sich vorschreiben, als sie vom grünen Tisch aus sich diktiren zu lassen?" Ueber die Puttkamer'sche Rechtschreibung sagte Du Bois Reymond, indem er hervorhob, wie Bismarcks gesunder Sinn ihrer Ausbreitung noch rechtzeitig Schranken gesetzt, „daß zwar unsre Kinder bestraft werden, wenn sie gegen diese Schreibung verstoßen, daß aber, so wenig wie sonst eine der großen Körperschaften des Reichs, das preußische Ministerium selbst, von welchem der Befehl zu ihrer Einführung erging, sich ihrer bedient". Neben der Rechtschreibung hätte die Akademie auch eine Kodifikation der deutschen Sprache durchzuführen. Die äußere Anerkennung literarischen Verdienstes durch Aufnahme in die Akademie und durch Preise würde nützlichen Wetteifer in richtiger und schöner Behandlung der Sprache erwecken. Man darf gespannt darauf sein, wie sich die Berliner Akademie zu der Anregung des Kaisers stellen wird.

F. **Wien.** Vor nicht langer Zeit sprach sich die Wiener medizinische Fakultät gegen die Zulassung von Frauen zum medizinischen Studium aus, insbesondere unter dem Einfluß des Chirurgen Professor Albert, der sein Votum in dieser Frage in einer scharfen Schrift zum Ausdruck brachte. Er ging in seiner Abneigung gegen die Zulassung weiblicher Hörer so weit, daß er einmal eine junge Dame, die sich in seinem Kolleg eingestellt hatte, höflich, aber entschieden bat, den Saal zu verlassen. Ganz anders stellt sich die Wiener juristische Fakultät zu der Angelegenheit, denn sie faßte nach einem Referat des geistvollen Staatsrechtslehrers Professor Edmund Bernatzik nahezu einstimmig den Beschluß, der Regierung die Zulassung der Frauen zum Rechtsstudium zu empfehlen. Die Entscheidung steht nunmehr beim Unterrichtsministerium, welches zumal unter dem jetzigen Leiter, Dr. v. Hartel, voraussichtlich in einem den Frauen günstigen Sinne entscheiden wird, denn Dr. v. Hartel stand mit an der Spitze des Kreises, der vor einiger Zeit die Damen-Akademie organisirte, welche den Frauen einen Ersatz für das ihnen noch verschlossene Universitätsstudium bieten soll.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Paul Ernst: Wenn die Blätter fallen. Der Tod. Zwei Trauerspiele. Berlin, Paris, Joh. Sassenbach 1900. — Landmann-Rasp-Graßmann: Kommentar zum Invalidenversicherungs-Gesetz vom 13. Juli 1899. II. Auflage. 1. Abtheilung. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1900. — P. Benvenut Stengele: Geschichtliches über das Franziskaner-Minoritenkloster in Würzburg. Würzburg, Andreas Göbel 1900. — 31. Jahresbericht des Deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Vereinsjahr 1899. Verlag des Vereins. — Dr. H. Molisch: Goethe als Naturforscher; V. John: Genossenschaften oder Kartelle? (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, Nr. 256 u. 257.) Ebd. 1900. — Rich. Hamel: Zauber der Ehe. 4. Auflage der Dichtung „Ein Wonnejahr." Berlin, Alex. Duncker 1900. — G. Meyerhoff: Corpus juris civilis für das Deutsche Reich und Preußen. II. Band: Handelsrecht. Berlin, Karl Heymann 1900. — Dr. Franz Klasen: Friedrich der Freidige. Geschichtliches Drama. München, J. J. Lentner (E. Stahl jun.) 1900. — Das Invalidenversicherungs-Gesetz vom 13. Juli 1899. Unter Berücksichtigung der Entscheidungen des Reichsversicherungsamts. Hggb. von Dr. A. Sala. Berlin, H. W. Müller 1900. — Allgemeine deutsche Wechselordnung mit Kommentar in Anmerkungen und der Wechselprozeß nach den Reichsjustizgesetzen. Hggb. von Dr. H. Rehbein. 6. Auflage. Ebd. 1900. — Dr. P. Geyer: Schulethik auf dem Untergrund einer Sentenzenharmonie. Berlin, Reuther u. Reichard 1900. — Dr. Fr. Schmidt: Ueber den Reiz des Unterrichtens. Eine pädagogisch-psychologische Analyse. (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie. III. Band, 3. Heft.) Ebd. 1900. — Dr. Jul. Köster: Die Iserlohner Revolution und die Unruhen in der Grafschaft Mark im Mai 1849. Ebd. 1899. Titus: Die Bluthochzeit der Königin von England. Ein Kampfruf. Berlin, Herm. Walther 1900. — Der „Nie genannte Steuermann". Humoristische Verse von ***. Hamburg, Eckardt u. Meßtorff.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Motorwagen im Dienste besonderer Verkehrsinteressen.

Von den vielen Gebieten des Verkehrs- und Transportwesens, die den „Selbstfahrern", (eine nicht sehr glückliche Verdeutschung des Automobils) sich zu öffnen beginnen, sollen hier die größten, der Sport, der Geschäftsverkehr und das öffentliche Fuhrwesen der Städte, nicht behandelt werden. Die folgenden Betrachtungen sind vielmehr den vielen, zum Theil hervorragend wichtigen Spezialaufgaben gewidmet, die der Verkehr unter besonderen Umständen und im Interesse gewisser, das Allgemeinwohl fördernder Institutionen stellt. Die technische Seite des Automobilismus soll dabei umsoweniger ausführlich behandelt werden, als sie vielleicht noch bedeutenden Umwälzungen gegenübersteht, während über den Werth der Neuerung vom Verkehrsstandpunkt aus kaum noch gestritten wird.

Beginnen wir mit den Vortheilen, welche das Post- und Eisenbahnwesen vom Motorwagen etwa zu erwarten haben. Die Post, welche sich des Zwei- und Dreirades nach einigen Jahren des Sträubens oder sogar nur Abwartens so erfolgreich und vielseitig bedient hat, wird die Vorzüge des Motorwagens in demselben Maße sich zunutze machen, sobald seine Funktionen ebenso sicher, seine Abwartung und Unterhaltung ebenso einfach wie die des Rades sein werden. Bis jetzt ist leider beides noch nicht der Fall. Die ersten Versuche, den Motorwagen in Berlin für die Postbeförderung zu benutzen, führte zu gar keinem Resultat. Sie wurden im November 1898 mit einem Briefkarriolwagen begonnen, der durch Einbau eines Benzinmotors selbstfahrend gemacht worden war. Wegen Beschädigung der sehr empfindlichen Zündvorrichtung, die auch beim Privatgebrauch zu den wunden Punkten der Benzinwagen gehört, mußte der Wagen schon am fünften Tag wieder aus dem Dienst gezogen werden. Alle Verbesserungs- und Umbauversuche änderten die Thatsache nicht, daß ein derartiges Gefährt einstweilen noch zu empfindlich für den angespannten Dienst des städtischen Postfuhrwesens ist und mehr Aufmerksamkeit verlangt, als ihm in diesem Betriebszweige gewidmet werden kann. Der Besitzer eines Motorwagens für Touren-, Reise- oder Geschäftszwecke hat Zeit, Gelegenheit und Lust, sich in die vielen Eigenthümlichkeiten und Ansprüche der sogenannten Explosionsmotoren einzuleben und ihnen gerecht zu werden, der Führer eines Postfuhrwerks, Omnibus oder Straßenbahnwagens aber nicht; seine sonstigen Aufgaben, vor allem die vom dichten Straßenverkehr geforderte Aufmerksamkeit, erheischen für ihn einen Motor, der unter allen Umständen, nicht nur bei unausgesetzter zarter Aufmerksamkeit, seine Zuverlässigkeit beweist. Diesen Anforderungen entsprechen die Dampfmaschinen und Elektromotoren besser als die Petroleum- und Benzinmotoren. Der Gebrauch der ersteren in den Städten verbietet sich aus naheliegenden Gründen, es blieb also vorläufig nur der elektrische Betrieb mit seinem unvermeidlichen Uebel, den Accumulatoren, übrig. Auch dieses System ist versuchsweise und mit besserem Erfolg als das vorige angewandt worden. In Berlin wurden ein Güterpostwagen und ein Paketbestellwagen, letzterer von der Gesellschaft für Verkehrsunternehmungen gebaut und beide, mit Accumulatoren und Elektromotoren ausgestattet, für die Post im Jahre 1899 eingestellt und beide zeigten sich an Leistungsfähigkeit dem Betrieb mit Pferden überlegen. Der Güterpostwagen, für den von den Berliner Elektrizitätswerken eine Ladestelle im Paketpostamt eingerichtet wurde, leistete im Spätherbst 1899 längere Zeit 58 km täglich bei 14stündigem Dienst und ersetzte damit vier Pferde. Das durch die Last der Sammler erhöhte Gewicht der elektrischen Wagen macht sich auf dem durchweg guten Pflaster der großen Städte natürlich weniger bemerkbar als auf Landstraßen, und Gelegenheit zum Laden und Auswechseln der Sammlerbatterien kann auf den Postämtern leicht geboten werden. Bei Glatteis machte die Fortbewegung der Wagen vorübergehend Schwierigkeiten, indem sich die Räder drehten, ohne den Wagen von der Stelle zu bringen. Durch eine andere Gewichtsvertheilung, geriffelte Gummireifen der Räder wird sich dieser Uebelstand leicht heben lassen. Die Bedienung der Antriebs- und Lenkvorrichtungen ging bei diesen Fuhrwerken unbeanstandet vor sich. Von der technischen Seite würde die Einführung des Motorwagens in den Dienst der Post demnach wohl keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten; etwas anderes ist es um die ökonomische Seite dieser Frage, die vorläufig noch vollkommen im Dunkeln liegt. Zeigt sich indessen bei weiteren Versuchen, daß die Verwendung von Motorwagen anstatt der Gespanne in der That Vortheile auch bezüglich der Kosten mit sich bringt, so werden sie sich im Postwesen ebenso rasch wie die Fahrräder das Bürgerrecht erwerben. Verwendungsarten sind gerade hier genug vorhanden, die Paketbestellung und Ueberführung, der Bahnhofspostdienst, ja ein Theil der Briefbeförderung, Zweige, die noch tausende von Gespannen beschäftigen, warten auf den Automobilismus. Die Versuche sind übrigens im letzten Winter fortgesetzt worden, und zwar zum Theil wieder mit Benzinmotorwagen. Die „D. Verk.-Ztg." schrieb: „Es handelt sich um fünf Fahrzeuge, die seinerzeit bei Stadtpost- und Bahnhofsfahrten verwendet werden sollen und von denen drei Benzinmotoren und zwei elektrischen Antrieb erhalten. Neuerdings hat die Postbehörde mit einer Berliner Wagenbaugesellschaft ein Abkommen getroffen,

wonach auch ein in Form der Paketbestellwagen erbauter Wagen mit elektrischem Antrieb bei der Paketbestellung in Gebrauch genommen werden soll." Der gute Wille der Postbehörden, aus dem Selbstfahrerwesen Nutzen zu ziehen, ist hienach nicht zu bezweifeln.

Daß auch die Eisenbahn, diese älteste und größte Verkörperung des „Selbstfahrerwesens", von der modernen Motorwagentechnik Vortheile haben kann und wird, leuchtet nicht auf den ersten Blick ein. Aber in Eisenbahnkreisen selbst ist der Nutzen, den die Automobile als Zubringer des Landverkehrs der Eisenbahn gewähren können, längst anerkannt. Die Verbindung der von der Eisenbahn nicht unmittelbar berührten, aber durch ihre Lage in der Nähe einer Station auf den Verkehr von ihr aus angewiesenen Ortschaften mit den betreffenden Eisenbahnhaltepunkten ist ein abseits liegendes, aber keineswegs unwichtiges Verkehrsproblem, zu dessen Lösung der Motorwagen in vielen Fällen wird beitragen können. Gerade bei der regelmäßigen, täglich mehrmaligen Verbindung zwischen zwei nicht ganz nahen Punkten kann der Benzin- oder Dampfwagen seine Ueberlegenheit über das Pferdegespann sowohl an Schnelligkeit als an Ausdauer beweisen. Der hier hauptsächlich in Frage kommende Landstraßenverkehr stellt an die Aufmerksamkeit des Wagenführers nicht entfernt dieselben Anforderungen, wie derjenige in den städtischen Straßen, und um so leichter ist es für den Kondukteur, sich dem Mechanismus des Fuhrwerks mit größerer Aufmerksamkeit zu widmen. Wenn auch unter besonderen Umständen elektrische Sammlerwagen selbst in diesen Fällen sich empfehlen können, so hat sich doch im allgemeinen für den öffentlichen Landstraßenverkehr der Petroleum-, Benzin- oder der in Frankreich vielfach angewandte Serpollet'sche Dampfwagen besser bewährt. — Es gibt übrigens zwischen dem Eisenbahnwesen und der heutigen Automobiltechnik noch einen zweiten engern Berührungspunkt hinsichtlich der Verwendung von Automobilen, die zum Befahren der Eisenbahngeleise eingerichtet sind, im regelmäßigen Eisenbahndienst. Der Lokalverkehr zwischen gewissen Orten, der durch die Fernzüge nicht oder nur unter unverhältnißmäßiger Benachtheiligung des Durchgangsverkehrs genügend wahrgenommen werden kann, ist durch solche, einzeln oder mit Anhängewagen verkehrenden Motorwagen schon vielfach bedeutend gehoben worden.

In den Reichslanden wurden Versuche in dieser Richtung schon vor etwa drei bis vier Jahren begonnen, und zwar unter Anwendung des elektrischen Betriebs mit Hülfe von Accumulatoren. Solche Accumulatorwagen sind jetzt für die Reichseisenbahnverwaltung in vollkommenerer Ausführung auf Grund der früheren Versuche hergestellt worden und verkehren auf verschiedenen Strecken, zwischen die Fernzüge eingeschaltet, zur allseitigen Zufriedenheit. Ihre Fahrgeschwindigkeit beträgt 40 bis 50 Kilometer, ihre Wartung ist einfach, die Sammlerbatterien werden aus den auf so vielen Bahnhöfen schon vorhandenen Zentralstationen geladen und die Betriebskosten bleiben, wie es scheint, hinter denen gewöhnlicher Lokalzüge mit Lokomotivbespannung beträchtlich zurück. In Württemberg wird derselben Frage ebenfalls andauernde Aufmerksamkeit gewidmet. Außer elektrischen Motorwagen sind hier auch solche mit Petroleummaschinen sowie Serpollet-Wagen für den Eisenbahnlokalverkehr verwendet. In Frankreich, wo der Dampfmotorwagen des letztgenannten Systems im öffentlichen Verkehr der Chausseen bereits eine große Rolle spielt, haben auch mehrere Eisenbahnverwaltungen von demselben Gebrauch gemacht, um den Lokal- oder Postverkehr bestimmter Linien zu erleichtern. In der Uebernahme des gesammten Lokalverkehrs auf den Eisenbahnen durch kurze Motorwagenzüge und in seiner grundsätzlichen Trennung vom Durchgangs- und Schnellverkehr der großen Züge ist dem elektrischen Betrieb eine Aufgabe gestellt, deren Durchführung vielleicht noch fern, aber von umfassender Bedeutung ist. Wenn der Fernbahnbetrieb auf wenige, in den Verkehrs-, Produktions- und Handelszentren zu suchende Haltestellen beschränkt ist, mit denen die zwischenliegenden Städte durch kurze, einander oft folgende Motorwagenzüge verbunden sind, werden beide Theile, der Lokal- und der Fernverkehr dabei gleichmäßig gewinnen. Ersterer, weil ihm eine weit häufigere Fahrgelegenheit bei einer Geschwindigkeit, die der der heutigen Personenzüge gleichkommt, geboten wird, letzterer, weil die Fahrpläne und -zeiten der großen Züge durch die Weglassung zahlreicher Haltepunkte bedeutend verkürzt werden würden. Am meisten dürften übrigens später die Eisenbahnverwaltungen selbst bei dieser Umwälzung gewinnen. Die Schnellzüge werden durch die Entlastung vom Lokalverkehr, letzteren Ausdruck hier in sehr weitem Sinne genommen, nicht nur erleichtert, sondern auch ihre Haltepunkte werden noch weiter als heute auseinander gelegt werden können, wodurch die Geschwindigkeiten wachsen, die Zugsbeförderungskosten sinken müssen. Die großen Personenzüge, dem Verkehr der größeren Mittelstädte dienend, werden etwa den Rang der meisten heutigen Schnellzüge erhalten und verhältnißmäßig ebenso sehr von Haltepunkten entlastet werden. Endlich bliebe der Verkehr von einem dieser Haltepunkte zweiter Klasse zum anderen, unter Berücksichtigung aller dazwischen liegenden Ortschaften, den elektrischen Motorwagen, einzeln oder zu zweien in kurzen Pausen verkehrend, überlassen. So könnten für die Schnellzüge Berlin—München z. B. Leipzig, bezw. Halle und Nürnberg als einzige Haltepunkte in Frage kommen. Die übrigen Stationen der heutigen Schnellzüge fielen dagegen den zwischen den genannten Großstädten mit erhöhter Geschwindigkeit verkehrenden Personenfernzügen zu, die auf der Linie über Leipzig nur 6 bis 7, auf derjenigen über Halle—Nürnberg vielleicht 10 Haltepunkte finden würden. Zwischen letzteren bleiben dann Entfernungen von 40 bis 75 Kilometer, die selbst der Accumulatorwagen leicht beherrscht, für den Lokalverkehr übrig. Die Fähigkeit des Motorwagens, rasch anzuziehen und zu bremsen (auf der Barmen—Elberfelder Hochbahn sollen die Züge in 15 Sekunden ihre Normalgeschwindigkeit von 35 Kilometer erreichen) ermöglicht es, selbst auf diesen Eisenbahnabschnitten dritter Klasse trotz des oftmaligen Anhaltens eine größere Durchschnittsgeschwindigkeit zu erzielen, als sie den heutigen schweren Personenzügen ertheilt werden kann.

Ein drittes Spezialgebiet, auf welchem dem Motorwagen, wie ein kurzes Nachdenken lehrt, eine große Zukunft winkt, ist die Armee. Zwei Bedenken, die z. B. bei der Post vor einer allgemeineren Anwendung des Automobils zu seinen Gunsten erledigt sein müssen, die schwierige Behandlung der Wagen und die Unterhaltungskosten, gelten auf diesem Gebiete nichts. Etwaige Mehrkosten sind nicht nur in den Angelegenheiten der Landesvertheidigung sonstigen Vortheilen des Automobilismus gegenüber bedeutungslos, sondern sie würden sich vermuthlich, wenn man durch die Einführung des Automobils die jahre- und jahrzehntelange Fütterung Tausender von Zugpferden, die nur gelegentlich gebraucht werden, ersparte, in ihr Gegentheil verwandeln. Gewandte Mechaniker, um auch die schwierigste Automobilkonstruktion leicht zu beherrschen, würden sich

natürlich im Heere ebenfalls finden. Das Radfahrwesen hat sich ja in allen Armeen so schnell und erfolgreich entwickelt, daß die Radfahrerdetachements bereits einen unerläßlichen Bestandtheil jedes großen Truppenkörpers bilden, ähnlich wird es vermuthlich auch mit den Selbstfahrern werden, nur daß letztere einer weit vielseitigeren Anwendung im Manöver und Kriege fähig sein werden, wenn man es erst gelernt hat, ihre Konstruktion den verschiedenen zu bewältigenden Aufgaben anzupassen.

Aber was kann das Automobil im Krieg für Nutzen gewähren? Betrachten wir zunächst die bisherigen Versuche, den Motorwagen bei Manövern nützlich zu verwenden.

Der erste Versuch mit einem Selbstfahrer wurde von den deutschen Militärbehörden bei den 98er Kaisermanövern gemacht. Er gelang zwar nicht nach Wunsch, ermuthigte jedoch zur Fortsetzung während der 99er Manöver bei Stuttgart, wo acht Motorwagen zur Beförderung der Generalstabsoffiziere und zur Kontrole der Radlerstationen in Benutzung standen. Die Gefährte bewährten sich dazu recht gut und versagten nur beim Befahren sehr steiler Höhen einigemal. Bei den 98er Manövern hatte man auch einen Benzinlastwagen zur Beförderung von Verpflegungsmitteln zwischen den Magazinen erprobt, der sich jedoch durch eine Explosion, vielleicht nur infolge falscher Behandlung, unbeliebt machte. Trotzdem ging man dem Gedanken, die Motorfahrzeuge womöglich als Transportmittel für die Munition und Verpflegung im Felde zu benutzen, weiter nach und stellte schon 1899 zum Zweck eingehender Versuche 100,000 M. in den Etat, die auch bewilligt wurden. Im Herbst desselben Jahres fanden ausgedehnte Proben mit verschiedenen Arten von Motorwagen in der Gegend von Quedlinburg statt, wo die steigungsreichen Straßen des Harzes jede erwünschte Gelegenheit gaben, die Zugkraft der Maschinen zu erproben. Unter Beisein eines höheren Offiziers aus dem Kriegsministerium wurden die Fuhrwerke auf Kunststraßen, Feldwegen, Ackerflächen, bis hoch ins Gebirge hinein, rücksichtslos erprobt. Auch hier waren zwei Lastwagen mit darunter. Hiebei, sowie bei den süddeutschen Kaisermanövern zeigten die Wagen sich harten Ansprüchen recht gut gewachsen. Die Wege nach Harzgerode, Friedrichsbrunn und die gewaltige Steigung zum Hexentanzplatz wurden anstandslos bewältigt, und selbst die steile und schlechte Straße auf den Brocken konnte von vier Wagen überwunden werden. Dieselben wetteiferten beim Aufstieg mit der Brockenbahn und fuhren vom Brockengipfel in sechs Stunden über Ilsenburg und Halberstadt nach Magdeburg. Selbst bei eiligen Nachtfahrten wurden Entfernungen bis zu 85 Kilometer ohne Rast zurückgelegt.

Hienach brauchen wir die einschlägigen Versuche und Maßnahmen anderer Staaten nicht alle einzeln zu untersuchen. In Oesterreich verwendet man auf die Frage, ob und wieweit das Pferd in der Armee durch den Motor ersetzt werden kann, große Aufmerksamkeit. In Frankreich, wo die Radfahrerabtheilungen sich so großer Beliebtheit erfreuen, kann man das von dem Kriegsautomobil, obwohl große Hoffnungen darauf gesetzt werden, nicht gerade sagen. Allerdings sind dort nach Zeitungsnachrichten zu den nächsten Herbstmanövern alle Automobilbesitzer „eingeladen", ob als Zuschauer oder Mitwirkende, ist leider nicht gesagt. Man scheint darauf zu rechnen, daß man im Kriegsfalle durch einfache Requisition aller vorhandenen Selbstfahrer einen ausreichenden Stamm von Transport-, Depeschen- und Personenfuhrwerken wird erhalten können, ohne sich vorläufig in große Unkosten zu stürzen. In England endlich wurden, um aus dem Automobil ein neues, brauchbares Kriegsinstrument zu machen, die verschiedensten Versuche angestellt. Außer einem Eilwagen für leichte Belastung, der zu Beobachtungszwecken dienen soll, und ein leichtes Maschinengewehr enthält, sind mehrere große, gepanzerte und gefechtsfähige Wagen, zum Laufen auf Schienen geeignet, hergestellt worden. Indessen dürften die Erfahrungen in Südafrika doch wohl gezeigt haben, daß ein nennenswerther Gefechtswerth solchen Vehikeln, die nur zu rasch außer Wirksamkeit gesetzt werden können, nicht zukommt.

Ebenso ist es wohl auch mit der von Optimisten erhofften Kanonenbeförderung durch das Automobil. Es unterliegt natürlich keinem Zweifel, daß kräftige Motorwagen auf der Heerstraße reichlich sechs bis acht Pferde ersetzen und für weite Entfernungen und rasche Transporte eine geradezu ideale Geschützbespannung darstellen würden. Aber vor dem und während des Gefechts, wo die Batterien häufig mit der größten Geschwindigkeit über den ungeeignetsten Boden nach hochgelegenen, schwer zugänglichen Orten zu bringen sind, würden die Maschinenwagen völlig versagen, und ihre Beschädigung hätte nur zu leicht den Verlust der Geschütze im Gefolge.

Eine ganz andere und sehr viel dankbarere Aufgabe ist dagegen für den Motorwagen die Lastenbeförderung im Train, dessen Leistungsfähigkeit durch die Automobile ebenso wachsen, wie seine Länge zusammenschrumpfen würde. Ein großer zehnpferdiger Motorwagen kann bis zu 5 Tonnen oder 100 Zentner laden und vermag sie selbst auf Straßen mit vielen Steigungen mindestens 150 Kilometer weit im Tage zu befördern. Dazu gehört beim Pferdetransport ein Zug von drei Sechsspännern und 30 Meter Länge, der höchstens halb so weit gelangen würde. Der Motorwagen ist dagegen 6 Meter lang und bedarf nur eine geringe Menge von Petroleum als Heizmaterial, während für die Pferde täglich 180 Kilogramm Futter zur Stelle sein müßten. Dabei würde sich der Maschinentransport vermuthlich noch billiger stellen als der mit Pferden. In dieser ungeheuer vermehrten Leistungsfähigkeit des Motorwagentrains beim raschen Nachschub von Verpflegungsmitteln, Munition u. dergl. liegt vermuthlich der größte Vortheil, den die Armee vom Automobilismus zu erwarten hat. Daß letzterer dem Kriegswesen auch noch mancherlei andere Dienste wird leisten können, z. B. beim Verwundeten- und Krankentransport, bei der eiligen Geschützbeförderung auf guten Wegen, zur Erkundung von Gegenden, Wegen, feindlichen Stellungen und dergleichen, ja unter Umständen selbst zu Truppenvorschiebungen, läßt sich nicht bestreiten, aber die Massentransporte des Trains werden wohl immer das wichtigste Arbeitsgebiet des Kriegsmotorwagens bleiben. Ja, selbst bis es dahin kommt, wird wohl noch geraume Zeit vergehen, wenigstens hat kürzlich Kriegsminister v. Goßler bei Begründung der auch in dem neuen Etat wieder eingestellten Forderung für Versuche mit Motorwagen — 175,000 M. diesmal — erklärt, eine „Umwälzung großen Stils" sei nicht zu befürchten. Wenigstens wird sie wohl noch etwas auf sich warten lassen.

Welche Veränderungen aber wird die Konstruktion des Motorwagens bis dahin noch durchzumachen haben. Die ersten Vorbedingungen seiner Brauchbarkeit im Kriege sind unbedingte Zuverlässigkeit, eine robuste Mechanik und ein überall leicht zu beschaffendes Betriebs-, resp. Feuerungsmaterial. Die wegen der Zuverlässigkeit und Geräuschlosigkeit ihrer Motoren sonst wohl vorzuziehenden elektrischen Fuhrwerke scheiden hienach sofort aus, denn sie würden im Feindeslande bald genug auf dem Trockenen sitzen. Die Benzinmotoren

sind insofern am meisten vorzuziehen, als man ihren Kraftvorrath am leichtesten, kaum 1 Pfund pro Stunde und Pferdekraft, mitführen kann. Aber es müßten dann doch schon starke Reserven im Train selbst mitgenommen werden, da es ein leichtes sein würde, die Benzinvorräthe zu durchfahrender feindlicher Distrikte zu beseitigen. Petroleum jedoch, denkt man allgemein, ist überall in so großen Quantitäten aufgespeichert, daß es ein leichtes sein wird, desselben stets in genügender Menge habhaft zu werden. Für Deutschland trifft das zu, dagegen ist z. B. in Frankreich das durch Prohibitivzölle vertheuerte Petroleum lange nicht in demselben Maße Gebrauchsgegenstand wie bei uns. Deßhalb zum Theil haben wohl in Frankreich die Dampfmotorwagen so starke Anwendung gefunden, die man bei uns fast gar nicht antrifft. Mit Serpollet- oder Thornycroft-Röhrenkesseln versehen, die leicht, unexplodirbar und sehr rasch zu heizen sind, haben diese Wagen, wie schon oben angedeutet wurde, besonders in größern Abmessungen, als Lastfuhrwerke, Omnibus u. dgl., eine starke Ausbreitung erlangt. Der Serpollet-Wagen bedarf zu seinem Betriebe nichts als die billige, überall erhältliche Steinkohle, er ist den schwersten Anforderungen gewachsen, weil man seine Maschine ebensogut für 20—30, als für 10 Pferdekräfte bauen kann, er wird auch am billigsten im Betriebe. Es kann angenommen werden, daß, wenn für die leichten Motorwagen, für den Kundschafter-, Depeschen- und Meldedienst im Kriege, für die rasche Entsendung von Offizieren u. dgl. der kleine, bis 40 Kilometer Geschwindigkeit entwickelnde Benzinwagen das zweckmäßigste Gefährt sein wird, sich für die schweren Transporte des Trains und ähnliche Zwecke der Dampfwagen, der in Frankreich und seinen Kolonien schon den Omnibus zwischen vielen Städten verdrängt hat, am besten bewähren und seines ausreichenden Betriebsmaterials überall am sichersten sein würde.

Wir haben vorstehend drei wichtige Anwendungsgebiete des Automobilismus skizzirt, die durch ihren Charakter der Privatinitiative entzogen und auf die Weitsichtigkeit und Unternehmungslust der Staatsbehörden angewiesen sind. Aber auch die städtische Fürsorge und der Unternehmungsgeist des Einzelnen werden mit der Zeit manchen Spezialzweig des Automobilismus zu berücksichtigen haben. Ein lohnendes Gebiet kann z. B. die Konstruktion von Motorwagen für Feuerlöschzwecke werden. Das städtische Feuerlöschwesen hat von den Vortheilen, welche schon das Fahrrad für seine Zwecke gewährt, rasch Gebrauch gemacht. Sowohl im Feuermeldewesen, als bei der Entsendung vorläufiger Aufklärungs- und Rettungsabtheilungen an den Brandherd werden Zwei-, Drei- und Vierräder verschiedenster Konstruktionen benutzt. Von einer amerikanischen Fahrradfirma wurde sogar schon vor mehreren Jahren ein großes viersitziges Rad geliefert, das gleichzeitig der raschen Beförderung und der Löscharbeit selbst diente. An Ort und Stelle wurde nämlich durch Niederlegen einiger Stützen der Fahrradrahmen um einige Zoll gehoben, so daß die Räder frei in der Luft liefen, und gleichzeitig eine in den Rahmen eingebaute Zentrifugalpumpe an die Treibachse angekuppelt. Die Mannschaft nahm alsdann die Plätze wieder ein, und die Tretarbeit bewirkte jetzt eine rasche Rotation der Pumpe und einen kräftigen, weittragenden Wasserstrahl. Diese Kombination läßt sich nun mit Hülfe des Motorwagens leichter und wirksamer ausführen. Es bietet keine erheblichen Schwierigkeiten, den Benzin- oder Petroleummotor eines Selbstfahrers so anzubringen, daß er seine Kraft zeitweise auf die Räder behufs Fortbewegung, zeitweise auf die Pumpe überträgt. Gegenüber einem solchen rasch-laufenden und jeden Augenblick betriebsfertigen Wagen ist selbst die Dampfspritze mit ihrer Pferdebespannung eigentlich veraltet, denn trotz des unausgesetzten Heizens des Dampfkessels, das zur augenblicklichen Bereitschaft der Spritze unerläßlich ist, muß doch das kostspielige Gespann ebenfalls unterhalten werden und in jedem Moment zum Abfahren bereit sein. Den übrigen Funktionen des Feuerlöschwesens, der raschen Beförderung der Mannschaften und Rettungsgeräthschaften, läßt sich der Motorwagen natürlich ebenso leicht anpassen. Es ist hienach nicht schwer, dem Automobil ein rasches Eindringen auch in einige andere Zweige des städtischen Verwaltungswesens, der Polizeiverwaltung und anderer öffentlicher Betriebe zu prophezeien. Ein Umstand, der diesen Fortschritt begünstigen muß, sind die mit der Gespannhalterei im Dienste der genannten Verwaltungen verbundenen Schwierigkeiten. Der in den Großstädten beengte Raum macht auch den Munizipalbetrieben, besonders bei Neubauten, Sparsamkeit in der Raumausnutzung zur Pflicht. Das heutige Fuhrwesen ist aber gerade in dieser Hinsicht, was die Stallungen, Remisen, Aufenthaltsräume für Bedienstete u. dergl. betrifft, viel anspruchsvoller als der Motorwagenbetrieb. Nicht allein, daß bei letzterem die Unterbringung der Pferde fortfällt, und die Zahl der Bediensteten sich vermindert, ja auch die Wagen selbst weniger Platz einnehmen, es kommt auch die größere Leistungsfähigkeit der Motorfahrzeuge in Betracht, von denen zehn Stück nicht ebensoviel, sondern 15 bis 20 Gespanne ersetzen können. Man wird annehmen können, daß ein großes Fuhrwesen durch den Uebergang zum Motorbetrieb mindestens die Hälfte bis zwei Drittel an Stallungsräumen ersparen wird. In Betrieben, wo es sich um die Pflege und Fütterung von 50 bis 100 Pferden handelt, fällt natürlich auch die vereinfachte Unterhaltung der Selbstfahrer und die damit verbundene Personalverminderung schwer ins Gewicht. Von denjenigen Zweigen des Fuhrwesens, für welche diese Bemerkungen gelten, sei nur noch an die städtische Kehrrichtabfuhr, die Straßenbesprengung, Schneebeseitigung u. v. a. erinnert.

Es seien zum Schluß noch über eine letzte, im Vorstehenden mehrfach angedeutete Verwendung des Motorwagens einige Bemerkungen gestattet. Die Eisenbahn, weit entfernt, den Verkehr der Landstraße überall zu tödten, hat ihm vielmehr in gewissen Gegenden, ja in ganzen Ländern neues Leben zugeführt. Denken wir an die prachtvollen Poststraßen der Schweiz, an den Wagenverkehr Tirols, des bayerischen Hochlandes und anderer Gebirgslände, auch außerhalb der Alpen. Auch auf diesem Felde stellt sich der Motorwagen dem Pferde kampfbereit gegenüber, und auch hier hat er gute Aussichten. Bei den bisherigen Versuchen auf steigungsreichen Alpenstraßen hat sich wenigstens der Automobilbetrieb gut bewährt, und Motoromnibuslinien sind gerade in den Alpenthälern schon in ziemlich großer Zahl in Aussicht genommen, befinden sich auch wohl, was die Herstellung der Fuhrwerke betrifft, schon in der Vorbereitung. In Tirol wurde diese neue Verkehrsmethode zuerst aufgenommen, und besonders in der Umgegend von Meran sind mehrere Projekte dieser Art entworfen. Von Innsbruck aus sollen jetzt ebenfalls mehrere, von der Innsbrucker Automobilgesellschaft unterstützte Linien ihren Ausgang nehmen. Daß Motoromnibusse mit kräftigen Maschinen auf langen Steigungen der Leistung von Pferden mindestens gleichkommen, ist unzweifelhaft, auf ebenen Strecken dagegen werden sie vermöge der unbegrenzten Ausdauer ihrer Maschinen bedeutend mehr leisten können. Die mittlere Geschwindigkeit dürfte deßhalb immerhin nicht unbedeutend wachsen, die Betriebs-

kosten werden hinter denen der meist vierspännigen Postfuhrwerke wahrscheinlich zurückbleiben. Wer weiß, ob es nicht noch einmal dahin kommt, daß der große schweizerische Personenpostbetrieb, der für den Touristenverkehr so wichtig ist, ganz und gar zugunsten des Automobils reformirt werden und das Peitschengeknall der kühnen Rosselenker auf den hohen Gebirgspässen überall dem Fauchen und Rasseln des Motorwagens weichen wird? W. Berdrow.

Zur Geschichte des Rastatter Gesandten-Mordes.[1]

Zu Rastatt wurde vom 9. Dezember 1797 bis 23. April 1799 ein Friedenskongreß abgehalten, um die im Vertrage zu Campo Formio unerledigt gebliebenen Reichsangelegenheiten mit Frankreich auseinanderzusetzen. Inzwischen hatte aber Oesterreich, überzeugt von der Erfolglosigkeit der Verhandlungen, mit England und Rußland eine neue Koalition gegen die französische Republik geschlossen und zu Beginn des Jahres 1799 sein Heer in Südwestdeutschland versammelt. Nach Ausbruch der Feindseligkeiten ward der Kongreß aufgelöst und die protestirend in Rastatt verbliebene französische Gesandtschaft aus dem Bereich der österreichischen Vorposten ausgewiesen. Den bezüglichen Befehl stellte eine Eskadron Szekler-Husaren am 28. April abends den Gesandten zu und diese entschlossen sich trotz der stürmischen, finsteren Nacht zu sofortiger Abreise. Wenig hundert Schritte außerhalb der Stadt überfielen uniformirte Reiter den Wagenzug, ermordeten zwei der Gesandten und begannen die Plünderung der Wagen, verschwanden aber plötzlich auf geheimnißvolle Weise, als eine Szekler-Patrouille auf den Lärm herzueilte. Diese geleitete nun den ganzen Zug wieder nach Rastatt zurück zur Eskadron, deren Rittmeister unter Anfügung der beschlagnahmten Gesandtschaftspapiere über den Vorfall höheren Ortes Bericht erstattete. Beim Armee-Oberkommando rief natürlich das Ereigniß peinliche Verlegenheit hervor, welche sich zur größten Bestürzung steigerte, als in Bälde offen und allgemein die Szekler-Eskadron des Ueberfalls, die österreichische Regierung und Heeresleitung der Anstiftung hiezu geziehen wurde. Da das Ergebniß der sofort eingeleiteten, langwierigen Untersuchung von der österreichischen Regierung streng geheimgehalten ward, so mußte sich der anfängliche Verdacht allmählich zur weitverbreiteten Ueberzeugung verdichten und sogar in namhaften Werken als Thatsache zum Ausdruck kommen, wenngleich anderweitige Verdachtsmomente sowohl hinsichtlich Anstiftung als Ausführung auf ganz andere Schuldige hinwiesen.

Der geheimnißvolle Vorgang hat im Laufe der Zeit eine umfangreiche Literatur entstehen lassen, neben oberflächlichen, selbst leichtfertigen Machwerken mit tendenziöser Absicht finden sich sorgfältige und unparteiische Arbeiten bedeutender Historiker. Alle aber mußten vor den Siegeln der österreichischen Archive Halt machen, erst die vor uns liegende neueste Veröffentlichung hat die Siegel gelöst und das Ergebniß der seinerzeit angestellten Untersuchung, das Villinger Protokoll, dem Urtheil der Allgemeinheit unterbreitet. Wir stehen nicht an, dies für eine längst fällige Ehrenschuld gegen das heute noch bestehende Regiment 11. Husaren zu erklären; nunmehr darf der Mord nicht länger der betreffenden Husareneskadron zur Last gelegt werden und die schuldlos Angeklagten sind nun auch vor der großen Oeffentlichkeit von einem hundert Jahre an ihnen haftenden, furchtbaren Makel gereinigt.

Können wir dieses Ergebniß fleißiger Forschung vom Standpunkt der Szekler aus nur begrüßen, so müssen wir andrerseits doch bezweifeln, ob für die übrigen, in dieser Angelegenheit genannten österreichischen Behörden und Truppen das nach dieser Richtung vielleicht unbeabsichtigte Resultat gleich erfreulich sein werde! Geht doch aus den neuen Untersuchungen unwiderleglich die Thatsache hervor, daß sicherlich kein Mord, wohl aber eine andere Gewaltthat: Raub der Gesandtschaftsarchive, von hohen österreichischen Offizieren zum mindesten geplant und eingeleitet war. Es ist die Vorgeschichte des Ereignisses, welche heute das Interesse mehr in Anspruch nimmt, als das Ereigniß selbst.

Während der Versammlung des österreichischen Heeres in Schwaben waren zur Kenntniß des Oberkommandos immer gewichtigere Anzeichen gelangt, daß die am württembergischen Hof befindlichen Gesandten von Holland und Dänemark unter dem Schutz neutraler Unverletzlichkeit für Frankreich Spionage trieben und das Ergebniß ihrer Thätigkeit durch Vermittlung der französischen Gesandten in Rastatt beförderten. Diesem gefährlichen Treiben mußte entgegengetreten werden, und da es immerhin mißlich war, ohne vollgültigen Beweis die Entfernung der verdächtigen Personen zu verlangen oder gar gewaltsam durchzusetzen, so entschloß man sich zu dem Versuch, aus ihrer Korrespondenz vorher die Beweise zu erlangen. Aber alle Versuche schlugen fehl, und so reifte denn der Plan heran, sich der Papiere der französischen Gesandten zu bemächtigen. Damit aber versetzten sich die österreichischen Behörden aus einem Zustand der Nothwehr, welcher ein energisches, offenes Vorgehen gegen die verdächtigen Neutralen gerechtfertigt hätte, in nicht zu entschuldigendes Unrecht. Freilich war man von einem zwar gewaltthätigen, aber ehrlichen Verfahren vielleicht niemals entfernter als gerade zu jener Zeit.

Interessant ist die Stufenleiter der Anschauungen, wie in der Spionageangelegenheit zu verfahren sei. Der den thatsächlichen Vorkommnissen und Schädigungen ferner, den zu gewärtigenden diplomatischen Beschwerden dafür um so näher stehende Wiener Hof wies von Anfang an Maßnahmen von der Hand, deren „Erfolg mit dem Aufsehen und anderen Inkonvenienzien in keinem Verhältniß stehe". Der Oberbefehlshaber ließ den ausgewiesenen Gesandten zwar „gesicherte Rückfahrt nach Frankreich verbürgen, jedoch darauf allen Bedacht nehmen, sich der Korrespondenzpackete habhaft zu machen". In weiterer Ausdehnung dieses Begriffs regte hinter seinem Rücken sein Generalstabschef schon „die Wegnahme der Gesandtschaftarchive" an und fand so volles Verständniß bei den nächsten Kommandobehörden, daß drei Generale sogar eine Gewaltanwendung gegen die etwaige badische, d. h. den Oesterreichern befreundete Eskorte in Aussicht nahmen und ein anderer Generalstabsoffizier „seinen leidenschaftlichen Abneigungen gegen die Franzosen" in einer kleinen Prügelordre verschärften Ausdruck verlieh. Hinterher gedachten die Attentäter, sich auf ein „Mißverständniß" hinauszureden, was Einigen mit recht bemerkenswerthem Erfolg auch gelang.

Hienach steht fest, daß ein völkerrechtswidriger Anschlag gegen die französische Gesandtschaft seitens hoher österreichischer Offiziere vorbereitet worden ist. Was hat dagegen das Villinger Verhör festgestellt? Nach dem „Protokoll" einzig und allein die Thatsache, daß die Eskadron weder den Befehl zur Ermordung der Gesandten erhalten, noch auch der That selbst sich schuldig gemacht hat. Das Verfahren erstreckte sich eben nur auf die ausführenden, nicht auf die anstiftenden und anleitenden Personen; es ging den „Anstalten" nicht nach, welche zur gewaltsamen Erwerbung des Gesandtschaftsarchivs getroffen waren, obwohl das Vergehen gegen das Völkerrecht selbst dann bestehen blieb, wenn den thatsächlichen Ueberfall und Mord infolge merkwürdigen Zufalls fremde Personen begangen hatten. Als auffallend müssen wir ferner bezeichnen, daß nicht das höchst verdächtige, von Hauptmann Criste auch verdächtigte Emigrantenregiment 13. Dragoner in den Bereich alsbaldiger Untersuchung gezogen wurde, und etwas argwöhnische Leute könnten sich auch an der Weisung des Oberbefehlshabers an die Untersuchungskommission stoßen, „vor allem den Hauptaugenmerk dahin zu richten, womit die Sache die Wendung erhalte, als hätten Zufälle und Versehen hiebei einen Hauptantheil".

Wenn Hauptmann Criste dies alles gebührend beachtet hätte, dann wäre er wohl kaum zu der Ansicht gekommen, daß nur „bureaukratische Indifferenz" das Villinger Protokoll so lange begraben ließ; jedenfalls aber würde er unterlassen haben, die badischen Behörden wegen seinerzeitiger Untersuchungsversäumnisse, bayerische und preußische Diplomaten

[1] Criste: Beiträge zur Geschichte des Rastatter Gesandten-Mordes. II. Band der Mittheilungen des k. u. k. Kriegsarchivs. Wien. Seidel, 1899. 440 Seiten mit 3 Tafeln. 9 Mark.

wegen Verbreitung von Tendenz-Lügen, deutsche Gelehrte wegen kritikloser Arbeit anzugreifen, vielleicht auch „gewisse auswärtige Archive" allzu selbstbewußt herauszufordern. Und damit kommen wir zu einer recht erheblichen Aussetzung an seiner Arbeit: Trotz aller Anerkennung des aufgewendeten Fleißes, Spür- und Scharfsinns haben wir uns mit seiner Darstellungsweise doch nicht befreunden können. Zu oft vermissen wir die vornehme Haltung, durch welche die Veröffentlichungen des k. und k. Kriegsarchivs sich sonst auszuzeichnen pflegen, und wir bedauern, daß die als Herausgeberin mitverantwortliche Archivdirektion jeden Einflusses auf die äußere Form der Arbeit und den darin angeschlagenen Ton sich anscheinend enthalten hat. -r.

Von bösem und gutem Wetter.

„Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen", so belehrt uns Excellenz von Goethe. Und er konnte diesen Satz als einer der Wenigen, vom Schicksal ganz besonders begünstigten Lieblinge des Glücks aus eigener Erfahrung innerhalb eines langen Erdenlebens schöpfen. Daß übrigens auch für ihn trotz alledem die Reihen von schönen Tagen nicht zu lang oder zu zahlreich waren, bekennt er in den Gesprächen mit Eckermann. Gerade so liegt für uns die Sache, wenn wir die schönen Tage im eigentlichen und engeren Sinn auf Witterungsverhältnisse beziehen. Besonders in jüngst vergangener Zeit wurde die Geduld im Ertragen von Reihenfolgen schöner Tage herzlich wenig in Anspruch genommen. Da mag ein Rückblick auf die letztverflossenen zwei Jahrzehnte zum „Trost in Thränen" dienen. Es wird sich zeigen, daß wir weit seltener in die Lage versetzt werden, Goethe's Spruch zu erproben, als Geduld zum Ueberwinden von Tagfolgen bösen Wetters zu üben.

Die Unannehmlichkeit schlimmen Wetters wird verschärft empfunden, wenn die Reihenfolgen von Niederschlagstagen längere Zeit hindurch gar nie von einzelnen niederschlagsfreien Tagen unterbrochen werden. Sucht man alle unterbrochenen Folgen von fünf und mehr Tagen mit Niederschlägen auf, so ergibt sich als Anzahl dieser Gruppen für Nürnberg während des Zeitraums 1879—1899: 326. Erhebt man in gleicher Weise Reihenfolgen niederschlagsfreier Tage, so ist deren Zahl nur 164, fast genau die Hälfte der vorigen Anzahl. Auf eine Folge schöner Tage kommen zwei Folgen schlimmer Tage! Zählt man insbesondere Folgen von 15—21 Tagen bösen Wetters, so finden sich 29 Fälle, für gutes Wetter gleicher Dauer nur neun, somit weniger als ein Drittel. Auf eine 14tägige bis dreiwöchentliche Reihe schöner Tage treffen über drei Reihen von ebensoviel Tagen mit Niederschlägen! Das schlimme Wetter zeigt viel größere Neigung zur Beständigkeit als Schönwetter. Eine Folge von 21 Tagen täglicher Niederschläge ergibt sich in neun Fällen, nämlich 22, 23, 24, 28 und 30 Tage je einmal, 27 und 31 Tage je zweimal. Niederschlagsfreie Folgen von mehr als 21 Tagen gibt es nur drei, nämlich zweimal je 24 und einmal 26 Tage. Das böse Wetter hielt in sechs Fällen noch länger an, als die längste Dauer, welche das gute Wetter je zu erreichen vermochte. Das 26tägige Trockenwetter herrschte vom 22. März bis 16. April 1893, die beiden 31tägigen Folgen von Niederschlägen dauerten vom 4. Dezember 1886 bis 3. Januar 1887 und vom 31. August bis 30. September 1896, die 30tägige vom 19. Oktober bis 17. November 1889, die 28tägige vom 7. Juli bis 3. August 1888, endlich die zwei 27tägigen vom 5. bis 31. Dezember 1888 und vom 25. März bis 20. April 1896. Der Zeitraum 1879 bis 1887 war von derartig langen Reihenfolgen frei.

In die Monate Oktober, November und Dezember fallen die meisten der 326 Folgen nasser Tage mit je 35, 33 und 30 Fällen, die wenigsten in April, Februar und Mai mit je 20, 22 und 23 Fällen. Beim Monat Februar wirkt hier die geringere Anzahl seiner Tage mit. April ist ja auch durch den starken Wechsel von nassen und trockenen Tagen als launischer Geselle im Verruf, während der Mai denn doch nicht zu dem Ruf des Wonnemonats hätte gelangen können, wenn er bei längeren Folgen nasser Tage meistbetheiligt wäre.

Die meisten von den 164 Folgen trockener Tage erscheinen im Monat August mit 19, dann im Januar mit 18, im März und September mit je 17 Fällen; die geringsten Zahlen treffen auf Februar mit 10, Juni mit 11, Oktober und November mit je 12 der Fälle. Bei Februar kommt die geringere Tagzahl wieder mit in Betracht, August und September besitzen den wohlbefestigten Ruf verlässiger Monate.

Die Gesammtzahl aller einzelnen Tage der erhobenen nassen Tagfolgen war am größten 1894 mit 210, dann folgt 1888 mit 175, am kleinsten war 1899 mit 51, 1898 mit 86. Wir sind in den letzten Jahren offenbar etwas verwöhnt worden und werden uns in den kommenden Jahren wieder auf schlimmere Zustände gefaßt machen müssen. Die Tagfolgen mit Trockenwetter zählten am meisten Einzeltage insgesammt 1899 mit 140, 1884 mit 101, 1883 mit 96, 1898 mit 91, die geringsten Zahlen in dieser Hinsicht ergeben sich für 1891 mit 42, 1886 mit 41, 1896 mit 40 Tagen. Letzteres ist uns Nürnbergern als das schlimmste Jahr in übler Erinnerung; der damaligen bayerischen Landesausstellung bekamen diese Verhältnisse recht schlecht. Die beiden letzten Jahre 1898 und 1899 zeichnen sich auch hier günstig aus.

Bildet man die Summen der Zahlen aller Einzeltage aus den Folgen trockener und nasser Tage, so erhält man Kennzeichen für die Beständigkeit des Wetters im guten wie im schlimmen Sinne, also für Wetterbeständigkeit überhaupt. Nach Jahren geordnet folgen sich 1894 mit 268, 1892 mit 244 Tagen als Höchstzahlen, 1891 mit 167, 1879 mit 164 Tagen als den kleinsten Werthen. Letzteres Jahr wäre demnach das launenhafteste, 1894 das wenigst wechselnde der letzten zwei Jahrzehnte gewesen. Die Zahlen von Folgen an Tagen mit Niederschlägen und von niederschlagsfreien Tagen, geordnet nach Monaten, ergeben 47 Fälle für Oktober als Höchstzahl, 32 für Februar und 34 für April als Mindestzahlen. Damit wäre April als der wetterwendischste Monat neben Februar (bei diesem jedoch wirkt seine geringere Tagzahl einschränkend), Oktober als der wetterbeständigste für gutes wie böses Wetter gekennzeichnet, Ergebnisse, welche der allgemeinen Anschauung wohl entsprechen.

Dehnt man die Untersuchung noch auf solche Folgen guter und böser Wettertage aus, welche nur ab und zu durch einen und den anderen Tag entgegengesetzter Art unterbrochen werden, so finden sich als längste Folgen trockener Tage: 57 unter 71 Tagen vom 1. August bis 10. Oktober 1898, 44 unter 46 Tagen vom 22. März bis 6. Mai 1893, 42 unter 54 Tagen vom 8. Juli bis 30. August 1899, 33 unter 39 Tagen vom 14. Januar bis 21. Februar 1898, 32 unter 37 Tagen vom 22. Oktober bis 27. November 1897, 31 unter 40 Tagen vom 14. November bis 23. Dezember 1899 und 30 unter 35 Tagen vom 3. Oktober bis 6. November 1899. Mit Ausnahme des einen Falles im Jahre 1893 traten alle übrigen Fälle in den letzten drei Jahren ein, es treffen alle Fälle die letzten sieben Jahre der beiden Jahrzehnte. Auch hieraus ist wieder zu ersehen, daß wir in den letzten Jahren durch längere Dauer schönen Wetters oft begünstigt waren.

Die entsprechenden Fälle für nur vereinzelt unterbrochene Folgen an Niederschlagstagen sind: 80 unter 94 Tagen vom 29. September bis 31. Dezember 1887, 79 unter 86 Tagen vom 1. August bis 25. Oktober 1896 (die Garantiefondszeichner der bayerischen Landesausstellung 1896 spürten die Folgen dieser ungemüthlichen Reihenfolge), 74 unter 89 Tagen vom 27. Juni bis 24. September 1897, 67 unter 80 Tagen vom 20. August bis 7. November 1893, 63 unter 71 Tagen vom 8. September bis 17. November 1889, 61 unter 66 Tagen vom 20. Oktober bis 3. Januar 1886, 58 unter 68 Tagen vom 27. Dezember bis 4. März 1895 und 57 unter 63 Tagen vom 22. September bis 23. November 1895. Die acht Fälle von Höchstzahlen letzterer Art umfassen 57 bis 80 oder 63 bis 94 Tage, die sieben Fälle ersterer nur 30 bis 57 oder 35 bis 71 Tage. Auch hier zeigt sich wieder recht deutlich, daß böses Wetter viel größere Ausdauer zu besitzen pflegt als gutes. Unter den sieben Fällen trockener Herkunft findet sich als Pause: 6. Mai bis 8. Juli; unter den acht Fällen nasser Abstammung: 4. März bis 27. Juni; in den 15 Fällen größter Beständigkeit also die Pause: 6. Mai

bis 27. Juni. Ueber Mai und Juni erstrecken sich hienach längstandauernde Folgen von Tagen trockener und nasser Beschaffenheit verhältnißmäßig viel seltener als auf die übrigen Monate.

Auch abgesehen von längerer Dauer bösen oder guten Wetters liegen die Verhältnisse hinsichtlich der Gesammtzahl aller einzelnen Tage mit oder ohne Niederschlag für Schönwetter noch ungünstig genug. Im Laufe der Jahre 1879 bis 1899 war die Mittelzahl für die Anzahlen der niederschlagsfreien Tage eines Jahres 148, für jene mit Niederschlägen demnach 217, d. i. ziemlich annähernd das Verhältniß 2 : 3; auf zwei niederschlagsfreie Tage kommen drei Tage mit Niederschlägen, oder die Zahl der nassen Tage ist um die Hälfte größer als jene der trockenen. Die kleinste Mittelzahl für niederschlagsfreie Tage im Laufe der Monate weist Oktober mit zehn Tagen, die größte Januar und März mit 14 Tagen auf.

Unter den einzelnen Jahren besitzt die größte Zahl niederschlagsfreier Tage 1899 mit 220, dann folgt 1898 mit 186, 1884 mit 176, 1885 mit 174, 1883 mit 170; die kleinsten Zahlen finden sich bei 1889 mit 114, 1886 mit 116, 1894 mit 120, 1888 und 1896 mit 125. Es folgte somit die Jahresgruppe 1883 bis 1885 mit größten Zahlen die Gruppe 1886 bis 1888 mit ungewöhnlich niedrigen Anzahlen, dann der Gruppe 1894 bis 1896 mit sehr kleinen Zahlen jene der letzten zwei Jahre mit den bis jetzt überhaupt größten Zahlen. Hoffen wir, daß 1900, welcher sich so ungünstig anließ, hinsichtlich der Folgen niederschlagsreicher Tage sich doch in seinem weiteren Verlauf der Reihe 1898 und 1899 als drittes im Bunde würdig angliedere.

Nürnberg. Professor K. Rudel.

Mittheilungen und Nachrichten.

vl. Giotto von Henry Thode. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. — Thode hat seinen „Knackfuß-Monographien" über Mantegna und Correggio nun auch eine über seinen Liebling unter den alten Meistern folgen lassen, über Giotto. Er sucht in ihr aufs neue den Beweis für die Anschauung zu liefern, daß der Beginn der Renaissance 100 Jahre über Masaccio und Donatello zurückzudatiren sei. Für ihn ist Giotto der Bahnbrecher, der nicht nur im allgemeinen die Kunst der Malerei neu geschaffen hat, sondern der im besonderen die Anregungen gab, die dann im 15. und im beginnenden 16. Jahrhundert von den Künstlern der Renaissance aufgegriffen wurden und die die Blüthe der sogenannten klassischen Kunst ermöglicht haben. Für ihn befindet sich Giotto in derselben Entwicklungsreihe wie Leonardo da Vinci, nur daß der Eine am Anfang, der Andere am Ende steht. Begründen läßt sich alles, und einem so gewandten Dialektiker wie Thode fällt es auch gar nicht schwer, seine Auffassung in plausibler Form vorzutragen. Es scheint mir aber, daß diese seine Hypothese zu wenig damit rechnet, daß inmitten der Entwicklung ein und desselben Organismus plötzlich der Moment einzutreten pflegt, der den Prozeß in zwei durchaus gesonderte Abtheilungen gliedert. Wer will zwar den Moment bestimmen, wo sich von der neutralen unbestimmten Knabenseele heraus die klare Individualität des Mannes gelöst hat? Aber wer will auch leugnen, daß der 12jährige Cäsar sich durchaus unterscheidet vom 40jährigen und daß die Eichel etwas anderes ist als die Eiche. Auch sonst mag man noch mitunter in Thode's Monographie die Freude am Errichten kühner, aber wenig sicherer Konstruktionen finden, besonders wenn der Verfasser sich bestrebt, das Werk seines Lieblings möglichst umfangreich zu gestalten. Aber wir werden dann an vielen Stellen entschädigt durch Thode's scharfe Schilderung des Vorhandenen. Was immer er auch aus seinen Beobachtungen mache, so muß man auch bei der Giotto-Monographie sich freuen über die Menge richtiger Beobachtungen und neuer, werthvoller Worte und Wortverbindungen. Ein Beispiel genüge: „Das byzantinische Formenschema war wie eine, nur einen einzigen Ausdruck, nämlich den erhabener Feierlichkeiten, veranschaulichende Maske; Giotto's Sehnen nahm sie von dem Antlitz der Natur hinweg, in deren unendlich wechselndem Ausdruck er die Offenbarung seines eigenen Wesens erkannte."

△ Das Meer als Quelle der Völkergröße. Eine politisch-geographische Skizze von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Verlag von R. Oldenbourg in München und Leipzig. — Unter den Publikationen, die durch die Flottenfrage veranlaßt werden, nimmt Ratzels Schrift eine gesonderte höhere Stelle ein. Hätte der Verfasser nicht selbst in der Vorrede den Zusammenhang mit der Flottenfrage leise angedeutet, man würde das Büchlein mit demselben Interesse lesen, ohne Tendenz darin zu finden. Der Inhalt entstammt zumeist der „politischen Geographie" des Verfassers; aber gerade die gedrängte Darstellung und pointirte Kürze wirkt doppelt anregend. Außerhalb des Erdentreibens stehend, glaubt der Leser mit dem Verfasser Länder und Meere der Erde und die Geschichte ihrer Völker kurz vorüberfliegen zu sehen. Zur lebendigen Bekräftigung von Ratzels Sätzen und an lehrreichen Beispielen aus allen Ländern und Zeiten schöpft er einen klaren Ueberblick über des eigenen Vaterlandes politische Lage, über das, was ihm fehlt, und was es doch braucht im Wettstreit der Völker.

T. Eine neue Sternwarte in Madagascar. Bei der Hauptstadt der großen ostafrikanischen Insel, Tananarivo, wurde schon 1889 von Colin eine Sternwarte errichtet, die aber während des französischen Feldzugs von 1895 geplündert und zum größten Theil zerstört wurde. Nach Beendigung der französischen Eroberung ging Colin sofort daran, das Observatorium wieder für seine astronomischen, geodätischen, meteorologischen und magnetischen Arbeiten herzustellen. Das Meridian-Fernrohr, mittelst dessen zum erstenmal die genaue geographische Lage des Ortes bestimmt worden war, und ein anderes Fernrohr sind bereits wieder aufgestellt. Große Beschädigungen hatte durch die Plünderungen 1895 der Meridiankreis erlitten, dessen Objektiv- und Okular-Linse nach Frankreich zur Reparatur gesandt werden mußte. Die große Uhr zur Angabe der Sternzeit hatten Plünderer zwei Kilometer weit fortgeschleppt, und sie wurde in sehr schlechtem Zustand wieder aufgefunden. Die Kuppel der Sternwarte wurde ganz neu erbaut und in einzelnen Theilen von Paris nach Madagascar transportirt. Wie die Eingeborenen in dem wissenschaftlichen Institut gehaust hatten, geht daraus hervor, daß sie die schwere gußeiserne Platte, die den Fuß des großen Aequatorial-Fernrohres trug, ausgehoben und mitgenommen hatten, ebenso noch andere schwere Eisen- und Messingtheile, die nun von Colin nachmodellirt und unter seiner Aufsicht von madagassischen Arbeitern gegossen wurden. Sie fielen natürlich ziemlich unvollkommen aus, haben aber ihren Zweck im wesentlichen doch erfüllt. Die französische Verwaltung der Kolonie hat Colin einen Zuschuß von 10,000 Francs für die Wiederaufnahme seiner Arbeiten bewilligt, jedoch reicht diese Summe zur Herstellung des ganzen Apparates im bisherigen Umfang nicht hin.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 15. März. Physikalisch-mathematische Klasse. 1. Hr. Möbius las über die Grundlagen der ästhetischen Beurtheilung der Säugethiere. Er setzte auseinander, daß die Form und verhältnißmäßige Größe der Körpertheile, die Art der Fortbewegung, die Länge, Dichte und Farbe der Haare, sowie die aus der Haltung und Bewegung des Körpers erschlossene Kraft, Leistungsfähigkeit und psychische Stimmung die Grundlagen für die ästhetische Beurtheilung der Säugethiere aller systematischen Abtheilungen liefern. 2. Hr. Fuchs legte eine Mittheilung des Hrn. Prof. M. Krause in Dresden vor über eine Klasse von Differentialgleichungen zweiter Ordnung, welche durch elliptische Funktionen integrirbar sind. 3. Hr. van't Hoff überreichte eine Abhandlung des Professors an der forstwissenschaftlichen Akademie in Tharant, Hrn. Heinrich Vater: „Einige Versuche über die Bildung des maritimen Anhydrits". — Philosophisch-historische Klasse. Hr. Schrader legt den zweiten Theil seiner Abhandlung „über die hemerologische Tafel IV Rawl. 32, 33 vor (vergl. Sitzungsbericht XXVIII, 8. Juni 1899, S. 529). Unter Bezugnahme auf die Ausführungen P. Jensens in Zeitschrift für Assyriologie Bd. IV (1889) S. 274 ff. wird die Uebereinstimmung des wesentlichen Sinnes der erörterten Doppelbezeichnung des je siebenten Monats-, bezw. Wochentages mit demjenigen der Glosse II. Rawl. 32, 16 a. b:

ûm nuh libbi = šabattum dargethan. Die Institution des siebenten Tages als des šabattum wird auf ihren Ursprung untersucht.

w. Am 20. März wurden in Rom vor einer zahlreichen geladenen Versammlung die für die Pariser Weltausstellung und die Neapeler hygienische Ausstellung bestimmten Tafeln der Gesundheitsverhältnisse der Stadt Rom ausgestellt. Es sind acht große Zeichnungen, nach den Anordnungen der Aerzte der römischen Stadtverwaltung von Benigni entworfen. Drei Tafeln haben zum Gegenstand die Ursachen der Sterblichkeit, und zwar die erste die Diphtheritis, Typhus und Pocken, die zweite die Malaria und die dritte die Tuberkulose. Daraus ergibt sich, daß nach 1871, wo die Aufzeichnungen beginnen, in den ersten beiden Gruppen eine sehr bemerkliche Abnahme der Todesfälle eingetreten ist, während es nicht gelungen ist, die Opfer der Tuberkulose zu vermindern. Das vierte Bild gibt die Prozentzahl der Todesfälle von 1702 bis 1899, die fünfte die Sterblichkeit in Rücksicht auf Witterungsverhältnisse und auf die verschiedenen Volksklassen, die sechste die Sterblichkeit der Kinder bis ins fünfte Jahr, die siebente den Plan von der Anstalt Mattatoio und die letzte eine Uebersicht über die Hauptnahrungsmittel im Jahre 1899. Aus den verschiedenen, sehr bemerkenswerthen Ergebnissen dieser Zusammenstellungen möge noch erwähnt werden, daß in den letzten Jahren sich die Sterblichkeit verringert, während die Geburten sich vermehrten, und daß sich sehr starke Schwankungen im Verkauf von Fleisch herausstellen, welche ihre Ursache in sozialen Verhältnissen haben. Die Tafeln zeigen zur Genüge, daß Rom eine vorzügliche Gesundheitsverwaltung besitzt, welche ihre Aufgaben mit großem Eifer zu erfüllen bestrebt ist.

-nn- **Karlsruhe.** Dem an das Ministerium des Innern erstatteten Jahresbericht des großherzoglich badischen Generallandesarchivs für 1899 entnehmen wir folgende Angaben: Für 10 Städte und 87 Landgemeinden wurden Entwürfe zu neuen Siegeln, bezw. Wappen gefertigt. Aus 17 Urkundenabtheilungen sind ca. 3500 Siegel badischer Orte aufgezeichnet worden. Die Bearbeitung der Archivinventare ist in vollem Gang: Ein großer Theil des ersten Bandes ist bereits gedruckt, der Rest desselben wird innerhalb der nächsten Monate fertiggestellt sein. Ueber die Benutzung des Archivs ist zu berichten, daß dieselbe zu geschäftlichen Zwecken durch 29 Staats-, Hof-, Militär-, Kirchen- und Gemeindebehörden, sowie durch 16 Privatpersonen in 105 Fällen, zu wissenschaftlichen Zwecken durch 176 Personen in 327 Fällen stattfand. Insgesammt betrug die Zahl der Benutzer 221, der Benutzungen 432. Die Benutzung erfolgte durch Beantwortung schriftlicher Anfragen in 136, durch Versendung von Archivalien in 157 und durch Vorlage von Archivalien im Benutzerzimmer seitens 78 Benutzer in 139 Fällen. Diese 78 Benutzer arbeiteten insgesammt 641 Tage. — Interessant ist die Vergleichung dieser Zahlen mit den Angaben über die Benutzung der preußischen Staatsarchive im Jahre 1899, die unlängst im „Reichs-Anzeiger" veröffentlicht wurden. In den 16 Staatsarchiven haben 893 amtliche, 2485 außeramtliche, insgesammt 3378 Benutzungen stattgefunden. Die außeramtlichen Benutzer nahmen in 874 Fällen persönlich an Ort und Stelle Einsicht von den Archivalien, 1611 Fälle wurden auf schriftlichem Weg erledigt. Im ganzen benutzten die Archive 2047 Privatpersonen, die Gesammtzahl der Arbeitstage aller persönlichen Benutzer betrug 11,906.

* **Aus Oesterreich.** Der akademische Maler Rudolf Ritter v. Ottenfeld ist zum Professor an der Kunstakademie in Prag ernannt worden. — Der Privatdozent Dr. Maryan Smoluchowski Ritter v. Smolau wurde zum außerordentlichen Professor der theoretischen Physik an der Universität in Lemberg ernannt. — Am 21. d. M. ist in Prag Professor Heinrich Gollner, Dekan der Fachschule für Maschinen-Ingenieurwesen an der dortigen technischen Hochschule im Alter von 58 Jahren gestorben. — In Wien ist am 22. d. M. der bekannte Chemiker, ehemaliger Professor für chemische Technologie an der technischen Hochschule, Dr. Joseph Pohl im Alter von 76 Jahren und am 20. d. M. der Kustos an der Gemäldegalerie des Wiener Hofmuseums, Privatdozent an der Universität und Dozent an der Akademie der Künste in Wien Dr. Hermann Dollmayr im Alter von 35 Jahren gestorben.

* **Basel.** Der Privatdozent für Geologie und Mineralogie an der hiesigen Universität Dr. A. Osann ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Belgrad.** Der kürzlich verstorbene Archimandrit Dučić hat sein ganzes, ziemlich beträchtliches Vermögen der serbischen Akademie der Wissenschaften und seine reichhaltige, alte Manuskripte und Werke enthaltende Bibliothek dem Belgrader Priesterseminar vermacht.

* **Kopenhagen.** Am 18. d. M. ist hier der Dozent der Botanik und Inspektor des hiesigen Botanischen Museums, Dr. Hjalmar Kiärskon, im Alter von 64 Jahren plötzlich gestorben. Seit dem Jahre 1861 war er im Botanischen Garten als Lehrer thätig und hat viel zur Hebung des dänischen Gartenbaues beigetragen. In der wissenschaftlichen Welt machte er sich durch seine Studien über die Myrtaceen, sowie über mehrere Gemüsearten und andere Kulturpflanzen bekannt. Eine lange Reihe von Jahren war er Redakteur der „Botanisk Tidsskrift".

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

H. Grauert: Aus Dante's Seelenleben. (Sonderabdruck aus dem Historischen Jahrbuch, Band XX [Jahrgang 1899], 4. Heft.) München, Joh. Gg. Weiß (Joseph Olbrich) 1899. — G. Suschnig: Albert Stigers Wetterschießen in Steiermark. Graz, Hans Wagner 1900. — Gust. Freiberger: Handbuch der österreichischen direkten Steuern in systematischer Darstellung. II. Auflage. Wien, Manz'sche k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung 1899. — A. Wernicke: Weltwirthschaft und Nationalerziehung. (Sonderabdruck aus den Neuen Jahrbüchern für Pädagogik.) 3. Jahrgang. Leipzig, B. G. Teubner 1900. — L. N. Tolstoj: Meine ersten Erinnerungen. Aus dem Russischen von L. A. Hauff; v. Schlicht: Das Manöverpferd, und andere Militär-Humoresken. (Kollektion Otto Janke.) Berlin, Otto Janke. — Dr. R. Steiner: Welt- und Lebensanschauungen im neunzehnten Jahrhundert; Dr. E. Loewenthal: Die religiöse Bewegung im 19. Jahrhundert; S. Lublinski: Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. III. u. IV. Bd.; Dr. H. Rösemeier: Die Arbeiter im 19. Jahrhundert. (Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf hundert Jahre geistiger Entwicklung. Band 14—18.) Berlin, Siegfried Cronbach 1900. — Auf Deutschlands hohen Schulen. Eine illustrirte und kulturgeschichtliche Darstellung deutschen Hochschul- und Studentenwesens. Hggb. von Dr. R. Fick. Berlin, Leipzig, Hans Ludwig Thilo 1900. — R. Clairbrook: Die Kunst, die englische Sprache durch Selbstunterricht sich anzueignen. 6. Aufl. (Bibliothek der Sprachenkunde.) Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. — Werner v. Heidenstam: Klassizität und Germanismus. Einige Worte über den Weltkampf. Aus dem Schwedischen von E. Stine. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Montag, 26. März. **Nummer 70.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle** in München.

Uebersicht.

Paul Heyse als Uebersetzer.

Von Franz Muncker.

I.

Unter den vielen Gaben von künstlerischem Werth, mit denen Heyse während eines halben Jahrhunderts das deutsche Volk beschenkt hat, sind seine Uebertragungen ausländischer Literaturwerke nicht die geringsten. War er doch durch seinen ganzen Lebens- und Bildungsgang förmlich zum dichterischen Uebersetzer berufen! Die Sprachen und Literaturen der romanischen Völker hatte er sich während der Universitätsjahre zu seinem besonderen Studium erwählt, gleichzeitig sich aber mit begeistertem Eifer in die Werke des größten englischen Dramatikers, Shakespeare's, vertieft. Und kaum lag die Studentenzeit, durch die Doktorprüfung regelrecht abgeschlossen, hinter ihm, so durfte er ein volles Jahr lang Italien durchziehen, vor allem bestrebt, verborgene Schätze der mittelalterlichen romanischen Dichtung in alten Handschriften auf den Bibliotheken zu entdecken. Zugleich aber lauschte er mit offenem Ohr und munterem Sinn den Gesängen, die im Mund des italienischen Volkes damals noch lebten, und las aufmerksam, mit reger Theilnahme, was von der Poesie der jüngsten Jahrzehnte seine literarische Bedeutung noch keineswegs eingebüßt hatte, und was an neuen schätzbaren Versuchen die Gegenwart Tag für Tag brachte. Von dem Studium der älteren romanischen Sprachen und Literaturen sagte sich Heyse bald danach endgültig los, als er sich durch eine ungeahnt glückliche Wendung seines Geschicks von der Hingabe an eine philologische Fachwissenschaft befreit sah; dem italienischen Volksgesang und der neueren italienischen Dichtung lieh er aber noch oft ein freundliches Ohr, wenn neue Reisen, die sich meistens wieder auf Monate ausdehnten, ihn in das geliebte südliche Land zurückführten. Und das künstlerisch zu verdeutschen, was er hier hörte, oder was er in der Heimath von fremden Dichtungen las, lockte ihn das Beispiel so mancher älteren Meister aus dem Zeitalter der Romantik, mit dem doch auch er durch die Anfänge seiner literarischen Entwicklung noch eng zusammenhing, und befähigte ihn mehr als viele seiner Nebenbuhler die strenge formale Schulung, die er sich besonders im Verkehr mit Geibel angeeignet hatte und im Wetteifer mit anderen Genossen des Münchener Dichterkreises sich als ein unverlierbares Gut bewahrte. Im Bunde mit Geibel trat er auch zuerst 1852 als poetischer Uebersetzer aus dem Spanischen und Provençalischen vor die Oeffentlichkeit; andere Uebertragungen aus dem Spanischen, Englischen und besonders aus dem Italienischen reihten sich bald daran. Und wo er selbst für die Wiedergabe fremder Werke nicht thätig sein konnte, da regte er Andere zu ähnlichen Versuchen an. So begründete und leitete er seit 1872 zusammen mit seinem Freund Hermann Kurz den „Novellenschatz des Auslandes", eine reiche Sammlung mustergültiger Erzählungen aus den verschiedensten fremden Literaturen, deren glückliche Verdeutschung durch seine Freunde und Schüler mannichfachen Gewinn auch für unser einheimisches Schriftthum bedeutete. In gleicher Weise gab er 1877—1878 mehrere Bände italienischer Novellen des 19. Jahrhunderts in Uebertragungen von jüngeren literarischen Genossen heraus.

Nicht alle Uebersetzungen Heyse's stehen künstlerisch auf gleicher Stufe. Eine von ihnen z. B., die von Caveda's „Geschichte der Baukunst in Spanien" (1858), hat er selbst als „eine reine Brotarbeit" — vielleicht allzu verächtlich — beurtheilt. In einem anderen Falle wieder, bei der Herausgabe der Ariost-Uebersetzung von Hermann Kurz (1880—1881), nahm er nur mehrfach leichte Veränderungen des Ausdrucks an der Arbeit seines verstorbenen Freundes vor und sah sich, um die Einbürgerung des mit reichem Bilderschmuck ausgestatteten Buches in die Familien nicht zu hindern, gezwungen, zahlreiche sinnlich übermüthige Stellen des italienischen Dichters zu mildern oder auch ganz zu streichen. Aber auch wo er ohne solche äußerlichen Rücksichten bloß künstlerischen Zielen nachjagte, erwies sich sein eigenes Können nicht immer gleich stark: zuerst wollte Manches dem Jüngling, dem Anfänger, noch nicht recht gelingen; doch auch der gereifte Künstler konnte unmöglich ausnahmslos jeder Aufgabe gegenüber die Kraft finden, die alle Schwierigkeiten gleichsam spielend überwindet. Nirgends aber verfuhr Heyse bei der Verdeutschung eines fremden Werkes leichtfertig. Konnte ihm auch eine solche Arbeit im Vergleich zu seinen eigenen dichterischen Schöpfungen nur als Nebenarbeit gelten, niemals doch machte er sie sich gewissenlos leicht; durchaus betrachtete er es als strenge Pflicht, auch seine Uebersetzungsversuche nur dann zu veröffentlichen, wenn er überzeugt sein durfte, daß literarisch mit ihnen etwas geleistet sei. Hatte schon ein Anderer ein ausländisches Werk mit Fleiß und Glück übertragen, so daß an seiner Arbeit etwa nur noch einige geringfügige Mängel zu verbessern waren, so wollte er die Aufgabe nicht noch einmal übernehmen. Er mußte vielmehr unzweifelhaft erkennen, daß die früheren Verdeutschungen einer fremden Dichtung künstlerisch ungenügend seien, bevor er selbst die Arbeit angriff, in der ernsten Absicht, die Sache besser zu machen. Und diese Absicht hat er stets erreicht. Auch da, wo ihm vielleicht das Höchste nicht gelungen ist, überragen seine Uebersetzungen doch die Versuche aller ihm bekannten Vorgänger um ein Beträchtliches.

Sogleich das „Spanische Liederbuch" von 1852 gibt davon schöne Proben, obwohl es sonst in mancher Be-

ziehung noch den Anfänger in der schweren Kunst der dichterischen Uebertragung verräth. In Vers und Reim bekundet jedoch dieser Anfänger schon eine auffallende Gewandtheit, wenn er auch in den meisten Fällen, wo er provençalische Lieder verdeutscht, darauf verzichten muß, gleich den mittelalterlichen Sängern dieselben Reime durch alle Strophen durchzuführen. Am unmittelbarsten sprechen unser poetisches Empfinden die provençalischen Gesänge an, in deren Wiedergabe Heyse mit Friedrich Diez wetteifert, darunter besonders einige Gedichte von Richard Löwenherz, Bertran von Born und Guiraut von Borneil. Diez hatte seinem Nachfolger hier überall vortrefflich vorgearbeitet; ja mehrere von ihm gefundene Wendungen schienen dem jungen Uebersetzer so unverbesserlich, daß er sie unverändert in seinen Versuch herübernahm. Im allgemeinen erhob er sich aber bei diesem Wettstreit mit Diez stets zu einer dichterisch edleren, gleichmäßiger durchgebildeten Sprache; dem Ideal eines einheitlichen künstlerischen Stiles kam er durchweg näher als sein Vorgänger. Sogar da, wo er, wie in dem Tagelied Guirauts, sich strenger als Diez an das Reimgefüge des Provençalen hielt, hinderte dieser größere Zwang ihn nicht, es auch in allem übrigen seinem Nebenbuhler zuvorzuthun.

Wie glücklich Heyse aber auch mit dem von ihm selbst am höchsten gepriesenen Meister der Uebersetzungskunst, mit A. W. Schlegel, gelegentlich zu ringen wußte, beweist in eben dieser Sammlung spanischer und provençalischer Dichtungen das zierliche Sprüchlein Preciosa's gegen Kopfweh aus der berühmten Novelle des Cervantes:

Cabecita, cabecita,
Tente en ti, no te resbales,
Y apareja dos puntales
De la paciencia bendita:
Solicita
La bonita
Confiancita,
No te inclines
A pensamientos ruines,
Verás cosas
Que toquen en milagrosas,
Dios delante,
Y San Cristobal gigante.

Wörtlich hat die Verse keiner von beiden deutschen Dichtern wiederzugeben vermocht, auch Schlegel nicht, obgleich er den deutschen Wortformen hier und da einen leichten Zwang anthat:

Köpfchen kleine! Köpfchen kleine!
Mußt dich halten, mußt nicht schwindeln,
Und dich wickeln, wie in Windeln,
In Geduld mit heil'gem Scheine.
Glaub' an meine
Gut' und feine
Wörteleine,
Ohne Wanken
Zu nichtsnutzigen Gedanken,
Und wirst sehen
Wunderding' an dir geschehen,
Gott gepriesen
Und Sankt Christophel den Riesen.

In allem und jedem anders übersetzt Heyse:

Köpfchen, Köpfchen, nicht gewimmert,
Halt' dich wacker, halt' dich munter,
Stütz' zwei gute Säulchen unter,
Heilsam aus Geduld gezimmert!
Hoffnung schimmert,
Wie sich's auch verschlimmert
Und dich kümmert.
Mußt mit Grämen
Dir nur nichts zu Herzen nehmen,
Ja kein Märchen,
Daß zu Berg dir stehn die Härchen;
Da sei Gott davor
Und der Riese Christophor!

Heyse schließt sich zwar in der dritten Zeile enger an das Spanische an, verfährt aber im übrigen viel freier als Schlegel; ja bei einigen Sätzen entfernt sich seine Wiedergabe nicht nur vom Wortlaut, sondern auch von der Bedeutung des Grundtextes, vorausgesetzt allerdings, daß ihm dieser nicht in einer anderen, ungewöhnlicheren Fassung vorlag. Trotz aller Abweichungen im einzelnen ist aber der Sinn des Ganzen getreu verdeutscht. Zudem trifft Heyse den Ton des Originals besser als Schlegel. Seine Sprache ist reiner, leichter, edler als die seines Vorgängers; die Wort- und Satzbildung leidet bei ihm nicht, wie bei Jenem, unter dem Zwang des Verses und Reimes. So übertrifft seine Leistung, nach ihrem rein dichterischen Werthe gemessen, den Versuch Schlegels weitaus; aber in späteren Jahren, als er es zur vollen Meisterschaft in seiner Kunst gebracht hatte, hätte sich Heyse doch vermuthlich eines genaueren Anschlusses an seine spanische Vorlage auch im einzelnen beflissen.

Höchst selten wandte er sich in diesen späteren Jahren als Uebersetzer wieder zu provençalischen oder spanischen Versen. So übertrug er z. B. während eines Sommeraufenthalts in Berchtesgaden, 1860, noch einige spanische Romanzen. Aber der romanischen Literatur blieb er auch in Zukunft treu; nur beschränkte er sich mehr und mehr auf die Wiedergabe italienischer Dichtungen. Doch ließ er sich durch den freundschaftlichen Verkehr mit Bodenstedt zu einer bedeutsamen Ausnahme bestimmen, indem er zu der von diesem besorgten deutschen Ausgabe von Shakespeare's Dramen 1867 und 1868 die Uebersetzung der beiden Trauerspiele „Antonius und Kleopatra“ und „Timon von Athen“ beisteuerte.

Mit gewissenhaftester Sorgfalt trat er an diese Aufgabe heran und löste sie in vorzüglicher Weise. Die beiden Dramen gehören nicht zu der Zahl derer, an denen Schlegel seine herrliche Kunst bewährt hat; Heyse hatte hier also nicht mit dem kaum zu übertreffenden Meister selbst zu wetteifern. Aber zum Vorbild nahm er ihn sich augenscheinlich, und vollständig in seinem Sinn führte er die ungemein schwierige Arbeit durch, mit derselben Treue im ganzen und einzelnen, die sich nur in unvermeidlichen Fällen geringfügige Freiheiten gestattete, und mit demselben sicheren Gefühl für den Geist der deutschen Sprache sowohl wie für die eigenartige Kühnheit und Schönheit der Shakespeare'schen Dichterrede. Wie Schlegel übertrug auch er nicht sklavisch Silbe für Silbe, sondern gab gelegentlich ein englisches Beiwort durch ein deutsches Hauptwort, ein englisches Hauptwort durch ein Zeitwort oder umgekehrt wieder, machte einen Nebensatz des Originals zum Hauptsatz, löste eine adverbiale Wendung in ein Sätzchen auf und erlaubte sich sonst dergleichen Aenderungen im Wort- und Satzgefüge, ersetzte auch öfters einen bildlichen Ausdruck seiner Vorlage durch einen anderen; wie Schlegel war auch er bisweilen genöthigt, einen Vers mehr als der Engländer aufzuwenden, oder kürzere Zeilen seines Originals zu vollen fünffüßigen Jamben auszudehnen. Aber wie Schlegel ließ auch er kein irgendwie bedeutendes Wort des Grundtextes unübersetzt, keine Beziehung oder Anspielung des Originals

unangedeutet; er gab keinen dichterischen Schmuck der englischen Rede, keine Farbe und keine Schattirung preis, die Shakespeare zur Ausmalung einer Stimmung verwerthet hatte. Die leidenschaftlichsten und wildesten Stellen seiner Vorlage schwächte er ebensowenig ab, wie er etwa den Ausdruck zarter, inniger Empfindung und süßer Schwärmerei vergröberte; den Sinn und Ton, den Stil des Originals traf er ziemlich überall ganz ausgezeichnet, und überall bot er eine wahrhaft dichterische Verdeutschung. An zahllosen Beispielen ließe sich seine Kunst erweisen, die sich gerade in jener maßvollen Freiheit gegenüber dem englischen Wortlaut am schönsten bewährt; so, wenn er in „Antonius und Kleopatra“ die Anfangsworte des dritten Aktes

Now, darting Parthia, art thou struck

sinngetreu wiedergibt:

So, Parthien, brach ich deiner Speere Kraft,

oder in der letzten Scene desselben Dramas (V, 2, 95) die Worte der Kleopatra an Dolabella

You lie, up to the hearing of the gods

ebenso genau trotz aller Selbständigkeit des Einzelausdrucks und zugleich wirklich deutsch übersetzt:

Du lügst, und deine Lüge schreit gen Himmel!

Als eine größere Probe der wundersamen Kunst, mit der er besonders glanzreiche, aber auch besonders schwierige Abschnitte seiner Vorlage zu übertragen wußte, ohne ihren Reichthum und inneren Reiz irgend zu mindern, folge hier noch die Todtenklage, die Kleopatra in der nämlichen letzten Scene kurz vor dem eben angeführten Vers auf Antonius anstimmt (V, 2, 79 ff.):

His face was as the heavens; and therein stuck
A sun and moon, which kept their course, and lighted
The little O, the earth ....
His legs bestrid the ocean; his rear'd arm
Crested the world: his voice was propertied
As all the tuned spheres, and that to friends;
But when he meant to quail and shake the orb,
He was a rattling thunder. For his bounty,
There was no winter in 't; an autumn 't was
That grew the more by reaping: his delights
Were dolphin-like; they show'd his back above
The element they lived in: in his livery
Walk'd crowns and crownets; realms and islands were
As plates dropp'd from his pocket.

Das Deutsche ist freilich um eine Zeile länger; aber wie herrlich wird dieser kleine Fehler, wenn er denn durchaus dafür gelten soll, durch alles Uebrige aufgewogen!

Sein Antlitz glich dem Firmament, geschmückt
Mit Sonn' und Mond, die, ihre Bahn durchkreisend,
Dem kleinen O, der Erde, Licht verlieh'n ....
Den Ozean überschritt sein Fuß. Sein Arm
Hob sich, die Welt zu krönen, seine Stimme
War aller Sphären Klang, doch nur den Freunden;
Wollt' er den Erdkreis bänd'gen und erschüttern,
So dröhnt' er gleich dem Donner. Seine Güte
War ewig ohne Winter, war ein Herbst,
Deß Fülle wuchs durch Ernten. Seine Freuden
Erhoben, gleich Delphinen, seinen Nacken
Hoch aus dem Element, darin sie lebten.
Kronen und Krönlein trugen seine Farben,
Und Königreich' und Inseln fielen ihm
Wie Münzen aus der Tasche.

Am meisten aber und mit immer erneuter Liebe fühlte sich Heyse auch als Uebersetzer zur italienischen Dichtung hingezogen. Zu den verschiedensten Zeiten und in den verschiedensten Lagen seines Lebens vertiefte er sich in die unübersehbare Fülle dieser Literatur und suchte zahlreiche Schätze, die er in ihr entdeckte, auch unserm deutschen Volke durch kunstvolle Uebertragung zu eigen zu machen. Der einfache Volksgesang und die Dichtung der gebildeten höheren Kreise lockte ihn gleichmäßig; die Werke älterer wie neuester Zeit waren ihm vertraut, aber zur Verdeutschung wählte er sich doch ungleich öfter diese als jene. Auch viel glücklicher bewährte sich seine Kunst dichterischer Wiedergabe an diesen neueren Werken.

Zwar traf er in einer Canzone und mehreren Sonetten, die er aus der „Vita nuova“ genau in Versmaß und mit der Reimstellung des Originals, meistens sogar mit Beibehaltung der fast ausschließlich weiblichen Reime verdeutschte, ausgezeichnet jenen aus Frömmigkeit, demüthiger Verehrung und schwärmerischer Sehnsucht gemischten Ton reinster und höchster Minne, der aus diesen „feierlich getragenen Frühstimmen“ der italienischen Lyrik mit wunderbar rührender Innigkeit zu uns herüber klingt. Und nicht nur der Ton, den allerdings Heyse im vollen Einklang mit dem ersten großen deutschen Uebersetzer aus neuerer Zeit, mit Herder, für das Wichtigste im lyrischen Gedichte hielt, auch den Wortlaut Dante's wußte er nicht selten vorzüglich wiederzugeben, natürlich so, daß er sich auch hier dieselben kleinen, unentbehrlichen Freiheiten dem Grundtexte gegenüber gestattete, wie bei seiner Nachdichtung Shakespeare'scher Dramen. So übertrug er z. B. in der klagenden Canzone „Gli occhi dolenti“ (Kapitel 32 der „Vita nuova“) den Anfang der dritten Strophe nicht nur im Sinn und Ton getreu, sondern fast wörtlich Zeile für Zeile:

Partissi della sua bella persona
Piena di grazia l'anima gentile,
Ed èssi gloriosa in loco degno.
Chi non la piange, quando ne ragiona,
Core ha di pietra sì malvagio e vile,
Ch'entrar non vi può spirito benegno.

Aus ihrem schönen Leibe schied von hinnen
Die edle Seele, reich an allen Gnaden,
Und wohnt nun glorreich an der würd'gen Stätte.
Wem nicht, wenn er's gedenkt, die Zähren rinnen,
Der hat ein Herz von Stein, zu fluchbeladen,
Als daß in ihm ein güt'ger Geist sich bette.

Oft genug aber empfand er es störend, daß unser heutiges Deutsch kürzer ist als die italienische Dichtersprache des 13. Jahrhunderts. Daraus ergab sich für ihn die Nothwendigkeit kleiner Zusätze oder einer breiteren Fassung der Dante'schen Gedanken, und dabei wurde freilich dann und wann der deutsche Ausdruck schwerfälliger, künstlicher, ja manchmal auch nüchterner als der italienische. So bekamen in der ersten Strophe der eben genannten Canzone die einfachen Worte „mia donna, mentre che vivia“ in der deutschen Wiedergabe einen beinahe preziösen Anstrich: „so lang mein Lieb auf Erden blühte.“ Ebenso wurde z. B. in dem Sonett „Tanto gentile“ (Kapitel 26 der „Vita nuova“) aus „quand' ella altrui saluta“ die Umschreibung mit zwei Zeitwörtern „sieht man sie im Gruß sich neigen“; die Uebersetzung von „benignamente d'umiltà vestuta“ wurde mit einem überflüssigen, prosaischen Zusatz ausgestattet, damit die Worte auch im Deutschen einen ganzen Vers gaben: „gekleidet mild in Demuth, die ihr eigen“; aus „pien d'amore“ wurde „erfüllt von Lieb' und Schmerze“, aus dem einen Wort „sospira“ der Doppelausdruck „nun seufz' und sehne“. Weniger

schreckten Heyse die zahlreichen Schwierigkeiten, die einem geringeren Virtuosen der Form die mehrfache Wiederkehr desselben Reims im Sonett und in der Canzone bereitet hätte. Aber dann und wann spürt man doch auch bei ihm einen gewissen Reimzwang. Man mag es sich noch gefallen lassen, daß in der einfachen Wendung „di cielo in terra“ (in dem eben erwähnten Sonette) der „Himmel“ dem Reim zuliebe mit einem „Himmelsreigen“ vertauscht wird; empfindlicher aber wird die Treue der Uebersetzung geschädigt, wenn in der vierten Strophe der wiederholt angeführten Canzone Heyse, durch ein vorausgehendes „unerträglich“ bestimmt, die Verse

Poscia piangendo, sol nel mio lamento
Chiamo Beatrice . . .

nicht eben schön und glücklich wiedergibt:

Und einsam ruf' ich, weinend und beweglich,
Nach Beatricen . . .

Aehnliche kleine Gebrechen lassen sich, wenn auch vielleicht nicht so häufig wie hier, auch in der Uebertragung der übrigen Gedichte Dante's ausfindig machen. Gewiß kann sich diese Verdeutschung sehr wohl mit den meisten Versuchen derer messen, die sich neben Heyse auf das gleiche, überaus schwierige Unternehmen eingelassen haben; aber gerade hier, wo es sich um die zartesten Gebilde des größten italienischen Dichters handelt, wird man immer auch die denkbar höchsten Ansprüche an die Kunst des nachschaffenden Uebersetzers stellen, und nicht die relativen Vorzüge seiner Leistung vor den Versuchen seiner Nebenbuhler, sondern nur ihre absolute Vollkommenheit kann uns hier wahrhaft befriedigen.

Weniger streng wird es dagegen eine gerechte Prüfung mit der Wörtlichkeit des Ausdrucks bei jenen volksthümlichen Liedern und Gesängen nehmen, deren Heyse eine stattliche Schaar aus den verschiedenen Gegenden Italiens durch eine ungemein glückliche Nachbildung in unsre deutsche Literatur eingeführt hat. Mit einer feinsinnigen, gründlichen Einleitung gab er diese Rispetti, Vilote, Ritornelle und Balladen, nahezu 400 an der Zahl, 1860 im „Italienischen Liederbuch“ heraus und nahm sie fast ein Menschenalter später, 1889, wieder in die vierbändige Sammlung „Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts“ auf, die in sich alles von seinen Uebersetzungen und Studien zur italienischen Literatur vereinigte, was ihm auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens der Aufbewahrung werth schien.

Heyse hat selbst hervorgehoben, daß es ihm bei der Wiedergabe dieser Volkslieder vor allem darauf ankam, sorgsam sich jeder leisen Wendung anzuschmiegen, die für die naive Bewegung des Gedankens charakteristisch war. Um den richtigen Ton zu treffen, um also wahrhaft treu gegen das innerste Wesen dieser Lyrik zu sein, mußte er sich dann und wann einige Freiheit gegenüber einem prächtigen, großartigen, an das Erhabene streifenden Ausdruck erlauben, der uns Deutschen gesucht und schwülstig erscheinen würde, während er dem Südländer noch immer natürlich ist. Im übrigen erleichterte ihm die Nachlässigkeit im Reim dieser Volkslieder, die sich oft mit der bloßen Assonanz begnügen, die Aufgabe: er konnte hier dem Wortlaut seiner Vorlagen meistens ziemlich genau folgen. Kleine Umstellungen, Auslassungen oder Zusätze eines nebensächlichen Wortes, öfters auch Wechsel im Ausdruck, während im Italienischen dieselbe Wendung wiederholt wird, thun der Treue seiner Nachdichtung so gut wie keinen Eintrag. Selbst den mangelhaften Reim, wie alles, was den Ton eines Gedichtes mitbestimmt, bildete er mit leichter Hand nach; so bei einem übermüthig heiteren Liedchen, das er der Sammlung toscanischer Volksgesänge von Giuseppe Tigri entnahm:

Ce l'ho un amante alla città di Penna,
E l'altro l'ho al bel porto d'Ancona:
N'ho uno sul gran pian della Maremma,
L'altro a Viterbo ch'è terra di Roma:
Ne ho uno giù pel pian del Casentino,
Quello del mio paese è più vicino:
Ne ho uno verso il pian della Magione,
Quattro alla Fratta, e diece a Castiglione.

Ich hab' in Penna einen Liebsten wohnen,
In der Maremmeneb'ne einen andern,
Einen im schönen Hafen von Ancona,
Zum vierten muß ich nach Viterbo wandern;
Ein andrer wohnt in Casentino dort,
Der nächste lebt mit mir am selben Ort,
Und wieder einen hab' ich in Magione,
Vier in La Fratta, zehn in Castiglione.

Ein wenig freier verfuhr er bei einem anderen, derselben Sammlung entlehnten, toscanischen Liede, das durch die musikalischen Kompositionen von Götz und Brahms vielleicht unter allen von ihm übertragenen Rispetti in Deutschland am bekanntesten geworden ist.

Domenica mattina gentilmente
So dove andesti a far la rifermata;
E c'era gente che ti ponean mente,
Me lo vennero a dire in sino a casa.
Quando me lo dicevano, ridevo,
E poi in camera sola io piangevo:
Quando me lo dicevano, cantavo,
E poi in camera sola sospiravo.

Am Sonntag Morgen, zierlich angethan,
Wohl weiß ich, wo du da bist hingegangen,
Und manche Leute waren, die dich sah'n,
Und kamen dann zu mir, dich zu verklagen.
Als sie mir's sagten, hab' ich laut gelacht
Und in der Kammer dann geweint zu Nacht.
Als sie mir's sagten, fing ich an zu singen,
Um einsam dann die Hände wund zu ringen.

Im Deutschen ließ sich nur das weibliche Geschlecht der Sprechenden nicht so bequem wie durch das italienische „sola“ andeuten. Aber wie meisterlich ist der Ton und Sinn des Orginals getroffen, trotz aller kleinen Abweichungen vom Wortlaut in den ersten Versen! Und am Schluß ist der Gegensatz von Lustigkeit vor den Leuten und einsamem Schmerz im Deutschen sogar äußerlich noch wirkungsvoller geworden.

Bis auf eine Stelle ganz wörtlich hinwiederum ist ein zierliches Gedicht zum Preis der Geliebten, gleichfalls aus Tigris Sammlung, wiedergegeben:

E sete la più bella mentovata:
Più che non è di maggio rosa e fiore,
Più che non è d'Orvieto la facciata,
E di Viterbo la fonte maggiore.
Di grazia e di beltà sei tanto piena:
Lo porti il vanto del duomo di Siena.
Di grazia e di beltà sei piena tanto:
E del duomo di Siena porti il vanto.

Ihr seid die Allerschönste weit und breit,
Viel schöner als im Mai der Blumenflor.
Orvieto's Dom steigt so voll Herrlichkeit,
Viterbo's größter Brunnen nicht empor.
So hoher Reiz und Zauber ist dein eigen,
Der Dom von Siena muß sich vor dir neigen.
Ach, du bist so an Reiz und Anmuth reich,
Der Dom von Siena selbst ist dir nicht gleich.

Hier war nur leider die durch ihre herrlichen Mosaiken berühmte „Façade" von Orvieto nicht in den Vers zu bringen, so daß Heyse dafür den ganzen Dom nehmen mußte. Sachlich hätte dies am Ende weniger zu bedeuten, wenn nicht dadurch auch die Steigerung in den einzelnen Gliedern des Gedichtes von der bloßen Façade von Orvieto zum ganzen Dom von Siena aufgehoben würde.

Noch ein Umstand ist vielleicht gerade in derselben dritten Zeile dieses Liedes (und etwa noch in der vierten) zu bemerken: die Sprache klingt im Deutschen etwas vornehmer, etwas gewählter als im Italienischen. Die Stellung des Genitivs vor dem Wort, von dem er abhängig ist, der Ausdruck „steigt so voll Herrlichkeit nicht empor", die Einschiebung eines zweiten Subjekts zwischen diese zusammengehörigen Worte, alles dies ist im Deutschen nicht recht nach der Art des Volksliedes, sondern entspricht mehr dem Stil der Kunstdichtung. Dieselbe Erscheinung begegnet nun freilich öfters in den von Heyse übersetzten Rispetti. So heißt es z. B. in einem gleichfalls toscanischen, ganz besonders anmuthigen Liedchen:

Oh quanto tempo l'ho desiderato
Un damo aver che fosse sonatore!
Eccolo qua che Dio me l'ha mandato
Tutto coperto di rose e viole;
Eccolo qua che vien pianin pianino,
A capo basso, e suona il violino.

Heyse hat die paar Verse reizend übertragen und überall mit einer Ausnahme ausgezeichnet den Ton getroffen:

Wie lange schon war immer mein Verlangen:
Ach, wäre doch ein Musikus mir gut!
Nun ließ der Herr mich meinen Wunsch erlangen
Und schickt mir einen, ganz wie Milch und Blut.
Da kommt er eben her mit sanfter Miene
Und senkt den Kopf und spielt die Violine.

Aber die dritte Zeile klingt doch bei ihm viel edler und feierlicher als im Original; der dem einfachen Geplauder sich annähernde Ausdruck des italienischen Volksliedes ist im Deutschen durch eine pathetische Wendung aus der Sprache der Kunstpoesie ersetzt. Niemand wird sich darüber wundern, der an Heyse's ganze künstlerische Bildung, an seine formale Schulung durch Geibel, an das Wesen und den Charakter seiner eigenen dichterischen Schöpfungen denkt. Und wer erwägt, daß es selbst einem A. W. Schlegel bei seinem Meisterstück, der Uebersetzung Shakespeare's, mitunter ähnlich ergangen ist, der wird noch eher geneigt sein, diese leichte Erhöhung und Veredlung einzelner Ausdrücke in Heyse's Wiedergabe solcher Volksgesänge zu entschuldigen. Statt sie zu tadeln, dürfte man billigerweise vielmehr erstaunt sein, daß sie sich, alles in allem genommen, immer noch so selten einstellt und niemals bedeutend genug ist, um den Ton eines ganzen Gedichts umzustimmen. In zahlreichen Uebersetzungsproben aus dieser Volkspoesie fehlt sie überhaupt ganz und gar; namentlich in den Balladen ist die echte schlichte Sprache des Volksliedes auch in allen Einzelheiten durchweg gewahrt.

Finnländisches.

n. Mögen die aufregenden Ereignisse in Südafrika das Interesse zeitweilig von Finnland abgelenkt haben, die Sympathie für das tüchtige und tapfere Volk im Norden ist in Deutschland keineswegs erloschen oder auch nur verringert. So werden in manchen Kreisen hervorragende Werke freudig begrüßt werden, welche geeignet sind, sowohl über den gegenwärtigen Verfassungskampf wie über das Ganze der finnländischen Natur und Kultur genau zu orientiren. Jenes geschieht in einem soeben erschienenen Werk von Dr. Arnheim: „Der Außerordentliche finnländische Landtag 1899" (Leipzig, Duncker u. Humblot, XX, 344 S.). Das Werk verdankt seine Entstehung einem von mehreren namhaften Staatsrechtslehrern Deutschlands geäußerten Wunsch; eine wesentliche Lücke in der Literatur über das Staatsrecht Finnlands wird mit ihm ausgefüllt. Es bringt nämlich in klarer und möglichst wortgetreuer Uebersetzung die Antwortsschreiben der Stände auf die kaiserlichen Vorlagen über die Umgestaltung des finnländischen Heerwesens. Diese Schreiben sind von Kommissionen ausgearbeitet, denen mehrere der bedeutendsten Juristen und Historiker Finnlands angehörten, sie zeigen bei vollkommen sicherer Beherrschung des Stoffes eine bewunderungswürdige Klarheit und Präzision, sie enthalten zusammen mit ausführlichen Beilagen die werthvollsten Aufschlüsse über die verfassungsgeschichtliche, soziale, wirthschaftliche, allgemeinpolitische Entwicklung des Großfürstenthums. Zugleich zeigen sie mit ergreifender Anschaulichkeit, mit welcher mannhaften Offenheit und ruhigen Entschiedenheit in Finnland der Kampf für die alte und beschworene Verfassung geführt wird, auch wie unendlich viel für das Land bei jener Militärverfassungsfrage auf dem Spiel steht, bei welcher der Konflikt seine akute Gestalt angenommen hat. Ueber das Recht Finnlands kann nach den Ausführungen und den Aktenstücken kein Zweifel sein; ob aber dies Recht an entscheidender Stelle zur Anerkennung gelangen werde, das scheint leider immer unsicherer zu werden.

Bringt das werthvolle, auch vorzüglich ausgestattete Buch von Dr. Arnheim einen Durchblick der finnländischen politischen Geschichte in der Richtung auf die große Frage der Gegenwart, so wird die Natur und die gesammte Entwicklung des Landes in vorzüglichster Weise erschlossen durch ein großartiges Werk, welches vor kurzem die Gesellschaft für die Geographie Finnlands (Société de Géographie de Finlande) herausgegeben hat. Es ist dies ein Atlas de Finlande mit einem begleitenden Text (Helsingfors 1899, Société anonyme F. Tilgmann). Auf dem sechsten internationalen Geographenkongreß zu London 1895 legte die Gesellschaft für die Geographie Finnlands eine Anzahl von Karten, graphischen Darstellungen u. s. w. vor, welche ein Bild von dem Lande und seiner Kultur geben sollten. Viele dieser Karten waren speziell für jenen Zweck angelegt und manche beruhten auf langen Reihen von Beobachtungen. Da das Urtheil der auswärtigen Gelehrten günstig ausfiel und eine Ausstellung im Lande selbst das Interesse steigerte, so beschloß die Gesellschaft einen Theil jener Karten und graphischen Darstellungen zu veröffentlichen, neue beizufügen und das Ganze unter der Form eines Atlas erscheinen zu lassen. Die Sache fand nicht nur von privater Seite die mannichfachste Förderung, sondern es bewilligte auch die finnländische Regierung einen Kredit von 13,000 finn. Mark. Dem eigentlichen Atlas wurde ein Text beigegeben, der sowohl finnisch als schwedisch als französisch erschien. Was das großartige Prachtwerk, dies Ergebniß treuester vereinter Arbeit, als Ganzes wissenschaftlich und technisch bedeutet, kann nur der Fachmann ermessen; aber auch der Laie empfängt nicht nur den allgemeinen Eindruck einer sehr hervorragenden Leistung, er wird sich auch je nach seinen Interessen in mannichfachster Weise gefördert und angeregt finden. Denn in 32 Blättern, deren manche wieder mehrere Karten enthalten, wird die

Natur des Landes nach allen Richtungen hin, die Bevölkerung, die verschiedensten Zweige des wirthschaftlichen Lebens in Ackerbau, Industrie, Handel, Verkehrswesen u. s. w., die Schulbildung u. s. w. in wahrhaft erschöpfender Weise vorgeführt. Manches davon ist nach der Besonderheit der derartigen Verhältnisse durchaus eigenthümlich; so läßt z. B. eine Karte die Ausdehnung der für Finnland so verhängnißvollen Sommerfröste erkennen, so gibt eine andere eine Darstellung der dort überaus zahlreichen Wasserfälle.

Der begleitende Text gibt zu jedem Blatt die sorgfältigsten und lichtvollsten Erläuterungen, eine Aufgabe, in die sich nicht weniger als 19 Gelehrte, die ersten Autoritäten in ihrem Fach, getheilt haben. Um aus der schier unermeßlichen Fülle wenigstens einen Punkt hervorzuheben, möchten wir auf die höchst interessanten Angaben zur Bevölkerungsstatistik hinweisen. Die darauf bezüglichen Zählungen gehen in Finnland wie in Schweden sehr weit zurück. Schon im Jahre 1686 verpflichtete ein kirchliches Gesetz die Geistlichkeit, gewisse Register über die Bevölkerung zu führen. Indeß kam die Sache in eine feste Ordnung erst 1749, wo man, auf Vorschlag der schwedischen Akademie der Wissenschaften, bestimmte, daß der Klerus an einem bestimmten Datum nach einem feststehenden Formular Erhebungen über die Bevölkerung machen sollte, und daß die Ergebnisse periodisch in Tabellen zusammengefaßt würden. Diese Tabellen, über deren Einrichtung näher berichtet wird, sind von 1749 bis 1877 unverändert geblieben; erst 1878 sind sie vollständiger und detaillirter geworden. Aus dem Inhalt der Tabellen seien einige Daten mitgetheilt. Die Gesammtzahl der Bevölkerung Finnlands betrug im Jahre 1750: 421,537, im Jahre 1800: 832,659; 1811 erfolgte insofern eine Verschiebung, als die Wiedervereinigung des Gouvernements Wiborg einen Zuwachs von 185,000 Personen brachte, wonach 1811 1,053,374 Personen vorhanden waren. Im Jahre 1890 war die Zahl auf 2,380,140 gestiegen. Sehr deutlich erscheint in den Tabellen der Einfluß von Epidemien, Theuerungen, Kriegen. So zeigt der Krieg von 1808 bis 1809, der durch Runeberg eine literarische Unsterblichkeit erlangt hat, seine tiefen Spuren in dem Sinken der Bevölkerung von 906,787 im Jahre 1807 auf 854,785 im Jahre 1809. Noch erschütternder aber ist die stumme Sprache der Zahlen, wenn sie zeigt, daß ganz nahe an unsre eigene Zeit heran eine Mißernte und Hungersnoth in jenem nordischen Lande noch weit verheerender wirkt als ein schwerer Krieg. Solche Hungerjahre waren 1867 und 1868, die Bevölkerung sank von einem Jahre zum andern von 1,824,198 auf 1,727,538!

Auch in den näheren Ausführungen enthalten die Tabellen überaus viel bemerkenswerthes. So zeigen sie eigenthümliche Verschiebungen im Verhältniß der Geschlechter. Es kamen im Jahre 1750 auf 1000 Individuen männlichen 1101 weiblichen Geschlechts, die Differenz sank stetig, bis im Jahre 1785 das Verhältniß 1000 zu 1038 erreicht wurde, dann wächst die Differenz wieder, erreicht unter kleinen Schwankungen im Jahre 1810 das Verhältniß von 1000 zu 1085, verfolgt dann aber, ebenfalls unter kleinen Schwankungen, durch unser ganzes Jahrhundert eine sinkende Tendenz, um in den letzten Beobachtungsjahren 1889/1890 den niedrigsten Stand mit 1000 zu 1032 einzunehmen. Ebenso werthvoll sind die genauen Angaben über die Geburten, Sterbefälle und die jährliche Quote des Zuwachses, über die Vertheilung nach den Altersstufen, die ebenfalls bis 1750 zurückreichen, u. s. w. Von den Mittheilungen aus der unmittelbaren Gegenwart sei hinsichtlich der sprachlichen Verhältnisse angeführt, daß im ganzen Lande von 86.07 Proz. finnisch, von 13.56 Proz. schwedisch als Muttersprache gesprochen wird. Stadt und Land verhalten sich dabei recht verschieden, indem in den Städten 33.37 Proz., auf dem Lande nur 11.38 Proz. schwedisch sprechen.

Doch weitere Daten könnten ermüden; es genüge, zu sagen, daß in gleicher Weise auch in allen anderen Beziehungen das Werk eine unerschöpfliche Fülle von Aufklärung und Belehrung bietet; die hier angewandten Methoden werden den Fachmann über den besonderen Stoff hinaus interessiren, vornehmlich aber wird das Werk Allen unentbehrlich sein, welche eine genauere, man möchte sagen eine anschauliche Kenntniß von dem heute so viel besprochenen Finnland erwerben möchten.

Mittheilungen und Nachrichten.

Das Wiederauftauchen der **Kaiser- und Königsurkunden des Osnabrücker Landes** (vgl. die Schrift von F. Jostes und ihre Besprechung in der Beilage der Allg. Ztg. 1899 Nr. 278) bedeutet eine außerordentliche Bereicherung der Urkundenwissenschaften. Die Erörterung des Umfanges und des Grundes der Fälschung wird wohl längere Zeit in Fachkreisen andauern, wie die Frage nach ihrem Verbleib anderthalb Jahrzehnte lang zu den beliebtesten Gesprächsthematen der Diplomatiker gehört hat. Des allgemeinen Interesses wegen und um früher von mir gethane Aeußerungen aufrecht zu erhalten, möchte ich über das Wiederauftauchen nach beinahe 200 Jahren folgendes bemerken: Jostes sagt S. 13 seiner Schrift: „Seit Henseler sind dann die Urkunden keinem Gelehrten, welcher Richtung er auch sein mochte, mehr zugänglich gewesen.... (Bischof Höting) hat vor seiner Abreise nach Rom im Herbst vorigen Jahres (1898) eine Verfügung getroffen — vielleicht seine letzte —, nach welcher mir im Falle seines Ablebens die Urkunden ausgeliefert werden durften." Die erste Behauptung ist irrig. Vor ein paar Jahren ließ mir der greise Bischof durch einen meiner Schüler (Dr. Hilling) mittheilen, er möchte mit mir über die Kaiserurkunden sprechen. Ich besuchte ihn darauf zweimal 1897 und erhielt unter Zusage der Verschwiegenheit eine flüchtige Einsicht in die Urkunden und zugleich die beiden ältesten (Karls d. Gr. von 803 und 804) mit nach Hause zur Prüfung, ob sie echt seien oder nicht. Daß ich die Mittheilung des Resultats der Prüfung hinauszog, wird der Kenner der Verhältnisse begreiflich finden. So waren denn die beiden Urkunden noch in meinen Händen, als die Nachricht vom Tode des Bischofs eintraf. Ich habe sie dann durch Vermittlung des Hrn. Jostes dem Domkapitel zurückstellen lassen. An ein Geheimhalten war nach dem Tode des Bischofs nicht mehr zu denken, da der Kreis der Wisser immer größer wurde, und so habe ich mich seitdem auch nicht mehr an mein Versprechen gebunden gehalten und habe lange vor dem Erscheinen des Jostes'schen Buches verschiedenen Kollegen Mittheilung gemacht. Mein ganzes Bestreben in dieser Angelegenheit ging dahin, 1. in legitimer Weise ein noch längeres Verbergen der Urkunden aus Gründen, die seit dem Aufkommen einer durchaus sachlichen und objektiven Urkundenforschung durch Sickel und Ficker ihre Bedeutung verloren hatten, zu verhindern, 2. die Edition den in erster Linie hiezu berufenen Forschern (Tangl und Philippi) zu ermöglichen. Das ist mir zum Theil gelungen.

Freiburg i. B. **H. Finke.**

vl. **Deutsche Mystik und deutsche Kunst** von **Alfred Peltzer** (bei Heitz in Straßburg). — Der Titel ist vielverheißend; denn die mittelalterliche Mystik hat in der That der bildenden Kunst mancherlei Anregung gegeben, sowohl indem sie ihr neue Stoffe zur Verfügung stellte, als auch indem sie eine regere Kunstthätigkeit begünstigte. Welcher Art diese Wirkungen im einzelnen gewesen sind, das wissen wir noch heute nicht und erfahren es auch aus Peltzers langathmiger Abhandlung nicht. Wichtig wäre vor allem, zu

prüfen, ob die Mystik auf die Auffassung der körperlichen Formenwelt einwirkte. Peltzer berührt diese Kardinalfrage so gut wie nicht, und doch hätte ihre Beantwortung ihn an der wenig erfreulichen Ueberschätzung der Bedeutung der Mystik hindern können. Die bildende Kunst hat nämlich von den Mystikern wohl manchen Stoffkreis überkommen, auch manches Kompositionsthema: aber wie mir scheint, hat sie nichts von ihnen für die formale, malerische oder bildhauerische, d. h. eben für die eigentlich künstlerische Ausgestaltung jener Stoffe gelernt. Aber abgesehen davon leidet Peltzers umfangreiche Schrift an mangelnder Präzision der Aufgabe. Die deutsche Mystik ist vielfach von Frankreich ausgegangen. Es war also zunächst die Ausscheidung des Fremden und dann die genaue Feststellung des Wesens der deutschen Mystik nöthig. Ferner war es für dieses Thema nothwendig, daß die von der Mystik unbeeinflußte deutsche Kunst klar geschildert werde und daß daran sich eine Darlegung der von der Mystik ausgehenden Wirkung anschließe. Dazu genügt es nicht, wie Peltzer es in übrigens dankenswerther Weise gethan hat, die meistens spärlichen Reste der Kunstthätigkeit einiger der Mystik ergebener Klöster festzustellen. Es geht auch nicht an, die von Byzanz und noch weniger die zahlreichen durch die Kreuzzüge aus dem Orient gekommenen Anregungen auszuschließen. Endlich aber erscheint es uns doch zu kühn, alle freiere Thätigkeit der Phantasie auf Rechnung der Mystik zu setzen. Die Behandlung der schönen Aufgabe, die sich Peltzer gestellt hat, wird dadurch verschwommen und unwissenschaftlich.

i. Am 17. März d. J. ist in Wien nach kurzem Krankenlager Dr. Hermann Dollmayr, Kustos der kaiserlichen Gemäldegalerie und Dozent der Kunstgeschichte an der Universität, sowie an der Akademie der bildenden Künste, im blühendsten Mannesalter von 35 Jahren seiner Familie, der Wissenschaft und seinen Freunden jäh entrissen worden. Einer der ersten Schüler Wickhoffs, hatte er sich unter dessen Leitung, befähigt durch eine ursprüngliche und selten anzutreffende Begabung, dem kritischen Studium der italienischen Renaissancemalerei zugewandt; später widmete er mit gleichem Erfolge seine Kraft den alten Niederländern, seiner Jugendneigung. Dollmayr trug sich mit dem Gedanken, dereinst eine Geschichte der altniederländischen Malerei im 15. Jahrhundert zu schreiben, zu der er schon umfassende Vorstudien gemacht hatte; alle diese Hoffnungen und Pläne deckt nun ohne Erbarmen ein stummer Grabhügel. Was wir von ihm erwarten durften, haben seine zwei bedeutendsten Publikationen im „Jahrbuch der Kunstsammlungen des allerh. Kaiserhauses“ gezeigt: „Raffaels Werkstätte“ (Bd. XVI) und „Hieronymus Bosch und die vier letzten Dinge in der niederländischen Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts“ (Bd. XIX). Namentlich die zuletzt genannte Arbeit läßt auch den Fernerstehenden ahnen, welchen Gewinn die historische Wissenschaft sich von dem Dahingegangenen noch versprechen durfte; denn Dollmayr war weit mehr als ein bloßer Bilderkenner, und sein rastloser Geist strebte darnach, von der formengeschichtlichen Erkenntniß aus, zu der er wie Wenige durch Naturanlage berufen war, in die Tiefen menschlicher Geistesgeschichte vorzudringen. Nannte er doch eine weit über das begrenzte Fachwissen hinausgehende allgemeine Bildung sein eigen; in der deutschen Literatur, deren Werke er als echter Bibliophile mit Liebe in den Originalausgaben sammelte, war er mit feinem Verständniß zuhause und, bezeichnend genug für das ihm innewohnende edle Streben, nicht zuletzt von den Jenseitsbildern seines Bosch aus hatte er den Weg zur Vertiefung in philosophische Studien gefunden. — Die Wiener Galerie erleidet durch seinen Tod einen unersetzlichen Verlust; war er es doch, der so gut wie ausschließlich die wissenschaftliche Neuordnung dieser großen Sammlung, zu der er 1892 berufen wurde, mit so glänzendem Erfolge durchgeführt hat. Aus den Depots der Galerie wußte er eine Reihe werthvoller Bilder hervorzuholen; der letzte Fund, mit dem er die Kunstwelt bekannt machen konnte, war der schöne im XX. Band des „Jahrbuchs“ veröffentlichte Pier di Cosimo. Solche Studien auf den oft steinigen Gebieten alter Kunst waren gleichwohl nicht imstande, ihn von liebevoller, wenn auch fein abwägender Schätzung der lebenden Kunst abzulenken; vor wenigen Monaten war er für das Redaktionskomitee des „Ver Sacrum“ gewonnen worden, das von seiner Mitarbeiterschaft die beste Förderung erhoffen durfte. — Ein männlich redlicher Charakter ohne jedes Falsch, voll echter Vornehmheit und Bescheidenheit, die ihn auch da zurücktreten ließ, wo er das bündigste Recht sich zu zeigen hatte, Forscher- und Künstlernatur zugleich (denn er wußte mit mehr als dilettantischer Kenntniß den Stift zu handhaben), im Umgang der anregendste und frohgemutheste Freund, dessen aus dem Innern der Seele dringende klare Heiterkeit schlimme Erfahrungen und physisches Leiden der letzten Jahre nie ganz zu verdunkeln vermocht haben, so wird er stets im Gedächtniß der nicht allzu zahlreichen leben, die die Freude hatten, ihm menschlich nahegetreten zu sein. Ueber seinem Grabe auf dem hoch und frei gelegenen Döblinger Friedhofe, wo er nunmehr in einer ihm von Kindheit auf vertrauten und mit der ganzen Innigkeit seines warmen und naturfreudigen Gemüths geliebten Umgebung ruht, haben sich die Wellen des Alltaglebens, das andere so geräuschvoll umbrandet, für immer geschlossen; seinen zurückbleibenden Freunden bleibt nur die Erinnerung und die schmerzliche Gewißheit, daß einer der Besten und vielleicht gerade darum am wenigsten Gekannten aus der an Männern seiner Art nicht eben reichen geistigen Elite Wiens geschieden ist.

* **Tübingen.** Der Privatdozent an der hiesigen Universität Dr. Rudolf Herzog ist für das Sommersemester beurlaubt worden, um im Auftrag der Berliner Akademie der Wissenschaften die Inseln Kos und Kalymnos zu bereisen und die griechischen Inschriften derselben zu bearbeiten.

* **Göttingen.** Prof. Dr. O. Bürger, Privatdozent an der hiesigen Universität, hat einen Ruf als Professor der Zoologie und Direktor der zoologischen Abtheilung des Landesmuseums nach Santiago in Chile angenommen.

* **Berlin,** 25. März. Prof. Heinrich Dernburg, der Pandektist der Berliner Universität, feierte gestern sein 50jähriges Doktorjubiläum. — Der bisherige kgl. Bibliothekar Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz ist zum „Oberbibliothekar“ an der kgl. Bibliothek ernannt worden.

* **Zürich.** An Stelle Ribberts, der die Marburger Professur der pathologischen Anatomie übernimmt, ist Dr. Paul Ernst von der Universität Heidelberg als ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie an die hiesige Universität berufen worden.

* **Wien.** Am 24. d. M. starb hier der ordentliche Professor der Paläontologie und Vorstand des paläontologischen Instituts an der Universität, Oberbergrath Dr. W. H. Waagen, an den Folgen einer schweren Influenza. Er war 1841 in München geboren und widmete sich daselbst naturhistorischen, speziell geologischen und paläontologischen Studien unter A. Oppel. Im Jahre 1864 wurde er Doktor der Philosophie; 1866 habilitirte er sich an der Münchener Universität für Paläontologie und war 1866 bis 1870 Lehrer der Naturgeschichte des Prinzen Arnulf und der Prinzessin Therese von Bayern. 1870 nahm er einen Ruf nach Kalkutta an, mußte jedoch schon nach wenigen Jahren Indien aus Gesundheitsrücksichten verlassen. Er begab sich nach Oesterreich, habilitirte sich 1877 als Dozent für Geologie an der Wiener Universität und erhielt 1879 die Professur der Geologie und Mineralogie an der deutschen technischen Hochschule in Prag. Im Jahre 1889 wurde er an die Wiener Universität als Nachfolger Neumayrs, auf die Lehrkanzel für Paläontologie berufen. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften wählte ihn 1898 zum korrespondirenden Mitglied. Waagen war Begründer der „Geognostisch-paläontologischen Beiträge“ und Herausgeber der „Beiträge zur Paläologie und Geologie“. Mehrere selbständige Werke und zahlreiche wissenschaftliche Abhandlungen, meistens Früchte seiner ausgedehnten Studienreisen nach Indien, Frankreich, Italien und Spanien, legen Zeugniß von seiner großen wissenschaftlichen Bedeutung ab. Speziell seine Studien über den geologischen Bau der indischen Salzkette, die in der großen Monographie der Salt-Range-Fossils niedergelegt sind, haben bahnbrechend gewirkt. — Waagen hatte in den letzten Jahren wegen Kränklichkeit seinem Lehrberuf nur schwer nachkommen können. Die Wiener Universität verliert in ihm wieder eine ihrer Zierden.

---

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Wilhelm Bölsche: Ernst Haeckel. Ein Lebensbild. (Männer der Zeit. Herausgegeben von Gustav Diercks. VIII.) Dresden u. Leipzig, Carl Reißner 1900. — Fanny Lewald: Gefühltes und Gedachtes (1838—1888). Herausgegeben von L. Geiger. Dresden, Leipzig, Heinrich Minden 1900. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Ungarn. 344. Lieferung. V. Band (2. Abtheilung). 25. Heft. Wien, Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung. — Heinrich Dietzel: Das neunzehnte Jahrhundert und das Programm des Liberalismus. Rede. Bonn, Röhrscheid u. Ebbecke 1900. — v. François: Lehren aus dem südafrikanischen Kriegen für das deutsche Heer. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900. — Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristenthums. Herausgegeben von Dr. E. Preuschen. 1900. 1. Jahrgang. 1. Heft. Gießen, J. Ricker (Alfr. Töpelmann). — Verein zur Unterstützung hülfsbedürftiger deutscher Reichsangehöriger in Moskau. 20. Jahresbericht 1899. Moskau, H. Ließner u. A. Goeschel 1900. — Graphologische Monatshefte. Organ der deutschen Graphologischen Gesellschaft. 4. Jahrg. Nr. 1 u. 2. München, Karl Schüler (A. Ackermanns Nachf.) 1900. — Dr. Friedr. Prinzing: Die soziale Lage der Wittwe in Deutschland. II. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft", III. Band, 3. Heft.) Berlin, Georg Reimer 1900. — Ein Wort zur Schulfrage. Eine ernste und dringliche Mahnung zu einer zeitgemäßen Reform unsrer höheren Schulen, namentlich der Gymnasien. 2. Aufl. Wiesbaden, L. Schellenberg 1900. — *Aug. Ehrhard:* Le Théâtre en Autriche. Franz Grillparzer. (Nouvelle Bibliothèque litteraire.) Paris, Société française d'imprimerie et de librairie, Ancienne librairie Legène Oudin et Cie. 1900. — Adalbert Stifter: Kutzensilber; Das alte Siegel; Brigitta. (Allgemeine National-bibliothek. 244—249.) Wien, C. Daberkow. — Otto Funcke: Die Fußspuren des lebendigen Gottes in meinem Lebenswege. II. Band. 1.—6. Aufl. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel 1900. — E. Zola: Der Zusammenbruch. Der Krieg von 1870/71. Illustrirt. 2. Lfg. Stuttgart, Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben. I. Serie: Der schöne Mensch in der Kunst aller Zeiten. 32. u. 33. Lfg. München, Leipzig, G. Hirths Kunstverlag 1900. — Ottomar Beta: Deutschlands Verjüngung. Zur Theorie und Geschichte der Reform des Boden- und Kreditrechts. Heft 1 und 2. Berlin, J. Harrwitz Nachf. 1900. — *Didascaliae apostolorum.* Fragmenta ueronensia latina. Ed. Edmundus Hauler. 1. Lfg. Leipzig, B. G. Teubner 1900. — Adolf Harnack: Geschichte der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 3 Bde. Berlin, Reichsbuchdruckerei 1900. — Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1899. 6. Jahrg. Hggb. von E. Vogel. Leipzig, C. F. Peters 1900. — K. Frankhauser: Liebe und Leben. Moderne Gedichte. 2. Aufl. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) 1900. — Edmund Ungerer: Eine Kirche der Wüste in Lothringen. Erinnerungsblätter aus Courcelles-Chaussy. Ebd. 1900. — *Fondazione Villari.* Firenze, G. Barbèra 1900. — Justus Expertus: Eine Denkschrift zur Frage der Gehaltsaufbesserung des katholischen Klerus. Würzburg, Andreas Göbel 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Paul Heyse als Uebersetzer.

Von Franz Muncker.

II.

Das Höchste aber in der Kunst einer treuen und zugleich lebensvollen, wahrhaft dichterischen Verdeutschung leistete Heyse doch in seinen zahlreichen Uebertragungen aus der italienischen Kunstpoesie der letzten 120 oder 130 Jahre. Daß er einzelne dieser Uebertragungen, und gerade mit die schwierigsten, in Zeiten drückendster Sorge vollendete, in denen ihm die Heiterkeit des Geistes zu eigenem Schaffen fehlte, sieht man ihnen nirgends an. Und doch bekennt er selbst in seinen „Jugenderinnerungen“, daß er sich 1862 über die letzten, trostlosen Wochen in der tödlichen Krankheit seiner ersten Gattin durch die „halb mechanische Uebersetzermühe am Giusti“ hinübergeholfen habe. Ursprünglich sollten diese Nachdichtungen die Grundlage und zugleich den Schmuck eines großen wissenschaftlichen Werkes bilden, das eine ausführliche, auf genauer philologisch-historischer Forschung beruhende Darstellung der neueren italienischen Literatur darbieten sollte. Den Gedanken an die weitschichtige gelehrte Arbeit gab Heyse bald wieder auf; nur vereinzelte Vorstudien dazu, die uns die Nichtvollendung des Ganzen lebhaft bedauern lassen, theilte er in Einleitungen (oder auch Anmerkungen) zu Parini, Alfieri, Monti, Foscolo, Manzoni, Belli, Nievo und Anderen, besonders aber zu Leopardi und Giusti mit. Bei den Dichtern des Uebergangs aus dem 18. in das 19. Jahrhundert, namentlich bei Vincenzo Monti, erkennt man noch deutlich, wie der Uebersetzer nur der dienende Genosse des Literarhistorikers sein wollte; was Heyse aus ihren Werken verdeutschte, sollte vornehmlich dazu dienen, die geschichtlich-ästhetische Charakteristik, die er ihnen widmete, durch anschauliche Beispiele zu bekräftigen. Andere Dichter wieder, so besonders Ippolito Nievo, suchte er durch seine wissenschaftliche Arbeit sowohl wie durch seine künstlerische Wiedergabe einer unverdienten Vergessenheit zu entziehen, die ihnen fast sogar im eigenen Vaterlande drohte. Um sich andauernd und liebevoll mit einem italienischen Autor zu beschäftigen, bedurfte es für Heyse keineswegs einer völligen Uebereinstimmung mit dessen Weltanschauung oder auch nur mit dessen künstlerischen Grundsätzen. Bei dem Italiener, dessen Werke er am vollständigsten übertragen hat, bei Leopardi, betonte er ausdrücklich, daß er sich mit dessen tiefsten Ueberzeugungen in Widerspruch fühle, und als er erst vor wenigen Jahren (1896) mehrere spätere Gedichte von Ada Negri mit gewohnter Meisterschaft übersetzte, verwahrte er sich entschieden in einem scharf tadelnden Vorwort gegen einseitige Uebertreibungen und Geschmacklosigkeiten in ihren neuesten Versuchen. Aber indem er eine große Anzahl der Satiren Giusti's mit einer ganz eigenartig reizvollen Kunst verdeutschte, kämpfte er zugleich persönlich mit klarem Bewußtsein gegen die „abstrakte Weisheit der alten Aesthetik“, die der politischen Dichtung überhaupt einen höheren künstlerischen Werth absprach.

Heyse bekannte gelegentlich selbst, daß eine wörtliche Wiedergabe dieser Kunstdichtungen im Deutschen unmöglich sei. Dennoch rang er immer wieder in heißem Eifer mit unsrer Sprache, um dem italienischen Wortlaute so treu zu bleiben, als er nur irgend konnte, und namentlich bei den älteren Dichtern des letzten Jahrhunderts und bei denen, die ernstere Töne anschlugen, erreichte er fast durchaus in bewundernswürdiger Weise sein Ziel. So gelang es ihm z. B., die schwierigsten Stellen in Alfieri's Trauerspielen, wo die Reden in die knappste Kürze zusammengedrängt erscheinen, genau von Wort zu Wort zu verdeutschen, so daß kein Ausdruck von Belang verloren ging und zudem das männliche Pathos, der eherne Ton des italienischen Tragikers glücklich gewahrt blieb. Doch freilich, wer sich mit solchem Erfolg an die Uebersetzung Shakespeare's wagen durfte, dem konnte die trotz allem Streben nach kraftvoller Kürze breitere Rhetorik Alfieri's keine unüberwindlichen Hindernisse bereiten. Und mit gleichem Geschick gab er die epische Sprache Monti's mit ihrem reichen Bilderschmuck unverkümmert und keines Zieraths beraubt wieder. Besonders aber wußte er mit merkwürdiger Treue, ohne am Wortlaut mehr als ganz unscheinbare Kleinigkeiten zu ändern, vor allem aber ohne einen gedanklichen Begriff oder eine sinnliche Vorstellung seines Originals zu opfern, die meisten Gedichte Leopardi's zu verdeutschen.

Hier und da wohl zwang ihn der Reim zu einer kleinen Freiheit im Ausdruck, etwa zur Einfügung eines Wortes oder zu einer Art von Verschiebung der Glieder im Satzgefüge, so daß er z. B. einen doppelgliedrigen Ausdruck, der im Italienischen aus zwei Hauptwörtern oder aus zwei Adverbien bestand, im Deutschen durch zwei Eigenschafts- oder zwei Zeitwörter ersetzte; der Sinn und Ton seiner Vorlage, der Stil des ausländischen Dichters, auf dessen strenge Wahrung durch den Uebersetzer Heyse mit vollem Recht stets das größte Gewicht legte, wurde dabei nicht geschädigt. Man vergleiche zur Probe einige Verse aus Leopardi's erster Ode („An Italien“):

> .... Piangi, chè ben hai donde, Italia mia,
> Le genti a vincer nata
> E nella fausta sorte e nella ria ...
> Come cadesti o quando
> Da tanta altezza in così basso loco?

.... Ja, wein' Italien! Du hast Grund zu weinen;
Dir fiel das herbe Loos,
An Glück und Elend unerreicht zu scheinen!...
Wie stürztest du hinab
So tief von solcher Höh' und brachst zusammen?

Nur äußerst selten erscheint ein von Heyse zur Füllung des Verses eingeschobenes Wort als überflüssig oder gar als störendes Flickwort. So würde man etwa in der vierten Strophe derselben Ode in der Zeile „Die hochgesinnten Seelen" das im Italienischen fehlende Beiwort auch im Deutschen gern missen, weil die nämlichen Seelen erst wenige Verse vorher „frei und hochgemuthet" gepriesen worden sind. Und wenn es in der zweiten Strophe des zwanzigsten Gedichts („Die Auferstehung") heißt:

Was irgend nur das Leben
Uns lieblich macht zumal

für das italienische

Qualunque cosa al mondo
Grato il sentir ci fa,

so bekundet sich das letzte Wort der Uebersetzung unverkennbar als eine recht entbehrliche Zuthat, die nur dem Reim ihr Dasein verdankt. Aber ist es auch für den größten Formenkünstler der Welt möglich, bei einer dichterischen Uebersetzung in Reimen immer und überall ohne solche Nothbehelfe, die man sich freilich gern sparen würde, auszukommen? Ist es nicht vielmehr fast ein Rätsel, daß Heyse nicht öfter zu ihnen seine Zuflucht nehmen mußte? Zumal, da er es sich zum Gesetz machte, die Reimfolge des Italienischen durchweg beizubehalten und den einzelnen Versen mit verschwindend geringen Ausnahmen fast immer dieselbe, beständig wechselnde Länge zu geben, die sie im Grundtext hatten. Mit Absicht hingegen vertauschte er die im Original beinahe durchgehends weiblichen Reime häufig mit männlichen, um nicht den Charakter leidenschaftlicher Kraft, den Leopardi's Vers im großen und ganzen im Italienischen aufweist, durch eine falsche äußerliche Treue in sein Gegentheil, in weichliche Schwäche, zu verkehren. Desto strenger wahrte er wieder die rhythmischen Eigenthümlichkeiten dieser Dichtungen, das regelmäßige Hinübergreifen der Sätze und Satztheile von einem Vers in den anderen, das wesentlich dazu beiträgt, den Eindruck einer nicht sorgsam vorbereiteten und geglätteten, sondern im Drang des Augenblicks improvisirten Rede zu erzielen.

Unter den späteren italienischen Lyrikern gestattete namentlich Carducci dem Uebersetzer oft eine wörtliche Wiedergabe seiner Verse, weniger in seinen gereimten Gedichten, als in jenen freien Nachbildungen antiker Silbenmaße, die er in bescheidener Erkenntniß ihres dem echten Alterthum vielfach widerstrebenden rhythmischen Grundcharakters „Odi barbare" nannte. Hier war es die Pflicht des deutschen Uebersetzers, die antiken Versmaße strenger durchzuführen und sich nur, etwa in der Sapphischen Strophe, jene kleinen Freiheiten zu erlauben, deren sich unsre Dichtung in griechisch-römischen Formen seit Klopstock und seinen ersten Schülern schon wiederholt bedient hat. Richtig in diesem Sinn erfaßte Heyse seine Aufgabe und führte sie mustergültig durch. Vom Wortlaut seiner Vorlage entfernte er sich auch im einzelnen fast niemals; aber dem Stil der antikisirenden Ode im Deutschen gemäß wählte er öfters etwas voller klingende Wörter, als der Italiener gebraucht hatte. Kunstvoll und ohne jede Spur eines Zwanges wahrte er wieder überall den Rhythmus des Originals; wieder wie bei Leopardi, bildete er die reichliche Verwerthung des Enjambements in diesen italienischen Gesängen auf das glücklichste nach. Bei den gereimten Gedichten Carducci's war es freilich nicht möglich, mit ängstlicher Treue Wort für Wort im Deutschen wiederzugeben. Wie sicher und schön Heyse aber bei aller Freiheit im einzelnen auch hier Sinn und Ton seiner Vorlage zu treffen wußte, beweisen neben dem schwungvollen, schmuckreichen Preislied auf den Reim mehrere Sonette, von denen besonders eines, über die Pflege dieser lyrischen Form selbst bei verschiedenen italienischen Dichtern, ungewöhnliche Anforderungen an die Kunst des Uebersetzers stellte:

Dante il mover gli diè del cherubino
E d'aere azzurro e d'òr lo circonfuse:
Petrarca il pianto del suo cor, divino
Rio che pe' versi mormora, gl'infuse.

La mantuana ambrosia e 'l venosino
Miel gl'impietrò da le tiburti muse
Torquato; e come strale adamantino
Contro i servi e' tiranni Alfier lo schiuse.

La nota Ugo gli diè de' rusignoli
Sotto i ionii cipressi e dell' acanto
Cinsel fiorito a' suoi materni soli.

Sesto io no, ma postremo, estasi e pianto
E profumo, ira ed arte, a' miei di soli
Memore innovo ed a i sepolcri canto.

Von den Schwierigkeiten, die es bei der Verdeutschung dieser Verse zu überwinden galt, läßt Heyse's Nachdichtung nicht das Geringste bemerken:

Dante verlieh ihm eines Cherubs Gang
Und hüllt' es in Azur und gold'nen Schein.
Petrarch ergoß sein blutend Herz hinein,
Daß durch die Verse rauscht ein Himmelsklang.

Mantua's Ambrosia mischt' in seinen Sang
Und venusinischen Honig, süß und rein,
Tasso, indeß der Herrn und Sklaven Reih'n
Alfieri's Lied, ein Demantpfeil, durchdrang.

Ugo's Sonett klingt wie das süße Schlagen
Der Nachtigall aus jonischen Cypressen
Und dem Akanthus seiner heimischen Lüfte.

Der Sechste nicht, der Letzte nur — mein Klagen
Und Jauchzen, Zürnen, Lieben unermessen
Vertrau' ich ihm, ein Hüter nur der Grüfte.

Mühelos, auch wo sie nur nach harter Arbeit zustande kommen konnten, klingen Heyse's Uebersetzungen aus der neueren italienischen Dichtung durchweg; alle lesen sich, als ob sie deutsche Originalschöpfungen wären, gleichviel ob er die wehmüthigen Lieder dall' Ongaro's, die farbenfrischen Skizzen Nievo's, die bald sehnsuchtsvoll-innigen, bald leicht scherzenden Gedichte Zendrini's oder den drastisch-derben Witz und die naiven Anzüglichkeiten Belli's, die lachende Satire Fusinato's, die Heine'schen Cynismen eines Stecchetti oder die humoristisch-plaudernden Spöttereien eines de Amicis nachzubilden versuchte. Und konnte er auch etwa den volksthümlichen Sonetten Belli's nicht die leichte mundartliche Färbung geben, die ihren eigenthümlichen Reiz im Italienischen noch erhöht, oder mußte er bei den lustig harmlosen wie bei den ingrimmigen Spöttern aus den letzten Jahrzehnten mitunter einen ironischen Einfall, eine satirische Vorstellung bloß durch einen ähnlichen Einfall, durch eine verwandte Vorstellung ersetzen, in der lebendigen Unmittelbarkeit seiner Verdeutschung bewährte er sich immer wieder als unübertrefflichen Meister. Scheint z. B. nicht der drollige Stoßseufzer, mit dem Edmondo

de Amicis seinem Aerger über den geringen buchhändlerischen Absatz vielgelesener Bücher Luft machte, jeder Uebersetzung zu spotten?

Comprò il mio libriccino un giovanetto
Che lo imprestò il dì dopo al professore,
Donde passò per man d'otto signore
Di cui ciascuna ha un mezzo milionetto;

L'ottava un giorno lo imprestò al Prefetto,
Dei libri d'altri fervido lettore,
E dal Prefetto andò a toccare il cuore
Di tutti gl' impiegati di concetto.

L'ultimo a cui cascò sul tavolino
Lo spedì a Siracusa a la sua Fille,
Che lo mandò a un marchese di Torino;

E questi oggi mi disse: — Eh! lei fa banco,
Lei vende i suoi volumi a mille a mille . . .
(Ladri! Fra tutti m' hanno dato un franco!)

Und haben etwa die Verse von allem, was ihnen Reiz und Werth verlieh, in Heyse's Wiedergabe auch nur ein Titelchen verloren?

Mein Büchlein kaufte sich ein Musensöhnchen,
Von dem es dann der Herr Professor lieh.
Dann bei acht Damen zirkulirt' es, die
Besitzen sämmtlich so ein halb Milliönchen.

D'rauf kam es zum Präfekten vom Cantönchen,
Der eifrig liest geborgte Poesie;
Und die Beamten dann, wie rissen sie
Sich um das Buch! Ein wahres Sensatiönchen!

Der letzte, der es las von diesen Braven,
Schickt es nach Syrakus an seine Holde,
Die sandt' es nach Turin an einen Grafen.

Der sagt mir heut': Sie bringen was zustande!
Man wiegt Ihr Buch ja förmlich auf mit Golde.
(Spitzbuben! Einen Franc die ganze Bande!)

Aber ungleich schwieriger als die meisten dieser Gedichte mußten sich für den deutschen Uebersetzer die Satiren Giusti's erweisen. Hier wurzelte alles in den Stimmungen der Zeit, Anspielungen auf Ereignisse und Persönlichkeiten der Zeitgeschichte drängten sich aller Orten hervor, und zwar nicht zum wenigsten Anspielungen auf solche Menschen und Begebenheiten oder Zustände Italiens, die dem deutschen Leser völlig fremd waren oder ihn gleichgültig ließen, während sie das italienische Publikum lebhaft erregten. Dazu kam ein geistreich bewegter, nicht selten prickelnd und aufwiegelnd wirkender Vers, bisweilen überdies mit unnachahmlichen Reimkunststücken ausgestattet, und eine volksthümlich lebendige, sinnlich kraftvolle, zwischen den verschiedenen Tonarten munter wechselnde Redeweise, die sich durch zahlreiche Ausdrücke und Wendungen aus der toscanischen Umgangssprache beständig bereicherte und erfrischte. Und doch fühlte sich Heyse gerade auch durch diese Schwierigkeiten gereizt: galt es doch, einen wirklich großen Dichter, der vollen Anspruch auf einen Ehrenplatz in der Weltliteratur hatte, in Deutschland einzuführen, wo man ihn bis dahin so gut wie gar nicht kannte.

Auf wörtliche Wiedergabe des Grundtextes mußte er hier freilich nahezu von vornherein verzichten. Silbengetreu hat er fast nur das letzte Gedicht Giusti's übertragen, das innige Gebet des Sterbenden, der um Erlösung fleht:

Alla mente confusa
Di dubbio e di dolore
Soccorri, o mio Signore,
Col raggio della fè.

Sollevala dal peso
Che la declina al fango;
A te sospiro e piango,
Mi racommando a te.

Sai che la vita mia
Si strugge appoco appoco
Come la cera al foco.
Come la neve al sol.

All' anima che anela
Di ricovrarti in braccio,
Rompi, Signore, il laccio
Che le impedisce il vol!

Heyse hat die ergreifenden Verse unvergleichlich schön übersetzt. Nicht einmal von der melodischen Zartheit des Originals, die ihm selbst unnachahmlich schien, ist dabei viel verloren gegangen.

Den Geist, der sich verloren
In Zweifelsnacht und Qualen,
Ach, mit des Glaubens Strahlen,
Mein Gott, erleucht' ihn mir!

Erheb' ihn unter Lasten,
Die in den Schlamm ihn senken;
Herr, wolle mein gedenken,
Ich weine bang nach dir.

Du weißt es, wie mein Leben
Langsam vergeht am Schmerze,
Wie Wachs sich an der Kerze,
Am Mittag Schnee verzehrt.

Es schmachtet längst die Seele,
Daß sie zu dir sich rette;
Brich, o mein Gott die Kette,
Die ihr den Flug verwehrt!

Bei den für ihren Verfasser weit mehr bezeichnenden satirischen Gedichten mußte Heyse sehr oft zufrieden sein, wenn er zwar nicht Wort für Wort, aber doch Strophe für Strophe so verdeutschen konnte, daß weder vom Ton und Sinn, noch von den bildlichen Vorstellungen seiner Vorlage etwas eingebüßt wurde; ja das eine und andere Mal bekannte er offen, daß ihm trotz aller Mühe nur ein schwacher Nachklang des Originals gelungen sei, besonders bei Gedichten voller zeitgeschichtlicher Anspielungen in leicht gebauten Strophen von kurzen Versen, wo der deutsche Uebersetzer nimmermehr das volle Verständniß des Inhalts bei seinen Lesern voraussetzen durfte und sich überdies durch den geringeren Reichthum unsrer Sprache an Reimwörtern schwer gehindert fühlte. In solchen mißlichen Fällen half er sich auf die mannichfaltigste Weise. Er ließ einen Ausdruck Giusti's, der im Deutschen unklar oder allzu nüchtern gewesen wäre, ganz fallen und deutete nur den Sinn der italienischen Worte an. Wenn es z. B. in den Versen von Girolamo Tommasi „Wie diese Gedichte entstanden sind" (Strophe 26) hieß, Michele di Lando und Masaniello, die sich zuerst als Volksfreunde ausgaben, hätten später aus dem Becher des Verräthers Judas so kräftig getrunken, daß sie kein „R" mehr aussprechen konnten („bere al fiasco di Giuda e perder l'erre"), so war hier eine kurze wörtliche Uebersetzung im Deutschen kaum möglich; Heyse mußte wohl oder übel zu einer etwas kahleren Wendung greifen:

So trank ein Masaniello, ein Michele
Di Lando taumelnd Judas' Becher leer.

Ein andermal vermehrte und verstärkte er, um Vers und Reim bequemer bilden zu können, den Ausdruck des Originals in seiner Wiedergabe. Das „Stoßgebet“ am Schlusse des Gedichtes „An einen Freund“, im Italienischen schon nicht allzu höflich,

Degnatevi, o Signore
D'illuminar la gente
Sui bindoli di cuore,
Teologi di mente,

wurde auf solche Weise im Deutschen noch gröber:

Wie lang, Herr, soll die dreiste
Brut mit dem Heil'gen scherzen,
Theologie im Geiste
Und Niedertracht im Herzen!

Wieder in einem anderen Fall sah er sich gegen seine sonstige Gewohnheit genöthigt, auf den mehrzeiligen Reim Giusti's zu verzichten, um dafür die kurzen Verse und möglichst viel vom Wortlaut des Italienischen in seine Nachbildung herüberzuretten; so in dem kleinen Zwiegespräch des Dichters mit den Helden hinterm Ofen. Dann und wann ließ er sogar einen fremden Ausdruck, den er wegen des Reims nicht entbehren konnte, in seiner Uebertragung stehen; so verwandelte er am Schluß der ernsten Satire „Die Resignation“ die italienischen Worte „prudenza“ und „pigrizia“ nur in die fast gleichlautenden lateinischen Worte, weil der Reim „Servite Domino in laetitia“ durch das Original vorgeschrieben war.

Manchmal wurde durch seine Veränderungen des Wortlauts der Ton an einer einzelnen Stelle seiner Wiedergabe um einen Grad edler oder stolzer als im Grundtext; das glich sich aber stets sehr bald wieder aus, weil nicht selten auch im Deutschen ein niedrigerer Ausdruck als im Italienischen gewählt werden mußte. So übersetzte z. B. Heyse in demselben Gedicht an Tommasi, in welchem seine Umschreibung des „perder l'erre“ vielleicht etwas schwungvoller als die italienische Rede ausgefallen war, in der vorletzten Strophe das einfache „nel mio volgare“ durchaus zutreffend, aber zweifellos derber: „wie der Schnabel mir just gewachsen“. Auf einzelne Milderungen drastischer Ausdrücke, deren wörtliche Wiedergabe im Deutschen nicht zu erreichen war, hat überdies Heyse selbst gelegentlich aufmerksam gemacht. Im ganzen erfüllte er auch bei dieser allerschwierigsten Aufgabe, die er sich als Uebersetzer je stellte, mit einer Meisterschaft, die immer wieder zu neuer Bewunderung fortreißt, das oberste Gesetz jeder künstlerischen Nachdichtung: er folgte den Worten Giusti's so treu, wie es der Geist der deutschen Sprache und die Rücksicht auf das geringere Verständniß deutscher Leser für Einzelheiten der italienischen Geschichte zuließen, änderte am Sinn seiner Vorlage nicht das Mindeste, bildete aber vor allem sorgfältig den jeweiligen Ton des Originals nach, das, was unausgesprochen wie ein geistiger Hauch über den Buchstaben lag, den persönlichen, charakteristischen Stil seines Dichters. Alle Schattirungen der Ironie und Satire, vom harmlosen, leicht spöttischen Lächeln bis zum vernichtenden Hohn wußte er genau, wie sie der italienische Text aufwies, im Deutschen nachzuzeichnen, und ebenso glücklich mischte er bei den friedlich und freundlich gestimmten Gesängen Giusti's die ernsten oder heiteren Farben in seiner Uebersetzung vollkommen so, wie sie die Empfindungen der Liebe und der Freundschaft, die Erinnerung an Jugend und vergangenes Glück, die Bewunderung für die alten Meister seines Volkes auf die Palette des italienischen Dichters aufgetragen hatten. Der Vers für Vers nachprüfende Leser kann zweifelhaft werden, worin sich Heyse's Kunst mehr offenbare, in der Verdeutschung der großen, bitteren Satiren wie „Gingillino“, „Der Wahrsager“, „Die Verlobung“, „Tagesgespräche“ oder in der Wiedergabe der innigen, bald sehnsüchtig träumenden, bald wehmüthig zarten Sonette und Oden an geliebte Freunde und Freundinnen.

Als brauchbare Vorarbeit für den künftigen Geschichtschreiber der neueren und neuesten italienischen Literatur hofft Heyse bescheiden seine Uebertragungen aus den Werken dieser verschiedenen Dichter dereinst anerkannt zu sehen. Der deutsche Literarhistoriker wird sie viel höher einschätzen müssen: als einen überaus reichen, künstlerisch sehr bedeutsamen Beitrag zu dem, was unser Volk seit den Tagen der Romantik zur Begründung einer Weltliteratur geleistet hat. Unter den deutschen Dichtern, die alle Kräfte anspannten, um diesen großen Gedanken des alten Goethe zur That zu machen, wird Paul Heyse stets als einer der vorzüglichsten Meister ruhmvoll genannt werden.

München, im März 1900.

Zur Gemäldekunde.

Wenn von der Oberfläche der Gemälde gesprochen wird, als wäre die Wirkung der Bilder nur durch sie bedingt, so ist das zu allgemein und streng genommen ungenau. Sie bestimmt ja am meisten den Eindruck, und Viele mögen sich auch mit dieser allgemeinen Ausdrucksweise begnügen. Der beschauende Künstler sucht schon etwas tiefer zu gehen. Er weiß nicht nur davon, daß die Wirkung wesentlich verschieden ist, je nachdem die Fläche glatt, rauh oder von merklichem Relief ist, sondern auch davon, daß die Wirkung in vielen Fällen durch alle Farbenschichten bis hinunter zur Untertuschung, ja bis zum Grunde und von diesem selbst beeinflußt wird. Er beachtet Material und Technik mit Aufmerksamkeit. Für den Kunsthistoriker und für den empirischen Kenner gewinnen solche Dinge noch mehr Bedeutung, da sie ihnen wichtige Winke geben zur Bestimmung und Beurtheilung der Gemälde, d. h. zur Beantwortung der Fragen nach dem Urheber, nach dem Alter und nach allem, was sich an diese zwei wichtigsten Punkte knüpft. Ein Erkennen von Fälschungen wird ohne Kenntniß der Maltechniken und des Materials nicht möglich sein.

Im folgenden gebe ich keine zusammenfassende Darstellung der angedeuteten Angelegenheiten, sondern nur einige Hinweise auf Einzelnes, das mir bisher zu wenig beachtet erschien; im allgemeinen betrifft es Erfahrungen über Malbretter.

Vor Jahren schon bedauerte F. v. Alten in einem Aufsatze „Flüchtige Bemerkungen über die Abfassung von Verzeichnissen für Gemäldegalerien“ (in Rob. Naumanns „Archiv für die zeichnenden Künste“ XV (1869) S. 233), daß bei der Angabe der Materialien die allgemeinen Ausdrücke, wie Holz und Stein zu dürftig seien. Die Mahnung wurde zwar beachtet, doch dauerte es ziemlich lange, bevor weite Kreise auf die Angelegenheit aufmerksam wurden. Scheibler zählte im Repertorium für Kunstwissenschaft von 1887 (S. 275) nur fünf Galeriekataloge auf, in denen die Holzarten der Malbretter berücksichtigt sind. Der älteste Katalog dieser Art scheint der F. v. Alten'sche für die Oldenburger Galerie zu sein. Die erste Auflage erschien 1867. Nach und

nach folgten andere Galerien, 1877 Emden, 1878 Berlin, und später viele andere, so daß man heute bei einem wissenschaftlichen Gemäldeverzeichniß Anspruch darauf erhebt, über die Materialien der Unterlagen nach Möglichkeit unterrichtet zu werden, auch wenn leider sonst in derlei Büchern und Heften noch gar wenig über die materielle Beschaffenheit der Gemälde zu finden ist.[1])

Holz gehört zu den häufigsten Unterlagen für Gemälde. Holzgrund, der zum Malen tauglich sein soll, besteht gewöhnlich aus einem Brett, das wenigstens auf einer Fläche behobelt ist. Das Brett wurde von jeher passenderweise aus gleichmäßigem Holze geschnitten, wobei daran erinnert sei, was der Botaniker unter Holz versteht und was für Malbretter als Holz gilt. Der Pflanzenphysiolog Jul. Wiesner sagt: „Unter Holz versteht man den von der Rinde befreiten Theil der Stämme, Aeste und Wurzeln baum- oder strauchartiger Gewächse.“ Auch betont Wiesner, daß zum Begriffe Holz „eine gewisse Gleichartigkeit im Gefüge“ gehöre.[2]) Aehnlich mit mehr oder weniger Anwendung botanischer Terminologie äußern sich andere Pflanzenkundige. Für Malbretter dürfte Wurzelholz und Astholz kaum in Betracht kommen; auch wurde von jeher aus dem Holze im botanischen Sinne fast stets nur das gleichmäßige Kernholz ohne Splint und ohne Mark ausgewählt, wenn es sich um Unterlagen für Gemälde handelte. Nach den Erfahrungen der Handwerker hat sich längst eine Bevorzugung des dauerhaften Materials vor dem leicht vergänglichen herausgebildet. Wohl hängt es damit zusammen, daß gerade das widerstandsfähigste Holz, das die Wälder Mittel-Europas kennen, das Eichenholz, der meist benutzte Stoff für Malbretter ist, wenigstens im Norden. Französische Bilder des 16. Jahrhunderts, niederdeutsche und niederländische Gemälde aller Zeiten bis nahe an die Gegenwart, altenglische Bilder bevorzugen auffallend das Holz verschiedener Eichenarten. Gewöhnlich ist es an seiner mittel dunkelbraunen Farbe, an der hohen Härte, die man mit Hülfe des Nagels spürt, der keine tiefen Furchen zu ziehen vermag und an dem eigenthümlichen Verlauf der „Poren“, das ist der mit freiem Auge sichtbaren auffallenden Gefäße leicht und sicher zu erkennen. An Längsschnitten, wie man sie stets auf der Rückseite der Bilder zu sehen bekommt, sehen die Gefäße aus wie seichte rauh begrenzte kleine Rinnen. Ihr Verlauf ist leicht wellig in verschiedenen Ebenen, so daß eine Gefäßrinne (Pore) auf dem Längsschnitte bald erscheint, bald verschwindet, bald nach links oder rechts etwas ausweicht, wenn man ihr zu folgen versucht. Da stets mehrere Poren nahe nebeneinander verlaufen und dann wieder eine Strecke dichteren Holzes frei lassen, sieht der Längsschnitt gestreift aus. Bei verschiedenen Eichenarten ist die Art der Gefäßstreifen ein wenig verschieden, doch dürfte es schwer halten, mit unbewaffnetem Auge bestimmte Unterscheidungen zu machen. Die Markstrahlen zeigen sich bei den Eichenarten, die ich kenne, im frischen Längsschnitt als dunklere Streifen im hellbraunen Holze. Die Zone der Gefäße dürfte bei der Steineiche (Quercus sessiliflora, auch Wintereiche genannt) und bei der Zerreiche (Quercus Cerris, auch Burgundereiche) durchschnittlich mehr ausgebildet sein als bei der Sommereiche (Quercus pedunculata) und bei der französischen Eiche (Quercus pubescens).

Den Querschnitt sieht man bei Bildern gewöhnlich an den Schmalseiten, aber meist in einem Zustande, der eine genaue Untersuchung mit der Lupe schwer macht. Im Querschnitt sind verschiedene Eichenarten leichter zu unterscheiden, wie man aus den Abbildungen bei Wiesner (Rohstoffe S. 607) entnehmen mag. Wer Eichenbrettchen mit scharf zugeschnittenen rechtwinkligen Kanten aufmerksam betrachtet, findet bald die Verbindung dessen, was er auf den Querschnitten und auf den Längsschnitten sieht. Neulinge pflegen darüber zu staunen, daß die Markstreifen im Querschnitt hell, im Längsschnitt dunkel aussehen.

Der Querschnitt eines Eichenstammes[3]) lehrt, daß die Gefäße, die hier als rundliche Löcher auftreten, in Zonen angeordnet sind. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß auf jeden Jahresring eine Gefäßzone kommt, die einem Ringe von Poren gleicht. Hölzer von dieser Art des Querschnittes nennt man ringporige Hölzer. Sie zeigen im Längsschnitte deutliche Gefäßstreifen. Die merklichen Gefäßstreifen fehlen bei anderen Holzarten, bei denen im Querschnitt die Poren nicht auf Zonen, sondern mehr gleichmäßig vertheilt sind. Man nennt solche Hölzer, zu denen beispielsweise die Pappel, Buche und der Ahorn gehören, zerstreutporige Hölzer. Mit zerstreutporigen Hölzern wird ein Kundiger die Eiche niemals verwechseln, dagegen gibt es Malbretter von ringporigen Bäumen, die mit Eichenholz gewisse Aehnlichkeiten haben. Namentlich scheint mir das Holz der echten Kastanie (Edelkastanie, Castanea vesca) in Farbe, Härte und Faserung dem Eichenholz so nahe verwandt, daß ich bei raschem Urtheile eine Verwechslung dieser beiden Holzarten nicht für unmöglich halte. Den Hauptunterschied finde ich für's freie Auge darin, daß beim Holze der echten Kastanie die Markstrahlen weder im Längsschnitt noch im Querschnitt besonders auffallen, wogegen Eichenholz sich unschwer erkennen läßt.[4]) Die Gefäßstreifen des Kastanienholzes dürften durchschnittlich mehr geradlinig verlaufen als die des Eichenholzes. Statt der Markstrahlen sieht man auf Längsschnitten eingestreute seichte Gefäßfurchen zwischen den Gefäßstreifen. Bei lombardisch aussehenden Bildern des 16. Jahrhunderts, deren Stil aber fremde Einflüsse verräth, kann die Unterscheidung zwischen echter Kastanie und Eiche von Interesse sein. Eichenholz würde eine Ueberprüfung hauptsächlich auf niederländischen Ursprung nahe legen, Kastanienholz dagegen auf den Süden deuten.

Weniger drohend als die Verwechslung der Eiche mit der Kastanie wäre die mit dem Wallnußbaum (in Süddeutschland schlechtweg Nußbaum genannt). Schon die Farbe ist sowohl beim Holz des europäischen als auch des amerikanischen Wallnußbaums dunkler, als

1) Hiezu auch W. Schmidt im Repert. f. K.-W. XII., 215 f. und mein Handbuch der Gemäldekunde, S. 12 f., wo noch andere Literatur genannt ist.

2) Vergl. Wiesner: Die Rohstoffe des Pflanzenreichs (1873) S. 517, auch M. Büsgen: Bau und Leben unsrer Waldbäume (1897) und Gust. Hempel u. Karl Wilhelm: Die Bäume und Sträucher des Waldes in botanischer und forstwirthschaftlicher Beziehung (1, 1889) S. 13. In den genannten Werken findet sich an mehreren Stellen eine reichliche Uebersicht über die einschlägige Literatur, zu welcher auch bedeutsame Arbeiten von W. Exner, Nördlinger und Neilreich gehören. Ich verzichte auf weitere Einzelangaben. Das Werk von Hempel u Wilhelm ist noch nicht abgeschlossen. Hr. Dr. Fortunat Schubert-Soldern war so freundlich, mich mündlich auf das Erscheinen dieses Buches aufmerksam zu machen.

3) Vergl. hiezu auch Hempel u. Wilhelm a. a. O. I. S. 15 (vergrößerte Abbildung) und II. S. 52 ff. (mehrere verkleinerte Abbildungen von Stammquerschnitten).

4) Vergl. Hempel u. Wilhelm II. 1. Abtheilung S. 36 ff. und Tafel XIX. Das Holz der Roßkastanie kann mit Eiche oder Edelkastanie nicht verwechselt werden. Die Angaben bei Burtin in Traité (2. Aufl. S. 206 f.) sind jedenfalls mit Vorbehalt aufzunehmen. Vermuthlich verwechselt Burtin Edelkastanie und Roßkastanie.

beim Eichenholz und die Vertheilung der Gefäße erweist sich beim Nußholz viel gleichmäßiger, so daß eigentliche lange Gefäßstreifen fehlen.[5]) Nußbaumholz wurde von italienischen Malern im 16. Jahrhundert verwendet. (Beispiele: Berliner Galerie, Antonello da Messina von 1445, ebendort lombardisches Bild Nr. 214 und Garofalo No. 260, ferner Hamburg Galerie Weber No. 27, lombardisches Bild, dem Bernardino dei Conti zugeschrieben; nach Angaben der Kataloge.) Freilich ist sein Vorkommen neben Pappelholz geradewegs als selten zu bezeichnen.

Mahagoniholz von verschiedenen Swietenia-Arten, das bei niederländischen Bildern vorkommt, wenn auch selten genug, ist von der Eiche, Edelkastanie und vom Wallnußbaumholz leicht zu unterscheiden. Auf Längsschnitten sind die Gefäßporen viel gleichmäßiger vertheilt, als bei der Eiche und Edelkastanie. Von der Wallnuß unterscheidet sich Mahagoni besonders durch die fuchsig braune Färbung. Die Härte ist für den Nagelstrich ungefähr dieselbe, wie bei der Eiche. Wiesner (Rohstoffe, S. 576, nach Hooker) theilt mit, daß Mahagoniholz erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in Europa bekannt ist, wohin es von Trinidad gebracht wurde. (Rembrandt hat gelegentlich Mahagoniholz benutzt, vergl. Nr. 812 der Berliner Galerie von 1643 ebendort zwei Jan van Huysum.)

Sehen wir uns noch einige Holzarten an, die für Malbretter in Anwendung gekommen sind. Hölzer der Nadelbäume waren in den Alpenländern und in Mitteldeutschland sehr beliebt. Die italienische Malerei benutzte es selten. Bilder, die man mit Recht dem Andrea Schiavone zuschreibt (Wiener Galerie; die kleinen Cassonebilder) sind auf Fichtenholz gemalt. Auch Pinie ist dort ein seltener Malgrund (Berliner Galerie No. 1175 und 380 B). Anwendung von Zirbenholz (Pinus cembra) dürfte ziemlich bestimmt auf eine Entstehung in den Alpengegenden hinweisen.

Was die Merkmale der Nadelhölzer betrifft, so läßt sich im allgemeinen sagen, daß sie weiche Materialien sind, in denen der Nagelstrich tiefe Furchen zurückläßt. Auf dem Querschnitt sind die Jahresringe gewöhnlich schärfer abgegrenzt, auffallender als bei den Laubbäumen. Das Herbstholz ist dunkler gefärbt. Dies wird besonders an Längsschnitten auffällig, die bei den gewöhnlichen Nadelhölzern eine sehr regelmäßige Streifung aufweisen. Die Streifen entsprechen der Abwechslung von hellerem Frühlingsholz und Sommerholz mit dem dunkleren Herbstholze. Die Streifung der Längsschnitte von Nadelhölzern hat also eine ganz andere botanische Bedeutung, als die bei den ringporigen Laubhölzern (z. B. bei der Eiche, Ulme, Esche), deren Streifen den Gefäßen entsprechen.

Fichtenholz bleibt im Alter hell, wogegen Tannenholz grau wird. Frisches glatt gehobeltes Tannenholz, neben frisches ebenes Fichtenholz gehalten, erscheint mehr röthlich und weniger glänzend.[6]) Beim Tannenholz sind die Jahresringe stark betont, wogegen die Markstrahlen sogar bei starker Vergrößerung wenig auffallen.

Zirbelholz[7]) unterscheidet sich von anderen häufig vorkommenden Nadelhölzern durch das minder auffällige Hervortreten der Herbstholzschichten innerhalb der Jahresringe. Die jährlichen Ansätze sind von geringer oft sehr gleichmäßiger Breite. Die meisten übrigen Unterschiede gehören dem mikroskopischen Befunde an.

Rothbuche, in Mitteldeutschland häufig für Malbretter verwendet, sei hier mit den Worten des Hempel-Wilhelm'schen Buches charakterisirt: „Der zerstreutporige Holzkörper der Rothbuche zeigt röthlich weiße Färbung und sehr ansehnliche, scharf hervortretende Markstrahlen. Auf der radialen Schnittfläche bilden sie auffallende glänzende Spiegel, im Tangentialschnitte zahlreiche kurze, sehr charakteristische spindelförmige Streifchen."[8])

Wie schon angedeutet, beabsichtige ich nicht im mindesten, diesmal alle Holzarten durchzunehmen, die je einmal als Malbretter benutzt worden sind, ja nicht einmal alle häufig vorkommenden sollen besprochen werden. Kann ich doch vermuthen, daß die gegebenen Anregungen genügen werden, den Gegenstand wieder einmal der Aufmerksamkeit kunstwissenschaftlicher Kreise nahe zu rücken.

Die Kenntniß der Holzunterlage kann begreiflicherweise niemals allein zum Bestimmen von Gemälden ausreichen; sie unterstützt aber gewiß in Tausenden von Fällen die Schlüsse, die vom Bilde selbst abgeleitet werden. In schwierigen Fällen wird man auch die kleinste Beihilfe mit Dankbarkeit annehmen.

Dr. Th. v. Frimmel.

5) Zum gemeinen Wallnußbaum (Juglans regia) und zum schwarzen Wallnußbaum (Juglans nigra) vergl. Hempel u. Wilhelm a. a. O. II. 1. Abth. S. 88 und Wiesner a. a. O. S. 613 ff.

6) Vergl. Hempel u. Wilhelm a. a. O. I. S. 16, 31 ff., 93. Wiesner a. a. O. S. 617 ff.

7) Hempel u. Wilhelm I. S. 176 f.

8) Vergl. auch Wiesner: Rohstoffe, und Büsgen: Bau und Leben unsrer Waldbäume. S. 75.

Mittheilungen und Nachrichten.

Geschichte der deutschen Polenliteratur. Von Dr. Robert F. Arnold. Erster Band. Halle a. S. Verlag von Max Niemeyer. 1900. — Das Buch gibt weit mehr, als der Titel verspricht: eine geschichtliche Darstellung der mannichfachen literarisch nachweisbaren geistigen, politischen, und wirthschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu dem Nachbarvolk im Nordosten, begründet auf genauer, in Kern und Wesen eindringender Kenntniß des polnischen Volksthums und Staatswesens, wie der polnischen und der auf Polen bezüglichen deutschen Literatur, und belegt mit trefflich gewählten Probestücken aus dem prosaischen wie aus dem poetischen Schriftthum. Besonders wohlthuend wirkt neben der Gründlichkeit und Zuverlässigkeit des gelehrten Historikers die geschmackvolle, feinsinnige Darstellungsweise, die den Leser von Anfang bis zu Ende fesselt; daneben aber auch der bei aller Objektivität und unparteiischen Kritik stets spürbare Geist eines edlen Humanismus, der dem unglücklichen Volk bei dessen zum größten Theil selbstverschuldeten staatlichen Verfall das menschliche Mitgefühl nicht versagt und den edlen Erscheinungen seiner Geschichte die verdiente warme Sympathie zuwendet. Der vorliegende Band bildet die erste Hälfte des vom Verfasser unternommenen Werkes und führt die Betrachtung bis zur Jahrhundertwende nach der dritten Theilung der Adelsrepublik. Aus Mittelalter und Reformationszeit ist die Ausbeute selbstverständlicherweise minder reichhaltig als aus den späteren Jahrhunderten, und in Betreff der politischen und kulturellen Entwicklung des Polenthums macht die Darstellung natürlich nicht den Anspruch der Vollständigkeit. Vom 17. Jahrhundert an, namentlich mit der Zeit der sächsischen Könige, gewinnen die deutschpolnischen Beziehungen auch in der Literatur an Dichtigkeit und Lebhaftigkeit. Die Periode der Aufklärung findet an der berüchtigten „polnischen Wirthschaft" einen vielverwertheten Stoff zu ihren rationellen Verdikten und Reformideen; die Gewaltakte der Theilungen aber, über die man in der retrospektiven Kritik einer realpolitischen Entwicklung nach Umfluß eines Säkulums kühler zu urtheilen sich gewöhnt hat, erweckten zu ihrer Zeit auch in der deutschen Literatur, selbst von gut preußischer Seite, starke sittliche Entrüstung. Unter den vom Verfasser mitgetheilten Preßstimmen sind namentlich die betreffenden

Gedichte von Zacharias Werner und Seume von höherem Interesse. Höchst beachtenswerth erscheint auch der Nachweis des deutschen literarischen Aufschwungs, der die preußische Herrschaft über polnische Landestheile zur Zeit ihrer größten Ausdehnung begleitete. Chr. Petzet.

Troels-Lund: Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Autorisirte, vom Verfasser durchgesehene Uebersetzung von Leo Bloch. Zweites und drittes Tausend. Leipzig 1900, bei B. G. Teubner. 286 Oktavseiten. (Preis gebunden 5 M.) — Der Verfasser hat sich in dem hier zu besprechenden Buche die ebenso schwierige wie dankenswerthe Aufgabe gestellt, uns von der Weltanschauung, wie sie am Ende des 16. Jahrhunderts speziell im nördlichen Europa vorherrschte, ein möglichst getreues und anschauliches Bild zu entwerfen. Um hiefür die nöthigen Anhaltspunkte zu gewinnen, geht er zunächst bis auf die in grauer Vorzeit liegenden Uranfänge menschlicher Kultur zurück. An der Hand von alten und neuen Forschungsergebnissen bemüht er sich, in das Wesen der Weltanschauungen der ältesten Kulturvölker einzudringen. Er zeigt uns, wie jede dieser Weltanschauungen in einem gewissen Kausalnexus steht mit den klimatischen und sonstigen natürlichen Verhältnissen des Bodens, dem sie entsprossen ist; er führt uns deutlich vor Augen, was allen oder einzelnen dieser Weltanschauungen gemeinsam ist, was sie trennt, wie nicht selten die eine aus der anderen heraus sich entwickelt hat, insbesondere aber, wie sie nach und nach fast alle auf das Geistesleben der Juden und so theils indirekt, theils aber auch direkt, auf die Ausgestaltung des Christenthums und unsrer heutigen Weltanschauung Einfluß gewonnen haben. — In scheinbar zwanglos aneinander gereihten Kapiteln sehen wir die hochentwickelte Sternkunde der Chaldäer und die darauf beruhende assyrisch-babylonische Religion und Sterndeutung, sehen wir die tiefergehende persische Lebensanschauung in der von Zarathustra begründeten Gestalt, die Lehre des indischen Prinzen und Einsiedlers Gotama (Buddha), die komplizirten Verhältnisse in China, die sich schließlich zur Lehre des Kong-tse (Confucius) verdichten, endlich die so hochentwickelte Kultur und den Sonnendienst der alten Aegypter vor unserm geistigen Auge vorüberziehen. Der Verfasser weist dann darauf hin, in welch hohem Maß Moses, der Begründer der jüdischen Religion, dem allein von allen seinen Stammesgenossen die tiefsten, in der Annahme eines einzigen allmächtigen Gottes gipfelnden Mysterien der ägyptischen Priester sich erschlossen, in dem Programm, das er dem eben zu geistigem Dasein erwachten Judenvolk gab, die höchsten Errungenschaften der ägyptischen Kultur verwerthet hat; wie aber auch von Osten, insbesondere von Babylonien und Persien her die jüdische Weltanschauung nach und nach ganz erheblich beeinflußt wurde. Der Kultur der Griechen und dem maßgebenden Einfluß, den die hohen Ideen ihrer Geistesheroen auf die Mit- und mehr noch auf die Nachwelt ausübten, ist begreiflicherweise ebenso, wie der Entstehung der christlichen Kirche und ihrem Begründer, Jesus von Nazareth, ein breiter Raum gewidmet. — Hiemit sind im wesentlichen die einzelnen Bestandtheile gewonnen, welche für die Gestaltung der Weltanschauung im 16. Jahrhundert maßgebend waren. Der Verfasser zeigt, wie diese Bestandtheile am Ende des bezeichneten Jahrhunderts infolge des hohen Aufschwungs, den das Geistesleben in den romanischen Ländern und in Deutschland um jene Zeit nahm, sich allmählich zu einer ganz bestimmten Weltanschauung verdichtet haben, die für das nördliche Europa durch heitere, sonnige Lebensauffassung nach dem Vorbild der Griechen und Römer und durch die allgemeine Annahme des lutherischen Bekenntnisses einerseits, durch den tief eingewurzelten Teufelsglauben und die allenthalben hohen Ansehens sich erfreuende Sterndeutung andrerseits ihr besonderes Gepräge erhielt. — Das Buch ist, obwohl es im Grund dem aufgeklärten Leser nichts neues bieten wird (und auch nicht bieten will), fesselnd geschrieben vom Anfang bis zum Ende. Gewiß wird mancher Leser mit der einen oder anderen Ansicht des Verfassers nicht völlig einverstanden sein, manche seiner Schlußfolgerungen nicht billigen und im stillen einzelne Irrthümer berichtigen, die dem Verfasser unterlaufen sind und die näher zu erörtern hier zu weit führen würde. Referent glaubt aber die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß die Lektüre des durch seine ungewöhnlich bilderreiche Sprache, durch die meisterhafte Darstellung und ganz besonders durch den inneren Werth des Gebotenen gleich vortrefflichen Buches jedem vorurtheilslosen Leser einen unvergleichlich hohen Genuß bereiten und einen tiefen, nachhaltigen Eindruck hinterlassen wird.

Dr. K. Oertel.

Franz Kasen: Friedrich der Freidige. Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen. München, J. J. Lentner 1900. — Dieses Drama behandelt ein Stück mittelalterlicher Geschichte, die Lebenskämpfe und Streitigkeiten der Fürsten untereinander und mit dem König, wie sie in jener Zeit an der Tagesordnung waren, nicht zum Heile des Reiches, noch zum Wohle des deutschen Volkes, das zugleich von den Mißständen und Uebeln des Zeitalters vom Raubritterthum, vom Geißlerwahn und von der Pest bedrängt war. Diese Vorgänge sind mit großer Kenntniß und geschichtlicher Treue geschildert, die Charaktere bestimmt und in ihrer Eigenart treffend geschildert und konsequent durchgeführt, die Sprache ist einfach, kernig, rauh und zeitgemäß. Aus allen Wirrnissen ragt der Wettiner Fürst edel und kühn hervor. Er hat die meisten Aussichten, nach dem Ableben des Kaisers zum Oberhaupt des deutschen Reiches gewählt zu werden, die Sympathien sind größtentheils auf seiner Seite. Wir erfahren aus Volkesmund sein Lob, es wird sein Muth und seine Rechtlichkeit gerühmt, sein Ansehen wird gegen den Vorwurf der Unfrömmigkeit in Schutz genommen. Vor allem gilt es, seine Macht, die des Hauses Wettin, gegen Habsburg zu behaupten. Friedrich der Freidige ist Nachkomme und vielfach auch Erbe der Hohenstaufen. Viele der Fürsten stehen zu ihm. Aber seine Länder sind theils Lehen des Reiches, theils dem König Albrecht verpfändet. Dies bestreitet er, mit Zögern und Widerstreben nimmt er die Krone an. Im Krieg unterliegt er und wird mit der Acht belegt. Der Schluß dieses Aktes, wo der Geächtete, dem sein Kind gebracht wird, von wenig Getreuen umgeben, ins Elend zieht, ist von großartiger Wirksamkeit. Alle edlen Männer bleiben ihm treu, seine Sache erhält Zuwachs an Vertrauen und Macht. Da tritt Johann von Schwaben hervor, in der Faust den blutigen Dolch, mit dem er seinen Oheim, den König Albrecht, ermordet hat; doch so will der „Freidige" sein Recht und die Gewalt nicht errungen wissen. Das Volk, von solchem Edelmuth ergriffen, jauchzt ihm zu.

Friedrich ist wieder zu Hause auf seiner Wartburg, in seinem Lande, dort findet er seinen Sohn und eine Gesandtschaft von Ludwig dem Bayer, der unterdeß nach Albrechts Tode deutscher Kaiser geworden. Die Gesandtschaft kommt mit Mechtildis, der Tochter des Kaisers und Braut des Sohnes von Friedrich dem Freidigen, zu ihm auf die Wartburg. So schließt versöhnend das Drama, das, im Anfang von einem düsteren Schicksal und ringsum von Gefahr umgeben, den tüchtigen Mann und Helden zeigt, der der Uebermacht seines Gegners zu erliegen schien, aber durch eine Wendung des Geschicks, wie es der tapfere, unbeugsame und rechtliche Mann verdient hat, als gerettet aus Kampf und Drangsal hervorgeht. Der Schluß des Stückes, die im ganzen weniger hervortretende Neigung zum Romantischen, darf als ein Fortschritt in der dramatischen Bestrebung des Dichters gegenüber seiner früheren Arbeit, dem „Heinrich Raspe", betrachtet werden. Dr. H. v. Lingg.

* Ueber die geplante **deutsche Südpolar-Expedition** ist den Mitgliedern des Reichstags jetzt eine amtliche Denkschrift übermittelt worden. Was darin über den Bau und die Ausstattung des hölzernen Expeditionsschiffs, sowie über die Ausrüstungsmittel, zu denen auch ein Fesselballon und Polarhunde zu rechnen sind, gesagt ist, stimmt mit dem überein, was wir schon früher darüber berichteten. Für die Leitung der Expedition und die Ausführung der physisch-geographischen Arbeiten ist der Professor der Geographie an der Universität in Berlin, Dr. Erich v. Drygalsky, bestimmt worden, für die zoologisch-botanischen Arbeiten und Fischereiuntersuchungen Dr Ernst Vanhöffen, Privatdozent der Zoologie an der Universität Kiel, für die ärztlichen und bakteriologischen Arbeiten Dr. Hans Gazert, Assistenzarzt am Krankenhaus links der Isar in München, und für die geologischen und

chemischen Dr. Emil Philippi, Assistent am Museum für Naturkunde in Berlin. Der gleichfalls als Theilnehmer in Aussicht genommene Erdmagnetiker und Meteorologe ist noch nicht bestimmt. Der Ausgangspunkt der deutschen Expedition für ihr Vordringen in die Antarktis soll die Kergueleninsel sein. Von den Kerguelen soll zuerst östlich, etwa bis zum 90. Grad östlicher Länge, und dann erst nach Süden gegangen werden, weil es längs dieser Route noch an Lothungen fehlt. Aus demselben Grund wird der Weg zwischen Kapstadt und den Kerguelen vielleicht noch eine südliche Ausbuchtung zwischen den Prinz Eduard- und den Krozetinseln erhalten. Als Ausgangspunkt für die Fahrt in der Antarktis selbst wäre das noch hypothetische Termination Island in Aussicht zu nehmen. Es wird geplant, von dort nach Süden vorzudringen, um die Westseite des Victoria-Landes zu finden, seinen etwaigen Zusammenhang mit Kemps- und Enderby-Land zu klären und die Antarktis sodann auf der atlantischen Seite zu umfahren und womöglich die Fortsetzung des Atlantischen Ozeans durch das Weddel-Meer zu erforschen. Den zweiten Hauptpunkt des deutschen Programms bildet die Anlage einer wissenschaftlichen Station im Südpolargebiet, auf der ein volles Jahr geophysische und biologische Arbeiten auszuführen sein werden und die als Basis für die von dort aus auf längeren und kürzeren Landreisen vorzunehmenden Beobachtungen dienen soll. Wo die Station liegen wird, läßt sich naturgemäß nicht vorher bestimmen, weil das von den Resultaten abhängt, welche die Expedition vorher mit dem Schiffe erreicht hat. Anzustreben ist für die Gründung der Station die Westseite des Victorialandes, weil man in diesem ein ausgedehnteres Land vermuthen darf. Gleichfalls von dem hypothetischen Termination Island aus soll die kooperirende englische Südpolar-Expedition ausgehen, doch wird diese eine andere Route einschlagen, so daß der deutschen Expedition die indisch-atlantische, der englischen die pacifische Seite des Südpolargebiets zur Bearbeitung zufällt und für die Anlage der Hauptstationen die beiden entsprechenden Seiten des Victoria-Landes ins Auge gefaßt sind. Die Stationen würden dann zu beiden Seiten und vielleicht auch in ungefähr gleichen Abständen von dem magnetischen Südpol zu liegen kommen.

* **Bonn.** Der verstorbene Professor der Theologie F. H. Reusch hat der hiesigen Universitätsbibliothek testamentarisch mehrere seiner älteren exegetischen Werke zum Geschenk vermacht, namentlich die auf die deuterokanonischen und apokryphischen Bücher bezüglichen Drucksachen, ebenso die Handexemplare seiner Bücher über den Index, die Moralstreitigkeiten, Bellarmin, Galilei und Luis de Leon und seine handschriftlichen Zusätze dazu, deßgleichen alle Ausgaben des Index und alle unmittelbar auf den Index bezüglichen, noch nicht im Besitz der Bibliothek befindlichen Drucksachen. Auch von den auf das vatikanische Konzil und andere Zeitfragen bezüglichen Drucksachen, sowie von den für Reusch' Schriften über den Aberglauben benutzten sollen diejenigen, die die Bibliothek noch nicht besitzt, dieser überlassen werden.

* **Paris.** Die Tochter des verstorbenen Akademikers Cuvillier-Fleury, Frau Tiby, ließ gestern der französischen Akademie den eben im Drucke erschienenen ersten Band des Memoirenwerks ihres Vaters, „Die Familie Orléans im Palais Royal (1828—1831)“, überreichen. Cuvillier-Fleury war bekanntlich Hofmeister eines der Söhne Ludwig Philipps, des Herzogs von Aumale, gewesen, und hatte als solcher in großer Intimität mit der Familie des Herzogs von Orleans und späteren Bürgerkönigs gelebt. — Die Académie des sciences wählte den Professor für Physik Hittorf in Münster zum korrespondirenden Mitglied.

* **Wien.** Am 25. d. M. ist hier der bekannte Chirurg, früherer Abtheilungsvorstand am Allgemeinen Krankenhaus, Hofrath Prof. Dr. Johann Hofmokl, im Alter von 60 Jahren an einem Schlaganfall gestorben.

O. M. **Athen.** Die griechische Regierung hat sich bereit erklärt, für den Bau eines österreichisch-ungarischen archäologischen Instituts ein in der Nähe von Athen gelegenes geeignetes Grundstück der österreichisch-ungarischen Regierung geschenkweise zu überlassen. Der hierauf Bezug habende Gesetzentwurf wird baldigst der Kammer überreicht werden, die ohne Zweifel demselben ihre Zustimmung geben wird.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Kath. Zittelmann: Sohn und Richter. Novelle. Dresden, Leipzig, Carl Reißner 1900. — Takeshi Kitafato: Fumio. Japanisches Originalschauspiel. Ebd. 1900. — A. W. Wereschtschagin: Skobelew im Türkenkrieg und vor Achal-Teke. Erinnerungen eines Augenzeugen. Deutsch von A. v. Drygalski. Berlin, Joh. Räde (Stuhr) 1900. — Heinrich C. Nebel: Der Kampf ums Gold in Transvaal. Handelspolitische Betrachtungen auf Grund eigener Beobachtung. Leipzig, Walther Fiedler 1900.

Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 28. März. Nummer 72.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle** in München.

Uebersicht.

Die politische Lyrik von 1840 bis 1850.

In unsrer Literatur- und Nationalgeschichte ist es eine auffällige Erscheinung, daß die Blüthezeit der deutschen politischen Lyrik im 5. Dezennium des 19. Jahrhunderts bisher noch nicht so eingehend und ausführlich behandelt worden ist, wie es schon bei ihrer Bedeutung für die geistige Grundlage des Nationalstaates erwünscht und nöthig wäre. Große literarhistorische Werke schließen ihre Darstellungen mit Goethe's Tod ab; andere umfassen zwar noch die späteren Jahrzehnte, lassen sich jedoch auf jene Periode nicht näher ein; selbst in den umfang- und inhaltreichsten Literaturgeschichten des 19. Jahrhunderts, ja sogar in Monographien über die vaterländische Dichtung bemerkt der Kenner noch beträchtliche Lücken im Gesammtbilde des für unsere nationale Entwicklung so wichtigen Jahrzehnts. Eine genauere, tiefer eindringende und breiter ausführende Erforschung und Darstellung des Zeitraums dürfte deßhalb kein unnützes und unwillkommenes Unternehmen sein, auch wenn sie den überreichen, nicht überall leicht zugänglichen Stoff noch lange nicht erschöpft und nur das Verdienst beansprucht, möglichst viel des Erreichbaren gesammelt und gesichtet zu haben. Durch Herbeischaffung und Zubereitung der nöthigen Bausteine wird allmählich die Herstellung und Vollendung des gesammten Gebäudes ermöglicht werden.

Gründe und Ursachen, warum die politische Lyrik der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts bei Berichterstattern und Beurtheilern die verdiente Aufmerksamkeit nicht in vollem Maße gefunden hat, lassen sich unschwer erkennen. Sie sind zum Theil politischer, zum Theil ästhetischer Natur. Einerseits stak bis zur bezeichneten Zeitwende die nationalpolitische Bildung und Gesinnung im größten Theile Deutschlands noch in den Kinderschuhen. Die politischen Grundbegriffe waren außer den Fachmännern nur den höher Gebildeten vertraut; selbst in dem deutschen Hoffnungsstaate Preußen waren grundsätzliche Forderungen eines nationalen Liberalismus, wie Parlament und Konstitution, für die Mehrzahl in der Poesie ebenso fremdartige Dinge, wie in der Prosa. Daß in dem Spießbürgerthum des bundestägigen Deutschlands die Kraft zu höherem Staatsbewußtsein und wahrer Vaterlandsliebe schlummerte, war nur freieren Geistern bewußt.

Auf der anderen Seite war die ästhetische Kritik trotz aller philologischen Gelehrsamkeit, trotz Pindar und Tyrtäus, trotz Dante und Walther von der Vogelweide, wenig geneigt, die Berechtigung einer politischen Poesie anzuerkennen. „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!" Dieses vielberufene, oft falsch citirte, viel mißverstandene Stigma aus Goethe's „Faust" war lange Zeit das weitverbreitete Glaubensbekenntniß schulgerechter Schönseligkeit, und selbst die Dichter des deutschen Befreiungskrieges, wie die nachfolgenden der Reaktionszeit, Meister der Form, wie Uhland und Platen, nicht ausgeschlossen, hatten die unhaltbare Doktrin nicht überwinden können; bis 1840 galt sie bei den Meisten als richtig.

Den kritischen Aesthetikern muß allerdings von vornherein zugegeben werden, daß gereimte Leitartikel nicht als Blüthen der Lyrik gelten können, und ebenso sicher ist einzuräumen, daß in der Sturm- und Drangpoesie des „tollen Jahres" und seiner nächsten Vorgänger viele taube und hohle Nüsse zum Vorschein kamen, von denen der literarische so wenig wie der nationale Fortschritt eine Befruchtung gewinnen konnte. In der Hochfluth versifizirter Gefühlsergüsse, die jener Zeitabschnitt entfesselte, findet sich vieles, was den Anspruch auf Heimathrecht im Reiche der Dichtung nicht erheben darf, und der politische Werth solcher Hervorbringungen unterbietet oft noch den poetischen.

Der Mißbrauch einer poetischen Form kann aber weder diese selbst, noch die ganze Gattung entwerthen, die einer bestimmten Richtung der Poesie dient. Ist die Lyrik diejenige Gattung der Dichtkunst, in welcher innerliches Empfinden in geistiger Erhebung durch sprachlich künstlerische Fassung und Darstellung seinen idealen Ausdruck findet, so wird im lyrischen Gedichte nicht allein individuell und allgemein menschliches Empfinden von Lenz und Liebe, Glück und Leid, Genuß und Begierde, Sehnsucht und Wehmuth seine kunstgemäße Ausprägung suchen und finden: auch dem Gefühl für Vaterland und Freiheit, für Recht und Staat, für Macht und Ehre seines Volkes wird beim lyrischen Dichter die gleiche Befugniß zustehen und er wird auch davon Gebrauch machen. Und das weite Reich der betrachtenden, schildernden, belehrenden Lyrik, ebenso wie der lyrisch-epischen Mischgattungen, wo sich die poetischen Vorwürfe auf vaterländischem Gebiete dem patriotischen Seher und Sänger entgegendrängen — welcher ästhetische Kritiker würde es heute noch wagen, dieses weite Reich poetischer Stoffe für die dichterische Behandlung einzuschränken und die volle künstlerische Berechtigung der politischen Lyrik in Zweifel zu ziehen?

Bei dem eigenartigen Entwicklungsgang unsrer Nation hat es freilich sehr lange gedauert, bis die logische Konsequenz unsrer geistigen Kräftigung und Einigung in der Nationalliteratur auch in jener Richtung gezogen wurde. Zwar hatte schon in der mittelalterlichen Blüthezeit des alten Reiches Walther von der Vogelweide nicht allein von deutscher Größe und Ehre gesungen, sondern auch das schneidige politische Gedicht eingebürgert; seitdem aber war unser Volk und Reich Jahrhunderte lang zersplitternder und zerrüttender

Ohnmacht verfallen, die den nationalen Geist auch im Schriftthum zu keinem würdigen Ausdruck kommen ließ. Erst im 18. Jahrhundert, als deutsches Staatswesen auf neuzeitlicher Grundlage wiederum erstarkte und der große Preußenkönig, den alten Stauffern ebenbürtig, den deutschen Namen aufs neue zu hohem Ansehen erhob, ward auch in der Literatur der nationale Gedanke wieder wach, und Klopstock führte in die deutsche Dichtung die Ideen des Nationalbewußtseins, der Vaterlands- und Freiheitsliebe zurück, die fortan unverlierbare Leitsterne für unser nationalliterarisches, wie für unser nationalpolitisches Leben bleiben sollten.

In den letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts haben Ewald v. Kleist, Ramler, Gleim, Uz, Schubart, in den ersten des 19. Dichter der Romantik und der Freiheitskriege: Heinrich v. Kleist, Körner, Arndt, Schenkendorf, Rückert, ihnen folgend dann Uhland, Platen, Wilhelm Müller, Pfizer, Anastasius Grün — wir nennen nur die bedeutenderen Namen — die nationale politische Lyrik mit werthvollen Gaben bereichert. Im Hinblick auf ihre poetischen Leistungen darf man wohl sagen, die politische Lyrik habe selbst gegenüber den in ihrer humanistisch-universalen Gipfelhöhe das deutschnationale Zeitgedicht überragenden Klassikern Schiller und Goethe noch einen Fortschritt, eine Erweiterung und Bereicherung des Kunstgebietes erzielt. Daß bei Goethe noch mehr als bei Schiller die volle Würdigung des deutschnationalen Moments im politischen Sinne vermißt wird, ist nicht der Dichter Schuld. Es lag zumeist daran, daß in dem damaligen Deutschland die deutschnationale Einheit nur auf unserm Geistesleben in Sprache und Literatur beruhte. In Weimar ums Jahr 1800 war ein nationalstaatliches Ideal um so schwerer zu erfassen, als damals selbst auf der künftigen deutschen Hauptstadt, Berlin, nach dem Aufschwung der Friedericianischen Epoche ein tiefer Druck lastete und nur die stärksten Preußenherzen das Ideal einer besseren deutschen Zukunft noch hochhielten. Im Rahmen des kleinstaatlichen Partikularismus war auch die damalige Stufe deutschen öffentlichen Lebens nicht geeignet, nationalen Hochsinn und Weitblick zu fördern. Erst mit den riesigen Fortschritten des 19. Jahrhunderts in der Kenntniß und Beherrschung der Naturkräfte, in der großartigen technischen und industriellen Entwicklung, in dem grenzenlos erweiterten und beschleunigten Verkehr, in den die menschliche Wohlfahrt nach allen Verzweigungen ihrer Bedürfnisse erfassenden, erfolgreichen sozialen Bildungen und Ausgestaltungen zu früher ungeahnter Macht und Ausdehnung erschlossen sich auch der geistigen Welt in der Literatur ganze neue Welttheile, die den größten Genien früherer Geschlechter noch völlig fremd waren. Für die Poesie mußte das nicht weniger gelten als für die praktische Bethätigung der Zeitgenossen. Die größten Dichter unsrer Nation mußten es daher späteren weit weniger großen politischen Dichtern hinterlassen, für die nationalen Ideale den neuzeitlichen poetischen Ausdruck zu finden. Ein „Deutschland, Deutschland über Alles“ konnte erst nach 1840 ein Hoffmann von Fallersleben, ein „Land des Rechtes, Land des Lichtes“ erst ein Graf Strachwitz, eine Ode für die deutsche Flotte: „Erwach', mein Volk, mit neuen Sinnen“ erst ein Herwegh dichten.

Im vierten Dezennium des 19. Säculums waren allmählich aus den wissenschaftlichen, sozialen und staatlichen Zuständen Deutschlands die Keime einer literarisch-politischen Bewegung erwachsen, die im Jahr 1840 plötzlich zu üppiger poetischer Saat aufschoß und bald reiche Blüthen ansetzte. Schon längst war die Romantik, die im Gegensatze zum antikisirenden Klassizismus dem nationalen Empfinden künstlerische Befriedigung schaffen wollte, an ihrer träumerisch fabulirenden und schwächlich ironisirenden Vorliebe für ein unwiederbringliches Mittelalter gescheitert. Philosophie und Kritik hatten sich von Schelling zu Hegel gewandt, dessen begrifflich konsequentes System von weiter fortschreitenden Nachfolgern im „jungen Deutschland“ und den „Halleschen Jahrbüchern“ immer freier auf das öffentliche Leben übertragen wurde. Die gebildeten Schichten der Nation waren intellektuell und moralisch genügend vorbereitet, eine vaterländische und freiheitliche Dichtung in modernem Geiste mit Verständniß und Sympathie aufzunehmen.

Als nun im Jahre 1840 König Friedrich Wilhelm III. starb, unter dessen Regierung sich die Hoffnung auf einen Umschwung zu einem konstitutionell-parlamentarischen Liberalismus in Preußen als vollständig aussichtslos erwiesen hatte, und nunmehr ein talent- und geistvoller Fürst, dem man trotz seiner romantischen Neigungen ideales Erfassen der deutschen Mission seines Staates zutraute, den Thron bestieg, schien auf einmal die Möglichkeit gegeben, das politische Ideal der Verwirklichung zuzuführen, und die politische Lyrik hat sich dazu mit Aufgebot aller Kräfte in Dienst gestellt. Ein mächtiges zweites Moment kam ihr dabei zuhülfe: die Aufrollung der Rhein-Frage durch das französische Ministerium Thiers, die das nationale Gefühl in Deutschland allenthalben aufregte. Hier sollte die politische Lyrik einen Triumph feiern, wie er seit 1813 nicht erlebt worden war, ein bisher unbekannter Poet traf die echt volksmäßige Sangesweise: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“, und das Lied fand „von Wesel bis Tilsit“ hunderttausendfachen kräftigen Wiederhall.

Eine ungemein reiche Blüthezeit politischer Lyrik war damit eröffnet. Die Ereignisse der 40er Jahre ließen es nicht an geeigneten Stoffen fehlen: das Gutenbergfest von 1840 ergänzte die anregenden Vorgänge jenes epochalen Jahres und in den nachfolgenden boten mannichfache bedeutsame Feierlichkeiten poetische Vorwürfe: das Kölner Dombaufest, die bayerische Walhallafeier, die Errichtung des Hermannsdenkmals im Teutoburger Walde, die Eröffnung des preußischen vereinigten Landtags; dazwischen verschiedene unglückliche, düstere, aufregende Vorfälle und ernste beklagenswerthe Scenen: der große Brand in Hamburg, das Attentat auf Friedrich Wilhelm IV., der Heilige Rock in Trier, die Leipziger „Bartholomäusnacht“, die schlesische Webernoth; bald auch direkt politisch ergreifende Bewegungen: die schleswig-holsteinische Frage, der Schweizer Sonderbundskrieg und die ganz Deutschland und Oesterreich in ihre Strudel ziehende Märzrevolution mit ihren vielverheißenden Anfängen, ihren glänzenden Licht-, aber bald auch immer dunkler sich gestaltenden Schattenseiten, so daß dem Aufschwung der begeisterten Jubelhymnen, den hoffnungsreichen Begrüßungen und begleitenden Festbetrachtungen zuletzt die bitterst sarkastischen, oft muthlos verzweifelnden Epiloge folgen. Die Namen der ersten und hervorragendsten Wortführer der politischen Lyrik jener Höhenzeit zu nennen, ist unnöthig: sie sind in Aller Mund, aber nur etwa ein Dutzend. Weniger bekannt ist, daß sich jenen Führern mit werthvollen Beiträgen zur politischen Lyrik auch Dichter anreihen, die man da nicht erwartet: von König Ludwigs von Bayern Zeitgedichten ist gewöhnlich so wenig die Rede, wie von denen Richard Wagners, Friedrich Hebbels, Franz Grillparzers, Theodor Mommsens. Vollends der

dii minorum gentium — auf diesem Gebiet eine große Anzahl — wird selten gedacht, wiewohl sich auch unter ihren Gedichten manches Goldkorn findet. Eine mit ernstem Bemühen in die Leistungen jener Periode tiefer eindringende Nachforschung fördert manches zutage, was vom literarhistorischen, besonders aber auch vom nationalgeschichtlichen Standpunkt aus der Vergessenheit entrissen zu werden verdient: ich bin mit dieser Arbeit beschäftigt.

München. Christian Petzet.

Der Wald in seiner Beziehung zur Hochwassergefahr.

Von Bernhard Alexander Bargmann.

I.

Die alljährlich und — wie es leider den Anschein hat — von Jahr zu Jahr mit vermehrter Gewalt und Heftigkeit, unter Forderung immer größerer Opfer an Geldwerthen, ja Menschenleben, in den verschiedensten Gebieten unsres deutschen Vaterlandes wiederkehrenden Hochwasser, das allseitig vorhandene Bestreben, denselben endlich Einhalt zu gebieten, welches durch die von dem preußischen Landtage unlängst zur Beseitigung der durch die 1896/97er Hochwasser entstandenen Schäden ausgeworfenen außerordentlichen Mittel im Betrage von 5, bezw. 10 Mill. M. einen that-, durch den unter persönlichem Vorsitze Sr. Maj. des Kaisers abgehaltenen Kronrath einen willenskräftigen Ausdruck erhalten hat, läßt die Behandlung der Frage: „In welcher Beziehung steht der Wald zur Hochwassergefahr?“ als zeitgemäß erscheinen.

Wenn wir — etwa vor Eintritt eines Gewitters oder beim Herannahen eines barometrischen Minimums (einer Depression) uns auf dem Kamme eines unsrer deutschen Waldgebirge befinden, so können wir — namentlich wenn wir in südwestlicher Richtung vor uns eine freie, weite Ebene haben — oft beobachten, wie das Gebirge dem herannahenden Luftstrom ein Halt! gebietet und ihn zwingt, in höhere Luftschichten einzutreten. Die beim Emporsteigen abgekühlte Luftmasse stößt einen Theil des Wasserdunstes von sich. Dieser verdichtet sich und tritt — während bis dahin die Luft durchsichtig war — als Nebel oder Wolke für das Auge in Erscheinung.

Wie wird aber der Eintritt von Regen wissenschaftlich erklärt? Nach Dove entsteht Regen, wenn der feuchte, warme Aequatorialstrom in den kalten, trockenen Inlandstrom eindringt und sich hiebei mehrere Nebelbläschen zu einem Regentropfen miteinander vereinigen. Nach neuerer Ansicht muß bei irgendwelcher Regenbildung eine aufsteigende Bewegung der wasserdampfhaltigen Luft vorhanden sein. Das Aufsteigen bedingt eine Ausdehnung und diese wiederum ein Sinken der Temperatur der aufsteigenden Luftmasse. Die Abkühlung aber geht Hand in Hand mit einer Erhöhung der relativen Feuchtigkeit, die in einer bestimmten Höhe zur Sättigung führen muß. Ist letztere erreicht, so beginnt ein Ausscheiden von Wasserdampf in Form von Tröpfchen. Diese werden endlich so groß und schwer, daß sie als „Regen“ zu Boden fallen.

Hieraus folgt, daß die Gebirge im allgemeinen eine Erhöhung der Niederschlagmengen veranlassen müssen, indem sie den in der Richtung auf sie zu sich bewegenden Luftströmen Widerstand leisten, dieselben stauen und sie zwingen, in höhere und kühlere Luftschichten zu treten. Die Kondensation des Wasserdunstes wird also dadurch bedingt, daß entweder Luftmassen verschiedener Temperatur und Feuchtigkeit sich mischen oder dadurch, daß die emporgedrängten Luftmassen sich ausdehnen und hiebei an Wärme verlieren. So kommt es, daß die am Gebirge aufsteigender Luftströmungen erkalten und daher auf der Luvseite häufig reichliche Niederschläge veranlassen, während die auf der Leeseite, d. h. die im „Windschatten“ gelegenen Orte oft Mangel an Niederschlägen haben.

Anlaß zu vermehrten Niederschlägen geben aber nur bewaldete Gebirge, unbewaldete nicht, wie die Gebiete am Adriatischen und zum Theil auch Mittelländischen Meere, die durch ihren Regenmangel bekannt sind, schlagend beweisen. Warum dem so ist, wird uns aus Nachstehendem klar werden.

Der bedeutende Einfluß der Wälder auf die jährliche Regenmenge wird von verschiedenen Fachgelehrten und wissenschaftlich aufmerksamen Beobachtern übereinstimmend bestätigt und anerkannt, so von Dove, Berghaus,[1] Brun, Blanqui, Ebermayer, Graham, Marchand, Meldrum, Marte, Surell, Gräger, Milne Home, Clavé, Boussingault.

Auch die Waldungen geben nämlich, aus demselben Grunde wie die Gebirge, Veranlassung zu vermehrten Niederschlägen, indem sie die Winde stauen und hierdurch eine Mischung verschieden erwärmter und feuchter Luft herbeiführen. Die vor dem Walde (im Freien) und die im Walde befindlichen Luftmassen sind aber, sowohl bezüglich ihres Wärme- wie ihres Feuchtigkeitsgehalts verschieden beschaffen, weil die Sonne den Boden des Waldes nicht unmittelbar bescheint und infolge dessen die Verdunstung der Erde dort eine geringere ist. Es dringen ferner in den Wald allgemeine Luftströme nicht ein, weil jeder einzelne Stamm, jedes andere Hinderniß die Richtung des Luftstromes verändert und seine Stärke vermindert. Der Waldboden trocknet deßhalb nicht in dem Maße aus wie der des unbewaldeten Landes. Es kommt hinzu, daß die über dem Walde befindliche Luft feuchter ist, als die sonstige, weil der Waldbestand durch die Blätter und den Boden etwa 30—50 Proz., der auf ihn fallenden Niederschläge wieder verdunstet. Schließlich wird die gleiche Wirkung dadurch erzielt, daß nachts dem Walde Wasserdampf zuströmt, welcher nach erfolgter Erwärmung im Walde emporsteigt und sich am Laube tropfbar flüssig niederschlägt. Hingegen entfernt sich die bei Tage aus dem Walde ins Freie strömende, dem Sättigungspunkte nahe, kältere Luft immer mehr von demselben und erhöht auch hiedurch die Feuchtigkeit über demselben.

Bezüglich Erforschung des Klimas im Walde sind namentlich seit Anfang der 70er Jahre sowohl in Deutschland wie in Oesterreich eingehende Untersuchungen und Beobachtungen angestellt worden und zwar mit Hülfe von forstlich-meteorologischen Stationen. In Deutschland sind dieselben, dem Beispiele des Professors Ebermayer (München) folgend, als Parallelstationen, in Oesterreich als ein System von Radialstationen angelegt worden. Von beiden Arten liegen klarlegende Ergebnisse vor.[2]

Die Parallelstationen (d. h. je zwei, eine im Walde unter Bäumen, eine im Freien liegend und beide von der Waldgrenze wenige hundert Meter entfernt) haben bezüglich der Feuchtigkeit ergeben, daß die absolute Feuchtigkeit im Walde und im freien Felde nur geringe Unterschiede auf-

---

[1]) Vgl. Hydrographie von Dr. Berghaus im 2. Bande der „Allgemeinen Länder- und Völkerkunde“ 1837.

[2]) Z. B. in 1. Dr. F. v. Lorenz-Liburnau, Untersuchungen über die Temperatur und die Feuchtigkeit der Luft unter, in und über den Baumkronen des Waldes, sowie im Freien. Wien 1890. — 2. Ebermayer, Die physikalischen Einwirkungen des Waldes auf Luft und Boden. Aschaffenburg 1873. — 3. Nördlinger, Der Einfluß des Waldes auf die Luft- und Bodenwärme. — 4. Müttrich, Ueber den Einfluß des Waldes auf die periodischen Veränderungen der Lufttemperatur i. Zeitschrift f. Forst- und Jagdwesen 1890. — 5. Eckert, Beobachtungsergebnisse der neueren forstlich-meteorologischen Stationen im Deutschen Reiche in der Meteorologischen Zeitschrift 1890, S. 361.

weist. Die relative Feuchtigkeit — gleichbedeutend mit dem Sättigungsgrade der Luft — kann daher auch nur die Unterschiede zwischen den beiden Stationen zutage treten lassen, welche von dem Unterschiede der Temperaturen im Walde und im Freien bedingt sind. Am Tage ist nämlich die Temperatur im Walde (1.5 m über dem Boden) niedriger, nachts höher als im freien Felde. Es erklärt sich dies aus der Verhinderung der Erwärmung (des Bodens) durch Sonnenstrahlung und der Erkaltung (der Luft über dem Walde) durch Ausstrahlung.

Die österreichischen Radialstationen — eine Station befindet sich inmitten eines größeren Waldes und dann in verschiedenen Richtungen und Entfernungen von derselben mit ihr korrespondirende Stationen — ergeben einen offen zutage tretenden Gegensatz der Temperaturerscheinungen zwischen Wald- und Freistationen. Im Walde, d. h. namentlich im Buchenwalde,[3]) nimmt die Temperatur am Mittag vom Boden nach der Krone zu, in der Nacht aber geht umgekehrt eine von oben nach unten sich bewegende Erkältung der Luft vor sich, es wird also am Boden wärmer als im Gebiete der Baumkronen sein. Es zeigte sich daher hier auch bei Nacht die Temperatur im Walde (bei 5 m Höhe) niedriger als im Freien. Die Differenz zwischen beiden, in gleicher Höhe gemessenen Temperaturen (im Walde und im Freien) stellt bei Abnahme der Höhe über dem Erdboden am Tage eine negative, in der Nacht eine positive Größe dar. Es erklärt sich hieraus, daß bei 1.5 m über dem Boden die Temperatur nachts im Walde höher, bei 5 m über dem Boden aber eben dort niedriger als im Freien sein kann, ja muß.

Nach dem vorstehend Entwickelten wird es uns klar werden, warum kahle, nackte Gebirge keine zum Regen zwingende Gewalt ausüben können: es mangelt ihnen, weil der Wald fehlt, das Mittel zur Abkühlung der Luft. Der unbedeckte, nackte Boden, den die West- und Südwestsonne ungehindert mit backofenartiger Wärme versieht, besitzt diese Fähigkeit allein eben nicht.

Dies alles sei als Einleitung vorausgeschickt, um den Einfluß des Waldes, namentlich aber stark und vollbewaldeter Gebirge, auf Vermehrung der Niederschläge zu erklären und zu beweisen. Hienach könnte es, oberflächlich betrachtet, den Anschein gewinnen, als seien Wald und besonders Waldgebirge für die Hochwassergefahr mitverantwortlich zu machen. Sehen wir zu, wie es sich in der That damit verhält. Es darf nicht vergessen werden, daß bei uns in der gemäßigten Zone der zum Niederschlag gelangende Wasserdunst nur zum geringsten Theile hier erzeugt, vielmehr vorwiegend durch den als West- oder Südwestwind erscheinenden Aequatorialstrom unsern Gegenden erst zugeführt wird. Die Vertheilung der Niederschläge ist also erst im zweiten Sinne von der örtlichen Gestaltung der Erdoberfläche abhängig. Wichtiger und wirkungsvoller sind in dieser Beziehung aber die herrschenden Luftströmungen, ihr Dampfgehalt, ihre Temperatur, sowie der Grad ihrer Beständigkeit. Die Luftströmungen entstehen nach physikalischen Gesetzen und erfahren Ablenkungen durch die örtlichen Gestaltungen der Erdoberfläche. Der Wasserdunst in der Luft bildet sich aus dem auf der Erde befindlichen Wasser, d. h. durch Aufnahme desselben. Es besteht also ein fortwährender Kreislauf, indem der von der Luft aufgenommene Wasserdunst als Regen wieder zur Erde kommt, dort zum Theil entweder sofort oder später durch die Pflanzen wieder verdunstet und auf diese Weise zu den Gebirgen zurückkehren kann. Von der Gesammtmenge des Niederschlags verdunsten etwa (höchstens) 50 Proz. sofort durch den Boden und die Pflanzen wieder, 10 Proz. werden von den Pflanzen zum Wachsthum verbraucht, d. h. von den Wurzeln aufgesogen. Von den hienach in dem Boden verbleibenden Wassermengen entfallen ca. 20—25 Proz. auf die Grund- und Seihwasserbildung und etwa 15—20 Proz. zur Quellenspeisung. Die Verdunstungsgröße ist abhängig von der Bodendecke. So beträgt die Verdunstungsmenge in Wäldern ohne Bodendecke = 50 Proz., auf freiem Felde und im Walde mit Bodenstreu nur 20—25 Proz.[4]) Je nachdem man ein kleines oder großes Niederschlagsgebiet ins Auge faßt, schwankt die Größe der Verdunstung zwischen 30—35 Prozent und 50 Proz. Auch die Bodenarten zeigen verschiedenes Verhalten, sowohl bezüglich der Auffaugungsfähigkeit, wie bezüglich der Verdunstung.

Die Umwandlung des Aequatorialstromes in Regen wird nun aber eben nicht nur durch Wald und Gebirge veranlaßt, sondern kann auch dadurch herbeigeführt werden, daß die Temperatur der Süd- und Südwestwinde bei ihrem Vordringen nach Norden sinkt oder daß diese Winde durch vom Polarstrom erzeugte Nord- und Nordostwinde verdrängt werden. Wo Wald und Gebirge fehlen, geben die beiden letzten Erscheinungen allein Veranlassung zu Regenbildung. Da nun aber bei uns im Sommer der Boden meist zu warm ist, um den Aequatorialstrom abkühlen zu können, dieser ferner — namentlich im Sommer — mit seinen West- und Südwestwinden bedeutend vorherrscht, so wird in waldarmen Gegenden bei uns Regen fast ausschließlich nur dann erzeugt, wenn Nord- und Nordostwinde im Kampf mit Süd- und Südwestwinden stehen. Die Folge davon ist, daß im Sommer, wo die Nord- und Nordostwinde bei uns selten sind, sich in waldlosen Gegenden bedeutende Mengen von Wasserdunst ansammeln können, die aber, mangels eines stauenden Hindernisses (wie es Wald und Waldgebirge sind), nicht eher zur Abkühlung und infolgedessen zur Kondensirung gebracht werden, als bis sie mit einem kühleren Luftstrom in Berührung kommen. Dem Vorherrschen der Süd- und Südwestwinde im Sommer einestheils und dem Mangel an Nord- und Nordostwinden anderntheils ist das den waldarmen Gegenden besonders eigene, seltene Auftreten von Niederschlägen im Sommer zuzuschreiben. Wenn es hier aber endlich doch dazu kommt, so geschieht es meist in unerwünschter Menge und gefahrbringender Stärke. In jenen Gegenden aber, welche mit Wald und Waldgebirgen reichlich versehen sind, bedarf es nicht erst des Erscheinens von abkühlenden (Nord- und Nordost-)Winden, hier zwingt das Waldgebirge den warmen Luftstrom — er mag wollen oder nicht — zu der vor jeder Regenbildung nothwendigen Abkühlung, wie aus den einleitenden Ausführungen genügend klar hervorgehen dürfte.

Also der Wald nicht Gefahrerzeuger, sondern Gefahrableiter, Gefahrabwender, Gefahrverhüter.

Aber wir wollen nun, nachdem wir die oberirdische Wirkung des Waldes kennen gelernt, d. h. nachdem wir gesehen haben, wie er die Kraft besitzt, Regenquellen zum Hergeben ihres Segens zu veranlassen, ihn weiter noch bezüglich seiner Fähigkeit, diesen Reichthum unterirdisch aufzuspeichern und in Form von Quellen nur allmählich, nach Bedürfniß, davon wieder abzugeben, kennen lernen.

Wie wir gesehen haben, gelangen in einem größeren Niederschlagsgebiet von den Niederschlägen nur etwa 40 Proz. auf, bezw. in den Boden, wovon 10—20 Proz. auf Quellenbildung veranschlagt werden können, also durchschnittlich etwa 15 Proz.

Früher glaubte man (Descartes), daß die Quellen das Produkt einer Destillation seien; dann nahm man an, daß das Wasser durch Kapillarität (Kapillar-Anziehung) bis zu den höchsten Höhen emporsteige und von dort wieder

---

[3]) Station bei Ried in Bayern.

[4]) Nach Schübler.

abfließe. Jetzt weiß man schon lange, daß die Quellenbildung auf Grund von hydrostatischen Gesetzen erfolgt, d. h. das in den Boden dringende Wasser senkt sich in demselben vermöge seiner Schwere so lange, bis es irgendwo, sei es am tiefsten Punkt oder (infolge horizontaler oder schräger Schichtung des Grundgesteins) seitlich als Quelle zutage trittt. Die meisten Quellen liegen selbstverständlich im Gebirge. Der Wald übt auf das Entstehen der Quellen einen bedeutenden Einfluß aus. Es ist durch viele Thatsachen erhärtet, daß nach Entwaldung Quellen, die vorher regelmäßig und reichlich flossen, verschwanden, daß bei Wiederbewaldung dieselben wiederkehrten. Zahlreiche Beweise dafür hat der verstorbene Oberforstrath Grebe zu Eisenach gesammelt und der V. Versammlung deutscher Forstmänner zu Eisenach 1876 mitgetheilt.[5]) So war z. B. eine Quelle auf einem Gut — Konnhof — nach der Rodung des zugehörigen Waldes versiegt, nach Wiederaufforstung fing sie von neuem an zu fließen. Wex bringt in seinem werthvollen Werk über die Wasserabnahme in den Quellen, Flüssen und Strömen[6]) Seite 30 als Beweise dafür die Thatsachen, die nach den unvernünftigen Waldverwüstungen in Südfrankreich zutage traten, in Erinnerung. Aus dem Gebiet meiner Thätigkeit (im Elsaß) kann ich persönlich anführen, daß zwei Quellen (im Wald der Gemeinde von Storkensauen im St. Amarinthal), nachdem oberhalb derselben einige Schläge geführt worden waren, an ihrer ursprünglichen Stelle verschwanden und dafür 160 m tiefer, wo oberhalb noch kein Schlag eingelegt worden war, eine neue Quelle zutage trat.

Es ist ja auch leicht einzusehen, daß das Verschwinden des Waldes die Verdunstungs- und die Abflußverhältnisse völlig verändert, d. h. die Verdunstung wird — durch Rodung von Wald — und aus demselben Grund auch der Abfluß der auftreffenden Niederschläge beschleunigt.

Es erübrigt nun noch, des Abflusses selbst zu gedenken. Es ist leicht zu verstehen, daß derselbe dort, wo kein Wald in der Luft und auf dem Boden seine unzähligen Hände und Finger ausstreckt, um das Regenwasser festzuhalten, daß dort der Abfluß ein bedeutend beschleunigterer sein wird als da, wo er diese bannende Wirkung ausübt. Deßgleichen fließt selbstverständlich von sanft geneigtem Boden das Wasser weniger schnell ab als von einem steilen Hang und nun gar erst vom nackten Felsen!

Hiemit haben wir das punctum saliens unsrer Betrachtung erreicht, denn diese Waldwirkung ist es, die bei Hochwassergefahr nicht nur vorbeugend, sondern direkt schützend sich zu erkennen gibt. Denken wir uns, Jupiter Pluvius öffnete seine Schleusen nicht zu einem Landregen, sondern zu kräftigen, sich wiederholenden Gewittergüssen oder zu einem Wolkenbruch. Da gilt das, was Schillers Glocke vom Feuer sagt, in fast höherem Grad noch vom Wasser, denn: wohlthätig ist auch des Wassers Macht nur, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht. Doch, wehe, wenn sich, losgelassen, wachsend, ohne Widerstand, all die wilden Wassermassen stürzen von der Berge Wand! Da werden, wenn der Wald nicht den Freiheitsdrang der rasenden, tobenden Wassergeister etwas zu zügeln vermag, längs des ganzen Fluß- und Stromgebiets lachende Fluren unter Steinschutt begraben, die Freude und der Stolz des Ackermannes für immer vernichtet.

Der Wald zeigt sich uns also gleichsam mit dreifacher Wirkung ausgestattet: einmal oberirdisch als Regendestillator, unterirdisch als Quellenerzeuger und schließlich an seiner Oberfläche als Schwamm oder Regenmantel. Mag eine „Fernwirkung" des Waldes auf das Klima noch nicht festgestellt und nachgewiesen sein,[7]) die oben erwähnten Wirkungen, die auch „Fernwirkungen" sind, wird Niemand mehr ernstlich bestreiten können und wollen.

Der Mensch ist von der Schöpfung dazu bestimmt, den Wald in seiner dreifachen Aufgabe, die er dem Wasser gegenüber zu erfüllen hat, zu unterstützen. Wie ist das geschehen? Die Antwort liegt in dem ersten Satz dieser Abhandlung; sie lautet: „leider bis jetzt ungenügend". Statt den Wald zu erhalten, hat er ihn vielfach ausgeschlachtet oder ganz zum Verschwinden gebracht, statt alle nur erdenklichen Vorkehrungen zu treffen, die Riesensparbüchse, in welche der Wald seine Wasserschätze ansammelt, möglichst fest zu verschließen, durchlöcherte er dieselbe in unüberlegter Weise tausend- und aber tausendfach mit dem gefährlichen Werkzeug, das da den Namen führt „Entwässerung". Schneller als der Milliardensegen von Deutschland Abschied genommen, führte die Entwässerung den aufgespeicherten Wassersegen aus den heiligen Hallen der meisten deutschen Wälder hinaus.

Wie groß dieser Segen sein kann, sei an einem Beispiel entwickelt. Das Niederschlagsgebiet, welches ich demselben zugrunde lege, liegt im Oberelsaß und umfaßt die Flußgebiete der Doller, Thur, Lauch und Fecht mit zusammen ca. 2240 Quadratkilometer = (rund) 41 Quadratmeilen Fläche. Von derselben liegt etwa die Hälfte im Gebiet der oberen Vogesen, die andere Hälfte in der Rheinebene bei Mülhausen im Elsaß. Das Gebiet ist eines der regenreichsten, nicht nur in Deutschland, sondern in Europa, indem die mittlere jährliche Niederschlagsmenge über 100 cm beträgt. Diese bedeutende Regenmenge ist mit dadurch zu erklären, daß die Vogesen sich hier senkrecht zu den Hauptregenwinden, d. h. den West- und Südwestwinden, aufbauen. Die nachstehend mitgetheilten Resultate stützen sich auf die in den Jahren 1890—1894 in 16 Stationen ausgeführten Messungen. Darunter befindet sich die Station Wildenstein im Thur-(St. Amarin-)thale, 570 m über dem Meer gelegen, die mit 192 cm mittlerer Niederschlagshöhe als die regenreichste Station im Reichsland und als die zweite in dieser Beziehung (die erste ist Kreuth in Bayern mit 200 cm) in Deutschland gilt. Nach dem fünfjährigen Durchschnitt der Beobachtungen aus 1890—1894 fielen pro Jahr im angegebenen Gebiet = 1150 mm Regen. (Es ist hier zu bemerken, daß in die Beobachtungsreihe das ungewöhnlich regenarme Jahr 1893 mit hineinfällt.) Es beträgt also der Jahresdurchschnitt der Niederschläge in unserm Niederschlagsgebiet = 2,576,000,000 cbm = 2,576,000,000,000 l. Von der gefallenen Wassermenge gelangen aber (bei mittlerer Jahreswasserstandshöhe) nur etwa 40 Proz. in den Rhein, also etwa 1,030,400,000 cbm.[8])

Anders verhält es sich bei Hochwasser. Nehmen wir an, es regnete 3 × 24 Stunden ununterbrochen so, daß eine Menge von 100 mm[9]) pro 24 Stunden fiele. Das würde für unser Gebiet innerhalb 3 × 24 Stunden eine Menge von 672,000,000 cbm ergeben (also ungefähr ein Viertel des sonst im Jahresdurchschnitt fallenden Regens), die so gut wie völlig durch die Runzen und Gebirgsbäche der Doller, Thur, Fecht und Lauch und durch diese dem Rhein zugeführt werden würden. Was das für einen Anspruch an die Beförderungsfähigkeit durch die Bach-, Fluß- und Strombette stellt, ist begreiflich.

Nach den für das Niederschlagsgebiet unsrer sechs Hauptströme: Donau, Rhein, Elbe, Oder, Weser und

[5]) Siehe Bericht über die V. Vers. d. Forstmänner zu Eisenach. Berlin 1877. Verlag von J. Springer. S. 121 u. 122.

[6]) Wien 1873.

[7]) Zu vergl. *Hamberg:* De l'Influence des Forêts sur le Climat de la Suède. I u. II. 1885. III. Stockholm 1889.

[8]) Im Rhein bei Germersheim beträgt die jährliche Durchflußmenge ca. 33,685,000,000 cbm. S. Wex S. 36.

[9]) In Station Sewen am Fuß des Alfeld-Stauweihers im Masmünsterthal fielen 1892 als Maximum innerhalb 24 Stunden = 92 mm.

Weichsel (eine 26,860 Quadratmeilen umfassende Fläche) ausgeführten, über einen Zeitraum von 50 bis 100 Jahren sich erstreckenden Pegelstandsbeobachtungen beträgt die von den Strömen bei Hochwasser fortgeführte Wassermenge das Zweieinhalbfache der bei den Normalhöhen fortbewegten. Nach vielfältigen Messungen[10]) aber kann angenommen werden, „daß im allgemeinen die in einem Strom zur Zeit außerordentlicher Hochwasser über die Ufer tretende und Ueberschwemmungen verursachende Wassermenge kaum $^1/_{80}$ jenes Wasserquantums beträgt, welches in diesem Strom während eines Jahres normal abfließt, oder durchschnittlich ca. $^1/_{640}$ des in diesem Stromgebiet jährlich fallenden Regenwassers“. Hienach wäre die Menge des eigentlichen Ueberschwemmungswassers recht unbedeutend, betrüge z. B. für unser Gebiet pro Quadratmeile nur 98,562 cbm, das ist = 0.00179 cbm pro Quadratmeter oder 1.79 l. Hiebei darf aber nicht vergessen werden, daß das jeweilige Ueberschwemmungsgebiet ein bedeutend kleineres ist als das der Berechnung zugrunde liegende Niederschlagsgebiet. Nehmen wir den Rhein zwischen Basel und Straßburg rund zu 150 km Länge an, so hat das dieser Länge entsprechende Niederschlagsgebiet vom Kamm der Vogesen bis zu dem des Schwarzwaldes rund 100 km Breite, es umfaßt also 15,000 Quadratkilometer. Unter Zugrundelegung von 1 m durchschnittlicher Regenmenge entfielen also auf das Gebiet 15,000,000,000 cbm Regen pro Jahr. Hievon würden nach der Dumas'schen Annahme 23,437,500 cbm als Ueberschwemmungswasser zu rechnen sein. Das Ueberschwemmungsgebiet auf der Strecke Basel-Straßburg mit 1 km Breite zu 150,000,000 Quadratmeter angenommen, so entfielen 0.156 cbm oder 156 l auf den Quadratmeter.

Aus den Dumas'schen Beobachtungen kann man die Beruhigung schöpfen, daß die bei Hochwasser zu bezähmenden Wassermengen nicht in der Weise gefährlich sind, wie man gemeiniglich, nach dem angerichteten Schaden zu urtheilen, annimmt. Und warum sollten wir nicht ebensogut diesem Schaden vorbeugen können wie die Bewohner des Reiches der Mitte, die Chinesen, mit denen wir kürzlich durch die Erwerbung von Kiau-tschou gegen früher in erheblich nähere Beziehungen getreten sind? Diese, die sich ängstlich gegen äußere Einflüsse abschlossen, können bezüglich dessen, was sie hinsichtlich Besiegung von Wassergefahren geleistet, als unübertreffliche Vorbilder hingestellt werden.

Selbstverständlich dürfen, um sich derartiger Erfolge — wie die Chinesen — rühmen zu können, Kosten nicht gescheut werden, auch darf man die Hände nicht in den Schoß legen, vielmehr muß jeder Betheiligte helfend zugreifen, eingedenk des Schiller'schen: „Tausend fleißige Hände regen, helfen sich im munt'ren Bund.“ Aber meines Erachtens ist es mit den, gewöhnlich nur im unteren Gebiete der Flüsse und Ströme zur Ausführung gelangenden Mitteln, als da sind: Geradelegung (Regulirung) der Flüsse und Ströme, Vertiefung ihres Bettes unter gleichzeitiger Beschränkung desselben auf die Normalbreite,[11]) Anlage von Wasserbecken (Stauweihern) und von Ableitungskanälen aus den letzteren zur Bewässerung und Urbarmachung bisher öder Landstriche, ferner Anlage von Senkbrunnen und Senkgruben,[12]) sowie von unterirdischen Gräben und Saugkanälen (Filtra), Eindämmung der Ströme in entsprechenden Entfernungen (nach erfolgter Regulirung), nicht genug gethan, man sollte vielmehr dem Uebel an seiner Wurzel vorzubeugen trachten. Man würde, weil hier die nöthigen Arbeiten noch die einfachsten, am wenigsten Kosten erheischenden sind, dadurch an den weiteren Flußläufen mit bedeutend geringerem Aufwande davonkommen können. Es ist erklärlich, daß bei anhaltenden Gewittergüssen oder gar Wolkenbrüchen alle im Gebirge vorhandenen Rinnsale, seien es nun Runtzen oder Schleifwege, oder steile, tief eingeschnittene Wege (Hohlwege) dem Wasser ganz besonders schnellen Abfluß nicht nur ermöglichen, sondern es dazu zwingen werden. Ja, an steilen Hängen bilden sich überall von selbst kleine Rinnsale, die die Runtzen und Bächelchen dann blitzschnell füllen. Hier heißt es den Waldboden in seinem Bestreben, die entfliehenden Wassermassen zu fesseln, unterstützen, wie und wo man nur kann. Der nöthigen Mittel dazu haben wir viele in der Hand, von den einfachen Horizontalgräben (mit oder ohne Faschinen, die mit etwa 0.25—0.5 Proz. Gefäll von der ersten — der höchsten — Ursprungsstelle, irgend eines Wasserrisses einer Runtz[13]) — beziehungsweise Wildbaches mit oder ohne Muren[14]) — an in Abständen von 50—100 m das in dem Risse herabströmende Wasser auffangen und nach beiden Seiten — beziehungsweise abwechselnd nach der einen oder anderen Seite — und nach Bedürfniß mehr oder weniger weit vertheilen), bis zu den Thalsperren, die dort nöthig werden, wo die Gebirgsbäche sich bei Hochwasser in Wildbäche zu verwandeln pflegen. Solche Thalsperren werden entweder aus Faschinenmaterial (in Packwerk oder lebenden Sperren) oder als Holzsperren (Kastensperren) und Steinsperren hergestellt. Durch die Thalsperren soll das Gefälle der Wildbäche gemäßigt, dadurch die zerstörende Kraft des Wassers gemindert und dem Fortführen von Geschieben und Geröllen, sowie der Ablagerung von Schuttkegeln vorgebeugt werden. Fernere Mittel sind Anlage von Stück- und Senkgräben, künstlichen Lachen zum Versickernlassen des Wassers, Anlage von Sickergruben. Des weiteren ist auch das Wasser der Quellen vor zu schnellem Abfluß durch Ableitungen nach der Seite zu bewahren. Statt Entwässerungen seien überall Bewässerungen ausgeführt; wo wirklich stehendes Wasser ist, darf nur eine Senkung des Wasserspiegels vorgenommen werden. Steile Wege lasse man ohne Abzugsgräben und lege dafür lieber mehr Dohlen, unter Fortführung derselben als Horizontalgräben, zur seitlichen Vertheilung des Wassers an den Hängen an. „An allen nur zeitweise wasserführenden Gräben, Einschnitten, Mulden, in tief eingeschnittenen Fahrgeleisen, kurzum in allen Bodenausformungen, welche bei Regen und Schneeabgang die Wassermengen zeitweise aufnehmen und nach dem Thale führen, bringe man Fang- und Sammelgräben, Dämme an.“[15]) Alle Quellen müssen offen gelegt und von Zeit zu Zeit gereinigt werden. Man benutze dieselben, wo es geschehen kann, zur Anlage von Teichen (Thalsperren). Auf diese Weise wird der Wald und noch weit mehr das unten liegende Land, anstatt von dem nutzlos abfließenden Wasser mehr oder weniger beschädigt zu werden, in nutzbringender Weise bewässert, nicht mehr entwässert, das Wasser wird also für den Wald nutzbar gemacht, die bei Hochwasser sonst durch dasselbe zu befürchtende Gefahr vermindert. Wichtiger natürlich als diese kleinen Einzelmittel ist es, den Wald überhaupt, namentlich aber auf den Gebirgskämmen, zu erhalten und ihn immer in einem solchen Zustande zu bewahren, daß er die von ihm bezüglich der Wasserstandspflege geforderten Aufgaben immer wirklich gut zu erfüllen imstande ist. Es

10) Namentlich von Dumas in den vier hydrographischen Becken des Rhône, der Loire, der Garonne und der Seine ausgeführt. Siehe Wex: a. a. O. S. 30 pp.

11) Siehe Wex a. a. O., S. 17 und 18.

12) Siehe Wex a. a. O., S. 32.

13) Runtz = „Runs“ von Rinnsal. S. Schiller, Wilhelm Tell, II. Akt, 2. Scene.

14) Mure oder Muhre, d. i. ein breiartiges Gemenge von Sand, Steinen, Wasser und Schlamm.

15) O. Kaiser: Beiträge zur Bodenwirthschaft. Berlin, Verlag von J. Springer 1883. S. 41.

darf deßhalb (wieder namentlich im Gebirge) vom Führen größerer Kahlschläge keine Rede sein, ebensowenig auch von Streunutzung; denn ein von Streu entblößter Waldboden entbehrt Millionen von Mengen solcher Körperchen, die auf das Wasser wirken wie ein Magnet auf Eisen: er läßt die Hochwassermengen ungehindert abfließen.

Mittheilungen und Nachrichten.

γσ. **Berlin.** Die ordentliche Märzsitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ wurde durch den Vorsitzenden, Geh. Rath Virchow, mit Erinnerungsworten an die dahingeschiedenen Mitglieder Dr. Walter Hoffmann, amerikanischen Konsul in Mannheim, und Dr. Steinbach eröffnet, welch Letzterer durch seine wissenschaftliche Erforschung der Marshall-Inseln bekannt geworden ist. Der Vorsitzende verlas ein von der philippinischen Delegation in Paris der Gesellschaft übersandtes Kondolenzschreiben, in dem das Ableben Dr. F. Jagors beklagt und den um die Erkundung der Philippinen verdienten deutschen Reisenden die vollste Anerkennung für ihre Leistungen ausgesprochen wird. Es werden namentlich aufgeführt: Semper, Alexander Schadenberg, Joest, Bastian und Blumentritt. Aus dem Nachlaß Dr. Jagors wird der Gesellschaft ein Legat von 1000 M. ausgehändigt werden. Aus Anlaß des gewiß äußerst seltenen Ereignisses, der Feier seines 70jährigen Doktorjubiläums wird Dr. Rudolf Amandus Philippi in Santiago di Chile zum Ehrenmitglied ernannt. Das Diplom soll ihm zu dem Jubiläumstage (26. April d. J.) übersandt werden. Geh. Rath Virchow weist mit Nachdruck auf den Anfang September d. J. in Paris stattfindenden Internationalen anthropologischen und archäologischen Kongreß hin und legt eine für die französische Archäologie werthvolle Schrift vor: *Girod* et *Massenet:* Les stations de l'age du Renne dans les vallées de la Vezère et de la Corrèze, auch auf die Untersuchungen Prof. Forrers über die Heidenmauer am St. Odilienberge bei Straßburg macht er aufmerksam. Dr. Ludwig Schneider hat einen Bericht eingesandt über das Vorkommen des Mammuth in den Lößterrassen bei Königgrätz und über die bisher in der Anzahl von 246 aufgedeckten Gräber bei Smirschitz (Böhmen), deren Skelette nach ihren Schädeln in drei bis vier Typen von einander zu scheiden sind. Aus den Schädeln, die theils dolicho- und mesocephal, theils hyperbrachycephal und hyperdolichocephal sind, will Dr. Hellig in Dobrzan schließen, daß die überlangköpfigen Schädel den Langobarden angehören, die später aus diesem Gebiet ost- und südwärts gewandert sind, eine Anschauung, der Geh. Rath Virchow beistimmen möchte. Dagegen erhebt Virchow seine warnende Stimme vor einer geplanten Reichskommission für Prähistorie, die der privaten und bisher so erfolgreichen Thätigkeit auf diesem Forschungsgebiete nur hinderlich sein dürfte. Unter anderen Vorlagen sei des nach Art des Hutmacher-Maßapparats konstruirten Kopfmessers Erwähnung gethan, den Dr. Placzek demonstrirte, mit dem er die an unsymmetrisch geformten Schädeln auftretende Asymmetrie in ihren Konturen festlegen zu können hofft. Geh. Rath Virchow kann sich von der Brauchbarkeit dieses Apparats für den Anthropologen nichts versprechen und Prof. v. Luschan zeigt, wie schwierig bei diesem Kopfmesser die sichere Horizontalorientirung des zu messenden Kopfes ist, ein Umstand, der zu einer bedeutenden Fehlerquelle führen muß. — Von besonderem Interesse waren die Mittheilungen von Prof. Dr. Seler über die Alterthümer von Copán und Quiriguá, die von einer Anzahl scharfer und gut aufgenommener Lichtbilder begleitet waren. Dem verdienten Berliner Amerikanisten ist es in jüngster Zeit geglückt, das Material für die Entzifferung der Bilder und Hieroglyphen zu mehren, die sich auf den Steinmonumenten der Maya auf der Ruinenstätte von Palenke finden. Diese Stätte ist an der Grenze von Guatemala und Honduras gelegen, am Ende einer alten Handelsstraße, die hier vom Atlantik nach Zentralamerika führte und noch durch Cortez benutzt worden ist. Die von Flüssen durchströmte Region hieß wegen des starken Canuverkehrs daselbst bei den Eingeborenen das „Land der Schiffe“, und die Straße ist noch bis nach Vera Paz hin zu verfolgen. In Guatemala selbst finden wir die Monumente nicht, die hier am Rio Montagua, bei Copán in der Wildniß des Urwalds aufgefunden worden sind. Es sind Komplexe von Monumenten, und in ihren vom Flusse aus aufwärts ansteigenden Terrassen haben diese Bauten mit denen des alten Troja Aehnlichkeit. Oberhalb der Terrassen ist ein Hof, in dem sich theils als Säulen, theils als Altarplatten benutzte große Steinmonumente befinden, die mit Bildern und mit Hieroglyphen bedeckt sind. Die Anlage von Quiriguá entspricht der von Copán. Im hiesigen „Museum für Völkerkunde“ befindet sich der Abguß einer Stele von Quiriguá, auf deren breiterer Vorderseite eine mit Kopfputz geschmückte, reichgekleidete menschliche Figur dargestellt ist, während die Seitenflächen der Säule mit Reihen von Hieroglyphen bedeckt sind. Diesen Dingen aus dem Gebiete der Maya-Kultur stand man zuerst bei dem Mangel an historischen Nachrichten rathlos gegenüber. Aus den Mittheilungen des Bischofs Landa von Yukatan in seinen „cosas de Yukatan“ konnte man indessen die Anschauung gewinnen, daß die Grundlagen der Chronologie bei den Maya-Stämmen mit der aus Alt-Mexico her bekannten, übereinstimmte, daß die gleichen Grundvorstellungen, wie sie sich in den 20 aufeinanderfolgenden und sich in bestimmten Perioden wiederholenden Tagen des altmayanischen Festlandes finden, für die Namen und Zeichen uns bekannt sind, hier wieder erscheinen. Durch sorgfältige Vergleichung der Bilderhandschriften, die wir von den Maya und den alten Mexicanern besitzen, mit den Monumenten ist die mit vielem Scharfsinn durchgeführte Deutung von Bildern und Hieroglyphen für die Zahlzeichen von 1 bis 10 gelungen, mit Ausnahme des Zeichens für 2, das noch nicht ganz sicher feststeht. Das Tekpatel = Feuerstein der Mexicaner findet im Feuersteinmesser der Maya seine Analogie. Die Zeichen für die 18 Jahresfeste, die je 20 Tage von einander entfernt sind und mit ihren Namen von Landa überliefert sind, hat man nach den Handschriften auf den Monumenten wiedergefunden. Der Referent erörterte im Verlaufe seiner Darlegungen zunächst das Zahlensystem, wie es sich aus dem Festkalender der Maya finden läßt. Dadurch, daß gewisse Zahlenzeichen in der sogenannten „Dresdener Handschrift“ roth und andere schwarz angegeben sind, kam man auf Bezeichnungen gewisser Differenzen und zur Erkenntniß des Stellenwerthes der zu Säulen geordneten Zahlzeichen, und es ergaben sich für die verschiedenen Stellen folgende Werthe der Zifferzeichen: An erster Stelle stehen die Einer, die zweite Stelle nehmen dann die Zwanziger ein, es folgen an dritter Stelle die 360ger, dann die 20mal 360ger, endlich die 20mal 20mal 360ger. Diese Perioden sind auch in der Sprache der Maya-Stämme, die große Zahlen lieben, begründet. Die Sonne gilt auf den Monumenten als Symbol für den Einzeltag und die Tage haben neben ihren Zahlzeichen auch noch eine bildliche Bezeichnung, die mit dem Zahlzeichen in Zusammenhang zu bringen ist. Es ist durch diese Forschungen erwiesen worden, daß ähnlich wie die alten Römer die Wochentage nach ihren Göttern bezeichneten, auch dieser Brauch bei den Maya-Stämmen Zentralamerika's existirt. Je 13 Tage ihrer 20ger Periode zwischen den einzelnen Festen sind durch die Bilder von je 13 verschiedenen Göttern bezeichnet, während die noch fehlenden sieben Tage durch eine Komposition der Zeichen zu dem sie charakterisirenden Bilde gelangt sind. Fast der ganze Festkalender der Maya kann nunmehr als bekannt gelten.

M. Henri Buchot, der Konservator des Kupferstichkabinets der Bibliothèque Nationale in Paris, gibt die „Chefs d'oeuvres et Pièces uniques du Musée du cabinet des estampes“ in vorzüglichen heliographischen Reproduktionen heraus. Die jetzt vorliegende erste Lieferung enthält von solchen Meisterwerken und Uniken der Kupferstichkunst unter anderem: de Lauray's „La loge“, Leblonds Louis XV., ein Portrait Karls V. von 1519; den wundervollen Hirschkopf (nach einem Aquarell) und den nicht minder schönen Knabenkopf Albrecht Dürers, eine Sibylle Francias' und den Turenne von Nanteuil. Derartige Publikationen, die sonst unzugängliche oder schwer erreichbare Schätze weithin in Reproduktionen,

welche den Originalen fast gleichkommen, verbreiten, werden von Kunsthistorikern, Sammlern und den hohe Vorbilder studirenden Künstlern gleich freudig begrüßt.

* Von einem neuen Heilserum gegen die Tuberkulose wird aus Paris berichtet. In den letzten Wochen sind im Institut Pasteur Versuche mit einer neuen Heilserumbehandlung der Tuberkulose gemacht worden, deren Ergebnisse von Bedeutung zu sein scheinen. Die nächste Zukunft wird indessen die Gewißheit darüber bringen, ob es in der That gelungen ist, ein wirklich wirksames Mittel gegen die verheerende Krankheit zu finden. Professor Marmorek, einer der Leiter des Laboratoriums am Institut Pasteur, der das Antistreptokokkenserum auf einen hohen Stand der Vervollkommnung gebracht hat, hat neuerdings an der Herstellung eines Serum gegen die Tuberkulose gearbeitet. Bevor er dessen Wirkung an der Lungentuberkulose erproben wollte, hat er es bei Fällen von sog. chirurgischer Tuberkulose versucht, also bei den Erkrankungen der Haut, der Gelenke und Knochen, der Abscesse und Fisteln, die von dem Tuberkulosebazillus verursacht werden. Bisher hat ein Dutzend von Kranken Impfungen mit dem neuen Serum erhalten, die an Hüftgelenkentzündung, an Fisteln und Abscessen litten. Die Mehrzahl von ihnen wurde nach der zehnten Einspritzung geheilt, die Anderen befanden sich auf dem Wege der Heilung. Nach der ersten Einspritzung zeigte sich ein leichtes Ansteigen der Temperatur und die Wunden veränderten ihr Aussehen. Nach der vierten bis fünften Einspritzung besserte sich das Allgemeinbefinden der Kranken bereits sichtlich. Der Appetit nahm zu, die Eiterungen hörten auf und die Wunden zeigten die Neigung, sich zu schließen; das Gewicht der Kranken nahm zu. Von Bedeutung ist der Umstand, daß die Einspritzungen des neuen Serums keinerlei gefährliche Wirkung auf das körperliche Befinden ausüben, wodurch bekanntlich der Gebrauch des Koch'schen Tuberkulins so bedenklich wurde. Das Serum von Marmorek kann als vollkommen unschädlich bezeichnet werden. In dieser Woche beginnt eine Reihe neuer Versuche an Kranken, die mit Lungentuberkulose behaftet sind. Wenngleich diese Mittheilungen aus dem Pariser Institut selbst und zwar aus dem Kreise der Mitarbeiter Marmoreks stammen, wird man doch gut thun, nicht allzu rasch Hoffnungen an diese Versuche zu knüpfen, sondern erst das Urtheil der Wissenschaft darüber abzuwarten.

* 22 Medizinerinnen, die auf schweizerischen Hochschulen studirt haben oder noch studiren, haben dem Bundesrath in Berlin folgende Bitte unterbreitet: 1. Den Studentinnen deutscher Nationalität, welche bis September 1899 das „Schweizer Eidgenössische Maturitätsexamen für Aerzte, Zahnärzte und Apotheker" abgelegt haben, möge dieses angerechnet werden als gleichwerthig einem deutschen Abiturientenexamen, d. h. als berechtigend zu Physikum und Staatsexamen im Sinne des Bundesrathsbeschlusses vom April 1899 betreffend Zulassung von Frauen zum Medizinstudium in Deutschland. 2. Den Kandidatinnen der Medizin, welche, auf ein vor September 1899 datirendes eidgenössisches Reifezeugniß gestützt, die beiden Schweizer Propädeutika — das nach zwei Semestern abzulegende naturwissenschaftliche und das nach weiteren drei Semestern sich anschließende physiologisch-anatomische Propädeutikum — absolvirt haben, mögen dieselben als gleichwerthig einem in Deutschland abgelegten Physikum angerechnet werden.

* **Freiburg i. Br.** Das Examen als Doktor der Philosophie hat kürzlich hier Frl. Natalie Wipplin aus Kassel mit Auszeichnung bestanden, die erste Dame, welche in Deutschland in Philosophie promovirt worden ist.

* **Leipzig**, 26. März. Der am 9. Januar 1895 durch Dr. Helmolt begründete „Historische Abend" ist in corpore in die seit zwei Jahrhunderten bestehende, ähnliche Ziele verfolgende „Deutsche Gesellschaft" eingetreten.

* **Kiel.** Der bisherige ordentliche Professor für germanische Sprachen Dr. Ferdinand Holthausen zu Gothenburg ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

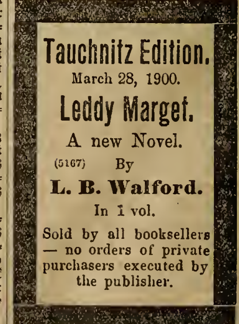
* **Berlin.** Dem Privatdozenten in der philosophischen Fakultät der Universität Bonn Dr. Erich Berger und dem Privatgelehrten Dr. Frhrn. Friedrich Hiller v. Gärtringen in Berlin ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Paris.** Die Académie de Médecine ernannte Professor Bergmann in Berlin zum auswärtigen Mitgliede.

* Das 70jährige Doktorjubiläum wird demnächst ein Gelehrter feiern, dessen Name diesseit und jenseit des Ozeans einen guten Klang hat, nämlich Prof. Dr. Rudolf Amandus Philippi zu Santiago in Chile, ein wissenschaftlicher Freund von Virchow, Waldeyer, Möbius. Philippi wurde in Charlottenburg als Sohn eines Rechnungsraths am 14. September 1808 geboren, war erst als Direktor an der höheren Gewerbeschule zu Kassel thätig und verlegte bereits vor fast 50 Jahren seinen Wohnsitz nach Chile, wo er an der Universität Santiago Professor der Botanik und Zoologie, sowie Direktor des naturgeschichtlichen Museums wurde. Dort wirkt er als ruhmvoller Pionier deutscher Wissenschaft, als Verfasser zahlreicher Schriften aus dem Bereich der Zoologie und systematischen Botanik. Das 70jährige Doktorjubiläum dieses Nestors deutscher Wissenschaft soll am 28. April in Santiago begangen werden. Auch die medizinische Fakultät zu Berlin sandte bereits seinem Ehrenmitglied eine von Rudolf Virchow verfaßte Adresse, die der Kuratorialsekretär Grubel künstlerisch gezeichnet hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Herm. Bek-Gran: Deutsche Soldatenlieder in Bildern; H. v. Volkmann: Deutsche Wanderlieder in Bildern. (Jungbrunnen 5. u. 6. Bd.) Berlin, Fischer u. Franke. — Ernst Haeckel: Kunstformen der Natur. 4. Lfg. Leipzig, Wien, Bibliographisches Institut. — J. H. Kaltschmidt: Deutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Schrift- und Umgangssprache, sowie der wichtigsten Fremdwörter. I. Theil. Leipzig, J. J. Weber. — P. Hildebrandt: Das hohe Lied von der nackten Kunst. Berlin, A. Hildebrandt, Kunstverlag. — J. Scheibert: Der Freiheitskampf der Buren und die Geschichte ihres Landes. 1. Heft. Berlin, A. Schröder. — v. Janson: Das strategische und taktische Zusammenwirken von Heer und Flotte. 2. (Schluß-)Heft. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900. — E. Kroll: Gutenberg. Ein Festspiel. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) 1900. — Dr. J. Schumacher: Viehhandel und Viehprozeß. (Nach dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuch.) 3. Aufl. Berlin, Paul Parey 1900. — Denkwürdigkeiten eines württembergischen Offiziers aus dem Feldzuge im Jahre 1812. Hggb. von Frhrn. v. Rotenhan. 3. Aufl. München 1900. — Herm. Staub: Kommentar zum Handelsgesetzbuch (ohne Seerecht). 6. u. 7. Aufl. 7. Lfg. (1. Lfg. des 2. Bandes.) Berlin, J. J. Heine's Verlag 1900.



Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 29. März. Nummer 73.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Methodologie der Soziologie.

Von Paul Ernst.

Die junge Wissenschaft der Soziologie steht noch in demjenigen Stadium, wo das Gebiet noch nicht begrenzt und die Methoden noch nicht festgestellt sind und die heterogensten Dinge unter dem einen Wort verstanden werden. Aehnlich wie beim Beginn der Naturwissenschaften erhalten wir eine bunte Sammlung unzusammenhängender Notizen, Lehren, Phantasien; und noch kann man kaum ahnen, welche verschiedenen Wissenschaften sich alle einmal hier aus diesen Anfängen entwickeln werden, wie sich bestehende, etwa Geschichte, Nationalökonomie und andere, einordnen sollen, und sogar das kann man sich schwer vorstellen, was eigentlich das Gemeinsame dieses Komplexes sein wird, welches erlaubt, ihn unter einem Namen zusammenzufassen. Es ist begreiflich, daß unter diesen Umständen die Untersuchungen darüber, was eigentlich in den Bereich der Soziologie falle, nicht nur sehr häufig, sondern auch sehr werthvoll sind; irgendwie muß doch einmal erst fester Boden geschaffen werden.

Eine kürzlich erschienene Schrift eines Russen, Dr. Th. Kistiakowski: „Gesellschaft und Einzelwesen“, bietet Gelegenheit, die Probleme einmal zu betrachten, wie sie sich nach der neuesten Auffassung stellen. Die Soziologie ist sicher auch im praktischen Sinne eine der wichtigsten Wissenschaften; es wird uns das immer mehr bewußt werden, je mehr wir von ihr lernen werden, in wie viel höherem Grade der Mensch ein gesellschaftliches Wesen ist, als die gewöhnliche Meinung glaubt.

Kistiakowski steht auf dem Boden der Simmel'schen Auffassung der Soziologie als der Lehre von den sozialpsychischen Prozessen oder der Wechselwirkung zwischen den Menschen. Die Soziologie leistet nach dieser Bestimmung das für die Gesellschaft, was die Psychologie für den Einzelmenschen, die Lehre von der Wechselwirkung der Energien, die uns als Ich erscheint. Diese Auffassung ist bis jetzt die einzige, welche ein wirkliches Fundament abgibt, auf dem eine Wissenschaft aufgebaut werden kann; auch wenn sie nicht durchdringen sollte, weil ihr eine vollkommenere gegenübergestellt würde, so bliebe ihr doch das Verdienst, als die erste die Soziologie dem Dilettantismus entrissen und die Möglichkeit ihrer wissenschaftlichen Behandlung gegeben zu haben.

Kistiakowski versucht die Auffassung Simmels genauer und im Detail auszuführen; er will „an der Hand logischer Kategorien aus dem Wesen der Gesellschaft methodische Prinzipien und Unterscheidungen der sozialwissenschaftlichen Disciplinen entwickeln“.

Hiebei stößt' er naturgemäß auf die heute noch verbreitetste Anschauung, die „organische Theorie“, diejenige, bei welcher der oben geschilderte noch unentwickelte Zustand des Wissensgebietes am auffälligsten wird. Sie geht scheinbar zurück auf Platons Analogie zwischen Staat und Mensch und auf Hobbes' Behauptung von der Menschenähnlichkeit des Staates. Dieser sich bis in das 19. Jahrhundert hinein hartnäckig wiederholende Gedanke hat jedoch einen anderen Sinn: „Man bedarf eines besonderen Begriffs, um die einheitliche Aeußerung der staatlichen Thätigkeit nach außen und innen zu erklären. Denn dieser autonome Charakter des Staates ist nur dann begreiflich, wenn man den Staat als ein rechts-, willens- und handlungsfähiges Subjekt betrachtet. Als das erkannt wurde, war man jedoch noch unfähig, diese Eigenschaft des staatlichen Wesens bloß als einen Begriff zu denken, der nur „gilt“ und in diesem Sinne eine höhere Stabilität, aber kein empirisches Sein besitzt; sondern man wollte sie ganz konkret und materiell darstellen. Das erreichte man dadurch, daß man den Staat nicht nur für eine rechts- und willensfähige Person, sondern auch für einen Menschen erklärt.“ Offenbar ganz etwas anderes ist es, wenn man heute die Vergleichung von Gesellschaft und thierischem Organismus thatsächlich durchführt und etwa die Straßen und Eisenbahnen mit den Adern vergleicht, in welchen das Blut zirkulirt. Ohne weiteres kann man sich klar machen, daß man durch eine solche einfache Analogie keinerlei wissenschaftliches Bedürfniß befriedigen kann; man setzt einfach eine wenig bekannte soziale Erscheinung einer wenig bekannten organischen gleich: die Zelle dem Individuum oder der Familie u. s. f. Das offenbare Resultat ist, daß man eine Sache, die man erst erforschen will, nur noch mehr komplizirt durch Hineinbeziehung von Erscheinungen, Gesichtspunkten, Gedanken, die in sie gar nicht hineingehören. Auch ihre heuristische Bedeutung, die selbst von manchen ihrer Gegner noch aufrecht erhalten wird, ist gering. Man behauptet sie, indem man als Begründung den Satz ausspricht, daß die Naturgesetze auch für die gesellschaftlichen Erscheinungen gelten, daß dieselben Gesetze in der Natur herrschen wie in der Gesellschaft. Es gibt aber keine „Naturgesetze“, sondern nur mechanische, chemische 2c. Gesetze; ihnen gemeinsam ist nichts, was sich als ein allgemeines Gesetz aufstellen ließe, sondern nur die Kausalität, welche bloß eine Norm unsres Denkens ist. Die konkrete Anwendung dieser Gesetze, welche auf der Abstraktion und Isolirung gewisser Stoffbeziehungen beruhen, die in dieser reinen Form nie in der Natur vorkommen, sind die geologischen, biologischen 2c. Gesetze; die soziologischen, wenn wir sie gefunden haben werden, sind diesen lediglich koordinirt und wir können für die Soziologie nicht mehr aus der Biologie lernen, als für diese aus der Geologie.

Wie kommt man nun zum Gesellschaftsbegriff? Die größte Schwierigkeit besteht in der Trennung zwischen Staat, Volk und Gesellschaft. Das sind Begriffe, welche sich auf dieselbe Realität beziehen, nämlich eine gegebene Anzahl in

gegebener Weise verbundener Menschen. Solche Begriffe werden gebildet für die Zwecke der wissenschaftlichen Erkenntniß und bedeuten nichts als die Zusammenfassung derjenigen Merkmale des betreffenden Dinges, welche für die Zwecke der betreffenden Wissenschaft in Frage kommen; so hat man einen astronomischen Begriff der Erde als eines Weltkörpers, einen geologischen als einer erstarrten Schale und glühenden Kerns u. s. f. Das „Wesen" des Dings erschöpfen können und sollen sie nicht. In Bezug auf jene gegebene Zahl Menschen hat man für verschiedene Zwecke jene Begriffe. So ist es möglich, daß „Staat" und „Volk" mehrere Gesellschaftskreise in sich einschließen und doch unter denselben Begriff der Gesellschaft subsumirt werden können. „Der Unterschied zwischen diesen kleineren und größeren Kreisen, welche scheinbar verschiedene Gesellschaften bilden und doch zu einer und derselben allgemeinen Gesellschaft gehören, besteht darin, daß derselbe soziale Prozeß einmal mehr partikulärer, ein anderes Mal mehr genereller Natur ist. Derselbe umfaßt ebenso alle zum Staat und Volk Gehörigen, wie der Staat und das Volk im ganzen." So kommt Kistiakowski zu folgender Bestimmung von Umfang und Inhalt der Gesellschaft: durch seinen Umfang umfaßt der Begriff „alle gesellschaftlichen Gebilde oder alle durch äußerlich verbindende Normen geschaffenen sozialen Organisationen; seinen Inhalt dagegen bilden die Menschen selbst und die Wechselwirkung zwischen ihnen oder die kausal bedingten sozialpsychischen Prozesse, die in diesem Rahmen vorgehen".

Die Gesellschaft ist ein Kollektivwesen wie der einzelne Mensch. Aber während wir aus den unwissenschaftlichen Zeiten her, wo die Sprache gebildet wurde und die Vorstellungen, vermöge deren wir die Realitäten in uns aufnehmen, den Menschen immer naiv als eine untheilbare Einheit betrachten, ein in-dividuum, und uns erst durch die Reflexion darüber klar werden müssen, daß es ein Kollektivding ist, fassen wir umgekehrt die Gesellschaft naiv bloß räumlich, zeitlich und zahlenmäßig auf als eine Anzahl Menschen, die zu einer bestimmten Zeit auf einem bestimmten Gebiet leben; auch hier müssen wir durch die Reflexion erst die Auffassung erwerben, daß es sich dabei um etwas einheitliches handelt; wie beim Menschen die einzelnen Zellen, so bilden hier die einzelnen Individuen die Substanz; wie dort die Einheit im psychischen Prozeß der Beeinflussung der Willensenergien, so liegt hier die Einheit im sozialen Prozeß der Wechselwirkung zwischen den Menschen.

In zwei sehr schönen Kapiteln über die „Anwendung der Kategorien des Raumes, der Zeit und der Zahl auf die Kollektiveinheiten" und über „Kollektivbegriffe und Kollektivwesen" hat der Verfasser sich mit diesen Problemen beschäftigt. Welche große Bedeutsamkeit, solche rein logische Untersuchungen haben nicht nur für die Erkenntniß, sondern für die unmittelbare Praxis, das mögen einige Sätze über seine Kritik der Lehre vom typischen Menschen Quételets zeigen, die in der populären Anschauung heute noch allgemein verbreitet ist und in den politischen Kämpfen große Bedeutung hat.

Quételet wurde zu seinen Untersuchungen geführt durch eine Beunruhigung über das Problem der Willensfreiheit. Er unterschied bei den das Menschenleben bedingenden Umständen zwischen permanenten und variabeln. Die letzteren sind individueller Natur und neutralisiren sich in der großen Zahl; statistische Bedeutung haben nur die ersteren, welche allgemeiner Natur sind; ihre statistische Erfassung beweist, daß den in der Gesellschaft lebenden Menschen verschiedene Neigungen und Triebe innewohnen, die unter allen Umständen befriedigt werden, etwa in bestimmtem Alter zu heirathen und dabei eine beschränkte Wahl zu treffen. So muß der in der Gesellschaft lebende Mensch jährlich ein bestimmtes Budget in Heirathen, Verbrechen rc. herstellen; das einzelne Individuum bildet einen bestimmten Bruchtheil der Gesellschaft: wenn diese x Menschen umfaßt: also 1 : x; und dieser 1 : x hat dann seinen xten Theil an all den Heirathen, Verbrechen u. s. f. auf dem Rücken; auf einfache rechnerische Weise wird ein „mittlerer Mensch" geschaffen, den er für das eigentliche soziale Individuum hält, obwohl er nur ein rechnerisches Produkt ist, kein in der Gesellschaft mit ihren realen Verhältnissen lebender realer Mensch.

Man sieht, welche Bedeutung eine solche Lehre rasch gewinnen mußte durch die Unterstützung gewisser politischer und sozialer Meinungen, welche sich gleichzeitig ergaben aus sozialen Kämpfen. Die Unschuld und Unverantwortlichkeit des Individuums, die in aristokratischen Gesellschaften geglaubt wurde aus dem Herrengefühl heraus, das die Handlungen gegen die anderen Menschen nach der Art auffaßte, wie wir etwa die gegen Thiere, daß man dies nämlich einfach als Mittel betrachtete, erscheint hier wieder als ein demokratischer Gedanke, so, daß die sittliche Handlung nicht mehr als Resultat der Einzelpsyche erscheint, sondern der Gesellschaft; womit erstlich die Verantwortung für die Handlungen des Einzelnen der Gesellschaft zugeschoben wird und weiterhin die Idee gegeben ist, daß die Sittlichkeit ein Resultat der Gesellschaftsordnung ist und sich mit ihr ändert.

Die neuere Auffassung, von Knapp begründet, ist, daß nicht die einzelnen Individuen als Subjekte der statistischen Forschungen betrachtet werden, sondern ihre Vielheit, welche auf Grund bestimmter Merkmale als Einheit aufgefaßt wird.

Es braucht nur geringer Ueberlegung, damit man sich klar macht, wie wenig man voraussichtlich von diesen Problemen bis jetzt gelöst haben wird. Schon die Individualpsychologie ist bis jetzt eigentlich noch nicht wissenschaftlich behandelt gewesen; nur die physiologische Psychologie hat es zu einer Methode gebracht; sonst finden wir nur zerstreute Beobachtungen und Einfälle: Rochefoucault oder Stendhal, Lichtenberg oder Nietzsche, das sind doch eigentlich unsre Psychologen. Es genügt eben für diese Aufgaben nicht die subalterne Geistesrichtung, welche für den modernen Wissenschaftsbetrieb bezeichnend ist und doch auch so große Resultate erzielt hat; bedeutende Menschen aber, wie die Genannten, haben selten die Neigung zu der großen Entsagung, welche eine exakt wissenschaftliche Thätigkeit verlangt; für sie ist die Produktion ein reiches Ueberströmen eines überfüllten Gefäßes; nicht ein mühsames Arbeiten für einen von außen her gegebenen Zweck. In noch viel höherem Maße gilt das für die Untersuchung der psychischen Wechselwirkung in der Gesellschaft; denn was jene hervorragenden Menschen zur psychologischen Beobachtung anreizt, das ist doch schließlich immer das Interesse an den letzten menschlichen Dingen, die Frage nach dem Werth des Lebens und so fort. Dieses Interesse ist bei den soziologischen Untersuchungen nicht so zu befriedigen, weil es sich hier ja nicht um Selbstbeobachtung handeln kann.

Das Problem wird von Kistiakowski recht gut formulirt in folgenden Worten: „Die Wirkung der Gesellschaft besteht nicht nur in quantitativen und intensiven Modifikationen der gleichen, irgendwie schon vorhandenen Gefühle bei den Individuen einer ganzen Gesellschaft, sondern in hervorragendem Maße auch in der Hervorbringung dieser Gleichheit der Gefühle bei solchen Individuen, die ursprünglich nicht miteinander gemeinsam leben oder in dem Zustandekommen von gesellschaftlichen Bewegungen und Bestrebungen, und in der Schaffung abgeschlossener gesellschaftlicher Kreise. Denn jeder Einzelne ist zuvörderst bloß als Individuum oder als Privatperson, wie man sich im gewöhnlichen Leben ausdrückt, gegeben; er schmiedet, schneidert, schustert rc. und ist vollständig

durch seine Privatgeschäfte oder Interessen absorbirt. Wenn aber alle diese Privatpersonen für das gemeinsame Leben fähig sein sollen, müssen sie wenigstens gleichartig fühlen und wollen. Diese Gleichartigkeit des Fühlens und Wollens kommt nur durch Wechselwirkung zustande und muß also erst durch quantitative Veränderungen der verschiedenen individuellen Zustände herbeigeführt werden. Die Wirkung der Gesellschaft geht also zuerst auf die qualitativen Modifikationen des Seelenlebens der Individuen. Nur auf der Grundlage dieser qualitativen Ausgleichung der psychischen Zustände in der Gesellschaft kann später die quantitative Steigerung der gesellschaftlichen Gefühle eintreten und zuletzt das höhere Wollen, welches schon als Sollen wirkt, zum allgemeinen Bewußtsein gelangen.... Der höheren ethisch-rechtlichen Nothwendigkeit geht immer schon die psychologische und kausale Nothwendigkeit, die in einem Kollektivwesen zustande kommt, voran. Durch ihre doppelte Nothwendigkeit, die Alle in ihrem innersten Gefühl so tief empfinden, ist der primitive Glaube vermittelt, daß jedes Gebot göttlichen Ursprungs ist."

Das ist das Problem; und sehen wir uns nun um, was bis jetzt geleistet ist zu seiner Lösung, so finden wir ein paar Beobachtungen: etwa daß das intellektuelle Niveau der Gesellschaft nicht das durchschnittliche jedes Einzelnen ist, sondern unter diesem steht; daß es in der Gesellschaft unter Umständen moralisch deprimirend wirkt — das Problem der Massenverbrechen — und unter Umständen moralisch erhöhend, zum Beispiel in Fällen, wie bei uns die Freiheitskriege waren. Besonders die französischen und italienischen Soziologen sind hier thätig gewesen, aber nicht immer in einer Weise, wie es uns an strengere Wissenschaftlichkeit gewöhnten Deutschen genügen mag. Die werthvollsten Arbeiten auf diesem Gebiet sind unzweifelhaft die von Simmel. Wie wenig aber das alles ist, wird Einem doch so recht klar, wenn man einen Dichter wie Zola in die Hand nimmt, dessen Aufgaben recht eigentlich die soziologischen sind. Wie kläglich ist das doch alles konstruirt, und wie unmöglich ist es, aus ihm irgend eine Aufklärung zu bekommen, die über das Allertrivialste hinausginge!

Die Sozialisirung schreitet immer weiter und die Abhängigkeit des Einzelnen von der Gesellschaft wird immer größer; damit werden uns die Rätsel der Soziologie immer gefährlicher werden. Wenn man ein großes historisches Problem einmal genau ins Auge faßt, etwa die Ausbreitung des Christenthums, so wird man ein unheimliches Gefühl bekommen bei dem Gedanken an unsre gänzliche Unkenntniß der zuletzt bestimmenden Vorgänge und Zusammenhänge; aber müßte uns nicht ebenso so schauerlich zumuthe werden, wenn wir sehen, wie tief unergründlich uns schon unser trivialstes Leben von heute ist? Die Soziologie soll hier antworten; liegt sie uns nicht näher als eine Menge anderer Wissenschaften, die weit vorgerückter sind und weit fleißiger bearbeitet werden?

Volksetymologie.

Im Bewußtsein des Volkes und der Kinder sind der Name eines Dinges und das Ding selbst auf das innigste verbunden, ja völlig gleichwerthig. Daher kann die kleine Schülerin erzählen, im französischen heiße das Brot pain, im Deutschen sei Brot aber wirklich Brot und heiße nicht bloß so, und ein österreichischer Mann aus dem Volke kann in einem Streite über die Vorzüge ihrer Sprachen einem Italiener und Ungarn gegenüber seine Ansicht, daß die deutsche Sprache unwiderleglich die richtigste sei, folgendermaßen beweisen: Er fragt den Italiener, wie er den Inhalt einer mit Wasser gefüllten Flasche nenne und erhält den Bescheid acqua, während der Ungar auf dieselbe Frage viz antwortet. Gut, sagt nun der Oesterreicher, das wollte ich ja bloß hören; wir nennen den Inhalt der Flasche Wasser, und wir nennen's halt nicht nur so, sondern es ist auch Wasser.[1]) — Auf derselben Thatsache beruht auch zum großen Theil jene merkwürdige Erscheinung, die wir als „Volksetymologie" zu bezeichnen pflegen; Volksetymologien entstehen aus dem Bestreben, fremde oder veraltete oder dem Volksbewußtsein fernstehende, überhaupt nicht recht verständliche Wörter durch gewisse, bewußte oder unbewußte Aenderungen so zu gestalten, daß die neue, an durchaus Bekanntes sich anlehnende Form einen dem Denker des Volkes geläufigen und leicht faßbaren Sinn ergibt. Daß dieser für das Wesen des bezeichneten Dinges immer genau zutreffend ist, ist dabei nicht nothwendig; es genügt eben, durch den veränderten Lautbestand einen Anhalt, eine Anlehnung an vertraute Dinge und Worte gefunden zu haben (z. B. Armbrust, Friedhof, Sündfluth). Eine zweite sehr wirksame Gruppe von Ursachen, die zur Bildung von Volksetymologien führt, liegt in dem Bestreben, lautlich ähnliche Wörter auch in ihrer Bedeutung zu nähern, lautlich unähnliche auch in der Bedeutung möglichst zu trennen; nicht selten liegt auch in der Bedeutung der Grund zu volksmäßigen Erklärungen und Umdeutungen (z. B. Wonnemonat, Heuschrecke).

Auf solch äußerlichen Grundlagen baute sich die gesammte Etymologie auf, bis ihr die moderne, erst etwa hundert Jahre alte Sprachforschung und Sprachgeschichte sichere Bahnen schuf. Gerade wo sich gelehrte Männer in vergangenen Zeiten mit Wortforschung und -erklärung befaßten, ist die Verwirrung und das nach unsern Begriffen Ungeheuerliche am schlimmsten, da eben von diesen vermöge ihrer umfassenden Kenntnisse oft am weitesten auseinander liegende Begriffe in nächste Beziehung gesetzt wurden. Beispiele hiefür enthalten nicht bloß die Schriften der griechischen Grammatiker und Lexikographen, sowie viele Bücher aus dem lateinisch schreibenden Mittelalter in Hülle und Fülle, sondern auch im 18. Jahrhundert herrscht noch genau derselbe Betrieb, wie einige Proben aus den von Gottsched herausgegebenen „Beyträgen zur Critischen Historie der deutschen Sprache u. s. w." zeigen mögen. Der auch um die deutsche Philologie hochverdiente Leibniz hat in seinen Etymologien viel öfter als andere Gelehrte seiner Zeit das Richtige getroffen, aber doch auch mitunter fehlgegriffen, wie z. B., wenn er althochdeutsch karto zwar richtig als Ausgangspunkt für franz. jardin und italienisch giardino erkennt, aber zugleich hinzufügt, es stamme von guarda, warta, woher wieder französisch guarder und deutsch „warten" komme. Viel weniger Scharfsinn als er beweist der Herausgeber seiner etymologischen Schriften, J. G. Eckard, der sich gemüßigt fühlt, manche Beobachtungen des Meisters nach seiner Ansicht zu berichtigen. Leibniz leitet „Fee" mit Recht vom lateinischen fata [d. i. mittellat. Fem. „Schicksalsgöttin", zu altlat. Neutr. fatum], während Eckard es zu vates stellt und dieses Wort mit niederdeutsch „fatten" (= capere) zusammenbringt, um vates als „Fatter oder Fasser künftiger Dinge" zu erklären. In einem Briefe an Leibniz gibt der Bremer Theologe Gerard Meier eine neue Erklärung des Namens „Thüringen" auf Grund der altsächsischen Schreibung „Dörringen"; die ältere Meinung, er stamme von den griechischen Doriern, sei falsch; er sei einfach zusammengesetzt aus „dörre" = dürre und „ingen" = Wiese, Aue. Leibniz setzte mit Recht ein bedenkliches dubito an den Rand. Auch Gottsched ver-

[1]) Vgl. Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? Zweite Auflage, S. 37.

sucht sich zuweilen in der schwierigen Kunst des Etymologisirens; so bemerkt er einmal, daß von „Pauke", das Leibnitz gelegentlich erwähnt, „das Wort Bauch herkommt, dessen Figur mit einer Pauke übereinkommt." Doch diese Auslese möge genügen; ich möchte sie nur noch mit einem Hinweise auf eine ergötzliche Satire begleiten, die im vierten Stücke der genannten „Beyträge" unter der Ueberschrift „Auszug eines Schreibens von der Glückseligkeit der Wortforscher" abgedruckt ist. In ihr macht sich ein Spaßvogel vornehmlich über die verschiedenen Erklärungen von „Europa" (z. B. als E = Ehe + Ur = vortrefflich + Hop = Hoffnung) lustig, und eröffnet eine ganze Reihe neuer, verdrehter Möglichkeiten.[2])

Die vorstehenden Bemerkungen wurden durch die Lektüre der neuen Bearbeitung eines Buches angeregt, dessen eigene Geschichte mit der seines Stoffes eng verwachsen ist, K. G. Andresens „Deutsche Volksetymologie".[3]) Als es das erste Mal erschien, war es ein kleines, bescheidenes Heftchen von neun Bogen, heute, in der sechsten Auflage, ist es ein stattlicher Band von 492 Seiten Umfang. Andresen war der Erste, der — abgesehen von einem verdienstlichen Aufsatze Förstemanns im 1. Bande der „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung" — mit einer selbständigen Arbeit über den Gegenstand hervortrat und damit die Aufmerksamkeit der Sprachgelehrten und weiterer Kreise auf ihn hinlenkte; erst seitdem hat man sich recht klar gemacht, daß eine genauere Betrachtung der gern verachteten Volksetymologien nicht bloß in sprachlicher Hinsicht ungemein viel Anregung und Belehrung gewährt, sondern daß sie uns auch einen tiefen Blick in das Gefühls- und Empfindungsleben des Volkes thun läßt. In solchen bald scharfsinnig-witzigen, bald poetisch-gemüthvollen Bildungen und Deutungen zeigt sich die Denk- und Anschauungsweise des Volkes so klar, wie man es nur wünschen kann, und besonders wohlthuend und erfrischend zeigt sich hier häufig ein sonst gerade nicht oft bei uns Deutschen zu beobachtendes Herrengefühl gegenüber dem Fremden, das zwar gern angenommen, aber zuvor in durchaus heimische Form gezwungen wird. — Ueber die bekannten Vorzüge von Andresens Buch, das in der Bearbeitung durch den Sohn des Verfassers an Fülle des Inhalts noch gewonnen hat, hier noch näher zu sprechen, ist kaum nothwendig; es sei nur hervorgehoben, daß es noch immer die beste und reichhaltigste Leistung auf seinem Gebiete ist, die man als willkommene Ergänzung zu jedem Wörterbuche betrachten kann. Freilich ist es bei der Unsicherheit, mit der man sich trotz allem oft auf diesem Boden bewegt, erklärlich, daß nicht jede Deutung allgemeinen Beifall finden wird; eben in Erkenntniß dieser Ungewißheit hat auch der Verfasser in manchen zweifelhaften Fällen dem Leser die Entscheidung überlassen und ermöglicht, indem er mehrere Erklärungen nebeneinander stellt. Andrerseits ist es natürlich bei der ununterbrochenen regen Lebenskraft und dem glänzenden Gestaltungsvermögen der lebenden Sprachen, insbesondere der deutschen — zunächst ist immer die Umgangssprache gemeint — unmöglich, eine unbedingte Vollständigkeit zu erreichen. Wenn daher im folgenden ein paar von der Meinung des Verfassers abweichende Ansichten angemerkt und einige in dem Buche nicht enthaltene Beiträge mitgetheilt werden, so soll damit nicht ein Tadel ausgesprochen sein, sondern es geschieht, weil vielleicht das eine oder andere davon für eine weitere Auflage verwendbar erscheinen könnte; für eine solche sei auch der Wunsch geäußert, daß die wichtigeren der benutzten Werke, vor allem Kluge's etymologisches Wörterbuch, in den neuesten Ausgaben angeführt werden.

Von Einzelheiten erlaube ich mir nunmehr, zunächst im Anschluß an Andresens Buch, folgendes anzuführen: S. 7, Anm.: Thiernamen bei Bildung von Pflanzennamen dienen auch zur Bezeichnung der wilden Pflanze im Gegensatz zur veredelten, wie in Hundsveilchen, Hundsrose, Roßkastanie. — S. 26: Das Gebirge Hundsrück hat mit den Hunnen gewiß nichts zu thun, und das Volk denkt wohl auch nicht an diese; zu dem angeführten Beispiel für sonstige Bezeichnungen von Gebirgen oder Bergen nach Thieren kommen auch schlesische Namen, wie Ziegenrücken, der kleine und große Ochsenkopf, Pferdekopf. — S. 53: Bei den absichtlichen Verdrehungen von Eigennamen vermißt man nicht gern den boshaften Witz Voltaire's, der Lessing mit Vorliebe Mr. Le singe nannte. — S. 63: Englisch set in a set of pearls, of teeth u. s. f. gehört doch wohl sicher zu to set, setzen, wie der gleiche Gebrauch im Deutschen, z. B. „ein Satz Gewichte" erweist; gegen die Ableitung von suit = franz. suite spricht ja auch der thatsächliche Gebrauch dieses Wortes in der angegebenen Bedeutung. — S. 68, Anm. 4: Bei der Besprechung von Rosmarin dürfte die berühmte amtliche Rosmarienstraße in Berlin nicht fehlen. — S. 131: Aus Omnibus wird in Breslau gern Omnibums gemacht in Anlehnung an den vulgären Ausdruck „Bums" = gewöhnliches Volk; (so auch „Bumslokal"). — S. 157: Zu der häufigen Verwechslung von „Chor" und „Corps" kann ich aus eigener Erfahrung berichten, daß ich als Einjähriger vom Unteroffizier beständig über Zahl und Vertheilung der deutschen „Armeeköre" instruirt worden bin. — S. 166: Influenza dürfte wohl überall irgendwelche Entstellung erfahren; ich habe in Breslau sehr oft Infulenza und Infaulenza gehört. (Vergl. auch das oben genannte Buch von Polle, S. 45, das übrigens auch sonst mehrere bei Andresen noch fehlende Volksetymologien enthält, besonders S. 43 ff.). — S. 183: Von der „eisernen Promenade" in Breslau ist mir nichts bekannt, auch erscheint mir diese Umdeutung ganz unwahrscheinlich, da sich Jeder des klaren Gegensatzes zur „inneren" bewußt ist; die Angabe beruht wohl auf einem Versehen, das aus der Dativform „in der aißern P." erklärlich ist. — S. 184: In der schlesischen Redensart „abgemacht Seefe" ist Seefe wohl wahrscheinlicher als aus dem Sela der Psalmen aus franz. c'est fait zu erklären; dafür spricht u. a. die besondere Vorliebe des Schlesiers für französischen Aufputz, die sich auch in dem gerade bei uns häufigen Gebrauch der Endungen -age und -ment, z. B. in Kleedasche, Schmierage, sachtemang, dusemang äußert. — S. 212: Auch daß der Breslauer „Hintermarkt" als Hühnermarkt aufgefaßt wird, kann ich nicht bezeugen; erstens ist die Zusammensetzung mit „hinter" wieder ganz deutlich, da die kleine Straße eben „hinter" dem Markt (Ring) liegt, und zweitens spricht dagegen, daß die vermittelnde Form „Hiender" als Plural von Huhn in Breslau gar nicht vorhanden ist. Man spricht nur „Hiehner", während man allerdings das Deminutiv „Hiendel" mit deutlicher Dentalis bildet. Sehr geläufig ist indessen die echt schlesische Form „Hingermarkt". — S. 282: Die Frage nach dem Ursprung der „bösen Sieben" ist in der Beilage in letzter Zeit oft behandelt worden; man vergleiche noch die zusammenfassende Betrachtung Pietschs in der Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins" XIV, 184 ff. —

---

2) In einer Anmerkung erklärt übrigens Gottsched, daß man gar nicht wisse, worauf eigentlich der Verfasser hinaus wolle; er schwankt also, ob die Sache nicht doch ernst gemeint sein könne.

3) Leipzig, O. R. Reisland, 1899. 6. Aufl. Ueber die erste Auflage vgl. Gust. Meyers Anzeige in der Beil. 239 (26. Aug.) v. J. 1876.

S. 293: Für den Schlammbeißker oder -beißer ist in Schlesien der Ausdruck „Schlammpeitschker" mit Anlehnung an peitschen allgemein üblich. — S. 329: „Feldstuhl" ist wohl kaum auf mittelhochdeutsch „valtstuol" zurückzuführen, sondern ebenso wie „Feldbett" zu beurtheilen. — S. 339: Für Lebkuchen sind die neueren Erklärungen, die dabei an Laib = Brot (gothisch hlaifs) oder slovenisch lebenj erinnern (vgl. Kluge), wohl vorzuziehen. — S. 360: Bei nicht ganz sprachrichtigen Neubildungen aus dem Griechischen denkt man neben Telegramm leicht auch an Photographie und Autograph. — S. 410: „Abgemergelt" und „ausgemergelt" gehören doch wohl zu Mergel und nicht zu Mark, wie Liebich in den „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur" XXIII, 223 ausgeführt hat.

Sodann theile ich noch ein paar andere Volksetymologien mit, die ich mir gelegentlich aufgezeichnet habe; zuerst einige mittelhochdeutsche. Bezeichnend ist da die halbgelehrte, halb volksmäßige Erklärung, die Ulrich von Eschenbach am Ende des 13. Jahrhunderts dem Worte „Böhmen", mhd. Bêheim gibt; in seinem „Wilhelm von Wenden" sagt er V. 4353 ff.:

> Bêheim ich bescheide alsus:
> „bê-" daz diutet bêatus,
> „heim" domus oder mansiô.
> daz sprichet ouch ze diute sô:
> ein eigen hûs und staetiu wonunge.

Französisch assembler wird mit Anlehnung an „sammeln", dessen Bedeutung es auch hat, zu samelieren. — Lateinisch theriacum wird zu drîakel, drîaker, wobei die „drei" mitzuspielen scheint. — Wie weit der Einfluß der formelhaften Verbindung vrou Minne geht, zeigt die Thatsache, daß mittelhochdeutsche Gedichte auch eine vrou Amor kennen. — Der nicht recht geläufige Name des Königs Belsazar wird von Ulrich v. Eschenbach in seiner Alexander-Dichtung durch den bekannteren Balthasar ersetzt.

Von neueren volksmäßigen Umbildungen und Umdeutungen kann ich eine recht derb-humoristische aus meiner Vaterstadt Breslau nur andeuten; sie betrifft ein jetzt nicht mehr vorhandenes Gäßchen, das eigentlich den Namen „Aschenkürbegasse" führte. — In Wien nennt seit kurzem der Volksmund das Automobil „Automoppel" oder mit ganz vorzüglicher Verdeutschung „Schnauferl". — Zu der von Andresen S. 263 erzählten Geschichte, wie der Eigenname „Blei" durch lateinisch plumbum zu niederdeutsch Plûmbôm und hochdeutsch Pflaumbaum wurde, hörte ich jüngst ein hübsches Seitenstück erzählen, wie der immerhin merkwürdige Familienname „Hammelzunge" entstanden war; die Familie stammte aus England und hieß Hamilton. Auf niederdeutschem Boden wurde aus dem Namen bald „Hameltung", das in „gebildeter", hochdeutscher Form „Hammelzunge" ergab. — Von einem Dienstmädchen hörte ich neulich den neuen Tanz Washington Post als Waschingpost bezeichnen, wobei sie an „waschen" denken mochte. — Auf falscher Analogie beruhen unrichtige Bildungen, wie Gneisenau e r straße und -platz, die man bei uns oft hört; sie sind veranlaßt durch Straßennamen, die mit Ortsnamen zusammengesetzt sind, wie etwa Ohlauer-, Schweidnitzerstraße. — In ganz Schlesien heimisch ist die Umbildung von Diskurs in „Tischkursch", von diskuriren in „tischkeriren", wobei an die am Tisch geführte Unterhaltung gedacht wird, und was aus Advokat wird, zeigt die Redensart „er redt wie a Affkoate". — Als eine sehr geschickte und treffende Bildung erscheint es, wenn bei uns der Mann aus dem Volke den ihm nicht recht verständlichen „Operngucker", wie man hier übrigens ganz allgemein statt Opernglas sagt, in einen „Doppelgucker" verwandelt. — Mehr in das Gebiet des absichtlichen, bewußten Wortspieles und Wortwitzes dagegen gehört es, wenn man das Wort „Destillation" zu „Durschtillation" oder gar, wie ich es einmal auf einer scherzhaften Postkarte sah, zu „Durststillstation" umgestaltet, wenn die den Scheckverkehr besorgenden Beamten der Reichspost „kleine Schäcker" genannt werden, oder wenn der Breslauer die um die Stadt herumführende „Gürtelbahn" auf Grund seiner zoologischen Kenntnisse in ein „Gürtelthier" oder gar mit boshafter Kritik ob ihrer nicht übermäßigen Geschwindigkeit in eine „Gürtelschleiche" umtauft.

H. Jantzen.

Der Wald in seiner Beziehung zur Hochwassergefahr.

Von Bernhard Alexander Bargmann.

II.

Wie nothwendig die Walderhaltung überhaupt — und in gutem Zustande besonders — ist, lehrt ein Blick auf Südfrankreich, wo zu Anfang dieses Jahrhunderts in den Départements Hautes et Basses Alpes in der Provence und Dauphiné im Stromgebiet des Rhône und namentlich der Durance und später auch in den Schweizer Alpen — man kann sagen in sinnloser Waldverwüstung Schreckenerregendes geleistet worden ist. Dieser am Walde in großem Maßstabe begangene Frevel hat durch seine nicht nur für die unmittelbar Anwohnenden, sondern auch für die im ganzen Stromgebiet Lebenden traurigen, unheilvollen Folgen eine Sprache geredet, wie sie eindringlicher kein Sterblicher zu predigen vermag. Eine eingehende Schilderung derselben mir versagend, sei hier darüber nur kurz folgendes erwähnt: „Es versiegten viele einstens wasserreiche Quellen und Bäche, während andrerseits die Flüsse bei Hochwässern eine ungewöhnliche Höhe erreichten und häufig große Verheerungen angerichtet haben."[16]) — „Endlich zieht sich der Mensch aus diesen schauerlichen Einöden zurück und ich habe in diesem Jahre nicht ein einziges lebendes Wesen mehr in Ortschaften angetroffen, wo ich vor dreißig Jahren Gastfreundschaft genossen zu haben mich noch recht gut erinnere."[17])

Es zeigen diese beiden Urtheile, wohin ein Land, ein Volk durch unbedachte Entwaldungen im großen gelangen kann. Daß dergleichen, d. h. in solchem Maßstabe, in Deutschland geschehe, ist ja ziemlich ausgeschlossen, aber daß kleinere Flächen im Gebirge kahl gelegt werden, dies kommt auch im Gebiete des Deutschen Reiches vor, weil die Gesetzgebung der Bewirthschaftung der Privatwaldungen — und die Zahl derselben beträgt 48 Prozent der Gesammtwaldmasse[18]) im Deutschen Reiche — in den meisten deutschen Bundesstaaten leider auch in dieser Beziehung zuviel Freiheit läßt. Für Elsaß-Lothringen sind allerdings in dem Gesetz vom 22. Juli 1860 und vom 8. Juni 1864 (nebst kaiserlicher Verordnung vom 10. November 1864, enthaltend Ordnung für die Ausführung der beiden angeführten Gesetze) nähere Vorschriften über die vor Erlaubnißertheilung zur Abholzung von Privatforsten zu erfüllenden Bedingungen enthalten.[19])

---

[16]) G. G. Wex: Ueber die Wasserabnahme in den Quellen, Flüssen und Strömen bei gleichzeitiger Steigerung der Hochwässer in den Kulturländern. Wien 1873. S. 30.

[17]) Aus einer Denkschrift von Blanqui (Professor der Staatswissenschaft in Paris), 1843.

[18]) Von der gesammten Waldfläche sind etwa 33 Proz. Staats- und Kronen-, 15 Proz. Gemeinde-, 4 Proz. Stiftungs- und Genossen- und 48 Proz. Privatwaldungen.

[19]) Das französische Gesetz vom 4. April 1882 geht noch viel weiter und kann zur Nachahmung empfohlen werden.

Diese lobenswerthen und nützlichen Vorschriften verdanken ihre Entstehung wesentlich mit der Initiative Napoleons III. Er beauftragte Gelehrte (z. B. Boussingault und Clavé) mit der eingehenden Untersuchung der durch die Walddevastation im südlichen Frankreich geschaffenen traurigen Zustände, und auf Grund der abgegebenen Gutachten wurden von der Regierung die beiden Waldschutzgesetze ausgearbeitet, die 1859 und 1860 von den Kammern angenommen wurden. Es war am 5. Januar 1860, daß Kaiser Napoleon III. den leicht ausgesprochenen — aber schwer zu verwirklichenden — Befehl gab: „die kahlen Berge wieder zu bewalden!"

In keinem anderen deutschen Lande sind dergleichen strenge und für das Allgemeinbefinden derselben so wohlthätige Waldschutzgesetze betreffs der vollständigen Ausrodung von Privatwäldern in Kraft.[20]) Denn nur im Reichsland ordnet das Gesetz thatsächlich für manche Fälle das Erheben von Einspruch gegen Ausrodungen ausdrücklich an.

Wenn man von den grausigen Folgen der oben erwähnten wahnwitzig unüberlegten Abholzungen in Südfrankreich und anderswo hört und liest oder sie gar selbst mit eigenen Augen hat ansehen müssen, so kann man die von glühender Liebe für den Wald eingegebenen Worte Roßmäßlers[21]) verstehen und muß sie billigen, wenn er z. B. sagt: „Auf solchem Standpunkte, d. h. auf einem herrschenden Höhenpunkte eines der deutschen Waldgebirge, überkommt wohl auch den Achtlosen das Verständniß des Waldes.... Auf eine solche Höhe eines deutschen Gebirgswaldes möchte ich den ‚internationalen Kongreß der Zukunft' berufen, dessen drittmalige Anregung ich absichtlich für diesen Abschnitt vorbehalten habe, ... um (hier) den Wald als Ganzes anzuschauen, als Ganzes, was in so verschiedenen Formen sich darbietet, am herrlichsten, am erhabensten, zukunftsschwanger im Gebirgswalde. Könnte ich sie doch Alle um mich versammeln, die Herren vom grünen Tische in den grünen Wald.... Dann würde ich den Jupiter Pluvius ersuchen, einen Tag lang die ganze Fülle seiner Urne über uns auszuschütten, und dann würde ich die Herren darauf aufmerksam machen, daß sich der ganze Waldboden über und über vollgesogen hat von dem strömenden Regen, daß unten die Flüsse aber nur den Ueberschuß bekommen haben, der am Gebirgsrande reichlich wohl, aber nicht mit zerstörender Hast hervortrat. Dann aber schnell hinüber mit den Herren nach den trockenen, quellen- und waldlosen Höhen der südöstlichen Provinzen Frankreichs, wo derselbe Regen furchtbare Verheerungen angerichtet hat. Von den nackten, felsenstarrenden Flanken der Berge schoß das Regenwasser in ungehemmter Wuth thalabwärts, den von früheren Regengüssen noch verschonten Erdboden und gewaltige Schutt- und Steinmassen mit sich fortreißend, um unten blühende Fluren darunter zu begraben. Ich vertraue zu dem Verstande der Herren, ... daß sie einsehen würden, wie der deutsche Wald, ja wie für Deutschland der Wald ganz Mitteleuropa's von internationaler Bedeutung ist, denn bis zu den Mündungen des Rheins, der Donau, der Weser, der Elbe, Oder sind alle Anwohner dabei betheiligt, ob die Quellwaldungen dieser Ströme, die fast sämmtlich auf Gebirgen liegen, pfleglich bewirthschaftet werden oder ob man sie schonungslos verwüsten läßt. Ich vertraue, daß sie begreifen würden, daß nöthiger als ein allgemeines deutsches Wechselrecht ein allgemeines deutsches Forstkulturgesetz ist. Und wenn dies begriffen sein würde, dann wäre mein ‚internationaler Kongreß der Zukunft' gewiß bald kein zukünftiger mehr.... Ich habe es freilich schon erlebt, daß man im Anschauen der ragenden Bestände in den behaglichen Ruf ausbrach: ‚Da ist kein Holzmangel zu befürchten!' Als ob im Holze der Schwerpunkt vom Walde ruhte! Es muß Jeder ... dazu mitwirken, daß ... ‚den Wald unter den Schutz des Wissens Aller zu stellen' Wahrheit werde. Dabei aber ist es von höchster Wichtigkeit, die internationale Bedeutung des Waldes im Volke zum Bewußtsein gebracht zu haben.... Der Holländer muß zuletzt durch zunehmende Versandung des Rheins dafür büßen, wenn oben die Schweizer und Badener schlechte Waldwirthschaft treiben.[22])

Ein Eingriff in das Gebahren mit dem Eigenthum ist hinsichtlich der Privat- und Gemeindewaldungen mehr als erlaubt, ist geboten; ja der Waldbesitz des Einzelstaates wird in demselben Sinne verpflichteter Privatbesitz gegenüber der angedeuteten klimatischen Union, ja Solidarität Mitteleuropa's. Wohl möglich, daß manche, daß viele meiner Leser über unzeitigen Eifer gelächelt haben. ‚Man merkt ja noch nichts!' Wenn man es merken wird, nicht nur die Verarmung der Flüsse, denn die merkt man bereits, sondern auch die Veränderung des Klimas,[23]) dann wird es zu einem Einschreiten wahrscheinlich zu spät sein.... Man wird es nicht dahin kommen lassen. Mein ‚internationaler Kongreß der Zukunft' steht vielleicht nahe bevor. Es wird eine schöne Aufgabe sein, an der Hand der Wissenschaft für das Wohl der kommenden Geschlechter zu sorgen."

Warum ich den Roßmäßler'schen Ausführungen hier einen so breiten Raum gewährt habe? Weil sie auch jetzt noch beherzigenswerth sind und ich es deßhalb für angezeigt erachte, augenblicklich, da auch ich die Feder für meinen liebsten, treuesten Freund, den deutschen Wald, in Bewegung setze, sie der Vergessenheit wieder zu entreißen.

Wohl hat sich seit dem Niederschreiben dieser mit schier beschwörender Kraft versehenen Sätze[24]) vieles in Bezug auf Waldschutz nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz gebessert.[25]) Wohl haben ferner auch spätere Schriftsteller noch, mehr als einmal, in das Lied vom Schutz der Wälder eingestimmt und dieses Lied hat in den Herzen von unzähligen Deutschen stets ein starkes, vielfältiges Echo gefunden. Denn der Deutsche liebt seinen Wald und er weiß auch, warum. Manche Charaktereigenschaft, die das deutsche Nationalwesen ausmachen, ist dem deutschen Walde abgelauscht worden, vor allem die deutsche Treue. „Die Waldeinsamkeit muß für Deutsche etwas befriedigendes haben." Diese am 26. April 1894 vom Fürsten Bismarck gegenüber der Abordnung Bergischer Frauen und Jungfrauen gebrauchten Worte erklären auch in trefflicher Weise den schwärmerischen Hang, die tiefe Liebe, die gerade dem Deutschen zum Walde eigen. Man wird es aus diesem Grunde auch verstehen, daß die Männer der grünen Farbe, denen der Schutz des schönsten Kleinods im deutschen Vaterlande in erster Linie anvertraut, daß diese für erhöhten Schutz des Waldes immer und immer wieder eintreten. So hat z. B. der k. pr. Forstmeister Otto Kaiser die gewiß

---

20) In Preußen ist inzwischen durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 28. Februar 1896 ein Ausschuß zur Untersuchung der Wasserverhältnisse in den der Ueberschwemmungsgefahr besonders ausgesetzten Flußgebieten eingesetzt worden. Derselbe hat zwei Denkschriften (vom 5. Juni 1896 und 11. Februar 1898) ausgearbeitet. Die letztere bezieht sich nur auf die Oder. Das Gesetz betr. Schutzmaßregeln im Quellgebiet der linksseitigen Zuflüsse der Oder vom vorigen Jahr verbietet Walddevastation und Rodung ohne Staatsgenehmigung.

21) Roßmäßler, 1830—1849 Professor an der k. s. Forstakademie in Tharand, † 1867 zu Leipzig.

Siehe in Roßmäßlers: „Der Wald". Leipzig und Heidelberg 1871. S. 606 ff.

22) Sind das nicht „Fernwirkungen" des Waldes schwerwiegendster Art? Der Verf.

23) S. oben Bemerkung unter Nr. 7. *Hamberg*, De l'Influence etc.

24) d. h. seit 1862.

25) In der Schweiz ist durch Volksabstimmung vom 11. Juli 1897 die eingreifende eidgenössische Oberaufsicht über die Forstpolizei auf die ganze Schweiz ausgedehnt worden.

zutreffende Ansicht ausgesprochen: „Nach Abwägung aller Verhältnisse wird sich schließlich die Ansicht immer mehr befestigen, daß der Staat der geeignetste Besitzer des Schutzwaldes ist und im Interesse der Gesammtbevölkerung wird als Endziel die staatsseitige Erwerbung anzunehmen sein." Die sachkundigen Ausführungen in dem II. und III. Abschnitt[26]) seines oben bereits angezogenen Werkes „Beiträge zur Pflege der Bodenwirthschaft" verdienen fortgesetzt ernste Beachtung. Als Schutzwald würde aber wohl zweckmäßig noch mancher Wald zu gelten haben, der den Gesetzen nach nicht unter diesen Begriff fällt. Wohl haben manche Landesgesetzgebungen Versuche gemacht, den Wald der Privaten unter einen erhöhten Schutz zu stellen, so z. B. Preußen durch das Gesetz betreffend Schutzwaldungen und Waldgenossenschaften vom 6. Juli 1875. Unter dem Gesichtspunkte des Zweckes vorliegender Arbeit betrachtet, erscheinen die in diesem Gesetze enthaltenen Vorschriften nicht für hinreichend zur Verwirklichung desselben,[27]) ganz abgesehen davon, daß das angeordnete Verfahren vielfach zu umständlich ist. Der Hauptthaken bei Abfassung derartiger Gesetze ist und bleibt eben immer die heikle Frage, wie weit man in Beschränkung der Freiheit der Wald besitzenden Staatsbürger gehen kann und darf. Sollte aber, wo es um das Wohl und Wehe weiter Länder sich handelt, etwas weniger Bedenken in dieser Beziehung nicht bisweilen am Platze sein? Völlige Abhülfe kann aber überhaupt nicht durch eine — für vorliegenden Zweck besonders — doch immerhin nur beschränkte Wirkung ausübende Landesgesetzgebung, sondern kann nur von einem internationalen Waldschutzgesetz erhofft werden. Es erscheint also Roßmäßlers Mahnung, ein solches zu schaffen, nach wie vor berechtigt.

Aus diesem Grunde also sei die Roßmäßler'sche schwungvolle, überzeugende Kraft besitzende Wald-Anwaltsrede der Vergessenheit entrissen und nicht nur dem Auge, sondern auch dem Ohr der Gegenwart, namentlich demjenigen der gesetzgebenden Körperschaften, wieder zugänglich gemacht.

Ein internationales Waldschutzgesetz wird die Hochwassergefahren bedeutend vermindern helfen, denn es kann nicht genug betont werden: an der Wurzel muß man das Uebel zunächst packen, um seiner Herr zu werden, das ist in vorliegendem Falle am Ursprung, im Quellgebiete der wassergefährlichen Flüsse und Ströme. Die Quellen liegen aber fast ausnahmslos in den Waldgebirgen. Der Reichthum an solchen ist, wie wir oben gesehen haben, unmittelbar von der genügenden Bewaldung der Gebirgskämme abhängig. Darum kann auch die Bedeutung des Gebirgswaldes gegenüber derjenigen des Waldes der Ebene nie genug hervorgehoben werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrag des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde gesammelt und herausgegeben von Richard Wossidlo. Zweiter Band: Die Thiere im Munde des Volkes. Erster Theil. Wismar, Hinstorffs Hofbuchhandlung 1899. 8⁰. XIII, 504 S. — Auf den ersten Band dieser Sammlung, der die Räthsel enthielt, habe ich in der Beilage Nr. 89 vom 22. April 1897 hingewiesen mit dem Bemerken, daß die mecklenburgische Volkskunde dank Wossidlo's rastlosem Eifer mit Ehren bestehen, ja eine führende Stellung im Kreise der verwandten Bestrebungen einnehmen werde. Der erste Band fand in Fachkreisen die beste Aufnahme. Besonders die Vorstände der deutschen volkskundlichen Vereine, die auf Grund eigener Sammlungen und Forschungen zu sachlichem Urtheil vor allen Anderen berufen waren, spendeten dem Werke vollen Beifall. Gelehrte wie Weinhold, Vogt, Brenner, Mogk, J. Franck, Hauffen, Schlossar, Uhl, Knoop, R. Andree, Alfred de Cock u. A. rühmten einstimmig Wossidlo's rastlosen, bei dem ergiebigen Boden Mecklenburgs sehr erfolgreichen Eifer. Wossidlo hat sich zum Ziel gesetzt, die gesammte volksthümliche Ueberlieferung zu sammeln und zu sichten und in einzelnen Bänden nach und nach seinen Landsleuten und der gelehrten Welt vorzulegen. Der zweite Band behandelt die Thiere im Munde des Volkes, der dritte und vierte Band werden einen Theil der Volks- und Kinderreime bringen. Dann sollen mehrere Bände Sagen und Gebräuche folgen. Und im Hintergrunde steht neben vielem anderen das mecklenburgische Wörterbuch (man vermeide nur die gräßliche Bezeichnung „Idiotikon"!), das das erste umfassende Wörterbuch einer niederdeutschen Mundart zu werden bestimmt ist. Natürlich sind zur Ausführung dieses Planes weitere Zuwendungen aus Landesmitteln nothwendig. Doch die vaterländische und wissenschaftliche Bedeutung dieses großen, umfassenden Sammelwerkes ist so allgemein anerkannt und Wossidlo hat sich in den vorliegenden Bänden für die Lösung dieser Aufgabe so gut bewährt, daß es an dieser Unterstützung gewiß nicht fehlen wird. — Der zweite Band über die Thiere im Volksmund ist ebenso gründlich gearbeitet wie der erste. Für jeden Einzelfall liegen zahlreiche Wendungen vor, im ganzen 1889 Hauptnummern mit unzähligen Varianten und Anmerkungen, in denen die hieher gehörige volkskundliche Literatur herangezogen ist. Dadurch wird der mecklenburgische Einzelfall stets in größeren Zusammenhang gestellt und die mecklenburgische Volkskunde überhaupt an die große deutsche angeschlossen. Die wissenschaftlichen Anmerkungen sind sehr umfangreich, von S. 311—456. Dazu kommen noch umfassende Verzeichnisse der Thiernamen und Wortregister. — Der Haupttheil des Buches enthält Thiergespräche, Thiersprüche und Deutungen von Thierstimmen, Anrufe an Thiere und sonstige Thierreime und Lieder. Die zahlreichen eigentlichen Thiersagen und die weitschichtige Masse des Aberglaubens über Thiere mußten zurückgestellt werden. Nur einige kurze Sagen und Märchen, die entweder auf Deutungen von Thierstimmen hinauslaufen oder ein durchgeführtes Gespräch von Thieren enthalten, fanden Aufnahme. Zum Beweis der ungeheuren Stofffülle führt Wossidlo an, daß im vorliegenden Bande nur etwa der dritte Theil vom Thierleben Platz gefunden habe. Allein an Thiernamen und Sprichwörtern und Redensarten, in denen Thiere vorkommen, sind aus Mecklenburg nahezu an 24,000 Nummern gesammelt. Alles, was in diesem Bande steht, beruht im letzten Grunde auf der Deutung von Thierstimmen, die oft mit viel Humor dem Thierlaut abgehorcht sind, und von Thiernamen, die häufig nach besonderen gut beobachteten Eigenschaften der einzelnen Thiere gewählt sind. An diese zahllosen Thiernamen knüpfen sich dann später wieder kleine Geschichten an, die ihren Ursprung erklären sollen. Leider lassen sich in den vielen Worten und Sätzen, die den Thierlaut nachahmen sollen, Klangfarbe, Tonfall, Tempo und Rhythmus nicht wiedergeben. Und erst die richtige Aussprache gewährt hier das volle Verständniß. Den meisten Raum nehmen die Bezeichnungen und Deutungen der Thierlaute ein. Die Thiergespräche (S. 3—20) sind nur erfunden, um recht viele Thiernamen anzuwenden. Die Thierreime und Thierlieder (S. 105 ff.), sowie die Sprichwörter (S. 29 ff.) stehen dagegen nur in losem Zusammenhang mit dem Hauptgegenstand des Buches. Ueber die Gesichtspunkte, unter denen die Stoffmasse einzutheilen ist, kann man verschiedener Ansicht sein. Vielleicht wäre die entwicklungsgeschichtliche Anordnung am Platz gewesen. Doch die Hauptsache bei solchen Sammlungen ist Uebersichtlichkeit. Und diese ist schön durchgeführt. Dem Unternehmen ist glücklicher Fortgang und namentlich auch rege Unterstützung im Lande selbst zu wünschen.

Rostock. Prof. Golther.

* Hinter der Mauer. Beiträge zur Schulreform mit besonderer Berücksichtigung des Gymnasialunterrichts. — Ein Buch für Verzieher und Verbildete. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1899. — Das Motto aus Goethe's Faust: „Ich finde nicht die Spur von einem Geist, und alles ist Dressur", sowie die letzten Worte des Titelblattes

26) Abschnitt II, Zur Abgrenzung der Kulturarten. Abschnitt III, Zur Wasserpflege.
27) S. unter 26.

lassen schon erkennen, daß wir es hier mit einer polemischen Schrift zu thun haben. Der Verfasser steht auf einem sehr radikalen Boden und geht mit der heutigen Gymnasialbildung sehr scharf ins Zeug. Es ist nicht zu leugnen, daß die Schrift einem streitsüchtigen Gegner sehr viele Angriffspunkte bieten wird. Andrerseits sind darin wieder Gedanken entwickelt, die nicht nur gelesen, sondern auch befolgt zu werden verdienen. St.

* Die Berliner Akademie der Wissenschaften hat an ihrem Jubelfest ihre Absicht kundgegeben, die vollständige Ausgabe der oft schwer verständlichen Schriften Wilhelms v. Humboldt zu veranstalten. Zu den Kosten ist ein Beitrag vom Kaiser bewilligt. Der Aufgabe eines Erklärers und Fortsetzers Humboldts hatte sich außer Haym seit Ende der 40er Jahre bereits der verstorbene Steinthal mit Erfolg gewidmet. Steinthals Ausgabe der „sprachphilosophischen Werke Wilhelms v. Humboldt", die Ende 1883 erschien, enthält: 1. Ueber das vergleichende Sprachstudium. 2. Ueber das Entstehende der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung. 3. Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers. 4. Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Steinthal konnte Handschriften benutzen, die noch nicht hinlänglich für die große Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues benutzt worden waren; er hat auch den Text mit fortlaufenden, theils grammatischen, theils sachlichen Erklärungen begleitet. Wie wir der „Vossischen Zeitung" entnehmen, soll die von der Akademie unternommene Ausgabe der Schriften Wilhelm v. Humboldts vor allem zeigen, wie der Begründer der philosophischen Sprachwissenschaft nicht nur die Sprache, sondern auch Denken, Gefühl und Kunst des Menschen studirte. (Hieher gehören auch Humboldts Aufsätze in Schillers Horen „Ueber den Geschlechtsunterschied" und „Ueber die männliche und weibliche Form". Humboldt hat hier bereits das von Darwin später naturwissenschaftlich behandelte Problem philosophisch behandelt.) Humboldt, den Aesthetiker, und Humboldt, den Dichter, der auch nicht immer ganz leicht zu verstehen ist, näher kennen zu lernen, ist eine wissenschaftliche Aufgabe, bei der auch sein Verhältniß zu Schiller, Kant, Herder u. A. berücksichtigt werden muß, wie es Haym und Steinthal bereits in meisterhafter Weise angebahnt haben. Bei dem Kami-Werk, dessen veraltete Ausgabe viele Verehrer Humboldts bei einem Besuch in Schloß Tegel zum erstenmal zu Gesicht bekommen, werden zur Erklärung und Fortsetzung auch die Resultate der jetzt weiter ausgebauten vergleichenden Anthropologie berücksichtigt werden können.

* Das Goethe-Haus in Frankfurt a. M. hat, wie der „Nat.-Ztg." von dort geschrieben wird, in neuerer Zeit wieder eine Reihe interessanter Erwerbungen und Geschenke zu verzeichnen. Zuerst ist eine kleine Schenkung aus dem Nachlaß von Ulrike v. Levetzow zu verzeichnen, welche durch Frau Baronin v. Rauch, eine Verwandte Ulrikens, nach Frankfurt gesandt wurde. Es ist ein Portrait des Dichters, ein Kupferstich mit einer wahrscheinlich darauf bezüglichen eigenhändigen Notiz Ulrikens, doch steht der biographische Zusammenhang beider Nachlaßobjekte noch nicht ganz fest. — Ferner erhielt das Goethe-Haus von Dr. Eugen Lucius ein prachtvolles großes Oelgemälde zum Geschenk, welches, von Prof. Norbert Schrödt gemalt, die glänzende Beleuchtung des Goethe-Platzes am 27. August 1899 darstellt, mit dem imposanten Fackelzug — ein Anblick, der allen Theilnehmern der Goethe-Tage im vorigen Sommer unvergeßlich sein wird. Außerdem hat das Goethe-Haus noch eine Reihe kleiner Andenken an den Dichter erwerben können.

o. Der dritte Band des russischen biographischen Lexikons, welches unter der Leitung des Vorsitzenden der Kaiserlich Russischen Historischen Gesellschaft, A. A. Polowzow, herausgegeben wird, ist soeben erschienen. Er enthält Biographien, angefangen von E. M. Alexinski, Professor des Moskauer geistlichen Seminariums, bis P. M. Bestushew-Rjumin, Hofmeister der Kaiserin Anna Joannowna.

* **Dresden.** Im benachbarten Loschwitz ist am 27. d. M. der Historiker Hofrath Prof. Dr. Heinrich Flathe im Alter von 73 Jahren gestorben. Er wirkte bis zu seiner vor etwa einem Jahrzehnt erfolgten Pensionirung als Professor an der Fürstenschule zu St. Afra in Meißen. In literarischer Beziehung hat er sich hauptsächlich durch die Umarbeitung und Fortsetzung von C. W. Böttigers „Geschichte des Kurstaates und Königreichs Sachsen" (neue Auflage, Gotha 1868 flg., zwei Bände) verdient gemacht; der von ihm allein auf Grund sorgfältiger Quellenforschung verfaßte dritte Band: „Neuere Geschichte Sachsens von 1806—1866" (ebd. 1873) bietet ein treues Bild der politischen Ereignisse und Zustände Sachsens in der genannten Zeit und ist von national-deutschem Standpunkt aus geschrieben.

* **Aus Oesterreich.** Der Oberingenieur Michael Ursiny ist zum außerordentlichen Professor der Baumechanik an der böhmischen technischen Hochschule in Brünn ernannt worden.

* **Bern.** Der bisherige Privatdozent in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität, Dr. Max Gmür, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Wilhelm Schuppe: Was ist Bildung? Im Anschluß an die Petition um Zulassung der Realgymnasial-Abiturienten zum juristischen Studium. Berlin, R. Gaertner (Herm. Heyfelder) 1900. — K. Barthel: Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. 10. Aufl., 5. Lfg. Gütersloh, C. Bertelsmann 1900. — Mittheilungen für die Mozart-Gemeinde in Berlin. Hggb. von Rud. Genée. 9. Heft. Berlin, in Kommission: E. S. Mittler u. Sohn 1900. — Aus Jak. Berzelius' und Gustav Magnus' Briefwechsel in den Jahren 1828—1847. Herausgegeben von Edvard Hjelt. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn 1900. — Ferd. Hueppe: Der moderne Vegetarianismus. Berlin, August Hirschwald 1900. — W. Waldeyer: Die Bildnisse Friedrichs des Großen und seine äußere Erscheinung. Rede. Ebd. 1900. — E. Heintzmann: Das Vereinsrecht nach den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Für den praktischen Gebrauch. Wiesbaden, Heinr. Staadt 1900. — Dr. Jos. Mayer: Gibt es Schädigungen der Gesundheit als Folge von sexuell sittlicher Enthaltsamkeit? Eine medizinisch-ethische Betrachtung. Frankfurt a. M., August Stritt 1900. — A. C. Rembe: Afrikanischer Todtentanz. Nach den Erinnerungen eines englischen Offiziers vom Stabe des Generals Buller. I. Theil: Von London nach Ladysmith. 1. Auflage. Berlin, Fußinger 1900. — B. A. Betzinger: Güterrechts-Tabelle zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Vergleichende Uebersicht der sechs ehelichen Gütersysteme des Bürgerlichen Gesetzbuchs. 2. Aufl. Karlsruhe, J. Lang 1900. — Ploetz: Voyage à Paris. Sprachführer für Deutsche in Frankreich. 15. Auflage. Berlin, F. A. Herbig 1900. — Dr. Reinh. Koser: Ueber den gegenwärtigen Stand der archivalischen Forschung in Preußen; Dr. M. Bär: Geschichte des kgl. Staatsarchivs zu Hannover. (Mittheilungen der kgl. preußischen Archivverwaltung, 1. u. 2. Heft.) Leipzig, S. Hirzel 1900. — E. Lohsing: Der Fall Ziethen im Lichte der Kriminalistik. (Separatabdruck aus dem Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, III. Bd.) Leipzig, F. C. W. Vogel. — Dr. P. F. Aschrott: Die Zwangserziehung Minderjähriger und der zur Zeit hierüber vorliegende preußische Gesetzentwurf. Berlin, J. Guttentag 1900. — J. v. Wedell: Wie soll ich mich benehmen? Die Sitten der guten Gesellschaft in Aufnahmen nach dem Leben. 5. Aufl. Stuttgart, Levy u. Müller. — Friedr. Kirchner: Der Weg zum Glück. Ein Rathgeber und Führer durchs Leben. Ebd. — Heinr. Kratz: Die Bildung des Gemüths. Ebd. — Friedr. Kirchner: Lebensweisheit aus Dichtermund. Für stille Stunden. 2. Aufl. Ebd. — Herm. Heiberg: Fast um ein Nichts. Roman. Berlin, Otto Janke 1900. — Die bayerischen Vollzugsvorschriften zu dem Bürgerlichen Gesetzbuch und seinen Nebengesetzen. Textausgabe. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1900. — Dr. K. Grünberg: Der sozialpolitische Gehalt der österreichischen Zivilprozeßordnung. (Separatabdruck aus der „Allg. österreichischen Gerichtszeitung".) Wien, Manz'scher k. k. Hofverlag 1900.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 30. März. Nummer 74.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die historischen Grundkarten.

Erwiderung von F. Thudichum (Tübingen).

Gegen den Plan, historische oder historisch-statistische Grundkarten für Deutschland und seine Nachbarländer herzustellen, wie er von der Generalversammlung der Historischen Vereine und vom Deutschen Historikertag seit Jahren empfohlen worden ist, hat Professor Seeliger in diesen Blättern Nr. 52 und 53 lebhaften Widerspruch erhoben und die Sache so hingestellt, als wenn sich bei der Ausführung, die in einem bedeutenden Theile Deutschlands weit vorgeschritten ist, das Verfahren entweder als unzweckmäßig oder als überflüssig herausgestellt hätte. Es möge verstattet sein, die Richtung dieses Widerspruchs und die demselben zugrunde liegenden Irrthümer kurz zu beleuchten.

Die auf der Generalversammlung zu Sigmaringen im September 1891 gefaßten Beschlüsse lauteten: „Die historischen Karten sind nach einheitlichem Maßstab auszuarbeiten und zwar: 1 : 100,000, 500,000 und 1,500,000, letztere unter Einbegreifung der angrenzenden auswärtigen Gebiete. 2. Zur Ausarbeitung von Karten empfiehlt es sich, Grundkarten zu verwenden. . . . 3. Die Grundkarten müssen für ganz Deutschland nach einheitlichem Netz ausgeführt werden, um die Verbindung der historischen Karten zu ermöglichen.“ Einheitlichkeit, nämlich Einheitlichkeit des Maßstabs und des Netzes ist also der oberste Grundgedanke des Kartenplans; es soll ein Ende gemacht werden dem Partikularismus der einzelnen Länder und Provinzen, die bisher fast ohne Ausnahme die mit großen Kosten gedruckten historischen Karten nach allen möglichen Maßstäben angelegt und an den Landesgrenzen abgebrochen haben. Ein Beispiel statt vieler: In den letzten Jahren erschienen eine Karte der Rheinprovinz zum Jahre 1789 im Maßstab 1 : 160,000, eine historische Karte über das Großherzogthum Hessen zum Jahre 1801 i. M. 1 : 300,000 und Schmidts Rechtskarte im gleichen Maßstab, Weidenbach, historische Karte von Nassau zum Jahr 1801 ohne Angabe des Maßstabs, P. v. Stälin und Bechtle, Karte von Württemberg zum Jahr 1801 i. M. 1 : 260,000, historische Karte von Baden i. M. 1 : 400,000, die Territorien des Elsaß am 1. Januar 1648 i. M. 1 : 320,000. Keine dieser Karten läßt sich also an diejenigen der Nachbarländer anschließen. Die meisten nehmen übrigens die Gemarkungsgrenzen zur Grundlage.

Ueber diesen Hauptsatz der Sigmaringer Beschlüsse beobachtet Professor Seeliger völliges Stillschweigen; aber er scheint ihn zu billigen, da er am Schlusse empfiehlt, bei der Ausarbeitung historischer Karten die deutschen Generalstabskarten zu benutzen, also sowohl den Maßstab 1 : 100,000 als das einheitliche Netz acceptirt; denn dieser Maßstab und dieses Netz ist das von der Generalversammlung der historischen Vereine vereinbarte und überall angenommene, auch für die neue Bearbeitung der Grundkarten der preußischen Rheinprovinz, die bisher einen Maßstab von 1 : 80,000 gehabt hatten.

Die Erzielung von Einheitlichkeit setzt noch ein zweites voraus; nämlich daß wenigstens ein Theil der auszuarbeitenden historischen Karten in ganz Deutschland auf bestimmte Jahre gestellt werde, z. B. auf das Jahr 1400, 1525, 1648, 1801, damit die Sektionen aneinandergefügt und einheitliche Kartenbilder für ganz Deutschland beschafft werden können. Auch diesen wichtigen Grundsatz übergeht Hr. Seeliger mit Stillschweigen.

Wenn zur Herstellung historischer Karten die Generalstabskarten zugrunde gelegt werden sollen, so bleibt die nächste zu beantwortende Frage: sollen die geschichtlichen Thatsachen in die vom Generalstab herausgegebenen Kartenblätter eingetragen werden, und natürlich der Einheitlichkeit wegen von allen in Deutschland an der Herstellung historischer Karten theilnehmenden Gelehrten? Ich habe diese Frage verneint, einmal der unerschwinglichen Kosten wegen, da zwei Sektionen, die bei unsern Grundkarten zu einem Blatt verbunden sind, auf 20 bis 30 Pf. zu stehen kommen, beim Generalstab 3 M. kosten, jedenfalls auch im Fall einer gewährten Ermäßigung 2 M., also mindestens das Siebenfache; besonders aber aus dem Grund, weil sich die Generalstabskarten überhaupt nicht zu dem Zwecke eignen, indem sie viele Dinge enthalten, welche zwar für militärische Zwecke ins Gewicht fallen, wie Kunststraßen, Feld- und Fußwege, Eisenbahnen, Kanäle, Landesgrenzen, Schattirungen für Höhen und Wälder, die aber für historische Karten von Uebel sind, weil es vor dem 19. Jahrhundert Eisenbahnen und Kunststraßen gar nicht, Kanäle fast nirgends gegeben hat und die heutigen Landes- und Provinzialgrenzen ebenfalls keine Geltung hatten. Die Generalstabsblätter werden durch ihren reichen Inhalt so dunkel, daß viele Ortsnamen kaum noch entziffert werden können und daß auf mindestens einem Dritttheil aller Karten nichts mehr mit der Feder eingetragen werden kann, und das Koloriren unmöglich bleibt. Möchte es doch Hrn. Seeliger gefallen, uns anstatt mit Worten, einmal mit Thaten zu widerlegen, mit kolorirten historischen Karten aus dem sächsischen Erzgebirg oder dem Thüringerwald auf Blättern der Generalstabskarte und uns außerdem die Quellen zu bezeichnen, aus welchen die Geschichtsforscher das Geld für die Anschaffung der Generalstabskarten schöpfen können.

Am Schluß seiner Artikel sagt Seeliger wörtlich: „Die Grundkarten haben den Werth zeichnerischer Hülfsmittel; das allein; diesen Werth wollen wir ihnen nicht absprechen, einen Werth, allerdings von äußerster Geringfügigkeit.“ Grund: Jedermann könne sich nach dem „Vorbild“ (Original?) oder nach einer Pause der Gene-

ralstabskarte Flußläufe und Ortsnamen zeichnen! Daß Hrn. Seeliger das leicht fällt, kann man zugeben; ich leugne aber entschieden, daß er schon viele solche Grundkarten selbst gezeichnet haben kann, wenn er meint, Jedermann könne das ebenfalls aufs leichteste fertig bringen. Mich kostet die Herstellung bloß der Flußläufe in zwei Sektionen eine Arbeit von zwei Tagen, weil nämlich die Schwärze der Generalstabskarten und die neben den Flüssen herlaufenden Straßen und Eisenbahnen die Wasserläufe vielfach schwer erkennbar machen, selbst die Lupe nicht hilft, und Spezialkarten in größerem Maßstab zu Hülfe genommen werden müssen. In einer Reihe von Fällen habe ich bei den Ortsbehörden Erkundigung einziehen müssen, wohin das am Ort vorbeifließende Wasser fließt, und wie sein Name ist, da die Generalstabskarten keineswegs vollständiges bieten. Das Einschreiben von einigen Hundert Namen von Dörfern, Burgen, Höfen ist wiederum eine Arbeit von zwei Tagen. Wer nun glücklich eine solche Grundkarte gezeichnet hat, was kann er ohne ihren Druck damit herstellen? Eine einzige historische Karte! und die wird noch recht schlecht ausfallen, da beim Koloriren alle mit Tinte gemachten Einträge verlaufen! Hr. Seeliger kann niemals eine von ihm selbst gezeichnete Karte kolorirt haben, sonst würde er nicht zu dem kühnen Ausspruch gekommen sein, daß der Werth gedruckter unverlöschlicher Grundkarten „äußerst geringfügig" sei.

Wenden wir uns nunmehr zu dem weiteren Beschluß der Generalversammlung zu Sigmaringen, dahin lautend: „Die Grundkarten 1 : 100,000 sollen die Ortsgemarkungen (Grenzen der Gemeinde-, bezw. Ritterguts-bezirke) enthalten, zur Erzielung der nöthigen Genauigkeit und zur Erleichterung der Arbeit."

Sich über diesen Vorschlag zu ereifern, liegt gar kein Grund vor; wer anderer Meinung ist, wer die Eintragung der heutigen Gemarkungsgrenzen für überflüssig oder gar schädlich hält, mag es mit Grundkarten ohne solche versuchen; er wird sich bald überzeugen, daß er im Nebel arbeitet, und sich zu unserm Plane bekehren.

Ueberall, wo die Grundkarten bis jetzt ausgeführt worden sind, hat man die Gemarkungsgrenzen nach dem heutigen Stande beigefügt. Entscheidend hiefür ist schon das Bedürfniß der Gegenwart und Zukunft, da alle politischen und kirchlichen Eintheilungen der Gegenwart den Gemarkungsgrenzen folgen, also die Länder, Provinzen, Kreise, Amtsbezirke, Militärbezirke, Diözesen, politischen und kirchlichen Gemeinden, auch die Wahlbezirke zu Reichs- und Landtagen. Die Gegenwart liegt uns doch am nächsten und in 100 oder 200 Jahren wird man Karten über das Jahr 1815, 1875, 1900 als höchstwillkommene Arbeiten hochschätzen, und man wird sie auch schon in der Gegenwart nützlich verwenden können, auch zu statistischen Zwecken; das wird sich zeigen, sobald nur einmal die Grundkarten für größere Gebiete fertig vorliegen. Diesen Bedürfnissen der Gegenwart und Zukunft trägt Hr. Seeliger nicht Rechnung.

Der zweite Grund der Beifügung der heutigen Ortsgemarkungen ist der, daß sie ein unentbehrliches Hülfsmittel bieten zur Herstellung historischer Karten über ältere Jahrhunderte; denn die unendliche Mehrzahl dieser Gemarkungen ist nicht ein Erzeugniß der Neuzeit, sondern etwas aus älteren Zeiten Ueberkommenes.

Ueber das Alter der Ortsgemarkungen habe ich mich in meiner Denkschrift über Hist.-Stat. Grundkarten 1892 S. 16 folgendermaßen ausgesprochen:

„Diese Gemarkungen, wie sie heute bestehen, sind im allgemeinen uralt, vor 500 und vor 1000 Jahren genau dieselben gewesen wie jetzt, aus dem einfachen Grund, weil sie mit Eigenthum und Gemeinderechten aufs engste zusammenhängen und diese stets zähe vertheidigt werden. Die im Lauf der Zeit eingetretenen Aenderungen haben vorzugsweise in bloßen Theilungen bestanden oder in kleinen Erweiterungen infolge von Zuschlagung von Wald- und Weidestücken bei der Auflösung von Markgenossenschaften. Solche Veränderungen lassen sich größtentheils urkundlich bestimmt nachweisen."

Ich habe also die heutigen Ortsgemarkungen nur „im allgemeinen" für alt erklärt und dabei besonders an Süd- und Mitteldeutschland gedacht, ohne mir eine genaue Wissenschaft über alle Provinzen Deutschlands beilegen zu wollen, und zugleich bemerkt, Aenderungen seien nur wahrscheinlich, soweit sie sich beweisen ließen.

Bleiben wir einmal bei Süd- und Mitteldeutschland stehen und verwirren die Frage nicht durch Hereinziehen von Verhältnissen der rechts-elbischen Landschaften, die eine besondere Entwicklung haben, und scheiden wir ferner die alten Wohnsitze mit Markverfassung von den erst im Mittelalter in ursprünglich königlichen Waldungen gemachten Anrodungen.

Wo Markverfassung galt, bestand die Ortsgemarkung ursprünglich lediglich aus Ackerland; Wälder, Weiden und Wiesen waren Almend des großen Markverbandes, der Zent, des Go's; erst allmählich gingen Wiesen und kleinere Stücke Wald in das Eigenthum der Ortsgemeinde über. Die Markwälder und Weiden lagen überwiegend an großen Stücken zusammen, auf Höhen und Bergabhängen oder sonst dafür geeigneten Plätzen, so daß die Dörfer überwiegend mit ihren Feldmarken aneinander stießen. Jedes Dorf bildete eine politische Gemeinde und übte eine Gerichtsbarkeit über Schuldsachen und kleine Frevel; Veräußerungen oder Belastungen von Gütern, welche innerhalb der Dorfmark lagen, sog. Auflassungen, geschahen vor dem Dorfgericht. Die Aecker wurden nach der Dreifelderwirthschaft bebaut, einzelne im Eigenthum der Gemeinde befindliche Gelände, wie Pflanzengärten und Wiesen, jährlich an die Gemeindeglieder zur Benutzung vertheilt und nach der Aberntung alles Land den Viehheerden der Gemeinde geöffnet. Ueber alle diese Dinge beschloß die Gemeindeversammlung und nahm von Zeit zu Zeit einen Umgang um die Gemeindemarkung vor, um Grenzsteine und Lochbäume zu besichtigen und zu erneuern. Diesen „Schutzbann" über ihre Gemarkung, den sie durch Bannwarten auch bewachen ließ, mußte jede Gemeinde natürlich aufs nachdrücklichste gegen alle Eingriffe anderer Gemeinden oder Gutsbesitzer vertheidigen, weil es allerwichtigste Rechte anging, und wie hartnäckig dies geschehen ist, beweisen die oft unendlich lange dauernden Grenzstreitigkeiten, wenn einmal durch Unachtsamkeit oder schlimme kriegerische Zeiten die Grenze nicht genügend in Obacht genommen war.

An diesem Bestand der Dorfmarken ist durch Anrodung von Almend wenig geändert worden, weil die Markgenossenschaften solche Anrodungen nicht duldeten und durch regelmäßige Umgänge um Markwälder und Weiden den ungeschmälerten Bestand der Almend sicherten. Wo aber das Märkerding Anrodungen für zweckmäßig erachtete, behielt es wohl das Eigenthum daran der Gesammtheit bevor. So besaß die große Babenhäuser Mark im Maingau zahlreiche „Roder" oder „Markgüter", „Ausfelder" in allen Theilen des ganzen Gebiets der Mark, und Auflassungen von solchen geschahen vor dem Märkergericht, nicht vor den Dorfgerichten (vgl. meine Gau- und Markverfassung 1860, S. 176); die benachbarte große Röder-Mark besaß nach einer Beschreibung aus dem Jahre 1775: 20,360 Morgen Wald, ein Hofgut von 271 M., 1309 M. Mark-

wiesen an 51 Stücken und 546 M. Mark-Ländereien (Ackerfelder) an 31 Stücken. Bei der Theilung der Mark im Jahre 1817 sind diese Almenden an 8 Gemeinden vertheilt worden; das hat aber die alte Gestalt der Feldmarken sehr unbedeutend geändert, da die meisten Gemeinden ihren Waldantheil entfernt von ihrer Feldmark angewiesen erhielten. So haben auch die 25 Dörfer der Hohen Mark am Taunus ihre 24,500 Morgen Mark-Wald im Taunus-Gebirg zusammen liegend gehabt und bei der Theilung im Jahre 1813 hat jede Gemeinde dort ein Stück erhalten, welches zwei, drei und mehr Stunden Wegs von ihrer Feldmark entfernt liegt; und so in vielen anderen Marken am Taunus, an der Hardt, im Odenwald, in der Wetterau. Diese Verhältnisse waren mir seit Jahrzehnten genau bekannt, und dennoch habe ich bei den von mir bearbeiteten Grundkarten für das untere Main-Gebiet die heutigen Ortsgemarkungen zugrunde gelegt, und bereits sehr zahlreiche historische Karten damit entworfen, ohne irgend einen Nachtheil zu empfinden. Sollte es einmal darauf ankommen, die Grenzen der alten Markwaldungen und Wiesen zu berücksichtigen, so können dieselben aus den Theilungsurkunden und alten Karten ermittelt und ganz gut in meine Grundkarten eingetragen werden. Hat man später einmal mehr Geld als jetzt, so kann man solche Almend-Karten auch drucken lassen.

Wendet man den Blick auf Gebiete, wo die Markverfassung ganz fehlte, auf die ehemaligen großen königlichen Waldungen, welche seit dem 6. Jahrhundert allmählich besiedelt wurden, z. B. Ardennen, Spessart, Rhön, das ganze vom Kloster Fulda besiedelte Buchonia, so ist dort die Dorfmark immer nur Feldmark geblieben, da Wälder und Weiden dem Grundherrn gehörten und verblieben. Hier hat es also gar keine Aenderungen gegeben.

Alles was Seeliger über Aenderung der Ortsgemarkungen durch Uebergriffe der „Grundherrn" vorträgt, paßt auf Mittel- und Süddeutschland gar nicht. Die Landesherren haben sich allerdings Stücke von Markwäldern angeeignet, sie haben sich auch zu Miteigenthümern derselben gemacht, wie in Hessen-Kassel bei den „Waldungen zu halbem Gebrauch" u. s. w., aber die Feldmarken der Gemeinden hat das gar nicht berührt; die Ritter aber konnten nie solche Uebergriffe machen, außer in den kleinen reichsritterschaftlichen Gebieten, und hier haben sich die Gemeinden stets zur Wehre gesetzt und die Reichsgerichte angerufen, so wie sie das in zahlreichen Fällen auch gegen Grafen, Fürsten, Klöster gethan haben.

Auch was Seeliger über die Wirkungen des Legens der Bauernhöfe vorträgt, paßt nicht auf Mittel- und Süddeutschland, weil dort überhaupt Bauernhöfe kaum irgendwo gelegt worden sind.

Entschieden widersprechen muß ich der weiteren Behauptung, daß die Gründung der Städte zu vielen Veränderungen der Dorfmarken Veranlassung gegeben habe. Auf allen von mir bearbeiteten Sektionen kommt nur etwa auf 20 Dörfer eine Stadt, und deren Gemarkung ist gewöhnlich nicht größer als eine Dorfmark, eine sehr natürliche Erscheinung, da weitaus die meisten Städte bis ins 13., 14. und 15. Jahrhundert Dörfer gewesen sind Erwarben die Städtebürger Grundstücke in den Nachbargemeinden, so blieben dieselben Theile der Dorfmark dieser Nachbargemeinden.

Mehr Gewicht, könnte man versucht sein, der Bemerkung Seeligers zuzugestehen, daß die Zerstörung von Dörfern in den zahlreichen Kriegen bis herab zum 30 jährigen Krieg die alten Gemarkungen bedeutend verändert habe; allein gerade unsre Gemarkungskarten beweisen das Gegentheil; in den wenigen Fällen, in welchen Dörfer, die erweislich eigene Gemeinden waren, völlig wüst geworden sind, dauert ihre alte Feldmark gewöhnlich fort und wird von den in den Nachbardörfern wohnenden Eigenthümern bebaut; Theilungen einer solchen wüsten Markung unter die Nachbargemeinden sind Ausnahmen und stets bestimmt beweisbar, weil die Felder bis auf diesen Tag nach dem ausgegangenen Dorf benannt werden.

Wer sich über die Geschichte von ausgegangenen Orten unterrichten will, dem kann das vorzügliche Werk von G. W. J. Wagner, die Wüstungen im Großherzogthum Hessen, drei Theile, etwa auch Landau's ähnliches Werk empfohlen werden. Wagner bestimmt genau die ehemalige Lage einer Wüstung, und stellt sie dar auf Karten, welche die heutigen Gemarkungsgrenzen enthalten (!). Wie wäre es denn auch möglich, genaue Bestimmungen ohne diese Unterlage zu geben? Auch Archivar Albert Krieger in seinem vortrefflichen Topographischen Wörterbuch des Großherzogthums Baden gibt bei Wüstungen die heutige Gemarkung an, in welcher sie gelegen haben, und würde sie bei kartographischer Darstellung, also wie Wagner, in die heutigen Gemarkungen eintragen.

Das Chaos, welches nach Seeliger über den Ortsgemarkungen hereingebrochen und die älteren Verhältnisse ganz verwischt haben soll, ist für Mittel- und Süddeutschland ein bloßer Traum.

Ueber Nord- und Ostdeutschland bin ich nicht genügend unterrichtet, um ein ähnliches bestimmtes Urtheil zu fällen, aber ich stelle kühnlich den Satz auf: auch dort haben die heutigen Gemarkungen die Vermuthung des Alters für sich, aus denselben Gründen, die oben angegeben wurden, und Aenderungen sind nur da anzunehmen, wo Beweise vorliegen. Ob Aenderungen vor sich gegangen sind, kann man doch erst beurtheilen, wenn man Karten über den heutigen Zustand besitzt; diese fehlten bisher in einem großen Theil des östlichen Deutschlands, und dieses Fehlen bildete eine Hauptschwierigkeit bei der Herstellung der Grundkarten. Wenn die Grundkarten für Sachsen alle gedruckt sein werden, könnte sich Prof. Seeliger ein großes Verdienst erwerben, wenn er den kartographischen Beweis antreten wollte, daß die heutigen Gemarkungen mit den Gemarkungen der älteren Zeit überwiegend nicht stimmen; bloße Behauptungen sind werthlos. Die in den letzten drei Jahrhunderten vorgegangenen Veränderungen lassen sich größtentheils urkundlich beweisen[1]), und zwar aus den zahllosen Urkunden, Akten, Karten, welche nicht bloß in den Staatsarchiven, sondern auch auf den Registraturen der Behörden und in den einzelnen Gemeinden vorhanden sind; für die wichtigsten Fragen, nämlich für die Bestimmung der Grenzen der alten Gerichte, der Markgenossenschaften, der Pfarreien, kommen namentlich die zahllosen genauen Grenzbeschreibungen in Betracht, die öfters sogar in das 15. und 14. Jahrhundert zurückreichen. Aber auch das genügt noch nicht; der Rechtshistoriker darf nicht bloß am grünen Tisch oder im Aktenstaub studiren, er muß zum Wanderstab greifen und die alten Grenzsteine, die mit ihren Inschriften redende Zeugen aus früheren Jahrhunderten sind, aufsuchen, den Landwehren und Grenzhecken folgen, welche die alten Verbände umgaben. Exakte Forschungen dieser Art kann der Einzelne natürlich nur innerhalb eines enger begrenzten Gebiets bewerkstelligen, sie werden aber mehr Nutzen bringen als nebelhafte Vermuthungen, die ganz Deutsch-

[1]) Ganz so urtheilt auch Dr. W. Fabricius in den Erläuterungen zum Geschichtlichen Atlas der Rheinprovinz, **Bd. II, zur Karte von 1789, S. XXIII—XXIV.**

land von der See bis zu den Alpen umspannen wollen, und — das ist zu wiederholen — sie haben eine genaue Kenntniß der heutigen Gemarkungsgrenzen zur Voraussetzung.

Ueber die Stammväter der Westfalen.

Von Professor Dr. Julius Wilbrand (Bielefeld).

Die Ansichten über den Verbleib der alten Bruktern bewegen sich zwischen zwei unvereinbaren Gegensätzen, als deren Hauptvertreter L. von Ledebur (Land und Volk der Brukterer 1827) und Zeuß, der bahnbrechende Ethnograph des deutschen Volkes (Die Deutschen und die Nachbarstämme. 1837) genannt werden können. L. v. Ledebur läßt die Bruktern wesentlich in ihren alten Sitzen, von der mittleren Ems nach Süden über die Lippe bis zur Möhne und Ruhr. Nach ihm würden der sächsische Theil der Diözese Münster, das Archidiakonat Wiedenbrück und der nördliche Theil des ehemals Kölnischen Sauerlandes dem Land der Bruktern entsprechen. Danach müßten also die Bruktern einen wesentlichen Theil des Sachsenbundes ausgemacht haben.

Anders Zeuß. Dieser nahm eine Verschiebung der Bruktern an und da er an Autorität v. Ledebur übertraf, wurde seine Ansicht die herrschende; wie ich glaube in diesem Falle mit Unrecht.

Zeuß sagt (l. c. S. 392): „In den Händeln der Sachsen gegen die Franken im 4. Jahrhundert zeigen sich die Chauken als die westlichen Sachsen (?) und man könnte demnach die Bevölkerung von Westfalen für chaukisch erklären.“ Das wäre nun folgendermaßen gekommen (S. 351): [Nach den Zeiten des Ptolemaeus erfolgte am Niederrhein und in Westfalen] „eine bedeutende Umstellung. Die erste Frankenvereinigung bildet sich hier; Chamaven kommen von Osten (?) an die Nordseite der Sigambern (?) und die Brukterer, in deren Sitze sich nun die Franken und die nachrückenden Chauken theilen (?), erscheinen nach Süden geschoben (?) zwischen Francia im Norden und Suevia im Süden, in treu wiedergegebener Form „Burcturi“ (?) genannt auf der Tabula Peut., welche nach Ptolemaeus von dort zuerst diese Kunde hat. In den Gegenden der Lippe und der Ruhr, auf dem Uferlande des Rheins, sind nach dieser Stellung (?) ihre neuen Sitze zu vermuthen und hier halten sie sich auch in der folgenden Zeit, wennschon den Angriffen der Römer ausgesetzt.“ Im fünften Jahrhundert „wurde ohne Zweifel (?) von den Ampsivariern den Bruktern ein Theil ihres Gebiets genommen, als sie sich als Ripuarier über das benachbarte Rheinuferland verbreiteten“. . . . „Aus dem achten Jahrhundert erwähnt ihrer (der Bruktern) noch Aribo, Bischof von Freising, als eines selbständigen und heidnischen Volkes, ... nennt sie aber weniger genau Nachbarn der Thüringer, von denen sie durch die zwischenwohnenden Sachsen abgesondert waren.“

Bei einer Nachprüfung dieser Verhältnisse forderte mich demgegenüber fast jeder Satz zu Widersprüchen oder Bedenken heraus.

Zeuß stützt sich bei den soeben angeführten Stellen ganz augenscheinlich theils auf Ptolemaeus, theils ausgesprochenermaßen auf die Peutinger'sche Karte. Beide Quellen sind aber in diesem Fall ganz besonders trügerisch.

Schon die Behauptung, daß die Chauken „die westlichsten Sachsen“ gewesen seien, ist nur sehr mangelhaft begründet. Zunächst (S. 382) durch Erwähnung eines Kriegszuges der Chauken gegen die Salier auf der batavischen Insel zur Zeit Julians bei Zosimus. Letzterer nennt dabei die „Quaden“, womit er allerdings wohl die Chauken meint, „einen Theil der Sachsen und Grenznachbarn der Franken“. — Die zweite Stütze ist nur eine Dichterstelle (S. 383, Claudian). In dieser sind aber noch dazu die Chauken poetisch mit „Cimbern“ umschrieben. — Beide Stellen sind doch meines Erachtens zu wenig überzeugend, um aus ihnen eine große westliche Verschiebung der Chauken folgern zu dürfen. Es fielen alle Schwierigkeiten weg durch die Annahme, daß zwischen Chauken und Friesen nicht immer scharf unterschieden wurde. Ihr Verhältniß war ein sehr nahes. „Der Bereich, den die Friesen — im weitesten Sinne — während der römischen Kaiserzeit einnehmen, ist jedenfalls ein so wenig geographisch geschlossener, daß wir ihn schon deßhalb nicht als denjenigen betrachten können, in dem sich der Stamm als eine Besonderheit und Einheit herausbildete.“ (R. Much. Deutsche Stammsitze. S. 151.) Schon Zeuß fand es auffallend (S. 138), daß Plinius in der Gegend der Rheinmündungen auch Inseln der „Chauken“ anführt, und weist darauf hin, daß in späteren Zeiten umgekehrt „Friesen“ weiter im Osten in den Sitzen der Chauken genannt werden. Er nimmt aber nicht eine Verdrängung der letzteren durch die Friesen an, sondern nur eine Ausdehnung des Namens der Friesen auch auf die Chauken (S. 398). Umgekehrt nennt die Peutinger'sche Karte hinter den Chamavern, wo wir „Friesen“ erwarten sollten, Chauken. Der Kosmograph von Ravenna, welcher zwar erst um 670 n. Ch. schrieb, „aber vielfach alten Quellen folgt, hauptsächlich solchen, welche dem vierten Jahrhundert angehören“, zeigt die Friesen („Frixones“) längs der Seeküste zu beiden Seiten der Rheinmündungen und nach Osten bis zur Ems. Oestlich von dieser bis zur Elbe hat er „Saxones“. (Konrad Miller: Die ältesten Weltkarten. 1898). Julius Honorius (welcher zu Anfang des fünften Jahrhunderts schrieb, aber eine noch vor 376 verfaßte Karte benutzte), hat östlich vom Rhein längs der Küste die Friesen; oberhalb dieser, wo der Rhein sich zu gabeln beginnt, die „Amsivari“; oberhalb dieser die „Usippii“ und dann erst, also weit von der Küste und westlich der Chatten, die „Chauci“. K. Miller l. c.). Isidor von Sevilla (starb 636) nennt weder Friesen noch Chauken, sondern setzt „Saxones“ in den Nordwesten Deutschlands (K. Miller. l. c.)

Ich weiß nicht, wie man diesen Zeugnissen gegenüber die Meinung aufrechterhalten kann, „die Chauken seien die westlichsten Sachsen gewesen“.

Ganz unhaltbar ist weiter, daß Zeuß die Chamaver „von Osten“ an die Nordseite der „Sigambern“ kommen läßt. Er nennt sogar (S. 381) die Chamaver „vorher die östlichen Nachbarn der Bructerer“. Die Chamaver gehören aber dem rechten Rheinufer an, während die Sigambern damals schon längst auf das linke Rheinufer übergesiedelt waren (hier Cugerni genannt). Zeuß kam auf diese Gruppirung nur durch Ptolemaeus. Es ist aber heutzutage wohl kein Streit mehr, daß Ptolemaeus über die Chamaver nicht genau Bescheid wußte und seine „Chaimai“ ebensowohl wie seine „Kamauoi“ an ganz unmöglichen Orten angebracht hat. Wie er dazu kam können wir aus Tacitus erschließen. Dieser schreibt (Germ. Kap. 33): „Neben den Teucterern stieß man einst auf die Bructerer; jetzt sollen da die Chamaver und Angrivarier eingewandert sein (immigrasse narratur), nachdem die Bructerer (durch die Nachbarvölker) vertrieben und gänzlich ausgerottet worden sind.“ Hier war aber nur der Wunsch der Vater des Gedankens, denn den Römern wäre die Vertilgung der ihnen gefährlichen

Bructerer höchst willkommen gewesen. Kann sich doch selbst Tacitus nicht versagen, an obige Stelle das unerbauliche Gebet anzuknüpfen: der gegenseitige Haß dieser Völker möge fortdauern, „da das Schicksal uns nichts Größeres gewähren kann, als Zwietracht der Feinde".

Wenn aber die Vorsehung uns einen um die Selbständigkeit unsres Volksthums so hochverdienten Stamm erhalten hat, so sollten wir doch nicht so bereit sein, ihn nachträglich literarisch vernichten oder abhanden kommen zu lassen.

Schon Zeuß sagt (S. 91 und 93), Tacitus habe sich durch ein falsches Gerücht täuschen lassen, und ein Nachklang desselben tritt uns auch bei Ptolemaeus entgegen. Dieser schrieb ein Menschenalter nach Tacitus. Bei ihm finden wir zwar die Bructern noch weiter existirend in ihrem alten Gebiete, aber den Chamavern gibt er allerdings Sitze im Osten. Allein wie mangelhaft Ptolemaeus über die Chamaver unterrichtet war, geht schon daraus hervor, daß er, wie schon angedeutet, zwei Völker aus ihnen macht: „Chaimai" und „Kamauoi". Seltsamerweise erkannte Zeuß nur in Letzteren die Chamaver und suchte sie — rein willkürlich — „etwa an der Werre und oberen Hunte" (S. 92). Ueber die „Chaimai" täuschte er sich völlig. Er hielt das Wort für entstellt und gleichbedeutend mit „Herminones" (S. 93 und 103; dagegen Much S. 149).

Zeuß wußte sehr wohl, daß die Chamaver eigentlich ein niederrheinisches Volk waren (S. 93) und auch er nahm nur eine vorübergehende Verpflanzung nach Osten an, von welcher sie dann, etwa zu Ende des ersten Jahrhunderts, wieder in ihre alten Sitze am Rhein zurückgekehrt seien. Aber es fehlen alle sicheren Grundlagen eine solche Pendelbewegung anzunehmen und ein wirthschaftlicher Grund spricht direkt dagegen. Bei der Bedeutung, welche damals die Viehzucht hatte, mußten den Chamavern die fetten Weiden des Niederrheins unvergleichlich werthvoller erscheinen, als das Binnenland.

Nun kommen wir zu dem Kern der Sache und zu derjenigen Ansicht von Zeuß, welche in der hier vorliegenden Frage am meisten Verwirrung gestiftet hat. Nach Zeuß sollen die Bruktern „nach Süden geschoben erscheinen" und „die Franken und nachrückenden Chauken sich in deren Sitze getheilt haben" ... „man könnte demnach die Bevölkerung von Westfalen für chaukisch erklären."

Zeuß beruft sich hiebei auf die „Burcturi" der Peutinger'schen Tafel. — Es ist höchlich zu verwundern, daß diese Auffassung der Burcturi als Bruktern nicht schon längst Anstoß erregt hat. Die genannte Karte zeigt die „Burcturi" auf dem rechten Rheinufer von der Moselmündung an bis Köln, also in einer Gegend, wo sie nach allen andern Nachrichten niemals gesessen haben. Auch Zeuß nimmt augenscheinlich eine Ungenauigkeit der Karte an und sucht die Bruktern thatsächlich erheblich nördlicher „in den Gegenden der Lippe und Ruhr". Darin kann man ihm insofern beipflichten, daß die Bruktern von Norden und Osten sich bis hieher erstreckten. Aus den Nachrichten über Kriege im vierten Jahrhundert (Zeuß S. 351) geht hervor, daß Römer und Franken beim Uebergang über den Niederrhein auf Bruktern stießen. Darum kann aber der Stamm ruhig in seinen alten Sitzen geblieben sein. Den nahen Rhein konnte das ansehnliche und wehrhafte Volk durch seine natürliche Dehnkraft ohne Verschiebung seiner Hauptmasse erreichen. Durch das Südwärtsstreben der beweglicheren Usipeten wurde zudem Platz zwischen Lippe und Ruhr.

Die Annahme einer südlichen Verschiebung der Bruktern verlöre aber nun gänzlich jeden geschichtlichen Boden, wenn unter den „Burcturi" der Peutinger'schen Karte die Bruktern überhaupt gar nicht gemeint wären! Und diese Ansicht vertritt kein Geringerer als der neueste Herausgeber und genaueste Kenner der Karte, Konrad Müller. („Die Weltkarte des Castorius. Einleitender Text S. 57.) Dieser sagt: „Unter Burcturi können hier nur die Burgunder gemeint sein."

Es ist hierbei zu beachten, daß Zeuß noch der Ansicht war (S. 381), die Karte stelle die Verhältnisse „der ersten Jahrzehnte des dritten Jahrhunderts" dar, während Müller den Nachweis bringt, daß sie 366 abgeschlossen wurde. Von diesem Gesichtspunkt sehen die Dinge natürlich ganz anders aus. In der That gibt es Nachrichten, daß die Burgunder in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts den Rhein erreichten. (Zeuß S. 467.)

Somit beruht die Lehre von der Verschiebung der Bruktern auf einer Verwechslung dieser mit den Burgundern und man muß das Verbleiben der ersteren in ihren Sitzen annehmen, bis ein anderer Beweis der Verschiebung geführt ist. Damit fällt aber vollends die angebliche Verschiebung der Chauken, deren Begründung ohnehin, wie oben gezeigt, sehr fragwürdig ist, und Franken und nachrückende Chauken können sich nicht „in das Land der Bruktern getheilt haben". Eine Verdrängung der Bruktern wäre für die Chauken an sich schon eine Leistung gewesen, welche für diese die vollste Kraftanstrengung erfordert hätte. Ganz unausführbar erscheint sie aber, wenn gar nur ein Bruchtheil der Chauken in Betracht kommt. Zeuß selbst sagt (S. 392): „Denn nicht das gesammte Chaukenvolk hat sich mit den Sachsen verbunden; die Küste zwischen der Ems und Weser, wo das Alterthum nur Chauken kennt, ist in späterer Zeit von Friesen bewohnt, die nicht erst eingewandert sein können." Danach hätte das Chaukenvolk seine alten Sitze behauptet und gleichzeitig die Bruktern nach Süden verdrängt, was ein innerer Widerspruch ist.

Auffälligerweise führt Zeuß selbst noch einen weiteren gewichtigen Gegengrund gegen die von ihm vorausgesetzte Verdrängung der Bruktern durch die Chauken an. Er sagt (S. 392): „In den südlichen, sicher sächsischen Strichen an der Lippe zeigen aber die Manns- und Ortsnamen nicht friesischen Charakter, sondern wie im Weserthal altsächsischen." Demnach können die Chauken für diese Gegenden als wesentlicher Volksbestandtheil gar nicht in Betracht kommen. Ebensowenig, nach obiger Darlegung, für das nördliche, alt-brukterische Gebiet.

Blieben aber die Bruktern in ihrer alten Heimath, dann müssen sie schon früh ein Bestandtheil des Sachsenbundes gewesen sein. Allerdings finden sich in den Ueberlieferungen über die Stellung der Bruktern zu den Sachsen Angaben, welche dagegen zu sprechen scheinen; aber diese Widersprüche lassen sich vermitteln. Wenn Zeuß die Bruktern unter den „sächsischen" Völkern gar nicht nennt (S. 380), so ist dies nach seinem Mißverständniß der „Burcturi" logisch, wenn auch nicht den Thatsachen entsprechend. Es ist weder bezeugt noch denkbar, daß die große Ausbreitung des Sachsennamens auf einer Unterjochung oder Einverleibung benachbarter Stämme durch den nordalbingischen Stamm dieses Namens beruht hätte. Die Annahme seiner führenden Rolle in einem Völkerbund ist völlig ausreichend und entspricht den Analogien. Danach ist es sehr wahrscheinlich, daß die Festigkeit der inneren Verknüpfungen eine ungleiche war. Je entfernter ein Stamm von dem führenden wohnte oder je mächtiger der erstere war, desto selbständiger dürfte er sich behauptet haben. Beide Vor-

aussetzungen treffen auf die Brukteru zu. Die Selbständigkeit führte periodenweise sogar zu Feindseligkeiten zwischen ihnen und den „Sachsen", deren Einfluß sie sich auf die Dauer aber doch nicht entziehen konnten. Dieser Einfluß machte sich von Norden nach Süden in abnehmendem Grade bemerklich und so mag es sich erklären, daß der alte Name (Boroctra) nur auf dem südlichen Theile des Gebiets haften blieb. Aber schon Müllenhoff warnte davor (Deutsche Alterthumskunde II, S. 20), diese Beschränkung des früher umfassenderen Namens auf den Theil südlich der Lippe als Beweis dafür anzusehen, „daß das alte Volk der Brukterer auf der Nordseite des Flusses verschwunden sei".

Schließlich ist auch nicht einzusehen, daß (nach Zeuß S. 351) im fünften Jahrhundert die Ampsivarier den Bruktern einen Theil ihres Gebietes abgenommen haben sollten. Die Brukteru behaupteten zwischen Franken und Sachsen lange eine selbständige Zwischenstellung, wie die Anfeindungen von beiden Seiten und die lange Dauer des Volksnamens beweisen. Während die Hauptmasse der Bruktern sich den Sachsen anschloß, war es für den kleinen Theil der Bruktern, welcher westlich vom niederrheinischen Limes das Rheinufer bewohnte und zwischen Franken eingekeilt war, zweckmäßiger sich diesen anzuschließen. Dieser fränkische Rheinuferstreifen ist aber ein so unbedeutender Theil des Brukternlandes, daß er kaum in Betracht kommt. Zudem war er später erworbenes Land. Die Hauptmasse des Brukternvolkes ist für die „Sachsen" zu beanspruchen. Ich halte die Lehren von der südlichen Verschiebung der Bruktern und Chauken einfach für Irrthümer, welche sich auf die Autorität von Zeuß hin eingebürgert haben und wieder aufgegeben werden müssen. Ebensowenig glaube ich an eine — auch nur vorübergehende — Einschränkung brukterischen Gebiets durch Chamaver oder Angrivarier, sondern suche die Nachkommen der Bruktern im alten Stammland ihrer Väter. Dieses aber ist „Altwestfalen", wie es neuerdings von Nordhoff in eine also benannten Schrift (Münster, Regensberg, 1898) umschrieben und beschrieben wurde.

Mittheilungen und Nachrichten.

Das neueste „Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reiches". (9. Jahrgang, 1900. I.) Das Kaiserliche Statistische Amt läßt es sich auch in einer Zeit, in welcher die Herausgabe großer, mit umfassenden Bearbeitungen versehener Quellenwerke eine bedeutende Arbeitsleistung erheischt, unter der bewährten Leitung Heinrich v. Scheels angelegen sein, seine periodischen Veröffentlichungen in den „Vierteljahrsheften" für die Verwaltung und Wissenschaft immer nutzbringender zu gestalten. Ein Beleg dafür ist der reiche Inhalt des jüngsten Vierteljahrsheftes, auf den ich hiemit die berechtigte Aufmerksamkeit eines weiteren Leserkreises lenken möchte.

Zunächst bringt das Heft die alljährlich in der ersten Quartalnummer erfolgende Mittheilung über die im Vorjahr für die Reichsstatistik getroffenen Anordnungen (insbesondere über Saatenstands- und Ernteberichte). — Dann folgt die Weiterführung — für 1899 — der Zusammenstellungen von Großhandelspreisen wichtiger Waaren an deutschen Plätzen, welche auf Grund der monatlichen Feststellungen der Handelskorporationen seit dem Jahre 1879 regelmäßig jährlich veröffentlicht werden. Beigegeben ist eine Uebersicht der Durchschnittspreise der Waaren in den einzelnen Jahren der 20jährigen Periode 1880/99. Als Anhang folgen in weiteren Tabellen einige die Vieh- und Getreidepreise behandelnde Uebersichten. In diesen Preistabellen ist für wirthschafts- und sozialstatistische Forschung außerordentlich werthvolles, zur Benutzung bequem zugerichtetes Material aufgestapelt. — Allgemeinstes Interesse beanspruchen besonders jetzt, da doch, wie man hoffen darf, die Entscheidung in der Flottenfrage endlich einmal kommen muß, die Nachweise über den Bestand der deutschen Kauffahrteischiffe am 1. Januar 1899 und die Bestands-Veränderungen im Jahre 1898. (Von 1875 bis 1896 Rückgang der Schiffszahl von 4602 auf 3592 bei gleichzeitiger Zunahme des Raumgehalts von 1,068,383 auf 1,502,044 Reg.-Tons netto, von 1897 ab kleine Zunahme auch der Schiffszahl [1899: 3713] und starke Zunahme des Raumgehalts [1899: 1,639,552 Reg.-Tons netto]). Spezielles Interesse bieten auch die zum Schluß gegebenen Nachweise über die auf deutschen Privatwerften erstens für deutsche und zweitens für fremde Rechnung in den Jahren 1898 und 1899 erbauten Schiffe, mit Unterscheidung der Kriegsschiffe, Kauffahrteischiffe und Flußschiffe und mit besonderer Hervorhebung der Dampfschiffe, an welche sich ähnliche Nachweise über die auf ausländischen Werften für deutsche Rechnung erbauten Schiffe reihen. — Mit Seeschiffahrtsfragen beschäftigen sich weiter die drei folgenden Mittheilungen über Verunglückungen deutscher Seeschiffe, die Schiffsunfälle an der deutschen Küste und die im Jahre 1899 zollfrei abgelassenen Schiffsbaumaterialien. Die letzteren Nachweise, welche eine sehr namhafte zollfreie Einfuhr von Schiffsbaumaterialien darlegen, sind zum erstenmal in dankenswerther Weise dahin erweitert, daß auch die Herkunftsländer angegeben sind. Die allgemeine Statistik des Waarenverkehrs berücksichtigt diese eigenartige Waareneinfuhr nicht. — Ein wirthschaftsstatistisch bedeutsamer Jahresnachweis ist enthalten in: „Der Tabak im deutschen Zollgebiet; Besteuerung des Tabaks; Ein- und Ausfuhr von Tabak und Tabakfabrikaten, sowie Ertrag der Tabakabgaben im Erntejahr 1898". Wirthschaftspolitisch geht daraus klar hervor, daß bei dem geltenden Zoll- und Steuersystem der heimische Tabakbau im Nachtheil ist und deßhalb ein Werthzuschlag für fremden Tabak geboten erscheint, wie ich solchen kürzlich in meiner kleinen Schrift „Flotte und Finanzen; die Deckungsfrage" (Tübingen, Laupp) vorgeschlagen habe. — Die Früchte eines sehr dankenswerthen Stückes statistischer Sammelthätigkeit sind niedergelegt in der Mittheilung: „Zur Statistik der deutschen Privat-Feuerversicherungs-Gesellschaften im Jahre 1898". Weiter folgen einige Hauptzahlen zur Statistik der Krankenversicherung im Jahre 1897 und über die Krankenversicherung in den Knappschafts-Kassen und -Vereinen 1897, letztere zum erstenmal durch besondere Umfrage beschafft. — Eine sehr dankenswerthe Zugabe zu der Jahresstatistik der Eheschließungen, Geburten und Sterbefälle für 1898 ist die detailgeographische Behandlung der Heirathshäufigkeit in den drei Jahren 1894—1896 für die kleineren Verwaltungsbezirke und die Veranschaulichung derselben durch ein Kartogramm. Ich bedauere, daß hier der Raum fehlt, auf die Ergebnisse dieser geographisch-statistischen Studie einzugehen. Sehr erfreulich wäre es, wenn sie noch durch eine ähnliche Studie über die Heirathshäufigkeit nicht der Gesammtbevölkerung, sondern der Heirathsfähigen ergänzt würde (besondere Heirathsziffer). Die knappen Zahlen über die Selbstmorde in den Jahren 1896 bis 1898 bewahren im allgemeinen den Charakter ungewöhnlicher Konstanz gerade der Selbstmordhäufigkeit, die übrigens für Deutschland in den letzten Jahren — wohl im Zusammenhang mit den günstigen wirthschaftlichen Verhältnissen — eine kleine Wellenbewegung nach abwärts zeigt. — Die Nachweise über die überseeische Auswanderung im Jahre 1899 sind zum erstenmal nach den neuen Bestimmungen über die Auswanderungsstatistik ausführlicher als bisher aufgestellt und verdienen schon darum besondere Beachtung. Die kleine Zunahme, welche die im übrigen neuzeitlich sehr schwache deutsche Auswanderung im Jahre 1899 zeigt, beruht zum Theil auf vollständigerer Verzeichnung derselben. Für den Wirthschafts- und Sozialpolitiker ist sehr lehrreich die Tabelle über die Auswanderungshäufigkeit nach Gebietstheilen des Reiches — nur schade, daß hier bloß Staaten und Provinzen und nicht auch die kleineren Verwaltungsbezirke berücksichtigt sind. — Weitere Mittheilungen sind: Bei den deutschen Börsen zugelassene Werthpapiere 1899; Weizen- und Roggenpreise auf deutschen Fruchtmärkten, Oktober 1898 bis Januar 1900, mit drei graphischen Darstellungen, die auch die Preis-

bewegung im Großhandel und im Fruchtmarktverkehr vergleichen; der Außenhandel mit Reis in Deutschland und in einigen fremden Ländern; Konkursstatistik für das vierte Vierteljahr 1899 (vorläufige Mittheilung); zur Statistik der Strikes und Aussperrungen (viertes Vierteljahr 1899). — Den Abschluß bildet der erste Abschnitt (Oesterreich-Ungarn) eines im Hinblick auf das herannahende neue handelspolitische Kometenjahr besonders dankenswerthen Aufsatzes von O. Richter, wissenschaftlicher Hülfsarbeiter im Kais. Statist. Amt über die Grundlagen der Handelsstatistik einiger fremder Staaten. — Der freundliche Leser, der mir bis hieher gefolgt ist, theilt gewiß meine Ansicht, daß dieses neue Vierteljahrsheft eine reiche Fülle namentlich wirthschaftsstatistischen Materials bietet.

Georg v. Mayr.

-o- Die Sukasaptati (textus ornatior). Aus dem Sanskrit übersetzt von Richard Schmidt. Stuttgart 1899. W. Kohlhammer. — Auf vorliegende Arbeit darf der Uebersetzer mit Freude und Genugthuung blicken. Bildet sie doch den Abschluß einer zwölfjährigen Schaffensperiode, die im Jahre 1887 ihren Anfang nahm und vornehmlich der Erschließung jener Literaturkreise gewidmet war, welche in der Sammlung, genauer in den Sammlungen der 70 Märchen des Papageien ihren Mittelpunkt gefunden haben. Diese Sammlungen, auf Sanskrit Sukasaptati genannt, umfassen Märchen, welche von einem verzauberten Papagei einer ehebruchslustigen Frau zu dem Zweck erzählt werden, sie vom Ehebruch zurückzuhalten. Und zwar versucht er seinen Zweck dadurch zu erreichen, daß er der Frau zum Bewußtsein bringt, daß ihre Klugheit nicht ausreiche, sich durch List aus etwaigen Verlegenheiten eines Ehebruchs retten zu können. Ueber dieses für die Märchenkunde, sowie für die Kulturgeschichte gleich wichtige Werk konnten wir früher nur aus sekundären Quellen schöpfen: aus der griechischen Uebersetzung des Originals von Galanos, den Bemerkungen von Pertsch, den Angaben von Benfey in seinem Pantschatantra und der Anthologie von Gildemeister und Lassen. Es lag das hauptsächlich an der bisherigen Unmöglichkeit, vollständige Sanskrithandschriften dieses werthvollen Textes, sogar in Indien heute selten geworden, herbeizuschaffen. Erst Schmidts Ausdauer und Glück gelang es, im Jahre 1887 eine Reihe theils von Originalhandschriften, theils von Abschriften davon zusammenzubringen, die es ihm möglich machten, bereits 1890 als Probe zunächst „Vier Erzählungen aus der Sukasaptati, Sanskrit und Deutsch“ mit orientirenden Bemerkungen herauszugeben. Schon damals zeigte es sich, daß das gesammte Textmaterial deutlich in zwei Klassen zerfiel, nämlich in einen textus ornatior, welcher 16, bezw. 19 nur ihm eigene Märchen enthält, „geziert, mit dem ganzen dem Sanskrit eigenen Redeschmuck, langen Komposita und Gleichklängen, mit oft geschraubter Darstellungsweise“, und in einen textus simplicior, welcher 18 nur ihm eigene Märchen bietet und sich in „kindlichem Stil und unbeholfener Ausdrucksweise deutlich als Auszug aus einem umfangreicheren Werk“ ergibt. Letzterer erschien, mittlerweile durch neues handschriftliches Material gesichert, nunmehr im Jahre 1893 im 10. Band der Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, von einer Einleitung begleitet, welche eine vergleichende Zusammenstellung der einzelnen Märchen in beiden Textgestalten enthielt. Eine Uebersetzung dieses textus simplicior folgte sogleich nach (Kiel 1894), weitere Anmerkungen zu der Ausgabe im 48. Band der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Ges. — Die größere Aufgabe blieb jetzt noch zu lösen übrig. Waren von dem textus simplicior schließlich doch noch zehn Handschriften zusammengekommen, so hatte Schmidt für die Herausgabe des an sich schon schwierigeren, aber auch werthvolleren textus ornatior zunächst nur eine einzige, dazu noch ganz moderne Abschrift eines in Tanjore befindlichen Originals zu seiner Verfügung. Einstweilen außerstande, hienach einen auch nur halbwegs befriedigenden Text herzustellen, wollte er wenigstens einige Proben in deutscher Uebersetzung den Fachgenossen und Märchenkundigen nicht vorenthalten und veröffentlichte solche unter dem Titel: „Der textus ornatior der Sukasaptati, ein Beitrag zur Märchenkunde“, Stuttgart 1896. Bereits zwei Jahre später jedoch tauchte mehr Material auf, so daß Schmidt in der beneidenswerth glücklichen Lage war, das, wie er es selbst bezeichnet, „Ideal seiner Tage und den Traum seiner Nächte“ erfüllen und den textus ornatior allgemein zugänglich machen zu können. Die bayerische Akademie der Wissenschaften gewährte ihm im 21. Band ihrer Abhandlungen bereitwillige Aufnahme. Die Uebersetzung dieses gesammten Textes liegt uns nun heute hier vor und vervollständigt abschließend die Grundlagen aller weiteren Forschungen, die etwa an die Sukasaptati anknüpfen werden. Daß das geschieht, ist um so wünschenswerther, als die Idee, einem Papageien gute Lehren geben zu lassen, schon in früher Zeit ebenso eifrig von Nachahmern auf indischem Boden aufgegriffen worden ist wie die Idee von der „Botschaft durch eine Wolke“, des Meghaduta, und so zu unzähligen Nachahmungen, Umformungen, Weiterbildungen geführt hat. Einen Theil derselben hat Schmidt selbst schon verfolgt und eine Marathi-Uebersetzung der Sukasaptati im 10. Band der Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, sowie die sog. Dinalapanika-Sukasaptati im 45. Band der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft, beides mit deutscher Uebersetzung, herausgegeben. In Bezug auf die Wanderung dieser Märchen nach dem Westen hat er sich jedoch bis jetzt nur auf wenige Bemerkungen in seiner kleinen Schrift „Ueber den Werth des Sanskritstudiums“ (Stuttgart 1898) beschränkt, und es ist daher sehr zu wünschen, daß er zu seinen bisherigen tüchtigen Leistungen und großen Verdiensten um die Sukasaptati-Literatur das bereits 1893 in Aussicht gestellte Buch über die Verbreitung der einzelnen Erzählungen baldigst hinzufügen möge.[1])

-tt. Goethe's Jugendfreund Friedrich Maximilian Klinger. Unter diesem Titel ist im vorigen Jahr zur Zeit der Goethe-Jubelfeier in Frankfurt a. M. bei Mahlau u. Waldschmidt ein Schriftchen von Emil Neubürger erschienen, das vorwiegend auf der Biographie Riegers, des Großneffen Klingers, beruht. In dem nur 35 Seiten starken Heft wird eine anschauliche Darstellung des so merkwürdigen Lebensganges Klingers geboten. Auch über die Schriften Klingers enthält die von Liebe und Wärme zu dem Gegenstand getragene Darstellung manches bemerkenswerthe und was der Verfasser aus den „Betrachtungen und Gedanken“ citirt, kann Einem in der That Lust machen, die nur noch von den Literaturleuten beachteten Bücher Klingers wieder einmal ernsthaft zur Hand zu nehmen.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung am 22. März. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Engler las über die Vegetationsverhältnisse des Uluguru-Gebirges in Deutsch-Ostafrika. Es sind zu unterscheiden: 1. die Region der Vorhügel mit einer noch an die Steppenflora etwas erinnernden Vegetation; 2. die Region des tropischen Gebirgswaldes, mehrfach an die Regenwaldflora des Usambara-Gebirges erinnernd; 3. die Region des Höhenwaldes oberhalb 1900 m und 4. die Region der Hochweide. Die Vegetation der einzelnen Regionen wird namentlich auch im Vergleich zu den entsprechenden Regionen der übrigen afrikanischen Hochgebirge besprochen. 2. Hr. van't Hoff überreichte eine Mittheilung des Hrn. Prof. A. Ladenburg in Breslau: Ueber das Krypton. Die Mittheilung enthält als wesentliches Resultat, daß Krypton, der Dichte nach, ein Atomgewicht von etwa 60 haben würde, bedeutend niedriger also als die von Ramsay auf ungefähr 80 bestimmte Zahl. 3. Hr. Helmert überreichte ein Exemplar des vom Zentralbureau der internationalen Erdmessung veröffentlichten Berichts über den Stand der Erforschung der Breitenvariation am Schlusse des Jahres 1899, von Th. Albrecht, Berlin 1900, und die Veröffentlichung des kgl. Geodätischen Instituts (Neue Folge Nr. 1): Die Polhöhe bei Potsdam. 2. Heft. Berlin 1900. 4. Hr. Munk übergab im Auftrag des Hrn. Prof. K. Wernicke in Breslau die zweite Abtheilung des

---

[1]) Es sei gestattet, bei dieser Gelegenheit die Leser der Beilage darauf hinzuweisen, daß die vor kurzer Zeit in diesen Blättern von sachkundiger Seite geäußerten Zweifel an der Berechtigung Hillebrandts, den Benfey'schen Nachweis der historischen Sagenwanderung aufzugeben, nunmehr in ganzem Umfang von Max Müller getheilt werden, der sich in der „Deutschen Literatur-Zeitung“ vom 3. Februar, S. 414, ausführlicher darüber ausspricht.

von diesem mit Unterstützung der Akademie herausgegebenen Photographischen Atlas des Gehirns, 20 Horizontalschnitte durch eine Großhirnhemisphäre, hergestellt und erläutert von Dr. Paul Schröder. Breslau 1900. 5. Hr. Koser überreichte die beiden ersten Hefte einer neuen, fortlaufend von ihm fortzusetzenden Veröffentlichung: Mittheilungen der kgl. Preußischen Archivverwaltung (erschienen Leipzig 1900). 6. Hr. Waldeyer überreichte die mit einer Heliogravüre der Todtenmaske Friedrichs II. illustrirte Sonderausgabe der von ihm in der öffentlichen Sitzung am 25. Januar gehaltenen Festrede: Die Bildnisse Friedrichs des Großen und seine äußere Erscheinung. Berlin 1900. 7. Hr. Demeter A. Sturdza, Generalsekretär der Academia Româna zu Bukarest und Vertreter derselben bei der Zweihundertjahrfeier der Akademie überreichte sein Werk: Charles I[er] roi de Roumanie. Chronique — actes — documents. Tome I, 1866—1875. Bucarest 1899; ferner eine Publikation der Rumänischen Akademie: Operele principelui Demetriu Cantemiru. Tomu 1. 2. Descriptio Moldaviae. Bucuresci 1872. 75; endlich das Werk: Tesauru de monumente istorice pentru Romania. Publicate de *A. Papiu Ilarianu*. Tomu 1—3. Bucuresci 1862—64. 4. 8. Hr. Prof. Edvard Hjelt, Vertreter der Finnländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Helsingfors bei der Zweihundertjahrfeier der Akademie, überreichte das von ihm herausgegebene und der Akademie als Festschrift gewidmete Werk: Aus Jakob Berzelius' und Gustav Magnus' Briefwechsel in den Jahren 1828 bis 1847. Braunschweig 1900. 9. Chevalier Edmond Marchal, Vertreter der Académie royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique bei der Zweihundertjahrfeier der Akademie, überreichte sein Werk: La sculpture et les chefs-d'oeuvre de l'orfèvrerie Belges. Bruxelles 1895. Ferner läßt der nicht mehr anwesende Vertreter der Royal Society of Edinburgh Hr. J. Burgeß seine Schriften überreichen: On Hypsometrical Measurements by means of the Barometer and the Boiling-Point Thermometer. Calcutta 1859; Notes on Hindu Astronomy and the History of our Knowledge of it. Hertford 1893. 10. Die philosophisch-historische Klasse hat zu wissenschaftlichen Unternehmungen bewilligt: dem Oberlehrer Hrn. Dr. Theodor Kükelhaus in Düsseldorf zu Studien über Faucan 700 M.; den Professoren HH. Dr. Hermann Suchier und Dr. Hermann Fitting in Halle a. S. als ferneren Beitrag zur Herausgabe des provençalischen Rechtsbuchs lo Codi 800 M.; dem Professor Dr. Friedrich Wiegand in Erlangen zu Reisen zum Zweck der Herausgabe des sogenannten Homiliars Karls des Großen 1000 M.

-rt- Totale Sonnenfinsterniß 1900. Hr. Archenhold, Besitzer einer Privatsternwarte in Treptow bei Berlin, wird in Verbindung mit dem Stangen'schen Reisebureau zur Beobachtung der am 28. Mai d. J. stattfindenden totalen Sonnenfinsterniß eine Gesellschaftsreise nach Algier veranstalten. Die Abreise von Berlin erfolgt am 18. Mai, längere Aufenthalte sind auf der Hinreise in Mailand, Genua, Nizza und Marseille vorgesehen, während für die Rückfahrt ein siebentägiger Aufenthalt in Paris mit eingehender Besichtigung der Weltausstellung geplant ist. Die Gesammtkosten für diese wissenschaftliche Vergnügungsreise (bei der der Nachdruck wohl mehr auf das zweite Wort zu legen sein dürfte) werden sich auf 950 M. belaufen. Die Betheiligung steht Jedem frei.

* **Erlangen.** Der Privatdozent der philosophischen Fakultät Dr. Gerhard Schmidt ist auf Ansuchen seiner Funktion enthoben worden.

-nn- **Aus Baden** Wie sehr die Regierung sich die Erhaltung der in unserm Lande vorhandenen Kunstdenkmäler angelegen sein läßt, beweist ihre Fürsorge für die Restaurirung der Schloßgebäude in den ehemaligen Residenzen Heidelberg, Mannheim, Rastatt und Bruchsal. Sehr bedeutende Summen sind dafür zur Verfügung gestellt durch das Entgegenkommen der Landstände. Die Gesammtkosten für die Restaurirung des Friedrichsbaues am Heidelberger Schloß werden über 500,000 M. betragen. Die Arbeiten haben 1897 begonnen und sollen bis zum Schluß des Jahres 1901 zu Ende geführt sein. Besonders zeitraubend war die Reparatur der Façaden, die nahezu vollendet ist, auch sind die Steinmetzarbeiten in der Kapelle, sowie die Obergeschosse fertiggestellt. Das Dach, die Decken, das Kapellengewölbe und die Innenwände wurden erneuert. Für die äußere Renovation des ausgedehnten Schloßgebäudes in Mannheim wird insgesammt ein Betrag von nahezu $1^1/_2$ Million Mark aufgewendet. Die Bauthätigkeit hat hier bereits 1893 begonnen und wird sich voraussichtlich, da sich erst bei Ausführung der Arbeiten die Nothwendigkeit weiterer Renovationen, Erweiterungen und Ergänzungen herausstellte, noch auf mehrere Jahre erstrecken. Auch das Aeußere des Rastatter Schlosses soll einer gründlichen Erneuerung unterzogen werden, wofür zunächst nur die Vorarbeiten gemacht sind. Von besonderer Bedeutung ist der Antrag der Regierung auf Bewilligung einer größeren Summe zur Renovation des Aeußeren des Schlosses in Bruchsal, einer Meisterschöpfung von Balthasar Neumann, die neben dem vom gleichen Baumeister herrührenden Würzburger Residenzschloß einen vornehmen Platz behauptet in der Geschichte der deutschen Architektur. Die Regierung begründet ihren Antrag nach dem Bericht der Budgetkommission der Zweiten Kammer über den Etat des Finanzministeriums 1900/1901 u. a. folgendermaßen: „Das Schloß, ein Meisterwerk deutschen Barockstils aus dem 18. Jahrhundert, birgt Innenräume von hohem künstlerischen Werth. Das Aeußere, das in baukünstlerischer Beziehung allerdings anspruchsloser, aber doch sehr charakteristisch für die Stilrichtung durchgebildet ist, befindet sich derzeit in einem Zustand, der nicht belassen werden darf, da sich derselbe zersetzend auch auf das Innere übertragen würde. Es ist deßhalb die Instandsetzung im Interesse der Erhaltung des Bauwerks dringend geboten." Die vorzunehmenden Arbeiten sollen sich auf genaue Wiederherstellung des ursprünglichen Zustands erstrecken, insbesondere ist beabsichtigt, die noch zum Theil erkennbaren Wandmalereien wenigstens an den Nebengebäuden wieder aufzufrischen oder zu ersetzen. Die Façaden des Hauptgebäudes dagegen sollen einfacher gehalten werden.

* **Gießen.** Der ordentliche Professor der Nationalökonomie Dr. Magnus Biermer in Greifswald hat einen Ruf in die gleiche Stellung an die hiesige Universität erhalten und angenommen.

* **Altenburg.** Der bekannte Geh. Kirchenrath Dr. Julius Löbe, der mit Hans von der Gabelentz die Bibel-Uebersetzung des Ulfilas herausgab, ist, 96 Jahre alt, im benachbarten Dorfe Rasephas, wo er über 60 Jahre lang des Pfarramts gewaltet hatte, gestorben.

* **Prag.** Die philosophische Fakultät der hiesigen deutschen Universität hat jüngst bezüglich der Besetzung der durch Professor Fourniers Abgang nach Wien erledigten ordentlichen Lehrkanzel für Geschichte dem Unterrichtsministerium folgende Vorschläge unterbreitet: An erster Stelle den außerordentlichen Professor an der Wiener Universität Dr. Przibram, an zweiter Stelle den außerordentlichen Professor an der Prager Universität Dr. Weber und den Publizisten Dr. Friedjung. Die beiden Ersten, ehedem Schüler Fourniers an der Wiener Universität, haben sich durch Forschungen in der Zeit der Kaiser Leopold I. und Karl VI., der Dritte durch sein Werk über den „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" bekannt gemacht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848 bis 1897, II. Band; Bismarck-Portefeuille, V. Band. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1900. — Dr. Bornträger: Die Hand in hygienischer Beziehung. Nach einem Vortrage. (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der Nahrungsmittel-Hygiene, 2. Heft.) Leipzig, F. Leineweber 1900 — Dr. Ludw. Wilser Der Pithecanthropus erectus und die Abstammung des Menschen. (Sonderabdruck aus dem 13. Band der Verhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins.) Karlsruhe, G. Braun 1900 — J. F. van Oordt B. A.: Paul Krüger und die Entstehung der Südafrikanischen Republik. 3. Lfg. Basel, Benno Schwabe 1900.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 31. März. Nummer 75.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Arbeiterversicherung in der Schweiz.

Die gesetzliche Regelung der Arbeiterversicherung beschäftigte die maßgebenden Kreise der Schweiz seit 1885, also seit dem Beginn der Wirksamkeit des ersten deutschen Unfallversicherungsgesetzes. Nach langjährigen Berathungen wurde das „Bundesgesetz betreffend die Kranken- und Unfallversicherung mit Einschluß der Militärversicherung" (welch letztere hier nicht besprochen werden soll) unter dem 5. Oktober 1899 zum Beschlusse erhoben; das verfassungsmäßig vorbehaltene Referendum wurde mit 115,000 Stimmen ergriffen, weßhalb das Schweizervolk am 20. Mai 1900 darüber entscheiden wird, ob das Gesetz in Kraft treten soll oder nicht; es wäre im Interesse aller Betheiligten in der Eidgenossenschaft, ebenso aber auch wegen der rationellen Entwicklung der Arbeiterversicherung im Auslande zu wünschen, daß das Schweizer Volk seiner Abstimmung i. J. 1890 eingedenk bleibe, laut welcher es mit 283,228 gegen 92,000 Stimmen die gesetzliche Regelung der Kranken- und Unfallversicherung durch den Bund beschloß. Seither ist nahezu ein Dezennium verflossen, die frohe Begeisterung für das große Werk, welche damals die Mehrheit der Bevölkerung ergriffen hatte, wird während dieser langen Zeit, die keinen Fortschritt in der Sache brachte, erlahmt sein, denn nur Thaten können das Interesse eines ganzen Volkes, gelte es auch der besten Sache, wach erhalten. Der trefflichste Anwalt des Gesetzes ist das Gesetz selbst, denn es weist gegenüber den bisherigen Arbeiterversicherungsgesetzen bedeutende Fortschritte auf; so ist denn zu hoffen, daß die Schweizer bei ruhiger Erwägung, und dank ihrem klaren Urtheil ihr eigenes Werk vor der Vernichtung und hiedurch sich selbst vor Schaden und sozialpolitischem Rückschritt bewahren werden.

Die Kranken- und Unfallversicherungspflicht umfaßt dieselben Personen, nämlich alle unselbständig Erwerbenden beiderlei Geschlechts, welche im schweizerischen Betrieben, einschließlich der Hausindustrie, arbeiten, dann alle Dienstboten schweizerischer Dienstherrschaften; von der Versicherungspflicht sind Angestellte mit einem Jahrgehalt von mehr als 5000 Fr., Kinder unter 14 Jahren und Taglöhner ausgenommen, deren Beschäftigungsdauer unter einer Woche verbleibt. Die Versicherungspflicht kann auf die Taglöhner beiderlei Geschlechts und die selbständig erwerbenden Angehörigen der Hausindustriebetriebe ausgedehnt werden.

Der weite und für die Kranken- und Unfallversicherung gleiche Umfang der Versicherungspflicht bietet so bedeutende Vortheile, daß hiegegen die Bedingtheit der Versicherung der Taglöhner zurücktritt, umsomehr als sie voraussichtlich ohnehin angeordnet werden wird, da die Halbheit der Versicherung auf die Dauer nicht haltbar ist. In Deutschland und Oesterreich bestehen Beschränkungen in der Unfallversicherungspflicht, welche theils nach und nach beseitigt wurden, theils noch in Kraft sind, wie der deutsche Entwurf zur Abänderung der Unfallversicherungsgesetze beweist, der unter anderem bestimmt, daß die Gewerbebetriebe, die sich auf Bauarbeiten erstrecken, in ihrem ganzen Umfang versichert werden sollen; dermalen sind die Werkstättenarbeiten nur dann zu versichern, wenn sie fabrikmäßig ausgeübt werden oder ihrer Bedeutung nach gegenüber dem Baubetrieb zurückstehen. Ebenso sollen neben anderen die Schmiede, Schlosser, Fleischer und alle gewerblichen Brauereien versichert werden. Die Entscheidung darüber, ob der Betrieb fabrikmäßig ausgeübt wird, bietet in Deutschland keine Schwierigkeiten, da das Unfallversicherungsgesetz die Minimalzahl von zehn regelmäßig beschäftigten Arbeitern als Kriterium hiefür aufstellt; hiegegen begegnet diese Entscheidung in Oesterreich mangels einer alle Fälle umfassenden, klaren, gesetzlichen Anordnung wesentlichen Hindernissen und gibt zu Ungleichmäßigkeiten in der Praxis unliebsamen Anlaß.

Jede Beschränkung der Versicherungspflicht führt zur Abweisung von Entschädigungsansprüchen, welche dem Betroffenen willkürlich und hart erscheint, ihn also verbittert, statt versöhnt. Insbesondere muß die Ungleichheit in der Behandlung von Personen vermieden werden, welche derselben Unfallsgefahr ausgesetzt sind. Der Unfall trifft den Arbeiter in der Werkstätte mit der gleichen Härte, mag sie fabrikmäßig ausgeübt werden oder nicht. Die Verneinung der Versicherungspflicht bei der gefährlichen Feuerarbeit in der Werkstätte und ihre Anerkennung bei der oft minder gefährdenden Bauarbeit bleibt dem Arbeiter unverständlich. Die Ungleichheit des Versicherungskreises bei der Kranken- und Unfallversicherung erschwert die rationelle Durchführung der letzteren, sei es auch nur deßhalb, weil die Lösung der Versorgungsfrage während der Wartezeit bei mangelnder Krankenversicherung Schwierigkeiten bietet.

Der in der Schweiz vorgesehene Ersatz der Entschädigungspflicht nach Betriebsunfällen durch die Entschädigung aller Unfälle vereinfacht die Geschäftsgebahrung und das Unfallfeststellungsverfahren wesentlich und überhebt die Versicherungsanstalten der Nothwendigkeit, manchmal recht gekünstelte Entscheide zu treffen. Man erinnere sich des engeren und weiteren Betriebsgebietes; das Glatteis dies- und jenseit dieser Grenze ist gleich gefahrdrohend und doch welche Verschiedenheit in den Konsequenzen für den Verunfallten. Der Haftpflichtgedanke hat das Unfallentschädigungsrecht mehrfach in der nachtheiligsten Weise beeinflußt.

Der deutsche Gesetzentwurf zur Abänderung des Unfallversicherungsgesetzes will die Versicherung auf die

im Auftrag des Arbeitgebers außerhalb des Betriebes besorgten Arbeiten ausdehnen und hiedurch wenigstens diese Ursache der Entschädigungsablehnung ausschalten.

Das Krankengeld und die Unfallrente werden in dem schweizerischen Gesetz von demselben Arbeitsverdienst bemessen, der sich nach der Lohnklasse richtet, in welche der Versicherte von der Krankenkasse versetzt wird. Die Entschädigung während des Heilverfahrens beträgt 60 Proz. desselben Tagesverdienstes, mag die Krankheit in einem Unfall begründet sein oder andere Ursachen haben, ebenso gebührt dem Kranken die Beistellung der rationellen Heilbehandlung, ohne Rücksicht auf die Ursache der Erkrankung, wogegen der Unfallkranke in Oesterreich nach Ablauf der Krankenunterstützungsdauer keinen Anspruch auf Heilbehandlung besitzt. In Deutschland beträgt das Krankengeld die Hälfte des ortsüblichen, in Oesterreich 60 Proz. des bezirksüblichen Taglohnes; die Unfallversicherungsrente ist dort gleich 66.66, hier 60 Proz. des persönlichen Arbeitsverdienstes, wenn von nebensächlichen Ausnahmen abgesehen wird. Die Krankenunterstützungsdauer erstreckt sich in Deutschland auf 13, in Oesterreich auf 20, in der Schweiz auf 52 Wochen; die Wartezeit, nach deren Ablauf die Unfallentschädigung beginnt, beträgt in Deutschland 13, in Oesterreich 4, in der Schweiz 6 Wochen. Wenn auch die Entschädigung des Verletzten vor und nach Schluß der Karrenzzeit in der Schweiz im Gegensatz zu Deutschland und Oesterreich dieselbe ist, so bildet die kurze Bemessung der Wartezeit doch eine Komplikation des Feststellungsverfahrens, das dann in weitaus mehr Fällen nöthig ist, wodurch Kosten und Behelligungen verursacht werden. Das ist allerdings in der Schweiz bedeutungslos, wo jeder Unfall durch die Krankenkasse festgestellt werden soll; der hieraus für die Unfallverhütung resultirende Gewinn dürfte deßhalb gering sein, weil die eigentlich dem Gewerbe-Inspektor zustehenden Unfallerhebungen hier der Krankenkasse überlassen wurden.

Die Karrenzzeit kann wesentlich verlängert werden, wenn nach dem Vorgang des deutschen Gesetzentwurfs zur Abänderung der Unfallversicherungsgesetze dafür gesorgt wird, daß die vor Ablauf der Wartezeit mit nur theilweise wieder erlangter Erwerbsfähigkeit vom Krankenstand abgeschriebenen Verletzten die ihnen gebührende Entschädigung sogleich erhalten.

Das deutsche Invalidenversicherungsgesetz vom 13. Juli 1899 kennt nur *eine* Invalidenrente, welche denjenigen zusteht, die „nicht mehr imstande sind, durch eine ihren Kräften und Fähigkeiten entsprechende Thätigkeit, die ihnen unter billiger Berücksichtigung ihrer Ausbildung und ihres bisherigen Berufes zugemuthet werden kann, ein Drittel desjenigen zu erwerben, was körperlich und geistig gesunde Personen derselben Art mit ähnlicher Ausbildung in derselben Gegend durch Arbeit zu verdienen pflegen". Das bereits bezogene Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884 sieht hingegen die Entschädigung auch ganz geringfügiger Defekte vor; dieselbe Bestimmung ging in die österreichische und schweizerische Gesetzgebung über; die Begrenzung der Entschädigungsrente auf mindestens 5 Proz. des Arbeitsverdienstes, wie sie das norwegische Gesetz vorsieht, ist werthlos, da Entschädigungen unter diesem Satz fast nie vorkommen. In dem Unterstützungsanspruch der durch Unfall theilweise Erwerbsunfähigen gibt sich eine Bevorzugung derselben im Vergleich zu den zufolge von Krankheit zum Theil Invaliden kund; die deutsche Unfallversicherungsgesetzgebung hat in zahlreichen Fällen die Entschädigung von objektiv in der Erwerbsfähigkeit Beeinträchtigten zur Folge, welche materiell nicht geschädigt sind, dies war aber gewiß nicht die Absicht des Gesetzgebers, weßhalb es besser gewesen wäre, diese Entschädigungen in der Schweiz durch Ausschaltung der geringen Grade von Erwerbsunfähigkeit von der Unterstützungspflicht hintanzuhalten und durch die hiedurch erzielte Ersparniß den Weg zur Invalidenversicherung anzubahnen.

Die Hinterbliebenenversorgung weist im Vergleiche zu Deutschland nur den Unterschied auf, daß die Wittwenrente 30 gegenüber 20 Prozent, die Kinderrente bei Vollverwaisung 25 statt 20 Prozent zahlbar bis zum vollendeten 16. Lebensjahre und das Maximum der Summe der Hinterbliebenen 50 statt 60 Prozent beträgt.

Das schweizerische Gesetz findet mit Recht betreffs der Versicherungsorganisation Anerkennung, da es die Krankenkassen mit der vom Bund zu errichtenden eidgenössischen Unfallversicherungsanstalt in eine Verbindung bringt, welche anderwärts leider in jenem Ausmaß mangelt, wie es für die der Arbeiterversicherung gemeinsam dienenden Organe geboten ist. Die Krankenkassen, welche Kreis-, Betriebs- und freie (eingeschriebene) Kassen sind, bestimmen die für den Versicherten geltende Lohnklasse, berechnen die Beiträge betreffs beider Versicherungsarten, besorgen, wenn hiezu ermächtigt, den Einzug des Unfallversicherungsbeitrages, nehmen die Unfallsanzeige entgegen und führen die Unfallserhebung durch. Der Arbeitgeber und Arbeitnehmer hat demnach nur mit einer Stelle zu thun. Die dem Vernehmen nach für die Reichstagssession 1900 bis 1901 bevorstehende Abänderung des deutschen Krankenversicherungsgesetzes wird wohl nicht verabsäumen, den organischen Anschluß der Krankenkassen an die Invalidenversicherungsanstalten zu ermöglichen und auf die wenigstens schrittweise anzubahnende Beseitigung der Mehrheit der Kassenkategorien hinzuwirken. Die territorial organisirten einheitlichen Krankenkassen sollen die lokal zu erledigenden Geschäfte der Invalidenversicherungsanstalten und Berufsgenossenschaften besorgen, insoweit sie nicht, wie die Betriebsbesichtigung und Unfallerhebung, den staatlichen Gewerbe-Inspektoren zu überlassen sind; bei Bestand der durch das Invalidenversicherungsgesetz vorgesehenen Rentenstellen sollten die Krankenkassen an diese angegliedert werden. Selbstverständlich müßten die Geschäfte dieser Kassen von behördlich bestellten Beamten besorgt werden.

Die Krankenversicherungsbeiträge werden nach dem schweizerischen Gesetz zu gleichen Theilen von den Arbeitgebern und Arbeitnehmern aufgebracht (in Deutschland und Oesterreich zu zwei Drittel von den Arbeitnehmern und einem Drittel von den Arbeitgebern); außerdem zahlt der Bund mindestens einen Rappen für jeden Mitgliedschaftstag und haftet der Kanton für die Verbindlichkeiten der Versicherungskreise gegenüber den Kreiskassen; außerdem bezahlt der Bund den Kreiskrankenkassen bei besonders schwieriger Beschaffung der ärztlichen Behandlung angemessene Beiträge. Die Unfallversicherungsprämie wird zum fünften Theil vom Bund aufgebracht; von dem Rest entfallen 75 Proz. auf die Arbeitgeber und 25 Proz. auf die Arbeitnehmer (in Deutschland entfallen 100, in Oesterreich 90 Proz. auf die Arbeitgeber). Der Bund trägt außerdem die Einrichtungs- und Verwaltungskosten der Versicherungsanstalt, was angesichts der Ausdehnung der Versicherungspflicht auf die weitesten Kreise der Bevölkerung ebenso berechtigt ist wie die staatliche Beitragsleistung. Die Beiträge werden auf Grund des Prämienverfahrens,

also nach derselben Methode, wie bei den Versicherungsanstalten der Baugewerksberufsgenossenschaften und den österreichischen territorialen Unfallversicherungsanstalten ermittelt.

Die Rechtspflege obliegt betreffs der Krankenversicherung in erster Instanz den von den Kantonen zu erhaltenden, bezw. den für die Betriebskrankenkassen errichteten Schiedsgerichten, in zweiter Instanz dem Bundesversicherungsgerichte, das auch betreffs der Unfallversicherung erstinstanzlich und endgültig entscheidet; die Kosten des letzteren fallen dem Staate zur Last, da es sich um die Besorgung eines Zweiges der Rechtspflege handelt. Die Organisation des Rechtsschutzes zeichnet sich demnach durch Einfachheit aus; der deutsche Gesetzentwurf zur Abänderung der Unfallversicherungsgesetze verhilft durch die Uebertragung der schiedsgerichtlichen Funktionen für die Unfallversicherung an die Schiedsgerichte der Invalidenversicherungsanstalten derselben Tendenz zum Durchbruch, indem hiedurch der Zersplitterung der Rechtspflege in den zahlreichen Schiedsgerichten der Berufsgenossenschaften und ihrer Sektionen abgeholfen wird.

Dem an der Spitze der Organisation befindlichen eidgenössischen Versicherungsamte steht der Versicherungsrath zur Seite, der die Verordnungen des Bundesrathes betreffs der Unfallversicherung, den Gefahrentarif, die Rentenkapitalswerthe und Unfallverhütungsvorschriften, dann den Jahresbericht und Rechnungsabschluß der Versicherungsanstalt beräth und über die angefochtenen Gefahreneinschätzungen der Versicherungsanstalt entscheidet. Dieser Wirkungskreis ist dem des österreichischen Versicherungsbeiraths ähnlich, der jedoch und auch erst neuester Zeit betreffs der Beschwerden gegen die Gefahreneinschätzung dem Ministerium des Innern nur berathend zur Seite steht; betreffs der Unfallverhütungsvorschriften soll in Oesterreich eine Kommission eingesetzt werden, welche dem Zentralgewerbeinspektor beigegeben ist. In letzterer Hinsicht ist das schweizerische Versicherungsamt unter Offenhaltung des Berufungsweges an den Bundesrath zur Erlassung von Vorschriften befugt, was jedoch besser dem Gewerbeinspektorate als der hiezu eingesetzten Stelle vorbehalten bleibt.

Die Zahl der obligatorisch Versicherten wird mit rund 600,000 angegeben; ihre Lohnsumme beträgt angenähert 436.5 Mill. Fr. Die Krankenversicherung wird approximativ 14,540,000 Fr., die Unfallversicherung 9,120,000 Fr., beide zusammen 23,660,000 Fr. (5.4 Proz. der Lohnsumme) kosten, wovon der Bund 5,164,000 (22 Proz.), die Arbeitgeber 10,872,000 Fr. (46 Proz.) und die Arbeitnehmer 7,624,000 Fr. (32 Prozent) aufbringen müssen. Auf den Versicherten umgerechnet, entfallen durchschnittlich als Jahresbelastung auf den Bund 8.61, den Arbeitgeber 18.12, die Arbeitnehmer 12.70, also zusammen 39.43 Fr. Wenn die freiwillige Versicherung auf 100,000 gegen Krankheit und Unfall, und 300,000 nur gegen Krankheit Versicherte ausgedehnt werden sollte, so wird dem Bund hieraus die Belastung von 2,081,000 Fr. erwachsen, so daß er außer den Einrichtungs- und Verwaltungskosten der Unfallversicherungsanstalt jährlich 7,245,000 Fr. beisteuern wird.

Das schweizerische Arbeiterversicherungsgesetz bedeutet einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den älteren Gesetzen derselben Art; es zeichnet sich insbesondere durch Gemeinverständlichkeit, Einfachheit und Klarheit aus, so daß die Hauptforderungen erfüllt sind, welche an jedes für die breiten Schichten der Bevölkerung bestimmte Gesetz erhoben werden müssen. Möge es im Interesse des Volkes vom Volke gutgeheißen werden!

Kögler.

Das letzte große Erdbeben im Kaukasus.

Von C. Hahn.

Erst jetzt laufen allmählich genauere Nachrichten ein über das Erdbeben vom 19./31. Dezember vergangenen Jahres, welches im Kreise Achalkalaki im Gouvernement Tiflis große Verwüstungen an Gebäuden angerichtet und ganz bedeutende Opfer an Menschen und Vieh gefordert, deren Zahl noch nicht völlig festgestellt ist.

Geben wir zunächst eine kurze Beschreibung der Oertlichkeit, welche als Zentrum des auf weite Entfernungen hin bemerkbaren Erdbebens anzusehen ist. Die Hochebene von Achalkalaki (=Neustadt) liegt im „kleinen Kaukasus“ und wird begrenzt vom Thal der Kura, dem trialetischen Gebirge und den sogenannten Mokri Gori (d. i. feuchten Bergen) und bildet das Bassin des Toparawan-Flusses. Aus dem 6000′ und darüber über dem Meeresniveau gelegenen Hochplateau ragen zahlreiche Kegel erloschener Vulkane von verschiedener Höhe empor, unter welchen die bedeutendsten die beiden weithin sichtbaren Abul (großer Abul 10,826′, kleiner Abul 9162′) sind. Diese Vulkane umgeben im Halbkreis den Taparawan-See, welcher in einem tiefen Trichter zu liegen scheint. Von der Höhe dieser schwarzen Kegel mit ihren Spalten, tiefen Abgründen und verwitterten Lavaströmen eröffnet sich eine prachtvolle Aussicht, aber die dortigen Hirten meiden dieselben, denn es hausen daselbst „böse Geister“. Das Klima ist entsprechend der hohen Lage hier sehr rauh, der Winter beginnt schon Ende September und bringt große Schneemassen und gefährliche Schneestürme. Das Hochplateau ist wenig bevölkert, es wohnen dort in ärmlichen Dörfern Armenier, welche im Jahre 1830 aus Erzerum eingewandert sind.

Das Zentrum der vom Erdbeben am schwersten heimgesuchten Oertlichkeit ist im Auftrag der Regierung von dem Geologen Weber genau untersucht worden und dieser hat dieser Tage in der kaukasischen Abtheilung der Geographischen Gesellschaft in Tiflis die Ergebnisse seiner Untersuchungen mitgetheilt. Wir entnehmen dem interessanten Vortrag einige Notizen. Vor allem ist hervorzuheben, daß das oder vielmehr die Erdbeben im Dezember und Januar (sie dauern noch jetzt in schwacher Form fort) nicht vulkanischen Ursprungs sind, obgleich die zahlreichen erloschenen Vulkane der Gegend darauf hinzudeuten scheinen. Wir haben es vielmehr einfach mit einer Dislokation von Schichten der Erdrinde zu thun, welche im Zusammenhang steht mit der durch Erkaltung unsres Planeten hervorgerufenen Runzelbildung.

Um das Zentrum des Hauptstoßes zu finden, wurde die Methode Mallets angewendet, welche auf der Erforschung der Beschädigungen an Gebäuden und der Richtung der in denselben entstandenen Risse basirt. Es stellt sich heraus, daß in den meisten der in Mitleidenschaft gezogenen Ortschaften vom Dorf Aragowa nördlich bis zum Dorfe Beschano der Hauptstoß von Osten, von der Samssana-Kette kam, nur in einigen wenigen Ortschaften ging der Stoß von Nordosten oder Südosten, im Süden der Samssara-Kette kam er von Norden. Aus der Lage der Risse in den Mauern der zerstörten Häuser, welche immer perpendikulär zu der Ausgangslinie des Stoßes stehen, kann man schließen, daß die Tiefe des Ausgangspunktes des Erdbebens 7—12 Werst beträgt, und daß der Stoß in schräger Richtung nach Westen längs der Linie der Vulkane des Samssarischen Gebirgszuges sich fortpflanzte.

Der stärkste Stoß wurde am 19./31. Dezember um 1 Uhr 45 Min. nachmittags bemerkt. Der Barometer stand auf 739—740. Es war ein herrlicher Sonntag, kein Wölkchen trübte den tiefblauen südlichen Himmel; in vielen Dörfern wurden Hochzeiten gefeiert, fast die ganze Bevölkerung ergötzte sich an den Klängen der Surna (einheimisches Musikinstrument). Dadurch erklärt sich der verhältnißmäßig geringe Verlust an

Menschenleben. Zuerst wurde ein Stoß von Osten verspürt, dann ein rückläufiger von Westen und in wenigen Sekunden waren mehr als zwölf Dörfer auf einem Gebiet von ca. 5000 Quadratwerst zerstört. Allenthalben ging der Erschütterung ein unterirdisches Rollen voraus, das früher aufhörte als erstere. Die Schnelligkeit der Fortpflanzung war dieselbe, wie bei dem Erdbeben in Neapel vom Jahre 1857, nämlich 261 Meter in der Sekunde, so daß Tiflis in 6 Minuten 8 Sekunden erreicht wurde. Vom 19. Dezember bis Mitte Februar hat man mehr als 50 Erdstöße beobachtet und die seismographischen Instrumente des Observatoriums in Tiflis zeigen jetzt noch leichte Schwankungen.

Mehr als die anderen hatten die tiefer gelegenen Dörfer zu leiden, welche auf dünnen angeschwemmten Schichten stehen, während die Dörfer, welche auf festem Gestein aufgebaut sind, fast gar nicht beschädigt wurden. Die furchtbaren Verwüstungen sind übrigens nicht so sehr der Stärke des Erdbebens, als vielmehr der schlechten Bauart der Häuser zuzuschreiben. Die Balken, welche das Dach tragen, sind nämlich nicht in die dieselben stützenden Pfeiler eingefügt, sondern einfach darauf gelegt; diese Balken sind mit Reisig bedeckt, auf welchem eine aufgeschüttete Schichte Erde von 3—4' Dicke ruht. Obendrauf lag noch eine ebenso mächtige Schichte Schnee. Die Wände der zur Hälfte in der Erde steckenden Wohnungen sind aus unbehauenen Feldsteinen ohne Mörtel gefügt, die Zwischenräume einfach mit trockener Erde ausgefüllt. Außerdem ist die Vertheilung der Gemächer eine solche, daß im Fall der Gefahr eine Rettung fast unmöglich wird. Denn um von dem Wohnraum ins Freie zu gelangen, muß man zuerst das für das Vieh bestimmte Gelaß und einen schmalen Korridor durchschreiten, d. h. nicht weniger als drei Thüren öffnen.

In dem Gebiete, wo das Erdbeben besonders stark war, wurde eine Trübung der Quellen beobachtet, einige derselben sind versiegt, andere wieder geben jetzt viel mehr Wasser. So hat sich z. B. im Badeort Borschom in der Katharinenquelle die Wassermenge verdoppelt und der Kohlensäuregehalt bedeutend vermehrt, ebendaselbst gibt eine kleine Schwefelquelle jetzt das doppelte Quantum und hat sich in ihrer Nähe eine zweite aufgethan.

Unter den im Kaukasus beobachteten zahlreichen Erdbeben ist das vom 19./31. Dezember zu den stärksten zu zählen, obgleich die Opfer verhältnißmäßig gering sind dank dem glücklichen Umstand, daß das Zentrum desselben in einer wenig bevölkerten Landschaft sich befand. Vom Berg Karakusa stürzten zwei gewaltige Felsen ab, welche zehn Werst weit sichtbar waren. Wäre an dieser Stelle eine größere Ortschaft gelegen, so würde natürlich kein Stein auf dem andern geblieben sein. Beim Erdbebeben von Schemacha im Jahre 1667 gingen ca. 80,000 Menschen zugrunde.

In Achalkalaki und seinen Umgebungen wurden in den letzten 50 Jahren viermal Erdbeben beobachtet, nämlich 1850, 1853, 1868 und 1898. Die beiden letzten hatten ihren Ausgangspunkt in der Nähe von Achalkalaki, die anderen kamen aus weiterer Entfernung.

Die Noth und das Elend in den zerstörten Dörfern war sehr groß, sie wurden noch erhöht durch die ungeheuren Schneemassen und die starken Fröste (bis 25° R.). Die Zivil- und Militärbehörden brachten rasche Hülfe durch warme Zelte, Lebensmittel, Kleider 2c. Die Gesellschaft des Rothen Kreuzes entfaltete eine rege Thätigkeit. Der Kaiser von Rußland ließ aus seiner Privatschatulle telegraphisch 50,000 Rubel anweisen, die Großfürsten spendeten bedeutende Summen, allenthalben im Kaukasus wurden Sammlungen veranstaltet, welche mehr als 100,000 Rubel ergaben.

Ob die Erderschütterungen sich wiederholen werden, ist natürlich schwer zu sagen; jedenfalls haben die geologischen Untersuchungen gezeigt, daß die Samssara-Kette ein selbständiges Zentrum der Erdbeben ist, ebenso wie Schemacha und Wernoje. Die Errichtung von seismischen Stationen wäre im Kaukasus sehr erwünscht, und vielleicht wird dieser Wunsch dank den letzten Erbeben bald zur Wirklichkeit.

Mittheilungen und Nachrichten.

-nn- Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg (1050—1515). Als eine der Hauptaufgaben ihrer auf die Erforschung der Landesgeschichte gerichteten Thätigkeit hat die Badische Historische Kommission bereits in den ersten Jahren ihres Bestehens auf Friedrich v. Weechs Anregung die Sammlung und Herausgabe des urkundlichen Quellenmaterials zur Geschichte der älteren Linie der Zähringer (bis 1515) in der Form von Regesten ins Auge gefaßt. Die Arbeit, welche nach Art der schon vorher in Angriff genommenen Regesten der Pfalzgrafen am Rhein und der Bischöfe von Konstanz „mit umfassender Benutzung der weit verstreuten Literatur die ausgedehnteste Durcharbeitung der ungedruckten Archivalien verbinden soll“, wurde nach Vollendung der durch die Beamten und Hülfsarbeiter des Karlsruher Generallandesarchivs gemeinsam vorgenommenen ersten Vorarbeiten 1889 Richard Fester zu alleiniger Ausführung übertragen. Dieser hat im Laufe der Jahre umfassende Nachforschungen angestellt in den einschlägigen Archiven Deutschlands, Luxemburgs, Oesterreichs und der Schweiz. Schon 1892 konnten die beiden ersten Lieferungen (bei Wagner in Innsbruck) erscheinen, als Festgabe zum 40jährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Friedrich. Seitdem ist das Unternehmen stetig fortgeschritten. Nunmehr liegt nach Ausgabe der kürzlich vollendeten 9. und 10. Lieferung der erste Band abgeschlossen vor. Die Doppel-Schlußlieferung enthält außer den Nachträgen und Berichtigungen das von Heinrich Witte mit Unterstützung Richard Festers und Karl Hölschers bearbeitete Namenregister. Die Zeitgrenze ist für die Markgrafen von Baden der Tod Bernhards I. (1431), für die Hachberger der Tod Markgraf Rudolfs III. von Sausenberg-Rötteln (1428). Der vorliegende Band enthält 5032 Regesten der Badener, 1154 der Hachberger, insgesammt also 6186 Nummern — eine Riesensumme wissenschaftlicher Arbeit, die in ihrer sorgfältigen Durchführung uneingeschränkte Anerkennung verdient. Die Anordnung des Stoffes ist aus praktischen Gründen rein chronologisch gewählt worden, ein Umstand, der der Uebersichtlichkeit und Bequemlichkeit in der Benutzung nur förderlich sein kann. Das Personen- und Ortsnamenverzeichniß, das trotz theilweise höchst mangelhafter Hülfsmittel mit gründlicher Sachkenntniß und Umsicht bearbeitet ist, stellt für sich allein eine Musterleistung dar. Die sorgfältige Bestimmung der topographischen Begriffe läßt es für die außerbadischen Gebiete als werthvolle Ergänzung zu Kriegers Topographischem Wörterbuch des Großherzogthums Baden erscheinen, das leider noch immer das einzige seiner Art in Deutschland geblieben ist.

M. Ein weiteres Stück des hebräischen Textes der Ecclesiasticus hat E. N. Adler, wie wir dem „Athenäum“ entnehmen, in seinem großen, wohl auch aus der Kairoaner Genizah stammenden Sammlung hebräischer Manuskripte entdeckt. Das Stück scheint dem Manuskript A der Cambridge Edition anzugehören und füllt gerade die Lücke VII, 29 bis XII, 1 aus. Nach dieser unerwarteten Entdeckung darf man hoffen, daß sich früher oder später der ganze Text wieder zusammenfindet. Dieser berechtigten Hoffnung gibt auch Th. Noeldecke (Stade's Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 1900, „Bemerkungen zum hebräischen Ben Sira“) Ausdruck, der in diesem Aufsatz nur erst sieben Blätter der Handschrift A behandelt, zu denen inzwischen auch noch zwei Blätter, von A. Margoliouth im British Museum gefunden, getreten sind.

* Internationaler archäologischer Kongreß in Athen. Wie der „Berl. Lok.-Anz.“ mittheilt, hat der akademische Senat der Universität Athen in einer außerordentlichen Sitzung beschlossen, zu einem internationalen archäologischen Kongreß im heurigen Herbst oder im Frühling des kommenden Jahres einzuladen. Vertreten sollen sein die Universitäten, die Akademien und alle archäologischen Institute der ganzen Welt, sowie die fremden Institute in Athen, von denen das deutsche sein 25jähriges und das französische sein 50jähriges Jubiläum gefeiert haben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

R. M. Rilke: Mir zur Feier. Gedichte. Berlin, Gg. Heinr. Meyer. — Fr. W. van Oesteren: Merlin. Ein modernes Epos.

Ebd. 1900. — Joh. Friedr. Herbart: Umriß pädagogischer Vorlesungen. Hggb. von Dr. H. Zimmer. Halle a. S., Otto Hendel. — M. v. Broecker: 1900. Was die Jahrhunderte erzählen. Eine Dichtung zur Aufführung an der Jahrhundertwende. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. — A. v. Müller: Der Krieg in Südafrika 1899/1800 und seine Vorgeschichte. III. Theil. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung 1900. — Chr. Schrempf: Menschenloos. Hiob. Oedipus. Jesus homo sum. Stuttgart, Fr. Frommans Verlag (E. Hauff) 1900. — Jak. Postalicus: Die Post sonst und jetzt. Historisch-panegyrische Verse. Berlin, Leipzig, Friedr. Luckhardt. — K. v. Hase: Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. 7. Aufl. 2. Lfg. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — Karl Wójcik: Ueber den Krieg in Südafrika. II. Heft. Wien, L. W. Seidel u. Sohn, k. k. Hofbuchhandlung 1900. — Herm. Osthoff: Freie Worte. Akademische Gelegenheitsreden aus dem Heidelberger Prorektorat 1899/1900. Leipzig, S. Hirzel 1900.

Inhaltsverzeichniß zum I. Quartal 1900 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagenummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten", von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

I. Artikel, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Soziales.

2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.

3. Literatur.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. auch u. Nr. 6.)

5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

III. Verfasser, soweit sie genannt.









